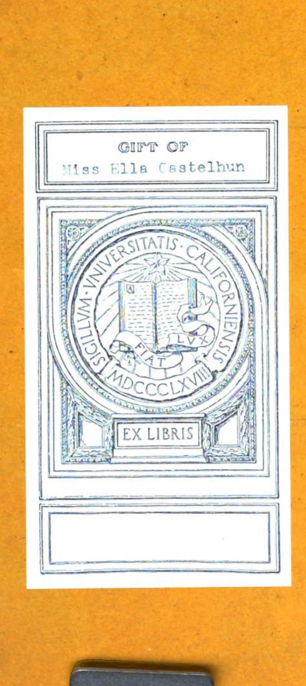
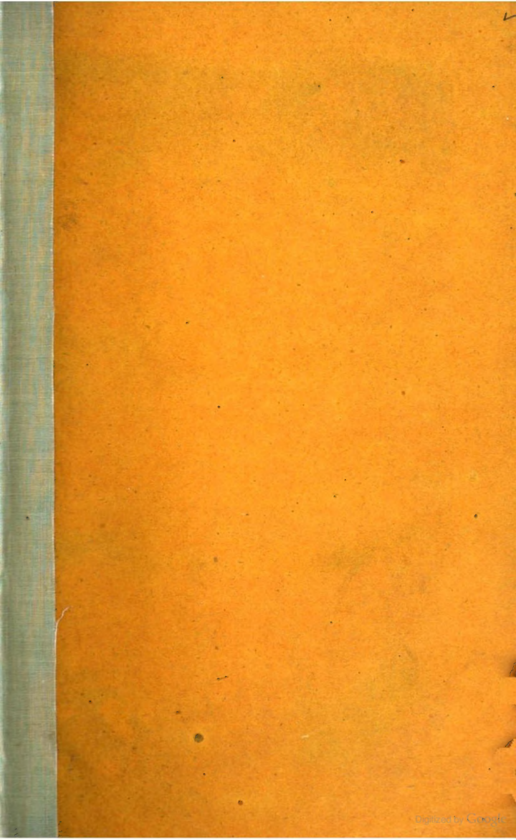
WELTGESCHICHTE: REVOLUTIONS-ZEITALTER. VOM JAHRE 1789-1848

Gustav Struve



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gustav Struve's

Weltgeschichte

in neun Büchern.

Neuntes Buch.

Erste Abtheilung.

Vom Jahre 1789 bis 1815.

Einzig rechtmäßige Auflage.

New-York:
Verlag von Gustav Struve.
1860.

Expedition: S. Zickel, No. 113 Rivington Street.

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Entered, according to Act of Congress, in the year 1856 by

GUSTAV STRUVE,

In the Clerk's Office of the District Court of the United States for the Southern District of New-York.

Druck von G. B. Teubner, 10 Spruce St., N. Y.

Digitized by Google

Das Zeitalter der Revolution

von

Gustav Struve.

Zweite Abtheilung.

Vom Jahre 1815 bis 1848

New-York:
Verlag von Gustav Struve.
1860.

Expedition: S. Zickel, No. 113 Rivington Street.

Digitized by Google

Digitized by Google

Revolutions-Zeitalter

von

Gustav Struve.

Vom Jahre 1789—1848.

---

1. Heft.

New-York:
Verlag von Gustav Struve.
1859.

Expedition:
S. Zickel, 70 Orchard Street, N. Y.

Eterered according to Act of Congress, in the year 1856 by
GUSTAV STRUVE,
in the Clerk's Office of the District Court of the United States for the Southern District of New-York.

Druck von G. B. Teubner, 17 Ann St., N. Y.

UNIV. OF CALIFORNIA

§ 1. Einleitung.

Die Wissenschaft hat die Gesetze aufgefunden, nach welchen die Sterne des Himmels sich bewegen, sie berechnet Sonnen- und Mondfinsternisse und sogar den Platz, an welchem unentdeckte Sterne, nach der erkannten Ordnung ihren Lauf um die Sonne nehmen. Warum sollte es ihr nicht auch gelingen, die Gesetze zu entdecken, nach welchen die Menschheit sich bewegt? Was für den Astronomen die Bewegung der Sonne, ist für den Geschichtsforscher die Bewegung der Völker. Die Erkenntniß der Bewegungen, welche am Sternenhimmel vor sich gehen, ist von hohem Interesse; von weit höherem aber das Verständniß der Erscheinungen, welche inmitten der menschlichen Gesellschaft sich entwickeln, weil diese uns unmittelbarer berühren.

Wie der Sommer auf den Frühling, wie das jugendliche Alter auf die Kindheit, so folgt auch im Leben der Völker eine Entwickelungsstufe auf die andere. Der Fortschritt der Menschheit, wenn auch in großen Zügen ununterbrochen, schließt doch mannigfaltige Schwankungen nicht aus. Auch die Magnetnadel hat ihre Abweichungen. Darum ist sie uns doch der sicherste Weiser der Weltgegenden. Wie der kühlste Tag im Juli kühler, als der heißeste Tag im Juni, so trug auch mancher spätere Tag im Völkerleben Spuren einer vergangenen Zeit. Der ungewöhnlichen Anspannung, dem großartigen Aufschwunge folgt oft Erschlaffung und Trägheit auf dem Fuße nach. Es ist Vorwitz, die Zukunft der Menschheit auf Jahrtausende hinaus vorhersagen zu wollen. Allein da wir auf etwa zwei und ein halbes Jahrtausend mit einiger Sicherheit zurückblicken, so mögen wir daraus den künftigen Entwickelungsgang der Menschheit, wenn nicht auf Jahrtausende und Jahrhunderte, so doch vielleicht auf Jahrzehnte hinaus in großen Umrissen ableiten.

Es läßt sich der vollständige Beweis liefern, daß im Laufe der Zeit, welche die Geschichte mit ihrer Fackel beleuchtet hat, die Menschheit einen großartigen Fortschritt auf fast allen Gebieten des menschlichen Lebens machte, und daß derselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert immer schneller wurde. Die alte Geschichte brauchte ungezählte Jahrtausende bis sie zu einem Abschnitte gelangte, das Mittelalter nahm wenigstens eines in Anspruch, die neuere Zeit umfaßt nicht voll drei und ein halbes Jahrhundert und dennoch ist sie weit inhaltsreicher, weit großartiger, als die vorhergehenden. Von Jahrtausend zu Jahrtausend hat sich der Gesichtskreis und der Freiheitsdrang der Menschen immer erweitert. Die Völker des Alterthums kannten keine Bestrebungen, welche sich viel über die Gränzen ihres Gebietes erstreckten. Die Vaterlandsliebe, die Treue gegenüber den Gesetzen und der Religion seines Volkes galt dem Juden, dem Griechen und dem Römer als höchste Tugend. Das Mittelalter erhob sich schon über den beschränkt nationalen Standpunkt der Vorzeit, indem alle Völker gleichen Glaubens, Christen auf der einen und Mohammedaner auf der anderen Seite, sich zu einem Ganzen vereinigten und theils mit der Feder, theils mit dem Schwerte

M210662

ihre gemeinsamen Gegner bekämpften. Der Neuzeit war es vorbehalten, die engen Gränzen nationaler und confessioneller Beschränktheit zu überschreiten und rein menschheitliche Bestrebungen ohne Rücksicht auf Farbe, Abstammung und Glauben zu hegen.

Die nationale Richtung des Alterthums fand ihren Untergang im römischen Reiche, welches alle Nationalitäten gleichmäßig verschlang, die confessionelle Tendenz den ihrigen in der päpstlichen Schreckensherrschaft, welche alle Confessionen gleichmäßig unterjochte oder doch mit Feuer und Schwert verfolgte. Es ist die Aufgabe der Neuzeit, über den Trümmern nationaler und confessioneller Vorurtheile ein Reich allgemeiner Bildung und Wohlfahrt, gleichen Rechtes und gleicher Freiheit zu gründen. Zwar sind wir von diesem Ziele noch weit entfernt. Allein das Streben darnach ist unverkennbar. Je weiter eine Nation in diesem edeln Wettkampfe gediehen ist, desto höher steht sie auf der Stufenleiter der Entwickelung.

Kunst, Wissenschaft und gesellschaftliche Wohlfahrt wachsen nur auf dem Boden der Freiheit, und unter Freiheit kann man nicht verstehen, das Recht, den Schwächern zu unterdrücken, sondern die Befugniß sich ungehemmt zu bewegen, vorbehältlich der wohlbegründeten Rechte Anderer. Die Freiheit aber, diese erste Voraussetzung jeder höheren Bildung und jedes wahren Glückes kann ein Volk nur durch muthige Thaten erringen.

Das Alterthum fand seinen Höhepunkt in den griechischen und römischen Freistaaten, welche auf dem Grundsatze einseitiger Nationalität ruhten und die Unterjochung zahlreicher anderen Staaten in ihrem Gefolge hatten. Obgleich das griechische und später das römische Volk die großartigsten Nationen ihrer Zeit waren, führte deren Uebergewicht dennoch zum Despotismus und machte die Verworfenheit einseitig nationaler Bestrebungen anschaulich.

Wie im Alterthum der Kampf um das nationale Uebergewicht der Mittelpunkt der gesammten Entwickelung bildete, so war der Widerstreit der verschiedenen Glaubensbekenntnisse die Grundlage des Mittelalters. Die Kreuzzüge, diese zweihundertjährige Fehde zwischen der gesammten Christenheit und dem Islam, machen uns die ganze Stärke des religiösen Fanatismus jener Zeitperiode, welcher mehr als sieben Millionen Christen den Tod bereitete, anschaulich.

Die römischen Kaiser des Alterthums zeigen uns, wohin nationaler, die römischen Päpste des Mittelalters wohin confessioneller Uebermuth führt. Der denkende Mensch bricht dem nationalen und dem confessionellen Dünkel der Vorzeit den Stab. Wer es versucht, das Banner nationaler und confessioneller Beschränktheit emporzuheben, streitet wider die klaren Fingerzeige der Geschichte, indem er, statt vorwärts nach den lichten Höhen gleichen Rechtes und geordneter Freiheit, rückwärts nach den nationalen Vorrechten des Alterthums und den confessionellen Verfolgungen des Mittelalters strebt. Wer die verruchteste aller Herrschaften, diejenige des Eigenthümers über seinen Sklaven, gut heißt, dem kann Zurücksetzung und Verfolgung aus nationalen und confessionellen Gründen nicht anstößig sein, vielmehr muß er sie als Mittel zur Sicherung seiner Tendenzen wünschenswerth finden.

Die Sklaverei war der Alp, unter dessen Drucke das Alterthum keinen höhern Aufschwung nehmen konnte. Sie verwandelte sich im Laufe des Mittelalters in das mildere Verhältniß der Leibeigenschaft. Die Aufgabe der Neuzeit ist es, beiden Ueberbleibseln vergangener roher Jahrtausende ein vollständiges Ende zu bereiten.

Der Entwickelungsgang der Menschheit ist nicht abhängig von dem Reichthum der bevorzugten Classen, sondern von dem Wohlstande der Völker. Er ist nicht bedingt durch die Gelehrsamkeit einzelner gut bezahlter Diener der Machthaber, sondern durch die Bildung der Gesammtheit, nicht durch die Gewaltherrschaft einer kleinen Minderzahl über die Mehrheit, welche in der Knechtschaft erhalten wird, sondern durch die Freiheit Aller.

Nicht Eisenbahnen, Canäle und Telegraphen, nicht Dampfschiffe und Daguerreotypen, nicht alle übrigen Erfindungen der Neuzeit bilden den wahren Fortschritt, auf welchen wir stolz sein können. Auch der russische Czaar und der türkische Sultan, der verrätherische Habsburger und selbst der römische Papst können sich die mechanischen Fortschritte unseres Jahrhunderts aneignen. Ein geknechtetes Volk zieht keinen Nutzen aus Entdeckungen und Erfindungen aller Art. In Despotien werden dieselben nur von den Machthabern ausgebeutet, oft zum Schaden der Millionen. Daß ein Fortschritt im Gebiete der Mechanik auch ein Fortschritt ist, versteht sich von selbst, allein im Verhältniß zu dem gesammten Felde menschlicher Entwickelung ist er sehr unbedeutend. Die Chinesen hatten lange vor den Deutschen den Buchdruck und das Pulver erfunden. Doch weil sie ein geknechtetes Volk waren, hatten sie wenig oder keinen Vortheil davon.

Nur mit den Ursachen beherrscht der Mensch die Wirkungen. Wir müssen die Ursachen bürgerlichen Glückes und edler Bildung ermitteln, wenn wir den Entwickelungsgang der Menschheit in scharfen Zügen auffassen wollen.

Die letzte Ursache, von welcher alle Fortschritte der Menschheit abhängen, sind äußere und innere Freiheit. Nur diejenigen Menschen und Völker, welche ungehemmt von Außen die ihnen angeborenen Fähigkeiten entwickeln können, schreiten vorwärts. Der Sklave kann die edelsten Kräfte der Seele, gerade diejenigen, die ihn über die Thierwelt erheben, nicht üben und eben deshalb bleibt er stille stehen, oder wird wohl gar von seinem Herrn gewaltsam rückwärts getrieben. Die freiesten Völker der Erde: die Griechen und Römer des Alterthums, wie die Nordamerikaner der Neuzeit, machten die raschesten und die großartigsten Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Lebens. Doch die äußere Freiheit ist nur eine Bedingung der Entwickelung. Wenn der Mensch, der sich ihrer erfreut, von wilden Leidenschaften getrieben und von beschränkten Meinungen und Ansichten beherrscht wird, so kann er sie auf die Dauer nicht behaupten und äußerer Zwang tritt an die Stelle der mangelnden Selbstbeherrschung. Wenn wilde Leidenschaften den Ton angeben sollen, so lassen sich die Völker lieber diejenigen eines einzelnen großen, als vieler kleinen Tyrannen gefallen. So versanken die Griechen und die Römer, nachdem sie die Freiheit errungen hatten, wieder in Knechtschaft, als sie ihre frühere Sittenreinheit und Bürgertugend verloren, der Habgier, der Herrschsucht und dem Ehrgeize fröhnten und sich im Schlamme der Ausschweifungen wälzten. Der Fortschritt der Menschheit läßt sich zurückführen auf die Frage: zu welcher Zeit besaß sie mehr äußere Freiheit, mehr sittliche Kraft und Schärfe des Geistes: früher oder jetzt? Ich antworte unbedenklich: jetzt! Ein klares Bild des Fortschritts der Völker entrollt sich unserem Blicke aber erst dann, wenn wir dem Entwickelungsgange der einzelnen hervorragenden Bestrebungen des menschlichen Lebens folgen. In welchem Zustande waren Ackerbau und Gewerbe, Künste und Wissenschaften, Kirche und Staat früher und jetzt? Zu welcher Zeit hatte das Leben in den größeren und kleineren Kreisen der Gesellschaft, in der Familie und in der Gemeinde, mehr Werth? Wie gestaltete sich der Wohlstand, die Bildung und die Freiheit der Nationen im Laufe der Jahrtausende? In mehr, als einer Rücksicht halten das Alterthum und das Mittelalter den Vergleich mit der Neuzeit aus. An Tapferkeit und Vaterlandsliebe sind die Römer und die Griechen von späteren Völkern nicht übertroffen worden. In mehreren Künsten, namentlich der Bildhauerei und Architektur, hat die Neuzeit die Griechen noch nicht erreicht. Die Hingebung des mittelalterlichen Ritters, die Begeisterung, mit welcher er für seine Ideale strebte, die Festigkeit, womit er an seinem Glauben hing, finden wir in unseren Tagen schwerlich wieder. Allein diese vereinzelten Erscheinungen der Vergangenheit geben nicht den Ausschlag. Auf dem Felde des ganzen Kriegswesens, auf dem Gebiete der ge-

sammten Kunst, steht die Neuzeit hoch über dem Alterthum. Wenn in unseren Tagen die Begeisterung für den Glauben abgenommen hat, so ist er seit den Zeiten des Mittelalters von vielem Unsinn gereinigt und der Vernunft um ein Bedeutendes näher gebracht worden. Hohe Begeisterung für unsinnige Glaubenssätze ist nichts anderes, als Verschwendung bedeutender Mittel. Der besonnene Mensch muß sie beklagen und kann sie nicht bewundern. Groß war in der That die Todesverachtung der Spartaner. Wenn aber Leonidas und seine Tapferen mit ihren alten Waffen einer gleichen Anzahl unserer Krieger den Thermopylenpaß streitig machen wollten, so würden sie ihn nicht lange behaupten können. Auch in unseren Tagen findet sich noch griechische Tapferkeit, zu ihr treten aber die Erfindungen der Neuzeit hinzu, welche dem modernen Krieger den Sieg über den tapfern Spartaner sichern.

Die Bildhauerei und die Baukunst der Griechen entscheiden für sich allein nicht im Gebiete aller Künste. Vielleicht hat die Neuzeit keinen Phidias und keinen Praxiteles hervorgebracht, wohl sind die Bauwerke, welche Athen einst schmückten, an Reinheit der Form in unseren Tagen kaum erreicht worden. Doch wenn die Neuzeit in allen übrigen Künsten, auf dem gesammten Gebiete der Wissenschaft den Sieg errungen hat, wenn unsere Zeitgenossen in Kirche, Staat und Gesellschaft höher stehen, so ist der Fortschritt der Menschheit unverkennbar. Griechenland war eine Oase in der Wüste des Alterthums. Es bietet nicht einen Maßstab der durchschnittlichen Entwickelung der Vorzeit, vielmehr bezeichnet es uns dessen Höhepunkt.

Doch auch das alte Griechenland wird von der Neuzeit überragt. Wenn auch der olympische Hain zu Delphi, wenn Athen und einige andere Städte Griechenlands den Schmuck unerreichter Kunstwerke besaßen, die große Masse des Volkes wohnte in sehr ärmlichen Häusern. Die Baukunst unserer Tage findet ihre Glanzpunkte in den Eisenbahnen und Kanälen, welche den Verkehr der Völker fördern und in der unermeßlichen Zahl geräumiger, bequemer und gesunder menschlicher Wohnungen.

Groß waren die griechischen Dichter Homer und Pindar, Aeschylus, Sophokles und Euripides; doch Dante, Shakespeare, Schiller und Göthe schwangen sich auf den Schultern der Alten höher empor.

Aristoteles war ein riesenhafter Geist, allein die Thatsache selbst, daß er in seinen Werken beinahe das gesammte Gebiet der Wissenschaft seiner Zeit umfaßte, beweist, wie arm diese damals noch war. Viele der einflußreichsten und bedeutungsvollsten Wissenszweige, welche in unseren Tagen einen hohen Grad der Entwickelung erreicht haben, bestanden, zur Zeit des Weisen von Stagyra, kaum den Namen nach. Ich nenne beispielsweise nur die Sternkunde, die Chemie und die Physiologie.

Herodot, Thucydides und Xenophon waren große Geschichtschreiber. Doch wie beschränkt waren ihre Kenntnisse, wie gering war der Umfang ihres Wissens! Selbst von den Völkern der alten Welt und von ihren Zeitgenossen war ihnen nur weniges bekannt und den Standpunkt, von welchem aus sie die Ereignisse mittheilten, deren Kenntniß sie mühsam gesammelt hatten, erhob sich nicht über mannigfaltige nationale Vorurtheile.

Mit Recht werden die freien Einrichtungen der griechischen Staaten gerühmt. Doch die Verfassungen der amerikanischen Union und der europäischen Schweiz, welche die Selbstherrlichkeit der einzelnen Provinzen in die schönste Harmonie mit der Centralgewalt brachten, übertreffen unstreitig diejenigen der Griechen, denen diese Ausgleichung niemals gelang.

Bei dem Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart dürfen wir diejenigen Völker nicht vergessen, welche den freiesten zur Seite stehen.

Die Reiche, welche neben unseren modernen Republiken einhergehen, nehmen eine

unendlich höhere Stufe ein, als diejenigen, von denen das alte Griechenland umgeben war. England, Deutschland, Frankreich, Italien, Polen und Ungarn, und selbst Spanien, ringen wenigstens nach höherer Freiheit, wenn schon sie sich deren noch nicht erfreuen. Wie ließen sich mit ihnen das persische Reich oder Carthago vergleichen? Als Rom sich zur Weltherrschaft empor schwang, war Griechenland gefallen. Für alle erobernde Staaten bleibt Rom gewiß ein unerreichtes Muster. Allein der schönste Triumph, welchen unsere Zeit feiert, besteht darin, daß die Eroberungen auf dem blutigen Felde der Schlacht von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt und nur diejenigen gerühmt und gepriesen werden, welche uns der Frieden durch die Fortschritte der Gewerbe, des Handels, der Künste und der Wissenschaften bereitet, oder welche die Freiheit zu ihrem Zielpunkte haben. Die Religion der Griechen, obgleich sie von christlichen Eiferern sehr herabgesetzt wird, und vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht bestehen kann, hatte im Vergleiche mit dem Christenthum manche Lichtseiten. Die Götter Griechenlands können den christlichen Heiligen wohl an die Seite gestellt werden. So unsinnig manche Glaubenssätze der Griechen waren, so versammelten sie doch niemals ein Concilium, welches über die unbefleckte Empfängniß irgend einer ihrer Göttinnen entscheiden sollte. Wenn wir übrigens gerecht sein wollen, so dürfen wir das vor Kurzem zu Rom versammelte Concilium nicht als Maßstab der religiösen Entwickelung unserer Tage, sondern nur als einen letzten Versuch des Pfaffenthums betrachten, der Christenheit wieder Vorliebe für den Aberglauben des Mittelalters einzuflößen. Den Griechen verbitterte ihre Religion keinen Lebensgenuß. Im Gegentheile hatten ihre kirchlichen Festlichkeiten immer eine heitere und freudige Seite. Ich erinnere an die olympischen und die delphischen Spiele. Die Griechen hatten weder Mönchs-, noch Nonnenklöster und wählten zur pythischen Priesterin, welche den Orakeln des delphischen Gottes ihren Mund lieh, und sich nicht verehelichen durfte, nachdem eine derselben mit einem Jünglinge entflohen war, immer Jungfrauen vorgerücktern Alters, welche sich an die Ehelosigkeit bereits gewöhnt hatten. Die Religion der Griechen besaß nicht die furchtbaren Auswüchse, welche das Christenthum selbst unserer Tage verunstalten. Ablaßzettel und Ohrenbeichte hätten sich die freien Griechen niemals gefallen lassen. Allein der Giftbecher, welchen Sokrates trinken mußte, beweist deutlich, daß auch sie nicht erhaben über religiösen Fanatismus waren. Die Griechen der Vorzeit duldeten eben so wenig, als die Katholiken des Mittelalters, daß der Maßstab der Vernunft an ihre Götterlehre gelegt wurde. Die Neuzeit steht auch in religiöser Beziehung über dem Alterthum und dem Mittelalter, nicht weil ihre Glaubenssätze vernunftmäßiger sind (denn darüber ließe sich wohl streiten), sondern weil in unseren Tagen die Kritik sich ohne Gefahr an die Religion wagt.

Das Licht der Vernunft kann heute nicht mehr von den Hallen der Kirchen gänzlich ausgeschlossen werden, so sehr sich auch tückische Pfaffen bemühen, es ferne zu halten. Der Freiheitsdrang der Völker ist auch in das Gebiet der Religion eingedrungen. Der Aberglauben hat nicht blos in dem Unglauben einen Gegner gefunden, sondern auch einen weit mächtigern in dem Geiste der Forschung und in dem Streben nach Wahrheit.

Unstreitig gehören die religiösen Gefühle zu den stärksten und beharrlichsten der Menschenbrust. Wenn im Alterthume die nationalen, so waren im Mittelalter die religiösen Bestrebungen durchaus vorherrschend. Christen, Mohammedaner und Juden entwickelten ihre ganze Lebensanschauung auf religiösem Boden. Staat und Kirche waren auf's innigste verbunden. Das Haupt der mohammedanischen Kirche war auch der Herrscher im Staate. Im Schooße der christlichen Reiche stritten zwar die geistlichen und weltlichen Gewalthaber um die Oberherrschaft, allein in der Hauptsache wirkten sie doch zusammen,

Künste und Wissenschaften wurden das ganze Mittelalter hindurch in einem entschiedenen Abhängigkeitsverhältnisse zur Kirche gehalten. Die Kirche schlug das Leben der Christen in ihre ehernen Bande. Sie bemächtigte sich des Säuglings, belehrte in ihrem Sinne das Kind, begleitete den Menschen von der Wiege bis zum Grabe und behauptete, selbst über dieses hinaus das zukünftige Schicksal der Seele der Verstorbenen bestimmen zu können. Wer sich nicht willig unter das Joch der Kirche fügte, büßte auf dem Schaffotte oder auf dem Scheiterhaufen für seine Kühnheit. Völker und Fürsten zitterten vor den römischen Päpsten. Wer gedenkt nicht des Kaisers Heinrichs IV., welcher im Schloßhofe zu Canossa drei Tage und drei Nächte im Büßerhemde stand, oder der Könige von England, Neapel und Portugal, welche ihre Kronen aus den Händen der Päpste zu Lehen empfingen! Das Faustrecht der Ritter, die heimlichen Fehmgerichte, die rastlosen Eroberungskämpfe der Könige, die Kreuzzüge und die Leibeigenschaft der Bauern paßten vortrefflich zu der päpstlichen Schreckensherrschaft, zu Nonnen und Mönchsklöstern, Ketzerverbrennungen und Priester-Cölibat. Wer wollte leugnen, daß die, obgleich nur theilweise, Abschaffung dieser Geisseln der Menschheit einen Fortschritt in sich schloß? Das Pfaffenthum unserer Tage besitzt so wenig, als das Königthum und der Adel die unbändige Rohheit und die furchtbare Macht vergangener Jahrhunderte. Nicht umsonst kämpften Deutsche und Niederländer um die Freiheit des Glaubens, die Engländer für ihre politischen Rechte. Der große Kampf der nordamerikanischen Freistaaten gründete nicht blos der neuen, sondern auch der alten Welt ein Bollwerk der Freiheit, welches keine Macht der Erde mehr brechen kann. Die französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts sprengte hundertjährige Fesseln und vernichtete tausendjährige Vorurtheile. Die Juli-Revolution von 1830, die Februar-Revolution von 1848 und die Volkserhebungen in Deutschland, Italien, Ungarn und Polen zeigen uns deutlich, in welcher Richtung der Geist der Völker strebt. Die Menschheit geht der Freiheit zu. Die Nationen sehnen sich nach Verbrüderung. Die Freiheitskämpfe bilden die Sprossen der Leiter, auf welcher die Menschheit emporsteigt. Umsonst suchen die Tyrannen Europa's die verrotteten Zustände, welche im Mittelalter ihren Ursprung haben, zu befestigen. Vergebens bemühen sie sich, die alten Zeiten, welche sie gut nennen, weil sie ihnen Gewalt und Reichthümer gaben, aus dem Grabe heraufzubeschwören. Sie müssen wider Willen den Völkern ein Zugeständniß nach dem andern machen und dadurch selbst dem Fortschritt die Bahn ebnen. Im ganzen civilisirten Europa und in dem bessern Theile Amerika's haben Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schifffahrt einen früher kaum geahnten Aufschwung genommen. Der freie Arbeiter, welcher, wenn auch nicht aller Orten, den ihm eigenthümlichen Boden bebaut, gewinnt demselben weit reichere Erndten ab, als der Sclave, welcher unter der Zuchtruthe eines Aufsehers, oder der Leibeigene, welcher unter dem drückenden Bewußtsein der Unfreiheit die Hände bewegt. Der Fortschritt der Völker wird nicht dadurch bedingt, daß der Mensch sich auf die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse beschränkt, sondern dadurch, daß er alle Kräfte, welche ihm die Natur verliehen hat, harmonisch entwickelt. Der Barbar ist zufrieden mit kärglicher Nahrung und Kleidung. Der gebildete Mensch erfreut sich aller Genüsse, welche seiner Gesundheit nicht schaden und die frische Kraft seines Körpers und seiner Seele anregen. Der gebildete Mensch des neunzehnten Jahrhunderts hat Sinn für Kunst und Wissenschaft und kann denselben leichter befriedigen, als die reichsten Besitzer und die mächtigsten Könige früherer Zeiten.

Wie in die größeren Kreise des Lebens: in Kirche und Staat, so ist auch in die kleineren: in die Familie und in die Gemeinde, ein freierer Geist eingedrungen. Die Frauen Griechenland's lebten abgesondert in einem eigenen Theile des Hauses und kamen mit den

Männern nur selten in Berührung. Die römischen Matronen waren persönlich und in ihren Eigenthumsverhältnissen der Willkür ihrer Gatten preisgegeben. Mit eiserner Hand herrschte der Römer über seine Familie. In unseren Tagen steht das Weib, wenn nicht in der Gemeinde, im Staate und in der Kirche, so doch in der Familie dem Gatten gleichberechtigt zur Seite, und den Kindern ist eine höhere Bildung durch das verbesserte Schulwesen aller Orten erleichtert. Bei den Griechen und Römern floß Gemeindeleben und Staatsleben in Eins zusammen. Die Gemeinde war der Staat. In unseren Tagen besitzen die Völker, welche sich noch nicht zu republikanischer Freiheit hinan geschwungen haben, in ihrem Gemeindewesen, das namentlich in Deutschland, England, Italien und Spanien sehr großen Einfluß auf das Leben übt, einige Entschädigung.

Am anschaulichsten wird uns der Fortschritt der Menschheit, wenn wir die Arbeit, diesen Grundpfeiler aller Entwickelung, diesen einzigen Rechtstitel des Eigenthums und aller Ehren in's Auge fassen. Im Alterthum und im Mittelalter war sie bei den meisten Völkern der Erde, und namentlich bei den Deutschen, eine Schande. Der Müßiggang war das große Vorrecht der Freien. In unseren Tagen wird selbst von den bevorrechteten Drohnen in Staat und Kirche der Werth und die Bedeutung der Arbeiter dadurch anerkannt, daß die Machthaber mit der größten Anstrengung suchen, sich deren Gunst zu erwerben. Diesseits und jenseits des Oceans ist der Müßiggang eine Schande geworden. Arbeiter sind aber mit gleichem Rechte diejenigen, welche mit dem Kopfe, als welche mit der Hand sich bethätigen. Ist denn das Haupt weniger werth, als die Faust? Der Kopf ist es ja gerade, welcher den Stand der Arbeiter so hoch gehoben hat. Erst seit Bauer und Handwerker angefangen haben zu denken, und Theil zu nehmen an den allgemeinen Bestrebungen der Menschheit, konnten sie das Joch der Vorzeit theilweise abstreifen. Je mehr der Kopf der Hand beisteht desto, höher hebt sich der Arbeiter.

Denselben Forschritt, den die Arbeiter des Friedens gemacht, gewahren wir auch bei dem Arbeiter des Krieges, dem Soldaten. Die Heere bestehen in unsern Tagen aus Arbeitern, welche ihre Gedanken und Bestrebungen auch in den Krieg mitnehmen. „Die Bajonette fangen an zu denken." Wir haben dieses erfahren bei den Revolutionen der Jahre 1848 und 1849, namentlich in Frankreich, Ungarn und Baden, als in einem Augenblicke das Werkzeug der Tyrannei zum mächtigsten Hebel des Fortschritts und der Freiheit wurde, indem die Söhne des Volkes ihre volksfeindlichen Offiziere vertrieben und an deren Stelle freiheitsfreundliche Führer wählten. Auf diesem Wege kann der Umschwung im gesammten Europa sich mit zauberhafter Schnelligkeit gestalten. Groß und bedeutungsvoll sind die Vorzüge, welche die Neuzeit über das Alterthum und Mittelalter erheben, und weit rascher als früher schritt die Welt im Laufe der letzten drei Jahrhunderte voran. Eine Revolution folgte der anderen auf dem Fuße und brachte der Menschheit frische Wahrheiten und neue Freiheitsbestrebungen, wenn schon sie nicht immer, gleich der niederländischen und nordamerikanischen, am Ende siegreich blieb. Der große Bauernkrieg des sechszehnten Jahrhunderts wurde im Blute seiner edelsten Kämpfer erstickt, allein die meisten Forderungen der Bauern sind ihnen im Laufe der Zeit doch bewilligt worden. Die französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts wurde von dem ersten Napoleon in Ketten geschlagen, allein die Ideen, welche sie unter den Völkern der Erde verbreitete, sind nicht untergegangen, sie haben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Kraft gewonnen. Der Boden Frankreichs blieb frei von den mittelalterlichen Lasten, welche die Revolution mit dem Schwerte abgelöst hatte.

Trotz allen Abgaben, welche die Fürsten Europa's ihren Völkern auferlegten, trotz der Millionen, welche von ihnen zur Auswanderung getrieben wurden, nimmt doch von Jahr

zu Jahr die Bevölkerung und der Wohlstand Europa's zu. Selbst Deutschland, aus dessen Schooße Jahr aus, Jahr ein Hunderttausende hinweg ziehen, hat seine Bevölkerung vom Jahre 1818 bis 1848 von dreißig auf vierzig und seither auf fünfundvierzig Millionen erhoben. Allerdings ist der Aufschwung der nordamerikanischen Freistaaten weit großartiger. Diese haben schon die Freiheit, welche uns noch fehlt. Wenn in den Völkern Europa's nicht eine große Kraft verborgen läge, so könnten sie nicht solche Fortschritte machen. Größer, als das Wachsthum an Wohlstand und Volkszahl, ist aber die Zunahme an Bildung und Freiheitsdrang. Obgleich die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 durch Gewalt und List aller Orten besiegt wurden, so konnten die Machthaber doch nicht alle Freiheiten zurücknehmen, welche ihnen die Völker im Augenblicke ihrer Erhebung abgedrungen hatten. Die Güterverhältnisse, die Presse und die Gerichte konnten nicht wieder in die Bande früherer Zeiten geschlagen werden. Die Völker haben in den Stunden des Kampfes und nachher, als die Reaction das Schwert und die Geissel über ihren Rücken schwang, viel gelernt. Sie werden es beweisen am Tage der Entscheidung. Nicht unnütz hauchten die Tapferen an den Galgen zu Arad und in den Laufgräben zu Rastadt ihr Leben aus. Die Wiener Legion und die badische Artillerie haben nicht umsonst gekämpft. Die hochherzigen Dulder in den Zuchthäusern und Festungen der deutschen Tyrannen, auf dem mörderischen Boden von Cayenne und auch die politischen Flüchtlinge, welche in der Union einen Ruhepunkt gefunden haben, werden nicht alle sterben, bevor die Völker sich wieder erheben und sie auf den Schauplatz der Thaten zurückführen. Der Tag der Freiheit wird kommen für Europa, wie er für Amerika erschienen ist. Wenn das nächstemal die Sturmglocke der Revolution ertönt, wird sie nicht eine Stadt, sie wird alle Nationen Europa's vom atlantischen Meere bis in die russischen Steppen zum Kampf auf Tod und Leben bereit finden.

Seit dem Jahre 1789 ist die Revolution eine regelmäßig wiederkehrende, in den Gesetzen der Völker-Entwickelung begründete Erscheinung. Als Napoleon I. die Kaiserkrone sich aufgesetzt hatte und den Continent Europa's beherrschte, glaubten die Alltagsmenschen, seine und seiner Familie Herrschaft sei fest begründet. Zwei Jahre nachdem er bis nach Moskau gezogen, war sein Reich auf die Insel Elba zusammengeschrumpft. Seine erste Kaiserzeit hatte zehn Jahre, seine zweite nur hundert Tage gedauert. Die Bourbonen, welche die verbündeten Heere den Franzosen zurückbrachten, mochten mit allen ihren Anhängern innerhalb und außerhalb Frankreichs, für immer den alten Königsthron wiederhergestellt glauben. Nach fünfzehn Jahren waren sie politische Flüchtlinge geworden. Das Haus Orleans hatte dasselbe Schicksal, wie die ihm vorhergegangenen Dynastien. Es mußte gleichfalls weichen dem Gesetze der Revolution. Die Bewegungen, welche im Schooße des französischen Volkes vor sich gingen, dehnten sich von Revolution zu Revolution immer weiter aus. Die Herrscher hielten niemals gleichen Schritt mit den Völkern. Das Ungestüm der Nationen nahm mit ihrer geistigen und materiellen Entwickelung zu und gerieth mit dem Schneckengange oder gar dem Krebsgange der Regierungen in immer tiefer eingreifende und immer sich ausdehnende Conflicte.

Das Characteristische dieses Zeitabschnittes besteht in den immer wiederkehrenden, Schlag auf Schlag einander folgenden Revolutionen, und daher haben wir demselben den Namen Revolutions-Zeitalter gegeben.

Im Laufe von siebenzig Jahren haben die Nationen Europa's klar und bestimmt zu erkennen gegeben, daß sie entschlossen seien, das auf ihnen lastende Joch des Mittelalters abzuschütteln. Das Ziel, nach welchem sie streben, wurde immer schärfer bezeichnet und entschlossener verfolgt.

Die Freiheitsbestrebungen der Nationen sind nicht mehr vereinzelte Erscheinungen. Alle civilisirten Völker Europa's haben sich, eines nach dem andern, in blutigen Kämpfen gegen den Despotismus erhoben. Das Losungswort unserer Tage ist:

Solidarität der Nationen!

Völkerverbrüderung!

Die Aufgabe unserer Zeit besteht nicht darin, die Armen reich und die Reichen arm zu machen, die Gewalthaber nur zu wechseln, sondern an die Stelle derjenigen Beweggründe und Einrichtungen, aus welchen die Leiden der Gesellschaft hervorgingen, solche zu setzen, welche den Wohlstand, die Bildung und die Freiheit der Gesammtheit sichern.

Die Bekämpfung und, wenn es sein muß, die Vernichtung der widerstrebenden Personen, Gesetze und Verfassungen bildet nur den Anfang, die Vorbereitung der einzuführenden Reformen. Von welcher Art diese sein müssen, um den Sturm der Revolution dauernd zu beschwören, läßt sich hier nur im Allgemeinen andeuten. Die erste und nothwendigste Voraussetzung ist die Wiederherstellung der verschiedenen unterdrückten nationalen Persönlichkeiten, die Feststellung des Grundsatzes der Gleichberechtigung nicht nur im Wechselverhältniß der Völker, sondern auch in den gegenseitigen Beziehungen aller einzelnen Bestandtheile derselben, der Provinzen, der Gemeinden und der Individuen. Nur diejenige Freiheit, welche der Ausfluß der Gleichberechtigung ist, hat eine feste Grundlage und kann auf dieser im Laufe der Zeit die Brüderlichkeit zu einem Bedürfnisse und einer Wirklichkeit machen. Nur unter gleichberechtigten Bürgern kann auf die Dauer Freiheit und Brüderlichkeit bestehen. An die Stelle der s. g. väterlichen Fürsorge der Monarchen kann erst dann, wenn die Nationen und Individuen zu dem Bewußtsein der Mündigkeit gelangt sind, das Gesetz der Brüderlichkeit treten.

Wenn die auf klarer Erkenntniß beruhende sittliche Kraft in dem Entwicklungsgange der Nationen immer den Ausschlag gäbe, wären keine Revolutionen erforderlich, um die Völker von unerträglichem Drucke zu befreien. Sie wären sogar nicht möglich, weil lange bevor der Druck den Höhegrad des Siedepunktes erreicht, er dessen Beseitigung hervorgerufen hätte. Die Revolution ist die Folge des Zusammenstoßes herzloser Despoten und leidenschaftlich aufgeregter Massen. Stumpfe Völker sind einer solchen eben so unfähig, als wachsame, thatkräftige und freiheitsliebende Nationen, die einen, weil ihnen die Kraft fehlt, ein auf ihnen lastendes Joch zu zerbrechen, die anderen, weil sie sich keine Ketten anlegen lassen, welche sie nachher zerbrechen müßten.

Im Laufe dieses Zeitabschnitts entwickelten sich alle civilisirten Völker der Erde so weit, daß sie den auf ihnen ruhenden Druck schmerzlich empfanden und den Entschluß faßten, denselben nicht länger zu dulden. Allein die sittliche Kraft und die Klarheit der Erkenntniß war in deren Schooße nicht stark genug, die Herrschaft der Könige, Pfaffen und Aristokraten ohne Explosionen, im ruhigen Gange gesetzlicher Verbesserungen zu beseitigen. Die französische Nation gab zuerst der Menschheit das Beispiel eines heroischen Aufschwunges und eines beklagenswerthen Rückfalls in die frühere Lethargie, und zwar nicht blos einmal, sondern dreimal. Sie erhob sich in den Jahren 1789 bis 1793 in Masse gegen den Despotismus, und zertrümmerte denselben. Allein das neue Gebäude der Freiheit entbehrte derjenigen Tiefe des Fundaments, welche es in den Stand gesetzt hätte, zugleich den von außen und von innen dagegen stürmenden Feinden Trotz zu bieten. Durch die gewaltthätigen Angriffe der vereinigten Despoten Europas wurde die erste französische Revolution zu früh von dem sicheren Gebiete friedlicher Entwickelung in die rauhe Bahn des Krieges gedrängt. Ein herrschsüchtiger Soldat machte der kaum errungenen Freiheit ein Ende, indem er sich des Thrones bemächtigte.

Der Despot wurde gestürzt hauptsächlich in Folge derselben Erschlaffung, welche der Nation die Kraft benommen hatte, sich seiner zu erwehren. An die Stelle des unumschränkten Kaiserthums Napoleon's I. trat die constitutionelle Monarchie der Bourbonen. Ein zweitesmal erhob sich die französische Nation (1830) und zerbrach den Thron des verhaßten Königsgeschlechtes. Diesesmal wagten es die auswärtigen Despoten nicht mehr, Frankreich mit Krieg zu überziehen, denn ein großer Theil der Völker Europa's nahm Theil an den von Paris ausgehenden freiheitlichen Bewegungen. Die Könige erkannten die Revolution und mit dieser das Königthum Ludwig Philipps in Frankreich und Leopolds in Belgien an. Die Zeiten hatten sich verändert. Die Revolution war zu einer Macht herangewachsen, welche mit Gewalt nicht mehr erdrückt werden konnte. Die Tyrannen verschworen sich mit einander, sie heimlich durch Lug und Trug zu untergraben. Ludwig Philipp wurde ein Mitschuldiger des Complottes und büßte dafür im Februar 1848, indem das Volk ihn aus Frankreich vertrieb und die Republik an die Stelle der Monarchie setzte. Die Revolution überschritt diesesmal die Gränzen Frankreichs noch viel weiter als im Jahre 1830. Sie erschütterte alle Throne Europas und war stark genug, auf eine Zeit lang wenigstens, die Beherrscher aller deutschen Staaten, einschließlich des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen, ganz Italiens und Spaniens zu demüthigen und zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Doch diese Nachgiebigkeit war nur eine scheinbare. Während die erschreckten Despoten zugaben, daß ihre Völker in großen National-Versammlungen neue freiere Verfassungen besprachen, bereiteten sie die Mittel vor, diese zu zertrümmern. Seit dieser Zeit hat Europa seinen alten Rechtsboden gänzlich verloren. An die Stelle der von den Völkern durch deren Vertreter beschlossenen oder doch vorbereiteten Constitutionen trat die nur noch auf den Bajonetten der Soldateska ruhende Gewaltherrschaft der zum Untergang der Freiheit verschworenen Kaiser und Könige.

Die erste Revolutionswoge begann 1789, drang, ganz Europa überfluthend, bis Moskau und Lissabon, und fiel in den Jahren 1814 und 1815 in sich selbst zusammen. Die zweite Woge erhob sich kurz nach dem Verschwinden der ersten, reichte zwar räumlich nicht so weit und ging prinzipiell nicht so tief, als die erste, rief aber eine Reihe anderer Revolutionswellen nahe und ferne hervor, und endigte mit der Vertreibung der Bourbonen aus Frankreich und des Hauses Oranien aus Belgien (1830). Die dritte Fluth, welche in Frankreich begann, wuchs langsam und erreichte ihren Höhepunkt in den Februartagen 1848. Sie hat ihr Ziel noch nicht gewonnen. Sie muß nach den ewigen Gesetzen der Natur in der Zertrümmerung des Bonapartismus in Frankreich und in der mehr oder weniger allgemeinen Erschütterung des mit demselben auf gleichem Grunde ruhenden europäischen Despotismus endigen. Da sie aber noch in ihrer Bewegung begriffen ist, können wir sie heutzutage nur bis zu jenem Höhepunkte verfolgen, den sie im Jahre 1848 erreichte. Vielleicht ist es mir vergönnt, später deren Verlauf in einem Anhange bis zu ihrem Ende zu begleiten.

Hätten die Völker Europa's und namentlich die Franzosen, welche seit dem Jahre 1789 entschieden den Ton angaben, mehr Tugend, eine höhere sittliche Kraft besessen, so wären die Rückfälle unmöglich gewesen, welche wir während der Jahre 1794—1814, 1816—1830, 1832—1848 erlebten. Die Perioden der Erhebung wären nicht so kurz, die Zeiten der Erschlaffung nicht so lange gewesen.

Wir hassen das Laster, wenn wir es in Verbindung mit den Mächtigen der Erde finden. Sollten wir es beschönigen, wenn sich Bürger oder Bauern damit beflecken? Wir müssen der Ausschweifung den Stab brechen, falls sie nicht sucht sich zu rechtfertigen, sondern sich schuldig bekennt. Sollten wir sie billigen, falls sie mit frecher Stirn unter dem glän-

zenden Aushängeschilde eines Systems sich für berechtigt erklärt? Die Freiheit ist nur schön im Vereine mit Sittenreinheit, Wahrheit und Recht. Dem Laster der Lüge und der Rohheit müssen Ketten angelegt werden, wenn die edelen Gefühle und nicht wilde Leidenschaften, wenn Kunst und Wissenschaft und nicht Brodneid und Charlatanerie den Ton angeben sollen. Nicht der Machthaber, er nenne sich König oder Kaiser, sondern der Mißbrauch der Gewalt, diese sei groß oder klein, fordert unser Freiheits- und Rechtsgefühl heraus.

Die Selbstsucht, die Wollust, die Habgier, der Ehrgeiz, die Herrschsucht sind gerade dann am verderblichsten, wenn sie sich in den Mantel des Fortschritts hüllen, die Sprache der Freiheit reden und ein Recht in Anspruch nehmen.

Eigenthum, Ehe, Religion, Staat sind uns nur, insofern sie auf Betrug und Raub ruhen, verhaßt. Gründen sie sich dagegen auf Arbeit, Liebe, Treue, ernste Forschung und freie Willensbestimmung, so sind sie uns lieb und werth. Es ist sehr abgeschmackt, den Fürsten den Stab brechen, zugleich aber gerade diejenigen Elemente, welche diese allein hassenswerth machen, zur Herrschaft bringen zu wollen. Wie die Despoten sich nennen, ändert an der Beschaffenheit ihrer Beweggründe nichts. Mehr, als das Alte sind wir aufgefordert, das Neue zu bekämpfen, insofern es der wahren Freiheit und dem ewigen Rechte Gefahr bringt.

Keine Revolution wird Bestand haben, in deren Schooße die schöpferischen Kräfte nicht Hand in Hand mit den destructiven gehen, in deren Schooße die Rache, der Zorn und die Zerstörungswuth nicht gemäßigt werden durch Rechtsgefühl, Menschenliebe und Sinn für Kunst und Wissenschaft.

Wer den endlichen Sieg der Freiheit über den Despotismus, des gleichen Rechtes über das Privilegium, der Brüderlichkeit über die Abschließung will, darf sich nicht damit begnügen niederzureißen, er muß auch aufbauen, und zwar, so weit es die Verhältnisse erlauben, sogar unter dem Drucke der Tyrannei.

So lange diejenigen, welche am wenigsten zum Besten der Menschheit arbeiten, die Herren der Erde und aller Genüsse die sie bietet, sind, während die arbeitenden Massen darben, können wir aus dem Zustande der Revolution, in dem wir uns seit sieben Jahrzehnten befinden, nicht herauswinden.

Die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte, welche im vorigen Jahrhunderte nur im Herzen Weniger lebten, wenn schon Viele sie auf der Zunge trugen, können in unseren Tagen nicht mehr mit Füßen getreten werden, ohne den Widerstand der Massen anzuregen. Die große Aufgabe unserer Zeit ist, sie zu verwirklichen, und der Fortschritt der Menschheit besteht nur in der Annäherung an dieses erhabene Ziel.

Es genügt den Völkern in unseren Tagen die Mündigsprechung des dritten Standes nicht mehr. Alle Stände, alle Völker der Erde verlangen gleiches Recht, gleichen Theil an den Gütern der Erde, gleichen Theil, wie an den Lasten, so an den Vortheilen der Arbeit.

Die neueste Geschichte erhält ihren Character durch die Kämpfe, welche zuerst der dritte und dann der vierte Stand begann, und deren Ziel die Gleichberechtigung ist. Im Anbeginn der französischen Revolution begnügten sich die Proletarier damit, in den Schlachten der Freiheit ihr Blut zu vergießen. An der Leitung der Staatsangelegenheiten nahmen sie nur stoßweise und mittelbar an den Tagen der Explosion oder durch die von ihren Klubbs ausgehenden Anregungen Theil. Erst gegen Ende dieses Zeitabschnittes stellte der vierte Stand seine Forderungen auf, und begann einen ähnlichen Kampf gegen Adel, Geistlichkeit und Pfahlbürgerthum, wie ihn früher der dritte Stand gegen Adel und

Geistlichkeit geführt hatte. Bevor der Bürgerstand eingesehen haben wird, daß dieselben Grundsätze, deren Geltendmachung ihm seine Siege über Adel und Geistlichkeit verschafft, auch die Ansprüche des vierten Standes begründen, steht das Bürgerthum mit den Proletariern nicht auf gleicher principieller Höhe, und erst wenn der dritte Stand erkannt haben wird, daß seine Interessen durch einen gleichen Bund mit dem Proletariate besser gefördert werden, als durch die ungleiche Allianz mit dem Privilegium, wird die Menschheit um eine Sprosse höher steigen.

In diesem, wie in dem vorigen Zeitabschnitte bezeichnen nicht die Könige, Päpste und Fürsten, sondern die Männer, welche für die Freiheit kämpften, den Fortschritt der Zeit. Die Rollen der Hemmschuhe an dem Rade der Menschheit, welche in der zweiten Hälfte des siebenzehnten und während des größern Theiles des achtzehnten Jahrhunderts die drei Ludwige gespielt hatten, übernahm später Napoleon I., Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp. Die bewegende Kraft der Völker wuchs im Laufe dieses Zeitabschnitts so mächtig an, daß sie sich nicht mehr, wie früher, durch die Namen einzelner Menschen, sondern nur durch diejenigen ganzer Gruppen, ganzer Geistesrichtungen bezeichnen läßt. An der Spitze der Zeit stehen im Laufe dieses Abschnittes nicht mehr friedliche Gelehrte, sondern Männer der That: Revolutionäre. Der Gegensatz zwischen der Gironde und dem Berge, den zagenden und den kecken, den schwankenden und den entschlossenen Männern des Fortschritts findet sich bei allen politischen Kämpfen des neunzehnten Jahrhunderts wieder. Constitutionelle Monarchisten, blaue und rothe Republikaner, Socialisten und Communisten — dieses sind die Gruppen, welche das rollende Rad der Zeit vorwärts treiben; Absolutisten, Pfaffen und Aristokraten, im Bunde mit Bureaukraten, Soldaten und Geldwucherern sind die Schattirungen der Reactionspartei, welche der Zeit den Fortschritt wehren wollen.

Im Laufe der neun ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts wurden diejenigen Ideen besprochen und verbreitet, deren Durchführung später versucht und theilweise wenigstens erreicht wurde. Zugleich erhielten diese Ideen einen stets sich erweiternden Kreis von Anhängern, eine immer tiefer eindringende Begründung und eine Entwickelung ihrer Folgesätze, welche weit über die Bestrebungen und Ansichten der großen Geister der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinausreicht.

Der Kampf, welcher im vorigen Zeitabschnitte, mit alleiniger Ausnahme England's und Nordamerika's, nur auf geistigem Gebiete ausgefochten worden war, ging auf das Feld des praktischen Lebens über, und verbreitete sich von dem nordischen Vorgebirge bis an die Südspitze Italiens, und von Warschau bis Lissabon. Die Despoten Europa's erhielten in den russischen Czaaren mächtige Verbündete im Streite gegen ihre Völker. Alle die Gewaltthaten, welche die Könige der französischen Republik zum Vorwurfe machten, als deren Heere siegreich vorrückten, verübten sie selbst in tausendfachem Maaße, als sie das Uebergewicht erlangten. Die Republik hatte auf ihre Banner geschrieben: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Auf den Standarten der Tyrannen waren Kreuze, Kronen und reißende Thiere abgebildet.

Im vorigen Zeitabschnitte wurden einzelne Mißbräuche angegriffen, in unseren Tagen gilt der Kampf den Fundamenten des mittelalterlichen Staates, der Kirche der Vorzeit und der ganzen Organisation der Gesellschaft. In unseren Tagen verlangen die fortschreitenden Geister nicht eine Reform, sondern gänzliche Abschaffung des Königthums, des Adels, der Geistlichkeit und der stehenden Heere, und überdieß eine vollständige Reorganisation des Beamtenwesens und der Vermögensverhältnisse auf der Grundlage des Motto's: „Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle."

An die Stelle des Königthums wird die Republik, an die Stelle des Adels das gleichberechtigte allgemeine Bürgerthum treten; die Religion wird als Privatsache der Einzelnen und nicht mehr als polizeiliche Zwangsanstalt behandelt, die stehenden Heere werden durch bewaffnete Völker abgelöst, die Beamten als Diener der Nationen, und die Erde als Gemeingut betrachtet werden, — sobald die im Wachsthume begriffene Sturmfluth die Throne der Despoten verschlungen haben wird.

Dieses ist die Richtung, in welcher der Zeitenstrom fließt, nicht blos seit dem Jahre 1789 oder 1517, sondern seit den ersten Tagen der Geschichte, seit dem Falle der griechischen Republiken und des römischen Reiches, und der Entstehung der aus dessen Trümmern hervorgekommenen neuen Staaten. Wann dieser große Zusammensturz stattfinden werde, kann Niemand mit Sicherheit voraussagen. Allein da die ganze geistige Grundlage der jetzt bestehenden Gesellschaft gewichen ist, können die Bajonette allein auf die Dauer dieselbe nicht halten. Ein halbes Menschenalter war die Zeit, welche keine der seit 1789 bestandenen Regierungen Frankreich's überlebte, und seit dem Jahre 1830 war eine allgemein europäische Bewegung, jedesmal im Gefolge einer französischen Revolution. Wenn eine neue Generation thatkräftiger Jugend herangewachsen ist, welcher die noch nicht der Gegenwart abgestorbene ältere freudig die Hand reicht, dann ist der Zeitpunkt gekommen, da die Geister auf einander platzen, da sich Elektricität in hinreichender Masse gesammelt hat, um vernichtende Blitze zu schleudern, und da der Geist sich hinreichend abgeklärt hat, um die von der Menschheit begehrten neuen Gestaltungen zu schaffen.

Die Geschichte enthält für alle diejenigen, welche nach Freiheit und Recht streben, den mächtigsten Sporn zu unausgesetzter Kraft-Anstrengung, für alle tugendhaften Menschen die erhabensten Muster, allein auch Tyrannen finden in ihr die reichste Nahrung für ihre Leidenschaften, und Vorbilder des Lasters und vom Glücke wenigstens scheinbar gekrönter Herrschsucht und Eroberungslust. Alle Herrschergeschlechter, welche seit Jahrhunderten auf Thronen sitzen, leiten aus den von ihren Vorfahren befolgten Rathschlägen, gehegten Entwürfen und eingeschlagenen Bahnen die Regeln ab, nach welchen sie selbst handeln. Sie können diese nicht aufgeben, ohne ihre Throne oder doch die Grenzen ihrer Reiche zu gefährden.

Die Geschichte lehrt uns die Schandthaten, mit deren Hülfe die Merovinger, Carolinger und Capetinger sich an die Spitze der Franzosen schwangen; die Bestechungen, Kuppeleien und Mordscenen, durch welche die Habsburger nach und nach ihre Länder erwarben; die unabsehbare Reihe von Verbrechen, welche die Papstwahlen und die Aufrichtung des päpstlichen Glaubens in ihrem Gefolge hatten. Wir wissen, daß die Grundlagen aller Throne der Welt Lug und Gewaltthat, wenn schon in den verschiedensten Formen sind. Von Jahrhundert zu Jahrhundert erben sich die Traditionen der Herrscher fort. Die Mittel, deren sich die Vorfahren bedienten, um ihre Throne zu erklimmen und zu befestigen, sind für die Nachfolger unvermeidliche Beispiele geworden, aus welchen sie ihre Staatskunst ableiten. Nur mit den Thronen selbst kann den Ueberlieferungen, auf welchen sie ruhen, ihr Ende im praktischen Leben bereitet werden.

Chlodwig, Karl, der sogenannte Große, Franz I., Ludwig XIV. sind für alle französischen Herrscher, sie mögen den Königs- oder Kaiser-Titel führen, die unversieglichen Brunnen, aus welchen sie ihre Staatsweisheit schöpfen. Rudolph I., Albrecht I., Karl V., Ferdinand II. und Ferdinand III. bieten den Habsburgern; Gregor VII., Innocenz III. und Paul IV. den Päpsten die Muster, welche sie, soweit die Verhältnisse es erlaubten, immer nachzuahmen suchten.

So lange es Könige giebt, werden sie die Beispiele befolgen, welche die glücklichsten und mächtigsten ihrer Vorfahren ihnen gaben, und kein beschriebenes Papier, kein Eid wird im Stande sein, davon irgend etwas abzuändern. Wollen wir bessere Regenten haben, so müssen wir die Muster verbessern, nach welchen sie sich zu richten haben. Könige werden Könige, republikanische Beamte die Archonten Griechenlands, die Consuln Rom's, oder die Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerika's nachahmen.

Erster Abschnitt.

Die französische Revolution von 1789—1804.

§. 2. Vorbemerkung.

Beim Beginne dieser Periode sahen wohl Manche die am Horizonte aufsteigenden Wolken, aber Niemand ahnte die Stürme, welche die Zeit in ihrem Schooße barg. Die Ideen, auf deren Fittigen sich die Revolutionen dieser Epoche empor schwangen, hatten die Männer des Volkes zwar tief ergriffen, allein die bevorzugten Stände waren über deren Bedeutung und Tragweite vollständig im Unklaren. Einem Theile derselben dienten die von den großen Geistern des achtzehnten Jahrhunderts verbreiteten Gedanken zur Unterhaltung und zum Spiele, während der andere Theil der Könige, Aristokraten und Geistlichen dieselben mit wüthendem Hasse verfolgte.

England blutete aus tiefen Wunden, welche die Kriege des achtzehnten Jahrhunderts, und namentlich der nordamerikanische Freiheitskampf ihm geschlagen hatte. Deutschland trug mit Geduld das Joch seiner dreihundert Tyrannen, obgleich es durch Friedrich II. von Preußen und Joseph II. von Oesterreich von oben herab, und durch seine strebenden Geister von unten herauf gerüttelt und geschüttelt worden war.

Die Fürsten Europa's beschäftigten sich mit untergeordneten Dingen. Die Beherrscher Rußlands, Oesterreichs und Preußens dachten nur an Eroberungen, wozu die Türkei und Polen den Stoff bieten sollten. Die katholischen Reiche: Spanien, Portugal und Italien waren in tiefe Erschlaffung gesunken. Nur in Frankreich regte sich der Geist der Freiheit gewaltig. Nach dem Lande zwischen den Pyrenäen und den Alpen richteten alle strebenden Menschen ihre Blicke, von dort aus erwarteten sie, daß der Despotismus des Mittelalters im wirklichen Leben erschüttert werden würde, wie dieses auf dem Felde der Literatur schon geschehen war. Es galt, eine neue Ordnung der Dinge zu gründen, welche den veränderten Anschauungen und Verhältnissen der Nation entsprach.

Nachdem durch die Bartholomäusnacht und die Maßregeln Richelieu's der Geist protestantischer Freiheit niedergedrückt worden war, nachdem Ludwig XIV. das monarchische Princip auf seine höchste Spitze getrieben, und das Land durch seine Kriege, durch seine Verschwendung und durch seine Gleichgültigkeit gegen die Klagen des Volks erschöpft, nachdem Ludwig XV. endlich durch eine lange unrühmliche Regierung die Anhänglichkeit an die Monarchie und die Furcht vor derselben erschüttert hatte, — war in Frankreich der

Boden zu Freiheitsbestrebungen wohl vorbereitet. Die französische Literatur benutzte die Stimmung des französischen Volkes, um die Saat der Freiheit auszustreuen. Diderot, d'Alembert und die Encyklopädisten, Voltaire, J. J. Rousseau und deren Freunde beherrschten lange Zeit nicht nur die Literatur Frankreichs, sondern auch diejenige der übrigen Welt, so daß es ihnen nothwendig gelingen mußte, die öffentliche Meinung aller civilisirten Völker und insbesondere auch diejenige Frankreichs zu bestimmen. Allein der Einfluß dieser Männer hatte einen weit mehr negativen, als positiven Character. Allerdings unterwühlten dieselben die Grundlagen der zu ihrer Zeit bestehenden kirchlichen und politischen Zustände. Auch regten sie eine Sehnsucht nach einer besseren Zukunft in edleren Gemüthern an. Allein es fehlte allen diesen Männern zu sehr an moralischer Kraft, als daß sie es vermocht hätten, den Grund zu einer schöneren Zukunft zu legen. J. J. Rousseau hatte einen höhern schöpferischen Geist, als die anderen eben genannten Schriftsteller, und regte daher mehr als diese die Gemüther an, nach freieren Formen in Kirche und Staat zu streben. Doch war er viel zu wenig praktisch und viel zu wenig Staatsmann, um den Plan eines neuen Staatssystems entwerfen zu können. Die Oekonomisten waren Männer von reiner und edler Gesinnung; doch ihr Gesichtskreis war zu beschränkt, und ihr System ruhte auf einer zu fehlerhaften Basis, als daß sie es vermocht hätten, die Schöpfer neuer politischer Gestaltungen zu werden. Den Franzosen schwebte das Beispiel der nordamerichen Freistaaten vor Augen, welches auf sie einen um so größern Eindruck machen mußte, als viele und bedeutende Persönlichkeiten aus ihrer Mitte deren Entwickelungsgang an Ort und Stelle beobachtet hatten. Allein in dieser Rücksicht trat besonders deutlich die Verschiedenheit des französisch-europäischen und des englisch-amerikanischen Characters hervor. Die Idee eines Staatenbundes, wie er in Nordamerika bestand, vermochte niemals in Frankreich Anklang zu finden. Paris übte einen zu vorwiegenden Einfluß auf alle gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Verhältnisse Frankreichs, als daß neben dieser Hauptstadt gleichberechtigte Schwesterstädte sich hätten erheben können. Die Centralisation hatte vor Beginne der französischen Revolution in Frankreich im Laufe der Jahrhunderte so große Fortschritte gemacht, daß es unmöglich war, die Folgen derselben zu entfernen. Centralisation bildet aber den ausschließlichen Character der Monarchie. Es fehlte daher in Frankreich zur Zeit, da die Revolution begann, nicht blos an der erforderlichen intellectuellen und moralischen Grundlage einer republikanischen Verfassung, sondern auch an denjenigen vorbereitenden Einrichtungen, ohne welche ein Freistaat auf die Dauer nicht bestehen kann. Die physische Gewalt mag zwar bestehende Einrichtungen zerstören und deren lebende Vertreter tödten oder zerstreuen; allein nur der schöpferische Geist vermag neue Gestaltungen vorzubereiten und nur eine erhöhte moralische Kraft vermag dieselben in's wirkliche Leben überzuführen und trotz dem Wiederstreben der Alltagsmenschen sie in demselben zu befestigen. Wo es sich aber darum handelt, neue Schöpfungen hervorzurufen, eine Nation auf eine höhere Entwickelungsstufe hinanzuheben, da kann das schon Dagewesene nicht ausreichen, da müssen neue, früher ungekannte Kräfte angeregt und Organisationen gegründet werden, zu welchen nicht die Geschichte, sondern ein höheres Ideal die Anleitung bietet.

Der Despotismus, welcher seit der Ermordung Heinrich's IV. fast zwei Jahrhundert hindurch über Frankreich gebrütet, hatte am Ende der Regierungszeit Ludwig's XV. aufgehört, furchtbar zu sein, und angefangen, lächerlich zu werden. Die Streitigkeiten zwischen Jesuiten und Jansenisten gaben den Encyklopädisten und den Anhängern Voltaires Stoff genug, die schwachen Seiten der römisch-katholischen Kirche allgemein anschaulich zu machen. Allein die Gegner des Ultramontanismus und des Jansenismus übersahen ganz und gar,

daß diese beiden Glaubensrichtungen nicht identisch seien mit der Religion überhaupt. Sie rügten die Mißbräuche einer fanatischen Priesterschaft, die Erbärmlichkeiten einer beschränkten Schule, die Laster und die Verbrechen, die Habsucht und den Ehrgeiz eines weit verzweigten Mönchthums. Allein indem sie einen düstern Schatten auf Religion und Kirche überhaupt warfen, richteten sie die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf ideale Zustände, welche, wie der Phönix aus der Asche der Vergangenheit aufsteigen möchten, sondern nur auf den herrschenden Aberglauben, und alle die niedrigen Beweggründe, welche sich desselben als Mittel zu irdischen Zwecken bedienten. Sie untergruben allerdings die damals bestehenden kirchlichen Zustände, allein sie legten nicht zu gleicher Zeit den Grund zu einer auf Wahrheit und auf Freiheit ruhenden neuen Ordnung der Dinge. Als daher der Sturm der Revolution losbrach und den Augiasstall der Vergangenheit reinigte, fehlte es an den Elementen zu neuen Schöpfungen in der Kirche wie im Staate, und obgleich allerdings Frankreich durch seine Revolution befreit wurde von den Folgen der mannigfaltigsten politischen und kirchlichen Bedrückungen, so wurde doch der Geist der Bedrückung selbst nicht verdrängt, denn dieser läßt sich nur durch einen höhern, durch einen bessern Geist, nicht aber durch denjenigen der Verneinung und der Zerstörung beseitigen.

Ludwig XVI. war wie geschaffen dazu, die schlummernden Triebe, welche zu einer Revolution drängten, zu entfesseln und ihnen Haltpunkte zu bieten. Ein kräftigerer Charakter würde vielleicht sich an die Spitze der Volksbewegung gestellt und sie geleitet, oder aber sie unterdrückt und überwältigt haben. Einem klugen Fürsten würde es wenigstens gelungen sein, die Aufregung der Gemüther einigermaßen zu beruhigen. Ludwig XVI. goß immer heimlich Oel in das Feuer, nachdem er öffentlich gesucht hatte, die Flamme zu löschen, und reizte dadurch alle schlummernden Leidenschaften und namentlich die für einen Fürsten verderblichste, den Argwohn des Volkes, gewaltsam auf.

Siebenzig Jahre sind seit den ersten Zuckungen der französischen Revolution verflossen. Noch sind aber lange nicht alle Schleier gehoben, welche manche ihrer bedeutungsvollsten Ereignisse bedecken. Revolution und Gegenrevolution, die verschiedenen zu dieser oder jener Richtung gehörenden Parteien entwarfen unausgesetzt Pläne zur Förderung ihrer Zwecke und zur Bekämpfung ihrer Gegner. Der größere Theil derselben kam nicht zur Ausführung. Viele Versuche scheiterten, und selbst diejenigen, welche zu Tage traten und die großartigsten Folgen hatten, sind dennoch, was ihre Beweggründe und ihre Urheber betrifft, noch immer in Dunkel gehüllt. Mehr als ein Entwurf, welcher reiflich erwogen und sorgsam vorbereitet war, gestaltete sich, als er in's Leben trat, ganz anders, als seine Urheber dachten. In den ersten fünf Jahren der Revolution machte das kühne Auftreten des Volkes die meisten Berechnungen der Höflinge, Diplomaten und Staatsmänner zu Schanden. Später schlich sich die Intrigue wieder in den Besitz der Gewalt. Die Massen hörten auf, selbstthätig in die Geschicke der Menschheit einzugreifen. Sie sanken wieder zu Draht-Puppen herab, welche von geschickten Händen hinter den Coulissen geleitet wurden. Sie feierten Feste, sie übten Handlungen der Volkssouveränität aus, sie stürzten sich mit Heldenmuth auf innere und äußere Feinde. Doch allen diesen Erscheinungen des Volkslebens kam mehr und mehr die klare Erkenntniß, das Selbstbewußtsein und der Freiheitsdrang abhanden. Die Volkssouveränität trat am stärksten zu Tage, bevor sie vom Gesetze anerkannt war, und ging thatsächlich viel früher unter, als ihr Napoleon durch das Kaiserreich ein Ende machte.

Die Masse selbstthätiger Männer, welche in den ersten Jahren der Begeisterung das Gewicht ihrer Individualität in die Wagschale der Revolution warfen, ist so unermeßlich daß der Geschichtschreiber Mühe hat, sie nur in ihren allgemeinen Umrissen zu erfassen und

jedem derselben das ihm gebührende Maß der Bedeutung richtig zuzutheilen. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, ja! bisweilen sogar von Stunde zu Stunde wechselten viele hervorragende Männer der Revolution, wenn nicht ihren Charakter, so doch dessen äußere Erscheinung. Der Strom der Zeit floß so rasch dahin, daß Tausende, welche anfangs an dessen Spitze einher geschritten waren, von demselben überholt wurden, und in dessen Fluthen versanken, wenn es ihnen nicht gelang, da oder dort an einem festen Punkte, der ihnen Schutz bot, sich anzuklammern. Die Führer wechselten so schnell, daß von allen denjenigen der ersten Zeit nach fünf Jahren auch nicht ein einziger mehr an der Spitze der Bewegung stand. Immer neue, immer riesenhaftere Gestalten, welche ihre Vorgänger verdrängten, tauchten auf, bis sich in Robespierre die Revolution mit allen ihren früher nie geahnten Kräften, Tugenden und Ausschweifungen gewissermaßen personifizirte und unter der Guillotine endigte.

Wer in unseren Tagen noch den massenhaften Hinrichtungen das Wort redet, bedenke wohl, daß die Terroristen Frankreichs unter demselben Fallbeile wie ihre Gegner endigten. Keine Leidenschaft kann entfesselt werden, ohne denjenigen, welcher sich ihrer zu seinen Zwecken bedient, zu gefährden. Früher oder später kehrt sie immer zu ihrem Ausgangspunkte zurück, und zwar vollendet sie ihren Kreislauf um so schneller, je rascher sie diesen begonnen.

In früheren Zeiten war die Kargheit der geschichtlichen Quellen eine der größten Schwierigkeiten, welche der Schriftsteller zu überwinden hatte. Seit den Tagen der französischen Revolution und schon früher fließen die geschichtlichen Quellen reich, allein sie sind nicht blos durch Parteileidenschaft getrübt, sondern oft absichtlich verfälscht worden. Ganze Bibliotheken wurden geschrieben, um die Nachwelt zu täuschen. Schulen wurden gegründet, um der Jugend die verfälschte Geschichte beizubringen, Preise auf die Verfälschung derselben wurden ausgesetzt. Fürsten, Adel und Geistlichkeit gaben Zeitschriften heraus und besoldeten Schriftsteller, um Schmutz auf eine Revolution zu werfen, vor welcher sie noch zitterten, als deren Strom längst aufgehört hatte, sein Bett zu überfließen. Dennoch gelang die Verfälschung nicht. Das Licht der Wahrheit hat wenigstens die großen Umrisse der Revolution beleuchtet, wenn schon manche einzelne Züge derselben noch immer in Dunkel befangen sind.

Unter allen Verhältnissen ist es schwer, die großartigen Volksbewegungen einer Nation, der man nicht angehört, richtig zu würdigen. Wenige Franzosen haben den Geist der von Deutschland ausgegangenen Reformation in seiner ganzen Tiefe erfaßt. Doch die Zahl der Deutschen, welche die Erscheinungen der französischen Revolution in deren Beziehung zur Vergangenheit Frankreichs und zu dem Charakter der Nation erkannten, ist gleichfalls sehr gering. Wer sich selbst noch geduldig unter das Joch des Königthums, des Adels und der Geistlichkeit beugt, wer selbst im Dienste dieser drei Geißeln der Menschheit steht und deren Brod ißt, beweist durch die That, daß er noch in den Banden dieser Mächte liegt, wie sollte er den Muth, wie die Freiheit des Geistes besitzen, den Kampf auf Tod und Leben, welchen die Franzosen mit ihren Unterdrückern führten, vorurtheilslos aufzufassen und mit Feuer darzustellen?

Die Stimmung des französischen Volkes der Jahre 1789—1794 wird Niemand in den Spiegel seiner Seele ungetrübt aufnehmen, der nicht zugleich die Laster der priviligirten Stände und die Leiden der gedrückten Massen kennt, der nicht Entrüstung über jene und Mitgefühl für diese hegt. Wer die Erscheinungen der Vergangenheit nur wie die Bilder der magischen Laterne an sich vorüber gehen läßt, wer nicht bereit ist, im wirklichen Leben für den Unterdrückten Partei zu nehmen gegen den Unterdrücker, der wird es auch nicht in

Wort und Schrift thun, wenigstens dann nicht, wenn damit Gefahren verbunden sind! Jedenfalls wird seiner Darstellung die Wärme, seinem Urtheile die Schärfe und seinem Standpunkte die Erhabenheit fehlen.

Wer niemals aus seiner Studirstube heraus trat, als um den Katheder zu besteigen, wer niemals Theil nahm an den Freiheitskämpfen eines Volkes, wer nur aus Büchern und Handschriften seine Menschenkenntniß ableitet, der mag wohl sehr gelehrte Bücher schreiben; doch Lebenswahrheit wird er denselben nicht einhauchen.

Billigerweise kann man von den Menschen nicht verlangen, daß sie im Strudel der Revolution mit derselben Ruhe und Umsicht, mit derselben Unparteilichkeit und Leidenschaftslosigkeit, wie in den Tagen des behaglichen bürgerlichen Lebens handeln sollen. Sehr wahr sagt unser Dichter Schiller:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzittert nicht!

Darum wehe den Despoten, welche ein Volk in Sklavenketten schlagen, oder in den ererbten Sklavenketten erhalten wollen! Nirgends in der Welt hat ein Volk das Joch, in welchem es gehalten wurde, gebrochen, ohne in einen Zustand der Aufregung versetzt worden zu sein. Es liegt nicht in der Natur der Massen, mit philosophischer Ruhe die Lasten und Abgaben, den Jammer und das Elend, welches fürstliche Tyrannei ihnen auferlegt hat, abzuschütteln. Entweder tragen sie ihr Joch mit Stumpfsinn, oder suchen sie es mit Grimm zu zerbrechen. Auf jener Höhe sittlicher Kraft, welche auch mitten unter Todesgefahren klar sieht und scharf abwägt, stehen nur einzelne Heroen, nicht die Millionen. Die Revolution setzt mit Nothwendigkeit voraus, daß ein Volk lange geduldet habe, was es niemals hätte dulden sollen, daß es nicht die Kraft gehabt habe, im ruhigen Gange der Entwickelung die auf ihm lastenden Ketten zu brechen, und daß es daher im Zustande der Aufregung wieder gut zu machen sucht, was es in den früheren Zeiten der Erschlaffung zu thun versäumt hat.

Nicht die Furcht vor Hölle und Teufel, nicht die Rücksicht für Freiheit und Recht, sondern nur die Besorgniß, das Volk zum Aeußersten zu treiben, hat manchem Tyrannen Zaum und Zügel angelegt. Hätten die Despoten sich nicht vor Revolutionen gefürchtet, so wäre die Menschheit längst zu einer Horde verthierter Sklaven herab gewürdigt. Die Aufgabe jedes freiheitlichen Schriftstellers geht dahin, so lange es noch einen Despoten auf der Erde giebt, die revolutionäre Gesinnung frisch und kräftig zu erhalten. Jeder denkende Mensch wird gewiß den friedlichen Fortschritt dem Sturme der Revolution vorziehen. Wenn aber fluchwürdige Tyrannen einem Volke keine andere Wahl lassen, als zwischen Knechtschaft und Revolution, wird nur der Feigling das Joch in Verbindung mit Ruhe den Gefahren der Revolution vorziehen.

In den gewöhnlichen Zeiten der Schlaffheit der Völker ist es schwer, diesen die bestbewiesenen Wahrheiten beizubringen. In den außerordentlichen Tagen der Revolution ist es noch schwerer, die Massen vor grundlosen Gerüchten und absichtlich verfälschten Ausstreuungen zu bewahren, insofern diese der Richtung entsprechen, in welcher sich die Geister bewegen. In den stürmischen Tagen der Revolution wird der Unterdrückte bereit sein, jede Schandthat zu glauben, welche dem Unterdrücker zur Last gelegt wird. Ein Grund mehr für alle Machthaber von ihrer Gewalt, für die Reichen von ihren Schätzen einen wohlthätigen Gebrauch zu machen! Mitten im Sturme der französischen Revolution wurden milde und gerechte Gutsherren von ihren Bauern, gute Beamte von ihren Untergebenen geschützt. Doch jene Tyrannen, welche in den Zeiten, da die gesammte Staats-

gewalt zu ihrer Verfügung stand, ihren Leidenschaften den Zügel ließen, mußten in den Zeiten der Bewegung die Rache des Volkes bitter empfinden.

Nimmermehr hätten alle Reden und Schriften der Welt einen so grimmigen Zorn gegen die priviligirten Stände erregen können, wie er sich in den Jahren der Bewegung kund that, wenn diese nicht Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch einen unerträglichen Druck auf die Massen ausgeübt hätten. Nimmermehr hätten Bürger und Bauern so bereitwillig die gegen die königliche Familie, den Adel und das Pfaffenthum verbreiteten nachtheiligen Gerüchte geglaubt, nimmer hätten sie dieselben der ihnen zur Last gelegten Schandthaten für fähig gehalten, wären diese durch die Vergangenheit der Machthaber Lügen gestraft worden.

Die Massen glaubten, was den von ihnen gemachten Erfahrungen entsprach. Sie glaubten nicht, was im Widerspruch stand mit dem reinen Leben eines von ihnen verehrten Wohlthäters.

Bei der Beurtheilung der Erscheinungen der französischen Revolution müssen wir auf die Stimmung, auf die Beweggründe, auf die Anschauungen, welche sich im Schooße der Nation bildeten, unausgesetzte Rücksicht nehmen. Der Entschuldigungsgrund für manchen Act der Grausamkeit liegt in den Bildern, welche den Massen vorschwebten. Nicht selten waren diese unrichtig, übertrieben. Der Fehler lag nicht sowohl in der That, als in der derselben zu Grunde liegenden Auffassung der Sachverhältnisse.

Unter den Greuelthaten, welche die französische Revolution befleckten, hatten manche durchaus keinen politischen Charakter, beruhten vielmehr ausschließlich auf Privatverhältnissen, unter welchen die Kenntniß bedeutungsvoller Geheimnisse oder der Besitz anschuldigender Papiere eine Hauptrolle spielten. Die Revolution kam dabei nur in sofern in Betracht, als sie der Privatrache Gelegenheit bot, unter dem Deckmantel der herrschenden Verwirrung den Zügel schießen zu lassen, oder als die auf's höchste gesteigerte Angst zu den äußersten Mitteln trieb, zu welchen die allgemeine Aufregung nur den Vorwand bot.

Unstreitig wurden aber auch viele, wohl die meisten Grausamkeiten von Leuten begangen, welche von übertriebenen Systemen, oder überschwenglichen Gefühlen beseelt waren. Die Verfechter der Revolution in ihrer Reinheit, die Helden, welche für die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte Gut und Blut einsetzten, nahmen an diesen Gräuelthaten keinen Theil, oder, insofern sie dem Strudel nicht zu widerstehen vermochten, trifft sie der Tadel des unparteiischen Geschichtschreibers. Dabei wird dieser aber dem Drange der Verhältnisse Rechnung tragen. Er wird nicht verlangen, daß der mit gewöhnlichen Geistesgaben ausgestattete Mensch mitten im Sturme, welcher Hunderttausende niederwarf, die Ruhe des Weisen behaupte, und während alles um ihn her wankte, die Wage des Rechtes eben so fest halte, als in den Tagen ungetrübten Stilllebens. Wir werden stets unterscheiden zwischen der gerechten Revolution und den zügellosen Ausschweifungen, welche Hand in Hand mit derselben gingen, wie wir unterscheiden zwischen dem gerechten Kriege der Selbstvertheidigung und den im Gewühle der Schlacht vorgekommenen Ueberschreitungen der Nothwehr. Wir werden daher uns stets bemühen, den Punkt zu bezeichnen, bis zu welchem die Revolution ein Recht hatte, vorzudringen, dessen Ueberschreitung aber sie in's Unrecht versetzte. Weil wir den Standpunkt des ewigen und unveräußerlichen Menschenrechtes festhalten, ohne Gunst für diese oder jene Nation und ohne Rücksicht auf veraltete Mißbräuche und künstlich erzeugte Vorurtheile, werden wir die einen und die anderen auch dann bekämpfen, wenn sie aus Neuerungen hervorgegangen sind. So wenig als das Alter, rechtfertigt die Jugend in unseren Augen die Gewaltthat.

Wenn wir die Haltung der verschiedenen Classen der Gesellschaft während der fran-

zösischen Revolution miteinander vergleichen, so spielten die priviligirten Stände unstreitig die traurigste Rolle. Sie hätten gerne die schlimmsten Terroristen an Grausamkeit überboten. Schon im Jahre 1789 sprachen sie davon, Paris zu verbrennen und dem Boden gleich zu machen. Allein es fehlte ihnen an der Macht dazu. Als sie gewahrten, daß sie im Schooße der französischen Nation nicht die Mittel finden könnten, ihre freiheitsmörderischen Entwürfe auszuführen, brachten sie gegen ihr Vaterland ganz Europa in die Waffen. Wer wollte im Hinblicke auf diese Thatsachen nicht manches Unrecht entschuldigen, welches die zum Aeußersten gebrachten Massen begingen? Nicht die priviligirten Stände, auch nicht die Spießbürger (bourgeois), sondern die untersten Schichten der Gesellschaft retteten zwar nicht die bedrohte Freiheit, welche mitten im Gewühle der äußeren Kriege unterging, wohl aber das Vaterland.

Das Spießbürgerthum (die bourgeoisie) schwankte immer unsicher zwischen Königthum und Freiheit hin und her. Es hätte gern den Thron gerettet und sich mit geringen Verbesserungen abspeisen lassen. Doch die Massen waren vom Geiste der Revolution durchdrungen. Sie brachten das einzige, was sie hatten, ihr Leben, bereitwillig auf dem Altar des Vaterlandes und der Freiheit dar. Wenn sie die Eine aufgaben, um das Andere nicht unterjochen zu lassen, so müssen wir zwar beklagen, daß nicht beide zugleich sicher gestellt wurden; wir können manche Ausschweifungen, welche Verzweiflung und Fanatismus sich zu Schulden kommen ließen, bedauern, unsere Bewunderung können wir aber den begeisterten Männern und Frauen nicht versagen, welche, wenn auch bisweilen auf Irrwegen, doch heldenmüthig kämpften für die Güter, die sie für die höchsten der Menschheit hielten.

Daß die französische Revolution das Ziel, nach welchem sie in ihren besseren Tagen strebte, nicht erreichte, ist augenscheinlich. Niemand, selbst das Haus Bourbon nicht, wollte ein napoleon'sches Kaiserthum. Die Frage ist nur: wann fing man an, auf Nebenwege zu gerathen, erst im Augenblicke, da das Kaiserthum beschlossen wurde, oder früher? Zur Zeit, da das Consulat auf Lebenszeit verlängert, oder da es zuerst eingerichtet wurde, zur Zeit des Directoriums, oder noch früher? Der aufmerksame Forscher wird die Fehler, welche später zu dem kaiserlichen Despotismus führten, schon in früheren Zeiten nachweisen können. Dieselben lagen schon in den Anfängen der Revolution und lassen sich auf die durch den starren Absolutismus der priviligirten Classen hervorgerufenen Uebertreibungen und die frühzeitige Einmischung unreiner Sonderbestrebungen in den Schooß der Volksbewegung zurückführen. Worin bestanden die Fehler? Wem fallen sie zur Last? Wer hätte ihnen vorzubeugen, wer sie zu besiegen vermocht?

Kein Gesetz steht in der Geschichte fester, als dasjenige der Pendelschwingung. In demselben Maaße, als eine zu heftige Schwingung nach der einen Seite den Rückschlag nach der entgegengesetzten, hat eine Uebertreibung auf der einen Seite eine entsprechende auf der anderen zur Folge. Der napoleon'sche Despotismus war die nothwendige und unabweisbare Folge der vorhergegangenen entgegengesetzten Pendelschwingung. Wer in ihm ein Uebel erkennt, muß auch in dessen Ursache ein solches finden.

Die Geschichte der sieben letzten Jahrzehnte hat für jeden denkenden Menschen den klaren Beweis geliefert, daß die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte mit dem Königthume, dem Pfaffenthume und dem Adel unvereinbarlich sind. Wir können daher keine zur Begründung jener ewigen Rechte und zur Beseitigung dieser drei Geißeln der Menschheit nothwendige Gewaltthat für eine Uebertreibung halten, wohl aber alles dasjenige, was über dieses Ziel hinausging.

Wir finden den Wendepunkt der Revolution nicht in dem Sturze, wohl aber in der

Ausrottung der Girondisten. Gewiß besaßen diese nicht die zur Rettung der Republik erforderliche Thatkraft, allein sie verdienten nicht jene unmenschliche, jene grausame Verfolgung, deren Opfer sie wurden, welche in ihrem Gefolge die Spaltung des Berges und die gegenseitige Aufreibung desselben hatte und nach Entfernung der kräftigsten Stützen der Freiheit mit unabweisbarer Nothwendigkeit zum Despotismus eines Einzelnherrschers führte.

Wohl verfehlte die französische Revolution, wie früher die deutsche Reformation, ihr Ziel, insofern wir dieses nach der Auffassung der reinsten und kühnsten Vorkämpfer derselben annehmen. Allein in der Hauptsache war und blieb sie siegreich.

Es ist sehr irrig, die Siege der wider Frankreich verbundenen Mächte für Siege der Contrerevolution, die Niederlagen Napoleon's für Niederlagen der Revolution ausgeben zu wollen. Die Revolution war siegreich durch ganz Frankreich und von da bis Neapel und Amsterdam vorangeschritten. Der Mörder der Revolution wurde besiegt und zwar mit Hülfe derselben, wenn auch minder kräftig ausgesprochenen Principien, welche in den Tagen des Sturmes der Bastille Paris und Frankreich beseelt hatten. Die Ausartung der Revolution, der Despotismus war besiegt worden durch die unter dem, freilich trügerischen, Banner der Freiheit vereinigten Mächte Europa's.

Im Laufe eines Menschenalters vertauschten die Nationen die Rollen. Im Anfange der Revolution kämpften und siegten die Franzosen im Namen der Freiheit. In den Jahren 1813 bis 1815 unterlagen sie, weil sie der Freiheit den Rücken gekehrt und ihre Gegner deren Banner geschwungen hatten.

Nicht einem Reiterregimente oder einer wohlangebrachten Batterie, sondern dem Hauche der Freiheit, insofern er ganze Nationen durchdringt, ist das Loos der Menschheit und die Macht der Ideen hingegeben. Nicht in Verwirrung gesetzt und umhergeworfen,*) sondern ermuntert und erfrischt wird der Geist, wenn er den Entwickelungsgang der Geschichte von der höheren Warte der Freiheit aus betrachtet.

Allerdings wurde nur zu bald der Geist der Freiheit von den Despoten zu ihrem Privatvortheile ausgebeutet, wie dieses zuvor von Napoleon geschehen war. Aber darum beruhigten sich die Nationen auch nicht. Schlag auf Schlag folgte eine Revolution der anderen. Immer warf sich früher oder später wieder ein Heuchler auf, welcher die Früchte der Freiheit sich selbst allein zueignete und dadurch die Völker zu neuen Revolutionen trieb, und immer erhoben sich die Völker von Neuem. Niemals vermochte aber ein Tyrann die Völker wieder bis hinter die letztvorhergegangene Revolution zurück zu treiben. Napoleon vermochte nicht, den Franzosen die Errungenschaften der Jahre 1789—1794 wieder zu entreißen, so wenig als später die Bourbonen, Louis Philipp von Orleans und Napoleon III. Jede Revolution brachte neue Ideen und Einrichtungen der Freiheit der Nation, von welcher sie ausging, und auch denjenigen Völkern, von welchen sie bekämpft wurde.

Nicht blos Frankreich, sondern auch Deutschland, Italien, Spanien und Portugal schüttelten während der Periode der französischen Kriege viel mittelalterlichen Staub von sich ab. Die Verbesserungen, welche in Folge des Zusammenstoßes der Geister und der Massen da und dort eintraten, waren der gebrachten Opfer wohl werth.

Kein Abschnitt der gesammten Weltgeschichte enthält einen solchen Reichthum an den großartigsten Ereignissen und Thaten, als die Jahre 1789—1794. In die kurze Spanne Zeit von fünf Jahren und zwei Monaten findet sich mehr Freiheitsmuth, eine erhabenere Begeisterung und eine größere Kühnheit zusammen gedrängt, als in manchen Jahrhunderten der Vergangenheit. Bis auf den heutigen Tag bildet dieses halbe Jahrzehnt die hohe

*) S. Rotteck's Weltgeschichte Buch IX. S. 261.

Schule der Revolution für alle Völker der Erde. Kein Abschnitt der Geschichte bietet uns einen so raschen Wechsel der Ereignisse, eine Mischung so schroffer Gegensätze, so hoher Muster jedweder Tugend und so abschreckender Beispiele des Lasters.

Wohl war die Zeit der Reformation auch reich an tief eingreifenden Ereignissen, seltsamen Contrasten und an Charakteren, welche hoch über die Mitwelt emporragten und in scharfen Zügen die Bewegungen ihrer Zeit bildlich darstellten. Doch sie füllte fast anderthalb Jahrhunderte aus. Die fünf Jahre von Anfang Mai 1789 bis Ende Juli 1794 schließen in sich den Sturz einer Monarchie, die Gründung und auch die Untergrabung einer Republik, einen Krieg mit dem Auslande, welcher nur in dem Kampfe der Griechen mit den Persern einen entsprechenden Vergleichspunkt findet und einen innern Kampf, für welchen uns die Weltgeschichte kein Gegenstück bietet. Die inneren Kämpfe der Engländer zur Zeit der Stuarte, der Römer und Griechen des Alterthums griffen niemals so tief ein, riefen niemals eine so welthistorische Erschütterung hervor, als diejenigen Frankreichs in den Jahren 1789—1794.

Wie langsam entwickelte sich in Deutschland die Reformation, wenn wir sie vergleichen mit den einander drängenden Fortschritten der französischen Revolution! Diese litt an dem gerade entgegengesetzten Fehler, welcher mit der deutschen Reformation verschlungen war. In Deutschland bemächtigten sich die Fürsten, Geistlichen und Spießbürger der Bewegung und brachten ihr schon im Keime während des Bauernkrieges eine Niederlage bei, von welcher sie sich nie wieder erholen konnte. In Frankreich waren es die ungestümen Massen, welche den Königsthron stürzten, die Republik gründeten, allein durch die wilde Leidenschaft, mit welcher sie verfuhren, den Saamen des Verderbens in den frisch gepflügten Boden der Revolution legten. Die Franzosen räumten mit den Mißbräuchen des Mittelalters gründlich auf, in dem Maße, daß keine nachfolgende Regierung wieder herstellen konnte, was im Sturme weniger Jahre zerstört worden war. Allein nur im Niederreißen erwiesen sie sich kühn und groß. Ihre Kräfte rieben sich im Kampfe mit Thron, Adel und Pfaffenthum auf. Als es galt, den neuen Bau der Freiheit fest und tief zu legen, wurde die Nation in einen innern und äußern Kampf verwickelt, welcher ihr die zu friedlichen Schöpfungen erforderliche ruhige Besinnung raubte.

Das Zeitalter der Reformation liegt abgeschlossen und vollendet hinter uns, dasjenige der Revolution hat wohl nicht viel über die Hälfte seines Verlaufs überstanden. Hundert und einunddreißig Jahre zählt das Zeitalter der Reformation. Schwerlich wird dasjenige der Revolution viel früher sein Ende erreichen. Noch sind nicht sieben Jahrzehnte seit dem Sturme der Bastille verflossen, doch die Ideen, aus welchen die französische Revolution hervorging, sind zum Gemeingute aller gebildeten Völker der Erde geworden. Es handelt sich jetzt darum, in's wirkliche Leben einzuführen, was sich im Laufe der Zeit davon bewährt hat. Neue Ideen sind auf der Grundlage des französischen Freiheitskampfes entstanden. Es kömmt darauf an, im größten Maßstabe auszuführen und zu vollenden, was in den bewegten Jahren 1789—1794 so kühn begonnen worden ist.

Wenn wir das Frankreich unserer Tage vergleichen mit dem Frankreich vor seiner Revolution, so müssen wir zwar erkennen, daß viel Unkraut ausgejätet wurde, welches sich im Laufe der Jahrhunderte wuchernd über das ganze Land verbreitet hatte. Allein das Unkraut wurde nicht mit der Wurzel vertilgt. Diese blieb vielmehr in der Erde stecken und hat im Laufe der sechs letzten Jahrzehnte nicht nur kräftige Sprossen getrieben, sondern auch neue Saaten ausgestreut. Der 4. August 1789 ist in seinen Folgen noch immer wirksam geblieben. Allein die Befreiung des Bodens von Gülten und Zehnten kam weniger den arbeitenden Klassen zu Gute, als den Kapitalisten, welche es verstanden, theils den Grund und

Boden an sich zu bringen, theils dessen Eigenthümer durch hypothekarische Forderungen zinsbar zu machen. An die Stelle der Aristokratie der früheren Zeit ist die Plutokratie der Neuzeit getreten. Der Arbeiter braucht jetzt allerdings in Frankreich keine Zehnten und Gülten mehr zu bezahlen und keine Frohnden zu leisten, allein er hat auch fast keinen Grundbesitz mehr, oder wo er ihn noch hat, ruht statt der mittelalterlichen Abgaben und Lasten die Hypotheken-Forderung und Abgabenlast der Neuzeit darauf, welche gleich dem Schwerte des Damocles über dem Haupte des Arbeiters schwebt, und ihn für den Fall einer einzigen Mißernte oder eines einzigen Hagelschlages mit dem Verluste seines Landstückchens oder Häuschens bedroht.

Was die monarchische Gewalt betrifft, so war dieselbe seit den Zeiten Ludwig's XIV. niemals so unbeschränkt, als sie es jetzt unter Ludwig Napoleon in Frankreich ist. Allein gerade die Schrankenlosigkeit der Herrschaft dieses Despoten bürgt uns dafür, daß die Nation dieselbe auf die Dauer nicht ertragen werde.

§ 3. Die National-Versammlung.

Das Wort war gegeben. Die Generalstaaten waren der Nation versprochen worden. Der außerordentliche Eifer, womit die Bevölkerung aller Orten sich des neuen Gedankens bemächtigte, bildete den schlagendsten Beweis dafür, daß dieselbe sich mit einer theilweisen oder mangelhaften Erfüllung der Zusage nicht begnügen würde. Die Zaghaftigkeit der Regierung, welche sich bei jedem ihrer Schritte kund that, mußte das Volk zugleich erbittern und ermuthigen. Der König hatte zwar dem dritten Stande eine Anzahl von Abgeordneten zugestanden, welche derjenigen des Adels und der Geistlichkeit zusammen genommen gleich kam. Er machte aber dieses Zugeständniß illusorisch, indem er sich nicht bestimmt für eine vereinigte Berathung und Abstimmung der drei Stände aussprach. Wozu eine doppelte Anzahl der Deputirten des dritten Standes, wenn deren Stimmen nicht gleich schwer in die Wagschale fielen, als diejenigen der beiden anderen Stände? Wozu überhaupt Deputirte aus diesem Stande, wenn jeder der beiden anderen Stände die Macht besaß, deren Beschlüsse unwirksam zu machen?

Diese und andere ähnliche Fragen, welche mit äußerster Lebhaftigkeit besprochen wurden, gaben dem dritten Stande den kräftigsten Sporn, nur solche Männer zu wählen, auf welche er sich mit Sicherheit verlassen könne. Auf den Adel wirkten die Schwankungen der Regierung in ähnlicher Weise. Dieser gab sein Mißtrauen gegen den Hof und seinen Widerwillen gegen den dritten Stand bei Gelegenheit der Wahlen unzweideutig zu erkennen, indem er mit allem Eifer dahin strebte, seine im Dienste des Hofes befindlichen Standesgenossen von den Generalstaaten auszuschließen. Zugleich bekundete er an mehreren Orten seinen Unmuth durch freche Mißhandlungen, deren er sich gegen den dritten Stand schuldig machte. Wie der Adel sich in Hof- und Land-Adel, so spaltete sich die Geistlichkeit in Würdenträger und Pfarrer. Der hohe Adel widerstrebte den von der Regierung ausgehenden Reformen nicht, und war aus diesem Grunde dem niedern Adel verdächtig. Umgekehrt war es die hohe Geistlichkeit, welche mit dem größten Widerwillen allen Verbesserungen widerstrebte, während die armen Pfarrer mit dem dritten Stande sympathisirten und ihre eigenen Vorgesetzten, deren Reichthümer ihnen ein Dorn im Auge waren, bekämpften.

Alle diese Verhältnisse trugen dazu bei, daß die Wahlen auf solche Männer fielen, welche man für die Extremsten in beiden Richtungen hielt.

Die Instructionen (Cahiers), welche die verschiedenen Wahlkörperschaften ihren Abgeordneten mitgaben, zeugten von dem Ernste des dritten Standes, von der Leidenschaftlichkeit des Adels und von der Angst der höheren Geistlichkeit.

Die Art und Weise, wie die Wahlen vorgenommen werden sollten, deutete schon den traurigen Zustand Frankreichs an. An einem Orte sollte die Wahl direct, am anderen indirect, an manchen sogar in drei oder vier verschiedenen Abstufungen vorgenommen werden. Bei dem Adel gab der Besitz eines Lehens, bei der Geistlichkeit einer Pfründe ein Vorrecht. Trotz dieser Beschränkungen war die Wahlordnung im Allgemeinen freisinnig. Jeder Franzose, welcher fünf und zwanzig Jahre zählte, einen Wohnort hatte und irgend eine direkte Steuer bezahlte, konnte wählen. Die Wählbarkeit war an keinen Stand und keinen Census gebunden.

Schon während der Wahlen zeigte sich aller Orten die Ueberlegenheit des dritten Standes. In der Bretagne, in Franche-Comté, in Bourgogne und in Provençe, woselbst der Adel unruhige Auftritte veranlaßte, wurde er durch die einmüthige und feste Haltung des dritten Standes nicht ohne Schimpf aus dem Felde geschlagen. Schon damals zeigte sich die Schwäche der Regierung, indem sie nicht die Kraft besaß, die Ordnung aufrecht zu erhalten, oder, wo sie gestört worden war, wieder herzustellen, vielmehr sich damit begnügen mußte, entweder, wie in der Bretagne, die Rolle einer Vermittlerin zu spielen, oder, wie in Provençe, die Hülfe eines volksthümlichen Mannes (des Grafen Mirabeau) in Anspruch zu nehmen.

Der Hunger, welcher im Winter des Jahres 1788 auf 1789 in ganz Frankreich wüthete, trug viel dazu bei, die herrschende Aufregung zu steigern. Am 28. April 1789 fand ein Aufstand vor der Wohnung des Fabrikanten Reveillon statt, welcher gesagt haben sollte: „die Arbeiter können mit 15 Sous des Tages leben." Das Haus des verhaßten Mannes wurde ausgeräumt, dessen kostbares Hausgeräth öffentlich verbrannt. Mit Mühe rettete Reveillon sein bedrohtes Leben. Die bewaffnete Macht schritt ein und tödtete viele Menschen, welche als Vertheidiger des Vaterlandes gefeiert wurden. Nichts war gestohlen worden. Die Feinde des Volks bezeichneten zwar die Theilnehmer an dem Aufstande als „unbekannte Räuber." Die Untersuchung stellte aber heraus, daß nur Bürger von Paris, größtentheils Handwerker, sich an dem Aufstande betheiligt hatten.

Die durch die Noth hervorgerufene Aufregung der Gemüther kam mit derjenigen zusammen, welche die Wahl der Generalstaaten erzeugte. Diese doppelte Gefahr konnte nur durch eine feste Haltung und eine freie Richtung der Regierung vielleicht beschworen werden. Allein dieselbe Unsicherheit, welche der Hof in Betreff der Organisation der Generalstaaten bekundet hatte, bewährte er auch in Betreff der Eröffnung derselben. Zuerst wurde diese auf den 1. Mai, dann auf den Januar, später auf den April festgesetzt. Endlich fand sie am 4. Mai 1789 statt.

Die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht. Der dritte Stand war, der Zahl und Intelligenz nach, der bedeutendste unter den dreien, welche in den Generalstaaten Vertreter hatten. Er war durch die der Eröffnung vorhergegangenen Mißhandlungen aufgeregt und ermuthigt und durch einen Jahrhunderte lang erlittenen Druck erbittert worden. Eine kluge Regierung würde sich gehütet haben, die Empfindlichkeit der Abgeordneten der Nation, denn als solche erschienen die Deputirten des dritten Standes, zu verletzen. Allein am Hofe Ludwig's XVI. war das Mittelalter noch viel zu mächtig, als daß die Forderungen der Neuzeit hätten gewürdigt werden können. Mönche und Geistliche eröffneten den Zug, welcher von der Kirche Notre-Dame nach der Kirche des „heiligen Ludwig" ging. Die Ge-

meinen folgten. Dann kam der Adel in glänzendem Gewande. Den Schluß machte die Geistlichkeit, in deren Mitte der König mit seiner Familie ging.

Das zahlreich versammelte Volk begrüßte die Gemeinen mit lautem Beifallsjauchzen. Eine Stimme rief: „Orleans für immer!" Die Königin erblaßte, als sie den Ruf vernahm. Kein Zeichen freundlicher Gesinnung wurde ihr zu Theil. Der König erhielt zwar Beweise von Wohlwollen. Dieselben waren aber sehr verschieden von den begeisterten Rufen, welche die Gemeinen auf dem ganzen Wege begleiteten. Und doch war Versailles die alte Residenzstadt der Könige von Frankreich! Sie lebte vom Hofe und war in früheren Zeiten immer der Winke des Hofes gewärtig gewesen. Der junge Geist der Freiheit war auch in die Bevölkerung von Versailles eingedrungen.

Am 4. Mai hatte nur der Kirchgang stattgefunden. Wirklich eröffnet wurden die Generalstaaten erst am folgenden Tage. Gleich, als ob der Hof darauf ausginge, die Gemeinen von vorne herein gegen sich zu erbittern, ließ man sie mehrere Stunden warten und durch eine Hinterthür in den Versammlungssaal ein, während der Hof, die Geistlichkeit und der Adel durch das große Thor ihren Einzug hielten. Als der König eintrat, flüsterte Mirabeau seinen Nachbarn zu, indem er auf den König deutete: „hier ist das Opfer!"

Nachdem Ludwig XVI. die Rede von dem Throne beendigt hatte, bedeckten sich die Abgeordneten der Geistlichkeit und des Adels. Die Gemeinen, welche von einem andern Geiste beseelt waren, als im Jahre 1614, da sie noch knieend zum Könige gesprochen hatten, thaten desgleichen. Der Hof wußte sich nicht anders zu helfen, als daß der König sein Haupt wieder entblößte.

Die Gemeinen hatten deutlich gezeigt, daß sie nicht gesonnen seien, sich eine Zurücksetzung gefallen zu lassen. Dennoch geschah vom Hofe nichts, denselben eine solche von Seiten der beiden anderen Stände zu ersparen. Die Frage war, ob die Vollmachten in gemeinschaftlicher Sitzung, oder von jedem Stande besonders geprüft werden sollten. Von ihr hing die Zukunft der Generalstaaten ab. Während die Gemeinen am 6. Mai erwarteten, daß die beiden anderen Stände sich mit ihnen vereinigen würden, erfuhren sie, daß die Geistlichkeit und der Adel beschlossen hatten, in getrennten Sitzungen die Vollmachten zu prüfen. Die Gemeinen ließen sich dadurch nicht entmuthigen, und waren entschlossen, auf einer gemeinsamen Berathung zu beharren. Langwierige Verhandlungen zwischen den drei Ständen führten zu keinem Ziele. Sollten die Vertreter von fünf und zwanzig Millionen einem kleinen Bruchtheile der Nation weichen? Paris gerieth bei den Nachrichten, welche aus Versailles kamen, in furchtbare Aufregung. Am 10. Juni faßten die Gemeinen den Beschluß, zum letzten Male die beiden anderen Stände auffordern zu lassen, und als dieses fruchtlos blieb, begannen sie die Prüfung der Vollmachten. Am 13. fanden sich drei Mitglieder des Standes der Geistlichkeit im Saale der Gemeinen ein. Sie wurden mit unbeschreiblicher Begeisterung empfangen. An den folgenden Tagen mehrte sich die Zahl der übergetretenen Geistlichen. Am 17. eigneten sich die Gemeinen den Namen „National-Versammlung" an. Am 19. erklärte diese alle bisher erhobenen Abgaben für ungesetzlich, fügte jedoch hinzu, daß dieselben weiter erhoben werden könnten, so lange sie vereinigt sein würde, daß dieses aber nicht mehr geschehen könnte, falls sie aufgelöst werden sollte. Sie erklärte, daß die Schulden des Staates unter der Obhut der Ehre der französischen Nation ständen. Zugleich versprach sie, ihre ersten Augenblicke der Untersuchung der Ursachen der herrschenden Theuerung zu widmen.

Mit donnerndem Jubel wurden diese Beschlüsse von der französischen Nation aufgenommen. Diejenige Initiative, welche der König hätte ergreifen sollen, falls er

stark genug gewesen wäre, sich an die Spitze der Nation zu schwingen, hatte die National-Versammlung ergriffen. Denselben Fehler, welchen Ludwig XVI. gleich in den ersten Tagen und vor Eröffnung der Generalstaaten machte, wiederholte er immer und immer, bis am Ende alle Anhänger der Monarchie, welche nicht am Mittelalter festhalten, sondern mit der Zeit voranschreiten wollten, einem Könige den Rücken kehrten, welcher die ihm durch die Geburt anheimgefallene Stellung nur dazu benutzte, den dringenden Bedürfnissen des Staates, statt sie zu erfüllen, Hemmnisse zu bereiten.

Die National-Versammlung konnte mit Recht den Zeitverlust, welcher seit dem 4. Mai stattgefunden hatte, ihren Gegnern zur Last legen. Zu diesen gehörte auch der König, insofern er von den ihm zu Gebote stehenden Befugnissen keinen Gebrauch machte, und fortwährend die hochwichtige Frage vereinigter oder getrennter Berathung unentschieden ließ.

Necker, welcher, obgleich Republikaner von Geburt, doch eifrig wünschte, das Königthum in Frankreich aufrecht zu halten, und dadurch zu stärken und zu befestigen, daß er demselben den Ruhm zuwandte, die nothwendigen Reformen durchgeführt zu haben, hatte zu mächtige Feinde am Hofe, als daß er seine Pläne hätte ausführen können.

Die in ganz Frankreich herrschende Aufregung war bis in die innersten Gemächer des königlichen Schlosses gedrungen. Der Schleier, welcher früher Jahrzehnte, nicht selten Jahrhunderte hindurch die Geheimnisse des Hofes verhüllt hatte, wurde zur Zeit der National-Versammlung gelüftet. Nicht selten erfuhren die Pariser schon am Abende, was Morgens in Versailles geheimnißvoll verhandelt worden war. Freilich waren es nur Bruchstücke, nicht selten entstellte oder gar absichtlich verfälschte Nachrichten, welche unter die Massen geworfen wurden. Allein sie genügten, die herrschende Aufregung wach zu erhalten. Im Jahre 1789 machte die öffentliche Meinung noch einen Unterschied zwischen Necker und Ludwig XVI., zwischen dem Könige, seiner Gemahlin, seinen Brüdern und dem Herzoge von Orleans. Doch mehr und mehr stellte es sich heraus, daß die Königin auch in Staats-Angelegenheiten mehr vermöge, als der Minister, daß dieser nicht fest genug auf den von ihm ausgegangenenen Rathschlägen beharre, und daß alle Prinzen nur dem Ehrgeize fröhnten, keinen Sinn für Freiheit und Recht hatten. So kam es, daß vor Ablauf von drei Jahren alle diese Unterschiede im Volksbewußtsein schwanden, und dieses nur noch einen Gegensatz anerkannte: die Freunde und die Feinde der neuen Ordnung der Dinge, das heißt der Revolution. Alle Zugeständnisse des Königs wurden erzwungen, erregten daher nur Mißtrauen und brachten Ludwig XVI. weder Dank, noch auch nur Vergebung für frühern Mißbrauch der ihm anvertrauten Gewalt.

Nach der denkwürdigen Sitzung der National-Versammlung vom 19. Juni verlangte Necker, der König solle in feierlicher Sitzung als Grundlagen der allgemein erwarteten Wiederherstellung des Reiches folgende Punkte feststellen: gemeinschaftliche Berathung der drei Stände über alle Fragen von allgemeinem Interesse; Anerkennung des Rechtes der Stände, die Verfassung des Reiches zu ändern, vorausgesetzt, daß die gesetzgebende Behörde wenigstens aus zwei Kammern bestehe; Abschaffung aller pecuniären Vorrechte in Betreff der Abgaben; Eröffnung aller militärischen und bürgerlichen Stellen für alle Bürger.

Schon waren diese Beschlüsse im Ministerrathe angenommen, als die Königin ihren Gatten abberufen ließ und bewirkte, daß die Verhandlungen der Generalstaaten bis zum 22. Juni ausgesetzt und auf diesen Tag eine königliche Sitzung angesagt wurde.

Als die Gemeinen am 20. Juni sich versammeln wollten, fanden sie ihren Saal verschlossen. Sie ließen sich aber dadurch in der Erfüllung ihrer vaterländischen Pflichten nicht irre machen. In der Nähe fanden sie einen Saal offen, welcher früher dem Hofe

zum Ballspiele gedient hatte. Dorthin verlegte die Nationalversammlung ihre Sitzung. Dort legten deren Mitglieder den feierlichen Eid ab, sich nicht zu trennen, bevor die Verfassung des Königreichs und die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung auf sicherem Grunde gelegt und befestigt sein würde. Nur eine Stimme erhob sich gegen diesen Beschluß. Nur Martin d'Auch weigerte sich den Eid zu leisten.

Am 22. Juni hielt die Nationalversammlung ihre Sitzung in der Kirche des heiligen Ludwig. Dort vereinigte sich mit ihr der Stand der Priester und erhöhte dadurch ihr Ansehen in den Augen des Hofes sowohl, als des Volkes.

Die auf den 22. Juni festgesetzte königliche Sitzung kam nicht zu Stande. Der Hof wurde mit seinen, die Einschüchterung der Nationalversammlung bezweckenden Vorbereitungen nicht fertig. In der Nacht vom 22. auf den 23. Juni weckten drei unbekannte Männer den Präsidenten der Nationalversammlung Bailly und theilten ihm mit, daß Necker die Beschlüsse des Hofes mißbillige, daß derselbe der königlichen Sitzung nicht beiwohnen und wahrscheinlich werde entlassen werden.

Der Herzog von Aiguillon, der Graf Mathias von Montmorency und der Baron Menou waren die Verkünder dieser wichtigen Mittheilung. Der Hof befand sich im Zwiespalte mit dem dirigirenden Minister, mit einem Theile des Adels, welcher sich der Nationalversammlung zuneigte, mit dieser selbst und mit der großen Masse des französischen Volkes. Wie konnte er hoffen, aus dem von ihm muthwillig herbeigeführten Streite siegreich hervorzugehen? Die Königin, der Graf von Artois und die mit diesem verbündeten, gegen den König aber übel gesinnten Adeligen und Würdenträger der Kirche pochten zwar auf das stehende Heer. Allein sie bedachten nicht, daß Ludwig XVI. die stärkste Abneigung gegen alle Gewaltmaßregeln hegte, daß der französische Theil der Armee die Ideen der Zeit in sich aufgenommen hatte, und daß die wenigen ausländischen Truppen, Schweizer und Deutsche, falls sie gegen das Volk gebraucht würden, dieses zum Aeußersten treiben müßten.

Unter großem Waffengepränge eröffnete Ludwig XVI. am 23. Juni die königliche Sitzung. Der dem Minister Necker bestimmte Platz war leer. Nach wenigen einleitenden Worten des Königs verlas der Siegelbewahrer eine Erklärung, welche die Beschlüsse der Gemeinen cassirte, diesen verbot, anordnende Befehle zu erlassen und die abgesonderte Berathung der Stände aufrecht erhielt. Eine zweite Erklärung, welche „die Wohlthaten, die der König seinem Volke gewähren wolle," enthielt, war viel zu wenig umfassend, um die aufgeregten Gemüther auch nur einigermaßen zu befriedigen. Sie enthielt keine Zusicherung in Betreff der Gründung einer neuen freien Verfassung, nichts in Betreff der Theilnahme der Generalstaaten an der Gesetzgebung. Dagegen sprach sie die Unverletzbarkeit der Zehnten, Gülten, Renten, gutsherrlichen und lehensherrlichen Rechte und Verbindlichkeiten aus. Der Unwille der Nationalversammlung wurde dadurch noch gesteigert, daß mehrere Adelige beim Verlesen dieses Artikels in laute Beifallsbezeugungen ausbrachen.

Zum Schlusse ergriff Ludwig XVI. wieder das Wort und sagte: „Ich bin es, welcher bis zu dieser Stunde alles zum Wohl meiner Völker thut, und es ist vielleicht selten, daß der einzige Ehrgeiz eines Souverains darin bestehe, von seinen Unterthanen zu verlangen, daß sie sich über die Annahme seiner Wohlthaten verständigen mögen." Darauf befahl er der Versammlung, auseinander zu gehen und zog sich zurück. Nur der Adel und einige wenige Prälaten folgten ihm. Die große Masse der Versammlung trennte sich nicht, und als der Oberceremonienmeister des Königs Brézé den Präsidenten der Versammlung an den Befehl des Königs erinnerte, würdigte ihn dieser keiner Antwort, son-

dern sagte nur zu den um ihn stehenden Abgeordneten: „ich glaube, daß die versammelte Nation keinen Befehl annehmen kann." Mirabeau trat vor und sprach mit dem Ausdrucke unerschütterlicher Entschlossenheit: „ich erkläre Ihnen, daß, wenn man Sie beauftragt hat, uns von hier auszuweisen, Sie den Befehl erbitten müssen, Gewalt zu brauchen, denn wir werden nur der Macht der Bajonette weichen." Von allen Seiten erschallte der Ruf: „das ist der Wille der Versammlung." Der Marquis von Brézé entfernte sich. Die Nationalversammlung setzte ihre Berathungen fort. Der Jansenist Camüs trug darauf an, die Beschlüsse vom 19. Juni zu bestätigen. Die Geistlichen drangen darauf, daß festgestellt werde, daß die Berathung in ihrer Gegenwart stattgefunden habe. Der Abbé Sieyes bemerkte: „Sie sind heute, was Sie gestern waren." Er hatte Recht. Die Nationalversammlung hatte nicht blos dieselben Rechte, welche sie vor der Erklärung des Königs gehabt, sondern auch dieselbe innere Kraft, davon Gebrauch zu machen. Sie konnte von Seiten des Volkes um so entschiedener auf Unterstützung rechnen, je festern Widerstand sie der Hofpartei entgegensetzte.

Kaum hatte der König, den Einflüsterungen seiner Gattin folgend, die Nationalversammlung auf's tiefste verletzt, so zeigte sich schon die Schwäche der Camarilla. Als dem Könige angezeigt wurde, die Nationalversammlung weigere sich, auseinander zu gehen, fand er nur einige Worte, welche Kenntniß gaben von seiner Muthlosigkeit und der Erschlaffung seines Geistes. Die Adeligen, welche die Königin und durch sie den König zu dem unüberlegten Schritte gedrängt hatten, umschwärmten Marie Antoinette. Die Habsburgerin hielt ihnen ihren Sohn entgegen und sagte: „ich gebe ihn dem Adel." Dieser konnte den Knaben nicht vom Tode retten.

Um die Nationalversammlung auseinander zu treiben, wurden Arbeiter in deren Sitzungssaal geschickt, welche am Throne hämmerten. Die Versammlung beachtete diese Unterbrechung nicht, und als später die Gardes-du-Corps an den Thoren des Saales erschienen, erklärte sich die Nationalversammlung für unverletzlich. Die Söldner wagten nicht, dieser Erklärung Trotz zu bieten, um so weniger, als bei der Nachricht von den Vorfällen des Tages das Volk in Masse sich um das Schloß drängte und seinem Zorne in wilden Drohungen und Beleidigungen gegen die Königin Raum gab. Marie Antoinettens Uebermuth verwandelte sich schnell in Kleinmuth. Die Königin sah keinen andern Anker in der Noth, als denselben Necker, den sie so schwer verletzt, und dadurch gedrängt hatte, seine Entlassung einzureichen. Sie bat den Minister, die Monarchie nicht zu verlassen. Necker war schwach genug, nachzugeben. Er blieb.

Die Niederlage, welche die Hofpartei am 23. Juni erlitt, trug schon am 25. ihre Früchte. 47 Mitglieder des Adels vereinigten sich mit der Nationalversammlung. Wie konnten die Bruchstücke der Adelskammer es wagen, den Kampf gegen die Vertreter der Nation und der öffentlichen Meinung aufzunehmen? Sie mußten sich fügen. In wenigen Tagen (27. Juni) gab es keine Adelskammer mehr, sondern nur eine Nationalversammlung, welche durch ihre entschlossene Haltung in wenigen Tagen die Bewunderung der Welt im Sturme erobert hatte.

Zu diesen Erfolgen der Nationalversammlung hatte übrigens auch die Bevölkerung von Versailles und Paris wesentlich beigetragen. Die Hauptstadt Frankreichs zürnte, als sie Kenntniß von den Ereignissen des 23. Juni erhielt. Der Hof empfing die Nachricht, „hunderttausend Rebellen seien bereit, sich gegen Versailles in Marsch zu setzen." Necker wagte es nicht, diesem Gerüchte zu widersprechen. Der König wollte es nicht auf den Besuch der hunderttausend Pariser ankommen lassen. Er befahl dem Adel, sich mit den

beiden anderen Ständen zu vereinigen, — drei Tage, nachdem er befohlen hatte, daß die drei Stände abgesonderte Sitzungen halten sollten.

Der Stand der Gemeinen hatte gesiegt über Geistlichkeit, Adel und Königthum, allein er mußte erkennen, daß zu seinen Erfolgen die Haltung des Volkes wesentlich beigetragen habe. Schwerlich wären die Garde-du-Corps vor der Erklärung der Nationalversammlung, daß sie unverletzlich sei, zurückgewichen, wenn sie nicht gewußt hätten, daß die öffentliche Meinung, daß die gesammte Nation für jedes Haar, das ihren Vertretern gekrümmt werden möchte, blutige Rache nehmen würde.

Die Nationalversammlung freute sich ihres Sieges nur halb, denn der Gedanke an das im Groll sich erhebende Volk erschreckte sie. In ihrem Schooße waren Adel und Geistlichkeit unverhältnißmäßig stark, das Volk nur schwach und zum größten Theile durch Männer aus den bevorzugten Ständen vertreten. Der hungernde, der darbende, von Arbeit, Mühe und Last schwer bedrückte Theil der Nation zählte im Schooße der Nationalversammlung nur wenige Freunde und diese konnten gegen die überwiegende Mehrheit nichts zum Besten der schwergedrückten Massen durchsetzen. Dieses zeigte sich schon bald, als (am 4. Juli) die brennende Frage des Tages, die Frage der Lebensmittel zur Sprache kam. Die Theuerung war auf's höchste gestiegen. Das Pfund Brod kostete vier Sous oder vier und einen halben Sol, war von der schlechtesten Beschaffenheit, bitter, mit Sand vermischt und ungesund. Zu diesem hohen Preise und in dieser schlechten Beschaffenheit hatten die armen Leute Mühe, es nur zu bekommen. Stundenlang mußten sie an den Bäckerläden warten, bevor sie auch nur dieses schlechte und theuere Brod erhielten. Seit dem Monate August 1788 hatte Necker alles aufgeboten, was in seinen Kräften stand, um dem drohenden Mangel abzuhelfen. Allein die in den Provinzen herrschende Angst vor Hungersnoth hatte zur Folge, daß ansehnliche, für Paris bestimmte Sendungen von Korn und Mehl unterwegs aufgefangen wurden. Die Kornwucherer beuteten die herrschende Theuerung aus und suchten sie noch zu vermehren. Sie hatten ihre Verzweigungen bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft. Necker wagte nicht, mitzutheilen, was er davon wußte, und die im Schooße der Nationalversammlung in Aussicht gestellten Enthüllungen wurden im Keime erstickt. Zwischen den Sitzungen vom 6. und 7. Juli wurde Bouche, welcher erklärt hatte, man kenne die Schuldigen und werde am folgenden Tage die Beweisstücke vorlegen, zum Schweigen gebracht. Man hatte sich sogar nicht gescheut, die Unterschrift Necker's zu fälschen, um die Absendung von Lebensmitteln nach Paris zu verhindern. Die Nationalversammlung besaß nicht die Kraft, oder nicht den Willen, die Schuldigen zur Strafe zu ziehen. Die Anträge welche gestellt wurden, gingen nicht weiter als dahin, die Sammlung freiwilliger Beiträge anzuordnen, die Regierung, die Provinzial-Stände und die Gemeinde-Behörden zu ermächtigen, dem darbenden Volke Vorschüsse zu machen; für die Provinzen, in welchen die Erndte nicht eingeheimst sei, eine Kopfsteuer zu erheben, welche acht oder zehn der reichsten Bürger vorschießen sollten, endlich die Ausfuhr des Korns bis zum November 1790 zu verbieten. Doch diese so wenig genügenden Anträge wurden nicht einmal angenommen. Die Nationalversammlung hatte nur Worte des Beileids für die Noth des Volkes. Die Nation mußte sich selbst helfen, oder sie war verloren.

Die Nationalversammlung stand dem darbenden Volke zu ferne, als daß sie ein tiefes Gefühl für dessen Leiden gehabt hätte, und der Hof beschäftigte sich mehr mit Plänen, welche gegen Volk und Nationalversammlung gerichtet waren, als mit der Erleichterung der herrschenden Theuerung. Kaum hatte er sich von dem Schrecken des 23. Juni erholt, als er neue, gefährlichere Pläne faßte. Ein Heer von dreißigtausend Mann wurde zwischen Paris und Versailles zusammengezogen. Die Reaction machte kein Geheimniß daraus,

daß Necker fortgeschickt und die sieben und vierzig zuerst zu den Gemeinen übergetretenen Adeligen nebst den Führern der Opposition in die Bastille geworfen werden sollten. Im Schooße der National-Versammlung fanden sich nur Worte voll von Unterwürfigkeit und Bitten, auf welche der König, welcher wieder ganz in die Macht der Reactionspartei gefallen war, keine Rücksicht nahm. Doch das Volk von Paris wachte. Es handelte entschlossen und kühn, so oft es galt, sich Verbündete zu werben und zugleich Freunde vom drohenden Verderben zu retten. Es setzte gewaltsam elf Gardisten in Freiheit, welche in das Gefängniß der Abtei gesetzt worden waren, weil sie sich geweigert hatten, scharf zu laden. Der König wagte nicht, der National-Versammlung die Fürbitte für die in Freiheit gesetzten Gardisten abzuschlagen. Die Bevölkerung von Paris wurde sich mehr und mehr ihrer Macht bewußt. Sie gerieth durch die Nachrichten, welche ihr von allen Seiten zugingen, in immer zunehmende Gährung. Finstere Gerüchte von Bürgerkrieg, von Entlassung Neckers, von Herbeiziehung fremder Truppen und absichtlicher Vertheuerung des Brodes hielten Paris in dauernder Aufregung. Der Garten des Palais-Royal füllte sich jeden Tag mit Volksmassen, welche in äußerster Spannung die Reden begeisterter Sprecher hörten. Auf Straßen und Märkten theilte Einer dem Andern seine Befürchtungen und seine Entschlüsse mit. Die Hungernden vergaßen ihre Noth und sprachen nur von Vaterland und Freiheit. Es galt nicht, ein Mahl, sondern die Freiheit zu erringen. Das Volk von Paris gab sich nicht einem blinden Vertrauen hin. Es kannte die Schwäche des Königs und die zweifelhafte Zusammensetzung der Generalstaaten. Es machte sich auf das Aeußerste gefaßt und war zum Aeußersten entschlossen.

In dem bewegten Lande der Franzosen bestanden damals schon zwei Parteien mit bestimmten Wünschen und Leidenschaften: die Partei des Königs und des Volkes. Denn der Gegensatz zwischen beiden Bestandtheilen einer Monarchie war seit dem Streite der drei Stände über die Frage vereinigter oder getrennter Berathung klar zu Tage getreten. Die Schwäche der königlichen Partei bestand darin, daß sie in drei Abtheilungen zerfiel, wovon zwei den König mehr oder weniger auf die Seite schieben wollten: die ultra-königliche, die despotisch-adelige Clique, an deren Spitze die Königin und der Graf von Artois standen, und der Anhang des Herzogs von Orleans, welcher unter dem Scheine der Volksthümlichkeit die jüngere Linie des Hauses Bourbon auf den Thron heben wollte. Je leidenschaftlicher die erste, und je versteckter die letztere dieser Cliquen zu Werke ging, desto größere Gefahren bereiteten beide dem schwachen Ludwig XVI., welcher sich bald auf eigene Füße zu stellen suchte, bald dem Volke und bald der wüthenden Adelspartei in die Arme warf.

Die Volkspartei hatte ihre Stützen in der Masse des Volkes, in der National-Versammlung, in der Presse und in den aller Orten sich bildenden geheimen und öffentlichen Versammlungen und Vereinen mannigfaltiger Art. Die überwiegende Mehrzahl derselben war royalistisch gesinnt, allein sie wollte ein beschränktes, ein verfassungsmäßiges, kein despotisches Königthum. Als die Massen sich überzeugten, daß Ludwig XVI. entweder nicht den Willen, oder nicht die Kraft besitze, die Wünsche des Volkes im Kampfe mit der Adelsclique zu erfüllen, gewann die anfangs sehr schwache republikanische Richtung an nachhaltiger Kraft.

In ähnlicher Weise, wie Ludwig XVI. zwischen National-Versammlung und Adel, schwankte die National-Versammlung zwischen den Massen und dem Könige hin und her, und was der Herzog von Orleans für die Königlichen, waren die wüthenden Terroristen für die Volks-Partei. Terroristen und Orleanisten wirkten nur so lange Hand in Hand mit einander, bis die ersteren stark genug geworden waren, auch ohne den Herzog ihr Panier entfalten zu können.

Die Terroristen waren im Jahre 1789 noch sehr wenig mächtig. Damals hätten sie noch leicht erdrückt werden können. Ich verstehe darunter diejenigen Menschen, welche sich nicht damit begnügten, ein ihnen im Wege stehendes Hinderniß zu beseitigen, oder ein klar erkanntes Ziel zu erreichen, sondern mit der nothwendigen Handlung immer die überflüssige und das richtige Gefühl empörende Grausamkeit verbanden, welche nicht blos die ihnen feindlich gegenüber stehenden Schergen der Gewalt tödteten, sondern auch deren Köpfe abschnitten und auf Stangen steckten, welche nicht blos waffenfähige Soldaten, sondern auch unbewaffnete Menschen, die aufgehört hatten, Feinde zu sein, abschlachteten. Die ersten derselben tauchten schon am Tage des Falles der Bastille auf.

§ 4. Der Sturm auf die Bastille.

Volk und National-Versammlung hatten über Königthum und Adel wohl einige Siege errungen; diese waren aber mehr vorbereitender, als entscheidender Natur. Noch lasteten auf Frankreich alle Einrichtungen des Mittelalters, welche die Freiheit und den Wohlstand von Bauern und Handwerkern beeinträchtigten und zugleich jene seit Ludwig XIV. immer weiter ausgedehnten Anstalten des neuzeitlichen Despotismus, welcher sich über alle schützenden Formen der Vorzeit hinweg setzte und Leben und Eigenthum der Willkür des Herrschers preisgab. Sechs Wochen hatte die National-Versammlung gebraucht, um nur zu ihrer Constituirung zu gelangen. Die übrige Zeit war den Ereignissen des Augenblicks gewidmet worden. Noch hatte die National-Versammlung nicht Muße gefunden, einen einzigen Mißbrauch abzustellen, einen einzigen Grundsatz für die künftige Verfassung des Reiches anzunehmen, und schon sah sie sich in ihrem Dasein bedroht. Die Truppen, welche der König zwischen Paris und Versailles, die Regimenter, welche er in nächster Nähe des Sitzungssaales der Abgeordneten des Volkes versammelte, deuteten an, daß der Hof damit umgehe, die Herrschaft des Schwertes über die Feder, der Gewalt über die freie Rede festzustellen. Die einzige, schwache Hoffnung, welche die Nation hatte, im ruhigen Gange der Entwickelung, auf gesetzlichem Wege Abhülfe zu erlangen, ruhte auf der Person des Ministers Necker, von dem man wußte, daß er eine verfassungsmäßige Monarchie nach dem Muster der englischen Frankreich zu verschaffen wünschte. Allein seit dem Anfange des Streites zwischen den Gemeinen und den beiden anderen Ständen war seine Stellung am Hofe immer mißlicher geworden. Am 10. Juli hatte der Graf von Artois die Faust gegen ihn geballt und ihm zugerufen, als sich der Minister nach dem Rathszimmer begeben wollte: „wohin gehst Du, verrätherischer Ausländer? Kehre in Deine kleine Stadt zurück oder Du wirst von meiner Hand sterben!“ Hätte der Bruder des Königs gewagt, einen solchen Ton gegen den dirigirenden Minister anzustimmen, wenn er nicht gewußt hätte, daß dessen Sturz beschlossen sei? Was bedeutete die Zusammenziehung der Truppen zwischen Paris und Versailles anderes, als Kampf auf Tod und Leben gegen die Nation, deren freisinnige Vertreter und den Minister, welcher die einzige Stütze einer freien Verfassung inmitten des absolutistischen Hofes war? Im Augenblicke, da Paris mitten in der Hungersnoth stand, dreißig Tausend Soldaten mit Dienern und Pferden in die Nähe derselben ziehen, hieß dieses nicht die Hungersnoth absichtlich vergrößern und dauernd machen?

Die Männer, welche in den letzten Tagen nach Versailles gekommen waren, um, wie man allgemein befürchtete, die Leitung der Staats-Angelegenheiten zu übernehmen: der Baron von Breteuil und der Marschall Broglie, gaben zu den schlimmsten Befürchtungen Grund. Breteuil hatte gesagt: „wenn man Paris verbrennen muß, so wird man Paris verbrennen.“ Er sollte, so ging das Gerücht, an Necker's Stelle treten. Broglie hatte an

den Prinzen von Condé geschrieben: „eine Kanonensalve oder ein Flintenfeuer hätte diese Schwätzer (die National-Versammlung) schnell auseinander getrieben und die absolute Gewalt, welche ihrem Untergange entgegen geht, wieder an die Stelle des in der Bildung begriffenen republikanischen Geistes gesetzt."

Die Kanonen der Bastille bedrohten die Antons-Vorstadt. Die Pulver-Vorräthe in deren Gewölben reichten hin, ganz Paris in die Luft zu sprengen. Die verhaßte Feste hatte in jungster Zeit Verstärkungen erhalten. Der Gouverneur de Launay war damit beschäftigt, die Zwingburg in bessern Vertheidigungsstand zu setzen. Niemand kannte die Zahl der in dem Staatsgefängnisse zurückgehaltenen Opfer der Tyrannei. Niemand wußte, ob nicht schon am morgenden Tage die treuesten Freunde des Volkes in den unterirdischen Gewölben desselben schmachten würden.

Alle diese und hundert andere ähnliche Gedanken hielten die Bevölkerung von Paris in immer zunehmender Beklommenheit und Aufregung, als sich am 12. Juli die Nachricht verbreitete, Necker sei abgesetzt und verbannt worden.

Am 11. Juli Abends hatte der Minister den Brief des Königs empfangen, welcher ihm die Ungnade des Herrschers ankündigte. Ohne den Gästen, welche ihn umgaben, von seinem Sturze Kenntniß zu geben, hatte sich Necker mit seiner Gattin in einen Wagen gesetzt und war in Brüssel angelangt, bevor Frankreich wußte, daß der Minister seiner Hoffnung aufgehört habe, an der Spitze der Regierung zu stehen.

Die Nachricht von dem Falle Neckers traf die Pariser nicht unvorbereitet. Sie wirkte gleich einem Donnerschlage. Was man bisher blos gefürchtet hatte: Wiederherstellung des Absolutismus, Auflösung der Generalstaaten, Bürgerkrieg, Aushungerung oder Verbrennung der Stadt Paris, — alle diese Schrecknisse lagen im Keime in der Entlassung Neckers. Camille Desmoulins rief im Palais-Royal das Volk zu den Waffen. Die Straßen füllten sich von Bürgern, welche entschlossen waren, Gewalt mit Gewalt zurück zu treiben. Um vier Uhr Nachmittags wogte eine unabsehbare Menschenmasse längs der Boulevards, an deren Spitze die Brustbilder des Herzogs von Orleans und Neckers getragen wurden. Der Zug ging am Palais-Royal vorbei und nahm durch die Straße Richelieu die Richtung gegen den Platz Ludwig's XV. Am Vendômeplatze stand eine Abtheilung Reiterei. Der junge Mann in reichem Anzuge, welcher das Bild Neckers trug, stürzte, von einem Schusse durchbohrt, todt zur Erde nieder. Ein Anderer nahm aus seinen sterbenden Händen das Brustbild. Die Menge schritt voran; die Reiter zogen sich zurück. Am Eingange zum Platze Ludwigs XV. erhielt der arme Savoyarde, welcher das Bild des Herzogs von Orleans trug, einen Schuß in das linke Bein und einen Säbelhieb auf die Brust. Auf dem Platze selbst stand Besenval mit einer starken Abtheilung der schweizerischen Garden und anderer Truppen und begann den Angriff gegen das Volk. Weiber und Kinder, Greise und Knaben wurden gleichmäßig niedergeworfen. Besenval hatte seine Truppen so geordnet, daß dem Volke kein Ausweg der Flucht blieb, daß es den Säbeln seiner Reiter und den Hufen ihrer Pferde nicht entgehen konnte. Ein Schrei der Entrüstung drang durch ganz Paris. Immer größere Massen drängten sich auf die Straßen. Von allen Seiten ertönte der Ruf: „Waffen! wir brauchen Waffen!" Das Arsenal des Stadthauses wurde gestürmt. Man sammelte Geld auf den Straßen, um Pulver kaufen zu können. Aufregende Anschläge bedeckten die Mauern von Paris. Das Volk las sie bei Fackellicht. Die Barrièren der Stadt wurden in Brand gesteckt. Die Vorstädte sollten von der Hauptstadt nicht abgeschlossen sein. Um Mitternacht begannen alle Glocken von Paris zu stürmen. Jedes Haus wurde zur Festung gemacht. Die ganze Stadt bereitete sich zum Kampfe auf Tod und Leben.

Die städtische Behörde von Paris wußte weder die Volksbewegung zu leiten, noch zu erdrücken. Eine kleine Anzahl von Wählern bemächtigte sich des städtischen Regiments. Dieselben hatten sich um acht Uhr des Morgens (13. Juli) auf das Stadthaus begeben und den Vorsteher der Kaufmannschaft Herrn von Flesselles und die Schöffen zu sich berufen. Die Versammlung der Wähler übertrug Herrn von Flesselles den Vorsitz, wählte ein permanentes Comité, welches über die öffentliche Sicherheit wachen sollte und organisirte ein Bürger-Heer von zwölftausend Mann, zu welchem jeder der sechzig Bezirke der Stadt zweihundert Mann stellen sollte. Die Spießbürger hofften, auf diese Weise die ganze Gewalt in der Stadt an sich zu reißen, um die drohende Revolution im Keime zu ersticken. Doch Flesselles war ein zu sehr verhaßter Mann, als daß sein Name hätte beruhigend wirken können. Das Volk begab sich nicht unter die Befehle einer Behörde, welche ihm kein Vertrauen einflößen konnte. Es ließ sich die Waffen nicht aus der Hand nehmen, es ließ sich nicht einschläfern. Die Gefängnisse, in welchen gewöhnliche Verbrecher festgehalten wurden, blieben unverletzt, doch der Kerker la Force, worin nur Schuldner, die Opfer des Wuchers, schmachteten, wurde geöffnet und die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Aller Orten wurden grüne Kokarden, als Sinnbilder der Hoffnung ausgetheilt. Die Geräthkammer des Königs wurde erbrochen und die darin befindlichen Waffen unter das Volk vertheilt. Die Vorstädte versahen sich mit Picken. Innerhalb sechsunddreißig Stunden waren daselbst hundertundfünfzigtausend derselben angefertigt worden. Flesselles täuschte das Volk durch scheinbare Nachgiebigkeit. Die Kisten, welche Munition für die Artillerie enthalten sollten, waren mit altem Leinenzeuge gefüllt. Die Gewölbe des Karthäuser-Klosters, welche, wie man dem Volke vorspiegelte, mit Waffen gefüllt waren, wurden leer gefunden. Der Grimm der Massen wurde dadurch nur erhöht. Der 13. Juli 1789 verstrich in Vorbereitungen zum Kampfe.

Die National-Versammlung in Versailles, welche durch die Nachricht von dem Sturze Necker's auf's tiefste betroffen wurde, und von den Bewegungen der Stadt Paris von Stunde zu Stunde Kenntniß erhielt, schickte eine Gesandtschaft nach der anderen an den König. Die erste erhielt von demselben einen trockenen und abweisenden Bescheid. Darauf erklärte die Versammlung: „Necker und die übrigen entlassenen Minister nehmen die Achtung und das Bedauern der Nation mit sich; sie werde nicht aufhören auf der Entfernung der bei Paris und Versailles außerordentlich versammelten Truppen und auf Errichtung der Bürgergarden zu bestehen. Zugleich machte sie die Minister und alle übrigen Civil- und Militär-Beamten für alle gegen die Rechte der Nation und die Beschlüsse der National-Versammlung gerichteten Unternehmungen verantwortlich.

Während die National-Versammlung zu Versailles diese Beschlüsse faßte, welche den König warnten, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, griff Paris zu den Waffen. Der Hof war mit Blindheit geschlagen. Er glaubte, mit seinen Truppen die Bevölkerung der Hauptstadt niederschmettern, im schlimmsten Falle, die Stadt in Brand stecken zu können. Gelang ihm dieses, so verlor die National-Versammlung allen Rückhalt, und es war leicht, sie entweder aufzulösen, oder zu einem willigen Werkzeuge des Despotismus zu machen.

Doch Paris war in Bewegung. Schon um zwei Uhr des Morgens des 14. Juli hatte das Volk die Thore des Pulver-Magazins des Stadthauses gesprengt und unter sich das dort befindliche Pulver vertheilt. Von da zog es vor das Invalidenhaus und bemächtigte sich der dort befindlichen Waffen und Kanonen. Dann setzte es sich gegen die Bastille in Marsch.

Diese Feste, in deren Mauern seit Jahrhunderten so viele Opfer fürstlicher Tyrannei

lebendig begraben worden waren, verdiente den Haß der Nation mit vollem Rechte. Sie war das augenfälligste Denkmal unumschränkter Willkürherrschaft, und wenn auch Ludwig XVI. nicht so viele Unglückliche in die Bastille geschickt hatte, als seine Vorgänger, die Anstalt hatte unter ihm ihren Charakter nicht verloren. Dieselbe Grausamkeit, wie früher, herrschte in deren Räumen, ja, der Gouverneur de Launay hatte seine Vorgänger insofern noch überboten, als er, um schnöden Gewinnes willen, das kleine Gärtchen, in welchem sich die Gefangenen früher hatten ergehen können, vermiethete und dadurch diesen ihre einzige Erholung entzog. Nach wie vor gab sich Niemand die Mühe, die Verzeichnisse der Gefangenen durchzusehen, um die augenscheinlich Unschuldigen in Freiheit zu setzen. Am 14. Juli 1789 fanden sich, außer mehreren anderen, drei Opfer verruchter Willkür in dem Gefängniß: der Graf von Solages, welcher ohne irgend einen Grund, als Opfer der Rache seines Vaters seit sieben Jahren im Kerker schmachtete. Als er in Freiheit gesetzt wurde, fand er sein Vermögen in den Händen gieriger Verwandten. Der zweite Gefangene hieß Whyte. Niemand wußte, weshalb er seiner Freiheit beraubt worden war. Der Name des Dritten war Tavernier. Die beiden Letzteren hatten ihren Verstand verloren, wer weiß, wie lange vor ihrer Befreiung? In die Bastille sollten, dem Wunsche der Reaction zufolge, nach gelungenem Staatsstreiche die Häupter der Volkspartei gebracht werden. Von ihren Zinnen herab konnte die Antons-Vorstadt in den Grund geschossen werden. Sie stand am Ende der Anton-Straße und der Boulevards. Acht große Thürme, welche durch dichtes Mauerwerk verbunden und durch einen breiten Graben gedeckt waren, schützten die Besatzung. Ein zweiter Graben umschloß das mit der Bastille verbundene Gouverneurs-Gebäude. Die Feste war neuerdings durch zweiunddreißig Schweizer verstärkt worden. Außer denselben befanden sich zweiundachtzig Invaliden darin. Fünfzehn Stücke schwere Kanonen schützten die Thürme, drei Stücke Feldkanonen waren im inneren Hofe, dem Eingangsthore gegenüber aufgestellt. Zwölf einpfündige Kanonen, vierhundert Standbüchsen mit der erforderlichen Munition standen der Besatzung zur Verfügung. In geringer Entfernung befanden sich mehr als dreißigtausend Mann königlicher Truppen, welche jeden Augenblick den Belagerern in den Rücken fallen konnten.

Das Volk von Paris hatte keinen Maßstab für die Gefahr. Es war entschlossen, um jeden Preis die Zwingburg der Tyrannei zu erobern und zu zerstören. Doch anders dachte die selbstgeschaffene neue Behörde im Stadthaus. Diese betrachtete mit Mißtrauen und Widerwillen die großartige Bewegung des Volkes. Sie schickte eine Gesandtschaft an den Gouverneur der Festung und verlangte nur, er sollte die Kanonen zurückziehen lassen und sein Wort geben, keine Feindseligkeit begehen zu wollen. Dagegen versprach sie, das Volk in der Antons-Vorstadt und der Umgegend werde gegen den Platz keinen gefährlichen Angriff unternehmen. Einen ähnlichen Antrag brachte im Namen des Bezirkes Saint Louis de la Culture der Parlaments-Advokat Thuriot de la Rosiere. Doch als dieser im Sinne des erhaltenen Auftrages von einem Fenster des Gouvernementshauses zum Volke sprach, fluchte ihm dieses und bedrohte sein Leben. Mit Mühe rettete sich der Abgesandte der Spießbürger.

Tausend Stimmen riefen im Donnertone: „Wir wollen die Bastille!" Mit kühner Todesverachtung näherten sich vier Männer der Zugbrücke, des äußern Grabens, hieben mit Aexten deren Ketten ab und öffneten dadurch den Weg zu dem innern, in der Nähe des Gouvernementshauses die Bastille umgebenden Graben. Das Volk drängte sich an die Zugbrücke. Das Flintenfeuer der Besatzung trieb die Angreifenden zurück. Das Volk schrie über Verrath. Die Wenigsten hatten gesehen, auf welche Weise die erste Zugbrücke genommen worden war. Die Wuth des Volkes wurde durch das vergossene Blut

nur gereizt. Unter der Führung zweier Sergeanten rückten in diesem Augenblicke Abtheilungen einer Grenadier- und einer Füsilier-Compagnie der französischen Garden und unter dem Befehle des Peter August Hulin 2000 bewaffnete Bürger gegen die Bastille. Der Angriff begann von Neuem. Die Besatzung feuerte mehrere Kanonenschüsse, wovon einer mit Kartätschen, unter die dichten Massen. Nach fünfstündigem Kampfe hatte die Besatzung nur einen Mann verloren. Von den Belagerern waren achtundachtzig verwundet und dreiundachtzig getödtet worden. Die Sterbenden hatten noch gerufen: „wir wollen die Bastille!“ Sie beseelte der unüberwindliche Geist der Freiheit, und ihr Tod entflammte den Muth der Ueberlebenden.

Ganz andere Auftritte fanden mittlerweile in der Bastille statt. Dort befehligte de Launay. Er war zwar zum Aeußersten entschlossen, doch anders dachten die unter ihm stehenden Invaliden. Diese verlangten, man solle sich ergeben. Die Schweizer dagegen schrieen: „man muß sich wehren!“ Inmitten dieser widersprechenden Forderungen ergriff de Launay eine brennende Lunte, um sich mit der Feste in die Luft zu sprengen. Die ganze Antons-Vorstadt würde mitgeflogen sein. Zwei Offiziere traten ihm mit gefälltem Bajonette entgegen und retteten die Stadt. Von Außen tönte immer lauter und wilder der Ruf: „nieder mit den Brücken!“ Endlich setzte sich de Launay und schrieb: „wir haben zwanzigtausend Pfund Pulver; wir werden die Besatzung und das ganze Stadtviertel in die Luft sprengen, wenn Ihr die Capitulation nicht annehmt.“ Der Schweizer-Offizier erhob dagegen Einsprache; de Launay beharrte aber auf seinem Entschlusse. Der Schweizer-Offizier reichte durch eine Schießscharte das Schreiben des Gouverneurs hinaus. Mit Lebensgefahr ergriff es einer der Belagerer Maillard, nachdem sein Vordermann bei dem Versuche das Leben verloren hatte. Die Besatzung rief: „man tödte uns nicht! wir ergeben uns!“ Die französischen Garden, welche unter den Vordersten auf der Seite des Volkes standen, antworteten: „auf Soldatenwort, wir werden euch kein Leid zufügen; laßt die Brücken nieder!“

Die Brücken fielen. Das Volk ergoß sich, gleich einem Waldstrome in die Bastille. Keinem der in Reihe und Glied stehenden Soldaten der Besatzung widerfuhr ein Leides. Doch der Schweizer, welcher die Standbüchsen auf das Volk gerichtet hatte, wurde erkannt, als er schon die Brücke hinter sich hatte, und fiel als Opfer der Volksrache. De Launay wurde verhaftet, und trotz der heldenmüthigen Vertheidigung seiner Begleiter, die ihn zu retten wünschten, in der Nähe des Stadthauses getödtet. Die Unmenschen, welche die Capitulation brachen, hieben de Launay den Kopf ab und steckten diesen auf eine Picke. Zwei Invaliden wurden gegenüber dem Stadthause an eine Laterne gehängt. Der Lieutenant Person verlor sein Leben an dem Kornhafen, der Majors-Adjutant Miray das seinige im Augenblicke, da er in seine Wohnung eintrat, nachdem er seine Bedeckung entlassen hatte. Unweit der Arkade Saint-Jean wurde Major von Losme erkannt und niedergestoßen, obgleich einer seiner früheren Gefangenen, Pelleport, mit eigener Lebensgefahr ihn zu retten suchte.

Die Helden, welche im Kanonen- und Flinten-Feuer der Bastille muthig gestanden hatten, hielten redlich die Capitulation. Viele derselben boten dem Zorne des Volkes Trotz, um die Besatzung zu retten. Doch die hochherzigen Freiheitskämpfer konnten nicht allgegenwärtig sein. Inmitten der Tausende, welche von den edelsten Gefühlen beseelt waren, befanden sich auch Einzelne, welche blos der Stimme ihres Grimmes Gehör gaben, und Andere, welche in höherem Auftrage Verwirrung und Unordnung anzustiften suchten.

Keines dieser sechs Opfer der Volkswuth fiel innerhalb der Ringmauern der Bastille, keines starb von der Hand der Helden, welche die Uebergabe der Bastille bewirkt hatten.

Die Sieger befleckten sich durch keine Unthat, im Gegentheile schützten sie mit Lebensgefahr die Besatzung, welche sich ihnen ergeben hatte. In der That gelang es ihnen auch, mit den oben bezeichneten Ausnahmen, die französischen Invaliden und die schweizerischen Söldner zu retten. Nicht zufrieden damit, sammelten sie noch milde Beiträge für die Unglücklichen und umarmten dieselben unter Freudenthränen. So handelten die Sieger der Bastille! Wie ganz anders benahm sich Ludwig XVI.! Kaum hatte er die Nachricht vom Siege des Volkes und vom Tode de Launay's erfahren, so rief er aus: „ach! er hat sein Schicksal wohl verdient!" Die Helden der Bastille hatten sich bemüht, ihren Todfeind zu retten. Ludwig XVI. sprach noch über die Leiche des Dieners, welcher als Opfer der seinem Könige bewiesenen Treue gefallen war, das Todesurtheil. Die Gegner Ludwig's XVI. haben ein Recht, die Mörder de Launay's und seiner fünf Leidensgenossen zu tadeln. Die Verehrer und Anhänger Ludwig's XVI. sollten sich hüten, dieses zu thun; denn sie setzen sich dadurch in augenscheinlichen Widerspruch mit dem Könige selbst.

Die im Stadthause versammelten Spießbürger hatten gethan, was in ihren Kräften stand, die Einnahme der Bastille zu verhindern. Sie hatten sich zu einem geheimen Comité gebildet und bei verschlossenen Thüren berathschlagt. Das Volk murrte darüber. Das Comité mußte seine Sitzung in den großen Saal verlegen und öffentliche Verhandlungen pflegen. Flesselles führte den Vorsitz, als ein donnerähnlicher, vieltausendstimmiger Ruf die Einnahme der Bastille verkündete. Die Massen drängten von der Bastille dem Stadthause zu. So lange Flesselles nicht an den Sieg des Volkes geglaubt, hatte er dieses getäuscht und die Vertreter desselben mit Hochmuth und Frechheit zurückgewiesen. Als aber die aufgeregten Massen ihre Siegestrophäen ihm unter die Augen hielten und von Verrath und schändlichen Umtrieben sprachen, erhob er sich von seinem Sitze und suchte zu entkommen. In der That gelangte er unangefochten über den Grève-Platz hinweg bis zum Quai Pelletier. Dort fiel er von unbekannter Hand durch einen Pistolenschuß.

Der Sieg war gewonnen. Doch ganz Paris blieb unter den Waffen. Alle Häuser waren die ganze Nacht hindurch erleuchtet. Streifwachen des Volkes durchzogen die Straßen der Stadt. Da und dort wurden Gräben gezogen und Barrikaden gebaut. Auf die Dächer der Häuser wurden Steine, Geräthe aller Art, selbst Bildsäulen und Bücher gehäuft, um jeden Angriff zurückschlagen zu können. Wer nicht unter den Waffen stand, goß Kugeln oder schmiedete Picken. Das Volk von Paris war entschlossen, sich die Früchte seines Sieges nicht entreißen zu lassen.

Die erste Nachricht von der Einnahme der Bastille brachte der Vicomte von Noailles der National-Versammlung. Sofort erwählte diese eine Abordnung an den König. Da Ludwig XVI. noch keine genauen Nachrichten aus Paris erhalten hatte, oder denselben keinen Glauben schenkte, ertheilte er der Deputation eine kalte und ausweichende Antwort. Diese erhielt keine Anspielung auf die Einnahme der Bastille, nahm vielmehr nur Beziehung auf die von dem improvisirten Gemeinderathe von Paris errichtete Bürgergarde, indem der König bemerkte, daß er seinen Generälen befohlen habe, sich an deren Spitze zu stellen. Der Schluß der Antwort Ludwig's XVI. deutete aber doch an, daß die Hofpartei einigen Schrecken empfinde. Gewiß hätte der König der Deputation der National-Versammlung nicht eröffnet, daß er seinen auf dem Marsfelde stehenden Truppen den Befehl gegeben habe, sich von Paris zu entfernen, falls er hätte hoffen können, die Bevölkerung der Hauptstadt durch Waffengewalt einzuschüchtern.

Die Frage, um die es sich handelte, betraf nicht blos die auf dem Marsfelde, sondern auch die in Versailles und von da bis in die Nähe von Paris befindlichen Truppen. Nicht minder, als die Truppenansammlung, war das neue Ministerium, welches nach Entlassung

Neckers gebildet worden war, dem Volke und der National-Versammlung anstößig. Von alle dem sprach der König nicht. Auch eine zweite Abordnung wurde in ähnlicher Weise von Ludwig XVI. entlassen. Dieser übel unterrichtete und schwachsinnige Monarch legte sich am Abende, welcher auf die Einnahme der Bastille folgte, ruhig zu Bette. Er hatte keine Ahnung davon, daß der 14. Juli für Frankreich Epoche machend sein würde. Der Herzog von Liancourt unterbrach jedoch den Schlaf des Königs, um ihm mitzutheilen, was sich in Paris zugetragen hatte. Ludwig XVI., welcher wußte, daß kein Höfling seine Nachtruhe ohne dringende Gründe stören würde, empfing den Herzog mit den Worten: „es ist ein Aufstand!" Liancourt erwiderte: „nein, Sire, es ist eine Revolution!" Er fügte eine Schilderung des aufgeregten Zustandes des Volkes und der zweifelhaften Stimmung der Truppen hinzu und drang auf Zugeständnisse. Die Brüder des Königs traten ein, worauf der Herzog dem Grafen von Artois sagte: „Prinz, ihr Kopf ist geächtet. Ich habe den Anschlag dieser Aechtung gelesen." Jetzt fingen die drei königlichen Brüder zu zagen an. Die Grafen von Artois und von Provence drangen vereint mit dem Herzoge von Liancourt in den König, die Hand zur Versöhnung auszustrecken. Ludwig XVI. entschloß sich, in die Mitte der National-Versammlung zu gehen. Diese hatte während der Nacht den Bericht des Baron von Wimpfen angehört, welcher neue Einzelnheiten über die Vorfälle des 14. Juli enthielt und die Aufregung im Schooße der Versammlung steigerte. Der revolutionaire Geist war jedoch so schwach vertreten in Versailles, daß daselbst immer nur „von den Unglücksfällen der Hauptstadt" gesprochen wurde. Die National-Versammlung gestand noch nicht ein, daß sie das Schicksal der Besatzung der Bastille oder ein schlimmeres gehabt hätte, falls die wackern Bürger von Paris ihr nicht zu Hülfe gekommen wären. So stumpfsinnig, als der König, waren aber die Mitglieder der National-Versammlung nicht. Sie hatten zum Schlafe keine Zeit gefunden. Sie besaßen wenigstens die Kraft, über die Lage des Vaterlandes zu sprechen, wennschon sie sich zu keinen entscheidenden Beschlüssen zu erheben vermochten. Einzelne Gedankenblitze erleuchteten die herrschende Finsterniß. Als der Vorschlag gemacht wurde, eine dritte Abordnung in das Schloß zu schicken, rief Clermont-Tonnère: „nein, lassen wir ihnen Zeit zum Rath; die Könige, wie die anderen Menschen, müssen die Erfahrung theuer bezahlen." Am Morgen des 15. Juli beschloß die National-Versammlung, daß eine dritte Deputation an Ludwig XVI. gesandt und die Entfernung der Truppen und die Entlassung der Minister verlangt werden sollte. Mirabeau erhob sich und schrieb der Abordnung folgende Sprache vor: „Sagt ihm, daß die fremden Horden, von denen wir eingeschlossen sind, gestern den Besuch der Prinzen, der Prinzessinnen, der männlichen und weiblichen Günstlinge, deren Ermahnungen, Liebkosungen und Geschenke empfingen, sagt ihm, daß diese fremden Schergen, welche die ganze Nacht hindurch mit Gold und Wein überschüttet wurden, in ihren gottlosen Gesängen die Knechtung Frankreichs vorhersagten und daß deren viehische Wünsche auf die Vernichtung der National-Versammlung gerichtet waren; sagt ihm, daß sogar in seinem Palaste die Höflinge ihre Tänze mit den Klängen dieser barbarischen Musik vermischten, und daß gerade so das Vorspiel der Bartholomäusnacht war; sagt ihm, daß jener Heinrich, dessen Andenken die Welt segnet, den er unter seinen Vorfahren sich zum Muster nehmen wollte, Lebensmittel in das empörte und von ihm persönlich belagerte Paris bringen ließ, während seine wilden Rathgeber das Mehl, welches der Handel nach dem treuen und hungernden Paris bringt, hinwegschaffen."

Kaum hatte Mirabeau diese niederschmetternden Worte gesprochen, gerade stand die Deputation im Begriff, sich zu Ludwig XVI. zu verfügen, so meldete der Herzog von Liancourt den König an. Der Bischof von Chartres erinnerte an die Worte des Bischofs

von Senez: „das Schweigen der Völker ist die Lehre der Könige.“ In diesem Augenblicke öffneten sich die Thüren. Ludwig XVI. erschien. Ihn begleiteten nur seine beiden Brüder. Jetzt lauteten seine Worte ganz anders, als am Tage vorher. Jetzt erklärte er sich eins mit der Nation; jetzt vertraute er sich der National-Versammlung an. Er sprach stehend, mit entblößtem Haupte und mit bewegter Stimme und schloß mit der Bemerkung, daß er den Truppen den Befehl gegeben habe, sich von Paris und Versailles zu entfernen.

Im Schooße der National-Versammlung wurde die Rede des Königs durch keine Zeichen des Mißtrauens unterbrochen. Allein als Ludwig XVI. zum Marmorhofe zurück kehrte, drängte sich eine Frau von Versailles an ihn und fragte: „o, mein König, sind Sie ganz aufrichtig? wird man Sie nicht umstimmen, wie vor vierzehn Tagen?“ Der König erwiderte: „Nein, ich werde mich nie verändern!“

Inmitten des allgemeinen Jubels, welchen die National-Versammlung angestimmt und die versammelte Menge fortgesetzt hatte, wurde nur von wenigen diese Frage gehört. Allein sie bezeichnete richtiger, als das Gejauchze der Tausende die eigentliche Stimmung des Volkes. Als die Königin auf dem großen Balkone des Schlosses erschien, den Dauphin auf den Armen, rief ein Mann, indem er auf den Thronsaal deutete: „dort steht dieser Thron, von dem man bald die Spuren suchen wird.“

Die National-Versammlung war es nicht, welche die Krone der Capetinger bedrohte. Doch hinter ihr stand eine von Hoffnung beseelte und von Angst bewegte Masse, welche zu schwer gelitten hatte und fortdauernd litt, als daß sie mit leidenschaftsloser Ruhe den langsamen Gang der Berathungen einer Versammlung abwarten konnte, in deren Schooße Adel, Geistlichkeit und Spießbürgerthum viele, das darbende, schwer gedrückte Volk aber nur wenige Vertreter zählte. Die National-Versammlung wollte nichts weiter, als einen verfassungsmäßigen König. Sie wollte gern Ludwig XVI. die Ehre gönnen, alle Reformen selbst beschlossen zu haben. Das Volk wollte erleichtert sein, mit Hülfe des Königs, falls dieser es redlich meine, oder gegen dessen Willen, falls er sich verrätherisch erweisen sollte.

Die National-Versammlung besaß Einsicht genug, zu erkennen, daß der Hof sie bald auseinander geschickt, wo nicht, sie noch schwerer heimgesucht, falls sie an dem Volke nicht einen mächtigen Rückhalt gehabt hätte. Allein diejenige Hülfe, welche die Pariser Bevölkerung geleistet, war stärker, als sie gewünscht hatte. Die National-Versammlung stand in der Mitte zwischen Volk und König, in ihrer Mehrheit jedoch dem Hofe näher, als den Massen. Das Volk hatte sich in seiner Majestät erhoben. Die National-Versammlung mußte die neue Macht anerkennen. Sie schickte eine zahlreiche Abordnung nach Paris. Diese fand Hunderttausend Mann unter den Waffen. Die Deputirten sprachen Worte der Versöhnung. Die Massen waren so freudig bewegt über ihren Sieg, daß sie gern auf dieselben eingingen. Beweis genug, daß die Tags zuvor begangenen Ueberschreitungen der Nothwehr von ihnen nicht gebilligt wurden. Noch eifriger, als das Volk, wünschte die neue städtische Behörde von Paris die Aussöhnung mit dem Könige. Doch wollten die Spießbürger die von ihnen so leichten Kaufes gewonnene Macht nicht aus den Händen geben. Die städtische Behörde und die Abordnung der National-Versammlung verständigten sich mit einander dadurch, daß die erstere zwei Mitglieder der letzteren an die Spitze der Bewegung stellte. Die eigentlichen Sieger, die Helden des Sturmes auf die Bastille, wurden, wie gewöhnlich in solchen Fällen, von allem Theile an den neu gebildeten Gewalten ausgeschlossen. Lafayette wurde zum Befehlshaber der Pariser Bürgergarde, Bailly zum Maire von Paris ernannt. Die vor dem Stadthause von Paris versammelte Menge, welche in ihrer Begeisterung zwischen Spießbürgerthum und Volk, zwischen den Schlangen-

windungen der Politik und dem geraden Wege der Revolution keinen Unterschied zu machen wußte, nahm die ihm gemachten Vorschläge bereitwillig an.

Nachdem die Abordnung der National=Versammlung so gute Geschäfte in Paris gemacht hatte, galt es, die Versöhnung zwischen Volk und Regierung noch mehr zu befestigen, als ob die Zeit des Friedens schon gekommen wäre, als ob dieselbe Gefahr, welche Ludwig XVI. der Nation in den Tagen der ersten Hälfte des Juli bereitet hatte, nicht jederzeit wiederkehren konnte! Fürwahr, die Macht des Königs, des Adels und der Geistlichkeit war noch viel zu groß, als daß das Volk sie mit Sicherheit hätte wieder herstellen können. Doch darin bestand von jeher das Unglück der Völker, daß sie nicht in die Zukunft zu blicken vermochten, daß sie nur wenige Stunden zusammenwirkender Thätigkeit hatten, während die kleine Zahl schlauer Menschen, welche an der Spitze stehen, Monate und Jahre lang ihre Pläne schmieden und ihre Entwürfe vorbereiten konnten.

Die natürliche Folge der Niederlage des Hofes war die Entlassung der reactionären Minister und die Zurückberufung Necker's. Die National=Versammlung war mit diesen Zugeständnissen zufrieden. Auch die Bevölkerung von Paris sollte wieder zur Ruhe gebracht werden. Ludwig XVI. sollte durch sein persönliches Erscheinen im Schooße der Hauptstadt der Friedensurkunde gewissermaßen das Siegel aufdrücken. Am 17. Juli stattete der König den Parisern seinen Besuch ab. In seiner Gegenwart wurden auf dem Stadthause die Beschlüsse der Gemeinde verlesen, welche die Forderungen des Volkes enthielten. Sie betrafen die Bildung der Bürgergarde, den Befehl, die Bastille zu zerstören und die Ernennungen Lafayette's und Bailly's.

Hätte die Einnahme der Bastille keine anderen, als diese Früchte getragen, so wäre das Volk ganz leer ausgegangen. Die Bastille war für den Adel ein größeres Schreckbild, als für die Massen. Lafayette und Bailly waren Vertreter des Reichthums, nicht der Armuth. Um den Massen zu schmeicheln, begnügte man sich mit einigen Redensarten freiheitlichen Klanges und mit einem kleinen Schauspiele, indem Bailly Ludwig XVI. vor dem versammelten Volke die dreifarbige Kokarde darreichte, welche dieser an seinen Hut heftete und von einem Fenster des Stadthauses aus schwang. Wie geringe Bürgschaft für das Volk in dieser Huldigung des Königs lag, erhellt am besten aus den Worten, mit welchen Maria Antoinette den König empfing, als ihre Blicke auf die Kokarde am Hute des Königs fielen. Sie sagte: „ich glaubte nicht, einen Bürgerlichen geheirathet zu haben." So herzlos zeigte sich die Königin schon drei Tage nach dem Falle der Bastille! So wenig Rechnung trug sie der verzweifelten Lage ihres Gatten und der aufgeregten Stimmung der Nation!

Die wenigen Worte der Königin drückten bestimmt genug den Widerwillen aus, den sie gegen die Freiheitsbewegung des Volkes hegte. Kurz vor der Abreise Ludwig's XVI. nach Paris war noch die Frage berathen worden, ob es nicht besser sei, daß sich der König an die Spitze seiner Truppen stelle, und, wie vor ihm Karl I. von England gethan, das Banner des Bürgerkrieges entfalte? Ludwig XVI. zog die Reise nach Paris vor. Die Männer und Frauen der Reactionspartei, welche sahen, daß der von ihnen beabsichtigte Staatsstreich gescheitert sei, suchten im Auslande Hülfe und verließen Frankreich. Den Anfang hatte schon in der Nacht des 16. auf den 17. Juli die Familie Polignac gemacht. Ihr folgten die Staatsstreichs=Minister, die Prinzen von Condé und Conti, die Herzoge von Bourbon und Enghien und sogar der Bruder des Königs, der Graf von Artois. Der Adel und die Prinzen des königlichen Hauses wollten keinen Frieden, sondern die Unterwerfung des Volkes durch Waffengewalt. Da die französische dazu nicht ausreichte, so sollten die fremden Könige ihre Heere in's Feld stellen.

§ 5. Die Nacht vom 4. August.

Die National-Versammlung und die neue Gemeinde-Behörde von Paris waren mit der Wendung, welche die Angelegenheiten nach dem 14. Juli genommen hatten, wohl zufrieden. Denn beide waren plötzlich zu großer Macht und hohem Ansehen gelangt. Allein der König mit seinem ganzen Anhange, mit dem größeren Theile des Adels und der hohen Geistlichkeit machten nur gute Miene zum bösen Spiele. Die Königin sann auf Rache. Der Graf von Artois und die übrigen ausgewanderten Prinzen, Grafen und Barone spieen Feuer und Flamme und machten kein Geheimniß daraus, daß sie die Zustände, wie sie sich in Frankreich unter dem Einflusse des Volkes zu bilden im Begriffe waren, niemals anerkennen würden. Die Aufregung konnte unter solchen Umständen nicht nachlassen. Sie verbreitete sich von Paris rasch über ganz Frankreich. Die Versöhnungs-Comödie, welche zuerst von den Abgeordneten der National-Versammlung und dann von Ludwig XVI. aufgeführt worden war, konnte keine nachhaltige Wirkung hervorrufen. Das Vertrauen, welches das Volk auf den guten Willen des Königs gesetzt hatte, wurde dadurch nicht wieder hergestellt, daß der Monarch sich in die unabweisbare Macht der Verhältnisse fügte. Die Auswanderung der Prinzen vom Geblüte und des Adels mußte das herrschende Mißtrauen steigern. Dazu kam die noch immer fortdauernde Hungersnoth und die Stockung aller Geschäfte. Je mehr Arbeiter brodlos und erwerblos, desto entzündlicher waren ihre Gemüther und desto zahlreicher die Versammlungen zu politischen Zwecken.

Inmitten der wogenden Massen, welche sich auf öffentlichen Plätzen, in Kaffeehäusern und mannigfaltigen Sitzungs-Lokalen um begabte Redner sammelten, oder mit den Waffen in der Hand bereit waren, gegen das mittelalterliche Königthum in die Schranken zu treten, befanden sich die verschiedenartigsten Elemente: begeisterte Freunde der Freiheit, wüthende Gegner der priviligirten Classen, Menschen, welche nur Aufregung suchten und andere, welche im Trüben zu fischen gedachten. Unter den aufrichtigen Gegnern des Vorrechts gingen die wenigsten in ihren Wünschen fest und bestimmt bis zur Republik, die meisten nur bis zur constitutionellen Monarchie. Wenige hegten klar erkannte Pläne, die meisten folgten einem dunkeln Drange, der ihnen andeutete, der Tag der Abrechnung mit den Bedrückern des Volkes sei gekommen.

Im Anfange dieses Zeitabschnittes war es noch gefährlich, Widerwillen gegen die bestehenden Verhältnisse unumwunden kund zu thun. Republikanische Bestrebungen konnten sich nur verhüllt und verschleiert geltend machen. Ohne einen gewissen Grad von Muth konnte Niemand als entschiedener Gegner der alten Monarchie auftreten; denn diese besaß noch immer Mittel genug, jeden Widerstrebenden ihre Macht schmerzlich empfinden zu lassen.

Unter den Gegnern des Königthums waren unzweifelhaft neben zahlreichen reinen und heldenmüthigen Charakteren auch solche, die mehr durch den Drang der Verhältnisse, als klare Erkenntniß und Freiheitsmuth getrieben wurden. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß in demselben Maße, als die Macht des Volkes zunahm und diejenige des Hofes erschlaffte, die Reihen der Freiheitskämpfer durch jene elenden Menschen, welche den Mantel stets nach dem Winde hängen, vermehrt wurden, woron die unvermeidliche Folge war, daß die Stimme der Begeisterung nicht mehr jenes willige Gehör fand, wie anfangs, und daß unedle Beweggründe allmälig an die Stelle reiner Freiheitsliebe traten, von welchen die ersten Gegner des Königthums beseelt gewesen waren.

Die Partei des Fortschritts hatte ihre Mängel. Keine war jemals von solchen frei.

Allein im Großen und Ganzen stand ihr das Recht, sowohl das geschriebene, als das ungeschriebene, sowohl die Zusage des Königs als der Wille des Volkes zur Seite.

Die Zustände, welche sich im Laufe der Jahrhunderte in Frankreich gebildet hatten, waren weder im Einklange mit der Vernunft, noch mit dem Willen der überwiegenden Mehrheit des französischen Volkes. Kein König und kein Minister hatte sich jemals gescheut, Verfassung und Gesetz über den Haufen zu werfen, wenn diese seinen Plänen Hindernisse bereiteten. Mit welchem Rechte konnte die Krone vom Volke Achtung vor ihrem Besitzstande erwarten? Sie, welche niemals die verfassungsmäßigen Rechte der Nation, oder auch nur einzelner Stände derselben heilig gehalten hatte?

Ein Recht im höhern Sinne des Wortes gab es in Frankreich eben so wenig, als eines, welches auch nur durch den scheinbaren Willen des Volkes, durch die früher üblich gewesenen Stände-Versammlungen gut geheißen worden wäre.

Die Könige von Frankreich hatten nach und nach alle Schranken niedergerissen, durch welche in früheren Zeiten ihr Herrscherwille zwar beengt, allein auch befestigt worden war. Hätten sie von der Gewalt, die sie an sich gerissen, einen untadelhaften Gebrauch gemacht, so wäre vielleicht die Nation über den Verlust des ihr gebührenden Theiles an der Staatsverwaltung nicht unwillig geworden. Allein der Mißbräuche waren so viele und so tief eingreifende, daß der König selbst sich zu schwach fühlte, dieselben aus eigener Machtvollkommenheit abzustellen. Nicht aus freier Wahl, sondern gedrängt durch unabweisbare Nothwendigkeit hatte Ludwig XVI. jene Versammlung berufen, welche sich den Namen National-Versammlung beilegte und denselben durch die von ihr gefaßten Beschlüsse rechtfertigte.

Wer den Charakter dieses Königs, seines Hofes, des Adels und der Geistlichkeit Frankreichs kennt, weiß, daß von ihnen die Abstellung der von der Nation verabscheuten Mißstände und die Begründung einer neuen, besseren Ordnung der Dinge niemals ausgehen konnte. Das französische Volk hatte daher keine andere Wahl, als entweder das auf ihm ruhende Joch geduldig zu tragen, oder es gewaltsam zu zerbrechen.

So wenig als die ultra-royalistische Partei gaben sich die Massen des Volkes zufrieden; jene nicht, weil ihr die geringen dem Volke gemachten Zugeständnisse schon ein Gräuel waren; diese nicht, weil sie nach vielhundertjährigem Drucke zum Bewußtseln erwacht und entschlossen waren, den Augenblick der ihnen Freiheit versprach, nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Die National-Versammlung, die Gemeinde-Behörde von Paris und deren Anhänger predigten Gehorsam gegen das Königthum, weil sie wähnten, in demselben einen starken Schild gegen die aufgeregten Massen zn besitzen, und weil sie hofften, unter den Fittigen der Monarchie nicht blos ihr Eigenthum in Sicherheit genießen, sondern auch eine bedeutende Rolle auf der Bühne des Staates spielen zu können. Sie fürchteten weniger von dem gedemüthigten Könige, als von dem aufstrebenden Volke. Dieses hatte durch die siegreiche Schlacht bei der Bastille an Selbstvertrauen gewonnen und verlangte gleiches Recht mit den Gegnern, die es besiegt hatte. Schon erhoben sich Stimmen, welche darauf hinwiesen, daß das Königthum das drückendste aller Privilegien sei. Das Hoch, welches man sonst dem Könige auszubringen pflegte, brachte man jetzt mit weit innigerer Begeisterung der Nation. Das Volk hatte die Zwingburg des Königthums gebrochen, doch sein Elend war so groß, als jemals zuvor. Die Nation war bereit, dem Königthume alle Verbrechen früherer Zeiten zu vergeben, allein sie verlangte Hülfe in ihrer Noth, Schutz gegen ihre Bedrücker, zumal die Kornwucherer, welche ihr verruchtes Geschäft fortsetzten, ohne jemals zur verdienten Strafe gezogen zu werden. Da und dort brachen Volksaufstände aus. Der Müller Sauvage fiel als Opfer der Volksrache. Mit

Mühe wurde ein reicher Bauer Namens Thomassin, welcher für einen Kornwucherer galt, von dem ihm drohenden Tode gerettet. Foullon, welcher gesagt haben sollte: „wenn ich Minister wäre, würde ich die Franzosen Heu essen lehren," und: „man sollte Paris abmähen, wie man eine Wiese mäht," wurde am 22. Juli im Stadthaus zu Paris öffentlich zum Tode verurtheilt und aufgehängt. Sein Schwiegersohn Bertier de Sauvigny hatte an dem Abende desselben Tages ein ähnliches Schicksal. Er wurde in Stücke gehauen, als er vom Stadthause nach dem Gefängnisse der Abtei geführt wurde. Foullon und Bertier gehörten zu der Staatsstreichs-Partei. Das Volk wußte, daß beide in den Augen des Hofes und der von demselben angestellten Richter keine Verbrecher, sondern wohlverdiente Freunde seien. Beide hatten nach den Begriffen des Volkes ihr Leben verwirkt. Zu bedauern blieb aber immerhin, daß keine ordentliche Rechtspflege möglich war und daß sich bei der Gefangennahme und der Hinrichtung der beiden Verbrecher die Rache des Volkes bis zur Grausamkeit steigerte.

Jeder Tag goß neues Oel in die lodernde Flamme der Revolution. Bald waren es die von der Emigration im Auslande gesponnenen Ränke, bald finstere Gerüchte über die im Geheimen schleichenden Umtriebe der Kornwucherer, welche Paris und ganz Frankreich in Bewegung erhielten. Der englische Gesandte setzte selbst den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Kenntniß von einem Complotte, welches dahin ging, den Hafen und die Stadt Brest der englischen Regierung in die Hände zu spielen.

Die Rückkehr Necker's nach Frankreich brachte zwar eine freudige Stimmung unter die Massen. Allein nur zu bald zeigte es sich, daß der Strom der Revolution schon wei über diesen Minister hinaus gegangen war. Die Fürbitte, welche er zu Gunsten des Staatsstreichs-Generals Besenval bei der städtischen Behörde von Paris einlegte, brachte ihn plötzlich um seine Popularität.

Wäre Necker ein Mann von durchgreifender Energie gewesen, hätte er seine Zeit und die Stimmung der Nation richtig gewürdigt, so hätte er gerade das Gegentheil von demjenigen gethan, womit er sein drittes und letztes Ministerium begann. Er hätte eingesehen, daß er entweder mit Recht entlassen worden war, oder sein Sturz nur den Staatsstreichs-Ministern den Weg bahnen sollte, auf welchem etwas mehr, als er selbst, nämlich die National-Versammlung und die ganze Freiheitsbewegung Frankreich's nieder geworfen werden sollte. Im erstern Falle durfte er nicht wieder in das Ministerium eintreten. Im letztern mußte er auf Untersuchung des beabsichtigten Staatsstreichs, und strenge Bestrafung der Schuldigen dringen. Indem er, statt dessen, die Anregung zu Erlassung einer vollständigen Amnestie gab, machte er von vornherein seine Stellung unhaltbar. Denn die Partei der Staatsstreichs-Leute war noch immer mächtig in Frankreich, zwar nicht durch ihre Zahl, wohl aber durch ihre Verbindung mit Ludwig XVI. und allen übrigen Königen Europa's, durch ihre Reichthümer, durch ihre hohen Stellen in der Kirche, im Heer und in der Verwaltung und durch die gutsherrlichen Rechte, in deren Besitz sie sich befand.

So lange nur die Männer des Volkes, welche ihr Leben für die Freiheit einsetzten, als Hochverräther bestraft werden, die Höflinge und Günstlinge dagegen, welche im Interesse des Despotismus die bestehenden Gesetze und Einrichtungen umstürzen wollen, unmittelbar nach dem Mißglücken einer Verschwörung Verzeihung erhalten, kann keine freie Verfassung Wurzel schlagen. Frankreich hatte ein Recht, zu erwarten, daß die Polignacs, die Breteuils, die Broglie, die Besenval und selbst der Graf von Artois und die mit ihm entflohenen Prinzen vor Gericht gestellt und verurtheilt würden. Gegen Diejenigen aus seiner Mitte, welche sich Ausschweifungen erlaubt hatten, schritt da und dort das Volk

energisch ein. Als Bertier gefallen war, schnitt ein Dragoner der Leiche das Herz aus und trug es auf das Stadthaus. Seine Kameraden tödteten ihn noch an demselben Abende, indem einer nach dem andern sich auf Tod und Leben mit ihm schlug. Ein armer Arbeiter, welcher bei einem Aufstande wider die Kornwucherer nur eine Henne gestohlen hatte, wurde von seinen eigenen Genossen aufgehängt. Aehnliche Beispiele eines regen Gefühls für Recht finden sich nirgends im Schooße der Reaction. Das natürliche Rechtsgefühl des Volkes empörte sich dagegen, daß alle Verschwörer, welche ihm mit Mord und Brand gedroht hatten, ohne Strafe davon kommen und im Auslande das Vermögen, das sie sich auf Kosten des Landes erworben hatten, zu dessen Verderben sollten verwenden dürfen. Da und dort schritt daher das von seinen Behörden verlassene Volk selbstständig ein, verhaftete notorische Staatsverbrecher, sprach und vollzog gegen sie ein wohlverdientes Todesurtheil. Die nothwendige Folge hiervon war, daß die am 14. Juli auf Paris und die Umgegend beschränkte Aufregung sich mehr und mehr dem ganzen Lande mittheilte. In der Dauphiné begann der Aufstand gegen die Gutsherren. Die Schlösser des verhaßten Adels wurden verbrannt. Der Wahlspruch der Feinde des Adels war: Krieg den Tyrannen, Friede dem Volke. Unzählige Zwingburgen wurden zu Asche. In der Bourgogne, im Elsaß, in der Franche-Comté, in der Normandie, in Languedoc büßte der Adel mit dem Verluste seines Eigenthums und bisweilen auch des Lebens für den auf seine Bauern geübten Druck. Die Bewegung begann wenige Tage nach der Einnahme der Bastille und dauerte fort den ganzen Monat Juli hindurch. Die National-Versammlung beschäftigte sich in ihrer Sitzung vom 4. August mit der Erlassung einer Proklamation, welche Achtung vor den Personen und dem Eigenthum verlangen sollte. Der Vicomte von Noailles ergriff das Wort und sagte: „man will die Personen schützen, das Eigenthum sichern, die Herrschaft des Gesetzes gründen, die in allen Gegenden Frankreich's entzündete Feuersbrunst löschen, — nun gut, so höre man auf, leere Ermahnungen abzufassen! Die Rettung ist die Gerechtigkeit, das heißt die Gleichheit in den Abgaben, die Vernichtung der Privilegien, welche das Volk erdrücken, die Ablösung der lehensherrlichen Rechte, die Abschaffung der Herren-Frohnden, der todten Hand und aller persönlichen Dienstbarkeiten ohne Loskauf."

Am vorhergehenden Tage war in dem von der äußersten Linken gegründeten Club der Bretagne der Beschluß gefaßt worden, derartige Anträge zu stellen. Doch waren diese nicht ganz so weit gegangen, als diejenigen des Grafen von Noailles. Mit Freuden schloß sich daher der Herzog von Aiguillon, welcher es übernommen hatte, die Anträge des Clubs zu stellen, dem des Grafen von Noailles an. Eine unbeschreibliche Begeisterung bemächtigte sich der ganzen Versammlung. Jeder wollte Theil nehmen an den zu bringenden Opfern. Die Herzoge von Guiche und Mortemart verzichteten im Namen des hohen Adels auf die Pensionen des Hofs. Der Herzog von Chatelet schlug vor, die Zehnten in Geldleistungen umzuwandeln, der Vicomte von Beauharnais, alle Bürger für gleichberechtigt zu allen öffentlichen Aemtern zu erklären, der Graf von Cüstine den Loskauf der lehensherrlichen Rechte niedriger zu setzen, als Herr von Aiguillon vorgeschlagen hatte, der Herzog La Rochefoucauld, die Schwarzen der Colonien für frei zu erklären, Herr Cotin, die Patrimonial-Gerichte aufzuheben, Herr Richer, die Käuflichkeit der Aemter abzuschaffen. Von allen Seiten wurden neue großmüthige Anerbietungen gemacht. Deren Zahl war so groß, sie folgte so rasch auf einander, daß die Secretäre unfähig waren, alle zu Papier zu bringen. Selbst die Geistlichen wurden in den Strudel der Bewegung gezogen; sie verzichteten auf ihre Gebühren. Die Zollschranken, welche die verschiedenen Provinzen trennten, wurden umgestoßen, die besonderen Privilegien der Städte aufge-

hoben, das ausschließliche Recht der Jagd, der Taubenhäuser und Kaninchengehege, alle pecuniären Vorrechte und Befreiungen, alle Anwartschaften und die Vereinigung mehrerer Pfründen in einer Person wurden aufgehoben; die baldige Einrichtung einer kostenfreien Rechtspflege und die Verbesserung der Geschworenen-Aemter wurde zugesagt.

Schwerlich ist, so lange die Welt steht, jemals in einer Nacht so Vieles und so Großes zum Besten eines Volkes geschehen, als in der ewig denkwürdigen Nacht vom 4. August 1789. Wohl mögen die Schrecknisse der vorhergegangenen Tage wesentlich auf die Stimmung der Gemüther eingewirkt haben. Sonst wäre ein solcher Heroismus der Selbstverläugnung, des Rechts- und Billigkeitsgefühls durchaus unerklärlich. Ohne allen Zweifel hatte der Graf von Noailles Kenntniß von den Beschlüssen des Clubs der Bretagne, doch alles dieses benimmt der Freudigkeit, mit welcher die Männer des 4. August ihre Opfer brachten, nichts von ihrem Werthe. Wenn diejenige Stimmung, welche in der Nacht vom 4. August sich in so großartiger Weise kund that, von Dauer gewesen wäre, wenn der König und die ultra-royalistische Partei sie getheilt, dann hätte Frankreich ohne weitere Stürme glücklich und frei werden mögen. Doch leider! war die Begeisterung unter dem Adel flüchtig und vorübergehend. Die Nachwehen blieben nicht aus. Reue trat da und dort an die Stelle der Opferbereitwilligkeit. Die finsteren Leidenschaften, welche einige Stunden hindurch geschwiegen hatten, fingen nur zu bald wieder an zu toben. Immerhin bleibt der 4. August 1789 einer der Glanzpunkte der Weltgeschichte. Kein Adel irgend eines anderen Volkes kann sich eines Tages rühmen, wie der 4. August für den französischen war. Keine gewonnene Schlacht wirft ein glänzenderes Licht auf den Adel Frankreich's, als diejenige, welche er am 4. August freiwillig verlor.

Die Stimmung, welche sich seit dem 14. Juli dem ganzen Volke der Franzosen mitgetheilt hatte, war eine so gehobene, daß ein Staatsmann, welcher dieselbe verstand, mit deren Hülfe in kurzer Zeit den ganzen mittelalterlichen Bau der Knechtschaft hätte niederreißen, und an dessen Stelle einen Tempel der Freiheit errichten können. Alle Menschen waren sich gegenseitig näher gerückt. Die Schranken, welche die Standesverschiedenheit bisher gezogen hatte, waren gefallen. Kinder und Greise, Priester und Bürger, Reiche und Bettler trugen die drei Farben der Revolution und gaben dadurch zu erkennen, daß sie sich gegenseitig als Brüder betrachteten. Dieses erhabene Gefühl, welches alle Herzen durchglühte, beschränkte sich nicht auf die Bewohner Frankreich's. Es bot allen Völkern der Erde die Bruderhand. Es wollte alle Fesseln sprengen, sogar die vielhundertjährigen der Negersklaverei. Doch der Minister Necker hatte kein Verständniß für eine geistige Bewegung, wie sie sich damals in Frankreich kund that, Ludwig XVI. betrachtete sie mit Mißtrauen und Zagen. Die ultra-royalistische Clique in und außerhalb Frankreich's verläumdete sie auf das Unwürdigste, sah in ihr ihre schlimmste Feindin und strengte alle ihre Kräfte an, um Mißtöne in dieselbe zu bringen.

Als am 5. August 1789 die Beschlüsse des vorhergegangenen Tages bekannt gemacht wurden, kannte der Jubel der Nation keine Gränzen. Doch Ludwig XVI. hatte kein Herz für das Volk; er dachte und fühlte nur für die Geistlichkeit und für den Adel. Er schrieb mit Bezugnahme auf die Nacht vom 4. August an den Erzbischof von Arles: „ich werde niemals einwilligen, meine Geistlichkeit, meinen Adel zu berauben. Ich werde Beschlüssen, welche sie berauben würden, meine Zustimmung nicht geben." Sehr bezeichnend sind namentlich die folgenden Worte dieses Briefes: „wenn die Gewalt mich zwänge, einzuwilligen, würde ich nachgeben, aber dann gäbe es in Frankreich weder Monarchie noch Monarchen mehr."

In den Augen Ludwig's XVI. beruhte also die französische Monarchie wesentlich

auf Frohndiensten, Grundrechten, Zehnten und allen jenen mittelalterlichen Einrichtungen, welchen damals schon von ganz Frankreich mit sehr geringen Ausnahmen der Stab gebrochen war. Ein König mit solchen Ansichten konnte sich mit den gebieterischen Forderungen der Zeit niemals aussöhnen. Er war ein Hemmschuh, welcher beseitigt werden mußte, falls nur die Beschlüsse des 4. August redlich ausgeführt werden sollten. Und doch bildeten diese gewissermaßen nur die Grundlage des neuen Gebäudes, welches aufgeführt werden sollte.

Die Beschlüsse des 4. August griffen so tief in alle Eigenthums- und persönlichen Verhältnisse ein, daß es durchaus nothwendig war, eine Reihe von Gesetzen zu erlassen, welche gründlicher, als in der Aufregung des 4. August geschehen konnte, den Uebergang von der alten zur neuen Zeit ebneten. Eine der wichtigsten Fragen, welche durch die Beschlüsse des 4. August angeregt worden war, betraf die Zehnten. Sollten dieselben ohne Loskauf aufgehoben werden, so mußten billigerweise die von denselben bestrittenen Ausgaben den von der lästigen Abgabe befreiten Grundstücken auferlegt werden, sonst gewannen deren Besitzer, also gerade die reichsten Leute, auf Kosten der Armen, welche weder zehntpflichtige noch andere Grundstücke besaßen. Die National-Versammlung entschied sich für Aufhebung der Zehnten ohne Loskauf und schenkte dadurch eine Einnahme von ungezählten Millionen an die reichen Grundbesitzer, lud dagegen die Lasten, welche früher durch die Zehnten bestritten wurden, der Gesammtheit der Nation auf. Die Grundabgaben verminderten sich auf diese Weise wohl. Zugleich wurde aber der Keim zu jenen riesigen Staats- und Gemeinde-Abgaben gelegt, welcher sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in immer furchtbarerer Weise entwickelt und Verhältnisse der drückendsten Ungleichheit von Neuem erzeugt hat.

Auf dem am 4. August gelegten Grunde arbeitete die National-Versammlung rüstig weiter. Sie bewies durch ihre Verhandlungen, daß, wenn sie den Bedürfnissen des Volkes, sei es aus Mangel an Scharfblick, oder aus Vorliebe für das Spießbürgerthum, das heißt für die besitzenden Klassen im Gegensatze der Besitzlosen, keine genügende Rechnung trug, sie doch ihren Blick über die Lage des Tages vorwärts in eine weite Zukunft und rückwärts in das finstere Mittelalter richtete. Necker wurde niemals fertig mit den Sorgen, welche die Stunde ihm bereitete. Er beschäftigte sich nur mit dem laufenden Deficit und der täglichen Nahrung von Paris. Er bediente sich auch innerhalb dieses engen Kreises der Thätigkeit der ganz gewöhnlichen Mittel: der Anleihen und des Ankaufs fremden Getreides.

Die Staats-Verwaltung lag gänzlich darnieder. Das wiederhergestellte Ministerium Necker verstand es weder, der alten Staatsmaschine einen frischen Impuls der Lebensthätigkeit zu geben, noch die Initiative zum Baue einer neuen zu ergreifen. Die Abgaben kamen nicht ein, die Steuer-Erheber wagten nicht, von der ihnen zukommenden Gewalt Gebrauch zu machen. Aller Orten erhoben sich neben den alten schlaffen Behörden neue, selbstgeschaffene Organisationen, welche zwar keinen gesetzlichen Boden, allein Kraft und Kühnheit besaßen, und daher mehr galten, als die königlichen Beamten, welchen das Volk mit Recht mißtraute. Die herrschende Verwirrung wurde durch die Beschlüsse vom 4. August noch vermehrt, weil dieselben zu allgemein gefaßt waren, um in ihrer Anwendung auf die einzelnen Fälle nicht den mannigfaltigsten Auslegungen und Schlußfolgerungen Raum zu geben.

Das Ministerium Necker war nicht im Stande, Abhülfe zu gewähren, denn es fehlte demselben gewissermaßen der Boden unter den Füßen. Die öffentliche Meinung war seit dem 14. Juli im Sturmschritte vorgerückt, während Necker noch immer nicht begriff, daß Frankreich in einer großen Revolution befangen sei. Er hatte sogar noch vor seiner Rückkehr nach Frankreich der geflüchteten Familie Polignac einen Besuch in Basel abgestattet

und schien nichts mehr zu wünschen, als den Hunger des Volkes durch Ankäufe von Brodstoffen und deren billigen Wiederverkauf zu stillen, und es dadurch der Amnestie für die Staatsstreichsleute günstig zu stimmen. Die öffentliche Meinung wandte sich daher schon bald von ihm ab. Die National-Versammlung schenkte ihm ein sehr zweifelhaftes Vertrauen. Die Vorschläge, welche der Minister dieser machte, waren unzureichend und wurden es noch mehr durch die denselben hinzugefügten Amendements. Die von Necker am 4. August vorgeschlagene Anleihe von dreißig Millionen Franken, welche nur für wenige Wochen das Deficit hätte ausfüllen können, wurde zwar bewilligt, allein da die National-Versammlung die Bedingungen derselben ungünstiger stellte, kam sie nicht zu Stande.

Bis zum 24. September war das Deficit für das laufende Jahr auf achtzig Millionen Franken gestiegen und berechnete sich auf das folgende Jahr auf weitere achtzig Millionen. Zur Deckung dieses Ausfalls wußte sich Necker nicht anders, als durch eine außerordenliche Steuer, welche den vierten Theil aller Einkünfte in den Staatsschatz leiten sollte, zu helfen. In einem Anfalle patriotischer Begeisterung opferten die Deputirten ihre silbernen Schuhschnallen, der König und die Königin ihr Silbergeschirre auf. Diese halben Maaßregeln genügten, die Staatsmaschine vor vollständigem Stillstande zu schützen. Eine Verbesserung, wie sie die Nation erwartete, wurde dadurch nicht einmal vorbereitet, geschweige denn ausgeführt.

Ludwig XVI. und Maria Antoinette mochten dem Drange der Verhältnisse ihr Silbergeschirr zum Opfer bringen. Die ihnen anerzogenen Vorurtheile, die eigentlichen Quellen der Mißstände des Augenblicks, hielten sie fest. Der König stand in seiner Familie nicht minder vereinzelt, als in seinem Staate. Maria Antoinette und der Graf von Artois waren mit ihm unzufrieden wegen der Zugeständnisse, die er dem Volke gemacht hatte und wegen seiner augenscheinlichen Unfähigkeit zu Staatsstreichen, wie sie dieselben wünschten und Anfangs Juli vorbereitet hatten. Der Graf von Provence, welcher minder offen und entschlossen war, als sein jüngerer Bruder Artois, suchte im Trüben zu fischen. Er besoldete den Grafen von Mirabeau und hoffte, mit dessen Hülfe unter irgend einem Vorwande sich an die Stelle seines ältern Bruders emporzuschwingen. Er spann Ränke gegen Bailly und Lafayette und arbeitete auf eine Insurrection hin, welche er vermeinte organisiren und zu seinen Gunsten ausbeuten zu können. Er wünschte, den König und dessen Sohn zur Flucht nach Metz oder Peronne zu treiben und dann in seiner Eigenschaft als nächster volljähriger Erbe der Krone die Zügel der Herrschaft zu ergreifen. Mirabeau trieb sein Spiel mit ihm. Er strich die Summen ein, welche der Graf von Provence ihm bezahlte. Die Umtriebe des Prinzen konnten nur die herrschende Verwirrung vermehren, da dieser persönlich nicht hervortrat und seine besoldeten Werkzeuge nur für sich selbst und nicht für ihren Zahlmeister arbeiteten.

Wie gehässig der Graf von Provence seinem Bruder, dem Könige gegenüber, seit langer Zeit war, erhellt insbesondere daraus, daß er im Jahre 1781, als die Königin eines Sohnes genaß, zwölf Pair's bestimmte, eine schriftliche Verwahrung gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt dieses Prinzen einzulegen. Er bewirkte sogar, daß diese Urkunde insgeheim bei dem Gerichtsschreiber des Parlaments von Paris aufbewahrt wurde, woselbst sie sich noch fand, als die National-Versammlung die Aufhebung der Parlamente beschloß.

Der Herzog von Orleans besaß nicht Kraft und Entschlossenheit, auch nicht einmal Schlauheit genug, um dauernd eine bedeutende Rolle spielen zu können. Allein die großen Reichthümer, welche ihm zu Gebote standen, machten ihn zum Mittelpunkte einer Anzahl von Abentheurern, welche seinen Namen und seine Stellung zu ihren Zwecken mißbrauchten. Trotz aller Bemühungen der dem Hause Orleans günstig gestimmten Schriftsteller, den

Herzog rein zu waschen, steht es fest, daß er so wenig, als der Graf von Provence und der Graf von Artois uneigennützig zu Werke ging. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß der Herzog von Orleans dem Könige wiederholt große Verlegenheiten bereitete und daß er Umtrieben, welche in seinem Namen gemacht wurden, dadurch Nachdruck gab, daß er den Anstiftern desselben bedeutende Geldsummen zufließen ließ. Insgeheim hegte er immer den Wunsch, wo möglich, seinem Zweige den französischen Thron zuzuwenden. Nur diesem Beweggrunde kann sein Streben nach Popularität beigemessen werden. Wahre Liebe zum Volke, wirkliches Rechts- und Freiheitsgefühl waren dem Herzoge von der Natur nicht beschieden, und der Boden, auf welchem er sich von Kindheit an bewegte, war nicht geeignet, derartigen Regungen der Seele frische Nahrung zuzuführen.

Es gelang weder dem Könige, noch dessen Gattin, Brüdern und Vettern, ihre persönlichen Wünsche und Bestrebungen durchzusetzen. Allein mehrere der trüben Quellen, welche sich in den ursprünglich so reinen Strom der Revolution mischten, lassen sich bestimmt auf die im Geheimen schleichenden Umtriebe der verschiedenen Mitglieder der königlichen Familie zurückführen. Vollkommen erwiesen ist es, daß Mirabeau, der Demosthenes der National-Versammlung, im Solde des Grafen von Provence stand und später sogar in denjenigen des Königs trat. Daß derselbe unter solchen Einflüssen nicht ungehemmt im Geiste der Freiheit und des Rechts sprechen und wirken konnte, versteht sich von selbst.

Wie die meisten großen berathenden Körperschaften verfiel die Nationalversammlung in die rechte, die linke Seite und das Centrum. Zur Rechten des Präsidenten saßen die Erzbischöfe, Bischöfe, Herzoge, Grafen und Barone und einige wenige Ausreißer des dritten Standes. Sie bewegten sich inmitten einer Welt, welche ihnen vorangeeilt war, und die sie nicht verstanden. Die Einen bekundeten eine teuflische Freude über die Fortschritte, welche der revolutionäre Geist rings um sie her machte, weil sie hofften, dieser werde, je rascher er arbeite, um so schneller sich seinen Untergang bereiten. Die Anderen verließen sich auf das Ausland und hofften mit dessen Hülfe die Revolution zu besiegen. An der Spitze der rechten Seite standen Cazales und der Abbé Maury, der eine ein Mann von soldatischer Beredtsamkeit, der andere ein Priester, auf dessen Angesichte, wie Carlyle sich ausdrückte, alle Hauptsünden zu lesen waren.

Das Centrum hatten jene schwankenden und zaghaften Männer inne, welche nichts mehr verabscheuen, als Gefahr und Bewegung, welche, selbst unfähig, durchgreifende Entschlüsse zu fassen, stets den Mantel nach dem Winde hängen und jeder Partei, der sie zum Siege verhelfen, den Keim des Verderbens einimpfen. Mit Recht wurden sie durch den Namen Morast (**Marais**) bezeichnet. Ihr begabtester Redner war Lally-Tollendal, ihr Geschäftsmann Malouet. Das Centrum besaß Talente, aber keine Charaktere, die rechte Seite entbehrte selbst des Talentes. Beide Elemente des Fortschritts fanden sich im reichen Maße unter den Männern der linken Seite. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen, welche die Linke der Nationalversammlung umfaßte, war groß. Sie wird anschaulich, wenn wir den Herzog von Orleans, Barnave, Düport, Lameth, Lafayette, den Abbé Sieyes, Mirabeau und Robespierre uns vergegenwärtigen. Im Jahre 1789 gingen die Wünsche der meisten dieser Männer der Linken nicht weiter, als bis zu einer, dem Vorbilde Englands entsprechenden constitutionellen Monarchie. Doch hinter der Nationalversammlung stand das Volk, auf welches die Presse belebend und anregend wirkte.

Wie die Nation durch Schrift und Wort, so wurden deren Vertreter durch die Thaten des Volkes vorwärts getrieben. Ohne den Sturm auf die Bastille, ohne die Volksbewegungen gegen die Schlösser des Adels, würde die Nationalversammlung niemals gewagt haben, was sie auf den Schwingen der die Nation durchglühenden Begeisterung ausführte.

Neue, früher kaum geahnte Hebel traten in Thätigkeit: die Furcht vor der Rache des Volkes und die Sucht, dessen Gunst zu gewinnen. Menschen, welche für Recht und Billigkeit, für die Leiden des Volkes und das Streben nach Freiheit keinen Sinn hatten, warfen sich in den Strudel der Zeit, weil sie wünschten, auf dessen Wogen empor gehoben, oder weil sie fürchteten, von dessen Fluthen hinweg geschwemmt zu werden. Die Furcht und die Beifallsliebe sind keine Seelenstimmungen, welche uns erlauben, klar zu sehen und uns auf den Standpunkt reiner Menschlichkeit zu erheben. Allein sie sind doch nicht so gemein, wie die Habgier, und nicht so verderblich, wie die Herrschsucht. Die Charaktere, welche erhaben sind über den Beifall der Machthaber und die Sorge für das eigene Ich, waren von jeher Seltenheiten. Nur zu oft verbindet sich die Furchtlosigkeit mit der Herrschsucht und Unempfänglichkeit für den Beifall mit Menschenverachtung. Wenn wir übrigens die Nationalversammlung des Jahres 1789 mit ähnlichen berathenden Körperschaften früherer und späterer Zeiten, der französischen und anderer Nationen vergleichen, so sind wohl wenige zu finden, welche in der kurzen Zeit von fünf Monaten so vieles und so großes leisteten, als die Generalstaaten Frankreichs. Die Mängel, welche wir an ihnen zu tadeln haben, kommen zum größten Theile auf die Rechnung unabweisbarer Nothwendigkeit. Die Vorzüge, welche wir der Nationalversammlung zugestehen müssen, waren die Früchte, welche am Baume wahren Seelenadels und heldenmüthiger Entschlossenheit wachsen. Die Schwächen und Schwankungen, deren sich die Nationalversammlung schuldig machte, hatte sie mit allen berathenden Versammlungen anderer Zeiten und anderer Nationen gemein. Doch welche Versammlung kann einen Tag aufweisen, wie denjenigen des Eides im Ballhause, der königlichen Sitzung vom 23. Juni und der Abschaffung der veralteten Mißbräuche vom 4. August?

§ 6. Der 5. und 6. October 1789.

Bis zum Jahre 1789 hatte das hochgebildete Volk der Franzosen so zu sagen noch keine periodische Presse. Es mußte den auf ihm lastenden Despotismus, wenn nicht stillschweigend, so doch tragen, ohne täglich, oder auch nur wöchentlich oder monatlich umfassende Berichte über die Zeitereignisse zu erhalten, ohne seine Klagen und Wünsche öffentlich geltend machen zu können.*) Erst durch die Revolution erhielt das Volk der Franzosen eine Stimme, wie im Schooße der Staatsgewalt durch die Nationalversammlung, so inmitten der Lesewelt durch die periodische Presse und inmitten der wißbegierigen und strebenden Massen durch seine Clubs, seine großen politischen Feste und improvisirten Versammlungen.

Die Freiheit der Presse, wie jede andere Freiheit, mußte sich die französische Nation mühsam durch mancherlei Anstrengungen und Kämpfe nach und nach erringen. Der Hof war im Jahre 1789 noch nicht an eine kräftige Sprache gewöhnt. Selbst Necker, welcher in der ersten Hälfte des Jahres 1789 noch für einen der Bannerträger der Freiheit gehalten wurde, scheute sich nicht, das Journal der Generalstaaten, welches Mirabeau seit dem zweiten Mai herausgab, zu unterdrücken, weil dieses eine bittere Critik seiner Eröffnungsrede enthielt. So wenig freigesinnt zeigte sich der Minister im Mai 1789! Ein Mann, wie Mirabeau, ließ sich durch ein derartiges Einschreiten der Regierung nicht schrecken. Er gab sofort unter dem Titel Courier de Provence eine andere Zeitung heraus, und griff den Minister, welcher ihm so feindlich entgegengetreten war, bei jeder Gelegenheit, welche sich ihm darbot, nur um so heftiger an.

*) Siehe oben Buch 8, § 85, S. 491.

Bis in die Mitte Juni, d. h., so lange die Nationalversammlung keine feste Stellung dem Hofe gegenüber eingenommen hatte, trat die Tagespresse noch nicht mit Kraft und Entschiedenheit auf. Am 19. Juni begann Barrère sein Blatt, „die Morgendämmerung" (le point du jour); am 28. desselben Monats gab Brissot de Warville seine erste Nummer des „französischen Patrioten" heraus. Vierzehn Tage später tauchten „die Revolutionen von Paris" auf, welche unter der Redaction von Loustalot in wenigen Monaten zweimalhunderttausend Abonnenten gewannen. Der Geist dieser Zeitung sprach sich durch die Aufschrift derselben klar und bestimmt aus. Sie lautete wie folgt: „Die Großen scheinen uns nur groß, weil wir knieen; erheben wir uns!" Sobald die Presse anfing, eine Macht zu werden, wandten sich ihr von Tag zu Tag neue Kräfte zu. Camille Desmoulins erregte durch seine Flugschriften: „Das freie Frankreich" und „Rede der Laterne an die Pariser" großes Aufsehen. Er fand Freunde und Helfer, welche ihn in den Stand setzten, in der zweiten Hälfte des Septembers unter dem Titel „Die Revolutionen Frankreichs und Brabants" eine eigene Zeitung zu gründen. Unzählige andere Zeitschriften schossen wie Pilze aus der Erde. Wir nennen hier nur noch Marat's „Volksfreund," welcher im Laufe der Revolution eine so furchtbare Waffe der Zerstörung ward.

So lange die Reaktionspartei noch hoffte, durch Gewalt die Bewegung des Volkes niederzuhalten, gab sie sich nicht die Mühe, durch die Presse auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Als sie aber den zunehmenden Einfluß der Tagesblätter wahrnahm, gründete sie vom September 1789 an in rascher Folge drei Zeitblätter: „die Zeitung von Paris," „die Akten der Apostel" und „das Allgemeine Journal des Hofes und der Stadt," welches letztere gewöhnlich nur der „kleine Gautier" genannt wurde.

Die reactionäre Presse sprach aus, was die reactionären Mitglieder der Nationalversammlung zu sagen nicht den Muth besaßen. Die schmutzigen Verleumdungen, mit welchen sie die Männer der Freiheit übergoß, trugen viel dazu bei, die Leidenschaften des Volkes aufzuregen. Der unverschleierte Haß, den sie gegen das für seine unveräußerlichen Rechte kämpfende Volk kund that, überzeugte dieses mehr und mehr von der Nothwendigkeit eines Krieges auf Tod und Leben gegen eine Partei, welche in solchem Tone vor die Oeffentlichkeit trat.

Die Presse gewann schneller an Kraft und Bedeutung, als die Nationalversammlung. Bis zur Zeit des Sturmes auf die Bastille gaben die versammelten Stände den Ton an. Die kühne That des Volkes brachte aber zu Gunsten desselben einen mächtigen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervor. Alle denkenden Freunde der Freiheit erkannten, daß nicht die Nationalversammlung, sondern die Bevölkerung von Paris den drohenden Staatsstreich abgewendet habe. Die Nacht vom 4. August umgab zwar die Nationalversammlung mit einem neuen Lichtglanze, allein die darauf folgenden Verhandlungen über die Verfassung berührten zu wenig die unmittelbaren Bedürfnisse der Nation, als daß diese denselben mit gespannter Aufmerksamkeit hätte folgen können. Die einzige Frage, welche von allen Verfassungsberathungen in das Volks-Bewußtsein überging, war diejenige des Veto's. Sollte der König über der Nation und deren Vertretern, über dem Gesetze stehen? Sollte ein Monarch, welcher in der neuesten Zeit noch seine Unfähigkeit, der Staatsstreichs-Partei zu widerstehen, kund gethan hatte, die Gewalt besitzen, die ganze Staatsmaschine in's Stocken zu bringen? Die Verhandlungen über das Veto des Königs führten dem entzündbaren Volke neuen Brennstoff zu. Unter dem Veto des Königs stellten sich die vorwärts strebenden Geister nicht blos die absolute Gewalt in neuer Form, sondern auch neue Staatsstreiche, Bedrückungen und Gewaltthaten jeder Art vor.

Das Volk begriff überhaupt nicht, wie die Nationalversammlung in einer Zeit der

Gefahr, des Hungers und der Noth, ganz unbekümmert um die Bedürfnisse des Augenblicks, über eine Verfassung berathen könne, welche niemals einen festen Grund haben würde, so lange die Reactions-Partei noch so mächtig am Hofe war, wie damals. Der König besaß, trotz aller seiner Schwankungen, noch immer die Zuneigung des Volkes. Allein die Nation war in unausgesetzter Angst, Ludwig XVI. möchte unter dem Einflusse der Habsburgerin, der ausgewanderten Prinzen und Adeligen und der noch in Frankreich weilenden und vom Hofe begünstigten Staatsstreichs-Leute neue Versuche zum Umsturze der schwachen Anfänge einer freieren Regierung machen. Der Schleier, welcher früher die Geheimnisse des Hofes bedeckt hatte, war gefallen. Die Pläne, welche Maria Antoinette im Interesse des Absolutismus, der Graf von Provence aus persönlichem Ehrgeize und der Herzog von Orleans auf den Antrieb seiner wühlerischen Umgebungen schmiedeten, blieben Lafayette und anderen zwischen Volk und Hof in der Mitte stehenden Männern nicht verborgen, drangen auf verschiedenen Wegen in die Massen ein und erhielten diese in dauernder Gährung. Unstreitig hegten verschiedene Personen seit den ersten Tagen des Monats September den Plan, den König mit oder ohne dessen Willen nach Verdun und Metz zu verbringen, woselbst der Herr von Bouillé an der Spitze eines zahlreichen Heeres das königliche Banner, die Fahne der Contrerevolution entfalten sollte. Die Königin war diesem Plane gewogen, aus Haß gegen die Freiheitsbestrebungen und die Freiheitsmänner, in deren Kreise sie sich sehr unbehaglich fühlte, der Graf von Provence, weil er hoffte, bei dieser Gelegenheit die Zügel der königlichen Macht in seine Hände zu bekommen. Mit dem ältesten Bruder des Königs verhandelte der Graf von Mirabeau. Mit der Königin besprach sich der Graf von Estaing. Dieser hatte durch Lafayette die erste Kenntniß von den Plänen des Hofes erhalten, der Königin zwar anfangs schriftliche Vorstellungen dagegen gemacht, allein bei einer persönlichen Zusammenkunft von ihr sich gewinnen lassen.

Daß der Plan bestand, unterliegt keinem Zweifel, denn die hervorragenden Anstifter desselben, die Herren von Breteuil, Mercy und Bouillé machten daraus im Jahre 1794 gar kein Hehl. Dieser, wie alle übrigen Staatsstreiche Ludwig's XVI., scheiterte an dem Wankelmuthe des Königs einerseits und der Entschlossenheit der Pariser Bevölkerung anderseits.

Die reactionäre Camarilla war übrigens nicht die einzige Partei, welche damals Ränke spann und Complotte vorbereitete. Mirabeau wirkte nur scheinbar im Interesse des Grafen von Provence, dessen Geld er verzehrte. In der That arbeitete er für sich. Sein Wunsch war, den König nach Paris zu treiben, um ihn dort durch die aufgeregten Massen in dauerndem Schrecken zu erhalten. Dort, hoffte Mirabeau, den König zwingen zu können, ihn an die Spitze des Ministeriums zu berufen. Von Mirabeau ging augenscheinlich der Plan eines Weiber-Aufstandes aus. Denn er theilte denselben sogar gegen Ende des Monats September verschiedenen Personen mit, welche sich auf seine Worte sogar öffentlich im Palais Royal beriefen. Ein Weiber-Aufstand, welcher den König nach Paris trieb, war gerade, was Mirabeau wünschte. Ein Männer-Aufstand konnte dem Könige das Leben kosten. Mirabeau wollte im Namen Ludwig's XVI. herrschen, er konnte daher weder dessen Tod, noch dessen Sturz wünschen. Nicht umsonst zog Mirabeau gerade um die damalige Zeit Camille Desmoulins, welcher im Palais Royal und in der Straße besonders thätig gewesen war und bei dem Volke viel galt, an sich. Seit dem 21. September wohnte der junge Schriftsteller und Volksredner im Hause des Grafen zu Versailles. Ohne Absicht verschwendete der schlaue Staatsmann seine Gunst nicht an den Emporkömmling. Camille Desmoulins sollte ihm dienen, ohne freilich die tiefer liegenden Absichten seines Freundes zu ahnen.

Schon am 15. September, am Tage, nachdem der Graf von Estaing der Königin die Nachricht von dem Complotte, das sie selbst am besten kannte, gegeben hatte, erhielt Malouet und durch ihn der Marais Kenntniß von einem am 5. Oktober auszuführenden großen Streiche. Das Centrum bebte und berieth, brachte aber, wie gewöhnlich, nichts zu Stande. Es wollte den König bestimmen, die National=Versammlung nach Tours zu verlegen. Der König, welcher andere Absichten hatte, ging auf den Vorschlag nicht ein. Er war viel zu sehr mit den von ihm selbst, seiner Gattin und deren Freunden gehegten Plänen beschäftigt, um diejenigen seiner Gegner richtig würdigen und überwachen zu können. Die reactionäre Camarilla bediente sich der dumpfen Gerüchte eines Marsches der Pariser auf Versailles nur zu dem Zwecke, ihre eigenen Pläne zur Reife zu bringen. Unter dem Vorwande einer von Paris aus drohenden Gefahr zog der König am 23. September das Regiment von Flandern nach Versailles. Dieses suchte der Hof durch Belohnungen und Schmeicheleien zu einem willigen Werkzeuge seiner Entwürfe zu machen. So schwach war damals schon das Königthum, daß es die größten persönlichen Opfer brachte, um ein einziges Regiment Soldaten zu gewinnen. Dem Volke standen in Paris allein hunderttausend Bewaffnete zur Verfügung.

Um ein einziges Regiment zu gewinnen, stellten sich der König und die Königin persönlich dem Hasse und der Verachtung der ganzen Nation blos. In einer Zeit, da die Massen in Paris den bittersten Mangel litten, öffnete der König den Schauspielsaal seines Schlosses einem Feste, welches zwar dem Namen nach die Garden des Königs, in der That aber dieser selbst, den Offizieren des Regimentes von Flandern gab. Zweihundert und zehn Gäste wurden daselbst zu sechsundzwanzig Franken der Kopf gespeist. Mit den Weinen, dem Eise und den Wachslichtern kam der Kopf auf mehr als fünfzig Franken zu stehen. Das Mahl fand Donnerstag den 1. Oktober statt. Die Logen waren von den Herren und Damen des Hofes besetzt. Mit Begeisterung tranken die Soldaten auf die Gesundheit der königlichen Familie. Eine ängstliche Stimme brachte das Wohl der Nation aus. Sie fand keinen Wiederhall im Schlosse des Königs. Viele behaupten, der Trinkspruch sei ausdrücklich verworfen worden. Inmitten dieser Gesellschaft, deren Gesinnungen sich in so sprechender Weise kund gethan hatten, trat die Königin, ihren Sohn an der Hand. Ihr folgte Ludwig XVI. Sie reizte durch Haltung und Blick die schon zu sehr aufgeregten Krieger zu noch rauschenderen Beweisen ihrer royalistischen Gesinnungen an. Die Gardes=du=Corps, welche noch die weiße Kokarde trugen, drangen diese den Offizieren der anderen Regimenter auf, welche in Folge eines Beschlusses der National=Versammlung die dreifarbige aufgesteckt hatten. Unter Trompetenschall und Waffengeklirre wurde die weiße Kokarde begrüßt, die dreifarbige mit Füßen getreten. Auf das erste Bankett folgte am 2. Oktober ein anderes von gleichem Geiste beseeltes, wenn auch minder rauschendes Festmahl. Die Königin scheute sich nicht, ihr Entzücken über den Tag des 1. Oktobers öffentlich auszusprechen. Die bei Wein und Trompetenschall gegebene Anregung dauerte fort, nachdem Gäste und Gastgeber Zeit gehabt hatten, über die Bedeutung des Mahles nachzudenken. Doch die Zeiten ritterlicher Minne und mittelalterlicher Treue waren vergangen. Die Nation, die Menschheit war an die Stelle getreten, welche früher eine schöne Dame eingenommen hatte. Es galt jetzt nicht mehr, im Dienste einer Frau zu sterben, sondern das Joch der Vergangenheit zu brechen. Die Massen jubelten nicht mehr, wenn ihre Herren sich vergnügten. Sie wollten Theil haben an den Gütern der Erde, oder wenigstens nicht darben, während ihre Bedrücker schwelgten.

Ganz Paris kam in Aufregung, als es Kenntniß von dem im Schlosse des Königs gehaltenen Bachanale erhielt, um so mehr als gerade damals die Getreidezufuhren wieder

spärlicher anlangten. Marat rief den Parisern zu: „Ihr Todten, stehet auf!" Danton machte sich damals zuerst bemerklich, indem er den Bezirk der Cordeliers um sich versammelte und durch seine Donnerworte aufrüttelte.

Die Furcht vor einem Staatsstreiche, die Angst vor dem Veto des Königs und der Hunger machten die Bevölkerung von Paris bereit, jedwedem Winke zu folgen, welcher ihr Rettung aus drohenden Gefahren und Linderung der herrschenden Noth versprach. Am Abende des 4. Octobers zeigte es sich, daß Frauen von Paris die Worte Mirabeau's ergriffen und in ihrer Weise aufgefaßt hatten. Auf Straßen und öffentlichen Plätzen versammelten sie sich zu Tausenden und riefen: „Gehen wir, gehen wir und holen wir den Bäcker!"

Der Gedanke, nach Versailles zu ziehen, hatte sich am 4. October in der weiblichen Bevölkerung von Paris schon festgesetzt. Am 5. früh Morgens bemächtigte sich ein junges Mädchen in einem Wachthause des Quartiers Saint Eustache, unweit der Hallen, einer Trommel, schlug sie und rief: „Mir nach!" Schnell sammelten sich Frauen und Töchter von Arbeitern in großer Zahl um sie her. Der Zug wälzte sich durch die Straßen Saint Denis, Saint Martin, Montorgueil, Montmartre gegen das Stadthaus. Wer nicht folgte, wurde bedroht. Die Frauen drangen ein. Sie befreiten fünf Gefangene, welche wegen leichter Vergehen festgehalten waren, beschenkten sie und ließen sie gehen. Bewaffnete Männer mischten sich unter die Massen der Frauen. Das Waffen-Magazin des Stadthauses wurde gestürmt. Doch den Frauen flößten die wild aussehenden Männer kein Vertrauen ein. Sie suchten einen Führer und fanden ihn in Maillard, dem Helden der Bastille, welcher den ihm angebotenen Posten annahm, mehr um die Frauen von dem Stadthause zu entfernen, und den drohenden Unruhen ein Ziel zu setzen, als um solche zu fördern. Er löschte die Fackeln aus, mit welchen einige aufgeregte Frauen die Papiere des Stadthauses anzuzünden drohten. Er hängte eine Trommel um und führte den Zug gegen Versailles. In buntem Gemische wogten neben einander gut gekleidete Mädchen und Frauen in Lumpen, ausgehungerte, blasse Gestalten und frische, rosige Gesichter. Die Einen lachten und schäkerten, die Anderen trugen den Ausdruck des Mangels und der Verzweiflung. Ohne irgend einen Unfug zu begehen, gelangte der Zug bis zu dem Tuilerien-Garten. Um Streitigkeiten zu vermeiden, wollte Maillard vorbeiziehen. Die Frauen verlangten, durch den Garten geführt zu werden. Die Schildwache widersetzte sich, wurde überwältigt, entwaffnet und beseitigt, ohne Schaden genommen zu haben. Durch den Tuileriengarten wogten die Frauen zum Platze Ludwig's XV. In den elysäischen Feldern vermehrten sich die Massen durch Zuzüge aus allen Theilen der Stadt. An deren Spitze gingen die Schauspielerin Rose La Combe, Pierrette Chabry, Reine Audu, genannt „die Königin der Hallen," auf einem Pferde sitzend, Theroigne de Mericourt, alle vier berühmte Schönheiten und eifrige Revolutionärinnen. Die Vorhut zählte sieben bis achttausend Frauen, welche mit Flinten und Pistolen, Heugabeln und Lanzen bewaffnet waren und zwei Kanonen mit sich führten. Dem Zuge der Frauen folgten unter dem Befehle von Hullin als Freiwillige die Sieger der Bastille und die Vorstädter unter dem Befehle zweier Männer, welche man Hauptmann der eisenbeschlagenen Stöcke und General La Pique nannte. Auf den Wunsch Maillard's legten übrigens die meisten Frauen ihre Waffen ab und gaben den Gedanken auf, sich im Arsenale Pulver zu holen. Die Absichten der Mehrheit der Frauen erhellen am besten daraus, daß, als eine derselben sagte: „wir werden den Kopf der Königin auf der Spitze eines Degens bringen," die übrigen ihr Stillschweigen geboten.

Die städtischen Behörden wußten nicht, was sie thun sollten. Die früheren französischen Garden, welche in die Nationalgarde eingetreten waren, erschienen auf dem Grève-Platze und riefen dem Volke, das ihnen Beifall zujauchzte, entgegen: „die Nation wird

beschimpft: greift zu den Waffen und kommt!" Eine Deputation der Grenadiere sprach zu Lafayette: „Das Volk ist unglücklich: die Quelle des Uebels ist in Versailles. Man muß den König holen und ihn nach Paris bringen! Man muß das Regiment von Flandern und die Gardes-du-Corps, welche gewagt haben, die Kokarde der Nation mit Füßen zu treten, ausrotten. Wenn der König zu schwach ist, seine Krone zu tragen, möge er sie niederlegen! Wir werden seinen Sohn krönen; man wird einen Regentschaftsrath ernennen, und alles wird besser gehen." Vergebens widersetzte sich Lafayette. Um halb fünf Uhr des Nachmittags erhielt er endlich von Seiten des Gemeinderaths den Befehl zum Aufbruch nach Versailles. Mittlerweile war der Zug der Frauen hungrig, durstig und ermüdet in Sevres angelangt. Mehrere Abtheilungen Freiwilliger waren ihnen gefolgt und hatten die Nachricht von deren Vorrücken nach Paris gebracht. Die Gährung der Hauptstadt nahm zu. Alle Blicke richteten sich nach Versailles. Einer fragte den Andern: was werden die Frauen beim Könige ausrichten?

Ludwig XVI. war auf der Jagd. Als er die Nachricht von der Bewegung seiner Hauptstadt erhielt, hatte er gerade in sein Tagebuch eingetragen, daß er 81 Stücke getödtet habe. Die Königin saß in ihrer Grotte des Gartens von Trianon. Die Nationalversammlung berieth sich über eine zweideutige Mittheilung des Königs, welche die ihm zur Annahme vorgelegten Artikel der Verfassung und der Erklärung der Menschenrechte weder entschieden ablehnte, noch billigte. Der Graf von Barbantanne rief der rechten Seite zu: „diese Herren wollen noch Laternen! Nun gut, Sie werden sie haben!" Der Herzog von Chartres, der nachherige König Louis Philipp, fügte hinzu: „Ja, ja! wir brauchen noch Laternen!" Die Verhandlung wurde immer heftiger. Mirabeau verlangte, die Versammlung solle erklären, nur die Person des Königs sei unverletzlich, und fügte hinzu: „ich werde den Herzog von Guiche und die Königin anklagen." Eine Stimme fragte: „wie? die Königin?" und eine andere antwortete: „die Königin wie jede andere, die schuldig ist."

Mirabeau war der erste im Schooße der Nationalversammlung, welcher Kenntniß von dem Marsche der Pariserinnen auf Versailles hatte. Er trat hinter den Stuhl des Präsidenten und flüsterte diesem zu: „Paris rückt gegen uns." Er wußte wohl, daß nicht Paris, sondern nur ein sehr kleiner und sehr wenig kriegskundiger Theil der Hauptstadt im Anmarsche sei. Maillard hatte sogar bewirkt, daß die Frauen die zwei Kanonen, welche sie mit sich führten, der Nachhut übergaben. Die Frauen zogen in Versailles ein, indem sie das bekannte Lied: "Vive Henri IV." sangen und dazwischen riefen: „es lebe der König!"

Im Ministerrathe erklärten sich vier Stimmen dafür, die verfügbaren Truppen die Brücken über die Seine besetzen und die auf Versailles rückenden Pariser mit Gewalt zurücktreiben zu lassen, vier Stimmen waren gegen die Anwendung von Gewalt. Ludwig XVI. konnte zu keiner Entscheidung kommen. Die Gardes-du-Corps stellten sich auf dem Waffenplatze, das Regiment von Flandern links vom Schlosse, die Nationalgarde von Versailles gegenüber auf.

An der Spitze einer Deputation von 15 Frauen wurde Maillard im Schooße der Nationalversammlung aufgenommen, und sprach von der Verzweiflung des Volkes, verlangte in dessen Namen Brod und die Bestrafung der Kornwucherer. Er beschwerte sich darüber, daß die Leibgarden die Kokarde der Nation beschimpft hätten. Als aber die Nachricht kam, daß dieselben die Kokarde der Nation aufgesteckt hätten, riefen die Frauen: „es leben die Herren Gardisten." Maillard ging dann über auf das Regiment von Flandern und verlangte dessen Entfernung. Vier Pfund Brod kosteten nicht weniger als 3 Livres und 12 Sols. Tausend Mäuler mehr in der Nähe von Paris mache das Brod noch theurer. Die Nationalversammlung schickte eine Abordnung an den König, welcher sich fünf Pari-

serinnen anschlossen. Die Frauen waren entzückt über den Empfang Ludwig's XVI., welcher versprach, die Bitte der Frauen zu erfüllen. Unter dem Rufe: „es lebe der König! es lebe sein Haus! morgen werden wir Brod haben!" kehrten die fünf Frauen vom Könige zurück. Das Volk war aber nicht so leicht zu befriedigen. Es verlangte eine schriftliche Erklärung, welche Ludwig XVI. bereitwillig ertheilte. Maillard kehrte mit neun und dreißig Frauen nach Paris zurück. Er glaubte, die Sache des Volkes zu Ende geführt zu haben. Die meisten Frauen blieben aber zurück, nicht um weitere Schritte gegen den König zu thun, sondern weil sie ermüdet waren und in den königlichen Wagen keinen Platz mehr gefunden hatten. Den Frauen waren Männer gefolgt von wildem und rohem Aussehen. Die Truppen standen unter den Waffen. Die Frauen mischten sich unter, sie. Es fielen Schüsse. Zwei Frauen stürzten in ihrem Blute nieder. Die Leute der Antons-vorstadt richteten die drei Kanonen, welche sie mit sich geführt hatten, auf die Leibgarde des Königs. Der Regen löschte die brennenden Lunten mehrere male aus und verhütete dadurch ein weiteres Blutvergießen. Die Befehlshaber der königlichen Truppen und der National-Garde von Versailles verschwanden im Augenblicke der Gefahr. Nur Lecointre, einer der Ober-Officiere der National-Garde von Versailles war auf dem Platze und bemühte sich, den Frieden aufrecht zu halten. Er versprach den hungernden Parisern Brod unter der Bedingung, sich nicht über Versailles auszubreiten. Doch der kleinliche Gemeinderath der Stadt verweigerte den hungernden Massen das Brod, welches sie beruhigt hätte und ging auseinander, ohne irgend eine Anordnung getroffen zu haben, welche die versammelten Pariser hätte abhalten können, zum Aeußersten zu schreiten.

Der Hunger spielte überhaupt an den Tagen des 5. und 6. October eine größere Rolle, als gewöhnlich zugegeben wird. Ohne ihn hätte weder Mirabeau, noch irgend ein anderer Volkstribun es vermocht, Massen, wie sie von Paris nach Versailles gekommen waren, in Bewegung zu setzen. Die im Verborgenen wirkenden Drahtzieher konnten nur die durch Hunger und Freiheitsliebe, durch Noth und Thatendrang aufgerüttelten Massen einigermaßen führen und in deren Mitte ergebene Diener bringen, welche die Gelegenheit suchten, zum Vortheil ihrer Zahlmeister die bestehende Aufregung auszubeuten. Die Macht des Hungers zeigte sich besonders, als bei einbrechender Nacht in Folge einiger zwischen den Leibgarden des Königs und dem Volke gewechselten Schüsse ein Pferd auf dem Schlachtfelde zurück blieb. Die hungernden Massen fielen über das Thier her, zertheilten es und aßen dessen Stücke halb roh auf. Nichts wäre leichter gewesen, als die hungernden Pariser zu beruhigen und zu entfernen, wenn man sich ihrer angenommen, ihnen Lebensmittel geliefert und mit Hülfe derselben in einige Entfernung von Versailles verlegt hätte. Allein das natürlichste, das dringendste Rettungsmittel lag ganz außerhalb des Gesichtskreises Ludwig's XVI. und seiner Rathgeber. Die Menschen, welche selbst niemals Mangel gelitten, haben Mühe, sich in die Lage der Hungernden zu versetzen und die Stimmung derselben richtig zu würdigen. Die Frage im Rathe des Königs war nur, ob Ludwig XVI. mit seiner Familie fliehen oder bleiben sollte. Nach langen Schwankungen entschied sich der König, trotz der Gegenvorstellungen Necker's, für die Flucht. Die königlichen Wagen fuhren vor, doch das versammelte Volk zwang die Kutscher, nach den Ställen zurück zu kehren. Die Schüsse, welche gefallen waren, setzten den König in Angst. Fünf Stunden hatte er den Präsidenten der National-Versammlung auf eine unumwundene Antwort warten lassen. Endlich gab Ludwig XVI. dem Drange der Verhältnisse nach. Er erkannte die Menschenrechte im Sinne der National-Versammlung an. Das Zugeständniß verlor jedoch allen Werth, da es ein augenscheinlich erzwungenes war. Wer hätte glauben können, daß der König es halten würde, falls er oder statt seiner ein anderer, kräftigerer Mann

die Zügel der Regierung wieder straff anziehen könnte! Als der Präsident Mounier der Versammlung von dem Entschlusse des Königs Kenntniß gab, fragten die in dem Saale zahlreich anwesenden Weiber: „wird das den armen Leuten von Paris Brod geben?"

Um Mitternacht rückte Lafayette mit seiner National-Garde in Versailles ein. Er fand alles ruhig in der Stadt und ahnte keine Gefahr. Der König versprach ihm, das Regiment von Flandern zu entfernen. Er übergab dem Befehlshaber der Pariser National-Garde nur die äußeren Posten des Schlosses, das Innere desselben blieb unter dem Schutze der Leibgarde. Der Wachtdienst wurde übrigens sehr nachlässig versehen, namentlich blieb der Hof des Opernhauses die ganze Nacht hindurch offen. Die National-Garde von Paris zerstreute sich, indem sie da und dort Schutz gegen den strömenden Regen suchte. Lafayette versicherte dem Könige und dem Präsidenten der National-Versammlung, daß nichts zu fürchten sei und begab sich selbst zu Ruhe in dem Hotel Noailles. Er bewährte sich in der Nacht vom 5. auf den 6. October 1789 nicht als scharfsichtiger und wachsamer Feldherr. Es giebt Augenblicke im Leben, da der Schlaf zum Verbrechen und die Ruhe zum Gegenstande nie endender Vorwürfe wird. Eine verlorene Schlacht hätte Lafayette in den Augen von Freunden und Feinden nicht so tief herabgesetzt, als die wenigen Stunden Schlafes, die er sich in dieser Nacht erlaubte.

Die Rolle der Frauen war ausgespielt. Sie hatten ihre Bitte dem Könige vorgetragen. Dieser hatte sie ihnen mündlich und schriftlich gewährt. Ihr Führer Maillard war mit einer Anzahl ihrer Genossinnen nach Paris zurückgekehrt, um die gute Nachricht dahin zu bringen. Die Pariserinnen ahnten nicht, daß der König, nachdem er ihnen so freundliche Worte gegeben hatte, mit seinen Ministern sich noch berieth, ob er gegen die von Paris anrückenden Schaaren Gewalt brauchen solle, und daß er den Beschluß faßte, aus Versailles zu entfliehen. Ganz eben so wenig dachten sie aber daran, daß ein Anschlag auf das Leben der Königin im Werke sei. Am 5. October hatten die Frauen von Paris den Ton angegeben, am 6. October spielten die Männer die ersten Rollen, und zwar nicht Männer, welche dem Drange eines begeisterten Freiheitsmuthes Folge gaben, sondern bezahlte Werkzeuge herrschsüchtiger Ränkeschmiede, oder Gauner, welche auf eigene Faust Beute machen wollten. Wohl fanden sich unter diesen Männern noch Frauenkleider, sie wurden aber von Männern getragen, welche zum Theile aus ihrer Verkleidung kein Geheimniß machten und Pistolengriffe zeigten, indem sie ihre Brust entblößten.

Einer der unverzeihlichsten Fehler Ludwig's XVI. und seiner ganzen Umgebung war der rasche Uebergang von verzweifelter Angst zu schlaffer Sorglosigkeit. Allerdings zeigte sich in der Nacht vom 5. auf den 6. October, wie in derjenigen vom 14. auf den 15. Juli, daß Ludwig XVI. auf seine von Worten der Treue und Ergebenheit überfließenden Höflinge sehr wenig rechnen könne. Sie verschwanden alle im Augenblick der Gefahr, welche sie durch ihre volksfeindlichen Rathschläge heraufbeschworen hatten. Doch blieben zur Verfügung Ludwig's XVI. hinreichende Kräfte, welche ihn und seine Familie bei umsichtiger Führung gegen jede Unbill schützen konnten. Der Hof machte von denselben keinen Gebrauch und war gegen die National-Garde von Paris zu übel gestimmt, um sich dieser rückhaltslos anzuvertrauen. Lafayette, der Einzige, welcher zugleich den Willen und die Mittel besaß, den Hof zu schützen, schlief.

Um vier Uhr des Morgens des 6. October war in der Nähe des Schlosses noch alles ruhig. Um halb sechs Uhr wurde die Königin durch das Geräusch von Schritten und Stimmen, welches aus dem Garten zu ihr drang, erschreckt. Sie hatte die Nacht in Gesellschaft ihres Anbeters, des schwedischen Barons von Fersen zugebracht. Schwerlich wird die Geschichte jemals enthüllen, was die beiden in jener Nacht und bei vielen früheren

Zusammenkünften mit einander verhandelten, ob reine Freundschaft, platonische Liebe sie vereinigte, oder ob ein verbrecherisches Verhältniß zwischen ihnen bestand. Gewiß ist, daß Herr von Fersen am Morgen des 6. Octobers nur mit Hülfe einer Verkleidung, welche Frau Campan ihm verschaffte, aus dem Schlafgemache der Königin entkam. Noch war keine Gewaltthat vorgefallen. Eine halbe Stunde, nachdem die Königin das Geräusch im Garten vernommen hatte, verging, bevor der erste Schuß fiel. Auch diese Zeit blieb unbenutzt. Die Königin hatte andere Gedanken, als das Wohl Frankreichs und selbst die persönliche Gefahr, in welcher sie sich mit ihrer ganzen Familie damals befand. Sie mußte sich mit Fersen und dessen Rettung beschäftigen. Sie vermaß sich, den König zu leiten und dessen Entschlüsse in den wichtigsten Staatsangelegenheiten zu bestimmen, und hatte nicht Umsicht genug, einen Mann, auf welchem schon längst ein düsterer Argwohn ruhte, in der Nacht der Entscheidung von ihrem Schlafgemache fern zu halten!

Um sechs Uhr Morgens drang eine kleine Schaar, unter der Führung eines National-Gardisten von Versailles, welcher im Schlosse wohl bekannt zu sein schien, in den „Hof der Minister" ein. Langsam, ängstlich und unsicher schritten die Leute voran. Als sie die Gitterthür verschlossen fanden, theilten sie sich in zwei Banden. Die eine drang durch den Hof der Capelle, die andere durch den Hof der Prinzen in den königlichen Hof ein. Dort streckte ein Schuß, welcher augenscheinlich von einem Leibgardisten abgefeuert wurde, einen der Eindringlinge dem äußern Anscheine nach, einen Arbeiter, nieder. Der Knall der abgeschossenen Pistole zog einen Menschenstrom heran. Der Anblick des Gefallenen erregte die Wuth des versammelten Volkes. Im Hofe der Minister brachte ein Leibgardist einem Füsilier der National-Garde, Namens Cardeine, einen Messerstich bei. Jetzt erst begann der Kampf. Der Leibgardist verlor sein Leben. Einer seiner Kameraden, welcher in der Nähe war, wurde ergriffen, durch den „Marmor-Hof" zur Leiche des getödteten Arbeiters geschleppt, dort aber durch einen Hauptmann der Compagnie Saint Philippe du Roule welcher mit einigen National-Gardisten herbeigeeilt war, gerettet.

Mittlerweile hatten sich die andrängenden Massen vermehrt. Unter denselben befanden sich junge Leute, welche über seinen Beinkleidern grobe Röcke trugen und deren seidene Strümpfe und silberne Schuhschnallen andeuteten, daß sie nicht zu den arbeitenden Klassen gehörten. Ein Unbekannter vertheilte unten an der großen Treppe Geld und empfahl denen, welche den Lohn annahmen, es gut zu machen. Der Mann trug die Uniform eines National-Gardisten, und auf dieser ein Malthesер-Kreuz. Ihm zur Seite stand hülfreich eine Frau, welche sagte: man muß nur den Herrn Dauphin und den Herzog von Orleans schonen.

Wer könnte zweifeln, daß das Geld des Malthesers aus einer Kasse floß, welche einem nach der Regentschaft lüsternen Manne gehörte? Zwei Zeugen sagten aus, daß der Herzog von Orleans selbst der angreifenden Schaar die Treppe, welche zu den Gemächern der Königin führte, gezeigt habe. Eine noch größere Anzahl von Zeugen bekundet, daß der Herzog in Person sich unter den Massen befand, von diesen erkannt und begrüßt wurde. Der Augenblick der Rache war gekommen. Vielleicht wußte Orleans, wer die Nacht im Schlafgemache der Königin zugebracht habe.

Das Schloß füllte sich mehr und mehr mit bewaffneten Männern. Die Leibgardisten zogen sich längs der Treppen und dann von Saal zu Saal zurück. Einer derselben, Herr von Varicourt fiel. Einer seiner Kameraden, Herr Tardivet du Repaire entkam mit Mühe durch den Saal des Königs. Die Absichten der angreifenden Schaar gingen gegen die Königin; nach deren Gemächern drangen sie mit raschen Schritten. Gegen sie waren

alle Worte, welche fielen, gerichtet. Eine Stimme rief: „wir wollen die Haut der Königin, um Bänder für die Bezirke daraus zu machen.“ Niemand widersprach.

In diesem Augenblicke der größten Gefahr stürzte ein Leibgardist mit blutigem Gesichte in den Saal der Garden der Königin, neben welchem das Schlafzimmer Maria Antoinetten's war und rief: „retten Sie die Königin!“ Die Damen, welche dort Wache hielten, benachrichtigten ihre Herrin, welche nur Zeit hatte, einen kleinen Ueberrock von gelbem Tuche überzuwerfen, und dann entfloh in der Richtung der Zimmer des Königs. Frau von Tourzel trug ihr den Dauphin nach.

Wie war der gelbe Ueberrock in das Zimmer der Königin gekommen? War es vielleicht derselbe, welchen der Herr von Fersen zurück gelassen hatte, als er sich kurze Zeit zuvor verkleidete? Wie kam es, daß die Königin entkleidet zu Bette lag, da sich Herr von Fersen doch kaum erst entfernt hatte? Wir wollen diese Fragen nicht beantworten. Doch scheinen sie uns besser am Platze zu sein, als jene Jammertöne, welche royalistische Schriftsteller gewöhnlich den eben beschriebenen Scenen folgen lassen.

Der Leibgardist, welcher die Königin rettete, Miomandre de Sainte Marie mit Namen, erhielt einen Lanzenstich und einen Flintenkolbenschlag auf den Kopf. Er kam aber mit dem Leben davon. Ueber ihn hinweg drang die Bande in das Zimmer der Königin. Von da ging es weiter gegen den großen Saal, genannt Ochsenauge (Oeil-de-Boeuf). Dessen Thüre hatten die Leibgardisten verbarrikadirt. Bevor die angreifende Bande die Gardisten von da verdrängen konnte, kamen jene viel geschmähten und doch so wackeren französischen Garden, welche in die Nationalgarde von Paris eingetreten waren, herbei und machten dem Vordringen der bezahlten Bande ein Ende. Die Nationalgarde von Paris und Lafayette selbst folgten bald; die Gauner, welche schon angefangen hatten, zu plündern, mußten ihre Beute herausgeben. Lafayette selbst setzte sieben Leibgardisten, welche gefangen genommen worden waren, in Freiheit. Schnell kehrte Ruhe und Ordnung zurück. Der König versprach vom Balkone herab dem versammelten Volke, nach Paris gehen zu wollen. Ein tausendstimmiges: „es lebe der König! der König in Paris!“ zeigte, was die Massen in Versailles gewollt hatten. Selbst die Königin wurde, als sie auf den Balkon trat, mit dem Rufe: „es lebe die Königin,“ begrüßt. Zwar wollten andere Stimmen den Ruf ersticken, doch als Lafayette sich ehrfurchtsvoll vor Maria Antoinette verbeugte, hörte jedes Widerstreben auf und der Ruf: „es lebe die Königin!“ wurde allgemein. So versöhnlich, so wenig eingedenk der Verschwörungen des Hofes waren die Massen! Selbst der blutige Streit mit den Leibgardisten war im Augenblicke vergessen, als Lafayette einen derselben dem versammelten Volke vorstellte und die Nationalkokarde an dessen Hut heftete. Der Zorn verwandelte sich plötzlich in Bruderliebe. Die Leibgardisten traten unter die versammelte Menge. Diese umarmte und liebkoste sie.

Die Tage des fünften und sechsten Octobers 1789, welche den bezahlten Schriftstellern des Königthums so reichen Stoff zu Deklamationen gegen die Revolution, die Frauen und die Männer von Paris lieferten, lassen sich in ihrem Grund-Charakter mit wenigen Worten schildern. Die Tausende, welche nach Versailles zogen, waren von keinem andern Wunsche beseelt, als ihren Hunger zu stillen und von dem Gedanken, daß ihre Leiden erst enden würden, wenn der König seinen Wohnsitz nach Paris verlegen, dort in der Mitte seines Volkes leben, für dessen Ernährung Sorge tragen und im Geiste der Freiheit regieren würde. Mitten unter den Massen trieben sich aber theils Gauner, theils besoldete Sendlinge verschiedener, im Trüben fischender Machthaber umher. Daß deren Zahl aber sehr gering war, erhellt aus der Thatsache, daß trotz der Abwesenheit und des Schlafes des Marquis von Lafayette und trotz der schlechten Bewachung des Schlosses nur eine kleine Bande

mit Waffen in dieses eindrang, und daß das Erscheinen des Königs auf dem Balkone und dessen Versprechen, nach Paris ziehen zu wollen, genügte, die aufgeregten Massen zu beschwichtigen. Daß Einzelne finstere Pläne hegten und auf die Gelegenheit lauerten, ihren eigenen, oder ihrer Soldherren Leidenschaften zu fröhnen, ist eben so gewiß, als daß die Massen von solchen unreinen Beweggründen frei waren.

Die Fabel, daß dem Könige die Köpfe der beiden im Kampfe gefallenen Garde-du-Corps auf Picken vorangetragen worden seien, hat zwar ein Geschichtschreiber dem andern nachgeschrieben. Sie wurde dadurch nicht zur Wirklichkeit, sondern blieb, was sie ursprünglich gewesen war: eine düstere Befürchtung der Königin Maria Antoinette, welche, von einigen Höflingen aufgefaßt und weiter berichtet, im Laufe der Zeit sich, wie so manche andere Irrthümer ähnlicher Art in den nach Effect haschenden Schriften königlicher Söldlinge einbürgerten und von den handwerksmäßigen Geschichtschreibern ohne Prüfung als unumstößliche Wahrheiten angenommen wurden. Es ist eine urkundlich erwiesene Thatsache, daß die beiden fraglichen Köpfe in Paris eingetroffen und in Beschlag genommen worden waren, als der König noch fern von Paris war.

Wenn wir die verschiedenen Zeugnisse in Betreff der Vorgänge des 6. October mit einander vergleichen, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Herzog von Orleans den Angriff auf das Schlafgemach der Königin, deren Verhältniß mit Baron Fersen er kannte, angezettelt hatte. Die Eroberung dieses Gemaches bildete nur eine Episode des 5. und 6. October, obgleich sich die royalistischen Schriftsteller bemühen, dieselbe zum Centralpunkte der Octoberbewegung zu machen. Wäre die bewaffnete Bande etwas früher in das Schlafzimmer der Königin gedrungen, oder hätte Baron Fersen etwas länger gezögert, sich daraus zu entfernen, so hätten dieselben Geschichtschreiber uns wahrscheinlich ganz andere Berichte über die Morgenstunden des 6. October gebracht.

§ 7. Der König und die National-Versammlung zu Paris (October 1789 bis Juni 1791).

Auf das stürmische halbe Jahr vom Mai bis zum October 1789 folgten zwanzig Monate verhältnißmäßiger Ruhe, innerhalb welcher das Königthum sich hätte befestigen können, falls es den Anforderungen der Nation hätte Rechnung tragen wollen. Die Revolution hörte auf, so furchtbare Schläge zu führen, wie an den Tagen des 14. Juli und 5. und 6. October; die Massen zogen sich etwas zurück, die National-Versammlung berieth die neue Verfassung des Reiches; im Schooß der Clubs sammelte und stärkte sich der Geist der Revolution. Eine neue Frist wurde Ludwig XVI., der ganzen königlichen Familie, dem Adel und der Geistlichkeit gegeben. Doch die Niederlagen, welche die priviligirten Stände an den Tagen des Sturmes auf die Bastille und des Sturmes auf das Schloß von Versailles erlitten, hatten dieselben nicht einsichtiger, sondern nur theils heuchlerischer, theils grimmiger gemacht.

Das Spießbürgerthum trug auch das seinige dazu bei, die große Masse der Nation zu reizen. Noch war der Boden nicht vorbereitet, auf welchem das neue Gebäude der Freiheit erbaut werden sollte, als die Bourgeoisie schon der Revolution Halt gebieten wollte. Kaum hatten die bewegten Massen, welche das Königthum zur Nachgiebigkeit gezwungen, sich den Schweiß von dem Angesichte gewischt, als die Spießbürger von Paris, welche an dem Kampfe keinen Theil genommen, nur darauf bedacht waren, die Früchte des Sieges für sich selbst einzuheimsen.

Der Hof brütete über Verschwörungen, die Bourgeosie organisirte eine Polizei- und

Militär-Gewalt gegen das Volk. Doch die revolutionäre Kraft der Massen war größer, als Hof und Bourgeoisie geahnt hatten. Der von oben ausgeübte Druck erzeugte Gegendruck von unten. Die Organisation der Bourgeoisie zwang das Volk, sich auch seinerseits zu organisiren. Der Polizei der Spießbürger traten die Clubs, der Militärgewalt derselben das bewaffnete Volk entgegen.

Wir beklagen die Schrecknisse, welche der Kampf zwischen den Massen und den organisirten Gewalten in seinem Gefolge hatte. Allein wären die Leiden der französischen Nation nicht größer gewesen, wenn sich das Volk beruhigt, wenn es sich das Joch der modernen Bourgeoisie hätte auflegen lassen, bevor noch dasjenige des mittelalterlichen Vorrechts zertrümmert war? Wir betrachten die Halbheit des Spießbürgerthums in Verbindung mit der reactionären Richtung des Hofes und seiner Anhänger als die eigentliche Quelle der Aufregung der Jahre 1792—1794. Der Saame, welcher von October 1789 bis dahin 1791 ausgestreut wurde, ging in den folgenden Jahren auf. Was in zwei früheren Jahren versäumt worden war, wurde in den folgenden eingeholt. Dieses konnte nicht geschehen ohne stürmische Bewegung. Der Strom, welcher mitten in seinem Laufe eingedämmt wird, muß entweder versiechen und versumpfen, oder Ufer und Dämme überfluthen und niederreißen.

Noch hatte Ludwig XVI. sein dem Volke gegebenes Versprechen nicht erfüllt, noch befand sich die königliche Familie in Versailles, als die Königin den Grund zu neuen Verwirrungen legte. Kaum war sie von dem Balkone, auf dem sie die Huldigungen des Volkes empfangen hatte, in ihr Cabinet zurück gekehrt, so beschwor sie den König, ihr zu versprechen, daß er, falls sich ähnliche Verhältnisse wieder entwickeln sollten und eine Möglichkeit der Flucht bestünde, diese nicht ungenützt entschlüpfen lassen wolle. Ludwig XVI. gab zwar nicht mit Worten, wohl aber durch Thränen zu erkennen, welche Macht Marie Antoinette über ihn habe, und wie schwach das Band sei, das ihn an die französische Nation knüpfte, im Verhältniß zu den süßen Ketten, in welche die Habsburgerin ihn geschlagen hatte. Im Keime lag die Flucht von Varennes schon in den wenigen Worten, welche Marie Antoinette an ihren Gatten richtete, bevor beide von Versailles nach Paris gezogen waren.

Am 6. October Abends um neun Uhr traf die königliche Familie beim Stadthause von Paris ein. Es war für Ludwig XVI. eine furchtbare Demüthigung, daß er nicht zuerst am Schlosse seiner Väter, sondern am Palaste der Gemeinde von Paris abstieg, eine Demüthigung, die durch keinerlei Redensarten verflüchtigt werden konnte.

Die National-Versammlung folgte dem Haupte der Regierung nach Paris. Sie hatte am 6. October beschlossen, daß sie und der König während der damaligen Sitzung unzertrennlich seien. Erst am 19. verlegte sie jedoch ihren Sitz in die Hauptstadt des Reiches, nachdem sie in Versailles festgestellt hatte, daß die Abgaben nur durch das Volk bewilligt werden könnten, daß die Minister und Verwaltungs-Beamten für ihre Handlungen verantwortlich seien, daß die persönliche Sicherheit aller Bürger unter dem Schutze schirmender Gesetze stehe. Sie führte ein gleichmäßiges Siegel in allen Theilen des Reiches ein und schaffte mehrere anstößige Formeln des alten Königthums ab. Durch diese Beschlüsse hoffte die Versammlung, sich eine günstige Aufnahme von Seiten der Stadt Paris zu sichern.

Der Herzog von Orleans wurde unter dem Vorwande einer Gesandtschaft aus Frankreich entfernt. Vergebens suchte Mirabeau, ihn in Paris festzuhalten. Der Herzog traf schon am 21. October zu London ein. Lafayette hatte ihn zur Abreise bestimmt. Ohne Zweifel war er im Besitze von Beweisstücken gegen den Herzog, welche diesen einschüchterten. Der Herzog wollte es nicht darauf ankommen lassen, daß der Antheil, den er an den Bewegungen des 5. und 6. Octobers genommen hatte, ernstlich untersucht würde.

Die Pläne Mirabeau's, des Herzogs von Orleans und des Grafen von Provence waren gescheitert. Der König war nicht entflohen. Es war keine Regentschaft zu ernennen. Mirabeau war dem Ministerium nicht näher gerückt. Die Bourgeoisie von Paris, welche am 5. und 6. October in ähnlicher Weise, wie früher am 14. Juli, eine zuwartende und vermittelnde Stellung eingenommen hatte, wußte für sich allen erdenklichen Vortheil aus der Lage des Augenblicks zu ziehen. Der 14. Juli hatte ihr die Gelegenheit geboten, eine selbstständige Macht zu organisiren. Die Bewegungen des 5. und 6. Octobers setzten sie in den Stand, von derselben den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Die Bourgeoisie hegte, wenn auch nicht mit gleicher Kraft, denselben Widerwillen gegen die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, wie die arbeitenden Klassen, die besitzlosen Proletarier, allein sie betrachtete das Königthum mit ganz anderen Augen. Sie war gerne bereit, sich dieses gefallen zu lassen, vorausgesetzt, daß es sich mit geringer Macht und äußeren Ehren begnügen und ihm als Schild gegen die wachsende Gewalt der Massen dienen und überdies ihr gestatten würde, mit Hülfe der neu errichteten National-Garde den Ton anzugeben.

Schnell, wie sich die Massen am 14. Juli, am 5. und 6. October gesammelt hatten, trennten sie sich wieder, nachdem sie ihre entscheidenden Schläge geführt hatten. Doch der Gemeinderath von Paris und die National-Garde blieben beisammen. Das einzige Zugeständniß, welches das Spießbürgerthum dem Volke machte, bestand darin, daß es der städtischen Behörde den Namen ertheilte: Vertreter der Commune von Paris.

Eine Versammlung von zweihundert und vierzig Mitgliedern übte die gesetzgebende Gewalt, ein Rath von sechszig die vollziehende aus. Sowohl diese dreihundert obrigkeitlichen Personen, als die National-Garde bestand in ihrer überwiegenden Mehrheit aus den s. g. besitzenden Klassen, und machte von der Gewalt, deren sie sich bemächtigt hatte, im Interesse der Reichen und im Kampfe mit der noch in der Entwickelung begriffenen Revolution und mit den eigentlichen Stützen derselben, den Proletariern, Gebrauch. Ein an und für sich unbedeutender Aufstand diente der Gemeinde-Behörde von Paris zum Vorwande, von der National-Versammlung ein Kriegsgesetz, ähnlich den in unseren Tagen beliebten Gesetzen über den Belagerungszustand, zu verlangen. Die National-Versammlung, welche in ihrer Mehrheit von demselben Geiste beseelt war, wie die Pariser Gemeinde-Behörde, ging mit Vergnügen auf dieses Verlangen ein. So kam es, daß Frankreich noch im October 1789 eines jener Gesetze erhielt, welches die Revolution im Keime erstickt haben würde, falls sich das Königthum aufrichtig mit der Bourgeoisie verbunden, oder das Volk den Druck von oben ruhig ertragen hätte.

Allein Ludwig XVI. und sein Hof besaßen nicht die Fähigkeit, die Vortheile, welche der Augenblick bot, zu benutzen. Die Forderungen, welche das Spießbürgerthum von Paris in Uebereinstimmung mit der Mehrheit der National-Versammlung und der ganzen Nation an den König stellte, schienen diesem übertrieben und mit dem Königthume unvereinbarlich zu sein. Ludwig XVI. ahnte nicht, daß der großen Masse des Volkes die Wünsche des Spießbürgerthums noch lange nicht genügten. Zu spät erkannte er, daß er im Kampfe mit der National-Versammlung und der Gemeinde von Paris die letzten Reste der königlichen Gewalt erschöpfte. Es blieb ihm dann gegen die andrängenden Massen keine Widerstandskraft mehr übrig.

Die höheren Stände Frankreichs hatten den Geist Voltaire's in sich eingesogen. Die bevorzugte Stellung der Geistlichkeit paßte nicht mehr zu den im Schooße des Volkes herrschenden Ansichten. Die Abgaben, welche die Geistlichen erhoben, das unermeßliche Vermögen, welches sie im Laufe von Jahrhunderten zusammengescharrt hatten, gaben zu gerechter

Klage Anlaß, um so mehr, als die einen im Widerspruch standen mit den Lehren Christi, einer vorurtheilsfreien Auffassung der Lebensverhältnisse und dem allgemein verbreiteten Widerwillen gegen das Pfaffenthum, und als die Schätze der Kirche zum größern Theile auf Kosten des gesunden Menschenverstandes und der Billigkeit erworben worden waren und weder im Geiste christlicher Liebe, noch einer gesunden National-Wirthschaft verwaltet wurden. Die Einkünfte der Geistlichkeit an Zehnten und Grundeigenthum wurden im Jahre 1789 auf 200 Millionen Franken geschätzt. Diese waren aber sehr ungleich vertheilt. Die Erzbischöfe und mehrere Bischöfe machten einen fürstlichen Aufwand, die große Masse der Pfarrer litt bittern Mangel. Einige Klöster lebten im größten Ueberfluß, andere waren auf die Mildthätigkeit des Volkes angewiesen. Sechzigtausend Priester mußten sich zusammen mit 45 Millionen jährlicher Einkünfte begnügen, also mit weniger als einem Viertheile des verfügbaren Einkommens. Viele bezogen nicht mehr als 500 Franken jährlich. Mehr als drei Viertheile der kirchlichen Einkünfte besaß eine kleine Minderheit und auch diese theilte unter sich wiederum in sehr ungleichen Theilen.

Wäre die Geistlichkeit den Forderungen der Zeit einigermaßen entgegengekommen, hätte sie den schreiendsten Mißbräuchen selbst abgeholfen, so hätte sie Mühe gehabt, dem drohenden Sturme die Spitze zu bieten. Allein mit der dem Pfaffenthum eigenthümlichen Zähigkeit bot dieses dem Zeitgeiste Trotz. Es begnügte sich nicht damit, in der National-Versammlung mit der größten Heftigkeit die Anträge zu bekämpfen, welche von dem Volke und dessen Vertretern gestellt wurden, es hetzte die noch in den Banden des Aberglaubens oder pfäffischer Gewalt liegenden unglücklichen Armen gegen die Nationalversammlung auf, verbreitete gedruckte Petitionen systematisch und suchte mit deren Hülfe das wankende Gebäude der Kirche zu stützen. Dessen ungeachtet faßte aber die Nationalversammlung am 2. November 1789 nach einer Verhandlung, welche sich durch sechs Wochen hindurch geschleppt hatte, den Beschluß, die Kirchengüter zur Verfügung der Nation zu stellen. Einige Monate später (12. Februar 1790) beschloß sie weiter, die Mönchsgelübde und die Klöster beider Geschlechter aufzuheben. Zugleich traf aber die Versammlung solche Bestimmungen, welche die Weltgeistlichen sowohl, als Mönche und Nonnen vor Mangel schützten.

Was die Klöster auf dem Gebiete der Religion, waren die Parlamente auf dem Felde der Rechtspflege. Ihre Zeit war abgelaufen. Am dritten November 1789 machte die Nationalversammlung diesen veralteten Körperschaften ein Ende, indem sie beschloß, daß die Ferien bis auf weitern Befehl fortdauern sollten. Bis zum heutigen Tage ist kein Befehl ergangen, welcher die Parlamente Frankreichs wieder in Thätigkeit gesetzt hätte. So wurden dieselben nach dem Ausdrucke des Abgeordneten Lameth lebendig begraben. Der Widerstand, welchen die Parlamente von Rouen, Metz und Rennes der Nationalversammlung entgegensetzten, wurde mit leichter Mühe überwunden und die geheime Verwahrung, welche vierzehn Mitglieder des Ferien Rathes von Paris einlegten, hatte keine andere Folge, als daß die Unterzeichner derselben während der Schreckenszeit ihre Köpfe auf dem Schaffotte verloren.

Eine der wichtigsten Arbeiten, welche die Nationalversammlung in den ersten Tagen ihres Aufenthalts zu Paris erledigte, betraf die neue Organisation und namentlich die Eintheilung des Reiches in Departemente, Bezirke und Cantone. Erst durch die Arbeiten der Nationalversammlung wurde Frankreich, welches bis dahin ein Conglomerat der verschiedenartigsten Provinzen, Diözesen, Generalitäten, Intendanzen, Statthalterschaften und anderer Bruchtheile gewesen war, zu einem aus gleichartigen Theilen bestehenden Ganzen.

Was das Wahlrecht betrifft, wurde dieses nicht gleichmäßig allen volljährigen Franzosen zuerkannt, vielmehr in mannigfaltiger Weise beschränkt. Dagegen erhoben sich kräf-

tige Stimmen, welche sagten, zur Vertheidigung des Vaterlandes sollen alle Franzosen gleichmäßig ihr Leben einsetzen, am Stimmkasten sollen aber Unterschiede gemacht werden! Ist das recht, ist es billig? Die gleiche Pflicht bedingt auch das gleiche Recht. Doch diese und andere ähnliche Gründe drangen im Schooße der National-Versammlung nicht durch. Die Mehrheit derselben war schon aus dem Grunde gegen eine strenge Durchführung des Grundsatzes der Gleichberechtigung, weil sie für das Königthum, das drückendste aller Vorrechte, günstig gestimmt war.

Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß die Nationalversammlung, namentlich während des ersten Jahres ihrer Thätigkeit eine außerordentliche Masse von Arbeiten bewältigte. Außer den bereits erwähnten Gegenständen beschäftigte sie sich mit der Errichtung einer National- und Credit-Bank und mit der Verbesserung der Strafrechtspflege. Sie eröffnete den Nicht-Katholiken alle Aemter und erledigte überdieß eine große Masse laufender Geschäfte von hoher Bedeutung.

Das Unglück der National-Versammlung bestand darin, daß das größte Talent in ihrem Schooße, der Graf Mirabeau, käuflich war. Seit den ersten Monaten des Jahres 1790 bestand zwischen ihm und dem Hofe ein geheimes Einverständniß. Er bezog von Ludwig XVI. monatlich 50,000 Franken und versprach dafür 1) dem Könige mit seinem Rathe, seinen Kräften und seiner Beredtsamkeit an die Hand zu gehen und zwar in dieser Beziehung den Weisungen des Grafen von Provence Folge zu leisten, und 2) im Falle abweichender Ansicht sich des Wortes zu enthalten. Der Graf von Provence war also der Vermittler zwischen Mirabeau und dem Könige. Mirabeau hatte früher Sold von demselben und wahrscheinlich auch von dem Herzoge von Orleans bezogen. Seine Vertheidiger behaupten, das Geld, das er von Ludwig XVI. erhalten, habe ihn von der Bahn nicht abgelenkt, welche sein Genie betreten. Leere Beschwichtigungen! Wer kennt denn den Weg, welchen Mirabeau eingeschlagen, falls er keinen Sold vom Hofe angenommen hätte? Mehrere Aeußerungen, welche der Graf fallen ließ, deuten an, daß er republikanische Gesinnungen hegte, und daß nur bourbonisches Geld ihn abhielt, dieselben an den Tag zu legen. Wer kennt ferner die Entschlüsse, welche Ludwig XVI. gefaßt hätte, falls er nicht gehofft, mit Mirabeau's Hülfe die Revolution zu bemeistern? Wir sehen in dem Sündenlohne, welchen Mirabeau annahm und Ludwig XVI. zahlte, eine jener Quellen, welche den bis dahin von allem Schmutze, wenn auch nicht von allem Blute rein gehaltenen Strom der Revolution trübte. Das Geld, welches Mirabeau empfing, lähmte unstreitig den Flügelschlag seines Geistes; dasjenige, welches Ludwig XVI. ihm reichte, machte ihn zum Mitschuldigen des Verbrechens der Bestechung und setzte ihn in eine durchaus schiefe Stellung gegenüber der National-Versammlung und ganz Frankreich. Niemand hätte es dem Könige verargt, wenn dieser den einflußreichsten Redner der National-Versammlung an die Spitze seines Ministeriums gestellt, oder wenigstens in dessen Schooß aufgenommen hätte. Eine heimliche Geldspende hatte aber einen ganz andern Charakter, als eine öffentliche Anstellung. Ludwig XVI. besaß nicht die Kraft, fest und unwiderruflich dem Geiste der Zeit Folge zu leisten. Er wollte demselben kein Zugeständniß machen, das er nicht zu gelegener Stunde hätte widerrufen können. Wie er mit seinem Bruder Artois und der Emigration einen geheimen Briefwechsel führte, welcher mit den von ihm öffentlich abgegebenen Erklärungen im schneidenden Widerspruche stand, so war auch sein Verhältniß zu Mirabeau ein verbrecherisches, ein unsittliches und schon aus diesen Gründen ein unkluges.

Wie konnte sich Ludwig XVI. darüber beschweren, daß die Männer der Freiheit gegen ihn conspirirten, da er dasselbe unausgesetzt gegen sie that? Zu viele Personen waren übrigens in die von dem Hofe ausgehenden Conspirationen verwickelt, oder hatten wenigstens

davon Kenntniß, um nicht einen alles durchdringenden Mißton in die Staatsangelegenheiten einzuführen, welche, so lange dieser fortdauerte, niemals harmonisch geführt werden konnten.

Wie Ludwig XVI. gegen die neue Richtung der Zeit, so conspirirte sein eigener Bruder, der Graf von Provence, gegen ihn. Die Angelegenheit des Marquis von Favras ist zwar niemals vollständig aufgeklärt worden. Dieselbe wurde durch die Hinrichtung des Marquis (19. Februar 1790) erstickt. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß der Graf von Provence der eigentliche Urheber des Complottes war, für welches Favras mit dem Tode büßte. Ohne Zweifel hatte Lafayette die Beweisstücke in Händen. Wahrscheinlich war es die Furcht vor deren Veröffentlichung, welche zur Zeit der Restauration den zum Könige gewordenen Grafen von Provence abhielt, Lafayette in den Prozeß des General Berton und der Unteroffiziere von La Rochelle zu verwickeln. Der Plan der Verschwörung des Favras ging dahin, Bailly und Lafayette ermorden, den König entführen zu lassen und die in die Nationalgarde von Paris eingereihten ehemaligen französischen Garden zu diesem Behufe zu gewinnen. Daß Favras diese Pläne nicht ohne Vorwissen des Grafen von Provence hegte, unterliegt keinem Zweifel, obgleich die Geschichte noch nicht in den Besitz der Beweisstücke getreten ist, welche den Theil der Schuld des Grafen genau feststellen.

Wie hätte das französische Volk inmitten aller dieser Conspirationen, von welchen es durch die dritte, vierte Hand, wenn nicht in klaren Worten, so doch durch geheimnißvolle Winke, Kenntniß erhielt, zu Ruhe kommen können? Der Hof und seine Anhänger waren zu sehr geschwächt und gedemüthigt, als daß sie gewagt hätten, anders, als unter der Decke zu spielen; mit weit größerer Frechheit trat aber die Geistlichkeit auf. Sie benützte die Ostern des Jahres 1790 dazu, die Gemüther aufzuregen. Zu Montpellier, Nismes und Montauban hetzten die Pfaffen die fanatischen Katholiken gegen die Protestanten auf. Im Schooße der National-Versammlung riefen sie die gehässigsten und heftigsten Verhandlungen hervor. Sie gingen sogar mit dem Plane um, im Widerspruch mit dem im Ballhause geleisteten Eide eine Neuwahl der National-Versammlung durchzusetzen. In verschiedenen Städten Frankreichs fanden blutige Auftritte statt. Die Nationalgarde von Marseille nahm die Forts der Stadt. Aller Orten wurden die von den Pfaffen angezettelten Unruhen erdrückt.

Diese Bewegungen hielten aber das Volk in beständiger Aufregung und gaben den zahlreichen Clubs, welche sich in fast allen Städten des Reiches gebildet hatten, reichen Stoff zu stürmischen Verhandlungen. Der erste derselben war schon in Versailles von Sieyes, Chavelier, Barnave, den Lameth's und Anderen gegründet worden und führte Anfangs den Namen Club der Bretagne (Club Breton). Als die National-Versammlung ihren Sitz nach Paris verlegte, versammelte sich der Club in dem frühern Jakobiner-Kloster Saint Honoré, unweit der Reitschule (Manège), woselbst die National-Versammlung zusammenkam. Von dieser Zeit an erhielt der Club den Namen der Jakobiner. Ursprünglich waren nur Abgeordnete in den Club aufgenommen worden. Später wurde er allen Bürgern eröffnet. Er hielt seine Sitzungen öffentlich und übte den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung und selbst auf die National-Versammlung aus. Dort erhob die im Schooße der National-Versammlung besiegte Minderheit ihre Klagen und ihre Beschwerden gegen die Mehrheit, den König, die Königin, den französischen und die auswärtigen Höfe, gegen die Emigration, die volksfeindlichen Minister und Beamten. Durch Wort und Schrift wurden die von den Jakobinern gehaltenen Reden rasch über Paris und ganz Frankreich verbreitet. Viele hundert Clubs in allen Theilen Frankreichs standen mit dem Mutter-Club von Paris in lebendiger Wechselwirkung. Paris gab den Ton an, doch alle

Digitized by Google

Städte des Reiches lieferten der Hauptstadt Stoff zu ihren Verhandlungen, Oel für das dort brennende Feuer.

Nahe verwandt mit den Jakobinern waren die Cordeliers. Bei jenen gaben anfangs die Lameth's, später Robespierre und Camille Desmoulins, bei diesen Marat und Danton den Ton an. Die Verhandlungen der Cordeliers waren gewöhnlich noch stürmischer, als diejenigen der Jakobiner.

Die Reactionspartei gründete den Club der Feuillantiner (Feuillants), welcher jedoch dem Volke zu sehr verhaßt war, als daß er jemals hätte zu Kräften kommen können.

Die Clubs standen in keiner unmittelbaren Beziehung zu der Verfassung und Verwaltung des Staates. Sie konnten weder Gesetze geben, noch über den Staatsschatz verfügen. Allein sie standen in einem ähnlichen Verhältnisse zu der öffentlichen Meinung, wie die National-Versammlung zu dem Könige. Was den Pariser Clubs an verfassungsmäßiger Wichtigkeit gebrach, ersetzten sie theils durch ihre mannigfaltigen Verbindungen mit allen Städten des Reiches, theils durch ihre innigere Beziehung zu den Massen der Pariser Bevölkerung. Die Clubs bildeten gewissermaßen die Vorposten des französischen Freiheitsheeres. Alle die Leidenschaften und die ganze Begeisterung, welche Frankreich im Augenblicke der Gefahr kund that, spiegelten sich, gleich einer Fata Morgana, im Schooße dieser bewegten Gesellschaften ab. Ohne die Clubs hätte die französische Revolution einen ganz andern Verlauf genommen, ob einen bessern, bleibt dahin gestellt. Die Clubs schlossen in sich die Organisation des vierten Standes, während die National-Versammlung diejenige des dritten Standes war. Was der National-Versammlung an revolutionärer Kraft fehlte, hatten die Clubs daran zu viel. Der Mißbräuche und Gefahren waren aber damals zu große in Frankreich, als daß dieselben ohne Entwickelung der vollen Nationalkraft beseitigt werden konnten. Der revolutionäre Geist, welcher in den Clubs lebte und täglich neue Nahrung fand, verdient unsere ganze Bewunderung. Zu bedauern war nur, daß der Ton, welcher im Schooße derselben herrschte, zu schrill klang und häufig bis zur Gemeinheit, Rohheit und wilder Mordlust herabsank. Der Haß, der Grimm, der Zorn gegen die bevorzugten Stände war größer, als die Liebe zum Volke, als Freiheits- und Rechtsgefühl. Die Kraft der Zerstörung waltete vor. Im Verhältniß zu ihr waren die schöpferischen Kräfte schwach und ungeschickt. Es gereicht den Clubs gewiß zur unsterblichen Ehre, daß sie zunächst die Träger der republikanischen Idee waren, daß sie zuerst erkannten, weder Ludwig XVI., noch ein anderer Bourbon werde jemals die von der National-Versammlung beschlossene Verfassung redlich und treu handhaben, daß sie überhaupt mit den Bestimmungen dieser Verfassung nicht zufrieden waren, daß sie größere Zugeständnisse verlangten, als diese enthielt. Allein der Geist der Republik kann nicht in der Leidenschaft, er muß, wenn die Freiheit bestehen soll, in der sittlichen Kraft entspringen. War diese im Schooße der französischen Nation nicht groß genug, um das Königthum ohne Anwendung schlechter Mittel, ohne Kopfabschneidereien, Blutbäder und Verleumdungen zu stürzen, so fehlte es ihm an der ersten Voraussetzung der vollen Freiheit. Diese ließ sich durch blinde Wuth nicht ersetzen. Denn die wilden Leidenschaften toben sich schnell aus und lassen sich leicht von schlauen Despoten gewinnen. Die sittliche Kraft besteht und wirkt fort, nachdem sich die Stürme des Augenblickes verzogen haben.

Das anarchische Element war unstreitig in den Clubs zu mächtig. Was aus Frankreich werden sollte nach dem Sturze des Königthums, kümmerte die Clubisten wenig, und doch hing von der Lösung dieses Räthsels die Zukunft des Landes und namentlich die Frage ab, ob nicht dieselbe Pforte, durch welche das Königthum vertrieben würde, dieses in einer anderen Gestalt wieder einlassen könne? Um das Königthum gründlich zu beseitigen, mußten

diejenigen Leidenschaften, welche ihm zum Stützpunkte dienen, die Herrschsucht, der Ehrgeiz, die Habgier verdrängt werden. Ein Thron von Holz und Sammet läßt sich leicht verbrennen, eine Krone von Gold und Edelsteinen läßt sich zerschlagen. So lange aber noch die Mehrzahl eines Volkes lüstern ist nach den Gaben, welche von einem Throne ausgehen, so lange sie sich blenden läßt durch den Glanz des Goldes und der Juwelen, oder mit andern Worten, so lange die dem Königthume fröhnenden Leidenschaften in den Gemüthern der Menschen vorherrschen, werden immer wieder neue Throne gezimmert, neue Kronen zusammengefügt werden.

Die Aristokraten stehen der republikanischen Freiheit nicht ferner, als die Anarchisten. Wer keine Regierung, keine verfassungsmäßige Gewalt anerkennt, läßt den wilden Leidenschaften freies Spiel und kommt unfehlbar auf dem Umwege der Anarchie früher oder später bei'm Despotismus an. Denn dieser, so schlimm er sein mag, ist doch für die Völker als dauernder Zustand nicht so verderblich, wie die vollständige Unordnung, das heißt, die Herrschaft der ungezügelten Rohheit.

Die Zustände, in welchen sich Frankreich damals befand, bieten wohl viele Entschuldigungsgründe für die maßlose Heftigkeit, welche sich allmälig in die Verhandlungen der Clubs einschlich. Rechtfertigen läßt sich dieselbe darum doch nicht. Die gehässigste Seite des Königthums war diejenige, welche es dem Auslande zeigte. Mögen royalistische Schriftsteller Ludwig XVI. entschuldigen, wie sie wollen, mögen sie seine Angst, seine Sorge für Frau und Kind, seine religiösen und politischen Scrupel, noch so schwer in die Wagschale fallen lassen, es giebt durchaus keinen Grund, welcher einem Staatsoberhaupte das Recht geben könnte, vom Auslande diejenige Hülfe an Wehrkraft zu erbitten, welche ihm das eigene Volk versagt. Das Staatsoberhaupt, welches die Mehrheit seines Volkes gegen sich hat, besitzt aus diesem Grunde schon kein Recht mehr auf die Staatsgewalt. Handelt es sich von einer vorübergehenden Stimmung, so muß der Vertreter des Staates eine Veränderung derselben abwarten. Hält er sie selbst für dauernd und unabänderlich, so bleibt ihm nichts übrig, als die Abdankung. Im Anfange des Jahres 1790 stand übrigens der Thron Ludwig's XVI. noch gar nicht auf dem Spiele. Es handelte sich nur um mehr oder weniger beengende Schranken, welche diesem gezogen werden sollten. Dennoch hatte sich Ludwig XVI. damals schon in verrätherische Unterhandlungen mit dem Auslande eingelassen. Er hatte die mannigfaltigsten Pläne geschmiedet, deren gemeinsamer Boden darin bestand, den verfassungsmäßigen Berathungen der National-Versammlung Gewalt entgegen zu setzen. Diese Entwürfe waren älter, als die Clubs, konnten also nicht durch diese erst hervorgerufen worden sein. Sie reichten zurück bis auf den 15. Juli und den 6. October 1789, und dauerten fort, wenn auch mit manchen Unterbrechungen und Schwankungen bis zum Tode des Königs. Ludwig XVI. hatte sich, indem er dem Baron Breteuil Vollmacht gab, in seinem Namen hinter dem Rücken des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten geheime Verhandlungen mit den fremden Mächten zu pflegen, in die Unmöglichkeit versetzt, diesen ein Ende zu machen. Denn er konnte seine Vollmacht, ohne sich vor der ganzen Welt blos zu stellen, nicht öffentlich widerrufen, und ein geheimer Widerruf wurde von den fanatischen Aristokraten, welche den König als Gefangenen betrachteten, nicht berücksichtigt. Dasselbe Unrecht, welches Ludwig XVI. durch seine nie endenden Schwankungen an seinem Volke beging, verübte er auch an der gesammten Emigration, welche er abwechselnd in ihrem Kampfe gegen Frankreich ermunterte und von demselben abmahnte.

Die auswärtigen Mächte waren sämmtlich zum Kriege nicht geneigt, theils weil sie, wie Rußland in der Türkei, vollauf beschäftigt waren, theils weil sie, namentlich Rußland,

Oesterreich und Preußen, Eroberungspläne gegen Polen hegten, welche durch die inneren Wirren Frankreich's gefördert wurden, theils endlich, weil sie den inneren Bewegungen Frankreich's nicht diejenige Bedeutung zuschrieben, welche dieselben wirklich hatten, vielmehr sie für eine vorübergehende Aufwallung, für eine bloße Fortsetzung der durch Voltaire und die Encyclopädisten angeregten Kämpfe hielten. Die auswärtigen Mächte wurden erst durch die französischen Emigranten, namentlich durch den Herrn von Breteuil, den Grafen von Artois und die anderen Prinzen von Geblüte, durch die acht- bis zehntausend starke Armee französischer Offiziere, die sich am Rheine sammelte und in Coblenz ihr Hauptquartier aufschlug, in Aufregung gesetzt und künstlich darin erhalten. Wenn Ludwig XVI. nicht selbst die Unternehmungen der Emigration ab und zu gefördert, wenn er nicht selbst Oel in das zu Berlin, Wien, Petersburg und Stockholm angeschürte Feuer gegossen hätte, so wäre dieses bald aus Mangel an Brennstoff erloschen, um so mehr, als seit den Tagen des 5. und 6. October 1789 die Revolution verhältnißmäßig ruhig voran schritt und die National-Versammlung, nicht der bewaffnete Aufstand den Ausschlag gab.

Die natürliche Folge der schiefen Stellung, in welche sich der König zu den auswärtigen Mächten gesetzt hatte, und in welcher ihn seine eifrigsten Anhänger dauernd erhielten, war ein wohl begründeter Argwohn der Nation gegen ihren König, welcher sich namentlich kund that, als im Monat Mai 1790 die Frage in der National-Versammlung verhandelt wurde, wem das Recht des Kriegs und Friedens gebühre. Mirabeau setzte damals im Kampfe mit Barnave durch, daß dieses Recht gemeinsam dem Könige und der Nation zustehen solle.

Im Allgemeinen läßt sich gegen eine solche Bestimmung nichts einwenden. Wenn eine monarchische Verfassung bestehen soll, muß der König in allen wichtigen Angelegenheiten eine Stimme haben. Wer aber die Verhältnisse kannte, in welchen das gesammte Haus der französischen Bourbonen zum Auslande stand, wußte, daß die National-Versammlung den Bock zum Gärtner machte, als sie dem Könige eine entscheidende Stimme über Krieg und Frieden einräumte. Derselbe Mann, welcher die fremden Höfe um Hülfe gegen das französische Volk anflehte; sollte die kriegerischen Unternehmungen Frankreich's leiten? Wie konnte er Frankreich zum Siege führen, oder auch nur vor dem drohenden Untergange bewahren? Hätte die Nation von den verrätherischen Verhandlungen, welche der König mit dem Auslande pflog, Kenntniß gehabt, wäre sie schwerlich geduldig genug gewesen, sich den Beschluß ihrer Vertreter gefallen zu lassen. Das Volk hatte im Jahre 1790 noch keine Beweise, es hatte nur Verdacht, nur wohl begründeten Argwohn. Die Geschichte, welcher die von Ludwig XVI. unterzeichneten Urkunden vorliegen, bricht dem Könige den Stab und muß über die Versammlung, welche die Nation in ihren wichtigsten Beziehungen dem verrätherischen Könige so zu sagen gebunden überlieferte, einen strengen Tadel aussprechen. Im Schooße der National-Versammlung war mehr, als ein Abgeordneter, welcher Kenntniß von den mit dem Auslande gepflogenen Unterhandlungen Ludwig's XVI. besaß, unter diesen zumal Mirabeau, dessen Worte die Versammlung bestimmten.

Eine der wichtigsten Verhandlungen, welche die National-Versammlung pflog, betraf die Verwerthung der eingezogenen Kirchengüter. Der Plan, welchen ihr Bailly im Namen des Gemeinderaths von Paris vorlegte und welchen sie annahm, war vortrefflich. Demselben zufolge überwies die National-Versammlung die Kirchengüter den Gemeinden, in deren Schooße das Eigenthum lag. Die Gemeinden hatten dieses nach und nach zu verkaufen, bezahlten den Staat mit Papiergeld, mit welchem die Staatsgläubiger befriedigt wurden, welche ihrerseits von den Gemeinden Zahlung erhielten. Die Anweisungen der

Gemeinden wurden als Zahlung bei dem Verkaufe der Kirchengüter angenommen und erhielten später überhaupt Cours. Auf diese Weise entstanden die Assignaten. Die Staatsgläubiger wurden befriedigt, die Kirchengüter traten in den Besitz fleißiger und betriebsamer Bürger. Die Zahl der Grundeigenthümer mehrte sich, der Boden selbst wurde besser angebaut. Die Assignaten, welche Zinsen trugen und in den Kirchengütern eine entsprechende Hypothek besaßen, ersetzten den durch die Emigration hervorgerufenen Mangel an Circulationsmitteln. Dieser, wie so mancher andere Anfang, welcher im Laufe der französischen Revolution gemacht wurde, war trefflich. Doch wurde auch in Betreff der Assignaten nicht das gebührende Maaß gehalten. Die Folgen der Uebertreibung blieben nicht aus. Sie konnten durch Gewaltmaßregeln nicht verhindert werden.

Die National-Versammlung hatte die ersten Schritte zur Reform der Geistlichkeit gethan; allein sie konnte sich nicht auf den einzig richtigen Standpunkt dem Pfaffenthume gegenüber erheben. Sie vermochte nicht, den Staat von den Fesseln der Kirche frei zu machen. Statt die Bande zu lösen, in welche der Papst die Kirche Frankreichs und diese hinwiederum die Mehrzahl des französischen Volkes geschlagen hatte, griff die National-Versammlung selbstständig in das Gebiet der Kirche ein, machte eine neue Eintheilung der Diöcesen, warf den Bischöfen und Pfarrern Gehalte aus und faßte alle diese Maßregeln in der s. g. bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit zusammen. Vergebens widersetzte sich das Pfaffenthum. Die große Masse der Landpfarrer gewann bei der neuen Ordnung der Dinge und ließ sich dieselbe gern gefallen. Die Würdenträger fanden mit ihrem Geheule und Geschrei wenig Anklang im Volke. Kurze Zeit darauf (19. Juni 1790) wurden alle Adelstitel abgeschafft, leider nicht auf immer. Nur zu bald schlich sich Pfaffenthum und Adel im Gefolge des Kaiser-Despoten wieder in Frankreich ein.

Der 14. Juli 1790, der Jahrestag des Bastillesturmes kam heran. Er wurde auf dem Marsfelde von der Pariser Bevölkerung und Abgeordneten aus allen Landestheilen, zugleich in den Hauptstädten der drei und achtzig Departemente festlich begangen. Es war ein übles Vorzeichen, daß zu dem Feste nicht weniger als dreihundert Priester zugezogen wurden. Sie fügten dem Eide, welchen der König bei dieser Gelegenheit auf die neue Verfassung des Reiches ablegte, keine weitere Bürgschaft zu, im Gegentheile erinnerten sie an die bei Ablegung eines Eides in der katholischen Kirche üblichen Vorbehalte (Mental-Reservationen) und nach gebrochenem Eide ertheilten Absolutionen. Der denkende Mensch sah in der unter Zuziehung der Geistlichkeit und Abhaltung eines Hochamtes begangenen Feierlichkeit nur eine auf die Täuschung der Massen berechnete Comödie. Er wußte, daß eine vom Aberglauben lebende Kaste der Freiheit nie herzlich zugethan sein könne, und sah voraus, daß, trotz der weißen Gewänder, welche die dreihundert Pfaffen trugen, schwarzer Verrath unter denselben lauerte.

Doch das Königthum schien sich zu befestigen. Der Schein trügte. Die Revolution hatte noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht. Ludwig XVI. errang kurz nach dem Jahrestage des Bastillesturmes noch einen zweiten Triumph. Einer seiner eifrigsten Anhänger, der General Bouillé, dessen Commando von den Gränzen der Schweiz und Deutschlands bis nach den Niederlanden und in's Herz Frankreich's reichte, warf einen Aufstand seiner Truppen zu Metz und Nancy nieder und befestigte dadurch von Neuem die wankende Disciplin im Heere oder mit anderen Worten zwang die dem Bürgerthum günstig gestimmten Soldaten von Neuem, sich als blinde Werkzeuge des Königs gebrauchen zu lassen.

Das Ministerium des Königs, welches seit dem Anfange Juli's 1789 alles innern Zusammenhanges entbehrte und keiner Kraftanstrengung fähig war, verlor im

Sommer 1790 den einzigen Mann, welcher früher einige Volksthümlichkeit besessen und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft rege erhalten hatte, Necker. Für seinen Ruhm und das Wohl Frankreich's sah dieser Minister zu spät ein, daß die Revolution ihm über den Kopf gewachsen war, daß ihm die Kraft gebrach, das Staatsschiff durch die Wogen zu steuern. Er dankte ab und bedurfte eines Befehles von Seiten der National-Versammlung, um seine Reise in die Schweiz fortsetzen zu können. Dasselbe Volk, welches ihn vor einem Jahre im Triumphe auf dem Wege nach Paris begleitet, hatte seinen Wagen angehalten und ihm die Rückkehr nach der Schweiz verweigert. Auch die Minister Saint Priest und Montmorin erhielten ihre Entlassung. An ihre Stelle traten Duport-Dutertre und Duportail. Beide waren unbedeutende Menschen. Hinter den Coulissen leitete Mirabeau die Staats-Angelegenheiten. Er schmeichelte dem Könige mit der Hoffnung, die diesem anstößigen Bestimmungen der neuen Verfassung durch die National-Versammlung selbst ausmeiden zu lassen, die Club's durch Polizeimaßregeln und das Volk durch das Heer Bouillé's zu zügeln. Auf die Frage eines Freundes, ob er auch im Stande sein werde, die Aristokratie und den Hof zu bemeistern, antwortete er: „sie haben mir alles versprochen. Wenn sie nicht Wort halten, werde ich Republikaner." Also auch Mirabeau, der Söldling des Hofes, trug, während er diesem diente, den Gedanken der Revolution in seiner Brust. Ohne den Sold, den er vom Könige bezog, hätte er seine innersten Gesinnungen gewiß längst kund gethan. Dennoch versuchte es derselbe Thiers, welcher uns diese Worte mittheilt, Mirabeau zu entschuldigen! Warum auch nicht? Thiers stand weder zur Zeit der Bourbonen, noch Ludwig Philipp's, noch endlich Napoleon's III. auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit, als Mirabeau. Sein Talent als Redner und Schriftsteller ist aber mit demjenigen des begabtesten Mitgliedes der National-Versammlung nicht entfernt zu vergleichen. Mirabeau hatte einen kühnen Flügelschlag, obgleich die Last des Goldes, womit der Hof ihn überschüttete, dessen Kraft lähmte und dessen Aufschwung in die Lichtregionen der Republik verhinderte. Thiers war immer nur ein der Gunst des Augenblicks dienender Schwätzer.

In ähnlicher Weise, wie Mirabeau, gedachte Ludwig XVI., falls ihm nicht Wort gehalten würde, zur unumschränkten Monarchie zurückzukehren. Die französische Nation, welche von diesem schimpflichen Handel nichts wußte, sollte dessen Opfer werden. Sie hatte sich auf einen ganz andern Standpunkt gestellt. Sie erwartete, daß die Folgerungen der von der National-Versammlung aufgestellten Menschenrechte gezogen würden. Diese waren mit dem Königthum unvereinbar. Die Constitution war noch nicht fertig geworden. Sie sollte vollendet werden. Ludwig XVI. hoffte, bei Gelegenheit der schließlichen Redaction derselben einen Theil der gemachten Zugeständnisse wieder umzustoßen, die Nation dagegen, dieselben zu erweitern und zu befestigen. Hätte der König alle nothwendigen Folgsätze der von ihm beschworenen Constitution freudig, oder doch ohne Widerstreben anerkannt, hätte sich vielleicht nach und nach der gegen denselben bestehende Argwohn gelegt. Statt dessen setzte er den Freiheitsbestrebungen der Nation immer neuen, wenn auch schwachen, doch zur Befestigung des gegen ihn herrschenden Argwohns genügenden Widerstand entgegen. Besonders sträubte er sich, den von der Geistlichkeit verlangten Verfassungseid zu bestätigen, und als er dieses endlich that, schenkte er sein Vertrauen blos denjenigen Priestern, welche den Eid verweigerten, also ihre Widerspenstigkeit gegen die Verfassung dadurch klar und unzweideutig an den Tag legten. Die National-Versammlung stellte es jedem Geistlichen frei, ob er schwören wolle, oder nicht, entzog jedoch demjenigen, welcher sich des Eides weigerte, seine Würden und Aemter. Der größere Theil der Geistlichkeit verweigerte den Eid und bildete so den Kern einer der Constitution feindlichen Partei. So lange

eine solche bestand, so lange die Constitution von den Günstlingen des Königs in Frankreich selbst und an dessen Gränzen im Auslande auf's Bitterste angegriffen wurde, konnte sich der Krater der Revolution nicht schließen.

Die Geistlichkeit, deren Macht aller Orten und zu allen Zeiten nur im Aberglauben wurzelte, hetzte die dieser Geißel der Menschheit anheimgefallenen Provinzen des Westens und Südens gegen die neue Verfassung auf. Schon gegen Ende des Jahres 1790 zeigten sich die ersten Regungen jenes furchtbaren Bürgerkrieges, welcher einige Jahre später die Vendee zum Schauplatze der betrübendsten Greuelscenen machte und das vom Auslande schwer bedrohte Frankreich an den Rand des Untergangs brachte. Damals wurde aber das von der reactionären Partei bei Jalez aufgeschlagene Lager, welches verrätherische Verbindungen mit der Emigration pflog, aufgebrochen. Doch die Geistlichkeit wühlte im Finstern fort. Nur zu bald traten die Spuren ihrer Umtriebe zum Verderben Frankreich's an den Tag. Von Turin aus wirkten die Emigranten auf Lyon. Gegen Ende des Jahres 1790 wurde die Verschwörung entdeckt und die Schuldigen, welche ergriffen werden konnten, den Gerichten übergeben. Die Anstifter des Complottes waren im Auslande und fuhren fort, von dort Frankreich zu bedrohen.

Ungeachtet des auf die Constitution geleisteten Eides unterhielt Ludwig XVI. unausgesetzte Einverständnisse mit der Emigration. Während des ganzen Winters von 1790 auf 1791 schmiedete der König Pläne der Flucht, zu denen Mirabeau sich hergab. Die Stellung des Grafen wurde immer schwieriger. Am 28. Februar hielt er noch eine gewaltige Rede in der National-Versammlung, um einen die Emigration bedrohenden Antrag zu bekämpfen. Bald darauf erkrankte er und starb am 2. April 1791. Am folgenden Tage wurde seine Leiche in jenem Gebäude beigesetzt, welches abwechselungsweise im Besitze der Pfaffen und des Volkes war, bald die Kirche der heiligen Genoveva, bald das Pantheon genannt, und so gewissermaßen zur Wetterfahne Frankreichs wurde, welche andeutete, ob der Wind über die dürren Wüsten des Aberglaubens und der Knechtschaft, oder von den lichten Höhen der Aufklärung und der Freiheit blies. Wir brauchen nicht zu sagen, daß heutzutage der Bau wieder Genoveva-Kirche heißt.

§ 8. Die Flucht des Königs und das Blutbad des Marsfeldes.

Wie sich Aufklärung und Aberglauben, Volk und Pfaffenthum um den Bau stritten, welcher abwechselungsweise der einen und der anderen Richtung diente, so stritten sich ähnliche Gegensätze um die Person des Königs. Am 14. Juli 1790 glaubten die Hunderttausende, welche dem Schauspiele auf dem Marsfelde beiwohnten, der König sei jetzt entschieden auf die Seite des Volkes und der Freiheit getreten. Doch der geheime Einfluß seiner nächsten Verwandten und Umgebungen, des Adels und der Geistlichkeit gewann schon bald das Uebergewicht. Trotz allen Zugeständnissen, welche die Nation dem Königthume gemacht hatte, dauerte der Kriegszustand fort, in welchen der Adel seit dem Sturme auf die Bastille, die Geistlichkeit seit den sie betreffenden Beschlüssen der National-Versammlung, Frankreich versetzt hatte. Schon gegen Ende des Jahres 1790 theilte der König dem Herrn von Bouillé seine Absicht mit, aus Paris zu entfliehen, um mit Hülfe der Waffengewalt der National-Versammlung Zugeständnisse abzudringen und den aufgeregten Massen einen Zügel anzulegen. Mirabeau hatte dem Könige gerathen, sich zu diesem Behufe nach Lyon zu begeben, und dort eine feste Stellung der Nation gegenüber einzunehmen. Doch Ludwig XVI., welcher größeres Vertrauen in die auswärtigen Mächte, als in sein eigenes Volk setzte, welcher aus Furcht vor dem Schicksale Carl's I. dieses sich

selbst bereitete, zog eine Gränzstadt vor, welche ihm fremde Hülfe näher brachte und ihm, schlimmsten Falles, die Flucht nach dem Auslande sichern sollte. Er wagte es nicht einmal, innerhalb der Mauern einer Gränzstadt Zuflucht zu suchen. Der Plan, welchen er mit Bouillé verabredete, ging dahin, sich zum Heere zu begeben und in der Nähe von Montmedi, also gewissermaßen am äußersten Grenzpfosten Frankreich's eine neue Stellung zu nehmen. Diese konnte nur sein Schwager, der deutsche Kaiser, der König von Preußen und überhaupt das Ausland decken. Koblenz und die dort versammelte Emigration bildete die Nachhut, das Heer Bouillé's die Vorhut der Angriffs-Kolonne, welche von Montmedi aus gegen Paris in Bewegung gesetzt werden sollte.

Nach mannigfaltigen Schwankungen wurde endlich die Flucht Ludwig's XVI. und der königlichen Familie auf den 19. Juni 1791 festgesetzt. Alle Anstalten sowohl in Paris, als an der Gränze waren auf diesen Tag berechnet. Kein unvorgesehenes Ereigniß trat ein. Dennoch verschob Ludwig XVI. die Flucht um einen Tag. Oft hat eine Stunde, bisweilen eine Secunde über Leben und Tod entschieden! Die vier und zwanzig Stunden, welche Ludwig XVI. durch seine Zögerung verlor, machten seinen Fluchtversuch scheitern.

Derselbe Baron von Fersen, welcher die Nacht vom 5. auf den 6. October 1789 im Schlafgemache der Königin zugebracht hatte, traf die Vorbereitungen der Flucht in Paris. Statt eines energischen Mannes, des Majors von Agoult, welchen Bouillé dem Könige empfohlen hatte, nahm dieser im letzten Augenblicke die Gouvernante seiner Kinder, die Frau von Tourzel, in die Reisebegleitung auf. Baron von Fersen verließ die königliche Familie, sobald er diese nach Bondy gebracht hatte, woselbst Postpferde bestellt worden waren.

Die Reisegesellschaft bestand aus dem Könige, der Königin, Frau Elisabeth, der Schwester des Königs, der Frau von Tourzel, den Kindern Ludwig's XVI. und drei ehemaligen Leibgardisten. Sie war viel zu groß und erforderte zu viele Pferde, um unerachtet die Strecke von Paris nach Montmedi zurück legen zu können. Der König erhöhte die Gefahr, erkannt zu werden, noch dadurch, daß er sein auf allen Münzen Frankreich's abgebildetes Gesicht wiederholt zur Schau trug. Er wurde mehr als einmal unterwegs erkannt, ohne daß er angehalten worden wäre. Doch der Sohn des Postmeisters Drouet, welcher durch ein Kind auf die Aehnlichkeit zwischen dem Reisenden und dem Brustbilde eines Fünf-Frankenthalers aufmerksam gemacht worden war, nahm die Geschicke Frankreich's in seine Hand und hielt die Flucht des Königs auf.

Die Poststraße, welche von Sainte-Menehoulde nach Varennes führt, bildet einen Winkel. Der gerade laufende, nur Reitern oder Fußgängern zugängliche Weg war um vier Stunden kürzer. Die Wagen mit der königlichen Familie fuhren ungehindert ab. In Sainte-Menehoulde lag eine Abtheilung Dragoner, deren Commandant an dem erhaltenen Signalement die königlichen Wagen erkannte. Er befahl daher seinen Reitern, aufzusitzen. Mittlerweile hatte jedoch die Bevölkerung des Städtchens Kenntniß davon erhalten, daß die königliche Familie sich in den beiden, der Gränze zu eilenden Wagen befinde. Die Nationalgarde schloß die Thore der Ställe und widersetzte sich dem Abmarsche der Truppen. Der junge Drouet hatte sein schnellstes Pferd gesattelt und ritt im vollen Galopp auf Varennes zu, hinter ihm her ein Wachtmeister der Dragoner, der Einzige, dem es gelungen war, sich den Augen der Nationalgarde zu entziehen. Er ahnte die Absichten Drouet's, und war entschlossen, diesem den Tod zu geben und den König zu retten. Drouet war aber der Wege besser kundig, als der ihn verfolgende Dragoner. Er entzog sich, indem er durch einen Wald ritt, den Blicken des Wachtmeisters und erreichte Varennes zeitig genug, um einen bewährten Freund und Gesinnungsgenossen wecken und für seinen Plan gewinnen

zu können. Acht andere Männer schlossen sich den beiden an. Sie verhafteten den König als er im Begriffe stand, über die Brücke zu fahren, welche die obere von der unteren Stadt trennt. Wäre der König vier und zwanzig Stunden früher in Varennes angelangt, so hätte er daselbst nicht blos frische Pferde, sondern auch die Vorhut des Heeres von Bouillé getroffen, welche die kleine Schaar Drouet's mit leichter Mühe aufgerieben hätte. So aber fanden sich weder die bestellten Pferde, noch die erwarteten Officiere und Reiter Bouillé's. Der König und sein Gefolge mußten in die obere Stadt zurückkehren. Die Sturmglocke weckte schnell die schlafenden Bürger der Stadt und Umgegend. Die Brücke zwischen der oberen und unteren Stadt wurde verbarrikadirt. Von allen Seiten eilten die Nationalgarden herbei. Noch immer hoffte der König, durch die überlegenen Streitkräfte Bouillé's befreit zu werden. Doch die Wachsamkeit der Bürger vereitelte alle Anschläge der königlichen Officiere, was denselben um so leichter wurde, als die Masse der Soldaten ihnen günstig gestimmt war und trotz der unter sie vertheilten Goldstücke nicht dazu beitragen wollte, dem Könige über die Leichen freiheitsbegeisterter Männer den Weg nach dem Auslande zu öffnen. Der König mußte nach Paris umkehren. Der Herr von Bouillé floh statt seines Herrn, mit den im Complotte verwickelten Officieren.

In Paris ahnte um sieben Uhr Morgens des 21. Juni noch Niemand die Flucht des Königs. Als die Nachricht derselben sich verbreitete, bemächtigte sich eine unbeschreibliche Wuth der Bevölkerung. Selbst die getreuesten Anhänger des Königthums wagten es nicht, die Flucht in anderer Weise, als dadurch zu entschuldigen, daß sie dieselbe eine Entführung nannten.

Das Manifest, welches der König zurück gelassen hatte, legte dessen Absichten unverschleiert dar. Es enthielt namentlich folgende bezeichnende Worte: „Ihre Constitution ist ein ewiger Widerspruch zwischen den Titeln, welche sie mir verleiht, und der Gewalt, die sie mir versagt. Ich bin nur das verantwortliche Haupt der Anarchie, und die aufständische Macht der Clubs entreißt Ihnen selbst die Macht, die Sie mir entrissen haben." Das Manifest schließt mit den Worten:

„In einer solchen Lage bleibt mir nur, an das Rechtsgefühl und die Liebe meines Volkes zu appelliren, mich außerhalb des Bereiches der Aufständischen und des Druckes der National-Versammlung und der Clubs, in eine Stadt meines Königreichs zu flüchten und von dort aus in voller Freiheit für die Modificationen, welche die Verfassung erheischt, für die Wiederherstellung unserer heiligen Religion, für die Befestigung der königlichen Gewalt und die Sicherstellung einer wahren Freiheit Sorge zu tragen."

Der von dem Könige im Beisein von dreihundert Pfaffen und einer halben Million Menschen geleistete Schwur war also ein absichtlicher Meineid gewesen! Denn seit dem 14. Juli 1790 war dieselbe nicht geändert, sondern nur in ihren Folgesätzen näher bestimmt worden. Zu dem Meineide trat übrigens die Lüge und der Verrath hinzu. Die Verhandlungen in Betreff der Flucht aus Paris waren nicht blos mit Bouillé, sondern auch mit ausländischen Mächten gepflogen worden. Schon im November 1790 war der Kaiser Leopold von derselben in Kenntniß gesetzt und um deren Beförderung gebeten worden. Nicht umsonst hatte der König seine Flucht nach den äußersten Gränzen seines Reiches gelenkt. Kaiser Leopold hatte am 20. Mai 1791 versprochen, 35,000 Mann nach Flandern und 15,000 Mann nach dem Elsaß zu befehligen. Eine gleiche Zahl von Schweizern sollte gegen Lyon, eben so viele Piemonteser gegen die Dauphiné rücken. Spanien sollte 20,000 Mann an der Südwestgränze Frankreichs zusammen ziehen. Der Kaiser hatte ferner die Mitwirkung von Preußen und die Neutralität Englands zugesagt. Eine von den Königen von Neapel und Spanien und von der Infantin von Parma und

den emigrirten Prinzen unterzeichnete Protestation sollte vor den Augen der ganzen Welt kund thun, daß das gesammte Haus Bourbon entschlossen sei, die neue Verfassung Frankreich's auf Tod und Leben zu bekämpfen. In derselben Nacht, in welcher Ludwig XVI., verließ auch dessen Bruder, der Graf von Provence Paris. Von der ganzen bourbonischen Familie blieb nur der orleans'sche Zweig in Frankreich zurück. Dieser lebte in offener Feindschaft mit dem Könige. Der Herzog von Orleans war sogar, bei seiner Rückkehr aus England vor der National-Versammlung auf Anregung des Hofes angeklagt worden. Niemand, so hoffte der König, blieb in Frankreich zurück, der die Zügel der Regierung ergreifen und das Land vor der drohenden Anarchie bewahren könne. An der Spitze des Heeres von Bouillé, deutscher, spanischer, italienischer und schweizerischer Söldner und der gesammten Emigration gedachte Ludwig XVI. seinem Volke diejenige Freiheit zu geben, welche er die wahre nannte, das heißt die Herrschaft des Königthums, der Geistlichkeit und des Adels; dreier Mächte, welche durch die im Laufe der beiden letzten Jahre erlittenen Niederlagen nicht gebessert, sondern nur erbittert worden waren.

Nichts fehlte, um das Complott zum Ausbruche zu bringen, als die Ankunft des Königs in Montmedi. Doch diese erfolgte nicht. Alle mit der Flucht des Königs zusammenhängenden Fragen lassen sich zurückführen auf die eine: wer wog schwerer in der Wagschale des Rechts, der König und seine Familie, oder die französische Nation? Welche Rücksicht mußte den Ausschlag geben, diejenige für die Person des Königs, seiner Gattin, Schwester und Kinder, oder diejenige für fünfundzwanzig Millionen Franzosen? Die Frage, wer die Constitution mehr verletzt habe, der König oder die Nation, mag zweifelhaft sein. Der weitere Verlauf der Revolution bewies deutlich genug, daß die Franzosen in ihrer Mehrheit sich mit den von der National-Versammlung und vom Könige vereinbarten Reformen nicht zufrieden geben wollten. Beim Widerstreit zwischen einem Volke und einer Familie muß aber der Einzelne der Million weichen. Das Volk hat das Recht, seinen Willen im Kampfe mit einem Einzelnen durchzuführen. Es verdient unsere Verachtung, wenn es sich von einem Einzelnen Gesetze vorschreiben läßt, welche seinen Entwickelungsgang hemmen und seiner Anschauungsweise nicht entsprechen.

Die royalistischen Schriftsteller haben sich in den bittersten Ausdrücken ergangen gegen den jungen Drouet, welcher den König verhaftete, den Bürgermeister Sausse von Varennes und dessen Gattin, welche denselben festhielten, den General Lafayette, welcher den ersten und die National-Versammlung, welche den zweiten Verhaftsbefehl gegen den König ausstellten. Wir, welche das Recht einer Nation anerkennen, sich gegen unerträglichen Druck mit den Waffen in der Hand zu erheben, ihren Entwickelungsgang durch die Einsprache einer kleinen Minderheit nicht hemmen zu lassen, oder mit anderen Worten, kein Recht einem Einzelnen einräumen, einer Nation Gesetze vorzuschreiben, welche diese nicht billigt, wir können über alle diese Fragen nicht in Zweifel sein. Der junge Drouet verdiente sich durch sein heldenmüthiges, mit den größten Gefahren verbundenes persönliches Einschreiten eine Bürgerkrone. Der Bürgermeister Sausse und seine Gattin, General Lafayette und die National-Versammlung thaten in der genannten Beziehung nicht mehr, als ihre Amtspflicht gebieterisch von ihnen heischte.

Wir können bedauern, daß die aufgeregten Massen beim Anblicke des auf der Flucht nach der Gränze ergriffenen Königs und seiner Familie nicht immer innerhalb der Schranken der Mäßigung verblieben und ihren Grimm an einigen Personen ausließen, welche unklug oder frech genug waren, der Stimmung des Volkes Hohn zu bieten. Allein wir können diese Aufwallungen eines gerechten Zornes entschuldigen. Wir müssen anerkennen, daß die drei Abgeordneten, welche die National-Versammlung absandte, um der

königlichen Familie das Geleite zu geben, mit der größten Unerschrockenheit die ihrem Schutze empfohlene königliche Familie gegen jede Unbill schirmten. In der That langte dieselbe, wenn auch nicht ohne große Angst, doch ohne persönliche Mißhandlungen erlitten zu haben, (am 25. Juni) zu Paris wieder an. Die Stimmung der Nation that sich am sprechendsten durch den aller Orten befestigten Anschlag kund: „wer dem Könige Beifall zujauchzt, wird geprügelt, wer ihn beschimpft, wird gehängt werden." Die Hunderttausende, durch welche der Wagen mit der königlichen Familie sich hindurch drängte, befolgten die ihnen gegebene Weisung. Schwerlich hätten irgendwo in der ganzen Welt Aristokraten und Pfaffen solches Maß inmitten solcher Aufregung gehalten.

Die große Frage nach der Rückkehr des Königs war, was jetzt geschehen solle. Das richtige wäre unzweifelhaft gewesen, den Thron für erledigt, das Königthum für überwunden zu erklären und auf dessen Trümmern die Republik zu gründen. Ströme von Blute, furchtbare Kämpfe und Kriege wären der Menschheit erspart worden, hätte sich die National-Versammlung zu diesen Beschlüssen zu erheben vermocht. Allein das Spießbürgerthum, welches den Thron noch immer als ein Bollwerk zum Schutze seines Eigenthums betrachtete, im Bunde mit den Resten der Aristokraten-Partei that alles, was in seiner Kraft stand, das längst unhaltbar gewordene Königthum durch einen neuen Anstrich, den man diesem gab, wiederherzustellen.

Den besten Beweis, daß das Königthum für Frankreich überflüssig geworden und die Nation fähig war, sich selbst republikanisch zu regieren, gab die constituirende Versammlung selbst, als sie die Minister zu sich beschied und dieselben beauftragte, in ihrem Namen die Staatsverwaltung fortzusetzen. Die National-Versammlung war thatsächlich im Besitze der höchsten Gewalt, Frankreich war eine Republik, als Ludwig XVI. gefangen in die Tuilerien zurückgebracht wurde. Es kam nur darauf an, den Zustand, welcher sich durch die Gunst der Verhältnisse gewissermaßen von selbst gebildet hatte, zu befestigen und durch Gesetze zu sichern.

Durch die Gefangennahme des Königs waren zwar die Pläne der Reactions-Partei für den Augenblick gestört, allein so lange die Emigration drohend an den Gränzen des Reiches stand und fortfuhr, mit den auswärtigen Mächten gegen ihr Vaterland Complotte zu schmieden, war die Gefahr nicht beseitigt. Der Marquis von Bouillé richtete kurz nach seiner Ankunft in Luxemburg einen Brief an die National-Versammlung, worin er sich nicht scheute, zu erklären: „wenn ein Haar von dem Kopfe Ludwig's XVI. fällt, wird zu Paris kein Stein auf dem Steine bleiben. Ich kenne die Wege, ich werde die fremden Heere führen." Die Unterhandlungen, welche die Emigration, unter welcher sich jetzt die beiden Brüder des Königs fanden, mit den auswärtigen Mächten pflogen, nahmen seit der verfehlten Flucht des Königs einen drohendern Charakter an. Zweihundert und neunzig Mitglieder der National-Versammlung erklärten der Nation offen den Krieg, indem sie sich weigerten, an den Verhandlungen der Reichsstände ferner Theil zu nehmen.

Im Club der Cordeliers war schon am 22. Juni eine Adresse beschlossen worden, deren letzte Worte waren: „der König hat thatsächlich abgedankt, indem er seinen Posten verließ. Benutzen wir unser Recht und die Gelegenheit! Schwören wir, daß Frankreich eine Republik ist." Diese Adresse wurde an demselben Tage im Club der Jakobiner verlesen und hatte stürmische Verhandlungen in ihrem Gefolge. Im Schooße der National-Versammlung warf Petion die Frage auf: kann der meineidige König gerichtet werden? Girey Dupré antwortete darauf am 27. Juni: „wir können einen meineidigen König strafen, und sind dazu verpflichtet." Doch Barnave, welcher als Abgeordneter der National-Versammlung mit Petion und Latour Maubourg die königliche Familie von Va-

rennes nach Paris begleitet und während dieser Zeit ein für einen Staatsmann viel zu inniges Verhältniß mit der Königin angeknüpft hatte, riß die National-Versammlung zu Beschlüssen hin, welche die Unverletzlichkeit des Königs feststellten und folgeweise die Republik bekämpften. Im Schooße der Clubs und unter den Organen der Presse gewann die Republik immer zahlreichere Anhänger. Am zweiten Jahrestage des Sturmes auf die Bastille wurde eine Petition an die National-Versammlung in Umlauf gesetzt, worin es hieß: „Beauftragte eines freien Volkes, werdet ihr unser Werk zerstören? Werdet ihr an die Stelle der Freiheit die Herrschaft der Tyrannei setzen? Wenn dem so sein sollte, wisset, daß das französische Volk, das seine Rechte erobert hat, diese nicht mehr verlieren will." In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli begaben sich viertausend Personen in den Club der Jacobiner. De Laclos brachte eine ähnliche Petition zur Sprache, verlangte, daß dieselbe an die Departemente geschickt und versprach, daß dieselbe mit zehn Millionen Unterschriften bedeckt werden würde. Man trennte sich um Mitternacht. Am folgenden Tage sollte die Petition auf dem Marsfelde unterzeichnet werden. Der 15. und 16. Juli vergingen in unglückseligen Streitigkeiten über die Fassung der Petition. Die National-Versammlung, in deren Schooße die königliche Partei die Mehrzahl bildete, gewann Zeit, sich gegen das Volk zu rüsten. Am Morgen des 17. strömten aber die Massen nach dem Marsfelde, unbewaffnet und von keinem andern Gedanken beseelt, als, friedlich eine Petition zu unterzeichnen und dieser den Umständen nach durch das persönliche Erscheinen der Bittsteller einen größern Nachdruck zu geben. Die Massen, welche sich um den auf dem Marsfelde errichteten Altar versammelt hatten, beschäftigten sich ruhig mit der Unterzeichnung der Petition. Die einzige Störung, welche vorkam, fiel zwei Invaliden zur Last, welche sich unter die Stufen des Altars geschlichen und die Bretter des Fußgestelles mit einem Bohrer durchlöchert hatten. Die Absichten derselben konnten nicht anders, als feindlich gegen die Versammlung sein. Die Invaliden behaupteten zwar, sie hätten sich nur das Vergnügen machen wollen, von unten nach oben zu sehen. Auch dieses verdiente eine strenge Züchtigung. Die Ausrede hatte übrigens im Munde alter gebrechlicher Leute durchaus keine Wahrscheinlichkeit. Ohne Zweifel waren es finstere Absichten, welche die beiden Schurken hegten, sei es, daß sie die Kraft der Bretter schwächen und den Zusammensturz des Gerüstes durch die Wucht der erwarteten Massen bewirken, oder, wie allgemein geglaubt wurde, diese mit Pulver in die Luft sprengen wollten. Vor der Eröffnung der Versammlung waren jedoch die beiden Invaliden entdeckt und nach dem Posten von Gros-Caillou abgeliefert worden. Als sie von da nach dem Stadthause geführt werden sollten, warf sich das Volk auf sie, schnitt deren Köpfe ab und steckte diese auf Picken.

Mittlerweile drängten sich die Massen nach dem Marsfelde. Die Wenigsten hatten nur Kenntniß von der Ermordung der beiden Invaliden. Doch den Spießbürgern, den Bourgeois von Paris war der Tod zweier elender Menschen ein erwünschter Vorwand, gegen die republikanische Bevölkerung der Hauptstadt zu wüthen.

Die Petition, deren Datum war: „Auf dem Altare des Vaterlandes den 15. Juli des Jahres III," begann mit den Worten: „Vertreter der Nation! die Zeit des Endes euerer Arbeiten rückt heran." Sie schloß wie folgt: „der König hat durch sein Verbrechen abgedankt. Nehmt seine Abdankung an, ruft eine neue constituirende Gewalt zusammen, bezeichnet den Schuldigen und organisirt eine andere vollstreckende Gewalt!"

Das Petitionsrecht war durch die Verfassung dem Volke gewährleistet. Die um den Altar des Vaterlandes versammelten Massen waren in ihrem guten Rechte. Niemand war befugt, sie zu stören. Doch die Bourgeoisie fürchtete, daß die großartige Manifestation, die sich auf dem Marsfelde vorbereitete, von da über ganz Frankreich getragen werden,

und die Republik in ihrem Gefolge haben würde. Wie in den Jahren 1848 und 1849 verband sie sich auch 1791 zum Verderben der Freiheit mit Königthum, Adel und Pfaffenthum. Sie wollte die Republik nicht auf friedlichem Wege, und erhielt sie folgeweise unter Strömen vergossenen Blutes. Sie gab das erste Zeichen einer massenhaften Abschlachtung zum Zwecke der Einschüchterung der gesammten Nation.

Während die auf dem Marsfelde versammelten Tausende die Feder führten und ihre Namen schrieben, rückten Lafayette und Bailly an der Spitze von zehntausend National-Garden gegen die friedlichen Bürger. An Kampf, an Widerstand dachte Niemand inmitten der Massen. Zwar ertönte der Ruf: „nieder mit der rothen Fahne! Schmach über Bailly! Tod Lafayette!“ Doch kein Schwert wurde entblößt, kein Hahn gespannt, diesen Worten Nachdruck zu leihen. Nur einige Hände voll Schmutz flogen der National-Garde entgegen und erreichten das Pferd Lafayette's, die rothe Fahne und Bailly. Dieser ließ die in dem Gesetze wider aufrührische Versammlungen vorgeschriebenen Aufforderungen machen. Doch nirgends war Aufruhr. Die wenigen, welche die Aufforderungen vernahmen, lachten darüber, sowie über die Schüsse, welche Lafayette in die Luft feuern ließ. Die Bourgeoisie hatte kein Recht, die friedlichen Massen auf dem Marsfelde zu zerstreuen. Wollte sie es aber thun und bezweckte sie nichts anderes, dann mochte dieses geschehen, sei es durch das Vorrücken der Reiterei oder der Infanterie. Ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, hätte das Marsfeld geräumt werden können. Doch es galt, einen Staatsstreich auszuführen, Schrecken zu verbreiten, die republikanische Partei niederzuwerfen. Dazu bedurfte es der Kugeln. Die ganze Linie der Nationalgarde feuerte in die dichtgedrängten Massen. Tausende fielen. Weiber und Kinder an der Seite ihrer Gatten und Väter. Die Colonnen rückten vor, die Cavallerie ritt ein. Mit Mühe verhinderte Lafayette, daß nicht auch noch mit Kartätschen geschossen wurde. Die Menge zerstreute sich. Nur die mit der Sammlung der unterzeichneten Namen beschäftigten Männer wichen nicht eher, als bis sie die mit dem Blute der Bittsteller besiegelten Bogen gerettet hatten. Auf der Seite der Nationalgarde war nicht ein Mann gefallen. Beweis genug, daß von einem Aufruhr nicht die Rede sein konnte. Das Blutbad vom Marsfelde war das erste der französischen Revolution, eine der Hauptquellen, aus welchen alle späteren entsprangen.

Die Entrüstung des Volkes über die herzlose Metzelei des 17. Juli war groß, allein es bedurfte einiger Zeit, bevor sie sich kund thun konnte. Der Schrecken war der Metzelei vorangegangen, und folgte derselben nach. Die Führer der republikanischen Partei: Danton, Camille Desmoulins, Fréron, Brissot und die übrigen bekannten Männer hatten sich nicht zu zeigen gewagt, weil ihr Leben gefährdet war. Danton wurde, wie Camille Desmoulins bezeugt, in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli von Mördern verfolgt und wurde in dem Hause seines Schwiegervaters zu Fontenai von einer Bande bewacht, welche ihn abhielt, am 17. Juli auf seinem Posten zu erscheinen. Fréron war, Camille Desmoulins' Angabe zufolge, auf dem Pontneuf von vierzehn Banditen überfallen und verwundet worden. Camille Desmoulins behauptet, er selbst habe die Rettung seines Lebens nur einem Fehler in seinem Signalement zu verdanken gehabt. In wie fern diese Angaben auf Wahrheit oder auf bloßer Vermuthung beruhen, ist schwer zu ermitteln. So viel bleibt jedenfalls gewiß, daß die genannten Männer sich schwer bedroht erachten mußten, um am 17. Juli nicht auf dem Marsfelde zu erscheinen. Die Pressen Marat's wurden mit Beschlag belegt. Allein Lafayette und die Nationalgarden waren doch nicht so schamlos, wie die Hainau's, Wrangel's, Radetzky's und andere Standrechtsschlächter unserer Tage. Sie fühlten, daß sie ihre Waffenehre befleckt hatten und wagten nicht, ihren Sieg

auf's Aeußerste auszubeuten. Auch wußten sie wohl, daß die Aristokraten und Pfaffen ihnen feindlich gesinnt waren. Sie konnten nicht umhin, daran zu denken, daß früher oder später die Hülfe des Volkes ihnen zur Erhaltung der Constitution unentbehrlich sein dürfte. Erst fünf Tage waren vergangen, seit Hunderttausende sich vereinigt hatten, um der Asche Voltaire's diejenigen Huldigungen darzubringen, welche dessen Geiste gebührte. Jetzt, da es sich darum handelte, Staat und Kirche nach den Winken des großen Mannes des Jahrhunderts einzurichten, konnten die Constitutionellen nicht plötzlich in offene Gegner jeder Fortschrittsbewegung umschlagen. Zudem waren die französischen Republikaner des Jahres 1791 nicht so zahm und zaghaft, als die europäischen Republikaner der Jahre 1848 und 1849. Die unmittelbare Todesgefahr mochte einen Danton, Camille Desmoulins, Fréron und Brissot einen oder zwei Tage lang, doch nicht länger zum Schweigen bringen. Schon am Abende des 17. Juli erschien Camille Desmoulins im Club der Jakobiner. Er und seine Genossen rechtfertigten öffentlich ihr Verschwinden an den vorhergehenden Tagen und griffen mit der ganzen Kraft ihrer republikanischen Seelen das Blutbad des Marsfeldes an. Allein die Constitutionellen hatten ihren Zweck, für den Augenblick wenigstens, erreicht. Die drohende republikanische Manifestation, welche ohne die Metzelei des 17. Juli wahrscheinlich den Thron der Bourbonen umgestürzt hätte, war vereitelt. Die National-Versammlung faßte wieder Muth, freilich nicht den Muth der Freiheit und des Rechtes, wohl aber den Muth der Verzweiflung und der Gewalt. Während die Feinde Frankreich's und der Freiheit in Pillnitz zusammen kamen und dort den Bund der Tyrannei abschlossen, während die verrätherischen Unterhandlungen zwischen den Bourbonen und den auswärtigen Despoten ihrem Abschlusse immer näher rückten, während der Krieg aller europäischen Mächte gegen die freien Bestimmungen der französischen Verfassung sich vorbereitete, setzte die National-Versammlung den König wieder auf den von ihm durch Meineid und Flucht aufgegebenen Thron.

Es ist schwer zu sagen, ob Unverstand oder Verrath den vorherrschenden Ton bei diesen Verhandlungen angab. Die Partei der Aristokraten und Pfaffen sah in der neuen Constitution die Brücke, welche zu dem alten Despotismus zurück führen sollte, das Spießbürgerthum wähnte, durch ein Papier und einen Eid die Gefahren der Revolution beschworen zu haben. Der verblendete Barnave freute sich, sein der Königin gegebenes Versprechen gelöst zu haben. Er dachte nicht daran, daß, wer den Wind säet, den Sturm erndtet. Der Wind war am 17. Juli auf dem Marsfelde gesäet worden. Nur zu bald ging aus dieser Saat der Sturm hervor. Der König mochte am 13. September die ihm dictirte Verfassang annehmen. Das Volk glaubte nicht daran, daß er sie halten würde. Die neue Verfassung mochte am 18. September auf dem Marsfelde vom Könige und der National-Versammlung feierlich beschworen werden. Der Riß, welcher früher das Volk von dem Throne, dem Adel und der Geistlichkeit getrennt, hatte sich am 17. Juli auf demselben Felde zu einem Spalte zwischen der Nation und der Bourgeoisie erweitert. Das Volk wollte weder einen Bourgeois-Thron, noch einen Adels- und Pfaffen-Thron. Es wollte keinen Thron, sondern die Freiheit. Es wollte an seiner Spitze nicht einen Verbündeten des gesammten europäischen Despotismus, sondern einen heldenmüthigen Vertheidiger der blutig errungenen Menschenrechte. Die Nation hatte den Meineid vom 14. Juli 1791 noch in zu frischem Andenken, als daß sie, wenn ihr auch die Verfassung genügt, an deren gewissenhafte Vollziehung geglaubt hätte. Der Schleier der Vergessenheit sollte über alle politischen Vergehen früherer Zeit gezogen werden. Allein die Verschwörungen dauerten fort. Die Emigranten kehrten nicht in's Vaterland zurück. Der König stellte

sich nicht auf die Seite des Volkes. Seine Gefühle und seine Wünsche blieben bei den auswärtigen Mächten, bei den widerspenstigen Priestern, bei dem emigrirten Adel.

Am 30. September trennte sich die National-Versammlung. Sie besaß nicht mehr dasjenige Vertrauen, welches ihr zwei Jahre früher entgegen getragen worden war. Von Anfang an waren die aristokratischen, pfäffischen und spießbürgerlichen Bestandtheile derselben zu vorherrschend gewesen, als daß die Nation in ihr den wahren Ausdruck ihrer Bestrebungen hätte finden können. So lange es nur galt, die Krone, den Adel und die Geistlichkeit zu beschränken, mochte die Nation sich ihr anvertrauen. Seither hatte es sich aber herausgestellt, daß es sich nicht um Beschränkung, sondern entweder um Vernichtung, oder Fortdauer der Privilegien handele. Die Nation wollte Gleichberechtigung als leitendes Prinzip, die bevorzugten, einschließlich des dritten, wollten auf das Vorrecht der Geburt, der s. g. Weihen und des Geldes, nicht verzichten.

Wenn ich auf die drittehalb Jahre vom Mai 1789 bis October 1791 zurückblicke, so macht auf mich nichts einen peinlichern Eindruck, als die schroffen Gegensätze zwischen revolutionärer Begeisterung und royalistischem Strohfeuer, zwischen Erhebung über religiöse Vorurtheile und Versinken in den alten Pfaffenspuck, welche die Bevölkerung von Paris und ganz Frankreich in raschem Wechsel kund that. Wer sollte glauben, daß eine Nation, welche am 14. Juli die Bastille stürmte, schon drei Tage darauf den König jubelnd begrüßen konnte, daß eine Nation, welche in den Tagen der zweiten Hälfte des Juni 1791 das Königthum so tief gedemüthigt hatte, dieses im September desselben Jahres schon wieder auf den Thron setzen konnte, daß dieselben Menschen, welche dreihundert Pfaffen zur Feier des Jahrestages des Sturmes auf die Bastille zuzogen, und bei jeder Gelegenheit ein „Herrgott dich loben wir" in deren Kirchen sangen, Voltaire's Asche in das Pantheon verbrachten! Wenn im Laufe weniger Monate solche Gegensätze sich kund thaten, wenn die Franzosen nicht fühlten, daß sie durch derartige, sich gegenseitig widersprechende Kundgebungen vor der ganzen Welt ihren Wankelmuth blos stellten, wie können wir uns darüber wundern, daß ähnliche Widersprüche im Laufe der Jahrzehnte in deren Staatsformen zu Tage traten!

Diese Kundgebungen deuteten schon in den ersten Anfängen der Revolution an, daß die Aeußerlichkeiten einen zu bestechenden Einfluß auf die Massen übten, als daß der innere Kern der Freiheitsbestrebung davon hätte unberührt bleiben können, daß die Bilder einer gereizten Phantasie und die Bewegungen eines gesteigerten Gefühls eine zu große Macht ausübten, als daß ein mäßiger Fortschritt möglich gewesen wäre. Die Sprünge, welche die französische Nation vom 14. auf den 17. Juli 1789, vom 14. Juli 1790 zum 12. Juli 1791, vom Juni bis zum September 1791 machte, waren eben so groß, als die Sprünge von der Republik zum Kaiserthum, von diesem zur Republik und hinwiederum zum Kaiserthum!

Eine Nation mit so außerordentlicher Elasticität, wie die französische, wird sich aber auch wieder einmal aus dem Kaiserthum in die Republik schwingen.

§ 9. Die neue Verfassung und die gesetzgebende Versammlung.

Wenn eine Verfassung in's wirkliche Leben eindringen soll, müssen deren Hüter und Vollstrecker Bürgschaft für die treue Erfüllung derselben leisten. Sie darf in sich selbst keinen Widerspruch enthalten, welcher es unmöglich macht, alle Bestimmungen derselben zu erfüllen. Die französische Verfassung des Jahres 1791 litt an diesen beiden Hauptmängeln. Ludwig's XVI. ganze Vergangenheit bewies, daß er einen unüberwindlichen

Widerwillen gegen viele der wichtigsten Bestimmungen jener Verfassung hegte. Jedermann wußte, daß die Königin, die Brüder des Königs, Adel und Geistlichkeit diesen Widerwillen theilten, daß manche derselben in noch höherem Grade, als der König selbst, dagegen eingenommen waren. Woher sollte der schwache, der wankelmüthige Ludwig XVI. die Kraft nehmen, im Kampfe mit seinen nächsten Angehörigen eine Verfassung aufrechtzuerhalten, welche er selbst unvereinbar mit dem Königthume hielt? Ueberdieß standen die Menschenrechte, welche an die Spitze der Verfassung des Jahres 1791 gestellt worden waren, in augenscheinlichem Widerspruche mit der dem Königthume zugestandenen Gewalt. Wenn, wie Artikel 1 derselben besagte, alle Menschen gleich an Rechten geboren werden und verblieben, so kann die Verschiedenheit ihrer Stellung im Leben nur die Folge ihrer persönlichen Verdienste, nicht aber ihrer Geburt sein. Schon der erste Artikel der Verfassung war entweder selbst eine Lüge, oder machte er die erbliche Monarchie zu einer solchen.

Im Artikel 2 der Verfassung wurde der Widerstand gegen Unterdrückung für eines der unveräußerlichen Menschenrechte erklärt. Die Revolution wurde dadurch zu einem Rechte des Volkes, neben welchem das Königthum auf die Dauer nicht bestehen konnte. Das Urtheil über die Frage, wann der Fall der den Aufstand rechtfertigenden Unterdrückung gegeben sei, konnte natürlich nur dem Volke zustehen. Es wäre klüger gewesen, eine Verfassung zu gründen, welche die Nothwendigkeit der Revolution ausschloß, als eine solche, welche dieselbe voraussetzte.

Allerdings wimmelt das menschliche Leben von inneren Widersprüchen. Manches Gesetzbuch und manche Staatsverfassung hat Jahrhunderte bestanden trotz der mannigfaltigsten Widersprüche, welche sich in deren Schooße fanden. Allein wenn der Antagonismus sich auf die brennenden Fragen des Tages bezieht und die Nation, welche denselben dulden soll, im Zustande der heftigsten Gährung begriffen ist, dann dauert der Zwiespalt fort, bis die Gährung zur Ruhe gebracht, und ein Theil der Verfassung den Sieg über den andern gewonnen hat.

Wir haben in den vorhergehenden Paragraphen die wesentlichen Bestimmungen der Verfassung bereits mitgetheilt. Es bleibt uns hier nur festzustellen, daß ein großer Theil des französischen Volkes die Unvereinbarkeit der Beschlüsse der National-Versammlung mit den persönlichen Neigungen Ludwig's XVI., die Unvereinbarkeit der Menschenrechte mit der Macht der Krone deutlich erkannt hatte, bevor das Verfassungswerk fertig geworden war. Der gesetzliche Widerstand gegen das Königthum war durch das Blutbad des Marsfeldes niedergeschlagen worden. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß dieselbe Bevölkerung von Paris, deren friedliche Bitten im Blute einer zahlreichen Versammlung erstickt worden waren, das Beispiel der Gewaltthätigkeit, welches die Vertreter der Constitution ihr gegeben hatten, nachahmte.

Der große Irrthum, dessen sich die National-Versammlung schuldig machte, bestand darin, daß sie wähnte, durch irgend einen Beschluß, derselbe sei, welcher er wolle, die Bewegung der Geister stille stellen zu können. Die Pendelschwingung, welche mit dem 4. Mai 1789 begann, hatte ihr Ende noch nicht erreicht. Keine Macht der Erde ist im Stande, einer geistigen Bewegung von derjenigen Stärke, wie die französische Revolution sie bekundete, Halt zu gebieten. Die Parteien standen sich viel zu erbittert gegenüber, als daß irgend eine derselben bereit gewesen wäre, ihre Ansichten, Wünsche und Bestrebungen den Beschlüssen der National-Versammlung unterzuordnen. Das Königthum hoffte, allmälig in den Besitz wenigstens eines Theils der ihm entrissenen Rechte wieder einzutreten. Der nach dem Ausland entflohene Adel war bereit, das Schwert zu ziehen, und in Verbindung mit den auswärtigen Mächten, die kaum beschlossene Verfassung über den

Haufen zu werfen. Die Geistlichkeit stachelte den abergläubischen und unselbstständigen Theil der Nation zum Hasse und zur Rache gegen den Geist der Zeit auf. Die republikanische Partei hatte das Blutbad des Marsfeldes nicht vergessen, und betrachtete dieses als die eigentliche Grundlage, auf welcher das Königthum in Frankreich noch ruhte.

Inmitten der beiden Parteien, welche mit der neuen Verfassung unzufrieden waren, konnte diese um so weniger feste Wurzeln schlagen, als im Augenblicke, da das Werk vollendet wurde, die Schöpferin desselben, die National-Versammlung, sich nicht blos auflöste, sondern sogar in allen ihren einzelnen Mitgliedern, von dem Schauplatze abtrat. Die einzige Macht, welche etwa die neue Verfassung hätte aufrecht erhalten können, zog sich zurück, als diese in's Leben eingeführt werden sollte.

Wäre die Verfassung freisinniger ausgefallen, so hätten die reaktionären Elemente Frankreich's sie um so heftiger angegriffen; hätte sie den Wünschen der republikanischen Partei noch weniger Rechnung getragen, so wäre diese mit verdoppeltem Grimme dagegen aufgetreten. Befestigen konnte sich die Verfassung nicht, bevor die erste Pendelschwingung der Revolution ihr Ende erreicht hatte, und dieser viele andere, minder heftige Schwingungen gefolgt waren.

Sieben Jahrzehnte sind nahezu verflossen, seit die Kämpfe der Freiheit in Frankreich begannen; und noch konnten dieselben zu keinem einigermaßen festen Abschlusse gelangen. Despoten, wie Napoleon I. und Napoleon III., mochten zwar der französischen Nation Stillschweigen auferlegen; die Pendelschwingung zu hemmen vermochten sie nicht. Dieses bewiesen die Revolutionen der Jahre 1830 und 1848. Es war kein Zufall, daß die Regierung Ludwig Philipp's länger dauerte, als die Restauration und diese länger, als das Kaiserreich. Je gewaltsamer der Druck war, welcher auf Frankreich lastete, desto kürzer dauerte er.

Die Verfassung des Jahres 1791 mußte den Freiheitsbestrebungen der Nation erliegen, weil dieselben damals ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hatten. Das Blutbad des Marsfeldes mußte gesühnt werden, wie später die Blutbäder der Schreckenszeit. Die National-Versammlung hätte jedenfalls weiser, dem Geiste der Zeit und den Bedürfnissen der Nation entsprechender gehandelt, falls sie diese und nicht den König, nicht das Haupt der Reaktionspartei zum Schirmer und Schützer ihres Werkes bestellt hätte. Ob sich eine republikanische Verfassung auf die Dauer behauptet hätte, ist eine ganz andere Frage. Unserer Ansicht zufolge war die Reaktionspartei im Jahre 1791 in ganz Europa noch viel zu mächtig, als daß diese sich die republikanische Staatsform ruhig hätte gefallen lassen. Ohne allen Zweifel hätte sie nur etwas früher dasselbe gethan, was sie ein Jahr später that, d. h. die französischen Reaktionäre hätten das Ausland zu Hülfe gerufen und innere Wirren angezettelt. Allein die National-Versammlung hätte dann nicht das Blutbad des Marsfeldes auf dem Gewissen gehabt und ihr Werk wäre ein logisches Ganzes gewesen, während der Wunsch, die monarchische Form beizubehalten, im Widerspruche mit der ganzen Richtung des Volkes und mit der gesammten Thätigkeit der Vertreter derselben im Laufe zweier Jahre stand, nur mit Gewalt durchgesetzt werden konnte, und die noch schlummernden gewaltthätigen Leidenschaften der Nation wach rief. Wenn die Bourgeoisie Erhabenheit der Gefühle und Scharfblick genug gehabt hätte, das in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtete Königthum aufzugeben, wenn sie sich mit den Massen verbunden hätte, statt mit den privilegirten Ständen, von welchen sie gehaßt und verabscheut wurde, trotz den denselben vor Thorschluß noch gemachten Zugeständnissen, so hätte die Revolution gewiß einen minder blutigen Verlauf genommen, obgleich dieselbe gewiß durch keine Maßregel im Jahre 1791 zum Schlusse gebracht werden konnte.

Nachdem Adel und Geistlichkeit von dem dritten Stande besiegt und das Königthum gedemüthigt war, brachte es der natürliche Entwickelungsgang der französischen Nation mit sich, daß der dritte Stand von dem vierten, oder mit andern Worten, daß nach Beseitigung der Privilegien der Geburt und der Weihe auch das Privilegium des Geldes von dem gleichen Rechte, daß die ganze bevorzugte Minderheit von der gleichmäßig gedrückten Mehrheit aus dem Felde geschlagen wurde. Es lag nicht im Interesse der Bourgeoisie, es deutete keine feine Staatskunst und keine Erhabenheit des Standpunktes an, daß das Spießbürgerthum dieselben Grundsätze der Revolution, mit deren Hülfe es seine Siege gegen die mittelalterlichen Stände gewonnen hatte, verläugnete, als es sich darum handelte, die Folgesätze derselben zu Gunsten der Gesammtheit der Nation anzuerkennen. Wer mit vorurtheilsfreiem Blicke die Franzosen des Jahres 1791 betrachtete, konnte mit leichter Mühe gewahren, daß die Helden des Sturmes auf die Bastille, die Unterzeichner der Petition des Marsfeldes, die Mitglieder der Jacobiner-Clubs des ganzen Landes, die eifrigen Leser der republikanischen Blätter Frankreich's nicht geduldig unter die Zuchtruthe eines Königs zurück kehren würden, dessen ganze Vergangenheit den Beweis lieferte, daß sein Herz nicht der Nation, sondern dem Adel, der Geistlichkeit und den ausländischen Despoten gehöre.

Je leichter dem Volke der Sieg über seinen letzten Gegner, den Bourgeois und dessen Scheinkönig, gemacht worden wäre, desto schneller hätte sich die Aufregung der Massen gelegt und desto früher wäre der Strom der Revolution in sein altes Bett zurück gekehrt. Indem die Bourgeoisie im Namen des Königthums den Handschuh aufnahm, welchen die Revolution dem Mittelalter hingeworfen hatte, entflammte sie einen Kampf, welcher in der heutigen Stunde noch nicht ausgefochten ist, und welcher erst dann zum Abschluß kommen wird, wenn sie erkannt hat, daß für sie selbst Freiheit und Gleichheit Phantome bleiben, bis sie bereit ist, diese höchsten Güter mit der ganzen Menschheit zu theilen. Die Bourgeoisie muß ihre Privilegien eben so wohl auf dem Altare des gleichen Rechts opfern, als Königthum, Adel und Geistlichkeit. Sie muß sich für das Volk erklären, falls sie nicht selbst von den bevorzugten Ständen ausgebeutet und gedrückt werden will.

Die Bourgeoisie des Jahres 1791 war freilich nicht so schlimm, als diejenige der Jahre 1848 und 1849. Sie warf sich dem Despotismus nicht rückhaltlos und unbedingt in die Arme, allein eben so wenig der Freiheit und dem gleichen Rechte. Sie hielt mit krampfhafter Zähigkeit an einem Königthume fest, das sich selbst überlebt hatte, und an das sie so wenig, als der vierte Stand glaubte. Sie hielt an dem Königthume fest, dessen Stützen sie zertrümmern geholfen hatte. Die letzte war die National-Versammlung gewesen. Maximilian Robespierre hatte dieses mit scharfem Blicke erkannt. Es war ein Meisterstück seiner Politik, daß er den Beschluß durchsetzte, kein Mitglied dieser Versammlung könne für die nächste gesetzgebende Versammlung wieder erwählt werden.

Die zweite National-Versammlung bestand folgeweise aus neuen Männern, welche mitten aus dem bewegten Volksleben Frankreich's mit frischer Kraft auf die in Paris errichtete Bühne des Staates traten. Die Stände des Adels und der Geistlichkeit hatten nicht mehr die Hälfte der Mitglieder derselben zu erwählen. Die rechte Seite der National-Versammlung verschwand vollständig. Die Meinungsschattirung, welche im Schooße der National-Versammlung die linke Seite gebildet hatte, wurde in der gesetzgebenden die rechte, und eine neue Partei, welche bis zum Jahre 1791 fast gänzlich unvertreten gewesen war, besetzte die Bänke der linken Seite. Es trat auf diese Weise klar zu Tage, daß die National-Versammlung nicht gleichen Schritt mit der Nation gehalten hatte, daß sie vielmehr hinter deren Wünschen und Erwartungen weit zurück geblieben war. Je weniger

die Verhandlungen der National-Versammlung im Laufe ihres zweiten Jahres das Volk befriedigt, deste höhere Bedeutung hatten diejenigen gewonnen, welche im Schooße der zahlreichen Clubs Frankreich's, namentlich der Jakobiner-Clubs, gepflogen wurden. Hunderte von Rednern, welche früher nur vorbereitende, anregende Reden gehalten hatten, welche früher nur Mitglieder von Clubs gewesen waren, traten gegen Ende des Jahres 1791 in die gesetzgebende Versammlung ein und kamen dadurch in die Lage, die Ansichten, welche früher nur die öffentliche Meinung in Bewegung gesetzt hatten, in das Gebiet der Gesetzgebung und der Verfassung überzutragen.

Die Abgeordneten, welche von den Ufern der Gironde nach Paris gesandt worden waren und welche sämmtlich republikanische Gesinnungen hegten, bildeten den Kern der linken Seite der gesetzgebenden Versammlung. Der einflußreichste Staatsmann der linken war Brissot. Die Partei, deren Führer er war, erhielt von ihm den Namen Brissotisten, von den Abgeordneten der Gironde den der Girondisten.

Der außerordentliche Reichthum Frankreichs an hoch begabten Männern trat zu keiner Zeit in so strahlendem Glanze zu Tage, als im Jahre 1791, da sieben hundert drei und vierzig Abgeordnete des Volkes an die Stelle der eintausend früheren Mitglieder der National-Versammlung traten. Auf der Rechten nahmen die Abgeordneten Ramond, Girardin, Vaublanc, Dumas, auf der Linken, neben Brissot, Louvet, Vergniaud, Condorcet, Bazire, Chabot, Merlin von Thionville, die hervorragendsten Stellen ein.

Derselbe Fortschritt der Zeit, welcher sich in der Zusammensetzung der National-Versammlung bekundete, trat auch in der städtischen Regierung von Paris ein. Statt des Constitutionellen Bailly wurde der Republikaner Petion Maire von Paris. In unsinniger Verblendung hatte der Hof selbst, und zwar sogar durch Bestechung dessen Wahl gefördert, blos um seinem grimmigen Haße gegen Lafayette, dem Mitbewerber Petion's, Luft zu machen. Lafayette legte sein Commando nieder. An dessen Stelle trat kein anderer Oberbefehlshaber der Nationalgarde von Paris, vielmehr wechselte das Obercommando unter den sechs höchsten Officieren derselben. Die nothwendige Folge hiervon war, daß die Nationalgarde, welche kein festes Haupt mehr hatte, auch jenen bestimmten Charakter verlor, welchen Lafayette ihr früher eingehaucht hatte. Die Regierung verlor daher zu gleicher Zeit fast alle ihre Stützen im Schooße der National-Versammlung und der städtischen Behörde von Paris. Wie konnte sie hoffen, unter solchen Verhältnissen dem Sturme der Zeit Trotz zu bieten? Ihr Haß gegen die constitutionelle Partei war so wüthend, daß sie demselben alle Rücksichten der Staatsklugheit aufopferte. Sie besaß nicht einmal so viel Selbstbeherrschung, um nur einigermaßen ihre der Verfassung feindliche Stimmung zu verschleiern. Wohl pochte sie auf die Verfassung, insofern diese ihr Rechte einräumte. Jede Verpflichtung, welche dieselbe ihr aber auferlegte, war ihr unerträglich. Das Veto, welches die National-Versammlung dem Könige eingeräumt hatte, war fast das einzige, was dem Hofe an der Verfassung zusagte. Ludwig XVI. bedachte aber nicht, daß demselben das dem Volke zuerkannte Recht der Revolution entsprach.

Schon in den ersten Tagen der gesetzgebenden Versammlung trat der Zwiespalt, in welchem diese zu dem Hofe stand, klar zu Tage. Der Streit über die dem Könige zu gebenden Titel wurde zwar beigelegt, indem die Versammlung den Beschluß zurück nahm, den sie früher gegen die Titel des mittelalterlichen Königthums, „Sire“ und „Majestät,“ gefaßt hatte. Die gesetzgebende Versammlung gab in Betreff des Titels nach, in Betreff der Sache selbst, der königlichen Gewalt im Gegensatze zum Volkswillen behielt sie sich ihre weiteren Beschlüsse vor.

Drei Fragen waren es zunächst, welche die Prüfsteine des guten Willens des Königs

sein sollten; sie betrafen die Geistlichkeit, die Emigration und das Verhältniß Frankreich's zum Auslande.

Wenn wir die persönliche Freiheit des Menschen fest halten wollen, so dürfen wir dessen religiösen Ueberzeugungen nicht zu nahe treten. Allein die Frage wird, den Umständen nach, entstehen, inwiefern die Religion auf die Verhältnisse dieses Lebens einwirken dürfe? So lange es sich nur um Ansichten und Ceremonien handelt, wäre es sehr unduldsam, wenn die Staatsgewalt denselben Schranken setzen wollte. Eine ganz andere Gestalt nimmt aber die Frage an, falls die Ruhe und die Sicherheit des Landes durch die religiösen Ansichten eines Beamten, zumal des Königs, gefährdet wird. Wenn beim Widerspruche der religiösen Ueberzeugungen eines Fürsten mit den Erfordernissen der Staatsregierung jener sich hinter seine Religion verschanzen will, so wird man ihm mit Recht entgegnen: „wenn du das Reich jenseits dieser Erde dem irdischen vorziehest, so danke ab! Wir wollen dir deine persönlichen Ansichten zu gute halten, können aber nicht dulden, daß unser Staat durch dieselben zu Grunde gerichtet werde."

Wer Ludwig XVI. kannte, der war vorbereitet auf den Widerstand, welchen er den von der National-Versammlung in Betreff der Geistlichkeit gefaßten Beschlüssen leistete. Doch die Constitutionellen waren Theoretiker, welche den thatsächlichen Verhältnissen geringe Rechnung trugen. Die Geistlichkeit, welche des Beistandes des Königs gewiß war, von Rom und dem Auslande her in ihrer Widersetzlichkeit gegen die Verfassung bestärkt wurde, bildete den Kern der Reactionspartei, welche ganz offen auf den Umsturz der Verfassung und die Wiederherstellung des alten Absolutismus hin arbeitete. Die ersten Aufstände, welche die Geistlichkeit da und dort angezettelt hatte, waren zwar durch das Einschreiten der Nationalgarden und des Volkes niedergeworfen worden; allein die Umtriebe des Pfaffenthums dauerten fort und bedrohten den innern Frieden des Landes um so mehr, je gehässiger die Stellung war, welche die Emigranten an den Gränzen des Reiches und die sämmtlichen Könige Europa's der französischen Revolution gegenüber annahmen.

Sollte die gesetzgebende Versammlung ruhig geschehen lassen, daß unter dem Aushängeschilde der Religion die Verfassung des Landes untergraben und dem auswärtigen Feinde Stützpunkte im Innern des Landes erwüchsen, mit deren Hülfe diesem der Sieg über Frankreich erleichtert würde?

Die gesetzgebende Versammlung und alle verständigen Freunde der Freiheit waren der Ansicht, der Zeitpunkt sei gekommen, den Umtrieben des Pfaffenthums ein Ende zu bereiten. Es handelte sich darum, die Folgerungen zu ziehen, welche sich aus der bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit ergaben. Die National-Versammlung hatte in Betreff der Geistlichkeit einen ähnlichen Mittelweg eingeschlagen, wie in Betreff des Königthums. Sie hatte gewähnt, durch ihre Beschlüsse die eine, wie die andere Macht aus ihrer souverainen Stellung in die untergeordnete einer Dienerin herab drücken zu können. Sie hatte nicht erwogen, daß die Schwachen sich wohl den Beschlüssen einer gesetzgebenden Behörde fügen, nicht aber die Starken. König und Geistlichkeit hielten sich für stark genug, den Beschlüssen der National-Versammlung die Spitze bieten zu können. Diejenigen Rechte, welche die Verfassung dem Königthume, wie der Geistlichkeit einräumte, waren bedeutungsvoll genug, um denselben die Mittel zum Widerstande zu bieten. Nichts ist verkehrter, als einen auf's Aeußerste gereizten Feind, den man mit leichter Mühe unschädlich machen kann, statt dieses zu thun, in die Lage zu versetzen, großen Schaden anzurichten. Königthum und Pfaffenthum hätten im Jahre 1791 viel leichter gänzlich abgeschafft als beschnitten werden können. Die National-Versammlung glaubte, klug

zu handeln, indem sie das letztere that. Ihre Beschlüsse waren eben so unklug, als unzureichend.

Die Geistlichkeit hatte in Folge der ihr aufgedrungenen bürgerlichen Verfassung zwar ihren aus dem Mittelalter herrührenden Vermögensstand verloren, allein die ihr dafür vom Staate zugesicherten Gehalte gewährten ihr eine noch immer sehr bevorzugte finanzielle Stellung. Indem der Staat die Kosten des s. g. Gottesdienstes aus seinem Schatze bestritt, erhob er die Kirche zu einer Staatsanstalt und verlieh den Geistlichen alle Rechte von Staatsdienern. Die ihnen ausgesetzten Gehalte und anderen Rechte ließen sich die Geistlichen wohl gefallen. Allein ein großer Theil derselben weigerte sich, die damit verbundenen Pflichten zu erfüllen. Die französische Geistlichkeit spaltete sich in zwei feindliche Lager, von denen das eine den auf die bürgerliche Verfassung zu leistenden Eid ablegte, das andere sich dessen weigerte, das eine sich der Bewegung der Geister anschloß, das andere derselben widerstrebte. Im Schooße der meisten Gemeinden trat dieser Zwiespalt in bedenklicher Weise zu Tage. Auf der einen Seite stand der von der Regierung begünstigte, bezahlte, verfassungsmäßige, auf der anderen der von ihr verfolgte, den Eid verweigernde, verfassungswidrige Geistliche. Beide hetzten ihre Beichtkinder gegen einander, excommunicirten sich gegenseitig und fachten nicht selten blutige Kämpfe sogar in den Kirchen an, welche sie heilige Orte des Friedens nannten. In den Städten war meistentheils die constitutionelle, auf dem Lande die der Constitution widerstrebende Geistlichkeit vorherrschend. Die letztere war um so gefährlicher, je weniger sie am Vaterlande hing, und je inniger sie mit Rom, mit der Emigration, mit Aberglauben und Despotismus verbunden war. Der Papst unterstützte die widerspenstige Geistlichkeit mit allem ihm zu Gebote stehenden Nachdruck. Er schüchterte den bigotten König durch fanatische Mittheilungen ein und goß vermittelst wüthender Bullen, welche er erließ, Oel in das schon zu heftig brennende Feuer religiöser Aufregung.

Die gesetzgebende Versammlung konnte nicht umhin, diesen hochwichtigen Gegenstand in Berathung zu ziehen. Sie kam zu folgenden Beschlüssen: „Jeder Geistliche, welcher den Eid auf die Verfassung noch nicht geleistet hat, ist gehalten, sich innerhalb acht Tagen vor der Gemeindebehörde zu stellen und den Bürgereid zu leisten. Diejenigen, welche sich dessen weigern sollten, werden in Zukunft keine Besoldungen oder Pensionen vom öffentlichen Schatze mehr beziehen.

Diese Priester werden überdieß, in Folge der Thatsache der Eidesweigerung für verdächtig des Aufstandes gehalten und besonders überwacht werden.

Man wird sie deßhalb von ihrem Wohnorte entfernen und ihnen einen andern anweisen können.

Wenn sie sich dieser ihnen auferlegten Wohnungsveränderung weigern, werden sie eingesperrt werden.

Die zu dem vom Staate besoldeten Dienste gebrauchten Kirchen können zu keinem andern Gottesdienste gebraucht werden. Die Bürger können die anderen Kirchen oder Kapellen miethen und daselbst ihren Gottesdienst ausüben lassen. Aber dieses Recht wird den eidesweigernden und des Aufstandes verdächtigen Priestern untersagt."

Gegen diese Beschlüsse mag man einwenden, was man will; sie waren die nothwendigen Folgesätze der von dem Könige beschworenen bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit. Mit Recht wurde der Priester, der sich weigerte, die von sämmtlichen Staatsgewalten zum Gesetze erhobene Verfassung anzuerkennen, für verdächtig erklärt und demgemäß behandelt. Nicht der gesetzgebenden, sondern der constituirenden Versammlung fielen daher alle Ein-

wendungen zur Last, welche man gegen die bezeichneten Beschlüsse machen konnte. Nicht diese, sondern jene hatte die Kirche mit dem Staate untrennbar verbunden.

Die Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung waren nicht blos in Betreff der Geistlichkeit, sondern auch in Betreff des Königs von der höchsten Bedeutung. Es fragte sich jetzt, ob dieser auf Seite der Kirche, oder des Staats gehen würde.

Ludwig XVI. hatte durch seine ganze Vergangenheit bewiesen, daß nicht blos seine wechselnden Ansichten, nicht blos seine Staatskunst, sondern etwas weit tieferes, sein ganzer Gemüthszustand, seine Religion, sein Gefühl für Recht und Sitte, für Anstand und Würde, der Verfassung des Jahres 1791 widerstrebte. Er konnte daher auf die Dauer mit keinem Ministerium offen und redlich zusammenarbeiten. Die Königin, welche keder war, als Ludwig XVI., machte gar kein Hehl daraus, daß weder sie, noch der König die Verfassung ertragen könnten. Sie erklärte dieses unumwunden dem General Dümouriez, als dieser ihr den ersten Besuch abstattete. Dümouriez war kein Mann von Grundsätzen. Verfassung, oder Absolutismus, Freiheit, oder Knechtschaft galten ihm gleichviel, vorausgesetzt, daß er eine Rolle spielen konnte. Mit Vergnügen hätte er sich dazu hergegeben, die neue Verfassung über Bord zu werfen, wenn er nur die Möglichkeit erkannt hätte, dieses zu thun. Allein er war kein Fanatiker. Er war klug genug, einzusehen, daß das Jahr 1792 nicht der geeignete Zeitpunkt und offenes Widerstreben nicht das geeignete Mittel zum Zwecke sei. Ludwig XVI. konnte mit Dümouriez ganz eben so wenig regieren, als mit den Girondisten, denn wo es sich um die verkehrte Gefühlswelt handelte, welche der König sich unter dem Einflusse des Pfaffenthums und der Aristokratie gebildet hatte, gab er um keinen Preis nach. Er berief sich auf sein Gewissen, wenn die ihm von tückischen Pfaffen beigebrachten religiösen Vorurtheile in Frage standen, und auf seine Ehre, wenn seine aristokratischen Befangenheiten berührt wurden. Er war so kleinlich, daß mitten im Sturme der Revolution, im Augenblicke, da sein Thron, sein und seiner ganzen Familie Leben auf dem Spiele stand, elende Dinge, wie Titel und Kleidungsstücke ihm nicht blos Sorge und Kummer, sondern auch die größten Verlegenheiten bereiteten. Zu einer Zeit, da alles in Frankreich wankte, da alle Formen des Mittelalters abgestreift waren, verletzte er und sein Hof wiederholt das Nationalgefühl dadurch, daß er mit unsinniger Zähigkeit an werthlosen Aeußerlichkeiten festhielt. Er und seine Höflinge forderten den republikanischen Geist der Gleichheit dadurch heraus, daß sie demselben sogar in dieser Beziehung Trotz boten.

Ein König, welcher eine mangelnde Schuhschnalle als eine Staatsangelegenheit behandelte und sich bei jeder Gelegenheit auf sein Gewissen bezog, konnte unmöglich das Schiff des Staates durch die Wogen einer Revolution steuern. Dem Gewissen des Königs stand nicht blos das Gewissen, sondern auch der Wille und die begeisterte Stimmung des Volkes gegenüber, gerade so wie seinen Begriffen von königlicher Würde das gehobene Freiheitsgefühl der Nation feindlich widerstrebte.

Wenn sich der König damit begnügt hätte, die Folgen des Contrastes zwischen seiner Anschauungsweise und derjenigen der Nation ruhig über sich ergehen zu lassen, so könnten wir ihn als einen Märtyrer für aristokratische und pfäffische Vorurtheile bedauern. Allein er suchte die Ausgleichung in der Hülfe fremder Despoten. Er wollte keineswegs ruhig und gelassen das Schicksal dulden, das er sich durch Festhalten an veralteten Vorurtheilen selbst bereitete. Er war kurzsichtig und schwach genug, bisweilen zu glauben, seinen Willen im Kampfe mit der Nation durchführen zu können. Seine Verfassungstreue verflog stets mit diesem Wahne. Sobald diese Wendung eingetreten war, nahm Ludwig XVI. seine geheimen Unterhandlungen mit den auswärtigen Despoten wieder auf. Daß diese ver-

räthberisch waren, unterliegt keinem Zweifel. Allerdings nennen royalistische Schriftsteller, welche von dem Grundsatze ausgehen, daß ein König kein Verbrechen begehen könne, sie nicht so. Wer gewöhnt ist, den Stuhl eines Königs Thron, dessen Sohn Prinz und dessen Haus Palast zu nennen, mag immerhin auch die Verbrechen desselben mit einem andern Namen belegen. Der Gegenstand bleibt darum doch derselbe. Eine That, welche von jedem Bürger begangen als Verrath bezeichnet wird, ist auch ein solcher, wenn sich ein König derselben schuldig macht. Es zeugt von keiner Schärfe des Verstandes und keiner Tiefe der Forschung, wenn ein Geschichtschreiber es nicht wagt, Gegenstände von so hoher Wichtigkeit, wie diejenigen sind, von welchen das Urtheil über einen geschichtlichen Charakter abhängt, mit dem rechten Namen zu bezeichnen.

Wie vorauszusehen war, weigerte sich der König, dem Gesetze in Betreff der eidesweigernden Priester seine Zustimmung zu geben, und nicht zufrieden damit, vertraute er sich selbst und seine Familie nur solchen an, während er die verfassungsmäßige Geistlichkeit von seinem Hofe fern hielt.

Dieselbe freiheitsfeindliche Haltung, wie in der Frage der Geistlichkeit, bekundete Ludwig XVI. auch in Betreff der Emigration und seines Verhältnisses zum Auslande.

Seit mehr als zwei Jahren hatte die Emigration immer zugenommen. Ein Theil der Ausgewanderten bestand in Offizieren des Heeres und der Flotte, welche durch ihre Fahnenflüchtigkeit nach den französischen Gesetzen ihr Leben verwirkt hatten. Alle Emigranten gaben ihre der neuen Verfassung und überhaupt den Freiheitsbestrebungen feindlichen Gesinnungen nicht blos durch Schrift und Wort, sondern auch durch die That deutlich zu erkennen. Sie begnügten sich nicht damit, alle auswärtigen Regierungen Europa's zum Kampfe gegen Frankreich aufzustacheln und innere Unruhen in ihrem Vaterlande anzuzetteln, sie theilten sich in Regimenter und Bataillone ein und bedrohten von der Gränze aus Frankreich mit einem Einfalle. Wenn der König seine Pflicht hätte thun wollen, so hätte er die Emigration theilweise wenigstens verhindern können, jedenfalls mit Nachdruck derselben entgegen treten müssen. Allein weit entfernt, das eine, oder das andere zu thun, hatte er dieselbe wiederholt begünstigt. Einzelne hervorragende Emigranten, namentlich die Herren von Breteuil und Calonne hatten sogar in seinem Namen mit den fremden Mächten unterhandelt. Er selbst hatte eigenhändig an den König von Preußen und den Kaiser von Deutschland geschrieben. Die Haltung, welche die Emigration längs der Rheingränze annahm, wurde immer drohender, um so mehr, als die auswärtigen Mächte den Plan, Frankreich zu bekriegen, fortwährend hegten.

Ludwig XVI. war zwar nach Beschwörung der Verfassung des Jahres 1791 der Emigration entgegengetreten, allein nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke. Er hatte gegen die Emigration nur Worte der Bitte und des Wunsches, während selbst Worte des Tadels und des Vorwurfs nicht ausgereicht hätten, dem Uebel zu steuern. Da der König seine Pflicht nicht erfüllte, bemächtigte sich die gesetzgebende Versammlung des Gegenstandes und faßte nach lebendigen und aufregenden Verhandlungen den Beschluß, daß alle jenseits der Gränzen versammelten Franzosen sofort der Verschwörung gegen Frankreich verdächtig und für Verschwörer erklärt und als solche mit dem Tode bestraft werden sollten, falls sie nicht vor dem 1. Januar 1792 zurückkehrten; daß die französischen Prinzen, die Brüder des Königs, gleich anderen Bürgern, mit dem Tode bestraft werden sollten, falls sie nicht der ihnen gemachten Aufforderung Genüge leisteten; daß deren Einkünfte mit Beschlag zu belegen seien; daß endlich die Offiziere des Land- und See-Heeres, welche ohne Urlaub oder Abschied ihren Posten verlassen würden, gleich desertirten Soldaten mit dem Tode bestraft werden sollten.

Schwerlich würde irgend ein Aristokrat gegen diese Beschlüsse Einwendungen erhoben haben, falls die Regierung Frankreich's eine despotische und die Emigranten Republikaner gewesen wären. Wir haben in unseren Tagen erlebt, daß die Despoten selbst einzelne friedliche, von ihren Gränzen weit entfernte Flüchtlinge bis über den Continent von Europa, bis nach England und Nordamerika verfolgten. Dagegen fanden royalistische Minister, Schriftsteller und Zeitungsschreiber durchaus nichts einzuwenden, obgleich von einer wirklichen und drohenden Gefahr gar keine Rede sein konnte. Als aber gegen Ende des Jahres 1791 die französische Nation, nach drittehalbjähriger Geduld ernstliche Maßregeln gegen die aristokratische Emigration ergriff, ergossen sich alle reaktionären Organe in Schmähungen gegen sie. Der König schlug sich, wie in Betreff der Geistlichkeit, auf die Seite der Feinde der Verfassung und verweigerte den Beschlüssen der gesetzgebenden Versammlung seine Zustimmung.

Im innigsten Zusammenhange mit der Frage der Geistlichkeit und Emigration stand diejenige des Krieges. Nimmermehr hätten sich die auswärtigen Mächte in einen Kampf mit Frankreich eingelassen, wenn sie nicht gehofft hätten, in der Geistlichkeit, dem Adel und selbst dem Könige Frankreich's mächtige Verbündete zu finden. Ludwig XVI. sah in dem Kriege mit dem Auslande für sich persönlich keine Gefahr, wohl aber die Hoffnung, seinen wankenden Thron von Neuem zu befestigen. Für den Fall des Sieges der Feinde Frankreich's war er gewiß, mit deren Hülfe die neue Verfassung umstürzen und den alten Absolutismus wiederherstellen zu können. Sollten dagegen, wie Ludwig XVI. damals nicht glaubte, die französischen Waffen siegreich sein, so, dachte er, im Gewühle des Krieges die innere Aufregung ersticken und an der Spitze glücklicher Soldaten seinem Throne neuen Glanz verschaffen zu können. Die Girondisten sahen in dem Kriege das sicherste Mittel, den vom Auslande her drohenden Gefahren zu begegnen. Der Einzige, welcher die Frage des Krieges richtig erfaßte, war Maximilian Robespierre. Während der König, die Constitutionellen und Girondisten in die Kriegstrompete stießen, trat er im Jakobiner-Club für den Frieden in die Schranken. Seine Worte fielen so schwer in die Wagschale, daß er allein mehrere Wochen lang ganz Frankreich durch seinen Widerspruch in Spannung erhielt. Robespierre erkannte sehr genau, daß diejenigen Leute, welche damals das Steuerruder Frankreich's in Händen hatten, den Krieg niemals im Sinne der Freiheit führen würden, daß dieselben entweder unterliegen und dem auswärtigen Despotismus die Thür öffnen, oder, im Falle des Sieges, einen Cromwell emporheben würden. Von allen Seiten auf's Aeußerste gedrängt, rief Robespierre am 13. Januar 1792 aus:

„Nun gut! ich bin besiegt; ich gehe zu euch über, auch ich verlange den Krieg: doch ich verlange ihn schrecklicher und unversöhnlicher, als ihr. Ich verlange ihn auf Tod und Leben, voll Heldenmuthes, so, wie der Genius der Freiheit ihn allen Despoten erklären würde, wie ihn das Volk der Revolution unter seinen eigenen Führern machen, nicht aber wie feige Ränkeschmiede ihn wünschen und ehrgeizige und verdächtige Minister und Generale, wenn schon unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe, ihn führen würden."

Einen solchen Krieg wollte freilich Ludwig XVI. so wenig, als seine Freunde und Anhänger. Allein da außer Robespierre fast alle Meinungsschattirungen, wenn auch aus den verschiedenartigsten Beweggründen, den Krieg wollten, so wurde er beschlossen. Der König selbst stellte den Antrag im Schooße der gesetzgebenden Versammlung am 20. April 1792 und diese stimmte demselben bei, ohne sich auch nur einen Tag Zeit zur Besinnung zu lassen.

Wie viele Menschenleben hätten erspart, wie viele Gefahren und Schrecknisse vermie-

den werden können, wenn Frankreich den Rath Robespierre's befolgt hätte: entweder Frieden, oder einen Freiheitskrieg! Entweder die Helden der Revolution an der Spitze der Heere und der Verwaltung, oder Aufschiebung der Krisis, bis dieser Augenblick erschienen sein würde!

Der Krieg begann, doch alle diejenigen, welche ihn wünschten, hatten die Folgen ihres Irrthums bitter zu empfinden. Er brachte dem Könige keine Verbündeten, welche dessen wankenden Thron wieder befestigt hätten, den constitutionellen Generalen keinen Kriegsruhm, den Girondisten keinen Macht-Zuwachs. Die Bewegungen, welche er in seinem Gefolge hatte, warfen vielmehr denjenigen Mann, welcher allein sicher in die Zukunft geblickt hatte, Maximilian Robespierre, an das Steuer des Staatsschiffes, das er aber nicht an die Ufer des Friedens, sondern durch Wogen von Blut lenkte, bis er selbst den Tod fand welchen er so vielen und so wackeren Republikanern bereitet hatte.

§ 10. Das Ministerium Roland-Dümouriez.

Der aufmerksame Beobachter der Zeitereignisse brauchte sich nur die Namen der Minister Ludwig's XVI. zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, daß der König nicht gesonnen sei, die neue Verfassung redlich und im Geiste der Mehrheit der Nation zu halten. Zur Zeit des ersten Zusammentritts der gesetzgebenden Versammlung bestand es aus Männern, welche als gehässige Gegner der Verfassung bekannt waren. Montmorin, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war ein Aristokrat und Diplomat der alten Schule, unter dessen schützenden Fittigen der König seit Jahren mit der Emigration und mit dem Auslande conspirirt hatte. Delessart, der Minister des Innern, war ein gefügiger Hofmann, welcher es niemals über sich gewinnen konnte, dem Willen des Königs entgegen zu treten. Er hielt es für seine Pflicht, die Befehle Ludwig's XVI. auszuführen, ganz unbekümmert um die Frage, ob dieselben mit der Verfassung und der bekannten Richtung der Volksvertreter vereinbarlich waren, oder nicht. Der gefährlichste unter den Rathgebern des Königs war aber Bertrand de Molleville, der Marineminister. Dieser war ein entschiedener Contre-Revolutionär, welcher nur darauf ausging, die Verfassung mit möglichst geringem Aufsehen zu beseitigen. Sein Bestreben ging dahin, die Unausführbarkeit der Verfassung darzuthun, indem er den Geist derselben ignorirte und an dem Buchstaben fest zu halten schien.

Gleich in den ersten Tagen der gesetzgebenden Versammlung zeigte es sich, daß mit einem solchen Ministerium der König auf eine Stimmenmehrheit im Schooße derselben nicht rechnen könne. Ludwig XVI. war aber entschlossen, die Zügel der Regierung nicht in die Hände freiheitsliebender Männer zu legen, dieselben vielmehr nur Leuten anzuvertrauen, welche bereit waren, die Verfassung ihm zum Opfer zu bringen. Das neue Ministerium unterschied sich daher von dem alten nicht wesentlich. Montmorin trat ab; an seiner Stelle übernahm Delessart das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Bertrand de Molleville blieb. Cahier de Gerville wurde Minister des Innern. Er sollte dem Ministerium den Schein der Freisinnigkeit geben. Das Kriegsministerium wurde dem jungen Herrn von Narbonne anvertraut, welcher in den Kreisen der Constitutionellen, namentlich der Frau von Stael, sehr gefeiert wurde. Narbonne war nicht ohne Talent und Eifer; allein er verstand seine Zeit ganz eben so wenig, als die übrigen Constitutionellen, auf deren Schultern er in das Ministerium gehoben wurde. Er gewann einige vorübergehende Triumphe, welche genügten, den Neid und den Aerger Bertrand de Molleville's rege zu machen. Diesem gelang es, Narbonne zu stürzen. Um jedoch die fran-

zösische Nation zu täuschen, entließ der König zugleich Bertrand de Molleville. Heftige Verhandlungen fanden im Schooße der gesetzgebenden Versammlung statt. Diese erklärte, daß Narbonne das Vertrauen der Nation mit sich nehme. Zugleich versetzte dieselbe den Minister Delessart in Anklagestand. Duport, Dutertre und Cahier de Gerville reichten ihre Entlassungen ein. Der König war mitten im Sturme der Revolution ohne Minister.

Die Girondisten, welche in der gesetzgebenden Versammlung die Stimmenmehrheit besaßen, konnten den Ausschlag geben. Es wäre ihnen ein leichtes gewesen, entweder ein durchaus republikanisches Ministerium an die Spitze der Regierung zu heben und durch dieses das die Revolution hemmende Königthum zu beseitigen, oder aber im Schooße der gesetzgebenden Versammlung Beschlüsse zu fassen, welche den König gezwungen hätten, die Krone niederzulegen. Doch der große Fehler der Gironde bestand darin, daß ihr die Kühnheit, die Offenheit, die Entschiedenheit gebrach, und daß sie vermeinte, auf Umwegen leichter zum Ziele zu gelangen, als auf dem geraden Pfade der Revolution. Brissot, das Haupt der Gironde, hielt dafür, seine Zeit sei noch nicht gekommen. Er wollte ein Uebergangsministerium schaffen, welches nach den Umständen gestürzt, oder in girondistischer Richtung verstärkt werden konnte. So kam das Ministerium zu Stande, in welchem Roland und Dümouriez die ersten, Claviere, La Coste und Duranthon die zweiten Stellen übernahmen. De Grave behielt das Kriegsministerium, welches ihm der König nach Entlassung Narbonne's übertragen hatte.

Dieses Ministerium war sehr unglücklich zusammengesetzt. Der schlaueste Kopf desselben war unstreitig Dümouriez, welcher um so gefährlicher war, je mehr er sich über jeden Grundsatz und jeden Gewissensscrupel hinwegsetzte, je leichter es ihm wurde, unter vier Augen mit dem Könige oder mit der Königin die Stelle eines Royalisten, und im Jacobinerclub diejenige eines Revolutionär's zu spielen. Das ganze Ministerium erhielt dadurch eine schiefe Stellung, daß das Herz desselben, Frau Roland, keinen eigentlichen Sitz in dessen Schooße hatte, und daß die Männer, welche dem Könige seine neuen Rathgeber aufgedrungen hatten, nicht mit voller Offenheit zu Werke gingen.

Am 23. März 1792 zeigte Dümouriez Herrn Roland dessen Ernennung zum Minister des Innern an. Roland hätte wohl gethan, zu erwägen, ob die Männer, mit welchen er zusammen zu arbeiten habe, ihm redlich zur Seite stehen würden. Nur in diesem Falle konnte er hoffen, seinem Vaterlande und der Sache der Freiheit gute Dienste zu leisten. Er mußte mit sich darüber einig sein, ob er den König der Revolution, oder die Revolution dem Könige zum Opfer bringen wollte. Ein drittes war, nach der damaligen Lage der Dinge, zur Unmöglichkeit geworden. Roland war ein einsichtsvoller, rechtschaffener und arbeitsamer Mann, doch ihm fehlte jener durchgreifende Charakter, welcher allein im Strudel der Revolution Bahn zu brechen vermag, und ihm gebrach jener Scharfblick, welcher durch alle verhüllende Schleier dringt, die geheimen Absichten von Freunden und Feinden erkennt und mit sicherem Auge den Entwickelungsgang der Zukunft voraussieht. Alle diese Eigenschaften und überdies jenen Schwung der Seele und jene Kraft der Begeisterung, welcher vor keiner Gefahr zurückbebt und jedes Hinderniß zu besiegen vermag, besaß seine Gattin. Doch sie vermochte nur anzuregen, aufzumuntern, nicht unmittelbar in die Staatsangelegenheiten einzugreifen. Sie stand wohl in der Nähe des Steuerruders, konnte auf Klippen und Sandbänke aufmerksam machen und die Richtung des Schiffes nach den Sternen des Himmels andeuten; allein das Steuer lag in anderen Händen, welche theils nicht ihre Kraft, theils nicht ihren reinen Willen besaßen, theils schon bald ihrer Warnungen überdrüssig wurden.

Der reinste, der erhabenste Charakter der gesammten französischen Revolution war Frau Roland. Sie ging durch ihre bewegte Zeit hindurch, ohne sich mit einem Tropfen Blutes oder einem Stäubchen Schmutz zu besudeln. Fest und sicher, wie später zum Schaffotte, schritt sie durch das Leben hin. Der Weihrauch, welcher ihr gestreut wurde, als sie die Seele nicht blos eines Ministerium's, sondern auch der gesetzgebenden Versammlung Frankreich's war, machte sie nicht schwindeln und trübte nicht ihren Blick. Dieselbe Einfachheit und ruhige Begeisterung, welche ihr in die ländliche Zurückgezogenheit zu La Platière gefolgt war, beseelte sie auch zu Paris im Kreise der Minister und der einflußreichsten Redner der gesetzgebenden Versammlung. Wenn sie, statt ihres Gatten, Minister Ludwig's XVI. geworden wäre, so hätte die Geschichte Frankreich's vielleicht eine andere Wendung genommen, vielleicht auch nicht; denn die Zahl der Männer, welche sie zu erfassen und die von ihr ausgehenden Anregungen unverfälscht weiter zu tragen vermochten, war leider zu geringe. Im Schooße der Partei der Girondisten waren Kopf und Herz zu weit getrennt. Unter den Jacobinern vereinigten sich beide in der Person Maximilian Robespierre's. Das Herz der Girondisten schlug im Busen der Frau Roland, schwerlich gab es in ganz Frankreich ein edleres. Der Kopf der Girondisten war Brissot. Er war nicht frei von vielen Mängeln und Schwächen. Die Gironde unterlag, weil ihr Kopf dem Herzen nicht gleich kam; die Jacobiner siegten, weil derselbe Puls im Kopf und Herzen schlug.

Maximilian Robespierre war die Säule, welche den Höhepunkt der Revolution bezeichnete. Lange stand er fern von den Fluthen derselben. Diese rauschten an ihm vorüber, ohne die Sohlen seiner Schuhe zu benetzen. Er peitschte die Wogen, daß sie immer wilder und wüthender tobten. Endlich erreichten sie ihn und begruben auch ihn in ihrem Strudel. Frau Roland trug das Ideal ihrer Republik in ihrer Seele reinem Spiegel und suchte das Volk der Franzosen für dasselbe empfänglich zu machen. Doch ihre Stimme verhallte inmitten des Getreibes wilder Leidenschaften. Frau Roland gelangte nie zur Gewalt, wie Robespierre. Doch bis auf den heutigen Tag wirbt ihr Geist der Republik noch Anhänger und Freunde, während Robespierre Millionen begeisterter Freunde der Freiheit den Glauben an die Republik entriß.

In dem bewegten Kreise, dessen Mittelpunkt Frau Roland bildete, war sie die einzige, welche stets scharf sah und das richtige wollte. Sie erkannte sofort in Dümouriez jene Falschheit des Charakters, welche später erst zu Tage trat, und jene Selbstsucht, mit welcher reine Liebe für Freiheit und Recht unvereinbar ist. Roland hatte dieselbe Uneigennützigkeit, wie seine Frau. In ruhigen Tagen würde er gewiß ein trefflicher Minister des Innern gewesen sein. Allein im Sturme der Revolution gilt es, kühne Streiche zu führen, keinen Tag, ja keine Stunde zu verlieren, das Eisen zu schmieden, so lange es glüht. Dazu war Roland nicht der Mann. Der König verstand es, durch Redensarten und freundliche Worte die Minister, welche es redlich meinten, einzuschläfern. Er verschob von einer Sitzung zur anderen Geschäfte, welche nicht einen Augenblick des Aufschubs ertrugen. Es war sehr unklug von Seiten Roland's, daß er die verantwortliche Stelle eines Ministers des Innern übernahm, ohne zuvor die Grundsätze festgestellt zu haben, welche seine Verwaltung leiten sollten und der thatkräftigen Mitwirkung seiner Amtsgenossen versichert zu sein. Der einzige Minister, auf welchen Roland einigermaßen zählen konnte, war Servan, welcher an die Stelle de Grave's getreten war. Doch auch dieser handelte nicht in Uebereinstimmung mit den übrigen Ministern, sondern auf eigene Faust. Als Kriegsminister hatte er in jener kriegerischen Zeit eigentlich das wichtigste Porteseuille inne. Ohne vorgängige Besprechung mit seinen Amtsgenossen machte er in der gesetzgebenden

Versammlung den Vorschlag, bei Gelegenheit der bevorstehenden Feier des 14. Juli ein Heer von 20,000 Mann zum Schutze der Versammlung und der Hauptstadt in deren Nähe zusammen zu ziehen. Der Vorschlag wurde angenommen, von Dümouriez im Cabinette bitter angegriffen und gab den ersten Anstoß zum Sturze des Ministeriums der Girondisten.

Servan hatte durch seinen Gesetzesvorschlag augenscheinlich zunächst beabsichtigt, kund zu thun, daß es ihm Ernst damit sei, die Verfassung durchzuführen, und daß er nicht Mitschuldiger der von dem Könige ausgehenden Zögerungen sein wolle. Von dem Grundgedanken war auch Roland beseelt. Allein das Ministerium war keiner zusammenwirkenden Thätigkeit fähig, weil der König, welcher dieselbe hätte einleiten sollen, statt dieses zu thun, nur darauf ausging, die Kraft seiner Minister, denen er kein Vertrauen schenkte, zu lähmen. Als es galt, dem Könige gegenüber fest aufzutreten, waren Claviere, La Coste und Duranthon zu keinem Entschlusse zu bringen. Roland, welcher die Verantwortung der Zögerungen des Königs in Betreff der zwei hochwichtigen Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung nicht auf sich nehmen wollte, entschloß sich, in einem Briefe an Ludwig XVI., seine Ansichten niederzulegen. In diesem hochberühmten Schreiben, welches nach gegenseitiger Berathung aus der Feder der Frau Roland floß und von ihrem Gatten dem Könige übergeben wurde, erklärte der Minister dem Könige: „Die Dinge können nicht in dem Stande bleiben, worin sie sind. Es ist ein Zustand der Krisis; man muß durch eine Explosion aus derselben herauskommen. Frankreich hat sich eine Verfassung gegeben, die Minderheit untergräbt, die Mehrheit vertheidigt sie.“ Nach einer lichtvollen Darstellung der Lage Frankreich's fährt das Schreiben fort: „Der Zorn der Nation wird furchtbar sein, wenn dieselbe nicht Vertrauen zu Ihnen faßt. Aber dieses Vertrauen werden Sie nicht durch Worte, sondern nur durch Handlungen erringen. Geben Sie überzeugende Pfänder Ihrer Aufrichtigkeit. Zwei wichtige Beschlusse sind zum Beispiel gefaßt worden; alle beide berühren das Wohl des Staates, die Verzögerung, sie zu genehmigen, erregt Mißtrauen. Nehmen Sie sich in Acht! Das Mißtrauen ist nicht fern vom Hasse, und der Haß weicht nicht vor dem Verbrechen zurück. Wenn Sie der Revolution nicht Befriedigung geben, wird sie durch das Blut besiegelt werden.“ Royalistische Schriftsteller haben Roland wegen dieses Schreibens bitter getadelt. Allerdings bereitete es dem Könige Verlegenheiten. Allein Roland war sich selbst, der französischen Nation und der Sache der Freiheit schuldig, nicht länger die Zögerungen des Königs geduldig zu ertragen. Wenn Roland ein Vorwurf trifft, so besteht dieser gewiß nicht darin, daß er den Brief schrieb, sondern daß er denselben erst den 11. Juni, also zwei und einen halben Monat nach Uebernahme des Ministeriums dem Könige überreichte. Wäre dieses früher geschehen, so hätte Roland sich selbst, Frankreich und der Revolution viel Mißgeschick erspart. Die unvermeidliche Krisis wäre früher eingetreten und hätte Ende März oder Anfangs April, bevor der Krieg mit den fremden Mächten ausgebrochen war, leichter überwunden werden können, als im Juni, da die Leidenschaften der Nation durch die Zögerungen des Königs und das erste Zusammentreffen mit dem auswärtigen Feinde im höchsten Grade aufgeregt waren.

Wie Roland vorausgesehen hatte, folgte dem Briefe die Krisis auf dem Fuße nach. Wenn die übrigen Minister Roland nicht im Stiche gelassen, so hätte der König sich wohl zweimal besonnen, bevor er zuerst Servan, dann Claviere und Roland entließ. Dümouriez hätte sich nicht vermessen, an die Stelle der drei entlassenen Girondisten zwei Feuillantiner zu setzen und sich selbst zu dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dasjenige des Krieges beizulegen, falls Düranthon und Lacoste fest zu Roland gehalten hätten.

Roland, dessen Entschiedenheit diese Krisis herbeigeführt hatte, war es dem Lande

schuldig, dieses über deren Ursachen aufzuklären. Er theilte der gesetzgebenden Versammlung den Brief mit, den er an den König gerichtet hatte. Dieselbe ließ das Schreiben drucken, sandte es an die drei und achtzig Departemente und erklärte, daß die drei entlassenen Minister das Vertrauen der Nation besäßen.

Nach wenigen Tagen schied auch Dümouriez aus dem Ministerium. Er hatte keine Neigung, das Veto, welches der König dem Decrete in Betreff der Geistlichkeit entgegensetzen wollte, zu unterzeichnen, obgleich Ludwig XVI., um die Pille zu überzuckern, die Zusammenziehung eines Heeres von 20,000 Mann in der Nähe von Paris genehmigte. Das neue Ministerium war zugleich reactionär und talentlos. Der König fiel in vollständige Erschlaffung, aus welcher ihn Marie Antoinette erst nach zehn Tagen durch einen Fußfall und die herzbrechendsten Bitten aufzuwecken verstand.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Lage des Landes, um zu erkennen, ob die Nation diesen Mittelzustand zwischen Verrath und Schlaffheit, wie er sich im Schooße der Regierung festgesetzt hatte, ohne dringende Gefahr länger dulden konnte?

Von dem Tage an, da der König die neue Verfassung beschworen hatte, begann er, dieselbe zu untergraben. Daß er die bestimmte Absicht hatte, dieses zu thun, ergiebt sich nicht blos aus Allem, was er von dieser Zeit an that und unterließ, sondern auch aus den unumwundenen Erklärungen seiner nächsten Angehörigen und seiner vertrautesten Rathgeber, namentlich der Königin Marie Antoinette und des Bertrand de Molleville. Ludwig XVI. war ein viel zu großer Heuchler, als daß er seine Gesinnungen über die Verfassung des Jahres 1791 so offen ausgesprochen hätte, wie die beiden anderen eben genannten Personen. Offener Widerstand entsprach nicht seinem schwachen Charakter. Wenn im Ministerrathe Ansichten geäußert oder Anträge vorbereitet wurden, welche ihm nicht zusagten, so stellte er sich, als schliefe er, oder verschob unter mannigfaltigen Vorwänden die Entscheidung von einem Tage auf den andern. Dabei verstand er es trefflich, durch freundliche Worte die Personen, mit welchen er es zu thun hatte, zu täuschen. Auf diese Weise gelang es ihm, zwei Monate lang das Ministerium Roland einzuschläfern und jede Beschlußnahme in Betreff der beiden wichtigsten Fragen des Tages: der widerspenstigen Geistlichkeit und der Emigration zu vereiteln. Dieselbe heimtückische Staatskunst, welche er dem Auslande gegenüber befolgte, leitete auch die innern Angelegenheiten des Reiches. Seit den ersten Tagen der Revolution hatte er gesucht, die Kraft derselben durch Bestechungen, welche er im Lager seiner Gegner ausstreute, zu brechen. Diese Bestechungen kosteten dem Könige ungezählte Millionen. Einzelne gewissenlose Menschen, wie Mirabeau, Danton und hundert untergeordnete Redner und Schriftsteller lassen sich wohl bestechen, nicht aber eine Nation von fünf und zwanzig Millionen. Ja! die Leute selbst, welche Geld vom Könige bezogen, hielten diesem selten Wort. Sie mußten den Schein, Gegner des Königthums zu sein, um so eifriger wahren, je weniger selbständige Gesinnung sie hatten und je mehr weitere Zuflüsse aus der königlichen Kasse von der Furcht abhängig waren, welche Ludwig XVI. vor ihnen hegte. Auf die Periode der beabsichtigten Staatsstreiche, welche vom Mai bis zum 6. October 1789 dauerte, folgte diejenige des Betruges und des Verrathes, welche nur mit der thatsächlichen Absetzung Ludwig's XVI. ihr Ende erreichte.

Wir haben schon weiter oben der Verhandlungen erwähnt, welche der König mit dem Auslande pflog. Das Volk, welches von denselben nur fragmentarische Kenntniß erhielt und bis auf die letzte Zeit geneigt war, Ludwig XVI. mehr als Werkzeug schlechter Rathgeber, denn als Urheber des Verrathes zu betrachten, schrieb die mit dem Auslande betriebenen Verräthereien dem s. g. österreichischen Comité zu. Die Geschichte hat noch nicht

alle geheimen Fäden der zwischen Ludwig XVI. und dem Auslande gepflogenen Unterhandlungen entdeckt und entwirrt. Allein es liegen Thatsachen genug vor, um den Thatbestand des Verraths vollkommen festzustellen. Dieselben endigten nicht mit der Zeit der Flucht der königlichen Familie noch Varennes, sondern reichten viel weiter, sogar bis über die Zeit, da der Krieg mit Deutschland schon erklärt und wirklich ausgebrochen war.

Jeder Schritt, welchen der König that oder unterließ, war darauf berechnet, direct oder indirect die Verfassung zu untergraben. Den beiden gegen die widerspenstige Geistlichkeit und die Emigration erlassenen Beschlüssen setzte der König Monate lang weder sein Veto entgegen, noch seine Billigung hinzu, weil er hoffte, durch diese Zögerung Zeit zu gewinnen, und entweder durch Bestechung im Innern, oder durch die fremden Heere von Außen her in die Lage zu kommen, beide Beschlüsse zugleich mit der Grundlage, auf welchen sie ruhten, aus dem Felde schlagen zu können.

Nachdem die Verfassung des Jahres 1791 vom Könige beschworen worden war, hätte dieser seinen Haushalt in Gemäßheit derselben einrichten sollen. Die Verfassung, welche keinen Adel anerkannte, legte dem Könige die Verpflichtung auf, seinen Haushalt ohne Rücksicht auf die Aristokratie neu zu gestalten. Der König war aber in seinen Adels-Vorurtheilen dermaßen verstrickt, daß er um keinen Preis von denselben lassen wollte. Der s. g. bürgerliche Haushalt, im Gegensatze des militärischen, kam daher gar nicht zu Stande. Nicht einmal der Versuch wurde gemacht, denselben in's Leben zu rufen. Wozu auch? Die adeligen Herren, welchen der König sein Vertrauen schenkte, konnten ihm, so meinte Ludwig XVI., ohne förmliche Anstellung weit bessere Dienste leisten, als auf dem Grunde einer solchen. Insgeheim konnte er seinem Adel Besoldungen geben und Gnadengeschenke machen. Hätte er dieselben Leute in seinen Hofhalt förmlich aufgenommen, so würde dieses Anstoß erregt haben.

Anders verhielt es sich aber mit dem militärischen Haushalte des Königs. In diesem hoffte Ludwig XVI. sich eine neue Waffe des Widerstandes gegen die ihm unerträgliche Verfassung schaffen zu können. Um sich den Schein der Volksthümlichkeit zu geben, beschloß der König, zwei Drittheile der Mannschaft aus der Nationalgarde und nur ein Drittheil aus der Linie zu nehmen. Die Auswahl der Officiere und der Linien-Soldaten wurde aber so getroffen, daß alle freigesinnten Männer sich so bald als möglich zurück zogen. Das kam dem Könige ganz erwünscht. Die Freiheitsmänner, welche ihren Abschied bekamen, wurden ersetzt durch wüthende Royalisten. Nicht zufrieden damit, vermehrte Ludwig XVI. seine neue Leibgarde um mehr als das dreifache ihrer gesetzlichen Zahl. Statt 1800 Mann, welche das Gesetz dem Könige gestattete, zählte dieselbe nahezu 6000 Mann, und diese neu geworbenen Prätorianer benahmen sich in so übermüthiger Weise, daß das Volk darüber unruhig wurde. Zwölf Schweizer steckten zu Neuilly die weiße Kokarde auf. Es kam in Sevres zu Unruhen, bei welchen ein Archiv niedergebrannt wurde. Die gesetzgebende Versammlung schritt ein und erklärte die Verfassung für verletzt, löste die neue Leibgarde des Königs auf und versetze deren Befehlshaber, Herzog von Brissac, in Anklagezustand. Der König gab zum Scheine nach. So weit es ohne Aufsehen geschehen konnte, behielt er aber seine verfassungswidrige Garde bei, indem er unter der Hand dieselbe noch besolden ließ und folgeweise meinte, im Falle der Entscheidung auf deren Fäuste rechnen zu können.

Diese Lage der Dinge wäre eine höchst bedenkliche gewesen, wenn Frankreich außerhalb Paris sich der ungestörten Ruhe und Sicherheit, und dem Auslande gegenüber des Friedens erfreut hätte. Allein im Innern trieb die widerspenstige Geistlichkeit das Volk zum Aufstande und das Ausland bedrohte Frankreich mit einem Rachekriege. In der Vendée traten die Vorboten eines furchtbaren Bürgerkrieges immer deutlicher zu Tage.

In Avignon kam es zu blutigen Kämpfen zwischen den Anhängern der alten und neuen Zeit. Diese Grafschaft, welche früher dem Papst gehört hatte, war durch die constituirende Versammlung in ihren letzten Tagen Frankreich einverleibt worden. Ludwig XVI., treu seiner schwankenden und verrätherischen Staatskunst, hatte das betreffende Dekret so lange ohne seine Bestätigung gelassen, bis die reaktionäre Partei in Avignon Zeit gefunden hatte, sich zu organisiren und über die Anhänger der Revolution herzufallen. Am 16. Oktober 1791 setzte sie die gefangenen Verbrecher in Freiheit, und stürzte die bestehende revolutionäre Stadtbehörde. Der Stadtschreiber, Lescuyer, fiel als Opfer der Rache des aufgehetzten Pöbels. In Caen kam es in der Kirche selbst zu einem blutigen Kampfe zwischen den Anhängern der verfassungsmäßigen und der den Eid verweigernden Geistlichkeit. In dem Städtchen Mende, in Brest und vielen anderen Städten des Reiches floß das Blut in Strömen. Dieselben Gegensätze, welche sich im Schooße der bürgerlichen Gesellschaft zerfleischten, fanden sich auch im Heere wieder. Das Mißtrauen, der Argwohn hemmte die Thätigkeit der Patrioten zugleich mit derjenigen der geheimen Anhänger des Absolutismus und des Pfaffenthums. Selbst jenseits des Meeres, auf dem französischen Antheile der Insel St. Domingo brachen blutige Aufstände los. Die letzte Ursache aller dieser traurigen Erscheinungen bestand darin, daß der König, weit entfernt, die Verfassung im Geiste der Freiheit kräftig zu handhaben, in Uebereinstimmung mit dem tückischen Rathe Bertrand de Molleville's nur dahin strebte, deren Unausführbarkeit anschaulich zu machen.

Der Haß des Hofes gegen alle diejenigen, welche für die Revolution Partei genommen hatten, war so wüthend, daß der einzige Prinz vom Geblüte, welcher nebst seinen Söhnen im Lande geblieben war, der Herzog von Orleans, als dieser den Versuch machte, sich dem Könige wieder anzunähern, mit Schimpf und Schande aus den Tuilerien vertrieben wurde. Die Höflinge hatten allerdings ohne höhern Auftrag gehandelt. Allein der König schritt nicht ein, bestrafte die wüthenden Feinde des Herzogs nicht, gab diesem keine Satisfaction und drängte dadurch seinen charakterlosen Vetter in das Lager der Jakobiner, welches durch diesen reichen Prinzen neue Mittel zum Kampfe gegen das Königthum gewann.

Der Haß des Königs gegen die Revolution trat bei jeder Gelegenheit in den auswärtigen und in den inneren Angelegenheiten des Landes und sogar im Schooße seiner eigenen Familie so unzweideutig zu Tage, daß darüber alle urtheilsfähigen Menschen keinen Zweifel hegen konnten.

Die herrschende Aufregung wurde durch die ersten Vorfälle des Krieges auf's Aeußerste gesteigert. Die drei Generale, welche die im Felde stehenden Heere befehligten: Luckner, Rochambeau und Lafayette besaßen das Vertrauen des Volkes nicht. Keiner derselben konnte den Truppen den Geist der Revolution und der Freiheit, welcher in einem Freiheitskampfe allein zum Siege führt, einhauchen. Luckner und Rochambeau waren Greise, welche die Revolution nicht verstanden. Lafayette hatte das Blutbad des Marsfeldes auf dem Gewissen. Keiner von allen dreien war ein geschickter Feldherr, am wenigsten Lafayette, welcher niemals im Felde ein Heer befehligt hatte und durch seine constitutionellen Vorurtheile viel zu sehr verblendet wurde, als daß er die wahre Lage Frankreich's erkannt hätte und fähig gewesen wäre, die derselben entsprechenden Entschlüsse zu fassen. Beim ersten Zusammentreffen französischer Truppen mit dem Feinde in der Nähe von Mons ergriffen zwei Regimenter Dragoner unter dem Ausruf: wir sind verrathen! die Flucht, rissen die ganze Heeresabtheilung mit sich fort und gaben ihr Lager mit allen Vorräthen dem Feinde preis. An demselben Tage machten sich zweitausend Mann Infanterie und tausend Mann Reiterei unter dem Befehle des Generals Dillon

desselben Verbrechens feiger Flucht schuldig, und nicht zufrieden damit, hieben sie ihren General und dessen Genie-Obersten Berthois in Verbindung mit dem Pöbel von Lille in Stücken. Der Plan, Belgien zu besetzen und zu revolutioniren, scheiterte theils an der Langsamkeit der drei Obergenerale, theils an der schlechten Disciplin der Truppen.

Dieses war die Lage des Landes, als der König sein Ministerium Roland-Dümouriez entließ und die Zügel der Regierung in die Hände bekannter Reaktionäre legte. Was sollte die Nation, was die gesetzgebende Versammlung thun, um Frankreich, um die bedrohte Sache der Freiheit zu retten? Meine Antwort ist: sie mußten den offenen, den geraden Weg der Revolution gehen! Sie mußten ohne Zögern handeln. In erster Linie waren dazu die Vertreter des Volkes, die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung aufgefordert. Thaten diese ihre Schuldigkeit nicht, so trat das Volk in seine natürlichen Rechte wieder ein. Beide konnten jedoch nur insofern ihr Ziel erreichen, als sie dieses klar erkannten und mit festem Schritte verfolgten.

§ 11. Der 20. Juni 1792.

Die Girondisten hatten die Mehrzahl in der gesetzgebenden Versammlung, allein sie wußten von derselben nicht den geeigneten Gebrauch zu machen. Seit mehr, als acht Monaten waren die Verhandlungen der zweiten National-Versammlung eröffnet worden. Glänzende Redner waren in deren Schooße aufgetaucht. An Talenten war kein Mangel, wohl aber an Staatsmännern von klarem Blicke und schöpferischer Kraft. Die erste National-Versammlung hing in ihrer Mehrheit noch zu sehr am Alten, der zweiten konnte dieser Vorwurf nicht gemacht werden. Sie war in ihrer Mehrheit revolutionär und republikanisch gesinnt, sie verstand aber nicht, ihre Gesinnung in Thaten auszuprägen. Trotz ihrer vorherrschend monarchischen Gesinnung hatte die constituirende Versammlung im Laufe der ersten acht Monate ihrer Wirksamkeit viel Größeres für Frankreich und die Menschheit geleistet, als die zweite. Diese hatte, ungeachtet aller gehaltenen Reden in acht Monaten auch nicht ein einziges Gesetz von tief eingreifender Bedeutung zu Stande gebracht. Die beiden einzigen Beschlüsse, welche die Revolution wesentlich gefördert, falls sie sofort Gesetzeskraft erlangt hätten, die Beschlüsse in Betreff der widerspenstigen Geistlichkeit und der Emigration, leisteten der reaktionären Partei den größten Vorschub. Diese konnte mit deren Hülfe die abergläubische ländliche Bevölkerung und die Reste der Adelspartei aufregen, während die Revolutionäre keine gesetzlichen Mittel besaßen, den Umtrieben ihrer Gegner die Spitze zu bieten. Wer so gewaltig zum Hiebe ausholt, wie die Girondisten thaten, als sie jene beiden Beschlüsse faßten, darf nicht Monate lang stehen bleiben, bevor er den drohenden Streich wirklich führt. Die Girondisten mußten voraus sehen, daß der König aus freiem Willen nimmermehr Partei gegen die Geistlichkeit und die Emigration ergreifen würde. Ihre Pläne mußten weiter gehen, als bis zur Fassung jener Beschlüsse. Sie mußten sich auf den Standpunkt stellen von entweder, oder: entweder Genehmigung derselben durch den König, oder Sturz des Königthums. Wollten sie ein so kühnes Spiel nicht wagen, dann durften sie ihre Trumpfkarte nicht auf den Tisch legen und geduldig abwarten, ob der König mit ihnen weiter spielen wolle, oder nicht.

In der Revolution ist derjenige immer des Sieges gewiß, welcher eine von der Mehrheit des Volks für nothwendig erkannte Maßregel betreibt. Er darf sich dann aber nicht damit begnügen, dieselbe zu besprechen, die Gemüther für sie zu entflammen. Er muß um jeden Preis sie auch durchführen, wo nicht, so rollt der Strom der Revolution über ihn hinweg und andere, kühnere Menschen stellen sich an dessen Spitze.

Im Juni 1792 erkannten die wahren Freunde der Revolution sehr wohl, daß in der bisherigen Weise, das heißt durch bloßes Redenhalten die gesetzgebende Versammlung den Sieg über das vereinigte Königthum, Pfaffenthum, Emigrantenthum und Ausland nicht davontragen könne. Die gesetzgebende Versammlung hätte, ohne ihre Zuflucht zu wilden Leidenschaften und den keiner Ordnung und keiner Mäßigung fähigen Massen zu nehmen, durch verfassungsmäßige Beschlüsse den König bezwingen können. Da sie es nicht that, ergriffen andere kühnere Menschen die Initiative, setzten sich über die Verfassung hinweg, brachten dem Königthum, zugleich aber auch dem Gefühle für Recht und Sitte, Würde und Anstand Todeswunden bei.

Die Commune von Paris, welche nach Entfernung Lafayette's und Bailly's unter dem Einflusse Petion's stand, die Jakobiner-Clubs, welche von Robespierre, Danton und Camille Desmoulins beherrscht wurden, die Vorstädter, welche durch Santerre, Legendre und Saint-Hürügue geleitet wurden, die Presse, welche den Ton von Marat, Carra und Anderen annahm, stiegen in gleichem Maße in der öffentlichen Meinung, als die gesetzgebende Versammlung in derselben fiel. Diese Leute, zu denen sich mehrere Gesinnungsgenossen gesellten, vereinigten sich in einem einsam stehenden Hause zu Charenton und beriethen sich über die Mittel, den König und die gesetzgebende Versammlung auf der Bahn der Revolution vorwärts zu drängen.

Die Volksbewegungen des 14. Juli und 5. October 1789 waren zwar auch von hervorragenden Männern angeregt worden, allein sie trugen in weit höherem Grade den Stempel der Selbstthätigkeit, als diejenige des 20. Juni 1792. Die Männer, welche im Jahre 1789 Gut und Blut einsetzten, waren weder durch den Ehrgeiz, noch durch die Herrschsucht, sondern nur durch die Liebe für Freiheit und Recht getrieben. Unter den Führern und Anstiftern der Kundgebung des 20. Juni finden wir neben manchen ehrenwerthen Männern, wie Barbaroux, andere, welche entweder, wie Marat von maßloser Wuth, oder, wie Danton, von Habgier, Ehrgeiz und Herrschsucht, oder, wie Santerre, Legendre und Theroigne von Mericourt, mehr von unruhigem Thatendrange und geistiger Verstimmung, als von reinem Freiheitsmuthe und hochherziger Begeisterung beseelt waren, oder endlich, wie Laclos und Silery, nur als Werkzeuge des Herzogs von Orleans im Trüben fischen wollten.

Unter dem Vorwande, der gesetzgebenden Versammlung und dem Könige eine Petition gegen das Veto in Betreff des Gesetzes gegen die Pfaffen und in Betreff des Lagers von zwanzigtausend Mann zu überreichen, wurde eine großartige Demonstration gegen die Tuilerien vorbereitet. Am 19. Juni hielten die Anstifter dieser Bewegung in den eliseischen Feldern ein Mittagsmahl, bei welchem sich die Führer näher traten und sich gegenseitig ermunterten.

Damals war jene unselige Spaltung zwischen Jacobinern und Girondisten, welche eine der trübsten Seiten der französischen Geschichte bildet, noch nicht in's Leben getreten. Die Häupter beider Parteien: Maximilian Robespierre und Brissot von Warville haßten sich zwar schon, doch sie hatten ihre finstere Leidenschaft noch nicht ihren beiderseitigen Anhängern eingehaucht. Jacobiner, Cordeliers und Girondisten wirkten zusammen bei den Vorbereitungen und bei der Ausführung der Catastrophe des 20. Juni. Jacobiner und Cordeliers handelten sehr klug, indem sie sich bei den Ereignissen des 20. Juni betheiligten. Denn sie vermochten weder im Schooße der gesetzgebenden Versammlung, noch der Commune von Paris den Ausschlag zu geben. Die Girondisten machten sich eines großen Fehlers schuldig, indem sie, statt in der gesetzgebenden Versammlung, in deren Schooße sie die Mehrheit besaßen, auf der Straße kämpften, statt mit den ihnen zu Gebote stehenden ver-

fassungsmäßigen Mitteln zu streiten, zur Gewalt griffen. Aus den Ereignissen des 20. Juni entwickelten sich mit unvermeidlicher Nothwendigkeit diejenigen des 10. August und des Septembers 1792 und die ganze Schreckenszeit. Mit dem 20. Juni 1792 begann die Einschüchterung. Dieser folgte der bewaffnete Angriff auf die Tuilerien. Was gegen das Königthum begonnen war, wurde gegen die Girondisten fortgesetzt. Die Herrschaft ging aus den Händen der gesetzgebenden Versammlung von Frankreich in diejenigen der Commune von Paris und des Wohlfahrtsausschusses über. Die Zahl der einflußreichen Männer nahm immer ab, in gleichem Maße, als der Schrecken gesteigert wurde, bis am Ende die ganze Staatsgewalt einer einzigen Person anheimfiel, welche an die Stelle des königlichen, den kaiserlichen Despotismus setzte.

Die Rollen waren vertheilt. Alles war vorbereitet. Pétion, der Maire von Paris, war in dem Geheimnisse, in welches übrigens zu viele Personen eingeweiht waren, als daß es im strengen Sinne des Wortes so genannt werden konnte. Seine Aufgabe war, das Einschreiten der National-Garde zu verhindern, oder mit anderen Worten, die Bewegung ungehindert vor sich gehen zu lassen. Dadurch war dieselbe gewissermaßen von vorn herein sicher gestellt. Denn nur die National-Garde besaß die Macht, einem Zuge von vielen tausend Männern das Vorrücken streitig zu machen. Der König und das Directorium des Departements hatten Kenntniß von der beabsichtigten Kundgebung. Allein Ludwig XVI. besaß kaum mehr eine andere Macht, als diejenige des Veto. Vor dieser blieb wohl die gesetzgebende Versammlung, allein nicht der Club von Charenton stille stehen. Das Directorium des Departements, welches sich neuerdings durch eine Petition gegen den Beschluß betreffend die widerspenstige Geistlichkeit allgemein verhaßt gemacht hatte, bestand aus so reactionären Elementen, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um dasselbe zu stürzen.

Die gesetzgebende Versammlung befand sich in einer höchst bedenklichen Lage. Am 18. Juni war derselben ein Brief Lafayette's zugegangen, in welchem sich dieser tadelnd gegen das Ministerium Roland und drohend gegen die Vertreter des Volkes selbst aussprach. Der General erklärte der gesetzgebenden Versammlung:

„Frankreich steht inmitten zweier Feinde, der äußeren und der inneren. Sie müssen beide zerstören: aber Sie werden keine Kraft haben, dieses zu thun, falls Sie aufhören, verfassungsmäßig und gerecht zu sein. Blicken Sie um sich! Können Sie sich selbst verhehlen, daß eine Partei, und um jedes Mißverständniß zu vermeiden, will ich sagen, daß die jacobinische Partei so viele Unordnungen verursacht hat? Diese Partei klage ich unbedenklich an."

Lafayette bedachte nicht, daß er selbst die Verfassung verletze, indem er der gesetzgebenden Versammlung Vorschriften über den von ihr einzuschlagenden Weg ertheilte. Er klagte die Jacobiner an, hatte aber kein Wort des Tadels gegen die verrätherischen Zögerungen des Königs und dessen geheime Einverständnisse mit den erklärten Feinden der Nation. Die gesetzgebende Versammlung gerieth bei dem Verlesen des Briefes in sichtbare Verlegenheit. Sie zog sich aus derselben, indem sie den Brief an ein Comité verwies, welches die Aechtheit der Unterschrift des Generals feststellen sollte. Inmitten zwischen den Drohungen Lafayette's und den Gefahren der allgemein erwarteten Volksbewegung konnte die gesetzgebende Versammlung, wie gewöhnlich, zu keinem durchgreifenden Beschlusse gelangen.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni kamen die Häupter der vorbereiteten Bewegung bei Santerre zusammen und begaben sich von da auf ihre Posten. Santerre verbürgte sich für die Unbeweglichkeit der National-Garde. Mit Tagesanbruch strömten

in verschiedenen Abtheilungen unzählige Menschenmassen auf dem Platze der in Ruinen liegenden Bastille zusammen. Männer in glänzenden Uniformen und in Lumpen, Invaliden, Gensdarmen, National-Gardisten mischten sich unter die Haufen von Bürgern. Männer und Frauen, Greise und Kinder drängten sich um Santerre, welcher, zu Pferde sitzend, und umgeben von einem aus Vorstädtern bestehenden Generalstabe in den Menschenknäuel eine gewisse Ordnung brachte. Um elf Uhr Vormittags setzten sich die Massen in Bewegung. Man schätzte sie bei ihrem Abmarsche auf zwanzigtausend Menschen, welche in drei Abtheilungen vorrückten. Die erste bestand aus den Bataillonen der Vorstädter, welche mit Bajonetten und Säbeln bewaffnet waren und von Santerre geführt wurden. Die zweite Abtheilung hatte ein weniger militärisches Ansehen, sie war zusammengesetzt aus Männern des Volkes, welche theils unbewaffnet, theils mit Stöcken und Picken versehen waren und gehorchten dem Befehle von Saint-Hürügue. Die dritte Abtheilung war ein buntes Gemische von Männern, Frauen und Kindern, an deren Spitze Theroigne von Mericourt auf einer von Arbeitern gezogenen Kanone ritt.

Die Banner, welche da und dort über die Massen emporflatterten, trugen drohende Inschriften, z. B. „die Genehmigung oder Tod!" „Zurückberufung der patriotischen Minister!" „Zittere Tyrann, deine Stunde ist gekommen!" Ein Mann mit nackten Armen trug einen Galgen, an welchem das Bild einer gekrönten Frau mit der Inschrift hing: „Nimm dich in Acht vor der Laterne!" Eine Gruppe von Frauen trug das Bild einer Guillotine mit den Worten: „National-Gerechtigkeit gegen die Tyrannen; Veto und seiner Frau der Tod!"

Von Straße zu Straße mehrte sich der Zug. Eine Bande von Metzgerjungen schloß sich an; von welchen jeder an der Spitze einer Picke das noch blutende Herz eines Kalbes trug. Um keine Zweifel über die Bedeutung des Herzens zu lassen, stand darunter: „das Herz eines Aristokraten."

Die gesetzgebende Versammlung erlaubte dem Zuge, durch ihren Saal zu rücken. Von da ging er weiter gegen die Tuilerien. Nirgends stieß das Volk auf Widerstand. Die Truppen der Linie und der National-Garde, welche da und dort aufgestellt waren, machten von ihren Waffen keinen Gebrauch. Das Volk drang in die Tuilerien ein, und zerschmetterte die Thüren, welche verschlossen waren. Der König trat den Heranstürmenden entgegen, begab sich mit ihnen, umgeben von wenigen Getreuen in den großen Saal des s. g. Ochsenauge (Oeil de boeuf), woselbst er in einer Fensterbrüstung durch einen davorgestellten Tisch einigen Schutz fand. Fünf lange, schreckliche Stunden verlebte die königliche Familie, während ihre heftigen Feinde an ihr vorüber zogen. Manches bittere Wort mußte Ludwig XVI. im großen Saale und Maria Antoinette in einem benachbarten Zimmer vernehmen. Der König und der Dauphin mußten statt der Krone eine Jacobinermütze auf das Haupt setzen. Endlich erschien Petion und überredete das Volk, die Tuilerien wieder zu verlassen. Santerre hatte selbst den Saal der Königin geleert, und sich ihr durch einige freundliche Worte angenähert.

An dem Körper hatte die königliche Familie keine Wunde davongetragen, um so tiefer war diejenige, welche ihre Würde und ihr Selbstgefühl traf. Beleidigungen, wie der König und seine Gattin sie am 20. Juni ohne Widerstreben zu dulden hatten, lassen sich weder vergessen, noch vergeben. Deßwegen sind sie nie zu rechtfertigen, kaum zu entschuldigen. Wer einen gefährlichen Feind sich gegenüber sieht, mag diesen bekämpfen, und wenn es sein muß, vernichten. Ihn zu beschimpfen, ohne ihn unschädlich zu machen, ist entweder grausam, oder unklug, gewöhnlich beides zugleich. Die Girondisten vermeinten, sehr schlau zu sein, in der That waren sie nicht muthig genug, einen entscheidenden Streich

zu führen und nicht geduldig genug, die Hände in den Schooß zu legen. Bald kamen auf ihren Schultern die Jakobiner an die Spitze, denen es an Muth nicht fehlte und welche sich über jeden Gewissensscrupel durch die Berufung auf das öffentliche Wohl hinweg setzten.

Der Hauptfehler, welcher am 20. Juni gemacht wurde, bestand nicht in der Haltung der Massen, sondern in der Anlage, in dem Plane der ganzen Kundgebung. Die Anstifter, die Führer sind zu tadeln, nicht die aufgeregten Massen, von denen sich kaum etwas Besseres erwarten ließ, als was sie thaten.

Wenn wir uns die Ereignisse des 20. Juni vergegenwärtigen, so müssen wir viele Rohheiten beklagen, deren sich die nach den Tuilerien strömenden Massen schuldig machten. Allein es gereicht dem aufgeregten Volke zur Ehre, daß es den gerechten Grimm, den es gegen den König und dessen reactionäres Ministerium empfand, zu zügeln vermochte. Allerdings war es für Ludwig XVI. und dessen Familie sehr peinlich, einen Besuch von vierzig Tausend Menschen zu erhalten, welche ihre Unzufriedenheit mit der Regierung in unzweideutigen Ausdrücken kund thaten. Allein die Haltung, welche Ludwig XVI. in jener kritischen Zeit der französischen Nation gegenüber einnahm, war für diese nicht blos peinlich, sondern überdies im höchsten Grade gefährdend. Es handelte sich darum, dem Könige die Ueberzeugung beizubringen, daß er auf der von ihm betretenen Bahn nicht beharren könne, ohne seinen Thron und sein Leben bloszustellen.

Alle diejenigen, welche die Freiheit der Nation höher achteten, als die Gewalt des Königs, welche die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte den Vorrechten des Königs nicht zum Opfer bringen wollten, welche die Vertheidigung des Landes gegen dessen innere und äußere Feinde für unvereinbar mit einem reactionären Könige und Ministerium hielten — alle diese waren durch die Zeitverhältnisse aufgefordert, energische Schritte zur Rettung des bedrohten Vaterlandes und der gefährdeten Freiheit zu thun.

Ob die Art und Weise, in welcher dieses geschah, die richtige war, ist eine ganz andere Frage. Das Mittel, dessen sich die Anstifter der Scenen des 20. Juni bedienten, wäre nur in sofern zu entschuldigen gewesen, wenn es kein anderes gegeben hätte, zum Ziele zu gelangen. Der Fehler, welchen die Girondisten vom Anfange bis zum Ende ihrer Laufbahn bei jeder Gelegenheit kund thaten, war, daß sie nicht offen, nicht kühn genug zu Werke gingen und eben deshalb dem Zufalle mehr überließen, als eine reife Staatskunst erlaubt. Indem die Girondisten im Bunde mit den Jacobinern die ungeordneten und meisterlosen Massen der Stadt Paris aufregten und in den Kampf gegen das Königthum führten, bedachten sie nicht, daß ihre Freunde des 20. Juni schon bald ihre Feinde werden möchten, welche ihnen selbst ein ähnliches Schicksal, wie dem Königthume, bereiten würden. Wer zu einem Mittel greift, das er nicht zu beherrschen im Stande, ist nur durch die äußerste Gefahr, durch die Verzweiflung, in der er sich befindet, zu entschuldigen. In einer solchen Lage war Frankreich in der ersten Hälfte des Juli und im Anfang des October's 1789. Damals war das Königthum noch eine Macht, welche dem Volke wohlbegründeten Schrecken einflößen konnte. Mittlerweile hatte sich in Frankreich alles verändert. Die gesetzgebende Versammlung besaß die Mittel, den König ohne Volksaufstand zur Nachgiebigkeit und selbst zur Thronentsagung zu zwingen. Es wäre eine weit richtigere, offenere und wirksamere Politik gewesen, durch Beschlüsse dieser Versammlung, als durch Aufregung der Massen die Einschüchterung oder selbst die Absetzung des Königs zu bewirken.

Man wendet vielleicht ein, daß auf diesem Wege der Zweck nicht rasch, nicht durchgreifend genug hätte erreicht werden können. Dieses hing allerdings von einer redlichen Zusammenwirkung der Girondisten und Jakobiner ab. Die Gehässigkeiten, welche vor dem 20. Juni 1792 zwischen beiden Abtheilungen der republikanischen Partei statt

gefunden hatten, waren damals noch nicht auf ihrem Gipfel angelangt. Sie hatten übrigens schon einen viel zu hohen Grad von Leidenschaftlichkeit erreicht, als daß es klug gewesen wäre, die Flamme derselben noch mehr anzufachen. Die Vorgänge des 20. Juni mußten nothwendig dazu beitragen, einerseits die schon zu große Aufregung der Gemüther zu vermehren, andererseits die Nation von dem geraden Wege der Revolution auf die krummen Pfade der Intrigue zu führen. Niemand wagte es, sich als Anstifter der Vorgänge des 20. Juni offen zu bekennen. Die Revolution war zu jener Zeit mächtig genug, mit offenem Visiere kämpfen zu können. Sie schwächte ihre eigene Kraft, indem sie zu Mitteln griff, welche sie nicht eingestehen durfte, ohne sich Blößen zu geben.

Noch war kein Jahr seit dem Blutbade des Marsfeldes vergangen. Damals war eine friedliche Bürger-Versammlung mit Gewalt auseinander gesprengt worden. Am 20. Juni begnügten sich die Bittsteller nicht damit, eine Petition zu unterzeichnen, sie brachten dieselbe an der Spitze ihrer Picken und eisenbeschlagenen Stöcke in die Tuilerien hinein. Die Männer, welche vor einem Jahre im Schooße der National-Versammlung und der Gemeindebehörde von Paris den Ton angegeben, hatten ihren Einfluß verloren. Die Girondisten konnten dem Schicksale der Constitutionellen nicht entgehen, so wenig als die Jacobiner, welche diesen folgten.

Keine Herrschaft ist weniger sicher, als diejenige, welche die Gewalt zu ihrer Grundlage und die Leidenschaft zur Führerin hat. Auf Dauer kann eine Regierung nur rechnen im Bunde mit der Ordnung, auf Anerkennung nur im Bunde mit Freiheit und Recht.

Die Bewegung des 20. Juni war eine halbe Maßregel und hatte alle Folgen einer solchen. Der König und seine Anhänger, welche keinen wirklichen Schaden gelitten hatten, erholten sich schnell von ihrer Bestürzung und suchten aus der Sachlage möglichsten Vortheil zu ziehen. Die ganze constitutionelle Partei war natürlich auf's Aeußerste erbittert und aufgefordert, ihre ganze Kraft anzustrengen, um nicht vollständig zu erliegen. Wenn Lafayette ein Mann von Entschiedenheit gewesen wäre, so hätte er zwar nicht die Revolution dauernd hemmen, wohl aber den Girondisten und Jacobinern eine schwere Niederlage bereiten können. Jetzt, oder nie, war für ihn der Zeitpunkt gekommen, seine Drohungen auszuführen. Er kam, von einem einzigen Adjutanten begleitet, nach Paris. Doch die Hauptstadt enthielt noch immer ansehnliche constitutionelle oder vielmehr königlich gesinnte Streitkräfte. Mit wenigen schnell zusammen gezogenen und kühn geführten Bataillonen mochte er die Clubs der Jacobiner und Cordeliers sprengen, die gesetzgebende Versammlung einschüchtern. Ohne den Rückhalt der Bayonette konnten seine Worte die Gegner nicht schrecken. Sie mußten dieselben zu neuen, keckeren Schritten drängen. Doch Lafayette war kein Revolutionär. Weder in der Richtung der Republik, noch in derjenigen der Monarchie konnte er jemals zu einer entscheidenden Maßregel greifen. Er war mehr Paraden-, als Schlachten-General, mehr Schwätzer, als Redner, mehr Hofmann, als Staatsmann. Am 28. Juni erschien er inmitten der gesetzgebenden Versammlung und hielt an dieselbe eine donnernde Rede. So lange die Mitglieder fürchteten, den Worten würden die Bayonette auf dem Fuße folgen, waren sie in Angst und Verwirrung. Als sie aber gewahrten, daß weder innerhalb noch außerhalb des Saales dem Generale Truppen zur Seite standen, verlor sich bald die Sorge. An deren Stelle trat der Entschluß, Lafayette nicht Zeit zu lassen, sein Heer gegen Paris zu führen. Lafayette mußte sich während seines kurzen Aufenthalts in Paris überzeugen, daß die traurigste aller Rollen diejenige eines Vertheidigers sei, welcher das Vertrauen seines Clienten nicht besitze. Der alte Groll, welchen Ludwig XVI. und Maria Antoinette dem Marquis von Lafayette widmeten, hatte selbst in ihrer damaligen kummervollen Lage nichts von der früheren Bitterkeit ver-

loren. Der Hof hatte der gesammten Schaar seiner Anhänger ähnliche Gefühle eingehaucht. Lafayette berieth sich, statt selbständig zu handeln, wovon die Folge war, daß er nichts ausrichtete und mit geschwächtem Ansehen und unter der Wucht der unversöhnlichen Feindschaft der Girondisten und Jacobiner Paris verlassen mußte.

Allein auch dann gab er den Gedanken nicht auf, dem Könige Hülfe zu leisten. Er entwarf den Plan einer zweiten Flucht, bei welcher er die Rolle Bouillé's übernehmen wollte. Allein der König hatte in Varennes und auf dem Rückwege nach Paris zuviel gelitten, als daß er das Wagniß einer Flucht noch einmal unternehmen wollte. Die Königin setzte mehr Vertrauen in die österreichischen und preußischen Generale, als in Lafayette. Sie wollte nicht fliehen, sondern mit Hülfe fremder Söldner in Paris bleiben und herrschen. So wenig hatten die Scenen des 20. Juni dem Könige und der Königin die Augen über ihre Lage geöffnet!

Der schlagendste Beweis dafür, daß die Kundgebung des 20. Juni eine durchaus verfehlte war, liegt in der Thatsache, daß sie, ungeachtet sie vollständig gelang, den Mißständen, welchen sie entgegenwirken wollte, kein Ende bereitete, vielmehr dieselben nur vergrößerte. Das Volk war ohne Widerstand in die Tuilerien gedrungen, hatte dem Könige seine Unmacht anschaulich gemacht, allein dieser gab darum doch seine Zustimmung nicht zu dem Decrete gegen die Geistlichen, die Emigranten und in Betreff des Lagers von 20,000 Mann in der Nähe von Paris. Ludwig XVI. veränderte nicht einmal sein Ministerium. Im Gegentheil wurde Petion, der Maire von Paris, durch das Directorium des Departements von seinem Amte suspendirt. Der König bestätigte diesen Beschluß. Doch die gesetzgebende Versammlung setzte den Maire wieder in sein Amt ein (13. Juli). Im Departement der Ardeche brach eine absolutistische Verschwörung aus. Die verbündeten Mächte beschleunigten den Marsch ihrer Heere gegen die Gränzen Frankreich's. Die Königin bezeichnete auf einer Landkarte das Vorrücken derselben und zählte darauf, daß in wenigen Wochen die fremden Truppen in Paris eingerückt sein und den Thron ihres Gatten durch ihre Bayonette sicher gestellt haben würden.

Der Streit in Betreff des Lagers von 20,000 Mann dauerte fort. Der König verweigerte demselben seine Bestätigung. Die Folge davon war, daß die Departemente der Mündungen der Rhonne, der Gironde und Herault zuerst und dann mehrere andere den Beschluß der gesetzgebenden Versammlung vollzogen, ohne die königliche Genehmigung abzuwarten. Sie sandten ihre feurigsten Republikaner, in Bataillonen zusammengeschaart, nach Paris. Der König mußte dann diese, wie so viele andere vollendete Thatsachen, anerkennen, indem er den Beschluß der gesetzgebenden Versammlung gut hieß, dem zufolge diese Truppen nach Paris kommen und an der bevorstehenden Feier des 14. Juli Theil nehmen sollten.

§ 12. Der 10. August und die September-Schlächtereien.

Unter düsteren Anzeichen wurde 1792 der Jahrestag des 14. Juli gefeiert. Doch ging er ohne erhebliche Störungen vorüber. Die Vorbereitungen zu dem großen Schlage, den die republikanische Partei beabsichtigte, waren noch nicht vollendet. Der Hof fing von Neuem an zu hoffen. Er verließ sich auf seine geheimen Einverständnisse mit Danton und den auswärtigen Mächten.

Wenige Tage darauf, am 25. Juli 1792 erließ der Herzog von Braunschweig, als Oberbefehlshaber der deutschen Heere, sein berühmtes Manifest. Die Wahl, welche der deutsche Kaiser und der König von Preußen getroffen, indem sie diesen alten Feldherrn an

die Spitze ihrer Heere gestellt hatten, war aus vielen Gründen eine sehr unglückliche. Der Herzog war weder ein gewöhnlicher Haudegen, welcher bereit gewesen wäre, die Befehle seiner Vorgesetzten blindlings in Ausführung zu bringen, noch ein wüthender Gegner der Revolution, welcher als solcher an dem Kriege wider dieselbe innerliche Freude gehabt hätte. Die Constitutionellen Frankreich's hatten zur Zeit, da Narbonne Kriegsminister war und Frau von Stael und Lafayette noch eine Rolle zu Paris spielten, geheime Unterhandlungen mit dem Herzoge gepflogen, und diesem sogar durch den Herrn von Cüstine Aussichten auf den französischen Thron gegeben (Januar 1791). Der Herzog hatte sich diese Eröffnungen überlegt, später zwar abgelehnt, doch nicht rasch genug, um jeden Zweifel in Betreff seiner Gesinnungen zu entfernen. Jetzt sollte er die deutschen Heere wider die Nation führen, welche ihm so glänzende Anerbietungen hatte machen lassen. Er ging sehr bedächtig zu Werke, bedächtiger, als die äußerste Vorsicht erheischte und als die Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse gebot. Der König von Preußen und der österreichische Hof drängten vergebens den zögernden Feldherrn. Dieser mußte, so sehr er widerstrebte, das ihm vorgeschriebene Manifest unterzeichnen. In demselben erklärten die fremden Mächte, daß sie dem Könige von Frankreich die erforderliche Sicherheit verschaffen wollten, ohne Gefahr oder Hinderniß, solche Versammlungen zu berufen, als er für zweckmäßig erachten möge, daß alle Nationalgarden, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen, als Rebellen und Störenfriede bestraft werden sollten, daß die Bewohner der Städte und Dörfer, welche die Waffen gegen die kaiserlichen und königlichen Truppen tragen, nach der Strenge des Kriegsgesetzes gestraft und daß deren Häuser zerstört und verbrannt werden sollten. Die fremden Mächte machten die Stadt Paris und alle Bewohner derselben, insbesondere alle Mitglieder der National-Versammlung, des Departements, des Bezirks, der Gemeindebehörde und der Nationalgarde, alle obrigkeitlichen Personen und Angehörigen derselben persönlich für die Sicherheit des Königs, der Königin und der königlichen Familie verantwortlich und bedrohten für den Fall eines Angriffes auf die Tuilerien Paris mit militairischer Execution und vollständiger Plünderung und die „Rebellen" mit „verdienter Strafe." Sie erklärten ferner, daß sie keine Gesetze Frankreich's anerkennen würden, welche der König nicht im Vollgenusse seiner Freiheit erlassen haben sollte, und legten im Voraus Verwahrung gegen alle Erklärungen des Königs ein, so lange nicht dieser, die Königin und die königliche Familie sich in voller Freiheit befänden.

Dieses von Coblenz, den 25. Juli datirte Manifest wurde am 28. Juli in allen royalistischen Zeitungen der Stadt Paris veröffentlicht und rief natürlich die furchtbarste Entrüstung hervor. Zwar verleugnete es Ludwig XVI. Allein es steht geschichtlich fest, daß dasselbe niemals erlassen worden wäre, falls die geheimen Sendlinge des Königs nicht seit Jahren im Geiste desselben die auswärtigen Mächte aufgestachelt hätten. Der Herr von Calonne, der Marquis von Limon, die Brüder des Königs und die gesammte Emigration fanden darin den Ausdruck ihrer Wünsche und Bestrebungen. Die Königin verhehlte gar nicht die Freude, welche sie darüber empfand und der König hatte seit zwei Jahren immer so gehandelt, daß die ganze Welt annehmen mußte, er betrachte sich selbst nicht als frei und fähig, nach eigenem Ermessen seine Entschlüsse zu fassen.

Das natürliche Gefühl aller kräftigen Franzosen wurde durch das drohende Manifest geradezu herausgefordert, dasjenige zu thun, was ihnen durch dasselbe bei schwerer Strafe verboten wurde. Durch nichts konnten die Tuilerien mehr gefährdet werden, als durch die Strafen, welche die fremden Mächte auf einen Angriff gegen dieses königliche Schloß gesetzt hatten. In der That wurde derselbe unmittelbar nach Bekanntwerden dieses Mani-

festes beschlossen und vorbereitet. Immer allgemeiner wurde die Ueberzeugung: die Freiheit ist verloren, wenn wir dem Hofe die Zeit lassen, sie zu erdrücken.

Girondisten und Jacobiner waren gleichmäßig entrüstet über den frechen Ton, den die auswärtigen Despoten Frankreich und der Revolution gegenüber anzustimmen gewagt hatten. Die gleiche Gefahr, womit sie sich persönlich und die von ihnen vertretene Sache bedroht sahen, drängte sie zu vereinigter Anstrengung, um dieselbe abzuwehren. Petion, der Maire von Paris, unter dessen Befehlen die National-Garde stand, wurde leicht gewonnen, die Rolle, welche er am 20. Juni übernommen hatte, noch einmal zu spielen. Am Tage nach der Bekanntwerdung des Manifestes (29. Juli) trafen die Marseiller zu Charenton in der nächsten Nähe von Paris ein. Sie waren bestimmt, den Kern der gegen die Tuilerien gerichteten Angriffscolonne zu bilden. Noch in derselben Nacht trafen die Führer der Partei der thatkräftigen Revolutionäre: Danton, Marat, Camille Desmoulins, Santerre, Fabre d'Eglantine, Barbaroux und andere Männer in einem einsam gelegenen Hause jenes Dorfes zusammen, und entwarfen den Plan des Angriffs. Doch konnte dieser nicht so schnell ausgeführt werden, als damals verabredet worden war. Der Hof gewann Zeit zu Gegenvorbereitungen. Herr von Mandat, welcher am 9. August den Oberbefehl über die National-Garde von Paris führte, schickte sechzehn Bataillone nach den Tuilerien, um diese zu schützen. Sechshundert Gensdarmen zu Pferde stellten sich im Hofe des Louvre auf. Zwölf Stücke Geschütz deckten das Schloß. Im Innern desselben standen die Schweizer des Königs. Ihnen zur Seite eine Anzahl Adeliger und Pensionäre, welche theils ihre Gesinnung, theils der Sold, welchen sie zogen, zum Schutze des Königs nach dessen Schlosse trieb. Im Ganzen betrug die Besatzung der Tuilerien beiläufig vier- bis fünftausend Mann, von welchen übrigens ein großer Theil nur zum Scheine auf der Seite des Königs, der Gesinnung nach auf derjenigen des Volkes stand.

Die beiden ersten Schläge, welche dem Angriffe auf die Tuilerien vorhergingen, die Verdrängung der zweifelhaften Stadtbehörde durch eine neue, entschieden revolutionäre und die Ermordung des Herrn von Mandat, des Oberbefehlshabers der Nationalgarde, deuteten an, daß diesesmal eine weit tiefer greifende und blutigere Kundgebung beabsichtigt werde, als am 20. Juni.

Während der ganzen Nacht vom 9. auf den 10. August riefen die Sturmglocken von Paris das Volk zum Kampfe. Doch erst nach Sonnenaufgang bildeten sich in den Vorstädten Saint-Antoine und Saint-Marceau ansehnliche Massen, welche gegen das Louvre und den Pont-Royal zudrängten. Westermann, ein junger Elsäßer, damals ohne Namen und Geltung bemächtigte sich des Commando's und führte das Volk gegen die Tuilerien. Bis zu diesem Punkte hatte es der König kommen lassen, als er sich plötzlich auf den Rath der Mitglieder des Departements und namentlich des Herrn Röderer entschloß, im Schooße der gesetzgebenden Versammlung für sich und die Seinigen Zuflucht zu suchen. Dort fand er dieselbe in der Loge des Schnellschreibers. Dort nahm er sein Frühstück ein und hörte den Verhandlungen der Versammlung zu, während der Kampf in den Tuilerien wüthete und die von ihrem Haupte verlassenen Vertheidiger der Krone für ihn ihr Herzblut verspritzten.

Die Hoffnung, die Besatzung der Tuilerien werde den Angriff zurückschlagen und die zweite, die gesetzgebende Versammlung werde sich seiner annehmen, verließ den König nicht inmitten seiner unglückseligen Lage. Hätte er im Sinne und Geiste der einen, oder der anderen gehandelt, wäre für ihn vielleicht Rettung gewesen. Da er aber unsicher zwischen der einen und der anderen hin und her schwankte, da er weder die Vertheidigung der Tuilerien mit Muth und Entschlossenheit leitete, noch den guten Willen der gesetzgebenden

Versammlung durch entsprechende Zugeständnisse zu gewinnen verstand, fiel er als Opfer seiner Zaghaftigkeit ruhmlos und elend.

Ludwig XVI. that ohne Zweifel wohl, dem Sturme zu weichen, sich und seine Familie in Sicherheit zu bringen, bevor der Kampf begann. Selbst ein tapferer und kriegerischer König hätte die Tuilerien gegen die andrängenden Massen auf die Dauer schwerlich behaupten können. Allein ein Mann von Ehre und Schicklichkeitsgefühl, geschweige denn von Menschenliebe und Dankbarkeit, durfte in einem solchen Augenblicke sein Loos nicht trennen von demjenigen seiner großmüthigen und opferbereiten Anhänger. De Launay hatte vor Uebergabe der Bastille eine Capitulation abgeschlossen. Warum machte Ludwig XVI. nicht einmal den Versuch, durch einen ähnlichen Act seine letzten Freunde zu retten? Wir wollen dem unglücklichen Könige das menschliche Gefühl nicht absprechen. In der That fragte er im Augenblicke, als er die Schwelle der Tuilerien verließ: „aber was wird aus unseren Freunden werden, welche da oben bleiben?" Diese Frage kam zu spät. Sie drückte das natürliche Gefühl für die gefährdeten Freunde in viel zu schwacher Form aus, als daß sie denselben ein Rettungsanker hätte werden können. Seine Lust, zu essen und zu trinken, vergaß der König nicht zur Stunde seiner gewöhnlichen Mahlzeit. Für seine Freunde hatte er im entscheidenden Augenblicke keinen Gedanken und kein Wort. Ein heldenmüthiger König wäre lieber an der Spitze seiner Getreuen inmitten seines letzten Schlosses gefallen, als es ohne Schwertstreich zu räumen. Ein christlicher Dulder hätte den Todesstoß lieber umgeben von seinen Anhängern, als fern von denselben empfangen. Ein Märtyrer hätte sich selbst geopfert, um das bedrohte Leben der Seinigen zu retten. Doch Ludwig XVI. war weder Held, noch Christ, noch Märtyrer. Er war zwar nicht feig, aber unfähig zu handeln. Er besaß von dem Christenthume nur die römisch-katholische Schablone. Er war kein Märtyrer, sondern ein von einer Schwäche zu der anderen wankender Mensch, dessen einzige Kraft eine an Stumpfsinn gränzende Geduld war.

Marie Antoinette hatte in ihren glücklichen Tagen schwerer gefehlt, als ihr Gatte. Allein im Unglücke entfaltete sie einen Muth, eine Würde und eine Innigkeit der Liebe für ihren Gatten, welche ihr das Mitgefühl der Nachwelt sichert. Sie hätte, wenn ihr Wort den Ausschlag gegeben, die Tuilerien nicht ohne Kampf verlassen, die Freunde im entscheidenden Augenblicke der Rache grimmiger Gegner nicht schutzlos preisgegeben. Sie ertrug ihr Schicksal nicht mit Stumpfsinn, sondern mit den bewegten Gefühlen, freilich nicht einer Patriotin oder Freundin der Freiheit, wohl aber mit denjenigen einer zärtlich liebenden Gattin, Schwester und Mutter und mit dem vollen Bewußtsein einer Fürstentochter, welche bessere Tage gesehen hatte, und auf solche noch hoffte.

Selbst die Schwester des Königs, die Prinzessin Elisabeth flößt uns Achtung und Mitgefühl ein. Sie betete, während der König aß und trank. Ihre Gedanken und Wünsche beschränkten sich nicht auf das eigene „Ich." Sie vergaß dieses im Vollgefühle des Schmerzes über das Schicksal der Ihrigen. Der Prinzessin Elisabeth kann der unparteiische Geschichtsforscher keinen Vorwurf daraus machen, daß ihr der Bruder und König näher stand, als eine Revolution, die sie nicht begriff, und ein Volk, das sie nicht kannte. Ludwig XVI. aber hätte seine Zeit verstehen müssen, wenn er seinen Thron behaupten wollte. Pfaffen und Aristokraten hatten sein Gemüth von Jugend auf für die Stimme der Freiheit und der Natur unempfänglich gemacht. Sie hatten die von der Geburt an schwachen Gefühle seiner Brust künstlich abgestumpft. Der Stumpfsinn des Königs war es, welcher entmuthigend auf dessen Anhänger und erbitternd auf dessen Gegner wirkte. Für Weib und Kinder hat auch das Thier Gefühl. Es vertheidigt sie mit Zahn und

Klaue. Daß Ludwig XVI. nicht in dieser, wie in jeder anderen Beziehung stumpf war, gereicht ihm nicht zur Ehre, sondern spricht ihn nur von dem Vorwurfe viehischer Gefühllosigkeit frei, welcher ihm allerdings mit Unrecht gemacht wurde.

Ludwig XVI. hatte das Bild und die Geschichte Karl's I. von England stets vor Augen. Er konnte, so sehr er sich bemühte, dessen Schicksale nicht entgehen, er verirrte sich im Labyrinthe der Revolution. Er wurde vom Minotauren aufgezehrt, weil er weder die Keule des Theseus, noch die Liebe, noch den Faden einer Ariadne, mit anderen Worten, weder die Kraft des Helden, noch die Liebe des Menschenfreundes, noch die Weisheit der Philosophen besaß. Jede einzelne dieser drei Eigenschaften hätte ihn retten können. Da er aber alle drei entbehrte, mußte er untergehen.

Wie in der ersten Hälfte Juli's und in den ersten Tagen Octobers 1789 hatte Ludwig XVI. alles zum Kampfe vorbereitet. Wie damals gab er denselben auf, ohne ihn zu wagen. Es ist ein wahres Sprichwort: si vis pacem, para bellum, (wenn Du den Frieden willst, rüste Dich zum Kriege)! Allein wer nach erfolgter Rüstung dem angebotenen und unvermeidlich gewordenen Kampfe ausweicht, hätte besser gethan, sich nicht zu rüsten, sondern abzudanken, bevor die Leidenschaften auf's Aeußerste gesteigert waren. Hätte Ludwig XVI. dieses gethan, so hätte er sich wenigstens mit den Seinigen noch in Ehren zurückziehen können. Allein er besaß nicht einmal die zur Abdankung oder die zu einer Capitulation erforderliche Kraft.

Kaum hatte Ludwig XVI. für sich und seine Familie im Schooße der gesetzgebenden Versammlung eine Zuflucht gefunden, so begann der Kampf vor und in den Tuilerien. Der größere Theil der Truppen, auf welche der König gezählt hatte, die Nationalgarde und die Gensdarmerie, ging zum Volke über. Die Schweizer und die wenig geordneten und schlecht bewaffneten Adeligen kämpften mehr um ihr Leben und für ihre Waffenehre, als für Ludwig XVI. und das Königthum. Einmal machten die Schweizer sogar einen glücklichen Ausfall und trieben die ihnen gegenüberstehenden Massen zurück. Diese waren übrigens zu groß, als daß ein dauernder Sieg möglich gewesen wäre. Der König schickte den Schweizern den Befehl, sich zu ihm in das Reithaus (Manège) zu begeben, in welchem die gesetzgebende Versammlung ihre Sitzungen hielt. Diejenigen, welche nicht unterwegs ihr Leben verloren, fanden dort Sicherheit. Eine Zeit lang schien aber selbst die Halle der Gesetzgeber Frankreich's gefährdet.

Der Sieg des Volkes über das Königthum war entscheidend; die Niederlage des Thrones vollständig. Allein den Triumph der Revolution trübten viele dunkle Flecken. Am 10. August trat zuerst jener unversöhnliche Haß gegen das Königthum, welcher später noch so furchtbare Gräuelthaten in seinem Gefolge hatte, unverschleiert und massenhaft zu Tage. Die Eroberer der Tuilerien bekämpften nicht blos die ihnen mit den Waffen in der Hand gegenüberstehenden Feinde, sie tödteten auch waffenlose Gefangene und Leute, welche an dem Kampfe gar keinen Theil genommen hatten. Das Schlachten dauerte fort, nachdem der Kampf längst vorüber war. Einzelne Opfer fielen selbst noch am 11. und 12. August. Wohl fehlte es nicht an herzerhebenden Beweisen von Großmuth und Milde. Doch diese bildeten die Ausnahme. Die Regel war geworden: Haß und Blutdurst. Früher, selbst noch am 20. Juni war es anders gewesen. So trieben die Fehler des Hofes die Nation dem Abgrunde, welcher alles, selbst die Revolution verschlingen sollte, immer näher zu.

Die gesetzgebende Versammlung, welche zwischen Verfassung und Revolution, zwischen Monarchie und Republik in ähnlicher Weise geschwankt hatte, als Ludwig XVI. zwischen Absolutismus und Constitution hatte ein ähnliches Schicksal, wie der König. Sie nahm

Theil an den Demüthigungen der Krone, welche sie weder die Kraft gehabt hatte, zu zerbrechen, noch zu befestigen. Die neue Gemeindebehörde von Paris hatte die Eroberung der Tuilerien geleitet, sie war die Siegerin: Ihr fiel die Herrschaft zu. Der gesetzgebenden Versammlung blieb keine andere Wahl, als entweder mit dem Könige unterzugehen, oder die Befehle der Sieger in den Schleier des Gesetzes zu hüllen. Sie faßte folgende Beschlüsse:

„Das französische Volk wird aufgefordert, einen National-Convent zu bilden.

Das Haupt der Executivgewalt ist provisorisch seiner Verrichtungen enthoben; ein Decret wird im Laufe des Tages in Betreff der Ernennung eines Gouverneurs des königlichen Prinzen vorgelegt werden.

Die Bezahlung der Civilliste hört für's erste auf; der König und seine Familie werden im Gebäude des gesetzgebenden Körpers verbleiben, bis die Ruhe in Paris wieder hergestellt sein wird; das Departement wird das Luxemburg zu seiner Wohnung herrichten lassen unter dem Schutze der Bürger."

Diese Beschlüsse genügten den Siegern nicht. Sie stellten das gesunkene Ansehen der gesetzgebenden Versammlung nicht wieder her, vielmehr schwächten sie dasselbe in noch höherem Grade, indem der König nicht nach dem Luxemburg, sondern nach dem Gefängnisse des Tempels gebracht wurde. Der Gouverneur des königlichen Prinzen wurde nicht ernannt. An dessen Stelle erhielt das unglückliche Kind nur zu bald einen Handwerker zum Lehrmeister.

Die gesetzgebende Versammlung war immer einen Schritt hinter den Erfordernissen der Zeit zurückgeblieben. Hätte sie, statt den König zu suspendiren, das Königthum abgeschafft und eine republikanische Regierung eingesetzt, so wäre sie in der öffentlichen Meinung gestiegen und hätte die wieder gewonnene Macht im Interesse der öffentlichen Sicherheit, welche auch dem Könige zu statten gekommen wäre, geltend machen können.

Dieselbe Halbheit, welche die gesetzgebende Versammlung dem alten Königthum gegenüber verrieth, bekundete sie auch bei der Errichtung der neuen Regierung. Die drei von dem Könige entlassenen girondistischen Minister: Roland, Claviere und Servan wurden in ihre Stellen wieder eingesetzt. Monge erhielt das Ministerium der Marine, Lebrün die auswärtigen Angelegenheiten, Grouvelle wurde Secretär des Ministerrathes, Danton Justizminister. Dieser eine besaß Macht, denn die neue Gemeindebehörde von Paris stand ihm zur Verfügung. Die Girondisten, welche den Zahlen zu große und den Thatsachen zu geringe Bedeutung beimaßen, glaubten Macht zu besitzen, weil sie vier Stimmen (diejenigen der drei wieder hergestellten Minister und Lebrün's) im Ministerrathe hatten. Doch in revolutionären Zeiten werden die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen. Die Stimme Danton's wog schwerer, als diejenigen aller übrigen Minister zusammen genommen. Die Girondisten waren im Schooße des neuen Ministeriums ganz eben so verrathen und verkauft, wie früher in dem alten, nur mit dem Unterschiede, daß früher Dümouriez sie dem Königthume preisgegeben hatte, während Danton sie jetzt dem Terrorismus zum Opfer brachte. Zu spät erkannten sie, daß das veraltete Königthum für sie, wie für die Nation und die Freiheit minder gefährlich war, als der im Schooße der Verzweiflung neu geborene Schrecken.

Die Commüne von Paris schrieb der gesetzgebenden Versammlung die Beschlüsse, welche diese fassen sollte, vor. Vergebens weigerten sich einige wenige Mitglieder, das ihnen auferlegte Joch geduldig zu tragen. Die Mehrzahl fügte sich. Der größere Theil Frankreich's empfing mit Beifallsjauchzen die Nachricht von den Vorfällen des 10. August. Selbst das Heer, welches anfangs schwierig zu werden schien, schloß sich der neuen Ordnung der Dinge mit Freudigkeit an. Dümouriez übernahm das Commando desselben. Revo-

lutionäre Commissäre hauchten den Soldaten schnell den Geist der Revolution und der Republik ein. Lafayette floh mit seinem Generalstabe, wurde von den Oesterreichern gefangen genommen und viele Jahre lang von einem Kerker zum andern geschleppt.

Danton bereitete im Bunde mit der Commüne von Paris einen großen Staatsstreich vor. Die Commüne verlangte die Errichtung eines Kriegsgerichts, welche die Feinde des Volkes und die Mitschuldigen des Hofes summarisch richten sollte. Die gesetzgebende Versammlung vollzog den ihr gegebenen Befehl. Sie mußte ferner beschließen, daß die in Orleans verwahrten Staatsgefangenen nach Paris gebracht werden sollten. In der Sitzung vom 29. August verlangte Danton von der gesetzgebenden Versammlung die Ermächtigung, die Häuser der Bewohner von Paris durchsuchen zu dürfen. Sie wurde gewährt und von derselben der ausgedehnteste Gebrauch gemacht. Fünftausend Verdächtige wurden in einer Nacht aufgegriffen. Die Hälfte erhielt ihre Freiheit wieder. Die andere Hälfte vermehrte die Zahl der Opfer des Septembers. Am 2. dieses Monats begannen die von der Commüne vorbereiteten Schlächtereien. Um drei Uhr Nachmittags fuhren fünf Wagen voll von Priestern von dem Gefängniß-Depot der Vorstadt Saint-Germain nach dem Gefängnisse der Abtei. Angestellte Mörder überfielen dieselben unterwegs, tödteten die meisten und schleppten die anderen in das Gefängniß. Es war dieses nur ein Vorspiel zu dem furchtbaren Trauerspiel, welches fast gleichzeitig in allen Gefängnissen von Paris begann. In der Abtei wurden die Gefangenen nach den Listen vor ein s. g. Gericht gefordert und zum Tode verurtheilt. Wenn es hieß: "à la force," d. h. zum Gefängnisse la force, so war es das Todeszeichen. Die Wenigen, welche dem Tode entgingen, wurden durch die Worte freigesprochen: „Man setze den Herrn in Freiheit." Hundert und sechzig Menschenleben fielen in der Abtei. Darunter waren die meisten Schweizer Officiere und Soldaten und einige Leibgardisten des Königs, Herr von Montmartin, früher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Sombreuil, Gouverneur der Invaliden, mehrere Bischöfe und die Herzogin von Lamballe. Die letztere sollte gerettet werden. Schon war sie auf dem Wege zur Pforte des Gefängnisses, als ein betrunkener Perrückenmachergeselle (Charlot) die Unglückliche muthwilligerweise verwundete. Die angestellten Mörder sahen darin ein Zeichen, daß sie dem Tode verfallen sei, und stürzten sich auf sie mit Knütteln, Säbeln und Picken. Charlot hieb ihr den Kopf ab, mit welchem später noch der König im Tempel erschreckt wurde. Aehnliche Mordscenen fanden in den Gefängnissen des Chatelet, der Conciergerie, des Bicetre, der Salpetrière und im Kloster der Bernhardiner Statt. In toller Wuth wurden nicht blos die dem Tode von den Führern geweihten Opfer, sondern auch unglückliche Kranke, Schuldgefangene und Leute ermordet, welche wegen leichter Vergehungen gefangen saßen und deren Tod nur den Leichtsinn, mit welchem die Mörder verfuhren, zu Tage brachten. Aehnliche Mordscenen fielen zu Orleans, Lyon, Meaux, Rheims und Versailles vor. Die Zahl der Opfer wird verschieden angegeben. Die Einen schätzten dieselben auf zehntausend, die Anderen nur auf zwei- oder dreitausend.

Danton vereitelte alle Versuche, welche von verschiedenen Seiten gemacht wurden, dem Gemetzel Einhalt zu thun. Er dankte den Mördern nicht in seiner Eigenschaft als Justizminister, wohl aber in derjenigen als Revolutionsminister.

Vergebens forderte Roland schon am 3. September in einem sehr energischen Schreiben die gesetzgebende Versammlung auf, Schritte zur Wiederherstellung der Ordnung zu thun. Die Versammlung zollte demselben lauten Beifall, beschloß den Druck und die Absendung desselben an die Departemente. Die Gesetzgeber Frankreich's sandten Redner ab, um die Mörderbanden abzumahnen. Banditen werden durch Reden nicht im Zaum

gehalten. Umsonst bot Roland die Nationalgarde auf. Ein Blutbad wird nur durch die Gewalt erdrückt. Diese fehlte den Girondisten. Sie hatten nur die Verantwortlichkeit für ihre Ministerstellen, nicht die Macht, welche mit denselben verbunden sein sollte.

Sie hatten keine Ahnung von dem Complotte, welches in ihrer nächsten Nähe unter Mitwirkung eines ihrer Amtsgenossen geschmiedet worden war. Die September-Schlächtereien trafen sie durchaus unvorbereitet. Roland bot jeder persönlichen Gefahr mit dem größten Muthe Trotz. Allein er vermochte nicht, dem Schlachten Einhalt zu thun, noch weniger demselben vorzubeugen.

Die einzige Entschuldigung, welche sich für die Gräuelthaten des Septembers 1792 und der späteren Zeit vorbringen läßt, ist die auf's Aeußerste gebrachte Spannung der Gemüther, welche denselben nicht erlaubte, die Lage der Dinge und die zur Rettung des angegriffenen Vaterlandes und der bedrohten Freiheit erforderlichen Mittel richtig zu würdigen. Die Gefahr war dringend. Sie hatte sich in zehnfacher Größe in dem Geiste der französischen Nation abgespiegelt. Seit dem Monate Mai 1789 hatten Hoffnungen und Befürchtungen so oft und so plötzlich gewechselt, daß am Ende die natürliche Berechnung der Zukunft fast ganz außer Frage stand, die gewöhnlichen Mittel die Wirkung versagten und nur das Außerordentliche noch Hülfe zu versprechen schien.

Die eine Hälfte der Schuld fällt auf diejenigen Menschen, welche wissentlich oder unwissentlich die Revolution auf ihren Gipfelpunkt trieben. Seit dem Jahre 1789 ging die ultra-royalistische Partei, namentlich die Anhänger und Freunde des Grafen von Artois, darauf aus, die Revolution dadurch zu Grunde zu richten, daß sie dieselbe zu den heftigsten Uebertreibungen drängten. Jene Leute, die im Schooße der National-Versammlung jede Maßregel, welche ihnen übertrieben schien, mit teuflischem Lachen aufnahmen, welche sich massenhaft der Abstimmung enthielten, um den Beschlüssen der Versammlung das Ansehen zu entziehen, welches dieselben haben mußten, so lange sie das Resultat verfassungsmäßiger Berathungen waren, jene Minister, welche dem Könige riethen, an dem Buchstaben der Verfassung festzuhalten, um den Geist derselben tödten zu können, welche die Volksmänner bestachen, um mit deren Hülfe die Verfassung zu stürzen, jene Emigranten, welche im Augenblicke der Gefahr das Vaterland verließen, um ganz Europa gegen dasselbe in Waffen zu bringen, jene Geistlichen, welche von der Kanzel herab und im Beichtstuhle das Volk gegen die Verfassung aufhetzten, jene Spießbürger, welche auf dem Marsfelde friedliche Bürger massenhaft niederschossen, um dieselben abzuhalten, eine Petition zu Gunsten der Republik zu unterzeichnen, jene Königin, welche von Tag zu Tag das Vorrücken fremder Heere auf der Landkarte bezeichnete und von diesem allein sich Rettung versprach, ein König endlich, welcher seit Jahren Zugeständnisse machte und Eide leistete, blos um dieselben mit einem gewissen Scheine Rechtens brechen zu können, — diese waren die Urheber der unseligen Stimmung, aus welcher die Schreckenszeit hervorging und theilen folgeweise die Schuld derselben.

Aehnliche Vorwürfe lassen sich den Hugenotten des sechzehnten Jahrhunderts nicht machen und daher stehen den Mördern der Bartholomäusnacht die Entschuldigungsgründe nicht zur Seite, welche das Urtheil über die Terroristen des achtzehnten Jahrhunderts mildern. Alle diese Betrachtungen können übrigens das strenge Urtheil über die Septembermörder nicht umstoßen.

Mehr als sechs und sechzig Jahre sind vergangen seit jenen Tagen und noch kann kein fühlender Mensch die Berichte über dieselben lesen, ohne von Entrüstung, Abscheu und Eckel gegen die rohen Mörder und deren staatskluge Anstifter erfüllt zu werden. Das Gefühl, welches früher auf der Seite der Revolution stand und dem Königthume, der Aristokratie

und dem Pfaffenthume den Untergang wünschte, wendet sich unwillkürlich den Schlachtopfern zu und gegen deren Henker. Wie viel furchtbarer mußten diese Gräuelthaten auf die Mitwelt wirken! Wie viele Millionen begeisterter Anhänger der Revolution wurden durch diesen einen Schlag plötzlich aus Freunden in Gegner der Revolution verwandelt! Für jeden Aristokraten und Pfaffen, welche die September-Schlächter tödteten, erwuchsen der gesammten Aristokratie und dem ganzen Pfaffenthum aus Mitgefühl hundert Freunde und starben der Revolution aus Widerwillen hundert Anhänger ab. Die unter der Herrschaft des Schreckens stehenden Franzosen brauchten einige Zeit, bevor sie Kenntniß von dem ganzen Umfange und dem eigentlichen Charakter der September-Schlächtereien erhielten, auch bedurfte es in jenen sturmbewegten Tagen einiger Muße, bevor sich ein ruhiges und sicheres Urtheil im Schooße der Nation feststellte. Der Höhepunkt des Schreckens war im September 1792 noch nicht erreicht. Die Nation mußte in fortwährender Aufregung erhalten werden, um sie nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Doch der Schrecken, wie jede andere Regung des Gemüthes, kann nicht allzu lange gesteigert werden. Vor Ablauf von zwei Jahren thaten sich die Früchte der Schreckenszeit kund. Von den tausend Blüthen der Freiheit, welche in den Jahren 1789 bis Mitte 1792 zu keimen begonnen hatten, waren die meisten vollständig zerstört.

Mit welchem Rechte könnten wir den Schlächtereien eines Hainau, Prinzen von Preußen und Radetzky den Stab brechen, wenn wir nicht den größeren Marat's und Danton's zuvor den Stab gebrochen hätten? Die Waage der Geschichte muß die Verbrechen aller Parteien mit gleichem Gewichte, mit dem allein untrüglichen reiner Menschlichkeit wiegen. Wer ein Gewicht für die Partei des Fortschritts und ein anderes für diejenige des Rückschritts hat, wer jener das Verbrechen erlaubt, dieser verbietet, wer meint, durch massenhafte Schlächtereien könne ein anderer Fortschritt beschleunigt werden, als derjenige zum Rande des Abgrundes, kennt die Geschichte nicht und deren ewige Gesetze.

Etwas Anderes ist es, einen drohenden Feind mit ehrlichen Waffen, oder selbst ein gekröntes Ungeheuer mit dem Dolche in der Hand zu bekämpfen, als einen niedergeworfenen und gefangenen Gegner kalten Blutes im Kerker oder auf dem Wege von einem Gefängnisse zum andern abzuschlachten.

Worin besteht denn der Unterschied zwischen der Bartholomäusnacht des Jahres 1572 und den September-Schlächtereien des Jahres 1792? etwa darin, daß im sechzehnten Jahrhundert ein König die Loosung des Mordes gab, und im achtzehnten ein Bürger? oder darin, daß früher Hugenotten, später Katholiken als Opfer fielen, daß dort religiöser, hier politischer Fanatismus die Mordwaffe zückte?

In der Waagschaale der Geschichte fällt das Recht auf das Leben gleich schwer, ob der Mensch diesen, oder jenen Glauben hege. Der Geschichtschreiber hat, wenn es sich um Fragen des ewigen Rechtes handelt, nur einen Maßstab für König und Bettler. Er verdammt mit gleicher Entschiedenheit jede Schlächterei, sie möge ihren Vorwand in religiösen oder politischen Dogmen suchen.

Die Heldenthaten der Freiheitskämpfer der Jahre 1789 bis Mitte 1792 reichen kaum hin, die Schandthaten der Bartholomäusnacht 1572 auszugleichen. Im Laufe von sechs und sechzig Jahren hat die französische Nation die Scharte noch nicht ausgewetzt, die sie sich selbst im September 1792 schlug. Sie hat noch eine große Schuld an die Menschheit zu zahlen, bevor die Rechnung zu ihren Gunsten abgeschlossen ist. Hoffen wir, daß sie sich dessen bei dem bevorstehenden Freiheitskampfe bewußt sein werde!

Manche behaupten wohl, die Revolution wäre ohne die blutigen Maßregeln des Septembers zu Grunde gegangen. Allein wurde sie denn in der That durch dieselben

gerettet? Erlag sie denn nicht umgekehrt in deren Folge? Nicht die Revolution, nicht die Sache der Freiheit, des Rechtes und der Menschlichkeit feierte Siege nach dem 2. September 1792, sondern zuerst der französische Terrorismus und dann der französische Despotismus gegen den ausländischen Despotismus. Die Errungenschaften des Volkes wurden nach dem 2. September 1792 nicht vermehrt, im Gegentheile gingen viele derselben wieder unter. Die Freiheit der Presse, die Unabhängigkeit der Gerichte, die Freiheit der Versammlung verloren sich, eine nach der anderen. Drückende Abgaben, Staatsschulden, Staatsbankerott, Wiederherstellung des Adels, des Pfaffenthums und der Monarchie, folgten in raschen Schritten aufeinander. War etwa dieses das Ziel der Revolution gewesen? Wenn nicht, so ist es augenscheinlich, daß die September-Schlächtereien und alle Blutbäder, welche in gleichem Geiste Frankreich's Boden besudelten, die Revolution in unserem Sinne des Wortes nicht retteten, sondern zu Grunde richteten. Ob dieselbe durch andere, minder blutige Mittel hätte gerettet werden können, mag dahin gestellt bleiben, soviel ist jedenfalls gewiß, daß die Fortsetzung des in den Jahren 1789 bis 1792 so glorreich begonnenen Werkes gewiß nicht um mehr als ein halbes Jahrhundert hinaus geschoben worden wäre, wenn nicht die edelsten Männer und Frauen Frankreich's während der Schreckenszeit ihr Leben und zugleich die Menschheit ihre begabtesten Vorkämpfer verloren hätte. Sehr wahr rief Thüriot in der gesetzgebenden Versammlung aus: „Ich bete die Revolution an! aber ich erkläre, daß, wenn die Revolution nur durch ein Verbrechen triumphiren könnte, ich sie eher untergehen ließe, als daß ich mich besudelte, um sie zu retten.“ —

Es ist eine ewige und unumstößliche Wahrheit: die Sache des Ehrgeizes, der Herrschsucht und der Habgier kann durch unedle Mittel siegreich werden, niemals aber die Sache des Rechtes, der Freiheit und der Menschlichkeit.

Der Gnadenschatz, von welchem katholische Pfaffen faseln, hat nur insofern einen vernünftigen Sinn, als wir demselben den Schatz edler Thaten unterschieben. Jede einzelne derselben vermehrt das Gemeingut der Menschheit, aus welchem der für Wahrheit und Edelmuth empfängliche Nachkomme schöpfen kann, ohne Zuthun eines Geistlichen, ohne Ablaßzettel und Kreuzeszeichen. Auf der anderen Seite häuft sich aber in den Spalten der Geschichte auch ein Schatz von Uebelthaten an, aus welchem große und kleine Verbrecher, gekrönte und ungekrönte Despoten Ermunterung und Sporn zu Verbrechen ziehen. Sehr schön drückt unser Schiller diesen Gedanken in den Worten aus:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Der Sieg der Freiheit, welcher mit Hülfe des Blutdurstes und der Rohheit erzielt wird, ist immer nur scheinbar. Denn die rohen Sieger verdrängen sofort die Freiheit, unter deren Aushängeschilde sie gekämpft und triumphirt haben. Es zeigt sich dann sofort, daß nicht die Sache und nicht die Männer der Freiheit, sondern die Sache und die Männer der Rohheit den Sieg gewannen und in ihrem Geiste ausbeuteten.

So wenig, als die Freiheit, wurde durch die September-Scenen das Vaterland gerettet. Es ist eine vollständig erwiesene Thatsache, daß alle diejenigen Bataillone, welche sich auf dem Marsche zum Heere Ausschweifungen erlaubten, oder in deren Mitte die September-Mörder den Ton angaben, weit entfernt, die Wehrkraft Frankreich's zu stärken, dieselbe schwächten. Dümouriez hielt die wilden Horden fern von seinen zuverlässigen Truppen, damit diese nicht durch den Geist der Unordnung angesteckt würden, welche die September-Mörder in allen Richtungen verbreiteten. Die Geschichte kennt die Generale und die Regimenter, welche an der Schlacht bei Valmy Theil nahmen. Nicht ein Sep-

tember-Mörder fand sich darunter. Die Tapferen, welche die Preußen zurücktrieben, waren entrüstet über die September-Schlächtereien, und machten daraus gar kein Hehl. Von jeher suchten feige Mörder sich den Anschein der Tapferkeit zu geben. Doch nur gegenüber von sehr kurzsichtigen und verblendeten Menschen kann ihnen das gelingen. Die Septembermörder gehörten zu jener Sorte von Kriegern, welche beim ersten Anblick des Feindes davon liefen, über Verrath schrieen und ihre Officiere, welche sie zur Ordnung zurückzuführen suchten, ermordeten.

In den schlaffen Zeiten, welche auf die kurzen Augenblicke großartiger Aufregung folgen, sind jugendliche Gemüther oft zu sehr geneigt, die Thatkraft der Vergangenheit zu preisen. Sie erwägen aber nicht, daß der sittliche Werth jeder That nicht durch die Stärke, sondern durch den innern Charakter derselben bestimmt wird. Nur diejenige That, nur diejenige Kraft, welche aus einem tiefen, sittlichen Gefühl hervorgeht, verdient den Beifall des denkenden Menschen. Nicht darauf, was einen augenblicklichen, sondern was einen nachhaltigen Erfolg herbeiführt, legt die Geschichte großen und dauernden Werth. Es giebt Taschenspieler auch im Gebiete der Politik. Diese mögen den besonnenen Mann auf einen Augenblick stutzig machen, den gedankenlosen Menschen längere Zeit hindurch verwirren. Sie mögen augenblickliche Erfolge gewinnen. Sie bleiben darum doch nur Taschenspieler.

Die Mordscenen des Septembers 1792 waren, vom Standpunkte der Staatsklugheit betrachtet, nichts weiter als Taschenspieler-Kunststücke. Auf der Wage der Sittlichkeit gewogen, erscheinen sie uns aber als haarsträubende Schandthaten, welche sich durch keinerlei Gefahr rechtfertigen, kaum etwas entschuldigen lassen.

Der Geschichtsforscher, welcher die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkungen feststellt, findet in den letzteren keinen Grund, die erstere gut zu heißen. Die Ursache war Blutdurst in Verbindung mit einer sehr flachen Staatsklugheit, die Wirkungen waren Blutbäder mit vorübergehenden Erfolgen für die Anstifter und Förderer der Mordscenen und dauernder Beeinträchtigung der erhabenen Ideen, für deren Verwirklichung das französische Volk seine Revolution begonnen hatte.

Vor Ablauf zweier Jahre hatten alle Hauptanstifter und die meisten Förderer der September-Schlächtereien ihre Verbrechen gegen die Menschlichkeit mit dem Leben gebüßt. Schwerlich würden sie selbst ihre Thaten klug genannt haben, gewiß würden sie vor denselben zurückgebebt sein, hätten sie dieses am 1. September 1792 vorausgesehen. So wenig die September-Schlächtereien vom Standpunkte ihrer Thäter, ganz eben so wenig waren sie von denjenigen der französischen Nation und der Menschheit klug und wohl berechnet.

Keine Revolution kann dauernde Erfolge haben, welche nicht auf einem reinern sittlichen, auf einem tiefern staatlichen und einem mildern socialen Grunde ruht, als derjenige war, welcher am 2. September 1792 in Paris gelegt wurde. Unsere Aufgabe ist es, vor ähnlichen Verirrungen zu warnen, damit wir nicht durch vorübergehende, mehr scheinbare, als wirkliche Erfolge getäuscht, zu ähnlichen, jammervollen Zuständen gelangen, wie sie die französische Schreckenszeit in ihrem Gefolge hatte.

Wir wollen keinen bonapartistischen Despotismus und eben deßhalb auch nicht die Ursachen, welche mit unabweisbarer Nothwendigkeit dazu führen. Wir wollen aus der Zeit der Gewaltthat und des Unrechts heraus in die Tage der Freiheit und des Rechtes eintreten, und eben deßhalb müssen wir uns vor jeder durch das Recht nicht geheiligten That, vor jedem Tropfen unschuldig vergossenen Blutes hüten. Denn nach den ewigen Gesetzen der Weltordnung, denen zufolge kein Haar zufällig vom Haupte des Menschen

fällt, wird auch kein Tropfen Blutes vergossen, welcher nicht eingetragen würde in die Bücher der Weltentwickelung. Das Gesetz des Gleichgewichtes wirkt oft langsam, aber ununterbrochen. Das blöde Auge des Menschen erkennt dasselbe oft erst nach Jahrzehnten in den gewaltigen Explosionen, welche es herbeiführt. Der letzte Tropfen, welcher das Maaß zum Ueberlaufen bringt, das letzte Stückchen Holz, dessen Flamme das Wasser auf den Siedepunkt hebt, wäre nicht im Stande gewesen, ohne alle vorhergehenden Tropfen und Zündstoffe die entscheidende Catastrophe herbeizuführen. Eine Zeit lang mag sich der Despot oder der Ochlokrat, der Tyrann oder der Demagoge im Traume des Erfolges wiegen. Der Pendel der Weltgeschichte bleibt nicht stille stehen. Ihn hemmt keine Menschenhand. Wehe dem, welcher darauf pocht, ihn werde das Schicksal nicht erreichen, erst nach ihm werde die Sündfluth eintreten. Viele unserer Staatskünstler haben sich verrechnet, wie die Jahre 1848 und 1849 anschaulich machten. Die Guillotine der Jahre 1793 und 94 bewies, daß sich auch die Terroristen des Jahres 1792 verrechneten.

§ 13. Der National-Convent.

Die französische Nation, weit entfernt, die September-Schlächtereien gut zu heißen, gab die Entrüstung, welche sie dagegen fühlte, deutlich zu erkennen. Die Commissäre, welche die Commune von Paris in die Departemente schickte, um diese zu bestimmen, in gleichem Geiste zu handeln, wurden fast aller Orten mit Schimpf und Schande zurückgewiesen. Doch die Verbrechen blieben unbestraft.

Die Commune von Paris begnügte sich nicht damit, zu morden, sie bemächtigte sich des ganzen beweglichen Vermögens ihrer Opfer. Sie plünderte den Schatz der Civilliste, die silbernen Gefäße der Kirchen, das reiche Hausgeräthe der Emigranten und verstand es überdies, sich bedeutende Geldsummen unter manigfaltigen Vorwänden aus dem Staatsschatze zu verschaffen. Ueber alle diese Hülfsquellen legte sie niemals Rechenschaft ab.

Die Nationalgarde, welche unter dem Befehle Santerre's stand, hatte sich in ihrer Zusammensetzung durchaus verändert. Die größere Zahl der wohlhabenden Bürger hatte sich aus derselben zurückgezogen. Die größte Unordnung war im Schooße derselben eingerissen. Santerre war nicht der Mann, dieselbe im Geiste wahrer Freiheit neu zu organisiren. In der Nacht des 16. September wurde die Vorrathskammer des Königs erbrochen und geplündert. Es bestand in Paris keine Macht, welche stark genug gewesen wäre, im Kampfe mit der Gemeindebehörde der herrschenden Zügellosigkeit ein Ziel zu setzen.

Bei den Wahlen zum National-Convente trug die Commune von Paris in der Hauptstadt einen entscheidenden Sieg davon. Maximilian Robespierre und Danton, Camille Desmoulins, David, Fabre d'Eglantine, Legendre, Panis, Sergent, Billaut-Varennes, Robespierre der Jüngere, der Bruder Maximilian's, Collot d'Herbois, Philipp Egalité (Herzog von Orleans), Marat, Freron, der Kapuziner Chabot, im Ganzen zwanzig Männer vertraten Paris. Sie gehörten mit wenigen Ausnahmen der Partei der äußersten Maßregeln an. Doch im übrigen Frankreich fielen die Wahlen zu Gunsten der Girondisten aus. Die meisten Mitglieder, welche in der gesetzgebenden Versammlung bis zum Ende ausgeharrt hatten, wurden wieder erwählt. Außer ihnen mehrere andere, welche sich schon im Schooße der constituirenden Versammlung hervorgethan hatten, namentlich Büzot und Petion.

An der Spitze der Girondisten stand das Roland'sche Ehepaar, wenn in Betreff derselben überhaupt von einer Spitze die Rede sein kann. Die Männer, welche sich zur

Gironde rechneten, waren in ihrer Mehrzahl so selbstständige und abgeschlossene Charaktere, daß es ihnen sehr schwer wurde, sich über gemeinschaftliche Pläne zu vereinbaren. Die Girondisten hegten so hohe Ideale und hielten an diesen mit so glühender Begeisterung fest, daß sie denselben wiederholt die Rücksichten für die bestehenden Verhältnisse aufopferten. Sie wollten nicht blos die Freiheit, sie wollten dieses höchste Gut auch nur mit Hülfe derjenigen Mittel, welche ihren individuellen Anschauungen entsprachen.

Roland hatte sich großen Ruhm und unsterbliches Verdienst erworben, indem er den September-Mördern mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft entgegentrat und die Uebergriffe der Commune von Paris offen und entschieden bekämpfte. Als Minister des Innern hatte er in jener Zeit der Bewegung den wichtigsten Posten im Staate inne. Seine Gattin stand ihm als hochbegabte Meisterin des Styles und begeisterte Freundin der Freiheit muthig und entschlossen zur Seite. Sie schlang um alle hervorragenden Mitglieder ihrer Partei jenes unsichtbare und doch so feste Band gemeinsamer Ueberzeugung und gegenseitiger Hochachtung. Allein wie sie selbst mehr den Regungen ihres bewegten Gefühles, als den Weisungen einer kalten Staatsklugheit folgte, so ließen sich ihre Verehrer und Freunde nur zu häufig von den Impulsen des Augenblickes hinreißen. Ihr Abscheu vor dem Unrechte, ihre Entrüstung gegen die Rohheit, die Gemeinheit und das Verbrechen war zu heftig, als daß sie dieselbe mit den Rathschlägen des berechnenden Verstandes hätten in Einklang bringen können. Die Vergangenheit Brissot's lähmte, gleich einem schweren Bleigewichte dessen Flügelschlag. Louvet, welcher durch seinen Faublas eine wenig ehrenvolle Berühmtheit gewonnen, hatte gleichfalls Mühe, die Irrthümer seiner früheren Zeit in Vergessenheit zu bringen. Vergniaud, der glänzende Redner der Gironde, betrat nur selten die Bühne, welche ihm mehr Lorbeeren, als seiner Partei Siege bereitete. Wenn er gesprochen und die Versammlung hingerissen hatte, versank er gewöhnlich in Unthätigkeit, aus welcher ihn nur die dringendste Gefahr wieder erweckte. Guadet und Gensonné gehörten zu den hervorragenden Größen der Gironde. Guadet verstand es, von der wärmsten Begeisterung zu der kühlsten Ruhe überzugehen, nicht blos eine vorbereitete Rede zu halten, sondern auch Schlag auf Schlag, seine Gegner niederzuschmettern, zu überraschen und dadurch den Sieg seiner Partei zu entscheiden. Gensonné leistete durch die trefflichen Berichte, welche er abstattete, ausgezeichnete Dienste. Er war ein Mann von unerschütterlicher Rechtlichkeit und einem Muthe, welcher vor keiner Gefahr zurückbebte. Condorcet, obgleich von Geburt ein Marquis, war seinem Wesen nach, ein geborener Republikaner. Sein scharfer Blick erkannte die Fehler von Freunden und Feinden mit untrüglicher Sicherheit. Er war der tiefe Denker der Gironde. Allein es fehlte ihm der kühne Muth, welcher von der erkannten Wahrheit einen bedeutungsvollen Gebrauch zu machen versteht. Er war mehr Akademiker, als Politiker. Der Abbé Sieyes war ein gewandter Schriftsteller und stand im Rufe gründlicher staatswissenschaftlicher Bildung. Er besaß aber zu wenig prinzipielle Erhabenheit und zu viel Staatsklugheit, als daß seine Rathschläge von den feurigen Girondisten befolgt worden wären. Er rieth denselben, Danton und Dümouriez zu gewinnen, bevor sie die Commune angriffen, oder mit anderen Worten den großen Dieb und dessen Freund sich zu verbinden und dann die kleinen Diebe zu hängen. Diese Taktik fand keinen Anklang. Der Frau Roland am nächsten stand Büzot, ein Mann von reinen Grundsätzen, großem Muthe und ergreifender Beredtsamkeit. Barbaroux aus Marseille war kühn, entschlossen und fest, allein er war zu wenig Staatsmann, um im Schooße des Convents seiner Partei gute Dienste leisten zu können. Er sowohl, als sein Freund Rebecqui verdarben viel durch ihre ungestümen Naturen. Einer der einflußreichsten Männer der Gironde war Petion, welcher

als Maire von Paris eine so bedeutende Rolle in den Tagen des 20. Juni und 10. August gespielt hatte. In Folge der September-Schlächtereien hatte er sich von der Commune losgesagt.

Das Streben der Girondisten war so ächt republikanisch, daß deren Feinde zur Verläumdung schreiten mußten, um dieselben in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Sie warfen der Gironde vor, daß sie Paris aufopfern, während dieselbe doch nur die September-Mörder zur wohlverdienten Strafe bringen wollte, daß sie die einzelnen Departemente zu selbstständigen Staaten zu erheben wünsche, während in deren Berathungen nur davon die Rede war, im Falle die feindlichen Heere den Norden Frankreich's besiegen sollten, im Süden das Banner der Republik aufzupflanzen und gegen jeden Angriff zu sichern. Mit weit besserem Grunde warfen die Girondisten der Commune von Paris vor, daß diese die ganze Staatsgewalt an sich reißen wolle und theilweise schon an sich gerissen habe, daß sie durch Pöbelaufstände den National-Convent beherrschen wolle, wie sie die gesetzgebende Versammlung durch solche eingeschüchtert habe. Sie sprachen sich unzweideutig gegen die September-Schlächtereien aus und gaben zu erkennen, daß sie es für eine Schmach hielten, neben Männern zu sitzen, welche an denselben Theil genommen hätten. Die drei mächtigsten Gegner der Gironde waren: Marat, Robespierre und Danton.

Marat war der Thersites des achtzehnten Jahrhunderts. Die Gironde besaß aber keinen Odysseus, ihn zu züchtigen. Danton war bereit, sich mit den Girondisten zu verständigen, vorausgesetzt, daß diese den Schleier der Vergessenheit über die September-Schlächtereien decken wollten. Barbaroux erklärte, daß zwischen Tugend und Laster kein Bund geschlossen werden könne. Die Unterhandlungen zwischen Danton und der Gironde wurden abgebrochen. Die Girondisten selbst einigten sich über keinen Operationsplan. Alles blieb dem Zufalle anheimgegeben. Wo kein fester Plan gefaßt ist und keine bestimmte Leitung die Kämpfer in den Streit führt, gibt gewöhnlich die Kühnheit und die Festigkeit der Einzelnen den Ausschlag. An Kühnheit waren Danton und Marat, an Festigkeit Robespierre der Gironde überlegen.

Der Tag, an welchem zu Paris der National-Convent zusammentrat, der 20. September 1792, war derselbe, an welchem bei Valmy das Schicksal des ganzen Feldzuges gegen Frankreich entschieden wurde.

Das Heer, welches Dümouriez mit großer Umsicht und mit scharfem Feldherrnblick überwachte und leitete, war in großer Gefahr gewesen, durch die Horden desorganisirt zu werden, welche sich unter dem Einflusse der September-Mörder in Paris gebildet hatten, und nach den Gränzen zogen. Zehn Bataillone derselben, welche unter dem Aushängeschilde der äußersten Hingebung von Paris nach Chalons für Marne gerückt waren, brachen, als sich die falsche Nachricht von dem Rückzuge des französischen Heeres verbreitete, in offene Meuterei aus, schnitten einigen ihrer Offiziere die Köpfe ab, verführten ihre Cameraden, plünderten die Magazine, rissen den Officieren der Linientruppen ihre Epauletten ab, ermordeten den Obersten des Regiments Verin, lösten sich in kleine Banden auf, schrieen aller Orten über Verrath und verlangten den Kopf Dümouriez's, während sie selbst in eiliger Flucht nach Paris zurückkehrten.

Dümouriez sah die feigen und verrätherischen Schurken mit Vergnügen fliehen. Er hinderte deren Abmarsch nicht. Selbst die besseren derselben, welche bei der Fahne blieben, hielt er ferne von der Armee in einem besondern Lager in der Nähe von Chalons, während er selbst das letzte Bollwerk Frankreich's, das waldige Gebirge der Argonne bewachte. Dort hielt er die heranrückenden Preußen bis zum 20. September auf und schlug, ver-

einigt mit Kellermann's Truppen deren Angriff ab. Die Schlacht von Valmy war zwar an und für sich ein unentschiedenes Treffen. Sie hatte aber für Frankreich alle Folgen eines glänzenden Sieges. Die Preußen überzeugten sich, daß ihnen ein Kampf auf Tod und Leben bevorstehe, welchen sie um so weniger wagen wollten, als die Jahreszeit schon ziemlich weit vorgerückt war, als das französische Heer jeden Tag neue Verstärkungen an sich zog, und als der Herzog von Braunschweig seinen im Laufe eines langen Lebens mühsam erworbenen Kriegsruhm einem bisher noch unbekannten Feldherrn gegenüber nicht auf das Spiel setzen wollte. Er hoffte mehr von Unterhandlungen, als von Schlachten. Dümouriez hielt ihn auf, bis die Herbstregen, Mangel und Entmuthigung das feindliche Heer geschwächt hatten, und die Preußen froh waren, sich unter dem Einverständniß, von den Franzosen nicht verfolgt zu werden, auf ihr Gebiet zurückziehen zu können. Der Feldzug ging zum Ruhme des französischen, zur Schmach des preußischen Heeres zu Ende. Wie Seifenblasen waren die Drohungen der fremden Mächte geplatzt. Dümouriez kehrte nach Paris zurück, ruhte auf seinen Lorbeeren aus, verständigte sich mit Danton und bereitete weit aussehende Pläne vor, welche jedoch alle im Sturme der Revolution untergingen.

Am Tage nach der Schlacht von Valmy (21. September 1792) fing der National-Convent in Paris, nachdem er Tags zuvor die erste vorbereitende Sitzung gehalten hatte, seine geschäftliche Thätigkeit an. Nach einigen unbedeutenden Verhandlungen in Betreff des Ceremoniells ergriff Couthon das Wort und sagte: „ich fürchte nicht, daß man in der Verhandlung, welche beginnen wird, wagen werde, wieder von dem Königthume zu sprechen. Aber es kommt darauf an, nicht blos das Königthum aus unserer Constitution zu entfernen, sondern auch jede individuelle Macht, welche dahin gehen könnte, die Rechte des Volkes zu beschränken. Man hat von Triumvirat, von Protectorat, von Dictatur gesprochen; man verbreitet unter dem Volke, daß sich im Convente eine Partei für eine oder die andere dieser Einrichtungen bilde. Beseitigen wir diese eitelen Entwürfe, wenn sie bestehen, indem wir alle die volle und directe Selbstherrlichkeit des Volkes beschwören! Widmen wir gleichen Abscheu dem Königthume, der Dictatur und dem Triumvirat!"

Diese von einem Freunde Robespierre's ausgesprochenen Worte bezog Danton auf sich. Er legte bald darauf seine Stelle als Minister der Justiz nieder, um mit desto größerer Ungebundenheit im Schooße des National-Conventes, der Commüne von Paris und der Clubs wühlen zu können.

Am 10. August war das Königthum in Frankreich thatsächlich abgeschafft worden. Es kam nur darauf an, diese Thatsache gesetzlich festzustellen. Frankreich stand nicht mehr, wie vor drei Jahren, am Scheidewege. Es hatte diesen überschritten. Es hatte sich für die Republik und gegen das Königthum ausgesprochen. Eine bewegte Zeit von mehr als drei Jahren hatte der französischen Nation anschaulich gemacht, daß sie keine andere Wahl habe, als entweder mit ihrer Vergangenheit vollständig zu brechen, nicht blos den Adel, sondern auch das Königthum abzuschaffen, oder einen fortgesetzten, höchst gefährlichen Kampf zugleich mit diesen Gewalten und den verbündeten Despoten Europa's zu führen. Die Frage, ob die französische Nation auf die Dauer im Stande sein würde, sich die republikanische Staatsform zu erhalten, ob sie diejenigen Tugenden besitze, welche eine freie Verfassung voraussetzt, lag außerhalb des Gesichtskreises des National-Conventes. So viel war gewiß, daß in der damaligen Lage Frankreich's die Wiederherstellung des Königthums gleichbedeutend gewesen wäre, mit der Unterwerfung unter das Joch der Preußen und Oesterreicher, der Emigranten und der widerspenstigen Geistlichkeit. Kein vernünftiger Mensch konnte dieses wünschen. Alle Parteien begeg-

neten sich in dem Gedanken der Republik. Sie wurde einstimmig in der ersten Sitzung des National-Conventes beschlossen und von dem Volke mit ungetheiltem Beifallsjauchzen begrüßt.

Doch weiter als bis zur Verkündung der Republik reichte die Einmüthigkeit nicht. Die große Frage war, wer an deren Spitze stehen solle? Die Frage spaltete die junge Republik in zwei Lager, welche sich mit grimmigerer Feindschaft bekämpften, als früher Republikaner und Monarchisten, Constitutionelle und Absolutisten. Wenn die Frage der Macht nicht in Rede gestanden, so wäre es viel leichter gewesen, selbst über die September-Schlächtereien hinweg zu kommen. Wenn diese für sich allein und unabhängig von jeder anderen Frage zur Sprache gebracht worden wären, so würde der gesunde Sinn des National-Conventes und des gesammten Volkes entschieden Partei gegen die Mörder ergriffen haben. Allein die Girondisten vermischten in höchst ungeschickter Weise zwei Fragen, welche in der That durchaus verschieden waren, die Frage der Vergangenheit und der Zukunft, die Frage der Sühne der September-Schlächtereien und der künftigen Beherrscher Frankreich's. Statt ihre Feinde zu trennen, einen Unterschied zu machen zwischen Robespierre, welcher an den September-Schlächtereien keinen Theil genommen hatte, Danton, welcher der eigentliche Urheber derselben gewesen war und als Justizminister die Verantwortlichkeit für die in den Gefängnissen unter gewissen richterlichen Formen verübten Mordthaten trug, und Marat, welcher dieselben in seinem Volksfreunde (Ami du Peuple) angeregt hatte, suchten die heftigeren unter den Girondisten mit einem Schlage diese drei Gegner zu fällen. Sie erregten dadurch den wohlbegründeten Verdacht, daß es ihnen mehr darum zu thun sei, ihren Gegnern eine Niederlage zu bereiten, als ein großes Verbrechen zu bestrafen und der Dictatur eines Einzelnen oder der Herrschaft Dreier vorzubeugen.

Am Abende des 22. September langte die Nachricht vom Siege bei Valmy nach Paris. Der Jubel über die Verkündung der Republik wurde dadurch noch erhöht. Neue Zuversicht drang in die Gemüther. Eine erhöhte Lebensthätigkeit sprach sich in allen Kreisen des Staates aus. Der National-Convent beschloß, daß alle Mitglieder der verwaltenden und richterlichen Behörden neu gewählt werden und daß die Beschränkungen der Wahlfreiheit, welche die Verfassung des Jahres 1791 festgestellt hatte, aufgehoben sein sollten.

Am 23. September erstattete der Abgeordnete Cambon Bericht über den Zustand der Finanzen. Zwei Billionen und siebenhundert Millionen Assignate waren von den zwei ersten National-Versammlungen beschlossen und waren bis auf zweihundert Millionen ausgegeben worden. Doch da die Masse des National-Eigenthumes durch neue Emigrationen sich stets vermehrte, konnte mit Sicherheit die Ausgabe weitern Papiergeldes verfügt werden.

Roland sprach über den Zustand Frankreich's und der Hauptstadt. Er griff mit derselben Entschiedenheit, wie am 3. September und mit noch größerer Kühnheit die stattgefundenen Unordnungen an, beleuchtete deren Ursachen und drang auf Abhülfe. Er verlangte die Errichtung einer starken und lebenskräftigen Regierung, des einzigen sichern Bollwerks gegen Unordnung und Verwirrung. Auf den Antrag der Abgeordneten Kersaint und Büzot wurde sofort eine Commission niedergesetzt, um über den Zustand Frankreich's und der Stadt Paris insbesondere, über ein Gesetz gegen die Anstifter von Mord und über die Mittel zum Schutze des National-Convents vermittelst einer aus den drei und achtzig Departementen zu ziehenden bewaffneten Macht zu berichten.

Die Gefahr war dringend. Das Ueberwachungs-Comité der Commüne hatte sogar Roland auf die Proscriptionsliste setzen lassen. Zweihundert Leute hatten sich vor das

Ministerium des Innern begeben, und hatten in frecher Weise verlangt, Roland zu sprechen. Der Minister war nicht zu Hause. Frau Roland verstand es, die Leute zu entfernen. Der Anschlag mißglückte. Danton hatte den Verhaftsbefehl zerrissen. Er besaß aber in so geringem Grade das Vertrauen seines Amtsgenossen, daß dieser nicht wußte, ob es geschah, weil der Justizminister den Anschlag für mißglückt hielt, oder weil er sich selbst in Roland gefährdet glaubte. Aehnliche Versuche konnten sich jeden Tag wiederholen, so lange der Regierung nicht Mittel zur Bändigung der Commüne zu Gebote standen.

Roland war seit dem 3. September in unausgesetzter Lebensgefahr gewesen. Marat hatte die Septembermörder in seinem Blatte gegen ihn gehetzt. Nur ein schwacher Gensd'armerieposten schützte das Ministerium des Innern. Dennoch hatte Roland nicht nachgelassen, die Septembermörder und deren Anhang zu bekämpfen, sowohl in seinen an die Departemente gerichteten Schreiben, als in den ihm zu Gebote stehenden pariser Blättern, unter welchen sich die von Louvet redigirte Schildwache (Sentinelle) hervor that. Doch bald schon gelang es Danton und Fabre d'Eglantine dem Minister des Innern die zu diesem Behufe erforderlichen Mittel zu entziehen. Marat, nicht zufrieden damit, sich die königlichen Pressen zugeeignet zu haben, verlangte auch noch von Roland die Mittel zur Deckung der Kosten der von ihm veröffentlichten aufregenden Schriften. Als Roland ihm diese verweigerte, wüthete Marat noch heftiger gegen ihn. Danton verschaffte Marat die gewünschten Gelder durch den Herzog von Orleans. Marat fuhr fort, gegen Roland' dessen Frau und Freunde den Pöbel aufzustacheln. Selbst die Plünderung der Vorrathskammer der Krone lieh dem wüthenden Schreier einen erwünschten Vorwand, den Minister des Innern anzuklagen.

Roland antwortete auf diese Angriffe in einer an die Pariser gerichteten Adresse, welche übrigens nicht verhütete, daß Marat und Viele seiner Gesinnungsgenossen als Abgeordnete zum National-Convente gewählt wurden.

In der Sitzung vom 24. September wurden diese Verhältnisse zur Sprache gebracht. Die Entrüstung, welche sich im Schooße der Versammlung kund that, flößte der Commüne von Paris wohl begründeten Schrecken ein. Am folgenden Tage erhob sich Merlin von Thionville und verstand es, durch ein geschicktes Manöver den National-Convent in Verwirrung zu bringen. Er sagte: „man spricht von Tyrannen und Dictatoren. Ich verlange, daß man sie nenne und daß man mir dadurch diejenigen bezeichne, welche ich erdolchen soll. Ich fordere Lasource, der mir dieses gestern gesagt hat, auf, sie uns zu bezeichnen.“ Lasource ging in die ihm gelegte Falle. Es entspann sich eine heftige Verhandlung über die Gefahr einer Dictatur. Rebecqui war unvorsichtig genug, Robespierre mit Namen zu nennen. Die Versammlung, statt auf dem gesetzlichen Boden geschichtlicher Thatsachen zu bleiben, verlor sich in das Gebiet schwankender Befürchtungen. Robespierre gewann einen glänzenden Sieg, weil gegen ihn keine gegründete Anklage vorgebracht werden konnte, und Marat erhielt Gelegenheit, durch seine Keckheit den National-Convent zu überraschen und in stummes Erstaunen zu versetzen. Er nahm auf sich den Gedanken des Tribunats, des Triumvirats und der Dictatur, erklärte, daß Robespierre und Danton sich stets dagegen ausgesprochen hätten, und schloß mit den Worten: „seht ihr nicht ein Complott, um die Zwietracht unter uns zu streuen und die Versammlung von den großen Gegenständen, womit sie sich beschäftigen soll, abzulenken? Diejenigen, welche heute das Phantom der Dictatur wieder erweckt haben, mögen sich mit mir vereinigen und mit den wahren Patrioten den großen Maßregeln entgegen gehen, welche allein im Stande sind, das Glück des Volkes sicher zu stellen, dem ich jeden Tag mein Leben zu opfern bereit bin.“

Was Marat unter diesen großen Maßregeln verstand, hatte er seit dem 3. September in seinem Volksfreunde deutlich genug ausgesprochen.

Alle wider ihn gerichteten Anklagen schlug Marat dadurch zurück, daß er sich auf das Volk berief, welches ihn zu dem National-Convente gewählt habe. Der Tumult, welchen die frechen Worte Marat's erregten, war so groß, daß der National-Convent den Faden der Verhandlungen vollständig verlor und den Gegenstand verließ, ohne irgend einen Beschluß zu fassen. Außer den Abgeordneten von Paris hatte es Niemand gewagt, die Uebergriffe der Commüne in Schutz zu nehmen. Die am 23. September gefaßten Beschlüsse blieben bestehen. Die Folge der Verhandlungen des 24. und 25. September war, daß der Grimm zwischen den Parteien sich steigerte, während die Gironde nur hoffen konnte, unter den Fittigen der Ruhe und der leidenschaftslosen Prüfung zu siegen.

Auf der rechten Seite nahmen die Girondisten, auf der linken die Jacobiner Platz. In der Mitte saßen jene schwankenden Gemüther, welche nach den Umständen mit der einen oder anderen Seite stimmten, und welche mehr auf ihre persönliche Sicherheit, als auf irgend etwas anderes dachten. Das Centrum wurde die „Ebene," die linke Seite der „Berg" genannt. Die Entrüstung gegen die Commüne von Paris war übrigens so groß, daß alle gegen dieselbe gerichteten Beschlüsse mit überwiegender Stimmenmehrheit durchgingen. Alle ohne Verhaftsbefehl eingekerkerten Personen wurden in Freiheit gesetzt. Die Wahlen mußten durch geheime Abstimmung vorgenommen werden und die unter dem Einfluß der Commüne öffentlich vorgenommenen Wahlen wurden für nichtig erklärt. Die Commüne von Paris mußte, wenn auch mit Widerstreben, die Beschlüsse des National-Conventes anerkennen. Für den Augenblick erlitten die Septembermörder und deren Anhang wohl eine Niederlage, allein da Keiner derselben zur Strafe gezogen wurde und mehrere ihres Anhangs im Schooße des National-Conventes noch immer bedeutende Rollen spielten, konnte schnell das Blatt sich wieder wenden.

Der National-Convent faßte den Beschluß, daß die Minister nicht Mitglieder der Versammlung sein könnten. Danton legte sein Ministerium nieder; Garat trat an seine Stelle. Servan erhielt das Commando der Pyrenäenarmee. Der Minister Lebrün übernahm vorläufig das Kriegsdepartement. Roland reichte zwar seine Abdankung ein, blieb jedoch in seinem Amte, nachdem die Versammlung sich entschieden zu seinen Gunsten ausgesprochen hatte. Der National-Convent wählte darauf verschiedene Committee's zur Vorbereitung der laufenden Geschäfte, in welchen allen die Girondisten die überwiegende Stimmenmehrheit hatten. Das Ministerium bestand aus Männern ihrer Partei. Die Commüne war gezwungen, sich ruhig zu verhalten. Niemals hatte eine Partei glänzendere Aussichten des Erfolges.

Doch dieselbe Unfähigkeit zu raschem und durchgreifendem Handeln, welche die Girondisten im Schooße der gesetzgebenden Versammlung bekundet hatten, charakterisirte sie auch im National-Convente. Bei der Eröffnung desselben, wie ein Jahr früher, als die gesetzgebende Versammlung zusammentrat, hatten sie die Stimmenmehrheit nicht blos inmitten der gesetzgebenden, sondern auch der vollziehenden Gewalt. Ihre Aufgabe war es, den Ton anzugeben, das Ziel zu bezeichnen, nach welchem gestrebt werden sollte, und die Maßregeln, welche sicher zu demselben führen würden. An ihnen war es, die Republik in Vorschlag zu bringen. Sie ließen den Jacobinern die Ehre, dieses zu thun. Ihre Pflicht war es, die Septembermörder zur verdienten Strafe zu ziehen. Statt ein allgemein verabscheutes und bekanntes Verbrechen anzuklagen und dessen wohlbekannte Anstifter in Anklagezustand zu versetzen und durch eine rasche Führung des Prozesses das empörte sittliche Gefühl der Nation zu beruhigen, ereiferten sich die Girondisten nicht gegen ein wirk-

liches, sondern ein blos gefürchtetes Verbrechen, nicht gegen die September-Schlächterei, sondern gegen eine Dictatur, Triumvirat oder Tribunat, welches sich nicht greifen ließ, und ihnen blos als Phantom vor Augen schwebte. Im Augenblicke, da die Girondisten sich mit der Furcht vor einer zukünftigen Dictatur quälten, bestand eine wirkliche Dictatur in der Commüne von Paris. Eine Frucht, welche am Baume dieser Dictatur gewachsen, war das Blutbad des Septembers. Wenn die Girondisten nicht den Muth hatten, gegen dieses einzuschreiten und dessen verantwortlichen Urheber Danton anzugreifen, so thaten sie besser, den Schleier der Vergessenheit, welcher in jeder Revolution gar Vieles verhüllen muß, darüber zu decken. Allein gerade, wie sie nur den Muth gehabt hatten, das Königthum zu reizen, nicht aber denjenigen, es zu stürzen, so besaßen sie jetzt nur den Muth, die Septembermörder zu reizen, nicht den Muth, sie zu strafen und dadurch in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten.

Von Jahr zu Jahr war die republikanische Partei gewachsen. In der gesetzgebenden Versammlung hatte die frühere linke Seite der constituirenden noch Sitz und Stimme gehabt. Im National-Convente war sie nicht mehr vertreten, oder doch nur durch einzelne wenige Stimmen, welche sich zu keiner Partei vereinigen konnten. Girondisten und Jacobiner standen sich fast ohne Mittelglied einander gegenüber. Die Gegensätze waren in demselben Maße schroffer geworden, als dieselben sich nicht sowohl auf das Ziel, als auf die unmittelbar praktischen Mittel, dieses zu erreichen, bezogen. Die Frage war jetzt nicht mehr: Monarchie oder Republik, sondern, welche Mittel sind am besten geeignet, die allgemein gewollte Republik gegen deren innere und äußere Feinde zu befestigen. Bei dieser Sachlage mußten nothwendig die Männer der That den Sieg über die Männer des Wortes davon tragen. Die Girondisten mußten unterliegen, weil sie keine praktischen Staatsmänner waren. Sie errangen Siege auf der Tribüne, welche sie ungenützt vorübergehen ließen. Die Jacobiner ertrugen ihre Niederlagen, ohne großen Schaden zu leiden, und als ihre Zeit kam, verstanden sie es, aus jedem Siege des Wortes einen größern Triumph auf dem Felde der That abzuleiten. Der glänzende Redner, welcher nicht Staatsmann ist, gleicht dem tapfern Krieger ohne Feldherrntalent. Dieses letztere vermag mehr, als alle Tapferkeit. Die staatsmännische Befähigung steht höher, als das Rednertalent.

Niemand erkannte diese Fehler ihrer Partei besser, als Frau Roland. Sehr wahr sagte sie von derselben: „sie giebt Beifall, wie die schwachen Menschen loben und preisen, wenn sie den Muth sehen, den sie nicht nachahmen können, aber welcher sie rührt und in ihnen einige Hoffnung weckt.“

Der schlecht gezielte und schwach geführte Streich einiger Girondisten hatte nur die Folge, das Ansehen Robespierre's, Marat's und Danton's zu heben und dasjenige ihrer Gegner zu vermindern. Robespierre hatte keinen Theil an den September-Schlächtereien. Indem man ihn derselben indirect beschuldigte, beging man ein Unrecht an ihm und drängte ihn gegen seinen Willen, sich inniger mit den Leuten zu verbinden, gegen welche diese Anklage mit gutem Grunde hätte gerichtet werden können. Die Gemüther erhitzten sich. Robespierre, welcher wußte, daß die gegen ihn geschleuderte Anklage ungerecht war, wurde selbst ungerecht gegen seine Ankläger und deren ganze Partei.

Nichts schildert uns besser die Gemüthsstimmung von Girondisten und Jacobinern, als eine Mittheilung aus den Erinnerungen Garat's. Diesem erklärte Robespierre: „alle diese Abgeordneten der Gironde, dieser Brissot, dieser Louvet, dieser Barbaroux sind Contrerevolutionäre und Verschwörer. Sie conspiriren aller Orten, in Paris, in Frankreich, in ganz Europa. Die Gironde hat seit langer Zeit den Plan gefaßt, sich von Frankreich zu trennen, um wieder Guyenne zu werden und sich mit England zu vereinigen. Gensonné sagt

ganz laut Jedem, der es hören will, daß sie hier nicht die Vertreter, sondern die Bevollmächtigten der Gironde sind. Brissot conspirirt in seinem Journal, das eine Sturmglocke des Bürgerkrieges ist, er ist nach London gegangen, und man weiß warum. Claviere, sein Freund, hat sein ganzes Leben lang conspirirt. Roland steht in Briefwechsel mit dem Verräther Montesquiou. Sie arbeiten zusammen, um Savoyen und Frankreich den Piemontesen zu öffnen. Servan ist zum General der Pyrenäen-Armee nur ernannt worden, um den Schlüssel der Gränze den Spaniern zu übergeben. Dümouriez bedroht mehr Paris, als Belgien und Holland. Dieser Marktschreier des Heldenthums, den ich gefangen nehmen lassen wollte, speißt alle Tage mit den Girondisten."

An demselben Tage sprach sich der Girondist Salles in folgenden Worten über die Jacobiner aus: „Ich kenne ihre Pläne. Ihre Complotte haben vor der Revolution angefangen. Orleans ist das verborgene Haupt dieser Räuberbande. Laclos hat ihre Anschläge gesponnen. Lafayette ist ihr Mitschuldiger. Dieser hat, indem er sich den Schein gab, ihn zu verbannen, Orleans nach England geschickt, um mit Pitt Ränke zu spinnen. Mirabeau hatte seine Hände im Spiele. Er nahm Geld vom Könige, um seine Verbindung mit Orleans zu verbergen; er nahm mehr von Orleans, um ihm zu dienen. Es galt, die Jacobiner in ihre Complotte einzuführen. Sie haben es nicht gewagt. Man hat sich dann an die Cordeliers gewendet. Die Cordeliers waren immer die Pflanzschule der Verschwörer. Danton bildet sie in der Staatskunst, Marat gewöhnt sie an die Verbrechen. Sie unterhandeln mit Europa; sie haben Sendlinge an den Höfen. Ich besitze davon die Beweise. Sie haben einen Thron in Blut versenkt, aus neuem Blute wollen sie einen neuen Thron hervorgehen lassen. Sie wissen, daß die Seite des Convents, wo alle Tugenden sind, auch die Seite ist, wo alle Republikaner sind. Sie klagen uns des Royalismus an, um unter diesem Vorwande die Wuth der Menge gegen uns zu entfesseln. Die ganze rechte Seite soll erwürgt werden. Orleans wird auf den Thron steigen. Marat, Robespierre und Danton werden ihn ermorden. Das sind die Triumviren! Danton, der schlaueste und verruchteste der drei wird sich seiner Collegen entledigen und allein herrschen, zuerst als Dictator und dann als König!"

Wie hätten zwei Parteien neben einander bestehen können, welche sich gegenseitig solcher Schandthaten fähig hielten, wie Girondisten und Jacobiner! Die Wuth, mit welcher sich beide gegenseitig angriffen, ist nur erklärlich durch die Bilder, welche sie sich von einander entwarfen. Die guten Seiten der Gegner wurden nicht gewürdigt, die schlimmen auf's Aeußerste übertrieben, was nur einigen der verworfensten zur Last fiel, auf die Rechnung der ganzen Partei gesetzt, zwischen dieser und den einzelnen Mitgliedern derselben niemals unterschieden. Solche Verirrungen konnten nicht anders, als blutig enden. Die Republik setzt Tugend und wenn auch Wachsamkeit, doch Vertrauen voraus. An der Wiege der französischen rankten Argwohn und Verbrechen. Wie hätte sie sich behaupten, wie unter ihren Fittigen Freiheit und Recht gedeihen können? Die republikanische Tugend, welche zu schwach war, die September-Schlächtereien zu verhindern oder auch nur die September-Mörder hinterher zur Strafe zu bringen, besaß nicht Kraft genug, den später sich erhebenden Stürmen Trotz zu bieten. Eine Republik ohne Tugend ist schlimmer, als eine Monarchie ohne solche, denn von ihr erwartet man Tugend. Sie beruht, ihrem Grundcharakter nach, auf Mäßigung und Sittlichkeit. Die Monarchie, welche keine so hohe Ansprüche stellt, täuscht wenigstens nicht, weil sie die Gewalt und nicht das Recht zu ihrer Grundlage hat.

Wohl war, wie der Erfolg bewies, die französische Nation im Jahre 1792 noch nicht reif für die Republik. Dennoch war es groß, den Versuch mit der Freiheit zu wagen.

Selten ist in dem Entwickelungsgange der Völker ein erster Versuch mit günstigem Erfolge gekrönt worden. Der zweite, oder dritte gelang häufig, nachdem der erste gescheitert war. Niemals dürfen wir aber vergessen, daß die französischen Republikaner nicht blos die Royalisten Frankreich's, sondern auch diejenigen des übrigen Europa und sogar die Republikaner der Schweiz zu bekämpfen hatten. Ohne Zweifel wäre der Erfolg ein anderer gewesen, falls den Franzosen erlaubt worden wäre, ihre inneren Angelegenheiten ohne fremde Einmischung zu ordnen. Der Hauptfehler war aber, daß die Gironde es nicht verstand, auf die Massen zu wirken. Sie vermochte weder deren herrschsüchtige und blutdürstige Führer einzuschüchtern, noch das Volk in der Art zu beschäftigen, daß es der Stimme der Aufwiegelung kein Gehör mehr schenkte. Es giebt etwas schlimmeres, als die Aristokratie, die Ochlokratie, die Herrschaft des Auswurfes der Menschheit, die Herrschaft der Banditen, Mordbrenner und Räuber, oder was dieser ziemlich gleichsteht, die Gesetzlosigkeit, die Anarchie, von welcher Banditen, Mordbrenner, Räuber und Gauner natürlich immer Gebrauch machen.

In früheren Zeiten hat es Niemand gewagt, der Anarchie das Wort zu reden. In unseren Tagen, da die Aftercivilisation sich breit macht und durch Systeme rechtfertigen will, was die unverdorbene Stimme der Natur aller Orten und zu allen Zeiten verworfen, hat sich neben dem Systeme der Liederlichkeit auch das System der Anarchie Bahn zu brechen gesucht. Es giebt Menschen, welche blödsinnig oder verrucht genug sind, offen zu erklaren, daß sie durchaus keine Autorität, durchaus keine Regierung, welcher Art dies immer sein möge, haben wollen. Es ist dieses nichts anderes, als Rückkehr in die Zeiten des Faustrechts, nur mit dem Unterschiede, daß die Raubritter unserer Tage weder Gottesfrieden noch irgend eine andere dem Verbrechen gesetzte Schranke anerkennen wollen.

Auf gleicher Stufe mit diesen neumodischen Raubrittern stehen jene Menschen, welche der Rohheit und dem Laster des Pöbels schmeicheln, die niederen Leidenschaften desselben als Tugenden preisen und folgeweise jeden denselben angelegten Zügel als Tyrannei oder aristokratische Sitte verschreien.

Der Fortschritt der Zeit besteht nicht darin, die Rohheit der gedrückten Massen, sondern die Bildung der höheren Stände allgemein zu machen, zu verfeinern und zu kräftigen. Die Aufgabe des Menschenfreundes ist nicht, sich in den Koth der Gemeinheit und des Lasters herabziehen zu lassen, sondern die unglücklichen Opfer der Unterdrückung und Ausbeutung zu den lichten Höhen des Wohlstandes, der Bildung und der Freiheit emporzuheben.

Ehrgeizige und herrschsüchtige Despoten haben von jeher die Massen, welche sie zu unterjochen suchten, durch Schmeicheleien verblendet, während uneigennützige Männer der Freiheit den Muth besaßen, denselben bittere Wahrheiten zu sagen.

Zwischen einem Menschen, welcher den Lastern der Aristokraten fröhnt, und demjenigen, welcher dem Pöbel schmeichelt, besteht kein wesentlicher, sondern nur ein zufälliger Unterschied. Der Eine wird die Rolle des Andern übernehmen, sobald die Verhältnisse wechseln. Aus den Lakaien eines Aristokraten läßt sich leicht ein Schmeichler des Pöbels gestalten. Das Zeug beider ist dasselbe. Der Mann von Charakter, der es verschmäht, den Tyrannen zu dienen, wird auch den Pöbel nicht verführen. Doch wer von Lüge und Schmeichelei zu leben gewöhnt ist, wird sich stets in die Dienste des höchsten Bieters begeben.

Wenn in unseren Tagen die Begriffe im Schooße der revolutionären Partei noch so sehr verwirrt sind, so dürfen wir uns nicht wundern, daß sie es im Jahre 1792 waren, daß man damals nicht den Punkt zu finden wußte, da es galt, der Revolution ein Ziel zu

stecken, und die Republik zu befestigen, statt noch immer das Werk der Zerstörung fortzusetzen. Wenn im October 1792, nachdem die Republik proclamirt war, die französische Nation Einsicht und Mäßigung genug besessen hätte, sich selbst zu beschränken, sich mit der errungenen Freiheit zu begnügen und dieselbe tiefer und tiefer durch organische Gesetze zu begründen, so hätte sie sich und der Menschheit große Leiden erspart. Sie besaß diese Kraft nicht, und fiel dem Despotismus wieder anheim.

Die Massen hatten den Thron der Bourbonen umgestoßen. Es galt, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen. Die Nation hatte Großes geleistet in der Richtung der Zerstörung veralteter Mißbräuche. Allein auf die Zeit der wilden Aufregung mußte eine gewisse Beruhigung der Gemüther folgen, wenn sich der Bau der Freiheit über den Ruinen des Königthums, des Adels und des Pfaffenthums erheben sollte.

Die Aufgabe der Führer bestand darin, dem Sturme der Leidenschaft, welcher bis dahin nothwendig gewesen war, um die alte Verfassung niederzuwerfen, Halt zu gebieten, mit klarem Blicke die Verhältnisse zu überschauen und die Gemüther entweder durch hochherzige Vergebung zu versöhnen oder durch strenge Strafgerichte auf die Bahn der Ordnung zurückzuführen. Doch keines von beiden geschah. Girondisten und Jacobiner appellirten an die Leidenschaften des Volkes, und strebten mehr darnach, sich dessen Gunst zu verschaffen, als dasselbe auf den Weg ruhiger Entwickelung zu bringen.

Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß die Massen des Volkes besser seien, als die bevorzugten Stände. Wir finden bei denselben alle die Leidenschaften, Schwächen und Verkehrtheiten wieder, welche wir an Königen, Aristokraten und Pfaffen tadeln. Wie wäre es auch anders möglich? Nimmermehr hätten die Völker Jahrhunderte hindurch das auf ihnen lastende Joch der Tyrannei getragen, wenn sie nicht aus ähnlichem Stoffe, als ihre Bedrücker bestanden wären. Der Unterschied zwischen den bevorzugten Classen und der gedrückten Mehrheit besteht nur in der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse, nicht in der inneren Beschaffenheit der Menschen. Es ist eben so verkehrt, der gedrückten Mehrheit, als der herrschenden Minderheit ein besseres Blut, eine bevorzugte Race beizumessen. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich Tausende aus den niederen Classen in die höheren Stände emporgeschwungen. Der neue Adel hat sich niemals besser gezeigt, als der alte. Der allerneueste Adel, der Geld-Adel unserer Tage, die reichen Bankiers, Kaufleute und Fabrikanten stehen gewiß nicht auf einer höheren Stufe sittlichen Werthes, als der Geburts-Adel und das Pfaffenthum unserer Tage. Die Vereinigten Staaten Nordamerika's, in deren Schooße es keinen Geburts-Adel und keine vom Staate bevorzugte Geistlichkeit giebt, sind darum doch von den Lastern und Fehlern der europäischen Aristokratie nicht frei. Die Emporkömmlinge, welche aus dem Schooße der gedrückten Massen auftauchen, zu Ehren, Macht und Geld gelangen, verändern allerdings ihre äußeren Verhältnisse, nehmen andere Lebensgewohnheiten an, theilen aber in der Regel die Laster und die Fehler der bevorzugten Classen, in deren Mitte sie sich eingedrängt haben.

Diese Ansicht ist die einzige, auf deren Grund die Lehre der Gleichberechtigung ruhen kann. Verhielte sich die Sache anders, so würde jeder Sieg des Volkes nur einen Personenwechsel herbeiführen.

Wer das Recht des Volkes auf Revolution aus den höheren Tugenden desselben ableiten will, springt mit einem Satze von einem Zustande der Ungleichheit in den andern. Es genügt vollkommen, daß die Massen gleiche Geistes- und Herzens-Anlagen, wie die bevorzugten Stände, besitzen, um ihnen einen Anspruch auf Gleichberechtigung und folgeweise ein Recht zu verleihen, allen auf Ungleichheit beruhenden staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen mit dem erforderlichen Nachdrucke, und daher im äußersten Falle

mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Erst wenn die durch den Staat begünstigten Verhältnisse der Ungleichheit beseitigt sind, ist jedem Menschen sein natürliches Anrecht auf die Genüsse dieser Erde und die Möglichkeit gegeben, die ihm innewohnenden Kräfte harmonisch zu entwickeln. Der vernünftige und freiheitsliebende Mensch strebt nicht nach Unterdrückung, sondern nach gleichem Rechte. Die Unterdrückung der politischen Gegner ist ein Unrecht, falls sie weiter geht, als die Nothwehr verlangt. Wer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht blos im Munde führt, sondern auch im Herzen hegt, darf nicht dem Hasse das Scepter in die Hand legen. Nur auf der Grundlage allgemeiner Menschenliebe läßt sich der Tempel der Freiheit und der Vernunft aufbauen.

Von Menschenliebe hatten Danton und Marat keine Spur, und im Herzen Robespierre's war dieselbe den Begriffen von Volkswohl untergeordnet, welche, wie die Schreckenszeit bewies, mit einem gesunden menschlichen Gefühle nicht vereinbar waren. Danton legte sich zur Ruhe nieder, nachdem er die September-Schlächtereien in Gang gesetzt hatte, Robespierre brachte die Nacht vom 2. auf den 3. September versenkt in schmerzlichen Betrachtungen zu. Marat fuhr auch nach dem 2. September fort, zum Morde aufzuregen.

In ähnlicher Weise wie Marat die Presse, verdarb Danton die Verwaltung Frankreich's. Marat brachte in seinen Brandschriften dem französischen Volke durchaus falsche Begriffe über viele der hervorragendsten Persönlichkeiten bei und erfüllte es mit einem krankhaften Argwohn, welcher die edelsten und besten Menschen am schwersten verletzte, über welchen sich die verworfenen leicht hinwegsetzten und welcher viel zu den September-Schlächtereien und den späteren Schreckenszeiten beitrug. Danton schob die elendesten Subjecte in den Staatsdienst, namentlich in das Kriegsministerium, in das Justizministerium und inmitten der in die Departements geschickten republikanischen Commissäre ein. Ihm fallen hauptsächlich die schlechte Versorgung der französischen Heere, die Betrügereien, welche sich die Lieferanten erlaubten, die exaltirte Stimmung vieler Städte und namentlich von Paris zur Last, welche seinen Emissären Gehör schenkten. Er war der Mann, auf welchem vor allen anderen die Verantwortlichkeit für die September-Schlächterrien lastete.

Solche Männer konnten den neuen Bau der Freiheit nicht aufführen. Dem Auslande gegenüber brachten sie die Republik schnell in schlechten Ruf, im Inlande zerstörten sie alle Bande des Vertrauens und alle Hoffnung auf bessere Zeiten.

Kaum war die Gefahr zurückgeschlagen, womit die fremden Heere Frankreich und die Sache der Freiheit bedroht hatten, als die bisher schlummernde Eroberungslust in immer steigender Wuth hervorbrach. Sie war nur eine andere Form der im Innern des Landes tobenden Parteiwuth. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche bis zum 10. August 1792 Tausende begeisterter Kämpfer in die Schlacht und in den Tod geführt hatten, sanken zu leeren Redensarten herab, welche nur dazu dienten, gutmüthige Schwärmer zu täuschen. Es galt nicht mehr, der Welt die Freiheit, sondern die französische Herrschaft zu bringen. Die Siege, welche die französischen Heere nach der Schlacht von Valmy errangen, waren nicht Triumphe der Sache der Freiheit über den Despotismus, sondern Frankreich's über Oesterreich, Preußen und deren Verbündete. Mit gutem Rechte trieben die Franzosen die Oesterreicher von Lille zurück, das diese vergeblich sechs Tage lang beschossen hatten. An demselben Tage (8. October), an welchem die Preußen der Argonne den Rücken kehrten, mußten die Oesterreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen sich von Lille zurückziehen. Cüstine ging über den Rhein, nahm die Städte Speier, Worms, Mainz und Frankfurt. Montesquiou drang in Savoyen ein und eroberte Nizza, Dü-

mouriez schlug die Oesterreicher bei Jemappes (6. November 1792), und nahm (14.) Brüssel ein. Am 29. fiel Antwerpen in die Gewalt der Franzosen. Ganz Belgien bis an die Maas war Ende des Jahres im Besitze der Franzosen.

Am 19. November 1792 hatte der National=Convent feierlich allen Völkern, welche wünschten, ihre Freiheit zu erlangen, Hülfe und Brüderlichkeit versprochen, und der vollziehenden Gewalt den Befehl gegeben, alle Generale französischer Armeen anzuweisen, den Bürgern, welche in der Sache der Freiheit gefährdet sein möchten, Hülfe zu leisten. Doch damals war leider in Frankreich selbst die Freiheit nicht minder gefährdet, als im Auslande. Die hochherzigsten Vorkämpfer derselben waren nirgends mehr bedroht, als in Paris. Eine derartige Erklärung hätte ihre Bedenken gehabt, wenn Frankreich im ruhigen Besitze einer fest begründeten Freiheit gewesen wäre, und wenn es sich damit begnügt hätte, sein eigenes Gebiet von auswärtigen Feinden zu säubern. Allein die Freiheit Frankreich's stand damals schon auf zu schwachen Füßen und hatte sich mit zu vielem unschuldigen Blute besudelt, als daß die Völker Europa's nach derselben lüstern gewesen wären. Die Eroberungssucht der Nation, die Habgier der Lieferanten, Commissäre und Generale fing schon an, in viel zu nackter Weise aufzutreten, als daß die Völker Europa's ungeachtet des auf denselben lastenden schweren Druckes, den schönen Worten des National=Conventes hätten vollen Glauben schenken können.

Die Verhandlungen, welche im Schooße dieser Versammlung gepflogen wurden, athmeten viel zu wenig den Geist reiner Menschlichkeit, hochherziger Selbstverleugnung und eines edeln Rechtsgefühles, als daß dieselbe willig verehrt und schweigend als höchstes Muster der Weisheit hätte angenommen werden können. Marat fuhr fort, seinen Koth auf die edelsten Vorkämpfer der Freiheit zu werfen, Danton seine Ränke zu spinnen, die Commüne von Paris neue Streiche gegen ihre politischen Gegner vorzubereiten; der Jacobinerclub entflammte die schon zu heftig tobenden Leidenschaften mehr und mehr. Louvet erneuerte (29. October) den Angriff auf Robespierre und Marat, welchen Rebecqui und Barbaroux am 25. September gegen dieselben begonnen hatten. Auch dieses mal erlitten die Girondisten eine Niederlage, welche das Ansehen ihrer ganzen Partei erschütterte.

Wenn sich zwei Parteien feindlich gegenüber stehen, genügt der persönliche Muth und die Rednergabe Einzelner nicht, den Sieg zu gewinnen. Wenn der Einzelne keine Rücksicht auf die Stimmung seiner Parteigenossen nimmt, wenn er seine persönlichen Ansichten nicht in Einverständniß mit denjenigen seiner Partei zu bringen weiß, so hat jede persönliche Niederlage eine Schwächung der Partei zur Folge. Sie bringt den innern Zwiespalt, welcher im Schooße derselben herrscht, zu Tage. Eine Partei, deren Schwächen von den Gegnern erkannt sind, hört bald auf, gefürchtet zu sein und geht ihrem Ruine entgegen.

§ 14. Ludwig's XVI. Hinrichtung (21. Januar 1793).

Es giebt ein ewiges Recht, welches höher steht, als der wandelbare Buchstabe, und diesem verfällt der Tyrann, welcher die Freiheit eines Volkes mit Füßen tritt, und der Monarch, welcher Verrath an seinem Volke übt. Die Frage, welcher Herrscher mit gutem Grunde Tyrann oder Verräther genannt werde, welchen der Vorwurf treffe, er habe die Freiheit seines Volkes, die Verfassung des Landes oder die Pflichten seiner Stellung mit Füßen getreten, beruht auf thatsächlichen Verhältnissen, welche hinterher der Geschichtsforscher mit Ruhe prüfen kann, welche aber im Strudel einer Revolution selten anders, als nach den Eingebungen der Leidenschaft entschieden wird.

Ludwig XVI. wird heute noch von den Royalisten aller Völker als ein Märtyrer verehrt, von den Revolutionären aller Nationen dagegen als ein Herrscher betrachtet, welcher die ihm zuerkannte Todesstrafe verdiente.

Der Menschenfreund, welcher alle Todesstrafen verdammt, mag, ohne sich zu irgend einer politischen Partei zu zählen, auch die an Ludwig XVI. vollzogene tadeln. Dazu hat aber derjenige kein Recht, welcher die Todesstrafe überhaupt als ein unumgängliches Mittel zur Erhaltung der Sicherheit der Person und des Eigenthums betrachtet. Allerdings gilt in der Welt das Sprichwort: kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen. Der Philosoph, der Freund der Menschheit wird wünschen, daß zuerst den großen, dann aber auch den kleinen Verbrechern die ihnen gebührende Strafe zu Theil werden möge. Der Geschichtschreiber, welcher sich auf den Standpunkt des ewigen Rechtes stellt, welcher gleiches Gewicht für König und Bettler, für Papst und Ketzer hat, wird die Thatsachen feststellen und prüfen und sein Urtheil auf diese stützen. Er wird sich weder durch Scepter und Krone, noch durch Lumpen und Fetzen verblenden lassen, den Menschen nicht beurtheilen nach dem Rocke, den er trägt, sondern nach den Thaten, die er beging.

Wer, statt auf Thatsachen, auf Aeußerlichkeiten sein Urtheil gründet, mag sich hinter dem Throne eines Monarchen verkriechen und, statt dessen Handlungen zu beurtheilen, den Medusenschild königlicher Unverletzlichkeit darüber halten. Er zieht sich dann von dem Gebiete des Forschers auf dasjenige des treuen Anhängers zurück und verzichtet dadurch selbst auf Beachtung von Seiten derjenigen, welche nicht zu seiner Sippschaft gehören. Die Wissenschaft steht auf einer höheren Warte. Sie liegt in den Banden keiner Partei und keines Volkes. Sie dringt von den äußeren Bekleidungen in den innersten Kern des Menschenlebens ein. Sie nimmt keine Rücksicht auf Gunst oder Ungunst. Sie schmeichelt keiner Leidenschaft und beugt sich weder vor gekrönten Despoten, noch vor wüthenden Pöbelhaufen.

In diesem Sinne und Geiste werden wir, wie alle übrigen Begebenheiten der Geschichte, das Gericht, welches der National-Convent über Ludwig XVI. hielt, darstellen und prüfen.

Royalistische Schriftsteller sind unerschöpflich in den Einzelheiten des Kerkerlebens der Familie Ludwig's XVI. Wir begnügen uns, zu bemerken, daß nirgends Könige ihre gefangenen politischen Gegner mit solcher Schonung behandelt haben, als der National-Convent Ludwig XVI. Allerdings wurden ihm keine königlichen Ehren mehr erwiesen, denn er war kein König mehr. Allein es wurde ihm, mit wenigen kurzen Unterbrechungen, gestattet, täglich seine Frau, seine Schwester und seine beiden Kinder zu sehen. Sein Kammerdiener Clery bediente ihn und seine Familie mit derselben Sorgfalt, wie in den früheren Zeiten. Der National-Convent setzte eine halbe Million Franken zu seinem Unterhalte aus, und wenn auch eine kurze Zeit hindurch die Familie einigen Mangel litt, so wurde diesem doch schon bald und reichlich abgeholfen. Ungeachtet der großen Zahl von Wächtern, welche ihre Augen auf den König und dessen Familie gerichtet hatten, unterhielt Ludwig XVI. mannigfaltige Verbindungen mit der Außenwelt, welche nicht alle harmloser Art waren, sondern die gewaltsame Befreiung des Königs zum Gegenstande hatten. Ein junger Mann, Namens Toulan, bildete die Hauptperson des zur Befreiung des Königs gesponnenen Complottes. Noch auf dem Wege Ludwig's XVI. zum Schaffotte wurde ein Befreiungsversuch gemacht. Er gelang zwar nicht, doch entkamen die Verschworenen. Wir erwähnen dieser Thatsachen nicht, um Ludwig XVI. daraus einen Vorwurf zu machen. Wir finden es natürlich, daß jeder Gefangene darnach strebt, seine verlorene Frei-

heit wieder zu gewinnen. Allein mit gutem Grunde läßt sich daraus ableiten, daß es außerordentlich schwierig war, den König und seine Familie im Gefängnisse festzuhalten.

Mehrere Monate vergingen nach dem 10. August, bevor sich die herrschende Staatsgewalt mit dem Loose des Königs beschäftigte. Petion warf zuerst die Frage auf, ob der König gerichtet werden könne. Morisson behauptete, daß die Verfassung des Jahres 1791 den König gegen jedes Urtheil sicher stelle und daß jede mit kaltem Blute an ihm verübte Gewaltthätigkeit ein Verbrechen wäre. Saint-Jüst, der Busenfreund Maximilian Robespierre's, trat dieser Ansicht mit der Entschiedenheit eines unerschütterlichen Republikaners entgegen. „Bürger!" rief er aus, „wenn das römische Volk nach sechs Jahrhunderten der Tugend und des Königshasses, wenn England nach Cromwell's Tode, ungeachtet ihrer Thatkraft die Könige wieder erstehen sahen, was müssen nicht die guten Bürger fürchten, wenn sie das Beil in unseren Händen zittern und ein Volk am ersten Tage seiner Freiheit das Andenken seiner Ketten achten sehen! Man spricht von Unverletzlichkeit! Es bestand vielleicht eine gegenseitige Unverletzlichkeit zwischen den Bürgern, doch zwischen Volk und König gab es keine natürliche Beziehung! Der König war außerhalb des gesellschaftlichen Vertrages, welcher die Bürger unter einander verbindet. Er kann nicht sicher gestellt werden durch diesen Vertrag, von welchem er allein eine tyrannische Ausnahme macht."

„Man beruft sich auf die Gesetze zu Gunsten desjenigen, welcher sie alle zerstört hat! Welches Verfahren, welche Untersuchung wollt ihr einleiten gegen die Verbrechen, die überall mit dem Blute des Volkes geschrieben sind? Hielt er nicht Heerschau über die Truppen vor dem Kampfe? Ergriff er nicht die Flucht, statt sie abzuhalten, auf das Volk zu schießen? Doch wozu Verbrechen suchen? Die Zeit wird kommen, da eine hochherzige Seele sagen wird, der Prozeß müsse einem Könige gemacht werden, nicht wegen der Verbrechen seiner Regierung, sondern allein wegen des Verbrechens, König gewesen zu sein! Denn das Königthum ist ein Verbrechen, für welches der Ursurpator jedem Bürger verantwortlich ist. Alle Menschen haben von der Natur den geheimen Beruf erhalten, die Herrschaft zu vernichten. Man kann nicht König und unschuldig sein. Jeder König ist ein Rebell. Und welches Recht könnte ihm das Gericht angedeihen lassen, welchem ihr das Urtheil über ihn überließet? Hätte es die Gewalt, ihm das Vaterland wieder zu überantworten und, um ihm Genugthuung zu geben, den allgemeinen Willen vor sich zu laden? Bürger, der Gerichtshof, welcher Ludwig XVI. richten muß, ist eine politische Versammlung. Das Völkerrecht richtet Könige. Vergesset nicht, daß der Geist, in welchem ihr euern Herrn richtet, der Geist sein wird, in welchem ihr euere Republik einrichten werdet. Die Theorie eueres Urtheils wird diejenige euerer Obrigkeiten sein. Das Maß euerer Philosophie bei diesem Urtheile wird auch das Maß euerer Freiheit in euerer Verfassung sein."

„Welcher auswärtige Feind hat uns mehr Uebel zugefügt? Und man sucht das Mitgefühl rege zu machen! Nehmt euch in Acht vor eueren Herzen! Volk! wenn der König jemals freigesprochen wird, erinnere dich, daß wir nicht mehr deines Vertrauens würdig sind, und sehe in uns nur Verräther!"

Im Verhältniß zu dieser furchtbaren Anklage waren die Worte, welche Fauchet zu Gunsten Ludwig's XVI. sprach, sehr schwach. „Nein," sagte er, „erhalten wir diesen verbrecherischen Menschen, welcher König war! Er bleibe ein lebendes Schauspiel der Abgeschmacktheit und der Erniedrigung des Königthumes. Er war ein König. Kein früheres Gesetz hatte seine Verbrechen vorher gesehen. Er hat die Schranken der in unserem Strafgesetze vorgesehenen Frevel überschritten. Die Nation rächt sich, indem sie ihm eine Strafe bereitet, welche furchtbarer ist, als der Tod: sie stellt ihn auf ewig vor der Welt an den Pranger, indem sie ihn auf das Schaffot der Schande stellt."

Keine Art der Vertheidigung ist tadelnswerther als diejenige, welche sich in das Gewand der Beschimpfung hüllt. Dieses war übrigens viel zu durchsichtig, als daß es einen einzigen Menschen hätte täuschen können. Jedermann erkannte die Absicht des Redners. Dieses genügte, um dessen Worte unwirksam zu machen.

Sehr treffend bemerkte Grégoire in einer der folgenden Sitzungen: „die Fiction der Unverletzlichkeit überlebt nicht die constitutionelle Fiction, welche sie schafft.“ Eine schreckliche Anklage lag in den folgenden Worten desselben Redners: „Tausende von Menschen wurden am 10. August in den Tuilerien erwürgt, der Kanonendonner kündigte ein furchtbares Blutbad an, und hier in diesem Saale aß er.“

Zahlreiche Adressen der Departemente und der Städte verlangten den Kopf des „Mörders des Volkes.“

Thomas Paine, den wir in der Geschichte der Vereinigten Staaten Nordamerika's*) kennen lernten, verlangte, daß man Ludwig XVI. als Mitschuldigen des Complottes der Verschwörung gegen die Völker richten sollte.

Die Gemüther, welche von den Scenen des 10. August's, der ersten Tage des Septembers und der heftigen Streitigkeiten zwischen Girondisten und Jacobinern noch immer stark bewegt waren, erhielten durch den im Winter des Jahres 1792 auf 1793 herrschenden Mangel an Lebensmitteln neuen Zündstoff. Die Priester schürten denselben mit tückischer Schadenfreude. Danton und Robespierre wagten es nicht, zugleich dem Königthume und dem Pfaffenthume den Kampf auf Tod und Leben anzukündigen. Als die Frage im National-Convente zur Sprache kam, ob die Geistlichkeit, nach, wie vor, vom Staate besoldet werden solle, erklärten sich beide dafür. Die Girondisten Carra, Gorsas und Brissot machten sich in ihren Journalen über sie lustig. Die Stimmung zwischen Girondisten und Jacobinern wurde immer erbitterter.

Mitten in der Zeit, da der Kopf Ludwig's XVI. auf dem Spiele stand, machte der Schlosser Gamain, welcher in früheren Zeiten mit Ludwig XVI. zu arbeiten pflegte, dem Minister Roland die Anzeige, daß er dem Könige wenige Tage vor dem 10. August behülflich gewesen sei, einen Schrank mit eiserner Thüre in den Tuilerien hinter einer Füllung von Holze in einem dunklen Gange zu verstecken. Roland fand den Schrank, öffnete ihn. Die Papiere, welche darin verborgen waren, enthielten die Beweisstücke für den Verrath Mirabeau's, einen Briefwechsel zwischen Ludwig XVI. und den französischen Bischöfen, worin der König erklärte, daß er die verderbliche bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit stets als ihm abgedrungen betrachtet habe und fest entschlossen gewesen sei, dieselbe abzuschaffen, sobald seine Gewalt wiederhergestellt sein würde.

Der Beweis, daß Ludwig XVI. sich des Verbrechens der Bestechung schuldig gemacht habe, und daß er mit dem Plane umgegangen sei, nicht blos die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, sondern auch die wesentlichen Bestimmungen der Verfassung des Jahres 1791 zu beseitigen, ging daraus mit voller Klarheit hervor. Ueber die geheimen Beziehungen Ludwig's XVI. mit den fremden Höfen kamen im eisernen Schranke keine Papiere zum Vorschein. Doch genügten die vorgefundenen Urkunden vollständig, die herrschende Aufregung zu vermehren und den König noch verhaßter zu machen, als er schon war.

Neben dem Kampfe gegen Ludwig XVI. gingen die Streitigkeiten zwischen Jacobinern und Girondisten immer einher. Die in dem eisernen Schranke aufgefundenen Papiere boten dazu neue Veranlassung. Der Abgeordnete Chabot klagte im Schooße des National-Conventes die Frau Roland mit Bezugnahme auf eine Mittheilung des Achilles

*) Siehe Buch VIII. § 70. Seite 409 § 74. S. 431.

Viard, eines elenden Abentheuerers, eines geheimen Einverständnisses mit den nach London geflüchteten Constitutionellen an, deren Zweck sei, den Convent einzuschüchtern. Frau Roland erschien vor den Schranken des Conventes und schlug den Zeugen, welcher ihr gegenüber gestellt wurde, durch ihre edle Haltung und geistvolle Vertheidigung glänzend nieder. Ihre Verläumder hörten aber darum nicht auf, gegen sie und alle ihre Freunde Koth zu werfen. Sie dachten: es bleibt immer etwas hängen.

Am 11. December erschien Ludwig XVI. zum erstenmale vor den Schranken des National-Conventes und vernahm die gegen ihn gerichtete Anklage. Diese enthielt zwar kurz die gesammte Geschichte der Regierung Ludwig's vom 20. Juni 1789 an, legte jedoch besondern Nachdruck nur auf die geheimen Pläne und Complotte des Königs gegen die Verfassung des Reiches und dessen Freiheit. Die Grundlage dieser Anschuldigungen bildete der geheime Briefwechsel Ludwig's mit seinen Brüdern, den übrigen Emigranten, dessen geheime Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten, und die Zustimmung, welche Ludwig verschiedenen anderen reactionären Entwürfen ertheilt hatte. Die im eisernen Schranke aufgefundenen Papiere wurden dem Könige vorgelegt. Er besaß weder die Kraft des Wortes, noch diejenige des Schweigens. Er stellte nicht blos die ihm vorgelegten Urkunden, sondern auch den eisernen Schrank, den er selbst versiegelt hatte, in Abrede.

Der National-Convent gestattete dem Könige außer den gesetzlichen zwei Vertheidigern, noch einen dritten. Tronchet, Desèze und Malesherbes standen ihm zur Seite. Am 20. December schrieb er sein Testament nieder, welches übrigens nur die üblichen christlichen Redensarten und nichts von Erheblichkeit enthielt. Am folgenden Tage sprach Desèze vor dem National-Convente als Vertheidiger Ludwig's XVI. Dieser fügte der Rede seines Anwalts nur die Erklärung hinzu, daß sein Gewissen ihm nichts vorwerfe. Der Kampf um das Leben des Königs begann von Neuem. Nach langwierigen Verhandlungen beschloß der National-Convent über folgende drei Fragen namentlich abzustimmen: 1) Ist Ludwig schuldig? 2) Soll die Entscheidung des Conventes der Genehmigung des Volkes unterzogen werden? 3) Welches soll die Strafe sein?

Die erste Frage bejahten alle Stimmen, welche abgegeben wurden, sechshundert dreiundachtzig an der Zahl. Zehn Abgeordnete enthielten sich der Abstimmung. Ueber die Schuld Ludwig's waltete also kaum ein Zweifel ob.

Zweihundert und einundachtzig Stimmen erklärten sich für die Berufung an das Volk, vierhundert und dreiundzwanzig dagegen.

Am 16. Januar begann die Abstimmung über die dritte Frage. Die Versammlung erklärte sich für permanent bis zur Verkündung des Urtheils. Sie zählte siebenhundert und einundzwanzig stimmende Mitglieder. Von diesen erklärten sich dreihundert und vierunddreißig für Verbannung oder Gefängniß, dreihundert und siebenundachtzig für den Tod. Von diesen letzteren hatten sechsundvierzig den Aufschub der Vollziehung verlangt. Das Schicksal Ludwig's XVI. war entschieden (17. Januar 1793 Abends um 7½ Uhr).

Wir haben die Frage, ob ein Volk das Recht besitze, über seinen König Gericht zu halten, schon bei Gelegenheit der Geschichte Karl's I. *) näher geprüft. Das französische Volk befand sich dem Wesen nach, im Jahre 1793 in derselben Lage, wie das englische im Jahre 1649. Der Unterschied bestand nur darin, daß Ludwig XVI. nicht den Muth besaß, selbst zum Schwerte zu greifen, sondern sich damit begnügte, seine Brüder, seinen Adel und alle Cabinete Europa's zum Kriege gegen Frankreich aufzumuntern. Daß

*) S. Buch 7 § 87 Seite 582.

nach der monarchischen Verfassung dem Volke nicht das Recht zustehe, den König zum Tode zu verurtheilen, versteht sich von selbst. Wenn sich die Franzosen an das Gesetz des Königthums gebunden, hätten sie die Bastille nicht stürmen dürfen und überhaupt die ganze Revolution unterlassen müssen. Wer das Recht des Volks anerkennt, einen unerträglichen Druck durch Revolution zu beseitigen, muß auch die nothwendigen Folgesätze desselben zugeben. Es frägt sich daher nur, ob die Hinrichtung Ludwig's XVI. eine nothwendige und unvermeidliche Folge der französischen Revolution war?

Es ist eine unläugbare Thatsache, daß Ludwig XVI. seinen auf die Verfassung geleisteten Eid Jahre lang unausgesetzt brach, daß er gegen diese conspirirte und daß Frankreich zur Zeit der Erstürmung der Tuilerien (10. August 1792) in Folge der Conspiration des Königs in der größten Gefahr schwebte, von den Heeren der Verbündeten Ludwig's XVI. erobert und unterjocht zu werden. Diese Gefahr war, obgleich der Feind zurückgetrieben worden, noch immer nicht vollständig beseitigt. So unbedeutend die Persönlichkeit Ludwig's XVI. auch war, so wichtig und einflußreich war die Stellung, in welche seine Geburt ihn gebracht hatte. In der That war die gänzliche Beseitigung des Königthums für das von den vereinigten Königen Europa's angegriffene Frankreich das einzige Rettungsmittel. Wer den König für unverletzlich hielt, konnte mit gutem Gewissen dessen preußische, östreichische, sardinische und andere Freunde, welche Frankreich angriffen, nicht mit Nachdruck bekämpfen. Wer dagegen entschlossen war, die feindlichen Heere mit Gefahr seines Leibes und Lebens zu bekriegen, mußte folgeweise auch dem Urheber des Kampfes, Ludwig XVI., den Krieg erklären.

Vergeblich berufen sich royalistische Schriftsteller darauf, daß das Volk eben so wenig, als der König, die Verfassung gewissenhaft beobachtet habe. Denn der Wille des Volkes ist der einzige maßgebende, der einzige rechtliche in einem Staate. Jede Nation hat das Recht, zu jeder Zeit seine Verfassung zu ändern und jede Hemmniß zu beseitigen, welche sich ihr in den Weg stellt.

Die Sache scheint uns vollkommen klar zu sein: entweder Revolution mit allen ihren Consequenzen, oder Geduld mit allen den ihrigen, entweder bitterer Ernst, oder stumpfsinnige Knechtschaft. Nichts ist abgeschmackter, als eine Revolution mit zarten Rücksichten für hergebrachte Mängel und hochgestellte Feinde der Freiheit. Wer zu Klagen geneigt ist, mag bedauern, daß die französische Nation keine andere Wahl hatte, als entweder die Axt an die Wurzel des Uebels zu legen, oder dieses ruhig fortwuchern zu lassen. Wir unserseits widmen mehr Mitgefühl dem niedrigsten Freiheitskämpfer, als dem am höchsten stehenden Gegner der Freiheit. Unsere Sympathien sind alle auf Seiten des nach Freiheit ringenden Volkes, unsere Antipathien treffen den vom Marke des Volkes zehrenden Schmarotzer und Tyrannen.

Wir verachten den Schriftsteller, welcher dem Purpur, der Krone und dem Priesterrocke ein innigeres Gefühl weiht, als dem Menschen, und diesen nicht wiegt nach dem Gewichte seines innern Werthes, sondern nach demjenigen seiner äußeren Stellung. Den Millionen, welche der Krater der Revolution verschlang, schenken die aristokratischen Geschichtschreiber weniger Worte des Beileids, als Ludwig XVI., seiner Gattin und den übrigen Gliedern der königlichen Familie, welche in denselben versanken. Niemand wird behaupten, daß in dem Strudel der Revolution das Leben Unschuldiger stets heilig gehalten worden sei. Jeder Tropfen unnütz vergossenen Blutes bildet einen Flecken, welcher die Reinheit der Revolution besudelt, und für welchen vor dem Richterstuhle der Geschichte der Anstifter und der Mörder verantwortlich sind. Wer den Wind säet, wird den Sturm ernten. Wer die Leidenschaften gewaltsam aufregt, hat kein Recht, sich

darüber zu beklagen, daß dieselben, ihrer Natur gemäß, gewüthet haben. Wer mit dem Feinde seines Landes sich gegen sein eigenes Volk verschworen hat, muß es sich selbst zuschreiben, wenn er als Verbrecher behandelt wird.

Die Formen des Gerichtsverfahrens sind in einem solchen Falle unerheblich. Ob ein besonderer Gerichtshof zu diesem Behufe niedergesetzt wird, oder ob die höchste berathende Behörde des Landes selbst das Urtheil fällt, ist ziemlich gleichgültig. So viel ist jedenfalls gewiß, daß die Gefahr, in welcher Frankreich schwebte, den National-Convent mit gebieterischer Nothwendigkeit dazu trieb, zu einem raschen Abschlusse zu kommen. Dieses vorausgesetzt, konnte er in Betreff Ludwig's XVI. kaum anders handeln, als er that.

Die Nation hatte dem Könige alle seine Schwächen, seine Schwankungen und sogar die von ihm beabsichtigten Staatsstreiche vergeben. Sie hatte der Entlassung Necker's den Sturm auf die Bastille, und der dem Ausbruche nahen Verschwörung der ersten Tage October's den Zug nach Versailles entgegengesetzt. Selbst die Flucht nach Varennes war sie bereit, der Vergessenheit zu übergeben. Trotz derselben hatte sie dem Könige die Krone gelassen und sogar noch bestätigt. Allein den Verrath, welchen Ludwig XVI. beging, indem er ganz Europa gegen Frankreich in Waffen brachte, konnte sie ihm nicht verzeihen, ohne sich selbst der größten Gefahr blos zu stellen. Nur die Hinrichtung des Königs konnte diese gründlich beseitigen, indem sie thatsächlich und rechtlich zugleich dem Königthume in Frankreich ein Ende machte.

Am 21. Januar 1793 wurde die Hinrichtung öffentlich auf dem Revolutionsplatze im Angesichte der Tuilerien vollzogen. Ludwig XVI. erlitt den Tod mit Entschlossenheit und Ruhe. Er verstand besser zu sterben, als zu leben, zu dulden, als zu handeln.

Die Geschichte hat uns viele der geheimsten Unterhaltungen Ludwig's XVI. mit seinen innigsten Vertrauten aufbewahrt. Dieselben sind reich an ergreifenden Einzelnheiten. Wer könnte einen liebenden und geliebten Vater, Gatten und Bruder den letzten Abschied von den Seinigen nehmen sehen, ohne Rührung zu empfinden? Doch der denkende Mensch muß es peinlich bemerken, daß Ludwig XVI. auch nicht die entfernteste Ahnung davon hatte, daß alle die Vorwürfe, welche die Mitwelt und die Nachwelt ihm mit so großer Einstimmigkeit gemacht hatte, gegründet sein könnten. Er legte sich nicht die Frage vor, ob er gefehlt habe, indem er eine Verfassung beschwor, welche er verabscheute und entschlossen war, so bald als möglich in ihren Hauptpunkten zu beseitigen, indem er die auswärtigen Mächte zum Kriege gegen Frankreich aufstachelte, indem er zwischen seinem Eide, welcher die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit besiegelt hatte, und den Einflüsterungen der Pfaffen hin und her schwankte. An die Voraussetzung seiner eigenen Unfehlbarkeit knüpfte er immer nur die hergebrachten Redensarten christlicher Vergebung. Wie stimmten diese zusammen mit dem von ihm heraufbeschworenen Kanonendonner von Valmy und Jemappes und den von seiner Gattin auf der Landkarte mit Frohlocken bezeichneten Vorrücken der Feinde gegen Paris?

Sechs und sechszig Jahre sind seit dem Tode Ludwig's XVI. vergangen. Der große Kampf zwischen Republik und Königthum ist noch nicht entschieden. Er hat sich von Frankreich fast über ganz Europa ausgedehnt und spaltet heute die ganze civilisirte Welt in zwei feindliche Lager. Die Frage, welche am 21. Januar 1793 auf dem Revolutionsplatze zu Paris entschieden wurde, ist in den Jahren 1848 und 1849 von Neuem aufgetaucht. Ludwig Philipp entzog sich ihr durch die Flucht. Ein gleiches that der Großherzog Leopold von Baden. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Ferdinand I. von Oesterreich und die meisten übrigen Monarchen Mittel-Europa's wichen ihr aus durch

Zugeständnisse, die sie dem Volke machten, und brachen, so bald sie glaubten, es ungestraft thun zu können.

Groß war, so weit das Scepter eines Königs reichte, das Geschrei, welches besoldete Schriftsteller über die Hinrichtung Ludwig's XVI. erhoben. Heftig wurde es in Frankreich erst, nachdem die Bourbonen zurückgekehrt waren.

Daß der Unwille, welchen royalistische Geschichtschreiber über die Hinrichtung Ludwig's XVI. kund thaten, nichts weiter, als Parteigeschrei war, ohne die geringste Grundlage von Rechtsgefühl und Menschenfreundlichkeit, hat sich in unseren Tagen gezeigt, als die Despoten Europa's den Freiheitskämpfern gegenüber in eine ähnliche Lage kamen, als diese 1793 Ludwig XVI. gegenüber inne hatten. Sie machten mit ihren politischen Gegnern viel kürzern Prozeß, als der National-Convent mit Ludwig XVI. Zeugen sind die Brigittenau bei Wien, die Galgen von Arad, die Wallgräben von Rastatt u. s. w. Das Haus Habsburg scheute sich nicht, ein Mitglied des deutschen Parlaments, einen der Lieblinge der deutschen Nation, Robert Blum, hinrichten zu lassen. Für den Mann des Volkes hatten dieselben Schriftsteller, welche die Hinrichtung Ludwig XVI. ein unerhörtes Verbrechen nannten, kein Wort der Vertheidigung, gegen dessen Mörder keinen Laut der Mißbilligung. Robert Blum war für das Haus Habsburg nicht gefährlich. Es konnte bestehen, wenn er lebte. Ludwig's XVI. Leben bedrohte die junge Republik Frankreich mit fortwährenden Gefahren.

Gewiß wäre es zu wünschen, wenn die Todesstrafe aus unseren Gesetzbüchern, und noch mehr, wenn sie aus unseren Gewohnheiten, namentlich in politischen Dingen, verschwände. Allein die Royalisten, welche selbst in unseren Tagen, also siebenzig Jahre nach dem Beginne der französischen Revolution, so viel edles Blut vergossen, so viele hochverehrte Männer an ihre Galgen hingen, haben kein Recht, sich darüber zu beklagen, daß im vorigen Jahrhunderte in demselben Geiste gegen ihre Gesinnungsgenossen verfahren wurde, in welchem sie selbst zu allen Zeiten gegen ihre Feinde zu Werke gingen.

Von dem Standpunkte der Menschlichkeit aus beklagen wir jede Hinrichtung, welche im Schooße einer gebildeten Nation Statt findet, weil sie uns den Beweis noch nicht überwundener Barbarei liefert. Das Urtheil, welches nicht hervorgeht aus den Grundsätzen, auf welche man dasselbe stützt, sondern aus Nebenrücksichten der Angst, des Hasses oder der Herrschsucht, kann nicht bestehen vor dem Richterstuhle des Rechtes. Das Todesurtheil, welches über Ludwig XVI. gesprochen wurde, läßt sich insofern tadeln, als manche Mitglieder des National-Convents gegen ihre Ueberzeugung stimmten, sei es aus Furcht vor dem Berge und dem Pöbel, sei es, um ihrer blinden Wuth gegen das Königthum Lauf zu lassen oder um auf den Ruinen des Königthums eine große Rolle zu spielen. Allein die Beweggründe jedes einzelnen Richters sind verschieden von dem Urtheile selbst. Ein Urtheil mag an und für sich gerecht sein, obgleich die Richter ihre Entscheidung auf irrige Gründe bauten. Wenn wir ganz absehen von den Beweggründen der Mitglieder des National-Conventes, so steht meines Erachtens fest, 1) daß Ludwig XVI. sich des Verbrechens des Verraths an der Nation schuldig gemacht hat, 2) daß er dadurch sein Leben verwirkte, 3) daß die königliche Würde ihn zwar schützte, so lange er sie besaß, allein ihn nicht mehr schützen konnte, nachdem er sie verloren hatte.

Wenn die Menschheit, oder auch nur eine einzelne Nation sich auf den Höhepunkt der Bildung geschwungen haben wird, daß Todesstrafen nicht mehr für nothwendig erachtet werden, dann ist die Zeit der Revolutionen überwunden, dann ist die Periode gesetzlicher und friedlicher Entwickelung gekommen. Leider haben wir diese schöne Zeit im Jahre

1859 noch nicht erreicht. Wir können daher den Franzosen der Jahre 1793 keinen Vorwurf daraus machen, daß sie nicht im Sinne dieser noch jetzt fernen Zukunft handelten.

Wenn der Geist der Republik, der Geist der Mäßigung, die ruhige Kraft stark genug gewesen wäre, um nicht einen jähen Rückfall in die Monarchie befürchten zu müssen, so hätte das Leben des Königs verschont bleiben mögen. Doch leider fehlte der französischen Nation diese Siegesgewißheit. Es galt, das gesammte europäische Königthum, welches Frankreich feindlich, wenn auch nicht aller Orten in offenem Kriege, gegenüberstand, einzuschüchtern, der ganzen Welt zu zeigen, daß die Republik keinen Unterschied zwischen einem hoch und einem niedrig geborenen Verbrecher mache.

Wenn der Einwand, daß Ludwig XVI. gefangen und machtlos gewesen sei, berücksichtigt werden sollte, so dürfte kein Verbrecher zur Strafe gezogen werden. An keinem Verbrecher kann ein Urtheil vollzogen werden, bevor er machtlos und gefangen ist. Ludwig XVI. unterschied sich aber dadurch von gewöhnlichen Verbrechern, daß in seiner Person nicht blos die royalistische Partei Frankreich's ihr Haupt, sondern auch sämmtliche Könige der Erde einen Verbündeten sahen, welcher durch jedwede Wendung der Verhältnisse plötzlich wieder der Republik ein höchst gefährlicher Feind werden konnte. Der Charakter Marie Antoinetten's leistete Bürgschaft dafür, daß Ludwig XVI. in diesem Falle nicht die Milde, sondern die Strenge walten lassen würde. Die Republikaner Frankreich's hatten guten Grund, dafür zu sorgen, daß Ludwig XVI. nicht in die Lage komme, über sie Gericht halten zu lassen, wie in unseren Tagen die Monarchen, nachdem sie bezwungen waren, in die Lage kamen, über uns Gericht zu pflegen.

Man kann der Ansicht sein, daß, nach den Begriffen der französischen Revolution, Ludwig XVI. sein Leben verwirkt habe und doch Mitgefühl für die gefallene Größe und den in seinem Privatleben untadelhaften Ludwig XVI. hegen. Welcher fühlende Mensch sieht nicht mit Schaudern einen gewöhnlichen Mörder hinrichten?

Die Gegner der Todesstrafe, zu welchen ja auch Robespierre gehörte, machen sich keiner Folgewidrigkeit schuldig, wenn sie im Hinblicke auf die Verhältnisse des Jahres 1793 das über Ludwig XVI. verhängte Todesurtheil billigen. Wer wünscht, daß die Todesstrafe für alle Verbrecher abgeschafft werde, spricht damit nicht aus, daß, so lange sie nicht beseitigt ist, sie nicht vollzogen werden könne. Ja, wer als Regel die Abschaffung der Todesstrafe verlangt, behält einzelne, durch besondere Verhältnisse bedingte Ausnahmen noch immer vor.

Die Hinrichtung Ludwig's XVI. beweist übrigens, daß die Todesstrafe auch an Denjenigen vollzogen werden könne, in deren Hand das Gesetz liegt, daß auch diese ein persönliches Interesse bei deren Abschaffung haben. Es war eine Zeit, da Ludwig XVI. die Gewalt besaß, die Todesstrafe, für Frankreich wenigstens, abzuschaffen. Hätte er vor dem Jahre 1789 das Beispiel befolgt, welches damals mehrere menschenfreundliche Fürsten gaben, indem sie die Todesstrafe abschafften, hätte er später, als Maximilian Robespierre im Schooße der constituirenden Versammlung die Abschaffung der Todesstrafe beantragte, im Sinne und Geiste dieses Antrags gewirkt, so hätte wahrscheinlich die französische Revolution einen minder blutigen Verlauf genommen, schwerlich wäre dann das Haupt des Königs selbst unter der Guillotine gefallen. Hoffen wir, daß die Todesstrafe, gegen welche sich das fühlende Herz mit gutem Grunde empört, bald aus unseren Gesetzbüchern verschwinde! So lange dieses aber nicht geschehen ist, möge jeder Monarch bedenken, daß sein Leben eben so wohl, wie dasjenige eines anderen Verbrechers derselben verfallen könne!

Eine der Fragen, welche mit großem Aufwande von Scharfsinn und Leidenschaftlichkeit im Schooße des National-Conventes besprochen wurde, war, ob Ludwig XVI. als

Digitized by Google

Verbrecher gerichtet, oder als Feind gemaßregelt werden solle. Beide Fragen lassen sich zurückführen auf die höhere, ob bei dem Verfahren gegen Ludwig XVI. die ewigen Grundsätze des Rechtes berücksichtigt werden sollten, oder nicht? Wenn der Beschluß des National-Conventes sich stützen sollte auf ein Recht, so konnte man dasselbe mit gutem Grunde ein Gerichtsverfahren, und den darauf begründeten Beschluß ein richterliches Urtheil nennen. Handelte es sich aber um eine Maßregel, welche nicht auf Rechtlichkeit, sondern nur auf Gewaltthätigkeit ruhte, dann handelte es sich allerdings nicht um ein richterliches Verfahren, dann konnte von keiner Hinrichtung, sondern nur von einem mit kalter Ueberlegung zu veranstaltenden Morde die Rede sein.

Wer in Ludwig XVI. nur einen Feind, und keinen Verbrecher sah, hatte durchaus kein Recht, für dessen Tod zu stimmen. Denn die Tödtung eines gefangenen Feindes galt zu allen Zeiten unter civilisirten Völkern für eine empörende Frevelthat.

Das Recht der Nation, über ihren König Gericht zu halten, war ganz eben so klar, als das Recht derselben, die Bastille und die Tuilerien zu stürmen. Wer dem National-Convente das Recht einräumte, über das gesammte Königthum den Stab zu brechen und an dessen Stelle die Republik zu verkünden, konnte folgerichtig derselben Versammlung das Recht nicht bestreiten, einem einzelnen Könige den Stab zu brechen.

Einstimmig hatte der National-Convent das Königthum für Frankreich abgeschafft. Kein Mitglied desselben konnte daher, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, dem Convente das Recht bestreiten, über Ludwig XVI. Gericht zu pflegen. Die beiden äußersten Seiten des linken und des rechten Flügels gingen in ihrem Eifer zu weit, indem die eine erklärte, es handele sich gar nicht um ein gerichtliches Verfahren, und die andere, der Convent habe nicht das Recht, über den König das Urtheil zu sprechen. Wer kein auf das Recht gegründetes Urtheil, sondern nur eine Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt verlangte, verlor allen Boden unter den Füßen und sprang in die Luftregion der Willkür und der Leidenschaft. Wer dem National-Convente das Recht bestritt, über den König Gericht zu pflegen, der untergrub der gesammten französischen Revolution den Rechtsboden.

Die Männer, welche Ludwig's XVI. Leben retten wollten, hätten, falls sie nicht zugleich die gesammte französische Revolution in Anklagezustand versetzen wollten, sich damit begnügen müssen, nachzuweisen, daß, ungeachtet Ludwig XVI. nach dem Gesetze der Revolution den Tod verdient habe, die französische Nation stark genug sei, Gnade für Recht ergehen lassen, Milde üben zu können. Zur Begründung dieser Ansicht hätte sich anführen lassen, daß der National-Convent als Vertreter der Nation die gesammte Staatsgewalt die richterliche nicht minder, als die vollziehende, und daher auch das Recht der Gnade in sich vereinige. Allein es wäre schwer gewesen, den Beweis zu führen, daß dringende Gründe der Gnade vorlägen. Allen aus der anspruchslosen, milden und sehr wenig kriegerischen Persönlichkeit Ludwig's XVI. abgeleiteten Gründen stand entgegen das untrennbare Band, welches Ludwig XVI. mit seiner Gattin, seinen Brüdern und allen Königen der Erde verknüpfte, und die Gefahr, die junge Republik möchte bei dem ersten Stoße, den sie erlitt, dem an die Herrschaft gewöhnten und von Vielen, wenn auch heimlich, noch immer als König verehrten Ludwig XVI. wieder zufallen. Als die Bourbonen mehr als zwanzig Jahre später nach Frankreich zurück kehrten, straften sie noch die Männer, welche für Ludwig's XVI. Hinrichtung gestimmt hatten. Alle Mitglieder des National-Conventes hatten guten Grund, anzunehmen, daß sie selbst und alle Theilnehmer an dem Sturze des Königthums der Rache der königlichen Partei anheimfallen würden, falls Ludwig XVI. am Leben bliebe und durch irgend eine Wendung des Schicksals wieder auf den Thron seiner Väter gelangte.

Was für Ludwig XVI. Gnade und Milde, war für Tausende begeisterter Freiheitskämpfer Tod und Verderben. Die Milde und die Gnade, welche einem einzigen Menschen zum Vortheil, einer ganzen Partei aber zur drohenden Gefahr gereichte, ist sehr kurzsichtig und kann von einem tiefer blickenden Staatsmanne nicht gut geheißen werden.

Der stärkste Einwand, welcher sich gegen die Hinrichtung Ludwig's XVI. machen läßt, kann meines Erachtens aus dem spätern Verlauf der Revolution abgeleitet werden. Man kann mit einigem Grunde sagen: Ludwig's XVI. Tod hat die Republik nicht befestigt. Trotz desselben kehrte später die Monarchie nach Frankreich zurück, kurz auf denselben folgte die Schreckenszeit. Die Männer, welche die Hinrichtung Ludwig's XVI. durchsetzten: Maximilian Robespierre, Saint-Just, Marat und Danton haben durch die Schreckenszeit dem Despotismus die Bahn gebrochen. Während der National-Convent die ihm von Seiten Ludwig's XVI. drohende Gefahr bekämpfte, bereitete er selbst Frankreich und der ganzen Menschheit die größere des Terrorismus.

Hierauf läßt sich aber entgegnen: kein menschliches Auge reicht auf Jahrzehnte in die Zukunft. Nicht der Tod Ludwig's XVI., sondern der Kampf mit der Gironde bildet den Wendepunkt der Revolution. Ludwig's Haupt mochte fallen, und die Republik dadurch befestigt werden, falls der bittere Haß der Jacobiner nicht die edelsten Vorkämpfer der Freiheit vernichtete. Nicht der Tod des Königs, sondern derjenige seiner eifrigsten und begeistertsten Gegner bahnte der Monarchie den Weg der Rückkehr. Wenn Ludwig XVI. statt zum Tode zum Gefängniß oder zur Verbannung verurtheilt worden, wäre dadurch der Kampf zwischen Jacobinern und Girondisten nicht aufgehalten worden, sondern nur heftiger entbrannt.

Die französische Revolution scheiterte an der Klippe des Terrorismus, weil es der Nation an der erforderlichen sittlichen Kraft fehlte, der blinden Wuth bei ihrem ersten Auftreten, am 10. August nach errungenem Siege, am 2. September gegenüber wehrlosen Gefangenen, Schranken zu ziehen. Nicht die in den Formen des Rechtes mit Ernst und mit Würde gepflogenen Verhandlungen über Ludwig's XVI. Verbrechen, sondern die Mordlust, welche im Bunde mit Raubsucht unbestraft wüthen konnte, und die Herrschsucht, welche in Verbindung mit Parteihaß Tausende auf die Guillotine brachte, im Kartätschenfeuer und im Wasser tödtete, richtete die Revolution zu Grunde.

Der Prozeß Ludwig's XVI. war die wichtigste praktische Frage, welche der National-Convent verhandelte. Von ihr hing wesentlich die Zukunft Frankreich's und folgeweise der Parteien ab, welche diese lenkten. Wenn sich die Girondisten in dieser Lebensfrage nicht zu einigen vermochten, so war nicht zu erwarten, daß sie sich jemals über irgend eine andere Frage einigen würden. Die Jacobiner stimmten in Betreff derselben fast alle, wie ein Mann. Die Girondisten zersplitterten sich aber wieder in unzählige Bruchtheile. Vergniaud, Büzot und Brissot verlangten die Berufung auf das Volk. Es war dieses nur ein Vorwand, um das Urtheil über den König auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Barbaroux, sprach, ohne sich zu entscheiden. Gensonné ergriff die Gelegenheit des Prozesses gegen Ludwig XVI., um einen Angriff auf Robespierre zu machen. Carra sprach gegen seine Freunde Büzot und Brissot. Als Partei hatte die Gironde weder den Muth, offen für, noch gegen Ludwig XVI. aufzutreten. Der Muth, welcher immer von hoher Wichtigkeit, ist in der Revolution durchaus unentbehrlich. In ruhigen Tagen läßt sich eine muthige Minorität, den Umständen nach, das Joch einer muthlosen Majorität gefallen, nicht so in den Tagen der Revolution. Zu einer solchen Zeit schüchtert die entschlossene Minorität die wankende Majorität ein und besiegt diese. So geschah es denn auch, daß, nachdem die hervorragenden Redner der Gironde fast alle in einer Weise

gesprochen hatten, welche andeutete, daß sie gern das Leben des Königs gerettet hätten, sie am Ende doch zum größern Theile für den Tod desselben stimmten, vor allen anderen Vergniaud. Die Hinterthür eines Aufschubs der Hinrichtung, welche er sich offen hielt, diente nur dazu, seine Gesinnung zu verdächtigen. Sie brachte Ludwig XVI. schon aus dem Grunde keine Rettung, weil im Laufe der Verhandlung dieselbe nicht in genügender Weise vorbereitet worden war.

Condorcet, Kersaint, Salles und die übrigen Girondisten, welche für die höchste Strafe nächst dem Tode stimmten, retteten den König dadurch eben so wenig, als ihre Gesinnungsgenossen, welche einen Aufschub des Urtheils wünschten. Sie brachten nur die Haltlosigkeit ihrer Partei klar zu Tage.

Der Herzog von Orleans konnte, als Verwandter Ludwig's XVI. sich mit gutem Grunde, der Abstimmung enthalten. Indem er dessen ungeachtet für den Tod stimmte, zeigte er sich zugleich herzlos und ängstlich. Er bereitete sich dadurch selbst das Loos vor, das ihn schon bald auf dasselbe Schaffott brachte, zu dem er das Haupt seiner Familie verurtheilte.

Wenn nichts weiter in Frage gestanden hätte, als das Leben Ludwig's XVI., so wäre es schwer gewesen, im Schooße des National-Conventes die Schranken der Mäßigung nicht zu überschreiten, denn an dieses Leben knüpfte sich die ganze Revolution, die jüngste Vergangenheit und die nächste Zukunft Frankreich's und ganz Europa's. Mit dem Haupte Ludwig's XVI. war Krieg und Frieden im Innern des Landes und den auswärtigen Mächten gegenüber untrennbar verbunden. Schwerer, als alle diese Betrachtungen fiel aber die Frage der Macht und der Volksgunst in die Wagschale. Seit der Eröffnung des National-Conventes drehten sich alle Verhandlungen um die Angel, wer den Ton in Frankreich angeben, wer die Zukunft des Landes bestimmen solle: Girondisten, oder Jacobiner? Dieser Frage mußte sich auch Ludwig XVI. unterordnen. Diejenigen, welche über den Kopf Ludwig's XVI. zu Gerichte saßen, konnten nicht umhin, bei dieser Gelgenheit, an ihre eigenen Köpfe zu denken. Denn die Parteiwuth hatte im Anfange des Jahres 1793 schon jenen Höhepunkt erreicht, auf welchem Niederlage und Tod fast gleichbedeutend sind. Die Jacobiner, welche immer die Angelegenheiten des Staates mehr von dem Gesichtspunkte des Augenblicks, als der Zukunft, mehr im Hinblicke auf unmittelbar praktische Maßregeln betrachteten, gewannen immer festern Boden außerhalb und innerhalb des National-Convents. Die Girondisten setzten, trotz ihrer Stimmenmehrheit nur Beschlüsse ohne praktische Bedeutung durch. So z. B. blieben die drei Beschlüsse, welche der National-Convent am 23. September auf deren Antrag gefaßt hatte, ohne die entsprechende Folge. Das Heer zum Schutze des Convents kam nie vollzählig nach Paris, das Gesetz über die Anstifter von Mord wurde nicht gegeben, der Zustand Frankreich's und der Stadt Paris wurde nicht im Sinne und Geiste der Gironde geregelt.

Jeden Tag verlor die Gironde einige Mitglieder, welche den Mantel nach dem Winde hingen. Der Club der Jacobiner, welcher eine Zeit lang sehr schwach besetzt gewesen war, nahm zu.

§ 15. Die Gironde (Januar bis Juni 1793).

Die Hinrichtung des Königs bezeichnet einen bedeutungsvollen Abschnitt in der französischen Revolution. Durch sie wurde die Beseitigung der Monarchie vollendet. Es kam darauf an, zugleich das Land gegen äußern Angriff zu vertheidigen und im Innern

republikanisch zu organisiren. Doch der Vertheidigungskampf gestaltete sich nur zu bald zu einem Angriffs- und Eroberungskrieg, und mit dem Aufbau der Republik beschäftigte man sich viel weniger, als mit der Vertilgung politischer Gegner. Die Fehde mit dem Königthume war eine nothgedrungene. Einen ganz andern Charakter hatte diejenige, welche Jacobiner und Girondisten, die Anhänger Robespierre's und Danton's miteinander führten. Die unsinnige Wuth, womit jene diese bekämpften, war eine Ausschweifung, deren Folge zugleich die Vernichtung der ausgezeichnetsten Köpfe Frankreich's und des größern Theiles der Freiheitshoffnungen der ganzen Menschheit zur unmittelbaren Folge hatte. Die Girondisten entbehrten allerdings derjenigen Energie, welche allein Frankreich vom Rande des Verderbens retten konnte. Danton und seine Anhänger waren aber zu tief in den Schlamm der Liederlichkeit versunken, als daß sie über die zur Rettung des gefährdeten Vaterlandes erforderliche Aufopferungsfähigkeit und Arbeitskraft hätten verfügen können. Die Schwäche der Girondisten war zu beklagen. Darum brauchten sie aber nicht zur Guillotine geschleppt, ihre Anhänger nicht massenhaft abgeschlachtet zu werden. Durch den Schrecken konnten sich Robespierre und seine Genossen nur einen vorübergehenden Sieg auf Kosten der Sache, die sie vertraten, verschaffen. Auf Schrecken ruht die Herrschaft der Despoten, auf Ueberzeugung diejenige freier Männer. Die Girondisten hätten vielleicht Frankreich für den Augenblick in Gefahren gestürzt. Die Terroristen bereiteten auf Jahrzehnte hinaus die Herrschaft des Despotismus vor. Die dauernde Rettung Frankreich's hätte nur aus einer Verständigung zwischen Girondisten und Jacobinern hervorgehen können. Diese scheiterte nicht an der prinzipiellen Verschiedenheit beider Theile, sondern an der zügellosen Leidenschaftlichkeit der Jacobiner und an dem Mangel an Klugheit und Entschlossenheit der Girondisten.

Der Eindruck, welchen die Hinrichtung Ludwig's XVI. hervorrief, war in Frankreich ein ganz anderer, als im Auslande. Die Franzosen welche, trotz der herrschenden Aufregung, die Lage des Landes richtiger würdigten, als die auswärtigen Völker, wurden auf der Bahn der Revolution voran getrieben. Die Ueberzeugung, daß Ludwig XVI. den Tod verdient habe, und daß sein Leben unvereinbar sei mit der republikanischen Verfassung Frankreich's und mit dessen Kriegen gegen die verbündeten Despoten Europa's, war die vorherrschende. Wohl hegten viele Millionen Mitgefühl für den frühern König von Frankreich, auch war die royalistische Partei, obgleich desorganisirt und eingeschüchtert, noch immer stark genug, um ihre Stimme einigermaßen vernehmlich zu machen. Nur zu bald brach deren Grimm in offenen Volksaufständen aus. Doch der Widerwille gegen das Königthum und die demselben zu Hülfe eilenden fremden Heere war zu allgemein und zu groß, als daß die entgegengesetzten Bestrebungen sich in der ersten Zeit, nachdem das Haupt Ludwig's XVI. gefallen war, hätten geltend machen können.

Ganz anders nahm das Ausland die Nachricht von dem Tode Ludwig's XVI. auf. Die Könige und deren ganzer Anhang sahen sich in der Person Ludwig's XVI. bedroht. Sie betrachteten die Hinrichtung desselben, als ein unerhörtes Verbrechen. Die Völker, welche unter dem Joche des Königthums seit Jahrhunderten gehalten worden waren noch nicht zum Bewußtsein ihrer ewigen und unveräußerlichen Rechte gelangt. Das Mitgefühl für eine gefallene Größe stand im Verhältnisse zu der Verehrung, welche sie ihren eigenen Fürsten zu zollen gewöhnt waren. Das Cabinet von St. James gedachte mit Schrecken der Zeit, da Karl I. auf dem Schaffotte geblutet hatte und da das Volk gegen Jacob II. aufgestanden war. Die englische Nation selbst war seit jener Zeit sehr conservativ geworden. Pitt war entschlossen, für die s. g. Rechte des Königthums in die Schranken zu treten. Der französische Gesandte Chauvelin erhielt sofort die Weisung,

innerhalb 24 Stunden England zu verlassen. Der National-Convent erklärte zugleich England und Holland den Krieg. Katharina II. von Rußland, welche sich bis dahin in den Kampf gegen Frankreich mehr durch Worte, als durch Thaten, nur durch Unterhandlungen und nicht durch ihre Heere eingemischt, hob die Handelsverträge, welche sie im Jahr 1786 mit Frankreich abgeschlossen hatte, und welche diesem Lande große Vortheile gewährten, auf, verbot ihren Unterthanen allen Verkehr mit den Franzosen und ließ den letzteren, welche sich in Rußland aufhielten, keine andere Wahl, als innerhalb zwanzig Tagen Rußland zu verlassen oder förmlich die Grundsätze der Revolution abzuschwören. Die Kaiserin war übrigens zu sehr mit ihren gegen Polen gerichteten Plänen beschäftigt, als daß sie geneigt gewesen wäre, diese durch einen ernstlich geführten Krieg im Westen Europa's zu gefährden. Sie schloß zwar mit England einen Angriffs- und Vertheidigungsbund ab, allein mehr in der Hoffnung die Aufmerksamkeit der Mächte von Polen abzulenken, als um ihre Heere gegen Frankreich rücken zu lassen. Oesterreich und Preußen, welchen es leichter schien, in Polen, als in Frankreich Siege zu gewinnen und Eroberungen zu machen, wurden durch die zweideutige Stellung Rußland's in ihren Unternehmungen gegen Frankreich gehemmt. Beide Mächte, seit langer Zeit gewöhnt, sich gegenseitig mit mißtrauischen Augen zu betrachten, hatten während des Feldzuges des Jahres 1792 zu bittere Erfahrungen gemacht, als daß sie sich inniger hätten verbinden können. Jeder Theil war zu sehr geneigt, dem andern die Schuld der erlittenen Niederlagen beizumessen, als daß eine unter demselben Feldherrn stehende Kriegführung länger möglich gewesen wäre. Der Herzog von Braunschweig blieb an der Spitze der preußischen, der Herzog von Sachsen-Coburg übernahm das Commando der österreichischen Heere. Die Ermordung des Königs Gustav von Schweden hatte den eifrigsten Gegner der französischen Revolution entfernt. England und Rußland zogen das Schwert mehr zum Scheine, als im Ernste. Holland war innerlich zerrüttet und konnte kein großes Gewicht mehr in die Wagschale des Krieges werfen. Oesterreich und Preußen mußten dessen ganze Last auf sich nehmen, und in steter Besorgniß schweben, von England und Holland verlassen und von Rußland getäuscht zu werden. Der Kampf in Italien dauerte fort. Bald brach auch der Krieg mit Spanien aus.

Wäre Frankreich nicht durch Parteiwuth zerrissen gewesen, so hätten seine militärischen Kräfte mehr als ausgereicht, um die Feinde der Revolution niederzuwerfen. Unter den Klängen der Marseillaise zog die junge Mannschaft kriegesmuthig und begeisterungsvoll nach den Gränzen. Das Mißtrauen war noch nicht in die Massen eingedrungen, doch es lähmte die Heerführer und die Ministerien.

Während der Verhandlungen des Prozesses Ludwig's XVI. war Dümouriez heimlich nach Paris gekommen. Verstimmt und mißvergnügt kehrte er zum Heere zurück. Keine der in der Hauptstadt sich gegenseitig bekämpfenden Parteien hatte ihm Vertrauen eingeflößt, keine hatte sich ihm hingegeben. Am nächsten stand ihm Danton. Doch da beide herrschen wollten, war an ein inniges Einverständniß nicht zu denken. Dümouriez begann den Feldzug gegen die Holländer in glänzender Weise. Während er gegen das Haag und Amsterdam vorrückte, rief ihn ein Befehl des Convents von seiner Siegeslaufbahn ab. Der Prinz von Coburg hatte die Belagerung von Mastricht aufgehoben und rückte gegen Belgien vor. Die französischen Generale, welche ihm gegenüber standen, mußten sich mit großen Verlusten zurückziehen. Dümouriez sollte die gefährdete Waffenehre Frankreich's wieder herstellen. Er war mehr mit seinen weit aussehenden Plänen des Ehrgeizes, als mit dem Gedanken beschäftigt, Frankreich und die Sache der Revolution zu retten. Er nahm eine Sprache gegen die republikanischen Commissäre und gegen den

Digitized by Google

National-Convent an, welche seine finsteren Entwürfe ahnen ließ. Die Stimmung des Feldherrn theilte sich durch hundert kleine Canäle dem Heere mit. Dümouriez war nicht mehr der Mann, welcher im Waldgebirge der Argonne den Preußen die Spitze geboten hatte. Bittere Worte, welche er da und dort hatte fallen lassen, rankten in den Gemüthern der Generale fort und lähmten deren Begeisterung. In der Schlacht bei Neerwinden erlitt er empfindliche Verluste. Er schob die Schuld auf den General Miranda, welcher den linken Flügel seines Heeres befehligt hatte. Der österreichische Oberst Mack knüpfte mit Dümouriez Unterhandlungen an, welche einen durchaus verrätherischen Charakter trugen. Der Herzog von Chartres und mehrere andere, dem Hause Orleans ergebene Oberofficiere, waren die einzigen, welche in das Geheimniß der Verträge Dümouriez's eingeweiht waren. Der Plan des Generals ging dahin, das Heer gegen Paris zu führen und dort der jungen Republik ein Ende zu machen. Doch die revolutionären Commissäre wachten. Am 2. April trafen sie in Dümouriez's Lager ein und brachten diesem den Befehl, nach Paris zu kommen. Als der General sich dessen weigerte, erklärte der Commissär Camus, daß er aufgehört habe, General zu sein. Dümouriez ließ die fünf Commissäre verhaften und lieferte dieselben an die Oesterreicher aus. Schon bald mußte er aber mit wenigen Anhängern fliehen und entging nur mit Mühe dem ihm drohenden Tode.

Seit längerer Zeit war das Mißtrauen des französischen Volkes gegen die Männer, welche an der Spitze der Verwaltung und der Heere standen, in stetem Wachsen begriffen. Der Verrath Dümouriez's war zwar erst am 4. April zu Tage gekommen, allein er war seit mehreren Monaten vorbereitet worden. Er trug wesentlich zum Falle der Gironde bei. Diese hatte ihm nicht näher gestanden, als der Berg. Kein Mitglied derselben war mit Dümouriez so innig vertraut gewesen, als Danton. Allein die Stimmung des französischen Volkes wurde durch den Verrath Dümouriez's gereizter. Sie wurde mit Macht zu durchgreifenden Maßregeln gedrängt, zu welchen die Gironde von Anfang an weder Neigung noch Kraft besessen hatte. Der Zwiespalt zwischen ihr und der öffentlichen Meinung wurde daher von Tag zu Tag weiter und tiefer. Die Stellung der Gironde wurde immer unhaltbarer.

Der unselige Haß zwischen Girondisten und Jacobinern hatte sich im Laufe der Verhandlungen des Prozesses des Königs noch erhöht. Die Jacobiner hatten demselben Verachtung, die Girondisten Furcht beigemischt. Jene waren scharfsichtig genug, zu erkennen, daß manche girondistische Stimme mehr aus Angst, als aus Ueberzeugung für den Tod des Königs abgegeben worden war. Die Majorität der Gironde war erschüttert. Es galt, dieselbe vollständig zu vernichten. An Versöhnung, an Vereinigung war nicht zu denken. Das Blut Ludwig's XVI. gab nur die Farbe an, welche künftig alle Beschlüsse des National-Convents bezeichnen sollte.

Die Girondisten hatten Gelegenheit gehabt, zu erkennen, daß sie der vereinigten Macht Danton's, Robespierre's und Marat's nicht zu widerstehen vermöchten. Allein diese drei Parteihäupter waren unter sich nicht einig. Danton und Robespierre haßten sich gegenseitig. Robespierre wußte, daß Danton die Revolution zu seinem Privatvortheil ausgebeutet hatte, daß er ein Schlemmer und Verschwender war und verschwieg es gar nicht. Danton begriff die Uneigennützigkeit Robespierre's nicht, hielt dieselbe für Verstellung und Stolz und betrachtete diesen seinen Nebenbuhler für einen Feigling, weil derselbe sich bisher von allen Aufständen fern gehalten hatte. Danton und Marat hatten wohl einige Punkte, in welchen sie zusammen trafen. Beide waren Männer von heftigen Leidenschaften, keck und cynisch, beide waren Verschwörer von Profession und zu durchgreifenden Maßregeln bereit. Doch Danton war zu sehr Staatsmann und Genußmensch, als daß er die blinde

Zerstörungswuth Marat's hätte billigen können. Danton's Haß gegen die Aristokraten war mehr das Ergebniß seiner Stellung, als seiner Gemüthsstimmung. Danton stand denselben in seiner Lebensweise viel zu nahe, als daß er sie gründlich hätte hassen können. Robespierre, welcher in seiner äußeren Erscheinung, in Wort und That auf Anstand hielt, fühlte sich von dem Schmutze, welcher Marat umgab, abgestoßen. Danton wünschte sehnlichst eine Verständigung mit den Girondisten und sah voraus, daß er nach diesen zu Grunde gehen würde, falls eine solche nicht zu Stande käme. Marat hatte seine Stütze in der Masse des Volkes, Robespierre in den begeisterten und thatkräftigen Republikanern, Danton in allen für Ruhm und Macht vorzüglich empfänglichen Gemüthern.

Zwischen den Girondisten einerseits und Robespierre und Marat andererseits bestanden keine Verbindungspunkte. Robespierre war viel zu systematisch, Marat zu schmutzig, als daß die Gironde sich mit einem derselben auch nur vorübergehend hätte vereinigen können. In Danton hätte sie für sich schwerlich etwas anderes, als einen Tyrannen gewinnen können. Sie wollte lieber ohne Verbündete untergehen, als mit Danton siegen. Daß sie mit Danton nicht gemeinsame Sache machte, war mehr ein Beweis ihrer Schwäche, als ihrer Kraft. Sie fühlte sich nicht stark genug, diesem einen Manne die Spitze zu bieten, falls er sich ihr anschlösse. Thatsächlich hatten die Septembermörder Amnestie erhalten. Oft im Leben müssen wir vollendete Thatsachen als solche anerkennen. Es war unklug und zeugte von Halsstarrigkeit, daß die Gironde inmitten der Gefahren, welche die Sache der Freiheit, des Vaterlandes und ihre eigene Sicherheit bedrohten, die große Kraft, welche Danton besaß, zurückstießen.

Die Revolution bedurfte dringend einer festen Majorität im Schooße des National-Conventes, mit deren Hülfe sie die Kraft gewonnen hätte, sich in großartigster Weise zu entfalten. Eine Vereinigung der Gironde mit Danton und dessen Anhange hätte eine solche gebildet. Marat hätte durch dieselbe gestürzt und zugleich der Herrschaft des Pöbels von Paris ein Ende bereitet werden können. Robespierre hätte geschont und, wenn nicht gewonnen, doch abgehalten werden können, zu den äußersten Maßregeln zu greifen, welche er in seinem Innern vorbereitete und nur zu bald ausführte. Doch die Gironde bildete niemals ein geschlossenes Ganzes, wie der Anhang Marat's, Dantons und Robespierre's. Sie konnte nie zu einem kühnen Entschlusse kommen, selbst dann nicht, wenn Leben und Tod auf dem Spiele stand. Sie mußte aus ähnlichen Gründen, wie Ludwig XVI. vor ihr, zu Grunde gehen.

Roland hatte schon zwei Tage nach der Hinrichtung des Königs sein Amt niedergelegt (23. Januar 1793). An seine Stelle trat der bisherige Justizminister Garat. Gohier übernahm das Justizministerium. Pache, welcher Lebrün im Kriegsministerium gefolgt war, trat dasselbe an Beurnonville ab. Roland zog sich in den Privatstand zurück. An ihm verlor die Gironde eine ihrer kräftigsten Stützen. Pache wurde Maire von Paris und warf sich mehr und mehr den Jacobinern in die Arme, welche durch ihn ihre Herrschaft im Schooße der Commüne wieder herstellten.

Durch diese Aenderungen verlor das Ministerium die geringe Kraft, welche es seit den Septembertagen besessen hatte, fast vollständig. Es wurde zu einem Spielballe der Parteien und namentlich der immer kühner die Häupter erhebenden Jacobiner.

Die Verlegenheiten der Republik nahmen zu. Der Hunger und die Kälte, welche im Winter des Jahres 1792 auf 1793 mit ungewöhnlicher Härte wütheten, verbreiteten eine düstere Stimmung über das Volk. Der Werth der Assignaten sank in gleichem Maße, als die Finanzen des Staates in immer steigende Verwirrung kamen. Das Volk, welches die Gesetze des Handels und des Verkehrs nicht kannte, verlangte, daß der Preis für alle

Digitized by Google

Lebensmittel von Staatswegen festgesetzt werden sollte. Marat reizte die Massen gegen die Capitalisten, Kaufleute, die Gelehrten und die ehemaligen Adeligen auf und verlangte offen eine Wiederholung der September-Schlächtereien. Die Kämpfe im Schooße des National-Conventes wurden immer heftiger. Die Sprache, deren sich Marat und seine Anhänger bedienten, war eben so roh, als die Thaten, welche sie insgeheim vorbereiteten. Schurken, Mörder und Banditen waren Worte, deren sich beide Theile nur zu häufig gegenseitig an den Kopf schleuderten.

Die Nachrichten, welche aus mehreren Theilen Frankreich's anlangten, die Unruhen von Lyon, der Aufstand der Vendée, der Verrath Dümouriez's, die Niederlagen der Franzosen am Rheine vermehrten die schon herrschende Leidenschaftlichkeit und Verwirrung der Begriffe.

Wie sich im Juni und August 1792 eine Anzahl Männer zum gewaltsamen Umsturze des Königthums vereinigt hatte, so bildete sich jetzt eine geheime Verschwörung gegen die Gironde. Das Ministerium vom März 1793 war eben so unmächtig, als dasjenige vom Juni und August 1792. Eine zahlreiche berathende Versammlung, zu deren Schutze keine entsprechende vollziehende Gewalt bereit steht, muß nothwendig zu Grunde gehen, wenn eine entschlossene Partei ihr den Untergang bereiten will. Die Organisation giebt aller Orten den Ausschlag. Eine halbe Million organisirter Menschen vermag mehr auszurichten, als vierundzwanzig Millionen, welche vereinzelt stehen. Die Jacobiner und Cordeliers besaßen nicht blos in Paris, sondern auch in den dreiundachtzig Departements eine Organisation, welche sie in den Stand setzte, auf jeden beliebigen Punkt ansehnliche Streitkräfte zu werfen. Wenn diese auch militärisch betrachtet, nicht furchtbar waren, so rissen sie doch nicht selten die bestehenden militärischen Organisationen, namentlich die Nationalgarden mit sich fort, und wurden dann zu einer unwiderstehlichen Macht.

Die Gironde hatte seit den September-Schlächtereien sechs Monate Zeit gehabt, diejenigen Truppen, auf welche sie so häufig gepocht, aus den Departementen herbeizuziehen. Ihr standen alle Hülfsmittel des Staates zu Gebote. Sie wußte von denselben keinen Gebrauch zu machen. Mit weit geringeren Geldmitteln organisirten die Jacobiner eine, wenn auch gegen den auswärtigen Feind sehr verächtliche, so doch zum Zwecke der Einschüchterung der Gironde vollkommen genügende Streitmacht. In der Nacht des 6. März hielt das Comité des allgemeinen Aufstandes eine geheime Sitzung, in welcher die blutigsten Reden gehalten wurden. Zweiundzwanzig Abgeordnete der Gironde wurden dem Tode geweiht. Die Einen schlugen vor, Vergniaud, Brissot, Guadet, Petion, Barbaroux und deren Freunde an den Zweigen der Bäume der Tuilerien aufzuhängen, die Anderen, dieselben in die Abtei zu führen und dort in der September-Manier abzuschlachten. Marat feuerte die Mörder durch den Zuruf an: „Man nennt uns Bluttrinker, nun gut! verdienen wir diesen Namen, indem wir das Blut unserer Feinde trinken! Der Tod der Tyrannen ist der letzte Grund der Sclaven. Cäsar wurde im versammelten Senate ermordet. Behandeln wir in gleicher Weise die landesverrätherischen Abgeordneten, opfern wir sie auf den Bänken der Schaubühne ihrer Verbrechen!" Wieder Andere schlugen vor, die Girondisten in ihren eigenen Wohnungen zu ermorden. Die Nacht vom 9. zum 10. März wurde zur Ausführung des Mordplanes festgesetzt. Durch einen Zufall erhielten die Girondisten Kenntniß von diesem Anschlage und vereitelten denselben. Da aber die Anstifter diesesmal, wie früher im September, unbestraft blieben, so dauerten die Verschwörungen fort. Der Mordplan blieb, nur dessen Ausführung wurde hinausgeschoben. Die Jacobiner vervollständigten mehr und mehr ihr Mordsystem. Sie schlugen zu diesem Behufe die Organisation eines revolutionären Gerichtshofs vor, welcher aus

neun Richtern bestehen und durch keine Form beschränkt sein sollte. „Sein Gesetz sollte das Gewissen, seine Ueberführungsmittel die Willkür sein. Im Saale dieses Gerichtshofs sollte immer ein Mitglied bereit sein, Anklagen anzunehmen. Das Tribunal sollte alle diejenigen richten, welche der National=Convent ihm zuschicken würde." Die Gironde erkannte wohl die furchtbare Waffe, welche sie durch die Errichtung dieses revolutionären Tribunals ihren Feinden in die Hände gab. Vergniaud rief aus: „diese Inquisition ist tausendmal furchtbarer, als diejenige von Venedig." Dennoch half die Gironde das Beil schmieden, unter welchem die Häupter ihrer Partei fallen sollten. Der Tod und die Einziehung des Vermögens war die einzige Strafe, welche der Schuldigerklärung auf dem Fuße folgen sollte. Doch das Revolutions=Tribunal genügte den Jacobinern noch nicht. Es konnte ja erst anfangen zu morden, nachdem der National=Convent ihm die Opfer bezeichnet hatte. Noch waren die Girondisten stark genug, die Mitglieder ihrer Partei vor dem Schaffotte sicher zu stellen. Ein zweiter Mordanschlag wurde in dem geheimen Comité des allgemeinen Aufstandes berathen. Danton vereitelte denselben, da er noch immer wünschte, sich mit der Gironde auszusöhnen. Mit der einen Hand schärfte er den Dolch und lenkte ihn mit der anderen von der Brust der bedrohten Opfer ab. Vergniaud bezeichnete die drohende Gefahr. Marat machte sich über die Gironde lustig, und der National=Convent ordnete zugleich den Druck beider Reden an.

Die Jacobiner hatten das Revolutions=Tribunal in Anregung gebracht. Auf den Vorschlag des Girondisten Isnard wurde der erste Wohlfahrts=Ausschuß niedergesetzt. Da übrigens im Schooße beider Ausschüsse die feindlichen Parteien gleich stark vertreten waren, rieben sie sich mit deren Hülfe nicht gegenseitig auf.

Danton konnte sich mit Robespierre ganz eben so wenig vereinigen, als mit den Girondisten. Marat war ihm zuwider. Danton nannte ihn einen Elenden, welcher Blut, Blut, immer Blut und nichts als Blut verlange. Seine erste Frau war gestorben, und seine zweite, welche mit ihrer ganzen Familie noch in den Banden des Pfaffenthums nnd aller Vorurtheile der alten Zeit lag, hielt ihn von weiteren Mordanschlägen ab. Doch Danton besaß nicht sittliche Kraft genug, ohne Rücksicht auf seine persönliche Stellung in die wirren Verhältnisse des Augenblickes einzugreifen. Der Faden, welchen die Familie Gely um sein Herz gewunden hatte, war zu schwach, um ihn auf der abschüssigen Bahn, welche zum Verderben führt, zurück zu halten. Die Gironde wollte sich mit Danton nicht versöhnen. Danton schwor ihr den Untergang. Er, so wenig als Marat, erhob, trotz allen Redensarten, welche beide machten, das Wohl des Vaterlandes und die Sache der Freiheit nicht über alle anderen Rücksichten. Das Königthum war gestürzt, die Republik verkündet, doch es fehlte die republikanische Tugend, welche weder durch irgend eine Proclamation, noch durch Revolutionstribunale und Schaffotte hervorgerufen werden kann. Der Haß war stärker, als die Liebe, die Parteiwuth mächtiger, als der Freiheitsdrang und das Rechtsgefühl. Sonst hätte die revolutionäre Partei nach allen den Siegen, welche sie seit dem 20. Juni 1792 davon getragen hatte, mit den ihr zur Verfügung stehenden ordentlichen Mitteln die Republik aufrecht erhalten und befestigen können.

Die Frage, welche, allen verhüllenden Redensarten zum Trotze, den Ausschlag gab, war die Frage der Macht. Die Verschiedenheiten der Meinung in Betreff der künftigen Verfassung Frankreich's waren nicht groß genug und besaßen eine viel zu geringe unmittelbar praktische Bedeutung, als daß sie uns einen genügenden Erklärungsgrund für die zügellose Wuth geben könnten, mit welcher sich Girondisten und Jacobiner gegenseitig zerfleischten. Beide Theile fühlten, daß die Leidenschaften einen Höhepunkt erreicht hatten,

Digitized by Google

auf welchem keine Versöhnung mehr möglich und die Niederlage im Schooße der gesetzgebenden Versammlung mit Tod und Vernichtung gleichbedeutend war.

Der eigentliche Kampf begann daher im Augenblicke, als Danton die Ueberzeugung gewann, daß die Gironde ihm nicht vergeben würde. Lange hatte Danton zwischen den Girondisten und Jacobinern hin und her geschwankt. Als aber Lasource im National-Convente die Ernennung einer Commission verlangte, um die Mitschuldigen Dümouriez's zu strafen, als er bei dieser Gelegenheit gegen die Bank deutete, auf welcher Danton saß, als er ausrief: „lang genug sieht das Volk den Thron und das Capitol, es will jetzt den tarpejischen Felsen und das Schaffott sehen," als er die Verhaftung Orleans' und Sillery's verlangte und zum Eide aufforderte, demjenigen, welcher den Versuch machen würde, sich zum Könige oder Dictator aufzuwerfen, den Tod zu geben — fühlte sich Danton persönlich bedroht, warf die Scheide weg und stürzte sich auf die Gironde, um sie zu vernichten. Die unmittelbare Folge der unbestimmten und schwankenden Anklage Danton's und der darauf folgenden Anklage Marat's war die durch Danton veranlaßte Anklage der hervorragenden Führer der Gironde, zwei und zwanzig an der Zahl. Der von den Girondisten gegen Danton geführte Streich war unsicher und schwach, dem gegen Marat gezielten gab die Gironde nicht den erforderlichen Nachdruck. Nur zweihundert und zwanzig Stimmen erklärten sich für die Verhaftung desselben. Der Beschluß hätte eine ganz andere Bedeutung gehabt, wenn alle Girondisten auf ihren Plätzen gewesen wären. Im Schooße des National-Conventes machten sich zwar nur zwei und neunzig Stimmen gegen die Verhaftung Marat's bemerklich, allein außerhalb desselben schaarten sich um den „Freund des Volkes" so viele tausend Männer, daß die Gironde nicht wagte, die Verhaftung desselben zur Ausführung zu bringen.

Robespierre, welcher mit Gewalt die Ideale seiner Seele in's wirkliche Leben einführen wollte, und dessen Fehler wesentlich darin bestand, daß er wähnte, durch Niederwerfung der Gegner seines Systems diesem Eingang verschaffen zu können, vereinigte sich mit Danton und folgeweise mit Marat zum Sturze der Girondisten. Er bereitete dadurch Marat's Triumph und die Schreckenszeit vor. Er war in einer unseligen Verblendung befangen, indem er dem Reiche der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durch den Schrecken Bahn brechen wollte. Indem er den Untergang der Gironde vorbereitete, zertrümmerte er die einzigen Stützen, welche, nach Beruhigung der tobenden Leidenschaften, den von ihm entworfenen Bau einer besseren Zukunft hätten tragen können. Die Theorien Robespierre's konnten in einem Lebemenschen, wie Danton und einem gleichmäßig in seinem Haße gegen die höheren und in seiner Liebe für die niederen Classen des Volkes überspannten Menschen, wie Marat, niemals, wohl aber in Männern, wie Roland, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Condorcet u. s. w. geistesverwandte Anhänger finden.

Es war ein großer Fehler von der Gironde gewesen, daß sie Robespierre nicht in den Constitutionsausschuß aufgenommen hatte. Sie konnte nicht verhindern, daß derselbe seine Systeme im Schooße des National-Conventes und noch weniger, daß er dieselben im Jacobinerclub zur Verhandlung brachte. Er hatte ein gutes Recht, zu erwarten, daß er gehört werde. Er machte davon einen minder schonenden Gebrauch, als er vielleicht gethan haben würde, falls er Gelegenheit gehabt hätte, dieselben im Schooße des Constitutions-Ausschusses zu entwickeln. Eine geistige Kraft, wie Robespierre, läßt sich nicht ignoriren.

Aus den Grundsätzen, für welche Robespierre in die Schranken trat, heben wir hier die folgenden hervor:

„Die Gesellschaft ist verpflichtet, für den Unterhalt aller ihrer Mitglieder zu sorgen,

Digitized by Google

sei es, daß sie denselben Arbeit, oder daß sie denjenigen, welche außer Stande sind, zu arbeiten, die Existenzmittel verschafft.

„Die dem Mangel nothwendige Hülfe ist eine heilige Schuld der Reichen gegenüber den Armen; das Gesetz hat die Art und Weise, in welcher diese Schuld abgetragen werden soll, zu bestimmen.

„Die Bürger, deren Einkünfte nicht dasjenige, was sie für ihre Existenz bedürfen, übersteigt, sind der Pflicht entbunden, zu den öffentlichen Ausgaben beizutragen; die anderen müssen sie in zunehmendem Verhältnisse ihres Vermögens erhalten."

Der Standpunkt, auf welchen sich Robespierre in den auswärtigen Angelegenheiten stellte, war nicht minder erhaben, als derjenige in Betreff der inneren. Er spricht sich in folgenden Sätzen aus:

„Die Menschen aller Völker sind Brüder, und die verschiedenen Völker müssen sich gegenseitig helfen nach ihrer Kraft, wie die Bürger desselben Staates.

„Wer eine einzige Nation unterdrückt, ist der Feind aller.

„Die Könige, die Aristokraten, die Tyrannen aller Art sind Sclaven, welche sich gegen den Selbstherrscher der Erde, das Menschengeschlecht, und gegen den Gesetzgeber der Welt, die Natur, empört haben."

Gewiß kann kein denkender und fühlender Mensch diesen erhabenen Wahrheiten seine Zustimmung versagen. Die Frage ist nur, wie sie sich in's Leben einführen lassen? Im Laufe von mehr als sechs Jahrzehnten haben sie im Schooße der civilisirtesten Völker nur wenige Anhänger im praktischen Leben gefunden. Wann werden Neger, Neuseeländer oder Botokuden dafür empfänglich werden? Bevor sie dieses sind, kann ihnen damit nicht geholfen werden.

Weiser wäre es gewesen, wenn Robespierre sich darauf beschränkt hätte, in seinem Vaterlande den Boden für seine wohlgemeinten Bestrebungen zu finden, in Betreff der übrigen Völker aber abzuwarten, in wie weit diese geneigt sein möchten, mit Frankreich gemeinsame Sache zu machen. Keine Nation hat das Recht, für die ganze Erde Gesetze zu geben, und eben so wenig die Macht, dieselben in Ausführung zu bringen. In demselben Maße, als Robespierre seinen Standpunkt erhöhte, erschwerte er sich die Ausführung seiner Theorien. Es giebt auch einen Despotismus der Menschenbeglückung, wie einen Despotismus der Menschenseligmachung. Der selbstthätige Mensch läßt sich den einen eben so wenig, als den andern gefallen.

Während der National-Convent den von seinem Ausschusse vorgelegten Verfassungs-Entwurf berieth, verhandelte der Jacobinerclub denjenigen Robespierre's. Da und dort waren übrigens diese Berathungen nur Scheingefechte, welche mehr den Zweck hatten, die Aufmerksamkeit des Volkes von den wirklichen Streitgegenständen abzulenken, als in dem Verfassungswerke voranzuschreiten.

Wie wäre es möglich gewesen, ernstlich über die zukünftige Verfassung Frankreich's zu berathen in einer Zeit, da die gegenwärtige Verfassung und das Leben der Conventsmitglieder durch die Umtriebe der Parteien in der äußersten Gefahr schwebte, da die Guillotine auf dem Revolutionsplatze aufgepflanzt war, da das Revolutionstribunal das Fallbeil über das Haupt jedes Bürgers drohend erhob, und da neben allen diesen einigermaßen durch das Gesetz beschönigten Gewaltmaßregeln noch die geheimen Complotte der Jacobiner einhergingen?

Der Widerspruch zwischen den menschenfreundlichen Reden der Parteiführer und deren gegenseitigem Hasse war viel zu groß, als daß die Verfassungsverhandlungen etwas anderes, als eine Comödie hätten sein können. Eine Verfassung hat nur dann einen

Sinn, wenn sich erwarten läßt, daß sie den herrschenden Leidenschaften Schranken zu setzen vermöge, daß sie heilig gehalten werden solle. Wer hätte daran glauben können zu einer Zeit, da die Guillotine als einziges Rettungsmittel betrachtet und der Mord im größten Maßstabe von Marat und dessen Genossen gepredigt wurde, von demselben Marat, den der Convent in Anklagezustand versetzt hatte, welchen er nicht zu verhaften wagte, und welcher am 24. April nicht blos freigesprochen, sondern im Triumph durch die Hauptstraßen von Paris getragen wurde?

Die hohen Ideale, welche einzelne hervorragende Geister damaliger Zeit in sich trugen, lassen sich niemals mit Hülfe von Mord und Todtschlag in's Leben einführen. Das Werk der Zerstörung war in Frankreich weit genug vorgeschritten, um einer entgegengesetzten Thätigkeit, dem schöpferischen, neugestaltenden, wiederherstellenden Genius Raum zu geben. Doch Marat besaß durchaus keine schöpferische Kraft. Danton hatte keinen hohen Geistesflug; er hatte nur Sinn für augenblickliche Organisationen und dauernde Zerstörungen. Robespierre's Ideale standen dem wirklichen Leben so fern, daß sie, nach dessen eigener Ansicht, nur mit Hülfe der Guillotine sich verwirklichen konnten. Eine solche Gehülfin ist trefflich, wenn es sich um Zerstörung, vernichtend, wenn es sich um Neugestaltung handelt. Robespierre brach seinem Systeme selbst den Stab, indem er es durch Blut zusammen zu kitten und festzustellen suchte.

Am Tage nach dem Triumphe Marat's (25. April) rief Guadet im Schooße des Conventes aus: „Bürger, eine erniedrigte Nationalvertretung hat schon aufgehört zu sein. Jedes Palliativmittel, um ihre Würde sicher zu stellen, ist eine Feigheit. Die Behörden von Paris wollen nicht, daß Sie geachtet werden. Es ist Zeit, den Streit zwischen einer ganzen Nation und einer Handvoll Aufständischer, welche sich hinter dem Namen Patrioten verstecken, zu endigen. Ich verlange, daß der National-Convent beschließe, daß am Montage seine Sitzung zu Versailles abgehalten werden solle."

Dieser Antrag war eben so unklug, als dessen Begründung irrig. Wenn eine Handvoll Aufständischer im Stande gewesen wäre, die National-Versammlung mit Füßen zu treten, dann wäre die Flucht nach Versailles durchaus nicht motivirt gewesen. Nicht blos eine Handvoll Aufständischer, sondern eine wohlorganisirte Masse von vielen Tausend Gurgelabschneidern, die gesammte Stadtbehörde von Paris und die Hälfte der Mitglieder des National-Conventes stand der Gironde feindlich gegenüber. Die Verlegung des National-Conventes nach Versailles hätte, falls sie ausgeführt werden konnte, die Vertreter der Nation gegen die Angriffe ihrer Feinde schwerlich sicher gestellt. Allein der Hauptfehler des Antrags Guadet's bestand darin, daß derselbe so wenig, als die gegen Marat gerichtete Anklage, voraussichtlich durchgeführt werden konnte. Weit richtiger, als Guadet, bezeichnete Büzot die Lage der Dinge, indem er erklärte: „die Jacobiner sind aller Orten Meister. Sie herrschen im Schooße der Armeen, der Ministerien, der Departemente, der Gemeindebehörden. Was hört man an den öffentlichen Orten, welche an unsere Ringmauern gränzen, in den Straßen, welche zu unseren Hallen führen, an unseren Thoren in unseren Gerichtshöfen? Wüthendes Geschrei! Was sieht man? Scheußliche Gestalten, mit Blut und Verbrechen bedeckte Menschen! So hat es die Natur gewollt. Wer einmal seine Hände in das Blut seinesgleichen getaucht hat, ist ein Ungeheuer, das in einer ordentlichen Gesellschaft nicht mehr leben kann. Er lechzt nach Blut, immer nach Blut, um seine Gewissensbisse zu betäuben. Sie beklagen Alle, davon bin ich überzeugt, die Lage, in der wir uns befinden. Ich appellire an Ihre Herzen. Ich fordere die Geschichte auf, es zu sagen: wenn Sie diese großen Frevel nicht bestraft haben, so war es, weil Sie nicht konnten. Sehen Sie die Folgen der Straflosigkeit! Wenn Sie nach den Ursachen

dieser Wirren fragen, lacht man Sie aus. Erinnern Sie an die Vollziehung der Gesetze, lacht man Sie und Ihre Gesetze aus. Strafen Sie einen der Ihrigen, so bringt man Ihnen denselben im Triumphe zurück, um Ihrer zu spotten. Betrachten Sie diese auf immer berühmte Gesellschaft (die Jacobiner), es befinden sich darin nicht mehr dreißig ihrer eigentlichen Begründer. Man findet darin nur Leute, welche sich durch Schulden und Verbrechen zu Grunde gerichtet haben. Lesen Sie die Zeitungen und sehen Sie, ob Sie, so lange diese abscheulichen Höhlen bestehen, hier bleiben können!"

Diese aufregenden Worte hatten, wie gewöhnlich, wenn sie aus dem Munde der Girondisten hervorgingen, keine Folgen. Wenige Tage darauf veröffentlichte Camille Desmoulins ein wüthendes Pamphlet gegen die Gironde. Nicht zufrieden damit, Roland, Petion, Condorcet und Brissot dem Hasse der aufgeregten Massen preiszugeben, griff er auch Frau Roland, welche damals schon verfolgt und schwer bedroht umherirrte, als blutdürstige Courtisane an. Die Jacobiner eigneten sich diese verläumderische „Geschichte der Brissotiner" als Manifest des Berges gegen die Gironde an und verbreiteten sie in hunderttausend Exemplaren über ganz Frankreich. Die Flucht des Herzogs von Chartres und der Verrath Dümouriez's hatten damals die Gemüther auf's Heftigste gegen das Haus Orleans aufgeregt. Es gab keine schwerere Anklage, als Hinneigung zu demselben Philipp Egalité war Mitglied des Jacobiner-Clubs. Mit diesem war das Haus Orleans lange Zeit in sehr inniger Verbindung gestanden. Die Girondisten hatten sich keiner Geldunterstützungen von Seiten desselben zu erfreuen gehabt. Allen diesen bekannten Thatsachen bot Camille Desmoulins den frechsten Trotz. Auf Wahrheit kam es ihm nicht an, ja nicht einmal auf Wahrscheinlichkeit. Er wollte nur die Massen irre führen und deren schon zu wild tobenden Leidenschaften noch mehr aufstacheln. Die Zeit war gekommen, da der Herzog von Orleans die Früchte der von ihm ausgestreuten Saaten erndten sollte. Ohne allen andern Grund, als die Flucht seines Sohnes wurde Philipp Egalité von dem National-Convente einstimmig geächtet. Er kam zuerst in das Gefängniß der Abtei, wurde von da nach Marseille verbracht. Erst der Tod auf dem Schaffotte setzte ihn wieder in Freiheit.

Von Tage zu Tage wurden die Verhandlungen im Schooße des National-Conventes stürmischer. Das Leben aller Mitglieder der Gironde war keinen Augenblick sicher. Mitten im Sturme einer bewegten Sitzung stellte Guadet folgende Anträge: „die Behörden von Paris sind cassirt. Der Gemeinderath wird innerhalb 24 Stunden durch die Präsidenten der Bezirke ersetzt werden. Die Stellvertreter des National-Conventes werden sich zu Bourges vereinigen, um daselbst eine National-Versammlung zu bilden, welche den Gewaltthätigkeiten von Paris nicht bloßgestellt ist, und um die Gewalt der Republik daselbst zu concentriren, sobald sie Nachricht von einem Angriff auf die Freiheit des Conventes erhalten sollte." Auf den Antrag des Berichterstatters des Wohlfahrts-Ausschusses, Barrère, wurde sodann beschlossen, einen Ausschuß von zwölf Mitgliedern zu wählen, welcher die für die öffentliche Ruhe nothwendigen Maßregeln ergreifen, und die Handlungen der Commüne untersuchen sollte. Die Wahl fiel nicht auf gemäßigte, sondern auf solche Girondisten, welche des Royalismus verdächtig waren. Die Wuth der Jacobiner wurde dadurch auf's Aeußerste gesteigert. Am 24. März erstattete de Vigée Bericht im Namen des Ausschusses der zwölf. Auch dieser diente nur dazu, die herrschende Aufregung zu vermehren, ohne dem National-Convente die geringste Sicherheit für die Freiheit seiner Verhandlungen zu bieten. Hébert, einer der Substituten der Commüne und wüthender Jacobiner wurde vor den Zwölfer-Ausschuß gerufen und durch denselben verhaftet. Diese Maßregel reichte nicht hin, um die Jacobiner einzuschüchtern und konnte

Digitized by Google

daher nur neue Complotte hervorrufen. Schon am 29. wurden Hébert und einige Mitangeklagte wieder in Freiheit gesetzt und der Zwölfer-Ausschuß aufgehoben. Es zeigte sich nur zu bald, daß dieser, wie alle früheren Streiche der Gironde in die Luft geführt worden waren. Am folgenden Tage machte zwar Lanjuinais den Versuch, den Beschluß des vorhergehenden Tages wieder umzustoßen, allein vergebens.

Während die Girondisten im Schooße des National-Conventes nutzlose Verhandlungen führten, bereiteten die Jacobiner ihre Complotte vor. Sie schickten ihre Leute mit drohenden Petitionen an die Schranken des National-Conventes, umgaben die Versammlung mit Mörderbanden von Sansculotten und schüchterten mehr und mehr die Gironde ein. In der Sitzung vom 31. Mai wurde die Aufhebung des Zwölfer-Ausschusses von Neuem beschlossen. Die Gironde mußte Zeuge sein des allgemeinen Jubels, mit welchem der von den Jacobinern aufgestachelte Theil der Bevölkerung von Paris diesen Beschluß begrüßte.

Die Niederlage, welche die Girondisten am 31. Mai erlitten, ging wesentlich aus der Erschlaffung dieser Partei hervor. Die unglücklichen Mitglieder derselben hatten seit langer Zeit weder bei Tag, noch bei Nacht Ruhe. Sie schwebten in unausgesetzter Lebensgefahr und besaßen am Abende des genannten Tages nicht mehr die Kraft, den letzten Angriff Robespierre's zurückzuschlagen und den Tribünen entschlossen die Spitze zu bieten. Als die schwankenden Mitglieder der Ebene auf der einen Seite das Ungestüm der Jacobiner, auf der anderen die Mattigkeit der Girondisten wahrnahmen, hängten sie, ihrer Wetterfahnen-Natur zufolge, den Mantel nach dem Winde und stimmten für den stärkern und gegen den schwächern Theil. In diesem entscheidenden Augenblicke bot sich der Gironde eine große Kraft an, welche vielleicht für jenen Abend wenigstens deren Niederlage hätte beschwören können. Sie wußte davon keinen Gebrauch zu machen.

Dieselbe Commüne, welche den National-Convent einschüchterte, hatte am 31. Mai einen Verhaftsbefehl gegen Roland ausgestellt. Dieser hatte den an ihn abgeschickten Leuten erklärt: „Ich kenne diese Gewalt nicht in der Constitution und ich werde nicht freiwillig den Befehlen gehorchen, welche von einer ungesetzlichen Gewalt ausgehen." Die Häscher hatten sich darauf entfernt. Herr Roland fand Zeit, zu entkommen. Frau Roland eilte nach den Tuilerien, woselbst der National-Convent damals seine Sitzungen hielt. Sie verlangte, vor die Schranken der Versammlung geführt zu werden. Sie drang in Vergniaud, ihr das Wort zu verschaffen. „Ich werde," sagte sie, „mit Kraft Wahrheiten vortragen, welche der Republik Nutzen bringen und den Convent aus seiner Betäubung erwecken werden. Ein Beispiel des Muthes kann eine Nation beschämen." Vergniaud verstand es nicht, die Kraft, welche diese hochherzige Frau beseelte, zu würdigen. Er drückte ihr die Hände und verschaffte ihr nicht das Wort. Ein zweites Mal kehrte sie wieder mitten in der Nacht, doch es war zu spät, die Sitzung war geschlossen. Die Schlacht war verloren. Als sie nach Hause zurückkehrte, wurde sie verhaftet. Hätte Vergniaud, Condorcet, Sieyes und so viele andere Sterne der Gironde den zehnten Theil des Muthes der Frau Roland gehabt, so hätte die Gironde und mit ihr die Republik den Sieg davongetragen. Doch Frankreich und die Menschheit besaß nur eine Frau Roland und diese hatte keine Stimme im Rathe des Volkes. Wenn die Jacobiner sich keines andern Verbrechens schuldig gemacht hätten, als desjenigen der Verläumdung dieser wahrhaft großen Frau, wenn ihnen kein anderes Blut an den Händen klebte, als dasjenige dieses Ehepaars, so müßte ihnen aus diesem Grunde allein der Stab gebrochen werden. Eine Partei, welche die reinsten Charaktere ihrer Zeit auf Tod und Leben verfolgt, kann nicht das Gute wollen, kann nicht zum Guten führen.

Der 31. Mai hatte über das Schicksal der Gironde entschieden. Es blieb nur, zu vollenden, was an jenem Tage begonnen worden war. Vom 31. Mai bis zum 2. Juni dauerten die wohl organisirten Einschüchterungsmaßregeln der Jacobiner fort. Der National-Convent berieth unter dem Messer gedungener Mörder und einer zur äußersten Wuth aufgestachelten rohen Volksmenge, unter dem Läuten der Sturmglocke und dem Donner der Alarm-Kanone. Ein geistiger Kampf, ein Austausch von Gedanken und Gefühlen, eine freie Ueberzeugung war unmöglich unter diesen Umständen. Die Gewalt gab den Ausschlag, Mord war die Losung. Couthon verlangte den Beschluß, daß die schon seit langer Zeit angefeindeten zweiundzwanzig der hervorragendsten Größen der Gironde, überdieß die Mitglieder der Zwölfer Commission und die Minister Clavière und Lebrün verhaftet, für's erste aber nur in ihren Wohnungen bewacht werden sollten. Der Beschluß wurde gegen zwanzig Mitglieder gefaßt. Drei der ursprünglichen Angeklagten, Düssaulx, Lanthenas und Dücs, wurden auf Marat's Antrag von der Liste gestrichen, und an deren Stelle Valazé gesetzt. Die Männer, welche durch den Beschluß vom 2. Juni zum Scheine zwar nur der Verhaftung, in der That aber dem Tode geweiht wurden, sind die folgenden: Brissot, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Louvet, Barbaroux, Grangeneuve, Petion, Buzot, Salles, Chambon, Gorsas, Lanjuinais, Lehardy, Lesage, Birotrau, Lidon, Rabaud, Lasource und Valazé.

Durch den wider diese zwanzig Männer gefaßten Beschluß des Convents, die Verhaftung der Frau Roland und den gegen Roland erlassenen Haftbefehl, war die Niederlage der Gironde besiegelt. Diese verlor dadurch ihre hervorragendsten Talente und Charaktere, allein weit mehr als dieses dadurch, daß die Masse derselben sich stumpf und schlaff ihrer Führer berauben ließ.

Wenn alle Girondisten so gehandelt hätten, wie sie früher sprachen, wenn sie verlangt hätten, das Schicksal ihrer Gesinnungsgenossen und Freunde zu theilen, wenn sie sich von dem National-Convente freiwillig ferngehalten hätten, wie sie sich früher gezwungen fernhielten, so hätten sie das gefährdete Leben derselben, jedenfalls ihre eigene Ehre gerettet. Doch sie glaubten, dem Vaterlande und der Freiheit besser zu dienen, indem sie fortfuhren, an den Berathungen einer Versammlung Theil zu nehmen, in deren Schooße nicht die Ueberzeugung, sondern der Schrecken den Ton angab. Zu diesem Zwecke waren die Vertreter des Volkes nicht nach Paris gesandt worden. Im Augenblicke, da die Gewalt den Ausschlag gab, hörte die Sendung der Erwählten des Volkes auf. Sie begann erst wieder nach Herstellung der Freiheit des Wortes.

Werfen wir, bevor wir in der Erzählung der Tagesereignisse fortschreiten, einen Blick auf jene Männer, welche in dem großen Kampfe der französischen Revolution bis zum 2. Juni 1793 eine so hervorragende Rolle spielten!

Einer der sichersten Prüfsteine des sittlichen Werthes des einzelnen Menschen und ganzer Parteien ist die Wahrhaftigkeit. Der Mensch, oder die Partei, welche häufig oder gar systematisch Unwahrheiten verbreiten, können nicht gewissenhaft sein. Wer dieses nicht ist im Worte, kann es auch nicht sein in der That. Die Unwahrheiten, welche Marat und seine Anhänger über die hochherzigsten Vorkämpfer der Freiheit unter die Massen streuten, waren nicht blos verwerflich als Lügen, sie waren es in weit höherem Grade in ihrer Eigenschaft als Aufforderungen zu Mord und Todtschlag. Die Lügen, welche Marat und Camille Desmoulins gegen Frau Roland, Herrn Roland, und deren Gesinnungsgenossen, vermischt mit dem Ausdrucke des wüthendsten Hasses verbreiteten, waren eben so viele Dolche, welche nach dem Leben, oder Brandfackeln, welche nach den Häusern dieser Republikaner geworfen wurden.

Digitized by Google

Der Kampf der Gironde gegen den Berg zeigt uns mehr, als irgend ein anderes Ereigniß der Geschichte die Schatten- und die Lichtseiten der romanischen Race in ihrem Höhepunkte. Eine Fülle der Gedanken, eine Kraft des Ausdrucks, eine Beweglichkeit und Geschmeidigkeit in Wort und That, eine Heftigkeit des persönlichen Hasses und der Vaterlandsliebe, eine Schnelligkeit des Wechsels zwischen den mannichfaltigsten Stimmungen, wie sie sich in der ersten Hälfte des Jahres 1793 im Schooße des National-Conventes kund thaten, sind wahrhaft erstaunenswerth.

Die Girondisten goßen immer Oel in die lodernde Flamme des jacobinischen Fanatismus, statt dieselbe entweder zu löschen, oder durch Niederwerfung der gefährdeten Gebäude in deren Schutte zu ersticken, oder mit anderen Worten statt dieselbe durch Worte ruhigen Ernstes oder durch entschlossene Handlungen zu bekämpfen. Sie drohten, wo sie entweder schweigen oder zuschlagen, sie reizten, wo sie entweder beruhigen oder vernichten mußten. Man mag übrigens von der Gironde denken, wie man will, soviel ist gewiß, ihre Zögerungen waren die Folgen ihres Widerwillens gegen Blutvergießen. Sie wollten auf dem Wege redlicher Abstimmung siegen, sie wollten auf die Ueberzeugung wirken, während die Jacobiner auf Ueberzeugung niemals Rücksicht nahmen, sondern nur auf die That. Daher kam es, daß viele, welche im Anfange der Revolution sich durch ihre Charakterlosigkeit und Halbheit unrühmlich hervorthaten, in demselben Maße, als die Jacobiner an Gewalt und Einsicht zunahmen, wüthender und grausamer wurden, z. B. Barrère.

Die Girondisten waren immer für Vernunftgründe empfänglich und kämpften mit redlichen Waffen, nicht so die Jacobiner. Diese waren von der Leidenschaft in dem Maße irre geführt, daß jedes Mittel, das zum Zwecke zu führen schien, ihnen recht war. An ruhige Vorbereitung der Wahrheit und Hebung des sittlichen Gefühls dachten weder Marat noch Danton, noch selbst Robespierre. Marat folgte dem Hasse, der ihn trieb, Danton seiner Selbstsucht. Robespierre bemühte sich nur, das System, das er für das allein beglückende hielt, durchzuführen, und ging dabei in ganz ähnlicher Weise zu Werke, wie die katholische Kirche bei Verbreitung ihres Glaubens, d. h. er betrachtete jeden Gegner als einen Verbrecher gegen den heiligen Geist seines Systems.

Die Jacobiner trugen für den Augenblick den Sieg davon, erregten aber auf Jahrzehnte hinaus solchen Abscheu gegen die Revolution, daß diese bis auf unsere Zeit nie wieder zu der Kraft gelangen konnte, welche sie im Jahre 1792 gehabt hatte. Die öffentliche Meinung Frankreich's und der ganzen civilisirten Welt wandte sich von der Revolution ab. Dieselbe öffentliche Meinung, welche die in dem Jahre 1793 verübten Greuel der französischen Revolution verdammte, bricht in unseren Tagen den Schandthaten den Stab, welche Napoleon III. in Frankreich, der Lazaroni-König in Neapel, und die deutschen Monarchen in Wien, Dresden, Baden verüben ließen. Man hat den Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 den Vorwurf gemacht, daß es denselben an der erforderlichen Energie gebrach. Der Vorwurf ist nicht ungegründet, er läßt sich aber auch in die Worte fassen, daß die Revolutionäre der Jahre 1848 und 1849 zu nachsichtig, zu wenig geneigt, Blut zu vergießen, waren. Dieser Vorwurf ist es gerade, welcher die öffentliche Meinung mehr und mehr für die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 günstig stimmen muß, und welche der nächsten Revolution den Sieg erleichtern wird. Die Völker sind des Blutvergießens müde. Die Zeiten sind milder geworden. Die Sache, welche nur durch Ströme von Blut ihr Ziel erreichen kann, ist nicht die Sache des Volkes. Die Despoten Europa's sind verhaßt wegen des Druckes, den sie ausüben und wegen des unschuldigen Blutes, das sie vergossen haben und fortwährend verspritzen. Keine Revolution wird in

unseren Tagen volksthümlich sein, welche September=Schlächtereien und eine Schreckens=zeit in Aussicht stellt.

Wenn wir die hervorragenden Persönlichkeiten der Girondisten und der Jacobiner mit einander vergleichen, so müssen wir die Palme der Gironde zuerkennen. In deren Schooße spielte kein Fanatiker des Hasses und der Gemeinheit, wie Marat einer war, kein gewissenloser Lebemensch, wie Danton, eine Hauptrolle. Der Berg schloß keinen Charakter in sich, welcher so fleckenlos, so erhaben durch die Revolution hindurch schritt, als Frau Roland, keinen Geist, welcher eine so lebendige Freiheitsliebe mit einem so großartigen Talente verband, wie sie. Wir wollen dem Charakter und dem Talente Maximilian Robespierre's und seines Freundes Saint=Just nicht zu nahe treten, allein Beiden fehlte das menschliche Herz, welches kein System der Philanthropie zu ersetzen vermag und welches sie abgehalten hätte, die Hauptrollen zur Zeit des Schreckens zu spielen. Die Jacobiner zählten in ihrer Mitte keinen Mann, welcher den redlichen Willen, die Uneigennützigkeit und den ruhigen Muth Roland's, die Beredtsamkeit Vergniaud's, die tiefe wissenschaftliche Bildung Condorcet's besessen hätte. Nur eines fehlte der Gironde, um sie zum Siege zu führen: die Entschlossenheit. Dieser eine Mangel gab in der Waagschale der Revolution den Ausschlag. In diese fällt die Entschlossenheit schwerer, als Tugend, Beredtsamkeit, Wissenschaft und Menschlichkeit. Die Entschlossenheit der Jacobiner gab ihnen den Sieg des Augenblicks, die Tugend verlieh den Girondisten den Sieg vor dem Richterstuhle der Nachwelt. Die Entschlossenheit, welcher nicht die Tugend und die Wissenschaft, sondern der Fanatismus und die Verblendung zur Grundlage dient, muß jede Sache, deren sie sich bemächtigt, früher oder später zu Grunde richten.

Die Jacobiner erfreuten sich nicht lange ihres Sieges. Sie bezahlten ihn nicht blos mit ihrem Blute, sondern auch mit dem Verdammungsurtheile, welches die ganze civilisirte Welt mit seltener Einstimmigkeit über sie gesprochen hat. An den Händen der Girondisten klebte kein unschuldig vergossenes Blut, an denjenigen der Jacobiner nicht blos dasjenige der Schlachtopfer des Septembers und der Girondisten, sondern auch das Blut ihrer eigenen und nächsten Freunde. Nichts beweist mehr den fieberhaften Zustand der Jacobiner, als die blinde Wuth, in welche sie verfielen nach dem Siege über die Gironde. Der Saame, welcher aufging in der Schreckenszeit, wurde ausgestreut, als die Gironde noch lebte und die Mehrheit hatte im National=Convente.

Nicht von den Händen der Girondisten, sondern von denjenigen der Gesinnungsgenossen und Mitverschworenen der ersten Hälfte des Jahres 1793 sollten die Jacobiner in brudermörderischem Kampfe fallen. Schön war der Tod der Girondisten, glorreicher, als ihr Leben. Der Tod der Jacobiner hatte nichts Erhebendes. Sie erndteten nur, was sie gesäet hatten. Die Girondisten hatten nicht den Tod gesäet. Das Mitgefühl der Nachwelt folgt ihnen auf ihrem Wege zum Schaffotte. Kein Verbrechen, keine Reue lastete auf ihrer Seele, als sie für das Vaterland und für die Freiheit in den Tod gingen. Das Andenken an republikanische Hochzeiten, Kartätschungen und die Blutbäder der Guillotine schwebten ihnen nicht vor den Blicken, als sie das Schaffott bestiegen. Wie ganz anders mußten die Jacobiner ihren letzten Gang antreten! Wie viel bitterer mußte ihnen der Tod sein, da sie alles nur auf den Erfolg berechnet hatten! Die Girondisten, welche der Idee gelebt hatten, konnten ihr auch mit Freudigkeit sterben. Doch welchen Trost hatten die Jacobiner, da sie nur für die Wirklichkeit gestrebt und gekämpft hatten?

Ob die Gironde die Kraft gehabt hätte, nach Besiegung des Berges den äußern Feind zurückzuschlagen, ist zweifelhaft, es ist sogar nicht wahrscheinlich. Denn da sie dem Blutvergießen abgeneigt war, und die Jacobiner schwerlich anders als durch zahlreiche Hin=

richtungen hätten zur Ruhe gebracht werden können, wäre ein langer, mühsamer Kampf mit ihnen jedenfalls nothwendig gewesen, und dieser hätte immerhin einen großen Theil der Kraft der Nation in Anspruch genommen.

Allein nimmermehr hätte die Niederlage der Franzosen in dem Kampfe mit dem auswärtigen Despotismus der Revolution einen so dauernden Schaden bereitet, als die Niederlage derselben in deren Kampfe gegen den innern Terrorismus. Denn die schwerste aller Niederlagen ist diejenige, welche eine Sache vor der öffentlichen Meinung der ganzen civilisirten Welt erleidet. Heutzutage, sechs und sechzig Jahre nach der Versetzung der Girondisten in Anklagezustand, hat sich die französische Nation noch nicht von der ihr dadurch beigebrachten Niederlage erholt.

§ 16. Die Jacobiner (Juni bis September 1793).

Es giebt ebensowohl geistige, als körperliche Epidemien, sowohl geistige, als körperliche Ansteckung. Jene beruhen auf ähnlichen Gesetzen wie diese, haben einen ähnlichen Anfang und Verlauf und führen zu einem ähnlichen Ende.

Die körperliche Epidemie hat ihren Grund in physischen Zuständen, denen sich nur die kräftigste Natur bei geeignetem Verhalten entziehen kann, die geistige Epidemie den ihrigen in dem geistigen Zustande der menschlichen Gesellschaft, welcher seinen Einfluß auf alle nicht mit heroischer Kraft und seltener Umsicht ausgestatteten Gemüther geltend macht. Die geistige Epidemie hat, je nach ihrer inneren Stärke und der Schnelligkeit ihrer Entwickelung einen kürzer oder länger dauernden Verlauf. Das Ende ist immer, daß ein Theil der derselben ausgesetzten Menschen ihr erliegt, ein anderer zwar genest, allein eine merkliche Schwäche als Folge der Krankheit zurückbehält.

Die ersten Spuren dieser Epidemie von einiger Bedeutung traten während der französischen Revolution am 10. August und 2. September zu Tage. Sie brachen mit verstärkter Wuth im Mai 1793 hervor und erreichten ihren Höhepunkt im Juli 1794. Die Krankheit war eine politische gewesen. Sie ließ daher in derselben Beziehung, in welcher sie gewuthet hatte, also in politischer Beziehung, eine Schwäche zurück, welche die französische Nation am heutigen Tage noch nicht überwunden hat. Es ist sehr zu fürchten, daß derselbe Ueberreiz, welcher die erste französische Revolution zu Grunde richtete, ihr auch künftig feindlich entgegentreten werde, falls eine neue Revolution ausbrechen sollte. In den Jahren 1830 und 1848 kam es dazu nicht. Diese Bewegungen litten vielmehr an dem entgegengesetzten Mangel, sie waren nicht kräftig genug, um die der Freiheit widerstrebenden Elemente aus dem Felde zu schlagen. Die Furcht, die Nation möchte wieder in einen ähnlichen Zustand verfallen, wie in den Jahren 1793 und 1794 wirkte erschlaffend auf die Gemüther.

Die französische Nation hat das unsterbliche Verdienst, der ganzen Menschheit die erste Anregung zu einem kräftigen Fortschritte auf politischem Gebiete gegeben zu haben. Allein die Fieberhitze, in welche sie verfiel, brachte sie nicht blos um alle noch zu hoffenden, sondern auch um viele der schon gereiften Früchte der Revolution.

An den übrigen Nationen Europa's ist es, durch ihre größere Ruhe und ihren tiefern Ernst, die von Frankreich ausgegangene Bewegung fruchtbringend für die ganze Welt zu machen. Viele der Errungenschaften der französischen Revolution haben sich die Nachbarvölker, namentlich die Deutschen, angeeignet, freilich sehr langsam und sehr wenig vollständig. Allein der Anfang ist gemacht und hat von Jahrzehent zu Jahrzehent eine immer

größere Ausdehnung und zunehmenden innern Gehalt gewonnen. Was die französische National-Versammlung in einer Nacht (4. August 1789) durchsetzte, gewannen die Deutschen Stück für Stück, aber noch immer nicht ganz im Laufe von siebenzig Jahren. So langsam geht die friedliche Entwickelung im Verhältnisse zum Sturme der Revolution! Wer in einer Nacht einen so großen Zeitraum durchläuft, mag wohl schwindlig werden, oder in Fieberhitze verfallen. Er mag sich, in Folge der übermäßigen Anstrengung schwach und krank fühlen. Der Gewinn, den er davon trägt, bleibt im Verhältnisse zu der aufgewandten Kraft. Er braucht, im Ganzen genommen, sich der Folgen nicht zu schämen, er braucht sie nicht zu bedauern. Auf die Pendelschwingung in der einen, folgt die zweite in der entgegengesetzten Richtung. Unter dem Gesetze des Pendels schreitet die Welt voran, unter ihm bewegen sich die Sterne des Himmels.

In den ersten Tagen Juni's 1793 hatte der Pendel der französischen Revolution seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Allein es waren damals schon Theorien aufgestellt, Ansichten ausgesprochen und Thaten verübt worden, welche andeuteten, daß die Nation einem Zustande der furchtbarsten Aufregung entgegen gehe.

Saint-Just fing damit an, das Königthum, ganz unabhängig von einer einzelnen That, für ein Verbrechen zu erklären. Man ging nur einen Schritt weiter auf derselben Bahn, indem man den Föderalismus, d. h. die föderative, im Gegensatze der centralisirenden, Republik dafür ausgab. Von dem Augenblicke an, da man eine politische Idee, ohne Rücksicht auf die Frage, ob dieselbe sich im Leben geltend gemacht habe, für verbrecherisch erklärte, kam man folgerecht zum Gesetze, welches den Verdacht an die Stelle des Beweises setzte. Die Gedanken hörten auf, zollfrei zu sein. Alle Grundsätze des Rechtes wurden über den Haufen geworfen, mit andern Worten: die Willkür trat an die Stelle des Rechtes. Auf diesem Wege gelangt man zum Despotismus, aber nicht zur Freiheit.

Es mag sein, daß eine föderative Republik dem Zustande Frankreich's nicht entsprach. Paris hatte unter dem Königthume über das ganze Land despotisch geherrscht. Es wollte sich diese Herrschaft nicht entreißen lassen. Es zog dieselbe der Freiheit vor. Die Franzosen waren zu allen Zeiten mehr auf eine kräftige Stellung dem Auslande gegenüber, als auf eine friedliche Organisation der Freiheit bedacht. Das wird so bleiben, so lange eine Meinungsverschiedenheit als Verbrechen bestraft wird, so lange Paris den Ton in Frankreich angiebt, so lange die ländliche Bevölkerung roh und ungebildet und die übrigen Städte des Reiches zu schwach sind, Paris die Spitze zu bieten. Daß aber die föderative Verfassung darum doch weder Verbrechen noch Unsinn ist, beweisen die Republiken Griechenlands und der Schweiz, die Vereinigten Staaten der Niederlande und Nordamerika's. Frankreich wird noch manche schwere Stürme erleben, bevor es sich auf diejenige Stufe politischer Entwickelung emporgeschwungen haben wird, welche die genannten Staaten vor langer Zeit besaßen, oder jetzt besitzen.

Daß die eben angeführte Theorie Saint-Just's und viele ähnliche, welche er und sein Freund Robespierre vertraten, Uebertreibungen waren, welchen die Girondisten mit vollem Rechte entgegentraten, ist nicht zu bestreiten. Doch wer einen Kampf beginnt, muß entweder denselben mit Kraft durchsetzen, oder ihn aufgeben. Halbe Maßregeln verderben alles, namentlich im Strudel der Revolution, mitten unter tobenden Leidenschaften.

Der erste Fehler der Gironde war gewesen ihre schwache Stellung gegenüber den September-Schlächtern und den Terroristen, welche den National-Convent einschüchterten, der zweite, weit größere, bestand darin, daß sie, statt ihre Niederlage ruhig zu tragen, bessere Zeiten abzuwarten oder vorzubereiten, einen Bürgerkrieg entflammte. Sie bot dadurch allen reactionären Elementen: Royalisten und Pfaffen die beste Gelegenheit, der jungen

Republik, wenn nicht den Tod, so doch Todeswunden zu geben. Sie drängte die Jacobiner, welche genugsam bewiesen hatten, daß sie vor keinem Mittel, es sei auch noch so blutig, zurück bebten, auf der Bahn der Grausamkeit vorwärts. Dieselbe Spaltung zwischen den feurigen Mitgliedern der Gironde einerseits und den besonneneren andererseits schwächte später, wie früher, die an und für sich geringe Thatkraft der Partei. Es war in den Tagen, da die Gironde noch die Mehrheit im Convente besaß, ein großer Fehler, daß sie, statt ihre Pariser Feinde durch Gewalt in der Ordnung zu halten, der Hauptstadt der Republik mit den Departementen drohte. Es war ein noch größerer Verstoß, daß sie später, als ihre Macht schon gebrochen war, den Versuch machte, diese Drohung zu vollziehen. Indem sie dieses that, wurde sie durch die unwiderstehliche Macht der Verhältnisse gezwungen, gemeinsame Sache nicht blos mit den äußeren Feinden Frankreich's, sondern auch mit den inneren Gegnern der Republik zu machen. Diese Betrachtung allein hätte die Gironde abhalten sollen, der bestehenden Centralgewalt feindlich entgegen zu treten. Rebecqui fühlte zu spät das Schreckliche der Lage seiner Partei und gab sich selbst den Tod. Doch was geschehen ist, kann keine Macht auf Erden ungeschehen machen. Der Bürgerkrieg war entzündet. Er wurde durch Ströme menschlichen Blutes gelöscht. Niemand kann den Jacobinern einen Vorwurf daraus machen, daß sie mit aller Macht den Widerstand der Departemente zu brechen suchten. In dieser Beziehung waren sie in ihrem guten Rechte. Traurig war es allerdings, daß sie von demselben einen so furchtbaren, einen so blutigen Gebrauch machten.

Girondisten und Jacobiner in ihrer Vereinigung enthielten alle Elemente einer tüchtigen republikanischen Staatsverwaltung. Die Jacobiner waren voll Thatkraft, Entschlossenheit und kühnen Muthes. Die Girondisten besaßen Hochherzigkeit, Edelmuth, republikanische Einfachheit, Aufopferungsfähigkeit und großartiges Rednertalent. Beide Parteien konnten sich nicht versöhnen, weil die Girondisten, wenn auch nicht frei von Eitelkeit und dem Wunsche, die Zügel der Herrschaft in Händen zu behalten, trotz ihrer Unzulänglichkeit, die von den Jacobinern begangenen und noch zu befürchtenden Verbrechen für eine unübersteigliche Scheidewand hielten. Sie wäre es nicht gewesen, falls die Girondisten es verstanden hätten, Marat von Danton und Robespierre los zu trennen, Danton vergeben und sich mit Robespierre verbunden hätten. Der Hauptfehler bestand aber in der Gewaltthätigkeit der Jacobiner, welche, von Marat gereizt und aufgestachelt, einen Höhegrad erreichte, welcher seit dem Ende April 1793 jede Annäherung unmöglich machte. Die Grundursache des Scheiterns einer redlichen Zusammenwirkung lag in der übertriebenen Leidenschaftlichkeit der Jacobiner. Dieser mochte es gelingen, die inneren Aufstände nieder zu werfen und die äußeren Feinde zurück zu schlagen. Denn im Kampfe giebt die Kraft der Zerstörung den Ausschlag. Allein zum Aufbau des Tempels der Freiheit sind ganz andere Kräfte erforderlich, dazu bedarf es vor allen Dingen der gewissenhaften Abwägung der Rechte der Bürger, der milden Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse und einer richtigen Würdigung der Wünsche und Bestrebungen der Nation.

In den Jahren 1848 und 1849 scheiterte die Revolution, weil girondistische Halbheit zu sehr vorherrschend war. Eine durchgreifende, dauernd siegreiche Revolution können wir erst dann erwarten, wenn girondistische und jacobinische Elemente, welche sich immer wieder finden, Selbstverläugnung genug besitzen werden, um wenigstens so lange vereint zu wirken, bis ihnen keine reactionären Feinde, keine Könige, keine Aristokraten, keine Pfaffen, keine Priveligirten irgend einer Art mehr die Spitze bieten können. Wenn sie die Kraft haben, so lange ihre Familienstreitigkeiten unentschieden zu lassen, dann werden sich diese ohne September-Schlächtereien und massenhafte Hinrichtungen auf verfassungs-

Digitized by Google

mäßigem Wege nach und nach erledigen lassen; fehlt ihnen dazu die Kraft, dann werden sich, wenn auch unter anderen Formen, immer im Gefolge jacobinischer Siege neue Despoten, im Geleite girondistischer Triumphe die alten Despoten wieder einstellen. Den neuen Despoten kann nur durch Mäßigung vorgebeugt, den alten nur durch Entschiedenheit die Herrschaft entrissen werden. Der Weg zwischen altem und neuem Despotismus ist breit genug, daß alle Nationen West-Europa's denselben betreten könnten. Die Schrecknisse beider Despotismen sind den Völkern der Erde klar genug vor Augen geführt worden, um ihnen zugleich Mäßigung und Entschiedenheit anzurathen. Mit der Entschiedenheit muß begonnen werden, die Mäßigung dem Siege auf dem Fuße folgen. Wer mit Mäßigung beginnt, wird es nie zum Siege bringen. Wer den Sieg nicht mit Mäßigung benützt, wird bald schon dessen Früchte ganz oder theilweise wieder verlieren.

Wenn wir den Girondisten als Partei das Zeugniß der Kühnheit, der Entschlossenheit und der Geistesgegenwart versagen, so trifft dieser Vorwurf nicht alle einzelnen, sondern nur die Masse. Viele derselben zeichneten sich durch Furchtlosigkeit und Heldenmuth aus, so namentlich das Roland'sche Ehepaar, Vergniaud, Petion, Barbaroux, Rebecqui, Buzot, Lanjuinais, Valazé, Brissot, Louvet. In ihrer Mitte fand sich kein Marat, welcher, gestützt auf den Pöbel durch Furcht, kein Danton, welcher in Verbindung mit den Massen und einem großen Theile des Convents, eine zwingende Gewalt auf seine Gesinnungsgenossen ausübte, kein Robespierre, welcher seinem Systeme jede Rücksicht der Menschlichkeit aufopferte und dadurch die Commüne, die Ausschüsse und den Convent beherrschte. Die Girondisten ließen in ihrer Mitte keinen Despoten aufkommen, besaßen aber nicht Einmüthigkeit genug, um ohne solchen in geschlossener Phalanx zu kämpfen. Einzeln waren sie ihren Gegnern in jeder Beziehung, nur nicht an Kühnheit überlegen.

Kaum war die Macht der Gironde gebrochen, so traten die herrschsüchtigen Absichten Marat's deutlich zu Tage. Doch Danton und Robespierre besaßen Macht genug, um vereint jede Dictatur eines Dritten zu vereiteln. Billaud Varennes trat Marat mit Keckheit entgegen und dieser entschuldigte sich mit den Worten: „Ich verlange einen Führer und nicht einen Meister, das ist sehr verschieden."

Danton hatte seit langer Zeit voraus gesehen, daß der Sturz der Gironde den seinigen zur Folge haben werde. In der That griff ihn Varlet, welcher in dem geheimen Club des Erzbisthums die blutigsten Anträge gegen die Girondisten gestellt hatte, heftig an. Camille Desmoulins vertheidigte ihn. Doch in revolutionären Zeiten genügt oft ein Angriff, auch wenn er zurückgeschlagen wird, dazu, einem Parteihaupte den Untergang zu bereiten, namentlich wenn dieses nicht durch unausgesetzte Thätigkeit die Massen zu beschäftigen versteht. Danton war des Kampfes müde. Seine zweite Frau und deren Familie lähmte seine Kraft. Die September-Schlächtereien hatten jetzt für ihn ein ganz anderes Ansehen, als in den ersten Tagen des Monats, in welchem sie verübt worden waren. Er zog sich schon bald nach Arcis für Aube zurück, woselbst er sich von aller politischen Thätigkeit fernhielt. Wenn es den Girondisten zum Verbrechen gemacht wurde, daß sie nicht entschlossen genug für die Republik gekämpft hätten, so mußte Danton noch schwerern Tadel auf sich laden, indem er ganz aufhörte, zu kämpfen.

Robespierre und seine Anhänger schmiedeten das Eisen, so lange es glühte. Schon am 3. Juni ließen sie sämmtliche Ausschüsse, nur nicht den Wohlfahrts-Ausschuß erneuern und mit ihren treuesten Anhängern besetzen. Der Berg entfernte die Minister, welche den Girondisten günstig gesinnt gewesen waren, schickte in die zweifelhaften Departemente Commissäre ihrer Wahl, beseitigte den von den Girondisten vorgelegten Verfassungsentwurf und beauftragte den Wohlfahrts-Ausschuß innerhalb acht Tagen einen durchaus

Digitized by Google

demokratischen auszuarbeiten. Die Jacobiner bemächtigten sich der gesammten Staatsgewalt und machten von derselben den ausgedehntesten Gebrauch. Die Berathungen hörten auf im Schooße des Conventes. Die Sitzungen desselben enthielten nur noch entweder kurze Anträge, welche sofort zu Beschlüssen erhoben und an die verschiedenen Ausschüsse zur Vollziehung überwiesen wurden, oder Ausschuß-Berichte, welchen die That auf dem Fuße folgte. Seitdem jede Meinungsverschiedenheit mit Lebensgefahr verbunden und die Partei, welche diese nicht gescheut hatte, vernichtet war, verschwand die Beredsamkeit aus dem Convente. An deren Stelle trat das mit dem Despotismus untrennbar verbundene Stillschweigen.

Die in Anklagezustand versetzten Girondisten hätten alle entfliehen können. Nur ein Theil derselben machte von der ihnen absichtlich gebotenen Gelegenheit Gebrauch. Auch jetzt hätten sie sich vielleicht noch retten können, wären sie einig gewesen, sei es im Handeln, oder im Dulden. Allein sie waren es nicht. Der kühnere, weniger staatskluge Theil derselben: Büzot, Barbaroux, Guadet, Louvet, Salles, Petion, Bergoing, Lesage, Cussy, Kervélégan, Lanjuinais warfen sich auf die Normandie und suchten die Departemente des Nordens gegen den National-Convent aufzuwühlen. Biroteau und Chasset setzten den Streit in Lyon, Grangeneuve, Fonfrède und Dücos in Bordeaux fort. Marseille, Toulon, die Departemente des Westens und des Innern, im Ganzen genommen siebzig Departemente erklärten sich gegen den National-Convent. Allein fast aller Orten war der Widerstand gegen die Centralgewalt nur sehr schwach. Er that sich mehr durch Worte, als durch Thaten kund und verschwand, sobald die wohlorganisirten Truppen unter der Leitung entschlossener Commissäre heranrückten.

Der National-Convent, welcher durch keine Meinungsverschiedenheit mehr gehemmt war, fand Zeit, nicht blos die laufenden Geschäfte rasch zu erledigen; in acht Tagen machte er die neue Verfassung fertig, deren Entwurf Hérault de Séchelles ihm vorgelegt hatte.

Die Nachrichten, welche aus den Departementen von den inneren Aufständen und von den Grenzen in Betreff des äußern Krieges einliefen, erhielten Paris in dauernder Aufregung. Nicht lange blieb das Schicksal der ausgestoßenen Girondisten zweifelhaft. Robespierre drang darauf, daß sofort Bericht über die verhafteten Abgeordneten abgestattet werde. „Man will," rief er aus, „ihre Verbrechen kennen lernen. Ihre Verbrechen, Bürger, sind die Unglücksfälle des Staates, die Kühnheit der Verschwörer, die Coalition der Tyrannen Europa's, die Gesetze, welche sie uns verhindert haben, zu machen, die heilige Verfassung, die sich erhoben hat, seit sie nicht mehr unter uns sind! Bürger! möge kein Kleinmuth euch bestimmen, der Schuldigen zu schonen, mit euch ist das Volk." Saint Just stattete den endlichen Bericht über die Ereignisse des 31. Mai ab. Er entblödete sich nicht, die Gironde einer großen Verschwörung zur Wiederherstellung des Königthums und zum Verrathe der Republik an das Ausland, zu beschuldigen. Auf diesen Bericht wurden Büzot, Barbaroux, Gorsas, Lanjuinais, Salles, Louvet, Bergoing, Biroteau und Petion für Vaterlandsverräther erklärt, Gensonné, Vergniaud, Mollevault, Gardien und Condorcet in Anklagestand versetzt.

Marat erschien nicht mehr im National-Convente. Er beschäftigte sich nur noch damit, der Guillotine neue Opfer zuzuführen. Von seinem ärmlichen Schreibzimmer aus erhob er seine Anklagen gegen die Männer, welche er für verdächtig hielt, und trieb den National-Convent und die Ausschüsse zu immer neuen Maßregeln der Strenge an. Doch seine Tage waren gezählt. Den gefürchteten Staatsankläger, den gefeierten Mann der Presse, entriß der Arm einer Jungfrau der Nation, die ihn vergötterte, als er auf dem Höhepunkte seiner Wirksamkeit angekommen war. Die Enkelin des großen französischen

Dichters Corneille, welche diese That ausführte, war eine zarte Jungfrau von ernster Schönheit, erst vier und zwanzig Jahre alt. Einer alt-adeligen Familie entsprossen, lebte Charlotte von Corday d'Armont, nachdem sie mit dreizehn Jahren ihre Familie verlassen hatte, in einem Frauenkloster zu Caën. Die Philosophie, welche zur Zeit der ruhmreichen Revolution Frankreich erleuchtete, war auch gedrungen durch die dichten Mauern und Eisengitter in die Seelen der Wesen, welche dort wohnten. Charlotten's Geist ward durchglüht von dem Feuer der Philosophie und ihr Herz sehnte sich danach, zu wirken für das Ideal, welches ihr vorschwebte. Im Kloster hatte Charlotte keine Vorbereitung für das Leben außerhalb düsterer Mauern erhalten.

Eine alte Tante, Frau von Bretteville, nahm sie in ihr Haus. Hier hatte Charlotte volle Muße, ihren Geist mit philosophischen, politischen und geschichtlichen Werken zu nähren, aus welchen sie die Zukunft ihres Vaterlandes erkennen wollte.

Mit der größten Spannung harrte sie einer Gelegenheit, ihre Gefühle zur That werden zu lassen.

Die Gesetze Frankreich's hielten auch zur Zeit der Volksherrschaft (1793) das Weib ferne von jeder politischen Thätigkeit. Charlotte konnte nur wünschen und denken, nicht aber handeln für das Vaterland. Wäre es ihr vergönnt gewesen, thätigen Antheil an den Bestrebungen ihres Vaterlandes zu nehmen, wäre sie inmitten des Volkslebens gestanden, sie hätte eingesehen, daß der Tod Marat's nicht die von ihr gewünschte Wirkung haben würde, sie hätte erkannt, daß sie den Feinden in die Hände arbeite und daß der Tod eines Führers das Volk nicht milder stimmt, sondern rasend macht! In Marat wähnte Charlotte den schlimmsten Tyrannen Frankreich's zu tödten und das Vaterland zu retten.

Am 9. Juli verließ sie früh Morgens das Haus ihrer Tante. Am 11. Juli, Mittags 12 Uhr, kam sie in Paris an. In der Straße der Cordeliers bewohnte der „Freund des Volkes" den ersten Stock eines zerfallenen Hauses. Die Wohnung zeigte den Stolz, welchen Marat darein setzte, arm zu sein. Das Elend war das Aushängeschild des Volkstribunen. Die Haushaltung Marat's war diejenige eines bescheidenen Handwerkers. Eine Magd und ein Ausläufer versahen die Arbeiten innerhalb und außerhalb des Hauses. Die Thätigkeit Marat's war durch die zehrende Krankheit, an welcher er litt, nicht geschwächt oder verzögert worden. In seinem Bette sowohl, als in seinem Bade hörte er nicht auf, zu schreiben und die Nation anzureden. Er drohte dem Convente, er werde sich sterbend auf die Tribüne tragen lassen, um die Volksvertreter in ihrer Verweichlichung zu beschämen. Marat hatte sich, nach dem Beispiele J. J. Rousseau's, an einem schönen Tage, Angesichts der Sonne, mit Albertine verheirathet. Diese hütete vor allen Anderen die Schwelle ihres Gatten. Die Liebe, das Mißtrauen und der Patriotismus bewachten ihn mit scharfem Auge bei Tag und bei Nacht.

Dennoch gelang es Charlotten, einzudringen und die treuesten Wächter zu täuschen. Zwar verweigerte die Pförtnerin zuerst Charlotten den Eintritt in den Hof. Doch diese schritt kühn vorwärts und die Stufen der Treppe hinauf, ohne des Rufes, welcher ihr nachfolgte, zu achten. Der Lärm, der hieraus entstand, veranlaßte die Frau Marat's, die Thüre halb zu öffnen. Charlotte bat sie dringend, doch umsonst, ihr zu erlauben, einige Worte mit Marat zu sprechen. Frau Marat gestattete Charlotten nicht, einzutreten und hielt die Thüre besetzt. Das Gespräch drang aber theilweise zu Marat's Ohren, der aus den unterbrochenen Erklärungen Charlotten's entnahm, daß die Besucherin die Fremde sei, von welcher er im Laufe des Tages zwei Briefe erhalten habe. Mit starker, gebieterischer Stimme rief er, daß man die Fremde eintreten lassen solle.

Albertine befolgte widerstrebend und zankend, sei es aus Eifersucht oder aus Mißtrauen,

Digitized by Google

den Befehl ihres Gatten. Marat saß in seinem Bade. Ein schlecht gehobeltes Brett lag über der Wanne, bedeckt mit Briefen und Papieren. Während Marat gezwungen war, seinem Körper Ruhe zu gönnen, ließ er doch seine Seele nicht feiern. Er erkundigte sich nach den Namen der Deputirten, welche nach Caën geflüchtet und schrieb sie auf mit den Worten: „Nach acht Tagen werden sie Alle nicht mehr sein!" In diesem Augenblicke zog Charlotte ihren Dolch und versenkte ihn mit außerordentlicher Kraft bis zum Hefte in Marat's Herz. „Liebe Freundin, zu mir, zu mir!" rief Marat aus und verschied.

Ohne zu erbleichen, hörte Charlotte das Todesurtheil an, welches die Richter einstimmig über sie sprachen. Unter Blitz, Donner und heftigem Regen fuhr sie zum Richtplatze. Das Volk wogte in unzähligen Massen hinter dem Karren her und verfluchte die Mörderin Marat's. Es war 7 Uhr am 19. Juli 1793. Im Augenblicke, da das schöne Haupt fiel, ergriff ein roher Mensch dasselbe, zeigte es dem Volke und beging die unwürdige That, es zu schlagen. Ein Murmeln der Entrüstung, ein Schreckensschauer bemächtigte sich der Masse. Man glaubte, zu bemerken, daß die Wangen bei dem Schlage sich rötheten.

So endete Charlotte Corday, von welcher Vergniaud sagte: „sie tödtet uns, aber sie lehrt uns sterben." Der Eindruck des Todes der Corday war fürchterlich; er erweckte eine schwärmerische Liebe zum Tode. Die ruhige Unerschrockenheit, die sie bekundet hatte, zog unwiderstehlich an. Mehr als einer, der sie kaum gesehen hatte, fühlte eine unnennbare Sehnsucht, ihr zu folgen, sie zu suchen in unbekannten Welten.

Charlotte hatte den Todesreigen eröffnet. Erst nachdem sie hingegangen war, nahmen die massenhaften Hinrichtungen ihren Anfang. Das Volk von Paris schrie laut nach Rache! Es verehrte das Andenken Marat's, wie dasjenige eines Gottes. Das Volk pilgerte in Massen nach dem Grabe seines Freundes. Die Plätze und Straßen von Paris änderten ihre Namen, um denjenigen Marat's anzunehmen. Die Frauen von Paris errichteten seinem Andenken einen Obelisken. Die Journalisten nannten ihre Blätter „Marat's Schatten." Der Name Marat's wurde das Losungswort des Patriotismus. Das Volk verlangte, daß Marat's Asche in das Pantheon gebracht werde. Andere wollten, daß sein Körper einbalsamirt und in allen Departementen bis zu den Grenzen der Welt, zur Verehrung herumgeführt werde. Noch Andere wollten, daß unter allen Freiheitsbäumen ein leeres Grab zu Ehren Marat's errichtet werde. Der Convent beschloß, in Masse dem Leichenbegängnisse Marat's beizuwohnen; der Maler David ordnete dieses an.

Der Dolch der Charlotte Corday schien alle Adern Frankreich's geöffnet zu haben. Aus diesen floß der Blutstrom, welcher bald sich über das ganze Land ergoß. Erst nach Marat's Tode ging der Saamen der Zerstörung auf, den er im Laufe von vier Jahren so reichlich ausgestreut hatte. Die Vergötterung Marat's war gleichbedeutend mit der Vergötterung des Geistes der Zerstörung.

Die Todtenfeier Marat's unterbrach nur auf kurze Zeit die Thätigkeit des National-Conventes. Um jeden Widerstand mit größerer Leichtigkeit nieder zu werfen, organisirte er von Neuem den Wohlfahrtsausschuß. Dem Namen nach hatte dieser zwar schon seit dem Monate März bestanden. Doch da die Girondisten darin vorherrschten, erfüllte derselbe seinen Zweck nicht. Jetzt wurden demselben die ausgedehntesten Vollmachten ertheilt, so daß er die gesammte Staatsgewalt umfaßte. Die Mitglieder desselben waren: Saint-Just, Couthon, Barrère, Thüriot, Hérault de Séchelles, Robert Lindet, Jean Bon Saint-André, Maximilian Robespierre, Carnot, Prieur de la Côte d'Or, Billaud Varennes und Collot d'Herbois. Dieser Ausschuß herrschte vierzehn Monate lang mit

unumschränkter Gewalt über Frankreich, vertheilte unter sich die Geschäfte der verschiedenen Ministerien und organisirte den Schrecken. Der folgende Beschluß des Conventes bezeichnet am klarsten die Stimmung des damaligen Frankreichs:

„Von diesem Augenblicke an und bis zum Tage, da die Feinde vom Gebiet der Republik verjagt sein werden, haben sich alle Franzosen für den Dienst der Heere unausgesetzt bereit zu halten. Die jungen Leute werden zum Kampfe gehen; die verheiratheten Männer werden Waffen schmieden und Lebensmittel transportiren; die Frauen werden Zelte und Kleider machen und in den Spitälern dienen; die Kinder werden zum Verbande der Verwundeten altes Leinen zupfen; die Greise werden sich auf die öffentlichen Plätze tragen lassen, um den Muth der Krieger, den Haß gegen die Könige und die Liebe für die Republik anzuregen. Die Häuser der Nation werden in Kasernen, die öffentlichen Plätze in Waffenwerkstätten umgewandelt werden. Der Boden der Keller wird gewaschen werden, um daraus Salpeter zu ziehen; die Musketen werden ausschließlich denjenigen anvertraut, welche gegen den Feind rücken. Die Jagdflinten und blanken Waffen werden dem Heere im Innern vorbehalten. Die Reitpferde werden abgeliefert, um die Reiter-Regimenter zu vervollständigen. Alle Zugpferde, welche nicht für den Ackerbau nothwendig sind, werden für die Artillerie und die Lebensmittel verwendet. Der Wohlfahrtsausschuß wird beauftragt, alles zu schaffen, alles zu organisiren, alles zu requiriren zur Vollziehung dieser Maßregeln, Menschen und Sachen. Die in ihre betreffenden Kreise gesandten Volksvertreter sind zu diesem Behufe mit unumschränkten Gewalten bekleidet. Die Erhebung wird allgemein sein. Die Bürger, welche nicht verheirathet oder kinderlose Wittwer sind, von achtzehn bis fünf und zwanzig Jahren, werden zuerst ausrücken. Sie werden sich ungesäumt an den Hauptort ihres Bezirks begeben und werden daselbst bis zum Tage des Abmarschs zu den Heeren in den Waffen geübt werden. Die Fahne jedes organisirten Bataillons wird die Inschrift tragen: „Das französische Volk im Kampfe gegen die Tyrannen."

Cambon brachte Ordnung in die zerrütteten Staatsfinanzen. Vier Milliarden Assignaten waren im Umlauf. Ein den Reichen auferlegtes gezwungenes Darlehen brachte eine Milliarde ein. Cambon verbrannte sie. Eine zweite Milliarde rückständiger Abgaben ließ Cambon in den Staatskassen liegen. Er ordnete die Staatsschuld, indem er dieselbe in das große Buch eintragen ließ, mit fünf vom Hundert verzinste und für unaufkündbar erklärte.

Die Telegraphenlinien wurden vervollständigt, die Einheit des Gewichtes und des Maaßes hergestellt, der republikanische Kalender eingeführt. Die übrigen Maßregeln des Conventes drangen entweder nicht in's Leben ein, oder waren nur auf den Augenblick berechnet. Manche verfehlten ihren Zweck ganz und gar, namentlich der Beschluß, welcher für die nothwendigsten Lebensmittel den höchsten Preis festsetzte. Die Folge davon war, daß der Handel stockte und daß es den Armen schwerer wurde als zuvor ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

Diese Maßregel diente nur dazu, die herrschende Aufregung zu vermehren. Robespierre sprach zwar ab und zu gegen unsinnige Anträge. Allein er veranlaßte selbst andere, welche den Schrecken mehr und mehr organisirten. An einem Tage erließ der Convent auf den Antrag Barrère's folgende Beschlüsse: „Ein Heer von sechstausend Mann und zwölfhundert Kanonieren wird aufgestellt, um die Contrerevolutionäre zu unterdrücken und die Beschlüsse des Convents in Ausführung zu bringen. Brissot, Vergniaud, Gensonné, Clavière, Lebrün und Baudry wurden vor das Revolutionstribunal gewiesen. Die nächtlichen Haussuchungen wurden wieder eingeführt und das Revolutionstribunal

wieder hergestellt. Die Richter und Geschworenen dazu wählte der Convent unter den unbeugsamsten, hartnäckigsten und fanatischsten Jacobinern. Am 13. September beschloß der Convent auf den Antrag Martin's von Douai das berüchtigte Gesetz der Verdächtigen, dem zufolge nicht blos alle Arten von Verdächtigen, sondern auch die vom Verdachte frei gesprochenen der Willkür des Revolutionstribunals preis gegeben wurden. Nach diesen Vorbereitungen begann die eigentliche Schreckenszeit.

Vorher schon (28. August 1793) war das Haupt des Generals Custine gefallen. Er hatte sich geduldig inmitten seines Heeres verhaften lassen. Nicht die entfernteste Spur eines Rechtsgrundes lag gegen ihn vor. Custine hatte sich seit dem Jahre 1789 mit Begeisterung der Revolution angeschlossen. Er hatte die französischen Waffen mit Ruhm gekrönt. Die wider denselben gerichtete Anklage war nichts weiter, als eine niederträchtige Verleumdung. Custine vertheidigte sich selbst in glänzender Weise. Doch die Terroristen von Paris hatten seinen Untergang beschlossen. Sämmtliche Generale des Heeres sollten eingeschüchtert werden. Es konnte dies, wie die Machthaber dachten, nicht besser geschehen, als durch die Enthauptung Custine's, des berühmtesten Feldherrn des damaligen Frankreich's.

Während der Convent durch Gesetze und Gerichte, verbreiteten die Heere den Schrecken durch Kanonen und Bayonette. In der Normandie war der Widerstand gegen Paris durch die ersten Schüsse, welche abgefeuert wurden, niedergeschlagen worden. Weit ernster war der Kampf in Marseille, Bordeaux, in Toulon, Lyon und in der Vendée. Das Blut floß in Strömen. In Toulon und Lyon wurde der Kampf so furchtbar, weil dort die Engländer, hier die Royalisten daran Theil nahmen.

In Lyon war die Geistlichkeit noch immer mächtig. Die reichen Kaufleute und Fabrikanten bildeten ein starkes Gegengewicht gegen die von Chalier aufgeregten Massen der Jacobiner. Lange schwankte im Innern der Stadt der Sieg der Parteien unsicher hin und her. Am Tage nach den Pariser September-Schlächtereien versuchte Chalier ähnliche Greuelscenen in Lyon aufzuführen. Doch sein Versuch scheiterte an der Wachsamkeit und der Thatkraft des Maire Rivière. Die Sieger begnügten sich damit, den Centralclub aufzulösen. Dieser nahm die Hülfe seiner Brüder von Paris in Anspruch. Doch die Bataillone von Aix und Marseille, welche in Lyon einrückten, vereitelten die Pläne der Jacobiner, und als diese am 29. Mai 1793 zu den Waffen griffen, wurden sie zurückgeschlagen. Chalier büßte seine Verbrechen unter der Guillotine. Die Aussöhnung mit den Jacobinern wurde dadurch unmöglich. Lyon unterwarf sich nicht den Befehlen des Convents. Der Bürgerkrieg begann. Die Beschießung der Stadt nahm am 10. August ihren Anfang. Lyon vertheidigte sich heldenmüthig, erlag aber der Uebermacht am 9. October 1793.

Der Einzug der Sieger in die eroberte Stadt wurde durch keine Schandthaten besudelt. Um so furchtbarer wütheten die Commissäre des Convents später.

§ 17. Die Schreckenszeit (October bis December 1793).

Die Schreckenszeit läßt sich in drei Abschnitte theilen: der erste reichte bis zur vollständigen Vernichtung der Gironde und der Niederwerfung der Aufstände von Toulon und anderen Städten; der zweite bis zur Hinrichtung Danton's; der dritte bis zum Falle Robespierre's. Jeder dieser Abschnitte ist bezeichnet durch die verruchtesten Schandthaten. Keines der hervorragenden Opfer war der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig, und eben deshalb ist es sehr verkehrt, Robespierre von Ehrgeiz und Herrschsucht

Digitized by Google

frei sprechen zu wollen. Diese Leidenschaften allein können die Verleumdungen erklären, deren er sich gegen alle Diejenigen schuldig machte, deren Häupter er abschlagen ließ. Die gegen die Girondisten vorgebrachten Anklagen waren ebenso grundlos, als diejenigen, welche den Vorwand zu der Hinrichtung Danton's, Camille Desmoulins' und aller Anderen bildeten, welche nicht an Robespierre glaubten. Er verfuhr nicht anders, als die ersten Nachfolger Mohammed's, nur mit dem Unterschiede, daß er sich des Wortes Republik bediente, wo er weit richtiger Robespierre gesagt hätte. Daß namentlich die Hinrichtung Danton's keinem andern Beweggrunde, als der Eifersucht Robespierre's zugeschrieben werden kann, ist sonnenklar. Wenige Wochen, bevor Robespierre Danton, Camille Desmoulins und deren Anhänger auf's Schaffott brachte, hatte er deren Vertheidigung im Jacobinerclub übernommen. Seit dieser Zeit hatte Danton nichts gethan, was ihm zum Vorwurfe gereichen konnte. Er hatte aber einen Wortwechsel mit Robespierre gehabt, aus welchem dieser entnehmen konnte, daß sich Danton ihm nicht gefügig unterordnen wollte. Als Robespierre Danton und Camille Desmoulins vertheidigte, bedurfte er deren noch, um sich der Hébertisten zu entledigen. Sobald ihm dieses gelungen war, legte er die Maske ab und brachte seinen letzten Gegner von Bedeutung zum Tode.

Daß Robespierre außer denjenigen Lastern, welche die Geschichte ihm mit Recht vorwirft, nicht noch andere hatte, gereicht ihm nicht zur Ehre. Seine Brust füllten der Ehrgeiz und die Herrschsucht so vollständig aus, daß daneben die Habgier und die Wollust keinen Platz mehr hatten. Der denkende Mensch würde ihm gerne einige Schwächen der letzteren Art verziehen haben, falls er dafür etwas weniger Blut vergossen hätte. Darin trafen die Despoten aller Völker und aller Zeiten mit ihm überein, daß sie sich berufen hielten, etwas Großes zu leisten. Attila nannte sich Gottes Geißel, Ludwig Napoleon den Wiederhersteller der Ordnung. Dieser Glaube entschuldigt keine Schandthat. Es war eine furchtbare Selbstüberhebung, daß Robespierre sich mit Freiheit, Recht und Volksglück identificirte, indem er eine ganze Nation in die Bande des Schreckens schlug. Es klingt wie bitterer Hohn, wenn er sich auf die erhabensten Grundsätze beruft im Augenblicke, da er dieselben mit Füßen tritt, und jede Meinungsverschiedenheit selbst der Vergangenheit als Verbrechen bestraft.

Eine Republik ohne Freiheit der Berathung im Schooße der obersten Behörden ist ein Unding. Dieselbe wurde aber mehr und mehr zur Unmöglichkeit. Die Mitglieder des Conventes hatten alle das Schwert des Damokles über den Häuptern seit dem 31. Mai 1793. Die Ausstoßung und Anklage eines Theils und die Schuldigerklärung eines andern Theils der hervorragendsten Mitglieder der Gironde genügte aber den Jacobinern noch nicht.

Nach den empörenden Vorfällen des 31. Mai und 2. Juni hatten drei und siebzig Mitglieder des Convents am 6. und 9. Juni eine Verwahrung eingelegt. Nach dieser Zeit hatten dieselben das Joch der Mehrheit geduldig getragen. Doch die Terroristen hatten ihnen nicht vergeben. Am 3. October sprach der Convent auf den Antrag Amar's die Verhaftung gegen dieselben aus. Die Terroristen besaßen die unbestrittene Stimmenmehrheit, ja eine vollständige Stimmeneinhelligkeit im Schooße des Conventes, denn seit dem 3. Juni wagte Niemand mehr einen Widerspruch gegen die herrschenden Gewalthaber. Die Vorfälle des 31. Mai und 2. Juni ließen sich durch die Macht der Verhältnisse, durch den Drang der Nothwendigkeit in den Augen vieler rechtlicher Männer entschuldigen, oder sogar rechtfertigen. Allein seit jenem Tage wurde es immer klarer, daß das Vaterland und die Sache der Freiheit nicht die einzigen Beweggründe der Jacobiner gewesen waren. Die Gironde sollte nicht blos von dem Steuerruder des Staates

Digitized by Google

entfernt, sie sollte den Haß und den Grimm ihrer Gegner fühlen, sie sollte in ihren hervorragendsten Männern abgeschlachtet werden. Blut sollte fließen, nicht blos dasjenige gefährlicher, im Felde stehender Gegner, sondern auch dasjenige überwundener, eingekerkerter, ehemaliger Feinde. Die Listen der Gefangenen wurden durchgesehen. Das Geschrei blutdürstiger Sansculotten wurde für die Stimme des Volkes ausgegeben und als solche berücksichtigt.

Die auf dem Revolutionsplatze stehende Guillotine hatte im Laufe von sechzig Tagen acht und neunzig Köpfe abgeschlagen (damals konnte man die Opfer noch zählen), als der Wohlfahrtsausschuß dem Staatsankläger Fouquier=Tinville den Befehl gab, den Prozeß Marie Antoinetten's zu beschleunigen. Man sagt, einer der Gründe, weshalb Danton sich von den Geschäften zurück gezogen habe, sei gewesen, daß er sich mit dem Blute der Königin nicht habe beflecken wollen. Marie Antoinette hatte aufgehört, gefährlich zu sein. Im Januar 1793 mochte man noch die Reste der königlichen Partei fürchten. Mittlerweile war die Revolution weit über das Königthum hinweg gefluthet, sie hatte die Gironde bereits mit sich fortgerissen und stand im Begriffe, dieselbe in ihren Wogen zu begraben. Nicht die Furcht vor dem Königthum, sondern nur der demselben gebotene Haß lechzte nach dem Blute der königlichen Familie. Am 15. October 1793 fiel das Haupt Maria Antoinetten's.

Der unparteiische Geschichtschreiber muß festhalten an den Thatsachen, der Freund der Freiheit und des Rechts muß dem Despotismus und dem veralteten Unrechte den Untergang wünschen. Allein der Mensch darf auch mitten im Sturme der Revolution die sanften Regungen des Herzens nicht verbannen. Brutus verdammte seine Söhne zum Tode, weinte aber doch Thränen des Schmerzes bei deren Hinrichtung. Sollten wir gefühllos auf das Unglück der königlichen Familie blicken? Wir erkennen die Entfernung Ludwig's XVI. vom Throne seiner Väter als eine durch das öffentliche Wohl gebotene Nothwendigkeit. Kein Gefängniß in Frankreich war sicher genug, um diese letzte Hoffnung der königlichen Partei festzuhalten, als das Grab. Wir können daher auch das über den König gefällte Todesurtheil gut heißen. Aber dieselbe traurige Nothwendigkeit erstreckte sich nicht auch auf die Königin. Die Grausamkeit beginnt, wo die starre Nothwendigkeit das Blutvergießen nicht rechtfertigt.

Gewiß war das Ende der Familie Ludwig's XVI. ein furchtbares und die Schicksale, welche derselben im Laufe von fast vier Jahren vorhergingen, höchst peinlich. Wir können der Gattin des Königs unser Mitgefühl nicht versagen. Gern würden wir auch dem Könige ein minder herbes Loos gewünscht haben, falls ein solches ohne Schaden der Sache der Freiheit möglich gewesen wäre.

Kurz auf die Hinrichtung der Königin folgte diejenige der Häupter der Gironde. Da am 2. Juni mehr als zwanzig derselben in Anklagezustand versetzt worden waren, wurde eine gleiche Zahl am 30. October zum Tode verurtheilt. Es waren aber nicht dieselben. Die Zahl wurde voll gemacht durch neue Opfer. Diejenigen, welche entkommen waren, wurden ersetzt durch andere Männer. Die Namen der am 30. October zum Tode verurtheilten Girondisten waren die folgenden: Dücos, Fonfrède, Boileau, Mainvielle, Düprat, Antiboul, du Chastel, Carra, Lauze de Perret, Gardien, Lacaze, Lesterpt, Beauvais, Gensonné, Lehardy, Lasource, Vigée, Sillery, Valazé, Fauchet, Brissot und Vergniaud. Valazé hatte der Guillotine vorgegriffen.

Wer die Berichte liest von den glänzenden Vertheidigungsreden der Girondisten und diese vergleicht mit dem schändlichen Gewebe von Lügen und Verleumdungen, welche Camille Desmoulins zuerst verbreitet und der Staatsankläger abgeschrieben hatte, kann sich

eines Gefühles der tiefsten Entrüstung nicht erwehren. Camille Desmoulins selbst, dieser leichtfertige Verläumder, welcher die Bedeutung seiner Worte nicht geahnt hatte, gerieth in Verzweiflung, als das Todesurtheil über die Opfer seiner Anklagen gesprochen worden war. Schwerlich wurde jemals, seit die Welt steht, durch ein einziges Urtheil eine so große Anzahl außerordentlicher Menschen, begeisterter Freunde der Freiheit zum Tode gebracht. Robespierre soll mit Widerstreben seine Zustimmung zu diesem Blutbade unter richterlichen Formen gegeben haben. Er sagte zu dem Minister des Innern Garat: „Ich selbst konnte sie nicht retten." Doch seine Pflicht war, mit den Gründern der Republik zu leben oder zu sterben. Im October 1793, kämpfend für das Leben seiner politischen Gegner, hätte er sein Haupt weit stolzer und freier zum Schaffotte tragen können, als im Juli 1794. Es giebt Lagen im menschlichen Leben, da der Mann keine andere Wahl hat, als die unterdrückte Unschuld zu retten, oder mit ihr zu sterben. In einer solchen befand sich Robespierre im October 1793. Was half es ihm, daß er den Bluthunden, in deren Mitte er sich befand, und die er verachtete, nachgab? Von einem Schritte zum andern mußte er durch das edelste Blut Frankreich's waden, bis sein eigenes floß. Wie viel schöner, wie viel größer war der Tod der einundzwanzig Girondisten! Sie konnten auf ihrem letzten Wege mit fester Stimme die Marseillaise singen, sie konnten mit vollem Rechte die Worte betonen: „Gegen uns ist das blutige Banner der Tyrannei erhoben."*) Der Mann aber, welcher dieses blutige Banner schwang, oder doch schwingen ließ, war Maximilian Robespierre. Er und Saint-Just hatte mit Fouquier-Tinville den Anklageact besprochen, er, damals der mächtigste Mann in Frankreich, hatte diese Schmähschrift gutgeheißen. Er hatte es zugegeben, daß Menschen, die nicht werth waren, den einundzwanzig Girondisten die Schuhriemen aufzulösen, über dieselben zu Gerichte saßen. Sehr wahr sind des Dichters Worte:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."

Wer würde nicht lieber mit den Girondisten gestorben sein, als belastet mit der Schuld ihres Todes gelebt haben? Ein großer Versöhner ist der Tod, doch nur für den, welcher selbst nicht ungerechter Weise Blut vergoß. Der heldenmüthige Tod der Girondisten deckt einen Schleier der Vergessenheit über deren Schwächen, bespritzt aber alle diejenigen mit Blut, welche Schuld daran tragen. Die Geschichte kann allen Mördern eher verzeihen, als denjenigen der einundzwanzig Girondisten. Nach diesen konnten wohl noch einzelne große Menschen, und große Massen kleiner Menschen abgeschlachtet werden. Doch Frankreich zählte keine einundzwanzig Männer mehr, um welche die Freundschaft ein so inniges Band geschlungen und welche die Natur mit gleichen Gaben des Herzens und des Geistes ausgestattet hatte. Die Bartholomäusnacht verhüllte ein furchtbares Verbrechen, die September-Schlächtereien flößen uns Abscheu und Eckel ein; allein eine so tiefe Wehmuth, einen so herben Schmerz, als die Ermordung der einundzwanzig Girondisten rufen sie kaum hervor. So viel Begeisterung für Freiheit und Recht, so hohe Fähigkeiten sind an keinem Tage durch rohe Mörderhände vernichtet worden, als am 31. October 1793. Der Kampf zwischen brutaler Gewalt und erhabenem Geistesfluge tritt uns nirgends in so abschreckenden Zügen entgegen, als vor dem Revolutions-Tribunale des 30. October 1793. An demselben 30. October, an welchem die einundzwanzig zu Paris anwesenden Girondisten in Anklagestand versetzt, wurden die flüchtigen Girondisten für Vaterlands-Verräther erklärt: Büzot, Barbaroux, Gorsas, Lanjuinais, Salles, Louvet, Bergoing, Petion,

*) "Contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé."

Digitized by Google

Guadet, Chasset, Chambon, Lidon, Valady, Kervélégan, Henry Larivière, Rabaut, Saint-Etienne, Lesage, Cüssy, Meillan und Biroteau.

Viele derselben hatte der Tod schon erreicht. Andere hielten sich da oder dort versteckt. Ihr Schicksal war härter, als dasjenige ihrer zu Paris guillotinirten Brüder.

Das nächste Opfer des jacobinischen Blutdurstes war der Herzog von Orleans. Es lagen gegen ihn keine Beweise eines Verrathes vor. Er war durch dick und dünn mit dem Berge gegangen, sogar über die Leiche seines Vetters, Ludwig's XVI hinweg. Dieser und die Königin mochten sich mit Recht über ihn beklagen. Die Jacobiner hatten dazu keinen Grund. Doch wenn, wie Saint-Just, behauptete, das Königthum ein Verbrechen war, so war auch die Verwandtschaft mit demselben ein solches, und da für derartige Verbrechen keine andere Strafe als der Tod bestand, so war die Hinrichtung des Herzogs eine nothwendige Schlußfolgerung aus diesen beiden Vordersätzen. Allein gerade diese Logik beweist uns, wie gefährlich es ist, falsche Behauptungen als Grundsätze aufzustellen. Saint-Just war eben so logisch, als die katholische Kirche und die spanische Inquisition. Unglücklicherweise waren seine Vordersätze eben so irrig, als haarsträubend grausam.

Am 7. November fiel das Haupt des Herzogs von Orleans. Wenige Tage darauf dasjenige der Frau Roland. Eine Republik, welche für einen so freien Geist und ein so reines Herz, keinen Platz hat, ist dadurch schon gerichtet. Ein System, neben welchem eine Roland nicht bestehen kann, muß ein verruchtes sein. Sie hatte an der Wiege der Republik gestanden, und das schwache Kind mit ihrem Blute genährt. Sie war, was sich von wenigen Franzosen sagen ließ, eine wahre Republikanerin. Sie besaß nicht blos die Redensarten, sondern auch die Tugenden, die Gesinnungen einer solchen. Sie hatte die Republik schon vorbereitet, als Robespierre noch fragte, was denn eine Republik sei? Sie war den ersten Ausschweifungen derselben Hand in Hand mit ihrem Gatten entschlossen und todesmuthig entgegengetreten. Weil die Jacobiner wußten, daß das Roland'sche Ehepaar ihre Mordpläne niemals begünstigen oder auch nur ruhig dulden würde, warfen sie ihren Haß auf diese beiden hochherzigen Menschen. Royalistische Schriftsteller mögen Klagelieder über den Tod Ludwig's XVI. und Marie Antoinetten's singen, die meinigen wählen sich ihren Gegenstand nicht nach dem Maaßstabe der Geburt und der äußeren Stellung, sondern nach demjenigen des sittlichen und intellectuellen Werthes. Diesem zufolge stand schwerlich irgend ein Kopf höher, schlug schwerlich irgend ein Herz reiner, als dasjenige der Frau Roland. Manche der classischen Reden, welche Büzot, Vergniaud, Barbaroux und Andere hielten, verdankten ihre Entstehung den Eingebungen der Frau Roland. Ihr Muth hielt die Männer aufrecht, wenn diese zu zagen begannen, ihre Begeisterung erwärmte die Freunde, wenn die erschlaffenden Einflüsse des Alltagslebens deren Ausdauer zu beugen drohten. Robespierre selbst entlehnte ihr viele seiner Ideen. In ihrem Zimmer ward zuerst festgestellt, daß Frankreich eine Republik werden müsse. Frau Roland achtete in früheren Zeiten Robespierre als einen eifrigen Kämpfer für die Freiheit. Derselbe kam damals oft zu den Sitzungen des kleinen Comité's und stand mit Roland und dessen Frau in freundschaftlichem Briefwechsel. Frau Roland bewies Robespierre ihre Freundschaft durch die That. Nach dem Blutbade des Marsfeldes ward Robespierre angeklagt, mit den Verfassern der Absetzungspetition conspirirt zu haben und als Aufständischer von der Rache der Nationalgarde bedroht. Er mußte sich verbergen. Frau Roland, begleitet von ihrem Manne, ging nach seinem Verstecke, um ihm einen Zufluchtsort in ihrem eigenen Hause anzubieten. Er war aber schon anderswo geborgen. Von da eilte sie zu Büzot, ihrem und damals auch Robespierre's Freunde, und beschwor diesen, Robespierre zu schützen, was er auch that. Noch im Kerker erinnerte sich die edele Frau

Digitized by Google

mit innerer Herzensfreude des Dienstes, welchen sie dem Manne erwies, der ihren Tod beschlossen hatte.

Vierundzwanzig Tage schmachtete Frau Roland im Kerker ohne Verhör. Endlich ward ihr plötzlich angekündigt, daß sie frei sei, doch dabei die Frage nach ihres Mannes Aufenthalte wiederholt. Sie lächelte, ohne etwas zu erwiedern. Frau Roland eilte nach Hause, doch bemerkte sie nicht ohne Unruhe, daß Bewaffnete ihr in einiger Entfernung folgten. Sie war noch nicht auf der Hälfte der Treppe angelangt, als diese sie zum zweiten Male verhafteten. Frau Roland ahnte, daß ihr Tod von den Feinden beschlossen sei; aber ihr Muth war nicht kleiner, als das Schicksal, welches sie erwartete. Sie dachte jetzt nur daran, die Lebensfrist, welche ihr blieb, wohl zu benützen. Der Tod hatte niemals etwas Furchtbares für sie gehabt, doch der Gedanke an ihren Gatten und ihre Tochter erschwerte ihr die Trennung von diesem Leben.

Frau Roland brachte in der Abbaye und St. Pélagie über fünf Monate zu. Ihre Denkwürdigkeiten liefern uns den trefflichsten Beweis ihrer ungetrübten Geistesruhe. Wie Frau Roland im Kerker den Muth ihrer Mitgefangenen belebte, so richtete sie auch auf ihrem letzten Wege die Schicksalsgenossen auf, welche mit ihr zum Richtplatze fuhren. Ihre Augen fielen auf die Bildsäule der Freiheit, die vor ihr stand. Eine Welt des Schmerzes lag in diesem Blicke!

„Freiheit, welche Verbrechen werden in deinem Namen verübt," rief sie aus, und Thränen verschleierten ihre Augen. Sie senkte ihr Haupt, das Eisen fiel und sie war nicht mehr (12. November 1793). Sie hatte noch nicht ihr neununddreißigstes Jahr vollendet. Als Bürger Roland in seinem Verstecke den Tod seines Weibes vernahm, verließ er dasselbe und stieß sich auf der Straße von Paris seinen Stockdegen in die Brust. Sechsundsechzig Jahre sind nahezu vergangen, seit jenes große Weib gestorben. Ihr Leib ruht nicht bei denen, die sie geliebt und die gleich ihr dahin gegangen waren. Er wurde in die Gräben von Clamart geworfen. Ihr Geist aber, dieser hohe Geist der Freiheit und des Muthes, er wird nimmer sterben und so lange es eine Geschichte giebt, wird Manon Roland leben.

Die Jugend möge sich bilden nach ihr, wie sie streben für die Freiheit und, wenn es sein muß, sterben wie Manon Roland gestorben. Sie möge die Worte beherzigen, welche die Bürgerin Roland im Kerker niedergeschrieben: „die Freiheit! sie ist für die stolzen Seelen, welche den Tod verachten, und ihm in's Auge sehen können. Sie ist für ein weises Volk, welches die Menschheit liebt, Gerechtigkeit übt, seine Schmeichler verachtet, seine wahren Freunde erkennt und der Wahrheit treu ist. So lange Ihr nicht ein solches Volk seid, meine Mitbürger, werdet Ihr vergeblich von Freiheit sprechen. Ihr werdet nur Zügellosigkeit haben, als deren Opfer Ihr Einer nach dem Andern fallen werdet. Ihr werdet Brod verlangen, man wird Euch Leichen geben und Ihr werdet damit enden, geknechtet zu werden!"

Manon Roland starb getrennt von allen ihren Gesinnungsgenossen und Freunden. Doch diejenigen, welche noch lebten, gedachten ihrer und die Nachricht von ihrem Tode wirkte wie ein Blitzschlag auf sie.

Während die in Paris verbliebenen oder dahin zurückgebrachten Häupter der Gironde ihr Leben unter dem Fallbeile aushauchten, irrten die von da entflohenen Girondisten unstät ihrem Tode entgegen. Der erste Kanonenschuß hatte die s. g. Föderalisten aus der Normandie verjagt. Petion, Louvet, Barbaroux, Salles, Meilhan, Kervélégan, Gorsas, Girey-Düpré, Marchenna, Espaniol und Riouffe, reihten sich unter die Freiwilligen von Finnistère ein, um mit diesen nach der Bretagne zu entkommen. Guadet

war in Caën zu ihnen gestoßen. Büzot, Chastel, Bergoing, Lesage, Valady schlossen sich diesen Bataillonen an, Lanjuinais war ihnen nach Brest, Heinrich Larivière und Mollevault nach Quimper vorangeeilt. Zu Lamballe trennten sie sich, neunzehn Mann stark, von dem Bataillone von Finnistère. Nach unzähligen Mühseligkeiten und Gefahren erreichten sie Quimper, woselbst sie sich in mehreren Abtheilungen versteckt hielten. Einige derselben schifften sich nach Bordeaux ein. Dort hatten mittlerweile die Commissäre des Berges einen vollständigen Umschwung herbeigeführt. Die Vertreter der Gironde durften sich in ihrer Heimath nicht zeigen. Louvet kehrte nach Paris zurück. Grangeneuve und Biroteau, Guadet, Salles und Barbaroux wurden zu Bordeaux geköpft. Die Leichen Büzot's und Petion's fand man, von wilden Thieren zerrissen, auf dem Felde. Einer nach dem Andern erlag seinem Schicksale. Alle ertrugen dasselbe mit Würde und Entschlossenheit.

Die Jacobiner waren nicht damit zufrieden, die Gegner, welche ihnen in der letzten Zeit den Sieg streitig gemacht hatten, bis auf den Tod zu verfolgen; sie erstreckten ihre Rache auch auf solche, welche sich längst von dem Schauplatze zurückgezogen hatten. Barnave, nach Mirabeau's Tode der gefeiertste Redner der constituirenden Versammlung, Düport-Dütertre, Justizminister vor dem Ministerium Roland-Dümouriez, Bailly, einst der Liebling von Paris, wurden einer nach dem andern hingerichtet, der letztere derselben nachdem er von dem versammelten Pöbel fünf Stunden lang gequält worden war. Das Blutbad des Marsfeldes lebte noch in zu frischem Andenken. Es wurde an Bailly furchtbar gerächt.

Bis in die Zeiten Ludwig's XV. griffen die Jacobiner zurück. Frau du Barry büßte zwei Jahrzehnte nach dem Tode ihres königlichen Buhlen die Sünden der Vergangenheit. Der General Biron, welcher unter dem Namen des Herzogs von Lauzün am Hofe eine große Rolle gespielt, sich aber der Revolution angeschlossen, in den Armeen des Nordens, des Rhein's, der Alpen und der Vendée mit Muth gekämpft und die Liebe der Soldaten gewonnen hatte, starb gleichfalls unter dem Fallbeile (31. December 1793). Sein Verbrechen war seine Geburt gewesen und ein Streit mit dem jacobinischen Generale Rossignol.

Blutig endigte das Jahr, blutig sollte das folgende beginnen.

In Paris, unter den Augen Robespierre's wurden die Opfer der Parteiwuth einzeln unter dem Scheine des Gesetzes abgeschlachtet. In den Provinzen setzte man sich über diese hemmenden Förmlichkeiten hinweg und mordete in größerem Maßstabe. Furchtbar waren namentlich die Hinrichtungen zu Lyon und Nantes. So lange Couthon in Lyon den Wohlfahrtsausschuß vertrat, suchte er der Wuth der Jacobiner Einhalt zu thun. Als aber die Volksvertreter Albitte und Javogues daselbst anlangten und Dorfeuille Präsident der Commission der s. g. Volksjustiz wurde, nahm das Morden seinen Anfang. Mehr als ein Monat war seit der Einnahme Lyon's vergangen, als (am 12. November 1793) auf Anregung Dübois-Crancé's der National-Convent den Beschluß faßte, eine aus fünf Mitgliedern bestehende außerordentliche Commission sollte die Contrerevolutionäre militärisch bestrafen lassen. Die Stadt und namentlich die Häuser der Reichen sollten zerstört, die Güter der Reichen und Contrerevolutionäre unter die Patrioten vertheilt werden. Es füllten sich die Gefängnisse. So viele der Eingekerkerten auch abgeschlachtet wurden, neue Verhaftungen ersetzten die Lücken. Albitte wurde abberufen. Er schien den Jacobinern noch zu milde. Collot d'Herbois und Fouché fingen an, zu wüthen. Die Guillotine arbeitete ihnen zu langsam, obgleich das Blut, welches sie vergoß, das ganze Stadtviertel verpestete und den Fluß roth färbte. Die Hand des Menschen war nicht schnell genug in

der Zerstörung, man ersetzte sie durch das Pulver, mit welchem man die Häuser in die Luft sprengte. Neunzig Tage lang dauerte das Morden. Massenweise wurden die Gefangenen mit Kartätschen und durch das Flintenfeuer eines ganzen Bataillons abgeschlachtet. Wer von der Kugel nicht erreicht wurde, fiel unter dem Bayonette und dem Säbel. Das alles geschah im Namen der Freiheit!

Dorseuille nannte die massenhaften Hinrichtungen, welche er anordnete, Feste der Tugend, gerade so, wie Torquemada und seine Nachfolger die massenhaften Hinrichtungen der s. g. Ketzer Feste des Glaubens genannt hatten. Das Verbrechen bleibt dasselbe, ob es unter dem Aushängeschilde der Tugend, oder des Glaubens begangen wird. Parteihaß und Blutdurst mögen sich immerhin in das Gewand der Tugend oder des Glaubens hüllen, sie werden den scharfen Blick des Forschers nicht irre führen. So weit war die französische Revolution ausgeartet, daß sie der Glaubenswuth vergangener Jahrhunderte in Wort und That gleich kam!

In Marseille wüthete der General Carteaux. Acht Tausend Bewohner dieser unglücklichen Stadt suchten in Toulon Zuflucht. Der Aufstand, welcher hier nur im Sinne der Girondisten begonnen hatte, nahm bald, von unwiderstehlicher Macht getrieben, einen royalistischen und sogar vaterlandsverrätherischen Charakter an. Der englische Admiral Hood, welcher mit einer zahlreichen Flotte im Mittelmeer kreuzte, stellte sich den Bewohnern von Toulon als Verbündeten und Befreier dar. In ihrer Verzweiflung nahm die Stadt die Hülfe an. Sie mußte schwer dafür büßen. Vor Toulon that sich zuerst Napoleon Bonaparte hervor. Er war damals erst Artillerie-Capitän, wurde zum Bataillonschef ernannt und übernahm das Commando der Artillerie des Belagerungsheeres. Seiner Geschicklichkeit und Entschlossenheit verdankten es die Jacobiner, daß die Stadt am 20. December 1793 in ihre Macht fiel. Bevor die Engländer abzogen, zerstörten sie die französische Flotte, das Arsenal und alle Schiffbau-Vorräthe des Hafens. Die unglücklichen Bewohner der Stadt und die Marseiller Flüchtlinge überließen sie ihrem Schicksale. Nur sieben Tausend konnten auf englischen und spanischen Schiffen eine Zuflucht vor der Rache der Jacobiner finden. Diese und mit ihnen Frankreich und die Menschheit bezahlten ihren Sieg theuer. Denn der Eroberer von Toulon schwang sich schnell zum Despoten der besseren Hälfte Europa's auf. Heute noch lasten auf Frankreich die Folgen der Belagerung und Einnahme von Toulon; sie waren furchtbarer als diejenige der Einnahme von Lyon.

So legt aller Orten die blinde Wuth selbst durch ihre Siege den Keim künftigen Verderbens. Der grimmige Haß der Jacobiner führte einen Zustand herbei, in welchem nur Männer der Zerstörung eine große Rolle spielen konnten. Große Zerstörungskünstler waren zu allen Zeiten geneigt, sich zu Despoten aufzuwerfen. Nur als Dienerin kann uns die Zerstörung frommen, als Herrscherin führt sie mit unvermeidlicher Nothwendigkeit zum Despotismus.

Den Uebergang von den großen Geistern der Freiheit, welche die ersten Jahre der Revolution beseelten, zu dem großen Despoten, welcher Frankreich in neue Ketten schlug, bildeten jene kleinen Menschen, welche groß zu sein glaubten, weil sie sich aufblähten und auf Stelzen gingen.

Wenn Menschen von Geist und von Kraft eine Zeitlang in gewisser Richtung gearbeitet haben, so kann man immer darauf rechnen, daß Leute ohne Geist und andere Kraft, als diejenige der Leidenschaft, glauben, weit größere Verdienste zu haben, falls sie ihre Vorgänger und Muster nicht an Tiefe des Gefühles oder Erhabenheit des Gedankens, sondern an Heftigkeit der Sprache und Maßlosigkeit der Ansprüche überbieten. Dieses

war das Verhältniß zwischen Girondisten und Jacobinern. Die Massen, welche durch die großen Geister einmal in Bewegung gesetzt sind, lassen sich, wenn diese schwerste und gefahrvollste aller Arbeiten gelungen ist, nur zu leicht täuschen. Die neuen Propheten ohne Geist und Herz erheben sich dann auf den Schultern der alten. Die Nationen, welche sich auf solche Weise irre führen lassen, gerathen zuerst in blinde Wuth, auf welche früher oder später der alte Stumpfsinn folgt.

Stumpfsinn und Wuth verhalten sich zu einander wie kaltes und siedendes Blei. Der Stoff beider ist derselbe, nur mit dem Unterschiede, daß auf jenen die Kälte, auf diese die Hitze wirkt. Nur der Mensch, welcher Jahre lang im Stumpfsinn dahinlebte, ist blinder Wuth fähig. Er sinkt in den alten Stumpfsinn zurück, sobald die Aufregung des Augenblicks vorüber ist. Der Stahl wird nicht stumpf in der Kälte und bleibt noch hart bei einem Grade von Hitze, welcher das Blei schmilzt.

Während die Jacobiner in blinde Wuth geriethen, versanken die meisten der Anhänger der Gironde in Stumpfsinn.

Dieselben Leidenschaften, Schwächen und Irrthümer, welche wir an den hervorragenden Männern der Revolution zu rügen haben, dieselben Tugenden, welche die Führer an den Tag legten, finden wir, nur in verringerter Kraft, im Schooße der Massen wieder. Sobald ein Führer entweder zu hoch über den Gesichtskreis der Massen steigt, oder aufhört, über denselben hervor zu ragen, verliert er seinen Einfluß und seine Macht über die Geister. Alle Männer, welche sich an die Spitze des Volkes stellen, es redlich mit diesem meinen, und sich nicht zu Tyrannen aufwerfen wollen, müssen sich darauf gefaßt machen, so bald die Massen in ihre gewöhnliche Erschlaffung zurück sinken, von diesen verlassen und angefeindet zu werden. Ein Cromwell, ein Napoleon I. und III. konnten sich mit Hülfe bezahlter Söldner auf eine gewisse Zeitlang behaupten. Männer, welche ohne persönlichen Ehrgeiz und ohne despotische Gelüste dem Volke dienten, konnten nur so lange an der Spitze der Bewegung bleiben, als der Aufschwung der Massen dauerte, was niemals lange war.

Die Girondisten hatten einen zu hohen sittlichen Werth, als daß die Massen sie zu würdigen verstanden. Die Uebertreibungen der Jacobiner entsprachen den Leidenschaften der Massen besser, als die Ruhe, der Ernst und die Würde der Girondisten.

So lange die Uebertreibungen nur Ansichten, Systeme oder Meinungen betreffen, führen sie zum Unsinn. Wenn sie aber Maßregeln zu ihren Gegenständen haben, wenn wilde Leidenschaften ihnen zu Grunde liegen, dann kommen jene Greuel zu Tage, wie sie die französische Schreckenszeit in sich schloß. Auf der einen Seite der Schrecken, auf der anderen die blind wüthende herzlose Grausamkeit, oder mit anderen Worten: auf der einen Seite das Extrem der Sorglichkeit, auf der anderen das Extrem des Zerstörungstriebes, — dieses waren die Elemente der Schreckenszeit. Schrecken und Zerstörungswuth sind Regungen, deren auch der Tiger und die Hyäne fähig sind. Rechtsgefühl, Menschenliebe, Sinn für das Erhabene, das Große und Schöne, Scharfblick und Tiefe der Erkenntniß — alle diese, den Menschen über das Thier erhebenden Eigenschaften kamen in sehr untergeordneter Weise in der Schreckenszeit vor. Diese Betrachtung genügt, um den sittlichen Unwerth derselben festzustellen. Ganz andere, weit höhere Beweggründe hatten die Stürmer der Bastille und der Tuilerien in den Jahren 1789 und 1792 beseelt. Damals war es der Freiheitsdrang, das Rechtsgefühl und die Menschenliebe, welche die Tausende in den Kampf führten. Eben so tief, als der Schrecken unter dem Freiheitsgefühle, und der Zerstörungstrieb unter der Menschenliebe, stand die Schreckenszeit unter den Tagen des Sturmes auf die Bastille und auf die Tuilerien. Groß war zur Schreckenszeit die Organisation

des Volkes, der Wohlfahrtsausschuß, das Revolutionstribunal, der National-Convent, ganz Frankreich nur in der Zerstörung. Diese Größe war um so betrübender und um so verkehrter, je mehr schon vorher im Laufe von vier Jahren zerstört worden war. Die Aufgabe des National-Conventes war, zu schaffen, einzurichten, neu zu gestalten. Statt Frankreich für den Frieden, für die Freiheit und für das Recht zu organisiren, machte der National-Convent aus dem Lande eine große Zerstörungsmaschine. Wie fern stand eine solche von den Idealen einer Frau Roland, eines Condorcet und selbst eines Robespierre! In demselben Maße, als die Schreckenszeit von diesen Idealen verschieden war, wich sie von der geraden Bahn der Revolution ab, von der Freiheit zum Despotismus, von dem Rechte zur Willkür, von der Menschenliebe zum Hasse und zum Argwohn. Mögen immerhin flache Menschen die Schreckenszeit preisen, oder doch als ein nothwendiges Uebel entschuldigen! Wohl war sie eine nothwendige Folge der bis zum Aeußersten getriebenen Zerstörungswuth, eine nothwendige Folge der Ausartung der Revolution, vielleicht auch eine nothwendige Folge des Charakters der französischen Nation; alle diese Nothwendigkeiten rechtfertigen sie aber nicht. Sie erklären nur. Nothwendiger war alles, was geschehen ist, wenn wir von dem Wechselverhältnisse zwischen Ursache und Wirkung sprechen. Nothwendig ist, daß ein Mensch sterbe, dem der Kopf abgeschlagen wird. Darum ist der Mord nicht gerechtfertigt und bleiben die Folgen desselben nicht aus.

Jede Uebertreibung von der einen Seite hat regelmäßig eine entsprechende von der anderen in ihrem Gefolge. Im Großen und Ganzen war die französische Revolution die Folge der Uebertreibungen der privilegirten Stände. Das unmäßige Vorrecht rief ein zu heftiges Streben nach Gleichheit hervor, zu heftig, weil es das Maaß reiner Menschlichkeit überschritt und den Unterschied zwischen den Talenten und Charakteren nicht zu würdigen verstand. Der Terrorismus, welcher selbst die concentrirte Wirkung zweier Jahrhunderte voll aristokratischer, pfäffischer und königlicher Grausamkeiten gewesen war, hatte in seinem Geleite das Kaiserreich, die Restauration und die Herrschaft des Hauses Orleans. Bis auf diesen Tag leiden wir an den Nachwehen der Schreckenszeit. Die Furcht vor einer Wiederkehr derselben bildete den mächtigsten Hebel, dessen sich Ludwig Napoleon zur Wiederherstellung des Kaiserreichs bediente.

So rächt sich jeder Tropfen unschuldig vergossenen Blutes nicht blos an den einzelnen Personen, sondern auch an den Parteien, welchen er zur Last fällt. Jahrzehnte der Knechtschaft folgen auf Jahre überspannter Freiheitsliebe, Jahrzehnte der Ungleichheit auf Jahre mißverstandener und fanatisch angestrebter Gleichheit.

Wer die Ueberlegenheit des reinen Charakters und des großen Genies nicht anerkennen will, wird von schmutzigen Tyrannen und geistlosen Geburts-Aristokraten unterjocht werden. Entweder siegt die Reinheit über die Unreinheit, die Erhabenheit über die Niedrigkeit, die Tugend über das Laster, oder umgekehrt. Gleichheit findet sich nur unter den Sclaven, nur unter den Massen, welche keinen andern als Zahlenwerth besitzen. Ungleichheit ist untrennbar von individuellem Streben, von sittlichen und intellectuellen Reibungen. Jeder Mensch hat als solcher seine ewigen und unveräußerlichen Rechte. Diese schließen aber eine freiwillige Unterordnung der minderbegabten und eine gezwungene der lasterhaften Bürger nicht aus. Ein Staat, welcher nicht weiß, den begabten und rechtlichen Mann dem talentlosen und schlechten vorzuziehen, welcher sein Vertrauen gleichmäßig dem einen und dem andern schenkt, oder gar den fanatischen Schreier dem umsichtigen Manne der That vorzieht, ein Volk, welches seine großen und kleinen Verbrecher nicht in den Schranken der Ordnung zu halten versteht, verfällt der Knechtschaft.

Die Ursache geht immer der Wirkung vorher. Royalistische Schriftsteller haben sich

Digitized by Google

vergeblich bemüht, die natürliche Ordnung der Dinge umzukehren. Der Despotismus der Könige, die Tücke der Pfaffen und der Uebermuth des Adels waren früher, als der Sturm auf die Bastille und der Zug der Weiber nach Versailles, wie der Terrorismus früher war, als das Kaiserreich. Gleichwie dieses hatte auch jener seine Wurzeln in der Vergangenheit. Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist es, die Verbindung zwischen Wurzel und Stamm, Ursache und Wirkung nachzuweisen. Wer die Schreckenszeit der Jahre 1793 und 1794 in Schutz nimmt, verfällt in denselben Fehler, wie derjenige, welcher den Despotismus Ludwig's XIV. und seiner Nachfolger gut heißt. Für den denkenden und forschenden Geist giebt es keine Wunder auf Erden, sondern nur mehr oder weniger klar zu Tage tretende Entwickelungen. Den Charakter der Vergangenheit können wir erst in demjenigen der nachfolgenden Zeit klar und bestimmt würdigen. An den Früchten erkennt man den Baum. Monate vergehen, bevor sich die Blüthe zur Frucht entwickelt, Jahre und bisweilen Jahrzehnte, bevor die im Schooße der Weltgeschichte empfangene Frucht zu Tage kömmt.

Manche glauben, daß ein noch größerer Terrorismus, als derjenige der Jahre 1793 und 1794 der Sache der Freiheit den Sieg verschafft hätte. Diese gleichen jenen Schuldenmachern, welche durch neue wucherische Anleihen wähnen, ihre Finanzen in Ordnung bringen zu können. Die französische Schreckenszeit sollte allen Revolutionären eine ernste Warnung sein. Der Schrecken kann zerstören, nicht schaffen. Der Fortschritt der Zeit besteht aber nicht in der größeren Kunst der Zerstörung, sondern in ihrer erhöhten Fähigkeit des Bauens, nicht in der massenhaften Abschlachtung, selbst der Feinde, sondern in der größeren Milde gegen Freund und Feind, in der Heilighaltung des Lebens und in der größeren Duldsamkeit auch gegen abweichende M e i n u n g e n. Der That, der Gewalt müssen wir allerdings auch Thaten, auch Maßregeln der Gewalt entgegensetzen. Allein wenn diese zum Ziele der Freiheit führen sollen, muß die Idee des Jahrhunderts, der Geist der Klarheit, das Gefühl der Menschenfreundlichkeit sie beseelen. Der Zerstörungstrieb muß immer im Dienste der schöpferischen Kräfte stehen. Der Krieg muß zum Zwecke des Friedens, der Kampf in der Richtung der Freiheit geführt werden. Wenn die Völker Europa's die blinde Wuth der Schreckenszeit nicht zu vermeiden wissen, wenn sie nicht die Kraft besitzen, ohne solche den Sieg über den Despotismus zu gewinnen, so ist es besser, sie bleiben so lange noch unter dem Joche, bis ihre Kraft stark genug geworden ist, dasselbe auch ohne so gefährliche Bundesgenossen, wie Rache, Grimm und Haß es sind, zu brechen.

Wer behauptet, daß Frankreich nur mit Hülfe des Schreckens habe gerettet werden können, bricht diesem Lande den Stab und fällt über dasselbe ein weit ungünstigeres Urtheil, als derjenige, welcher der Ansicht ist, daß die Nation edlerer und hochherzigerer Beweggründe fähig war, als ihre jacobinischen Führer ihr zutrauten. Wenn es wahr wäre, daß auch bei dem besten Willen und unter günstigeren Verhältnissen das französische Volk nur mit Hülfe des Schreckens seine inneren und äußeren Feinde bezwingen konnte, dann hätte dasselbe damals sehr wenig Scharfblick und sehr geringe sittliche Kraft besessen, weniger, als zur Zeit Karl's VI. oder Ludwig's XIV., denn unter diesen Königen schützten sich die Franzosen auch ohne Schrecken vor dem Untergange.

Die Vergangenheit läßt sich nicht ändern. Allein die Fehler derselben lassen sich bezeichnen und feststellen, damit sie nicht wiederholt werden. Wer die Geschichte nicht kennt, vermag sich deren Lehren nicht zu Nutze zu machen. Wer aber in dem Buche der Vergangenheit zu lesen versteht, vermeidet die Klippen, an welchen seine Vorgänger scheiterten.

Die Führer des Volkes, zumal Danton, doch auch Robespierre und andere erkannten sehr wohl die Verwirrung, in deren Mitte sie sich befanden, oder fühlten wenigstens die Schrecknisse der Lage, welche auch über ihren Häuptern das Damoklesschwert aufhing. Allein sie hatten selbst dazu mitgeholfen, dieselbe zu schaffen und waren daher unfähig, ihr zu steuern. Sie hatten so oft und in so kräftigen Ausdrücken an die Massen appellirt, daß sie deren früher so hoch gepriesene Weisheit nicht später in Zweifel ziehen konnten. Sie hatten deren Leidenschaften selbst so künstlich und systematisch aufgestachelt, daß sie dieselben nicht wieder einzulullen vermochten.

Der Fehler des National-Conventes begann nicht erst Ende 1793 oder Anfangs 1794, nicht erst Mai und Juni 1793, sondern schon in den ersten Tagen seines Zusammentritts. Er fing damit an, die September-Schlächtereien ungestraft zu lassen, und schritt durch die Duldung der Umtriebe Marat's und der Commüne, durch die Anregung der Scenen des 31. Mai bis 2. Juni immer weiter auf der Bahn der Anarchie und der Zerstörung voran. Der Fehler der Terroristen bestand nicht sowohl darin, daß sie durch den Schrecken herrschten, als daß sie eine Lage hervorriefen, in welcher kein anderer Hebel, als derjenige des Schreckens mehr für wirksam galt. So wenig die republikanische Tugend aus dem Haupte Jupiters, gleich der Minerva, in voller Stärke hervorgeht, ganz eben so wenig entsteht der Schrecken, welcher sich einer ganzen Nation bemächtigt, in einem Augenblicke. Die ersten Spuren der Schreckenszeit zeigten sich schon am Tage des Sturmes auf die Bastille in der Ermordung de Launay's und der anderen Opfer der Volkswuth, am 6. October 1789 durch das Umhertragen der Köpfe der Leibgardisten auf Stangen. Hätte die französische Nation sittliche Kraft genug besessen, diese ersten Ausbrüche der Rohheit zu züchtigen, so hätten sie sich nicht wiederholt. Allein die falschen Freunde des Volkes gingen über diese ersten Symptome des Schreckens so leicht hinweg, und schmeichelten demselben so lange, bis es für Heldenthaten hielt, was nur Acte der Brutalität waren. Die Linie, welche die erlaubte Selbsthülfe von der unerlaubten, den hochherzigen Kampf für Freiheit und Recht von der unedelen Rache gegen überwundene Feinde scheidet, wurde von den Franzosen niemals festgehalten. Bis auf den heutigen Tag schneiden diese in Afrika ihren Feinden die Köpfe ab und hängen dieselben an die Mähnen ihrer Pferde oder stecken sie auf Lanzenspitzen. Wer in den ruhigen Tagen der Vorbereitung nicht den richtigen Ton anschlägt, kann denselben in der Aufregung des Kampfes nicht finden. Wer vier Jahre lange zu den wilden Leidenschaften gesprochen hat, kann nicht erwarten, daß seine Stimme gehört werde, falls sie sich plötzlich an die Gegensätze derselben, an die sittliche Kraft, an Mäßigung und Ruhe wendet. Der Fehler der Terroristen Frankreich's lag viel tiefer, als gewöhnlich angenommen wird. Er reicht bis zu den ersten Anfängen der Revolution zurück und ging hervor aus einem Mangel an sittlicher Kraft und an Tiefe des Verstandes, welcher sich in ähnlicher Weise, obgleich in anderer Form auch 1848 kund that. Der Dünkel, die Privatrache, der Ehrgeiz und die Herrschsucht spielten in der Schreckenszeit eine größere Rolle, als die Rücksicht für Freiheit und Vaterland selbst in ihrer gesteigertsten Auffassung. Die Einen wurden geschlachtet um dem Volke den Willen zu thun, die Anderen, um dieses oder jenes Machthabers persönliche Feinde oder Nebenbuhler zu entfernen. Die Herren der Guillotine bezahlten sich gegenseitig die Gefälligkeiten, die sie einander erwiesen, mit Köpfen. Das Vaterland hatte nicht minder Schaden dabei, als die Sache der Freiheit. Die Köpfe sanken zu einer Waare herab, mit welchen politisches und bisweilen auch finanzielles Capital gemacht wurde. In der letzten Zeit des Schreckens bedienten sich die feind-

lichen Parteien im Schooße der Ausschüsse derselben als Wurfgeschütze, mit deren Hülfe sie sich gegenseitig zu Grunde richten wollten.

Man wendet vielleicht ein, daß nur im Sturme der Leidenschaften ein wohl organisirter Despotismus gestürzt werden könne. Die Frage ist immer, ob die sittliche Kraft des Volkes größer oder geringer ist, als die unsittliche Kraft des Despoten. Wenn Leidenschaft gegen Leidenschaft kämpft, giebt die stärkere den Ausschlag, und die Nation kann nie gewinnen. Sie wechselt nur ihre Herren. Es kommt darauf an, der Leidenschaft der Despoten die sittliche Kraft der Nation entgegen zu stellen. Der Angriff muß sich gründen auf Wahrheit und nicht auf Lüge und Verleumdung. Das Ziel des Kampfes muß sein die Freiheit und nicht die Rache. Nur diejenigen Revolutionen, welche von reinen Beweggründen getragen wurden, errangen dauernde Erfolge: die Schweizer in ihrem Kampfe mit dem Hause Habsburg, die Niederländer in ihrem achtzigjährigen Kriege gegen die spanischen Philippe, die Nordamerikaner in ihrem Widerstande gegen das Haus Hannover. Drei germanische Stämme machten sich in ihren Freiheitskämpfen keiner Frevelthaten schuldig, wie wir sie eben geschildert. Sie ernteten den Lohn ihres heldenmüthigen Aufschwunges.

Was errangen aber die Franzosen, nachdem sie am 10. August 1792 dem Königthume ein Ende bereitet hatten? Sie mochten Ludwig XVI., seiner Gattin und Schwester die Köpfe abschlagen, die Monarchie kehrte darum doch zurück! Sie mochten in Deutschland, Belgien, Holland und Italien Eroberungen machen. Im Frieden mußten sie dieselben wieder herausgeben. Die Wohlthaten, welche der Nation vor dem Jahre 1792 zugefallen waren, sind ihr, zum Theile wenigstens, geblieben. Von den Gesetzen, welche die Republik später gab, sind die einen längst untergegangen, die anderen nicht im Geiste der Freiheit erlassen worden. Wenn die französische Revolution keine anderen Früchte getragen hätte, als diejenigen der Schreckenszeit, so würde die ganze Welt sie verwünschen. Doch bevor die Terroristen sich ihrer bemächtigten, war glücklicher Weise schon viel Böses zerstört, viel Gutes geschaffen worden. Darin allein besteht der Gewinn der französischen Revolution. Dadurch allein erhalten die Verbrechen späterer Zeit ihr sittliches Gegengewicht.

§ 18. Die Schreckenszeit (Januar bis April 1794).

Seit die Girondisten zum National-Convente hinausgeworfen worden waren, trat an die Stelle eines sittlichen Maßstabes der Handlungen der Menschen das Maß des vergossenen Blutes. Wer die größte Zahl der Opfer abgeschlachtet hatte, gab sich den Schein der wärmsten Liebe für Freiheit und Vaterland. Zwar behielt man zum Scheine gewisse Formen bei. Robespierre legte großes Gewicht darauf, daß nicht in der Septembermanier, sondern nach vorgängigem Urtheile, nicht mit Säbel oder Lanze, sondern mit der Guillotine gemordet wurde. Er bildete sich ein, weit rechtlicher, als Danton zu handeln, weil er seine Mordthaten auf öffentlichem Platze vollziehen ließ und Staatsankläger, Richter und Geschworene zuzog. Er bedachte nicht, daß, wenn auch nicht die Zeitgenossen, so doch die Nachkommen Muße finden würden, die Anklagen Fouquier-Tinville's und die Sprüche seiner Geschworenen und Richter zu prüfen. Wer sich durch den dünnen Schleier gerichtlicher Formen nicht täuschen läßt, erkennt, daß der öffentlich vollzogene Mord frecher ist, als derjenige, welcher das Licht des Tages scheut, daß der handwerksmäßige Mörder verächtlicher ist, als derjenige, welcher in der Aufregung des Augenblickes, wenn dieser auch einige Tage lang andauerte, endlich, daß der Mord in Verbindung mit schändlicher Lüge

weit verabscheuungswerther ist, als ohne diese Zuthat. Fürwahr, die Hinrichtungen, welche Tag für Tag zu Paris und an anderen Orten Frankreich's Statt fanden, waren empörend genug; sie wurden es zehnmal mehr durch die damit verbundenen niederträchtigen Verleumdungen.

Viertausend sechshundert Gefangene befanden sich zu Anfang des Jahres 1794 allein in den Kerkern von Paris. Niemand besaß Entschlossenheit genug, der herrschenden Zerstörungswuth mit Nachdruck entgegen zu treten. Die Commüne von Paris und an deren Spitze Hébert, Chaumette, Momoro, Ronsin, Vincent und Andere verlangten immer noch mehr Köpfe. Neben dem Blutvergießen gingen die schönsten Reden zu Gunsten der Armen und Schwachen, der Wittwen und Waisen, der Gewissensfreiheit und der Moral einher.

Königthum und Adel waren vernichtet. Eine mächtige Partei, an ihrer Spitze Chaumette, Hébert, Momoro, Anacharsis Cloots und Bourdon de l'Oise, wollten nunmehr auch der Kirche ihr Ende bereiten. Sie brachten es dahin, daß der constitutionelle Bischof von Paris, Gobel, die Bischöfe Gaypernon und Lalande und mehrere Pfarrer im Schopße des National-Conventes die Erklärung abgaben, daß sie ihre Verrichtungen als Diener der Kirche nieder legten. Am 9. November führte der National-Convent den s. g. Dienst der Vernunft ein. Am 20. December wurde derselbe feierlich in der Domkirche von Paris begangen. Die Sinnlichkeit, gereizt durch schöne, wenig verhüllte Frauen, spielte dabei eine zu große Rolle, als daß nüchterne Menschen die Vernunft erkannt hätten. Diese Göttin würde, falls sie geherrscht hätte, dem Blutvergießen schnell ein Ende gemacht haben.

Der Haß der aufgeregten Menge und ihrer Führer ging über die Lebenden hinaus und warf sich auf die Gräber der Vorzeit. Auf Befehl des National-Conventes wurden die Grüfte der Könige zu Saint-Dénis zerstört. Nur die Leiche des Generals Türenne fand Gnade vor den Augen des Volkes.

Das Beispiel von Paris wirkte ansteckend auf ganz Frankreich. Die Commissäre des National-Conventes wütheten da und dort auf eigene Faust noch furchtbarer, als die Ausschüsse desselben zu Paris. Carrier überbot an raffinirter Grausamkeit noch die Schandthaten Collot d'Herbois' zu Lyon. Er schonte weder Frauen noch Kinder. Er erfand die massenhaften Ertränkungen vermittelst der Oeffnung von Klappen, durch welche das Wasser eindrang und die Schiffe mit ihrer Ladung von Menschen verschlang. Er verband mit der Mordgier die Wollust, indem er die Ertränkungen in demselben Schiffe, auf dessen Verdecke er schwelgte, vornehmen ließ. Er bot jedem Schamgefühle Hohn, indem er junge Leute verschiedenen Geschlechtes zusammen binden und in den Fluß stürzen ließ. Man nannte dieses republikanische Hochzeiten. Mehrere Monate dauerte dieses Morden fort, bevor Robespierre den Bluthund Carrier abberief.

Joseph Lebon wüthete zu Arras, Cambray und in den Departementen des Nordens und Pas-de-Calais; Eulogius Schneider mordete im Elsaß. Er trieb sein Unwesen so stark, daß ihn Saint-Just und Lebas am 21. September 1793 verhaften und nach Paris bringen ließen. Am 1. April 1794 büßte er seine Verbrechen mit dem Kopfe. Im Süden wüthete Maignet. Er rühmte sich in einem Schreiben an Couthon, mehr als fünfzehn tausend Bürger in die Gefängnisse geworfen zu haben. Zu Bordeaux befehligten Ysabeau, Baudot und Tallien die Hinrichtungen. Sieben hundert und fünfzig Köpfe waren gefallen, als Tallien, von der Schönheit und den Reizen der Frau Fontenay, der Tochter des Grafen von Cabarrus gerührt, eine andere Bahn einschlug. Er sagte sich in seinem Geiste von Robespierre los. Dieser haßte Tallien, nicht wegen seiner Mordthaten, welche er

demselben leicht verzieh, sondern wegen des Luxus, welchen Tallien trieb und den Robespierre verabscheute.

Maximilian Robespierre, sein Bruder, Saint-Just, Couthon, Lebas, der Italiener Buonarotti hatten manche republikanische Tugenden. Sie waren unbestechlich, rein in ihrem Familienleben und voll von Idealen einer schöneren, besseren Zukunft. Bisweilen schritten sie auch gegen die Ausschweifungen ihrer Amtsgenossen ein, jedoch niemals mit Gefahr ihrer politischen Stellung. Saint-Just setzte als Commissär bei den Heeren wiederholt sein Leben ein. Robespierre der Jüngere machte dem Morden zu Besoul und zu Besançon ein Ende. Allein sie alle hatten sich zu weit von dem Blutstrome fortreißen lassen, als daß sie gegen denselben hätten schwimmen können. Die ruhigen, für Mitgefühl empfänglichen Bürger hatten sich zurück gezogen, die Hefe des Volkes gab den Ton an. Ihr schmeichelten die Führer. Mit ihr wagte Keiner auf Tod und Leben zu kämpfen. Hébert, Chaumette, Vincent, Ronsin und Pache auf der einen, Danton, Camille Desmoulins und ihr Anhang auf der anderen Seite wollten sich nicht blindlings Robespierre und dessen Freunden unterwerfen. Es bestanden drei verschiedene Cliquen unter den Machthabern zu Paris, wovon keine der anderen traute und jede geneigt war, sich der anderen zu entledigen. Danton, auf welchem die Erinnerung der September-Schlächtereien gleich einem schweren Alpe lastete und welcher einen sichtbaren Ekel gegen die fortgesetzten Hinrichtungen hegte, war im Anfange des Jahres 1794 weniger gefährlich für Robespierre, als Hébert und dessen Genossen. Hébert entfaltete in den Spalten seines "Père Duchesne" die ganze Gemeinheit und Wildheit seiner Seele. Chaumette sprach in gleichem Geiste zu den Massen. Sie hatten nicht blos den männlichen, sondern auch den weiblichen Pöbel von Paris auf ihrer Seite. Da die Frauen in dem Club der Jacobiner und Cordeliers keine Stimme hatten, gründeten sie verschiedene Gesellschaften ihres Geschlechtes, unter welchen die revolutionäre Gesellschaft zu Saint-Eustache durch ihre Ausgelassenheit sich besonders hervor that. Rose Lacombe führte darin das große Wort. Viele Mitglieder der Ausschüsse fürchteten sich vor ihr und nahmen Rücksicht auf ihre Worte der Gnade sowohl, als der Aufreizung. Als aber Robespierre sich gegen die revolutionäre Gesellschaft aussprach, wurden die Clubs der Frauen vom Convente geschlossen und verschwanden schnell von der Schaubühne. Weit gefährlicher, als die Frauen, waren die Männer. Camille Desmoulins wagte es zuerst, unter dem Schutze Danton's und dem stillschweigenden Einverständnisse Robespierre's in seinem "Vieu Cordelier" die Hébertisten anzugreifen. Robespierre trat später im Jacobinerclub den Hébertisten offen entgegen. Er warf ihnen vor, daß sie unter dem Vorwande, den Aberglauben zu zerstören, aus dem Atheismus eine Art Religion machen wollten und bewirkte die Ausstoßung dreier derselben: Proly's, Dübüisson's, Pereyra's. Hébert, welcher fühlte, daß der Streich ihm galt, setzte zwar Anfangs seine Verfolgungen gegen die Kirche fort, demüthigte sich aber bald, als Danton und Robespierre gemeinsame Sache im Convente gegen ihn machten. Robespierre konnte damals noch nicht wagen, Danton und Camille Desmoulins anzugreifen. Er nahm beide im Jacobinerclub unter seine Fittige, griff aber um so heftiger die Hébertisten an. Mit besonderer Gehässigkeit warf er sich auf Anacharsis Cloots, und machte demselben seine deutsche Abstammung und seinen Baronentitel, seine Reichthümer und seine persönlichen Beziehungen zum Verbrechen. Nach diesen Vorarbeiten sprach Robespierre im Schooße des Conventes seine Gesinnungen deutlicher aus, als früher. „Zwei Parteien," sagte er, „machen uns zu schaffen: die eine drängt uns zur Schwäche, die andere zur Uebertreibung. Die Einen nennen sich die Gemäßigten, die Anderen sind die falschen Revolutionäre." So stellte sich Robespierre in die Mitte zwischen Danton und Hébert und theilte

seine Streiche nach beiden Seiten hin aus. Der Wohlfahrts-Ausschuß ließ drei Freunde von Vincent und Ronsin: Grammont, Düret und Lapalus verhaften. Hébert versuchte vergeblich, einen Aufstand herbeizuführen. Ronsin, Hébert, Vincent, Momoro, Dücroquet, Cook, Saumür, Leclerc, Pereyra, Anacharsis Cloots, Desieux, Dübüisson und Proly wurden verhaftet und am 24. März 1794 guillotinirt. Kurz darauf wurden Chaumette, der Bischof Gobel, Herault de Séchelles und Simon verhaftet. Dieser Streich galt Danton. Fabre d'Eglantine, Bazire und Chabot hatten dasselbe Schicksal. Auch sie waren Freunde Danton's. Robespierre ging gegen Danton eben so systematisch zu Werke, als zuvor gegen Hébert.

Danton hätte merken können, daß die Reihe bald an ihn kommen würde; doch er überschätzte seine Macht und schlug den Muth Robespierre's zu niedrig an. Er hielt diesen für feig, weil derselbe sich von allen Aufständen fern gehalten hatte. Er bedachte nicht, daß es keines Aufstandes bedürfe, um ihn, nach so vielen anderen Opfern, auf das Schaffott zu bringen. Sein Aufenthalt zu Arcis-sür-Aube und zu Sèvres hatte seinen Einfluß auf den Convent geschwächt. Während Danton mit einigen wenigen Freunden zechte und schwätzte, hatte Robespierre seine Macht unausgesetzt erweitert und befestigt. Noch ein Versuch wurde gemacht, die beiden Parteihäupter mit einander zu versöhnen. Er mißglückte. Sie kamen zu Charenton bei Paris zusammen. Danton sprach von dreißig Tyrannen. Robespierre warf seinem Gegner die September-Schlächtereien vor. „Der September," antwortete Danton, „war ein unüberlegter Instinkt, ein namenloses Verbrechen, welches Niemand gut heißt, welches aber Niemand am Volke bestrafen kann. Der Wohlfahrts-Ausschuß vergießt das Blut tropfenweise, gewissermaßen um den Abscheu vor den Todesstrafen und die Gewohnheit derselben dauernd zu machen." Robespierre erwiderte: „Es giebt Leute, welche es lieber in Masse vergießen." Danton: „Ihr führt eben so viele Unschuldige als Schuldige zum Tode." Robespierre: „Ist ein einziger Mensch ohne Urtheil gestorben? Hat man ein einziges Haupt getroffen, das nicht vom Gesetze verfehmt war?" Bei diesen Worten brach Danton in bitteres Lachen aus: „Unschuldige! Unschuldige!" rief er, „vor dem Ausschusse, welcher der Kugel in Lyon und der Loire in Nantes sagte, zu wählen: Du scherzest, Robespierre! In euren Augen ist der Haß, den man euch weiht, Verbrechen! Ihr erklärt alle euere Feinde für schuldig." Robespierre entfernte sich mit den Worten: „Nein! und der Beweis ist, daß Du lebst."

Dieser Beweis blieb nicht lange bei Kraft. Zwei Tage darauf wurden Danton, Camille Desmoulins, Philippeaux, Lacroix und Westermann verhaftet. Am 5. April fielen ihre Häupter zugleich mit denjenigen ihrer früher gefangen gesetzten Freunde. Ein Opfer genügte Robespierre nicht. Vierzehn Köpfe fielen in einer Stunde.

Robespierre und Saint Just hatten persönlich diese Opfer vom Convente und vom Wohlfahrts-Ausschusse verlangt. Ihre treuesten Anhänger hatten das Urtheil gesprochen. Danton büßte mit seinem Kopfe und mit den Häuptern seiner dreizehn besten Freunde dafür, daß er gewagt hatte, dem Tyrannen die Wahrheit zu sagen, und daß er sich von ihm nicht als blindes Werkzeug der Zerstörung gebrauchen lassen wollte.

Camille Desmoulins war der erste gewesen, welcher im Jahre 1789 die Bürger von Paris zu den Waffen gerufen. Er hatte seit dieser Zeit unausgesetzt in den vordersten Reihen der Revolution gekämpft. Sein Fehler war gewiß nicht, wie ihm der National-Convent vorwarf, Mitschuldiger des Herzogs von Orleans und Dümouriez's gewesen, so wenig, als ein Feind der Republik und Verschwörer zur Wiederherstellung der Monarchie zu sein. Der Fehler seines ganzen Lebens war Leichtfertigkeit, sein wirkliches Verbrechen bestand in seiner Anklage gegen die Girondisten. In den Augen Robespierre's war er

aber des Todes schuldig, weil er Danton's Freund und dem fortgesetzten Morden abgeneigt war. Westermann war der Held des 10. August 1792. Ihm verdankte das Volk die Erstürmung der Tuilerien. Er hatte auch nachher am Rheine und in der Vendée treffliche Dienste geleistet.

Danton hatte den Sturm auf die Tuilerien, welchen Westermann ausführte, organisirt. Wenn die Girondisten sich rühmen konnten, von der Tribüne aus die Republik gegründet zu haben, so theilte Danton jedenfalls diesen Ruhm mit ihnen. Er hatte sich nicht damit begnügt, auf der Tribüne gegen das Königthum zu sprechen. Er hatte wie kein zweiter, am 10. August dessen Sturz herbeigeführt. Camille Desmoulins und Westermann hatten nach ihm dabei die ersten Rollen gespielt. Alle drei setzten zugleich ihre Köpfe ein. Robespierre hatte sich von allen gefährlichen Unternehmungen der Jahre 1789 bis 1792 möglichst ferne gehalten. Der Gedanke, daß er erst später und nur auf der Tribüne großen Ruhm erworben habe, mochte auch dazu beitragen, seinen Haß gegen Danton noch bitterer zu machen. Selbst auf der Rednerbühne wagte er nicht, Danton entgegenzutreten. Als Robespierre seinen gewaltigen Nebenbuhler von der Tribüne des National-Conventes den Fehdehandschuh entgegenwarf, war dieser schon im Kerker und konnte sich nicht mehr vertheidigen. Die Spitze der Anklage gegen Danton lag in den Worten: „du siehst mit Abscheu auf die Revolution vom 31. Mai."

Die trübe Ahnung, welche Danton seit langer Zeit gehegt hatte, daß er in Folge des Sturzes der Gironde seinen Untergang finden würde, trat in Erfüllung, doch auch die Vorhersagung, welche er aussprach, als ihm das Todesurtheil gesprochen wurde. „Man opfert uns einigen feigen Räubern auf, aber sie werden ihren Sieg nicht lange genießen; ich ziehe Robespierre nach. Der Feige! ich allein besaß die Macht, ihn zu retten." Hundert und zehn Tage, nachdem Danton's Haupt gefallen war, endigte Robespierre auf demselben Schaffotte, welchem er so viele Opfer zugesandt hatte.

Welcher Antheil Robespierre und Saint Just an dem Falle vieler gewöhnlichen Köpfe beizumessen ist, hat die Geschichte noch nicht vollständig zu Tage gebracht. Soviel ist aber gewiß, daß das Blut der Hingerichteten und zu Tode gehetzten Girondisten, der Frau Roland und ihres Gatten, Danton's, Camille Desmoulins' und Westermann's an ihren Händen klebt. Diese Blutschuld genügt, um das Andenken Beider auf alle Zeiten hinaus zu beflecken. Ihre Thaten waren barbarisch; sie lassen sich durch Redensarten weder übertünchen, noch entfernen.

Die Barbarei verändert ihren Charakter nicht dadurch, daß sie systematisch zu Werke geht, sondern verbindet dann nur mit den ihr eigenthümlichen Scheußlichkeiten diejenigen, wozu die Kunst und die Wissenschaft ihr die Mittel bieten. Leider kann alles Gute und Schöne dadurch entweiht werden, daß es zum Knechte des Bösen herabgewürdigt wird. Die Barbarei besteht nicht in dem Mangel an Kunst und Wissenschaft, sondern darin, daß sie von derselben keinen der Menschheit förderlichen Gebrauch zu machen weiß. Die Barbarei ist die Verleugnung des menschlichen Gefühls. Sie wird um so verderblicher wirken, je systematischer sie zu Werke geht.

In unseren Tagen, da die Afterbildung eine so große Rolle spielt, glauben Manche, es genüge, irgend eine Schändlichkeit systematisch zu behandeln, um dieselbe zu rechtfertigen. Es liegt darin eine große Ueberschätzung des Verstandes und eine beklagenswerthe Geringschätzung des sittlichen Gefühls. Harmonie durchdringt das Leben des Einzelnen, der Familien und der Nationen nur dann, wenn das sittliche Gefühl: Menschenliebe und Gewissenhaftigkeit den Ton angiebt und alle übrigen Kräfte des Menschen es dienend begleiten.

Daß die Schreckenszeit barbarisch war, erhellt nicht blos aus den im Laufe derselben verübten Schandthaten, sondern auch daraus, daß sie die Brücke bildete zum napoleonischen Despotismus. Der Schrecken war der Boden, auf welchem Napoleon das Gebäude seiner Herrschaft errichten konnte. Unter den Fittigen der Freiheit hätte er wohl Siege über den auswärtigen Feind, über die inneren Gegner der Republik, niemals aber über diese selbst erringen können.

Robespierre, welcher immer von Tugend sprach, hatte keine Ahnung davon, daß in der Schule, in welcher die Guillotine, die Kanone und der Säbel als Zuchtruthen dienen, die Tugend sich nicht entwickeln kann. Er war nicht verblendet genug, um die Lasterhaftigkeit der Werkzeuge, deren er sich bediente, zu verkennen. Er sah wohl ein, daß die verruchten Mörder, welche die massenhaften Abschlachtungen leiteten, den verderblichsten Einfluß auf die Sittlichkeit des Volkes übten. Er tröstete sich bisweilen mit dem Gedanken, das Volk von seinen Verführern, wie von seinen Tyrannen zu befreien. Er ahnte nicht, daß er selbst der schlimmste Tyrann war, welchen Frankreich jemals gehabt hatte. Unter seinen Papieren fand man einen Zettel, worin er die Frage aufwarf: „wann wird das Volk aufgeklärt sein?" und dieselbe dahin beantwortet: „wenn das Interesse des Reichen und dasjenige der Regierung mit demjenigen des Volkes vereinigt sein wird." Auf die weitere Frage: „wann dieses der Fall sein werde?" antwortet er „niemals!"

Robespierre hegte also selbst bisweilen die Befürchtung, daß alle die massenhaften Abschlachtungen, welche er entweder anordnete, oder doch duldete, nutzlos sein möchten. Dieselbe mußte sich ihm von Monat zu Monat, je größer die Zahl der Opfer wurde, mehr und mehr aufdrängen.

Man hat der Gironde mit Recht den Vorwurf gemacht, daß sie nicht mit der erforderlichen Kraft den Jacobinern entgegengetreten sei und nicht die Kunst verstanden habe, die Republik, nachdem sie beschlossen war, in's wirkliche Leben einzuführen und darin zu befestigen. Diese Vorwürfe treffen aber mit noch größerer Gewalt ihre Gegner: zuerst Danton und Camille Desmoulins, welche Robespierre gewähren ließen, und ihm erst spät und schwach entgegentraten, dann Robespierre, Couthon, Saint-Just und Lebas, welche Collot d'Herbois, Hébert, Chaumette, Ronsin, Carrier, Carteaux, Dorfeuille, Fouché und anderen Bluthunden kein, oder doch sehr spät erst ein Ziel steckten.

Der Unterschied zwischen den Girondisten und den Jacobinern bestand nur darin, daß jene sich vom Strome der Revolution nicht weiter als bis zur Schreckenszeit fortreißen ließen, daß sie ihr Leben einsetzten, um dieselbe zu verhüten, während Danton und Robespierre sie veranlaßten, eine Zeit lang mordeten und morden ließen und dann erst versuchten, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, als der Blutdurst so wüthend geworden war, daß sie demselben nicht mehr Einhalt gebieten konnten.

Die Vorwürfe, welche der Gironde gemacht werden, verlieren dadurch einen großen Theil ihres Gewichtes, daß sie auch ihre Gegner treffen. Es erhellt daraus, daß die Grundursache der Leiden Frankreich's mehr der Macht der Verhältnisse, dem unwiderstehlichen Strome der Zeit, der Naturanlage der Nation, als den Fehlern irgend eines Bruchtheiles derselben beizumessen ist. Das Volk im Allgemeinen besaß mehr Empfänglichkeit für blinde Wuth, als für Mäßigung und Ruhe. Die Partei, welche gegen die massenhaften Abschlachtungen, gegen die Aufregung der finsteren Leidenschaften des ungebildeten Theiles der Nation war, fand in der Gesammtheit nicht die erforderliche Unterstützung. Ein Theil des Volkes wollte morden, der andere sah ruhig zu. Die kleine Schaar, welche dem Morden Einhalt thun wollte, war zu schwach, um zu siegen. Je schwächer sie war, desto mehr gereichte es ihr zur Ehre und zum Verdienste, daß sie doch den Kampf mit dem herrschenden Fanatismus wagte.

Es wäre ein großes Unrecht, behaupten zu wollen, daß die beiden Brüder Robespierre, Saint=Just, Couthon, Lebas und deren treueste Anhänger blutdürstig gewesen seien. Das waren sie nicht. Allein ihr Fehler bestand darin, daß sie zuerst die Leidenschaften des Volkes auf den Höhepunkt des Blutdurstes brachten und dann sich auf den blutigen Wogen schaukeln ließen, ohne denselben, sei es auch mit Gefahr ihres Lebens, ein Ziel zu setzen. Der Fehler aller dieser Männer bestand darin, daß die Systeme, welche sie sich von Freiheit, Volksbeglückung und Machtentwickelung gebildet hatten, ein größeres Gewicht auf ihre Handlungen ausübten, als Menschenliebe und Rechtsgefühl.

Aus den zahlreichen Briefen dieser Männer, in welchen sie ihre innersten Herzensergießungen niederlegten, aus vielen mündlichen Mittheilungen, welche uns aufbewahrt worden sind, ergiebt sich klar und deutlich, daß dieselben milderer Regungen keineswegs unfähig waren. Diese standen aber unter der herrschenden Gewalt der Systeme, welche sie sich gebildet hatten. Ein systematischer Mensch ist im Bösen, oder auch nur im Irrthume weit gefährlicher, als der Mensch des Augenblicks und der Gelegenheit. Ein solcher war Danton, ein solcher war Camille Desmoulins. Beide fielen als Opfer der Systeme Robespierre's, nachdem sie selbst dadurch, daß sie sich im entscheidenden Augenblicke zu dessen Gunsten und gegen die Gironde erklärt, wesentlich zum Siege der Terroristen beigetragen hatten.

Die Aufregung wurde so furchtbar in ganz Frankreich, weil fast jede Stadt, ja manches Dorf seinen Marat, Danton und Robespierre, seinen Hébert und seinen Chaumette besaß. Die Revolution glich einem Rosse, welches das Gebiß zwischen die Zähne genommen hatte und in wüthenden Sprüngen dem Abgrunde zulief, der es verschlingen sollte. Der Abgrund war der Schrecken. Durch denselben floß ein Blutstrom.

§ 19. Die Schreckenszeit. (April bis Juli 1794.)

Die Häupter aller Nebenbuhler Robespierre's waren gefallen. Der Convent und der Wohlfahrts=Ausschuß hatten ihm keines versagt, das er verlangte. Doch das Morden dauerte fort, nahm an Zahl und an innerer Scheußlichkeit noch zu. Zwar so große Köpfe, als früher, konnten nicht mehr abgeschlagen werden. Unter den Größen der Zeit war schon vollständig aufgeräumt worden. Allein die Massen mußten aushelfen, da die Einzelnen, welche getroffen werden konnten, die öffentliche Aufmerksamkeit nicht mehr in gleichem Maße, wie früher, auf sich ziehen konnten. Was den Opfern an Erhabenheit fehlte, wurde ersetzt durch deren Unschuld und deren Geschlecht. Saint=Just hatte die Bestrebungen Danton's und Camille Desmoulins', dem Morden Einhalt zu thun, Gnade ergehen zu lassen, für „Schwächen" erklärt. Es galt, der Welt zu zeigen, daß er und sein Herr und Meister Maximilian solcher Schwächen unfähig seien. Robespierre hatte sich, als er Danton anklagte, öffentlich gerühmt, daß er, trotz seiner Freundschaft Petion und trotz seiner näheren Bekanntschaft Roland aufgegeben und angeklagt habe. Auch mit der Wittwe Camille Desmoulins', mit der unglücklichen Lucilie Düplessis war Robespierre befreundet gewesen. Er hatte deren kleinen Sohn Horace oft auf seinen Knieen gewiegt. Er sollte der Schwiegersohn der Frau Düplessis werden. Wäre Lucilie Desmoulins eine dem Staate gefährliche Verbrecherin gewesen, so mochte man Robespierre entschuldigen. Sie war eine unglückliche Gefangene, seit dem Tode ihres Gatten ein gebrochenes Herz, eine entblätterte Rose. Doch es war die Rede davon gewesen, sie sollte den Versuch machen, ihren Gatten und dessen Freunde zu retten. Die Liebe zu ihrem Gatten war ihr einziges Verbrechen. Robespierre konnte es ihr nicht verzeihen. Mit ihr zugleich saß

auf dem Todeskarren die Wittwe Hébert's, einst eine Nonne. Der Haß, welchen Robespierre auf ihren Gatten geworfen hatte, übertrug sich auf die Wittwe. Auch sie mußte sterben. Mit den beiden Wittwen zugleich wurden fünfundzwanzig andere Opfer zum Schaffotte geschleppt, darunter der General Arthur Dillon, Chaumette, die Adjutanten Ronsin's, der General Beysser, der Bischof von Paris Gobel, die beiden Schauspieler Grammont (Vater und Sohn) und Lapalus. Die Bewegung, welche die Hinrichtung Danton's hervorgerufen hatte, sollte durch diese neuen Todesopfer niedergeschlagen werden. Zu dem öffentlichen Morde wurde jetzt noch die öffentliche Beschimpfung hinzugefügt. Eine Horde entarteter Frauen wurde angestellt und bezahlt, damit sie die zum Tode Verurtheilten auf ihrem letzten Wege schmähen und beschimpfen sollte. Robespierre glaubte, auf diese Weise die öffentliche Meinung zu täuschen. Man sollte glauben, die bezahlten Megären sprächen die Gesinnungen Frankreich's aus.

Der Mechanismus des Todes war ganz vortrefflich eingerichtet. Die Anklage füllten das Zimmer Fouquier-Tinville's, die Gefangenen die Kerker Frankreich's. Jeden Abend begab sich der Staatsankläger in den Wohlfahrts-Ausschuß und verlangte dessen Befehle. Dieser übergab ihm die Listen des Todes. Hatte sich der Ausschuß über die Opfer nicht geeinigt, so überließ er dem Staatsankläger die Wahl. Fouquier-Tinville verständigte sich mit dem Gerichts-Präsidenten. Der Anklage folgte die Verurtheilung, dieser die Hinrichtung auf dem Fuße nach. Die Rache beschränkte sich nicht mehr auf eine Person, sie erstreckte sich auf die ganze Familie, auf Standes- und Gesinnungsgenossen und Freunde. Da der General Cüstine hingerichtet worden war, mußte auch sein Sohn das Leben verlieren. Einige wenige Girondisten hatten sich eine Zeit lang der Hinrichtung entzogen. Condorcet wurde entdeckt und in das Gefängniß geworfen. Er kam der Hinrichtung durch Gift zuvor. Clavière stieß sich im Kerker den Dolch in's Herz, seine Gattin vergiftete sich. Malesherbes hatte den König vertheidigt. Er starb dafür nicht allein, sondern mit seiner ganzen Familie, mit seinem Schwiegersohne, zwei Enkelinnen und deren Gatten auf dem Schaffotte. Auch der alte Luckner wurde aus dem Kerker, in dem er lange geschmachtet hatte, auf das Schaffott geschleppt.

Niemand wagte, dem Morden Einhalt zu thun. Doch die Straßen, durch welche die Todeskarren zogen, leerten sich. Die Besitzer der Häuser, an welchen die Todesopfer vorbeigeschleppt wurden, schlossen ihre Fenster und Thüren. Die Miether zogen aus, die Hausherren beklagten sich bei der Commüne. Das Blut von zwei bis dreitausend Schlachtopfern hatte den Boden des Revolutionsplatzes getränkt. Es verbreitete verpestende Dünste. Die Spaziergänger vermieden die Tuilerien und die elisëischen Felder. Die Commüne wechselte den Platz der Hinrichtung. Sie stellte die Guillotine in der Vorstadt Saint-Antoine an der Barriere des Thrones auf.

Als der König von Preußen im Jahre 1792 Verdün eingenommen hatte, gab ihm die Stadt ein Fest, zu welchem die Eltern ihre Kinder führten. Diese ergriff die in Paris herrschende Mörderbande und schleppte sie zum Schaffotte. Das älteste der Mädchen zählte achtzehn Jahre. Die Henker weinten mit den Kindern. Sie hatten noch Thränen nach all dem Blute, das sie vergossen. Sie hätten Gnade ergehen lassen. Doch Robespierre und Saint-Just waren solcher „Schwächen" unfähig. Am Tage nach der Hinrichtung der Mädchen von Verdün wurden sämmtliche Nonnen der Abtei von Montmartre zum Tode geführt. Von Tage zu Tage wurde die Reihe der Todeskarren länger. Auf einmal führten sie eines Tages fünfundvierzig obrigkeitliche Personen von Paris und dreiunddreißig Mitglieder des Parlaments von Toulouse, ein andermal siebenundzwanzig Kaufleute von Sedan, nicht selten sechzig bis achtzig Personen zum Schaffotte.

Die Stimmung von Paris änderte sich. Das Volk rief den Verurtheilten nicht mehr Verwünschungen nach. Als eines Tages der Abbé Fénélon, ein Greis von neun und achtzig Jahren, zum Tode geführt wurde, folgte ihm eine große Schaar ärmlich gekleideter Kinder nach. Er hatte denselben Vaterstelle vertreten, — sie von der Straße um sich gesammelt. Die armen Savoyarden hatten vergeblich in Masse den National-Convent um Gnade gebeten. Sie folgten ihrem Wohlthäter bis zum Schaffotte, empfingen von dort aus dessen Segen. Mit ihnen zugleich fiel das ganze versammelte Volk auf die Kniee. Die Vorstadt Saint-Antoine, der Stadttheil, in welchem die Revolution zuerst ausgebrochen war und woselbst die wildesten Revolutionäre wohnten, wurde unwillig über die auf sie gefallene Wahl. Auch sie erhob Einsprache gegen die Guillotine, welche in ihrem Gebiete aufgestellt worden war. Diese Zeichen wieder erwachten menschlichen Gefühles und früherer Lebensgewohnheiten beunruhigten den Wohlfahrts-Ausschuß. Fouquier-Tinville wurde gerufen. Collot d'Herbois sagte ihm: „Das Volk fängt an, sich abzustumpfen; man muß seine Gefühle durch imponirende Schauspiele erwecken. Richte dich darauf ein, daß von jetzt an hundert und fünfzig Köpfe täglich fallen."

Noch stand einer, welcher durch seine Verwandtschaft und Geburt eine gewisse Bedeutung hatte. Die Prinzessin Elisabeth lebte noch. Am 9. Mai 1794 wurde sie von ihrer Nichte getrennt, am 10. mit vier und zwanzig Personen beiderlei Geschlechts vor das Revolutionstribunal gestellt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Von der Familie Ludwig's XVI. blieben in Frankreich nur noch dessen Sohn Ludwig Karl und dessen Tochter übrig. Der erstere, geboren den 27. März 1785, erhielt nach dem Tode seines ältern Bruders (4. Juni 1789) den Titel Dauphin. Er hatte die Leiden der Gefangenschaft seines Vaters getheilt, war später von seiner Mutter getrennt und einem rohen Schuster, Namens Simon, übergeben worden. In Folge der grausamen Behandlung, welche der unglückliche Knabe von Simon und dessen Gattin zu erleiden hatte, verkümmerte er. Im Februar 1795 erhielt der Gemeinderath von Paris Nachricht von dem traurigen Zustande des Knaben und sandte den berühmten Arzt Düssault zu demselben. Die Hülfe kam zu spät. Der Knabe starb am 8. Juni 1795. Mehrere Gauner gaben sich später für denselben aus und wußten, eine Zeitlang wenigstens, ihre Rolle so gut zu spielen, daß sie einige gutmüthige Schwärmer täuschten. Unter den Geschichtsforschern waltet aber kein Zweifel über den Tod des Knaben ob.

Die Tochter Ludwig's XVI., Maria Theresia Charlotte, welche später den Herzog von Angoulême, den ältesten Sohn des Grafen von Artois, ihren Vetter, ehelichte, wurde am 25. December 1795 ihrer Haft entlassen, indem sie gegen die fünf von Dümouriez den Oesterreichern überlieferten republikanischen Commissäre, gegen Sémonville und Maret ausgewechselt wurde. Wir werden auf dieselbe in der späteren Geschichte Frankreich's noch zurück kommen. Sie erlebte den zweiten Sturz der Bourbonen, nachdem sie bei dem ersten der drohenden Todesgefahr entgangen war.

Inmitten aller bisher mitgetheilten, unter den Formen des Rechtes stattfindenden Schlächtereien ist es wohl am Platze, die Frage der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe in's Auge zu fassen. Ich stelle dieselbe mit vielen Rechtsgelehrten und Philosophen durchaus in Abrede. Ich will damit nicht behaupten, daß der Mensch nicht das Recht der Nothwehr habe. Allein wo die Nothwehr entscheidet, besteht nicht der Rechtszustand, sondern der Zustand der Noth. In demselben Maße, als in einem Staate der Nothzustand die seltene Ausnahme und der Rechtszustand die allgemeine Regel ist, nähert sich derselbe dem Ideale einer wohl organisirten Gesellschaft an. Je häufiger die nur durch die Noth zu rechtfer-

tigenden Todesstrafen sind, desto niedriger steht er auf der Stufe der Bildung und des Rechtes.

Die französische Revolution schwang sich, selbst in ihren schönsten Tagen, nicht so hoch empor, daß sie die Todesstrafe abgeschafft hätte. Statt dieses zu thun, führte man eine Maschine ein, mit deren Hülfe der Tod schneller und sicherer gegeben werden konnte. Am 25. April 1792 wurde zum ersten Mal die Guillotine in Bewegung gesetzt. Die gesetzgebende Versammlung, welche diese Veränderung beschloß, ahnte nicht, daß diese neue Zerstörungsmaschine so vielen ihrer Mitglieder, so vielen der gefeiertsten Männer der Welt den Tod geben würde. Ludwig XVI., welcher den Antrag der gesetzgebenden Versammlung genehmigte, dachte nicht, daß sein Haupt eines der ersten sein würde, welches unter der Guillotine fallen sollte.

Unsere deutschen Fürsten befinden sich jetzt in einer ähnlichen Lage, wie Ludwig XVI. im vorigen Jahrhunderte; sie können sich nicht entschließen, die Todesstrafe abzuschaffen, wie die Menschenfreunde verlangen. Sie führen, wie vor ihnen Ludwig XVI., da und dort statt des Schwertes und des Galgens die Guillotine ein. Wer weiß, ob dieselben nicht in ähnlicher Art, wie Ludwig XVI. dafür zu büßen haben werden?

Die massenhaften Hinrichtungen der Jahre 1793 und 1794 machen anschaulich, wie schwer es ist, Maß zu halten, wenn einmal die Unvermeidlichkeit der Todesstrafe gesetzlich anerkannt ist. Zu allen Zeiten haben die Vertheidiger veralteter Mißbräuche und Grausamkeiten sich auf die Nothwendigkeit derselben berufen. Nicht selten haben sie das Unrecht derselben erst erkannt, wenn sie es selbst zu empfinden hatten. So viel bleibt gewiß, wir sind von einem Staate des Rechtes und der Menschlichkeit noch weit entfernt, so lange unsere Gesetze noch eine Todesstrafe als Regel für eine Mehrzahl von Verbrechen anerkennen. Wenn die Todesstrafe überhaupt nicht gebilligt werden kann, so verdient sie den heftigsten Tadel in ihrer Anwendung auf politische Verbrechen. Denn in Betreff dieser wechselt die Meinung am schnellsten und wird daher ein nicht wieder gut zu machendes Uebel am frühesten bereut und beklagt.

Politische Verbrechen sollten niemals in Massen bestraft werden, schon aus dem Grunde nicht, weil sie voraussetzen, daß die Richter einer entgegengesetzten Partei, als derjenigen der Angeklagten, angehören, und von solchen daher keine Gerechtigkeit zu erwarten ist. Politische Verbrechen massenweise geübt, sind immer die Folgen politischer Mißstände, welche nur durch weise Gesetze mit Nachdruck bekämpft werden können. Unter allen Verhältnissen ist Milde ein Hauptbestandtheil der Weisheit.

So lange eine politische Partei der anderen drohend und feindlich gegenüber steht, begründet Freiheitsdrang und das Streben nach den unveräußerlichen Rechten der Menschheit den einzigen sichern Maßstab von Recht und Unrecht. Derselbe Maßstab bleibt, wenn die eine von der anderen niedergeworfen ist. Die positiven Gesetze haben zwar wohl ihre Bedeutung, allein eine weit höhere im praktischen Leben, als in der theoretischen Beurtheilung von Recht und Unrecht. Denn theils sind sie selten der reine Ausdruck des Volkswillens, vielmehr gewöhnlich nur der Ausdruck des Willens einiger Machthaber, theils sind sie aber oft nur das Ergebniß entweder augenblicklicher Leidenschaftlichkeit, oder einer überwundenen Vergangenheit.

In den Jahren 1793 und 1794 verlor sich übrigens der Gedanke der Strafe und des Rechtes bei Anwendung der Guillotine, der Kartätschen und des Wassers ganz und gar. Was man Todesstrafe nannte, war in der That nichts weiter, als Einschüchterungsmittel.

Viele der von den Jacobinern hingemordeten Schlachtopfer hatten sich die größten

Verdienste um die Republik erworben, z. B. das Roland'sche Ehepaar, der General Cüstine die zwanzig ersten Girondisten, Andere waren durchaus unschuldig, wie die Kinder von Verdün. Von den Schuldigen selbst hatten nur Wenige, nach den damals in Europa herrschenden Begriffen, den Tod verdient. Man schätzt die Zahl, welche innerhalb und außerhalb Frankreich's, sei es auf dem Schaffotte oder nach gesprochenem Todesurtheile, oder auf Schlachtfeldern, in Gefängnissen und Hospitälern, auf der Flucht oder in Jammer und Elend durch den Schrecken in den Tod getrieben wurden, auf zwei Millionen. Darunter war die Blüthe Frankreich's. In der ersten Zeit waren es wohl Aristokraten und Pfaffen, welche geopfert wurden, später aber zum größten Theile Republikaner, Männer der Freiheit, voll der reinsten Begeisterung. Bis auf den heutigen Tag hat Frankreich den Verlust nicht verschmerzt. Eine solche Menge hervorragender Geister, wie in den Jahren 1789—1792, fand sich später nicht wieder im Schooße einer und derselben Versammlung zusammen. Wer weiß, ob Frankreich sie jemals ersetzen kann.

Man hat sich viel darüber gestritten, wer den größten Theil der Blutschuld der Jahre 1793 und 1794 auf dem Gewissen habe. Sie vertheilt sich unter die Machthaber der damaligen Zeit im Verhältnisse zu dem Einflusse, welchen sie auf die Staatsregierung überhaupt, auf den Wohlfahrts-Ausschuß und die Revolutions-Tribunale besaßen. Allerdings bestanden im Schooße dieser Körperschaften mannichfaltige Meinungsverschiedenheiten. Auch wechselte der Antheil, welchen einzelne Machthaber an den Hinrichtungen nahmen. Allein der größte Theil der Schuld fällt unstreitig Robespierre zur Last, schon aus dem Grunde, weil er nicht blos im Schooße des Wohlfahrts-Ausschusses und des Conventes, sondern auch der gesammten französischen Nation die erste Stimme hatte. Er war seit dem Sturze der Gironde das eigentliche Haupt der französischen Nation, obgleich er nicht den Titel eines Kaisers, Dictators oder Präsidenten besaß. Er war unausgesetzt zu Paris anwesend. Er war vor allen Anderen berufen, dem Morden Einhalt zu thun.

Die Aufgabe eines Führers besteht nicht blos darin, die unter ihm stehenden Leute anzufeuern. Wenn die Hitze derselben zu groß ist, muß er verstehen, sie zu mäßigen und zu bändigen. Robespierre gab sich zwar ab und zu den Anschein, als wolle er die herrschende Aufregung in Schranken halten. Als er Hébert, Ronsin und Genossen auf das Schaffott bringen wollte, nahm er die Rolle eines Friedenstifters an. Daß er aber bei dieser Gelegenheit, wie bei mancher anderen, nur eine Rolle spielte, nicht einem klar erkannten Principe folgte, erhellt daraus, daß die Hinrichtung der Hébertisten keinen Wendepunkt in der Schreckenszeit bildete, daß diese vielmehr unausgesetzt sich steigerte, bis Robespierre, nach Vernichtung aller seiner hervorragenden Gegner, durch die Vereinigung der verschiedenen Gruppen seiner untergeordneten Feinde zu Falle kam. Das Ziel, nach welchem Robespierre strebte, war, wie er selbst in einem lichten Zwischenraume erkannte, unerreichbar. Vermittelst massenhafter Hinrichtungen entfernte er sich und zugleich Frankreich und die Menschheit immer weiter von demselben.

Man hat den Girondisten mit Recht ihre Schwankungen vorgeworfen. Allein schwankten ihre Gegner, selbst die entschlossensten, schwankten Danton und Robespierre weniger, als sie? Die Schwankungen fanden immer statt, als es galt, von der Verneinung zur Bejahung, von der Zerstörung zur Schöpfung überzugehen. Die Girondisten schwankten vom April 1792 bis 1793, Danton vom Juni 1793 bis April 1794 und Robespierre vom April bis zum Juli 1794. Während die Gironde schwankte, verschanzte sie sich hinter die Rednerbühne. Als Danton schwankte, zog er sich auf das Land, nach Arcis-sür-Aube und später nach Sèvres, zurück. Robespierre verdeckte seine Schwankun-

Digitized by Google

gen durch die Guillotine. Wie unschuldig, wie verzeihlich waren die Schwankungen der Girondisten und selbst diejenigen Danton's im Verhältnisse zu den Schwankungen Robespierre's! Die Girondisten konnten die Republik nicht feststellen, weil der Kampf gegen die Jacobiner ihnen weder Zeit noch Kraft dazu übrig ließ; Danton vermochte es nicht, weil er den Genuß zu sehr liebte, um sich in einen Kampf mit Robespierre einzulassen. Dieser Letztere hatte alle seine principiellen Gegner niedergeworfen. Wenn er schöpferische Kraft besessen hätte, so wäre es ihm leicht gewesen, auf dem durch die Guillotine geebneten Boden einen neuen Bau aufzuführen. Allein er besaß nur Kräfte der Zerstörung. Er mußte vor seinem Falle dieses selbst erkennen. In seiner Verzweiflung rief er aus: „Nein, ich bin nicht geschaffen, um zu regieren, ich bin geschaffen, um die Feinde des Volkes zu bekämpfen." Leider hatte er nicht blos die Feinde, sondern auch die begeistertsten Freunde des Volkes bekämpft und zwar auf Tod und Leben, bis zur Vernichtung.

Die Schwankungen der Girondisten finden ihre Entschuldigung nicht blos in der Macht ihrer Gegner, sondern auch in der Reinheit ihrer Beweggründe und in der Erhabenheit ihrer Ideale. Die Jacobiner hatten freies Feld. Sie standen den Vorurtheilen und den wilden Leidenschaften der Massen viel näher, als die Girondisten. Die Jacobiner schwankten zwischen dem unsinnigsten Aberglauben und dem wüthendsten Unglauben, zwischen der grausamsten Unduldsamkeit und der wildesten Ausgelassenheit hin und her. Die Girondisten verbanden Duldsamkeit mit Aufklärung, Widerwillen gegen Laster und Verbrechen mit Freiheitsliebe. Ihre Fehler fallen der gesammten französischen Nation zur Last, welche sie nicht mit dem erforderlichen Nachdruck unterstützte. Die Jacobiner machten sich das ganze französische Volk unterwürfig. Doch mit einem unterworfenen Volke läßt sich keine Republik schaffen oder befestigen. Ein unterworfenes Volk ist nur noch des Despotismus fähig. Die Girondisten hatten nicht daran gedacht, die Nation zu unterwerfen. Ihr Bestreben war gewesen, das Volk aufzurichten, zu erleuchten, für Freiheit und Recht zu erwärmen. Die Girondisten waren zu gut, die Jacobiner zu schlecht für die Masse des französischen Volkes. Dieses war in großen Zügen das Verhältniß zwischen Girondisten und Jacobinern. Einzelne Ausnahmen auf beiden Seiten bleiben natürlich vorbehalten. Die Regel wird dadurch nur bestätigt.

Robespierre hatte die französische Nation an den Rand des Abgrundes geführt, an welchem keine andere Ordnung, als diejenige des Despotismus möglich ist. Seine Freunde erkannten diese Lage und drangen in ihn, die Dictatur zu ergreifen. Er hatte sich nicht gescheut, vierzehn Monate lang ohne den Titel die Gewalt eines Dictators auszuüben. Im entscheidenden Augenblicke sträubte er sich gegen den Titel.

„Warum," sagte er seinen Freunden, „habe ich mein Leben, meine Gedanken, meine schlaflosen Nächte, mein Wort, meinen Namen, mein Blut der Revolution geweiht? Um die Könige und Aristokraten zu entthronen, um die Gewalt dem Volke zurück zu geben und um das Volk fähig und würdig zu machen, selbst und allein seine natürliche Selbstherrlichkeit auszuüben. Was schlägt man mir vor, jetzt, da die Tyrannen und Aristokraten niedergeworfen sind und da das Volk durch seine National-Repräsentanten herrscht? Mich selbst an die Stelle dieser Tyrannen zu setzen, welche wir zerstört haben und in meiner Person, im Namen des Volkes die niedergeworfenen Tyrannen wieder herzustellen!

„Ich gebe zu, daß ich die höchste Gewalt nicht mißbrauche und daß meine Dictatur nur die Dictatur der Vernunft und der Wahrheit über die Republik sei" (so dachten auch Cromwell und Napoleon I.; so denkt jetzt noch Napoleon III.), „aber ich hätte, indem ich sie ergriff oder annahm, das verführerischste Beispiel den Ehrgeizigen und das verderblichste der Freiheit gegeben."

Digitized by Google

„Die Gefahr der Dictatur liegt nicht sowohl in der Dictatur, als in der Einrichtung selbst. Dieses Amt ist dasjenige der Verzweiflung der Nationen. Es ist gegründet gegen die Tyrannen und verändert sich unwillkürlich in dauernde Tyrannei. Es rettet einen Tag, um ein Jahrhundert zu Grunde zu richten. Möge der Tag verloren gehen und die Zukunft gerettet werden!"

In diesen Worten sprach Robespierre einen Theil seiner Gesinnungen aus. Allein aus seinen nachgelassenen Papieren erhellt klar und deutlich, daß der Hauptgrund seiner Zögerungen in seinem Bewußtsein bestand, daß er unfähig sei, die Nation in einen Zustand der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie er denselben oft besprochen hatte, empor zu heben.

Wenn übrigens Robespierre Zeit gelassen worden wäre, so hätten sich wohl seine Scrupel verloren. Die Anträge, welche er in Betreff des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele stellte, das Fest des höchsten Wesens, welches er zu Stande brachte (20. Prairial oder 8. Juni 1794), und bei welchem er nicht undeutlich die Stelle desselben übernahm, waren augenscheinlich vorbereitende Schritte in der Richtung zur Dictatur. Die Lage der Sache war aber nicht ganz so, wie Saint-Just, Couthon, Lebas und Buonarotti sie ihrem Freunde Robespierre vorstellten. Nicht alle Mitglieder der Ausschüsse waren eben so geneigt, wie Saint-Just, die Ueberlegenheit Robespierre's anzuerkennen. Der Convent trug zwar das Joch, welches Robespierre ihm auferlegte, mit scheinbarer Geduld, und nahm sogar bisweilen die Larve der Begeisterung vor. Allein dieses war eben nur Schein und Larve.

Viele, welche dem Feste des höchsten Wesens beiwohnten, erkannten den geheimen Gedanken Robespierre's und mischten ihm bittere Tropfen des Wermuths in den Freudenbecher, welchen er an seinen Mund brachte. Während Robespierre vom Marsfelde nach den Tuilerien zurückkehrte, drang ein finsteres Gemurmel bis zu seinen Ohren. Mitten aus der Menschenmenge hörte man rufen: „Vom Capitole zum tarpejischen Felsen ist nur ein Schritt." „Es giebt noch Brutusse." „Siehst du diesen Menschen? Er hält sich schon für Gott und will die Republik daran gewöhnen, einen anzubeten, um sich später verehren zu lassen." „Er hat Gott erfunden, weil dieser der oberste Tyrann ist." „Er will dessen Opferpriester sein." „Er könnte wohl dessen Opfer werden."

Die Menge jubelte, doch sie hatte längst ihre Kraft und ihre Selbstthätigkeit verloren. Die Menge duldet wohl Tyrannen. Nur eine organisirte Gewalt kann dieselben stützen. An einer solchen gebrach es aber Robespierre. Die meisten Mitglieder der Ausschüsse trugen mit Widerstreben das Joch Robespierre's. Die Mehrzahl im Schooße des Conventes war gegen ihn.

Saint-Just machte den Versuch, seinem Herrn und Meister durch den Wohlfahrts-Ausschuß die Dictatur zuerkennen zu lassen. Doch außer Lebas ging Niemand auf den Vorschlag ein. Billaud-Varennes sagte unverholen: „Man verlangt nicht die höchste Gewalt, man nimmt sie; er möge sich ihrer bemächtigen, wenn er es wagt." In vielen namenlosen Briefen, welche Robespierre erhielt, standen nur die Worte: „Wagt es!"

Am Tage nach dem Feste des höchsten Wesens erließ der Convent auf den Antrag Robespierre's und seiner Anhänger eine Reihe menschenfreundlicher und wohlthätiger Beschlüsse. Doch schon Tags darauf legte Robespierre selbst einen Gesetzentwurf vor, durch welchen das Revolutionstribunal im Sinne des furchtbarsten Despotismus organisirt werden sollte. Trotz des entschiedensten Widerspruchs von Seiten der Deputirten Rüamps und Bourdon de l'Oise wurde der Antrag Robespierre's angenommen, allein in der folgenden Sitzung wurde derselbe von Neuem besprochen. Bourdon de

l'Oise trug darauf an, daß der Convent sich das Recht vorbehalte, seine eigenen Mitglieder in Anklagezustand zu versetzen. Dem Beschlusse wurde eine solche Erklärung beigefügt, daß Robespierre seinen Zweck fast gänzlich verfehlte. Tags darauf verlangten die Abgeordneten Delbrel und Mallarmé neue Erklärungen. Der Streit entbrannte wiederum. Er wurde besonders bitter zwischen Robespierre einerseits, Bourdon de l'Oise und Tallien andererseits. Diesesmal siegte aber die Partei Robespierre's. Die Erklärung des vorhergehenden Tages wurde umgestoßen, das Leben der Mitglieder des Convents der Willkür des Wohlfahrts-Ausschusses preisgegeben.

Zur Zeit des Despotismus hat jede Meinungsverschiedenheit eine ganz andere Bedeutung, als in den Tagen der Gesetzlichkeit und der Milde. Robespierre stieß nicht blos im Schooße des Conventes, sondern auch in den Ausschüssen auf Widerstand. Nur im Jacobiner-Club beugte sich alles vor ihm. Wenige Tage nach den heftigen Verhandlungen über das Revolutions-Tribunal klagte Robespierre Fouché daselbst an, nicht etwa wegen der zügellosen Wuth, mit welcher dieser Lyon heimgesucht hatte, nicht wegen des von ihm unschuldig vergossenen Blutes, sondern — wer sollte es glauben? — weil Fouché in Nantes den Atheismus gepredigt habe! Dahin war es also in Frankreich gekommen, daß es wieder eine Staatsreligion gab, gegen welche man nicht mehr sprechen durfte. In der That wurde die Anklage für begründet erachtet, und Fouché aus dem Club gestoßen.

Robespierre fühlte, daß seine Stellung unhaltbar geworden war. Seine Anhänger im Wohlfahrts-Ausschusse drangen darauf, die ihnen feindlichen Mitglieder des Convents mit Hülfe des Gesetzes vom 24. Prairial auf's Schaffott zu bringen. Die Mehrheit war dagegen. Billaud-Varennes sagte Robespierre unumwunden: „du willst also den ganzen Convent guillotiniren?“ Carnot und Collot d'Herbois warfen Robespierre in bitteren Worten den Druck vor, den er ausübe. Carnot, welcher sich bisher fast ausschließlich mit dem Kriege beschäftigt hatte, und durch die Einmischung Saint-Just's, der vom Kriege nichts verstand und dennoch in Angelegenheiten desselben das große Wort sprechen wollte, auf's Aeußerste gereizt war, nahm eine Robespierre entschieden feindliche Stellung an. Vadier erklärte, daß er die Familie Sainte-Amaranthe, mit welcher Robespierre Verbindungen hatte, in Anklagestand versetzen werde und blieb darauf bestehen, als derselbe ihm drohte, sich in diesem Falle von den Verhandlungen des Wohlfahrts-Ausschusses zurückziehen zu wollen. In der That nahm er an diesen keinen Theil mehr. Allein er vertrat Saint-Just während dessen Abwesenheit in der Polizei-Direction und benützte diese Stelle, um Stoff zu neuen Anklagen zu sammeln.

Während Robespierre selbst seine Feinde von der Polizei-Direction aus beobachtete, vertrat ihn Couthon im Wohlfahrts-Ausschusse, David und Lebas im Ausschusse für allgemeine Sicherheit, Coffinhal im Revolutions-Tribunal, Payan im Schooße der Commüne. Er nahm die seine ganze Kraft zusammenfassende und den Feind scharf bewachende Stellung des Tigers vor dem Sprunge an. Er bereitete alles zu einem vernichtenden Schlage vor. Dazu drängten ihn auch zahlreiche namenlose Zuschriften, wovon die einen ihn als den Stellvertreter der Menschheit und Wiederhersteller der Welt darstellten und ihn aufforderten, seine Feinde niederzuschmettern, die anderen ihn einen blutdürstigen Tiger, einen Henker seines Landes nannten und ihm mit dem Tode drohten, falls er wagen sollte, sich zum Tyrannen aufzuwerfen.

Im Schooße seiner eigenen Familie stieß Robespierre auf Widerstand. Seine Schwester mißbilligte die Handlungsweise ihres Bruders und machte daraus gar kein Geheimniß.

Die Ausschüsse, weit entfernt, sich dadurch beugen zu lassen, daß Robespierre in ihrer

Digitized by Google

Mitte nicht mehr erschien, arbeiteten in ihrer ränkevollen Weise gegen ihn. Damit Robespierre sie nicht beschuldigen könne, sich der „Schwäche" hinzugeben, ließen sie mehr Köpfe, als früher, abschlagen, allein sie schoben die Verantwortlichkeit dafür auf ihn. Robespierre's Gegner in den Ausschüssen, namentlich Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barrère, Vadier, Amar, Lacoste ließen auf den Bänken des Conventes Listen herumgehen, welche die Namen derjenigen enthielten, auf deren Köpfe es Robespierre wirklich abgesehen hatte, überdieß aber auch manche andere, deren Tod Robespierre nicht wollte. Barrère sagte: „wenn Robespierre nur die Köpfe von Tallien, Bourdon und Legendre verlangt, so läßt sich darüber sprechen, allein was die Köpfe aller Führer des Conventes betrifft, welche ihn beunruhigen, so viel Blut kann ihm nicht zugestanden werden."

Die gefährdeten Gegner Robespierre's und überdieß manche Convents-Mitglieder, welche nicht bedroht waren, wurden auf diese Weise gewaltsam gegen Robespierre aufgestachelt. Geheime nächtliche Zusammenkünfte fanden statt, an welchen Tallien, Barras, Fréron, Lecointre, Garnier de l'Aube, Rovere, Thirion, Geffroy und die beiden Bourdon Antheil nahmen. Es galt, den eigenen Kopf zu retten, nicht, für irgend ein Prinzip in die Schranken zu treten. Die meisten, welche sich gegen Robespierre verbanden, waren lange Zeit Werkzeuge desselben gewesen und hatten sich theilweise größere Verbrechen zu Schulden kommen lassen, als ihnen von oben herab befohlen worden waren. Sie unterschieden sich alle aber dadurch von Robespierre, daß sie keinem Systeme huldigten, keinen Ton angaben, sondern nur den vom Wohlfahrts-Ausschusse ausgegangenen Anregungen Folge gegeben und bei dieser Gelegenheit, den Umständen nach, ihren eigenen niedrigen Leidenschaften gefröhnt hatten.

Die Ausschüsse begnügten sich nicht damit, besonders viele Köpfe abschlagen zu lassen, sie griffen Robespierre in ähnlicher Weise an, als dieser früher Hébert und Danton angegriffen hatte, indem sie Köpfe, welche Robespierre in Schutz nahm, unter die Guillotine brachten. Ein gewisser Ladmiral hatte einen Angriff auf das Leben Collot d'Herbois' gemacht, ein Mädchen Namens Cecile Renault, war in dem Vorzimmer Robespierre's auf den Grund zweier kleiner Messer, welche sie in einem Körbchen trug, mörderischer Absichten gegen Robespierre beschuldigt worden. Ladmiral erklärte, daß er ganz auf eigene Faust gehandelt habe, Cecile Renault stellte jede mörderische Absicht in Abrede. Es lagen gegen sie durchaus keine Beweise vor. Dessen ungeachtet wurde auf den Grund dieser Thatsachen eine großartige Verschwörungsgeschichte gebaut, in welche man unter anderen auch die Familie Sainte-Amaranthe verflocht, mit welcher Robespierre in Verbindung gestanden hatte. Zweiundsechzig Angeklagte wurden in dieses s. g. Complott verwickelt und Robespierre zum Trotze zur Guillotine geschleppt. Um mit dieser Execution mehr Aufsehen zu erregen, hatte man die ausersehenen Opfer mit dem rothen Hemde bekleidet. Ladmiral rief aus: „nicht ein einziger hat meine Absichten gekannt." Die Bevölkerung von Paris wurde unwillig über diese Schlächterei. Sie kannte die geheimen Feindschaften der Ausschuß-Mitglieder nicht und setzte diese, wie alle früheren Schlächtereien auf Robespierre's Rechnung. So wurde dieser mit seinen eigenen Waffen bekämpft.

Die Freunde Robespierre's sahen keinen andern Ausweg aus dem Labyrinthe, worin sie sich befanden, als die Dictatur ihres Herrn und Meisters. Diese wollten sich die meisten Mitglieder der Ausschüsse nicht gefallen lassen. Der Versuch, der noch einmal gemacht wurde, Robespierre mit seinen Gegnern auszusöhnen, mißlang, obgleich beide Theile sich den Anschein gaben, sich wieder näher gerückt zu sein.

Im Laufe einer Zeit von vierzehn Monaten hatten sich beide Theile sehr genau kennen gelernt. Sie wußten, daß es sich um ihre Köpfe handele, daß Robespierre nicht

Digitized by Google

mehr Schonung für seine jetzigen Gegner, als für seine früheren an den Tag legen, falls er die Gewalt an sich reißen würde. Die Dictatur Robespierre's war für sie gleichbedeutend mit ihrem Todesurtheile. Die Mitglieder der Ausschüsse, welche in offener Spaltung mit Robespierre lebten, regten die Feinde auf, welche dieser im Convente hatte. Eine Crisis war unvermeidlich. Robespierre hoffte, sie werde mit seinem Triumphe endigen. Er verließ sich auf den Jacobiner-Club, in dessen Schooße seine Stimme den Ton angab, auf den Schrecken, den er dem Convente eingejagt hatte, auf die Commüne, welche vor ihm bebte, auf die Nationalgarde, deren Befehlshaber Hanriot ihm unbedingt ergeben war, und auf seine große Popularität. Er bedachte nicht, daß der Convent das ihm auferlegte Joch mit dem äußersten Widerwillen trage, daß diesen nichts, als die Furcht, verhindere, dasselbe abzuwerfen. Es kam nur darauf an, dem Convente die Hoffnung einzuflößen, daß dieses geschehen könne, um denselben zu entscheidenden Beschlüssen gegen Robespierre zu bestimmen. Lange Zeit hatte der Convent kaum eine andere Stimme, als diejenige Robespierre's vernommen. Die drohende Lebensgefahr gab einer Anzahl entschlossener Männer denjenigen Muth, welchen diesen das Gefühl für Recht und Freiheit nicht einflößte. Hauptsächlich erwog Robespierre aber nicht, daß der Schrecken ein zweischneidiges Schwert sei, welches sich eben so leicht gegen denjenigen gebrauchen lasse, welcher es bisher geschwungen hatte, und daß mit Ausnahme einer sehr geringen Zahl treuer Anhänger, fast alle Menschen, welche damals in Paris Macht und Einfluß besaßen, charakterlose Schwätzer oder liederliche Subjekte waren, welche entweder den Mantel nach dem Winde zu hängen gewöhnt, oder dermaßen im Laster versunken waren, daß sich Niemand auf sie verlassen konnte.

Die Schreckenszeit hatte die Militärherrschaft vorbereitet. Unter den Fittigen der Freiheit entwickeln sich Charaktere, welche bereit sind, für ein Prinzip zu leben und zu sterben, nicht aber unter dem Damoklesschwert der Tyrannei. Ueberdieß handelte es sich im Juli 1794 gar nicht mehr um ein Prinzip, sondern nur um persönliche Sicherheit. Mit den Männern, welche für ihre Prinzipien gestorben, waren diese selbst aus dem praktischen Leben verdrängt worden. Die Frage war nur noch, welche Köpfe fallen sollten: diejenigen Robespierre's und seiner getreuesten Anhänger, oder diejenigen seiner Gegner. Um die Folgen kümmerten sich die Wenigsten. Die Zahl derjenigen Männer, deren Köpfe für den Fall des Sieges Robespierre's bedrohte, war so groß und der Einfluß derselben so bedeutend, daß nur eine außerordentliche Kraftentfaltung Robespierre retten konnte. Dazu war dieser unfähig geworden.

§ 20. Sturz Robespierre's.

Dahin war es gekommen in der französischen Republik, daß es sich nur noch um die Köpfe handelte, welche abgeschlagen werden sollten. Robespierre konnte sich nicht behaupten, falls der Wohlfahrts-Ausschuß Tallien, Fouché, Fréron, Barras, Bourdon, Legendre und deren Freunde nicht aufopferte. Diese Männer wußten sehr wohl, daß ihre Köpfe auf dem Spiele standen. Sie sagten ihren Freunden im Wohlfahrts-Ausschusse: „wenn Ihr unsere Köpfe abtretet, werdet Ihr die Eurigen zu vertheidigen haben. Die Tyrannei verstellt sich nur, um sich Euch unbemerkt anzunähern. Wenn Ihr derselben die Köpfe Euerer einzigen Vertheidiger im Convente bewilligt haben werdet, wird der Ehrgeiz Robespierre's auf unseren Leichen wachsen und Euch selbst mit der Waffe schlagen, welche Ihr derselben geliehen habt." Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Vadier

Digitized by Google

waren in die Geheimnisse des Schreckenssystems tief genug eingeweiht, um die ihnen drohende Gefahr zu erkennen. Sie versprachen, kein Mitglied des Conventes solle aufgeopfert werden. Die Unterhandlungen zwischen den bedrohten Mitgliedern des Convents und der beiden Ausschüsse dauerten fort. Auf der anderen Seite drängten die Freunde Robespierre's diesen zu entscheidenden Schritten. Robespierre war kein Mann der Aufstände. Er hatte alle seine Streiche unter gesetzlichen Formen, sei es von der Rednerbühne herab, oder aus dem Schooße des Wohlfahrts-Ausschusses geführt. Er konnte sich daher auch jetzt nicht entschließen, die Hand zu einem Aufstande zu bieten. Er bereitete eine große Rede vor und betrat mit dem Manuscripte derselben in der Hand die Tribüne des National-Conventes (8. Thermidor.). Die Hauptgedanken derselben waren: „es gilt, die Fackeln der Zwietracht auszulöschen. Die Feinde der Republik nennen mich einen Tyrannen. Wenn ich es wäre, so würden sie zu meinen Füßen kriechen, ich würde sie mit Gold vollstopfen, ich würde ihnen das Recht zusichern, alle Verbrechen zu begehen, und sie würden dankbar sein. Wenigstens sechs Wochen sind vergangen, seit ich nicht den geringsten Einfluß auf die Regierung gehabt habe. Ist in dieser Zeit der Patriotismus besser geschützt gewesen? Waren die Parteien furchtsamer, das Vaterland glücklicher?" In diesem Tone beklagte sich Robespierre über seine Feinde, ohne sie namentlich zu bezeichnen. Dieses sollte erst in einer zweiten Rede geschehen, welche Robespierre am folgenden Tage halten wollte. Doch gab er seine Unzufriedenheit mit den beiden Ausschüssen bestimmt genug zu erkennen, um deren Mitglieder für ihre Köpfe besorgt zu machen. Der Convent hörte die Rede schweigend an. Niemand wagte, allein gegen einen so mächtigen Gegner aufzutreten. Endlich erhob sich Lecointre und verlangte den Druck der Rede. Bevor der Antrag zur Abstimmung gebracht wurde, erhob sich Bourdon de l'Oise und rief: „Ich widersetze mich dem Drucke dieser Rede, sie enthält Gegenstände, welche reifliche Erwägung verdienen. Sie kann Irrthümer sowohl, als Wahrheiten enthalten. Die Klugheit macht es dem Convente zur Pflicht, sie zur Prüfung den beiden Ausschüssen der Wohlfahrt und Sicherheit zu überweisen." Barrère sprach in zweideutigen Worten. Couthon verlangte nicht blos den Druck, sondern auch die Versendung der Rede an alle Gemeinden der Republik. Sein Antrag wurde angenommen. Vadier erhob sich. Robespierre will ihm das Wort abschneiden. Vadier läßt sich nicht einschüchtern; er gibt zu erkennen, daß er im Besitze vieler Geheimnisse sei, durch welche seine Ankläger blosgestellt würden und vertheidigt den Ausschuß allgemeiner Sicherheit. Cambon tritt kühner, als alle anderen auf. Er ruft: „es ist Zeit, die ganze Wahrheit zu sagen. Ein einziger Mann lähmt den National-Convent und dieser Mann ist Robespierre." Das Gewicht dieser Worte fällt so schwer auf Robespierre und scheint auf den National-Convent einen so mächtigen Eindruck zu machen, daß Robespierre sich erhebt und sich entschuldigt, Cambon's Rechtlichkeit angegriffen zu haben. Billaud-Varennes verlangt, daß die beiden angeklagten Ausschüsse sich über ihr Verhalten aussprechen sollten. Robespierre antwortet: „ich greife nicht den Ausschuß an. Um übrigens viele Streitigkeiten zu vermeiden, verlange ich, mich vollständig zu erklären." „Wir verlangen es Alle," riefen zweihundert Mitglieder des Berges, indem sie sich erhoben. Billaud-Varennes fuhr fort: „ja, Robespierre hat Recht, man muß die Maske abreißen, auf welchem Gesichte sie sich befinde." Panis rief aus: „Robespierre hat eine Liste entworfen, auf welche er meinen Namen gesetzt und meinen Kopf für die nächste massenhafte Hinrichtung bestimmt hat." Ein Sturm fortgesetzter Entrüstung erhebt sich bei diesen Worten gegen Robespierre. Dieser setzt demselben eine feste Ruhe entgegen und ruft aus: „wie! ich hätte den Muth gehabt, in dem Schooße des Conventes Wahrheiten auszusprechen, welche ich für das

Digitized by Google

Wohl des Vaterlandes nothwendig halte, und man sollte meine Anklage der Prüfung derjenigen zuweisen, welche ich anklage!"

Charlier: „wenn man sich rühmt, den Muth der Tugend zu haben, muß man den Muth der Wahrheit haben. Nennt diejenigen, welche Ihr anklagt!" „Ja! ja! nennt sie," wiederholte eine Gruppe des Berges, indem sie mit herausfordernden Mienen aufsteht. Robespierre schweigt. Amar ruft aus: „diese Rede beschuldigt die beiden Ausschüsse. Der Ankläger nenne die Mitglieder, die er bezeichnet! Ein Mann darf sich nicht an die Stelle Aller setzen. Der Convent soll nicht durch die Interessen eines verletzten Stolzes in Verwirrung gebracht werden. Er bezeichne näher seine Vorwürfe, dann urtheile man!" Thirion fügt hinzu: „die Absendung einer solchen Rede an die Departemente wäre eine vorläufige Verurtheilung Derjenigen, welche Robespierre beschuldigt." Bréard führt aus, daß der Convent sich selbst schuldig sei, den Beschluß zu widerrufen, welcher den Druck und die Absendung einer der Republik gefährlichen Rede an die Departemente anordne. Eine überwiegende Mehrheit stimmt mit Bréard.

Geschlagen im National-Convente eilte Robespierre in den Jacobiner-Club, und verlas dort die vom National-Convente zurückgewiesene Rede. „Brüder," sagte er zum Schlusse, „diese Rede ist die Urkunde meines Todes. Der Bund der Schurken ist so stark, daß ich ihm nicht entgehen kann. Ich unterliege ohne Bedauern. Ich hinterlasse Euch mein Andenken; es wird Euch theuer sein und Ihr werdet es vertheidigen." Die Jacobiner brechen in Thränen aus. Viele derselben stehen auf und beschwören Robespierre, das Vaterland und zugleich sich selbst zu vertheidigen. Hanriot ruft mit den Mienen eines Wüthenden aus: „ich habe noch Kanoniere genug, um den Convent stimmen zu machen." „Nun gut," erwiederte Robespierre, „trennet die Bösen von den Schwachen! Befreiet den Convent von den Schurken, die ihn erdrücken! Gebt ihm die Freiheit zurück, die er, wie am 31. Mai und am 2. Juni von Euch erwartet! Rückt aus, wenn es sein muß und rettet das Vaterland! Wenn wir, ungeachtet dieser hochherzigen Anstrengungen unterliegen, werdet Ihr mich den Schirling mit Ruhe trinken sehen." David ruft: „Robespierre, wenn Du den Schirling trinkst, werde ich ihn mit Dir trinken!" Tausende von Stimmen rufen: „wir Alle, Alle, werden mit Dir untergehen!"

Der Augenblick war entscheidend. Wenn Robespierre ihn ergriffen und mit den zu seiner Verfügung stehenden Jacobinern die in den benachbarten Tuilerien versammelten Ausschüsse überfallen hätte, so wäre seine Sache vielleicht für den Augenblick gewonnen gewesen, auf längere Zeit gewiß nicht. Jede neue Hinrichtung hätte die Zahl seiner Feinde vermehrt, auf die Dauer hätte er diesen nicht zu widerstehen vermocht.

Collot d'Herbois, welcher im Club erkannt worden und mit Mühe den Fäusten der Jacobiner entronnen war, berichtete im Wohlfahrtsausschusse die Vorgänge des Jacobinerclubs. Ein heftiger Streit entspann sich mit Saint-Just, welcher kurz zuvor vom Heere zurück gekommen und im Wohlfahrtsausschusse erschienen war. Saint-Just zog sich zurück. Die übrigen Mitglieder des Ausschusses beschlossen, Hanriot wegen seiner im Jacobinerclub gesprochenen Worte am folgenden Tage verhaften und Fleuriot, den Nationalagenten von Paris, vor die Schranken des Conventes fordern zu lassen.

Die ganze Nacht hindurch bereiteten sich die Gegner Robespierre's auf den Kampf des folgenden Tages vor. Besondere Thätigkeit entwickelte Tallien. Er hatte nicht blos seinen, sondern auch den Kopf seiner Geliebten Theresia Cabarrus zu vertheidigen, welche vom Gefängnisse aus ihren Freund zum Kampfe auf Tod und Leben aufstachelte. Robespierre zählte auf die Ebene, die unglücklichen Ueberreste der Gironde. Doch Bourdon, Tallien und andere entschlossene Mitglieder des Conventes hatten diese gewonnen. Am

folgenden Tage (9. Thermidor) ergriff zuerst Saint-Just das Wort. Er sprach in Räthseln, erklärte, daß er mit geringem Bedauern ein Leben verlassen würde, in welchem er entweder Mitschuldiger oder stummer Zeuge des Bösen sein müsse, und schwor, daß er die Partei Robespierre's nur nehme, weil sie die Partei der Tugend sei. Zum Schlusse bemerkte er: „Robespierre hat sich gestern nicht deutlich genug erklärt. Es hat ein Plan bestanden, die Gewalt zu usurpiren durch die Aufopferung einiger Mitglieder der Ausschüsse. Billaud-Varennes und Collot d'Herbois sind die Schuldigen! Ich stelle keine Anträge gegen sie, aber ich klage sie an. Ich wünsche, daß sie sich rechtfertigen und daß wir dadurch weiser werden."

Tallien ergreift das Wort: „Ich verlange, daß der Vorhang vollständig zerrissen werde!"

Unermeßlicher Beifall krönt diese Worte. Billaud-Varennes erhebt sich und sagt: „Gestern war die Gesellschaft der Jacobiner voll bestellter Leute. Man hat die Absicht entwickelt, den Convent zu erwürgen. Ich sehe auf dem Berge einen dieser Menschen, welche die Vertreter des Volkes bedrohen." „Verhaftet ihn! verhaftet ihn!" ruft es von allen Seiten. Die Thürsteher stürzen sich auf den ihnen von Billaud-Varennes bezeichneten Mann und schleppen ihn zum Saale hinaus. Billaud fährt fort: „Die Versammlung darf sich nicht verhehlen, daß sie in der Mitte zwischen zwei Blutbädern ist, sie wird zu Grunde gehen, wenn sie schwach ist." Alle Mitglieder des Conventes erheben sich, schwenken ihre Hüte und rufen: „nein, nein!" Die Tribünen rufen: „Es lebe der Convent! es lebe der Wohlfahrtsausschuß!"

Billaud fährt fort: „Ihr werdet vor Abscheu zittern, wenn Ihr die Lage kennen lernt, in der Ihr Euch befindet, wenn Ihr wissen werdet, daß die bewaffnete Macht vaterlandsverrätherischen Händen anvertraut, daß Hanriot als Mitschuldiger der Verschworenen bezeichnet worden ist."

„Robespierre hat Euch nicht gesagt, daß er sich, nachdem er allein sechs Monate lang die Ausschüsse beherrscht, von denselben aus dem Grunde zurückgezogen hat, weil er darin auf Widerstand stieß, als er den Beschluß vom 22. Prairial, diesen Beschluß, welcher in den unreinen Händen, welche er gewählt hatte, den Patrioten verderblich sein konnte, zur Ausführung bringen wollte. Ja, wisset, daß der Präsident des Revolutions-Tribunals gestern im Jacobinerclub offen vorgeschlagen hat, aus dem Convente die Mitglieder zu verjagen, die man opfern solle. Doch das Volk ist da. Die Patrioten werden zu sterben wissen, um die Volksvertretung zu retten. Nicht ein einziger Volksvertreter ist hier, welcher unter einem Tyrannen leben wollte. Die Menschen, welche ohne Unterlaß von Gerechtigkeit und Tugend sprechen, sind diejenigen, welche diese mit Füßen treten. Ich verlangte die Verhaftung eines Sekretärs des Wohlfahrts-Ausschusses, der die Nation bestohlen hatte, Robespierre war der einzige, der ihn beschützte! und uns klagt man an! Wir, die Menschen, welche vereinzelt sind, welche Niemanden kennen, welche Tag und Nacht in den Ausschüssen zubringen, welche die Siege vorbereiten (alle Augen richten sich auf Carnot), diese Menschen wären Verschwörer? und diejenigen, welche Hébert erst aufgaben, als es ihnen nicht mehr möglich war, ihn zu begünstigen, wären tugendhafte Menschen? Der Abgrund ist unter Eueren Füßen. Wir müssen ihn mit unseren Leichen ausfüllen, oder die Verräther hineinstürzen."

Jeder Satz dieser Rede brachte Robespierre eine Todeswunde bei und erweckte ihm neue Feinde. Häufig wurden die Worte Billauds durch stürmischen Beifall unterbrochen. Am Schlusse seiner Rede war dieser fast einstimmig.

Robespierre stürzt sich der Rednerbühne zu. Vom Berge herab ertönt der Ruf:

„Nieder mit dem Tyrannen! nieder mit dem Tyrannen!" Tallien springt auf die Rednerbühne, stößt Robespierre auf die Seite und spricht: „Der Vorhang ist zerrissen, die Verschwörer sind entlarvt, sie werden vernichtet werden, die Freiheit wird triumphiren. Ich habe gestern der Sitzung der Jacobiner beigewohnt. Ich habe die Armee des neuen Cromwell sich bilden gesehen und habe mich mit einem Dolche bewaffnet, um ihm das Herz zu durchbohren, falls der National-Convent nicht den Muth haben sollte, ihn in Anklagezustand zu versetzen. Doch nein, es wird keinen 31. Mai, es wird keine Aechtungen geben. Die nationale Gerechtigkeit allein wird die Schurken treffen. Ich verlange die Verhaftung Hanriots, damit die bewaffnete Macht nicht durch ihre Führer irre geleitet werde. Nachher werden wir die Prüfung des Beschlusses vom 22. Prairial verlangen, welcher auf den Antrag des Mannes, mit dem wir uns beschäftigen, gefaßt wurde. Wir sind nicht Gemäßigte, aber wir wollen, daß die Unschuld nicht unterdrückt werde. Ich verlange, daß wir die Fortdauer unserer Sitzung beschließen, bis das Schwert des Gesetzes die Republik sicher gestellt und ihre Creaturen getroffen haben wird."

Die Anträge Tallien's werden durch Zuruf angenommen. In die Liste der zu Verhaftenden wird noch Dümas, Vice-Präsident des Revolutionstribunals, und der ganze Generalstab Hanriots aufgenommen.

Robespierre versucht umsonst zu sprechen. Der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen!" erstickt seine Stimme. Barrère, welcher sieht, daß Robespierre verloren ist, geht zu dessen Feinden über und reißt alle Schwankenden mit sich fort. Vadier folgt ihm und häuft Spott und Hohn auf das Haupt Robespierre's. Tallien führt die Verhandlung auf die Rede zurück, welche Robespierre Tags zuvor im Jacobinerclub hielt.

Robespierre, welcher sich von der Tribüne zurückgestoßen sieht, geht die Stufen zum Berge hinan. Der Ruf: „Zurück von den Bänken, wo der Schatten Danton's und Camille Desmoulin's Dich abweist," tönt ihm entgegen und zwingt ihn zur Umkehr. Vom Berge wendet er sich an die Ebene und setzt sich auf einen leeren Platz. „Elender! das war der Platz Vergniaud's," rufen ihm die Reste der Gironde zu.

Noch einmal schlägt Robespierre den Weg zur Rednerbühne ein. Mit geballter Faust ruft er: „Präsident von Mördern, willst Du mir das Wort geben?" „Du wirst es an Deiner Reihe haben," antwortete Thüriot, welcher nach Collot d'Herbois den Präsidentenstuhl bestiegen hatte. „Nein, nein, nein," rufen Alle diejenigen, welche entschlossen waren, ihn nicht zum Worte kommen zu lassen. Die Stimme versagt Robespierre. Garnier de l'Aube ruft ihm zu: „Danton's Blut erstickt Dich!" Louchet ergreift das Wort und sagt: „Ich verlange einen Verhaftsbefehl gegen Robespierre." Die Versammlung schweigt. Endlich geben einige Bänke des Berges das Zeichen des Beifalls, welcher immer allgemeiner und am Ende einstimmig wird.

Robespierre der Jüngere sucht, seinen Bruder zu retten, indem er ruft: „Ich bin eben so schuldig, wie mein Bruder, ich habe seine Tugenden getheilt, ich will sein Schicksal theilen!" Robespierre ruft dazwischen: „Ich nehme meine Verurtheilung an, ich habe Euern Haß verdient; aber, Verbrechen oder Tugend, er ist nicht schuldig dessen, wofür Ihr mich straft." Dieser Zwischenfall erregt wenig Aufmerksamkeit. „Präsident," ruft Düval, „soll es heißen, daß ein Mensch der Herr des Conventes sei?" „Er war es zu lange," ruft ein Anderer. Fréron bemerkt mit einem Seufzer: „Ach, wie schwer ist es, einen Tyrannen niederzuschlagen!" „Abstimmung! Abstimmung!" ruft es von allen Seiten. Die Verhaftung wird einstimmig beschlossen. Alle Mitglieder des Conventes erheben sich und rufen: „Es lebe die Republik!", „Die Republik," entgegnet Robespierre, „sie ist verloren, wenn die Räuber triumphiren." Lebas folgt dem Beispiele Robespierre's des Jüngeren, und verlangt selbst

seine Verhaftung. Sein Name wird in den Beschluß aufgenommen, welcher die Verhaftung der beiden Robespierre, Couthon's und Saint-Just's anordnet.

Gerade, als die Gensd'armen die Angeklagten über den Carrousselplatz zum Hotel von Brienne führten, woselbst der Ausschuß für allgemeine Sicherheit seine Sitzungen hielt, bewegte sich ein Wagenzug, welcher fünf und vierzig Verurtheilte enthielt, durch die Antons-Vorstadt zum Schaffotte. Das Volk hatte Kenntniß von dem Sturze Robespierre's erhalten und faßte denselben als den Sieg der Milde über die Grausamkeit auf. Es schaarte sich zusammen und bewirkte, indem es „Gnade" rief, daß die Wagen umkehrten. Hanriot, welcher nur unter der Herrschaft des Schreckens eine Rolle spielen konnte, eilte mit einigen Schergen herbei, trieb das Volk auseinander und setzte durch, daß die Opfer dem drohenden Tode nicht entgingen. Es war die letzte Heldenthat Hanriots. Sein eigener Kopf fiel schon am folgenden Tage. Doch sein Tod konnte den Dichtern Roucher und Andreas Chénier das Leben, welches sie am letzten Tage der Schreckensherrschaft verloren, nicht wieder geben.

Der Ausschuß für die Allgemeine Sicherheit hatte angeordnet, daß die fünf Angeklagten in fünf verschiedenen Gefängnissen untergebracht werden sollten. Die Kerkermeister nahmen dieselben jedoch nicht auf, wahrscheinlich weil sie von den Anhängern der Gefangenen dazu bestimmt worden waren. Payan und Coffinhal hatten den Gefangenen einige Banden nachgeschickt, um dieselben zu befreien. Vom Stadthause aus wurde der Aufstand organisirt. Die Jacobiner hatten sich in ihrem Club versammelt. Die Kanoniere Hanriot's und die nationale Gensd'armerie schworen auf dem Platze vor dem Stadthause, den Convent von dessen Unterdrückern zu befreien. Die Sturmglocke ertönte von einigen Thürmen der Vorstädte von Paris. In den Straßen der Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marceau wurde der Appell geschlagen. Die Nationalgarde eilte von allen Seiten auf ihre Sammelplätze. Hanriot erschien mit seinen Kanonieren in der Nähe des Carousselplatzes, wurde aber dort verhaftet und im Zustande völliger Trunkenheit in einen der Säle des Allgemeinen Sicherheitsausschusses gebracht. Coffinhal befreite denselben und trieb die Mitglieder der Ausschüsse aus ihren Sitzungslocalen. Mittlerweile hatte sich der National-Convent wieder versammelt. Bourdon und Merlin theilten ihm die Vorfälle des Nachmittags mit. Während sie sprachen, erschien Hanriot vor dem Eingange des Sitzungslocales und befahl seinen Kanonieren, die Thüren niederzuschmettern. Der Convent erklärt Hanriot außer dem Gesetze. Amar spricht zu den Kanonieren. Diese schwanken. Hanriot zieht sich mit seinen Kanonen auf das Stadthaus zurück. Die Kanoniere versagen ihm den Gehorsam. Der Convent ernennt an Hanriot's Stelle Barras zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde und aller zu seiner Verfügung stehenden Streitkräfte. Fréron, Leonard Bourdon, Legendre, Goupilleau de Fontenay und Bourdon de l'Oise werden ihm beigegeben. Zwölf Commissäre werden ernannt, um mit den Bezirken zu fraternisiren, die öffentliche Meinung aufzuklären und die Nationalgarde für den Convent zu gewinnen. Barras und Bourdon rücken auf verschiedenen Wegen gegen das Stadthaus vor, wohin mittlerweile die fünf Gefangenen gebracht worden waren. Umsonst hatten Coffinhal, Fleuriot, Payan und Andere Robespierre gebeten, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, welche sich zu seinen Gunsten vorbereitete. Er verharrte in seiner Unthätigkeit. Barras und Bourdon rückten vor, ohne auf Widerstand zu stoßen. Bourdon dringt zuerst in den Saal ein, in welchem die fünf Gefangenen saßen. In diesem Augenblicke giebt sich Lebas selbst den Tod durch einen Pistolenschuß. Robespierre der Jüngere springt zum Fenster hinaus, um den Sturz seines Bruders nicht zu überleben. Coffinhal, ergrimmt über den betrunkenen Zustand Hanriot's, wirft diesen zum Fenster

hinaus. Maximilian Robespierre erhält einen Pistolenschuß, welcher ihm die Unterlippe durchbohrt und die Zähne zerschmettert. Fleuriot, Payan, Düplay, die achtzig Mitglieder der Commüne werden verhaftet und in das Local des Conventes gebracht. Coffinhal allein entkömmt in der Verwirrung. Maximilian Robespierre wird blutend in einer Sänfte getragen. Robespierre der Jüngere, welcher den erwünschten Tod nicht gefunden, sondern nur ein Bein gebrochen hatte, wird von zwei Bürgern auf den Armen getragen. Auch Hanriot hatte seinen Sturz aus dem Fenster überlebt. Die Verwundeten wurden im Hotel Dieu verbunden. Sämmtliche Gefangene trafen in der Conciergerie zusammen. Dümas, Vivier, Präsident des Jacobiner-Clubs, Düplay, seine Frau und seine Töchter, in deren Hause Robespierre gewohnt und deren älteste Tochter er zu seiner Braut erkoren hatte und die alte Frau Lavalette wurden gleichfalls dahin verbracht. Um drei Uhr wurden die Gefangenen vor das Revolutions-Tribunal gestellt. Sie waren außerhalb des Gesetzes erklärt worden. Es handelte sich nur darum, die Identität der Personen herzustellen. Die Zahl der Gefangenen betrug zwei und zwanzig — dieselbe Zahl wie diejenige der ersten Opfer der Parteiwuth! Zwei und zwanzig Girondisten hatten den Reigen des Schreckens eröffnet, zwei und zwanzig Jacobiner schlossen ihn. Diese starben schweigend. Nur Maximilian Robespierre stieß einen Schmerzensschrei aus, als ihm der Henker das blutige Tuch von seiner Wunde riß. Keine Hand erhob sich zu Gunsten Robespierre's, nachdem er gefallen war. Der Schrecken hatte ihm seine Anhänger geworben. Als dieser aufhörte, vor ihm herzugehen, war seine Macht gebrochen. Für die Girondisten hatten sich nach deren Falle viele Tausende bewaffnet, nicht so für Robespierre. Er mußte auf seinem letzten Wege mit eigenen Augen sehen, daß der Haß gegen ihn sogar in die Brust der Kinder gedrungen war und sich auf seine Wohnung übertragen hatte. Als er am Hause Duplay's vorbei fuhr, bespritzte ein Kind dasselbe, nachdem es einen Besen in einen mit Blut gefüllten Metzgereimer getaucht hatte. Robespierre schloß die Augen. Es war dieses das einzige Zeichen von Theilnahme an den um ihn her stattfindenden Ereignissen, welches er im Laufe von sechs und dreißig Schmerzensstunden gegeben hatte.

Maximilian Robespierre ist das merkwürdigste Beispiel von Selbsttäuschung, welches die ganze Weltgeschichte bietet. Er glaubte, rechtlich zu handeln, indem er die von ihm hervorgerufenen blutigen Gesetze ausführen ließ. Er wähnte, kein Tyrann zu sein, weil er weder König, noch Dictator, noch Volkstribun, nach den hergebrachten Begriffen dieser Worte genannt werden konnte. Er meinte, ein echter Republikaner zu sein, weil er einfach lebte und jedes Amt ablehnte, welches den republikanischen Verfassungen der Vorzeit nicht entsprach. Der Form nach war er kein Tyrann, wie Pisistratus, Dionys von Syrakus, Cromwell, Napoleon I. und Napoleon III. Doch die Form, der Titel, das Amt giebt nicht den Ausschlag, sondern die Handlungsweise des Menschen. Kein Machthaber der neueren Zeit und nur Wenige der vergangenen Jahrhunderte vergossen so viel unschuldiges Blut, als Maximilian Robespierre. Umsonst suchte er bei seinen Lebzeiten und bemühten sich seine Anhänger nach des Meisters Tode, diese Blutschuld auf andere Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses zu wälzen. Robespierre war ein ganzes Jahr lang das einflußreichste, das gefürchtetste und das vom Volke am meisten gekannte Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses, des Conventes, des Jacobinerclubs und der Commüne von Paris. Kein Anderer konnte mit geringerer Gefahr, als er, den Ausschweifungen des Volkes und der Beamten desselben entgegentreten. Er that es nicht, so oft er auch die Hoffnung anregte, es thun zu wollen. Insofern seine innersten Gefühle den herrschenden Ansichten und Gewohnheiten widerstrebten, besaß er die Kraft, gegen den Strom zu

schwimmen. Er trug kein Bedenken, den Glauben an ein höchstes Wesen und Unsterblichkeit der Seele zu beantragen und bei der von ihm veranstalteten Feier des höchsten Wesens die Rolle des letztern selbst zu übernehmen. Hätte er denselben Widerwillen gegen die blutigen Theorien der damaligen Zeit empfunden, wie gegen Atheismus, so hätte er gewiß auf dem Felde der Menschlichkeit, statt auf demjenigen der Uebersinnlichkeit seinen Muth und seine Entschlossenheit an den Tag gelegt. Er glaubte an seine Tugend, weil er diese auf den engen Kreis der Einfachheit des Lebens und der Gesetzlichkeit beschränkte. Er hatte keine Ahnung davon, daß die Menschlichkeit die Quelle aller Tugenden sei, und daß, wo diese fehlt, nur der Schein oder die äußere Hülle der Tugend, nie aber deren inneres Wesen sich finden könne. Die Tugend baut ihren Tempel nicht auf Leichenhügeln. Der tugendhafte Mensch wird lieber sich selbst ermorden lassen, als unschuldiges Blut vergießen. Alles schuldige Blut, welches während der Schreckenszeit vergossen wurde, mag Robespierre vielleicht vergeben werden, obgleich er auch damit verschwenderisch war. Doch die Ströme *unschuldigen* Blutes, welche er fließen machte, kann keine Revolution, kein Fanatismus und keine Selbsttäuschung rechtfertigen oder auch nur beschönigen.

Robespierre wollte seine Gegner in den Ausschüssen dadurch stürzen, daß er die letzten Wochen vor dem 9. Thermidor an deren Sitzungen keinen Theil nahm. Es war dieses blos eine Kriegslist, keine Lossagung von der Mitschuld. Jeder Tropfen Blutes, welcher vergossen wurde, so lange er, vermöge seines Amtes, verpflichtet war, an den Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses Theil zu nehmen, klebt mit an seiner Hand. Seine Aufgabe war, entweder bestimmt und unzweideutig auszuscheiden, oder thatkräftig mitzuwirken. Wäre er Menschenfreund gewesen, so hätte er seine Stimme in den Ausschüssen, im Convente, im Jacobinerclub, im Schooße der Commüne und in der Presse gegen die Schlächtereien erhoben. Das that er nicht. Seine Abwesenheit von den Sitzungen kann ihn daher nicht entschuldigen. Sie war nur ein Parteimanöver.

Petion hatte von Robespierre gesagt: „Er ist argwöhnisch, mißtrauisch und sieht aller Orten Complotte und Abgründe; sein gallsüchtiges Temperament, seine schwarze Phantasie legt die Farbe des Verbrechens auf alle Gegenstände. Er glaubt nur an sich, spricht nur von sich, ist immer überzeugt, daß man gegen ihn conspirirt. Sein Ehrgeiz ist vor allen Dingen auf die Gunst des Volkes und auf Beifallsbezeugungen gerichtet. Diese Schwäche seiner Seele, welche nach Volksgunst durstet, hat den Glauben verbreitet, daß er nach der Dictatur strebe. Er trachtet nur nach der ausschließlichen und eifersüchtigen Liebe des Volkes. Sein Ehrgeiz ist das Volk."

Petion hat es später selbst zu seinem Schaden erfahren, daß Robespierre's Ehrgeiz weiter ging, als bis zur Liebe des Volkes, daß er über diese hinweg bis zur Herrschaft durch das Volk reichte.

Was übrigens Robespierre am meisten belastet, ist die Thatsache, daß die haarsträubendsten, die schändlichsten Grausamkeiten, die Hinrichtung der Kinder von Verdün, der Nonnen von Montmartre, der Schwester des Königs u. s. w. erst stattfanden, nachdem er sich aller seiner Nebenbuhler entledigt hatte, während er allmächtig in dem Wohlfahrtsausschusse, im Convente und in der Commüne war. Er hatte so oft jede Regung der Milde als Schwäche, als Beweis freiheitswidriger und unpatriotischer Gesinnung angeklagt, daß er sich einer solchen nicht schuldig machen durfte. Er hatte jede Regung der Milde dadurch in Verruf gebracht. Wer nicht für schwach und unpatriotisch gelten wollte, mußte sich hüten, eine Spur moralischen Gefühles an den Tag zu legen. Fouquier-Tinville war daher der Mann, an welchem Robespierre Wohlgefallen hatte. Bei ihm zeigte sich nie eine Spur derartiger Schwäche.

Wenn der geringste Zweifel darüber obwalten könnte, daß die vermittelst dieses Staatsanklägers zu Stande gebrachten Verurtheilungen nichts anderes, als gerichtliche Comödien ohne irgend einen sittlichen und rechtlichen Charakter waren, so würde derselbe durch die Verurtheilung Robespierre's und der Anhänger desselben beseitigt. Hunde haben wenigstens Anhänglichkeit für ihre Herren. Sie bleiben denselben treu bis in den Tod und bisweilen selbst über diesen hinaus. Doch Fouquier-Tinville besaß nicht einmal so viel Gefühl. Er war nicht blos zu einem willenlosen, sondern auch zu einem fühllosen Werkzeuge der Gewalt herabgesunken. Vierzehn Monate lang hatte er auf Befehl Robespierre's und seiner Amtsgenossen gemordet. Als Robespierre gestürzt war, beförderte er denselben auf ganz gleiche Weise, wie früher dessen Gegner, zum Tode. Die Sieger des 24. Juli wußten, daß Fouquier-Tinville ganz eben so wenig Gefühl besitze, als die von demselben so furchtbar beschäftigte Guillotine. Sie hielten es daher nicht für nothwendig, an dessen Stelle einen andern Staatsankläger zu setzen. Er war der geeignetste Mann, jede gefallene Größe unter die Guillotine zu schaffen. Nicht blos mit denselben Formen, mit welchen Robespierre seine politischen Gegner zu tödten pflegte, sondern auch durch dieselben Männer, deren er sich zu diesem Behufe bediente, wurde er zum Schaffotte gebracht.

Die Vertheidiger Robespierre's machen geltend, daß dieser die Prinzessin Elisabeth und manche andere Opfer habe retten, daß er durch den Schrecken den Schrecken habe besiegen wollen. Allein wo so viele, so edele und so reine Häupter fielen, können einzelne, schwache Rettungsversuche den Ausschlag nicht geben. Wo eingestandenermaßen der Schrecken selbst als Mittel gegen den Schrecken angewendet werden sollte, zeigt sich eine Begriffsverwirrung, welche keiner Entschuldigung fähig ist. Allerdings kann jedes System dadurch zu Grunde gerichtet werden, daß es bis zum Aeußersten getrieben wird. Ein seinem Reiter durchgehendes Pferd wird am Ende aus Ermüdung stille stehen. Wenn der Reiter auf ebenem und sicherem Boden es austoben läßt und, um die Tobsucht des Thieres zu bändigen, es noch anspornt, falls es seinen Lauf mäßigt, mag dieses ganz klug sein. Wenn aber das Roß seinen Weg durch Straßen nimmt, welche von Menschen angefüllt sind, wenn es Tausende unter seinen Hufen zertritt, bevor seine Kräfte erschöpft sind, wenn das Roß nicht entbehrt werden kann und eines Tages Ruhe dem Reiter das Leben oder die Freiheit kosten mag, dann ist eine derartige Kurmethode eben so unmenschlich in Betreff der Unglücklichen, welche zu Boden getreten werden, als unklug in Betreff des Reiters selbst, welcher seinen eigenen Untergang, während er das Pferd anspornt, nicht abwendet, sondern nur aufschiebt.

Wir haben die verschiedenen Parteien: Girondisten, Hébertisten, Dantonisten, Robespierre und die Seinigen durch das Leben bis zum Grabe geleitet. Die Girondisten starben mit dem größten Muthe, beseelt von den erhabensten Gefühlen, würdevoll, als ächte Republikaner. Hébert und seine Anhänger, welche in ihren Reden und Thaten am Weitesten gingen, welche sich für die entschlossensten Republikaner ausgaben, starben theils unter den Thränen der Feigheit, theils doch ohne Ruhe und Ernst. Danton und Robespierre starben auch, wie sie gelebt hatten: Danton muthig und leichtfertig zugleich, Robespierre leidenschaftlich und apathisch. Robespierre trug sein Haupt nicht stolz und begeisterungsvoll, wie die Girondisten im Augenblicke der Entscheidung. Festhaltend an der Form, wie im Leben, so am Rande des Grabes, erwartete er das über ihn hereinbrechende Schicksal, indem er den Rathschlägen seiner Freunde, die ihn aufforderten, zu handeln, Stumpfsinn entgegen setzte.

Die größte Kraft im Leben und im Tode bewiesen nicht diejenigen, welche die äußersten Ansichten vertraten, sondern jene Männer, welche auf dem Scheidewege angekommen, lieber Opfer, als Werkzeuge blinder Zerstörungswuth sein wollten.

Wenn über den Werth der verschiedenen Parteien der französischen Republik ein Zweifel sein könnte, so würde dieser gehoben durch die Art und Weise, wie sie das Glück und wie sie das Unglück trugen.

Die Sittlichkeit ist die einzige feste Grundlage des Staates und der Gesellschaft. Jede Verletzung derselben wirkt verderblich, und zwar nicht blos unmittelbar in derjenigen Beziehung, welche zunächst in Frage steht, sondern auch mittelbar in allen übrigen verwandten Beziehungen. Das Schreckenssystem stumpfte daher nicht blos das Gefühl für die Heiligkeit des Menschenlebens, sondern auch dasjenige für Recht und Billigkeit in Betreff des Eigenthums ab. Die Verwaltung des französischen Staates war während der Schreckenszeit mit dem Leben der Bürger, wie mit dem Eigenthume des Staates im höchsten Grade verschwenderisch. Es wurde während derselben zugleich der Grund zum Bankerutte der Freiheit und der Finanzen des Staates gelegt. Neben den Mordscenen, welche von den Schaffotten herab öffentlich aufgeführt wurden, gingen die schändlichsten Erpressungen, Unterschleife und Betrügereien aller Art einher. Trotz der schönen Redensarten von Volksbeglückung und mancher scheinbar zum Besten der ärmeren Classen der Nation erlassenen Gesetze und Beschlüsse litt das Volk die bitterste Noth. Während des Winters von 1793 auf 1794 wüthete der Hunger ärger, als jemals zuvor in Paris und fast in allen Theilen Frankreichs.

Die Menschheit steht unter ewigen Gesetzen, welche erhaben sind über die Machtbefehle aller Tyrannen. Sie geht ihren Entwickelungsgang ruhig vorwärts und läßt sich nicht hemmen, weder durch Guillotinen, noch Kanonen. Wer sich unterfängt, in das rollende Rad der Zeit einzugreifen, wird von dessen Speichen zermalmt, der einzelne, wie ein ganzes Volk. Die Terroristen Frankreichs mochten Hunderttausende abschlachten, sie bereiteten sich dadurch selbst ihren Untergang. Sie konnten, weil die Nation sich von ihnen beherrschen ließ, die Freiheit Frankreichs vernichten, die Idee der Freiheit überlebte die Freiheitsbestrebungen der französischen Nation. Für alle Völker der Erde möge aber das Beispiel Frankreichs eine ernste Warnung sein. Sie mögen sich, wenn ihnen die Freiheit lieb ist, vor ähnlichen Ausschweifungen hüten, wie sie in Frankreich im Laufe der Schreckenszeit vorkamen. Die französische Nation und namentlich Robespierre bildete sich ein, der ganzen Menschheit das Gesetz vorschreiben zu können. Wäre es den Franzosen gelungen, ihre Ansichten über die ganze Erde zu verbreiten, so wäre nicht ein Bund der Gleichheit, sondern ein Verhältniß der Unterwerfung gegründet worden. Die Harmonie der Nationen setzt voraus, daß jede derselben ihre Stimme nach ihrer individuellen Kraft erschallen lassen könne. Wenn eine Stimme alle anderen übertönt, so ist keine Harmonie möglich. Diejenige Revolution, welche wir wünschen, duldet keine Tyrannei, weder im Wechselverhältnisse der Individuen, noch der Nationen. Der Uebermuth des französischen Volkes mußte durch wiederholte Niederlagen abgekühlt werden, bevor ein auf Gleichheit ruhender Bund mit ihm möglich wurde. Die übrigen Nationen der Erde mußten aus ihrem langen Schlafe aufgerüttelt werden, bevor sie im Stande waren, mit der französischen gleichen Schritt zu halten. Im Laufe der sieben Jahrzehnte, welche auf die ersten Anfänge der französischen Revolution folgten, sind viele schroffe Gegensätze ausgeglichen, viele gemeinsame Bestrebungen eingeleitet worden. Unserer Zeit ist es vorbehalten, für alle civilisirten Völker der Erde zur Ausführung zu bringen, was in den Jahren 1789 bis 1792 so großartig begonnen worden war, in den Jahren 1793 und 1794 aber so elend zu Grunde gerichtet wurde. Durch wildes Morden kann die Sache der Freiheit niemals gefördert werden. Der Weg zu diesem erhabenen Ziele führt nicht durch Blutströme. Der Mann der Freiheit und des Rechtes wird zwar, wenn es sein muß, mit Freuden zum Schwerte

greifen, doch mit größerer Befriedigung es in die Scheide stecken, wenn die Hindernisse beseitigt sind, welche dem Bau der Freiheit mit Gewalt widerstrebten. Er wird das Ziel der Menschlichkeit, welches mit Freiheit eines und dasselbe ist, nie aus den Augen verlieren und seine hohen Ideale durch unschuldig vergossenes Blut nicht beflecken.

Das Flügelpferd der Freiheit soll weder im Kothe der Gemeinheit, noch im Blute der Verfolgung seine Hufe besudeln. Leichten Schrittes braust es über Fluren und Kornfelder dahin, ohne einen Halm zu zertreten. Es bedarf weder der Peitsche, noch des Zügels. Sein inneres Feuer treibt es vorwärts, sein eigener Geist erhält es auf der rechten Bahn.

§ 21. Kriege mit der Vendée und mit dem Auslande.

Wer vermeint, es könne durch den Schrecken der Thätigkeit ein anderes Element hinzugefügt werden, als die Verwirrung, kennt nicht die menschliche Natur, und wer glaubt, es sei der französischen Revolution durch denselben ein anderes hinzugefügt worden, kennt diese nicht. Verwirrung in den sittlichen Gefühlen, in den Rechtsbegriffen, in der Rechtspflege in der Verwaltung, in den inneren und in den äußeren Angelegenheiten, im Kriege und im Frieden — dieses sind die klar nachgewiesenen Folgen der Schreckenszeit.

Wir verkennen nicht, daß während dieser Zeit großartige Anstrengungen von Seiten der französischen Nation gemacht wurden und daß sowohl im Kampfe gegen das Ausland, als gegen den innern Feind Siege errungen wurden. Allein es geschah nicht sowohl in Folge, als ungeachtet des Schreckenssystems. Die französische Nation hat zu allen Zeiten bewiesen, daß, wenn sie mit frischer Kraft äußeren und inneren Feinden gegenüber stand, sie ihre angegriffene Selbständigkeit zu vertheidigen vermochte. Die Jahre 1793 und 1794 unterschieden sich von anderen Jahren des Krieges und des Aufstandes nur dadurch, daß der Sieg mit außerordentlichen Opfern erkauft wurde, daß neben demselben viele und furchtbare Niederlagen einher gingen, welche die bestimmt nachweisbaren Folgen des Schreckenssystems waren und daß eine ganze Reihe von Gefahren durch das Schreckenssystem selbst erst künstlich geschaffen wurde.

Die Aufstände in Marseille, Lyon und Toulon und der Krieg in der Vendée hätten niemals eine so drohende Gestalt angenommen, wenn die Machthaber in Paris mit etwas mehr Menschlichkeit und Klugheit zu Werke gegangen wären.

Die unsinnige Anhänglichkeit, welche der ungebildete Theil der Franzosen da und dort dem Königthume, dem Adel und dem Pfaffenthume zollte, konnte allerdings nicht durch Milde und Nachgiebigkeit gebrochen werden. Es galt, das kleine Häufchen dieser Fanatiker durch Strenge in den Schranken des Gehorsams zu halten. Jede Maßregel aber, welche den schlummernden Fanatismus wecken mußte, war im höchsten Grade unklug.

Auf beiden Seiten der Loire, von deren Mündung in die See bis über Saumür hinauf, lebte eine Bevölkerung, welche mit der übrigen Welt und namentlich auch mit Paris sehr wenige Verbindungen pflog. Die Pfaffen und die adeligen Gutsherren geboten dort fast unumschränkt über die unwissenden Bauern und Schiffer. Die Revolution fand dort keine Freunde, sondern nur heftige Gegner. Die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, welche das abergläubische Volk als einen Eingriff in die Gewissen betrachtete, führte zu mannichfaltigen Reibungen und Aufständen. Die Pfaffen wühlten im Verborgenen und hetzten ihre Beichtkinder gegen die neue Ordnung der Dinge auf. Die im Winter des Jahres 1792 auf 1793 herrschende Theuerung erleichterte der Geistlichkeit ihre finsteren Pläne. Nimmermehr hätte aber diese gewagt, das Banner des Aufstandes zu erheben, wenn die Machthaber in Paris Maß und Ziel gehalten hätten. Selbst die Hinrichtung

des Königs, so wenig dieselbe den in jenen Gegenden herrschenden Ansichten entsprach, hatte keine drohende Bewegungen in ihrem Gefolge. Doch die heftigen Kämpfe, welche im Laufe der Monate März und April 1793 zwischen den Jakobinern und den Girondisten stattfanden, regten zuerst den Gedanken eines bewaffneten Aufstandes an. Die ersten Zeichen der Widerspenstigkeit, welche am 10. März 1793 zu Saint-Florent, am folgenden Tage zu Chemillé und zu Chollet und um dieselbe Zeit weiter im Westen zu Machecoul stattfanden, hätten leicht unterdrückt werden können, wenn die Nachrichten aus Paris nicht Oel in die Anfangs so schwachen Flämmchen des Aufstandes gegossen hätten.

Die Zeit der Ostern, welche seit Jahrhunderten für die Umtriebe des Pfaffenthums immer die günstigste gewesen war, wurde im Jahre 1793 eifrigst dazu benützt, die Gemüther zu erhitzen und einen allgemeinen Aufstand in der Vendée, im Departement Marne und Loire und im südlichen Theile des Departements der unteren Loire anzuzetteln. Einige kleine Vortheile, welche Cathelineau, Stofflet und Charette errungen hatten, gaben den Herren von Bonchamps, Elbée, Larochejaquelin und Lescüre den Muth, sich dem Aufstande anzuschließen. Am 3. Mai versammelten diese Führer ihre Anhänger, dreißigtausend Mann stark, in der Nähe von Thouars.

Es war ein großer Fehler von Seiten der Pariser Machthaber, daß sie, nachdem seit dem 10. März der Aufstand immer zugenommen hatte, im Laufe von acht Wochen nicht energische Maßregeln zu dessen Unterdrückung genommen hatten. Der Kampf zwischen Jakobinern und Girondisten nahm alle Kräfte in Anspruch, es blieb weder Wachsamkeit, noch Thatkraft für die ferne Vendée übrig. Der General Quetineau mußte Thouars räumen. Dieser erste bedeutende Sieg gab dem Aufstande eine gewisse Bedeutung, die er früher noch nicht gehabt hatte. Die Heere der Vendéer löfsten sich gewöhnlich nach einer Schlacht wieder auf und konnten daher ihre Siege nicht mit Nachdruck benützen. Allein die Maßregeln, welche die Jakobiner trafen, lähmten die Thatkraft der republikanischen Generale. Biron, welcher seit dem Ende des Monats Mai in der Vendée den Oberbefehl führte, wurde von jakobinischen Commissären, welche ihm seine Geburt nicht verzeihen konnten, aller Orten gehemmt. Diese waren unter einander nicht einig und machten jede geordnete Kriegsführung gegen die Vendéer unmöglich. Dessen ungeachtet wurden die Aufständischen, als sie (29. Juli 1793) Nantes angriffen, mit großem Verluste zurückgeschlagen. Besonders verderblich griff der Jacobiner Rossignol, welcher von einem Goldarbeiter, nicht in Folge seiner militärischen Fähigkeiten, sondern wegen seiner extremen Ansichten einen vorherrschenden Einfluß im Kriegsministerium gewonnen hatte, in die Angelegenheiten der Vendée ein. Auf sein Betreiben wurde Biron abberufen und Westermann vor ein Kriegsgericht gestellt. Zwar trat der Letztere schon bald wieder in Thätigkeit, allein er wurde, weil er auf militärische Zucht und Strenge hielt, von den jakobinischen Commissären gelähmt. Berthier und Menou wurden nach Paris berufen. Die Verwirrung im republikanischen Lager nahm immer zu. Niederlagen waren davon die nothwendigen Folgen. Am 18. Juli erlitten die Republikaner eine solche bei Vichiers. Auf die Generale, welche nicht jakobinisch gesinnt waren, wurde immer die Schuld gewälzt. Jakobinische Schreier blieben an der Spitze und führten trotz aller Redensarten neue Niederlagen herbei. Statt diesen Uebelständen ein Ziel zu setzen, faßte der Convent Beschlüsse, welche die aufständischen Provinzen zwangen, den ihnen angekündigten Vertilgungskampf auf Tod und Leben auszufechten, während es nicht schwer gewesen wäre, durch eine umsichtige Kriegführung und versöhnende Maßregeln dem Bürgerkriege ein schnelles Ende zu bereiten.

Das Dekret des National-Conventes vom 1. August bestimmte: „Die Wälder sollen

niedergehauen, die Höhlen der Rebellen zerstört, die Saaten abgeschnitten, das Vieh weggenommen und zum Lande hinaus geschafft werden. Die Greise, die Frauen und Kinder sollen zum Lande hinaus geführt werden." Solche Maßregeln konnten ihren Zweck um so weniger erreichen, als die Generale Rossignol und Ronsin durchaus unfähig waren, wenn auch noch so geschickt im Zerstören, Siege über einen tapfern und waffengeübten Feind zu erringen. Erst als Kleber an die Spitze des Heeres in der Vendée trat (October 1793), war es für die Republikaner möglich, wieder Fortschritte zu machen. Er schlug die Vendéer (17. October 1793) bei Chollet und brachte sie durch diese Niederlage dermaßen in Verzweiflung, daß sie das bisherige Kriegstheater im Süden der Loire gänzlich aufgaben und den Fluß überschritten. Dort nahm der Krieg für sie eine sehr unglückliche Wendung. Sie konnten keinen Hafenplatz erobern, zogen mit Weibern und Kindern eine zeitlang im Lande umher, bis sie endlich (23. December 1793) bei Savenay von Kleber, Marceau und Westermann fast gänzlich vernichtet wurden.

Mit der Schlacht von Savenay hörte der große Krieg der Vendée vollständig auf. Die Kämpfe, welche später in dortiger Gegend noch stattfanden, hatten mehr den Charakter von Raub- und Vertilgungszügen, als von kriegerischen Unternehmungen.

Dieselbe Verwirrung, welche die Terroristen in den Krieg der Vendée brachten, führten sie auch in denjenigen des Auslandes ein. Die tüchtigsten Feldherren verloren ihre Köpfe unter der Guillotine. Ich nenne hier vor allen anderen: Cüstine, Biron und Westermann, doch außer diesen bluteten auch andere verdienstvolle Generale auf dem Schaffotte: namentlich Dillon, Beysser, Houchard. Andere entgingen dem drohenden Tode nur durch den Sturz Robespierre's, wie z. B. Hoche. Alle übrigen fühlten das Damoklesschwert der Guillotine in höchst peinlicher Weise über ihren Häuptern, wie Kleber, Marceau, Berthier, Menou. Der Hauptgrund, weßhalb Carnot sich gegen Robespierre und Saint-Just erklärte, bestand in der störenden Einmischung des letztern in die Kriegführung. Man hat viel Aufhebens von dem Muthe gemacht, mit welchem sich Saint-Just an die Spitze der stürmenden Colonnen stellte. Allein er glich dadurch nicht den zehnten Theil des Uebels wieder aus, welches die Terroristen künstlich schufen, indem sie die besten Generale Frankreich's köpften, einsperrten, absetzten oder doch nutzlos in den Tod der Verzweiflung trieben.

Es ist sehr verkehrt, die Erfolge der Jahre 1793 und 1794 dem Schreckenssysteme beimessen zu wollen. Eine Nation, welche sich in Masse gegen den auswärtigen Feind erhebt, kann wohl etwas leisten. Wenn die Franzosen nur aus Furcht vor der Guillotine dem auswärtigen Feinde entgegengezogen wären, hätten sie sich nicht so tapfer geschlagen, als sie thaten. Hätten die Terroristen Biron und Westermann beim Heere in der Vendée gelassen, so wäre dort, und hätten sie Cüstine und Hoche vom Rheine nicht abberufen, so wäre im Osten der Krieg mit größerem Nachdrucke geführt worden. Die Opfer, welche Frankreich in den Jahren 1793 und 1794 dem Gotte des Krieges brachte, waren so groß, daß wir uns nicht über die Siege der Republik, wohl aber darüber wundern müssen, daß dieselben nicht viel entscheidender waren. Die Schreckenszeit lähmte die Thatkraft, und hauptsächlich auch alle genialen Combinationen der Feldherren.

Man thut der französischen Nation großes Unrecht, wenn man behauptet, die Furcht vor der Guillotine habe sie in den Kampf gegen den auswärtigen Feind getrieben. Zu allen Zeiten vertheidigten die Franzosen ihre Gränzen mit Muth und Entschlossenheit. Der Fehler, welcher denselben mit weit besserem Grunde vorgeworfen wird, besteht darin, daß sie dem Kriege auf Kosten des Friedens und dem Heerwesen zum Schaden der Freiheit zu viel einräumten. Die Furcht vor der Guillotine hielt weder Dümouriez, noch später Pichegrü

ab, verrätherische Unterhandlungen mit dem Feinde zu pflegen. Sie trieb aber mehr als einen General, sich nutzlos in den Tod zu stürzen, weil er lieber im freien Felde, als auf dem Schaffotte sterben wollte. Die Siege, welche die Franzosen in den Jahren 1793 und 1794 errangen, verdankten sie ihrer Liebe für Freiheit und Vaterland, keineswegs aber ihrer Furcht vor der Guillotine.

Nachdem Dümouriez in's feindliche Lager geflohen, war das französische Heer allerdings für den Augenblick in einer sehr schwierigen Lage. Allein der Geist republikanischer Freiheit, welcher damals noch ganz Frankreich durchwehte, war kräftig genug, den Feinden Achtung zu gebieten. Der General Dampierre übernahm den Oberbefehl. Die zahlreichen Festungen boten den Truppen sichere Sammelplätze und zuverlässige Stützpunkte. Den Rückhalt des Heeres bildete die gesammte Nation, welche, wenn auch da und dort irre geführt, doch in überwältigender Mehrheit entschlossen war, den äußern Feind um jeden Preis zurückzuschlagen.

Solange die Oesterreicher hofften, Frankreich durch Verrath zu besiegen, ließen sie sich in milderen Worten vernehmen, verlangten sie blos die Wiederherstellung der Verfassung von 1791, und versprachen, die Gränzen des Reiches unangetastet zu lassen. Als aber die Anschläge Dümouriez's mit dessen Flucht zu Ende gingen und die Verbündeten hofften, mit den durch Bürgerkrieg und Unordnung geschwächten Franzosen leichten Kaufes fertig werden zu können, nahmen die verbündeten Mächte ihre Erklärungen wieder zurück, und entflammten dadurch den Kriegsmuth der Franzosen, welche klar erkannten, daß nur ein Kampf auf Tod und Leben sie vor Schmach und Vernichtung retten könne.

Die Franzosen mußten sich, nachdem sie ihren Feldherrn Dampierre auf dem Schlachtfelde verloren hatten, aus den Verschanzungen von Famars zurückziehen. Die republikanischen Commissäre, welche von der Kriegsführung nichts verstanden, hatten von Dampierre verlangt, die Oesterreicher, welche die Festungen Valenciennes und Condé belagerten, anzugreifen. Dampierre gehorchte dem Befehle, wurde aber von den überlegenen Streitkräften des Feindes fünfmal zurückgeschlagen. Beim sechsten Angriffe warf sich Dampierre an der Spitze einer auserlesenen Abtheilung selbst auf den Feind. „Wohin rennst Du, mein Vater," rief ihm sein Sohn nach, „Du gehst einem unnützen und sichern Tode entgegen." Der Vater erwiederte: „Ja, mein Freund, aber ich will lieber auf dem Felde der Ehre, als unter dem Messer der Guillotine sterben" (6. Mai 1793). Von einer tödtlichen Kugel getroffen, fiel Dampierre und starb zwei Tage darauf (8. Mai). Condé und Valenciennes wurden durch die unsinnigen Befehle des Convents nicht gerettet. Der General Dampierre und die Braven, welche mit ihm fielen, verminderten nicht blos die Streitkräfte, sondern auch die Siegeshoffnungen der Franzosen. Condé fiel am 10. Juli, Valenciennes am 27. Juli und Quesnoy am 11. September in feindliche Gewalt. Auch am Rheine errangen die verbündeten Mächte Vortheile. Sie drangen bis Landau vor, trieben die Franzosen hinter die Lauter zurück, nahmen nach einer langwierigen Belagerung (30. März bis 23. Juli 1793) Mainz wieder ein, schlugen Moreau (14. September) bei Pirmasenz, eroberten (13. October) die befestigten Linien zwischen Weissenburg und Lauterburg, nahmen Fort Louis und drangen bis Straßburg vor.

Doch die Verbündeten gingen so langsam und systematisch zu Werke, daß die Franzosen Zeit gewannen, ihre Massen in Bewegung zu setzen und durch diese den Feind zu erdrücken. Die Verbündeten erlitten (8. September) bei Hondschooten und (am 15. und 16. October) bei Wattignies empfindliche Niederlagen. Die Belagerung von Dünkirchen und Maubeuge wurde dadurch aufgehoben. Hoche und Pichegrü kämpften am Mittelrheine. Hoche erlitt zwar bei Kaiserslautern (28. bis 30. November) gegen den Herzog

von Braunschweig einige Verluste, trieb aber mit Pichegrü vereint (22. December) die Oesterreicher bei Fröschweiler zurück, zuerst bis Weissenburg und dann über den Rhein bis Speier.

In der ersten Hälfte des Jahres 1794 wurden viele blutige Treffen geschlagen. Doch erst am 26. Juni fand die entscheidende Schlacht bei Fleurus statt, in deren Folge die vom Feinde eroberten Festungen Landrecy, (16. Juli), Quesnoy, (15. August), Valenciennes, (27. August) und Condé (29. August) wieder in die Hände der Franzosen fielen. Ganz Belgien ging den Oesterreichern verloren. Die Franzosen drangen im Norden gegen Holland, im Süden bis Trier und Mannheim vor.

Pichegrü setzte (5. und 10. Januar 1795) über die Waal. Der dem Hause Oranien feindlich gesinnte Theil des holländischen Volkes verband sich mit den Franzosen. Der Erbstatthalter legte seine Gewalt nieder (17. Januar 1795) und floh nach England. Schon am 3. Februar 1795 wurde in einer Versammlung der Stellvertreter des batavischen Volkes die Würde des Erbstatthalters und die ganze Verfassung des Jahres 1787 abgeschafft.

Auch in Italien errangen die Franzosen mehrere Vortheile. In Spanien gewannen sie (17. bis 20. November 1794) einen entscheidenden Sieg und in dessen Folge die Festungen Figueras (27. November) und Roses (4. Februar 1795), Fuentarabira und St. Sebastian.

Kein einziger dieser Siege wurde aber durch einen Terroristen gewonnen. Carnot leitete von Paris aus die Kriegführung, ernannte die Generale, entwarf die Feldzugspläne, überwachte deren Ausführung, organisirte neue Heere und sorgte für deren Bedürfnisse. Carnot war allerdings selbst Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses. Allein er beschränkte seine Thätigkeit auf das Kriegs-Departement, trug übrigens wesentlich zum Sturze Robespierre's und Saint-Just's bei, weil er besser, als irgend ein anderer erkannte, wie verderblich das von denselben gehegte Schreckenssystem auf die Kriegführung wirkte.

Nicht in Folge, sondern ungeachtet des Schreckenssystems, gewann Frankreich seine Siege in den Jahren 1793 und 1794. Diese waren im Verhältniß zu denjenigen späterer Zeiten, sehr unbedeutend. Die Periode der großen Siege Frankreich's begann erst, nachdem an die Stelle terroristischer Verwirrung militärische Ordnung, an die Stelle der Guillotine Commando-Stäbe getreten waren.

§ 22. Die letzten Zeiten des National-Conventes. (Juli 1794 bis October 1795.)

Zwischen den Schlächtereien von Marius und Sulla und dem römischen Kaiserreiche lagen noch manche Jahre in der Mitte, während deren dem Namen nach die Republik bestand, so auch zwischen den Schlächtereien von Danton und Robespierre und dem französischen Kaiserreiche. Allein Freiheit und Recht waren nur noch leere Worte. Die besten Bürger hatten entweder durch Henkershand, oder im Felde das Leben verloren. Mit ihnen war die ohnedieß zu schwache Tugend des französischen Volkes decimirt worden. Schritt für Schritt wandte sich daher Frankreich der kaum verdrängten Monarchie wieder zu. Für den Freund der Menschheit, des Rechtes und der Freiheit ist es eine schmerzliche Aufgabe, diese Schritte zu bezeichnen, allein sie ist dringend nothwendig. Denn nur wenn wir den Weg, welcher zum Despotismus führt, genau kennen, werden wir denselben mit Sicherheit vermeiden.

Neben der römischen Republik bestanden im letzten Jahrhundert vor Christus keine andern Länder, welche im Stande gewesen wären dieselbe von der Bahn des Verderbens abzuhalten. Zum Glücke für die Menschheit war die Lage der Welt im achtzehnten Jahr-

hunderte nach Christus anders, als im letzten vor Christus. Frankreich besaß nicht diejenige Macht, welche Rom inne gehabt hatte. Die übrigen civilisirten Länder der Erde waren stark genug, wenn auch nach langen Kämpfen, den französischen Kaiser-Despotismus, die Fortsetzung des französischen Terrorismus, niederzuwerfen. Mit der Freiheit Frankreich's ging nicht diejenige der gesammten civilisirten Welt unter.

Hastig und wüthend waren die Franzosen vom 10. August 1792 zum 24. Juli 1794 über die Republik hinausgeschritten, hastig und stumpfsinnig kehrten sie zur Monarchie zurück. Zu einer wohlgeordneten Verfassung der Freiheit brachten sie es niemals. Auf die übertrieben republikanische Periode von 1792 bis 1794 folgte die übertrieben antirepublikanische der Jahre 1795 bis 1804. Nachdem die Nation ein Jahr lang den Schrecken als höchste Weisheit verehrt hatte, wurde später der Abscheu vor demselben so groß, daß sie diesem gern Freiheit und Recht zum Opfer brachte, daß sie die Republik aufgab, um einer Wiederkehr der Schreckenszeit zu entgehen.

Die französische Revolution besteht aus lauter Perioden des Uebergangs von der Monarchie zur Republik, von dieser zum Schrecken, vom Terrorismus zum Despotismus. Von einiger Dauer war nur die bourbonische, die orleanistische und die bonapartische Monarchie. Eine Republik im Sinne Griechenland's oder Rom's, der Schweiz, der Niederlande oder Nordamerika's kam in Frankreich so wenig, als in England jemals zu Stande.

Die fremden Mächte hatten allerdings durch ihren Angriffskrieg die friedliche Entwickelung der Republik gestört. Allein in der zweiten Hälfte des Jahres 1794 hatten die Franzosen von denselben nicht mehr viel zu fürchten. Hätten sie republikanische Tugend besessen, so wäre die Feststellung der Republik noch immer möglich gewesen. Oesterreich und Preußen hätten eine friedliche Republik ebensowohl anerkannt, als die kriegerische, welcher sie später die Anerkennung nicht versagten. Doch die wenigen wahren Republikaner, welche Frankreich besaß, waren im Laufe der Schreckenszeit untergegangen. Die Schreier, Banditen und Terroristen, welche auf den Schultern der Girondisten zu Macht und Ansehen gelangt waren, konnten sich zwar gegenseitig abschlachten, allein keine friedliche Republik gründen.

Robespierre's Sturz war nicht die Folge einer politischen Kundgebung, sondern der Todesangst einiger Führer, welche in dem Widerwillen der Mehrzahl des Convents und des französischen Volkes gegen die herrschenden Schlächtereien einen festen Stützpunkt fand. Der blinde Trieb der Selbsterhaltung, der Abscheu vor dem nicht endenden Blutvergießen und das Mitgefühl mit den Opfern der Tyrannei waren die eigentlichen Hebel des 9. Thermidor. Solche Beweggründe konnten wohl der Schreckenszeit ihr Ende, nicht aber der Republik eine dauernde Grundlage bereiten.

Das Volk erkannte in dem Sturze Robespierre's nichts anderes, als das Ende der massenhaften Hinrichtungen. Es betrachtete daher die Freilassung der zahlreichen politischen Gefangenen als eine nothwendige Folge desselben. Die Führer der Thermidorianer, welche mehr daran gedacht hatten, ihre eigenen, als die Köpfe der Tausende von Gefangenen zu retten, welche in den Kerkern der Republik schmachteten, konnten sich dem Drange der Volksstimmung nicht entziehen. Ihr Augenmerk war aber besonders darauf gerichtet, ihren politischen Gegnern die Macht, welche diese noch hatten, möglichst zu schmälern. Grundsatzlos, wie die Thermidorianer waren, widerstrebten sie jetzt der milderen Stimmung der Nation ebenso wenig, als früher der blinden Zerstörungswuth derselben. Viel Blut war geflossen. Die edelsten Herzen Frankreich's schlugen nicht mehr, die Häupter nicht blos der Parteien, sondern auch der Kunst und der Wissenschaft waren gefallen. Doch

waren große Kräfte übrig geblieben. Wären nur diese geschont worden, so hätte sich die Republik vielleicht behaupten lassen. Allein die erste Tugend der Republikaner, die Mäßigung, war im Schooße der französischen Nation zu schwach, um den während der Schreckenszeit aufgeregten Leidenschaften, nachdem die Furcht geschwunden war, Einhalt gebieten zu können.

In unseren Tagen haben die Worte Mäßigung, Gemäßigte, rechte Mitte u. s. w. den Nebenbegriff der Schwäche, der Halbheit und der Unentschlossenheit bekommen, gerade so war es in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Niemand wollte gemäßigt sein aus Furcht für feig gehalten zu werden. Niemand war gemäßigt, weil jeder seinen Leidenschaften den Zügel schießen lassen wollte. Die Jakobiner und deren Anhang sahen das Heil Frankreich's nur in der Wiederkehr der Schreckenszeit, oder doch in der Vollziehung der im Laufe derselben beschlossenen Gesetze und Einrichtungen. Solange sie die Mehrheit im National-Convente gehabt hatten, fanden sie es durchaus nothwendig, die Verfassung des Jahres 1793 außer Wirksamkeit zu setzen. Seit sie eine kleine Minderheit desselben geworden waren, drangen sie auf sofortige Vollziehung dieser Verfassung. Als sie erkannten, daß sie auf gesetzlichem Wege den Sieg nicht gewinnen könnten, erregten sie Aufstände, deren mehrere, namentlich diejenigen des 12. Germinal und des 1. Prairial einen höchst gefährlichen Charakter an sich trugen.

Die Thermidorianer, d. h. die Männer, welche im Thermidor 1794 Robespierre und dessen Anhang gestürzt hatten, sahen sich fortwährend von dem sogenannten Schwanze Robespierre's bedroht. Sie verbanden sich mehr oder weniger unbewußt mit den reactionären Elementen aller Parteien und wurden, theils aus Furcht vor den Ueberresten der Terroristen, theils aus Haß gegen dieselben, theils endlich durch die geheime Vorliebe für die monarchische Verfassung auf der Bahn der Reaction immer weiter gedrängt.

Die Terroristen und deren Gegner opferten Beide die Zukunft Frankreich's den Parteibestrebungen des Augenblicks auf. Die Terroristen erwogen nicht, daß, falls die Republik gerettet werden solle, sie dieser ihren Haß gegen die Thermidorianer unterordnen müßten. Die Thermidorianer vergaßen, daß die republikanische Partei sich selbst schon zu ehr geschwächt habe, als daß weitere Hinrichtungen nicht die Republik selbst gefährden müßten. Sobald man anfing zu strafen, fragte es sich, wo man enden solle? In untrennbarer Verbindung standen die Mitglieder der Ausschüsse unter sich, mit dem Convente, mit der Commüne von Paris und dem ganzen Volke von Frankreich. Ganz unschuldig an den Verbrechen der Schreckenszeit war nur, wer gar keinen Theil an den Bewegungen der Zeit genommen hatte. Dieser war aber eines andern Verbrechens schuldig, des Verbrechens der Vernachlässigung der Bürgerpflicht in einer der drangvollsten Zeiten, welche Frankreich jemals gehabt hatte. Beide Parteien verfuhren ohne Mäßigung, rieben die Ueberreste der entschlossenen, wenn auch theilweise fanatischen und stürmischen Republikaner auf. Jeder Tropfe republikanischen Blutes, welcher im Kampfe zwischen den Thermidorianern und Terroristen vergossen wurde, erschöpfte mehr und mehr die Kraft der republikanischen Partei. Jedes herabwürdigende Wort, dessen sich eine dieser Parteien gegen die andere bediente, setzte die Republik in der öffentlichen Meinung herab und trug dazu bei, den Gedanken der Unhaltbarkeit derselben mehr und mehr zu verbreiten. Niemand wagte zwar, die Republik anzugreifen. Allein indem man diese oder jene Ausschweifung derselben zu geißeln vorgab, fand man Gelegenheit, sie selbst zu verunglimpfen.

Alle brachten ihre Liebhabereien in Verbindung mit Staatsverfassung. Wer Freude an den gewöhnlichen Belustigungen des Lebens hatte und diese der Freiheit und dem Rechte vorzog, griff die Republik wegen ihrer Härte und Rauhheit an. Wer insgeheim religiöse

oder royalistische Vorurtheile hegte, fand nur zu viel Gelegenheit, den Haß, den er den republikanischen Einrichtungen widmete, in das Gewand des Widerwillens gegen den Terrorismus zu hüllen. In ähnlicher Weise, wie früher die Girondisten durch die unwiderstehliche Macht der Verhältnisse zu einem verderblichen Bunde mit den Gegnern der Republik gedrängt worden waren, wurden jetzt die Thermidorianer dazu getrieben. Die Grundursache aller dieser Mißverhältnisse war der Mangel an Mäßigung, welchen die Thermidorianer, obgleich nicht in demselben Grade, wie ihre terroristischen Vorgänger, kund thaten.

In der ersten Zeit nach dem Thermidor standen sich Terroristen und Thermidorianer in tödtlichem Hasse gegenüber. Doch schon bald erhoben die Feinde der Republik ihre Häupter so keck, daß die verschiedenen Abtheilungen der Republikaner ihren Groll aufgaben, um vereinigt gegen die Reaction zu kämpfen. Den Aufständen des Germinal und Prairial folgte derjenige des Vendemiaire. Weder Terroristen, noch Royalisten wollten sich friedlich den Beschlüssen der Mehrheit unterwerfen. Jede Partei, welche hoffte, durch Gewalt den Sieg über die Mehrheit zu gewinnen, griff zu den Waffen. Zwar wurden alle Aufstände von dem Convente, wenn nicht überwunden, so doch überstanden. Allein jeder Sieg wurde durch Blutvergießen theuer erkauft. Er schüchterte zwar die Ueberwundenen ein, besserte sie aber nicht. Der Aufstand des Vendemiaire gab dem herrschsüchtigen Bonaparte Gelegenheit, sich auszuzeichnen und bildete die zweite Staffel zu dem Throne, den er für sich und seine Familie später erbaute.

Die republikanische Verfassung, welche der Mehrheit die Gewalt zuweist, kann nicht bestehen, wenn die Minderheit nicht die Geduld hat, die ihr unangenehmen Beschlüsse der Mehrheit zu ertragen, und statt den langsamen Weg der Verfassung, auf welchem sie im Laufe der Zeit die Mehrheit wieder erlangen kann, zu betreten, Gewalt braucht.

Jede Revolution gräbt sich selbst ihr Grab, wenn sie den Uebergang zum gesetzlichen und ruhigen Verfahren nicht im rechten Augenblicke zu finden weiß. Verläßt sie, wie in den Jahren 1848 und 1849, zu früh die Bahn der Gewalt, so wächst ihr der alte Despotismus wieder über den Kopf. Beharrt sie, wie in den Jahren 1793 bis 1795 zu lange auf derselben, so ebnet sie dem neuen Despotismus den Pfad.

Europa hat im Laufe der letzten sieben Jahrzehnte die traurigen Folgen beider Verirrungen schmerzlich empfunden. Der Augenblick, da es gilt, von der Bahn der Revolution in diejenige der Gesetzlichkeit einzulenken, ist gekommen, sobald die alte drückende Verfassung gründlich vernichtet ist. Die Nation, welche nach Beseitigung aller aus der Vorzeit stammenden Hemmnisse nicht die Kraft besitzt, im ruhigen Gange der Entwickelung eine neue, freiheitliche Organisation zu schaffen, fällt mit unabweisbarer Nothwendigkeit wieder dem Despotismus anheim. Ueber den entscheidenden Augenblick, werden allerdings immer Meinungsverschiedenheiten obwalten. Die Einen werden der Ansicht sein, es genüge, das Königthum abgeschafft zu haben. Die Anderen werden den Adel, das Pfaffenthum, das Beamtenthum, die stehenden Heere, das Geldbrotzenthum u. s. w. mit gleichem Hasse, als das Königthum umfassen. Vorausgesetzt, daß die schöpferische Kraft des Volkes ebenso weit reicht, als dessen Kraft der Zerstörung, läßt sich dagegen nichts einwenden. Wenn aber diese nicht soweit reicht, als jene, so bleibt die Reaction nicht aus. Es ist eine rein thatsächliche Frage, wie weit die Kräfte einer Nation reichen. Gefährlicher ist es aber immer, wenn man zu weit geht, als nicht weit genug. Die Fehler der ersten französischen Revolution, welche in den Jahren 1793 bis 1795 gemacht wurden, wirkten gewiß für Frankreich und die ganze Menschheit weit verderblicher, als die entgegengesetzten, welche

den Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 zur Last fallen. Frankreich und die Menschheit haben in unseren Tagen weit bessere Aussichten auf Freiheit, als sie in den Tagen des ersten Napoleon nach den Ausschweifungen der Schreckenszeit hatten.

Die Freude über den Sturz Robespierre's war so allgemein und so groß, daß der National-Convent zwei Tage lang nichts thun konnte, als die ihm von allen Seiten zukommenden Glückwünsche anzuhören. In der Sitzung vom 11. Thermidor des Jahres II. (26. Juli 1794) fing man erst an, die dringenden Geschäfte des Augenblickes zu erledigen. Das Revolutionstribunal wurde suspendirt, die Mitschuldigen Robespierre's vor eine besonders ernannte provisorische Commission verwiesen.

Von den ursprünglichen zwölf Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses waren nur noch sechs in Thätigkeit. Herault-Séchelles, Robespierre, Saint-Just und Couthon waren unter der Guillotine gestorben, Jean Bon Saint-André und Prieur von der Marne waren auf Sendungen abwesend.

Es blieben nur Carnot, welcher das Kriegsdepartement leitete, Prieur von der Cote d'Or, welcher für Waffen und Pulver zu sorgen hatte, Robert Lindet für die Verproviantirung und den Handel, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois für die Correspondenz mit den Verwaltungsbehörden und Barrère für die Berichterstattung. An die Stelle der sechs fehlenden Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses wurden Tallien, Bréard, Thüriot, Treilhard, Laloi und Eschassériaux der Aeltere erwählt. Der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit erhielt dadurch eine wesentliche Veränderung, daß David, Jagot und Lavicomterie beseitigt und Legendre, Merlin von Thionville, Goupilleau, André Dümont, Jean Debry und Bernard von Saintes neu gewählt wurden. Das tyrannische Gesetz vom 22. Prairial wurde aufgehoben, der Staatsankläger Fouquier-Tinville und einige andere Anhänger Robespierre's wurden in Anklagezustand versetzt und verhaftet. Die Kerker wurden geleert. Tausende von Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt, darunter viele Opfer wüthender Verfolgungssucht, allein auch manche gefährliche Aristokraten, welche glaubten, nunmehr ungefährdet für die Monarchie, den Adel und das Pfaffenthum in die Schranken treten zu können.

Auf die Periode despotischer Centralisation folgte eine Zeit der Zersplitterung der Gewalt, welche die Regierung über die Gebühr schwächte. Der Wohlfahrtsausschuß verlor seine frühere gebietende Stellung, fünfzehn andere Ausschüsse wurden ihm an die Seite gesetzt. Die vollziehende Gewalt vertheilte sich nicht blos unter sechzehn Ausschüsse, sondern auch unter mehrere hundert Personen, welche in deren Schooße Sitz und Stimme hatten. Jeden Monat trat ein Viertheil der Ausschuß-Mitglieder aus und wurde durch neue Wahlen ersetzt. Die austretenden Mitglieder konnten erst nach einem Monate wieder gewählt werden.

Die zahlreichen Bezirksversammlungen hatten viel zu der herrschenden Aufregung beigetragen, um so mehr, als die Bürger, welche an denselben Theil genommen, vierzig Sous für die Sitzung ausbezahlt erhalten hatten, wovon die Folge war, daß die trägsten Leute sich ein Geschäft daraus machten, die Sitzungen zu besuchen, während fleißige und ruhige Bürger sich von denselben fern hielten. Diese Bezahlung für die Erfüllung einer Bürgerpflicht wurde aufgehoben und die Sitzungen selbst auf eine einzige in der Decade beschränkt. In ähnlicher Weise, wie die Ausschüsse des Conventes, wurden alle übrigen Staats- und Gemeinde-Behörden verändert. Das Revolutionstribunal wurde zwar (August 1794) wieder hergestellt, allein das Gesetz vom 22. Prairial blieb abgeschafft und die neu ernannten Richter und Geschwornen gaben demselben statt des frühern terroristischen, einen thermidorianischen Charakter.

Die Freiheit der Presse trat wieder in's Leben. Die beiden Parteien, welche außerhalb der Regierung standen: die Terroristen und die Royalisten, machten von derselben den ausgedehntesten Gebrauch, da dieses jetzt ohne Gefahr geschehen konnte. Der Jakobinerclub hielt wieder seine Sitzungen und sogar der Club des Erzbisthums, welcher die gefährlichsten Aufstände der Jahre 1792 und 1793 organisirt hatte, trat von Neuem in's Leben ein.

Was in gewöhnlichen Zeiten ein dringendes Bedürfniß und ein unveräußerliches Recht, ist in Zeiten der Revolution oft mit einer zweckmäßigen Regierung durchaus unvereinbarlich. Länger als ein Jahr waren in Frankreich alle persönlichen und Eigenthumsrechte der Willkür der Behörden schutzlos preis gegeben worden. Millionen hatten ihr Eigenthum, Hunderttausende ihr Leben oder doch ihre Freiheit verloren. Alles war durch Machtbefehle von oben herab bestimmt worden. Im Laufe des letzten Jahres waren nicht weniger als vier Milliarden und sechshundert Millionen Assignaten neu ausgegeben worden. Diese waren bis auf zehn Prozente ihres Nennwerthes herabgesunken, schwankten übrigens unausgesetzt hin und her, indem eine Nachricht dieselben in die Höhe trieb, die andere sie herabdrückte. Die Festsetzung eines höchsten Preises für die meisten Gegenstände des Handels und des Verkehrs, die gewaltsamen Requisitionen aller Art, der Krieg mit den auswärtigen Mächten zu Land und zur See, die unermeßlichen Aushebungen, die furchtbaren Verwüstungen, welche der Bürgerkrieg in seinem Gefolge hatte, und mehr als alles andere die Parteiwuth, welche unter der milderen Herrschaft der Thermidorianer aller Orten mit erneutem Ungestüme zu Tage trat — führte im Schooße des National-Conventes und aller berathenden Versammlungen Frankreichs zu Verhandlungen der heftigsten und leidenschaftlichsten Art. Es blieb daher nur wenig Zeit und Muse zu wohlthätigen Verordnungen und Gesetzen übrig. Der National-Convent mußte den bestehenden Verhältnissen Rechnung tragen. Er konnte nicht plötzlich zu einem Zustande voller Freiheit zurückkehren, allein er milderte, wo er konnte, die Härten der Schreckenszeit und bahnte den Uebergang zu gesetzlichen Zuständen an.

In diesem Bestreben wurden die für Freiheit und Recht begeisterten Mitglieder des National-Conventes, deren Zahl sich leider sehr vermindert hatte, durch die fortwährenden Ausbrüche der Leidenschaften der beiden äußersten Parteien sehr gehemmt. Auf der einen Seite suchte der Jacobinerclub von Neuem Macht und Einfluß zu gewinnen; auf der anderen Seite machten sich die jungen Leute der reicheren Klassen, welchen man den Namen „vergoldete Jugend" (jeunesse d'orée) gab, die zahlreichen Verwandten der Opfer der Schreckenszeit, geltend. In den Bezirksversammlungen, im Palais Royal, ringsum das Sitzungslocal des National-Conventes und selbst auf den Tribünen des letztern kam es wiederholt zu störenden, bisweilen sogar zu blutigen Auftritten. Auf den Antrag des Abgeordneten Bourdon de L'Oise verbot der National-Convent (16. October 1794) allen Gesellschaften, sich mit anderen zu verbrüdern, zu verbinden und im Namen der Gesammtheit mit anderen Gesellschaften Briefe zu wechseln. Dieser gegen die Jakobiner geführte Streich gab deren Gegnern den Muth zu weiteren Angriffen auf die früheren Anhänger Robespierre's. Die drei und sechzig Abgeordneten, welche wegen ihres Protestes gegen den 31. Mai so lange Zeit in Todesgefahr geschwebt hatten, wurden in Freiheit gesetzt und in den Schooß des Conventes wieder aufgenommen. Carrier, der Wütherich von Nantes, wurde in Anklagezustand versetzt. Die Jakobiner geriethen dadurch in äußerste Aufregung. Die Streitigkeiten zwischen ihnen und der „vergoldeten Jugend" wurden heftiger. Die letztere brach (9. November 1794) in den Sitzungssaal der Jakobiner ein. Am 21. desselben Monats schlossen die vereinigten Ausschüsse des Conventes den Jakobinerclub. Kurz darauf wurden Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrère in Anklage-

zustand versetzt und Carrier mit zwei seiner Gehülfen, Pinel und Grand-Maison, zum Tode verurtheilt (16. December 1794).

Die Reaction war in vollem Zuge. Das lustige Volk der Franzosen fing wieder an zu tanzen. Die Theater und Salons wurden wieder geöffnet. Die Brustbilder Marat's wurden zerschlagen. Das Volk fror und hungerte. Das Maximum und die Requisitionen wurden abgeschafft, die freie Circulation des Geldes wieder hergestellt; allein Niemand wußte die Kluft, welche in der Mitte zwischen den entwertheten Assignaten und den nicht verwertheten Nationalgütern stand, auszufüllen. Diese Kluft war nichts anderes, als der mangelnde Staatscredit. Denn obgleich die Assignaten, welche ausgegeben worden waren, acht Milliarden Franken betrugen, waren dieselben doch fast doppelt gedeckt durch die Nationalgüter, deren Werth nach dem damaligen Course der Assignaten auf fünfzehn Milliarden veranschlagt waren. Nur dadurch konnte ein Nationalbankerutt vermieden werden, daß Nationalgüter und Assignaten, das active und das passive Vermögen des Staates, in ein gegenseitiges Verhältniß gebracht wurden. Dieses hätte auf die eine oder die andere Weise, namentlich durch den Verkauf der Nationalgüter und die Annahme der Assignaten als Kaufpreis, leicht geschehen können. Wurden die Nationalgüter zu einem hohen Preise losgeschlagen, so flossen bedeutende Summen derselben in den Staatsschatz, konnten entweder vernichtet oder zu einem höhern Course wieder ausgegeben werden. Wurden die Nationalgüter nieder verkauft, so stiegen die Assignaten nothwendig im Course und der Staat gewann dadurch an Credit in demselben Maße, als er vielleicht an Gütern ärmer wurde. Jedenfalls gewann die ganze Nation dadurch, daß ein Werth von fünfzehn Milliarden, welcher entweder schlecht oder gar nicht verwaltet wurde, in das Privateigenthum betriebsamer Bürger überging. An die Stelle einer unproductiven Agiotage trat eine productive Spekulation. Es kam nur darauf an, daß etwas geschah, sei es Verkauf zu einem festgesetzten Preise, oder an den Meistbietenden. Schädlich und verderblich war nur die Unthätigkeit. Allein die zahlreichen Freunde der Emigrirten, der Pfaffen und des Königthums, welche hofften, daß früher oder später die eingezogenen Güter ihren früheren Besitzern zurückgegeben würden, verstanden es, jede durchgreifende Maßregel zu verhindern. Die Noth des Volkes und die Verwirrung der Staatsfinanzen dauerte fort. Dazu kam, daß der Winter des Jahres 1794 auf 1795 besonders hart, die letzte Ernte sehr wenig ergiebig gewesen und der Verkehr durch die Gewaltmaßregeln der Schreckenszeit von Grund aus gestört worden war. Die Unzufriedenheit in Paris nahm immer zu. Die Aufregung der Gemüther wurde durch die politischen Verhandlungen des National-Conventes vermehrt.

Die wenigen Häupter der Gironde, welche sich der gegen sie geschleuderten Aechtung entzogen hatten: Isnard, Henry Larivierre, Louvet, Larevellière Lepeaux und Doulcet von Pontecoulant traten (März 1795) wieder in den National-Convent ein. Die Streitigkeiten zwischen der „vergoldeten Jugend" und den Ueberresten der Jakobiner wurden durch die herrschende Noth immer erbitterter. Neue Aufstände bereiteten sich vor, welche um so gefährlicher waren, je weniger Einheit im National-Convente und je weniger concentrirte Gewalt im Schooße der Ausschüsse bestand.

Am 12. Germinal (1. April 1795) fand eine ähnliche Kundgebung gegen den National-Convent statt, wie sie am 20. Juni 1792 gegen Ludwig XVI. ausgeführt worden war. Sie hatte übrigens keine weiteren Folgen, als erneute Maßregeln der Strenge gegen die s. g. Patrioten, d. h. die Ueberreste der Jakobiner.

Auch im Süden, namentlich zu Lyon, Avignon, Marseille und Toulon fanden blutige Auftritte statt, welche die Entwaffnung der eifrigsten Republikaner zur Folge hatten und den Royalisten erwünschte Gelegenheit boten, im Trüben zu fischen. Diese bewiesen, daß sie

um kein Haar besser waren, als die von ihnen so heftig angegriffenen Septembermörder. Wo sie glaubten, die Gewalt zu haben, machten sie von derselben den grausamsten Gebrauch. In Lyon drangen sie in die Gefängnisse und tödteten siebenzig bis achtzig gefangene Jakobiner. Zwei Gesellschaften, diejenige der „Sonne" und von „Jesus," wühlten aller Orten im Süden zu Gunsten des Königthums und der Pfaffen. Die Wuth der Jakobiner wurde dadurch auf's Aeußerste gesteigert.

Am 1. Prairial III. (20. Mai 1795) kam es zu einem neuen Aufstande zu Paris, in welchem der Deputirte Féraud das Leben verlor und der National-Convent fünf Stunden lang den Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen des Pöbels preis gegeben war. Mit Mühe gelang es endlich den Ausschüssen, denselben zu befreien. Am folgenden Tage wiederholten sich die Unruhen. Sie dauerten fort bis zum 4. Prairial (23. Mai). Aehnliche Bewegungen hatten kurz zuvor am 25. Floreal oder 14. Mai zu Toulon stattgefunden. Die republikanische Partei wurde dadurch mehr und mehr geschwächt. Neue Hinrichtungen lichteten deren Reihen. Neue, der Reaction gemachte Zugeständnisse brachten der jungen Republik wiederholte Todeswunden bei. Die Nationalgarde wurde reorganisirt, die ärmeren Klassen des Volkes ausgeschieden und nur die Reichen aufgenommen. Die katholische Geistlichkeit erhielt ihre Kirchen und damit zugleich den größern Theil ihrer früheren Macht, welche sich wesentlich an diese Gebäude knüpfte, zurück.

Statt durch den Verkauf der Nationalgüter den Staat vor dem Bankerutte und die Assignaten vor gänzlicher Entwerthung zu schützen, setzte der National-Convent den Nennwerth derselben herab. Er begünstigte die Besitzer der Assignaten früherer Zeiten und benachtheiligte diejenigen, in deren Händen sich später ausgegebene Assignaten fanden. Der Staatscredit wurde dadurch nicht gehoben, sondern mehr und mehr untergraben. Die Royalisten jubelten. Zwar erließ der Convent einige Dekrete gegen dieselben, welche jedoch unter den obwaltenden Verhältnissen keine Wirkung thaten. Zahlreiche Sendlinge der königlichen Familie durchzogen das Land, schmiedeten Complotte und bereiteten Aufstände vor. Die royalistische Presse verbreitete beunruhigende Gerüchte. Die Emigrirten kehrten in Masse nach Frankreich zurück, unbekümmert um die Gesetze, welche gegen sie erlassen worden waren. Sie wußten, daß dieselben nicht in Vollziehung gesetzt werden würden.

Dasselbe Paris, welches seit sechs Jahren dem Königthume mit so großer Kraft entgegen getreten war, fing wieder an, sich in royalistischer Richtung zu bewegen. Die Bezirksversammlungen der Hauptstadt nahmen mehr und mehr einen royalistischen Charakter an. In der ersten Zeit nach dem Sturze Robespierre's bildete der Salon der Frau Tallien den Vereinigungspunkt der s. g. schönen Welt. Frau Tallien war, wie ihr Gatte, republikanisch gesinnt, freilich nicht im Geiste einer Roland, nicht eine Republikanerin aus Princip, sondern der Gelegenheit. Allein es war doch in ihrem Hause guter Ton, republikanische Gesinnungen zu äußern. Seit der zweiten Hälfte des Jahres 1795 verdrängte Frau von Staël mehr und mehr die Frau Tallien aus der Modewelt von Paris. Sie war nicht einmal der Außenseite nach Republikanerin, gleich der Frau Tallien, sondern aristokratisch durch und durch mit einer entschiedenen Hinneigung zur Monarchie. Daß Frau Staël in Paris wieder eine Rolle spielen konnte, deutete mit Bestimmtheit an, daß die republikanische Gesinnung, ja selbst die republikanische Außenseite in der Abnahme begriffen war. Den Weg, welchen die geistige Bewegung Frankreichs seit den achtziger Jahren nahm, wird uns veranschaulicht durch die Namen: Marie Antoinette, Frau Staël und Frau Roland. Von dem Höhepunkte reiner Begeisterung und wahrer Freiheitsliebe, welchen uns Manon Roland bezeichnet, sank die Zeit wieder herab bis zur flachen Republik

der Frau Tallien, den aristokratisch-monarchischen Tendenzen der Frau Staël und langte endlich bei Josephinen, der Gattin des Despoten Napoleon Bonaparte an.

Im Schooße einer wahren Republik hätte Frau Staël keine Rolle spielen können. Gewöhnlich gehen den großen politischen Bewegungen Vorboten voran. Der Ton, welcher in den gebildeten Kreisen einer Nation vorherrscht, deutet die Richtung an, in welcher die Zeit sich bewegt. Im Jahre 1795 war der Uebergang der Republik zur Monarchie schon sehr bestimmt vorbereitet. Weder der National-Convent, noch irgend eine Verfassung, welche dieser beschließen mochte, besaß die Kraft, das rollende Rad zu hemmen. Der Höhepunkt der Freiheit war überschritten. Die Schreckenszeit gab der Nation den Impuls in der Richtung zum Despotismus. Eine Zeit lang dauerten die republikanischen Formen noch fort, allein der Geist, welcher in denselben wehte, war nicht derjenige der Einfachheit, der Tugend, gemäßigter Freiheit und unparteiischen Rechtes, sondern der Willkür, der Leidenschaft, der Habgier und der Herrschsucht. Die wenigen Republikaner, welche die Schreckenszeit überlebt hatten, blickten mit Schaudern auf die jungste Vergangenheit und verloren die Zuversicht, welche sie in den schönen Tagen des ersten Aufschwunges der Nation beseelt hatte. Mehr und mehr traten die Folgen der Schreckenszeit zu Tage.

Die Franzosen, welche zu allen Zeiten den auswärtigen und kriegerischen Verhältnissen ihres Reiches mehr Aufmerksamkeit schenkten, als der inneren und friedlichen Entwickelung, sind sehr geneigt, die Greuel der Schreckenszeit im Hinblicke auf die Gefahren, womit der äußere Krieg sie bedrohte, zu entschuldigen. Sie gehen so weit, zu behaupten, daß der Sieg des Auslandes die Barbarei auf ein Jahrhundert hinaus von Neuem festgestellt hätte. Wenn man, wie die Franzosen gern thun, unter Barbarei den Gegensatz zu Franzosenthum versteht, ist diese Annahme eben so ungegründet, als wenn man darin den Gegensatz zu Bildung des Geistes und des Herzens sieht. Denn in den Jahren 1814 und 1815 wurde Frankreich zweimal vom Auslande vollständig besiegt, ohne daß es dauernd in Barbarei verfallen wäre. Daß übrigens Frankreich in den Jahren 1793 und 1794 wirklich in Barbarei *versank*, läßt sich nicht leugnen. Was war denn die Schreckenszeit anderes, als Barbarei? Barbarei in der Rechtspflege, Barbarei in der Staatsverwaltung, Barbarei in der Kriegführung, Barbarei in Verhältniß zu Kunst und Wissenschaft, — kurz in allen Beziehungen des Lebens.

Die Heere wurden in ähnlicher Weise zusammen gebracht, wie in Persien zur Zeit des Kaisers Xerxes. Der Haß gegen den auswärtigen und den innern Feind erreichte einen Höhepunkt, welcher selbst in den barbarischen Staaten des Alterthums kaum wieder zu finden ist. Die Blutbäder von Lyon, die Ertränkungen von Nantes, die Guillotinirungen zu Paris waren barbarisch. Der Sieg der Oesterreicher und Preußen hätte den Franzosen nichts schlimmeres, ja nichts so schlimmes gebracht, als was die Schreckenszeit wirklich in ihrem Gefolge hatte. Selbst nachdem dieselbe vorüber war, vergingen viele Jahre, bevor alle die barbarischen Gesetze, Einrichtungen und Gewohnheiten beseitigt werden konnten, welche im Laufe der Schreckenszeit aufgetaucht waren.

Die Mehrheit der Franzosen der Jahre 1793 und 1794 glich dem Kinde, welches aus Entsetzen vor der schwarzen Farbe des Schornsteinfegers sich in das Wasser stürzte und nahezu darin ertrank. Dieser Vergleich paßt freilich nicht auf die tapferen Männer, welche die Schlachten Frankreichs schlugen, wohl aber auf diejenigen, welche den Ton in Paris und anderen Städten angaben, die Guillotine beherrschten, oder in banger Furcht die Befehle der Machthaber vollzogen oder doch gut hießen.

Die Gefahren, von welchen sich Frankreich in den Jahren 1793 und 1794 bedroht sah, waren allerdings groß für den Augenblick. Allein die Gefahren, welche der Convent

mit seiner Schreckensregierung hervorrief, waren weit größer und in ihren Folgen weit verderblicher für die ganze Zukunft der französischen Nation und der Menschheit überhaupt. Die Million Menschen, welche unter seiner Regierung auf's Schaffott kamen oder durch Mörderhand im Innern Frankreichs fielen und die zweite Million tapferer Streiter, welche auf den Schlachtfeldern aller Länder Europa's blieben, entzogen der französischen Nation nicht nur für den Augenblick ihre edelsten Kräfte, sondern in den Nachkommen, welche sie ihr bei längerem Leben hätten geben können, die schönsten Hoffnungen einer besseren Zukunft. Denn gerade der edelste Theil der französischen Nation fiel unter den Streichen der Schreckensregierung. Die Unverbesserlichen aus dem Stande des Adels und der Geistlichkeit waren in's Ausland geflüchtet und die Unverbesserlichen aus der Hefe des Volkes wußten gar wohl, sich im Augenblicke der Gefahr verborgen zu halten. Der Tod vieler hochbegabter Männer der Freiheit lichtete die Reihen derjenigen, welche im Stande gewesen wären, einem Tyrannen die Spitze zu bieten. Die Art und Weise endlich, in welcher die Demokratie in Frankreich ihre Regierungsgewalt ausübte, rief in vielen warmen Freunden des Volkes die Ueberzeugung hervor, daß die Zeit für diese Regierungsform noch nicht reif sei, während sie den Absolutisten und den Aristokraten die schärfste Waffe gegen die Demokratie in die Hände gab und die große Zahl der Indifferenten mit Gewalt der Republik entfremdete. Die Verfassung, welche der National-Convent am 24. Juni 1793 der französischen Nation ertheilt hatte und welche in den Urversammlungen angenommen worden war, trat niemals in's wirkliche Leben ein, und diese eine Thatsache genügt, deren Mangelhaftigkeit zu beweisen. Sie war auf die Idee der absoluten Gleichheit gebaut, ertheilte dem ganzen Volke die oberste Gewalt, die es durch das Organ der jährlich in den Urversammlungen zu wählenden Vertreter ausüben sollte. Dem aus solchen Abgeordneten gebildeten gesetzgebenden Körper sollte ein Vollziehungsrath von vierundzwanzig Mitgliedern zur Seite stehen. Nichts ist thörichter, als an verschiedene thatsächliche Voraussetzungen vollkommen gleiche Rechte knüpfen zu wollen. Gleichheit der Rechte hat nur da einen sichern Grund und Boden, wo die thatsächlichen Voraussetzungen gleich sind. Gleichheit der politischen Rechte dekretiren zu wollen ist eben so unsinnig, als Gleichheit der geistigen Kräfte, der Kenntnisse, der Verwandtschaft, Freundschaft und des Vermögens zu befehlen. Alles dieses läßt sich vorbereiten, nach alle diesem läßt sich streben. Allein es ist ein Beweis großer Beschränktheit und große Tyrannei, dieses direct befehlen zu wollen. In der Regel ist die befohlene Gleichheit nichts anderes, als ein Mittel zur Erzwingung der heillosesten Ungleichheit. Statt der versprochenen Gleichheit erhielt die Nation eine revolutionäre Regierung und einen Wohlfahrtsausschuß mit allen bekannten Schrecken desselben. Während der 10. August 1792 den Höhepunkt der sittlichen Erhebung und Freiheitsbestrebung, bezeichnete der 24. Juli (9. Thermidor) 1794, der Tag, an welchem Robespierre fiel, den Höhepunkt der Schreckensregierung. Die Verfassung vom Jahre 1793 war durch die öffentliche Meinung längst verworfen worden. Die Schreckensregierung hatte zur Folge, daß man weiter, als bis zur Constitution von 1791 zurück ging. Zwei Kammern sollten die Besonnenheit der Gesetzgebung verbürgen, für die Güte der Wahl aber nicht blos die Theilung in zwei Acte, sondern auch ein angemessenes Besitzthum der Wähler Gewähr leisten. Auf diese Weise wurde bereits die Rückkehr zu der alten Ungleichheit angebahnt, und da sich jetzt ohne bewaffnete Macht in Frankreich kein entscheidender Beschluß mehr durchsetzen ließ, so wurde zu gleicher Zeit auch die Herrschaft eines glücklichen Kriegers vorbereitet.

Die Verbindung zwischen Terrorismus und Despotismus erhellt hieraus mit vollständiger Klarheit. So traurig dieser Uebergang war, so bestimmt eröffnet er uns die Aussicht auf bessere Zeiten. Das Uebermaß der Freiheitsbestrebung führte zum Despotis-

mus. Das Uebermaß des Despotismus führt die Nationen mit unabweisbarer Nothwendigkeit auf den Pfad der Freiheit zurück. Hoffen wir, daß die durch sechzigjährigen Druck gepeinigte französische Nation bei ihrer nächsten Erhebung das richtige Maß halten und von den übrigen Völkern nicht auf falsche Bahnen werde gedrängt, sondern auf's Eifrigste werde unterstützt werden.

Vier Jahre lang hatte der National-Convent theils in Wirklichkeit, theils nur dem Namen nach Frankreich beherrscht. Seine erste That war die Verkündigung der Republik gewesen. Seine letzten Thaten bereiteten deren Untergang vor. Jedem vorurtheilsfreien Beobachter mußte sich der Gedanke aufdrängen, daß die Republik auf die Dauer sich nicht behaupten könne. Eine solche Masse hervorragender Menschen, als die Revolution verzehrt hatte, konnte Frankreich nicht wieder ersetzen. Wenn sie alle am Leben geblieben wären, hätte die Nation Mühe gehabt, den zahlreichen Gegnern der Republik die Spitze zu bieten. Die schwachen Ueberreste der Gründer der französischen Republik konnten nur deren Fall aufschieben, nicht verhüten. Der National-Convent erkannte klar und deutlich, daß, falls keine Fürsorge getroffen würde, die neuen Wahlen für die Republik sehr ungünstig ausfallen würden. Um einen jähen Rückfall in das Königthum zu verhüten, beschloß der National-Convent am 5. Fructidor (22. August), daß der neue gesetzgebende Körper zu zwei Drittheilen aus seinem Schooße genommen und daß nur ein Drittheil neu gewählt werden solle. Die Wahl wurde den neu geschaffenen Wählerversammlungen anheim gegeben vermittelst Decrets vom 13. Fructidor III. (30. August 1795). Die Primärversammlungen sollten am 20. Fructidor (6. September) zusammen treten, um über die Decrete vom 5. und 13. Fructidor abzustimmen.

Die Royalisten waren mit diesen beiden Decreten höchst unzufrieden und brachten es dahin, daß alle Bezirke von Paris, außer einem einzigen, dieselben verwarfen und nur die Constitution ohne die Decrete vom 5. und 13. Fructidor annahmen. Im übrigen Frankreich wurden aber die Decrete mit überwältigender Stimmenmehrheit und die Verfassung fast einstimmig angenommen. Die Royalisten, welche damals (1. Vendemiaire III. oder am 23. September 1795) schon mit dem Plane eines Aufstandes umgingen, stellten sich, als glaubten sie nicht an eine redliche Zählung der Stimmen und schickten Abgeordnete an den Convent, um von den eingesandten Abstimmungsprotokollen Kenntniß zu nehmen. Der Convent gestattete denselben die Einsicht der Protokolle. Die Abgeordneten der Bezirke von Paris mußten die Richtigkeit der Stimmzählung anerkennen. Allein die Royalisten achteten eben so wenig, als früher die Terroristen die bestehenden Gesetze und Einrichtungen. Sie wußten, daß sie die Mehrheit in den Bezirksversammlungen und in der Nationalgarde von Paris hatten. Sie kannten die Schwäche der damaligen Regierung und griffen zu den Waffen. Am 13. Vendemiaire (5. October 1795) rückten sie, vierzigtausend Mann stark, gegen den National-Convent. Dieser hatte den Aufständischen nicht mehr als achttausend Mann entgegen zu setzen. Allein eine zahlreiche Artillerie glich das Mißverhältniß der Zahl aus; Barras war der erste, Napoleon Bonaparte der zweite Befehlshaber der Truppen des Conventes. Die Kartätschen gaben den Ausschlag. Der Aufstand wurde niedergeworfen. Die Pläne der Royalisten scheiterten, diejenigen des siegreichen Generals Bonaparte kamen ihrer Erfüllung um einen Schritt näher. Die Royalisten wurden geschlagen, aber auf ihren Leichenhügeln legte Napoleon den Grund zu seinem Kaiserthrone.

Kriegsleute waren zu allen Zeiten der Freiheit der Völker gefährlich, mehr, als irgend eine andere Klasse von Menschen. Zwar haben auch Pfaffen, wie die Päbste anschaulich machen, und Kaufleute, wie die Mediceer beweisen, ganze Länder in Ketten und Bande

geschlagen. Allein sie brauchten Jahrzehnte, nicht selten Jahrhunderte, um zu erreichen, was ein glücklicher Feldherr in einem Feldzuge durchsetzte.

Wären die Franzosen mehr von der Liebe zu Freiheit und Recht und weniger von National-Eitelkeit und Herrschsucht beseelt gewesen, so hätten sie sich bemüht, Frieden zu schließen und den inneren Wirren der jungen Republik ein Ziel zu stecken. Allein zu allen Zeiten legten sie auf die auswärtigen Angelegenheiten und den Krieg zu großen, auf die innere und friedliche Entwickelung ihres Staates zu geringen Werth.

Sobald die republikanischen Heere den Feind aus Frankreich vertrieben hatten, begann der Eroberungskrieg. Hätte sich die junge Republik, dem Auslande gegenüber, statt auf den Standpunkt des Schwertes auf denjenigen des Rechtes gestellt, so wäre es ihr auch viel leichter geworden, in ihren inneren Angelegenheiten den verlorenen Rechtsboden wieder zu finden. Allein wie wäre es möglich gewesen, im Innern den Grundsätzen des Rechtes zu folgen, wenn man dem Auslande gegenüber nur der Gewalt Rechnung trug?

Gegen Ende des Jahres 1794 war die kriegerische Stellung Frankreichs eine so glänzende, daß alle Mächte Europa's gern den Frieden angenommen hätten, wenn ihnen dieser ohne schwere Opfer erreichbar gewesen wäre. Allein die Franzosen waren nicht damit zufrieden den Feind zurückgeschlagen zu haben. Sie wollten erobern. Der Friede mit dem Auslande hätte die Beruhigung der Vendée zur unmittelbaren Folge gehabt. So lange der äußere Kampf fortdauerte, fand durch ihn die Flamme des Bürgerkrieges immer neue Nahrung. Die verderblichste Folge des Krieges bestand aber darin, daß die wilden Kräfte der Zerstörung, welche in Frankreich schon zu reichlich vorhanden waren, durch denselben an Macht und Einfluß immer zunahmen, daß die Generale mehr galten, als die Gesetzgeber und die Siege auf dem Schlachtfelde mehr gefeiert wurden, als die glänzendsten Erfolge der Staatskunst.

So lange der Krieg nothwendig war, d. h. so lange er zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes geführt wurde, griffen die edelsten und hochherzigsten Männer Frankreichs zu den Waffen und wurden sie durch die reinsten Beweggründe beseelt. Die französischen Heere zeichneten sich durch die höchsten kriegerischen Tugenden aus. Die Soldaten murrten nicht, wenn es ihnen am Nothwendigsten fehlte. Statt unter Zelten, schliefen sie unter den schützenden Zweigen der Bäume. Der Offizier theilte Mühe und Noth mit den Soldaten. Die Begeisterung hob die Heere über Schwierigkeiten hinweg, welche ihre Feinde für unüberwindlich hielten. Das alles änderte sich, als der Krieg in das Ausland getragen wurde, reiche Städte den Siegern die Thore öffneten und glänzende Geschäfte, sei es durch Lieferungsverträge oder durch heimliche Abfindungen, im feindlichen Lande gemacht werden konnten. Das Beispiel der Habgier und Erpressung, welches manche Generale gaben, wurde nachgeahmt. Nur zu bald nahmen die Völker, welchen die Freiheit geboten wurde, wahr, daß republikanische Tugend von republikanischen Manifesten sehr verschieden sei.

Von allen Mächten, welche Frankreich überfallen hatten, wurde Toscana zuerst des Krieges müde. Am 15. Februar 1795 schloß der Großherzog dieses Landes Frieden mit der Republik. Er zahlte eine Million Franken und erhielt dafür die Zusicherung der Neutralität.

Seit dem Ende des Jahres 1794 waren zu Basel Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und Preußen gepflogen worden. Am 5. April 1795 kam der Vertrag zu Stande. Die preußischen Provinzen, welche auf dem linken Rheinufer lagen, blieben in den Händen der Franzosen. Preußen sagte sich von der Coalition los und bot der Republik und den übrigen zum Frieden geneigten deutschen Ständen seine Vermittelung

an. Kurz darauf (17. Mai 1795) wurde die Linie gezogen, welche den im Kriege mit Frankreich befangenen Theil Deutschland's von demjenigen trennte, welchem der Baseler Frieden zu statten kam. Diese Demarkations-Linie ging von Ostfriesland südlich bis an den Kocher in Schwaben und von da östlich bis Schlesien. Hessen-Kassel folgte dem von Preußen gegebenen Beispiel (28. August 1795), trat an Frankreich die Grafschaft Katzenellenbogen und die Feste Rheinfels ab und erhielt dafür den Frieden und die Zusage einer Entschädigung.

Die deutschen Fürsten hatten den Kampf mit Frankreich begonnen. Das deutsche Volk mußte die Kosten desselben tragen, sein Blut im Kriege verspritzen und am Ende den Frieden mit seinem Gebiete erkaufen. Die Siege der Franzosen hatten den König von Preußen zur Besinnung gebracht, nicht aber das Haus Habsburg und die unter dessen Fittigen stehenden deutschen Landesherren. Gewöhnlich machen deutschthümelnde Geschichtschreiber den Preußen einen schweren Vorwurf aus dem Baseler Frieden. Wir tadeln im Gegentheile das Haus Habsburg, daß es den verderblichen Kampf noch fortsetzte. Ein nutzlos geführter dreijähriger, blutiger Krieg hätte es auf die Bahn des Friedens zurückleiten sollen. Allerdings ist es traurig, wenn eine Nation den äußern Feind nicht mit gemeinsamer Kraft zurückschlägt. Allein zwischen der französischen und der deutschen Nation war genau genommen gar kein Krieg. Der Kampf wurde von den kleinen und großen Despoten Deutschland's gegen die Freiheitsbestrebungen Frankreich's geführt. Die deutsche Nation war nicht befragt worden, ob sie den Kampf wolle. Sie war bei demselben nur insofern betheiligt, als sie die Zeche zu bezahlen hatte.

Daß es sich nicht um einen Nationalkrieg handelte, beweist der Baseler Frieden auf's deutlichste. Hätte die deutsche Nation den Krieg geführt, so wäre ein ganz anderer Geist in den deutschen Heeren zu Tage getreten und der König von Preußen hätte gar nicht die Macht gehabt, einen Separatfrieden zu schließen, welcher den Norden von dem Süden Deutschland's losschied. Nicht denjenigen, welcher von der Bahn des Unrechts und des Unsinns auf den Pfad des Rechtes und der Vernunft zurückkehrt, sondern denjenigen, welcher aller Mahnungen des Schicksals zum Trotze auf dem betretenen Irrwege beharrt, trifft gerechter Tadel. Zur Zeit des Baseler Friedens hätte Deutschland jedenfalls günstigere Bedingungen erlangen können, als später. Die Habsburger, welche bei jeder Gelegenheit nur an die Vergrößerung ihrer Hausmacht dachten, setzten den Krieg fort, weil sie wußten, im schlimmsten Falle würden sie das deutsche Reich den Franzosen preis geben und dadurch schwere Verluste an eigenem Gebiete verhüten.

Die deutsche Nation, welche sich von ihren Fürsten zum blinden Werkzeuge des Ehrgeizes und der Herrschsucht mißbrauchen ließ, erhielt die ihr gebührende Strafe durch die Verheerungen des Krieges und die Opfer, mit welchen später der Frieden erkauft werden mußte.

Selbst das alterschwache und von Pfaffen halb zu Grunde gerichtete Spanien bekundete mehr Einsicht, als das deutsche Reich, indem es (22. Juli 1795) mit Frankreich Frieden schloß. Auch dieses Land mußte den Frieden mit einer Gebietsabtretung erkaufen. Es überließ an Frankreich seinen Antheil an der Insel Domingo und näherte sich schon bald Frankreich freundschaftlich an.

Die französische Republik hatte durch die von ihr abgeschlossenen Friedensverträge vieles gewonnen, aber auch manches verloren. Ihren Gewinn an Land schlagen wir nicht hoch an. Allein es war ein großer Vortheil, daß sie mehrere Mächte Europa's gezwungen hatte, sie anzuerkennen. Die Friedensschlüsse verminderten die Zahl der Feinde Frankreich's und bahnten den Weg zu weiteren ähnlichen Verträgen. Der Verlust, welchen

Frankreich erlitt, bestand darin, daß die ganze Welt einsah, die junge Republik stehe in ihrer auswärtigen Politik auf keinem höhern Standpunkte, als Ludwig XIV., d. h. sie wolle erobern, und die Freiheit sei für sie nur eine Redensart, wie für die Könige früher Ehre, Würde und andere Worte gewesen waren.

Oesterreich, auf dessen Schultern nach dem Baseler Frieden die Last des Krieges hauptsächlich ruhte, mußte bald empfinden, daß es der ungestümen Tapferkeit Frankreich's auf die Dauer mit Erfolg nicht widerstehen könne. Die Festung Luxemburg mußte sich (6. Juni 1795) den Franzosen ergeben. Jourdan drang an der Spitze der Sambre und Maas=Armee bei Düsseldorf über den Rhein (6. bis 8. September), trieb die Oesterreicher vor sich her bis hinter den Main und schloß Mainz auch auf der rechten Rheinseite ein. Pichegrü, welcher die Rhein= und Mosel=Armee befehligte, gewann Mannheim. Zwar mußten sich die Franzosen nach dem für sie unglücklichen Treffen bei Handschuhsheim (24. Sept.) und bei Höchst (11. October) wieder zurückziehen, die Belagerung von Mainz (29. October) aufgeben und Mannheim räumen (21. November), allein diese Erfolge der österreichischen Waffen waren nur vorübergehend und hatten theilweise wenigstens ihren Grund in den verrätherischen Beziehungen, in welchen der französische General Pichegrü mit den Bourbonen und den Oesterreichern stand.

Ungeachtet der eben erwähnten Niederlagen standen die französischen Heere aller Orten noch auf feindlichem Gebiete und Frankreich sah innerhalb seiner Gränzen keinen Feind. Doch minder glücklich, als zu Lande, führte es seine Kriege zur See. England's Flotten waren den französischen überlegen. Die französischen Inseln in Westindien St. Pierre, Miquelon, Tabago, ein Theil von Domingo, St. Lucie, Guadeloupe und Martinique, ferner Pondicherry in Ostindien waren den Franzosen schon im Jahre 1793 verloren gegangen. Die Insel Corsika hatte dasselbe Schicksal. Sie wurde mit dem brittischen Reiche vereinigt und huldigte (18. Juni 1794) dem englischen Vicekönige Elliot. Die französische Flotte erlitt in der Nähe von Quessant (1. Juni 1794) und bei L'Orient (23. Juni 1795) empfindliche Niederlagen. Sobald sich übrigens die Engländer auf das feste Land wagten, wurden sie von den Franzosen geschlagen. Die Pläne, welche England in Verbindung mit den französischen Emigrirten auf die Vendée baute, scheiterten, und die Verluste, welche es dabei erlitt, waren sehr bedeutend.

Die unseligen Folgen des Schreckenssystems traten nirgends furchtbarer zu Tage, als in der Vendée. Nach der Schlacht bei Savenay konnten zwar die Vendéer kein ansehnliches Heer mehr in's Feld stellen. Allein einzelne Banden trieben fortwährend ihr Unwesen sowohl im Süden, als im Norden der Loire. Im Norden derselben zogen die Chouans umher, überfielen da und dort die republikanischen Behörden, ermordeten und brandschatzten die Käufer von Nationalgütern und machten alle Straßen unsicher. Allein dem kriegerischen Talente des jugendlichen Feldherren Hoche und seiner mit Umsicht gepaarten Milde gelang, was die „höllischen Colonnen" des Wohlfahrts=Ausschusses niemals zu Stande bringen konnten. Charette, der gefürchtetste unter allen Häuptlingen der Vendée, unterwarf sich (17. und 26. Februar 1795), Stofflet, (am 20. April und 2. Mai 1795) der einen und untheilbaren Republik. Beide hatten sich übrigens nur gefügt, weil sie sich zu schwach fühlten, den Kampf fortzusetzen. Sie sowohl, als die meisten übrigen Häuptlinge harrten nur eines günstigen Augenblickes, um die Fahne der Empörung wieder zu entfalten.

Seit längerer Zeit hielt sich der Graf von Puisaye in London auf und suchte dort die Hülfe England's nach. Er hatte den Chouans eine gewisse Organisation gegeben und hoffte, mit englischer Hülfe den Bürgerkrieg von Neuem zu entflammen. Am 28.

Juni 1795 landete er auf englischen Schiffen mit einer zahlreichen Schaar französischer Emigrirten bei der Halbinsel Quiberon. Allein nur einzelne Haufen ungeordneter Landleute schlossen sich ihm an. Er setzte sich zwar in den Besitz des Forts Penthièvre, allein Uneinigkeiten unter den französischen Emigrirten schwächten gleich anfangs deren Bewegungen. Hoche eilte mit seinen wohlgeordneten Truppen herbei. Er schlug auf allen Punkten die gelandeten Schaaren und deren Verbündete, eroberte (20. und 21. Juli 1795) das Fort Penthièvre; glücklich war, wer auf den englischen Schiffen eine Zuflucht fand. Ein zweiter Versuch, welchen die Ausgewanderten machten, endigte, ohne daß dieselben in der Vendée zu landen wagten. Der Graf von Artois entfaltete zwar das Banner der Bourbonen auf einigen kleinen Inseln in der Nähe der Vendée, allein auf das französische Festland wagte er sich nicht. Die Hoffnungen, welche die königliche Partei auf die Vendée gesetzt hatte, gingen eine nach der anderen unter. Die Zeiten der Restauration waren noch nicht gekommen. Zwei Jahrzehnte vergingen, bevor die Bajonette des Auslands die Bourbonen nach Frankreich zurückbrachten. Mittlerweile ließen die Prinzen dieses Hauses kein Mittel unversucht, um ihren verlorenen Thron wieder zu erlangen. Sie machten sich kein Gewissen daraus, die fremden Mächte gegen Frankreich aufzuhetzen, so wenig, als ihre Anhänger dem sichern Tode auf französischem Gebiete entgegen zu treiben. Seit die französischen Heere über den Rhein vorgedrungen waren, hatte sich der Graf von Provence, welcher sich Regent von Frankreich nannte, nach Verona zurückgezogen. Der Graf von Artois hatte sich mit einigen jungen Adeligen nach Petersburg begeben, woselbst ihn die Kaiserin Katharina glänzend empfing und reichlich beschenkte. Er war dann in das Lager des Herzogs von York nach Holland gereist und hatte sich später zu Arnheim niedergelassen. Der Prinz von Condé, welcher von nichts, als von Schlachten wissen wollte, hielt sich fortwährend an den Ufern des Rheines auf.

Die drei kleinen Höfe betrachteten sich gegenseitig mit unfreundlichen Augen, waren sehr mißvergnügt mit einander, unzufrieden mit ihren Verbündeten und zornig auf die französische Nation. Oesterreich, Preußen und England hatten sich wohl gehütet, den Grafen von Provence als Regenten Frankreich's anzuerkennen, weil sie sich dadurch ihre Stellung der jungen Republik gegenüber erschwert hätten. Dieses hielt den Grafen von Provence nicht ab, die Rolle eines Regenten von Frankreich zu spielen. Doch nicht einmal der ausgewanderte Adel bewies sich willig, ihm zu gehorchen. Das Hauptgeschäft der bourbonischen Prinzen bestand darin, mit einigen wenigen Anhängern, welche sich dafür gut bezahlen ließen, Briefe zu wechseln und den Saamen des Verrathes da und dort in Frankreich auszustreuen. Ein schlechtes Subjekt, Namens Lemaitre, ein gewisser Laville-Heurnois und ein gewisser Brothier waren die hervorragendsten Geschäftsführer der Prinzen in Frankreich. Diese gaben denselben größtentheils falsche Berichte, rühmten sich bedeutungsvoller Beziehungen mit den Häuptern der französischen Regierung, ohne jedoch solche zu besitzen. Diese Leute suchten nur, sich selbst in den Augen der Prinzen Wichtigkeit zu geben und auf diese Weise möglichst große Geldsummen zu erlangen.

Wenn die royalistische Partei ihre Impulse nur von den bourbonischen Prinzen empfangen hätte, so wäre sie bald in sich selbst zerfallen. Die Royalisten der Vendée hatten ohne alles Zuthun der Prinzen zu den Waffen gegriffen. Bei den verschiedenen royalistischen Bewegungen von Paris und anderen Städten hatten die Agenten der Prinzen keine hervorragende Rolle gespielt, so wenig, als bei denjenigen des Südens.

Da die royalistischen Agenten der Prinzen käufliche Menschen waren, so gelang es ihnen nur, auf Leute ähnlichen Schlages Einfluß zu gewinnen. Diejenigen Royalisten, welche ihr Leben einsetzten, wurden dazu getrieben theils durch die Vorliebe für

die alte Monarchie und die römisch-katholische Religion, theils durch ihren Haß gegen die Schreckensmänner von Paris und den Abscheu vor den Maßregeln, welche von denselben ausgingen. Die Agenten der Bourbonen verliehen den Royalisten Frankreich's erst dann eine gewisse Kraft, als die Zeitverhältnisse ihnen erlaubten, ihren Bestrebungen durch die Presse Nachdruck zu geben.

Ganz erfolglos waren übrigens die Bestrebungen der bourbonischen Prinzen weder im Osten, noch im Westen Frankreich's. Die Briefe, welche der anmaßliche Regent Frankreich's an Charette schrieb, trugen viel dazu bei, daß dieser Häuptling den der Republik versprochenen Gehorsam aufkündigte und wieder zu den Waffen griff. Die Gefangennahme und der Tod Charette's und Stofflet's machten diesen Beziehungen bald wieder ein Ende.

Die geheimen Unterhandlungen, welche die Prinzen mit dem Generale Pichegrü pflogen, hätten der jungen Republik sehr gefährlich werden können. Sie trugen ohne Zweifel zu den Siegen bei, welche die Oesterreicher im Jahre 1795 über die Franzosen errangen. Allein Pichegrü wurde, bevor er seine verrätherischen Pläne ausführen konnte, vom Heere abberufen und büßte schon bald für den von ihm beabsichtigten Verrath. Noch war der Glücksstern der Bourbonen nicht aufgegangen. Eine zweite Dynastie sollte ihr Banner in Frankreich entfalten, Europa in Schrecken setzen und in sich selbst zusammen stürzen, bevor die Bahn gebrochen wurde, auf welcher die Bourbonen nach Frankreich zurückkehrten.

§ 23. Das Directorium von 1795—1797.

Die Verlegenheiten und Gefahren, unter welchen die Directorial-Verfassung in's Leben trat, waren so groß, daß der Krieg, in welchem Frankreich damals noch mit den mächtigsten Staaten Europa's befangen war, als eine der kleinsten erschien, mit welchen die neue Regierung zu kämpfen hatte.

Die Jakobiner hatten in allen Zweigen der Verwaltung gewirthschaftet wie die Barbaren. Sie hatten die Bäume umgehauen, um deren Früchte leichter pflücken zu können. Es galt, wieder neue zu pflanzen und durchzukommen, bis dieselben Früchte trugen. Wenn nur die Finanzen des Staates an den Rand des Bankeruttes gebracht worden wären, so wäre die Lage nicht so schwierig gewesen. Allein Handel und Verkehr, Handwerke und Fabriken, Besitz und Eigenthum, Papiergeld und Münze, Verträge und deren Bedeutung — alle Hebel des gesellschaftlichen Lebens waren zerrüttet worden. Den allgemeinen Schiffbruch hatte nichts überdauert, als die menschliche Natur mit ihren Bedürfnissen. Es fehlte zwar nicht an Material zum Wiederaufbau des zertrümmerten Staatsschiffes, allein die während der Schreckenszeit getroffenen Maßregeln und erlassenen Gesetze erschwerten den Baumeistern jeden Schritt und Tritt. Man hatte die Bevölkerung von Paris daran gewöhnt, ihre Ernährung von der Regierung zu erwarten, hatte sich selbst aber in die Unmöglichkeit versetzt, dem auf diese Weise künstlich erzeugten Bedürfnisse Genüge zu leisten. Hätte man den Handel frei gelassen, so hätte dieser die Hauptstadt verproviantirt. Der Handel vermochte nichts zu bringen, weil ihm die Freiheit fehlte und die Regierung war gehemmt, weil die Assignaten entwerthet und die Staatsgüter nicht verwerthet waren. Die Soldaten verließen die Fahnen, weil sie weder Sold, noch Nahrung und Kleidung empfingen. Die Beamten legten ihre Stellen nieder, weil sie von den werthlosen Assignaten, in welchen ihre Besoldungen ausbezahlt wurden, nicht leben konnten. In sofern die Abgaben in Assignaten bezahlt wurden, brachten sie dem erschöpften Staatsschatze sehr wenig Hülfe. In sofern sie in Naturalien entrichtet, in sofern also die Assignaten von der Regierung selbst

nicht mehr angenommen wurden, bestand thatsächlich der Staatsbankerutt. Wäre dieser offen erklärt worden, so hätte man sich wieder helfen können. Der thatsächlich bestehende, allein nicht anerkannte Bankrutt ist weit schlimmer, als der erklärte; wie eine schleichende Krankheit, welche zu keiner Krisis gelangen kann, schlimmer ist, als diese selbst, weil sie die Kräfte des Körpers erschöpft, ohne diesem den Impuls zu neuer Lebensthätigkeit zu geben. Nicht blos die Staatsmaschine, sondern auch aller gesellschaftliche Verkehr stockte in Folge der Verwirrung, welche die unsinnige Wirthschaft der Jakobiner erzeugt hatte. Jahre vergingen, bevor alle Uebel nur zu Tage kamen, welche die Schreckenszeit hervorgerufen hatte, Jahre, bevor es möglich war, denselben zu steuern. Mittlerweile gingen Millionen von Familien in Jammer und Noth unter, andere brachten es auf Kosten ihrer Nachbarn zu großen Reichthümern. Die neuen Glückspilze waren nicht besser, als die alten gewesen. Die Gesellschaft gewann nichts dabei, daß an die Stelle eines adeligen Gutsbesitzers ein bürgerlicher, an die Stelle eines Grundherrn ein Wucherer trat. Zu keiner Zeit war der Wucher größer, als zur Zeit der Assignaten.

Dieselben Schwierigkeiten, welche die Schreckenszeit in Betreff der Finanzen, hatte sie auch im Gebiete der Rechtspflege hervorgerufen. Alle Grundsätze des Rechtes und der Menschlichkeit waren mit Füßen getreten worden. Wie sollten dieselben wieder in den Schooß der Gerichte zurückgeführt werden? Solange der National-Convent die Zügel der Regierung in Händen hielt, ließen sich durchgreifende Maßregeln der Reform kaum erwarten, weil so viele Mitglieder desselben an den Greueln der Schreckenszeit thätigen oder doch leidenden Theil genommen hatten. Die Frage war: besaß das französische Volk Einsicht genug, die rechten Männer auszusuchen, welche in Verbindung mit den im Amte bleibenden zwei Drittheilen des Convents, der herrschenden Verwirrung ein Ziel stecken und der Republik die ihr noch immer fehlende gesetzliche Grundlage geben konnten? Leider muß die Geschichte diese Frage verneinen. Die französische Nation besaß diese Einsicht nicht. Von dem Extreme republikanischen Feuereifers war sie zu dem andern monarchischer Schlaffheit zurückgekehrt. Nimmermehr hätte ein herrschsüchtiger Soldat vermocht, die Republik in seine Patrontasche zu stecken, wenn die französische Nation tüchtige Republikaner zu Wächtern der neuen Verfassung ernannt hätte. Allein jede neue Wahl, welche im Laufe der Directorial-Regierung stattfand, näherte die Republik um einen Schritt der Monarchie an. Der Mörder der Republik wird dadurch nicht entschuldigt, so wenig als der Arzt, welcher seinen Patienten tödtet durch das Vorgeben, der Kranke wäre doch gestorben, oder der Räuber durch die Behauptung, wenn ihm sein Raub nicht gelungen, so wäre der Beraubte in die Hände eines andern Räubers gefallen.

Am 5. Brümaire des Jahres IV. (27. October 1795) traten die zwei Drittheile des Conventes, welche ihren Sitz in dem neuen gesetzgebenden Körper beibehielten mit demjenigen Drittheile zusammen, welches neu gewählt worden war. Die Neugewählten waren zum größten Theile wenig bekannte unbedeutende Menschen, weder entschiedene Republikaner, noch hervorragende Gegner der neuen Ordnung der Dinge. Die französische Nation hätte kaum ungünstigere Wahlen treffen können. Hätte sie begeisterte Republikaner in die gesetzgebende Versammlung geschickt, so hätte die Republik in denselben kräftige Stützen gefunden. Wären erbitterte Gegner der neuen Ordnung der Dinge erwählt worden, so hätten diese die schlummernde Thatkraft der republikanischen Partei geweckt. Die schlaffen Menschen, welche in die neue gesetzgebende Versammlung eintraten, wirkten lähmend und hemmend auf den Gang der Geschäfte.

Die versammelten Abgeordneten bildeten sich zuerst zu einem Wahlkörper, vervollständigten die beiden Drittel, welche beibehalten werden sollten, entwarfen eine Liste der Ver-

heiratheten und mehr als vierzig Jahre alten Abgeordneten und zogen durch das Loos zweihundert und fünfzig derselben, welche den Rath der Alten bildeten. Die übrigen fünfhundert constituirten sich als eine abgesonderte Versammlung.

Am folgenden Tage trat der Rath der fünfhundert im alten Saale der constituirenden Versammlung, im sogenannten Reithause (Manège), der Rath der Alten in dem frühern Saale des Conventes zusammen. Als Directoren wurden Barras, Rewbell, Sieyes, Larevellière-Lépaux und Letourneur gewählt. Alle fünf hatten für den Tod des Königs gestimmt. Keiner derselben zeichnete sich durch großartige Eigenschaften aus. Gleich bei dieser ersten Wahl zeigte es sich, daß Frankreich durch die Schreckenszeit seine großen Charaktere und Talente vollständig verloren habe. Larevellière-Lépaux war wohl ein reiner und fester Charakter, ein guter Republikaner und nicht ohne Talent; allein jener weite Blick, welcher ganz Frankreich umfaßte, jene Thatkraft, welche im Stande gewesen wäre, dreißig Millionen bewegter Franzosen nach den Umständen den Zügel anzulegen oder den Sporn zu geben, jener Scharfsinn, welcher verrätherische Pläne schon in ihren ersten Keimen entdeckt und die Mittel findet, die Ansprüche auf Wohlstand, Bildung und Freiheit harmonisch zu befriedigen — war ihm nicht eigen. Rewbell war gut republikanisch gesinnt, besaß Geschäftserfahrung, und war nicht ohne Entschlossenheit; allein ihm fehlten nicht blos alle hervorragenden Talente, sondern auch jene Reinheit des Charakters, welche an der Spitze einer Regierung zu allen Zeiten, insbesondere aber in denjenigen der Revolution zum Gedeihen der guten Sache unumgänglich nothwendig sind. Letourneur war ein ganz unbedeutender, Barras ein gewaltthätiger, genußsüchtiger, habgieriger Mensch von sehr geringen Gaben. Sieyes nahm die auf ihn gefallene Wahl nicht an. Statt seiner wurde Carnot gewählt. Rotteck schreibt zwar Carnot eine Römerseele zu, allein gewiß mit Unrecht. Ein Mann von durchgreifendem Charakter hätte nicht ein Jahr lang alle Schandthaten des Wohlfahrts-Ausschusses durch seine Unterschriften beglaubigt. Er hätte im Schooße des Directoriums und später sogar unter dem Kaiserthume keine so traurige Rolle gespielt, als er. Carnot war einer von jenen Menschen, welche in einem bestimmten Fache etwas zu leisten vermögen, außerhalb desselben aber Nullen sind. Sein Fach war der Krieg. In diesem mochte er nach wie vor gute Dienste thun. Als Kriegsminister wäre er an seinem Platze gewesen. Von einem der fünf Directoren der französischen Republik wurde mehr verlangt und erwartet. Wenn die neue Ordnung der Dinge in Frankreich bestehen sollte, so mußte der in allen Zweigen der Staatsverwaltung und des bürgerlichen Lebens herrschenden Verwirrung ein schnelles Ende bereitet, es mußten die Gegner einer vernünftigen Republik: die fanatischen Jacobiner und die tückischen Royalisten mit Kraft niedergehalten und der noch immer nicht gefundene Uebergang von der Schreckenszeit zur Herrschaft der Freiheit und des Rechtes hergestellt werden.

Das Directorium war eine höchst mittelmäßige, dem Drange der Zeiten keineswegs gewachsene Behörde, und ihm zur Seite stand ein gesetzgebender Körper ohne fest ausgeprägten Charakter, ohne hervorragende Talente. Männer von dieser Sorte konnten keine Bahn brechen, vermochten nicht, einer schwankenden Nation eine bestimmte Richtung, einer unvollendeten Verfassung neue Stützpunkte zu geben.

Die Republik hatte, trotz mancher in der letzten Zeit erlebten Niederlagen, nichts vom Auslande zu fürchten. Vorausgesetzt, daß die innere Verwaltung Frankreich's neu geordnet wurde, war es ein leichtes, den äußern Feind zurückzuschlagen. Nicht in den Heeren, sondern in den Quellen, welche denselben Leute, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse zubringen sollten, in der Verwaltung der inneren Angelegenheiten lag die Grundursache

der erlittenen Verluste. Die Franzosen legten zu allen Zeiten zu großes Gewicht auf die auswärtigen Angelegenheiten und auf den Krieg. Darum verschlangen auch während der Directorial-Regierung die auswärtigen die inneren Angelegenheiten, der Krieg den Frieden. Die Vendée wurde besiegt, der auswärtige Feind theilweise wenigstens gedemüthigt. Allein die innere Freiheit ging während des äußern Krieges unter. Was halfen den Franzosen die gewonnenen Schlachten? Im endlichen Frieden mußten sie alle ihre Eroberungen herausgeben. Hätten sie mit Vorliebe die inneren Angelegenheiten, die Finanzen, die Verwaltung und die Rechtspflege gehegt, so wären sie nicht die Beute eines tückischen Kriegers, und im Gefolge des siegreichen Auslandes die der verhaßten Bourbonen geworden.

Rotteck behauptet zwar, „das Directorium sei mit Muth und Einsicht allen Schwierigkeiten begegnet und habe in der Stimmung der Nation eine mächtige Hülfe gefunden.“ Wenn dieses Urtheil über das Directorium richtig wäre, so hätte dasselbe nicht so traurig endigen können. Wenn die Nation ihrer Regierung geholfen hätte, allen Schwierigkeiten zu begegnen, so hätte Napoleon Bonaparte keine Gelegenheit gefunden, die Directorial-Regierung und mit dieser zugleich die republikanische Verfassung Frankreich's über den Haufen zu stoßen.

Die Schwankungen, welche die Herrschaft des Conventes nach dem Sturze Robespierre's bezeichnet hatten, dauerten unter dem Directorium fort. Es fehlte der französischen Nation und deren Vertretern jene republikanische Gesinnung, welche zugleich der royalistischen Reaction und der jacobinischen Ueberstürzung jede Hoffnung auf das Gelingen ihrer verderblichen Pläne entzogen hätte.

Der Kampf in der Vendée ging schon bald zu Ende. Charette und Stofflet, die beiden Häupter des Aufstandes wurden, nachdem sie den Frieden gebrochen hatten, besiegt, gefangen und erschossen (Februar und März 1796). Hoche, gleich groß als Feldherr, Staatsmann und Republikaner beruhigte durch eine treffliche Mischung von Milde und Strenge die aufgeregten Gemüther, nachdem er deren tapferste Krieger durch Waffengewalt besiegt hatte. Etwas länger dauerten noch in der Bretagne die Raubzüge und Mordthaten der Chouans. Doch wurde Hoche auch im Norden der Loire Meister. Die große Masse der Bevölkerung war längst des Krieges müde. Die Häuptlinge, welche mehr durch Ehrgeiz und Herrschsucht getrieben, als von irgend einer Idee beseelt waren, mußten sich entweder unterwerfen, aus dem Lande fliehen, oder versteckt halten. Am 17. Juli 1796 (28. Messidor des Jahres IV) kündigten die Directoren den beiden Räthen der gesetzgebenden Versammlung das Ende des Bürgerkrieges in einer feierlichen Botschaft an.

Kaum war übrigens ein Sieg über den einen Feind der Republik gewonnen, so erhob der andere wieder mit unerhörter Kühnheit sein Haupt. Nach allen Niederlagen, welche die Jacobiner erlitten hatten, beruhigten sie sich noch immer nicht. Die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung hatten deutlich bewiesen, daß die Nation keine Lust trage, sich wieder unter die Herrschaft der Terroristen zu begeben. Dennoch benützten diese die Freiheit, welche das Directorium ihnen gewährte, zu neuen Verschwörungen und Complotten. Das Directorium sah sich durch die leidenschaftlichen Verhandlungen der Jacobiner gezwungen, deren Club am 26. Februar 1796 (8. Ventose des Jahres IV.) aufzuheben. Diese Maßregel vermehrte nur den Grimm der Jacobiner und bestimmte sie, ihre Umtriebe versteckter zu machen. Am 21. Floreal des Jahres IV. (11. Mai 1796) ließ das Directorium die Häupter der Terroristen verhaften. Die Organisation, welche dieselben ihren Anhängern gegeben hatten, war aber so beschaffen, daß sie durch diese Maßregel nicht gesprengt wurde. Im Verborgenen arbeiteten die Jacobiner weiter fort. Am 23. Fruc-

tidor des Jahres IV. (10. September 1796) machten sie einen offenen Angriff auf das Lager von Grenelle, in welchem sich die Regierungstruppen befanden, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen. Die Directoren hatten bis dahin die verhafteten Häupter der Jacobiner nicht richten lassen. Nach dem Anschlage von Grenelle stellte es aber dieselben vor Gericht. Baboeuf und Darthé wurden zum Tode verurtheilt. Sie stießen sich selbst den Dolch in's Herz. Kaum waren die Jacobiner zurückgeschlagen, so regten sich die Royalisten mit erneutem Eifer. Nachdem Lemaître schon früher hingerichtet worden war, wurden Brothier, Laville-Heurnois und Duverne de Presle verhaftet (30. Januar 1797). Die Royalisten ließen sich dadurch nicht einschüchtern. Sie setzten ihre Verschwörungen fort, bildeten den Club von Clichy und wirkten in der Presse mit großer Frechheit im royalistischen Sinn.

Eine kräftige und einsichtsvolle Regierung hat von den Parteien nicht viel zu fürchten. Sie schafft die herrschenden Mißbräuche ab, führt neue wohlthätige Anstalten ein und giebt dem Volke so viele Gelegenheiten des Erwerbes und der Beschäftigung, daß nur den unverbesserlichen Störefrieden Zeit zu verderblichen Umtrieben übrig bleibt. Die Frage, von welcher der Wohlstand Frankreich's abhängig war, betraf, wie in der letzten Zeit des Conventes, die Assignaten und die Nationalgüter. Es galt, die letzteren so schnell als möglich zu verwerthen, bei dieser Gelegenheit die Assignaten in den Staatsschatz zu ziehen und dadurch den vernichteten Credit der Regierung wiederherzustellen. Hätten die Directoren Frankreich's mit Entschiedenheit und Einmüthigkeit in dieser Richtung gearbeitet, so wäre es ihnen gelungen, wieder Ordnung in die Finanzen des Staates und der gesammten Bevölkerung zu bringen. Die royalistische Partei wäre viel leichter durch den Verkauf der Nationalgüter, als durch Strafgerichte unschädlich gemacht und die Jacobiner dadurch versöhnt worden. Die Käufer der Nationalgüter und die Besitzer der Assignaten, oder mit anderen Worten der revolutionäre Theil der Nation wäre auf diese Weise durch das starke Band des Besitzstandes an die Republik geknüpft worden. Die Regierung hätte einen festen Stützpunkt gewonnen und hätte sich gegen alle Angriffe auf gesetzlichem Wege vertheidigen können.

Zur Zeit der Directorial-Regierung hatte sich die Freiheitsbegeisterung der Jahre 1789 bis 1792 schon sehr gelegt. Die Republikaner bedienten sich wohl noch der revolutionären Stichwörter, die Royalisten deuteten ihre Vorliebe für die Monarchie durch gewisse Redensarten und Aeußerlichkeiten an. Allein das Interesse, die Eigenthumsfrage spielte damals schon eine weit größere Rolle, als die Idee und das Princip. Es kam darauf an, das Interesse der Nation in untrennbare Verbindung mit der Revolution und der Republik zu bringen, und jeden Widerstand, welcher der Regierung in dieser Beziehung entgegentrat, mit unbeugsamer Kraft niederzuwerfen. Allein gleich in der ersten Zeit der Directorial-Regierung bildete sich ein höchst verderblicher Gegensatz zwischen den alten und den neuen Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung. Die alten waren mehr revolutionär, die neuen, wenn nicht geradezu royalistisch, so doch reactionär gesinnt. Eine ähnliche Spaltung trat im Schooße des Directoriums ein. Auf der Seite der Republik und des Fortschritts standen Larevellière-Lépaux, Rewbell und Barras, auf der Seite der Reaction Carnot und Letourneur. Die drei ersteren konnten voraussehen, daß ihre Stellung durch die nächsten Wahlen sich verschlimmern würde, falls es ihnen nicht gelingen sollte, durch entschiedene und kräftige Maßregeln die Mehrheit der Nation für sich zu gewinnen.

Larevellière-Lépaux und Rewbell waren unerschütterliche Republikaner und unbestechliche Beamte; allein es fehlte beiden jene Genialität, welche die Geister beherrscht und

die Gemüther mit sich fortreißt. Sie konnten sich über keine großartigen Maßregeln verständigen. Sie folgten dem Gange der Ereignisse hinten nach, statt diesen in der Richtung der Freiheit und des Rechtes Bahn zu brechen.

Die Assignaten, welchen die Regierung nicht zu Hülfe kam, sanken immer tiefer im Werthe. Die Nationalgüter blieben unverkauft. Alle Finanzmaßregeln, welche das Directorium ergriff, waren halb, ungenügend und nur dazu geeignet, die herrschende Verwirrung fortzusetzen oder noch zu vergrößern, nicht ihr ein Ziel zu stecken. Mit geringeren Mitteln der Ausführung und unter weit ungünstigeren Verhältnissen wiederholten die Directoren dieselben Finanzmaßregeln, welche den Staatscredit Frankreichs untergraben hatten. Sie griffen zu einer gezwungenen Anleihe von sechshundert Millionen und erneuerten unter der Form von Territorial-Mandaten den verbrauchten Gedanken der Assignaten. Das gezwungene Anlehen ging langsam und unvollständig ein. Die Mandate konnten gleich Anfangs nur mit großem Verluste ausgegeben werden und sanken weit schneller, als früher die Assignaten im Werthe herab. Um die dringendsten Bedürfnisse des Staates zu befriedigen, schlossen die Directoren mit wucherischen Lieferanten und Kaufleuten die verderblichsten Verträge ab, verschleuderten die Abgaben, bevor diese erhoben werden konnten und richteten mehr und mehr die Finanzen des Staates zu Grunde. Diejenigen Bürger, welche der Republik und der Revolution Vertrauen geschenkt, deren Papiere angenommen und auf deren Zusagen gebaut hatten, erlitten Verluste, von denen sich die meisten nicht wieder erholen konnten. Die Feinde der Republik: die Anhänger der Monarchie, die Emigrirten und eidesweigernden Pfaffen bereicherten sich auf Kosten der Besitzer von Assignaten. Alle Maßregeln der Directorialregierung führten, ohne daß diese es selbst wußte und wollte, zum Verderben der guten Republikaner und gereichten den Royalisten und Revolutionären zum Vortheil.

Während der ganzen Dauer der Revolution waren unermeßliche Summen darauf verwendet worden, der Bevölkerung von Paris Brod zu verschaffen. Die Directoren hatten ein gutes Recht, daran zu denken, dem Staatsschatze diejenigen Summen zu ersparen, welche die Ernährung von Paris kostete. Allein billigerweise konnte dieses erst geschehen, nachdem die Pariser in den Stand gesetzt worden waren, sich selbst ihr Brod zu verschaffen. Dieses war nur möglich unter der Voraussetzung des freien Verkehrs mit Lebensmitteln. Für diesen hatte die Directorialregierung nicht Sorge getragen. Sie schaffte die üblichen Brodaustheilungen ab und erregte dadurch den Unwillen des größern Theils der Bevölkerung von Paris. Die nothwendige Folge davon war, daß sie auf die Unterstützung der Pariser nicht rechnen und nur in der bewaffneten Macht Schutz gegen dieselbe finden konnte. Die Soldaten, auf deren Thaten im Auslande ohnedies schon die Blicke der Nation mit Spannung und Vorliebe gerichtet waren, erhielten dadurch eine immer steigende Bedeutung, während das bürgerliche Element des Staates mehr und mehr an Gewicht verlor. Der innere Zustand Frankreichs war so trübselig, daß nur die Siege der Heere im Auslande unter den Freunden der Republik noch Freude und Jubel verbreiteten.

Gegen Ende des Jahres 1795 war für Deutschland ein Waffenstillstand geschlossen worden. Doch im Anfange des Jahres 1796 begann der Kampf von Neuem. Bonaparte hatte (März 1796) den Befehl über das französische Heer in Italien angetreten. Schlag auf Schlag brachte er den Oesterreichern bei Voltri (6. und 8. April), bei Montenotte (11. und 12. April), bei Dego und Millesimo (13. und 14. April), bei Ceva und Mondovi (20. und 21. April), furchtbare Niederlagen bei.

Der König von Sardinien wurde durch die Siege der Franzosen gezwungen, zuerst einen Waffenstillstand und dann (15. Mai 1796) Frieden zu schließen. Er trat

Savoyen, Nizza und Tenda ab, überließ bis zum allgemeinen Frieden die meisten Festungen Piemont's den Franzosen, versagte den französischen Emigrirten den Aufenthalt in seinen Staaten und bewilligte seinem eigenen Volke Amnestie wegen aller politischer Vergehungen.

Dieser, wie jeder andere Friedensvertrag der Franzosen ließ darüber keinen Zweifel, daß Eroberung, Gebietserweiterung und Machtvergrößerung, nicht aber die Verbreitung der Ideen der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit der Zweck ihrer Kriegführung sei.

Die Friedensunterhandlungen mit Sardinien hielten die französischen Truppen in ihrem Siegeslaufe nicht an. Dieselben setzten bei Piacenza über den Po, schlugen die Oesterreicher bei Fombio (3. Mai) und bei Lodi (10. Mai) und gewannen durch diese Siege die Städte Pizzighetone, Cremona, Pavia und Mailand. Parma und Modena mußten den Frieden (9. und 17. Mai), der Pabst und Neapel einen Waffenstillstand theuer erkaufen (4. und 28. Juni). Der Sieger begnügte sich nicht mit hohen Brandschatzungen und Natural-Lieferungen. Er legte den Italienern noch schwerere Opfer auf, indem er sie zwang, die Meisterwerke der Kunst und der Wissenschaft, Gemälde, Bildsäulen und werthvolle Handschriften auszuliefern. Nicht die Fürsten, welche den Krieg mit Frankreich begonnen hatten, sondern die Völker, die willenlosen Werkzeuge der Gewalt, litten am schwersten unter den Bedingungen, welche der stolze Sieger vorschrieb.

Hätten die Franzosen auch nur den Schein der Brüderlichkeit bewahren wollen, so hätten sie auf solche Weise nicht verfahren können. Doch die Franzosen waren zu allen Zeiten zu eroberungssüchtig und eitel gewesen, als daß sie gegen überwundene Völker hätten gerecht und mild sein können. Ohne Zweifel werden die Italiener in unseren Tagen ähnliche Erfahrungen, als vor dreiundsechzig Jahren machen. Eine Nation kann den Charakter, welchen sie im Laufe der Jahrtausende festhielt, im Sturme der Begeisterung wohl auf einige Tage, in den Verhandlungen über Mein und Dein aber auf die Dauer nicht abstreifen. Napoleon III. wird in die Fußstapfen Napoleon's I. treten. Jedes Volk kann sich nur selbst befreien, durch eine andere Nation nicht befreien lassen.

Die Oesterreicher mußten Schritt für Schritt hinter den Oglio, den Mincio und die Etsch zurückweichen. Am 29. Juni ergab sich die Citadelle von Mailand. Am 18. Juni begann die Belagerung Mantua's.

Am 31. Mai 1796 entbrannte der Kampf auch in Deutschland wieder. Die Franzosen gewannen (4. Juni) die Schlacht bei Altenkirchen, unterlagen aber (15. Juni) bei Wetzlar und (19. Juni) bei Ukerath. Am 24. Juni setzte Moreau bei Straßburg über den Rhein, schlug hinter einander die Oesterreicher und Reichstruppen bei Renchen (26. Juni), an der Murg (4. Juli) und bei Etlingen (10. Juli), drang durch Schwaben über den Lech in Baiern ein und bereitete dadurch seine Vereinigung mit dem französischen Heere von Italien vor.

Jourdan rückte mit der Sambre- und Maas-Armee vor, bemächtigte sich der Städte Frankfurt, Würzburg und Nürnberg. Der Erzherzog Karl schlug jedoch (am 22. August) die Franzosen bei Teining, am 24. August bei Amberg, am 3. September bei Würzburg, am 17. September an der Lahn und zwang dadurch auch Moreau zum Rückzuge. Nachdem er Jourdan geschlagen, warf er sich auf Moreau und brachte auch diesem Feldherrn (19. October) bei Emmendingen und (24. October) bei Schlingen empfindliche Verluste bei. Bei Hüningen setzte Moreau über den Rhein, auf dessen linkem Ufer er Schutz gegen die Deutschen suchte.

Doch in Italien blieben die Franzosen siegreich. Sie schlugen (5. August 1796)

die Oesterreicher bei Castiglione, am 4. September bei Roveredo und am 22. September bei Bassano. Doch immer neue Streitkräfte wälzte Oesterreich den Franzosen entgegen. In der dreitägigen Schlacht bei Arcole (15. bis 17. November 1796) gewann Bonaparte einen neuen glänzenden Sieg. Die Schlacht von Rivoli (14. bis 16. Januar 1797) entschied den Feldzug. Die Oesterreicher verloren sie und in deren Folge (2. Februar 1797) das Bollwerk Italien's, Mantua.

Während die Franzosen im heftigsten Kampfe gegen Oesterreich befangen waren, hatte der Pabst, von falschem Wahne bethört, die Waffen gegen die Republik ergriffen. Als aber die siegreichen Schaaren Frankreichs heranrückten, wagten die päbstlichen Söldner keine Schlacht. Sie räumten in eiliger Flucht das Feld. Päbstliche Legaten flehten im Hauptquartiere der Franzosen zu Tolentino um Frieden. Am 19. Februar 1797 wurde derselbe abgeschlossen. Der Pabst trat Avignon und Vennaissin, die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna an die Franzosen ab, überließ denselben bis zum allgemeinen Frieden die Festung Ancona und zahlte dreißig Millionen Franken. Auch dieser Frieden deutete nicht entfernt auf Principien, sondern bewies von Neuem die Eroberungsgelüste Bonaparte's und der von diesem vertretenen Republik. Der Pabst hatte den Krieg begonnen, weil von ihm verlangt worden war, er solle alle seit 1789 wider Frankreich erlassenen Bullen und Breven zurücknehmen. Beim Friedensschluß war davon keine Rede. Der Krieg galt nur dem Beherrscher des Kirchenstaates, nicht dem geistlichen Despoten der Welt, nicht dem Haupte der katholischen Kirche.

Die Länder, in deren Besitz der französische Feldherr durch seine Siege über die Oesterreicher und den Friedensvertrag mit dem Pabste gelangt war, theilte er zuerst in die cispadanische und transpadanische Republik, und vereinigte beide später unter dem Namen der cisalpinischen. Der Zeitpunkt zur Errichtung neuer Fürstenthümer und Königreiche war noch nicht gekommen. Die Eigenmächtigkeit, mit welcher Bonaparte verfuhr, deutete aber schon an, was er im Schilde führte.

Der Krieg mit Oesterreich dauerte fort. Das Wiener Cabinet war, trotz aller erlittenen Niederlagen, noch so übermüthig, daß es auf die Friedensanerbietungen des Directoriums erklärte: „Man wisse in Wien nichts von einer französischen Republik.“ Die Wiener sollten dieselbe nur zu bald kennen und vor ihr zittern lernen. Die republikanische Armee drang unaufhaltsam vorwärts: über die Piave, den Tagliamento und den Isonzo bis Gradiska, Triest und Idria, Laibach und Klagenfurt (29. März), bis Judenburg und Leoben. Das siegreiche Heer der Republik war nur noch sechsunddreißig Stunden von Wien entfernt. Jetzt endlich mußte das Wiener Cabinet die Macht der Thatsachen anerkennen. Am 13. April wurde ein Waffenstillstand, am 18. April 1797 der Präliminarfriede in Leoben unterzeichnet.

Das Wiener Cabinet trat an die Republik, von welcher es kurz zuvor nichts zu wissen erklärt hatte, Belgien und die italienischen Provinzen bis an den Oglio ab, nahm als Entschädigung bereitwillig die venetianischen Provinzen vom Oglio bis an den Po und an das adriatische Meer, das venetianische Istrien und Dalmatien an. Beim allgemeinen Frieden sollte Oesterreich Mantua und Peschiera zurück erhalten. Es ist schwer zu sagen, welche der beiden Mächte in schändlicherer Weise dem Völkerrechte Hohn sprach: Oesterreich oder Frankreich? Venedig war in Frieden mit beiden Mächten. Frankreich hatte sich bitter über die Theilung Polens beschwert. Die Friedenspräliminarien von Leoben bewiesen deutlich, daß das Pariser Cabinet an den derselben zu Grunde liegenden sittlichen Verworfenheit keinen Anstoß nahm, vielmehr nur beklagte, daß ihm kein Theil an der Beute gegeben wurde. Die Präliminarien von Leoben ruhten ganz auf derselben Anschauungs-

weise, wie die Verträge, welche die Theilung Polens zur Folge hatten. Die Artikel, welche die Theilung der venetianischen Republik festsetzten, wurden für's erste geheim gehalten. Am 8. Mai erklärte Napoleon Venedig den Krieg. Am 16. rückten die Franzosen in Venedig ein. Die Oesterreicher besetzten das venetianische Istrien und Dalmatien. Die venetianische Republik hatte aufgehört zu sein.

Nach diesen Vorbereitungen kam am 17. October 1797 der Frieden von Campo-Formio zu Stande. Oesterreich trat nicht nur Belgien und Mailand, sondern auch die Festung Mantua an Frankreich ab, erhielt dagegen die Stadt Venedig und das ganze Gebiet derselben bis zum Gardasee, der Etsch, dem Po und dem adriatischen Meere, sodann Istrien, Dalmatien, die Mündungen des Cattaro und die Inseln längs der Küstenstrecke. Den südlichen Theil Albanien's und die jonischen Inseln Corfu, Zante, Cefalonia, St. Maura, Cerigo u. s. w. behielt sich Frankreich vor.

Wie das Haus Habsburg Venedig preis gegeben hatte, so verfügte es auch über Deutschland. Zur Entschädigung des Herzogs von Modena trat es den Breisgau, überdies das Frickthal und die Grafschaft Falkenstein ab und ertheilte seine Zustimmung zur Abtretung des ganzen linken Rheinufers bis Andernach, mit Einschluß von Mainz. Für diese Zugeständnisse sagte Napoleon dem Hause Oesterreich Salzburg und ein Stück von Baiern zu, stellte demselben noch größere Erwerbungen in Aussicht und versprach, keine Vergrößerung Preußen's zuzulassen. Die deutschen Fürsten, welche durch Abtretung des linken Rheinufers Verluste erleiden würden und der Erbstatthalter von Holland, sollten in Deutschland, d. h. auf dem rechten Rheinufer, entschädigt werden.

Der Frieden von Campo-Formio beruhte also wesentlich auf der Theilung Italien's und Deutschland's. Das Haus Habsburg, welches Polen getheilt hatte, mochte die Theilung Venedig's ganz in der Ordnung finden. Daß es aber auch in die Theilung Deutschland's willigte und sich dafür entschädigen ließ, war eine Schändlichkeit, welche die Theilung Polen's und Venedig's noch übertraf.

Franz II. war als deutscher Kaiser verpflichtet, Deutschland zu schützen. Statt dessen hatte er unser Vaterland in einen verderblichen Krieg mit Frankreich verflochten und gab es jetzt dem Feinde preis, blos um seine Hausmacht zu vermehren! Die deutsche Nation möge den Frieden von Campo-Formio nie vergessen! Sie ist in unseren Tagen ganz besonders dazu aufgefordert. Das Jahr 1859 hat manche bedeutungsvolle Aehnlichkeit mit dem Jahre 1796. Möge auf dasselbe nicht auch wieder ein Frieden von Campo-Formio folgen! Die Republik Venedig kann allerdings jetzt nicht mehr getheilt werden. Allein es giebt in Italien noch manche Länder, welche sich zur Theilung eignen. Das linke Rheinufer ist im Jahre 1814 den Franzosen wieder entrissen worden. Die deutsche Nation thäte wohl, dafür Sorge zu tragen, daß das Haus Habsburg dasselbe nicht zum zweiten Male an Frankreich abtrete.

Die französische Nation jubelte über den Frieden von Campo-Formio. Sie erkannte nicht den Verrath, der in den Artikeln desselben lauerte, sie hatte kein Gefühl für die bodenlose Schändlichkeit, welche demselben zu Grunde lag, sie ahnte nicht, daß der Feldherr, welcher alle Grundsätze des Rechtes dem Auslande gegenüber mit Füßen trat, auch sie in gleicher Weise behandeln könne.

Die französische Revolution hatte nur den Despoten Haß und Feindschaft, den Völkern aber Liebe und Freundschaft verkündigt. Der Friede von Campo-Formio verletzte zwei Nationen, die italienische und die deutsche, auf's Empfindlichste, schonte aber der Fürsten. Die Despoten sollten alle für ihre Verluste entschädigt werden, nicht aber die Völker. Wenn die französische Republik den von ihr verkündeten Grundsätzen treu geblieben wäre, so hätte

sie umgekehrt die Fürsten gezüchtigt und die Völker mit dem Raube derselben für die Verluste des Krieges entschädigt. Napoleon erkannte alle Despoten der Erde an. Selbst die freche Antwort des Wiener Cabinettes: „es wisse nichts von einer französischen Republik," öffneten ihm nicht die Augen über den unversöhnlichen Haß, welchen das Haus Habsburg der französischen Revolution widmete, oder gaben ihm wenigstens keinen Anstoß. Wenn Napoleon Italien, welches ganz in seiner Macht war, in diesem Sinne behandelt, wenn er den König von Sardinien, den Großherzog von Toscana, den Pabst und die kleinen Herzoge abgesetzt, deren Schätze, statt sie zu rauben, zum Besten der italienischen Nation verwendet, wenn er, statt einer elenden cispadanischen, transpadanischen oder cisalpinischen, die italienische Republik proclamirt hätte, dann würde er in Italien die wärmsten Freunde gefunden, die Throne aller Despoten Europa's erschüttert und die Sympathien aller Nationen gewonnen haben. Jeder Friedensschluß hätte dann Dauer und Bestand gehabt. Den abgesetzten Fürsten hätte die Macht gefehlt, schon nach einem Jahre die Franzosen wieder aus Italien zu vertreiben. Die im Innern Frankreich's wankenden Grundsätze der Freiheit wären von Neuem befestigt worden. Das Gewicht Napoleon's lag schwer in der Waage der Menschheit. Hätte er dasselbe in die Schaale der Freiheit und des Rechtes geworfen, so hätte damals schon das Reich der Freiheit und des Rechtes vielleicht über ganz Europa verbreitet werden können, jedenfalls wäre der Name Napoleon's neben den größten Wohlthätern der Menschheit, neben Aristides, Camillus und Georg Washington, in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen worden, während er jetzt neben den verruchten Despoten, neben Cäsar, Octavian und Cromwell, steht.

So aber erwies er sich, der geborene Italiener, als schlimmster Feind der italienischen Nation. Er überantwortete selbst dem Hause Habsburg die Republik Venedig, welche bis dahin sich von jeder Fremdherrschaft frei erhalten hatte, und konnte nicht verhindern, daß später Oesterreich seine früheren italienischen Besitzungen mit den durch ihn neu gewonnenen vereinigte und dadurch seine in unseren Tagen mit so gutem Rechte angegriffene Uebermacht in Italien gründete. Wenn die französische und die italienische Nation einige Kenntniß der Geschichte besäßen, so würden sie den Haß gegen die Fremdherrschaft in Italien gleichmäßig zwischen den Häusern von Habsburg und Bonaparte theilen.

Das schwache Directorium ließ den übermüthigen Feldherrn Bonaparte, welcher alle seine Vollmachten überschritt und jetzt schon wie ein Gebieter, und nicht wie ein Diener der Republik verfuhr, ruhig gewähren. Nimmermehr hätte Napoleon gewagt, allen Grundsätzen der französischen Revolution so frechen Hohn zu bieten, wenn das Directorium und die gesetzgebende Versammlung Frankreich's denselben treu gewesen wären.

Das Directorium hatte nichts geleistet, was ihm die Liebe und die Achtung der Nation hätte erwerben können. Die natürliche Folge seiner Schlaffheit war, daß die Wahlen des Jahres V. (Mai 1797) für die Regierung ungünstig ausfielen. Ein zweites der neuen Ordnung der Dinge feindliches Drittel trat in den Schooß der beiden gesetzgebenden Körper ein. Es führte frische Kräfte in's Feld, welchen die schwachen Ueberreste des Conventes auf die Dauer nicht widerstehen konnten. Die Reactionäre verfolgten bestimmte Pläne, während die Anhänger der Directorialregierung ohne solche von einem Tage auf den anderen ihr Leben fristeten. Die Zahl derjenigen, welche nur im Trüben fischen wollten und ihren Eigennutz hinter den Formen der Verfassung verschanzten und der Royalisten, welche die Monarchie der Republik vorzogen, theils aus Haß gegen die Revolution, theils um die confiscirten Güter dem Staate zu entziehen und den früheren Besitzern wieder zuzuwenden, nahm durch die neuen Wahlen ansehnlich zu.

Gleich die ersten Schritte des Rathes der Fünfhundert deuteten den verderblichen

Charakter der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers an. Pichegrü, dessen verrätherische Beziehungen zum Auslande und zu den Bourbonen damals zwar nicht vollständig erwiesen, doch Vielen bekannt und allgemein geahnt waren, wurde zum Präsidenten des Rathes der Fünfhundert erhoben. Barthélemy, der bisherige Gesandte Frankreich's in der Schweiz, welcher eine ähnliche Rolle, wie Pichegrü spielte, trat an die Stelle Letourneur's in das Directorium ein. In dem Club von Clichy trat die royalistische Partei immer frecher gegen die republikanische Staatsform auf. Mehr als hundert Zeitungen Frankreich's stimmten einen der Revolution durchaus feindlichen Ton an. Im Schooße beider Räthe griffen die Royalisten das Directorium in einer Weise an, welche kund that, ihre Absicht bestehe nicht darin, die Fehler der Regierung zu rügen, sondern diese zu stürzen. Das Directorium hatte sich mittlerweile die Beweise des Verrathes Pichegrü's verschafft. Es hielt dieselben jedoch zurück, um von denselben im geeigneten Augenblicke den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Es ließ durch den Polizeiminister die Umtriebe der Royalisten auf's Schärfste überwachen. Larevellière-Lépaux und Rewbell waren entschlossen, die Republik um jeden Preis zu retten. Barras ging damals mit ihnen Hand in Hand

Die Royalisten ahnten nicht die ihnen drohende Gefahr. Sie glaubten schon, ihres Sieges gewiß zu sein. Massenweise kehrten die Emigranten und eidesweigernden Priester nach Frankreich zurück, theils mit falschen Papieren versehen, welche Niemand zu untersuchen wagte, theils ohne solche, indem sie sich unter dem Schutze royalistischer Abgeordneten oder Beamten sicher hielten.

Die Anträge, welche die Royalisten im Schooße der beiden gesetzgebenden Körper stellten, deuteten deren verderbliche Pläne von Tag zu Tag bestimmter an. Die Eide der Priester sollten abgeschafft, der Gebrauch der Glocken und mehr oder weniger das ganze alte Kirchenwesen wiederhergestellt werden. In keiner Weise trug die gesetzgebende Versammlung dazu bei, der herrschenden Finanznoth des Directoriums abzuhelfen. Die Mitglieder des Clubs von Clichy machten gar kein Geheimniß daraus, daß sie hofften, bald die gesammte Regierungsgewalt an sich zu reißen.

Die Directoren Carnot und Barthélemy waren ihnen günstig gesinnt. Barthélemy war seit langer Zeit in ihrem Interesse; Carnot, das ehemalige Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses, erkannte nicht die reactionären Pläne der Oppositionspartei. Der Gedanke, daß der zwölfte Theil der Blutschuld des Wohlfahrts-Ausschusses auf seiner Seele laste, beunruhigte ihn und trübte die Klarheit seines Blickes. Er wollte durch Nachgiebigkeit seine früheren Gegner versöhnen und seine Vergangenheit in ein milderes Licht setzen. Ueberdieß war Carnot einer jener empfindlichen Menschen, welcher keine erlittene Beleidigung vergeben konnte und seine politische Stellung von den persönlichen Beziehungen, in denen er stand, abhängig machte. Er hatte an der Verurtheilung Danton's einen hervorragenden Theil genommen, war später in großer Gefahr gewesen, als Opfer des Hasses der Thermidorianer zu fallen, war ein Feind von Barras und folgeweise der beiden anderen mit diesem verbundenen Directoren.

Die Reactionäre waren der beiden Directoren Carnot und Barthélemy und der Mehrheit in beiden Räthen der gesetzgebenden Versammlung gewiß. Sie verstärkten sich noch durch alle müßigen Chouans, welche sie nach Paris ziehen konnten. Mehr als fünftausend derselben sollten sich daselbst aufhalten. Nach den Angaben Duverne de Presle's waren einhundert und achtzig Abgeordnete im royalistischen Complotte.

Die drei republikanischen Directoren erkannten, daß keine Zeit zu verlieren sei, wenn die Republik gerettet werden solle. Sie begannen ihre Maßregeln damit, daß sie die Minister Cochon, Benezech, Trüguet, De Lacroix und Petiet durch Talleyrand für die aus-

wärtigen Angelegenheiten, Pleville Le Peley für die Marine, François de Neufchateau für das Innere, Lenoir-Laroche für die Polizei und Hoche für den Krieg ersetzten. Nur Ramel wurde für die Finanzen und Merlin von Douai für die Justiz beibehalten. Zu gleicher Zeit zogen die drei verbündeten Directoren Truppen in die Nähe von Paris. Davon erhielt der abtretende Kriegsminister Petiet Kenntniß und theilte sie Carnot, dieser dem gesetzgebenden Körper mit. In dessen Schooße erhoben sich darüber die heftigsten Verhandlungen. Im Club von Clichy wurden die wildesten Anträge gestellt. Das Directorium, so eiferten die Royalisten, sollte suspendirt, in Anklagezustand versetzt, außerhalb des Gesetzes erklärt werden. Doch die Macht, diese Beschlüsse durchzuführen, fehlte dem Club. Diesem standen zwar Generale: Pichegrü und Willot, allein kein Heer zur Verfügung.

Die Verhandlungen im Rathe der Fünfhundert wurden von Tage zu Tage stürmischer. Am 2. Thermidor des Jahres V. (20. Juli 1797) berieth derselbe auf den Antrag Pichegrü's ein neues Nationalgarden-Gesetz, durch welches nur der angesehenere und reichere Theil der Bevölkerung zum activen Dienste berufen wurde. Der leitende Grundsatz desselben wurde sofort angenommen und die Berathung über die einzelnen Artikel am folgenden Tage fortgesetzt. Um die sich wieder erhebenden Jacobiner-Clubs zu vernichten, wurde der Beschluß gefaßt, alle derartige Vereine aufzulösen. Dagegen liefen von den Heeren verschiedene Adressen ein, welche sich in scharfen Ausdrücken gegen die beiden Räthe des gesetzgebenden Körpers ergingen.

Die Mehrheit der Directoren und die Mehrheit im Schooße der gesetzgebenden Räthe standen sich so feindlich gegenüber, daß eine friedliche Aussöhnung unmöglich war. Die Verfassung hatte für diesen Fall keine Vorsorge getroffen. Die Staatsmaschine konnte nicht stille stehen. Die Gewalt mußte den Ausschlag geben. Die Royalisten hatten seit langer Zeit Vorbereitungen in dieser Richtung getroffen. Sie hätten keine Scrupel gehabt, von denselben Gebrauch zu machen, wenn sie hätten hoffen können, auf diesem Wege den Sieg zu gewinnen. Allein die bewaffnete Macht stand auf Seiten der Mehrheit der Directoren. Seit die revolutionäre Bewegung aufgehört hatte, die Massen zu durchdringen, gaben in Frankreich die Heere wieder den Ausschlag. Thatsächlich bestand von dieser Zeit an keine Republik mehr in Frankreich, sondern der Militär-Despotismus.

So klar die Thatsache vorlag, hatten die Parteien sich dieselbe noch nicht vergegenwärtigt. Jede pochte auf ihre vorgeblichen Rechte.

Beide Theile erkannten, daß eine Krisis bevorstehe. Die Versuche, eine Ausgleichung hervorzurufen, mißglückten. Endlich am 18. Fructidor (4. September 1797) führte die Mehrheit des Directoriums den von ihr lange vorbereiteten Staatsstreich aus. Augereau war zum Befehlshaber der siebzehnten Militär-Division, zu welcher die in Paris liegenden Truppen gehörten, ernannt worden. Als solcher forderte er den Commandanten der Wache des gesetzgebenden Körpers, Ramel auf, ihn als seinen Vorgesetzten anzuerkennen. Als Ramel dieses that, schickte ihn Augereau in's Gefängniß. Der gesetzgebende Körper verlor dadurch mit einem Schlage alle seine Streitkräfte. Pichegrü und Willot wurden verhaftet. Barthélemy hatte dasselbe Schicksal, Carnot entfloh.

Die Hallen der beiden Räthe wurden geschlossen. Die Mitglieder derselben, welche in Prozession durch die Straßen von Paris zogen, vermochten nicht, eine Volksbewegung zu ihren Gunsten hervorzurufen. Das Directorium verlegte die Sitzungen des Rathes der Fünfhundert in das Odeon, des Rathes der Alten in die Arzneischule. Mehrere der widerspenstigen Abgeordneten waren verhaftet worden. Der Schrecken lähmte die Royalisten. Als das Directorium den Räthen die Anzeige von dem großen royalistischen

Complotte machte und darauf von dessen Anhängern der Antrag gegründet wurde, die Wahlen von achtundvierzig Departementen für nichtig zu erklären, und dreiundfünfzig der gefährlichsten Abgeordneten zu deportiren, so wagte Niemand, zu widersprechen. Außer diesen Abgeordneten wurden die beiden Directoren Carnot und Barthélemy, der frühere Polizeiminister Cochon, dessen Agent Dossonville, Commandant Ramel, die drei schon früher verhafteten royalistischen Agenten Brothier, Laville-Heurnois und Düverne de Presle, endlich die Eigenthümer, Herausgeber und Redacteure von zweiundvierzig Zeitungen zur Deportation verurtheilt.

Dem Directorium wurde das Recht ertheilt, alle Richter und Gemeinde-Beamte in den achtundvierzig Departementen, deren Wahlen für nichtig erklärt worden waren, zu ernennen. Die Plätze der beseitigten Deputirten blieben unbesetzt. Das Gesetz vom 3. Brümaire, welches früher widerrufen worden war, trat von Neuem in Kraft und wurde noch erweitert. Demzufolge wurden die Verwandten von Emigranten nicht blos bis zum Frieden, sondern bis vier Jahre nach dessen Abschluß von allen öffentlichen Stellen und von dem Wahlrechte ausgeschlossen. Die Emigranten, welche unter dem Vorwande, die Streichung ihrer Namen von der Emigrantenliste zu bewirken, in's Land zurückgekehrt waren, mußten innerhalb vierundzwanzig Stunden ihre Gemeinden und innerhalb vierzehn Tagen Frankreich verlassen. Die Gesetze, welche die ausgewanderten Priester zurückriefen und dieselben des zu leistenden Eides entbanden, wurden aufgehoben. Alle revolutionären Gesetze in Betreff des Gottesdienstes wurden wiederhergestellt. Dem Directorium wurde das Recht eingeräumt, alle Priester, welche sich nicht den Gesetzen unterwerfen sollten, zu verbannen, und alle Zeitungen, welche gefährlich erscheinen möchten, zu unterdrücken. Die politischen Gesellschaften wurden zwar wieder erlaubt, allein sie konnten gleich den Journalen willkürlich aufgehoben werden. Die Organisation der Nationalgarde wurde auf unbestimmte Zeit verschoben und folgeweise das Schicksal Frankreich's von den stehenden Heeren abhängig gemacht.

§ 24. Das Directorium von 1797 bis 1799.

Der 18. Fructidor hätte nur insofern die Republik retten können, als demselben positive Maßregeln zum Schutze des Eigenthums und zur Begründung des Wohlstands und der Bildung der Nation auf dem Fuße gefolgt wären. Es genügt nicht, einen Feind aus dem Felde zu schlagen. Wenn dem Werke der Zerstörung, wenn der negativen Thätigkeit, nicht die schöpferische Kraft zur Seite steht, wird der alte Feind, sei es in dieser oder jener Form, bald wieder seine Angriffe erneuern und den Sieger überwinden. Die einzige Sphäre, in welcher unter der Directorial-Regierung, wenigstens nach der Ansicht eines großen Theiles der französischen Nation, etwas Bedeutendes geschah, obgleich lange nicht genug, war der Krieg. Derjenige Mann, welcher sich auf diesem Felde besonders hervorthat, Napoleon Bonaparte, gewann daher hervorragenden Einfluß und bahnte sich durch diesen den Weg zum Throne.

Die Schreckenszeit hatte die Freiheitsbegeisterung der französischen Revolution gründlich vernichtet. Nirgends gewahren wir nach derselben eine Betheiligung des Volkes an den Zeitereignissen, ähnlich derjenigen der früheren Jahre. Bis zum 18. Fructidor bestand aber immer noch die Furcht vor der Möglichkeit einer solchen. Auch diese verschwand nachher. Wer sich des Heeres bemächtigt hatte, beherrschte folgeweise die Nation. Nur in besonderen außerordentlichen Fällen, wie im Juli 1830 und im Februar 1848, erhob

sich die Bevölkerung von Paris in ihrer Majestät und zerschlug das ihr auferlegte Joch, ohne aber im Stande zu sein, an dessen Stelle eine freie Verfassung zu setzen.

Die übrigen Nationen Europa's thaten nicht einmal soviel. Sie ließen sich die Tyrannei ihrer Herrscher gefallen, ohne jemals derselben kräftigen Einhalt zu gebieten, oder thaten dieses doch nur, nachdem ihnen die Anregung dazu von Frankreich gegeben worden war. Schritt für Schritt führten sie einige kleine Verbesserungen in ihr Staatsleben ein. Zugleich schlichen sich aber in dasselbe hundert neue Mißbräuche und Uebelstände. Im Schooße der Nationen, im gesellschaftlichen Leben, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Fabriken war jedoch der Fortschritt unaufhaltsam, und bereitete im Stillen diejenige große Revolution vor, welche uns immer näher rückt, und deren erste Vorzeichen bereits in Italien zu Tage treten.

Das Directorium hatte wohl einen Sieg über die royalistische Partei davongetragen. Allein die Mittel, deren es sich bedient, waren nicht vom Geiste der Freiheit und des Rechtes eingegeben. Die brutale Gewalt triumphirte über eine Partei, welche sich gern derselben Mittel bedient, wenn sie solche zu ihrer Verfügung gehabt hätte. Die Willkür wurde zum Gesetze erhoben und nur das Leben, nicht aber die persönliche Freiheit und das Eigenthum der Bürger waren einigermaßen sicher gestellt. Die Wirren Frankreich's hatten ihren Grund nicht in der Verfassung des Staates. Diese hätte noch so vollkommen sein mögen, die Republik hätte doch auf die Dauer schwerlich bestehen können. Die Eitelkeit der Nation wurde durch die Siege Napoleon Bonaparte's auf's Aeußerste gesteigert. Nach Außen hin und auf den Krieg warfen sich die besten Kräfte Frankreich's. Der Waffenruhm entschädigte die Nation für den Verlust der Freiheit. Die Erweiterung der Gränzen schien den Machthabern wichtiger, als die Befestigung der Freiheit im Innern. Die Franzosen bedachten nicht, daß ein einziger unglücklicher Feldzug die Anstrengungen zweier Jahrzehnte vernichten könne, während die Früchte, welche am Baume der Freiheit wachsen, dauernd und unzerstörbar sind.

Der Staatsstreich des 18. Fructidor vernichtete die royalistische Partei Frankreich's, wenn wir darunter die Anhänger der Bourbonen verstehen, auf anderthalb Jahrzehnte hinaus fast vollständig. Allein er bahnte zugleich einer neuen Partei des Despotismus, der Militärherrschaft eines glücklichen Feldherrn, die Bahn. Das Schwert hatte am 18. Fructidor den Ausschlag gegeben. Es sollte hinfüro immer in Frankreich die erste Rolle spielen.

An die Stelle der beiden beseitigten Directoren traten zwar nicht die Soldaten Massena und Augereau, welche sich mit dieser Hoffnung geschmeichelt hatten, sondern der Justizminister Merlin von Douai und François von Neufchateau. Noch war die Zeit für Bonaparte nicht gekommen, und seine Untergenerale hatten nicht Ruhm genug erworben, um sich an die Spitze des Staates zu schwingen.

Bonaparte hatte bei dem Staatsstreiche des 18. Fructidor seine Hände mit im Spiele gehabt. Allein er wollte seinen Glückstern von dessen Gelingen nicht abhängig machen. Er hatte den Directoren Augereau zu Hülfe gesandt, nachher aber eine zuwartende Stellung eingenommen. Moreau, welcher am Rheine commandirte, war mit Pichegrü und den Royalisten inniger verbunden, als mit den Directoren. Jetzt, nachdem diese den Sieg gewonnen hatten, suchte er sich deren Gunst zu erwerben. Er hatte den ganzen Briefwechsel Pichegrü's mit dem Prinzen von Condé unter den Papieren des österreichischen Generals Kinglin in seine Hände bekommen. Vor dem 18. Fructidor wären diese Urkunden den Directoren von unschätzbarer Wichtigkeit gewesen. Jetzt waren sie werthlos für dieselben. Moreau wurde nach Paris berufen, um sich zu rechtfertigen und verlor sein Commando.

Unter allen Generalen Frankreich's verdiente keiner die Achtung und die Verehrung der französischen Nation in so hohem Grade, als Hoche. Er war der einzige, welcher mit hervorragenden Feldherrngaben einen reinen Charakter verband, der einzige, welcher im Stande gewesen wäre, die Republik gegen die ehrgeizigen Absichten Bonaparte's zu schützen. Er starb eines plötzlichen Todes (am 18. September 1797). Viele schrieben diesen dem Gifte zu. Beim Ausbruche der Revolution war Hoche noch Gemeiner unter den französischen Garden gewesen. So schnell, als er, hatte sich selbst Bonaparte nicht empor geschwungen. Saint-Just hatte ihn dem Tode geweiht. Hoche war dem Schaffotte nur in Folge des Sturzes Robespierre's entgangen. Der Verlust eines Feldherrn, wie Hoche, war für die junge Republik unersetzlich. Diese hatte unter allen ihren Generalen keinen, auf dessen Schwert und auf dessen Uneigennützigkeit sie sich in gleichem Maße verlassen konnte.

Kurze Zeit nach dem Staatsstreiche des 18. Fructidor kam Napoleon Bonaparte nach Paris (Dec. 1797), nicht um auf seinen Lorbeeren zu ruhen, sondern um seine weit aussehenden Pläne der Herrschsucht und des Ehrgeizes zu fördern. Der außerordentliche Beifall, welcher ihm in der Hauptstadt von allen Seiten gezollt wurde, der Eifer, mit welchem die höchsten Staatsbeamten um seine Gunst buhlten, die Ehrenbezeugungen, mit welchen er überschüttet wurde, machten ihn nicht schwindlig, sie bildeten nur so viele Stufen zu dem Throne, welchen er damals schon im Geiste für sich zimmerte. Seit langer Zeit hatte Hoche die Vorbereitungen zu einer Landung in England getroffen. Dieselben wurden auch nach dem Tode des jungen Feldherrn fortgesetzt. Das Directorium ernannte Napoleon Bonaparte zum Oberfeldherrn des Landungsheeres. In den ersten Monaten des Jahres 1798 bereiste Bonaparte alle wichtigen Punkte der Küste des Ocean's. Allein er mochte sich von den Gefahren eines derartigen Unternehmens mehr und mehr überzeugen. Er beförderte dasselbe nicht, vielmehr lenkte er die Aufmerksamkeit des Directoriums auf ein ganz anderes Land, auf Egypten. Daß Frankreich mit der Türkei, zu welcher jene Provinz gehörte, im Frieden lebte, war für einen Mann, wie Napoleon Bonaparte, von keiner Erheblichkeit. Dasselbe war mit Venedig der Fall gewesen. Dessen ungeachtet war diese Republik im Frieden von Campo-Formio der Vergrößerungssucht Frankreich's und Oesterreich's zum Opfer gebracht worden. Am 20. Mai 1798 schiffte sich Napoleon mit vierzigtausend Mann auserlesener Truppen zu Toulon ein. Während seiner Abwesenheit arbeiteten seine beiden Brüder, Joseph und Lucian, für die Erhöhung der Familie Bonaparte.

Sechs Monate lang hatte das Directorium mit einem gesetzgebenden Körper gearbeitet, in welchem nur seine entschiedenen Anhänger oder Leute stumpfsinniger Geduld Sitz und Stimme hatten. Nach Ablauf dieser Zeit sah es sich veranlaßt, neue Wahlen auszuschreiben. Lucian Bonaparte wurde von Corsica in den Rath der Fünfhundert geschickt und verstand es, im Schooße desselben sich Einfluß zu verschaffen. Die Wahlen wurden in sehr stürmischer Weise abgehalten. An den meisten Orten bildeten sich zwei Wahlversammlungen, von welcher jede sich als die einzig rechtmäßige Wahlkörperschaft betrachtete. Der gesetzgebende Körper verfuhr bei den Wahlprüfungen mit der äußersten Parteilichkeit, indem er die patriotischen Wahlen für nichtig erklärte, diejenigen der Gegenpartei aber bestätigte. Dessen ungeachtet brachte das neu gewählte Drittel der s. g. patriotischen Partei im gesetzgebenden Körper eine ansehnliche Verstärkung. Die Erbitterung der s. g. Patrioten, welche sich von dem Directorium und dessen Anhängern zurückgesetzt und verfolgt sahen, machte sich durch heftige Beschwerden im Schooße beider gesetzgebender Räthe Luft.

An die Stelle des abtretenden Directors François de Neufchateau wurde Treilhard, einer der Bevollmächtigten Frankreich's zum Friedenscongresse zu Rastatt, ernannt. Die französische Nation war übrigens so sehr mit dem Kriege beschäftigt, daß ihr nur wenig

Zeit und Kraft für die Geschäfte des Friedens übrig blieben. Aller Augen folgten Napoleon auf seinem Zuge nach Egypten.

Am 10. Juni 1798 erschien Napoleon vor Malta. Schon am 12. desselben Monats war die ganze Insel in der Gewalt der Franzosen. Malta gehörte damals dem Maltheserorden. Dieser stand, wie Egypten und die Türkei, mit Frankreich in Frieden. Doch Napoleon machte, so oft es die Rücksichten der Kriegführung erheischten, zwischen Freund, Feind und Neutralen nicht den geringsten Unterschied. Am 1. Juli landete er bei Alexandria und nahm die Stadt sofort mit Sturm. Die Mameluken, welche in Egypten herrschten, erlitten (12. Juli) bei Chebreis und in der Nähe der Pyramiden bei Embabeh blutige Niederlagen. Schon am 22. desselben Monats unterwarf sich die Hauptstadt des Landes, Cairo, mit ihren dreimalhunderttausend Einwohnern. Doch was unausbleiblich war, trat ein. Die französische Flotte war der englischen nicht gewachsen. Sie wurde am 1. August 1798 von Nelson bei Abukir fast vollständig vernichtet. Fünftausend Franzosen verloren im Kampfe das Leben, gegen viertausend fielen in englische Gefangenschaft. Das französische Heer war vom Mutterlande abgeschnitten, konnte von diesem weder an Mannschaft, noch Geld, noch Kriegsvorräthen irgend etwas erhalten und ging daher seinem Untergange, wenn auch langsam, doch sicher entgegen. Wenn die Machthaber zu Paris nicht mit aller Gewalt Krieg für ihre durch den Frieden von Campo-Formio beschäftigungslos gewordenen Soldaten hätten haben wollen, hätten sie dieses Resultat voraussehen müssen.

Mittlerweile gährte es in Italien und in der Schweiz. Schwer lastete das französische Joch auf der apenninischen Halbinsel. Auch die Schweiz empfand mit Widerwillen den Uebermuth der Franzosen. Wiederholte Gebietsverletzungen und die immer frecher hervortretenden Anmaßungen Frankreich's duldete sie im Bewußtsein ihrer Schwäche und ihrer inneren Haltlosigkeit mit stillem Verdruß. Unser armes deutsches Vaterland, von seinem Kaiser verrathen und verkauft, und von seinen Fürsten, welche nur an ihre dynastischen Interessen, nicht aber an die Ehre der Nation und die Gränzen des Reiches dachten, verlassen, mußten auf dem Friedenscongresse zu Rastatt alle Zugeständnisse machen, welche Frankreich verlangte und konnte, der gebrachten Opfer ungeachtet, zu dem sehnlichst erwünschten Frieden nicht gelangen. Das Haus Habsburg sann auf neuen Krieg. Es hatte gehofft, einen Theil Baiern's an sich zu reißen und grollte Frankreich, daß es die ihm desfalls zu Campo-Formio eröffneten Aussichten nicht erfüllte. Mit Unwillen betrachtete es die Uebergriffe, deren sich die übermüthige Republik in der Schweiz und in Italien, gegen den Maltheserorden und die Türkei schuldig machte. Am 15. April 1798 hatte ein Pöbelhaufe den französischen Gesandten zu Wien in seinem Palaste beleidigt. Die Regierung hätte dieses leicht verhindern können. Wahrscheinlich hatte sie aber den Tumult selbst veranlaßt, weil die dreifarbige Fahne, welche der Gesandte aufgepflanzt hatte, ihr ein Greuel war. Der gefürchtetste Feldherr Frankreich's war mit den besten Truppen der Republik im fernen Egyptenlande. Die Verhandlungen, welche zu Selz (vom 30. Mai bis 6. Juli 1798) zwischen Oesterreich und Frankreich gepflogen wurden, blieben erfolglos. Das Wiener Cabinet glaubte, der Augenblick, sich an Frankreich zu rächen, sei gekommen. Eine neue Coalition wurde geschlossen, welche die junge Republik vernichten sollte. Fast alle Mächte Europa's nahmen an derselben Theil. England und Portugal waren noch im Kriege mit der Republik. Rußland, die Türkei, der König von Neapel und der Pabst traten mit Oesterreich und England in den Bund wider Frankreich. Selbst die nordamerikanischen Freistaaten, welchen Frankreich die den Engländern zugestandenen Begünstigungen verübelten, schien das Gewicht ihrer Macht in die Waagschale der Coalition zu

legen. Doch die nordamerikanische Union söhnte sich bald mit Frankreich wieder aus. Zwischen den übrigen Mächten bestand kein gutes Einvernehmen. Wie hätten sich der Pabst und die Türkei, diese und Rußland innig verbinden können?

Zuerst griff Neapel zum Schwerte. Der österreichische General Mack, derselbe, welcher später durch die Schlacht bei Ulm eine traurige Berühmtheit gewann, rückte an der Spitze der neapolitanischen Armee in den Kirchenstaat. Am 29. November hielt der König von Neapel seinen Einzug in Rom. Doch schon am 13. December mußten die Neapolitaner mit Verlust von zwölftausend Gefangenen die Siebenhügelstadt wieder räumen. Der König von Sardinien, welcher geheime Einverständnisse mit den verbündeten Mächten gepflogen hatte, mußte (9. December 1798) die Regierung über Piemont niederlegen. Der französische General Championnet drang gegen Neapel vor. Der König floh nach Sicilien (2. Januar 1799), Mack zu den Franzosen (12. Januar), welche ihn verhafteten. Nach blutigen Kämpfen innerhalb der Straßen der Stadt erstürmten die Franzosen (22. und 23. Januar) Neapel. Schon zwei Tage darauf (25. Januar) erklärte Championnet Neapel zur parthenopeischen Republik.

Der Krieg mit Oesterreich entbraunte. Wie in unseren Tagen war die erste Folge desselben die Flucht des Großherzogs von Toscana. Sechzigtausend Russen rückten dem Westen zu. Noch immer tagte der Friedenscongreß zu Rastatt. Der Gesandte Franz II., welcher nach den Umständen immer entweder die Rolle eines österreichischen oder eines deutschen Bevollmächtigten spielte, erklärte jetzt, da das Haus Habsburg den Krieg wollte, den Congreß für aufgelöst (8. April 1799). Kurz darauf geschah jene Schandthat, welche auf alle Zeiten das Wiener Cabinet entehrt. In der Nacht vom 28. auf den 29. April wurden die französischen Gesandten auf ihrer Reise nach Straßburg unfern Rastatt überfallen, zwei derselben, Bonnier und Roberjot, ermordet, Jean Debry für todt auf dem Platze gelassen. Szekler Husaren waren die Schergen, das Wiener Cabinet der Urheber der verruchten That, welche nicht unbestraft geblieben, falls sie nicht von oben herab befohlen worden wäre.

Die Franzosen waren auf einen zweiten Krieg mit fast ganz Europa nicht vorbereitet. Sie erlitten wiederholte Niederlagen in Deutschland bei Ostrach (20. März 1799), bei Liptingen (25. März), Stockach (26. März) und mußten über den Rhein zurück weichen.

Noch größer waren ihre Verluste in Italien: bei Legnago (26. März), bei Ronco (30. März), bei Magnano und Verona (5. April). Die Russen und die Oesterreicher vereinigten sich, erzwangen (26. und 27. April) den Uebergang über die Adda und trieben die Franzosen bis Alessandria und Coni zurück. Bei Piacenza wurde Macdonald auf's Haupt geschlagen (17. bis 19. Juni 1799). Rom fiel durch Capitulation in die Hände der verbündeten Mächte (30. September 1799). Eine russische Flotte, vereint mit einer türkischen, eroberte (12. October bis 15. November) die jonischen Inseln Cerigo, Cefalonia, Zante, St. Maura, endlich (im März 1800) Corfu. Um dieselbe Zeit unterwarf der Wütherich Ali Pascha von Janina die albanesische Küste und die dort wohnenden Christen dem Halbmonde.

In Italien fielen hinter einander Alessandria (21. Juli), Mantua (28. Juli), die Festen des Kirchenstaates, ganz Toscana, Lucca, Tortona (23. August), Coni (3. Dec.), theilweise nach blutigen Schlachten, in die Hände der Verbündeten.

Ganz Italien, mit alleiniger Ausnahme von Genua, war für Frankreich verloren. Hätte Napoleon es verstanden, die Zuneigung der Italiener zu gewinnen oder mit anderen Worten, hätte er deren Freiheit und Nationalität sicher gestellt, statt beide preis zu geben, so hatte sich das Blatt nicht so schnell gewendet. Während Russen und Oesterreicher ihre

Siege errangen, entzweiten sie sich übrigens und legten dadurch den Keim zu künftigen Niederlagen. Da die Truppen der beiden Kaiser des Ostens nicht wohl vereint kämpfen konnten, wurde die Abrede getroffen, die Oesterreicher sollten in Italien, die Russen in der Schweiz den Franzosen entgegen treten; denn auch im Lande der Alpen war der Krieg entbrannt. Schon im März hatte Massena Graubünden überfallen und die Oesterreicher unter dem Generale Auffenberg gefangen genommen (6. und 7. März 1799). Mit Mühe hielt Massena die Schweizer, welche das französische Joch schwer empfunden hatten, in Unterwürfigkeit. Als nach Jourdan's Niederlage bei Stockach die Oesterreicher unter dem Erzherzoge Karl in die Schweiz eindrangen (Ende Mai), erlitten die Franzosen bei Winterthur und bei Zürich (4. Juni) empfindliche Verluste. Die Oesterreicher wußten aber diese Siege nicht zu benützen. Die Reibungen, welche zwischen den russischen und österreichischen Generalen stattfanden, hatten eine Waffenruhe zur Folge, während deren die Franzosen sich verstärkten. Die Russen unter Korsakow rückten, sechsunddreißigtausend Mann stark, in die Stellung der Oesterreicher ein. Diese zogen nach Schwaben und an den Mittelrhein ab, entsetzten Philippsburg, eroberten (18. September) Mannheim und trieben die Franzosen aller Orten zurück. Korsakow, von den Oesterreichern verlassen und mit Suwarow noch nicht vereinigt, wurde von Massena bei Zürich geschlagen (25. September). Die Franzosen nahmen Zürich (26. September) und trieben die Russen auf das rechte Ufer des Rheines. Als wenige Tage darauf Suwarow aus Italien herbei kam, konnte er nicht wagen, die Franzosen anzugreifen, vielmehr zog er sich, wenn auch fechtend, durch Graubünden und Vorarlberg nach Deutschland, woselbst er sich mit den Ueberresten des Heeres Korsakow's vereinigte.

Wie in der Schweiz, so litten auch in Holland die Verbündeten eine entscheidende Niederlage. Russische und englische Truppen waren an der Nordspitze Holland's bei Helder gelandet und gedachten, die batavische Republik unter die Herrschaft des Hauses Oranien zurück zu bringen. Die Unternehmung mißlang jedoch gänzlich. Der englische General Abercrombie wurde durch Brüne und Daendels geschlagen, der General Hermann mit mehreren tausend Russen bei Bergen (19. September) gefangen genommen. Am 18. October mußte der Herzog von York, welcher den Oberbefehl führte, capituliren und konnte nur dadurch freien Abzug gewinnen, daß er die Freilassung achttausend französischer Kriegsgefangener in England versprach.

Der russische Kaiser Paul, welcher mehr aus Aerger über die Nichtbeachtung seiner Vorstellungen in Betreff Malta's, als aus staatsmännischen Gründen den Krieg mit Frankreich begonnen hatte, zog sich vom Kampfe zurück. Gegen Ende des Jahres 1799 zerfiel die zweite Coalition wider Frankreich in sich selbst. Nur in Italien hatte sie entscheidende Vortheile errungen. Auf allen übrigen Punkten Europa's hatte sie sich vor den Heeren der Republik zurück ziehen müssen.

Ungefähr dieselben Resultate, welche die Coalition in Holland und in der Schweiz, erzielte die französische Republik in Egypten und in Syrien, d. h. viele tausend Menschenleben wurden zur Schlachtbank geführt, Städte und Dörfer wurden zerstört, ungezählte Millionen in Kriegsbedürfnissen vergeudet, in der Hauptsache blieb aber Alles, mit Ausnahme der Leichen, Ruinen und der zerrütteten Finanzen, beim Alten.

Bonaparte mochte bis zu den Catarakten des Niles vorrücken, Syrien angreifen, die Türken bei Tabor und Abukir schlagen, Aufstände im Blute der Landesbewohner ersticken und ruhmredige Proclamationen erlassen, nur die Städte, in welchen französische Besatzungen lagen, unterwarfen sich den verhaßten Fremdlingen. Das Heer, welches keine Verstärkungen an sich ziehen konnte, schmolz mehr und mehr zusammen. Jeder Sieg, den es mit

seinem Blute erkaufen mußte, brachte es seinem Untergange näher. Die furchtbare Herzlosigkeit Napoleon's kam mehr und mehr zu Tage. Als dieser nach der Einnahme Jaffa's sich in seinen Bewegungen durch die Gefangenen, welche er gemacht hatte, behindert sah, ließ er dieselben, mehrere tausend an der Zahl, kalten Blutes abschlachten. Er hatte kein Gefühl für Menschenleben und Menschenrecht. Nur der Vortheil gab bei ihm den Ausschlag. Gebildete Nationen hielten zu allen Zeiten an dem Grundsatze fest, daß, wenn Gefangene nicht mehr fest gehalten werden könnten, sie losgelassen werden müßten. Nur Barbaren zogen in diesem Falle die Abschlachtung vor. Bonaparte bewies bei Jaffa, wie bei hundert anderen Gelegenheiten, daß er, trotz seiner Feldherrngaben, ungeachtet aller seiner Redensarten von Civilisation und Volksbeglückung, ein Barbar war. Das Todesopfer, welches er dem Kriegsgotte brachte, stimmte diesen ihm doch nicht günstig. Vergebens belagerte er St. Jean d'Acre zwei Monate lang, umsonst trieb er seine Schaaren achtmal zum Sturme gegen die Mauern der Feste. Am 19. Mai 1799 mußte er unverrichteter Dinge seinen Rückzug nach Egypten antreten. Bald überzeugte er sich, daß Egypten auf die Dauer unhaltbar und das französische Heer daselbst verloren sei. Am 22. August schiffte er sich mit seinen Günstlingen nach Frankreich ein, trat an General Kleber das Commando ab und überließ die Armee ihrem Schicksale. Am 9. October landete er in Frankreich zu Fréjus.

Die Siegesberichte, welche Bonaparte von Egypten und Syrien nach Frankreich geschickt hatte und mündlich selbst dahin brachte, täuschten die Nation vollständig über die wirkliche Lage der Dinge. Die Franzosen sahen in Bonaparte nicht den Urheber einer sinnlosen Unternehmung, nicht den Belagerer, welcher von den Wällen der Feste St. Jean d'Acre mit schweren Verlusten zurückgetrieben worden war, nicht den Feldherrn, welcher sein Heer im Augenblicke der höchsten Gefahr in schimpflicher Flucht verlassen hatte, sondern den Sieger in der Schlacht bei den Pyramiden, den Eroberer Italien's und Egypten's und den künftigen Besieger aller Feinde Frankreich's. Sie ahnten freilich nicht, daß Bonaparte sich mit Lorbeeren nicht begnügen würde, sondern nach dem Throne strebte, denn leider war es zu allen Zeiten einer der großen Fehler der französischen Nation, daß die Siege auf dem blutigen Felde der Schlacht sie vollständig verblendeten, sowohl über die Bedeutung des Kampfes, als über die Absichten und Pläne des vom Glücke begünstigten Kriegsmeisters.

Die Nation warf sich dem Feldherrn, welcher sie über die Lage seines preisgegebenen Heeres und über seine ehrgeizigen Absichten getäuscht hatte, blindlings in die Arme, in welchen nur zu bald die letzten Reste der mühsam errungenen republikanischen Freiheit erdrückt werden sollten.

Die Kriegsereignisse der Jahre 1798 und 1799 versetzten die Franzosen in die größte Aufregung, und die Niederlagen, welche sie erlitten, in die übelste Stimmung. Die Siege, welche sie namentlich in den Jahren 1796 und 1797 errungen, hatten ihr den Glauben der Unüberwindlichkeit eingeflößt. Als aber eine Trauerbotschaft nach der anderen einlief, bemächtigte sich der Unwille aller Gemüther. Das Directorium hatte gethan, was es mit den beschränkten Talenten, die ihm zu Gebote standen und der geringen Machtfülle, welche es besaß, nur irgend leisten konnte. Auf der einen Seite wurde es aber durch die kleinen Eifersüchteleien und persönlichen Bestrebungen der meisten Mitglieder beider Räthe des gesetzgebenden Körpers, auf der anderen durch den Uebermuth und die Habgier vieler Generale auf Schritt und Tritt gehemmt. So oft das Directorium gegen pflichtvergessene Civil- und Militär-Beamte einschritt, erhob die ganze Meute kläffender Schwätzer und Zeitungsschreiber ein betäubendes Geschrei. Wie wenig Wahrheit und Rechtlichkeit den gegen das Directorium geschleuderten Vorwürfen zu Grunde lag, erhellt am besten aus der

Thatsache, daß der einzige Director, welcher sich Unterschleife und Verräthereien zu Schulden kommen ließ, Barras, durchaus verschont blieb, während die vier übrigen Directoren, deren Redlichkeit unantastbar war, auf's Heftigste angegriffen wurden.

Um eine bedeutende Heeresmacht in's Feld stellen zu können, erließ das Directorium, unter Zustimmung der gesetzgebenden Gewalt (5. September 1798) jenes Gesetz, demzufolge die Conscription zuerst in Frankreich und später nach und nach in ganz Europa eingeführt wurde.

Die Wahlen des Jahres 1799 fielen, bei der allgemein herrschenden Mißstimmung, sehr ungünstig für das Directorium aus. Mehrere der erbittertsten Feinde desselben, namentlich die Generale Jourdan und Augereau traten in den gesetzgebenden Körper ein. Der entschlossenste und thatkräftigste unter den Directoren, Rewbell, schied von der Regierung aus und wurde durch denselben Sieyes ersetzt, welcher früher die auf ihn gefallene Wahl ausgeschlagen und seine Unzufriedenheit mit der Directorial-Verfassung unumwunden kund gethan hatte.

Sieyes war einer jener Staatsmänner, welche den Staatsformen, den Verfassungen viel zu großes, dem Geiste und Streben einer Nation dagegen viel zu wenig Gewicht beimessen. Er besaß die Eitelkeit, der französischen Nation ihre Verfassung geben zu wollen. Er bildete sich ein, dieselbe durch die bewaffnete Gewalt feststellen zu können. Schon zur Zeit der gesetzgebenden Versammlung hatte er immer darauf gedrungen, sich der Kanonen vor allen Dingen zu versichern. Er bedachte nicht, daß diese Mordwerkzeuge, um wirksam zu werden, von Menschen bedient werden müßten, und daß diese den Umständen nach, die Rolle der Diener mit derjenigen der Herrscher vertauschen könnten.

Dieses mal schlug Sieyes die auf ihn gefallene Wahl nicht aus. Alle Gegner der vier übrigen Directoren und der gesammten Directorial-Verfassung, alle Unzufriedenen, welche ohne irgend ein Princip nur einen Umschwung der Dinge herbeiführen wollten, schaarten sich um ihn. Obgleich Sieyes sehr wenig geschickt war, irgend eine Partei zu leiten, wurde er doch durch die Macht der Verhältnisse und den großen Namen, den er sich im Laufe der Jahre als Staatsmann erworben hatte, an die Spitze der gesammten französischen Staatsverwaltung gehoben. Barras, welcher niemals einem Prinzipe treu, sondern nur darauf bedacht gewesen war, seinem Eigennutze zu fröhnen, schloß sich dem aufgehenden Sterne des neugewählten Directors an.

Die drei übrigen Directoren Larevellière-Lépaux, Merlin und Treilhard hatten einen sehr schwierigen Standpunkt. Sieyes behandelte sie mit wegwerfender Verachtung. Er war französischer Gesandter in Berlin gewesen und that sich auf seine Kenntniß der preußischen Verwaltung viel zu gute. Bei jeder Gelegenheit sagte er seinen Amtsgenossen: „In Preußen werden die Dinge nicht so behandelt." Wenn man ihn dann fragte: „Wie werden sie denn in Preußen behandelt?" wenn man ihn bat: „erleuchten Sie uns mit Ihrer Ansicht! Helfen Sie uns, zu thun was recht ist!" pflegte Sieyes zu sagen: „Sie werden mich nicht verstehen, es würde für mich vergebens sein, zu sprechen, thun Sie wie Sie gewöhnt sind, zu thun."

Die drei Directoren hätten erkennen sollen, daß eine derartige Handlungsweise einem offenen Bruche gleich komme. Hätten sie fest zusammen gehalten und eine kräftige Initiative ergriffen, so hätten sie mit Sieyes leicht fertig werden können. Allein sie waren alle drei augenscheinlich des Kampfes müde. Sie ließen ihre Gegner Ränke spinnen und Angriffe machen, ohne denselben mit Kraft entgegenzutreten und mußten so nothwendig ihrem Untergange entgegengehen. Die Gegner der drei Directoren faßten nun den Plan, diese aus ihren Aemtern zu verdrängen. Zuerst setzten sie Treilhard ab, unter dem Vor-

wande, daß er am 30. Floreal des Jahres V. erst aus der gesetzgebenden Versammlung getreten und schon am 26. Floreal des Jahres VI. in das Directorium gewählt worden sei. Da das Gesetz verlange, ein neu eintretender Director müsse wenigstens ein Jahr vorher aus dem gesetzgebenden Körper ausgeschieden sein, so erklärten sie die Wahl Treilhard's für ungültig. In derselben Lage befand sich Sieyes. Auf diesen wurde das Gesetz aber nicht angewendet. Es war daher augenscheinlich, daß es sich nur um eine Chicane handelte. Nicht zufrieden damit, Treilhard verdrängt zu haben, arbeiteten Sieyes und seine Anhänger auch daran, Larevellière-Lépaux und Merlin zu stürzen. An die Stelle Treilhard's setzten sie Gohier und brachten es endlich dahin, daß jene beide ihr Amt niederlegten. An deren Stelle wurden Roger-Dücos und Moulins gewählt. Die drei neuen Directoren waren durchaus unbedeutende Menschen, welche sich von Sieyes leiten ließen, oder doch demselben keinen energischen Widerstand entgegensetzten.

Durch alle diese Wechsel war die Regierung noch schwächer geworden, als sie früher gewesen. Die Wirren im ganzen Lande nahmen zu. Die Chouans erhoben wieder ihre Häupter, die Käufer von Nationalgütern wurden ermordet, die Straßen unsicher, die Postwagen angehalten und geplündert. Die Mitglieder der Gesellschaften der Sonne, welche früher im Süden großen Unfug getrieben hatten, betheiligten sich bei diesen Mordthaten und Räubereien. Der gesetzgebende Körper wußte sich nicht anders zu helfen, als durch die Erlassung des sogenannten „Gesetzes der Geißeln." Durch dasselbe wurden die Verwandten von Emigranten und früheren Adeligen und die Vorgesetzten von Personen, welche irgend einer gesetzwidrigen Bande angehörten, verantwortlich erklärt für alle im Schooße einer Gemeinde begangenen Räubereien und Mordthaten. Das Gesetz, welches das Directorium ermächtigte, Zeitungen willkürlich zu unterdrücken, wurde aufgehoben. Auf der einen Seite wurde die Gewalt des Directoriums erweitert, auf der anderen beschränkt ohne Sinn und Verstand, ohne Plan und System.

Die finanziellen Schwierigkeiten nahmen unter solchen Umständen immer zu. Man wußte sich nicht anders, als durch eine gezwungene Anleihe im Betrage von hundert Millionen zu helfen, welche zu großen Beschwerden Anlaß gab, wenig Geld einbrachte und die herrschende Unzufriedenheit noch vergrößerte. Das Directorium war in seiner jetzigen Zusammensetzung weniger, als jemals zuvor, im Stande, Ordnung in die Verwaltung zu bringen und die Republik fest zu begründen.

Die Verwirrung hatte ihren Gipfelpunkt erreicht, als Napoleon Bonaparte aus Egypten zurückkehrte.

Sieyes, welcher früher daran gedacht hatte, den General Joubert an die Spitze der Republik zu heben, warf, nachdem dieser republikanisch gesinnte Krieger in der Schlacht bei Novi gefallen war, sein Auge auf Bonaparte. Dieser ging bereitwillig auf die Pläne des verblendeten Directors ein, freilich nicht in der Absicht, sich von dem Abbé, als Werkzeug gebrauchen zu lassen, vielmehr sich desselben als Stufe zu dem Throne zu bedienen, nach welchem der herrschsüchtige Soldat trachtete.

Die in Paris zahlreich versammelten Generale schaarten sich um Bonaparte. Die meisten derselben waren im Laufe eines siebenjährigen blutigen Krieges von der Bahn der Republik längst abgewichen und hatten nur noch Sinn für Eroberungen, kriegerische Ehre und Beute. Viele Mitglieder der beiden Räthe der gesetzgebenden Versammlung liehen den unverständigen Plänen Sieyes' in gutem Glauben oder den herrschsüchtigen Entwürfen Bonaparte's aus Eigennutz ihren Beistand. Niemand ahnte, daß ein General der Republik nach der Wiederaufrichtung eines Thrones nach Krone und Scepter streben könne.

Am 15. Brümaire des Jahres VII. (6. November 1799) verständigten sich die

Eingeweihten über die zu treffenden Maßregeln. Am 18. Brümaire (9. November) brach die Verschwörung aus. Der Rath der Alten wurde durch die Saal-Inspectoren außerordentlicherweise zusammenberufen und beschloß unter Bezugnahme auf einen Artikel der Verfassung, welcher die ihm zugeschriebene Bedeutung gar nicht hatte, die gesetzgebende Versammlung nach St. Cloud zu verlegen und übertrug die Ausführung dieses Beschlusses nebst dem Oberbefehle über die Truppen in und um Paris dem Generale Bonaparte.

An demselben Tage versammelte dieser die in Paris anwesenden Generale um sich, nahm, als der Beschluß des Rathes der Alten ihm zukam, dieselben, und namentlich den schwachen Chef der Wache des Directoriums, Lefevbre, in Eid und Pflicht, rückte dann an der Spitze einiger bereitgehaltenen Reiter-Regimenter nach den Tuilerien und leistete dort dem Rathe der Alten, welchen er sammt dem Rathe der Fünfhundert der Directorial-Verfassung und der Republik im Begriffe stand, den Todesstreich zu versetzen, einen jener trügerischen Eide, mit welchen die Familie Bonaparte immer bei der Hand war.

Die zwei im Complotte befindlichen Directoren Sieyes und Roger-Dücos legten, der Verabredung gemäß, Barras, nachdem ihm die gewünschten persönlichen Zusagen gemacht waren, ihre Stellen nieder. Gohier und Moulins besaßen weder Ansehen, noch Thatkraft genug, der Verschwörung die Spitze bieten zu können. Sie wurden verhaftet. Bonaparte hatte die ganze Staatsgewalt in seinen Händen und machte von derselben Gebrauch, um sich den Weg zum Throne zu bahnen.

Hätte das Volk von Paris nur einige wenige Ueberreste seiner früheren Freiheitsbegeisterung bewahrt, so wäre es ihm nicht schwer geworden, die ehrgeizigen Absichten Bonaparte's im Keime zu ersticken. Der Rath der Fünfhundert war entschlossen, sich nicht gutwillig auflösen zu lassen. Bevor Napoleon Bonaparte mit seinen letzten Anordnungen fertig geworden war, hatte derselbe den Eid auf die Verfassung erneuert. Lucian Bonaparte, welcher mit seinem Bruder im Complotte stand und die Fünfhundert, deren Präsident er war, an denselben verrieth, hatte selbst schwören müssen. Die Erscheinung Napoleon's im Schooße des Rathes der Fünfhundert hatte nicht den gewünschten niederschmetternden Erfolg. Die Anhänger der Republik, welche in der Versammlung noch immer zahlreich waren, stürzten auf den General, dessen Pläne sie jetzt erst zu durchschauen anfingen, mit dem Rufe: „Nieder mit dem Dictator! Außer dem Gesetz der Tyrann!" Ohne die Grenadiere, welche Bonaparte mit sich genommen hatte, wäre er schwerlich mit dem Leben davongekommen. Unter dem Schutze der mitgebrachten Bajonette entkam er.

Vor der Fronte seiner Soldaten konnte er aber, ohne Widerspruch erwarten zu müssen, seine gleißnerischen Worte sprechen und die an blinden Gehorsam gewöhnten, nur mit ihren Offizieren, nicht mit den Grundsätzen der Republik vertrauten Schergen der Gewalt für sich gewinnen.

Denselben Verrath, welchen Napoleon an den Truppen beging, indem er diese über den eigentlichen Zweck und die Bedeutung des Tages täuschte, verübte sein Bruder Lucian an dem Rathe der Fünfhundert.

Nachdem sich Napoleon Bonaparte zurückgezogen hatte, verlangten viele Stimmen, daß derselbe in die Acht erklärt werde, der Rath seine Permanenz aussprechen und den Kriegsbefehl an Bernadotte übertragen solle. Lucian Bonaparte, dessen Pflicht es war, diese Anträge zur Abstimmung zu bringen, legte seine Würde nieder und verließ den Saal unter dem Schutze von Soldaten, welche sein Bruder ihm zu Hülfe gesandt hatte. Nachdem Lucian im Augenblicke der Gefahr seinen Posten aufgegeben, um die Versammlung der Verwirrung preiszugeben, nahm der Verräther außerhalb des Saales wieder die Rolle eines Präsidenten an, regte die Truppen gegen den Rath der Fünfhundert auf,

indem er denselben zurief: „Der Rath der Fünfhundert ist aufgelöst, ich, deren Präsident, erkläre es Euch! Mörder sind in die Halle eingedrungen und haben der Mehrheit Gewalt angethan. Ich fordere Euch auf, zu deren Befreiung zu marschiren." Sodann schwor er, daß er und sein Bruder treue Vertheidiger der Freiheit sein würden. Die Geschichte weiß, wie er und sein Bruder diesen Eid hielten.

Ein Bataillon Grenadiere trieb darauf im Sturmschritte und mit gefällten Bajonetten die Fünfhundert auseinander. Hätte im Schooße derselben der Geist der constituirenden, der gesetzgebenden Versammlung, oder des National-Conventes gewohnt, so hätten sie ihre Sitze nicht verlassen, und lieber den Tod, als einen Ausweg durch die Fenster gefunden.

Der Rath der Alten, welcher bis dahin alle Maßregeln Bonaparte's gutgeheißen, allein nicht gedacht hatte, daß es zu solchen Gewaltmaßregeln kommen würde, bedauerte diese. Lucian Bonaparte beruhigte denselben. Der Rath der Alten hatte keine Wahl. Er mußte sich fügen. Er hatte sich, den Rath der Fünfhundert, die Directorial-Verfassung und die Republik dem Ehrgeize eines grausamen Soldaten preisgegeben. Er sollte nur zu bald die Folgen seiner Kurzsichtigkeit und Schwäche gewahr werden. Von dem Rathe der Fünfhundert war ein Rumpf von etlichen und fünfzig Mitgliedern übrig geblieben, welche im Complotte waren. Diese ertheilten dem Staatsstreiche ihre Genehmigung. Um Mitternacht trat der Rath der Alten dem Beschlusse der fünfzig, welche für fünfhundert ausgegeben wurden, bei. Bonaparte, Roger-Dücos und Sieyes wurden zu provisorischen Consuln ernannt und mit der vollziehenden Gewalt bekleidet. Die Räthe wurden bis zum 1. Ventose (20. Februar 1800) vertagt. An deren Stelle traten zwei Ausschüsse von fünfundzwanzig Mitgliedern, welche die von den drei Consuln für nothwendig erachteten Gesetze gutheißen sollten. Im Vereine mit ihnen sollten die Consuln eine neue Verfassung entwerfen.

Ich habe kein Wort der Verwünschung gegen den Mörder der Freiheit einer Nation. Denn die Knechtsseele versteht ein solches nicht und der freie Mensch findet es selbst. Allein den Ausdruck des tiefsten Bedauerns über das französische Volk kann ich nicht unterdrücken. Die Thatsache, daß dieselbe Nation, welche Napoleon's I. Joch anderthalb Jahrzehnte hindurch trug, dessen Neffen wieder auf den Thron hob, daß Frankreich, nachdem es die verderblichen Folgen des bonapartischen Despotismus so bitter empfunden hatte, ein Mitglied seiner Familie aus keinem andern Grunde, als wegen dieser Verwandtschaft, die Kaiser-Rolle noch einmal spielen ließ — ist sehr betrübend.

Freiheitsliebe und Ruhmbegierde haben abwechslungsweise die französische Nation in Bewegung gesetzt. Die Verirrungen der einen hatten diejenigen der anderen in ihrem Gefolge. Wir können dieses beklagen. Allein kein Volk, welches nicht einmal den ernstlichen Anfang machte, das auf ihm ruhende Joch abzuschütteln, keine Nation, welche ruhig und geduldig die ihr angelegten Ketten trug, hat das Recht, deßhalb einen Stein auf eine andere zu werfen. Frankreich hatte doch einige Jahre großartiger Freiheitsbegeisterung, diese fallen schwerer in die Waagschale der Geschichte, als Jahrzehnte langsamen Vorwärtskriechens.

§ 25. Das Consulat von 1799—1802.

Die Massen kennen die Geschichte nicht, weder diejenige der Vergangenheit noch der Gegenwart. Sie machen sich daher deren Lehren nicht zu nutze. Die Gebildeten sind gewöhnlich mit den Thatsachen der Vorzeit bekannt. Sie fassen dieselben aber häufig unter sehr irrigen Gesichtspunkten auf. Eine Geschichtschreibung, welche erhaben über den Par-

teien des Augenblicks oder gar über dem Zwiespalte der Nationen stünde, besitzt bis zu diesem Tage kein Volk der Erde. Die französische, wie diejenige aller übrigen Nationen, leidet an mannigfaltigen Vorurtheilen und Befangenheiten. Andere Völker sind in Betreff der hervorragendsten Charaktere und Ereignisse, welche um ein halbes Jahrhundert oder länger hinter ihnen liegen, doch einigermaßen einig, nicht so die französische. Während der Restauration und der Herrschaft Ludwig Philipp's hielten es manche Geschichtschreiber für eine gute Politik, ihre oppositionelle Stellung dadurch zu verkünden, daß sie die Triumphe Napoleon's hervorhoben, über die finsteren Seiten seiner Herrschaft aber leicht hinweggingen. Französische Geschichtschreiber, welche einen großen Namen besitzen, führten auf diese Weise selbst einen Theil der Gebildeten irre. Wäre der Charakter des ersten Napoleon in Frankreich klar erkannt und richtig gewürdigt worden, so hätte niemals ein dritter dessen Thron erneuern können.

Daß Napoleon Bonaparte der größte Feldherr seiner und vielleicht aller Zeiten war, daß er einen seltenen Scharfblick, rastlose Thatkraft und außerordentliche Beharrlichkeit besaß, daß er weder ein blutdürstiger, noch ein habgieriger Herrscher, weder ein Wollüstling noch ein Schlemmer war, wird der unbefangene Geschichtschreiber zugestehen müssen. Allein ihm fehlten alle edleren Gefühle und seine Herrschsucht und sein Ehrgeiz verblendeten ihn nicht selten über die Interessen, welche ihm am theuersten waren. Den Zwecken, nach welchen er strebte, opferte er mit kalter Berechnung jedes Recht, jede Rücksicht der Menschlichkeit, die klar erkannte Wahrheit und bisweilen sogar die Klugheit auf. Er war ein großer Menschenkenner, allein nur die französische und italienische Nation wußte er zu würdigen. Die deutsche, die englische und die russische blieb ihm ein Räthsel, und auch von den beiden Völkern, welchen er, der geborene Italiener, fast zu gleichen Theilen angehörte, kannte er nur die flache, die alltägliche, nicht die tiefere, die durch großartige äußere Anregungen hervorgerufene außerordentliche Seite des Charakters.

Da er für Freiheit keinen Sinn hatte, wußte er die Hebel nicht in Bewegung zu setzen, welche auf diesen wirken und die Klippen nicht zu vermeiden, zu welchen dessen Verletzung früher oder später den Herrscher mit unwiderstehlicher Gewalt treibt. Sein Auge, so scharf es war, reichte daher nicht in weite Ferne. Der unmittelbare Erfolg fesselte ihn. Auf diesen concentrirte er seine ganze Kraft. Sein Blick umfaßte die Mittel, welche ihm und welche seinen Gegnern zu Gebote standen. Als solche betrachtete er aber nicht die Völker, sondern nur deren Herrscher. Mit diesen glaubte er, jene zu besiegen.

Die Hebel, mit welchen Bonaparte wirkte, waren der Eigennutz, die Habgier, die Eitelkeit, die Herrschsucht und der Aberglauben der Nation. Er schaarte um sich alle diejenigen Männer, welche bereit waren, ihm zu dienen unter der Bedingung, daß er die oben genannten Neigungen zu ihren Gunsten förderte. Hohe Besoldungen, vortheilhafte Contracte, klingende Titel, Commandostäbe und Ordenszeichen waren die Lockspeisen, mit welchen er die Tausende fing, welche nach Civil- und Militärstellen lüstern waren. Wiederherstellung des alten römisch-katholischen Unsinns, der alten Pfaffenwirthschaft, die Mittel, wodurch er zugleich die Geistlichkeit und die verdummten Millionen für sich gewann. Systematisch verfolgte Napoleon jede Regung der Freiheit, jedes Gefühl für Recht im höhern Sinne des Wortes.

Die Ordnung, welche er in die Staatsverwaltung und in die Heere einführte, war keine andere, als diejenige des Despotismus, d. h. die Unterordnung aller Interessen unter das seinige, eine Ordnung, welche sich von derjenigen der Räuberbande nur durch den größern Maßstab, nicht durch die Beschaffenheit der Beweggründe unterscheidet.

Die Dummheit und die Rohheit der Massen, dann die Verderbtheit der höheren Schich-

ten der Gesellschaft bildeten den Boden, auf welchem Napoleon seinen Ruhmestempel, seine Casernen und Zwingburgen gründete.

Das Empörendste in der Verfahrungsweise Napoleon's war aber die Heuchelei, mit welcher er allen seinen freiheitsmörderischen Plänen den Anstrich der Ordnung und der Gesetzlichkeit zu geben suchte. Er war auf diesem Felde noch ein größerer Meister, als auf demjenigen der Schlacht. Die Consular-Verfassung bietet davon den schlagendsten Beweis.

Sobald er sich durch den Staatsstreich des Brumaire an die Spitze der Verwaltung geschwungen hatte, warf er sich zum Herrn seiner beiden Amtsgenossen auf, bemächtigte sich des Steuerruders und überließ dem Abbé Sieyes nur die Sorge für die künftige Verfassung des Staates, wobei er sich vorbehielt, aus dessen Entwurfe alles zu streichen, was seinen ehrgeizigen Plänen nicht entsprach.

Die Verfassung des Herrn Sieyes, welche dieser mit einer Pyramide verglich, war nichts anderes, als ein pyramidaler Unsinn, theils weil sie auf die bestehenden Verhältnisse, namentlich auf die Person Napoleon's, nicht die genügende Rücksicht nahm, theils weil sie keine Bürgschaft dafür gab, daß die großartigen Wahloperationen, welche sie enthielt: die communale, departementale und nationale Notabilität, den geringsten Vortheil gewähren möchten. Den Umständen nach kann das Volk ein Urtheil in Betreff der Fähigkeit eines Mannes zu irgend einem Amte haben, niemals aber in Betreff der Fähigkeit desselben einen Mann dazu erst zu erwählen, oder gar in Betreff der Fähigkeit zur Wahl eines Wählers. Jede indirecte Wahl ist ein Fehlgriff, eine doppelt indirecte ist ein doppelter. Wenn ein Volk nicht die Fähigkeit besitzt, einen Beamten zu wählen, so hat es noch viel weniger diejenige, einen Wähler zu küren. Nach einer dreifachen Wahl war aber noch immer kein Beamter, sondern nur eine Liste zu Stande gebracht, aus welcher die Gewalt sich ihre Werkzeuge aussuchte!

Wenn Sieyes eine Spur praktischer Staatsweisheit gehabt, so hätte seine Verfassung darauf berechnet sein müssen, dem höchsten Beamten der Republik, d. h. dem Generale Napoleon Bonaparte, Schranken zu setzen, welche ihn verhinderten, sich zum Selbstherrscher aller Franzosen aufzuwerfen. Denn darin bestand die größte Gefahr, welche damals Frankreich bedrohte. Daß Sieyes, welchen doch selbst Napoleon vom Steuer des Staates verdrängt hatte, nicht das gleiche Loos der gesammten Nation ersparte, beweist seine staatsmännische Unfähigkeit eben so vollkommen, als der Gedanke, Napoleon werde sich mit der Würde eines Großwählers begnügen.

Wie hätte auch ein Pfaffe im Bunde mit einem Söldner eine freie Verfassung zu Stande bringen können! Der Sieyes'sche Großwähler paßte eben so wenig zu Napoleon, als zu irgend einem andern Manne, welcher die Fähigkeit gehabt haben möchte, einen Staat zu regieren. Der Großwähler des Abbé Sieyes konnte nur Unordnung in die Staats-Verwaltung bringen. Denn so wenig ein Mensch im Stande ist, einen tüchtigen Wähler eines Amtscandidaten, ganz eben so wenig ist er es, den geeigneten Mann zu finden, welchem ein Anderer sein Vertrauen schenken, mit welchem ein Anderer arbeiten soll. Ein Großwähler ohne Ehrgeiz mußte nothwendig die Staatsmaschine verderben, ein Großwähler mit Ehrgeiz konnte sie nach Belieben zertrümmern oder auf indirectem Wege sich derselben vollständig bemeistern.

Die Redensart, womit Sieyes sein verfehltes Werk beschönigen wollte: „Das Vertrauen muß von unten, die Gewalt von oben kommen," war ein Unsinn, wie die ganze Verfassung, welche er darauf gründete. Denn wenn das Vertrauen des Volkes nichts weiter zu Stande bringen kann, als eine Liste, auf welcher bezugsweise, 500,000, 50,000

und 5000 Namen stehen, so hat dasselbe sehr wenig Werth; die Gewalt, welche von oben kommt, d. h. der Despotismus, giebt dann den Ausschlag und dem Volke bleibt nur die Statistenrolle übrig.

Die nahe Verwandtschaft zwischen dem Terrorismus der Jahre 1793 und 1794 und dem Despotismus Napoleon's erhellt nicht blos aus der Aehnlichkeit der Beweggründe und der Zustände beider Abschnitte der Geschichte, sondern auch aus der Thatsache, daß die Ueberbleibsel der thätigen Terroristen bereitwillig in den Dienst des Despoten Napoleon Bonaparte eintraten. Barrere, der Anakreon der Guillotine, ohne Zweifel das verworfenste unter den Mitgliedern des Wohlfahrts-Ausschusses, weil er sich nicht selbst täuschte, wie Robespierre und Saint-Just, war ein Mann nach dem Herzen Bonaparte's. Dieser würde ihn zu den höchsten Stellen empor gehoben haben, wenn nicht andere, ihm unentbehrliche Personen dagegen Verwahrung eingelegt hätten. Fouché, der Wütherich von Lyon, war Bonaparte's beliebtester Polizeiminister.

Terroristen, den Bourbonen untreu gewordene Royalisten und blinde Schergen der Gewalt waren die drei Bestandtheile, aus welchen Napoleon seine Oberofficiere, Minister und Gesandten recrutirte, seine ganze Beamtenwelt zusammen setzte.

Der Terrorismus der Jahre 1793 und 1794 unterschied sich von dem Despotismus Bonaparte's nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach. Dieselbe Gewissenlosigkeit und Unmenschlichkeit, dasselbe Haschen nach dem Erfolge, dieselbe Gleichgültigkeit für Wohl und Freiheit fand sich da, wie dort. Der Unterschied bestand nur darin, daß der Terrorismus blind wüthete, der Bonapartismus schlau berechnete, daß der eine für die Freiheit, der andere für den Ruhm zu arbeiten vorgab, der eine fieberhaft heftig, der andere systematisch verfuhr. Der eine bereitete den andern vor, wie die Jugend das Greisenalter, wie der Paroxismus den darauf folgenden Marasmus.

Thiers, welcher jede Schändlichkeit entschuldigt oder sogar rechtfertigt, in sofern sie mit Erfolg gekrönt wurde oder mit großem Talente in Verbindung stand, nimmt natürlich auch den 18. Brumaire und Bonaparte in Schutz. Er behauptet, daß die Revolution, nachdem sie die alte Ordnung der Dinge in Frankreich besiegt hatte, dieselbe in Europa habe besiegen müssen. Zu diesem Behufe habe sie stark und fest, d. h. militärisch begründet werden müssen.

Thiers übersieht gänzlich, daß keine Begründung schwächer ist, als die militärische und daß nicht die französische Revolution, nicht die dieser großen Bewegung zu Grunde liegende Idee der Freiheit, sondern die alte französische Eroberungssucht, wie sie zur Zeit Franz I. und Ludwig's XIV. zu Tage getreten war, mit Napoleon Bonaparte wieder zur Herrschaft gelangte. Vor diesem hatten die Ideen der französischen Nation da und dort in Europa kräftigen Wiederhall gefunden. Selbst die Terroristen hatten nicht alle Sympathien der Völker für die französische Revolution erstickt. Napoleon Bonaparten war es vorbehalten, die letzten Keime derselben zu zerstören.

Thiers versteht allerdings unter der französischen Revolution etwas ganz anderes, als wir. Er erkennt in derselben keinen Principienkampf, keinen Krieg zwischen republikanischen und monarchischen, zwischen demokratischen und aristokratischen Bestrebungen, zwischen Vernunft und Aberglauben. Er hat keinen Sinn für die tiefer liegenden Beweggründe, er berücksichtigt nur die Erfolge. Was in aller Welt sollte denn die Revolution nach 1799 in Europa besiegen? Die Monarchie, welche Bonaparte in Frankreich wieder herstellte? Die Aristokratie und das Pfaffenthum, welche er zurück führte? Die Heere, mit welchen Napoleon Bonaparte nach 1799 Europa überschwemmte, brachten dahin nichts weiter, als Mord und Verwüstung, Jammer und Elend. Die Freiheit, welche Napoleon

in Frankreich systematisch vernichtete, konnte vor sechzig Jahren ganz eben so wenig, wie in unseren Tagen, den französischen Adlern folgen. Nicht die neue französische Revolution, sondern die uralte französische Eroberungssucht trat mit Europa in den Kampf, nachdem Bonaparte sich der Alleinherrschaft in Frankreich bemächtigt hatte. Falls statt seiner ein Bourbone die französischen Heere befehligt, hätte Europa ganz eben so wenig die Waffen gestreckt, als da sie Napoleon befehligte.

Wenn Thiers zur Beschönigung der bonapartischen Gewaltherrschaft ferner behauptet, Napoleon habe einen geheimnißvollen, ihm von dem Schicksale übertragenen Beruf erfüllt, stellt er sich ganz außerhalb des Gebietes der Geschichte und der Wissenschaft. Er kehrt zurück zu dem alten Gottesgnadenthum, zu Wundern und Aberglauben und verdient nur noch belächelt zu werden. Alles, was geschehen ist, mußte allerdings so kommen unter den gegebenen Voraussetzungen; das versteht sich von selbst. Dadurch wird aber die Kritik nicht ausgeschlossen. Da die französische Nation in ihren Begriffen und Gefühlen durch die Terroristen verwirrt, da die Staatsverwaltung durch dieselben in die furchtbarste Unordnung versetzt worden war, bedurfte sie eines Mannes, welcher wieder Ordnung in die Gemüther der Nation und in die Staatsverwaltung brachte. Napoleon Bonaparte bereitete aber der Verwirrung der Begriffe und der Gefühle der französischen Nation kein Ende, sondern nur der Unordnung im Schooße der Verwaltung. Wer alles von einer göttlichen Vorsehung ableiten will, kann auch die von Napoleon Bonaparte geschworenen Meineide, verübten Mordthaten, Räubereien und Gewaltthätigkeiten aller Art auf dieselbe Quelle zurückführen. Die Geschichte gewinnt dadurch nicht an Klarheit, die Wissenschaft nicht an Begründung, nur der Glaube an Ausdehnung. Daß Pfaffen sich bemühen, den Glauben in das Gebiet der Geschichte einzuführen, ist ganz erklärlich. Allein der Geschichtschreiber pfuscht denselben in's Handwerk, wenn er dieses gleichfalls zu thun sucht!

Thiers versteht unter der französischen Revolution nichts weiter, als den Sieg der Dynastie Bonaparte's über die Dynastie Bourbon, des neuen Adels über den alten Adel, die Vermählung einer Kaisertochter mit einem glücklichen Abenteurer, die Einführung des Code Napoleon in einigen Staaten Europa's. Eine flachere Auffassung der französischen Revolution ist kaum möglich. So lange Thiers noch eine der Quellen ist, aus welchen das französische Volk sein Urtheil über Napoleon Bonaparte und dessen Regierung schöpft, können wir nicht hoffen, daß es das auf ihm lastende Joch des Despotismus zertrümmern werde. Unter anderen Formen wird immer eine Herrschaft wiederkehren, welche auf Bayonetten ruht, sei es, daß diese zum Vortheil eines Bonaparte, Bourbon's, Orleans oder eines neuen Abenteurers morden.

Die Directorial-Regierung hatte den auf sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen. Daraus folgte aber nicht, daß die Ursache ihrer Mängel und Mißgriffe in der Verfassung lag. Dieselbe läßt sich vielmehr weit bestimmter in den Personen nachweisen, welche durch die Staatsform an das Steuer der Regierung gebracht wurden. Hätten Larevellière Lepeaux und Rewbell statt des gewissenlosen Barras, des unbedeutenden Letourneur und des nur für den Krieg, nicht für die oberste Staatsverwaltung tauglichen Carnot, drei tüchtige Männer zu Amtsgenossen gehabt, so hätte Frankreich unter der Directorialverfassung blühen und gedeihen mögen. Doch von Jahr zu Jahr wurde das Directorium schwächer. Mit Barthélemy und Roger-Ducos, mit Moulins und Gohier gingen demselben keine neuen Kräfte von Erheblichkeit zu. Sieyes wurde zum Verräther an seinen Amtsgenossen. Die gewaltsame Ausstoßung Carnot's und Barthélemy's verbesserte die Zusammensetzung des Directoriums nicht wesentlich, indem Merlin von Douai und François von Neufchateau so wenig, als Treilhard, der schwierigen Stellung, zu welchen

sie empor gehoben wurden, gewachsen waren. Aus Mangel an Umsicht und Kraft schritten die Directoren wiederholt zu Gewaltmaßregeln. Sie ließen nicht guillotiniren, wohl aber deportiren. Sie gaben das System der Requisitionen auf, sie befahlen nicht bei Todesstrafe die Annahme der Assignaten, allein sie bezahlten nicht und folgeweise litten die Heere wenn sie sich nicht selbst bezahlt machten, die Beamten, wenn sie nicht stahlen, Noth und die ganze Staatsmaschine gerieth in Stocken. Im Laufe von vier Jahren brachte es das Directorium nicht einmal dahin, daß die Steuerlisten vollständig entworfen wurden. Die Abgaben konnten daher nur theilweise erhoben werden. Die Unordnung mußte nothwendig immer zunehmen. Die Assignaten fielen so tief, daß im März 1796 siebentausendzweihundert Franks derselben auf einen Louisd'or, d. h. auf zwanzig Franken Gold gingen. Sie wurden dann zu ein dreizehntel Procent in s. g. Mandate umgewechselt; allein auch diese verloren bald schon allen Werth. Seit langer Zeit hatte thatsächlich der Nationalbankerott bestanden. Das Directorium, welches nicht den Muth besaß, dieses offen anzuerkennen, machte das Uebel nur größer. Fünfundvierzigtausend und fünfhundert Millionen Assignaten waren im Jahre 1796 ausgegeben worden. Sechsunddreißigtausend Millionen waren noch im Umlaufe, als sie in Mandate umgewechselt wurden. Ein derartiger gezwungener Umtausch war nichts anderes, als eine Bankerotterklärung, um so mehr, als selbst der herabgesetzte Werth nicht baar, sondern wieder in Papier ausbezahlt wurde, welches, gleich den früheren Assignaten, bald werthlos wurde. Die finanzielle Verwirrung war unter dem Directorium sehr groß, sie war aber in den ersten Zeiten desselben weit schlimmer gewesen, als später. Der schwierige Uebergang vom Papiergelde zur Münze, vom Bankerotte zur Wiederaufnahme der Zahlungen war gemacht. Der Staat hatte seine Schulden abgeschüttelt. Es kam nur darauf an, die Hülfsquellen der Nation zu benützen, um wieder in geordnete Finanzverhältnisse einzutreten. Dieses konnte bei gutem Willen ohne Revolution und ohne Aufopferung der Freiheit geschehen. Wären die Heere regelmäßig bezahlt worden, so hätte es an Soldaten und Siegen nicht gefehlt. Das Gebiet Frankreich's war noch von keinem Feinde betreten worden. Die Lage Frankreich's war daher durchaus keine so hoffnungslose, als die Anhänger Bonaparte's und die Gegner jeder Freiheitsbewegung behaupten.

Hätte Napoleon mit seinen Talenten Liebe zur Freiheit verbunden, so hätte er auch unter der Directorialverfassung die innere Verwaltung Frankreich's ordnen und dessen Grenzen gegen jeden Angriff von außen sicher stellen können. Allein das Schicksal Frankreich's war ihm Nebensache. Sein Vaterland hatte für ihn nur in sofern Wichtigkeit, als es ihm den Boden zu seinem Throne, die Soldaten für seine Schlachten und die Herolde seiner Siege lieferte.

Der Beschluß, durch welchen das provisorische Consulat geschaffen und die Directorialregierung gestürzt worden war, hatte den neu erwählten Machthabern die ganze Fülle der Directorialgewalt überwiesen und ihnen insbesondere den Auftrag ertheilt, die Ordnung in allen Theilen der Verwaltung, die innere Ruhe wieder herzustellen und Frankreich einen ehrenvollen und sichern Frieden zu verschaffen. Unter den drei Consuln war keine Verschiedenheit der Rechte und Gewalten eingeführt worden. Drei Personen können sehr wohl ohne Präsidenten mit einander verhandeln. Napoleon Bonaparte bemächtigte sich sofort des Präsidentenstuhles, welchen Roger-Ducos ihm angeboten hatte und warf sich auf diese Weise sofort zum Ersten, wenn nicht zum Herrscher unter den dreien auf. Cambacérès blieb Justizminister, Fouché Polizeiminister. Nach einem kurzen Zwischenraume, während dessen Reinhard vorgeschoben worden war, erhielt Talleyrand das Ministerium des Auswärtigen, Berthier das Kriegsministerium, Forfait die Marine, Gaudin die Finanzen

und Maret das Staatssecretariat. Unter diesen Ministern fand sich auch nicht ein Mann von Grundsätzen. Alle waren bereitwillige Werkzeuge der Gewalt, welche sich entweder, wie Berthier, Cambacérès, Forfait und Gaudin, niemals einen Widerspruch erlaubten, oder, wie Talleyrand und Fouché doch nur in sofern, als ihr eigener Vortheil es heischte.

Die erste Sorge widmeten die Consuln, oder vielmehr Napoleon Bonaparte, welcher allein regierte, während die beiden anderen nur zustimmten, den Finanzen. Die Banquiers von Paris machten der Regierung einen Vorschuß von zwölf Millionen. Man schritt sofort zur Ernennung von Agenten der directen Steuern, welche in kurzer Zeit die noch immer fehlenden oder doch unvollständigen Steuerrollen anfertigten und für die Flüssigmachung der Abgaben Sorge trugen. Die beiden verhaßtesten Gesetze der Directorial-Regierung, betreffend die gezwungene Anleihe und die Geißeln wurden zurückgenommen, was einen sehr guten Eindruck machte. Die verhafteten Priester wurden in Freiheit gesetzt und damit der erste Schritt zur Wiedereinführung der römisch-katholischen Religion gethan. Gleiche Gunst wurde mehreren Emigranten zu Theil, welche an der französischen Küste gescheitert waren, als sie im Begriffe standen, die Fahne des Bürgerkriegs in der Vendée zu entfalten. Wir sind weit entfernt, die harten Gesetze, welche die Emigrirten mit dem Tode bedrohten, falls sie ihren Fuß auf französisches Gebiet setzen sollten, vertheidigen zu wollen. Leute, deren unzweideutige Absicht gewesen war, ihr Vaterland in einen neuen Bürgerkrieg zu stürzen, verdienten keine Schonung. Doch Napoleon Bonaparte wollte die Royalisten versöhnen, freilich nicht mit der Republik, nicht mit der Sache der Freiheit, wohl aber mit seiner Person und der von ihm beabsichtigten Monarchie. Die flachen Menschen, welche seine Pläne nicht durchschauten, mochten ihn deßhalb rühmen, daß dieses aber auch in unseren Tagen, da dieselben längst zu Tage gekommen sind, geschieht, beweist einen traurigen Mangel an Urtheilskraft, oder ein Uebermaß von Speichelleckerei.

Während Bonaparte die zu Kreuze gekrochenen Terroristen zu den höchsten Stellen im Staate beförderte, den Pfaffen und Royalisten seine Gunst zu erkennen gab, ließ er achtunddreißig Revolutionäre deportiren und achtzehn willkürlich gefangen setzen, darunter Mitglieder der beiden Räthe des gesetzgebenden Körpers und sogar den General Jourdan, welcher den Muth gehabt hatte, sich gegen den Staatsstreich vom 18. Brümaire auszusprechen. Zwar wurden dieselben nach einiger Zeit wieder in Freiheit gesetzt, allein sie blieben unter polizeilicher Aufsicht stehen und jeder freigesinnte Mann mußte erkennen, daß seine Person nicht minder, als diejenigen jener sechsundfünfzig, der Willkür der Regierung preisgegeben sei.

Alle diese Maßregeln gefielen den Monarchisten, welche damals noch keinen Unterschied zwischen den Häusern Bourbon und Bonaparte machten, so gut, daß sie glaubten, Napoleon steuere direct nach dem Hafen der „guten alten Zeit" zurück. Die Herren Hyde de Neuville und d'Andigné machten dem Generale Bonaparte ihre Aufwartung, welcher sie in der Personenfrage enttäuschte, in der Principienfrage aber vollständig beruhigte. Bonaparte brachte dadurch in die Reihen der Royalisten Zwiespalt. Er gewann für sich die Anhänger der Monarchie. Nur die persönlichen Anhänger des Hauses Bourbon sahen sich in ihren Hoffnungen betrogen; doch auch diese nur theilweise, weil ihnen der Uebergang von einer Dynastie zur anderen jedenfalls leichter schien, als von einer Staatsform zur anderen.

Nachdem sich Bonaparte thatsächlich in den Besitz der gesammten Staatsgewalt gesetzt hatte, war es für ihn nicht schwer, sich darin zu behaupten und sich denselben durch die Verfassung auf lange Zeit hinaus zu sichern. Sieyes wurde durch einen klug angewandten

Wechsel von Drohungen und Versprechungen leicht gewonnen. Die beiden Ausschüsse waren so zusammengesetzt worden, daß von ihnen kein Widerstand erwartet werden konnte. So entstand jene Verfassung, welche unter republikanischen Formen die Monarchie in Frankreich wiederherstellte.

Die Spitze der Verfassung bildete der erste Consul, welcher die sämmtlichen Mitglieder der Verwaltung des Staats, der Departemente und sogar der Gemeinden, alle Officiere der Land- und Seemacht, die Staatsräthe, Gesandten und alle Richter, mit alleiniger Ausnahme der Mitglieder des Cassationshofs, zu ernennen, und überhaupt die gesammte Regierungsgewalt, das Recht über Krieg und Frieden in Händen hatte, auf zehn Jahre gewählt wurde, und nach Ablauf dieser Zeit wieder erwählt werden konnte.

Dieser Consul, welchem kein gleichberechtigter zur Seite stand, hatte so wenig von einem republikanischen Beamten und so viel von einem Monarchen, daß das künstliche Räderwerk des Abbé Sieyes dem Bonaparte sehr erwünscht war, als ein Schleier, welcher wenigstens den blöden Augen der Massen die Monarchie etwas verdeckte. Eine andere, als diese Bedeutung hatte die ganze sogenannte Consular-Verfassung nicht.

Die beiden Consuln, welche neben dem ersten hergingen, hatten nur berathende, also keine Stimme. Der gesetzgebende Körper, welcher aus dreihundert Mitgliedern bestand, durfte nicht berathen, sondern nur abstimmen. Die Berathung sollte im Schooße des einhundert Mitglieder zählenden Tribunats vor sich gehen. Dieses durfte aber nur über diejenigen Vorlagen berathen, welche ihm vom Staatsrathe zugingen. Eine derartige Zerstückelung untrennbarer geistiger Arbeiten steht einer Vernichtung derselben fast ganz gleich. Der gesetzgebende Körper und das Tribunat waren in Betreff des Staatsraths dasselbe, was die beiden berathenden Consuln in Betreff des ersten Consuls waren, nämlich Statisten, welche das Volk über die wirkliche Beschaffenheit der Scenerie täuschen sollten.

Der Staatsrath, welcher in Betreff der gesetzgebenden Gewalt ungefähr dieselbe Bedeutung hatte, wie der erste Consul in Betreff der vollziehenden, wurde von diesem ernannt und war folgeweise unbedingt von ihm abhängig. Das künstliche Räderwerk der neuen französischen Verfassung diente also nur dazu, die Gewalt, welche der erste Consul sowohl in Betreff der Gesetzgebung, als der Vollziehung besaß, zu verdecken.

Neben dem gesetzgebenden Körper, dem Tribunate und dem Staatsrathe bestand noch der sogenannte conservative Senat, dessen sechzig Mitglieder je fünfundzwanzigtausend Franken jährlichen Soldes bezogen. Dieser so gut bezahlte Körper hatte nichts weiter zu thun, als jedes Gesetz, oder jede Regierungshandlung, welche verfassungswidrig sein mochte, für nichtig zu erklären. Auch dieser Senat war nur eine Volkstäuschung. Wie hätte ein so wohl bezahlter Beamter, als ein Senator, es gewagt, die Regierung, welche ihm seinen hohen Gehalt reichte, und welche ihn entweder direct oder indirect ernannte, anzugreifen? Der Senat konnte daher keine andere Bedeutung haben, als darüber zu wachen, daß sich der gesetzgebende Körper und das Tribunat das Joch des Staatsraths ruhig gefallen ließen. Dieselbe Spiegelfechterei, welche die Verfassung in Betreff der Verrichtungen der verschiedenen mit der Gesetzgebung beschäftigten Körperschaften enthielt, bekundete sich auch in Betreff der Ernennung der Mitglieder derselben. Nur insofern hätte die Nation eine gewisse Bürgschaft für die volksthümliche Richtung der gesetzgebenden Gewalt gehabt, als deren Mitglieder von ihr ernannt worden wären. Auch in diesem Falle hätten nach der Verfassung die Erkorenen des Volkes nur wenig zu Gunsten der Freiheit thun können, da der gesetzgebende Körper nicht berathen und das Tribunat keine Gesetzesvorschläge machen durfte. Allein das Volk hatte bei der Ernennung der vier mit

der gesetzgebenden Gewalt in Verbindung stehenden Körperschaften durchaus keine Stimme. Der Senat wurde das erstemal in seiner Mehrheit von Sieyes, also einem Mitgliede der Regierung und unterwürfigen Diener Napoleon's ernannt, und vervollständigte sich dann selbst. Die einunddreißig von der Regierung ausersehenen Senatoren leisteten Bürgschaft dafür, daß die übrigen neunundzwanzig willige Knechte der Regierung sein würden. Der feile Senat erwählte dann die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats und des Cassationshofes. Nur durch ein Versehen konnte daher irgend ein freier Geist in den Schooß der Staatsbehörden eindringen. Zwar sollten alle diese Körperschaften nur durch Personen besetzt werden, welche auf der Liste nationaler Notabilität standen. Doch diese umfaßte fünftausend Namen. Sie befand sich in den Händen der Regierung. Wer konnte dieser nachweisen, daß irgend einer ihrer Günstlinge nicht auf derselben stand? Welcher Wahlkörper hätte es einer so despotisch organisirten Centralgewalt abgeschlagen, irgend einen Namen auf dieselbe zu setzen.

Die ganze Verfassung wurde nicht für die französische Nation, sondern für den General Bonaparte gemacht. Sie hatte keinen andern Zweck, als dessen Gewalt so umfassend und so dauernd als möglich zu machen und den Uebergang zu einer unumschränkten Monarchie zu erleichtern. Dem ersten Consul wurden zwei andere zur Seite gesetzt, welche bereit waren, für hundertundfünfzigtausend Franken jährlicher Einnahme die Republik abschlachten zu helfen. Zu diesem Schergendienste gaben sich Cambacérès und Lebrün her. Sieyes erhielt zum Lohne für den von ihm an der Nation begangenen Verrath außer der Stelle eines Senats-Präsidenten die Staatsdomaine Crosne und achtmalhunderttausend Franken aus der Directorial-Casse. Roger-Dücos wurde mit hundert und zwanzig tausend Franken abgefunden.

Cambacérès, früher ein heftiger Jacobiner, eignete sich trefflich zum Lakaien Bonaparte's, Lebrün, früher der Knecht Ludwig's XV., der Lobredner des schlimmsten Blutsaugers Frankreich's, des Finanzministers Düterray, stand demselben an Dienstbeflissenheit und Unterwürfigkeit ganz gleich.

Am 15. December 1799 (24. Frimaire des Jahres VIII.) wurde die neue Verfassung nebst dem neuen Herrn Frankreich's unter Glockengeläute und Trompetenschall der Nation kund gethan.

Alle diejenigen, welche schon ein Amt erhalten hatten, oder noch eines zu erhaschen hofften, priesen das Meisterwerk, welches aus den Berathungen des Pfaffen Sieyes und des Soldaten Bonaparte hervorgegangen war, mit vollen Backen. Die Stelle eines Tribun trug fünfzehntausend, diejenige eines Gesetzgebers zehntausend Franken jährlich ein. Ueberdieß standen dem ersten Consul alle Nationalgüter und die gesammte Staatseinnahme zur Verfügung. Während der Schreckenszeit waren fast alle hervorragenden Geister Frankreich's, welche Sinn für Freiheit und Recht gehabt hatten, abgeschlachtet worden. Die Schwätzer, welche sich nachher republikanischer Redensarten bedient hatten, so lange diese an der Mode waren, stimmten in den Ton ein, welchen Napoleon Bonaparte, der Spender so vieler einträglicher Stellen, angab. Der Vertrag zwischen dem Despoten und den willigen Knechten desselben wurde abgeschlossen, nachdem die ursprünglichen Gegner Bonaparte's, namentlich Sieyes, durch Bestechung oder Einschüchterung gewonnen worden waren. Die Nation kam dabei nur insofern in Betracht, als sie das zur Erhaltung der Macht des ersten Consuls erforderliche Blut und den dazu unentbehrlichen Schweiß zur Verfügung stellte.

Der erste Act des Spieles, welches Napoleon Bonaparte vor der französischen Nation und der gesammten Menschheit aufführte, war dem Comödianten über alle Erwartung

wohl gelungen; er hieß Consularverfassung; der zweite folgte von selbst nach und führte den Titel Kaiserkrönung. Der dritte umfaßte zugleich die Scheidung von Josephinen und die Hochzeit mit der Habsburgerin Maria Luise, der Großnichte Maria Antoinetten's. Auf diese drei Acte, voll von Glanz und Ruhm folgten zwei andere, von denen der eine auf der Insel Elba, der andere auf St. Helena aufgeführt wurde.

Die Gerechtigkeit, welche die Frommen erst in jenem Leben suchen, weil sie selbst nicht fest daran glauben, und in diesem sich gerne mit etwas Unrecht beladen wollen, vorausgesetzt, daß es etwas einbringt, finden wir schon auf der Erde. Keine geschichtliche Person macht die ewige Gerechtigkeit, oder die unvermeidliche Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkung anschaulicher, als Napoleon Bonaparte. Anderthalb Jahrzehnte lang mochte dieser fluchwürdige Despot allen seinen Herrscherlaunen fröhnen. Doch die nothwendigen Folgen derselben blieben nicht aus, und Frankreich hatte dieselben, soweit seine Mitschuld reichte, mitzutragen.

Der erste Zweck, nach welchem Bonaparte strebte, bestand darin, die in der neuen Verfassung ruhende monarchische Gewalt zu verhüllen, der zweite, durch den Eigennutz alle käuflichen Seelen Frankreich's zu gewinnen, insofern sie versprachen, gute Lakaien zu werden. Seit zehn Jahren hatten die Vertreter der französischen Nation gedarbt. Jetzt sollte nicht blos ihrer Armuth ein Ende gemacht, sie sollten in die Classe der reichen Leute emporgehoben werden. Das Beispiel des Abbé Sieyes deutete an, was gefügige Diener zu hoffen, die achtunddreißig Deportirten und die achtzehn Verhafteten machten anschaulich, was wirkliche oder auch nur gefürchtete Gegner vom ersten Consul zu befürchten hätten. Sechzig Senatorstellen zu fünfundzwanzigtausend, hundert Tribunate zu fünfzehntausend und dreihundert Gesetzgeber zu zehntausend Franken jährlich, bildeten schon eine ansehnliche Clientel. Hierzu kamen noch die Staatsräthe, mit fünfundzwanzigtausend und die Staatsraths-Präsidenten zu fünfunddreißigtausend Franken jährlich, die Mitglieder des Cassationshofes, die Präfecten und Unterpräfecten, die Generale und Obersten und die zahllose Horde untergeordneter Diener, welche für den Fall des Wohlverhaltens, eine lebenslängliche Versorgung durch den ersten Consul oder dessen unterwürfige Diener erhielten. Der Zudrang der Bewerber bewies, wie hoch die Zahl der käuflichen Seelen gestiegen war, wie sehr diejenige der selbstständigen Männer von Grundsätzen abgenommen hatte.

Am 25. December 1799 (4. Nivose des Jahres VIII.) organisirte sich der Senat, welcher rasch hintereinander die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats ernannte. Schlag auf Schlag folgten dann die Maßregeln, welche den Uebergang zur unverhüllten Monarchie vorbereiteten: die Zulassung der Verwandten der Emigrirten zu öffentlichen Aemtern, die Zurückberufung der nach dem 18. Fructidor deportirten Royalisten, die Zurückgabe der Kirchen an die katholische Geistlichkeit, die Entbindung der letzteren von der ihr anstößigen Eidesleistung, ein feierliches Leichenbegängniß zu Ehren des vor sechs Monaten in der Stadt Valence verstorbenen Papstes Pius VI., Abschaffung der Feier des 21. Januar, Einführung von Ehrenwaffen, welche im Keime schon die spätere Ehrenlegion in sich schloß u. s. w.

Bezahlte Lobhudler erfüllten die Welt mit pomphaften Anpreisungen der hohen Weisheit des ersten Consuls. Die Zeitungen, welche in diesen Ton nicht einstimmen wollten, wurden unterdrückt, freisinnige Schriftsteller verfolgt und mißhandelt. Die Preßfreiheit, welche unter dem Directorium wenigstens ab und zu bestanden hatte, wurde vollständig vernichtet.

In erster Reihe bediente sich Napoleon Bonaparte der Bestechung, in zweiter der Bestrafung vermittelst der von ihm unbedingt abhängigen Richter und Verwaltungs-

beamten. Wenn diese letzteren aber nicht so rasch, als es Bonaparte wollte, zu Werke gingen, so hatte derselbe stets Kriegsgerichte oder ohne alle Zwischenbehörden unmittelbare ministerielle oder militärische Befehle in Bereitschaft. Die fünfundzwanzig Militär-Divisionen, in welche Bonaparte Frankreich eintheilte, waren bereit, jeden Befehl ihres obersten Anführers zu vollziehen, ob derselbe der bürgerlichen Verfassung des Reiches entsprach, oder nicht.

Alle Maßregeln Bonaparte's waren darauf berechnet, das Volk zu täuschen und in Ketten zu schlagen.

Um sich den Schein der Friedensliebe zu geben, erließ der erste Consul Schreiben an den König von England und an den Kaiser von Deutschland, welche den von Bonaparte gewünschten Zweck vollkommen erreichten, d. h. die französische Nation glauben machten, er wolle den Frieden, während ihm doch alles darauf ankam, sich neue blutige Lorbeeren zu erwerben.

Während Napoleon Bonaparte seine Kriegsrüstungen auf's Eifrigste betrieb, knüpfte er freundschaftliche Verhandlungen mit dem Hofe von Berlin an. Es gelang ihm, diesen über seine Absichten gänzlich zu täuschen. Seit dem Jahre 1795 hatte sich die Lage Europa's wesentlich verändert. Die Eroberungsgelüste Frankreich's waren von Jahr zu Jahr klarer und bestimmter zu Tage getreten. Es handelte sich jetzt nicht mehr um den Gegensatz zwischen Republik und Monarchie. Diese letztere hatte, wie in unseren Tagen, ihren kräftigsten Vertreter in dem Beherrscher Frankreich's. Die Gränze Deutschland's, das linke Rheinufer stand auf dem Spiele. Eine entschiedene Zusammenwirkung Preußen's mit Oesterreich und den übrigen verbündeten Mächten konnte dieses vielleicht retten. Jedenfalls war es die Pflicht aller Deutschen, das Schwert nicht in der Scheide zu lassen, im Augenblicke, da das Gebiet Deutschland's so furchtbar bedroht war. Zu Gunsten der Monarchie hatte Preußen im Jahre 1792 den Krieg gegen Frankreich unbedachtsamerweise begonnen. Jetzt, da es galt, von dem gemeinsamen Vaterlande die Gefahr abzuwenden, mit welcher es bedroht war, pflog das Berliner Cabinet die freundschaftlichsten Verhandlungen mit dem ländersüchtigen Feinde Deutschland's. Es gab diesem selbst Winke, welche dazu dienten, seine Wehrkraft zu vermehren. Es deutete an, daß England eine Landung in der Vendée beabsichtige und rieth dem obersten Consul, vor allen Dingen für die Beruhigung dieses Landestheiles Sorge zu tragen.

Die Zugeständnisse, welche Bonaparte dem Pfaffenthum und der Emigration gemacht hatte, waren Vorarbeiten in dieser Richtung gewesen, welche sich mit den monarchischen Bestrebungen Napoleon's sehr wohl vertrugen, obgleich sie mit den Grundsätzen der französischen Revolution nicht vereinbar waren. Am 18. Januar 1800 schloß der erste Consul zu Montfaucon Frieden mit den Häuptern des linken Ufers der Loire. Wenige Tage darauf (24. und 27. Januar) unterwarfen sich die Häuptlinge des nördlichen Loire-Ufers, namentlich Herr von Bourmont und Georg Cadoudal.

Nach allen diesen Vorbereitungen begann Napoleon Bonaparte seinen Feldzug vom Jahre 1800. Mit einem neuen Heere von sechzigtausend Mann, von dessen Dasein der Feind nichts wußte, oder an welches er wenigstens nicht glaubte, ging er (15. bis 21. Mai 1800) über den großen Bernhard. Andere Heeresabtheilungen zogen über den kleinen Bernhard, über den Simplon und über den Gotthard nach Italien. Die Franzosen überraschten die Oesterreicher, schnitten alle Verbindungen derselben ab und brachten alle Pläne derselben in Verwirrung. Zwar mußte Massena die einzige Stadt, welche Frankreich in Italien noch besaß, Genua, (4. Juni) an die Oesterreicher übergeben, mittlerweile hatte aber Bonaparte Mailand genommen. Am Tage der Uebergabe Genua's stellte er die cis-

alpinische Republik wieder her. Am 9. Juni erlitten die Oesterreicher bei Montebello eine empfindliche und wenige Tage darauf (14. Juni) bei Marengo eine vollständige Niederlage. Lange hatte an diesem Tage die Schlacht hin und her geschwankt. Die Oesterreicher glaubten schon, des Sieges gewiß zu sein. Mehrere französische Divisionen hatten sich in wilder Flucht aufgelöst. Im entscheidenden Augenblicke führte General Desaix den Franzosen zwei frische Divisionen zu, warf den linken Flügel der Oesterreicher nieder und gab dadurch den Ausschlag nach einem dreizehnstündigen Kampfe. Der Sieger, Desaix, blieb auf dem Schlachtfelde. Napoleon Bonaparte schrieb sich den Triumph zu und trat die Erbschaft des Ruhmes des gefallenen Feldherrn an, ohne daß Jemand wagen konnte, sie ihm streitig zu machen. Die Oesterreicher baten um Waffenstillstand und erkauften denselben (16. Juni) mit schweren Opfern. Sie mußten sich bis hinter den Mincio zurückziehen und alle im Westen des Flusses Chiesa und im Süden des Po gelegenen Provinzen und Festen den Franzosen überlassen. Nur die Städte Ferrara, Ancona und das Gebiet von Toscana blieben in ihrem Besitze. Mit einem Schlage gewannen die Franzosen wieder, was die verbündeten Heere im Laufe eines ganzen Jahres durch Ströme von Blut erkauft hatten.

In Deutschland waren mittlerweile die Franzosen gleichfalls auf allen Punkten siegreich vorgedrungen. Am 25. April ging Moreau auf sechs Punkten über den Rhein, trieb das ihm gegenüber stehende Heer der Oesterreicher, Baiern, Würtemberger und Mainzer bei Engen und Stockach (3. Mai) und Möskirch (5. Mai) zurück, schlug die Deutschen bei Biberach (9. Mai) und bei Memmingen (10. Mai), ein zweites Mal bei Biberach (5. Juni), bei Neuburg (27. Juni) und drang bis München vor. Nach einem Waffenstillstande, welchen Moreau den Oesterreichern unter harten Bedingungen bewilligte und unter noch härteren später verlängerte, entbrannte der Kampf auf's Neue. Die Schlacht von Hohenlinden (3. December 1800) war für Deutschland, was Marengo für Italien gewesen. Dreimalhunderttausend Krieger rückten gegen Wien vor, welchen Franz II. keine entsprechende Heeresmacht entgegenstellen konnte. Auch in Italien hatten sich die Franzosen nach allen Seiten hin ausgebreitet, Toscana eingenommen, alles Land bis zur Etsch besetzt, trotz des Winters den Feldzug fortgeführt und Treviso erreicht (11. Januar 1801). Die Oesterreicher baten um Waffenstillstand, welcher für Deutschland (25. December 1800) und für Italien (16. Januar 1801) abgeschlossen wurde. Eine Verlängerung desselben für Italien mußten die Oesterreicher (26. Januar) durch die Uebergabe Mantua's erkaufen.

Der Frieden, welcher für Deutschland und Italien zur dringenden Nothwendigkeit geworden, war bisher hauptsächlich an dem Widerstreben England's gescheitert. Nach den furchtbaren Schlägen, welche Oesterreich erlitten hatte, erlaubte endlich Pitt dem Wiener Cabinette, einen Separatfrieden zu schließen. Dieser wurde (9. Februar 1801) zu Lüneville unterzeichnet. Die Bedingungen desselben kamen im Wesentlichen mit jenen von Campo-Formio überein. Die von der Reichsdeputation von Rastatt gemachten Zugeständnisse wurden bekräftigt. Die venetianischen Provinzen erhielt Oesterreich nur bis zur Etsch. Die zwischen diesem Flusse und dem Po gelegenen Landstriche, Verona und Portolegnago, fielen an die cisalpinische Republik. Toscana ward dem Herzog von Parma überwiesen. Unser armes deutsches Vaterland verlor das ganze linke Rheinufer. Es war für die Nation ein schlechter Trost, daß die Erbfürsten, welche dadurch in Schaden kamen, auf der rechten Rheinseite entschädigt wurden. Der Reichstag in Regensburg bestätigte den Frieden (9. März). Da die auf demselben vertretenen Fürsten für ihre Verluste entschädigt wurden, bekümmerten sie sich wenig um diejenigen der Nation. Wenn in

unseren Tagen das deutsche Volk nicht wachsamer und entschlossener ist, als damals, so könnte wohl ein zweiter Frieden von Lüneville zu seiner Schmach abgeschlossen werden. Die Fürsten unserer Zeit sind nicht besser, als ihre Väter und Großväter. Die nächsten Monate werden darüber entscheiden, ob auch die Nation durch Schaden nicht klug geworden ist.

Nachdem der Friede mit Oesterreich und dem deutschen Reiche abgeschlossen war, konnten die kleineren Mächte Europa's den Krieg nicht mehr fortsetzen. Rußland war des Kampfes längst schon müde. England führte aber denselben noch ein ganzes Jahr. Mit Neapel wurde (28. März 1801) zu Florenz Frieden geschlossen. Es trat die Insel Elba, die s. g. Besatzungsstätte (Stato degli Presidii) und das Fürstenthum Piombino ab und versprach, seine Häfen den englischen und türkischen Schiffen zu verschließen.

Mit Portugal unterzeichnete zuerst das mit Frankreich verbündete Spanien (6. Juni 1801) zu Badajoz und dann (29. September) Frankreich Frieden. Das Cabinet von Lissabon mußte an Spanien Olivenza, an Frankreich einen an Guyama stoßenden Landstrich abtreten und versprechen, seine Häfen den Engländern zu versperren.

Nach der Ermordung Kaiser Paul's war es nicht schwer, sich mit Rußland zu verständigen. Alexander I. schloß (4. October 1801) mit Spanien und (6. October) mit Frankreich zu Paris Frieden. Alle Verhältnisse wurden wieder hergestellt, wie sie vor dem Ausbruche des Krieges bestanden hatten. In einem geheimen Vertrage versprach Frankreich, dem Könige von Sardinien, dem Verbündeten Rußland's, eine angemessene Entschädigung und die Räumung von Neapel. Die Schlichtung der noch immer verworrenen Angelegenheiten Deutschland's und Italien's sollte im innigsten Einverständnisse mit Rußland geschehen. Endlich erkannte Frankreich die Republik der sieben jonischen Inseln, welche die beiden Alleinherrscher des Ostens: der Sultan und der Czaar (21. März 1800) proklamirt hatten, an.

Es blieben nur noch die Kriege mit der Türkei und England übrig. Am 5. September 1800 hatten die Franzosen nach einer zweijährigen Blokade Malta den Engländern übergeben müssen. In Egypten hatten sie sich, so lange Kleber an ihrer Spitze stand, mit Kraft behauptet. Kleber hatte die Türken, als diese bei Damiette zu landen versuchten (18. November 1799), zurück geworfen. Als jedoch der Großvezier von Syrien aus heranzog und El Arisch erobert hatte, schloß Kleber mit ihm eine Uebereinkunft ab, der zufolge den Franzosen freie Rückkehr in ihre Heimath nebst ihrem gesammten Eigenthum und dreihundert Beutel zu ihrem Unterhalte zugesichert wurden (24. Januar 1800). Nicht die Furcht vor den türkischen Waffen, sondern die Ueberzeugung, daß Egypten auf die Dauer doch nicht zu behaupten sei, hatte den tapferen General zum Abschlusse dieses Vertrages bestimmt. Die Pest hatte überdies damals gewüthet und die schon so sehr gelichteten Reihen des französischen Heeres bedroht. Die englische Regierung verlangte, die Franzosen sollten sich als Kriegsgefangene ergeben. Dessen weigerte sich Kleber. Der Vertrag wurde nicht genehmigt. Der Kampf entbrannte von Neuem. Kleber schlug die Türken bei Heliopolis (20. März 1800), eroberte Cairo, welches verloren gegangen war und wurde dadurch von Neuem Herr von ganz Egypten. Als aber Kleber durch die Hand eines fanatischen Meuchelmörders gefallen war (14. Juni 1800), nahmen die Angelegenheiten eine andere Wendung. Der General Menou, welchem nach Kleber's Tode der Oberbefehl zugefallen war, besaß weder die Achtung, noch das Vertrauen des Heeres. Er hatte sich dadurch lächerlich gemacht, daß er zum Islam übergegangen war. Die dieser Religion günstigen Proclamationen Bonaparte's hatten den General irre geführt. Unter einem solchen Führer konnten die entmuthigten Trümmer des französischen Heeres nicht siegen.

Sie erlitten zwei empfindliche Niederlagen bei Canopus (21. März 1801) und bei Ramanieh (10. Mai 1801). Die Engländer hatten jedoch den Tod ihres bei Canopus gefallenen Oberfeldherrn Abercrombie zu beklagen. Die Verstärkung, welche der Admiral Gantheaume nach Egypten führen sollte, konnte sich durch die englische Flotte nicht Bahn brechen. Am 27. Juni 1801 schloß General Belliard zu Cairo, am 30. August Menou zu Alexandrien eine Capitulation ab, welche den Franzosen freie Rückkehr in ihre Heimath auf englischen Schiffen zusicherte. Auf die dreihundert Beutel, welche früher ihnen versprochen worden waren, mußten sie jedoch verzichten. Nach der Räumung Egyptens bestand zwischen Frankreich und der Türkei kein Grund zum Streite mehr. Die früheren Verhältnisse traten in Folge des Präliminarfriedens vom 9. October 1801, welcher am 25. Juni 1802 in einen definitiven verwandelt wurde, wieder in's Leben ein. Auch mit Algier schloß Frankreich (17. December 1801) Frieden.

Doch mit England dauerte der Krieg noch immer fort. Derselbe erhielt durch die bewaffnete nordische Neutralität sogar noch neue Verwickelungen. Im Bewußtsein ihrer Uebermacht zur See erlaubten sich die Britten die verletzendsten Uebergriffe gegen alle seefahrenden Nationen. Sie untersuchten sogar die unter Bedeckung segelnden Schiffe der Neutralen und richteten deren Handel durch eine übertriebene Ausdehnung der Begriffe von Seeblokade und Contrebande zu Grunde. Als sich Dänemark und Schweden über diese und andere Verletzungen ihrer Flaggen beschwerten, schickte das englische Cabinet eine Flotte vor Kopenhagen, welche den König von Dänemark zwang (29. August 1800), die englischen Anmaßungen anzuerkennen. Dänemark mußte versprechen, seinen Schiffen keine Bedeckung mehr zu geben. Die Erledigung der theoretischen Frage, ob Schiffe unter Deckung visitirt werden dürften, wurde späteren Zeiten vorbehalten. Praktisch war sie gegen Dänemark entschieden.

Rußland, welches sich nicht unter den englischen Dreizack beugen wollte, brachte zum zweiten Male eine bewaffnete Neutralität des Nordens zu Stande. Schweden, Preußen und Dänemark traten derselben bei. Letzteres mußte schwer dafür büßen, indem eine englische Flotte (29. März 1801) vor Kopenhagen erschien, die Stadt beschoß und das dortige Cabinet zur Nachgiebigkeit zwang. Wenige Tage zuvor war Kaiser Paul ermordet worden (in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801). Die bewaffnete Neutralität fiel in sich selbst zusammen. Sie mochte jedoch die Engländer daran erinnern, daß diese jetzt ganz allein im Kampfe mit Frankreich ständen und daß sich bei Fortsetzung des Kampfes leicht eine Coalition gegen sie bilden könnte. Am 1. Oct. 1801 wurden in London die vorläufigen Artikel des Friedens unterzeichnet. Endlich (27. März 1802) kam zu Amiens der definitive Friede zwischen England, Frankreich und den Verbündeten des letztern, Spanien und der batavischen Republik, zu Stande.

Spanien trat die Insel Trinidad, Holland die Insel Ceylon an England ab. Das Vorgebirge der guten Hoffnung wurde den Schiffen aller contrahirenden Mächte gleichmäßig eröffnet. Malta sollte dem Johanniterorden zurückgegeben und unter die Gewährleistung Frankreichs, Englands, Oesterreichs, Spaniens und Rußlands gestellt werden. Auch alle übrigen Eroberungen, welche England im Laufe des Krieges gemacht hatte, versprach es, herauszugeben.

Die Inseln Trinidad und Ceylon waren eine schlechte Entschädigung für die im Laufe eines fast zehnjährigen Krieges erlittenen Verluste und bezahlten Hülfsgelder. Frankreich war, hauptsächlich in Folge der von England genährten Kriegsflamme von der Bahn innerer Entwickelungen auf den blutigen Pfad des Kampfes mit dem Auslande gedrängt worden. Es hatte seine freie Verfassung verloren und statt der vielköpfigen Regierung früherer

Zelten einen einzelnen Herrscher erlangt, welcher aber fast eben so sehr in der Richtung des Absolutismus, als die Republik des Jahres 1793 in der entgegengesetzten von dem Muster Englands abwich.

Die Menschheit hatte den furchtbaren Krieg zwischen England und Frankreich nur zu beklagen. Er brachte keinem Lande und keiner Nation Gewinn, vielmehr schlug er den beiden zunächst betheiligten Völkern Wunden, welche am heutigen Tage noch nicht vernarbt sind. Der Frieden war beiden Nationen gleich nothwendig. Nur zu bald sollte er schon wieder gebrochen werden!

§ 26. Das Consulat von 1802 bis 1804.

Napoleon Bonaparte war im Besitz der gesammten Staatsgewalt Frankreichs. Allein dieses genügte seiner Herrschsucht und seinem Ehrgeize nicht. Er wollte dieselbe nicht blos für sich, sondern auch für seine gegenwärtige und zukünftige Familie. Die Staatsgewalt mit einer halben Million Franken Jahrgehalt befriedigte ihn nicht. Ein so geringes Einkommen reichte für seine eigenen Bedürfnisse nicht hin und noch viel weniger für diejenigen seiner verschwenderischen Gattin Josephine und deren Tochter Hortense, seiner Brüder und übrigen zahlreichen Verwandten und Günstlinge. Bonaparte war daher entschlossen, weiter um sich zu greifen, wie nach Außen hin, so auch im Innern Frankreichs, und die Frage war nur, in welcher Weise dieses mit der geringsten Gefahr geschehen könne.

Den Republikanern schien die Consularverfassung schon viel zu monarchisch. Auf deren Feindschaft mußte Bonaparte rechnen. Es kam darauf an, diese Gegner zu vernichten. Die alten Royalisten konnten, theilweise wenigstens, gewonnen werden, insofern man ihnen Zugeständnisse machte. Die unbeugsamen Anhänger des Hauses Bourbon mußten dagegen, wenn auch mit etwas mehr Schonung, als die Republikaner, zermalmt werden. Mit den Plänen Bonaparte's vertrug sich natürlich keine Art der Freiheit. Diese mußte folgeweise, wie der Ueberrest der Republikaner, gleichfalls vernichtet werden. Handel, Fabriken, Straßen, Kirchen und Schulen, in sofern sie dem Herrscher die Mittel zur Ausübung seiner Gewalt lieferten oder die Werkzeuge dazu groß zogen, fanden die Gunst des ersten Consul's, allein auch nur so weit sie dem genannten Zwecke dienten. In sofern sie selbständig auftraten, eigene Zwecke verfolgen wollten, paßten dieselben nicht zu seinem Systeme und wurden sie daher gleichfalls zermalmt.

Der Widerwillen Bonaparte's gegen jede Art von Opposition war so groß, daß er nicht einmal dasjenige leere Geschwätz duldete, welches in den Sälen der Frau von Staël oder der Frau Recamier geführt wurde, welches doch nur die müßigen, der Geselligkeit gewidmeten Stunden ausfüllen sollte und keine praktisch politische Bedeutung hatte.

Die Aufgabe eines hochherzigen Staatsoberhaupts wäre gewesen, die vorhandenen Einrichtungen zu benutzen, um mit deren Hülfe die französische Nation auf einen höhern Standpunkt sittlicher Kraft und intellectueller Bildung emporzuheben, sie für Bestrebungen empfänglich zu machen, welche diese Seiten des geistigen Lebens der Nation berühren. Allein dazu besaß Bonaparte weder Neigung, noch Fähigkeit. Er hatte nur die Naturanlagen eines Despoten, nicht diejenigen eines Republikaners. Er konnte daher Frankreich auf der Bahn der Entwickelung nicht vorwärts führen, das während der Revolution emporgeschossene Unkraut nur sehr theilweise ausjäten, die schönen Pflanzungen desselben nicht hegen. Sein Trachten war umgekehrt, alle freiheitlichen Errungenschaften des vergangenen Jahrzehnts so gut als möglich zu entfernen, und mit den unzerstörbaren Theilen derselben den von ihm neugegründeten Despotismus zu vereinigen. Wie er den Sieg von

Marengo, welchen Desaix errungen, sich zugeschrieben hatte, so maß er sich auch alle Früchte der Revolution, welche nach und nach zu wachsen begannen, bei. Nicht Bonaparte, sondern die Revolution hatte die Macht des Adels und des Pfaffenthums gebrochen, die auf dem Volke lastende Staatsschuld abgeschüttelt, das Land von den darauf haftenden Zehnten, Gülten und Frohnden, von Fideicommissen und der todten Hand befreit. Nicht Bonaparte, sondern die Revolution hatte das Volk durch Niederwerfung von tausenderlei Schranken zu einem großen Ganzen, die Verwaltung des Staats zu einer Einheit, den Grund und Boden allgemein zugänglich gemacht. Nicht Bonaparte, sondern die Revolution hatte Freiheit der Gewerbe, des Handels und der Betriebsamkeit jeder Art eingeführt. Nicht Bonaparte, sondern die Revolution hatte den kriegerischen Geist der Nation geweckt und diese auf die Bahn des Sieges geführt. Bonaparte übernahm alle Activa der Revolution, ihre Passiva aber bezahlte er nicht, oder mit anderen Worten, er nahm Besitz von allen Kräften, Anstalten und Einrichtungen, welche die Revolution erzeugt oder vervollkommnet hatte, allein die eine Schuld, welche sie auf sich geladen, die große Schuld der Freiheit, welche sie bisher im Sturme der Bewegung, des innern und äußern Krieges nicht hatte bezahlen können, deren Entrichtung sie künftigen Tagen der Ruhe und des Friedens vorbehalten hatte — diese bezahlte er nicht, vielmehr zerriß er, schlimmer als Ferdinand II. im Jahre 1627 den Majestätsbrief, den die Nation mit ihrem Blute erkauft hatte.

Ferdinand II. war nicht durch die Reformation emporgehoben worden. Er verdankte ihr nicht seine bevorzugte Stellung. Er war im Hasse gegen sie groß gezogen worden. Bonaparte war ein Kind der Revolution. Er wurde zum Mörder seiner Mutter, und Alle, welche ihm dabei behülflich waren, alle seine Schergen und Lobhudler wurden Mitschuldige dieses schwersten unter allen Verbrechen der Erde.

Wäre die französische Nation wirklich so schlecht gewesen, als Bonaparte von ihr dachte, hätte sie in der That nur Sinn für Gold und Flitter gehabt, so hätte sie niemals die Revolutionen der Jahre 1789 bis 1792 durchkämpfen können, es wäre dann auch dem Despoten viel leichter geworden, sie in Ketten und Bande zu schlagen.

Es ist ein verruchtes Spiel, welches Bonaparte und dessen Schergen mit der französischen Nation trieben. Nicht zufrieden damit, sie in das Joch der drückendsten Knechtschaft zu spannen, machten sie es, wie alle Sclavenhalter, sie behaupteten, das Volk sei keiner anderen, als der despotischen Regierungsform fähig. Wenn dieses aber auch wahr gewesen wäre, was wir niemals zugeben werden, wären ihr dann auch ein tückisches Pfaffenthum, ein neuer Adel, ein hungriges und beutegieriges Beamtenthum, eine neue Plutokratie, ein dreifach verstärktes stehendes Heer, eine Prätorianergarde, wie sie kein Kaiser und kein König der Erde besaß, ein Thron von Gold und Sammet, Ceremonienmeister, Kammerherren, das ganze Hofgeschmeiße, Mönche und Nonnen — alles was sie im Laufe von zehn Jahren mit so heroischem Muthe bekämpft und abgeschüttelt hatte, unentbehrlich? Vieles von diesem war nicht einmal dem Despoten als Werkzeug der Gewalt nothwendig. Allein es wächst von selbst auf dem Boden der Knechtschaft, wie sich das Ungeziefer im Schmutze bildet und der Giftpilz aus verwesenden organischen Stoffen emporschießt.

Wenn Napoleon Bonaparte sich nicht auch Verdienste um Frankreich erworben, hätte er natürlich keine Stellung gewinnen können, welche es ihm möglich machte, dem Lande das Gesetz zu geben. Bonaparte erfocht nicht blos Siege im Kampfe gegen das Ausland, er beugte alle Parteien unter seine Gewalt, und machte dadurch, wenn nicht deren Umtrieben, so doch deren Wutbausbrüchen ein Ende, er brachte eine gewisse Ordnung in die inneren Angelegenheiten des Staates, allein nicht die Ordnung der Freiheit, sondern

diejenige der Knechtschaft. Er schloß Frieden ab, allein nur um Zeit zu neuen Rüstungen und Gelegenheit zu neuen Kriegen zu finden. Im Anfange seiner Regierung umgab er sich mit den hervorragendsten Talenten Frankreich's, allein allmälig stieß er alle diejenigen Männer von sich, welche noch einen Funken von Freiheitsliebe und Rechtsgefühl, einigen Sinn für Wahrheit und Billigkeit bewahrten. Nach und nach stürzte er alle Schranken um, welche die Consularverfassung seiner Gewalt gesetzt hatte. Die einzige, welche er bestehen ließ, der Senat, wurde später das Werkzeug seines Sturzes. Bonaparte, welcher alles auf den Erfolg berechnete, alles von diesem abhängig machte, konnte nicht erwarten, daß ihm irgend einer seiner Diener im Augenblicke des Unglücks treu blieb. Die Günstlinge, welche er mit Reichthümern überschüttet hatte, ließen ihn sogar darben auf St. Helena.

Wäre die französische Nation im Anfange dieses Jahrhunderts so knechtisch gewesen, als Bonaparte sie wünschte, so hätte sie nicht im Jahre 1830 die Bourbonen, im Jahre 1848 die Orleans vertrieben. Sie ließ sich allerdings durch Bonaparte täuschen; allein betrog dieser nicht auch alle anderen Völker und alle Fürsten der Erde? Schwärmen nicht heutzutage noch manche Deutsche für die Hohenstaufen, welche eben so große Despoten waren, als Bonaparte?

Schwerlich hat seit den Zeiten Cäsar's irgend ein Despot den Wahlspruch: divide et impera (theile und herrsche) besser anzuwenden verstanden, als Bonaparte. Er theilte zuerst die Nation in Dienende und Herrschende, die letzteren wieder in Gesetzgeber und Vollstrecker; die Gesetzgeber in Staatsrath, Senat, Tribunat und den s. g. gesetzgebenden Körper, jede dieser Abtheilungen, insofern sie berathen durfte, in verschiedene Sectionen. Jeder dieser Sectionen wies er bestimmte Verrichtungen zu, welche sie nicht überschreiten durfte. Er selbst behielt sich das Recht vor, diese verschiedenen Stücke der Maschine, wenn er sie als Ganzes arbeiten lassen wollte, zusammenzusetzen. Die vollstreckende Gewalt behielt er ungeschmälert in seinen Händen und griff mit derselben, so oft er wollte, in die gesetzgebende ein, welche weder die Kraft, noch den Willen besaß, ihm zu widerstreben.

In ähnlicher Weise trennte Bonaparte in seiner äußeren Politik Rußland von England, Oesterreich von Preußen, die kleinen deutschen Fürsten von den beiden deutschen Großmächten, Venedig von Italien, Neapel und den Kirchenstaat von der cisalpinischen, diese von der ligurischen Republik. Die Ordnung der Freiheit und der Gleichheit, nach welcher die Revolution gestrebt hatte, verwandelte er, soweit seine Macht reichte, in die Ordnung der Ungleichheit und der Unfreiheit. Unterwerfung war sein Ziel, Heuchelei, Gewalt und Bestechung waren seine Mittel.

Die französische Revolution hatte den Königen und Kaisern der Erde tiefe Wunden geschlagen, Bonaparte theilte seine Streiche zugleich den Fürsten und den Völkern zu. Er demüthigte die einen und beraubte die anderen. Die geistige Propaganda, welche von Frankreich ausgegangen war, hörte nicht auf, sie veränderte nur ihre Richtung und ihre Gestalt. Statt Ideen der Freiheit und Gleichheit über die Erde zu verbreiten, wirkte sie im Interesse des Absolutismus. Aus Rücksicht dafür söhnten sich die meisten Fürsten Europa's mit Bonaparte aus, bis am Ende doch ihre Langmuth sich in Grimm verwandelte, Fürsten und Völker sich gegen den schlimmsten Despoten der Erde vereinigten und ihn stürzten.

Der Despotismus war zu keiner Zeit erfinderisch, auch derjenige Bonaparte's war es nicht. Der Schleier, welchen er über die zur Zeit der alten Monarchie herrschenden Formen warf, war sehr dünn und durchsichtig. Es gelang ihm nicht, eine Verbindung zwischen den Bestrebungen der neuen und der alten Zeit zu bewerkstelligen. Alle seine s. g. Schöpfungen waren nur Nachahmungen, waren auf seine Person berechnet und setzten voraus, daß

er das ganze Uhrwerk persönlich aufziehe. Dieses mußte in Stocken gerathen oder stille stehen, sobald nicht eine so große Kraft, wie er sie besaß, den Mechanismus im Gange erhielt.

Die beiden Männer, deren sich Bonaparte zunächst bediente, waren Fouché und Talleyrand. Der letztere täuschte in seines Herrn Auftrage das Ausland über dessen Absichten. Der Andere sorgte für die Ruhe im Innern.

Da Bonaparte entschlossen war, die Gewalt, deren er sich bemächtigt hatte, ungetheilt und unbeschränkt in seinen Händen zu behalten, so bedurfte er jener Anstalt, welche in viel wirksamerer Weise, als die spanische Inquisition, als Bartholemäusnächte und die Schrecken der Jahre 1793 und 1794 die Gegner vernichtet und zermalmt, d. h. der geheimen Polizei. Fouché stand an der Spitze derselben. Neben dieser richtete aber Bonaparte schon im September 1800 eine zweite, an deren Spitze, dem Namen nach, sein Schwager Mürat, damals Commandant von Paris, in der That aber dessen Adjutant Savary stand. Eine dritte Polizei leitete der General Moncey und eine vierte der General Adjutant Düroc. Jede dieser vier Anstalten arbeitete selbstständig, überwachte nicht blos die französische Nation, sondern auch die drei anderen Polizeien. Die Fäden aller vier Organisationen trafen in der Hand Bonaparte's zusammen. Der erste Consul betrachtete zwar Fouché als den geschicktesten seiner Polizisten, allein er traute ihm nur halb. Da jede dieser vier Anstalten sich Verdienste und die mit denselben verbundenen Gunstbezeugungen erwerben wollte, mußten sie alle außerordentlich thätig sein und wenn dazu der Gegenstand gebrach, solchen selbst entweder schaffen, oder doch anregen. Es fehlte daher nicht an zahlreichen Verschwörungen und Umtrieben, bei welchen die Polizei ihre Hände im Spiele hatte. Die meisten derselben waren von den Schergen Bonaparte's absichtlich angezettelt, sei es, daß Persönlichkeiten, auf welche der erste Consul mit argwöhnischen Augen blickte unter dem Scheine Rechtens beseitigt oder Staatsstreiche vorbereitet, oder endlich wirkliche Gegner zu äußersten Schritten, durch welche sie sich compromitirten, gedrängt werden sollten. Das ehemalige Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses, Fouché's Freund Barrère, leistete diesem dabei gute Dienste. Schon im September 1800 ließ Fouché mehrere der im Anfange des Jahres willkürlich verhafteten Terroristen, welche man damals nicht zu verurtheilen wagte, durch seine Schergen aufregen und durch Barrère bewachen. Auf diese Weise brachte man eine Conspiration zu Stande, deren Zweck die Ermordung des ersten Consuls gewesen sein soll. Zwanzig ehemalige Jakobiner wurden verhaftet, und vier derselben: Demerville, welcher den Verräther gespielt hatte, der Corse Arena, der Bildhauer Ceracchi und der Maler Topino Lebrün (31. Janur 1801), hingerichtet. Ein zweiter Anschlag auf das Leben des ersten Consul hatte eine etwas bessere thatsächliche Begründung. Bonaparte sollte durch eine s. g. Höllenmaschine aus der Welt geschafft werden. Die Ausführung des Planes stand aber noch im weiten Felde. Da die Polizei sich des Mordwerkzeuges bemächtigt hatte, konnte ein großes Geschrei erhoben und viele ehemalige Jakobiner als Mitschuldige verhaftet und geächtet werden.

Die Polizei hatte bei dem großen Lärm, welchen sie über die Höllenmaschine aufschlug, nicht erwogen, daß der Gedanke Nachahmung finden könne. In der That eigneten sich die Royalisten, welche von Fouché nicht so scharf, wie die Jakobiner, überwacht werden konnten, denselben an und brachten ihn in Ausführung. Bonaparte war in großer Gefahr am 24. December 1800, als er durch die Straße St. Nicaise in das Opernhaus fuhr, in die Luft gesprengt zu werden. Die Höllenmaschine explodirte kurz nachdem Bonaparte an derselben vorbei gefahren war. Acht Menschen verloren dabei das Leben, achtundzwanzig wurden schwer verwundet. Der Verdacht fiel auf die Terroristen. Viele derselben wurden verhaftet und ohne Urtheil und Recht deportirt. Erst später wurden

die wirklichen Thäter entdeckt. Sie waren Royalisten. Diese wurden nicht mit derselben Strenge behandelt, wie die Jakobiner. Nur zwei derselben, St. Rézant und Carbon wurden hingerichtet (April 1801). Die eigentlichen Urheber des Anschlages, Hyde de Neufville und Limoelan, fanden Zeit, zu entfliehen. Die früher verhafteten Terroristen wurden dadurch aber nicht gerettet, vielmehr gingen ein und siebzig derselben, welche nach Cayenne deportirt worden waren, unter unsäglichen Leiden dort ihrem Tode entgegen. Die übrigen, 67 an der Zahl, kamen mit der Angst und mit Gefängniß nach einiger Zeit davon.

Alle Kerker Frankreichs: der Tempel, Ham, Vincennes füllten sich mit Staatsgefangenen. Der Vicomte Toustain, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen, weil die Polizei weiße Cocarden bei ihm gefunden hatte!

Die gesammte Criminalrechtspflege wurde dem ersten Consul zur Verfügung gestellt, indem diesem das Recht ertheilt wurde, Specialgerichte nieder zu setzen, von welchen nichts anderes, als Befolgung der von oben herab ihnen zugehenden Winke erwartet werden konnte.

Gegen diesen unerhörten Eingriff in die Rechtspflege hatten zwei Tribunen Widerspruch einzulegen gewagt. Zur Strafe dafür wurde (August 1802) das Tribunat auf die Hälfte seiner Mitglieder herabgesetzt, wodurch die ohnedies zu schwache Kraft desselben fast vollständig gebrochen wurde. Vor dem Frieden von Amiens hatte Napoleon Bonaparte der Revolution, deren Sitten und Gebräuchen noch einige Rechnung getragen. Nach demselben schiffte er mit vollen Segeln dem Kaiserthrone zu. Haarbeutel und Hofkleider, Ordenszeichen und monarchische Titel tauchten wieder auf. Der Adel wurde zuerst in der Form der Ehrenlegion, dann mit seinen alten Titeln wieder hergestellt, ein Concordat mit dem Papste geschlossen. Alles dieses geschah entweder mit oder ohne, oder unter blos theilweiser Zustimmung der verfassungsmäßigen Behörden. Da die ganze Presse Frankreichs dem ersten Consul und sonst Niemanden zur Verfügung stand, so wurde die öffentliche Meinung von oben herab dictirt. Wer es wagte, zu widersprechen, war weder seines Lebens, noch seiner Freiheit sicher.

Der Widerstand, auf welchen Bonaparte im Schooße des gesetzgebenden Körpers stieß, war so schwach, daß er kaum verdient, erwähnt zu werden. Er bestand nur in Worten, welche im Senate Lanjuinais, Gregoire, Garat und einige wenige andere, im Tribunate Jenard, Benjamin Constant, Bailleul und Daunou sprachen. Hätten diese Männer einen ernstlichen Kampf mit dem Despoten beginnen wollen, so hätten sie ihren Widerstand organisiren, d. h. sie hätten ihre Köpfe einsetzen müssen. Dazu besaßen sie nicht die erforderliche Entschlossenheit und Geistesfrische. Die Worte einiger weniger Männer von Geiste verhallten inmitten des Lärmens, welchen feile Redner und bezahlte Zeitungsschreiber machten. Bonaparte's Maßregeln waren immer combinirt. Die Rollen zu deren Durchführung waren vertheilt, der Widerstand gegen dieselben war gebrochen, bevor sie an's Tageslicht kamen. Die Presse, d. h. die besoldeten Scribenten der Gewalt, das Volk, d. h. die von den Präfecten zusammengetriebenen Pfründner der Regierung und deren Knechte, und die gesetzgebenden Behörden, d. h. die bestochenen Mitglieder derselben wirkten nach dem ihnen von oben herab gegebenen Commando zusammen. Hinter allen diesen Hebeln stand als letzter der durch das stehende Heer mit Nachdruck versehene, kein Gesetz achtende Machtbefehl des ersten Consuls.

Eine Behörde, welche an der Verfassung festhält, ist immer einem Despoten gegenüber, der diese mit Füßen zu treten bereit ist, verloren. Schon im März 1802 ließ Bonaparte durch ein s. g. organisches Senatusconsult die entschlossensten Gegner seiner Uebergriffe, zwanzig Tribunen und sechzig Gesetzgeber, unter ihnen namentlich Benjamin Constant ent=

fernen, oder wie man es nannte eliminiren. Die Nation, welche nicht Einsicht genug besaß, zu erkennen, wohin derartige Maßregeln nothwendig führen müssen, und nicht die Kraft hatte, sich zu widersetzen, ging mit Riesenschritten dem furchtbarsten Despotismus entgegen.

Seit den Zeiten Pipin's hatten sich die Verträge, welche weltliche Fürsten mit den Päpsten abgeschlossen, um nichts anderes, als um irdische Güter, nämlich um die Frage gedreht, welchen Vortheil die einen oder die anderen aus dem Aberglauben der Völker ziehen sollten? Allein niemals, weder früher noch später, trat diese Thatsache so unverhüllt hervor, wurde dieselbe so nackt eingestanden, als bei Gelegenheit der Verhandlungen, welche Napoleon Bonaparte mit Pius VII. pflog. Der erste Consul wollte weder eine bourbonische, noch eine republikanische, sondern eine bonapartistische Kirche. Er war bereit, die s. g. gallikanischen Freiheiten, d. h. die Rechte der französischen Geistlichkeit dem Papste aufzuopfern, vorausgesetzt, daß dieser ihm die Hände bot, sich der Kirche als Zwangsanstalt für seine Zwecke bedienen zu können. Der „Moniteur" erklärte unumwunden (Jahrgang 10. Nr. 196, Seite 783), „man dürfe einen so mächtigen Hebel, als die katholische Religion, nicht dem ersten besten Ehrgeizigen oder Störefriede preisgeben," oder mit andern Worten, die Staatsgewalt müsse sich dieses Hebels zu ihren Zwecken bedienen. „Die Menschen bedürften der Leitung, die Staatsgewalt müsse ihnen diese geben." Von Glauben, Ueberzeugung und Religion war dabei nur insofern die Rede, als alles dieses von oben herab vorgeschrieben und dictirt wurde. Die vier Polizei-Anstalten, über welche Bonaparte verfügte, reichten ihm nicht hin. Er bedurfte einer fünften, der katholischen Kirche. Um den Pabst nachgiebig zu machen, ließ Bonaparte eine Versammlung von fünfundvierzig s. g. constitutionellen Bischöfen abhalten, welche er aber auflöste, sobald der Pabst sich hatte willig finden lassen. Pius VII. gestand dem ersten Consul die Ernennung der Bischöfe zu, und behielt sich nur deren Einsetzung bevor. Die französische Kirche erhielt auf diese Weise zehn Erzbischöfe, unter welchen fünfzig Bischöfe standen, welche alle durch ihre Ernennung von der Staatsgewalt unbedingt abhängig wurden. Das Concordat wurde zu Paris am 15. Juli 1801, zu Rom im August unterschrieben und im September ratificirt. Im April 1802 gelangte dasselbe an den gesetzgebenden Körper, wurde dort durch die üblichen Sophismen vertheidigt und ohne erheblichen Widerspruch angenommen.

Von dem wieder eingeführten Pabstthume zum Kaiserthume war der Schritt nicht groß. Die Consularverfassung stand ihm aber hemmend im Wege. Die anstößigste aller Behörden war dem ersten Consul das Tribunat, weil im Schooße desselben ab und zu Verhandlungen vorkamen, welche den despotischen Gelüsten desselben Widerspruch entgegensetzten. Doch fühlte sich Bonaparte damals noch nicht stark genug, dasselbe aufzuheben. Auch der gesetzgebende Körper gab hier und da, wenn auch nur in Nebensachen, Zeichen von Widerspenstigkeit.

In dem Friedensvertrage, welchen Bonaparte mit dem Kaiser Alexander von Rußland abgeschlossen, hatte er sich diesem Alleinherrscher als gleichberechtigter an die Seite gesetzt und seine Franzosen gerade wie Alexander I. seine Russen Unterthanen genannt. Er hatte damit nur die Wahrheit gesagt; denn thatsächlich waren die Franzosen nicht minder seine, als die Russen Alexanders I. Unterthanen. Allein die Menschen nehmen oft größern Anstoß an einem Worte, als an der durch dasselbe bezeichneten Thatsache. Der gesetzgebende Körper hatte mit sehr schwachem Widerspruche alle diejenigen Gesetze genehmigt, welche das französische Volk dem ersten Consul unterthan gemacht hatten. Allein das Wort Unterthan wollte er sich nicht gefallen lassen.

Diese Verhandlung bewies dem ersten Consul, daß er den Uebergang zum Kaiserthume nicht in einem Sprunge machen könne, vielmehr einer Zwischenstufe bedürfe, welche ihn zum Throne führte. Diese Zwischenstufe sollte das lebenslängliche Consulat sein. Es kostete indeß nicht geringe Mühe, die Sache durchzusetzen. Der Senat gab nur zu einer Verlängerung des Consulats auf zehn Jahre seine Zustimmung. Bonaparte wußte sich aber dadurch zu helfen, daß er die beiden Figuranten, Cambacérès und Lebrün (9. Mai 1802), den Beschluß fassen ließ, das Volk solle befragt werden, ob Bonaparte Consul auf Lebenszeit sein solle? Diesem Beschlusse fügte der Staatsrath die weitere Anfrage an das Volk bei: ob er seinen Nachfolger solle ernennen dürfen? Das geknebelte und gefesselte Volk konnte und durfte natürlich nur Ja sagen.

Mit dieser Veränderung der Verfassung in Betreff des Consulates ging eine zweite in Betreff des Senates und des gesetzgebenden Körpers Hand in Hand. Die Mitglieder des Senates wurden in Zukunft vom ersten Consul ernannt. Dem Senate blieb nur die Auswahl unter den ihm vorgeschlagenen drei Candidaten und auch diese nicht unbedingt. Die Zahl der Gesetzgeber wurde von dreihundert auf zweihundert und fünfzig herabgesetzt. Dem Senate wurde das Recht eingeräumt, alles, was nicht in der Verfassungsurkunde bestimmt sei, ordnen, die authentische Deutung streitiger Punkte geben, das Tribunat und den gesetzgebenden Körper auflösen und sogar die Consuln ernennen zu dürfen. Um jedoch demselben die Möglichkeit zu benehmen, gegen den Willen des ersten Consuls Beschlüsse zu fassen, ließ dieser im Senat (30. August 1802) beschließen, daß er sich ohne Aufforderung der Consuln nicht versammeln dürfe.

Neben diesen, die Verfassung betreffenden Beschlüssen gingen unausgesetzt andere her, welche das Kaiserreich mehr und mehr vorbereiteten. Am 29. April 1802 wurden alle Gesetze gegen die Emigranten aufgehoben und nur die Commandanten von Heeresabtheilungen und die Diener der ausgewanderten Prinzen von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen. Im Mai desselben Jahres gründete Bonaparte seine Ehrenlegion. Am 21. December schaffte er den republikanischen Kalender ab und stellte den christlich-monarchischen her. Kurz darauf schlichen sich die Jesuiten unter dem Namen: „Väter des Glaubens" in Frankreich wieder ein.

Nachdem Bonaparte die römisch-katholische Kirche sich unterwürfig gemacht hatte, legte er auch der protestantischen und jüdischen seine despotische Zwangsjacke an. Er dachte, ein Volk, welches sich in religiösen Dingen ducke, werde auch in politischen sich fügen.

Alle diese Maßregeln trugen einen so unverkennbar monarchischen Stempel, daß denkende Staatsmänner darüber keinen Zweifel hegen konnten. Im Anfange des Consulats Bonaparte's hatten die Royalisten die Hoffnung gehegt, Bonaparte werde, gleich Monck, die von ihm wieder hergestellte Monarchie dem alten Königsgeschlechte überantworten. Der Graf von Provence, welcher sich um zwanzig Jahre zu frühe König von Frankreich nannte, schrieb sogar zweimal (am 20. Februar und im October 1800) an Bonaparte und gab demselben schöne Worte und große Zusagen für den Fall, daß dieser ihm zum französischen Throne verhelfen wollte. Später hatte umgekehrt Bonaparte sich durch Vermittelung des preußischen Hofes an Ludwig XVIII., welcher sich damals in Warschau aufhielt, gewendet, um diesen zu bestimmen, seinen Ansprüchen an Frankreich zu entsagen. Der Bourbon ging natürlich eben so wenig auf die Anträge Bonaparte's, als dieser auf diejenigen des Grafen von Provence, ein. Beide Theile wurden durch das Fehlschlagen ihrer gegenseitigen Erwartungen gereizt. Als kurz darauf der Krieg mit England wieder ausbrach, verbanden sich die englischen Minister mit den französischen Royalisten zum Sturze Bonaparte's. Beide gingen von der Ansicht aus, die Monarchie sei thatsächlich wieder

hergestellt, es handele sich jetzt nicht mehr um einen Verfassungs-, sondern nur um einen Personen-Wechsel. Die Bourbonen sowohl, als die englischen Minister glaubten, die Franzosen, welche sich das Joch des corsischen Abenteurers so geduldig gefallen ließen, würden jetzt, nachdem ihr revolutionäres Feuer ausgebrannt sei, gegen die Rückkehr ihres alten Herrschergeschlechtes nichts Erhebliches mehr einzuwenden haben. Sie bedachten nicht, daß, wenn Bonaparte den Franzosen auch weder Freiheit noch Recht zu Theil werden ließ, er deren nationale Eitelkeit durch Siege und deren Schaulust durch glänzende Spiele reizte und theilweise befriedigte, während die Bourbonen, im Bunde mit den Engländern, ihnen nothwendig als Feinde erscheinen mußten, welche wohl an der Spitze eines siegreichen Heeres, niemals aber ohne ein solches zurückkehren konnten.

Die französischen Prinzen betrachteten Napoleon Bonaparte als das einzige Hinderniß, welches zwischen ihnen und dem Throne stehe, und faßten (1804) den Plan, Napoleon ermorden zu lassen und auf dessen Leiche die Erneuerung ihrer Herrschaft zu gründen. Dümouriez, Georg Cadoudal und Pichegrü waren die Urheber der Verschwörung. Diese ging dahin, einige hundert Chouans in die Uniform der Consulatgarde zu kleiden und Bonaparte in seinem eigenen Palaste zu überfallen. Der englische Unterstaats-Secretär Hammond war im Geheimniß, schaffte bedeutende Summen herbei und gab den englischen Gesandten auf dem Continente die Weisung, den Plan zu unterstützen. Die französische Regierung erhielt zwar durch einen ihrer Spione, Mehée de la Touche, Nachricht von dem Complotte, allein sie hatte keine Kenntniß davon, daß drei Schiffsladungen voll Verschworener auf englischen Fahrzeugen durch Schiffs-Capitäne im englischen Dienste bei Beville, zwischen Dieppe und Treport, gelandet worden seien und daß mit dem dritten Transporte (16. Januar 1804) Pichegrü, die Polignac's und andere Royalisten von Einfluß in Paris eingetroffen seien. Georg Cadoudal hatte seit fünf Monaten unentdeckt daselbst alles zu seinem Handstreiche vorbereitet. Endlich kam die Polizei durch zahlreiche Verhaftungen, welche sie auf Gerathewohl vornahm, der Verschwörung auf die Spur. Pichegrü und Cadoudal wurden verrathen, der erstere am 26. Februar 1804, der letztere am 8. März 1804, verhaftet. Pichegrü wurde am 6. April erdrosselt in seinem Gefängnisse gefunden. Ohne allen Grund nahm Bonaparte an, oder, was wahrscheinlicher ist, gab er nur vor, anzunehmen, der Herzog von Enghien, der einzige Sohn des Herzogs von Condé, sei in dieses Complott verflochten. Er ließ denselben (am 15. März 1804) zu Ettenheim im Badischen, also auf neutralem Gebiete, aufheben, nach Paris bringen und (am 22. desselben Monats) im Graben von Vincennes erschießen. Georg Cadoudal und elf Andere wurden nach vorgängiger gerichtlicher Verhandlung gleichfalls hingerichtet. Einundzwanzig Personen, welche gerichtlich freigesprochen worden waren, wurden in verschiedenen Festungen untergebracht. Moreau, welcher in diesen Proceß verflochten wurde, fand sich dadurch mit dem ersten Consul ab, daß er versprach, nach Amerika auszuwandern. Die bezahlten Zeitungsschreiber Bonaparte's machten einen großen Lärm von der Verschwörung, welchen Bonaparte ausbeutete, um endlich den lang vorbereiteten Kaiserplan auszuführen.

Alle diese Maßregeln und Beschlüsse hingen auf's Innigste zusammen. Sie bildeten die Ringe einer einzigen Kette, durch welche die französische Nation an den Thron Bonaparte's gefesselt werden sollte. Gewöhnlich ist es nur die Ermordung des Herzogs von Enghien, welche einen heftigen Tadel erleidet. Uebrigens können wir nicht einsehen, warum die Ermordung des jungen Toustain in einem andern Lichte betrachtet werden sollte, als diejenige des Herzogs? Die Verletzung des badischen Gebietes würde sehr verzeihlich gewesen sein, wenn der Herzog unmittelbar darauf wieder frei gegeben worden wäre. Weit empörender, als die Ermordung dieser beiden Royalisten, erscheinen uns die massenhaften

Deportationen nach Cayenne, Verhaftungen im ganzen Lande und die militärischen Verurtheilungen. Alles dieses war aber nur eine nothwendige Folge des ganzen Systems Bonaparte's. Wer die Ermordung des Herzogs von Enghien bitter tadelt, die Ueberfüllung der Staatsgefängnisse Frankreichs, den Abschluß des Concordats, die Knechtung der gesammten Nation, den Umsturz der Verfassung, die Knebelung der Presse, mit einem Worte den Bonapartismus aber entschuldigt oder gut heißt, verräth einen großen Mangel entweder an Scharfblick oder an sittlichem Gefühle.

Die Maßregeln Bonaparte's hatten insgesammt einen und denselben Charakter, waren alle wohl überlegt und reiflich erwogen. Dem ersten Consul war es allerdings gleichgültig, ob dieser oder jener Prinz, dieser oder jener Royalist todtgeschossen wurde. Allein ein Prinz mußte es sein, um der Welt zu zeigen, daß Bonaparte die Rückkehr der Bourbonen nie und nimmer zulassen würde, gerade so wie in unseren Tagen der Kaiser von Oesterreich Robert Blum erschießen ließ, um anzudeuten, daß er die Beschlüsse des Frankfurter Parlaments nie anerkennen werde. Eine Anzahl Royalisten mußte hingerichtet, eine Masse von Jakobinern mußte deportirt werden, um beiden Parteien Schrecken einzuflößen. Auch darin lag Absicht und System, daß die Jakobiner nach Cayenne deportirt, die Royalisten dagegen in französische Festungen gesteckt wurden. Bonaparte's Haß gegen die Republikaner war viel unversöhnlicher, als sein Grimm gegen die Anhänger des Hauses Bourbon, obgleich unstreitig die Verschwörungen und Aufstände, welche die Royalisten anzettelten, ihn mit weit größeren Gefahren bedrohten, als die Complotte der Republikaner. Doch die letzteren besaßen den Muth, im Tribunate offen die Uebergriffe des ersten Consuls zu bekämpfen, was dieser ihnen nie vergeben konnte. Ueberdies war die ganze weibliche Umgebung Bonaparte's durchaus royalistisch gesinnt. Daher kam es auch, daß auf deren Fürbitten manche Royalisten, selbst wenn sie überwiesen und verurtheilt waren, Gnade erhielten, während sich zu Gunsten eines gefährdeten Republikaners niemals eine Stimme erhob.

Die Ermordung des Herzogs von Enghien bildete einen nothwendigen und wesentlichen Theil des ganzen Systems Bonaparte's. Wer dieses nicht erkennt, der ist nicht tief in die Geschichte Bonaparte's eingedrungen. Wer es erkennt, aber zu verstecken sucht, ist kein Geschichtschreiber, sondern ein Lohnschreiber, sei es, daß er seinen Lohn von Bonaparte, oder dem bonapartistischen Theile des Publikums erwarte. Die Ermordung des Herzogs von Enghien zu tadeln, nachdem das Haus Bourbon wieder auf den Thron gehoben worden war, oder doch in seinem Zweige von Orleans regierte, verstand sich für alle feilen Knechtseelen von selbst. Es heißt die Geschichte geradezu auf den Kopf stellen, wenn man das Verfahren gegen den Herzog von Enghien als die Ausnahme, die Gerechtigkeit und Staatsklugheit Bonaparte's dagegen als Regel behandelt. Was den ersten Consul so stark machte, was ihm den Weg zum Throne bahnte, war gerade das Regelmäßige, das Systematische, das Ausnahmslose seiner Regierungsweise. Nur in Nebenpunkten, in Betreff der Frage, ob dieses oder jenes Haupt fallen, ob Dieser oder Jener deportirt oder verhaftet werden solle, gab er, wenn Fürbitten einliefen, vielleicht nach, in der Hauptsache ließ er sich durch keinen Menschen von der Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte, ablenken. Ja, wenn er eine Maßregel für unumgänglich nothwendig hielt, traf er seine Einrichtungen so, daß jede Fürbitte zu spät kam. Die vollendete Thatsache mußte dann anerkannt werden was denn auch immer unweigerlich geschah.

Ein anderer Ring in der großen Kette des bonapartistischen Systems war der nach Napoleon benannte Code civil. Derselbe stand um keine Linie höher, als die etwas früher in Preußen und etwas später in Oesterreich erlassenen Gesetzbücher. Im Gegentheile

machte sich der despotische Charakter des ersten Consuls auch bei der Abfassung dieses Gesetzbuches geltend. Von den humanen Ideen der ersten Zeit der französischen Revolution findet sich keine Spur im Code civil. Allerdings schnitt derselbe, wie jedes neue Gesetzbuch, eine Reihe alter Streitfragen ab, allein er legte zugleich den Grund zu einer eben so großen Zahl neuer Controversen. Die Härte des Gesetzbuches z. B. im gegenseitigen Verhältnisse der beiden Geschlechter, in Betreff der unehelichen Kinder und in Betreff des Beweises bei Verträgen, ist sowohl dem römischen Rechte, als anderen gleichzeitigen Gesetzbüchern fremd. Wenn dessenungeachtet der Code Napoléon zum Theil bis auf den heutigen Tag als ein Meisterwerk der heutigen Gesetzgebung gepriesen wird, so dürfen wir uns nicht darüber wundern. Die Geschichtschreiber besitzen selten eine gründliche rechtswissenschaftliche Bildung, welche sie in den Stand setzt, ein Civilgesetzbuch zu beurtheilen. Den Ton gaben die französischen Geschichtschreiber an, welche theils durch Vorliebe für Napoleon, theils durch National-Eitelkeit getrieben wurden, den Code Napoléon über die Gebühr zu preisen. Dieser wurde stückweise, wie alle von Bonaparte ausgehenden Anordnungen zu Stande gebracht. Am 15. März 1803 wurde das erste Bruchstück desselben bekannt gemacht. Stück für Stück, wie die Gesetzfabrik arbeitete, kamen die anderen Theile, der letzte am 20. März 1804, zu Tage.

Für den rechtskundigen bildete der Code Civil, welcher später Code Napoléon genannt wurde, den klarsten Beweis des furchtbaren Rückschrittes, welchen die französische Nation in den Jahren 1793 bis 1804 gemacht hatte. Das ganze Gesetzbuch enthielt, mit alleiniger Ausnahme der Civilehe, keine Bestimmung, welche nicht eben so gut zur Zeit Ludwig's XVI. hätte getroffen werden können. Als daher später das Consulat in das Kaiserreich überging, waren nur einige wenige Formen abzuändern, um den Code Civil in den Code Napoléon, das Gesetzbuch der Republik in dasjenige des Despotismus umzuwandeln.

Auch der Code Civil war daher eine Vorbereitung auf das Kaiserreich. Die Monarchie war, nachdem das Consulat Bonaparte's lebenslänglich gemacht, nachdem diesem sogar erlaubt worden war, seinen Nachfolger zu ernennen, vollständig vorhanden. Es fehlte nichts, als der Titel. Dieser war aber nicht blos für Bonaparte, sondern auch für alle Hofschranzen, Günstlinge, Schergen und Schmarotzer von der höchsten Wichtigkeit. Denn in Folge desselben konnten diese alle gleichfalls höhere Titel, reichere Besoldungen und glänzendere Begabungen erwarten. Allein dieselben Menschen, welche sich die Knechtschaft geduldig gefallen lassen, werden oft zornig, wenn man sie Knechte nennt. Sie lehnen sich nicht gegen die Knechtschaft, wohl aber gegen den Namen derselben auf. Bonaparte hatte diese Erfahrung, wie wir oben bemerkt, in Betreff des Wortes „Unterthanen" gemacht. Es bedurfte daher der ganzen Schlauheit und Bestechungskunst Bonaparte's, um seinen Kaiserthron fertig zu bringen.

Die alte Hof- und Staats-Etikette mit allen ihren lächerlichen Anhängseln, mit ihren Flittern und Ceremonien, mit ihrer Steifheit und ihrem Formelkram ging der Verkündung des Kaiserreiches voran. Fontanes, einer der niedrigsten Speichellecker Bonaparte's, wurde durch gemeine Ränke (Januar 1804) auf den Präsidentenstuhl des gesetzgebenden Körpers gebracht, damit er in dessen Schooße die Pläne seines Herrn mit Nachdruck befürworten könne. Lucian Bonaparte, welcher im Tribunate Sitz und Stimme hatte, sollte in dieser Körperschaft das große Wort führen. Durch die Presse wurde die öffentliche Meinung fabricirt. Die massenhaften Verhaftungen und Deportationen verbreiteten Schrecken unter den Gegnern und betäubten die Massen. Die Mitglieder des Tribunats sollten durch eine Gehaltszulage von fünftausend Franken gewonnen werden. Die Sol-

daten, namentlich Soult und Mürat, drohten öffentlich, das Heer werde einen Kaiser ausrufen, wenn der Senat länger zögere. Der „Moniteur" und alle anderen kaiserlichen Zeitungen, Hirtenbriefe, Adressen aller Art betrieben die Sache seit langer Zeit auf's Eifrigste. Sämmtliche Mitglieder der verschiedenen gesetzgebenden Behörden wurden durch die Schergen Napoleon's unausgesetzt bearbeitet. Wer für Bestechung nicht empfänglich war, wurde durch Drohungen eingeschüchtert. Nur vier Mitglieder des Senates widerstrebten bis zum Ende. Mitten im Gewühle der Criminalprocesse und der Hinrichtungen wurde endlich (16. Mai 1804) das s. g. organische Senatsconsult, welches das Kaiserreich decretirte, fertig. Am 18. desselben Monats wurde der Beschluß Bonaparten feierlich übergeben. Der neue Kaiser wurde proclamirt. Man wagte zwar nicht, das geknebelte Volk über die Hauptsache, nämlich in Betreff des Ueberganges von der Republik zur Monarchie, zu befragen, obgleich man es wohl ohne Gefahr hätte thun können, um sich aber den Anschein zu geben, als ruhe die neue Ordnung der Dinge auf dem Willen des Volkes, so legte man diesem die Frage vor, ob das Kaiserthum in der Familie Bonaparte erblich sein solle?

Das Kaiserreich war thatsächlich fertig, lange bevor das Volk über irgend eine dasselbe betreffende Frage hätte abstimmen können. Allein es galt, auch alle mit demselben verbundenen Einzelnheiten näher auseinander zu setzen, den ganzen mittelalterlichen Hofplunder einzuführen. Der Senat hätte, nachdem er A gesagt hatte, willig das ganze Alphabet auf Befehl des Kaisers durchgemacht, allein um keine Zeit zu verlieren, wurde einer besonderen Commission die Abfassung des Kaiserstatutes übertragen, welche dann auch in zwei Tagen (16. bis 18. Mai 1804) dasselbe vollendete.

Frankreich, dasselbe Land, welches noch vor so kurzer Zeit ewigen Haß dem Königthume geschworen hatte, welchem keine Freiheit und keine Gleichheit schrankenlos genug geschienen hatte, wurde jetzt Napoleon Bonaparten zu Füßen gelegt. Dieser besaß unumschränktere Gewalt, als irgend ein anderer europäischer Despot. Das Reich sollte nämlich nicht blos auf seine leiblichen Verwandten, sondern auf jede beliebige Mannesperson übergehen, welche er an Kindesstatt annehmen möchte. Zugleich wurden die veralteten Ansichten über Mißheirathen in das Statut aufgenommen, indem Napoleon's Brüder, Lucian und Hieronymus, von der Nachfolge ausgeschlossen wurden, weil deren Ehen dem Kaiser nicht zusagten. Die Nachfolge im Reiche wurde daher, falls kein wirklicher oder angenommener Sohn Napoleon's vorhanden sei, dessen Brüdern Joseph und Ludwig und deren Erben zugewiesen. Die Brüder und Schwestern des neuen Kaisers erhielten den Titel Prinzen und Prinzessinnen und einen Jahrgehalt von je einer Million Franken. Der Kaiser selbst trat in alle Bezüge ein, welche die constituirende Versammlung im Jahre 1791 Ludwig XVI. gewährt hatte, d. h. sein Jahrgehalt wurde von einer halben Million auf fünfundzwanzig Millionen erhöht. Außerdem erhielt er die Nutznießung an allen noch vorhandenen königlichen Schlössern und Domainen.

Eine ganze Masse neuer Kron- und Hofbeamten mit Besoldungen, welche bis zu einer drittel Million hinauf reichten, wurden geschaffen. Die Feste, welche zur Einführung des Kaiserreiches gegeben wurden, kosteten fünfundachtzig Millionen Franken.

So schnell und so tief war noch kein Volk nach einer glücklich durchgeführten Revolution in Schimpf und Schande, in Knechtschaft und Aberglauben zurückgefallen, als das französische. Im Verhältniß zu den Uebergriffen Napoleon Bonaparte's erscheinen diejenigen Cromwell's, im Verhältniß zu der Schlaffheit der französischen Nation, diejenige der englischen verzeihlich.

Mögen immerhin bezahlte oder verblendete Geschichtschreiber von dem großen Napoleon

sprechen, mögen Parteimänner den ersten Napoleon im Gegensatze zum Dritten groß nennen, groß war er vor allen Dingen als Mörder der Freiheit, als Verräther der erhabenen Grundsätze der französischen Revolution, zu welchen er sich selbst früher bekannt hatte, als Heuchler und Meineidiger, indem er noch am verhängnißvollen 9. Brümaire den Eid seines Bruders Lucian, daß er ein treuer Vertheidiger der Freiheit sein werde, durch Wort und That bestätigte und doch später systematisch brach.

In allen diesen Beziehungen ist der Neffe hinter dem Oheim nicht zurück geblieben. Der Gegensatz von groß und klein paßt nicht auf diese beiden Erzfeinde der Freiheit und des Menschengeschlechtes.

Steht aber fest, daß Napoleon Bonaparte in allen den genannten Beziehungen groß war, so kann die Menschheit nur beklagen, daß mit dieser Größe der sittlichen Verderbniß große Talente verbunden waren. Je größere Kräfte im Dienste des Despotismus, des Verrathes und Meineids stehen, desto verderblicher wirken sie. Nur im Bunde mit Rechtsgefühl und Freiheitsdrang, Wahrheitsliebe und Hochherzigkeit kann eine große Kraft gedeihlich wirken.

Wer für Freiheit und Recht, für Wahrheit und Edelmuth Empfänglichkeit besitzt, wird diese Ansicht ohne weitere Beweise theilen. Wer aber flach genug ist, sein Urtheil über Menschen blos von den Erfolgen abhängig zu machen, denke an Leipzig und Waterloo, an Elba und St. Helena, an den ersten und zweiten Pariser Frieden! Einem ähnlichen Schicksale kann Napoleon III. nur entgehen, falls der Tod ihn ereilt, bevor das von ihm getragene System zusammen bricht. Haltbar ist dasselbe ganz eben so wenig, als dasjenige seines Oheims, denn es beruht auf derselben Grundlage.

Die Menschheit ist nicht ganz so schlecht, als die Familie Bonaparte glaubt. Der Freiheitsdrang der Nationen hat den ersten Napoleon gestürzt, er wird auch dem Dritten den Untergang bereiten.

Der Kraft keines einzelnen Menschen ist es möglich, eine geistige Bewegung hervorzurufen, wie diejenige der französischen Revolution war. Um so fluchwürdiger ist es, wenn ein Despot dieselbe zu seinen persönlichen Zwecken, statt zu denjenigen der Menschheit verwendet, wenn er derselben die Richtung nach den flachen Sümpfen der Knechtschaft, statt nach den lichten Höhen der Freiheit giebt. Unser Trost in diesem Falle ist aber, daß nach den ewigen Gesetzen, unter welchen die Entwickelung der Menschheit steht, früher oder später in dieser oder jener Form die niedergehaltene Idee der Freiheit doch wieder sich Bahn bricht und mit dem Tyrannen zugleich die Tyrannei zertrümmert!

Zweiter Abschnitt.

Das Kaiserreich (1804 bis 1815).

§ 27. Vorbemerkung.

Zur Zeit, da Alexander nach der Weltherrschaft strebte, stand das griechische Volk in allen Beziehungen des Lebens so hoch über den damals bekannten Nationen der Erde, daß es sich nur darum handelte, dasjenige Uebergewicht, welches es bereits auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, des Handels und der Gewerbe besaß, auch auf demjenigen des

Krieges zu besiegeln. Dasselbe war der Fall, als Cäsar sich zum Beherrscher der Welt aufwarf. Napoleon Bonaparte verkannte seine Zeit, indem er in die Fußstapfen dieser beiden Eroberer treten wollte. Frankreich ragte nicht, wie Griechenland oder Rom, über alle anderen Länder empor. Es hatte an England einen zur See überlegenen, an Rußland, Oesterreich, Preußen und Spanien Gegner, welchen es wohl manche Vortheile abzugewinnen, die es aber nicht bleibend zu unterjochen vermochte.

Der Grundsatz der Gleichberechtigung war noch nicht in das Wechselverhältniß der Individuen, allein doch in dasjenige der Staaten eingedrungen. Die Verletzungen desselben, deren sich Napoleon schuldig machte, mußten früher oder später alle selbstbewußten Nationen gegen ihn aufregen und ihm seinen Untergang bereiten.

Das französische Volk, welches im Begriffe steht, von Neuem Eroberungskriege zu beginnen und dazu durch die Erinnerung an Napoleon I. ermuthigt wird, möge bedenken, daß die Niederlagen, welche den Siegen auf dem Fuße folgten und von welchen seine Tyrannen und Schmeichler ihm nicht sprechen, die Folgen unabweisbarer geschichtlicher Nothwendigkeit waren, einer Nothwendigkeit, welche weit sicherer begründet ist, als Taktik und Strategie und selbst als die Staatskunst, nämlich die Folgen der jeder Gewaltthat spottenden menschheitlichen Entwickelung.

Es mochte Napoleon I. gelingen, eine Zeit lang die Völker und Fürsten der Erde über seinen Endzweck zu täuschen. Sobald dieselben erkannten, daß dieser auf die Weltherrschaft gerichtet war, wurde der freche Despot durch die Nationen erdrückt, deren tiefste Gefühle er mit Füßen getreten hatte. Die Weltherrschaft war zur Zeit Napoleon's I. eine Unmöglichkeit; sie ist es jetzt nicht minder. Schwerlich wird Napoleon III. auf dem Wege zu derselben so weit, als sein Oheim, vordringen. Nicht dem Schwerte, sondern der Idee steht in unseren Tagen die Welt offen. Nicht das Schwert, sondern nur die Idee kann auf die Dauer zur Herrschaft gelangen — allein nicht durch einen Menschen, nicht im Laufe eines Menschenalters, sondern durch alle hervorragenden Geister der Menschheit im Laufe der Jahrtausende. Diese Weltherrschaft mit begründen zu helfen, ist die Aufgabe, welche alle strebenden Menschen begeistert und der Gedanke, welcher sie im Kampfe mit dem Despotismus unüberwindlich macht.

Einzelne Niederlagen da oder dort können den Fortschritt der Menschheit im Allgemeinen nicht aufhalten. Hochbegabte Despoten und deren Schergen haben solche der Menschheit wiederholt beigebracht. Das rollende Rad der Zeit ging darum doch vorwärts.

Dem Geschichtsforscher, welcher in den Schacht des Völkerlebens und der menschheitlichen Entwickelung eingedrungen ist, erscheinen die machiavellistischen Künste, mit deren Hülfe die Familie Bonaparte sich empor arbeitete, sehr schwach und ärmlich. Sie mochten in den Kleinstaaten Italiens eine Zeit lang von herrschsüchtigen Abenteurern mit Vortheil angewandt werden. Der Kampf mit einer Stadt, einer Provinz, einem großen oder kleinen Herzogthume weckt nicht die schlummernde Thatkraft eines Welttheils auf. Wenn aber die gesammte Civilisation in Frage steht, wenn es sich handelt um den Fortschritt oder Rückschritt der Menschheit, dann mischen sich in die Reihen Tausende begabter Streiter, welche an den kleinen Zänkereien der Despoten keinen Theil zu nehmen pflegen.

Was sind die Funken einer Elektrisirmaschine im Verhältniß zu den Blitzen des Himmels? Was ist der Regen, welchen ein Gärtner durch eine Gießkanne verbreitet, im Verhältniß zu den Fluthen eines Gewitters? Was sind alle Künste der Menschen im Verhältniß zu den Kräften der Natur? Es giebt aber auf der Erde nicht blos eine physische, sondern auch eine geistige Natur, nicht blos eine Ordnung im Gebiete der Körperwelt, sondern auch eine solche im Gebiete der Geisterwelt. Wer es wagt, mit dieser Ordnung in den

Kampf zu treten, wer glaubt, diese mit kleinen Kunstgriffen, Proclamationen oder selbst Kriegsheeren bezwingen zu können, wird, wie Napoleon I., seinen Untergang finden. Machiavelli wird ihn nicht retten. Er sagt sich, gleich Talleyrand und Fouché, im Augenblicke der Gefahr von seinem Herrn und Meister los.

Der leitende Gedanke der meisten Cabinete Europa's war seit Jahrhunderten gewesen das Gleichgewicht der Macht unter den Staaten aufrecht zu erhalten. Als Karl V. sein Netz über die Erde ausspannen wollte, setzten die katholischen Franzosen sogar die Interessen der Religion, welche sie über alles zu erheben vorgaben, hintenan, um den Kaiser in die Schranken völkerrechtlicher Gleichheit zurückzuweisen. Später strebte Ludwig XIV. nach demselben Ziele. Doch auch er vereinigte nach und nach so viele Gegner wider sich, daß er seine Eroberungspläne aufgeben mußte. England, welches in ähnlicher Weise zur See herrschen wollte, als früher Ludwig XIV. zu Lande, hatte zweimal die nordischen Mächte zum Abschlusse einer bewaffneten Neutralität gedrängt und sich dadurch die Kriegführung gegen Frankreich sehr erschwert.

So oft irgend eine Macht Europa's alle übrigen gemeinsam bedrohte, boten diese ihr vereinigt die Spitze und machten ihrer Eroberungssucht ein Ende. Die Frage war immer nur, in welchem Augenblicke die bedrohten Mächte die Gefahr erkannten. War dieser Augenblick gekommen, so fand sich immer eine Gelegenheit, dem gemeinschaftlichen Gegner eine Niederlage zu bereiten. Der Kurfürst Moritz von Sachsen bildete den Kern der Macht, welcher Karl V. ein Ziel steckte, Wilhelm III. von Oranien denjenigen, welcher Ludwig's XIV. Uebermuth beugte. Beide waren, als sie den Kampf mit der Uebermacht begannen, nicht durch die Größe der ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmittel, sondern durch ihren Scharfblick, ihre Ausdauer und ihre Entschlossenheit ausgezeichnet. Bevor sie ihren Zweck erreichten, vergingen manche Jahre, voll von Sorgen und Gefahren. Doch der günstige Augenblick erschien. Sie ergriffen denselben und erwarben sich dadurch hervorragende Stellungen im Buche der Geschichte. Sie bildeten die Ecksteine des Gebäudes des europäischen Staatensystems, auf welchem dieses bis zum heutigen Tage ruht.

Bevorzugte Geister blicken in die Zukunft und verstehen es, die Gefahren zu beschwören, bevor diese zum Ausbruche kommen. Doch die Männer, welche zur Zeit, da Napoleon Bonaparte den Kaiserthron bestieg, die Geschicke Europa's leiteten, waren allesammt sehr mittelmäßiger Begabung. William Pitt, der Bedeutendste unter ihnen, hatte mit derselben Wuth die Freiheitsbestrebungen der französischen Nation bekämpft, als später die Uebergriffe Napoleon's. Er und das unter seiner Leitung stehende England konnte schon aus dem Grunde nicht zum Mittelpunkte eines die Freiheit der Völker bezweckenden Bundes wider Frankreich werden, weil trotz aller Millionen, die er spendete, die Nationen der Erde guten Grund hatten, das Uebergewicht Brittaniens zur See ebensosehr zu fürchten, als dasjenige Frankreichs zu Lande. Das gedemüthigte, mit Füßen getretene preußische Volk leistete im Augenblicke der Entscheidung was kein Kaiser und kein König der Erde vermochte und erwarb sich dadurch unvergänglichen Ruhm und glänzendes Verdienst um die gesammte Menschheit.

Aus der Wechselwirkung bösartiger Schlauköpfe und vertrauender Dummköpfe lassen sich fast alle Rückschritte im Staate, in der Kirche und in der Gesellschaft ableiten. Die Einen erkennen die Lüge, den Betrug, die Gewaltthat in ihrem Innern sehr wohl, fördern dieselben aber als Mittel zu ihren Zwecken. Die Anderen glauben die Lügen und Betrügereien der Schlauköpfe als göttliche Wahrheiten oder unumstößliche Grundsätze des Rechtes, halten die zu deren Durchführung gebrauchten Gewaltthätigkeiten für Recht und helfen dieselben vollziehen.

Digitized by Google

So lange die Zahl der Dummköpfe so überaus groß ist, wird es niemals an Schlauköpfen fehlen, welche mit weltlichen oder geistlichen Waffen ihr Joch auf den Nacken der Menschen legen. Die Wenigen, welche weder Dummköpfe, noch Schurken sind, haben ihr Leben lang nach beiden Seiten hin zu kämpfen und müssen sehr froh sein, nicht entweder von den Massen als Bösewichter, oder von den Tyrannen als Rebellen verfolgt zu werden.

Wo es sich nur um Meinungsverschiedenheiten handelt, in welchen sich weder Herrschsucht, noch Ehrgeiz, noch Habgier mischen, entsteht niemals Zank und Streit, viel weniger Mord und Todtschlag. Wo aus einer Meinungsverschiedenheit Blutvergießen und Gewaltthat hervorgeht, sind immer böse Schlauköpfe und gutmüthige Dummköpfe im Spiele.

Neben den Schurken, welche den Ton angeben, und den Dummköpfen, welche denselben nachsummen, geht die große Masse der Alltagsmenschen einher, welche sich in dem Tacte, der ihnen von oben herab angegeben wird, bewegt, bis ein anderer Capellmeister den Dirigentenstab ergreift, ein anderes Orchester aufspielt, nach dessen Melodien sie ebenso willig das Mühlrad des Lebens dreht, als früher.

Die Unselbständigkeit der Massen tritt uns nirgends und zu keiner Zeit in so schmerzlicher Weise entgegen, als während des Kaiserreiches Bonaparte's. Von allen den glänzenden Tugenden und Talenten der Jahre 1789 bis 1792 that sich keine andere mehr kund, als die kriegerische Tapferkeit der Nation. So betrübend dieser Zeitabschnitt für den Menschenfreund auch ist, so gewinnt er doch ein erhöhtes Interesse dadurch, daß das Kaiserreich in unseren Tagen, nach einer Unterbrechung von mehr als siebenunddreißig Jahren, durch den Neffen des ersten Napoleon erneuert wurde. Indem wir die Geschichte des ersten Kaiserreiches uns vergegenwärtigen, dringen wir zugleich in die Pläne und in die Staatskunst des zweiten ein, Napoleon III. hat sich die Aufgabe gesetzt, zu vollenden, was sein Oheim begann, aber nicht ausführen konnte. Der Faden, welchen uns die Geschichte Napoleon's I. an die Hand giebt, wird uns auch einen Anhaltspunkt für die Pläne Napoleon's III. geben.

Weltherrschaft war das klar ausgesprochene Ziel Napoleon's I. Alle Schlachten, welche Bonaparte schlug, alle Friedensverträge, die er schloß, gingen nur in dieser Richtung. Frankreich, ja selbst Europa genügte dem Ehrgeize und der Herrschsucht Bonaparte's nicht. Italien und Deutschland waren für ihn nur Stationen, welche ihn nach Rußland, das Reich des Czaaren, Spanien und Portugal nur Brücken, welche ihn nach England, Albion selbst hinwiederum nur das Schiff, welches ihn nach Indien bringen sollte. Da Egypten ihm nicht den Weg dahin bahnte, mußte er den Umweg über England einschlagen. Allein er kam nicht weiter, als bis Boulogne, derselben Stadt, in welcher seines Neffen zweiter Versuch, sich des französischen Thrones zu bemächtigen, scheiterte.

Wenn wir den sittlichen Werth einzelner Nationen oder Individuen würdigen wollen, so bieten uns nur die Beweggründe, welche sie leiten, sichere Maßstäbe. Auf der niedrigsten Stufe steht die Eroberungssucht und die Ruhmbegierde. Die erstere ist in Betreff der Völker nichts anderes, als was die Raubsucht in Betreff der Individuen. Die Eroberer sind nichts weiter, als Räuber im Großen, wie der Ruhm nichts anderes ist, als die Befriedigung der Eitelkeit auf einem weitern Felde. Der Erwerbstrieb bildet die Grundlage der Eroberungssucht, die Beifallsliebe diejenige der Ruhmbegierde. Erwerbstrieb und Beifallsliebe sind zwei Regungen, deren auch das Thier fähig ist. Um eine Stufe höher steht schon das Streben nach nationaler Entwickelung. Dieses ruht auf Selbstgefühl, Vaterlandsliebe und Rechtsgefühl und ist dem einzelnen Menschen, wie den Völkern unumgänglich nothwendig zur Entwickelung ihrer materiellen Interessen, ihrer geistigen Bestre-

bungen und sogar zu ihrer Selbsterhaltung. Frankreich trat zur Zeit Napoleon's I. alle fremden Nationalitäten mit Füßen. Der französische Despot zerriß ohne andere Rücksicht, als diejenige seiner Herrscherlaunen, die italienische und die deutsche Nationalität, unterjochte die belgische und die holländische, griff die spanische und portugiesische mit frevelhafter Heftigkeit an, bedrohte die russische und die türkische und that, trotz aller schönen Redensarten, nichts für die Wiederherstellung der polnischen. Mit der englischen Nation führte Napoleon einen Vernichtungskrieg, welchem nur das Meer eine Schranke setzte. Nothwendige Folge dieses Kampfes mit allen übrigen Nationalitäten Europa's war es, daß die französische selbst litt. So lange sie mit Siegen gekrönt, blutige Lorbeeren errang, wuchs ihr Uebermuth in so unerträglicher Weise, daß sich am Ende alle Völker zu ihrem Sturze verbanden.

Die Freiheitsbestrebungen der französischen Nation hatte Napoleon I. schon vernichtet, bevor er eine Kaiserkrone trug. Den Kampf mit allen Nationen Europa's setzte er fort, so lange er den Scepter in Händen hielt. Für die Freiheit Frankreichs, welche er gewaltsam erdrückte, und das Nationalgefühl, welches er in krankhafter Weise aufblähte, bot er seinem Volke keine anderen Gaben, als diejenigen, welche auch ein Räuberhauptmann seiner Bande verschafft, so lange er mit Glück operirt, d. h. Beute. Das Ende, wozu er gelangte, war demjenigen eines Räuberhauptmannes auch nicht unähnlich. Die Bande mußte den Raub, so weit er vorhanden war, herausgeben. Die Siege verwandelten sich in Niederlagen, der Ruhm in Schimpf und Schande.

So lange das Wesen der Dinge noch verwechselt wird mit dem Maße derselben, der Raub, wenn er im Großen geübt wird, zu Ruhm und Ehre führt, fehlt es der Menschheit noch sehr an sittlichem Gehalte. Wenn die von oben herab systematisch und gewaltsam verdummten Massen einen Raubmörder, welcher sein Handwerk im Großen betreibt, rühmen und preisen, so kann man sie mit ihrer geistigen Beschränktheit entschuldigen. Wenn aber Geschichtschreiber, die sich den Anschein geben, als wären sie Staatsmänner und Philosophen, in dieselbe Trompete stoßen, so verdienen sie eine derbe Züchtigung.

Die Zeit wird kommen, und wir sind hoffentlich von ihr nicht mehr sehr ferne, da kein wesentlicher Unterschied mehr zwischen den Thaten eines Schinderhannes und eines Napoleon wird gemacht werden, und da die Bücher, welche die Thaten des einen oder des andern rühmen, als gleich verderblich werden erkannt werden. Ja! ich mache kein Hehl daraus, daß ich die Werke, welche die Thaten Napoleon's preisen, für viel gefährlicher halte, als Ritter-, Räuber- und Gespenster-Geschichten.

Allerdings würden derartige Bücher schnell aus unseren Bibliotheken verschwinden, wenn sie keine Leser fänden. Bald würden keine Räuberbanden die Straßen mehr unsicher machen, wenn den Hauptleuten keine Genossen mehr zuliefen. Die Eroberungskriege würden die Blätter der Weltgeschichte nicht mehr besudeln, wenn die Despoten vergebens willige Werkzeuge suchten. Allein wie der Schreiber von schlechten Büchern schuldiger ist, als der Leser, der Räuberhauptmann schuldiger, als der Raubgeselle, so ist auch der Despot schuldiger, als die Knechtseele, welche sich von ihm als Werkzeug gebrauchen läßt. Allerdings war Napoleon Bonaparte nicht der Einzige, welcher den über Frankreich hereinbrechenden Despotismus und die über ganz Europa und diesen Erdtheil hinaus sich verbreitenden Eroberungskriege verschuldete. Die Mitschuldigen seiner Gewaltherrschaft über Frankreich waren seine beiden Mit-Consuln Sieyes und Roger-Ducos, Cambacérès und Lebrün, seine Minister und Generale, die an ihn verkauften Senatoren, Gesetzgeber, Tribunen, Staatsräthe, Präfecten und Unterpräfecten, und mehr oder weniger die ganze Nation, welche sich in rasender Verblendung dem glücklichen Feldherrn zu Füßen warf, ihn beräucherte

anbetete und auf den Thron hob, statt ihn, als einen Feind der Freiheit und des Rechtes, in die Schranken der bürgerlichen Ordnung zurückzuweisen.

Mitschuldige seiner Eroberungssucht waren sämmtliche Despoten und Aristokraten Europa's, welche ebensowohl, wie Bonaparte, auf Raub ausgingen und sich von ihm nur durch ihre geringeren Fähigkeiten und ihre schwächere Thatkraft unterschieden.

Der Mechanismus bonapartistischer Willkürherrschaft war fertig, lange bevor das Rauschgold und die Stickereien, womit er geschmückt werden sollte, dem schaulustigen Volke zur Bewunderung und Unterhaltung vorgehalten wurden. Um die wieder in die Bande des Pfaffenthums geschlagene Nation in dem von Bonaparte's Speichelleckern verbreiteten Glauben von der Heiligkeit und dem göttlichen Ursprunge der kaiserlichen Gewalt zu bestärken, ließ Napoleon den Pabst nach Paris kommen und sich von ihm salben (2. December 1804). Um aber seinen Soldaten das Recht der Eroberung anschaulich zu machen, setzte er sich selbst die Krone auf. Mit dem Volke hatte er die Posse der Abstimmung aufgeführt. Mit den Bourbonen hatte er sogar den Versuch gemacht, sich die Krone abtreten zu lassen. In Ermangelung des einzigen wirklichen Rechtstitels der Gewalt, der freien Volksabstimmung, tappte Bonaparte wie im Blindenkuhspiele nach allen Seiten umher, berührte einmal die Mumie des Pfaffenthums, das andere Mal die Leiche der von ihm todtgeschlagenen Göttin der Freiheit. Einmal stieß er an ein Schwert, das andere Mal an die Gräber der Bourbonen. Alle diese Versuche, eine rechtliche Grundlage für seine Usurpationen zu finden, mochten zwar die durch die Stürme der Revolution ermatteten, von Pfaffen in neue Ketten geschlagenen und von einer feilen Presse irre geführten Massen stutzig machen oder betäuben, ein Gefühl der Rechtmäßigkeit bonapartistischer Gewaltherrschaft wurde dadurch nicht erzeugt, wie sich vor Ablauf eines Jahrzehntes herausstellte. Karl VII., welchem kaum der vierte Theil Frankreichs gehorchte, als sein Vater gestorben war, konnte mit den Kräften, welche ihm die Landstriche im Süden der Loire liehen, England und Burgund besiegen und ganz Frankreich gewinnen, obgleich er weder ein Feldherr, noch ein Staatsmann war. Die furchtbarsten Niederlagen, welche er im Laufe vieler Jahre erlitt, zerstörten doch den Glauben an sein Recht auf den französischen Thron nicht. Bonaparte verlor seine Krone das erste Mal nach einem Kampfe von nicht viel mehr als sechs Monaten (18. October 1813 bis 31. März 1814), und das zweite Mal genügte eine einzige Schlacht, ihn vom Throne zu stoßen, weil die Nation, trotz der Abstimmungs- und der Krönungsposse, trotz organischen Senatus-Consulten und Kaiserstatuten, trotz Kanonendonner, Glockengeläute und Kaiserflittern, nicht an sein Recht glaubte. Die Grundlage der Gewalt Bonaparte's war das Schwert. Als dieses sich gegen ihn kehrte, fiel seine Macht wie ein Kartenhaus zusammen. So schnell, als Napoleon, schwang sich nie ein Abenteurer auf den Thron, allein so schnell, als er, wurde auch Keiner gestürzt. Hätte die französische Nation ihm aus Ueberzeugung und mit freiem Willen die Krone aufgesetzt, hätte sie ihm dieselbe nicht so schnell wieder vom Haupte nehmen lassen.

Von dem Augenblicke an, da Napoleon den Kaiserthron bestiegen hatte, bis zum Sturze desselben besteht die Geschichte Frankreichs fast nur in Kriegsgetöse und Schlachtberichten. Schon vorher war der Kampf mit England wieder ausgebrochen. Vollständiger Friede war nie gewesen, denn selbst in der kurzen Frist zwischen dem Frieden von Amiens und dem Wiederausbruche des Krieges mit England (27. März 1802 bis 18. Mai 1803) hatte der Kanonendonner nicht aufgehört. Während des Waffenstillstandes mit England wüthete ein furchtbarer Kampf auf der Insel Hayti *). Bonaparten gelang es, die weißen

*) Siehe weiter unten im 9. Abschnitte, „West-Indien.“

Franzosen zu unterjochen. Die schwarzen Franzosen, die Neger von Hayti, ließen sich seine Herrschaft nicht gefallen. Einen Kaiser ihrer eigenen Abstammung duldeten sie ab und zu, allein nicht einen Kaiser weißer Farbe. Kurz nach Napoleon's Krönung setzte sich Jakob I. auf den Thron von Hayti. Doch sein Reich war nicht von Dauer. Nicht lange vor Napoleon III. stellte Faustin I. in kleinerem Maßstabe das Kaiserreich Hayti wieder her, wie der Neffe Napoleon's I. das Reich seines Oheims erneuerte. Faustin I. wollte die Gränzen des Reiches, wie sie zur Zeit des ersten Kaisers von Hayti bestanden hatten, wiedergewinnen und verlor, als ihm dieses nicht gelang, seine Krone. In unseren Tagen versucht Napoleon III., gleich Faustin I., den Ruhm und den Glanz vergangener Zeiten neu zu beleben. Sollte er nicht mehr Glück haben, als sein Landsmann schwarzer Farbe, so dürfte sein Thron nicht fester stehen, als derjenige Faustin's I. stand, nachdem dieser vergeblich gesucht hatte, die östliche Hälfte Hayti's zu unterwerfen. Napoleon III. kämpft jetzt auch um die östliche Hälfte des Reiches seines Vorgängers. Er weiß es wohl selbst, daß sein Thron auf dem Spiele steht.

Napoleon Bonaparte hatte den Frieden von Amiens nur geschlossen, um Zeit und Gelegenheit zu gewinnen zur Einrichtung des Kaiserreichs. Ernst war es ihm mit dem Frieden nie gewesen. Nach wie vor schaltete er in Italien, in den Niederlanden, in der Schweiz und in einem großen Theile Deutschland's als Herr. Auf die Beschwerden, welche der englische Gesandte desfalls erhob, erklärte Bonaparte mit herausfordernden Uebermuthe: er dulde keine Einmischung England's in das Verfahren Frankreich's auf dem Continente, außer insofern es sich unmittelbar um eine Bestimmung des Friedens von Amiens handele. Bonaparte warf sich dadurch schon gewissermaßen zum Alleinherrscher des europäischen Festlandes auf. Wenn England sich diesen Trotz hätte gefallen lassen, so wäre seine Stellung als Weltmacht vernichtet gewesen. Unter diesen Umständen beeilte sich das Cabinet von St. James nicht, seinerseits die Bedingungen des Friedens von Amiens zu erfüllen. Namentlich gab es die Insel Malta nicht an den Johanniter-Orden heraus. Der englische Gesandte Lord Withworth reiste von Paris ab (12. Mai 1803). In schreiender Verletzung des Völkerrechtes ließ Bonaparte alle auf französischem Boden befindlichen Engländer verhaften. Am 18. Mai 1804 erklärte England den Krieg an Frankreich, und setzte diesen fort bis zum Sturze Napoleon's.

In ähnlicher Weise, wie die französische, verschaffte sich Bonaparte auch die lombardische Krone (26. Mai 1805). Kurz darauf (4. Juni) verleibte er Genua, später (21. Juli) auch Parma und Piacenza Frankreich ein. Seinem Schwager Pasqual Felix Bacciochi, dem Gemahle seiner Schwester Elise verlieh er (5. Mai) Piombino und (23. Juni) die frühere Republik Lukka als erbliche Fürstenthümer.

Talleyrand erklärte im Namen seines Kaisers und Herrn unumwunden, „Frankreich achte, wie der Ocean, eitele Dämme nicht, es setze sich selbst seine Gränze." Frankreich war im Munde dieses Ministers gleichbedeutend mit Napoleon und daß dessen Ehrgeiz und Ländergier unbegränzt sei, wußte damals schon ganz Europa. Bevor übrigens ein Jahrzehent vergangen war, hatte nicht Frankreich, sondern das Ausland dem frechen Despoten seine Gränze, und zwar eine sehr enge auf St. Helena gesetzt.

Die französische Nation, an der es gewesen wäre, ihrem Beherrscher die geeigneten Schranken zu ziehen, hatte sich durch die Siege desselben vollständig verblenden, sie hatte sich das Joch Bonaparte's so fest aufschnallen lassen, daß sie gar nicht die Kraft besaß, es zu brechen. Das Ausland mußte es statt ihrer thun, um die Welt von dem unerträglichsten aller Eroberer der neuen Zeit zu befreien.

Frankreich, welches in dem Jahre 1789 der Menschheit die Fahne der Freiheit voran-

getragen hatte, vertauschte dieselbe mit dem Banner des Despotismus und schleppte dieses von einem Ende des Festlandes von Europa zum andern, von Lissabon bis Moskau und von der Südspitze Italien's bis in die Nähe von Lappland. Eine Zeit lang trug das Talent Napoleon's in Verbindung mit der durch Eitelkeit und Beutegier gesteigerten Tapferkeit der französischen Heere den Sieg davon. Europa hatte dem Kaiser der Franzosen keinen Feldherrn von gleicher Begabung entgegenzustellen. Allein die in ihren für Nationalität, Freiheit und Recht auf's Höchste verletzten Völker der Erde erhoben sich in Masse gegen die s. g. große Nation und deren Kaiser. Die Begeisterung der Massen warf ein schwereres Gewicht in die Wage des Sieges, als das Feldherrntalent Napoleon's. Im Augenblicke der Gefahr zeigte es sich, daß Bonaparte, so groß die Zahl seiner Knechte, Schergen und Schmeichler gewesen war, doch nur sehr wenige treue Freunde und wirkliche Verehrer gehabt hatte. Ein Bundesgenosse nach dem andern fiel im Unglücke von ihm ab. Die Völker, welchen Napoleon seine Günstlinge und Verwandten zu Herrschern gegeben hatte, vertrieben diese. Nur diejenigen behaupteten sich, welche ihre Waffen gegen Frankreich kehrten. Schnell, wie er entstanden war, fiel der stolze Bau Napoleonischer Gewaltherrschaft in sich zusammen.

In den Jahren 1812 und 1813 nannten noch manche Leute, die sich für sehr weise hielten, jede Regung des Unwillens, welche sich gegen den Despoten Bahn brach, unbesonnen und gefährlich. Dieselben Feiglinge waren die ersten, welche die in Folge des Kampfes mit Napoleon auflodernde Flamme der Freiheitsbegeisterung zu löschen suchten. Die Feigheit war zu allen Zeiten die schlimmste Feindin des Fortschritts. Sie verkriecht sich am liebsten unter den Deckmantel der Klugheit, wie der in Angstschweiß gebadete Gespenstergläubige unter seine Bettdecke.

§ 28. Das Kaiserreich von 1804 bis 1808.

Die Nation, die Regierung, die Verbindung, welche eine höhere sittliche Stellung inne hat, als ihr Feind, ist dadurch des Sieges gewiß, falls das Machtverhältniß nicht zu ungleich ist. Denn nur sittliche Gefühle flößen den Menschen begeisterte Kraft und unermüdliche Ausdauer ein, nur sie binden die verschiedenen Theile einer geistigen Gemeinschaft fest zusammen und verleihen daher allen ihren Bewegungen jenes Ungestüm, welches alles vor sich niederwirft, und jene Geschlossenheit, welche keine Lücke in der Schlachtlinie aufkommen läßt.

Der Standpunkt der Cabinete, welche vor Kurzem erst Polen getheilt, Oesterreich's, welches in die Theilung Deutschland's und Italien's gewilligt, Rußland's, welches die Theilung der Türkei stets im Auge hatte, England's, welches ebenso übergreifend zur See, als Frankreich zu Lande war, gab denselben in sittlicher Beziehung nichts oder doch nur sehr wenig vor Napoleon voraus.

Frankreich hatte durch den Frieden von Lüneville seine Gränze bis zum Rheine vorgeschoben. Damit nicht zufrieden, hatte es sich die Schweiz, Oberitalien bis zur Etsch und Batavien bis in die Nähe der Ems thatsächlich unterworfen. Die Zahl seiner Departemente war von 83 auf 110 gestiegen. Die ganze Wehrkraft des Reiches lag in den Händen eines Mannes, des begabtesten Feldherrn seiner Zeit. Wie konnte Europa hoffen, diesen zu besiegen, so lange es ihm auf demselben Standpunkt: der Gewalt, der Eroberung und der Nichtachtung aller Menschenrechte entgegentrat? In den Jahren 1804 und 1805 waren die Fürsten Europa's noch nicht genug gedemüthigt, um, im Gefühle des an ihnen und an ihren Völkern begangenen Unrechts und des auf dieselben ausgeübten Druckes die

Gedanken von Recht und Freiheit in ihren Gemüthern aufkommen zu lassen, oder um zu erkennen, daß die alten Mittel zum Siege nicht ausreichten, daß vielmehr neue Hebel angesetzt werden müßten, falls das Joch des französischen Despoten gebrochen werden solle. Die Machthaber Europa's empfanden dieses wohl schmerzlich, allein sie dachten an dasjenige nicht, welches sie selbst ihren Völkern auferlegten. Der Kampf drehte sich nur um Länder und Macht. Auf beiden Seiten gab die Gewalt den Ausschlag und griff, unbekümmert um das Recht, so weit sie reichen konnte.

England, welches längst wieder im Kriege mit Frankreich befangen war, schürte das Feuer auf dem Festlande Europa's. Es zahlte den Mächten Hülfsgelder und trieb sie dadurch von Neuem in den Kampf. Dieser hatte zwar nichts mehr mit Ideen gemein. Allein das dynastische Interesse lag von jeher den Fürsten nicht viel weniger am Herzen, als das monarchische Princip. Die Bourbonen standen den Fürsten Europa's näher, als Bonaparte, welcher doch immer an die Revolution erinnerte. Diese war, nach der Ansicht der Despoten nicht besiegt, solange ein Kind derselben, wenn auch ein pflichtvergessenes, auf dem französischen Throne saß.

Am 3. December 1804 schloß Schweden einen Subsidien-Vertrag mit England, am 11. April 1805 Rußland einen s. g. Concert-Vertrag mit derselben Macht. Dieser sollte zu einem Bunde aller europäischen Staaten gegen Frankreich erweitert werden und bezweckte die Wiederherstellung aller vor dem Revolutionskriege bestandenen Verhältnisse. Doch der Strom der Geschichte läßt sich nicht zu seiner Quelle zurückführen. Der Zweck des s. g. Concert-Vertrages war ein verfehlter. Die dritte Coalition wider Frankreich konnte schon aus dem Grunde von keinem Erfolge gekrönt werden, weil Preußen derselben nicht beitrat. Die Vereinigung der Streitkräfte der Coalition wurde dadurch erschwert und verzögert. Alle Vorbereitungen zum Kampfe wurden in so mangelhafter Weise getroffen, daß es Napoleon Bonaparten nicht schwer wurde, neue Siege zu gewinnen. Am 9. August 1805 trat Oesterreich dem englisch-russischen Concert-Vertrage bei. Die kleineren süddeutschen Mächte dagegen näherten sich mehr und mehr dem französischen Cabinete an, weil sie hofften, mit dessen Hülfe sich eher vergrößern zu können.

Kurz nach dem Wiederausbruche des Krieges mit England (26. bis 30. Mai 1803) waren die Franzosen in Hannover eingefallen, und hatten das ganze Land in Besitz genommen, ungeachtet das deutsche Reich mit ihnen Frieden hatte, und die persönliche Verbindung, in welcher Hannover durch Georg III. mit England stand, nach den Grundsätzen des Völkerrechtes, einen Angriff auf Hannover in keiner Weise rechtfertigte.

Für Napoleon Bonaparte konnte nichts erwünschter sein, als die eben so voreilig, als ungeschickt angelegte dritte Coalition. Er war zum Kriege bereit. Er brauchte nur die an der Nordküste Frankreich's gegen England vereinigten Heeresmassen und die schon in Hannover stehenden Truppen auf Oesterreich zu werfen, um diese Macht zu erdrücken, bevor dieselbe von ihren Bundesgenossen Hülfe erhalten konnte. Statt einer höchst gefahrvollen Landung in England, mit welcher es Napoleon Bonaparte schwerlich jemals Ernst war, konnte derselbe, ohne sich den schwankenden Wogen anzuvertrauen und einen ungleichen Kampf mit der englischen Flotte wagen zu müssen, zu gleicher Zeit seinen beiden erbittertsten Feinden, den Engländern und Oesterreichern eine entschiedene Niederlage beibringen. Sobald sich die französischen Heere näherten, schlossen Baiern, Würtemberg und Baden Verträge mit Napoleon ab und stellten demselben ihre Truppen zum Kampfe wider Oesterreich zur Verfügung. Die Franzosen, denen es nur darauf ankam, die Oesterreicher zu schlagen, und welche das preußische Cabinet nur so lange schonten, als sie glaubten, dasselbe fürchten zu müssen, kümmerten sich um dessen Neutralität nicht, rückten mit hunderttausend

Mann durch das Ansbach'sche in den Rücken der Oesterreicher (3. bis 6. October) und waren demzufolge des Sieges gewiß, bevor nur ein Schuß gefallen war. Ein entschlossener und hochbegabter Feldherr hätte Mühe gehabt, sich aus einer so gefahrvollen Lage zu ziehen, wie diejenige war, in welcher sich die Oesterreicher bei Ulm befanden. Mack, welcher dieses nicht war, wußte weder vor der Schlacht einen durch die Verhältnisse nothwendig gewordenen Rückzug anzutreten, noch mit dem Degen in der Faust die Feinde zurückzuschlagen. Er verlor mehrere Gefechte, in welche er sich unbedachtsamerweise eingelassen hatte und ergab sich (20. October) mit fünfundzwanzigtausend Mann dem Sieger. Mehrere andere Heeresabtheilungen, welche, sich selbst überlassen, ihre Rettung in der Flucht suchten, fielen gleichfalls in französische Gefangenschaft.

Bevor die Russen zu Hülfe gekommen, waren die Oesterreicher vollständig geschlagen. Schon am 13. November rückten die Franzosen in Wien ein. Die Kopflosigkeit, welche daselbst herrschte, war so groß, daß man nicht einmal die Brücken über die Donau abbrach, um dem Feinde das Vorrücken zu erschweren. Die Schlacht von Austerlitz (2. December 1805), in welcher Napoleon das vereinigte russische und österreichische Heer schlug, brach den Muth des Kaisers Franz vollständig. Uebereilt, wie er den Krieg begonnen hatte, schloß er (26. Dec. 1805) den Frieden zu Preßburg. Oesterreich erkannte alle vor Ausbruch des Krieges von Napoleon in Italien getroffenen Veränderungen an, trat das venetianische Land auf beiden Seiten des adriatischen Meeres an das Königreich Italien, Tyrol, Vor-Arlberg, Eichstätt und einen Theil von Passau an Baiern, seine Länder in Schwaben und das Breisgau an Baiern, Würtemberg und Baden ab. Der ehemalige Großherzog von Toscana mußte Salzburg und Berchtesgaden an Oesterreich überlassen und sich als Entschädigung mit Würzburg begnügen.

Die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg erhielten den Königstitel. Der deutsche Kaiser mußte sie und den Kurfürsten von Baden als völlig unabhängig anerkennen. Dem neugeschaffenen Könige von Baiern wurde überdies noch die Reichsstadt Augsburg zugeschieden.

Seit dem Westphälischen Frieden hatte das deutsche Reich alle Kraft verloren. Allein es bestand, so schwach es auch war, noch fort. Der Preßburger Frieden versetzte ihm den Todesstoß. Daß Oesterreich dieses zugab, war um so schimpflicher, als die Lage der Dinge derartige Zugeständnisse durchaus nicht gebot. Noch standen Rußland und England im Felde wider die Franzosen. Rußland's Macht hatte nur sehr wenig gelitten. Die Verluste von Austerlitz konnten schnell ersetzt werden. England hatte um die Zeit der Capitulation von Ulm einen glänzenden Sieg über die französisch-spanische Flotte bei Trafalgar (22. October 1805) davongetragen. Es war dieses ein furchtbarer Schlag für Frankreich. Von den dreiunddreißig Linienschiffen der vereinigten Flotte waren neunzehn in der Schlacht verloren gegangen, vier andere nahmen die Engländer kurze Zeit darauf. Von der Flotte, auf deren Erbauung Frankreich und Spanien sechs Jahre Zeit und unermeßliche Summen Geldes verwendet hatten, blieben beiden Reichen nur zehn Schiffe übrig.

Die Schlacht von Trafalgar wog Ulm und Austerlitz zusammengenommen auf. Hierzu kam aber noch, daß Preußen durch die Verletzung seines Gebietes einen neuen Sporn erhielt, den Krieg mit Frankreich zu beginnen. Alles kam darauf an, daß Oesterreich ausharrte. Allein schon am 6. December hatte es einen Waffenstillstand geschlossen und seit dieser Zeit unausgesetzt mit Frankreich wegen des Friedens unterhandelt.

Eben so schwach, als das Wiener, benahm sich das Berliner Cabinet. Die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz und dem darauffolgenden Waffenstillstande wirkte vernichtend auf den Grafen von Haugwitz, welcher die Angelegenheiten Preußen's leitete

Dieser unfähige und charakterlose Staatsmann ließ sich überreden, einen Vertrag mit Frankreich abzuschließen, welcher das Vertrauen Deutschland's erschüttern und alle bisherigen Freunde Preußen's in dessen erbitterte Feinde umwandeln mußte. Durch den (15. December 1805) zu Wien unterzeichneten Vertrag schloß Preußen Bundesgenossenschaft mit Frankreich. Zugleich übernahm es die Bürgschaft für alle neuen Erwerbungen Frankreich's, trat Ansbach an Baiern, Cleve und Neufchatel an Frankreich ab, und ließ sich, was das schlimmste des ganzen Vertrages war, sämmtliche deutsche Staaten des Königs von England, in deren Besitz sich Napoleon Bonaparte rechtswidrigerweise gesetzt hatte, abtreten, gleich als ob Frankreich über dieselben gültig verfügen könnte.

Schwerlich hat Preußen jemals einen schimpflichern Vertrag abgeschlossen, als diesen. Denn er stand nicht blos im Widerspruche mit allen Rechtsbegriffen, mit allen Ueberlieferungen der preußischen Monarchie, mit den gerechten Erwartungen, welche Deutschland, England und Rußland von Preußen hegen konnten, sondern auch mit allen Regeln der Klugheit, welche Preußen verboten, mit Frankreich einen Bund zu schließen, im Augenblicke, da es im Kampfe mit Rußland, Schweden und England befangen war, und zwar unter Bedingungen, welche den König von England zu unversöhnlicher Feindschaft reizen mußte.

Nachdem Napoleon Oesterreich's Macht gebrochen und zum Frieden gezwungen und Preußen an seinen Siegeswagen gefesselt hatte, fuhr er fort, Deutschland zu zersplittern. Die kleinen deutschen Fürsten, welche von jeher gewohnt waren, sich an irgend eine Großmacht anzulehnen, um unter deren Fittigen ihr Dasein fristen und, wo möglich ihre Besitzungen erweitern zu können, welche überdies in dem Kriege gegen Oesterreich schon Partei für Frankreich genommen hatten, verbanden sich jetzt noch inniger mit dem Despoten, welcher im Begriffe stand, ihr Vaterland zu unterjochen. Am 12. Juli 1806 schlossen sechszehn derselben, darunter die Könige von Baiern und Würtemberg, der Kurfürst von Baden und der Landgraf von Hessen-Darmstadt den s. g. Rheinbund, welcher sich vom Reichsverbande lossagte, sich dem Protectorate des Kaisers Napoleon unterwarf und den durch den Preßburger Frieden begonnenen Ruin des deutschen Reiches vollendete. Die Rheinbundsfürsten stellten ein Heer von dreiundsechzigtausend Mann zur Verfügung des französischen Kaisers. Preußen sah sich dadurch des Einflusses, den es seit langer Zeit auf Deutschland geübt hatte, verlustig. Seine Lage war bemitleidenswerth. Schweden und England hatten ihm in Folge des mit Frankreich abgeschlossenen Vertrages vom 15. December 1805 den Krieg erklärt. Napoleon hatte das Berliner Cabinet an den Rand des Verderbens gebracht. Es galt nur, zu vollenden, was Preußen selbst durch seine eben so unkluge, als unehrenhafte Verfahrungsweise vorbereitet hatte. Als es zu spät war, erkannte das preußische Cabinet, daß es von Napoleon überlistet worden war. Es söhnte sich mit England und Schweden aus, verband sich mit Rußland und nöthigte Sachsen und Kurhessen, sich ihm anzuschließen. So entstand die s. g. vierte Coalition, welche, wo möglich, noch übereilter, als die dritte geschlossen wurde, und noch schimpflicher, als diese für die wider Frankreich verbündeten Mächte endigte. Das preußische Heer, welches noch immer der Zeiten Friedrich's des s. g. Großen gedachte, aber weder einen Feldherrn, wie diesen, noch eine Kriegserfahrung und eine Entschlossenheit, wie die Sieger von Roßbach, dafür aber um so größern Uebermuth und Dünkel besaß, verlor die Schlacht von Jena und Auerstädt (14. October 1806) und leistete nach diesem Tage dem Feinde nirgends mehr erheblichen Widerstand. Eine Festung nach der anderen öffnete den Franzosen ihre Thore. Napoleon rückte bis über die Oder vor. Von Holland aus nahm Bonaparte Besitz von den preußisch-westphälischen Ländern, von Hannover (24. October 1806), Braunschweig,

Hessen-Cassel, den Hansé-Städten, Mecklenburg und Oldenburg. Die Truppen des Rheinbundes halfen dem französischen Despoten Norddeutschland zu unterwerfen.

Dasselbe falsche Spiel, welches Napoleon mit Deutschland, Italien, der Schweiz und Holland getrieben, setzte er jetzt gegen Polen fort. Unter dem Vorwande der Wiederherstellung ihrer Nationalität rief er die Bewohner dieses Landes unter die Waffen. Seinen trügerischen Worten vertrauend, erhoben sich dieselben an mehreren Orten und führten den Franzosen tapfere Schaaren zu. Schon am 28. November rückte Mürat in Warschau ein. Am 19. December langte Napoleon daselbst an. Mit neuer Wuth entbrannte der Krieg. Bei Preußisch-Eylau (7. und 8. Februar 1807) verloren auf beiden Seiten dreißigtausend Krieger das Leben, fünfzigtausend wurden verwundet. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Doch war die Schlacht unentschieden geblieben. Nach und nach fielen übrigens die preußischen Festungen eine nach der anderen in französische Gewalt.

Bei Friedland (14. Juni 1807) errang Napoleon einen blutigen Sieg. Tags darauf rückten die Franzosen in Königsberg ein. Die Russen zogen an den Niemen. Alexander suchte um Waffenstillstand nach. Am 7. Juli schloß Napoleon zu Tilsit Frieden mit Rußland, am 9. Juli 1807 mit Preußen ab. Alexander I. gab seinen Verbündeten, den König von Preußen, Napoleon den seinigen, das Volk von Polen, preis. Der russische Kaiser verschmähte es nicht, sein unermeßliches Gebiet auf Kosten seines Bundesgenossen zu vergrößern, indem er sich den Kreis Bialystock mit fast dreimalhundertfünfzigtausend Einwohnern abtreten ließ. Statt der Wiederherstellung Polens wurde ein Großherzogthum Warschau errichtet, welches den Erwartungen der unglücklichen Polen und den ihnen gemachten Versprechungen keineswegs entsprach.

Preußen verlor fast die Hälfte seines Gebietes, einen Flächenraum von zweitausend siebenhundert Quadratmeilen und fünf Millionen Menschen. Alle Länder zwischen Elbe und Rhein, der Cotbuser Kreis und alle seine polnischen Länder mit wenigen Ausnahmen gingen verloren. Zu diesen Verlusten kam noch der Schimpf hinzu, daß Napoleon erklärte, nur aus Achtung für den russischen Kaiser die preußische Macht fortbestehen lassen zu wollen. Unerschwingliche Brandschatzungen, welche Preußen im Laufe vieler Jahre nicht leisten konnte, wurden dem unglücklichen Lande auferlegt, bis zu deren Entrichtung die bedeutendsten Festungen Preußen's in französischer Gewalt blieben.

Von den Pyrenäen bis zur russischen Gränze herrschte Napoleon mit unumschränkter Gewalt, sei es, daß er die eroberten Länder Frankreich einverleibte, oder durch dienstwillige Knechte mit königlichen oder anderen Titeln verwalten ließ.

Zum Könige von Italien ernannte Napoleon seinen Adoptivsohn Eugen Beauharnais, zum Könige von Neapel und Sicilien seinen Bruder Joseph (30. März 1806), zum Könige von Holland seinen Bruder Ludwig Napoleon, zum Könige von Westphalen, wozu Preußen, Hessen-Kassel, Braunschweig, Wolfenbüttel und Hannover den Stoff lieferten, seinen Bruder Hieronymus, zum Herzoge von Warschau den König Friedrich August von Sachsen. Ostfriesland verband er mit Holland; Cattaro und Ragusa mit dem Königreiche Italien. Die jonischen Inseln wurden zu einem Vasallenstaate Frankreichs erklärt. Danzig sollte eine freie Stadt sein. In der That herrschte dort ein französischer Statthalter.

An der unermeßlichen Siegesbeute nahmen die Generale Napoleon's einen entsprechenden Antheil. Sie wurden reichlich ausgestattet mit eroberten Ländereien, Titeln und Ehrenbezeugungen. Staatsgüter im Werthe von dreißig Millionen Franken wurden in den venetianischen Provinzen zur Vertheilung unter dieselben vorbehalten. Das Königreich Italien, Neapel, Lukka und fast alle Theile des dem französischen Kaiser dienstpflichtigen Europa's mußten ähnliche Summen in Geld oder Grund und Boden stellen, damit

Napoleon seine unersättlichen Helfershelfer würdig belohnen konnte. Die Wiederherstellung des Adels ging mit diesen Dotationen Hand in Hand. Durch die Senatusconsulte vom 14. August 1806 und zwei kaiserliche Decrete vom 1. März 1808 führte Napoleon den ganzen alten Plunder von Adelstiteln und Majoraten wieder ein. Fast ganz Europa mußte seine Beiträge zur Ausstattung des neuen französischen Adels leisten.

Die Familie Bonaparte's konnte natürlich hinter dem Gange, in welchen Napoleon die Staatsmaschine versetzte, nicht zurück bleiben. Eugen Beauharnais vermählte sich mit der Prinzessin Auguste von Baiern, Stephanie von Beauharnais mit dem Erbprinzen von Baden, Napoleon's Bruder Hieronymus, nach Verstoßung seiner rechtmäßigen Gemahlin, einer geborenen Paterson, mit Friederike Katharina von Würtemberg.

In allen Beziehungen ahmte Napoleon Bonaparte den herrschenden Monarchen Europa's nach. Wenn wir die Einrichtungen und Anstalten desselben in's Auge fassen, so finden wir darin nicht die geringste Originalität. Gerade so wie die Fürsten der dritten Coalition, strebte auch er darnach, in Frankreich alles wieder auf den Fuß vor der Revolution zurück zu führen. Der Unterschied zwischen Bonaparte und dessen Feinden bestand nur darin, daß diese hauptsächlich die Dynastie Frankreichs im Auge hatten, Napoleon dagegen die Staatsverfassung des Landes. Die Rückkehr zum mittelalterlichen Despotismus war ohne die Daumschrauben der Polizei und der stehenden Heere unmöglich. Der Vereinigung dieser Erfindungen der Neuzeit mit der Maschinerie der Vergangenheit bildete das Wesen des Bonapartismus. Die Großen Frankreichs gehörten jetzt nicht mehr, oder doch nur theilweise den alten Adelsgeschlechtern an. Sie trugen nicht mehr ausschließlich französische, sondern auch italienische, deutsche und bald schon spanische und russische Namen. Allein diese thun nichts zur Sache, so wenig als die Quellen, aus welchen die Reichthümer des Adels flossen. Kein König Frankreichs, selbst Ludwig XIV. nicht, trieb jemals so frechen Spott mit den Begriffen des Rechtes, keiner warf einen so dünnen Schleier über seine Räubereien, als Napoleon. Um die Verleihung von Benevent und Pontecorvo an Talleyrand und Bernadotte zu rechtfertigen, berief er sich darauf, daß diese Fürstenthümer bisher nur Zankäpfel zwischen Neapel und dem Kirchenstaate gewesen seien. In ähnlicher Weise begründete er die meisten Einverleibungen und Verschenkungen von Provinzen, Städten und Ländern, die er sich erlaubte.

Um das von ihm geschaffene, oder vielmehr nur erweiterte System der Eroberung aufrecht zu erhalten, bediente er sich neuer Namen. Ludwig XIV. hatte es niemals gewagt, die von ihm gehegte Eroberungspolitik in ein System zu bringen. Napoleon Bonaparte überbot ihn an Frechheit, indem er dem Systeme des politischen Gleichgewichtes, welches seit Jahrhunderten in Europa bestand und welchem kein Eroberer ungestraft Trotz geboten hatte, dasjenige der Präponderanz, des Uebergewichtes entgegen setzte.

Der Despotismus, wie jede andere auf Laster und Verbrechen ruhende Einrichtung, bringt es mit sich, daß jede Regung der Freiheit, jedes für Recht und Wahrheit in die Schranken tretende Wort ihn gefährdet. Er muß daher zu seiner Selbsterhaltung in demselben Maße, als er um sich greift, die Ketten, in welchen er seine Schergen, gleich dem ganzen Volke, hält, immer fester anziehen. Je größer die Zahl der Günstlinge war, welchen Napoleon Königreiche, Herzogthümer und Fürstenthümer verliehen hatte, desto strengere Maßregeln mußte er ergreifen, um dieselben in Unterwürfigkeit zu erhalten. Er schärfte daher allen seinen Vasallen ein, ihre erste Pflicht bände sie an den Kaiser, die zweite an Frankreich. Erst nach Erfüllung dieser doppelten Pflicht könnten sie derjenigen, welche sie ihren Völkern gegenüber hätten, Rechnung tragen. In solcher Weise sprach Bonaparte den Erklärungen Hohn, mit welchen er in früheren Zeiten Italiener, Deutsche, Holländer

und Polen gefödert hatte. An die Stelle des einfachen Joches, welches dieselben mit Unwillen getragen hatten, setzte er ein dreifaches.

Um die zur Beschönigung seiner Gewaltthaten gebrauchten Redensarten unter das Volk zu verbreiten, führte er einen neuen Catechismus in allen katholischen Gemeinden ein (4. April 1806), welcher den ganzen Bonapartismus mit Conscriptionsgesetz, blinder Gehorsamspflicht, Eroberungspolitik und allen Anhängseln als göttliche Wahrheiten darstellte. Er machte dadurch allen denkenden Menschen anschaulich, was Catechismen eigentlich sind, nämlich Mittel, die herrschende Gewalt durch Dummheit und Aberglauben zu stützen. Wahrhaft komisch ist es zu sehen, wie bis auf den heutigen Tag die Leute, welche an dem römisch-katholischen, protestantischen oder jüdischen Catechismus keinen Anstoß nehmen, den bonapartischen auf's Heftigste angreifen. Einen wesentlichen Unterschied zwischen diesem oder jedem andern haben wir nie entdecken können. Alle Catechismen sind auf blindes Nachbeten und auf die Vortheile ihrer Verbreiter berechnet. Alle nehmen unumstößliche Wahrheit, sei es in der Form göttlicher oder hochobrigkeitlicher Offenbarung, in Anspruch.

Der bonapartische Catechismus kann den Vergleich mit anderen Catechismen wohl aushalten. Er war nichts weiter, als eine der nothwendigen Consequenzen des napoleonischen Systems.

Als Wächterin über seinen Catechismus setzte Napoleon (17. März 1808) die kaiserliche Universität ein. Auch hierin betrat er keine neue Bahn, vielmehr nur dieselbe, auf welcher vor und nach ihm alle Despoten der Neuzeit wandelten. Auch hierin, wie in Betreff seines Catechismus, seines neu errichteten Adels, seines Familienstatutes und seines Kaiserstatutes, begnügte er sich mit einer neuen Auflage veralteten Unsinns und Unrechts.

Nachdem Napoleon seine Herrschaft so weit ausgedehnt hatte, blieb ihm keine Zeit mehr übrig, sich mit dem ohnedies abgenutzten Räderwerke der französischen Verfassung zu beschäftigen. Er schaffte (19. August 1807) das Tribunat ab. Frankreich verlor an demselben keine Stütze der Freiheit. Bevor er das Tribunat beseitigte, hatte er dasselbe längst aller Lebenskraft beraubt.

Ganz Frankreich war verblendet durch die Siege und betäubt durch das Waffengeklirre Bonaparte's. Auf dem Festlande Europa's wagte Niemand mehr, dem Kaiser der Franzosen die Spitze zu bieten. Allein auf der See herrschte England ebenso schrankenlos, als Frankreich zu Lande. Wie konnte Napoleon England besiegen? „An der Oder, an der Weichsel müssen wir die verlorenen Colonien wieder erobern," — dieses waren die Worte, mit welchen Bonaparte die Gewaltthaten, welche er sich gegen Freund und Feind erlaubte, zu beschönigen suchte. Seit Jahrtausenden waren unter den civilisirten Völkern der Erde die Rechte der Neutralen anerkannt worden. Die Eingriffe, welche sich die Engländer in dieselben erlaubt hatten, waren von keiner Macht heftiger bekämpft worden, als von Frankreich. Als Bonaparte aber siegreich bis Berlin vorgedrungen war, glaubte er ungestraft allen völkerrechtlichen Begriffen von Neutralität und Blokadestand Hohn bieten zu können. Früher hatte es als Grundsatz gegolten, daß eine Blokadeerklärung nur dann Gültigkeit besitze, falls derselben durch eine entsprechende Machtentfaltung Nachdruck gegeben wurde. Frankreich besaß keine Flotte, mit welcher es wagen konnte, den kleinsten englischen Hafen zu blokiren. Dieses hielt aber Napoleon nicht ab, durch ein Decret vom 21. November 1806 ganz England, Irland und Schottland in Blokadezustand zu erklären. Bonaparte verbot allen Handel und jedweden Briefwechsel mit den brittischen Inseln, erklärte alle zuwiderhandelnden Schiffe, alle englischen Waaren und Fabrikate, wo man sich immer

deren bemächtigte, für gute Prisen und verschloß allen von England und dessen Colonien kommenden Schiffen die Häfen Frankreichs und seiner Bundesgenossen.

Das englische Cabinet, statt treu zu bleiben den ewigen Grundsätzen des Rechtes und den durch die Gewohnheit und die Uebereinstimmung der Nationen festgestellten völkerrechtlichen Bestimmungen trat auf denselben Standpunkt, wie Frankreich und kehrte den Stiel nur um. Ja, es ging im Unrechte noch weiter, als Frankreich, indem es nicht blos die wirklich französischen Güter, sondern auch diejenigen, welche sich nur mit einem feindlichen Ursprungscertificate versehen hatten, für gute Prisen erklärte.

Der Widerstand Englands trieb Napoleon auf der Bahn des Unrechts und des Unsinns von Schritt zu Schritt weiter. Durch einen von Mailand unterm 17. December 1807 erlassenen Beschluß erklärte er jedes Schiff, welches die von England gestellten Bedingungen erfüllte, oder sich einer Untersuchung durch englische Schiffe unterwürfe, oder endlich nur eine Abgabe an die englische Regierung bezahlte, als denationalisirt und folgeweise gute Prise. Gleiches Urtheil sprach er über alle von brittischen Häfen oder Colonien kommende oder dahin bestimmte Schiffe.

Die Folge dieser wüthenden Beschlüsse war keineswegs die Vernichtung des brittischen Handels, wie Napoleon gewähnt hatte, sondern die Begründung eines Frankreich und seinen Bundesgenossen in sittlicher Beziehung gleich verderblichen Schmuggelhandels, welcher zum Theil unter stillschweigender oder sogar ausdrücklicher Genehmigung französischer Behörden stattfand. Das Continentalsystem Bonaparte's, welchen Namen die eben genannten Beschlüsse in ihrer Vereinigung erhielten, war nichts weiter, als die auf den Gipfelpunkt getriebene Barbarei gegenüber einem Handelsverkehre, welcher an Großartigkeit seines Gleichen nicht gehabt hatte. Es war die brutale Gewalt, welche auf die Bedürfnisse der Nationen ebenso wenig Rücksicht nimmt, als auf deren Rechtsbegriffe. Ein solches System mußte nothwendig an seiner eigenen Uebertriebenheit scheitern. Statt dieses einzusehen und einzulenken, ging Napoleon Bonaparte in seiner blinden Wuth immer weiter. Durch die Decrete von Antwerpen, Trianon und Fontainebleau (Juli, 5. August und 4. October 1810) legte er auf alle Colonialwaaren eine s. g. Continentalsteuer von fünfzig Procent und befahl er, alle englischen Waaren ohne Unterschied zu verbrennen. Zugleich führte er die s. g. Licenzen ein, ohne welche kein Schiff nach einem fremden Hafen auslaufen durfte und welche zu hohen Preisen bezahlt werden mußten, aus deren Ertrage Napoleon für sich und seine Günstlinge eine reiche Einnahmsquelle, freilich zum Schaden der Schifffahrt und des Handels, schuf.

Frankreich und seine Verbündeten litten unter diesen Bestimmungen weit mehr, als England. Denn obschon der Handel der Britten dadurch nicht minder, als derjenige ihrer Feinde beschränkt wurde, so bestand der Schaden der letzteren überdies darin, daß sie die englischen Waaren, welche trotz aller Verbote auf das Festland Europa's gelangten, mit außerordentlich hohen Preisen bezahlen oder durch elende „Surrogate" ersetzen mußten.

Doch was kümmerten sich Napoleon und seine Schergen um die Drangsale der Völker? Er selbst, seine Großwürdenträger und Vasallen-Könige, ja selbst deren Affen tranken nach wie vor Kaffee mit Colonialzucker. Die Massen wurden aber auf einheimische Producte, Runkelrübenzucker, Honig, Cichorien und gelbe Rüben verwiesen.

Die Ausdehnung des Continentalsystems wurde zu einem leitenden Gedanken der bonapartistischen Eroberungspolitik. Preußen, Dänemark, Rußland und Oesterreich fügten sich derselben eine Zeit lang. Allein je drückender das französische Joch diesen Mächten war, desto ernstlicher wurde Napoleon dadurch bedroht.

Schweden und die Türkei erkannten das Continentalsystem niemals an; die Inseln

Sicilien und Sardinien ebenso wenig und die pyrenäische Halbinsel nur, so weit die französischen Waffen reichten.

Nichts macht übrigens die Gewalt, welche Napoleon damals ausübte, anschaulicher, als das Continentalsystem, welches, eine Zeit lang wenigstens, von der Nordostspitze Rußlands bis zur Südwestspitze Spaniens und von Jütland bis an's Ende Italiens reichte.

§ 29. Das Kaiserreich von 1808 bis 1812

Napoleon Bonaparte war groß. Der Senat hatte ihm ja durch förmlichen Beschluß dieses bezeugt. Auch die französische Nation war groß. Wenigstens nannten sie so alle Schergen der kaiserlichen Gewalt, alle Vasallen-Könige und deren feile Knechte. Wenn wir aber die Größe Napoleon's und der französischen Nation etwas schärfer betrachten, so erkennen wir, daß dieselbe eine sehr theilweise, keineswegs allumfassende war. In sittlicher Beziehung war die französische Nation gewiß zu keiner Zeit, selbst nicht in den Tagen Franz' I., Karl's IX. und Ludwig's XIV. so klein, als zur Zeit der Herrschaft Napoleon Bonaparte's. Denn niemals machte sie sich so tief eingreifender Rechtsverletzungen schuldig, bewies sie so wenig Selbstthätigkeit und so vielen Knechtssinn. Die Größe Napoleon's bestand nur in seinen kriegerischen Talenten, die Größe der französischen Nation außer kriegerischer Tapferkeit nur in deren Eitelkeit und Anmaßung.

Die wirkliche, die nicht blos eingebildete, die sittliche, die intellectuelle Größe einer Nation, von welcher die kriegerische Tapferkeit nur ein einzelner Strahl ist, läßt heilsamere und dauerndere Folgen zurück, als die Größe der französischen Nation zur Zeit des Kaiserreiches. Zwei Schlachten genügten, der französischen Kaisergröße ein Ende zu machen. Diese ließ außer Leichenhügeln und Blutströmen, Zerstörung und Elend, weniger Spuren zurück, als irgend ein anderer durch gleich großartige Anstrengungen bezeichneter Abschnitt von zehn Jahren.

Der Höhepunkt, nicht napoleonischer Größe, wohl aber napoleonischen Glückes, wird durch den Vertrag von Tilsit bezeichnet. Bis dahin war Bonaparte immer siegreich gewesen und hatten sich ihm nicht einmal Feinde gegenüber gestellt, welche ihn ernstlich bedrohten. In den Jahren 1808 bis 1812 dehnte sich zwar der Kreis seiner Herrschaft noch aus. Er gewann neue Siege, nöthigte das älteste Kaiserhaus Europa's zu einem schimpflichen Frieden und zur Eingehung eines Ehebündnisses, welches den ehemaligen Artillerie-Lieutenant in die Familie der Könige Europa's einführte. Allein es stiegen die ersten Wolken, welche auf ein furchtbares Gewitter deuteten, am westlichen und zugleich am östlichen Horizonte auf. Es begann in der pyrenäischen Halbinsel jener Krieg, welcher erst mit dem Sturze Napoleon's endigte und es traten in Deutschland die ersten Symptome jenes verletzten National- und Freiheitsgefühles zu Tage, welches in seiner späteren Entwickelung die Waffe zur Vernichtung des napoleonischen Kaiserreiches wurde.

Die Art und Weise, in welcher Bonaparte alle Völker im Osten Frankreichs behandelt hatte, überstieg an Frechheit und Anmaßung alle Gewaltthaten seiner Vorgänger auf dem französischen Throne. Allein was Bonaparte im Westen der Pyrenäen verübte, war doch noch schlimmer.

Seit dem Vertrage von St. Ildefonso (10. August 1796) war Spanien ein treuer Verbündeter Frankreichs gewesen. Es hatte dem übermächtigen Nachbar seine Flotten zur Verfügung gestellt und sich die Feindschaft Englands zugezogen, welche ihm theuer zu stehen kam. Nach gewöhnlichen menschlichen Begriffen war Napoleon den Spaniern zum Danke und treuer Bundesgenossenschaft verpflichtet. Doch ein Despot kennt keine Pflichten.

Napoleon, welcher zwischen den Völkern und deren Beherrschern nie einen Unterschied zu machen wußte, machte auch keinen zwischen dem spanischen Volke und dessen Herrschergeschlechte. Nachdem er sein Reich dem Osten zu so weit ausgedehnt hatte, glaubte er, es auch im Westen vergrößern zu müssen. Er verfügte zwar willkürlich über die spanischen Heere und Flotten, doch vermittelst einer Regierung, welche nur gezwungen, nicht aus freiem Antriebe seinen Machtbefehlen gehorchte. Zudem war es ein Zweig des bourbonischen Hauses, welches auf dem spanischen Throne saß. Noch waren lange nicht alle Brüder, adoptirte und leibliche Verwandten Bonaparte's untergebracht. Spanien schien Bonaparten eine würdige Ausstattung für einen seiner Angehörigen. Napoleon glaubte, es würde nicht schwerer sein, Spanien, als Italien, Deutschland, Holland und die Schweiz zu unterwerfen.

Karl IV., welcher auf dem spanischen Throne saß, hatte seit langer Zeit seinem und seiner Gattin Lieblinge Godoy, dem s. g. Friedensfürsten, die Landesregierung überlassen. Dieser Minister war eben so feig, als feil, ebenso verrätherisch, als unfähig. Dazu kam noch, daß im Schooße der königlichen Familie Haß und Zwietracht wohnten und daß Spanien, zur Hälfte wenigstens, schon in den Klauen des französischen Despoten war. Das Joch, welches Napoleon den Spaniern auferlegt hatte, war so drückend, daß selbst Godoy insgeheim auf Mittel sann, es abzuschütteln. Als die französischen Heere in Deutschland beschäftigt waren, unterhandelte er mit England, Rußland und Portugal und traf mannigfaltige Vorbereitungen zu einer Lossagung von Frankreich. Als er jedoch Kenntniß von der Schlacht bei Jena erhielt, gerieth er in großen Schrecken und spielte wieder die Rolle eines dienstwilligen Knechtes der Franzosen. Napoleon, welcher durch aufgefangene Briefe und sogar durch die portugiesische Regierung Kenntniß von den Bestrebungen Godoy's erhalten hatte, faßte den Entschluß, Spanien in noch festere Bande zu schlagen, als diejenigen waren, welche es seit mehr als zehn Jahren schon trug. Er fing damit an, Spaniens See- und Landmacht zu schwächen. Godoy mußte vierzehntausend Mann seiner besten Truppen unter La Romana an die Elbe schicken und sechs spanische Linienschiffe zur Verstärkung der französischen Flotte hergeben. Der Zwiespalt, welcher in der spanischen Königsfamilie bestand, erleichterte dem französischen Despoten seine weit aussehenden Pläne. Karl's IV. Sohn, der nachherige König Ferdinand VII., welcher trotz seiner Unfähigkeit nicht abwarten konnte, bis er durch den Tod seines Vaters auf den Thron berufen würde, zettelte eine Verschwörung zum Sturze Godoy's an, welche jedoch entdeckt wurde und die Gefangennahme des Prinzen zur Folge hatte (29. October 1807). Zwei Tage zuvor war zwischen Godoy und dem französischen Cabinete der Vertrag von Fontainebleau unterzeichnet worden, demzufolge Portugal zwischen Frankreich, Godoy und der Königin von Etrurien, einer Tochter Karl's IV., getheilt werden sollte. Französische Truppen rückten durch Spanien nach Portugal. Der Hof von Lissabon entfloh nach Brasilien. Der französische General Junot übernahm unter dem Titel „General-Gouverneur" die einstweilige Regierung Portugal's.

Der Vertrag von Fontainebleau sollte übrigens dazu dienen, dem französischen Kaiser zugleich die Eroberung Spanien's und Portugal's zu erleichtern. Nachdem es den Franzosen gelungen war, Portugal ohne Schwertstreich in Besitz zu nehmen, rückten (December 1807 und Januar 1808) zwei Heeresabtheilungen unter Dupont und Moncey und später (Februar und März 1808) eine dritte und eine vierte unter Duhesme und Bessières nach Spanien.

Godoy, welcher zu spät von den Absichten Napoleon's unterrichtet wurde, wollte dem Beispiele der portugisischen Königsfamilie folgen und den Sitz der Regierung nach Amerika

verlegen. Dagegen erhob sich jedoch das Volk in Masse. Ferdinand ließ Godoy verhaften. Um den Liebling zu retten, dankte Karl IV. (19. März 1808) ab. Ferdinand VII. ließ sich zum König ausrufen. Napoleon's Schwager, Mürat, bewirkte, daß Karl seine Abdankung widerrief und Savary (Herzog von Rovigo), daß Ferdinand dem französischen Kaiser nach Bayonne entgegen reiste. In Madrid kam es (2. Mai) zu einem blutigen Volksaufstande, welcher jedoch durch die französische Besatzung schnell niedergeworfen wurde. Mürat ließ noch an demselben Tage fünfundachtzig Gefangene erschießen und deutete damit an, was Spanien von der französischen Herrschaft zu erwarten habe.

In Bayonne versammelte sich nach und nach die ganze spanische Königsfamilie. Napoleon hatte nun leichtes Spiel. Er bewirkte, daß Karl IV. (6. Mai 1808) seine Krone an Napoleon abtrat. Am 10. Mai unterzeichneten Ferdinand, sein Bruder Franz de Paula und sein Oheim Antonio Pascal eine ähnliche Entsagungsurkunde, welche übrigens nach dem Staatsrechte Spaniens und aller christlichen Monarchien ebenso wenig gültig war, als die Entsagung Karl's IV. Auf das Recht kam dem französischen Despoten nichts an, sondern nur auf die Gewalt und den Schein. Doch der Betrug war zu grob angelegt, als daß sich die spanische Nation hätte täuschen lassen und durch die Entfernung Karl's IV., seines Sohnes, des Friedensfürsten und der übrigen Mitglieder der königlichen Familie hatte Napoleon wenig oder nichts gewonnen. Diese unfähigen und feigen Menschen konnten der spanischen Nation nur den Dienst von Hemmschuhen, nicht denjenigen des Spornes leisten.

Die spanische Krone überließ Napoleon seinem Bruder Joseph. Die Junta zu Madrid, die Inquisition und der Rath von Castilien waren feig genug, sich denselben sogar als König zu erbitten. Zum Danke für seine in Spanien geleisteten Dienste erhielt Mürat die erledigte Krone von Neapel.

Die hohe Geistlichkeit und der hohe Adel Spaniens fügten sich geduldig in ihr Schicksal, doch nicht die Nation. Bevor der neue König Joseph in Madrid anlangte (20. Juli 1808), hatte sich der Aufstand schon über das ganze Land verbreitet. Am 14. Juni bemächtigten sich die Spanier der französischen Kriegsschiffe, welche im Hafen von Cadix lagen. Valencia schlug (Ende Juni) die Franzosen zurück, als diese unter Moncey einen Sturm auf die Stadt wagten. Von weit größerer Bedeutung war die Niederlage des Generals Dupont, welcher die Capitulation von Baylen abschließen und mit zwanzigtausend Mann die Waffen strecken mußte (22. Juli 1808).

Die Franzosen, welche mit so vollen Backen die Capitulation von Ulm zu besprechen pflegen, thäten wohl, diejenige von Baylen nicht gänzlich zu vergessen. Dieselbe bestimmte den König Joseph, schon zwölf Tage nach seinem Einzuge Madrid wieder zu verlassen. Saragossa, welches vom 1. Juli bis 5. August 1808 belagert worden war, schlug alle Angriffe muthig zurück. Die Franzosen mußten von dessen Mauern unverrichteter Dinge abziehen. La Romana kehrte mit neuntausendfünfhundert Mann kriegsgeübter Truppen auf englischen Schiffen in sein Vaterland zurück.

In Portugal hatten ähnliche Ursachen ähnliche Folgen nach sich gezogen. In kurzer Zeit hatten sich die Franzosen dort, wie in Spanien, allgemein verhaßt gemacht. Die Engländer sandten ihnen unter Sir Arthur Wellesley, dem unter dem Namen Herzog von Wellington später so bekannt gewordenen Feldherrrn, ein Heer zur Hülfe, welches (am 17. August) in Verbindung mit den Portugiesen die Franzosen bei Rorica und bald darauf (21. August) bei Torres Vedras schlug. Junot sah sich in kurzer Zeit auf Lissabon beschränkt und konnte sich und sein zwanzigtausend Mann zählendes Heer nur dadurch retten,

daß er (30. August 1808) die Capitulation von Cintra abschloß, derzufolge die Franzosen auf englischen Schiffen an die Westküste Frankreichs gebracht wurden.

Durch diese wiederholten Niederlagen auf's Aeußerste gereizt, überschwemmte Napoleon die pyrenäische Halbinsel mit neuen Heeren. In dem einen Jahre 1808 ließ er nicht weniger als zweimalhundertvierzigtausend Mann in Frankreich ausheben. Seine besten Truppen französischer, polnischer, italienischer und deutscher Abstammung sandte er nach Spanien und brachte dadurch sein dortiges Heer auf dreimalhunderttausend Mann und setzte sich selbst an dessen Spitze (8. November 1808). Die Spanier erlitten wiederholte Niederlagen bei Gamonal, unweit Burgos (10. November), bei Espinosa (10. und 11. November), bei Tudela (23. November). Der englische General Moore, welcher gegen Madrid vorgerückt war, konnte sich nur dadurch retten, daß er sich nach Corunna zurück zog, woselbst er sich (17. und 18. Januar 1809) einschiffte. Napoleon glaubte, den Widerstand der Spanier gebrochen zu haben, überließ die Vollendung des Krieges seinen Generalen und reiste (2. Januar 1809) nach Frankreich zurück, um sich auf den drohenden Krieg gegen Oesterreich vorzubereiten. In der Abwesenheit des Kaisers wirkten die französischen Generale, welche nur von Ehrgeiz und Habgier getrieben wurden, nicht mehr kräftig zusammen. Keiner gönnte dem andern einen Sieg. Niemand wollte dem Könige Joseph gehorchen und der Marschall Jourdan, welchen Napoleon seinem Bruder zur Seite setzte, hatte zu großen Widerwillen gegen das von dem Kaiser eingeführte System des Mordes und Raubes, als daß er den Krieg mit voller Kraft hätte leiten können.

Langsamer, als in Spanien, doch darum um so furchtbarer, bereitete sich in Deutschland der Entscheidungskampf gegen die französische Zwingherrschaft vor. Preußen sammelte neue Kräfte und suchte durch Reformen zu ersetzen, was es an Volkszahl und Landesgebiet verloren hatte. Rußland und Oesterreich harrten mit Ungeduld des Augenblickes, da sie wieder zum Schwerte würden greifen können. Die Freundschaft zwischen den Kaisern Alexander und Napoleon, welche zu Tilsit scheinbar geschlossen worden, war zu unnatürlich, als daß sie hätte ernstlich gemeint und von Bestand sein können. Um jedoch über die Tiefe derselben Gewißheit zu erlangen, brachte Napoleon (im Herbst 1808) jene Zusammenkunft in Erfurt zu Stande, welcher der französische Despot dadurch einen imponirenden Charakter zu verleihen suchte, daß er seine deutschen Vasallen, die Könige von Baiern, Würtemberg, Sachsen und Westphalen und vierunddreißig andere Fürsten des Rheinbundes um sich vereinigte. Beide Kaiser hatten keinen andern Zweck, als sich gegenseitig über ihre Absichten zu täuschen. Napoleon wollte überdies der Welt zeigen, daß auch die neuen Verbrechen, welche er gegen die Völker der pyrenäischen Halbinsel begangen hatte, die Machthaber Europa's nicht abhielten, Freundschaft mit ihm zu pflegen. Die Uneingeweihten ließen sich durch die zu Erfurt aufgeführte Comödie täuschen, nicht aber die große Zahl derjenigen, welche Gelegenheit hatten, die wirklichen Gesinnungen der Fürsten und Nationen kennen zu lernen. Mit jedem Jahre nahm, trotz aller Siege Napoleon's, der Haß gegen ihn und seine Herrschaft zu. Er beschränkte sich jetzt nicht mehr auf die Könige und den Adel. Die furchtbaren Lasten, welche die Franzosen den Völkern auferlegten, der Uebermuth, mit welchem sie gegen die unterdrückten Nationen auftraten, fing an, im Schooße des geduldigen deutschen Volkes eine Erbitterung anzuregen, in welcher das Haus Habsburg eine kräftige Verbündete gegen Frankreich zu finden hoffte. Rußland und Preußen waren jedoch noch nicht zum Kriege gerüstet. Oesterreich handelte daher sehr unüberlegt, daß es gegen die damals noch unerschütterte Macht Napoleon's zum Schwerte griff. Das Haus Habsburg wandte sich nicht blos an die seinem Scepter unterworfenen Völker, sondern auch an Italiener und Polen und die gesammte deutsche Nation. Dasselbe Geschlecht, welches seit Jahrhunderten jed

Nationalität, jedes Recht und jede Freiheit mit Füßen getreten hatte, rief jetzt, in seiner Noth, jene Ideen zu Hülfe, mit welchen sein Dasein unvereinbar war. Die Tyroler, die einzigen, welche unverständig genug waren, diesen Syrenenklängen Gehör zu schenken, mußten schwer dafür büßen.

Viel Zeit und Kraft verloren die Oesterreicher in verderblichen Schwankungen zwischen zwei verschiedenen Kriegsplänen. Zuerst sollten die Truppen nach Franken und dem Rheinlande geführt werden, um ganz Deutschland in Aufregung zu versetzen und sich mit einem englischen Heere zu vereinigen, welches das Londoner Cabinet an der Küste der Nordsee zu landen versprach. Der Plan war viel zu gewagt, als daß er mit Glück hätte durchgeführt werden können. Bevor ein Tropfen Blutes geflossen, aber nachdem viel Zeit verloren gegangen war, entschloß man sich zu dem gewöhnlichen Kriegsplan und erwog dabei nicht, daß für diesen keine Vorbereitungen getroffen worden waren. Am 19. April schlug Napoleon die Oesterreicher bei Thann, Tags darauf bei Abensberg und am 22. April bei Eckmühl. Schon am 13. Mai drangen die Franzosen in Wien ein. In der Schlacht von Aspern (21. und 22. Mai 1809) erlitt Napoleon zwar eine Niederlage, allein der Erzherzog Karl wußte nicht, seinen Sieg zu benützen. Die Schlacht von Wagram (5. und 6. Juli 1809), welche Napoleon gewann, entschied den ganzen Feldzug, obschon die Verluste auf beiden Seiten gleich groß gewesen waren und die Oesterreicher sich in guter Ordnung vom Schlachtfelde zurückzogen. Schon am 12. Juli kam der Waffenstillstand und Präliminarfriede von Znaym zu Stande. Oesterreich, welches vor wenigen Monaten erst die Fahne der Freiheit und des Rechtes geschwungen und alle Völker Europa's zum Kampfe gegen den französischen Despotismus aufgefordert hatte, fiel schnell aus der Rolle eines Vorkämpfers der Freiheit in die alte eines Verräthers zurück. Uneingedenk der tapferen Männer, welche seinen Worten Glauben geschenkt und im Vertrauen auf dieselben zu den Waffen gegriffen hatten, überließ Kaiser Franz schon am 12. Juli, um einen Waffenstillstand zu erhalten, alle seine deutschen Provinzen nebst einem Theile Galizien's und Mähren's den Franzosen zu einstweiligem Besitze, rief seine Truppen aus Tyrol zurück und gab alle seine Verbündeten der Rache der erbitterten Feinde preis. Nachdem sich Oesterreich in solcher Weise selbst der Willkür der Franzosen anheim gegeben hatte, konnte es nicht mehr von Napoleon Schonung, oder von Rußland und Preußen Hülfe erwarten. Was jeder mit der Geschichte des Hauses Habsburg vertraute und denkende Mensch vorausgesehen hatte, trat ein: Oesterreich erwies sich als vollständig unfähig, der Menschheit das Banner der Freiheit voranzutragen. Der definitive Friede wurde am 14. October zu Schönbrunn bei Wien unterzeichnet und am 18. bestätigt. Der Kaiser von Oesterreich trat zweitausendundachtundfünfzig Quadratmeilen Landes mit drei und einer halben Million Einwohner ab, zahlte fünfundachtzig Millionen Gulden, pflichtete dem Continental-Systeme bei, erkannte alle Könige der bonapartischen Familie, alle von Napoleon getroffenen und noch zu treffenden Einrichtungen in Italien, Spanien und Portugal an und gab sogar zu, daß Tyrol in zwei Theile zerrissen wurde, von denen der eine an Baiern zurückfiel, der andere zu Napoleon's italienischen Besitzungen geschlagen wurde.

Der Aufruf Oesterreich's an alle Völker der Erde war nicht spurlos an diesen vorübergegangen. In Hessen, Hannover und Preußen folgten einzelne, kühne Führer dem an die ganze Nation ergangenen Mahnrufe. In Tyrol erhob sich das Volk in Masse. Hauptmann von Katt hatte in der Altmark das Volk zu den Waffen gerufen und den Versuch gemacht, mit einer Anzahl ehemaliger preußischer Soldaten die Festung Magdeburg zu überrumpeln. Sein Unternehmen mißlang und er mußte nach Böhmen fliehen. Oberst

von Dörenberg stellte sich in Westphalen an die Spitze der Bewegung. Am 21. April rückte er mit einer zahlreichen Bauernschaar gegen Cassel. Die an dem Complotte betheiligten Offiziere ließen ihn jedoch im Stiche. Die Bauern flohen, als der Kriegsminister Eblé, ihnen mit wohlgeordneten Truppen entgegenzog. Auch Dörenberg floh nach Böhmen. Bedeutungsvoller, als die Versuche Katt's und Dörenberg's waren die Unternehmungen des Majors von Schill und des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels. Schill, welcher sich schon bei der Belagerung von Kolberg hervorgethan und ein Freicorps von tausend Mann errichtet hatte, rückte (28. April 1809) mit seiner Freischaar, welche zum Leibhusaren-Regiment umgestaltet worden war, von Berlin aus, um den König von Preußen zu zwingen, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Auf dem Marsche nach Dessau, Köthen und Bernburg wuchs zwar seine kühne Schaar auf mehrere tausend Mann an, allein einen Massenaufstand konnte er doch nicht hervorrufen. Er schlug seinen Weg nach Stralsund ein, woselbst er von den im französischen Dienste stehenden Dänen und Holländern überwältigt wurde. Schill fiel im Kampfe, ein Theil seiner Getreuen entkam nach Preußen. Diejenigen, welche in die Gewalt Napoleon's fielen, wurden für Raubmörder erklärt, die Anführer erschossen, die Gemeinen nach Frankreich geschleppt, wo die meisten derselben auf den Galeeren elend untergingen.

Von allen soldatischen Unternehmungen des Jahres 1809 war die kühnste diejenige des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels, des Sohnes jenes Herzogs Ferdinand, den wir im siebenjährigen Kriege, und in der Champagne kennen lernten und welcher in der Schlacht von Jena seine Todeswunde empfangen hatte. Er sammelte in Böhmen eine kühne Schaar, zu welcher sich Katt, Dörenberg und andere muthige Führer gesellten. Die schwarze Legion mit dem Todtenkopf und zwei kreuzweise gelegten Todtengebeinen am Chako, kündigte den Franzosen einen ganz andern Kampf an, als denjenigen, den sie mit dem österreichischen Kaiserhause zu bestehen hatten. Die Schaar war klein. Sie konnte im Jahre 1809 den Sieg nicht gewinnen, allein sie deutete den Geist an, in welchem allein der Kampf gegen die französische Uebermacht siegreich bestanden werden könne. Sie bildete gewissermaßen die Vorhut jenes Freiheitsheeres, vor welchem in den Jahren 1813, 1814 und 1815 die französischen Banner sich senken mußten. Am 21. Mai brach die schwarze Legion in Sachsen ein. Unterstützt von österreichischen Truppen trieb sie die Sachsen zurück, besetzte am 11. Juni Dresden und am 22. Leipzig. Doch der österreichische Feldmarschall Kienmayer, welcher beauftragt war, die sich meldenden Freiwilligen zu einem Volksheere zu organisiren, war dieser Aufgabe nicht gewachsen. Zudem herrschte in der schwarzen Legion der aristokratisch-soldatische Geist zu sehr vor, als daß das Volk zu der von ihr getragenen Bewegung hätte Vertrauen fassen können. Das Volksheer kam nicht zu Stande. Die schwarze Legion wurde durch westphälische, holländische und sächsische Truppen nach Böhmen zurückgeworfen. Der Waffenstillstand von Znaym gab den Herzog von Braunschweig-Oels in ähnlicher Weise, wie die Tyroler der Rache der Feinde preis. Der Herzog Wilhelm sollte auf Braunschweig Verzicht leisten. Nur unter dieser Bedingung wollte sich Oesterreich seiner annehmen. Der Herzog verschmähte einen Frieden auf so schimpflicher Grundlage. Mit zwölfhundert Mann zu Fuß, siebenhundert Reitern und sechs Kanonen bahnte er sich den Weg von Böhmen bis an die Nordsee. Bei Halberstadt trieb er ein westphälisches Regiment, das sich ihm in den Weg stellte, auseinander (30. Juli). Tags darauf zog er an den Thoren Braunschweig's vorüber, trieb bei Oelper einen dreifach überlegenen Feind zurück, und schiffte sich (7. August) zu Elsfleth und Brake ein, ohne auf dem langen und gefährlichen Marsche erhebliche Verluste gelitten zu haben.

Militärisch genommen war diese Unternehmung von keiner großen Wichtigkeit.

Allein sie brachte zu Tage, daß die französische Herrschaft in Deutschland keinen Boden habe, und daß es nur darauf ankomme, den Kampf wider Napoleon in einem größern Maßstabe und auf einer volksthümlicheren Grundlage zu beginnen, um des Sieges gewiß zu sein.

Die Zeit der stumpfsinnigen Geduld war für Deutschland verschwunden. Der Grimm der Nation war erwacht; zwar wagte diese noch nicht, ihm freien Lauf zu lassen, allein jeder Tag vermehrte seine Kraft und brachte den drohenden Ausbruch näher.

Die einzige Provinz Deutschland's, in welcher das Volk sich in Masse erhob, war Tyrol, ein Ländchen, in welchem die politische Bildung am weitesten zurück und die Pfaffenherrschaft noch am unumschränktesten war. Tyrol läßt sich einigermaßen mit der Vendée vergleichen. In die Berge dieser Provinz war von dem Geiste der Neuzeit nur wenig eingedrungen. Um so frevelhafter war das Spiel, welches das Haus Habsburg mit den unglücklichen Tyrolern trieb. Seit dem Jahre 1808 bereitete das Wiener Cabinet, welches im Preßburger Frieden Tyrol an Baiern hatte abtreten müssen, den Aufstand in diesem von der Natur für den Guerrillakrieg besonders günstig ausgestatteten Lande vor. Hormayr, ein geborener Tyroler und der österreichische General Marquis Chasteler, der sich für einen Tyroler ausgab, waren dahin abgesandt worden, um die Gemüther zu erhitzen und den Aufstand zu organisiren. Die gutmüthigen, aber sehr beschränkten und daher leicht zu fanatisirenden Landbewohner ahnten nicht, daß es dem Hause Habsburg blos darauf ankomme, den Franzosen und den mit ihnen verbündeten Baiern Verlegenheiten zu bereiten. Andreas Hofer, Sandwirth von Passayer, der Capuziner Haspinger, die Landleute Speckbacher, Schenk und Mayer, der Advokat Schneider und der Wirth Riedmüller glaubten, daß es darauf ankomme, das französische Joch dauernd zu brechen. Sie erhielten die bündigsten Zusicherungen von Wien, wohin sich Hofer mit noch mehreren anderen Tyrolern (Februar 1809) begeben hatte. Sie besetzten (14. April) Innsbruck, machten daselbst sechstausend Gefangene und vertrieben die Baiern aus dem Lande. Nur Kufstein blieb in feindlicher Gewalt. Kaiser Franz erklärte drei an ihn gesandten Abgeordneten in feierlicher Weise, er werde keinen Frieden schließen, der nicht Tyrol und Vorarlberg wieder an sein Haus bringe. Auf dieses Kaiserwort vertrauend, setzten die Tyroler ihren Kampf gegen die Uebermacht muthig fort, schlugen alle Friedensanerbietungen aus und jagten, nachdem in der zweiten Hälfte des Monats Mai die Baiern wieder in Tyrol eingedrungen waren, diese ein zweitesmal zum Lande hinaus. Selbst nach dem Waffenstillstande von Znaym und dem Abschlusse des Wiener Friedens legten sie die Waffen nicht nieder, indem sie an den Verrath des Hauses Habsburg nicht glauben wollten und die Zerreißung ihres Landes in zwei Theile und die Einverleibung der einen in die italienischen Besitzungen Frankreich's unerträglich fanden. Natürlich mußten sie, von Oesterreich verlassen, unterliegen. Napoleon, welcher keine Barmherzigkeit kannte und jede selbstständige Volksbewegung mit furchtbarem Grimme verfolgte, schämte sich nicht, Andreas Hofer erschießen zu lassen (27. Januar 1810) und denjenigen Theil Tyrol's, welcher nach dem Wiener Frieden ihm zufiel, mit den grausamsten Verfolgungen heimzusuchen.

Keinen bessern Erfolg hatte die auf Polen berechnete Unternehmung Oesterreich's. Erzherzog Ferdinand war (Mitte April 1809) mit einer Heeresabtheilung in dieses unglückliche Land eingedrungen, hatte (21. April) sogar Warschau besetzt und war bis Thorn in Westpreußen vorgedrungen. Allein die Polen waren nicht so leichtgläubig, als die Tyroler. Die Russen und Preußen wollten abwarten, welche Wendung der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich nehmen würde und wagten es nicht, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Auch dieser Streifzug brachte dem Hause Habsburg keinen Gewinn.

Von allen Episoden des Krieges vom Jahr 1809 stützte sich keine auf eine größere Kriegsmacht, als diejenige der Insel Walcheren. Allein sie kam um einige Monate zu spät und war daher aus diesem Grunde schon gewissermaßen ein todtgebornes Kind. Am 30. Juli 1809 erschien vor der holländischen Insel Walcheren eine englische Flotte von vierunddreißig Linienschiffen, zweiundzwanzig Fregatten und vielen anderen Fahrzeugen mit einer Bemannung von sechszigtausend Soldaten und Matrosen. Lord Chatham, ein älterer Bruder des berühmten Ministers Pitt, welcher den Oberbefehl über die Landungstruppen führte, war jedoch ein durchaus unfähiger Feldherr. Er verlor einen halben Monat mit der Belagerung der unbedeutenden Festung Vliessingen, gab dadurch den Franzosen Zeit, ihre Vertheidigungs-Anstalten zu treffen und konnte daher nicht weiter vordringen. Er kehrte (am 11. September) mit der Hälfte seines Heeres nach England zurück. Was von der anderen übrig geblieben war, folgte ihm im December nach.

Napoleon trat in dieser Weise aus allen Kämpfen des Jahres 1809 siegreich hervor. Allein dem denkenden Beobachter der Zeitereignisse wurde es doch klar, daß die französische Herrschaft in Europa auf thönernen Füßen stehe. Wenn der Ruf der Freiheit von einer anderen Macht, als Oesterreich ausgegangen, wenn demselben durch kräftige und übereinstimmende Maßregeln Nachdruck gegeben worden, so wäre wahrscheinlich schon damals Napoleon gestürzt worden. Der Krieg des Jahres 1809 ist aus dem Grunde von so hoher Wichtigkeit, weil er die den Franzosen feindliche Stimmung aller Völker Europa's und sogar eine gewisse Widerspenstigkeit im Schooße der französischen Nation zu Tage brachte.

Die Truppen-Aushebungen, welche kein Ende nahmen und die Kraft der Nation erschöpften, erregten allgemeine Erbitterung. Das Joch, welches die Polizei und die Soldateska der Nation auferlegten, wurde trotz allen Redensarten, womit die Speichellecker des Kaisers es beschönigten, dem Volke immer unerträglicher. Die Geistlichkeit hetzte im Verborgenen die abergläubischen Massen gegen den von dem Papste verfluchten Despoten. Geheime Gesellschaften, namentlich der s. g. Philadelphenbund wirkten, sogar im Heere, dem Kaiser entgegen. Fouché und Talleyrand, lange Zeit die bereitwilligsten Werkzeuge Napoleonischer Gewaltherrschaft, hatten das Vertrauen des Kaisers verloren. Sie standen zu gleicher Zeit mit den Republikanern und mit den Aristokraten in zweideutigen Verbindungen. Napoleon entzog Talleyrand (August 1807) das Ministerium des Auswärtigen und später auch seine Würde als Oberkammerherr (Januar 1809). Fouché wurde bald darauf (Juni 1810) vom Polizeiministerium entfernt. Die Nachfolger derselben Champagny und Savary waren ihren Vorgängern im Amte an Talent bei weitem nicht gleich, allein sie waren blinde Werkzeuge der Gewalt. Nur solche duldete Napoleon noch um sich.

In der ersten Zeit seiner Herrschaft hatte sich Napoleon eifrig bemüht, die katholische Geistlichkeit und durch sie die Massen des abergläubischen Volkes für sich zu gewinnen. Zum großen Verdrusse des aufgeklärten Theiles der Nation hatte Bonaparte die vollständig vernichtete Gewalt des Pabstes in Frankreich wiederhergestellt. Nachdem sein Glückstern gestiegen war, wollte er keine Macht, weder eine weltliche, noch eine geistliche neben sich bestehen lassen. Von dem Grundsatze ausgehend: „wer nicht für mich, ist wider mich," erkannte er die Neutralität des Pabstes nicht an und ließ, als dieser sich weigerte, dieselbe aufzugeben, Ancona mit Waffengewalt besetzen (1805). Von dieser Zeit an wurde der Streit immer heftiger, zumal da Joseph Bonaparte in seiner Eigenschaft als König von Neapel und Elisa Bacciocchi, als Fürstin von Lukka in denselben verwickelt wurden. Napoleon, welcher sich am liebsten für einen Nachfolger Karl's M. ausgab, vergaß das

Jahrtausend, welches zwischen ihm und dem Sohne Pipin's in der Mitte lag, und sogar das Concordat, welches er selbst mit Pius VII. abgeschlossen hatte; und da der Pabst nicht Willens war, in Napoleon den römischen Kaiser der Vorzeit anzuerkennen, verfügte Bonaparte eigenmächtig über die Fürstenthümer Pontecorvo und Benevent, ließ einen Theil des Kirchenstaats militärisch besetzen, schickte (Januar 1808) eine Heeresabtheilung nach Rom, ließ vierzehn Cardinäle fortführen, vereinigte vier Legationen des Kirchenstaats mit dem Königreiche Italien, und als der Papst auch dann sich nicht fügte, erließ er (17. Mai 1809) von Schönbrunn aus ein förmliches Absetzungsdecret gegen Pius VII., und verleibte den Kirchenstaat dem französischen Reiche ein. Der Papst sprach dagegen die Excommunication gegen Napoleon, alle Theilnehmer an der Besetzung des Kirchenstaats, und gegen alle Bischöfe, welche dem Kaiser mehr, als ihm gehorchten, aus. Die Zeiten Gregor's VII. waren aber vorüber, Niemand kehrte sich an die Bannbulle des Papstes, die Diener bemächtigten sich der Person Pius VII., führten denselben über Florenz und Genua nach Grenoble, und von da nach Savona. Später, als Napoleon die Hoffnung aufgeben mußte, dem Papst durch ein Concilium sich unterwürfig zu machen, ließ er denselben nach Fontainebleau bringen (20. Juni 1812), woselbst Pius verblieb bis März 1814. Bei diesem Verfahren Napoleon's gegen den Papst zeigte es sich klar und deutlich, daß im Schooße der katholischen Kirche der Glaube gänzlich verschwunden und daß diese nichts mehr war, als eine von den Fürsten schlau ausgebeutete Polizeianstalt. Nicht blos die Massen der katholischen Italiener, Franzosen und Deutschen, sondern auch die katholischen Geistlichen dieser Länder, und sogar die katholischen Fürstenhäuser, namentlich das Haus Habsburg, pflogen nach wie vor, der päbstlichen Bannbulle zum Trotze, politische, sociale und kirchliche Beziehungen mit Napoleon. Nur da, wo die weltliche Gewalt Napoleon widerstrebte, konnte die katholische Geistlichkeit, im Bunde mit Protestanten, den französischen Kaiser als Schismatiker behandeln.

Dieses war namentlich der Fall in Portugal und Spanien, soweit diese Reiche in offenem Kampfe mit Frankreich standen.

Napoleon hätte mit dem Papste und der gesammten katholischen Geistlichkeit leicht fertig werden können, wenn er außer diesen nicht zu viele andere Feinde gehabt, und wenn sich inmitten seiner Anhänger nicht auch manche gefunden hätten, welchen die ihnen auferlegten Opfer zu schwer, oder welche, bei dem immer zunehmenden Despotismus des Selbstherrschers, für ihre persönliche Sicherheit besorgt gewesen wären.

Allerdings war die Gewaltherrschaft Napoleon's nicht schlaff, wie diejenige der Könige von Portugal und Spanien, nicht mittelalterlich, wie diejenige des Hauses Habsburg. Er duldete keine trägen Beamten, keinen alten Schlendrian und keine hemmenden Schranken der Vorzeit. Mittel und Zweck waren, soweit Napoleon's Scepter reichte, immer wohl berechnet und kraftvoll durchgeführt. Allein keine höhere Idee, sondern nur die Person Bonaparte's mit allen ihren Leidenschaften, der unersättlichen Herrschsucht und dem nie endenden Ehrgeize lagen seinen Plänen und Unternehmungen zu Grunde.

Napoleon war zugleich mit dem Geiste der Neuzeit, welcher nach Freiheit und Gleichheit ringt, und dem Gespenste der Vorzeit, welches den Unsinn und das Unrecht der Vergangenheit bewacht, in den Kampf getreten. Er hatte wider sich die bigotten Katholiken und die freien Geister, welche sich über jede positive Religion erheben, den alten Adel der Scholle und die edelen Gemüther, deren Schwingen durch kein Besitzthum gebunden sind, den beschränkten Kopf, dessen Blick nicht über sein Kirchspiel oder seine Provinz hinausreicht, den Patrioten, welcher die Selbstständigkeit seines Landes begehrt und den Kosmo-

politen, der sich durch keinen Gränzpfahl hemmen läßt. Seit dem Jahre 1808 standen bereits in vielen Theilen Europa's, in Spanien, in Deutschland, zumal in Tyrol und in Preußen jene beiden Gegensätze im Bunde wider Napoleon. Ja selbst in Frankreich arbeiteten dieselben im Stillen wider ihn und vereitelten manchen Plan des Despoten, ohne daß dieser sich dessen versah.

Für sich hatte Napoleon aller Orten nur die Menschen des Eigennutzes, der Gemeinheit, der Feigheit, und der Alltäglichkeit, welche unfähig sind für einen andern, als sich selbst zu empfinden und zu arbeiten. Daher war sein Fall so schnell, als er nicht mehr im Stande war, die Erwartungen und Ansprüche seiner Schergen zu befriedigen.

Eine der unvermeidlichen Folgen des Despotismus besteht in der Vernichtung der Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit aller seiner Diener. Wer gewöhnt ist, von oben herab Befehle zu erhalten und nur diese in Ausführung zu bringen, geräth in Verlegenheit, wenn bestimmte Weisungen ausbleiben und er selbst Pläne und Entwürfe machen soll. Die Sorge, ob er die Absichten des Herrschers errathen und demselben Genüge leisten werde, hemmt die Energie des an blinden Gehorsam gewöhnten Dieners. Hierzu kömmt, daß die verschiedenen Schergen eines Despoten, welche alle durch niedere Beweggründe geleitet werden, sich gegenseitig nicht trauen und weder Ehren noch Glücksgüter gönnen. Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel, bietet für alle diese Erfahrungssätze die reichsten Belege. Napoleon wähnte, den Widerstand der Bevölkerung gebrochen zu haben, als er im Anfang des Jahres 1809 aus Spanien nach Frankreich zurückkehrte. Allein er irrte sich in Betreff Spanien's nicht minder, als in Betreff Deutschland's. Diese beiden Irrthümer mußte er im Laufe weniger Jahre mit seiner Krone und seiner Freiheit bezahlen.

Seit Ende December 1808 war Saragossa von den Franzosen eingeschlossen worden. Die Spanier setzten den Belagerern einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, daß diese erst am 19. Februar 1809 nach empfindlichen Verlusten die Stadt gewannen. Girona folgte dem Beispiele Saragossa's. Vom Juni bis zum 10. Dec. 1809 widerstand die Stadt heldenmüthig allen Angriffen der Franzosen. Spanien war jetzt fast ganz im Besitze der Franzosen, allein nicht weiter, als die Spitzen ihrer Bajonette und die Kugeln ihrer Kanonen reichten. Portugal sollte gleichfalls unterworfen werden. Marschall Soult eroberte (29. März 1809) Oporto, mußte sich jedoch eiligst aus Portugal zurückziehen, um von den unter Wellesley's Befehlen stehenden Portugiesen und Engländern nicht vollständig vernichtet zu werden. Wellesley verfolgte die Franzosen nach Spanien, vereinigte sich mit dem General Cuesta, zog sich jedoch bald wieder zurück, da die auf ihre Selbstständigkeit eifersüchtigen Spanier sich den Engländern nicht unbedingt unterordnen wollten. Cuesta erlitt bei Alcabar eine Niederlage. Um das spanische Heer vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren, kehrte Wellesley zurück und gewann in Verbindung mit Cuesta die Schlacht bei Talavera (27. und 28. Juli 1809). Wo die spanischen Feldherren allein standen, wurden sie aber fast aller Orten von den Franzosen geschlagen. Eine Stadt nach der anderen fiel in deren Gewalt. Nur Cadix, der Sitz der Centraljunta behauptete sich gegen alle Angriffe des Feindes. Ein zweitesmal glaubte Napoleon am Ziele zu sein, und trat mit seinen Plänen immer bestimmter hervor. Nicht zufrieden damit, das spanische Königshaus abgesetzt zu haben, theilte er Spanien in ähnlicher Weise, wie Italien und Deutschland. Durch ein Decret vom 8. Februar 1810 erklärte er die Provinzen Catalonien, Aragonien, Navarra und Biscaya für französische Statthalterschaften, d. h. er dehnte die Grenzen Frankreich's bis zum Ebro aus, wie er Anfangs im Osten das Gebiet Frankreich's bis zum Rheine erweitert hatte. Schon Ende Mai's genügte ihm aber diese Vergrößerung Frankreich's nicht. Er verleibte demselben noch zwei andere Provinzen ein. König Joseph

mußte alle diese Verfügungen anerkennen. Die ganze Last des Krieges wurde auf Spanien gewälzt. Je drückender aber das Joch, welches Napoleon den Spaniern auferlegte, war, desto wüthender wurde deren Widerstand. In offener Feldschlacht konnten sie zwar den Franzosen nicht mehr die Spitze bieten. Allein um so verderblicher wurde den Franzosen der Guerillaskrieg, welcher ihnen aller Orten gemacht wurde. Mina, Ballesteros, Marquisito, O'Donnel, Merino, Sanchez, D'Eroles, Morillo, Empecinado und andere Führer sammelten um sich tapfere Schaaren, überfielen die Franzosen, wo diese sich in kleineren Abtheilungen zeigten, schnitten ihnen die Lebensmittel ab, nahmen deren Couriere gefangen, überfielen die Postwägen, machten alle Straßen unsicher, gönnten auch größeren Heeresabtheilungen bei Tag und Nacht keine Ruhe und fügten denselben großen Schaden zu.

Im Jahre 1810 drangen die Franzosen unter Massena wieder nach Portugal vor. Sie mußten sich aber schon im Frühjahre 1811 nach Spanien zurückziehen. Am 19. Januar 1812 eroberten die Engländer Ciudad Rodrigo, am 6. April Badajoz, am 28. Juni Salamanca. Am 22. Juli brachte Wellesley den Franzosen in der Nähe dieser Stadt eine entscheidende Niederlage bei und drang, in Folge seines Sieges (12. August) bis nach Madrid vor.

Der Guerillaskrieg, welchen die Spanier den Franzosen machten, nahm immer größere Dimensionen an. Mehrere ansehnliche Heeresabtheilungen wurden in Andalusien vollständig aufgerieben. Die Belagerung von Cadix, Tortosa, Valencia, Tarragona, Murviedro und anderer Städte kostete vielen tausend Franzosen und Bundesgenossen derselben das Leben. Valencia setzte dem Feinde lange Zeit einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Cadix behauptete sich allen französischen Feuerschlünden zum Trotze.

Doch Napoleon hatte den Beschluß gefaßt, die pyrenäische Halbinsel zu unterwerfen. Er setzte den Kampf mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit fort. Die alten Römer hatten an dem Grundsatze festgehalten, keinen neuen Krieg zu beginnen, bevor sie den vorhergehenden glücklich beendigt. Napoleon setzte sich über diese Regel der Klugheit hinweg. Der Krieg mit England hielt ihn nicht ab, neue Kämpfe zu beginnen; der Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel, so blutig er war, verhinderte ihn nicht, gegen Oesterreich (1809) das Schwert zu ziehen. Weil ihm dieses gelungen war, vermeinte er, ungestraft seine Waffen noch weiter nach dem Osten tragen zu können. So richtet sich die maßlose Herrschsucht allmälig selbst zu Grunde.

Der Höhepunkt des Glückes Bonaparte's, d. h. die Zeit, welche kurz auf den Tilsiter Frieden folgte, bezeichnet auch denjenigen des bonapartischen Despotismus. Jetzt endlich fühlte sich Napoleon stark genug, mit seinen innersten Gedanken hervorzutreten. Im März 1808 gründete er einen neuen Erbadel mit allen Flittern des Mittelalters und stattete denselben mit dem Raube aller Nationen der Erde aus. Fürsten, Herzoge, Grafen, Barone und Ritter schossen wie Pilze aus der Erde. Im Jahre 1809 erweiterte er noch das neue Adels-Institut und stellte dann auch den alten Adel wieder her. Die Franzosen, welchen im Jahre 1791 dieser überflüssig und verderblich geschienen hatte, waren nunmehr mit einem doppelten Adel versehen, und alle diejenigen, welche die Zeitgeschichte verstehen wollten, wurden gezwungen, statt eines Namens, sich deren zwei, oder oft gar drei zu merken. Berthier erhielt noch die Namen Neufchatel und Wagram, Talleyrand Benevent, Bernadotte Ponte-Corvo, Davoust Auerstädt und Eckmühl, Massena Rivoli und Eßlingen, Ney Elchingen und Moskwa, Oudinot Reggio, Macdonald Tarent, Lebrün Piacenza, Cambacérès Parma, Moncey Conegliano, Augereau Castiglione, Soult Dalmatien, Lannes Montebello, Mortier Treviso, Bessières Istrien, Victor Beluno, Kellermann Valmy, Lefebvre Danzig, Marmont Ragusa, Jünot Abrantes, Clarke Feltre, Caulaincourt Vicenza, Cham-

pagny Cadore, Gaudin Gaëta, Fouché Otranto, Maret Bassano, Düroc Friaul, Savary Rovigo, Regnier Massa und Carrara u. s. w.

Die Franzosen der Revolution hatten eine Habsburgerin guillotinirt, Napoleon Bonaparte setzte eine andere auf den französischen Thron. Um aber dieses thun zu können, mußte er sich von seiner Gemahlin scheiden lassen, obgleich dazu kein Grund vorlag, wenigstens kein anderer, als der immer wiederkehrende der Nothwendigkeit angegeben wurde. Am 1. April 1810 feierte Napoleon Bonaparte zu St. Cloud die bürgerliche Trauung mit Marie Louisen, der ältesten Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich. Tags darauf erhielt das Paar von derselben Kirche, deren Haupt den Kaiser vor dreiviertel Jahren verflucht und ausgestoßen hatte, unter großem Gepränge den Segen.

Seit dem Jahre 1807 hatte Napoleon den Entschluß gefaßt, sich mit einer Kaiserstochter zu vermählen. Längere Zeit hindurch hatte er zwischen einer russischen und österreichischen Prinzessin geschwankt. Kaiser Alexander hatte keine Lust, sich mit dem Hause Bonaparte zu verschwägern. Er wußte daher eine Schwierigkeit nach der anderen dem Ehebündnisse entgegenzusetzen, ohne dasselbe geradezu abzulehnen. Franz wagte nicht, dem mächtigen Beherrscher fast ganz Europa's eine abschlägige Antwort zu geben. Zudem hoffte er, manche Vortheile aus dem Familienbunde mit Bonaparte ableiten zu können. Wo solche in Frage standen, mußten natürlich alle anderen Rücksichten schweigen. Religion, Geburt, Legitimität und andere Vorurtheile gelten bei Fürstenhäusern nur so lange, als sie deren Zwecken dienen, nicht länger.

Dasselbe grausame Spiel, welches Napoleon mit den Grundsätzen der Revolution, und mit seiner eigenen Gattin, trieb er auch mit den unterworfenen Völkern, und sogar mit seinen Brüdern. Er legte den Franzosen, Deutschen, Italienern, Holländern und Polen unermeßliche Lasten auf. So schwer die Bürde der Geldabgaben auch war, die Rekruten-Aushebungen verbreiteten doch noch tiefern Kummer und größeres Elend über alle Länder, welche unter dem Scepter Napoleon's lebten. Seinem Bruder Lucian muthete Napoleon zu, er solle sich von seiner Gattin, der Wittwe Joubertbou, mit welcher er sehr glücklich lebte, scheiden lassen. Als Lucian sich diesem Ansinnen nicht fügte, trat ein vollständiger Bruch zwischen den Brüdern ein. Lucian entfloh nach England und sagte sich von Napoleon los. Auch Murat, Napoleon's Schwager, empfand die Faust des Kaisers sehr schwer. Als er es wagte, sein Königreich Neapel gegen die Gewaltmaßregeln Napoleon's in Schutz zu nehmen, legte der Kaiser eine französische Besatzung in die Festung Gaëta, schickte einen Offizier ab, welcher den Oberbefehl in Neapel übernahm und schrieb seinem Schwager mit dürren Worten: „Rufen Sie sich in das Gedächtniß zurück, daß ich Sie nur darum zum Könige gemacht habe, damit Sie meinem Systeme dienen. Täuschen Sie sich nicht: wenn Sie aufhören, ein Franzose zu sein, so sind Sie nichts mehr für mich!"

Dem Könige Louis von Holland, welcher sich eine derartige Behandlungsweise nicht gefallen lassen wollte, blieb nichts übrig, als abzudanken. Er that dieses am 1. Juli 1809, entfloh nach Oesterreich und nahm den Titel eines Grafen von St. Leu an. Holland wurde sodann, vermittelst eines Decretes vom 9. Juli Frankreich einverleibt.

Napoleon, der in solcher Weise gegen seine nächsten Verwandten zu Werke ging, erkannte natürlich gegen den nicht bevorzugten Theil seiner Unterthanen auch kein anderes Gesetz, als seinen Herrscherwillen an. Kein Mensch war in Frankreich seiner persönlichen Freiheit sicher. Die Gefängnisse waren voll von Unglücklichen, welche festgehalten wurden ohne daß irgend ein Beweis gegen sie vorlag. Durch ein Decret vom 3. März 1810 wurden für diese Opfer der Tyrannei acht Staatsgefängnisse festgesetzt, „weil man sie passender Weise weder vor Gericht stellen, noch freilassen könne." Zugleich wurde dem

geheimen Rathe das Recht ertheilt, auf den Vorschlag des Justiz- oder Polizei-Ministers jeden Bürger verhaften und sogar dessen Vermögen einziehen zu lassen. Nicht blos Thron, Adel und Geistlichkeit, sondern auch die Haftbefehle der alten Zeit (lettres de cachet) wurden in solcher Weise wiederhergestellt. Zur Zeit der Bourbonen gab es ein Staatsgefängniß, die Bastille, zur Zeit Napoleon's deren acht, ohne Cayenne zu rechnen. Niemals hatte die Bastille so viele Opfer der Gewalt in ihren Mauern gehabt, als die acht Staatsgefängnisse Napoleon's.

Mit noch rücksichtsloserer Gewaltthätigkeit, wie gegen Frankreich und seine eigenen Verwandten und Freunde schaltete Napoleon in Deutschland. Dem Fürsten Primas schenkte er als Ersatz für das an Baiern abgetretene Bisthum Regensburg, die Städte Frankfurt a. M., Wetzlar und Aschaffenburg, ferner einige Bezirke von Fulda und Hanau. Zugleich verlieh er dem neuen Vasallenstaate den Titel Großherzogthum Frankfurt (1810). Noch in demselben Jahre verleibte Napoleon das Herzogthum Oldenburg, die Hansestädte, einige Bezirke von Westphalen, das Großherzogthum Berg und einige preußische Landstriche Frankreich ein, ohne die betreffenden Landesherren darüber nur zu Rathe zu ziehen.

Im Januar 1812 ließ er Schwedisch-Pommern besetzen. Er nahm keine Rücksicht darauf, daß die Schweden einen Franzosen, den General Bernadotte (25. August 1810) zum Thronfolger ernannt hatten.

Die Fürsten und die Völker Europa's hätten mit Blindheit geschlagen sein und allen Muth verloren haben müssen, wenn sie diese unausgesetzten Rechtsverletzungen und Gewaltthaten ruhig hingenommen hätten. Schweden schloß insgeheim einen Bund mit Rußland. Kaiser Alexander erkannte in der Verjagung des Herzogs von Oldenburg, dessen Sohn er vor Kurzem (1809) seine Schwester zur Frau gegeben hatte, eine persönliche Beleidigung. Der Freiherr von Stein, welcher, nachdem ihn Napoleon aus Preußen vertrieben, in Petersburg freundliche Aufnahme gefunden hatte, gewann das Vertrauen des russischen Kaisers und konnte dem französischen Despoten in Rußland kräftiger, als in Preußen entgegenwirken. In Berlin arbeitete der Freiherr von Hardenberg in demselben Sinne, jedoch mit größerer Vorsicht und Gewandtheit, wie früher Stein. Zwar mußte er, um Preußen nicht dem Untergange preiszugeben (24. Februar 1812) einen Bundesvertrag mit Napoleon abschließen; auch Oesterreich mußte es (14. März 1812) thun; allein es geschah in solcher Weise, daß beide Mächte sich die Verfügung über die dem französischen Kaiser zu stellenden Truppen mit ausgedehnter Machtvollkommenheit vorbehielten. Die geheimen Unterhandlungen mit Rußland wurden fortgesetzt und bereiteten eine Allianz in entgegengesetzter Richtung vor. Napoleon sah durch den dünnen Schleier diplomatischer Redensarten nicht einmal den Grimm der Fürsten und ungeachtet aller Warnungen, welche ihm seine deutschen Lehensfürsten zugehen ließen, noch weniger die zunehmende Erbitterung der Völker. Er entfremdete sich durch seine, keine Nationalität achtende Politik sogar die Polen, das einzige Volk des Ostens, auf dessen kräftige Hülfe er außerdem hätte rechnen können.

Kaiser Alexander erhielt von dem zwischen Frankreich, Preußen und Oesterreich abgeschlossenen Verträgen frühzeitig Kenntniß. Er bereitete sich auf den bevorstehenden Kampf mit Napoleon vor. Die Rathschläge, welche ihm mehrere aus Deutschland vertriebene Staatsmänner und Oberoffiziere, namentlich Stein, Schladen, Pfuel, Klausewitz und der schwedische Freiherr von Armfeld, ertheilten, waren für das russische Cabinet von höchstem Werthe. Alexander erkannte, daß Napoleon keinen Gleichen neben sich in Europa dulden wollte. England's und Schweden's war er gewiß. Es galt nur einen Sieg zu gewinnen, um alle Fürsten und Völker, welche das Joch Napoleon's mit Widerwillen trugen, zu einem unwiderstehlichen Bunde gegen den Despoten Europa's zu vereinigen.

Die bonapartische Herrschsucht erkannte keine anderen Gränzen an, als diejenigen, welche ihr äußere physische Gewalt setzte. Napoleon sprach der Freiheit und der Nationalität der Menschen Hohn. Er griff um sich, so weit er konnte, und unterwarf Franzosen, Italiener, Deutsche, Illyrier, Polen, Schweizer, Holländer, Egypter, Spanier und Portugiesen gleichmäßig seinem Scepter, ohne den freiheitlichen oder auch nur den nationalen Wünschen dieser Völker die geringste Rechnung zu tragen.

So lange Bonaparte nur mit denjenigen Waffen zu kämpfen hatte, welche der Despotismus seiner Feinde ihm entgegensetzte, blieb er meistens Sieger. Allein kurz nach dem Tilsiter Frieden mischten sich nationale und freiheitliche Elemente in den Kampf, anfangs zwar schwach und zagend. Allein von Jahr zu Jahre nahmen sie an Kraft und Bedeutung zu. In Spanien war es nicht das Königthum und der Adel, beide waren gebrochen, auch nicht die hohe Geistlichkeit, denn sie besaß keine Aufopferungsfähigkeit, sondern das Volk, die armen, gedrückten Massen, die Bürger und Bauern, welche den Kampf mit dem Beherrscher fast ganz Europa's aufnahmen. In Deutschland war es zugleich das verletzte National- und Freiheitsgefühl, welches die Franzosen zum Lande hinaus trieb und sie bis Paris verfolgte.

Für eine schlaffe Zeit, wie damals in Europa war, ist nichts wichtiger, als das Beispiel des Heldenmuths und der Aufopferungsfähigkeit. Es findet Bewunderer, aus welchen früher oder später Nacheiferer sich entwickeln. Diese übertreffen häufig die Vorbilder, welche ihnen die erste Anregung zum Kampfe für Freiheit und Recht gaben. In den Jahren 1813 bis 1815 trugen die Thaten von 1808 bis 1812 ihre Früchte. So können wir hoffen, daß auch die Thaten von 1848 und 1849 nicht spurlos vorübergehen werden.

Keine Kraft, wie kein Stoff, geht im Weltall verloren. Sie mag Verbindungen eingehen, welche ihr für eine Zeit nicht erlauben, sich klar und bestimmt zu offenbaren. Allein sie wirkt fort, trotz aller Hemmnisse, welche sie umfangen, und sie tritt von Neuem hervor, sobald die Bande, in die sie geschlagen worden war, schwächer werden. Napoleon wähnte, die Kraft der Revolution gebrochen zu haben. Er fesselte sie nur für die Zeit von anderthalb Jahrzehnten. Nach ihm glaubten die Despoten der heiligen Allianz sie gebändigt zu haben. Sie täuschten sich, gleich Bonaparte. Der Neffe wiederholte in kleinerem Maßstabe das Spiel des Onkels. Er wird, wie sein Vorgänger, der Macht der Idee erliegen. Denn unter allen geistigen Kräften ist diejenige der Idee, wenn auch die langsamste, so doch die unwiderstehlichste. Keine Idee, deren sich einmal die Massen bemächtigt hatten, ist untergegangen. Der Dreieinigkeit der französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche sich in ihren Resultaten durch die Worte: Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle, darstellen läßt, wird die Dreieinigkeit des Christenthums, deren Resultate Himmel, Hölle und Fegefeuer sind, weichen müssen. Alle Kämpfe, welche die Völker Europa's seit dem Jahre 1789 bestanden, waren nur Schritte, welche, wenn auch bisweilen auf Umwegen, in der Richtung nach diesem Ziele gingen.

§ 30 Das Kaiserreich von 1812 bis 1814.

Für die Menschheit ist Niemand gefährlicher, als ein mit großen Talenten ausgestatteter Despot. Scharfsinn, Entschlossenheit, Willenskraft und alle anderen Gaben des Geistes wirken im Dienste der Herrschsucht, des Ehrgeizes und der Habgier eben so verderblich, als im Geleite der Freiheitsliebe, des Rechtsgefühls und der Hochherzigkeit beseeligend. Wäre Napoleon kein so ausgezeichneter Feldherr gewesen, hätte er es nicht so wohl verstanden, Millionen an seinen Siegeswagen zu knüpfen, so wäre den Franzosen

und der ganzen Bevölkerung Europa's einer der finstersten Abschnitte ihrer Geschichte erspart worden. Die seltenen Gaben Napoleon's täuschten nicht blos die Mitwelt, sondern auch einen großen Theil der Nachwelt über dessen sittlichen Gehalt, über dessen wahren Werth.

Die großen Talente Napoleon's bewährten sich übrigens in weit höherem Maße in der Zeit, da er vom Glücke begünstigt wurde, oder vielmehr, da die Welt seine unersättliche Herrschsucht noch nicht genau kannte, und diese ihn noch nicht selbst über das Wechselverhältniß von Ursache und Wirkung verblendet hatte. Diejenige Genialität, welche Napoleon in den Jahren 1796 bis 1807 an den Tagen von Marengo, Ulm, Austerlitz, Jena und Friedland bewährt hatte, bekundete er im russischen Feldzuge und in den Freiheitskriegen von 1813 bis 1815 nicht mehr. In demselben Maße, als das Feld der Operationen sich erweitert, entzieht sich vieles der eigenen Anschauung und der unmittelbaren Einwirkung des Feldherrn, wird derselbe daher abhängiger von dem guten Willen und der Geschicklichkeit seiner Untergebenen. Inmitten dieser war aber im Laufe der Zeit eine Beutegier und Habsucht eingerissen, welche verderblicher wirkte, als die Kälte des Winters von 1812 auf 1813.

Der schlimmste Fehler, welchem sich Napoleon seit dem Jahre 1807 mehr und mehr ergab, bestand aber darin, daß er aus Rücksicht für seine Verwandten und aus Widerwillen gegen jede selbstständige Meinungsäußerung, unfähige Menschen an viele Stellen von höchster Wichtigkeit setzte: Joseph in Spanien, Murat in Neapel, Hieronymus in Westphalen, Champagny an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, konnten so wenig, als Marie Luise, an der Spitze der Regentschaft ihre schwierigen Stellungen mit Erfolg ausfüllen.

Ein großer Staatsmann, ganz abgesehen von den sittlichen Erfordernissen eines solchen, war Napoleon nicht. Er that allen Völkern einen zu lästigen Zwang an, als daß er auf dieselben für den Fall eines Unglücks rechnen konnte. Eine Staatskunst, welche sich nur so lange bewährt, als der Wind günstig weht, allein keinen Sturm bestehen kann, ist viel zu unsicher, um auch nur den Anspruch auf Klugheit erheben zu können.

Der Krieg mit Rußland war allerdings unvermeidlich, vorausgesetzt, daß Napoleon Herr der Welt werden wollte. Doch selbst unter dieser Voraussetzung beging Bonaparte einen großen Fehler, nach dem fernen Osten zu ziehen, während im äußersten Westen ihm noch Spanier, Portugiesen und Engländer so viel zu schaffen machten, während Preußen und Oesterreich, der Natur der Sache nach, nothwendig ihm feindlich gesinnt sein mußten und immerhin Macht genug besaßen, ihm gefährlich zu werden. Der russische Feldzug reizte die Beutegier seiner Generale nicht wie die Kämpfe in den reicheren, fruchtbareren und milderen Ländern des Südens und Westens Europa's, und erfüllte auch seine treuesten Anhänger mit Besorgnissen, wie sie kein anderer Krieg, in welchen sich Napoleon eingelassen, rege gemacht hatte.

Der Kreis der Geschäfte, welchen Napoleon zu überwachen hatte, vergrößerte sich durch diesen Feldzug in einem Maße, daß auch die außerordentliche Arbeitskraft des Kaisers nicht mehr ausreichte. Bei den Vorbereitungen zum Kriege fehlte Bonaparte wesentlich in zwei Punkten: es bestand ein Mißverhältniß zwischen dem mitgeschleppten Material und der Bespannung und es war für die Ernährung von Menschen und Thieren keine ausreichende Fürsorge getroffen. Entweder mußte Napoleon mehr Pferde herbeischaffen, oder weniger Kanonen mitnehmen, entweder mehr Proviantmagazine einrichten, oder weniger Soldaten aufbieten. Die blinden Verehrer Napoleon's wenden ein, für alles dieses habe derselbe nicht blos die erforderlichen Befehle gegeben, sondern auch die entsprechenden Summen angewiesen. Allein das genügt nicht, um sich des Erfolges zu versichern. Es ist nutzlos,

die einzelnen Fehler aufzusuchen, in deren Folge Napoleon's Zug nach dem Osten scheiterte. Alle zusammen waren die nothwendigen Folgen der im Verhältniß zu der Basis Napoleon's zu weit ausgedehnten Operationslinie im geographischen, politischen und moralischen Sinne der Worte.

Von den verschiedenen Völkern, deren Truppen Napoleon mit sich nach Rußland nahm, gingen die wenigsten freudig in den Krieg. Selbst unter den Franzosen folgten viele nur der unabweisbaren Nothwendigkeit. Nicht die Kriegslust, noch weniger Gefühl für Recht und Vaterland, sondern der Machtbefehl des Kaisers setzte sie in Bewegung. Von den Deutschen, welche mitzogen, harrten die Preußen mit Ungeduld des Augenblicks, da sie mit Rußland vereint gegen Napoleon würden kämpfen dürfen. Die Oesterreicher trafen ihre Anstalten so, daß sie auf alle Fälle gefaßt waren, sei es für oder gegen Frankreich das Schwert zu ziehen. Die Rheinbundstruppen zerfielen in zwei Classen, von denen die eine, aller edleren Gefühle bar, als eigentliche Landsknechte in den Krieg zog, die andere sich der Macht der Verhältnisse beugte, allein mit schwerem Herzen an einem Kampfe Theil nahm, welcher im Falle des Sieges für Deutschland, im Falle einer Niederlage für sie selbst verderblich werden mußte. Spanier, Portugiesen, Italiener und Holländer fühlten sich herabgewürdigt, daß sie ihr Blut für den Unterdrücker ihrer Nationalität verspritzen sollten. Die Schweizer waren seit Jahrhunderten gewohnt, ihrem Kriegsherrn zu folgen. Sie beneideten aber doch ihre Brüder, denen es vergönnt war, in wirthlicheren Gegenden, als Rußland, ihren Sold zu verzehren. Die Illyrier vertauschten ungern ihre Berge und ihre Meeresküste gegen die moskowitischen Ebenen und selbst die Polen, welche aufgehört hatten, von Napoleon die Wiederherstellung ihrer Nationalität zu hoffen, zogen trüben Sinnes unter den französischen Fahnen.

Doch Napoleon vermeinte, durch das eiserne Kriegsgesetz alle diese Völker in Unterwürfigkeit und Gehorsam erhalten zu können. Um sich der Preußen zu versichern, ließ er Spandau und Pillau durch französische Truppen besetzen, ließ Berlin und die Festungen Colberg und Graudenz scharf bewachen und ordnete an, daß die Lieferungen für die Armee erst nach beendigtem Feldzuge bezahlt werden sollten. Der österreichischen Truppen glaubte Napoleon sich dadurch zu versichern, daß er sich als deren Befehlshaber den Fürsten Schwarzenberg ausbat. Er hätte keine schlechtere Wahl treffen können. Denn Schwarzenberg war mehr Diplomat, als Soldat. Er war daher ganz der Mann, welcher es verstand, Napoleon zu täuschen, welcher stets den Schein der Dienstbeflissenheit ihm gegenüber annahm und dabei die ihm von Wien zugehenden geheimen Weisungen befolgte.

Das Heer, welches Napoleon nach Rußland führte, betrug wenigstens eine halbe Million, wahrscheinlich über 600,000 Combattanten nebst 176,000 Pferden.

Am 9. Mai reiste Napoleon von Paris ab, am 16. traf er zu Dresden ein, woselbst er Heerschau über die versammelten Fürsten hielt. Die herabwürdigende Stellung, welche diese dort, wie früher in Erfurt einnahmen, konnte nur dazu beitragen, deren Grimm mehr und mehr zu reizen.

Auf der Oberfläche schien alles günstig für Frankreich zu stehen. Fast das ganze Festland Europa's war auf der Seite Napoleon's. Das Bündniß, welches Alexander I. zu Oerebro mit Schweden geschlossen hatte, war noch ein Geheimniß. Der Krieg Rußland's mit der Türkei war noch nicht beendigt. Doch am 28. Mai 1812 wurde zu Bukarest der Frieden unterzeichnet, welcher trotz aller entgegengesetzten Bestrebungen Frankreich's, im Herbste desselben Jahres vom Sultan bestätigt wurde. Die beiden Mächte, welche seit Jahrhunderten die erbittertsten Feinde Rußland's gewesen waren, und welche an diese Macht so viele Provinzen verloren hatten, ergriffen die günstige Gelegenheit nicht, sich

an Rußland zu rächen. Schweden fürchtete mehr von dem entfernten Frankreich, als dem benachbarten Rußland; die Türkei schenkte den Versicherungen Frankreich's keinen Glauben mehr. Es war ein schlimmes Vorzeichen, daß die beiden Mächte, welche früher so oft mit Frankreich im Bunde gewesen waren, in dem entscheidenden Jahre 1812 sich von dieser Macht abwandten. War es zu erwarten, daß die von Napoleon mißhandelten, geplünderten und gedemüthigten Staaten bei ihm aushalten würden, während die alten Bundesgenossen Frankreich's sich von ihm lossagten? Napoleon war viel zu scharfblickend und zu vorsichtig, als daß er nicht auch derartige Gedanken gehegt hätte; allein er vertraute auf sein unermeßliches Heer, sein Glück und den Schrecken, welcher vor seinen Waffen herging. Preußen war von französischen Truppen besetzt und dermaßen geschwächt, daß Napoleon es verachtete, Oesterreich war mit ihm nicht blos durch einen Bundes-, sondern auch durch einen Familien-Vertrag vereinigt. Kaiser Franz war sein Schwiegervater, der Großvater seines am 20. März 1811 geborenen Sohnes, des Erben der väterlichen Reiche und Königs von Rom.

Am 23. Juni setzte das Hauptheer Napoleon's über den Niemen, jenseits dessen das russische Reich begann. Am 28. Juni hielt Napoleon seinen Einzug in Wilna. Am vorhergehenden Tage erst hatte Kaiser Alexander diese Stadt verlassen. Schon beim Beginne des Feldzugs trat Mangel an Lebensmitteln ein. Die Straßen waren unwegsam. Alles, was der Soldat sah, mußte entmuthigend auf ihn wirken. Strömende Regengüsse, gegen welche keine der in anderen Ländern so häufigen Städte und Dörfer Schutz boten, wechselten ab mit einer drückenden Hitze, gegen welche keine Obstbäume Schatten und keine klaren Quellen Labsal boten. Unter den Truppen, welche in den unwirthlichen Gegenden Rußland's nicht nahe zusammengehalten werden konnten, riß frühzeitig Unordnung ein. Bevor die Franzosen Wilna erreicht hatten, waren schon über zehntausend Pferde gefallen, welche nicht ersetzt wurden. Viele Wagen und Kanonen konnten nicht weiter gebracht werden. Es kam daher schon in Wilna Unordnung in das Fuhrwesen und in die Verpflegung der Armee. Napoleon hatte den Feldzug gegen Rußland um einen Monat oder sechs Wochen verspätet. Er verlor von Neuem einen halben Monat der guten Jahreszeit, indem er bis zum 16. Juli in Wilna verweilte. Zwei Monate der guten Jahreszeit blieben auf diese Weise unbenützt. Um zwei Monate früher, als es bei guter Einrichtung der Fall gewesen wäre, trat der russische Winter mit seinen schneebedeckten unermeßlichen Ebenen den Franzosen feindlich entgegen. Er war ein Verbündeter Alexander's I., auf welchen dieser um so größern Werth legte, als der ganze Kriegsplan der Russen darauf berechnet war, den Angriff des Feindes mehr durch die Elemente, als durch Waffengewalt zurückzuschlagen!

Schon in den ersten Tagen August's traten die Folgen der übertriebenen Verwandtenliebe Napoleon's zu dessen Schaden hervor. Der Kaiser hatte seinem Bruder Hieronymus ein sehr bedeutendes Commando anvertraut, dem dieser nicht gewachsen war. Der russische General Bagration war durch das Vorrücken des französischen Heeres fast gänzlich vom Hauptheere abgeschnitten worden. Es wäre ein Leichtes gewesen, die ganze unter dessen Befehle stehende Heeresabtheilung zu umzingeln und aufzureiben. Doch Hieronymus verlor nutzlos mehrere Tage und gewährte Bagration Zeit, über die Beresina und den Dnieper zu setzen und sich (am 3. August) wieder mit dem Hauptheere zu vereinigen. Als Napoleon seinem Bruder zur Strafe für dessen Fehler den Befehlen des Marschalls Davoust unterordnete, verließ Hieronymus im Zorne das Heer und kehrte nach Westphalen zurück.

Das französische Hauptheer rückte unausgesetzt vor. Am 28. Juli langte es in Witepsk, am 17. August in der Nähe von Smolensk an. Allein im Rücken desselben

operirte ein russisches Heer unter Markow und Tormasow, welches (am 27. Juli) bei Kobrin ein sächsisches Corps gefangen nahm. Schwarzenberg schlug zwar (am 11. August) Tormasow bei Gorodeßno, verfolgte aber nicht seinen Sieg, und als (18. September) nachdem der Sultan den Frieden von Bukarest genehmigt hatte, die russische Donau-Armee unter Tschitschakow an dem Kampfe Theil nahm, mußten sich die Oesterreicher und Sachsen an den Bug zurück ziehen. Von dieser Zeit an nahm der rechte Flügel der Invasions-Armee fast keinen Theil mehr am Kriege. Der linke, bei welchem die Preußen standen, richtete eben so wenig, als der rechte der Oesterreicher und Sachsen aus. Macdonald, welcher denselben befehligte, rückte bis Riga vor, belagerte die Stadt, konnte sie aber nicht gewinnen.

Am 17. August kam es bei Smolensk zu einer blutigen Schlacht. Die Russen wichen zurück, allein sie hatten den Franzosen schwere Verluste beigebracht. Nicht weniger als zwanzigtausend Mann blieben von beiden Seiten auf dem Schlachtfelde. Schon zwei Tage nachher schlugen die Russen bei Valutina Gora die Franzosen unter Ney und bewiesen dadurch deutlich, daß ihr Muth und ihre Schlagfertigkeit ungebrochen sei.

Die Frage war jetzt, ob Napoleon weiter vordringen, oder aber sich in Smolensk festsetzen, und von dort aus den Kampf für das nächste Jahr ernstlich vorbereiten sollte. Schwerlich würde das Stillesitzen in Smolensk die Franzosen gerettet haben. Die Entfernung derselben von ihren Magazinen und anderen Hülfsquellen war groß genug, um ihre Verbindungen zu gefährden. Der rechte und linke Flügel der Armee waren von dem Hauptheere schon gänzlich getrennt. Napoleon hatte keine Wahl. Er mußte vorrücken, zumal da Moskau, die eigentliche Hauptstadt des Landes, ihm wohl erreichbar war. Der Fehler, welchen Napoleon machte, lag nicht im Vorrücken auf Moskau, nicht in dieser oder jener strategischen Maßregel, sondern darin, daß er die Widerstandskraft Rußlands zu gering und seine eigenen Angriffsmittel zu hoch schätzte.

Am 24. August rückte das Hauptheer Napoleon's von Smolensk gegen Moskau vor. Die Russen, über welche bisher Barclay de Tolly den Oberbefehl geführt hatte, stellten sich den Franzosen bei Borodino, fünf Tagemärsche vor Moskau, entgegen. Der fünf und siebzigjährige Kutusow hatte am 29. August an Barcly's Stelle den Oberbefehl übernommen. Der Wechsel bedeutete, daß die Russen eine entscheidende Schlacht wagen wollten. Diese fand am 6. und 7. September statt. Sie wird uns als die blutigste geschildert, welche im Laufe vieler Jahrhunderte geschlagen wurde. Am ersten Tage blieb der Sieg ungewiß. Die Russen wichen erst am zweiten Tage, nachdem sie vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne tapfer gekämpft hatten, zurück. Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten sehr groß. Die Russen verloren fünfzigtausend, die Franzosen dreißigtausend Mann. Die Russen zogen in guter Ordnung auf Moskau zurück, durch die Stadt hindurch, und lagerten sich auf der Straße nach Kaluga, am Ufer der Oka. Schon am 14. September rückte Mürat mit der Vorhut der Franzosen in Moskau ein. Als er die Russen verfolgte, wurde er (am 18. September) bei Winkowo mit Verlust zurückgeschlagen. Am 15. September hielt Napoleon mit dem Hauptheere seinen Einzug in der alten Hauptstadt der Czaren. Dort empfingen ihn nicht, wie früher zu Wien und Berlin, die Väter der Stadt, um ihm deren Schlüssel anzubieten. Es strömten ihm keine neugierigen Menschenmassen entgegen. Er ahnte nicht, daß, nachdem die Russen früher die kleinen Städte auf seinem Wege, Valutina, Dorogobusch, Wiasma und Gzatsk (am 19., 20., 29. August und 1. September) angezündet hatten, sie auch ihre Hauptstadt lieber den Flammen, als den Feinden überlassen würden. Schon am Tage des Einzuges der Franzosen brach an mehreren Punkten der Stadt Feuer aus. Alle

Spritzen waren fortgebracht worden. Doch wäre es nicht schwer gewesen, dem Feuer durch Niederreißen der gefährdeten Stadttheile und strenge Wachsamkeit Einhalt zu thun. Allein niemand ahnte den Vertheidigungsplan der Russen. Das Feuer griff um sich. Schon am 16. September mußte Napoleon seine Wohnung im Kremel mit einem vor der Stadt gelegenen Lustschlosse vertauschen. Niemand wehrte in planmäßiger und den vorhandenen Kräftemaaße entsprechender Weise den Flammen. Die ganze Armee war nur darauf bedacht, die Gelegenheit des Brandes zum Beutemachen zu benutzen. Derjenige Zweck, welchen die Russen im Auge hatten, als sie ihre Hauptstadt anzündeten, wurde nicht erreicht. Die Franzosen wurden des Obdaches nicht beraubt. Denn wenn auch viertausend fünfhundert hölzerne und zweitausend vierundsiebenzig steinerne Häuser in Schutt verwandelt waren, als (am 20. September) das Feuer erlosch, waren doch Häuser genug übrig geblieben, um dem ganzen französischen Heere geräumige Unterkunft zu bieten. Auch wäre es nicht schwer gewesen, die zur Kleidung und Ernährung des Heeres erforderlichen Stoffe herbei zu schaffen, wenn die Soldaten in ähnlicher Weise, wie zu Hause, Ordnung gehalten hätten. Allein die Zuchtlosigkeit der Gemeinen und die Kopflosigkeit der Generale, ohne welche der Brand niemals in dem Maße hätte um sich greifen können, nahm, während die Flammen wütheten, immer zu. Die Habgier, welche mitten im Feuermeere nur darauf bedacht gewesen war, Beute zu machen, hatte nachher kein anderes Streben, als diese zu sichern. Die Fähigkeit, von den vorhandenen Mitteln einen umsichtigen Gebrauch zu machen, war dem Heere abhanden gekommen. Hierin allein, und nicht in der Winterkälte, erkennen wir die eigentliche Ursache des Unterganges des französischen Heeres.

Es galt jetzt, einen raschen Entschluß zu fassen. Entweder mußte Napoleon seine ganze Kraft darauf verwenden, die Ueberwinterung des Heeres in Moskau, oder dessen Rückzug nach Polen sicher zu stellen. In beiden Fällen war es unumgänglich nothwendig, dem Marodiren, dem sich die Truppen ergeben hatten, ein Ende zu machen. Napoleon erwartete aber alles von Friedensunterhandlungen. Kaiser Alexander beantwortete gar nicht die zwei Schreiben, welche Napoleon von Moskau an ihn richtete. Die Russen ließen Napoleon vorsätzlich im Zweifel über ihre Absichten. Der Brand Moskau's hätte ihm diese deutlich genug zu erkennen geben sollen. Im Anfange Octobers sah Napoleon die Nothwendigkeit eines Rückzugs ein. Dieser begann jedoch erst am 18. October. Der Gouverneur von Moskau, Mortier, räumte die Stadt erst am 23sten. Der Anfang des Rückzugs wurde mit der Absendung des Gepäckes gemacht. Napoleon hätte besser gethan, den größten Theil desselben in Moskau zurück zu lassen. Er hätte die Pferde besser für seine Reiterei als für seine Fahrnisse gebrauchen können. Doch das duldete die Habgier nicht. Menschen und Güter gingen zu Grunde, weil die ersteren sich von den letzteren nicht trennen wollten.

Im Laufe des Feldzugs hatte das französische Heer furchtbare Verluste erlitten. Der rechte Flügel desselben war in das Herzogthum Warschau zurückgetrieben worden. Am Tage, an welchem Napoleon Moskau verließ (19. October), erlitt der linke Flügel unter Gouvion St. Cyr bei Polotzk empfindliche Verluste. Am 21. mußte er seinen Rückzug antreten.

Das Hauptheer unter Napoleon's persönlichem Befehle war in demselben Maße zu reich an Gepäcke, als zu arm an Pferden. Die unendliche Wagenreihe erschwerte alle Bewegungen des Heeres. Dasselbe Mißverhältniß zwischen Gepäcke und der bewegenden Kraft, welche das ganze Heer lähmte, trat auch bei jedem einzelnen Theile desselben, bei jeder Division, bei jeder Brigade, bei jeder Batterie, bei jedem einzelnen Gefährte zu Tage.

Die Pferde brachen unter der ihnen zugemutheten Last täglich hundertweise zusammen. Kanonen und Gepäckwagen blieben stecken, erschwerten das Fortkommen von Menschen und Thieren und brachten Unordnung in die Reihen. Bei einem Rückzuge ist keine Waffengattung nothwendiger, als die leichte Reiterei. Statt für diese wurden die vorhandenen Pferde für das schwere Gepäcke verwendet, welches dessen ungeachtet früher oder später aufgegeben werden mußte, nachdem die erschöpften Thiere, die es fortschaffen sollten, gefallen waren.

Die eintretende Kälte erhöhte zwar die Leiden des auf dem Rückzuge begriffenen Heeres, allein daß auf den Herbst der Winter folgt, daß dieser in Rußland früh einzutreten und hart zu sein pflegt, wußte jedermann. Die Hitze des Sommers, die Regen des Herbstes wären einem so übel berathenen Heere eben so verderblich geworden, als die Kälte des Winters. Die Elemente machten sich beiden Heeren, dem russischen nicht minder, als dem französischen fühlbar.

Es ist eine große Schwäche französischer Schriftsteller, alle Niederlagen ihrer Nation außerordentlichen, nicht vorher zu sehenden Ereignissen beizumessen. Nicht der Himmel, sondern die oben angegebenen Fehler haben das französische Heer in Rußland seinem Untergange entgegen geführt. Ja, es läßt sich mit großer Bestimmtheit behaupten, daß die Winterkälte, welche dem russischen Heere nicht minder entgegen war, als dem französischen, und folgeweise dessen Bewegungen hemmte und erschwerte, nur die Art und Weise des Untergangs des französischen Heeres veränderte, keineswegs aber dessen Ursache war.

Als Napoleon Moskau räumte, zählte sein Heer nur noch hundert und zwanzigtausend Mann und diese befanden sich in einem halb aufgelösten Zustande, weil jede einzelne Heeresabtheilung übermäßig zusammen geschmolzen war. Eine Brigade von vier bis fünftausend Mann besitzt eine weit größere Kraft, als eine Division, oder gar ein Armee-Corps von gleicher Stärke. Das vierte Armee-Corps z. B., welches von Glogau in einer Stärke von fünfzigtausend Mann ausgerückt war, zählte schon bei seiner Ankunft in Moskau nur noch zwei und zwanzigtausend Mann. In ähnlicher Weise hatten fast alle Armeecorps gelitten. Ein derartiges Zusammenschmelzen einer Heeres-Abtheilung hat eine Desorganisation desselben zur nothwendigen Folge, ganz abgesehen davon, daß der täglich sich aufdrängende Anblick der Abnahme des Heeres entmuthigend auf den Soldaten wirkt.

Die Russen umschwärmten die Franzosen von allen Seiten, und wenn sie auch bei den meisten Treffen schwere Verluste erlitten, so wirkten diese doch nicht so verderblich auf ihre, als die französischen Reihen. Jede Schlacht hielt den Rückzug des französischen Heeres auf und gab den Russen Zeit, sich zu sammeln. Schon vor Eintreten der Winterkälte befand sich das französische Heer in einer durchaus verzweifelten Lage. Es fehlte an Allem: an Nahrung für Menschen und Thiere, an Kleidung, an Mitteln zur Fortschaffung und Verpflegung der Verwundeten. Im Laufe des Tages erlagen Menschen und Thiere der Anstrengung des Marsches, des Nachts fehlte ihnen das Obdach. Bei Tag und bei Nacht war das Heer in beständiger Unruhe, weil es immer eines Angriffs von Seiten der Russen gewärtig sein mußte.

Schon am 24. October zwangen die Russen bei Malo-Jaroslawetz die Franzosen zu einem Treffen. Zwar verloren die Angreifer achttausend, die Angegriffenen nur sechstausend Mann, allein die Russen konnten ihre Verluste weit leichter ertragen und ersetzen. Sie konnten ihre Verwundeten ohne großen Schaden zurück lassen. Jeder verwundete Franzose dagegen, welcher zurückblieb, fiel entweder dem Tode oder der Gefangenschaft anheim.

Am 7. November, als die Franzosen zwischen Wiasma und Smolensk dahinzogen, fing die Kälte an, zu wüthen. Sie stieg an diesem Tage auf siebenzehn Grad Reaumur. Die nicht geschärften Pferde stürzten zu Tausenden auf dem Glatteise. Die ermüdeten und schlecht beschuhten Infanteristen rieben sich ihre Füße auf dem holprigen und harten Boden wund und erfroren dieselben. Da das Commissariat für die Bedürfnisse des Heeres nicht sorgte, versah jeder Einzelne dessen Dienst auf eigene Faust. Die Reihen lösten sich auf. Tausende blieben da und dort zurück nnd gingen dem Heere verloren. Nur die Garde, für welche besser gesorgt wurde, bewahrte militärische Ordnung. Bevor noch die Kälte eingetreten war, ehe das Heer nur Wiasma erreicht hatte, mußte man die Moskauer Beute nebst unzähligen Wagen und Kanonen zurücklassen (4. Nov.). Man warf sie in einen See und sprengte die Munitionskarren in die Luft. Die Pferde mußten die Armee ernähren. Bald ging auch dieses Nahrungsmittel aus. Fünf Tage später (9. November) mußte Ney seinen ganzen Troß, all sein Gepäcke, und mehr als achtzig Kanonen den Kosacken überlassen. Sein Armeecorps zählte damals kaum sechstausend waffenfähige Leute.

Auf Smolensk hatten die ermüdeten, frierenden und ausgehungerten Truppen gehofft. Dort versammelte sich der Rest des Heeres. Dieses war im Laufe von weniger als drei Wochen auf ein Drittheil zusammengeschmolzen. Die Reiterei zählte nur noch dreitausend Mann; sieben und dreißigtausend stark war sie über den Niemen gezogen. Zweihundert und fünfzig Kanonen schleppte das Heer noch mit sich. Es wäre besser gewesen, die größere Hälfte derselben zurück zu lassen bei den siebentausend Verwundeten, welche man nicht mitnehmen konnte.

Am 13. November brach Napoleon mit dem Heere von Smolensk wieder auf. Hätte Kutusow eine Schlacht wagen wollen, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, die Franzosen damals schon zu vernichten. Doch er wollte seine Truppen keinen Gefahren bloßstellen. Hunger und Kälte kämpften für ihn gegen den Feind. Als das französische Heer von Orscha nach der Beresina zog, hatte es wieder ein Viertheil seit Smolensk verloren. Es zählte nur noch dreißigtausend Bewaffnete; aber sechzigtausend Wehrlose und Kranke zogen demselben nach. Hatte man früher über Kälte geklagt, so bereitete jetzt das eintretende Thauwetter den Franzosen große Beschwerden. Menschen, Thiere und Wägen versanken in den Sümpfen der Beresina.

Hier, an der schrecklichsten Stelle des französischen Rückzuges, wurde es anschaulich, daß die Kälte nicht der schlimmste Feind der Franzosen war, daß diese vielmehr bei Thauwetter ebensowenig, als bei eisiger Kälte vermochten, sich der furchtbaren Lage, in welche sie gerathen waren, zu entziehen.

Zwei Brücken, die eine für die Fußgänger, die andere für Wagen und Pferde, waren bei Studianka über die Beresina geschlagen worden. Am 26. November begann der Uebergang. Denselben sollten auf dem rechten Ufer Oudinot und Dombrowsky, auf dem linken Victor decken. Der Uebergang dauerte vier Tage lang. Am 26. setzten Dombrowsky und Oudinot, an den folgenden der Rest des Heeres über. Unglücklicherweise, oder vielmehr aus Mangel an Vorsicht und Ordnung, brach eine der Brücken zusammen. In der Nacht vom 27. auf den 28. November trat wieder strenge Kälte ein. Alle Ordnung hörte auf. Es war kein Marsch, sondern ein Drängen auf Tod und Leben. Wer fiel, wurde zertreten, bevor er sich wieder erheben konnte. Hunderte stürzten zu beiden Seiten der engen Brücke in den Fluß, aus dem sie nicht wieder auftauchten. In den wirren Knäuel von Menschen, Thieren und Wägen fielen die Kanonenkugeln der Russen. Falls diese richtig operirt hätten, wäre kein Franzose über die Beresina zurück gekommen. Den Höhepunkt erreichte die Schrecknis am 29. November, nachdem in der vorhergehenden

Nacht Victor mit der Nachhut über die Brücke gesetzt war. Der Troß, die Schwächsten und die Ermattetsten waren zurückgeblieben. Die Kanonenkugeln und das Gedränge schreckten sie von der Brücke ab. Die Lanzenspitzen der Kosacken trieben sie vorwärts. Nicht mehr als achttausend vierhundert Waffenfähige kamen über die Beresina zurück. Auch unter diesen griff Unordnung und Zuchtlosigkeit mehr und mehr um sich. Diese theilte sich sogar den frischen Truppen mit, welche vom Herzogthum Warschau und von Wilna aus den Franzosen entgegen geschickt wurden. Bis gegen Ende Novembers täuschte Napoleon ganz West-Europa durch lügenhafte Berichte. Am 3. December endlich theilte er der Welt einen Theil der Wahrheit mit, über die eigentlichen Ursachen des Unglücks warf er aber einen dichten Schleier, indem er dasselbe ausschließlich der Kälte zuschrieb, ungeachtet gerade die furchtbaren Tage des Uebergangs über die Beresina keineswegs besonders kalt gewesen waren.

Am 4. December ließ Napoleon die Trümmer der s. g. großen Armee hinter sich und eilte, blos von Caulaincourt, Düroc und Mouton begleitet, über Wilna, Warschau und Dresden nach Paris, woselbst er am 19. December eintraf. Statt dem tüchtigsten seiner Marschälle den Oberbefehl über das Heer, von dem er sich trennte, anzuvertrauen, ertheilte er denselben seinem Schwager Mürat und unter diesem dem Marschall Berthier, von denen keiner der schwierigen Lage gewachsen war. Am 14. December war das Heer unter Mürat auf tausend Mann mit neun Kanonen zusammengeschmolzen. Schon am 16. Januar 1813 überließ auch Mürat das Heer seinem Schicksale. Er eilte nach Neapel.

Ein tüchtiger Feldherr hätte noch vieles retten können. Dreißig- bis vierzigtausend Mann kehrten in verschiedenen Abtheilungen über den Niemen nach Preußen zurück. Da sie aber keine ordnende Hand zusammenhielt, zerstreuten sie sich nach allen Seiten hin und gingen Napoleon verloren.

Zu spät hatte dieser zu Moskau an den Rückzug gedacht, zu spät hatte er denselben begonnen, zu spät sich des überflüssigen Gepäckes entledigt. Diese Verspätungen allein hatten die Winterkälte dem Heere verderblich gemacht. Die Aufgabe eines Feldherrn besteht nicht blos darin, Schlachten zu gewinnen, sondern auch, unnütze Verluste zu vermeiden. Doch Napoleon liebte die Menschen zu wenig und seinen Ruhm zu sehr. Er hatte die Habgier seiner Söldner selbst künstlich genährt. Die Folgen derselben traten auf dem Rückzuge von Moskau in haarsträubender Weise zu Tage. Nicht der Brand von Moskau und nicht die Winterkälte rieben das französische Heer in Rußland auf, sondern die Fehler Napoleon's in Verbindung mit der Habgier seiner Diener. Auf dem Rückzuge von Moskau zeigte es sich, daß die Kraft des französischen Heeres mehr in der Form, als in dem Wesen bestand. Ein Heer, welches eine gewisse sittliche Kraft besessen, hätte sich nicht mit dem Raube Moskau's überladen und hätte nicht so frühe alle Bande der Zucht und der Ordnung zerrissen. Nur der militärische Gehorsam, nicht Vaterlandsliebe und Rechtsgefühl hielt die Söldner Napoleon's in den Schranken der Ordnung. Diese zerfiel, sobald die Soldaten merkten, daß ihre Führer die Macht verloren hatten, Gehorsam zu erzwingen.

Ganz ähnliche Erscheinungen, wie im französischen Heere, traten auch im Schooße der Bevölkerung von Paris zu Tage. Wenig fehlte, so wäre der Thron Napoleon's schon am Tage zertrümmert worden, an welchem die Nachhut seines Heeres aus Moskau zog.

In der Nacht vom 22. auf den 23. October machte der General Malet, welcher seit dem Jahre 1809 in einer Irrenanstalt festgehalten wurde, mit einigen wenigen republi-

kanischen Gesinnungsgenossen den Versuch, Napoleon zu stürzen. Er ritt in Generals-Uniform mit einem Corporal der Municipal-Garde, Namens Ratheau, in die Caserne einer Cohorte der Nationalgarde, und ließ dort einige gefälschte Proklamationen und Decrete des Senats verlesen, welche der Nation den Tod Napoleon's ankündigten, die Ausschließung seiner Familie vom Thron und verschiedene Absetzungen und Ernennungen aussprachen. Die Cohorte, an blinden Gehorsam gewöhnt und unfähig, die Urkunden selbstständig zu prüfen, folgte den Befehlen Malet's. Ein gleiches that der Oberst eines Infanterie-Regiments der Pariser Garde, Rabbe. Der Polizei-Minister Savary und der Polizeipräfekt Pasquier wurden verhaftet. Der Präfekt des Seine-Departements, Frochot, ließ im Stadthause alles für die Sitzungen der angeblichen provisorischen Regierung herrichten. Wäre nicht Malet zufälligerweise auf dem Vendome-Platze erkannt worden, so hätte der Abfall von Napoleon noch weiter um sich gegriffen. Einige Uniformen und gefälschte Decrete hatten genügt, in der Kaserne und im Stadthause die Ausschließung der Familie Bonaparte vom Throne und die Einsetzung einer provisorischen Regierung durchzusetzen und der Herrschaft Napoleon's ein Ende zu machen. So wenig Selbstthätigkeit bekundeten die Leute, denen es oblag, den Kaiserthron Napoleon's zu stützen. Es war dieses ein Vorspiel der Scenen der ersten Tage Aprils 1814. Doch im October 1812 hatte die Stunde Napoleon's noch nicht geschlagen. Malet wurde mit zwölf in das Complott verwickelten Personen hingerichtet. So endigte diese Verschwörung, ohne erhebliche Folgen nach sich zu ziehen. Allein sie bewies, wie schwach die Grundlagen der Bonaparte'schen Herrschaft damals schon geworden waren.

Napoleon, welcher im Unglücke, wie im Glücke, den Egoismus, mit dem er geboren war, nicht verleugnete, wurde durch die Verschwörung Malet's unangenehmer berührt, als durch den Verlust des Heeres, welches er in die russischen Steppen geführt und dort dem Untergange preisgegeben hatte. Er glaubte mit leichter Mühe ein zweites, zahlreicheres Heer zusammenbringen zu können. Von seinen Marschällen und Obergeneralen hatten sich die meisten gerettet. Die Gemeinen, Subaltern- und Stabs-Officiere schlug er nicht hoch an. Sie ließen sich schnell ersetzen. Allein weit schwerer war es, so glaubte er, den Eindruck zu verwischen, welchen die gefälschten Senatsbeschlüsse auf die öffentliche Meinung gemacht hatten. Wenn gefälschte Urkunden hinreichten, den Gehorsam seiner Untergebenen wankend zu machen, mußten ächte Senatsdecrete ihm sehr gefährlich sein.

Der Zeitpunkt der Selbstbeschränkung war für Napoleon gekommen. Hätte er denselben erkannt, so wäre für ihn nicht alles verloren gewesen. Doch gleich dem leidenschaftlichen Hazardspieler hegte er, wenn er Verluste erlitt, nicht Gedanken der Mäßigung, sondern nur Gefühle verdoppelter Heftigkeit. Zu spät, wie seinen militärischen, trat er den durch die Umstände gebotenen politischen Rückzug an.

Mit geringen Opfern hätte Napoleon damals Preußen versöhnen und Oesterreich fest mit sich verbinden, ja sogar dadurch ein neues zahlreiches Heer sammeln können. Er brauchte nur seine Truppen aus den von ihm besetzten fernen Ländern, aus Polen, Preußen und Illyrien zu ziehen, um im Osten, Ferdinand VII. frei zu geben, um im Westen sich zu sichern. Aus Spanien konnte er ein zweites Heer von mehr als gleicher Größe ziehen. Seine Nachbarn hätten nie gewagt, ihn anzugreifen, wenn er seine entfernteren Gegner besänftigt hätte. Doch Napoleon's Spiel war immer gewesen, die Bank zu sprengen. Es war ihm zu oft gelungen, als daß er an seinem Glücke hätte zweifeln können.

Napoleon mochte mit vollem Rechte die deutschen Fürsten verachten. Er mochte überzeugt sein, daß diese ihm weder auf dem Felde des Krieges, noch der Unterhandlung gewachsen

seien. Allein die deutsche Nation war nicht identisch mit ihren Fürsten. Das sollte Napoleon bald zu seinem Schaden erfahren.

Die alte Reichsverfassung war zusammengebrochen. Die Nation verlor nicht viel an ihr. Allein nachdem das letzte Band zerrissen war, welches sie wenigstens dem Scheine nach zusammengehalten hatte, fühlten alle patriotischen Männer und Frauen Deutschland's, daß irgend etwas geschehen müsse, wenn das deutsche Volk seine Selbständigkeit bewahren wolle. So verschiedenartig auch die Ansichten und Wünsche in Betreff der Neugestaltung Deutschland's, waren sie doch gleichmäßig darauf gerichtet, daß das französische Joch gebrochen werden müsse. In diesem Gedanken vereinigten sich Staatsmänner und Officiere, Adel und Bürger, und gerade diejenigen, auf welche Napoleon seinen bittersten Haß geworfen und welche er in die Verbannung nach Rußland getrieben hatte, waren seit dem Beginne des Krieges zwischen Napoleon und Alexander in der Lage, die erste Anregung zur Erhebung des deutschen Volkes gegen die französische Zwingherrschaft zu geben. An der Spitze dieser patriotisch gesinnten Männer stand der Freiherr von Stein, welcher das volle Vertrauen des russischen Kaisers und der Gesinnungsgenossen in Deutschland besaß. Mit ihm vereint wirkten mehrere preußische Stabsoffiziere, welche im russischen Heere Dienste genommen, allein ihre deutschen Gesinnungen bewahrt hatten. Der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen besaß weder Einsicht, noch Selbstgefühl, noch Muth genug, sich an die Spitze einer patriotischen Bewegung zu stellen. In der Mitte zwischen ihm und den strebenden Männern Deutschland's stand der preußische Staatskanzler Hardenberg, welcher mit Stein und dessen Genossen in Verbindung stand und Gewandtheit genug besaß, dem französischen Gesandten St. Marsan und dem in Preußen commandirenden Marschall Augereau seine tiefer liegenden Absichten vollständig zu verbergen. Auch seinem Könige theilte er von denselben nicht mehr mit, als dieser zu fassen vermochte; und das war sehr wenig. Schon während der Belagerung von Riga waren die preußischen Offiziere im russischen Heere, namentlich Clausewitz, mit dem Befehlshaber der preußischen Hülfsarmee in Verkehr getreten. Dieser erleichterte eine Verständigung, als das französische Heer sich beim Rückzuge von Moskau aufgelöst hatte. Die preußischen Generale York und Massenbach waren keine niedrigen Schergen der Gewalt. Sie bewahrten unter dem Waffenrocke ein patriotisches Herz. Sie kannten höhere Pflichten, als diejenigen des blinden Gehorsams. Sie waren übrigens klug genug, auch diese nicht offen zu verletzen. Am 30. December 1812 schloß York zu Poscherung bei Tauroggen mit Diebitsch, dem Unterbefehlshaber des russischen Generals Wittgenstein, einen Vertrag, demzufolge die preußischen Truppen in einem bestimmten Bezirke Ostpreußen's unangefochten stehen bleiben sollten. Falls der König die getroffene Uebereinkunft nicht bestätigen würde, sollten die Truppen zwei Monate lang am Kampfe keinen Theil nehmen, mittlerweile aber sich rekrutiren und neu organisiren dürfen. Zu diesem Behufe sollten die Russen die preußischen Nachzügler und Gefangenen ausliefern. Am Tage nach dem Abschlusse dieses Vertrages sagten sich York und Massenbach von dem Marschall Macdonald los, welcher nicht stark genug war, dieses zu verhindern, vielmehr die sechs- bis siebentausend Franzosen, welche ihm übrig geblieben waren, weiter dem Westen zu nach Königsberg führte.

Friedrich Wilhelm, welcher damals noch nicht daran dachte, mit Frankreich zu brechen, war nur bemüht, den französischen Gesandten zu besänftigen. Er sprach die Absetzung York's aus und ordnete in allem Ernste an, derselbe solle vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Hardenberg, welcher weiter sah und die Verhältnisse richtiger würdigte, spielte seine doppelte Rolle vortrefflich. York blieb an der Spitze seines Heeres, vermehrte dasselbe unausgesetzt und übernahm (Februar 1813) von den Russen die Festung Pillau,

welche die Franzosen durch Capitulation hatten räumen müssen. Der Freiherr von Stein, welchen Kaiser Alexander an die Spitze einer im Namen des preußischen Königs zu führenden Verwaltung gestellt hatte, berief in Königsberg einen preußischen Landtag, welcher die Errichtung einer aus dreißigtausend Mann bestehenden Landwehr beschloß.

Hardenberg unterhandelte mittlerweile zu gleicher Zeit mit Frankreich und Rußland, entzog den König den französischen Einflüssen, indem er diesen bestimmte, nach Breslau abzureisen, umgab dort den König mit patriotisch gesinnten Männern, wie Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, und brachte es endlich dahin, daß Friedrich Wilhelm dem längst vorbereiteten Beschlusse, das französische Joch abzuwerfen, beitrat. Der König rief (3. Februar 1813) alle Preußen vom 17. bis zum 24. Lebensjahre zu den Waffen, hob (9. Februar) alle Befreiungen vom Kriegsdienste auf und gestattete die Bildung von Freicorps. Mit Rußland schloß Preußen einen Bundesvertrag (27. und 28. Februar). York's Verfahren wurde nun (11. März 1813) vom Könige öffentlich gut geheißen und kurz darauf (27. März) der Krieg an Frankreich erklärt.

Der Wendepunkt für die Angelegenheiten Europa's war gekommen. Der Kampf, welcher seit mehr als zwanzig Jahren diesen Welttheil mit Blut gedüngt und mit Brandstätten übersäet, hatte begonnen als ein Krieg der Fürsten gegen das französische Volk, als ein Kampf monarchischen Uebermuthes gegen die Freiheitsbestrebungen der französischen Nation. Das Blatt hatte sich jetzt gewendet. Die Uebereinkunft, welche am 19. März zwischen Rußland und Preußen abgeschlossen wurde, bezeichnete als Zweck des Bundes die Befreiung der deutschen Nation von der französischen Herrschaft und als Mittel zu diesem Zwecke den Aufruf an die Völker, ohne deren Hülfe die Befreiung Deutschland's nicht möglich war.

Freiheit war also die Loosung des Kampfes wider Frankreich. Auf der einen Seite standen die schwer gedrückten, ihrer heiligsten Rechte beraubten Völker, auf der anderen der Despot, welcher das Joch auf dem Nacken Europa's festhalten wollte. Was Oesterreich im Jahre 1809 umsonst versucht hatte, führte Preußen vier Jahre später glorreich durch. Wer nur für Zahlen und Körper Sinn hat, mag immerhin die Massen, welche Rußland, und später Oesterreich in den Kampf führte, höher achten, als die Begeisterung, welche Preußen entzündete. Der tiefer blickende Geschichtsforscher, welcher die Ursachen höher anschlägt, als die Wirkungen und die Kraft mehr schätzt, als die Materie, auf welche sie wirkt, wird anders urtheilen. Preußen hauchte übrigens nicht blos Begeisterung den schlaffen Gemüthern ein, es begnügte sich nicht damit, allen Völkern der Erde das Banner der Freiheit voranzutragen, es leistete überdies einen Beitrag zu den vereinigten Heeren, welcher schwerer in die Waage der Geschicke fiel, als derjenige jeder anderen Macht Europa's. Es gab das Beispiel der Aufopferungsfähigkeit und des Heldenmuthes. Im Augenblicke, da der Feind noch mitten in seinem Lande stand und mehrere seiner Festungen besetzt hielt, wagte es den Kampf und erklärte denselben von vornherein für die Sache der gesammten deutschen Nation, nicht blos Preußen's. In dem Aufrufe, welchen der König von Preußen am 17. März erließ, versprach er „allen Ständen die Freiheit und das Recht, in Staatsangelegenheiten eine Stimme zu haben," — als Preis des Sieges. Die anfänglich blos für die Provinz Preußen eingerichtete Landwehr wurde über das ganze Reich ausgedehnt. Viel zaghafter und unentschlossener, als Friedrich Wilhelm, erwies sich Franz I. Am 21. December 1812 hatte Schwarzenberg mit dem russischen Bevollmächtigten Anstett mündlich einen Waffenstillstand abgeschlossen. Ende Januar's hatte er den Russen Warschau übergeben und seine Truppen nach Krakau geführt. Allein nachdem Preußen längst

den Krieg an Frankreich erklärt hatte, pflog Oesterreich noch lange Zeit freundschaftliche Unterhandlungen mit Napoleon.

Während Oesterreich bis zum Spätsommer 1813 eine zweideutige Stellung behauptete, warf Preußen die Scheide weg und bereitete sich vor zum Kampf auf Tod und Leben. Die Begeisterung, welche auf seine Anregung Jung und Alt, Männer und Frauen aller Stände ergriff, bezeichnet eines der schönsten Blätter in der Geschichte Deutschland's, und bietet uns die Bürgschaft dafür, daß unser Volk auch heute noch im Stande sein werde, jedes Joch unwürdiger Knechtschaft zu zertrümmern.

Napoleon rüstete neue Heere. Einhundert und zwanzigtausend Conscribirte für das Jahr 1813, hunderttausend Mann von der Conscription der vier vorhergehenden Jahre, hunderttausend Mann Nationalgarde und hundertfünfzigtausend Dienstpflichtige für das Jahr 1814, weitere neunzigtausend Conscribirte für 1814 und achtzigtausend Mann aus dem ersten Banne der Nationalgarde, also zusammen sechsmalhundertvierzigtausend Mann genügten dem Despoten noch nicht, um seine gefährdeten Eroberungen zu sichern. Zehntausend junge Leute der reichsten Familien Frankreich's mußten auf eigene Kosten ein Reitercorps bilden, welches Napoleon Ehrengarde nannte. In Polen hatte Eugen Beauharnais fünfzigtausend Mann alter Soldaten unter den Fahnen. Sechsunddreißigtausend Franzosen waren in preußischen und polnischen Festungen vertheilt. Die Polen unter Poniatowsky standen zu Napoleon's Diensten. In Magdeburg, Mainz und Osnabrück waren neue Heeresabtheilungen organisirt worden. Die Fürsten des Rheinbundes hielten noch immer an ihrem Schutzherrn fest und rüsteten für ihn neue Söldnerschaaren aus.

Die Reste der s. g. großen Armee unter Eugen hatten sich (12. Februar 1813) aus Polen zurückgezogen. Sie waren nach Berlin und von dort (3. März) mit Augereau nach der Elbe gerückt, hinter welcher sie sich aufstellten.

Die zweideutige Haltung des Königs von Sachsen erschwerte den Preußen und Russen die Kriegführung. Hamburg öffnete (18. März) dem russischen Generale Tettenborn die Thore. Im Oldenburgischen und Lüneburgischen erhob sich das Volk wider die Franzosen. Russen unter Wittgenstein und Preußen unter York rückten bis zur Elbe vor und brachten dem Vicekönige Eugen (5. April 1813) bei Möckern bedeutende Verluste bei. Die Festungen Czenstochau, Thorn und Spandau wurden von den Franzosen durch Capitulation geräumt (25. März, 17. und 25. April).

Durch diese Erfolge ermuthigt, sagten sich zuerst die beiden Herzoge von Mecklenburg und dann (Mitte April) der Herzog von Anhalt-Dessau vom Rheinbunde los und führten ihre Truppen den Verbündeten zu.

Mittlerweile war Napoleon mit neuen Heeresmassen in Deutschland eingerückt. Wittgenstein hatte den Oberbefehl über das verbündete Heer erhalten. Am 2. Mai 1813 kam es zur Schlacht. Die Franzosen benennen diese nach dem Städtchen Lützen, die Deutschen nach dem Dorfe Groß-Görschen. Der Kampf war blutig. Die Franzosen verloren fünfzehntausend, die Preußen zehntausend, die Russen zweitausend Mann. Da aber die Verbündeten es für klug hielten, sich vom Schlachtfelde zurück zu ziehen, rühmte sich Napoleon eines Sieges. Dieser war jedenfalls schwer erkauft und gab den Franzosen eine Probe preußischer Tapferkeit, wie sie dieselbe seit den Tagen des siebenjährigen Krieges und auch wohl damals nicht erlebt hatten.

Napoleon rückte nach Dresden vor, schüchterte den schwachen König von Sachsen ein und knüpfte denselben mit festen Banden an seinen Kriegs-, nicht Sieges-Wagen.

Noch immer schwankte Oesterreich, welches damals leichter, als später, den Ausschlag hätte geben können. Eine zweite blutige Schlacht mit ähnlichem Ende, wie diejenige von

Groß-Görschen, wurde am 20. und 21. Mai bei Bautzen und Wurschen geschlagen. Die Franzosen drangen (27. Mai) bis Liegnitz, am 1. Juni bis Breslau vor.

Während Oesterreich schwankte, hatte sich Dänemark mit Frankreich vereinigt. Dänische Truppen waren (31. Mai) in Hamburg, (3. Juni) in Lübeck eingerückt. Beide Städte mußten ihre patriotischen Gesinnungen schwer büßen.

Kurz darauf (5. Juni) schlossen die kriegführenden Mächte einen Waffenstillstand bis zum 20. Juli, welcher später bis zum 10. August verlängert wurde. Weder die Verbündeten, noch Napoleon wollten in diesem Augenblicke Alles wagen. Beide Theile hofften, sich während der Waffenruhe zu verstärken und den Krieg nach deren Ablauf mit vermehrten Siegeshoffnungen wieder aufzunehmen.

Napoleon verstand nicht die geistige Bewegung des Jahres 1813. Er zog nur die militärischen Rücksichten in Betracht. Diese spielten damals eine untergeordnete Rolle. Die geistige Bewegung Deutschland's hatte unter der Wucht des französischen Joches, welche auf ihr lastete, in der größeren Hälfte Deutschland's nur langsam sich entfalten können. Sie breitete sich während des Waffenstillstandes nach allen Seiten hin aus, wirkte auch auf Oesterreich und dessen Staatsmänner zurück und untergrub, wenn auch langsam, doch sicher, den rheinischen Bund. Preußen und Rußland gewannen Zeit, sich fester mit England zu verbinden (14. und 15. Juni) und Oesterreich zu sich herüber zu ziehen. Noch immer zögerte zwar Metternich, doch neigte er sich mehr und mehr auf die Seite der Verbündeten. Die Grobheiten, welche Napoleon dem österreichischen Minister (28. Juni) zu Dresden machte, schüchterten diesen nicht ein, vielmehr bestärkten sie ihn nur in dem damals schon gefaßten Vorsatze, mit den Franzosen vollständig zu brechen. Die Friedensunterhandlungen, welche auf dem Prager Congresse gepflogen wurden, führten zu keinem Ziele, obgleich, falls Napoleon die ihm gemachten Anträge Oesterreich's, dem Rathe Caulaincourt's zufolge, sofort angenommen, diese Macht das Schwert wider ihn nicht gezogen hätte. Auch in diesem entscheidenden Augenblicke, wie früher zu Moskau, zögerte Napoleon so lange, bis es zu spät war. Seine Antwort traf erst nach dem Ablauf des Waffenstillstandes und nachdem die österreichische Kriegserklärung schon an den französischen Gesandten in Wien abgegangen war, zu Prag ein. So wenig, als die Stimmung Deutschland's, faßte Napoleon diejenige Frankreich's richtig auf. Die über alle Erwartung großen Opfer, welche Bonaparte der französischen Nation fortwährend zumuthete, erfüllten diese mit stiller Trauer und stumpfem Unmuthe. Viele seiner berühmtesten Generale waren des Krieges überdrüssig geworden, oder wollten doch nicht die durch denselben erlangten glänzenden Stellungen auf das Spiel setzen. Mürat unterhandelte mit England und Oesterreich sogar zur Zeit, da er wieder die französische Reiterei befehligte. Bernadotte stand ihm feindlich gegenüber. Die Anhänger der Bourbonen faßten neue Hoffnungen und wirkten in und außerhalb Frankreich's, wo sie konnten, Bonaparten entgegen.

Beim Wiederausbruche des Kampfes waren die verbündeten Heere dem französischen an Zahl bei weitem überlegen. Ihre Hauptmacht in Böhmen unter dem Fürsten Schwarzenberg zählte zweimalhundertvierzigtausend Mann Oesterreicher, Russen und Preußen. Das schlesische Heer unter Blücher war neunzigtausend Mann stark. Es bestand aus Preußen und Russen. Das dritte Heer, welches Bernadotte befehligte und das in der Mark Brandenburg lag, zählte hunderttausend Mann Schweden, Preußen und Russen.

Der Oberbefehlshaber der verbündeten Heere sollte Schwarzenberg sein. In der That war er aber nur der Mann, welcher die verschiedenen Stimmen, die sich im Kriegsrathe geltend machten, worunter namentlich diejenigen Friedrich Wilhelm's und Alexander's sehr gewichtig waren, zählte und in Gemäßheit derselben die Beschlüsse faßte.

Die erste Schlacht nach Ablauf des Waffenstillstandes wurde bei Groß-Beeren (23. August 1813) geschlagen. Bülow befehligte die Preußen. Erst spät kamen die Schweden in's Gefecht. Die Franzosen erlitten durch die preußische Landwehr, welche Napoleon kurz zuvor noch „Lumpengesindel" gescholten hatte, eine schwere Niederlage, eine zweite kurz darauf (28. August) bei Lübenitz.

Um dieselbe Zeit lieferte die schlesische Armee unter Blücher die Schlacht an der Katzbach oder bei Wahlstadt (26. August). Sie gewann einen glänzenden Sieg. Die Franzosen verloren achtzehntausend Gefangene, hundertunddrei Kanonen, einhundertundfünfzig Wagen und zwei Adler. In der Mark und in Schlesien hatten die Preußen den Sieg errungen, nicht durch künstliche Märsche oder Kriegslisten, sondern durch die begeisterte Tapferkeit der Truppen. Das Heer in Böhmen, bei welchem die Preußen die Minderzahl bildeten und woselbst Schwarzenberg befehligte, wurde, als es zum Angriff auf Dresden vorrückte, mit Verlust zurück geschlagen (26. und 27. August). Die Verbündeten verloren achtzehntausend Gefangene und viele Todte, unter diesen den französischen General Moreau, welcher an der Schlacht gegen Napoleon Theil genommen hatte. Doch wurde die Scharte durch den Sieg bei Kulm und Nollendorf (30. August) schnell ausgewetzt. Die Franzosen verloren an Gefangenen und Todten zwanzigtausend Mann, nur zehntausend konnten sich durchschlagen. Die Generale Vandamme und Haxo waren in der Zahl der Gefangenen. Am 6. September erfocht das märkische Heer unter Bülow-Tauenzien und Borstel einen blutigen Sieg über Oudinot's Corps bei Dennewitz. Der Verlust der Franzosen belief sich auf achtzig Kanonen, vierhundert Wagen und fünfzehntausend Mann an Todten und Gefangenen. Alle diese Siege waren fast ausschließlich durch die begeisterte Tapferkeit der preußischen Landwehr errungen worden. Die Oesterreicher hatten keinen, oder doch nur sehr geringen Antheil an denselben. So gering ihr Gewicht in der Schlacht, so groß war es aber im Rathe der Diplomaten. Dieses bewies zuerst deutlich der Vertrag, welcher zu Töplitz (am 9. September 1813) zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland abgeschlossen wurde, und trat im Verlaufe der Zeit zum Verderben Deutschland's immer mehr zu Tage. Theuer mußte die deutsche Nation die zögernd und schlaff dargebrachte Hülfe des Hauses Habsburg bezahlen, und als im Anfange October's das englische Cabinet einen Subsidienvertrag mit Oesterreich schloß, gewann ein anderes, der deutschen Nationalität und Freiheit feindliches Element Einfluß im Rathe der Mächte, welche über die Geschicke Europa's entscheiden sollten.

Von allen Seiten rückten die verbündeten Heere gegen Napoleon vor. Dieser hätte wohl besser gethan, sich hinter die Saale zurück zu ziehen. Allein die Hoffnung, eine der verschiedenen gegen ihn anrückenden Heeresabtheilungen vereinzelt überfallen zu können, hielt ihn bis zum 7. October in Dresden fest. Endlich zog er sich nach Leipzig zurück. Dahin folgten ihm die Heere der Verbündeten von Norden, Osten und Süden.

Es war für Napoleon von schlimmer Vorbedeutung, daß, bevor die Hauptschlacht begonnen, der mächtigste Fürst des Rheinbundes, der König von Baiern, sich durch den Rieder Vertrag von Frankreich losgesagt hatte (8. October 1813). Bonaparte konnte vernünftigerweise nicht erwarten, daß, nachdem der von ihm gestiftete Bund durch die Stimmung der deutschen Nation in seinen Grundfesten erschüttert und durch die Lossagung mehrerer Bundesglieder thatsächlich gesprengt worden war, die Truppen desselben länger bei ihm aushalten würden, als die unabweisbare Nothwendigkeit gebot.

Am 16. October begannen jene Gefechte, welche in ihrer Vereinigung die Völkerschlacht bei Leipzig genannt werden. Die Franzosen siegten bei Wachau über die Oesterreicher und nahmen eine Heeresabtheilung derselben unter Meerfeld gefangen. Die Preußen

aber unter Blücher besiegten die Franzosen beim Dorfe Möckern, nahmen ihnen zweitausend Mann gefangen, vierzig Kanonen und einen Adler ab. Während des 17. October's zogen die Verbündeten ansehnliche Verstärkungen an sich, namentlich die russische Reserve unter Bennigsen, eine österreichische Heeresabtheilung unter Coloredo und das Heer Bernadotte's. Napoleon konnte nur die Heeresabtheilung Reynier's, zu welchen die Sachsen gehörten, an sich ziehen. Sachsen und Würtemberger ergriffen die erste Gelegenheit, die sich ihnen bot, die unnatürliche Verbindung, in der sie sich befanden, zu lösen und auf die Seite ihres Volkes, wohin sie die höhere Pflicht der Vaterlandsliebe rief, überzugeben. Dessenungeachtet behaupteten die Franzosen ihre Stellungen bis zum Abende. Allein ihr Vorrath an Munition ging zu Ende. Sie sahen sich überlegenen Streitkräften gegenüber, ihr Rückmarsch war bedroht. Sobald die Nacht anbrach, traten sie den Rückmarsch nach Leipzig an. Die Preußen ließen sie jedoch nicht ruhig abziehen. Sie folgten ihnen entschlossen nach. In Leipzig traten die badischen Truppen auf die Seite Deutschland's und öffneten dadurch den verfolgenden Preußen den Weg in die Stadt. Bald schlug der Rückzug der Franzosen in eine vollständige Flucht um. Nur zwei Brücken waren über die Elster gebaut worden, deren eine bald einstürzte. Tausende verloren ihr Leben in der Elster, im Gedränge der Flucht und durch die Kugeln der Verfolger. Dreiundzwanzigtausend kranke oder verwundete Franzosen, fünfzehntausend Bewaffnete, dreihundert Kanonen und neunhundert Wagen fielen in die Gewalt der Sieger. Kaum hunderttausend Mann folgten Napoleon aus der Schlacht von Leipzig, und von diesen verloren sich, bevor sie Hanau erreicht hatten, fast die Hälfte. Dort stellte sich (31. October) Wrede unvorsichtigerweise den zum Verzweiflungskampfe gezwungenen Franzosen entgegen, welche sich durch seine Baiern und Oesterreicher Bahn brachen.

Schon am 11. November war Blücher zu Mühlheim am Rhein angelangt und traf Anstalten, den Fluß zu überschreiten. Doch eine so rasche Kriegsführung sagte den Diplomaten wenig zu. Er erhielt den Befehl, diesseits des Stromes zu bleiben. Die Verfolgung des Feindes wurde von dem Hauptheere sehr lässig betrieben. Allein die Macht Napoleon's auf der rechten Rheinseite war durch die Schlacht von Leipzig vernichtet worden. Hieronymus floh (26. October) aus seinem Königreiche Westphalen. Die von Napoleon vertriebenen Fürsten kehrten, einer nach dem andern, in ihre alten Residenzen zurück. Am 30. October langte der Kurprinz von Hessen, bald darauf der Kurfürst selbst in Kassel an. Der Herzog von Cumberland fand sich (4. November) in Hannover ein, das er für seinen Vater in Besitz nahm. Der Herzog von Oldenburg traf (27. November), der Herzog von Braunschweig-Oels (23. December) in seiner Hauptstadt ein. Die Dänen wurden aus Holstein verdrängt. Im Frieden zu Kiel (14. Januar 1814) mußten sie Norwegen an Schweden abtreten und sich dem Bunde gegen Frankreich anschließen. Im Laufe der Monate November und December räumten die Franzosen Holland. Alle Fürsten des Rheinbundes hatten sich am 1. December von Frankreich losgesagt und den Verbündeten angeschlossen. Der König von Sachsen war in Leipzig gefangen genommen worden. Zu spät wollte er seine gefährdete Krone durch Anschluß an die Verbündeten retten. Sein Antrag wurde abgelehnt. Die Fürsten von Isenburg und von der Leien hielten allein bei Napoleon aus. Sie vermochten nicht, ihn zu retten.

Laut und heftig war das Geschrei, welches Napoleon und dessen ganze Meute gewissenloser und feiler Speichellecker über deutsche Vertragsbrüchigkeit anstimmten. Derselbe Mann, welcher zuerst alle seiner eigenen Nation gegebenen Zusagen und geschworenen Eide mit Füßen getreten hatte, welcher frech genug gewesen war, es öffentlich auszusprechen oder doch aussprechen zu lassen, daß er sich keine Schranken setzen lasse, er, der die ewigen

und unveräußerlichen Rechte der Nationen nicht minder, als die mit deren Fürsten abgeschlossenen Verträge gebrochen, so oft es ihm beliebte, er hatte fürwahr! kein Recht zu klagen. Allerdings soll man Verträge halten, aber nur so lange dieselben nicht einer höheren Pflicht, als derjenigen der Treue widerstreben. Der Vorwurf, welchen man mit weit besserem Rechte den meisten deutschen Fürsten macht, besteht darin, daß sie bei dem Feinde der deutschen Nation und der gesammten Menschheit noch aushielten, als schon einer seiner früheren Generale mit ihm in den Kampf getreten war, als seine beiden früheren einflußreichsten Minister Talleyrand und Fouché entschieden gegen ihn operirten, kurz bevor sein eigener Schwager ihm den Krieg erklärte, und nachdem dieser längst mit den Feinden Frankreich's Unterhandlungen zum Zwecke seines Anschlusses an die große Allianz eingeleitet hatte.

Am 11. Januar 1814 wurde endlich der Vertrag fertig, durch welchen Murat sich verpflichtete, am Kriege gegen Napoleon Theil zu nehmen. Eifrig, wie sich früher die Fürsten und Minister an Napoleon gedrängt hatten, suchten sie jetzt im Bunde mit dessen Feinden ihr Heil. Schlag auf Schlag folgten sich die Niederlagen Napoleon's. Eugen Beauharnais war schon im October aus Illyrien nach Oberitalien vertrieben worden. Er konnte oder wollte den ihm von Bonaparte ertheilten Befehl, Italien zu räumen, nicht befolgen, und hielt sich mühsam hinter dem Mincio gegen die ihn bedrohenden Oesterreicher. In Spanien hatten die Franzosen schon früher (21. Juli 1813) die entscheidende Schlacht bei Vittoria und in deren Folge den Besitz der ganzen nördlichen Hälfte des Reiches verloren. Die Festungen und befestigten Städte Deutschland's und Polen's, in welchen Napoleon noch hundertundzwanzigtausend Mann stehen hatte, gingen eine nach der anderen verloren: zuerst (11. November 1813) Dresden mit fünfunddreißigtausend Mann, sodann Stettin, Danzig, Zamosk, Modlin und Torgau; im Januar 1814 Wittenberg und Glogau, im März Küstrin. Bis nach Napoleon's Falle hielten sich die Franzosen in den Citadellen von Erfurt und Würzburg, in Hamburg und Magdeburg.

Kaum waren die schwersten Gefahren glücklich überwunden, noch war der Krieg nicht beendigt, als die Gewissenlosigkeit der verbündeten Fürsten in ihrer auswärtigen und inneren Politik schon hervortrat. Den französischen Besatzungen von Dresden und Danzig, welchen freier Abzug zugestanden worden war, wurde die abgeschlossene Capitulation nicht gehalten. Hinterher drangen die verbündeten Monarchen denselben die Verpflichtung auf, nicht mehr gegen sie zu dienen. Es war dieses eine Verletzung des unter dem Schutze des Völkerrechts gegebenen Wortes, gegen welche die Franzosen mit gutem Grunde bittere Beschwerde führten. Metternich gewann seit dem Vertrage von Töplitz immer mehr an Einfluß im Rathe der Verbündeten. Er bediente sich desselben, um alle die Hoffnungen niederzuschlagen, welche die Erklärungen des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland im Anfange des Jahres 1813 angeregt hatten. Er war dem Staatskanzler und den übrigen Staatsmännern Preußen's eben so sehr an Schlauheit, als Blücher und die preußische Landwehr dem General Schwarzenberg und den österreichischen Truppen an Kühnheit überlegen. Metternich schloß die Verträge mit den süddeutschen Rheinbundsfürsten ab, und zwar ganz im Interesse Oesterreich's und zum Schaden Preußen's und Deutschland's. Preußen sollte dagegen mit den Staaten des nördlichen Deutschland's verhandeln. Allein von diesen stand Hannover unter englischem Schutze, und war daher Preußen mehr, als gewachsen. Der König von Sachsen war gefangen und konnte keine Verträge eingehen. Preußen wurde schon Ende 1813 von Oesterreich sachte auf die Seite geschoben. Es hätte seinen Einfluß nur insofern behaupten können als es fortgefahren hätte, sich auf die deutsche Nation zu stützen, und deren Rechte zu verfechten,

als es den angeschlagenen Ton der Freiheit festgehalten hätte. Allein schon damals zerklüftete sich die große deutsche Sache in mehr als dreißig kleindeutsche und was schlimmer war, dynastische Sächelchen, die deutsche Nation trat mehr und mehr in den Hintergrund. Mit Hülfe des Hauses Habsburg traten die eifrigsten Anhänger Napoleon's in den Schooß der Verbündeten ein. Die diplomatischen Verhandlungen gaben den Ausschlag. Der Krieg wurde immer schlaffer geführt. Zwei Monate (November und December) gingen auf diese Weise verloren. Der Krieg hätte noch im Jahre 1813 beendigt werden können. Doch die Heere erhielten erst Ende December's die Erlaubniß, über den Rhein setzen zu dürfen.

Dadurch gewann Napoleon Zeit zu neuen Rüstungen. Schon am 9. October 1813 hatte der Senat eine neue Aushebung von zweimalhundertachtzigtausend Mann beschlossen, wovon die eine Hälfte die Altersklasse des Jahres 1815, die andere die seit 1803 nicht ausgehobenen traf. Nach der Schlacht von Leipzig ordnete der Senat eine weitere Aushebung von dreimalhunderttausend Mann an. Die schon überaus drückenden Abgaben wurden bedeutend erhöht. Unter diesen Umständen konnte die französische Nation, welcher Napoleon die Freiheit geraubt hatte, unmöglich ihm freundlich gesinnt sein. Die Verblendung, in welche sie durch die Siege ihres Kaisers gerathen war, hörte auf, oder verminderte sich doch zusehends. Vernünftigerweise konnte Napoleon nicht erwarten, daß die Nation, welcher er in glücklicheren Tagen jede Selbstthätigkeit versagt hatte, im Unglücke zu seinen Gunsten große Begeisterung an den Tag legen würde. Er täuschte sich vollständig über die Stimmung des Volkes und die Grundlage seiner Herrschaft, als er den Versuch machte, einen Massenaufstand gegen die fremden Heere hervorzurufen. Gleich die ersten Schritte, welche er zu diesem Zwecke einleitete, bewiesen die Unausführbarkeit eines solchen Gedankens. Die Vertreter des Volkes, welche Napoleon in die Departemente schickte, um die Massen zu bearbeiten, besaßen kein Vertrauen. Sie hatten auch gar keine Neigung, einen Kampf auf Tod und Leben zu entzünden, vielmehr waren sie nur darauf bedacht, die Reichthümer, Ehrenstellen und Aemter, welche ihnen durch Napoleon zu Theil geworden waren, ganz oder doch theilweise sicher zu stellen. Der Bevölkerung von Paris, welche, ihrer Zahl nach, ein Heer von achtzigtausend Mann hätte aufstellen können, traute Napoleon so wenig, daß er von derselben nur dreißigtausend Mann in die Nationalgarde berief, dieser nicht gestattete, sich ihre Offiziere selbst zu wählen und dieselbe überhaupt mehr für den Polizeidienst, als für den Kampf mit dem äußern Feinde organisirte. Die kräftigen jungen Arbeiter wurden von derselben ausgeschlossen. Nur die Söhne wohlhabender Familien wurden zugezogen. Wie konnte Napoleon von einer solchen Nationalgarde Aufopferungsfähigkeit und ausdauernde Kampfslust erwarten?

Um sich den Schein der Volksthümlichkeit zu geben, rief Napoleon den gesetzgebenden Körper zusammen. Da er jedoch der Mehrheit desselben nicht gewiß war, verletzte er, um sich diese zu verschaffen, die Verfassung. Er ordnete nämlich für die Mitglieder, deren Zeit abgelaufen war, keine neuen Wahlen an, sondern berief dieselben ein, da sie doch, nach der Verfassung, keinen Sitz in der Versammlung haben konnten. Außerdem ernannte er dem gesetzgebenden Körper in verfassungswidriger Weise den Präsidenten, statt denselben aus drei ihm vorgeschlagenen Candidaten nur auszuwählen. Die Eröffnungen, welche Napoleon dem gesetzgebenden Körper machte, waren von demselben Geiste despotischer Willkür eingegeben, und erregten um so größere Mißstimmung, je geringer die Furcht war, welche Napoleon in seiner damaligen gefährlichen Lage seinen Gegnern einzuflößen vermochte. Die parlamentarische Comödie war daher von kurzer Dauer. Sie trug nur dazu bei, die Unvereinbarkeit des Bonapartismus mit verfassungsmäßiger Freiheit an den Tag zu legen.

Die verunglimpfenden Worte, deren sich Napoleon am Neujahrstage 1814 gegen eine Deputation des gesetzgebenden Körpers bediente, reizten zum Widerstande gegen ihn auf, und mußten allen Betheiligten seinen Sturz als das einzige Mittel, seiner Rache zu entgehen, erscheinen lassen.

Noch hätte Napoleon mit den verbündeten Mächten einen vortheilhaften Frieden schließen können. Nach dem ersten Leipziger Schlachttage hatte Bonaparte den gefangenen österreichischen General Meerfeld an Kaiser Franz mit Friedensanerbietungen abgesandt. Mitten im Schlachtgetümmel wollten sich die Verbündeten darauf nicht einlassen. Allein später (11. November 1813) schickten sie ihm durch den bisherigen Gesandten Frankreich's in Weimar, den Baron St. Aignan, eine Antwort zu, worin ihm das linke Rheinufer angeboten wurde. Napoleon vermochte jedoch nicht, dieses Anerbieten rasch zu ergreifen. Als er es später annehmen wollte (2. December), hatten die verbündeten Mächte Tags zuvor einen neuen Vertrag gegen Napoleon abgeschlossen. Dieser konnte daher nicht mehr die ihm drei Wochen früher gestellten Bedingungen erhalten, allein auf deren Grundlage wäre doch wohl noch ein leidlicher Frieden für ihn möglich gewesen.

Nachdem am 1. Januar die verbündeten Heere über den Rhein gegangen waren, wurden (5. Februar 1814) neue Friedensverhandlungen zu Chatillon eröffnet. Sie zogen sich bis zum 19. März in die Länge, führten aber gleichfalls zu keinem Resultate, weil Napoleon immer hoffte, die verbündeten Heere, welche weder entschlossen vordrangen, noch gut geführt waren, vereinzelt aufreiben zu können. Allein die Uebermacht der Verbündeten war zu groß und die Kriegslust der Franzosen zu gering, als daß Napoleon entscheidende Siege hätte davontragen können. Kleine Vortheile, welche er (am 29. Januar 1814) über Blücher, am (10. Februar) bei Champaubert über die Russen unter Olsufiew und Tags darauf (11. Februar) bei Montmirail über Sacken und York, am 14. Februar bei Vauxchamp über Blücher, am 16. und 17. Februar bei Guignes, Mormant, Nangis und Donnemarie über Schwarzenberg errang, konnten die Lage der Sache nicht wesentlich ändern. Diese Siege Napoleon's bewirkten nur, daß sich die Verbündeten etwas mehr vorsahen und fester aneinander schlossen. Durch den Vertrag von Chaumont (1. März 1814) verpflichteten sich Rußland, Oesterreich und Preußen bis zum Abschlusse des Friedens je hundertundfünfzigtausend Mann unter den Waffen zu halten, England versprach Hülfsgelder. Zugleich wurden in drei geheimen Artikeln die Schicksale Deutschland's, Italien's, Spanien's, der Schweiz und der Niederlande, wie dieselben später zu Tage traten, festgesetzt.

Am 7., 8., 9. und 10. März fanden bei Craonne und Laon blutige Gefechte zwischen Preußen und Franzosen statt, welche die Kriegsmacht Napoleon's schwächten, ohne diesen Vortheile zu bringen.

Die verbündeten Heere, welche zurückgegangen waren, rückten von Neuem gegen Paris vor. Am 20. März griff Napoleon die Oesterreicher unter Schwarzenberg bei Arcis sur Aube an, konnte aber, da die Uebermacht zu groß war, nichts ausrichten. Napoleon versuchte es jetzt, dadurch den Angriff von Paris abzulenken, daß er in den Rücken der verbündeten Heere nach der lothringischen Grenze hin zog. Diese ließen sich jedoch nicht irre führen. Sie rückten vor und täuschten Napoleon dadurch, daß sie ihm ein Reitercorps unter Winzingerode nachsandten. Die Marschälle Marmont und Mortier, welche sich zwischen den Oesterreichern und Preußen hindurch schleichen und mit Napoleon verbinden wollten, erlitten (25. März) bei Fère Champenoise eine Niederlage. Am gleichen Tage wurden die französischen Heeresabtheilungen unter Pacthod und Amey theils gefangen, theils aufgerieben. Marmont und Mortier zogen sich unter fortwährenden Verlusten auf Paris zurück.

In der Hauptstadt war Napoleon's Herrschaft vollständig untergraben. Wäre Bonaparte mit seinem Heere zugegen gewesen, so hätte er Mühe gehabt, seinen wankenden Thron auch nur kurze Zeit aufrecht zu erhalten. Die schwachen Hände, denen er die Regentschaft anvertraut hatte, konnten nichts zu dessen Schutze thun. Marie Louise reiste am 29. März mit ihrem Sohne und einem Theile der Regentschaft nach Blois ab. Talleyrand, welcher Mitglied der Regentschaft war, blieb in Paris zurück. Joseph folgte der Kaiserin am 30. März nach. Bevor Napoleon aus Lothringen zurückgekehrt, war das Schicksal Frankreichs entschieden.

Nur zwölftausend Mann Nationalgarden und eben so viele Linientruppen machten den verbündeten Heeren die Hauptstadt Frankreichs streitig. Die Oesterreicher unter Schwarzenberg und die Preußen unter Blücher rückten vereint gegen Paris vor. Schwarzenberg hatte schon am 29. März das Dorf Romainville besetzt, die Preußen unter Blücher stürmten gegen die Höhen von Belleville und Montmartre. Um 4 Uhr Nachmittags, nachdem die Franzosen schon im Weichen begriffen waren, kam es zu einem Waffenstillstande, und in der Nacht vom 30. auf den 31. März zu einer Militär-Convention, derzufolge die französischen Linientruppen nebst ihren Kanonen und übrigem Kriegsmaterial aus Paris abzogen. Die Nationalgarde und die Municipal-Soldaten wurden vom Heere getrennt und behielten ihre Posten. Den städtischen Behörden wurde Schutz des Eigenthums und Erhaltung der Museen, Denkmale, bürgerlichen Einrichtungen so wie der Nationalgarde zugesagt, worauf die verbündeten Heere (am Morgen des 31. März) in Paris einzogen.

Jetzt zeigte sich, wie die Verschwörung Malet's schon angedeutet hatte, die Schwäche der napoleonischen Regierung. Mit ihren Siegen war ihre Kraft untergegangen. Die beiden extremen Parteien, welche sie seit dem Jahre 1807 in allen Theilen Europa's bekämpft hatten: die unverbesserlichen Anhänger der alten Zeit und die entschlossenen Freunde der Revolution vereinigten sich zum Sturze Napoleon's. Die Legitimisten machten die erste öffentliche Kundgebung ihrer Gesinnung, als Alexander und Friedrich Wilhelm um die Mittagszeit in Paris einzogen. Weiße Tücher, Fahnen und Cokarden zeigten sich aller Orten. Die Masse der Bevölkerung nahm Anfangs an diesen Meinungsäußerungen keinen Theil. Allein es genügte deren Gleichgültigkeit, um die legitimistischen Drahtzieher, welche längst mit den verbündeten Mächten geheime Unterhandlungen gepflogen hatten, zu neuen Anstrengungen zu ermuthigen. Talleyrand, welcher seit langen Jahren mit allen europäischen Fürsten und Diplomaten bekannt war, mischte die Karten. Zwar erklärte Kaiser Alexander, daß er der französischen Nation die Wahl ihrer neuen Regierung anheim gebe. Allein es war nicht schwer, die Angelegenheiten so zu lenken, daß es den Anschein hatte, als entscheide sich dieselbe für die Bourbonen. Der Senat faßte auf Talleyrand's Anregung (am 1. April) den Beschluß, eine provisorische Regierung niederzusetzen. Der Municipalrath von Paris ließ am Abende desselben Tages eine Proclamation anschlagen, worin er die Absetzung Napoleon's und die Wiederherstellung der Bourbonen forderte. Der Senat entsprach eiligst dieser Forderung, indem er Napoleon und dessen Familie des Thrones verlustig erklärte und das französische Volk des demselben geleisteten Eides der Treue entband. Diesem Beschlusse pflichteten Tags darauf (3. April) der gesetzgebende Körper, der Cassationshof und alle anderen Behörden von Paris bei. Mittlerweile drangen die bisher eifrigsten Anhänger Napoleon's in diesen, seine Krone nieder zu legen. Marmont schloß (am 4. April) eine Convention mit Schwarzenberg ab, derzufolge dieser über Versailles mit seinem Heere nach der Normandie abzog. An demselben Tage brachten die Marschälle und im Bunde mit ihnen der Groß-Marschall Bertrand und die beiden

Minister Maret und Caulaincourt es dahin, daß Napoleon zu Gunsten seines Sohnes abdankte. Am 11. April kam nach langwierigen und höchst peinlichen Verhandlungen endlich der s. g. Vertrag von Fontainebleau zu Stande, demzufolge Napoleon auf die Krone Frankreich's verzichtete, wogegen ihm die Insel Elba, seiner Gattin das Herzogthum Parma nebst Piacenza und Guastalla mit souveränen Rechten, außerdem ihm selbst, seiner Gattin, seinen Verwandten und mehreren Dienern und Generalen mannichfaltige Ehren und Gehalte zugestanden wurden. Napoleon sollte auf einer Corvette, welche ihm als Eigenthum blieb, nach Elba gebracht werden und vierhundert Mann Garde dahin mitnehmen und in seinem Dienste behalten dürfen. Schon vor Abschluß dieses Vertrages (am 8. April) war die Kaiserin Maria Louise von Blois nach Wien abgereist, um nicht in das Unglück ihres Gatten verwickelt zu werden. In den Armen eines andern Mannes vergaß sie bald ihren rechtmäßigen Gemahl. Als Napoleon abdankte, hatte er noch ein Heer von vierzigtausend Mann bei Fontainebleau um sich versammelt. Die Garden hatten am 3. April eine feurige Anrede Napoleon's mit dem Rufe beantwortet: „Es lebe der Kaiser! Nach Paris! nach Paris!“ Allein die Marschälle widersetzten sich dem von Napoleon beschlossenen Marsche auf die Hauptstadt. Jeder Widerstand wäre damals schon vergeblich gewesen. Nachdem sich der Senat und der gesetzgebende Körper gegen Napoleon ausgesprochen hatten, würde es Wahnsinn gewesen sein, den Kampf von Neuem zu beginnen. Die Sache Napoleon's war unrettbar verloren. Sie konnte selbst durch das unsinnige Verfahren der Bourbonen und der mit diesen untrennbar verbundenen Pfaffen und Aristokraten nur auf kurze Zeit durch Ueberrumpelung später wieder siegreich werden. Napoleon hatte sich selbst in ein Labirinth verstrickt, aus welchem er mit Ehren nicht wieder herauszukommen wußte. Er konnte nur als siegreicher Eroberer den französischen Thron behaupten. So bald er aufgehört hatte, dieses zu sein, war seine Stellung unhaltbar geworden. Er selbst erkannte dieses deutlich, und alle Fehler, deren er sich seit dem Brande Moskau's schuldig gemacht hatte, waren die nothwendigen Folgen der falschen Stellung, in welche er sich seit dem Sturze der Directorial-Regierung selbst versetzt hatte. Schon damals verblendeten ihn Herrschsucht und Ehrgeiz über sein Verhältniß zu Frankreich und zu Europa. Diese Verblendung nahm immer zu und machte jede Umkehr unmöglich. Er ergriff keine der vielen Gelegenheiten, die sich ihm boten, aus dem Schiffbruche einen Theil seines Reiches zu retten.

Bonaparte hätte vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes des Jahres 1813 Oesterreich an sich ziehen können, denn Metternich hatte mehr Wahlverwandtschaft mit ihm, als mit Alexander I. und Friedrich Wilhelm III., welche damals einen dem Fürsten des Obscurantismus durchaus anstößigen Ton anstimmten. Zwischen der Schlacht von Leipzig und dem Rheinübergange der verbündeten Heere und später noch in Chatillon hätte er einen leidlichen Frieden erhalten können. Der beste Beweis, daß Napoleon fehlte, indem er diese Gelegenheiten versäumte, erhellt daraus, daß er die ihm gestellten Bedingungen jedesmal annahm, allein zu spät.

Alle anderen Fehler, welche Napoleon machte, die Zusammenberufung und Wiederauflösung des gesetzgebenden Körpers, die Freilassung des Pabstes, die Aufopferung seiner Besatzungen in Deutschland und Polen, ein Verlust von mehr als hunderttausend Mann u. s. w. — waren nur Folgen desselben starren Festhaltens an einer unhaltbaren Vergangenheit, eine Ueberschätzung seiner und Unterschätzung der feindlichen Streitkräfte.

Napoleon war Usurpator und Despot. Es ist das Loos aller Herrscher dieser Art, daß ihre Throne fallen, wenn ihre Heere besiegt worden sind.

Dasselbe Gepräge, wie Napoleon selbst, trugen seine Diener. Schwerlich hat wohl

jemals irgend ein Kaiser oder König eine so große Zahl hochbegabter Feldherren unter sich gehabt. Bernadotte, Davoust, Massena, Ney, Moncey, Augereau, Oudinot, Soult, Lannes, Mortier, Marmont, Macdonald, Bessieres, Victor, Kellermann, Jünot, Murat, als Reiteranführer, Eugen Beauharnais und viele andere waren treffliche Generale, allein auch größtentheils Räuber und Diebe von der schlimmsten Sorte, ebenso gewissenlos, wie ihr Herr. Keiner von allen blieb ihm treu im Augenblicke der Entscheidung. In den übrigen Zweigen des Dienstes, welche mehr Selbstthätigkeit erfordern, als der Krieg, war die Zahl tüchtiger Männer schon viel geringer. Talleyrand war als ein Diplomat, von welchem Niemand Rechtlichkeit erwartet, ausgezeichnet. Allein Bonaparte überwarf sich mit ihm, und dessen Nachfolger, Champagny, Caulaincourt, Berthier, Bignon, Maret, Otto thaten sich durch Scharfblick und Entschlossenheit nicht hervor. Sie waren alle zu sehr an blinden Gehorsam gewöhnt, als daß sie selbstständig in den Gang der Verhandlungen einzugreifen gewagt hätten. Fouché suchte als Polizist seines Gleichen. Doch auch er verlor die Gunst des Kaisers, welcher ihn nicht zu ersetzen vermochte. Savary, Düroc und alle anderen, welche die Polizei Napoleon's leiteten, waren keine großen Genie's, sondern nur Militär=Despoten nach dem Muster ihres Herrn, welche sehr viel Unrecht thaten, ohne allen andern Grund, als ihre eigene Unsicherheit. Eine Justiz im höhern Sinne des Wortes gab es unter Napoleon eigentlich gar nicht. Die Gesetzgebung und die Rechtspflege standen still. An die Stelle beider trat die Laune des Despoten. An der Spitze der Finanzen stand während der ganzen napoleon'schen Herrschaft Gaudin, ein in seinem Fache tüchtiger Mann. Allein die Finanzen, wie alle übrigen Angelegenheiten Frankreich's, standen dermaßen unter höheren Einflüssen, d. h. unter dem Gebote der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs und bonapartischer Verwandtschaften oder Gunst, daß ein Finanzminister nichts weiter, als oberster Rechnungsbeamter war.

Wie seiner Zeit unter Friedrich II. in Preußen, so konnten sich auch unter Napoleon in Frankreich keine selbstständigen Charaktere ausbilden. Selbst im Kriegsdepartement gewöhnten sich alle Diener daran, die entscheidende Anregung vom Kaiser zu empfangen, so daß, wo diese ausblieb, die Angelegenheiten in Stocken und Verwirrung geriethen, wie z. B. in Spanien, so oft Napoleon selbst dort nicht anwesend war.

Daß die innere Verwaltung Frankreich's sehr mangelhaft, zeigte sich namentlich von der Zeit an, da Napoleon längere Zeit abwesend war, oder von der Arbeit des Krieges fast ausschließlich in Anspruch genommen wurde, d. h. vom Mai 1812 an. Die Verschwörung von Malet und die Umtriebe der Royalisten, welche die Rückkehr der Bourbonen vorbereiteten, liefern dafür die schlagendsten Beweise.

Unter den Tugenden, welche den Menschen zieren, steht die Treue auf der niedrigsten Stufe, denn sie ist, gleich der Tapferkeit, der Kinderliebe und der Mäßigkeit, eine Eigenschaft, welche auch das Thier bisweilen besitzt. Einen weit höhern Rang nimmt die Vaterlandsliebe, das Rechts= und Freiheitsgefühl ein. Dieser Tugenden sind nur sittliche Wesen fähig. Durch sie erhebt sich der Mensch über die Thierwelt. Allein auch die Treue hat ihren Werth. Die Diener Napoleon's hatten im Laufe von mehr als zehn Jahren des Glanzes und Reichthums bewiesen, daß die edelen Gefühle für Vaterland, Recht und Freiheit ihnen nicht eigen waren. Das Unglück brachte zu Tage, daß die Treue eben so wenig zu ihren Tugenden gehörte.

Hätten nicht Talleyrand, Pradt und Fouché gegen Napoleon Ränke gesponnen, wären nicht Marmont, Oudinot und selbst Ney so schnell als möglich auf die Seite der Gegner Napoleon's getreten, so hätte der Thron wenigstens für den Sohn Bonaparte's gerettet werden können. Allein wie früher in den Jahren 1800 und 1804 Republikaner

und Royalisten sich beeilten, in Napoleon's Lager überzugehen und die Fahne Bonaparte's zu schwingen, so traten sie jetzt mit gleicher Hast in dasjenige der Bourbonen ein.

Wäre dem Volke eine Gelegenheit geboten worden, sich auszusprechen, so hätte sich dieses ohne Zweifel für eine Regentschaft zu Gunsten des Sohnes Napoleon's erklärt. Allein dieselben Ränkeschmiede, mit deren Hülfe Napoleon auf den Thron gehoben worden war, stürzten denselben jetzt, da das Glück sich von ihm abgewandt hatte. Die Fremden, welche sich von den Drahtziehern gebrauchen ließen, der französischen Nation ein verhaßtes Königsgeschlecht aufzunöthigen: Alexander I., Friedrich Wilhelm III. und Franz I. handelten, indem sie sich zu Werkzeugen Talleyrand's und der Genossen desselben hingaben, nicht blos widerrechtlich, sondern auch sehr unklug. Hätten sie der französischen Nation, statt einigen Ränkeschmieden, die Wahl ihrer Herrscher und ihrer Verfassung überlassen, so hätte diese die Verantwortlichkeit dafür auch auf sich nehmen müssen. Da aber den Franzosen von außen her die Bourbonen aufgedrungen wurden, so blieb die Verantwortlichkeit dafür auf den fremden Mächten ruhen und die Stellung der Bourbonen wurde schon dadurch auf die Dauer unhaltbar.

Die Revolution, welche die fremden Mächte unterdrücken wollten, wurde nur verlängert. Die Wiederherstellung der Dynastie Bonaparte wurde, wie die Geschichte beweist, nicht beseitigt. Sie fand das erste Mal schon vor Ablauf eines Jahres (20. März 1815), das zweite Mal nach sieben und dreißig Jahren (1851) statt. Der fünffache Wechsel der Dynastien, welcher seitdem in Frankreich stattgefunden hat (Bourbon 1814, Bonaparte 1815, Bourbon 1815, Orleans 1830, Bonaparte 1851), muß nothwendig alle drei Dynastien abnützen und die Rückkehr zur Republik vorbereiten.

Der Sieg war gewonnen. Er hatte die kühnsten Erwartungen übertroffen. Friedrich Wilhelm III. hatte ein Jahr zuvor (17. März 1813) erklärt, „der Krieg sei kein gewöhnlicher, alles stehe auf dem Spiele, alles müsse gewagt werden." Das Volk Preußen's hatte alles gewagt. Ihm gebührte zunächst die Palme des Sieges, nicht dem Könige Friedrich Wilhelm, welcher lange zagte, nachdem sich das Heer unter York schon entschieden, nicht dem Kaiser Franz, welcher noch länger schwankte, auch nicht dem Kanzler Hardenberg, welcher sich nur durch Volk und Heer vorwärts treiben ließ, noch weniger dem Fürsten Metternich, welcher in's französische Lager übergegangen wäre, falls Napoleon ihm den gewünschten Preis geboten hätte, auch nicht dem General Blücher, welcher kein großer Feldherr war, noch weniger dem Fürsten Schwarzenberg, welcher nicht einmal, gleich jenem, ein patriotisch gesinnter Mensch und tapferer Haudegen war, sondern dem Volke von Preußen, den begeisterten Landwehrleuten, welche ihr Leben mit kühner Selbstaufopferung einsetzten, der Jugend, welche in die Freicorps trat, den Dichtern, welche den Muth der Nation entflammten, und den Staatsmännern, welche, ohne persönliche oder dynastische Vortheile zu verlangen, die Befreiung der deutschen Nation als ihr Ziel erkannten und verfolgten.

Doch die Frucht des Sieges wurde den „Völkern", denen sie von Anfang an bestimmt war, geraubt. Die Männer, welche im Kampfe die zaghaftesten und in dessen Vorbereitung die langsamsten gewesen waren, rissen die Siegesbeute an sich, brachen die den Völkern gegebenen Zusagen und impften ihnen dadurch den Keim dauernder Unzufriedenheit ein, und darum werden diese wohl thun, bei dem bevorstehenden Freiheitskampfe bessere Bürgschaften zu verlangen, als fürstliche Proclamationen.

§ 31. Erster Pariser Frieden und Wiener Congreß.

Die Siege der verbündeten Mächte und die Abdankung Napoleon's machten eine neue Vertheilung der Länder von der Ostgränze Polen's bis an die Vogesen und von der Südspitze Italien's bis nach Lappland hin nothwendig. Seit dem Jahre 1792 waren übrigens nicht blos alle Länder, sondern auch alle Rechtsbegriffe, nicht blos alle Dynastien, sondern auch alle nationalen Bestrebungen Europa's in ihren Grundfesten erschüttert worden. Frankreich, welches den Kampf als revolutionäre und republikanische Macht begonnen hatte, war nach und nach monarchisch geworden, und die Mächte, welche zwanzig Jahre früher die Revolution bekämpft, hatten sich des Hebels derselben bedient, um Napoleon's Kaiserthron umzuwerfen. Europa war in mehr, als einer Beziehung zu einem wahren Chaos geworden. Ordnung ließ sich in dasselbe nur bringen, insofern man von der französischen Revolution annahm, was die Probe bestanden hatte, und verwarf, was übertrieben, unsinnig und verkehrt an ihr war. Stellten sich die Sieger auf den Standpunkt der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte, so ließen sich zugleich mit der Landkarte alle übrigen Verhältnisse Europa's ordnen. Nahm man dagegen auf die höchsten Fragen des Rechtes keine Rücksicht, so gerieth man in ein Labyrinth, in welchem der Minotaurus des Despotismus mit dem Theseus der Revolution in unausgesetztem Kampfe verblieb, bis die Ariadne der Freiheit diesem den Faden des Rechtes reichen, mit dessen Hülfe er vor jeder Verirrung und folgeweise des Sieges sicher sein wird.

Was der Menschheit damals, wie jetzt noth that, läßt sich kurz zusammenfassen in den Worten: Abschaffung des mittelalterlichen und des neuzeitlichen Despotismus. Sind einmal die Despoten beseitigt, oder was dem gleich kömmt zu Dienern, statt Beherrschern der Völker gemacht, werden die Nationen schnell wieder aufleben; ist das Pfaffenthum aufgehoben, werden Wissenschaft und Gewissenhaftigkeit emporblühen. Giebt es keinen Adel mehr, so wird das Verdienst sich Bahn brechen. Mit den Monopolen wird auch die Armuth, mit den stehenden Heeren die Feigheit, mit dem Polizeistaate die kriechende Gesinnung verschwinden. Es kömmt nicht darauf an, künstliche Verfassungen zu zimmern, sondern darauf, die Völker sich frei entwickeln zu lassen, ihnen zu gestatten, sich auf einen höhern sittlichen und intellectuellen Standpunkt zu schwingen. Sie werden es von selbst thun, sobald ihre Beherrscher sie daran nicht durch List und Gewalt verhindern.

Vor allen Dingen kam es nach errungenem Siege darauf an, den verschiedenen Nationalitäten die ihnen zukommenden Gebiete zuzuweisen, und denselben zu gestatten, innerhalb gewisser durch das allgemeine Bedürfniß bedingter Schranken, sich selbst zu organisiren.

Doch auf einen so erhabenen Standpunkt vermochten die verbündeten Fürsten nicht, sich empor zu schwingen. Sie hatten zwar in der Noth von Recht und Freiheit gesprochen, allein nur zu bald vergaßen sie die den Völkern ertheilten Zusagen. Die Stellung, welche die verbündeten Mächte Frankreich gegenüber einnahmen, war von entscheidender Wichtigkeit. Denn es ließ sich voraussehen, daß die Angelegenheiten ganz Europa's in demselben Geiste, wie diejenigen Frankreich's, würden geordnet werden.

Der wahre Staatsmann beschränkt die Freiheit einer Nation nicht weiter, als die Rücksicht auf die Ordnung nöthig macht. Jeder Eingriff in die Freiheit, welcher durch diese Rücksicht nicht bedingt, ist ein Fehler. Diejenigen Verfassungen, wie diejenigen Herrscher sind daher die besten, welche, unbeschadet der Ordnung, den Völkern die größte Freiheit lassen. Diesem Grundsatze, wie den von Kaiser Alexander wiederholt abgegebenen

Erklärungen zufolge, konnte die französische Nation erwarten, daß ihr die Wahl ihrer künftigen Regierung und Verfassung überlassen werden würde.

Die Lasten, welche Napoleon dem Reiche aufgebürdet hatte, waren so drückend gewesen, daß nur der Glanz und Schimmer des Sieges sie einigermaßen erträglich erscheinen ließen. In den Jahren 1802 bis 1814 hatten die Kriegskosten mehr als fünf Milliarden verschlungen. Während des Kaiserreiches (1804 bis 1814) waren drei Millionen Menschen, die Blüthe Frankreich's, ausgehoben und fünf Sechstheile derselben auf den blutigen Altären des Kriegsgottes geopfert worden. Die acht Staatsgefängnisse, welche der Senat dem Kaiser zur Verfügung gestellt hatte, waren voll von unschuldigen Opfern der napoleonischen Gewaltherrschaft. Unter den Galeerensclaven befanden sich achthundert spanische Bauern, deren Verbrechen gewesen war, für ihr Vaterland gekämpft zu haben; in dem Kerker von Saumür die Gefangenen, welche Bonaparte der Freischaar Lützow's während des Waffenstillstandes abgenommen hatte. Zu Wesel dienten gezwungen zweihundertsechsunddreißig Schüler des geistlichen Seminars von Gent als Artilleristen; das Domkapitel von Tournay wurde zu Cambray gefangen gehalten. Die Kerker füllten sich auf kaiserlichen Befehl. Im Strudel der Geschäfte wurden die Gefangenen vergessen. Man ließ sie sitzen, nicht weil man sie für strafwürdig, oder auch nur für gefährlich hielt, sondern weil es an Zeit gebrach, sich mit ihrem Schicksal zu beschäftigen. Hierzu kam noch, daß die einflußreichsten Personen Frankreich's sich bei Gelegenheit der Abdankung Napoleon's dessen Zorn zugezogen hatten. Die verbündeten Mächte hätten daher der französischen Nation die Wahl ihres neuen Herrschers ohne Gefahr anheimgeben können. Dieselbe wäre gewiß nicht auf Napoleon Bonaparte gefallen.

Allein im Gefolge der Heere, welche Frankreich überzogen, waren die Bourbonen zurückgekehrt. Der Graf von Artois und dessen beide Söhne, der Herzog von Angoulême und der Herzog von Berry traten für den s. g. Ludwig XVIII. in die Schranken. Talleyrand und die russischen Minister Nesselrode und Pozzo di Borgo intriguirten für dieselben. Der alte französische Adel und viele frühere Anhänger Napoleon's arbeiteten zu deren Gunsten. Für keine andere Herrscherfamilie, als die Bourbonen, wurde in planmäßiger und übereinstimmender Weise gewirkt. Die verbündeten Mächte, welche ungeachtet der schönen Redensarten des Jahres 1813 im Herzen der Revolution noch immer gram waren und den Grundsatz der s. g. Legitimität festhielten, überdies wünschten, sobald als möglich an die Stelle der napoleonischen Regierung eine andere zu setzen, mit welcher sie regelmäßige Verhandlungen pflegen und einen definitiven Frieden abschließen könnten, waren im Allgemeinen den Bourbonen günstig gestimmt. Sie hatten übrigens, als sie den Rhein überschritten, ja als sie in Paris einzogen, noch keine festen Entschlüsse gefaßt. Nesselrode hatte sich aber für die Bourbonen entschieden und ertheilte schon am Abende des 31. März einer royalistischen Deputation die Versicherung, sein Kaiser erkenne den Grafen von Provence als den einzigen an, welcher rechtmäßige Ansprüche auf die französische Krone besitze.

Weder der Kaiser von Oesterreich, noch der König von Preußen widersetzten sich. Am 12. April traf der Graf von Artois zu Paris ein und nannte sich Generalstatthalter des Reiches. Die Frage war jetzt nur noch, unter welchen Bedingungen und Verhältnissen die Bourbonen den französischen Königsthron besteigen würden: ob kraft angestammten Erbrechtes, oder in Folge der Wahl der Nation, oder endlich auf den Machtbefehl der auswärtigen Kaiser und Könige. Der Einfluß der Letzteren mußte nothwendig schwer in die Waagschale der Geschicke fallen. Frankreich war besiegt und von fremden Heeren besetzt. Es konnte der Macht der Verhältnisse nicht widerstreben. Allein es hätten doch die For=

men gewahrt, es hätte der französischen Nation die Schmach erspart werden können, daß ihr ein Herrschergeschlecht durch fremde Gewalt aufgedrungen wurde. Wäre nicht eine halbe Million fremder Soldaten auf französischem Boden gestanden, so hätte man die Bourbonen entschuldigen mögen, daß dieselben, auf ihr Erbrecht pochend, die Krone Frankreich's in Anspruch nahmen. Da aber die französische Nation im Laufe von mehr als zwei Jahrzehnten, so lange sie nicht besiegt und nicht von fremden Heeren erdrückt war, das Erbrecht der Bourbonen unbeachtet gelassen hatte, so konnten diese nur dadurch ihr Erbrecht von dem Eroberungsrechte trennen, daß sie entweder den Abzug der fremden Heere abwarteten, bevor sie ihre Ansprüche geltend machten, oder auf eine Abstimmung der Nation drangen. Doch die Bourbonen hatten nichts gelernt und nichts vergessen. Sie brachten in das durch die Stürme der Revolution und die Kriege Napoleon's von Grund aus veränderte Frankreich alle ihre alten Fehler, Vorurtheile und Leidenschaften zurück. Sie hatten kein Gefühl weder für ihre eigene Ehre, noch für die Ehre der Nation. Von dem Grundsatze des göttlichen Ursprungs der königlichen Gewalt und ihres Erbrechtes ausgehend, kam es ihnen nur darauf an, so schnell als möglich in den Besitz eines Thrones zu kommen, nach welchem sie so lange Zeit das heftigste Verlangen getragen hatten. An die Zukunft, an die Folgen einer sie selbst und die Nation herabwürdigenden Art der Besitzergreifung dachten sie nicht. Sie hielten es für wichtiger, ihr Erbrecht festzustellen, als den guten Willen der französischen Nation zu gewinnen. Die Möglichkeit, den nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch die Gunst des Schicksals ihnen zugeführten Thron in ähnlicher Weise, wie im Jahre 1793, wieder zu verlieren, erwogen sie nicht und folgeweise auch nicht die Mittel, die Krone dauernd bei ihrer Familie zu erhalten.

Als der Senat am 2. April Napoleon und dessen Familie des Thrones verlustig erklärte, fand man im bourbonischen Lager dagegen nichts einzuwenden. Wer das Recht hat, eine Herrscherfamilie vom Throne auszuschließen, muß folgeweise auch dasjenige haben, eine andere darauf zu setzen. Das wollten aber die Bourbonen nicht anerkennen. Sie fanden es anstößig, daß der Senat, statt blos Ludwig XVIII. als König anzuerkennen, (7. April) im Moniteur bekannt machte, er habe den Prinzen Ludwig Stanislaus Xaver der französischen Nation vermöge einer Verfassung wiedergegeben, welche gleich vortheilhaft für das Volk und für die Herrscherfamilie sei. Noch weniger gefiel den Bourbonen die vom Senate und dem gesetzgebenden Körper angenommene Verfassung, welche (am 8. April) im Moniteur veröffentlicht wurde.

Am liebsten wären die Bourbonen mit derselben unbeschränkten Machtbefugniß zurückgekehrt, welche sie vor dem Jahre 1789 besessen hatten. Die verbündeten Mächte waren übrigens klug genug, zu erkennen, daß in diesem Falle deren Herrschaft nicht von langer Dauer sein würde. Der Graf von Artois begann seine Thätigkeit damit, daß er gegen die vom Senate entworfene und vom gesetzgebenden Körper gut geheißene Verfassung Verwahrung einlegte. Leider war dieselbe so beschaffen, daß sich gegründete Einwendungen dagegen machen ließen. Durch die neue Verfassung wurden dem alten Adel seine Titel bestätigt und dem neuen Adel die seinigen erblich verliehen; überdies bedachte sich der Senat selbst sehr wohl, indem er seine Erhaltung in der Stärke von hundertundfünfzig bis höchstens zweihundert Mitglieder festsetzte. Die Nation fand daher an diesem Machwerke kein großes Gefallen. Die provisorische Regierung wagte nicht, die Annahme der Verfassung als unerläßliche Bedingung der Thronbesteigung des bourbonischen Prinzen festzuhalten, vielmehr bereitete sie dem Grafen von Artois einen unterthänigen Empfang und ordnete schon am 13. April an, daß die bewaffnete Macht die „Tricolore“ mit der weißen Farbe der Bourbonen zu vertauschen habe. Der Graf von Artois mußte aber doch sich

vom Senate zum Generalstatthalter ernennen lassen und die neue Verfassung im Namen seines Bruders gut heißen. Er that dieses nur aus dem Grunde, weil Kaiser Alexander es dringend verlangte, wählte aber eine zweideutige Fassung, um seinem Bruder die Gelegenheit zu bieten, die ihm gesetzten Schranken zu umgehen. So begannen die Bourbonen ihre neue Herrschaft mit Hinterlist und Tücke.

Die erste Regierungshandlung derselben setzte die Verfassung des Landes in Zweifel und deutete an, daß die französische Nation von dem neuen Könige so wenig, als von dessen guillotinirtem Bruder Treue und Glauben erwarten könne. Größere Mißstimmung, als die zweideutige Annahme der Senatsverfassung, erregte die am 23. April abgeschlossene Militär-Convention, der zufolge die französischen Truppen die von ihnen noch außerhalb Frankreich's besetzten dreiundfünfzig Festungen räumen und die daselbst befindliche Artillerie, Munition, Vorräthe, Archive, Pläne, Karten, Modelle u. s. w. zurücklassen sollten. Vielleicht war dies Zugeständniß nicht zu umgehen, vorausgesetzt, daß Frankreich vom Feinde schnell geräumt und an seinem Gebiete nach dem Bestande von 1792 nicht verkürzt werden sollte. Die Convention wurde aber in einer Weise abgeschlossen, welche andeutete, daß der Graf von Artois gar nicht wußte, um was es sich eigentlich handele. Die Franzosen verloren dadurch nicht weniger, als zwölftausendsechshundert Kanonen, dreiundvierzig Linienschiffe und Fregatten, im Gesammtwerthe von fünfzehnhundert Millionen, überdies viele hochwichtige Papiere, welche über allen Geldwerth erhaben waren. Der Frieden und das Gebiet von Frankreich nach dessen Gränzen von 1792 wurde durch diese Zugeständnisse nicht zu theuer erkauft. Niemals hatten die Franzosen einem vollständig besiegten und entwaffneten Feinde so günstige Bedingungen gewährt. Allein mit Recht machte man den Bourbonen daraus einen Vorwurf, daß diese sich nicht bemühten, wenigstens einen Theil dessen zu retten, was von ihnen verlangt wurde. Daß den Hamburgern die Rückerstattung der aus deren Bank gewaltsam entnommenen Gelder und den Preußen der Nachlaß der noch schuldigen einhundertundvierzig Millionen bewilligt wurde, verstand sich unter den obwaltenden Umständen von selbst.

Der Vertrag vom 23. April wurde zwar eine Militär-Convention genannt, in der That enthielt er aber den ganzen Friedensschluß. Ueber die Bedingungen desselben waren die Ansichten sehr getheilt. Die Franzosen beschwerten sich bitter über dessen Härte, während viele Deutsche darüber klagten, daß die noch immer deutschen Provinzen Elsaß und Lothringen, welche Ludwig XIV. und Ludwig XV. an sich gerissen hatten, nicht zurückgefordert worden seien. Wir können beiden Theilen nicht Recht geben. Die Lothringer und Elsäßer gaben in keiner Weise den Wunsch kund, wieder mit Deutschland vereinigt zu werden. Gegen ihren Willen sie von Frankreich zu trennen, wäre eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen. So lange Deutschland in einem Zustande der Zersplitterung verbleibt, wie im Jahre 1814 und bis zum heutigen Tage, können wir nicht hoffen, die vom Vaterlande losgerissenen Glieder zu diesem aus freiem Willen und eigenem Antriebe zurückkehren zu sehen. Im Jahre 1814, wie heutzutage, bildet die Gewalt die einzige Grundlage aller Staaten Europa's. Erst wenn das Recht, d. h. der freie Wille des Volkes, an die Stelle der Gewalt getreten sein wird, erst dann ist es Zeit, darüber abstimmen zu lassen, mit welchem Staate diese oder jene Provinzen, Bezirke und Städte verbunden sein wollen. So lange der freie Wille der Betheiligten nicht in Betracht gezogen wird, ist jede Veränderung, welche im Rathe der Machthaber beschlossen wird, nur eine neue Gewaltthat.

Mit weit besserem Rechte konnten aber alle Völker, deren Schätze der Wissenschaft und der Kunst von den Franzosen geplündert worden waren, Zurückerstattung des Raubes ver-

langen. Allerdings hatten die Zusagen, welche beim Einmarsche der Heere in Paris gegeben worden waren, die Erwartung begründet, daß die Pariser Sammlungen nicht würden verkürzt werden. Die Soldaten, welche mit den Stadtbehörden von Paris eine Convention abschlossen, dachten aber gewiß nicht an die hier angeregte Frage. Jedenfalls wäre die Forderung gerecht gewesen und hätte noch immer vor Abschluß des Friedens geltend gemacht werden können. Allein die in Paris anwesenden Fürsten, Diplomaten und Soldaten hatten viel zu wenig Sinn für Kunst und Wissenschaft, als daß sie die Interessen derselben würdig hätten vertreten können. Ihr Augenmerk war nur darauf gerichtet, von dem vorhandenen Ländergebiete, welches von Frankreich abgetrennt wurde, möglichst große Fetzen an sich zu reißen.

Auf der Grundlage der Convention vom 23. April sollten die auswärtigen, auf dem Boden der Senatsverfassung die inneren Angelegenheiten Frankreichs geordnet werden. Die Convention erregte aber wegen der Leichtfertigkeit, mit der sie unterzeichnet worden war, allgemeine Mißstimmung, und die Senatsverfassung wurde zum Stein des Anstoßes, weil der neue König dieselbe, ungeachtet der Gutheißung des Grafen von Artois, nicht genehmigen wollte. Mit Recht fühlten sich alle denkenden Franzosen dadurch verletzt, daß die Bourbonen ihre ganze Kraft nicht darauf verwandten, ihrem wiedergewonnenen Reiche die möglichst günstigen Friedensbedingungen auszuwirken, sondern darauf, ihren neu errichteten Herrscherthron möglichst unumschränkt zu machen. Ludwig XVIII. betrachtete alles, was sich seit dem Jahre 1789 in Frankreich zugetragen hatte, als ungesetzlich und daher für ihn nicht bindend. In diesem Gedanken wurde er durch die unverbesserlichen Emigranten, welche ihn umgaben, und zumal durch seinen Liebling, den Grafen Blacas, sodann aber auch durch den großen Jubel bestärkt, mit welchem er in Frankreich aufgenommen wurde. Er landete (am 24. April) zu Calais. Langsam reis'te er von da über Boulogne, Montreuil, Abbeville und Amiens nach Compiegne, wo er am 29. April anlangte. Noch hatte er die Senatsverfassung nicht anerkannt, und schien es darauf abgesehen zu haben, die Zügel der Regierung als unumschränkter Herrscher zu ergreifen. Die verbündeten Fürsten und deren Minister, unter ihnen sogar Metternich, besaßen Einsicht genug, zu erkennen, daß, falls Ludwig XVIII. seine Regierung mit der Umstoßung der Senats-Verfassung begänne und die Regierung mit unumschränkten Gewalten anträte, er nicht im Stande sein würde, den Einflüsterungen der wüthenden Emigranten die Spitze zu bieten. Sie hatten alle die Frechheit, die Unsittlichkeit und die Verblendung der Emigranten kennen gelernt. Sie wußten, welche Zumuthungen dieselben ihnen in früheren Zeiten des Unglücks gemacht hatten und konnten daraus entnehmen, in welcher Weise sie jetzt von ihrem Glücke Gebrauch machen, falls ihnen keine Schranken gezogen würden. Vergeblich hatte Pozzo di Borgo mündlich in England mit dem Grafen von Provence unterhandelt. Umsonst hatte Talleyrand versucht, den neuen König für die Senatsverfassung zu gewinnen. Alexander reiste dem halsstarrigen Bourbon nach Compiegne entgegen, woselbst es zwischen beiden Fürsten zu sehr bitteren Redensarten kam. Alexander, welcher fühlen mochte, daß auf ihm zunächst die Verantwortlichkeit für die Wiederherstellung der Bourbonen laste, wußte nicht anders den Starrsinn Ludwig's XVIII. zu brechen, als dadurch, daß er diesem in einer Note zu erkennen gab, er werde den König von Frankreich, welcher seinen Regierungsanfang vom Todestage des Sohnes Ludwig's XVI. datirte, nicht in Paris einlassen, falls dieser sich länger weigere, den Forderungen des Senates und der verbündeten Mächte Genüge zu leisten. Jetzt endlich gab Ludwig XVIII. theilweise nach. In einer Erklärung, welche der König von St. Ouen aus erließ, schob er zwar die Senatsverfassung zur Seite, er berief jedoch den Senat und den gesetzgebenden Körper auf den 10. Juni

ein, um einen denselben vorzulegenden Verfassungsentwurf zu berathen. Zugleich bezeichnete er als dessen Grundlagen das Repräsentativsystem mit einem Senate und einer Kammer der Abgeordneten, das Recht der Steuerbewilligung, öffentliche und persönliche Freiheit, Preßfreiheit mit den zur Verhütung des Mißbrauchs nöthigen Vorsichtsmaßregeln, Religionsfreiheit, Unverletzlichkeit des Eigenthums, Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter, Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter, Verbürgung der Staatsschuld, Aufrechterhaltung der Pensionen, Grade und Ehren des neuen Adels neben dem alten und des Ordens der Ehrenlegion, Gleichberechtigung aller Franzosen in Betreff jedweder Aemter, und endlich die Erklärung, daß Niemand wegen seiner Meinungen verfolgt werden solle.

Wenn Ludwig XVIII. im Sinne gehabt hätte, alle diese Zusagen redlich zu halten, so wäre es besser gewesen, die Senatsverfassung, etwa unter Vorbehalt der Abänderung einiger Artikel derselben, anzuerkennen. Allein er legte großen Werth darauf, sich den Schein zu geben, als ertheile er der Nation die neue Verfassung aus allerhöchster Gnade. Er behielt sich insgeheim vor, die einzelnen Artikel der neuen Charte so zu fassen, daß sie sich umgehen ließen. Im Hintergrunde lauerte immer der Gedanke, eine Verfassung, welche aus allerhöchster Gnade gegeben, oder wie man sich auszudrücken pflegte, octroyirt worden sei, lasse sich, den Umständen nach, aus allerhöchster Ungnade wieder zurücknehmen.

Die Nation war klug genug, diese Hintergedanken zu merken. Der Freudenrausch derselben schlug schnell in Verstimmung um. Die Folge der allerhöchsten Gnade war die allerhöchste Unsicherheit über die Zukunft, welcher die Nation entgegen ging. Mit unabweislicher Nothwendigkeit entwickelte sich hieraus die zweite und dritte Vertreibung der Bourbonen.

Die Frage, auf welche Weise sich diese augenscheinlichen Mißstände hätten vermeiden lassen, ist oft aufgeworfen und verschieden beantwortet worden. Die Grundursache derselben, welche bis auf den heutigen Tag fortwirkt, bestand in der der französischen Nation angethanen Gewalt. Hätte man dieser gestattet, sich selbst ihre neue Verfassung und ihre neuen Herrscher zu geben, dann wäre, selbst für den Fall, daß keine bessere Verfassung und kein anderes Herrschergeschlecht gewählt, ihr Selbstbewußtsein nicht verletzt und der so empfindliche Gedanke beseitigt worden, daß die Bourbonen aus Erkenntlichkeit für ihre Wiederherstellung den fremden Mächten ungebührliche Zugeständnisse gemacht hätten. Das Grundübel bestand also in der Rechtsverletzung, deren sich die fremden Mächte schuldig machten, indem sie die Bourbonen als rechtmäßige Beherrscher Frankreichs anerkannten, bevor die französische Nation in Betreff derselben auch nur gefragt worden war. Wollten die fremden Mächte die höchst schwierige und dornenreiche Frage der neuen Verfassung Frankreichs umgehen, so brauchten sie nur mit Napoleon zu unterhandeln. In der traurigen Lage, in welcher sich dieser zu Fontainebleau befand, wäre es nicht schwer gewesen sich auch mit ihm zu verständigen. Nimmermehr hätte der Senat gewagt, den Kaiser abzusetzen, wenn ihm dieser Gedanke nicht von den fremden Mächten eingegeben worden wäre. Der große Fehler der Sieger bestand darin, daß sie sich viel zu sehr in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mischten, um nicht ein dauerndes Gefühl der Demüthigung im Schooße der französischen Nation rege zu machen.

Die Gefahren, in welche die fremden Mächte ganz Europa durch die Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs stürzten, waren selbst von dem Standpunkte der Monarchie aus weit größer, als diejenigen, welche aus einer würdevollen und rechtmäßigen Handlungsweise hervorgegangen sein würden.

Napoleon mochte noch so tyrannisch regiert haben; nur der französischen Nation kam es zu, ihm den Thron zu entziehen. So lange diese ihn als ihren Kaiser anerkannte, hatten die auswärtigen Mächte kein Recht, ihn thatsächlich dadurch, daß sie sich weigerten, mit ihm in Unterhandlung zu treten, abzusetzen. Thaten sie dieses dennoch, so nahmen sie alle Consequenzen dieses Schrittes auf sich: sie setzten sich dem gerechten Vorwurfe bloß, den ganzen Staatsorganismus Frankreichs hinterlistigerweise zerrüttet zu haben. Alexander hatte Napoleon einst seinen Freund genannt, Franz hatte ihn zu seinem Schwiegersohne gemacht, alle Mächte des europäischen Festlandes hatten ihn ein Jahrzehent hindurch als Kaiser von Frankreich anerkannt. Was hatte Napoleon seit den Conferenzen von Chatillon verbrochen, um ihn der Folgen dieser Anerkennung verlustig zu machen? Sein Verbrechen war dasselbe gewesen, wie dasjenige Franz' I. nach Wagram und Friedrich Wilhelm's nach Jena und Friedland. Napoleon hatte allerdings wiederholt, namentlich Spanien und vielen kleinen deutschen Fürsten gegenüber in ähnlicher Weise gehandelt, allein das rechtfertigte das Verfahren der fremden Mächte wider ihn nicht, noch weniger konnte diese Betrachtung die unabweislichen Folgen desselben abwenden.

Die fremden Mächte wünschten die französische Revolution in ihren Folgen möglichst zu beseitigen. Sie machten dieselbe gewissermaßen permanent, indem sie an die Stelle eines durch die Revolution emporgehobenen Kaisers ein durch die Revolution gestürztes Königsgeschlecht setzten. Napoleon hatte sich wenigstens ohne fremde Hülfe auf den Thron geschwungen. Die Bourbonen, welche auf diesen zurückkehrten, nicht in Folge der von ihnen an der Spitze französischer Heere errungenen Siege, sondern in Folge der von ihnen eifrigst gewünschten und mit Jubel begrüßten Niederlagen Frankreichs, traten thatsächlich in den Bund Europa's wider ihr Vaterland ein und machten sich, trotz des Freudenrausches mit welchem sie anfänglich aufgenommen wurden, des Vertrauens der Nation unwürdig.

Mit Recht nannten alle denkenden Männer die Abstimmung, in deren Folge Napoleon auf den Kaiserthron gestiegen war, ein Possenspiel, allein es lag darin doch die theoretische Anerkennung der Volkssouveränetät. Die Rückkehr der Bourbonen war für Frankreich ein Trauerspiel, in welchem dieselben die elenden Rollen von Gegnern der Volkssouveränität und zugleich von Verbündeten der Feinde Frankreichs übernahmen.

Je leichter es den fremden Mächten wurde, mit den Bourbonen Frieden zu schließen, desto gerechtern Grund zur Mißstimmung hatte das französische Volk. Ludwig XVIII. mochte der Nation eine Verfassung octroyiren, dafür mußte er sich selbst den Frieden octroyiren lassen. Für das französische Volk lag in dieser doppelten Octroyirung eine Quelle der Unzufriedenheit, welche heutzutage noch fließt und die Hauptursache des gegenwärtigen Krieges in Europa bildet.

Der Pariser Frieden des Jahres 1814 oder der erste Pariser Frieden, wie er gewöhnlich genannt wird, wurde am 30. Mai unterzeichnet. Er ruhte auf der Grundlage der Convention vom 23. April. Frankreich wurde durch denselben auf seine Grenzen von 1792 zurückgeführt und erhielt die ihm abgenommenen Colonien wieder. Nur Avignon und Vennaissin und einige Bezirke an der Ostgränze verblieben ihm. Wenn die übrigen Mächte Europa's gleichfalls allen seit dem Jahre 1792 gemachten Raub herausgegeben, hätten die Franzosen keinen Grund gehabt, sich über diese Bestimmung des Friedens zu beschweren. Allein daran war nicht zu denken. Weit entfernt, dieses zu thun, suchten sie nur den Raub früherer Zeiten zu vermehren. Im Namen der Völker war im Jahre 1813 der Krieg wider Napoleon verkündigt worden, jetzt, da es darauf ankam, den Völkern das ihnen geraubte Gebiet zurück zu geben, wurde denselben nicht Wort gehalten. Dasselbe Unrecht, welches die auswärtigen Mächte an Frankreich verübt hatten, begingen

sie an den meisten übrigen Nationen Europa's: an Deutschen, Italienern, Polen, Norwegern und Belgiern. Alles wurde so eingerichtet, wie es den Fürsten, Aristokraten und Pfaffen wohl gefiel. Das wenige, was später zu Gunsten der Völker geschah, verdankten diese nicht dem freien Willen und dem Pflichtgefühle der Fürsten, sondern dem Drange der Verhältnisse, welchen Napoleons Rückkehr von Elba hervorrief.

Durch den Pariser Frieden waren die verbündeten Mächte, in den unbestrittenen Besitz aller Eroberungen getreten, welche Frankreich vom Jahre 1792 an gemacht hatte. Seit dem Anfange des Jahres 1813 waren zwar viele Verträge geschlossen worden, welche über die besetzten Landstriche verfügten, allein es blieb doch noch viel zu ordnen und näher zu bestimmen übrig. Zu diesem Behufe hatten die verbündeten Mächte beschlossen, nach zwei Monaten Bevollmächtigte zu einem allgemeinen Congresse nach Wien zu senden. Später wurde die Eröffnung des Congresses bis zum 1. October verschoben, was ein großer Fehler war und von vorn herein die geringe Rücksicht andeutete, welche die Fürsten den dringenden Bedürfnissen und Wünschen der Völker widmeten. Der provisorische Zustand, welcher auf fast ganz Mittel-Europa lastete, war im höchsten Grade drückend. Es kam darauf an, demselben, so schnell als möglich, ein Ende zu machen. Doch die Fürsten, Aristokraten und Pfaffen, in deren Händen die Schicksale Europa's lagen, beeilten sich nicht. Selbst am 1. October wurde der Congreß nicht eröffnet, und als endlich am 1. November die Eröffnung stattfand, beschäftigte man sich wieder Monate lang nur mit der Prüfung der Vollmachten, mit Bällen, Maskeraden, Feuerwerken, Jagden und anderen Lappalien. Der Wiener Hof verausgabte dreißig Millionen Gulden für derartige zeitverschwendende Festlichkeiten, während tausende von Unglücklichen, welche ihr Blut im Kampfe vergossen, oder ihre Habe verloren hatten, im bittersten Elende schmachteten.

Wären die Fürsten Europa's ihrer Stellung gewachsen oder den von ihnen ertheilten Zusagen treu gewesen, so hätten sie die verschiedenen Nationalitäten Europa's, welche durch die Kriege der vergangenen Zeit zerrissen und mißhandelt worden waren, in den Gränzen ihres Gebiets wieder herstellen und die Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten denselben anheimgeben müssen. Statt mit den ewigen und unveräußerlichen Rechten der Völker befaßten sich die Machthaber nur mit den Ansprüchen, Anmaßungen und Zudringlichkeiten der Fürsten, Aristokraten und Pfaffen, welche meistentheils übertrieben waren und im Widerspruche mit den unverjährbaren Rechten der Nationen standen.

Eine der betrübendsten Erscheinungen des menschlichen Lebens ist es, daß, sobald es sich um die Vertheilung der Siegesbeute handelt, die unwürdigsten Subjecte, welche zu den gewonnenen Erfolgen nichts beigetragen oder erst in der letzten Stunde sich den siegreichen Bannern angeschlossen haben, sich hervordrängen und theils durch Unverschämtheit, theils durch Ränke, die sie spinnen, den Löwenantheil an sich reißen. Die begeisterten Kämpfer für Freiheit und Recht, welche nicht an sich, sondern nur an die große Sache der Menschheit denken, erleiden immer in der Schlacht die größten Verluste, weil sie sich am Platze der Gefahr finden, und nach der Schlacht wird ihnen Undank und Zurücksetzung zu Theil.

Die französische Revolution nahm hauptsächlich in Folge dieser Combination von Feigheit und Unverschämtheit die ungünstige Wendung, welche Napoleon auf den Thron hob. Ein ähnliches Schicksal hatte die Freiheitsbewegung der deutschen Nation in den Jahren 1813 bis 1815.

Die Fürsten waren die letzten, welche sich derselben anschlossen. Der König von Preußen konnte durch seine Minister und Generale nur mit der größten Mühe dazu gebracht werden, für die Sache der Freiheit das Schwert zu ziehen. Oesterreich's Kaiser schloß sich erst an, nachdem Metternich wiederholt versucht hatte, von Napoleon einen höhern Preis

auszuwirken, als ihm Rußland und Preußen boten. Die Rheinbundsfürsten warteten theilweise sogar bis nach der Schlacht von Leipzig, und einige derselben straften auch dann noch ihre hochherzigen Offiziere, welche auf eigene Faust an dem Kampfe für Freiheit und Vaterland gegen den auswärtigen Feind Theil genommen hatten.

Die deutsche Nation im Bunde mit einigen wackeren Männern aus dem Adel-, dem Soldaten- und dem Beamtenstande hatte die Fürsten in den Kampf gedrängt und hatte in diesem den Sieg errungen. Ihre Forderungen wurden jedoch alle den Ränken und den ungestümen Bitten derselben Fürsten, Minister, Aristokraten und Pfaffen aufgeopfert, welche zu dem endlichen Siege nichts, oder nur sehr wenig beigetragen, die früheren Niederlagen aber durch den auf das Volk ausgeübten Druck, durch Mißregierung und Unverstand verschuldet hatten.

Nationalität und Freiheit war die Losung gewesen zur Zeit der Gefahr. Als diese überstanden war, wurde keine einzige Nation, weder die deutsche, noch die italienische, noch die polnische innerhalb der ihr gebührenden Gränzen wieder hergestellt, wurde die versprochene Freiheit dem vereinigten Königthume, Adel und Pfaffenthume aller Orten zum Opfer gebracht. Gleich nach der Schlacht von Leipzig machten die Fürsten die erste Schwenkung von der Neuzeit zum Mittelalter, von der Nation zu den privilegirten Ständen. Die zweite wurde auf dem Wiener Congreß gemacht, die dritte von da an bis zum Jahre 1830 hin und bis in die neueste Zeit fortgesetzt.

Bei der Vertheilung der den Franzosen abgenommenen Länder konnte man sich entweder auf einen principiellen Standpunkt erheben, oder auf dem gewöhnlichen der Convenienz bleiben. Im erstern Falle mußte das Recht, d. h. der Wille der Nationen, den Ausschlag geben. Die Ausgleichung zwischen den verschiedenen Betheiligten wäre dann nicht sehr schwer gewesen. Doch den Prinzipien hatten die Kaiser und Könige den Rücken gekehrt, sobald ihre Heere siegreich vorgeschritten waren. Die Convenienz gab die Entscheidung. Das Gleichgewicht der Mächte bot nur einen untergeordneten Haltpunkt. Die Nationen wurden den Machthabern zum Opfer gebracht.

Natürlich mußten alle für Recht, Freiheit und Nationalität begeisterten Gemüther durch diese Art der Vertheilung der eroberten Ländermasse auf's Aeußerste verletzt werden: das deutsche nicht minder, als das französische, das polnische und das italienische Volk.

Alle Nationen Europa's können die Verträge des Jahres 1815 von dem Standpunkte des Rechtes angreifen, weil in denselben nirgends auf ihre Wünsche Rücksicht genommen wurde, und weil die Völker weder eine entscheidende, noch auch nur eine berathende Stimme dabei führten. Nur England und Rußland haben keinen Grund der Beschwerde, theils weil deren Gebiet dadurch niemals verletzt wurde, theils weil deren Völker in verfassungsmäßiger Weise dabei vertreten waren.

Allein wer die Verträge angreift nicht aus nationalen und freiheitlichen, sondern lediglich aus Gründen der Convenienz, wer deren Umstoßung bewirken, bei deren Abänderung den Völkern aber keine Stimme gewähren und deren Rechte nicht beachten will, der steht auf keinem höhern Standpunkte, als die Despoten des Jahres 1815 und kann daher nimmermehr eine wesentliche Verbesserung derselben bewirken. Wegen einer unwesentlichen Verbesserung derselben aber einen allgemein europäischen Eroberungskrieg zu veranlassen, ist eine eben so gewagte, als rechtswidrige Unternehmung, welche sehr leicht zum Schaden des angreifenden Theiles ausfallen könnte.

Die einzigen Interessen, welche auf dem Wiener Congresse vertreten waren und folgeweise sich geltend machen konnten, waren die dynastischen. Ihnen wurden nicht blos die Rechte der Nationen, sondern sogar, den Umständen nach, das monarchische Prinzip zum

Opfer gebracht. Dieses forderte die Wiederherstellung der Bourbonen in Neapel und des alten Königshauses in Sachsen. Allein beide fanden nicht statt, weil dort die Mürat ertheilten Zusagen des Hauses Habsburg, hier die dem Könige von Preußen gemachten Versprechungen Rußland's im Wege standen.

Die wenigen, den Völkern gemachten Zugeständnisse waren nicht die Folgen des von oben herab selbst früher begünstigten Rechts- und Freiheitsgefühls und der ertheilten Zusagen, sondern vielmehr der Angst, außerdem von den Völkern im Stiche gelassen zu werden, deren man doch so sehr bedurfte, nachdem Napoleon von Elba zurückgekehrt war. Daher kam es auch, daß diejenigen Fürsten, welche am meisten versprochen hatten, zumal der König von Preußen, am wenigsten hielten, während die kleinen Fürsten, welche gar nicht in der Lage waren, maßgebende Versprechungen zu machen, den in der deutschen Bundesacte niedergelegten freiheitlichen Bestimmungen die geringste Gewalt anthaten, als es galt, dieselben zu erfüllen.

Ein Rechtszustand konnte unter solchen Verhältnissen in Wien nicht begründet werden, sondern nur ein Besitzstand, welcher im Verhältniß zu der Macht und dem Einflusse der verschiedenen Dynastien der einen derselben mehr, der anderen weniger von der gemachten Eroberung zuschied.

Bei Abwägung der dynastischen Interessen kam dann noch der Einfluß in Betracht, welchen bestochene Staatsmänner, wie z. B. Talleyrand, feile Weiber, Witzbolde und Günstlinge geltend machten.

Die Grundlage, auf welcher seit 1815 das europäische s. g. Staatensystem ruht, ist daher, mit Ausschluß jedes Rechtes, Gewalt, Bestechung, Wollust und Gunst. Sie wird sich schwerlich bessern, so lange die Nationen den Despoten erlauben, über sie wie über Hammelheerden zu verfügen und den Pfaffen, sie sogar ihre Heerden zu nennen.

In demselben Augenblicke, als man den Handel mit schwarzen Menschen oder, wie man sich auszudrücken pflegte, Seelen, abschaffte, betrieb man den Schacher mit weißen im größten Maßstabe. Was ist denn an dem Handel mit Seelen empörend, als die Thatsache, daß man über dieselben verfügt, ohne Recht und ohne Rücksicht auf deren Forderungen oder auch nur deren Wünsche. Die Seelen, über welche die Diplomaten in Wien verfügten, wurden ganz ebenso wenig befragt, als diejenigen, welche an den Küsten Afrika's verhandelt wurden. Doch die Seelenhändler in Wien waren Kaiser, Könige und Minister, die Seelenhändler Afrika's nur Kaufleute. Das macht einen großen Unterschied aus, wo das Recht nicht gilt, sondern nur Gewalt, Bestechung, Wollust und Gunst.

So groß zu Wien die Neigung vieler Machthaber auch war, den Zustand vor der französischen Revolution wieder herzustellen, so war doch ihre Ländergier noch größer. Schon aus diesem Grunde konnte Malta, konnten die mediatisirten Länder Deutschland's ihren früheren Besitzern nicht zurückgegeben werden. Allein auch die freien Reichsstädte Deutschland's (mit Ausnahme von vieren), die Republik der Niederlande und die Republiken Italien's, zumal Genua und Venedig, standen aus ihren Gräbern nicht wieder auf.

So wenig, als der Territorialbestand der Vorzeit, konnten deren Verfassungen hergestellt werden. In mannichfaltiger Verschlingung umfaßten sich Altes und Neues. Die deutsche Reichs- und die schweizerische Bundes-Verfassungen erfuhren Veränderungen, welche, so wenig sie befriedigten, im Verhältniß zum Jahre 1789 doch Verbesserungen waren.

Frankreich ging aus dem Schmelztigel als constitutioneller Staat hervor. Deutschland sollte, gleich dem Nachbarn im Westen, sich einer freieren Verfassung, der Preßfreiheit, Religionsfreiheit, der Freiheit des Handels und der Schifffahrt erfreuen. Unglücklicherweise

waren die deutschen Fürsten eben so treulos, als die Bourbonen. Sie erfüllten alle den Aristokraten und Pfaffen, keines der dem Volke gemachten Zugeständnisse.

Im Jahre 1815 wurden die Keime zu allen Revolutionen der späteren Zeiten, der Jahre 1820, 1824, 1830, 1848 und 1849 theils durch die Kurzsichtigkeit und Ländergier, theils durch die despotischen Gelüste der Machthaber gelegt. Die italienischen, spanischen, französischen, polnischen und deutschen Volkserhebungen konnten vermieden werden, wenn Nationalität und Freiheit den Machthabern verständliche Begriffe gewesen wären. Bevor aber die Verstöße des Jahres 1815 werden gut gemacht sein, werden die Revolutionen sich immer wiederholen, sobald die in ihren heiligsten Rechten gekränkten Völker zu einiger Kraft gelangt sind.

Die Leichtfertigkeit, mit welcher die wichtigsten Fragen auf dem Wiener Congresse entschieden wurden, trat am deutlichsten in der Zeitverschwendung zu Tage, welche die ersten Monate der Zusammenkunft schändete. Inmitten aller der Bälle, Jagden, Revuen und Schauspiele, aller der liederlichen Frauen und feilen Männer, welche zu Wien eine Rolle spielten, blieb den Machthabern weder Zeit noch Stimmung zu ernsten Geschäften. Wie hätten die an das Lispeln schöner Frauen, an die Schmeicheleien niedriger Höflinge und die von schlauen Diplomaten gebrauchten Redensarten gewöhnten Fürsten der Stimme der Völker und des Rechtes Gehör schenken können? Die Zerstreuung der Feste erzeugt nicht die Gemüthsverfassung, in welcher das Recht der Nationen abgewogen, Gegenwart und Zukunft mit Sicherheit in's Auge gefaßt werden kann.

Der größte Theil der Schuld an allen diesen Mißverhältnissen lastete auf dem Könige von Preußen. Er hatte die deutsche Nation durch Worte der Freiheit und des Rechtes aus ihrem Schlummer wach gerufen und hatte sich dadurch selbst an deren Spitze emporgeschwungen. Es galt, den Ton festzuhalten, den er im Anfange des Jahres 1813 angestimmt hatte. Nur zu bald fiel er aber von dem nationalen und freiheitlichen in den dynastischen und despotischen zurück. Er verlor dadurch natürlich die Bedeutung, welche er als Wortführer Deutschland's hätte gewinnen können. Er sank in die Classe der eigennützigen Dynasten hinab, wurde nicht mehr gefürchtet und konnte daher selbst seine dynastischen Interessen nicht mit Nachdruck geltend machen.

Noch niemals früher waren alle christlichen Mächte Europa's auf einem Congresse vertreten gewesen. Selbst auf dem westphälischen waren mehrere derselben unvertreten geblieben. Nur mit diesem ließ sich der Wiener Congreß vergleichen. Wie damals, sollte auch im Jahre 1814 und 1815 der Kampf zwischen der alten und neuen Zeit durch ein Compromiß beendigt werden. Wie damals hatten sich unwürdige Führer der Idee des Jahrhunderts bemächtigt und derselben großen Schaden zugefügt. An die Stelle der vom Geiste der Freiheit beseelten Männer, eines Ulrich von Hutten, Luther, Zwingli, Melanchthon, Calvin, eines Sickingen, Thomas Münzer und Wilhelm von Oranien, der beiden Socine, eines Blandrata und Anderer waren Fürsten, Minister und Generale getreten, welche ihren persönlichen Leidenschaften fröhnten, indem sie vorgaben, für die Wahrheit und für die Menschheit in die Schranken zu treten. Trotz aller Beimischung unreiner Elemente war aber die Idee des sechzehnten Jahrhunderts, der Fortschritt auf geistigem Gebiete von ihnen nicht gänzlich verfälscht worden. In weit höherem Maße, als die Idee der Reformation, war die Idee der Revolution durch deren Träger verdorben worden. Napoleon hatte sich zum alleinigen Beherrscher derselben aufgeworfen und war besiegt worden. Doch im Laufe des Kampfes hatten die beiden kämpfenden Partheien die Rollen gewechselt. Die verbündeten Mächte hatten das Banner der Freiheit geschwungen, welches früher die Franzosen durch einen großen Theil Europa's siegreich getragen. Unter ihren

Fittigen konnte die Idee der Revolution ganz ebenso wenig gedeihen, als unter denjenigen der deutschen Fürsten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts die Idee der Reformation.

Um die Ländergier der Dynastie Habsburg zu befriedigen, wurde Italien, um derjenigen dieses Hauses und der Häuser Romanow-Soltikow und Hohenzollern zu genügen, Polen zerstückelt. Sachsen wurde Preußen, Belgien und Holland dem Hause Oranien zum Opfer gebracht.

Die ganze Einrichtung des Congresses athmete den Ungeist des Despotismus. Hätte man sich auf den allein richtigen Standpunkt der Nationalität emporgeschwungen, um von diesem aus für Recht und Freiheit in die Schranken zu treten, so hätte jeder Nation eine Stimme im Rathe bewilligt und dadurch die Schlichtung der streitigen Fragen leicht bewirkt werden mögen. Allein statt dessen theilte man die zu berathenden Angelegenheiten in europäische und deutsche, bewilligte bei der Berathung der ersteren acht Mächten: Oesterreich, Rußland, Preußen, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden eine Stimme und entzog diese allen übrigen. Deutschland als solches war daher im europäischen Congresse gar nicht vertreten, ebenso wenig in der für die deutschen Angelegenheiten berufenen Rathsversammlung. Denn in dieser hatten anfangs nur die Könige und der Kaiser von Oesterreich, später außer diesen nur Fürsten und vier Städte Sitz.

Die eigentlichen Congreß-Sitzungen waren übrigens nur formelle Zusammenkünfte, in welchen dasjenige, was früher in heimlichen Besprechungen oder schriftlichen Verhandlungen, mit Hülfe von Ränken, Drohungen, Bestrafung und jedweder Arglist zu Stande gebracht worden war, festzustellen.

Oesterreich und England waren im Besitze aller, oder doch der meisten Länder, die sie begehrten, nicht so Rußland und Preußen. Das eine trachtete nach Polen, das andere nach Sachsen. Monate vergingen, bevor man sich einigen konnte.

Mehr als einmal fielen heftige Worte, welche die schlimmsten Befürchtungen rege machten. Preußen verband sich mit Rußland, Oesterreich mit England und Frankreich. Endlich verständigte man sich dahin, daß Sachsen nicht ganz, sondern zu zwei Fünftheilen Preußen einverleibt, dieses dafür am Rhein einigermaßen entschädigt werden und von Polen einige Bezirke unter dem Namen „Großherzogthum Posen" behalten solle. An Rußland fiel dagegen der bei Weitem größte Theil Polen's. Es rückte zwischen Oesterreich und Preußen bis in die Nähe der Oder vor und gewann dadurch eine Stellung, die es seither zum Verderben der Sache der Freiheit und Deutschland's geltend machte. Noch hat es zwar nicht die Waffen gegen unser Vaterland gezückt. Allein die Gefahr, daß es auch zu diesem Aeußersten kommen werde, rückt immer näher. Schwerlich kann der Alp, welcher durch die dem russischen Colosse in Wien gemachten Zugeständnisse auf Europa und zunächst auf Deutschland gewälzt wurde, anders, als durch das Schwert verjagt werden.

Dasselbe Verbrechen, welches zu Gunsten Rußland's an Polen, wurde zum Vortheile Oesterreich's an Italien begangen. Venedig und die Lombardei wurden dem Hause Habsburg, Genua dem Hause Sardinien zum Opfer gebracht. Modena fiel an seine früheren Herzoge zurück. Parma und Piacenza wurden dazu benützt, der Kaiserin Maria Louise, welche sich von ihrem Gatten getrennt hatte, ein souveraines Besitzthum zu verschaffen. Die Republik Lukka wurde der ehemaligen Königin von Etrurien zugetheilt, um die Einsprache des Königs von Spanien gegen die eigenmächtige Verfügung über Parma zu beseitigen. Nur die Republik St. Marino blieb unangetastet, weil sie zu klein war, die Ländergier der Machthaber zu reizen.

Mit Mürat hatte sich das Wiener Cabinet zu tief eingelassen, als daß ihm Neapel vorenthalten werden konnte. Doch sann man schon in Wien darauf, ihn durch die neapo-

litanischen Bourbonen zu verdrängen. Die Rückkehr Napoleon's und die Theilnahme Mürats an dem Kriege wider die Verbündeten gab dieser schon bald den erwünschten Vorwand, ihren früher gefaßten Plan zur Ausführung zu bringen.

Während fast alle vertriebenen Dynastien und selbst der Pabst in ihre verlorenen Länder wieder eintraten, wurden allen von Napoleon unterjochten Republiken Monarchen zu Herrschern gesetzt. Die vereinigten Staaten der Niederlande wurden unter dem Hause Oranien, welches sich mit der Dynastie Romanow-Soltikow verschwägerte, zu einem Königreiche umgewandelt und durch Belgien vergrößert. Man nahm dabei, wie bei allen Anordnungen, die man zu Wien traf, keine Rücksicht auf geschichtliche Entwickelungen, den Wunsch und das Bedürfniß der betreffenden Völker. Die unvermeidlichen Folgen traten schon nach fünfzehn Jahren ein, indem sich Belgien von Holland los riß.

Das Wenige, was man zum Besten der Völker bestimmte, hielt man entweder nicht, oder verdarb es schon im Keime durch die mangelhafte Fassung, welche man den betreffenden Artikeln gab, so z. B. die freie Schifffahrt auf dem Rheine bis in's Meer, indem man statt dessen sich des Ausdrucks „bis an das Meer" (jusqu'à la mer) bediente.

England sah es als selbstverständlich an, daß ihm der Raub verblieb, den es im Laufe der Jahrhunderte gewonnen hatte. Zu Gibraltar der spanischen, und Helgoland der deutschen Feste, jenes der wichtigste Punkt am Mittelmeere, dieses die beherrschende Insel der Nordsee, fügte es noch die Insel Malta, die Schutzherrlichkeit über die jonischen Inseln, welche sich bald in eine unumschränkte Herrschaft verwandelte, das Cap der guten Hoffnung und die Inseln Tabago, Santa Lucia und Isle de France hinzu.

Dänemark mußte Norwegen gegen Schwedisch-Pommern und dieses gegen einen Bezirk, welcher das Herzogthum Lauenburg genannt wurde, vertauschen.

Spanien sollte Olivenza an Portugal zurückgeben. Da es dieses nicht wollte, unterzeichnete es die Wiener Congreßacte nicht.

Die Schweiz behielt mit einigen wenigen Veränderungen *) ihren Territorialbestand und die Zusicherung beständiger Neutralität.

In solcher Weise wurde die neue Landkarte der Erde fabrizirt. Schon nach wenigen Monaten erlitt sie jedoch einige, im Jahre 1830 bedeutendere Modificationen. In unseren Tagen hat es den Anschein, als ob dieselbe von Grund aus verändert werden sollte.

Die Rechte der Völker wurden mit Füßen getreten. Für deren Freiheit geschah ebenso wenig, als für deren Gebiet. Deutschland, welches am Meisten dazu beigetragen hatte, um der französischen Gewaltherrschaft ein Ende zu bereiten, blieb zerrissen im Innern und nach Außen hin in den gefährdendsten Beziehungen.

Zu den lebhaftesten Verhandlungen führte die Frage, betreffend Sachsen. Bei dieser Gelegenheit wurde viel von Recht gesprochen. Der Streit über diese Rechtsfrage scheint mir aber sehr läppisch. Da einmal die Völker von der Berathung über deren eigene Interessen ausgeschlossen, da die Frage von deren Rechte stillschweigend beseitigt, war zugleich auch die Rechtsfrage überhaupt von der Hand gewiesen. Die Frage von dem Rechte eines deutschen Fürsten war zuerst abhängig von dem Rechte der gesammten deutschen Nation und in zweiter Linie von dem Rechte des betreffenden Stammes. Die einzige Person, welche darüber zu entscheiden befugt, war die deutsche Nation und in zweiter Linie der Stamm der Sachsen. Allein von den Rechten der deutschen Nation und des sächsischen Stammes war niemals die Rede. Was die Hofjuristen beider Theile die Rechtsfrage nennen, war nichts anderes, als die Frage fürstlicher Convenienz.

*) Siehe unten § 42.

So lange die Pfaffen frech genug sind, sich Hirten und ihre Pfarrkinder Schaafe zu nennen, kann man sich nicht wundern, wenn die Fürsten sich auch als Hirten und ihre Völker als Heerden behandeln. Das römisch-kaiserliche und das römisch-päbstliche Recht, oder richtiger die von den römischen Despoten weltlichen und geistlichen Standes zum Zwecke der Befestigung ihres Despotismus zusammengestellten und genehmigten Gesetzbücher und die darauf gebauten Theorien, welche zwar den Namen „Recht" führen, in der That aber nur das an den Völkern fortwährend verübte Unrecht heiligen sollen, können von dem denkenden Menschen nicht als maßgebend betrachtet werden.

Die französische und früher die nordamerikanische Revolution hatte neue und richtigere Begriffe über Menschen- und Völkerrechte in Umlauf gebracht, obschon freilich weder Franzosen noch Amerikaner im praktischen Leben demselben immer Rechnung getragen.

Weit wichtiger, als der Streit zwischen den Königen von Preußen und Sachsen, war derjenige zwischen der deutschen Nation und deren Unterdrückern. Doch derselbe kam damals nicht zum Ausbruche, obgleich alle tiefer Blickenden erkannten, daß die Bundesverfassung, über welche die deutschen Fürsten sich verständigten, in Friedenszeiten der Nation keine innere Freiheit, in Kriegszeiten keine Einheit nach Außen sichere. *)

Der Unmuth über die getäuschten Hoffnungen war groß. Er hatte aber keine Zeit, sich zu entfalten. Die Rückkehr Napoleon's von Elba lenkte wiederum den Blick der Nation von den inneren Verhältnissen nach Außen ab. Die Furcht vor den Franzosen kam den verbündeten Mächten trefflich zu statten, den Despotismus wieder im Innern ihrer Reiche zu begründen. Möge die deutsche Nation in unsern Tagen mehr Weisheit bekunden, als in den Jahren 1813—1815 und nicht wieder blindlings in den Kampf ziehen, ohne für ihre innere Freiheit umfassende Vorkehrungen getroffen zu haben!

§ 32. Die Bourbonen in Frankreich (April 1814 bis März 1815).

Kein Mensch kann sich eines Fehlers schuldig machen, ohne dessen Folgen früher oder später selbst empfindlich leiden zu müssen. Der Zufall spielt nur bei denjenigen eine große Rolle, welche nicht die Gabe besitzen, Ursache und Wirkung in deren Wechselverhältniß zu erkennen.

Auch Napoleon erlag dem Gesetze der Causalverbindung. Der Despotismus, welchen er vierzehn Jahre lang über Frankreich verhängt hatte, führte mit unabweisbarer Nothwendigkeit zur Schwächung der Selbstthätigkeit der französischen Nation. Seine übertriebene Kriegslust ermüdete dieselbe. Frankreich erlag den vereinten Anstrengungen der Heere Europa's und folgte willenlos den Anregungen, welche es von den Siegern und den unter deren Fittigen wühlenden Legitimisten erhielt. Der Entschluß der verbündeten Mächte, die Bourbonen wieder herzustellen, war nicht absolut genug, als daß er nicht leicht einer kräftigen Kundgebung von Seiten der Nation nachgegeben hätte. Die ganze Maschinerie des Despotismus, welche Napoleon eingerichtet hatte, arbeitete aber gegen diesen, sobald der Impuls nicht mehr von ihm, sondern von seinen Feinden ausging. Die Presse, welche bis zum Tage des Einzugs der verbündeten Heere in Paris nur napoleonistische Artikel bringen durfte, lieferte Tags darauf, sobald, statt des bonapartischen Direktors ein bourbonischer (Morin) an deren Spitze trat, nur bourbonische. Hätte sie einige Freiheit gehabt, so wäre diese Napoleon damals sehr zu statten gekommen. Ebenso verhielt es sich mit der Polizei und allen übrigen Staatsanstalten.

*) Siehe unten §§ 38 und 51.

Allerdings richten sich die Wetterhähne, d. h. die hochgestellten Personen aller Orten schnell nach dem Winde, nicht aber die große Masse eines Volkes, welches auf festem Boden steht und den Stößen des Windes weniger ausgesetzt ist. Die Masse des Volkes war von Napoleon aller Selbstthätigkeit und aller Organe derselben beraubt worden. Sie konnte sich nicht aussprechen, wenigstens nicht in einer anderen Richtung, als derjenigen des wehenden Windes.

Royalistische und auch manche freisinnige Schriftsteller nahmen zwar an, daß die Stimmung der französischen Nation Ende März 1814 wirklich royalistisch und bourbonisch gewesen sei. Allein dieser Annahme widersprechen die hundert Tage und die Wiederherstellung der Dynastie Bonaparte im Jahre 1815. Beide wären unmöglich gewesen, hätte im Schooße der französischen Nation nicht eine große Vorliebe für die Person und die Familie Napoleon's bestanden.

Das Geschrei zu Gunsten der Bourbonen war freilich im April und in den ersten Tagen Mai's 1814 groß in Frankreich. Allein es ging nur aus von Stellenjägern, zum Theile von denselben Menschen, welche noch vor wenigen Tagen einen ähnlichen Lärm zu Gunsten Napoleon's gemacht hatten. Die französische Nation bekehrte sich nicht, wie der Graf von Artois wähnte, zauberhaft von schwarz zu weiß, vielmehr blieben die Speichellecker derselben was sie waren, sie veränderten nur den Gegenstand ihres Gottesdienstes. Sie blieben ihrem Gotte Mammon treu. Dieser hieß aber jetzt nicht mehr Napoleon I., sondern Ludwig XVIII. Die Royalisten waren in den ersten Tagen April's 1814 noch viel zu schwach, als daß sie hätten Masse machen können. Die Schreier bestanden aus den früheren eifrigsten Anhängern Napoleon's. Traurig und eine Folge des bonapartischen Despotismus war es, daß es diesen charakterlosen, beutegierigen und eigennützigen Menschen, welche weder an Freiheit, noch Vaterland, noch auch nur an die Ehre der Nation oder ihrer eigenen Personen dachten, vergönnt war, eine Zeit lang allein in die Posaune der öffentlichen Meinung stoßen zu dürfen, während die Massen entweder in denselben Ton einstimmten, oder stille schwiegen.

Die Nation folgte der ihr gegebenen Anregung zu Gunsten der Bourbonen gerade so, wie sie derselben früher zu Gunsten Napoleon's I. gefolgt war, nach dessen Rückkehr von Elba vor Ablauf eines Jahres und später zu Gunsten Napoleon's III. wieder folgte. Die Nation bekundete damals, wie zu allen Zeiten, einen beklagenswerthen Mangel an Selbstständigkeit und Ausdauer. Diesen hat sie mit den meisten Völkern der Erde gemein. Doch die begeisterte Kraft, welche sie in den Jahren 1789—1792, im Juli 1830 und im Februar 1848 bekundete, hat noch keine andere Nation an den Tag gelegt. Im Hinblick auf diese großartigen Volksbewegungen können die Franzosen Vergebung für viele Sünden mit Recht erwarten. Auch diejenigen der Jahre 1851 bis jetzt werden sie wieder gut machen.

Wie der Sturz Napoleon's so war auch die Rückkehr der Bourbonen auf den Thron ihrer Väter nicht das Werk des Zufalls, sondern geschichtlicher Nothwendigkeit. Denn alle die bewegenden Kräfte, welche den Bourbonen dienten, so wie die Erschöpfung der Nation, welche sie förderte, waren selbst nur Folgen des vorhergehenden bonapartischen Despotismus.

Die öffentliche Meinung Frankreich's nicht minder, als des übrigen Europa hatte sich von Napoleon abgewandt. Unwillkürlich kehrte sie zu den Bourbonen zurück, nicht aus Vorliebe, aus Achtung oder gar Verehrung, sondern aus Mangel an einem bessern Auskunftsmittel, aus Rücksicht für die offenkundigen Wünsche der Sieger und irre geführt durch die Umtriebe der Legitimisten. Auch diese bildeten ein unvermeidliches Glied in der Kette

des Schicksals, welche sich gewaltsam um Frankreich schlang. Die Vergangenheit einer Nation übt bei jeder großen Krisis einen mächtigen Einfluß auf deren Zukunft. Frankreich konnte um so weniger den Anregungen widerstehen, welche aus seiner tausendjährigen Periode des Königthums hervorgingen, als Napoleon selbst sein Volk an eine noch ältere Zeit, an diejenige Karl des s. g. Großen, erinnert hatte, und als die siegreichen feindlichen Heere im Solde von Monarchen standen, deren Eifrigste am Tage der Entscheidung in Paris einzogen.

Die Bourbonen kehrten daher nach Frankreich zurück nach einem mehr als zweiundzwanzigjährigen Exile. Dieses ist für politische Flüchtlinge gewöhnlich eine zwar herbe, aber treffliche Schule des Charakters. Der aus seiner gewöhnlichen Laufbahn herausgeworfene, seines Bürgerrechts und seines Vermögens verlustig gewordene Flüchtling muß alle seine Kräfte anstrengen, um sich einen neuen Heerd zu erbauen. Er lernt im Unglücke Menschen und Dinge weit besser kennen, als in früheren bequemeren Tagen. Viele bestehen freilich die Probe des Elends nicht. Allein Diejenigen, welche im Sturme nicht untergehen, welche sich durch die Wogen des Meeres hindurch arbeiten, schwingen sich auf einen freiern Standpunkt empor, von welchem herab sie weiter zu blicken und sicherer zu kämpfen vermögen. Die Emigration der Jahre 1789 bis 1793 hatte ganz andere Bestandtheile, als diejenige der Jahre 1848 und 1849. Nicht Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang, sondern Herrschsucht und der Haß gegen die Freiheitsbestrebungen ihrer Mitbürger hatte die französischen Prinzen, Adeligen und Pfaffen bestimmt, ihrem Vaterlande den Rücken zu kehren. Sie waren nicht in das Ausland gegangen, nachdem sie tapfer für die gute Sache gestritten hatten und in dem Kampfe unterlegen waren, sondern bevor dieser sein Ende erreicht hatte in Folge ihres eigenen bösen Gewissens oder um vom Auslande her, durch dessen Hülfe mit größerer Sicherheit der Freiheitsbewegung ihres Vaterlandes entgegen arbeiten zu können. Die französischen Emigranten der Jahre 1789 bis 1793 waren übrigens nicht mit leeren Händen nach dem Auslande geflohen. Die Meisten derselben hatten Zeit gehabt, ihre Börsen zu füllen und erhielten auch nach ihrer Flucht bedeutende Sendungen von Hause. Dessen ungeachtet versanken die Meisten derselben bald in Armuth, weil sie auf rechtliche Weise nichts zu erwerben und nicht einfach und nüchtern zu leben verstanden. Sie hatten ganz Europa zum Kampfe wider ihr Vaterland entflammt und ganz Europa schon bald durch ihre Sittenlosigkeit, ihre mit Hochmuth gepaarte Bettelhaftigkeit, ihre Verschwendung bei vollen und ihre Jämmerlichkeit bei leeren Börsen wider sich aufgebracht. Der Graf von Provence war von Koblenz (1792), Hamm, Verona (April 1796), Blankenburg (October 1797), Mietau (Januar 1801), Warschau (Ende 1804) und Mietau (1807) vertrieben worden, bis er endlich in England einen ungestörten Zufluchtsort fand. Er hatte sich seit dem Tode des Sohnes Ludwig's XVI., seinem Volke zum Trotze, König von Frankreich genannt und keine Gelegenheit versäumt, seine persönlichen Ansprüche zum Schaden und zur Schande seines Vaterlandes geltend zu machen.

Fürwahr! wenn sich den französischen Emigranten die Thore des Vaterlandes, nach veränderten Umständen, wieder öffneten, so können wir, die wir der Sache der Freiheit unter allen Wechselverhältnissen treu blieben, wohl auch hoffen, das unsrige wiederzusehen, nachdem der Götze der Tyrannei gefallen sein wird.

Der Despotismus Napoleon's hatte einen Höhepunkt erreicht, welcher es jedem nur einigermaßen besonnenen und menschenfreundlichen Herrscher leicht machte, die Nation zufrieden zu stellen. Es kam nur darauf an, daß die Bourbonen sich nicht feindlich der Nation, in deren Mitte sie zurückkehrten, gegenüberstellten, daß sie die Thatsachen der Ver-

gangenheit anerkannten und auf deren Grund ein dem Bedürfnisse der Zeit entsprechendes neues Gebäude gemäßigter Freiheit errichteten. Die Leiden, welche Napoleon's Kriege und dessen Despotismus dem Lande bereitet hatten, waren so groß und lasteten so unmittelbar auf der Nation, daß diese darüber diejenigen vergaß, welche die Bourbonen früher über sie verhängt hatten. Die Franzosen waren bereit, den Bourbonen Amnestie zu bewilligen, doch sie erwarteten, daß diese ihnen gleichfalls zu Theil würde. Die Männer, welche seit 1789 gewirkt und zum Ruhme der Nation beigetragen hatten, verlangten nicht, daß ihre republikanischen oder napoleonischen Gesinnungen ihnen zu Ansehen und Ehrenstellen verhelfen sollten, allein sie konnten mit Recht fordern, daß auf der anderen Seite die Frankreich feindlichen Bestrebungen der Emigranten keinen ungebührlichen Vorzug genießen sollten.

Wenn die Bourbonen sich auf dem französischen Throne behaupten wollten, so mußten sie den Gefühlen, der Anschauungsweise und den Wünschen der Nation Rechnung tragen. Doch dazu fehlte ihnen sowohl der Verstand, als die Milde und das Rechtsgefühl. Das Beispiel der Stuarte, welches ihnen vor Augen schweben mußte, hatte in der Verbannung sie nicht gebessert. Die Genossen der Bourbonen waren im Exile ebenso voll von Rachsucht, Neid und Uebermuth, als diejenigen der Stuarte gewesen. Sie brachten dieselben Leidenschaften und Vorurtheile, welche sie einst vertrieben hatten, nach Frankreich zurück. Eines hatten die Bourbonen übrigens vor jenen voraus. Die Nation war durch Napoleon in denselben Glauben zurückgeführt worden, zu dem sich das alte Königshaus bekannte, während die Stuarte in der Religion des Volkes eine nicht minder große Schwierigkeit zu besiegen hatten, als in den politischen Grundsätzen, denen es huldigte. Die französische Nation bekannte sich, gleich den Bourbonen, zu der römisch-katholischen Kirche. Sie hatte das Joch des Pfaffenthums wieder auf sich genommen und war mit demselben durch die Gewohnheit von anderthalb Jahrzehnten einigermaßen ausgesöhnt worden. Doch hatte sie freilich nicht erlebt, daß die Pfaffen in weltlichen Dingen den Ton angaben, daß sie auch außerhalb der Kirche das große Wort sprachen.

Dem Grafen von Provence hatte es zu allen Zeiten an Tiefe des Verstandes und des Gefühls gänzlich gebrochen. Herzlos und kleinlich war er durch die Gefahren der Revolution hindurch geschritten, immer bereit, seinen Bruder, den König und seine treuesten Anhänger seiner Selbstsucht aufzuopfern. Als er seine Flucht glücklich durchgeführt, hatte er nur Gefühle der Behaglichkeit im Bewußtsein der Sicherheit seiner Person, keine zarte Sorge für die Gefahren Ludwig's XVI. und der königlichen Familie, keinen Gedanken für die französische Nation, außer demjenigen der Feindschaft. Umgeben von Maitressen und Günstlingen, welche jede bittere Wahrheit möglichst fern von ihrem Gebieter hielten, hatte er die trübe Zeit der Verbannung theils durch Ränke, die er gegen sein Vaterland spann, theils durch nichtssagende und leichtfertige Unterhaltung ausgefüllt.

Der Cardinal Maury hatte ihn den durchtriebensten aller Franzosen genannt. Die Freisinnigkeit, welche er vor dem Ausbruche und im ersten Anfange der französischen Revolution an den Tag gelegt hatte, war nicht der Ausdruck seiner Gesinnung, sondern seiner schlau berechnenden Staatskunst gewesen. Alle öffentlichen Erklärungen, welche er im Exile häufig erließ, trugen bis zum Jahre 1804 den Stempel des Mittelalters, des wüthendsten Hasses gegen die Revolution, deren „Grundsätze er mit der Wurzel ausgerissen" zu sehen wünschte. Erst als Napoleon sich mehr und mehr befestigte, spannte er, namentlich in einer von Mietau unterm 2. December 1804 gemeinsam mit dem Grafen von Artois erlassenen Erklärung, mildere Saiten auf. Die Zugeständnisse umfaßten aber auch dann nicht mehr, als eine allgemeine Amnestie, Erhaltung der Stellen und Ruhegehalte, Freiheit

und Gleichheit der Personen, Aufrechthaltung alles Eigenthums und Schutz aller Interessen ohne Ausnahme.

Die mildere Stimmung, welche der Graf von Provence in späteren Zeiten zur Schau trug, war blos Maske, welche den Groll seines Herzens den Uneingeweihten verbergen sollte. Der Graf war durch und durch ein Heuchler, in politischen, wie in religiösen Dingen. Sein für leichte Unterhaltung besonders empfänglicher Geist fand zu viel Gefallen an den Schriften Voltaire's, als daß er sich von der Richtung desselben hätte fern halten können. Seine Vorliebe für den Schriftsteller des Unglaubens hielt ihn übrigens nicht ab, täglich die Messe zu besuchen und das Pfaffenthum auf's Eifrigste zu unterstützen. Denn er sah in diesem einen unentbehrlichen Verbündeten des Königthums.

Der Graf von Artois war im Laufe von vierundzwanzig Jahren derselbe starre Aristokrat geblieben, der er beim Beginne der Revolution schon gewesen war. Die Atmosphäre, in welcher er während der Verbannung gelebt, hatte seiner Zeit selbst in dem Sohne Katharinens, Paul, Widerwillen und Ekel erregt. Artois war mit den Jahren stumpfer und tückischer, nicht weiser geworden. Seine Schwiegertochter, die Herzogin von Angoulème, welche man den einzigen Mann in der Familie der Bourbonen nannte, hatte sich so tief in die Vergangenheit, in die Zeiten ihrer Haft, des jammervollen Todes ihres Bruders und der Hinrichtung ihrer Eltern versenkt, daß sie bei der Rückkehr in den Palast ihrer Ahnen, von Erinnerungen überwältigt, in Ohnmacht fiel. Im Hinblicke auf die Leiden ihrer Jugend hätte man ihr die abstoßende Kälte, welche in ihrer trockenen, rauhen Stimme einen treuen Wiederhall fand, gern vergeben, wenn sie nicht das Ohr des Königs gehabt und auf denselben zu mächtigen Einfluß geübt hätte.

Gleich wenig Vertrauen, als die dem Throne zunächst stehenden Mitglieder der Familie der Bourbonen, flößten die Günstlinge ein, in deren Kreis Ludwig XVIII. nach Frankreich zurückkehrte. Ein Herzog von Blacas, ein Graf von Semallé und andere Emigranten standen der französischen Nation des Jahres 1814 zu ferne, als daß sie Vermittler zwischen ihr und dem Königthume hätten sein können. Sie standen außerhalb Frankreich's und konnten daher nur bewirken, daß die Bourbonen eine Stellung außerhalb ihres neu erworbenen Reiches einnahmen.

Kaiser Alexander hatte so wenig Vertrauen zu Ludwig XVIII. und dessen Umgebung, daß er absichtlich den Pariser Frieden nicht abschloß (30. Mai), bevor er die Verfassung für gesichert hielt und die Eröffnung der Kammern in naher Aussicht (für den 4. Juni) stand.

Ludwig XVIII. hatte die Welt im Dunkeln darüber gelassen, was er an der Senats-Verfassung auszusetzen habe. Am Tage der Eröffnung der Kammern, als diesen die neue Charte mitgetheilt wurde, kam schon die zweite Schwenkung der Bourbonen zu Tage. Die erste war gewesen von der Senatsverfassung zu der Erklärung von St. Ouen. Die zweite von dieser Erklärung zu der neuen Charte war noch größer, als die erste. Denn sie führte die Freiheiten der französischen Nation auf einen sehr kleinen Bruchtheil der Senatsverfassung und sogar der Zusagen von St. Ouen zurück. Doch die Nation war von Napoleon an unbedingten Gehorsam gewöhnt worden. Sie war bereit, sich mit einem sehr geringen Maß von Freiheit zu begnügen. Allein sie war der Kämpfe müde. Das Wenige, welches ihr zu Theil wurde, wollte sie unverkümmert, ungefährdet und sicher besitzen. Die Staatsform war, nachdem alle Verfassungen Frankreich's der letzten vierundzwanzig Jahre schon in den ersten Tagen nach ihrer Verkündung gebrochen worden waren, der französischen Nation minder wichtig, als die Verwaltung. Die Theorien hatten in Frankreich an Bedeutung verloren. Die Praxis, der Geist der Regierung, war für

das Volk die Hauptsache. Die Nation wollte wissen, was sie von ihrem Könige zu erwarten habe. Sie war der Schwankungen müde. Sie wollte eine feste, entschlossene Regierung, auch falls das Grundgesetz, auf welchem diese ruhte, den revolutionären Theorien noch so wenig entsprechen sollte. Allein der Charte gebrach gerade diejenige Festigkeit, Gemeinverständlichkeit und Zuverlässigkeit, welche die Franzosen nach allen den Umschwüngen der Jahre 1789 bis 1814 am dringendsten verlangten.

Die Charte setzte sich nicht in Verbindung mit der Senatsverfassung, nicht mit der Kaiserverfassung, nicht mit der Consularverfassung, nicht mit der Directorialverfassung, ja nicht einmal mit der königlichen Verfassung des Jahres 1791, sie knüpfte vielmehr an der alten Verfassung Frankreich's, wie sie vor zwei Jahrhunderten bestanden hatte, an und gab sich für eine Reformverordnung für Zustände aus, welche die französische Nation längst als abgethan betrachtet hatte. Sie war ein Mittelding zwischen der Verfassung der französischen Parlamente, der uralten Reichsversammlungen Frankreich's und der Parlamente England's.

Napoleon hatte Frankreich mit dem Schwerte beherrscht und durch dessen Schärfe jede ihm mißliebige Bestimmung der Gesetze beseitigt. Die Charte Ludwig's XVIII. deutete an, daß Frankreich mit Nadelstichen gequält werden sollte, daß die Bourbonen weder die Kraft besäßen, einen nachdrücklichen Absolutismus, noch den guten Willen, parlamentarische Freiheit zu handhaben.

Die Senatsverfassung hatte bestimmt, daß das Volk den Grafen von Provence auf den Thron beriefe und daß der neue König die von den Vertretern der Nation beschlossene Verfassung zu beschwören habe. Die Charte Ludwig's XVIII. gab sich dagegen als ein Geschenk eines Königs zu erkennen, welcher sein Herrscherrecht mit dem Willen der Nation in gar keinen Zusammenhang brachte, vielmehr lediglich von Gottes Gnaden ableitete. Sie wurde „gewährt, zugestanden und bewilligt," und konnte daher, bei eintretender Sinnesänderung des Gottesgnadenkönigs auch zurückgenommen, entzogen und abgeschafft werden.

Ludwig XVIII. hatte zu St. Ouen versprochen, die von ihm zu entwerfende Charte solle den beiden Kammern vorgelegt werden. Statt dessen wurde sie denselben als eine vollendete Thatsache, als ein fertiges Gesetz auferlegt. Von einem Vertrage mit dem Volke oder dessen Vertretern wollte Ludwig XVIII. nichts wissen. Nur zu bald sollte er erfahren, daß die göttliche Gnade und das angestammte Erbrecht in Frankreich keiner Verfassung mehr einen festen Boden bieten könne.

Der Artikel 14 der neuen Charte bestimmte ausdrücklich, daß der König das Recht habe, „die Verordnungen zu erlassen, die zur Ausführung der Gesetze und für die Sicherheit des Staates nöthig seien." Da nun der Kanzler d'Ambray die Charte selbst für eine Reformverordnung erklärt hatte, so unterlag es keinem Zweifel, daß der König, sobald er es für die Sicherheit des Staates nothwendig hielt, das Recht hatte, auch diese Verordnung durch andere Verordnungen abzuändern oder abzuschaffen. Der Zweck, welchen die Charte hatte, die französische Nation über ihre Zukunft zu beruhigen, ging auf diese Weise verloren. In der That scheiterte im Jahre 1830 die bourbonische Monarchie an diesem Vorbehalte, welchen Ludwig XVIII. für sehr schlau halten mochte, welcher aber viel zu plump war, um die französische Nation über ihre precäre Lage im Zweifel zu lassen.

Die Charte entsprach den Wünschen des denkenden Theiles der französischen Nation keineswegs. Man erfuhr übrigens bald, daß auch das kleine Maß der Freiheit, welches sie enthielt, nur mit großer Mühe habe durchgesetzt werden können. In dem ersten Entwurfe derselben sollte das Königthum nicht eine Civil-Liste, sondern eine territoriale Aus-

stattung erhalten. Die schwachen und nothgedrungenen Zugeständnisse der Charte verloren noch sehr am Werthe, wenn man dieselben mit den unumwunden ausgesprochenen Absichten der Günstlinge des Hofes und allen den Hinterthüren verglich, welche den Bourbonen blieben, um sich den Bestimmungen derselben zu entziehen. Mit Gewalt drängte sich der Nation der Vergleich mit der Senatsverfassung auf. Dieser zufolge traten die Kammern von Rechtswegen am 1. October zusammen, nach der Charte kam es dem Könige zu, sie zu berufen; nach jener sollten sie ihre Präsidenten erwählen, nach dieser ernannte sie der König. Die Senatsverfassung verlieh beiden Kammern das Recht, Gesetze vorzuschlagen. Die Charte räumte ihnen nur ein, den König um eine Gesetzesvorlage ersuchen zu dürfen und auch dieses Gesuch setzte die Uebereinstimmung beider Kammern voraus. Der König allein besaß nach der Charte das Recht, Gesetze vorzuschlagen. Er konnte, falls er träg war, dadurch allein, daß er von diesem ausschließlichen Rechte keinen Gebrauch machte, die Staatsmaschine in ihrem wichtigsten Theile stille stellen.

Die Senatsverfassung hatte bestimmt, daß das Budget am Anfange der Sitzung vorzulegen sei. Die Charte sprach nur von einem „Gesetze der Auflagen," trennte also die Einnahme von der Ausgabe und stellte es der Willkür der Regierung anheim, zu welcher Zeit sie diese Vorlage machen wolle. Die Senatsverfassung beschränkte die Zahl der erblichen Senatoren auf zweihundert. Die Charte verlieh dem Könige das Recht, die Pairs in beliebiger Zahl und entweder erblich, oder auf Lebensdauer zu ernennen. Nach der Verfassung des Senates sollten die damaligen Mitglieder dieser Körperschaft beibehalten werden. Die Charte schied aber dreiundfünfzig Senatoren aus und setzte an deren Stelle Pfaffen und Aristokraten von der schlimmsten Sorte. Die Senatsverfassung machte die Minister für jede Verletzung des Gesetzes verantwortlich, die Charte nur für Hochverrath und Erpressung. Sie erklärte also gewissermaßen alle übrigen Verbrechen der Minister für straflos. Die Senatsverfassung hob alle außerordentlichen Gerichte auf, die Charte behielt dem Könige das Recht vor, Prevotalhöfe zu errichten, wodurch ihm das Recht eingeräumt wurde, die gesammte Rechtspflege über den Haufen zu werfen. In ähnlicher Weise wurde jedes Zugeständniß durch einen Nachsatz von der Willkür der Regierung abhängig gemacht. Die Religionen und der Cultus sollten gleich und frei, aber die katholische Religion sollte Staatsreligion sein. Die Presse sollte frei sein, aber es wurden Gesetze gegen deren Mißbrauch in Aussicht gestellt, welche, wie sich nur zu bald zeigte, die Preßfreiheit zur seltenen Ausnahme und die Censur zur Regel machten.

Kaum war die neue Verfassung in's Leben getreten, so wurde die Thätigkeit der Kammern, welche nicht das Recht hatten, Gesetze vorzuschlagen, durch die Schlaffheit der Regierung gelähmt. Als endlich nach zweimonatlichen Verhandlungen ohne alle Bedeutung die Regierung ihre Gesetzvorschläge machte, so waren diese nicht darauf gerichtet, die Verfassung zu entwickeln, sondern sie zu umgehen und zu verkümmern. Die zweite Kammer durfte ihre Geschäftsordnung nicht sich selbst geben, vielmehr wurde ihr diese, wie die Charte selbst, octroyirt. Die Presse sollte nicht, wie der König versprochen hatte, frei sein, sondern unter Censur stehen. Nur Bücher von dreißig oder mehr Bogen sollten der Censur enthoben sein. Es entspann sich hierüber ein heftiger Kampf. Die zweite Kammer konnte nur zehn Bogen von dreißig und die Schriften der Kammermitglieder der Censur-Scheere entziehen. Mehr, als alle übrigen Fragen, versetzte diejenige der Nationalgüter ganz Frankreich in Unruhe und Besorgniß. Die Reaction fing damit an, die Rückerstattung der nicht verkauften Güter der Emigranten zu verlangen. Die Nation hätte hieran keinen Anstoß genommen, obgleich nur die reichsten Emigranten und zwar in sehr ungleicher Weise, davon Vortheil zogen, wenn sie nur sicher gewesen wäre, daß damit die Sache

erledigt sei. Allein der Minister, welcher dieses Gesetz vorschlug, begleitete seinen Antrag mit Bemerkungen, welche sämmtliche Besitzer von Nationalgütern in Schrecken setzten. Er erklärte: „Das vorgelegte Gesetz erkenne ein Eigenthumsrecht an, welches immer bestanden habe, und gebe der Wiedereinsetzung in dasselbe gesetzliche Kraft! Der König bedauere, diesem Akte der Gerechtigkeit nicht die volle Ausdehnung geben zu können, die er wünsche! Die Erschöpfung des Landes halte ihn noch von der „äußersten Freigebigkeit" ab! Es würden aber die besseren Tage kommen, da die peinlichen Ausnahmen aufhören könnten."

Durch diese Erklärung wurde das Recht der Besitzer von Nationalgütern geradezu angegriffen und eine umfassende Beraubung derselben in Aussicht gestellt. Der Werth aller Nationalgüter, welche verkauft worden und zum Theile bis in die zehnte Hand übergegangen waren, sank. Zugleich fielen die Staatspapiere. Es entstand eine allgemeine Rechtsunsicherheit. Viele Besitzer von Nationalgütern suchten ihren Besitzstand dadurch sicher zu stellen, daß sie sich mit den ursprünglichen Eigenthümern derselben abfanden. Viele der Letzteren waren übrigens durch die Erklärungen der Regierung so übermüthig geworden, daß sie sich auf gar keine Abfindung einlassen wollten. Nicht nur die Besitzer von Nationalgütern, sondern auch Alle, welche während der napoleonischen Zeit Reichthümer gesammelt hatten, sahen sich in ihrem Vermögen bedroht. Am königlichen Palaste wurden Schriften angeschlagen, in welchen man die Einleitung einer Untersuchung gegen die „Königsmörder" verlangte. So wurden schon öffentlich die Richter genannt, welche für die Hinrichtung Ludwig's XVI. gestimmt hatten. Die alten Chouans und deren Angehörige, welche in ihrer Heimath nicht selten als Räuber und Mörder bekannt waren, wurden mit Ehren- und Gnadenbezeugungen überhäuft. Für die Invaliden, welche im Dienste des Vaterlandes ihre Glieder und ihre Gesundheit eingebüßt hatten, geschah wenig oder nichts. Denkmäler wurden vorbereitet und Feste eingeführt, welche die Anhänger des Königthums verherrlichen sollten. Die Thaten der siegreichen französischen Heere wurden im besten Falle übergangen, nicht selten herabgewürdigt und verunglimpft. Die Pfaffen donnerten von den Kanzeln herab gegen die vierundzwanzigjährige Vergangenheit Frankreich's, sie feierten Kirchenfeste und öffentliche Betgänge, welche den Widerwillen aller denkenden Menschen rege machten. Sie verweigerten ein ehrliches Begräbniß Personen, welche die Liebe des Volkes besaßen, z. B. der Schauspielerin Raucourt und erbitterten dadurch selbst die gedankenlose Menge.

Die große Masse des Volkes, der Beamten und der Soldaten bestand, allen Bestrebungen der Bourbonen zum Trotze, noch immer aus Anhängern Napoleon's. Nur allmählig hätte diese durch kluge Nachgiebigkeit für die Bourbonen gewonnen werden können. Unter den denkenden und strebenden Geistern wünschten die meisten eine constitutionelle Monarchie. Sie fühlten sich nicht sowohl durch die Mangelhaftigkeit der Charte, als durch die hinterlistige Auslegung und Handhabung derselben auf's Tiefste verletzt und gekränkt. Die Presse fand trotz der wieder eingeführten Censur Gelegenheit, ihrem Unmuthe Luft zu machen. Sie brauchte überdies, um dem verhaßten Regimente der Pfaffen und Aristokraten entgegenzuwirken, nicht einmal neue Bücher zu drucken. Der Vorrath an alten, welche auf die Zeit wieder paßten, war groß. Neue Auflagen derselben wurden veranstaltet und ausgeboten. Vor Ablauf von drei Monaten hatte die öffentliche Meinung einen vollständigen Umschwung erfahren. Die Nation hatte gewähnt, unter den Fittigen der Bourbonen von den Mühen der napoleonischen Kriege ausruhen und für den verlorenen Kriegsruhm sich mit den Freuden des Familienlebens und der Blüthe der Gewerbe und des Handels entschädigen zu können. Statt des Friedens und des Stilllebens, wonach

sie sich gesehnt hatte, sah sie den Saamen der Zwietracht und des Hasses mit vollen Händen ausstreuen. Der Unmuth nahm mit jedem Tage zu.

Hätten die Bourbonen ein zuverlässiges Heer zu ihrer Verfügung gehabt, so wären sie, wenigstens für einige Zeit, gegen einen Aufstand der Nation sicher gewesen, allein das Heer war, wenn auch nicht in seinen obersten Anführern, doch in seiner Masse napoleonisch gesinnt. Die Niederlagen eines Jahres konnten die Erinnerung an die Siege zweier Jahrzehnte nicht verwischen. Napoleon lebte noch und zwar in der nächsten Nähe Frankreich's. Die Soldaten bekümmerten sich zwar wenig um die neue Charte Ludwig's XVIII. und die Verhandlungen, welche diese in ihrem Gefolge hatte, allein desto mehr um ihre eigenen Angelegenheiten und um diejenigen der Genossenschaft, der sie angehörten. Die Entfernung der kaiserlichen Garde aus Paris, die Versetzung von vierzehntausend Offizieren auf halben Sold, die Furcht, auch dieser möchte verloren gehen, die verschwenderische Vertheilung des Ordens der Ehrenlegion an Menschen, welchen Napoleon denselben gewiß nicht verliehen hätte, die Unfähigkeit des ersten Kriegsministers Dupont, die mit Kriecherei verbundene Brutalität des zweiten, Soult, die Unsicherheit, in welche die Bourbonen alle Anhänger Napoleon's in Betreff ihres Vermögens, ihrer Gehalte und Pensionen versetzt hatten, mußte Ludwig XVIII. beim Heere verhaßt machen. Der Unterschied zwischen diesem und Napoleon war zu groß, als daß derselbe nicht auch dem gemeinen Soldaten unangenehm aufgefallen wäre. Das Verdienst konnte nicht mehr hoffen, sich Bahn zu brechen. Von Tage zu Tage wurde es klarer, daß dem Adel, und zwar dem alten bourbonischen, alle Gunstbezeugungen des Hofes, Ehrenstellen und Pensionen vorbehalten blieben.

Die Unzufriedenheit wurde im Winter des Jahres 1814 auf 1815 so allgemein und that sich so unumwunden kund, daß schon damals Viele den Sturz der Bourbonen voraussagten. Da und dort wurden sogar einzelne Verschwörungen angezettelt, welche jedoch auf den Gang der Ereignisse nur in sofern Einfluß übten, als sie die Regierung mehr und mehr einschläferten. Denn da dieselben nicht zum Ausbruche kamen, glaubte der Hof nicht daran und verschloß sich allen Warnungen, welche ihm von vielen Seiten zugingen.

An einen allgemeinen, durch Napoleon's Rückkehr von Elba hervorgerufenen Aufstand des Heeres und der Nation dachte Niemand im bourbonischen Lager, selbst dann noch nicht, als der Kaiser seine Insel verlassen und auf französischem Boden gelandet hatte.

Wäre an der Spitze der Polizei ein tüchtiger Mann gestanden, so hätte der Hof genaue Nachrichten über die Stimmung des Volkes erhalten; wäre der Marineminister seinem Fache gewachsen gewesen, so hätte Napoleon nicht von Elba entkommen können. Hätte der Kriegsminister mit Umsicht und Nachdruck gehandelt, so wäre entweder die napoleonische Armee aufgelöst oder besänftigt worden. Hätten die auswärtigen Angelegenheiten in festen Händen geruht, so hätte Frankreich sich entweder der Hülfe des Auslandes oder der Entfernung Napoleon's aus Elba versichern können. Wären die Finanzfragen zur Zufriedenheit des Volkes festgestellt worden, so hätten alle vermöglichen Leute einem Umschwunge der Dinge entgegen gearbeitet. Allein in allen Beziehungen geschah nichts, um den noch wankenden Thron der Bourbonen vor Gefahren zu schützen, im Gegentheile alles nur Erdenkliche, um denselben zu gefährden.

Dieselbe Gemüthsstimmung, in welche die französische Nation mit Gewalt versetzt wurde, bemächtigte sich auch Napoleon's. Auch ihm, wie dem Volke, hielten die Bourbonen nicht Wort. Ihm selbst wurde der vertragsmäßige Jahresgehalt, seinen Angehörigen und Generalen die versprochenen Pensionen nicht verabreicht. Seinem Sohne wurde die Nachfolge in Parma entzogen. Sogar die Privatbesitzungen seiner Familie in Frank-

reich waren von den Bourbonen bedroht worden. Auch Napoleon sah, gleich Frankreich, einer furchtbaren Zukunft entgegen. Er wußte, daß der französische Gesandte darauf drang, Mürat, den letzte Napoleoniden auf einem Throne, aus Neapel zu vertreiben und daß in Wien davon die Rede war, ihn selbst nach St. Helena zu versetzen. Die Stimmung Frankreich's beurtheilte Napoleon ziemlich richtig. Allein er täuschte sich über diejenige der zu Wien versammelten Kaiser und Könige. Er maß deren Familienstreitigkeiten größere Bedeutung bei, als diese wirklich hatten. Daher gelang sein Plan in Frankreich, scheiterte aber am Auslande.

Napoleon hatte seit seiner Ankunft in Elba mit Frankreich nur wenig Verkehr gepflogen. Allein er las die Zeitungen. Diese boten ihm ein Bild der dortigen Zustände, welches seine Privatnachrichten ergänzten und berichtigten. Am 22. Februar 1815 traf bei ihm Fleury de Chaboulon im Auftrage Maret's ein. Damals hatte Napoleon schon alle Vorbereitungen zu seiner Abreise getroffen. Die Mittheilungen, welche dieser Emissär ihm brachte, bestärkten ihn in seinem Unternehmen. Schon am 26. desselben Monats schiffte er sich mit seinen neunhundert Kriegern ein, welche den Kern einer Revolutionsarmee bildeten, die sich bald um ihn sammelte.

Drei Tage brauchte Napoleon, um von Elba nach Cannes zu gelangen. Wie leicht wäre es gewesen, ihn auf der See gefangen zu nehmen, wenn die bourbonischen Diener sich nur einiger Wachsamkeit beflissen hätten! Ohne auf Widerstand zu stoßen, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, drang er in zwanzig Tagen bis Paris vor.

Diese zwanzig Tage waren die schönsten im Leben Napoleons, die einzigen vielleicht, auf welche er mit gerechtem Stolze und unvermischter Freudigkeit zurückblicken konnte. Zu keiner Zeit trat der Gegensatz zwischen Napoleon's Genialität und der Bourbonen Erbärmlichkeit so klar hervor. Damals lieferte Napoleon den Beweis, daß er allein mehr vermöge, als ein Heer, daß nicht immer die stärksten Bataillone, nicht immer die Masse, sondern bisweilen auch der Geist den Sieg davon trägt, indem er die Feinde in Freunde verwandelt und zu einer unermeßlichen Lawine vereinigt, welche jeden Widerstand vor sich her zerstäubt. In der ganzen Geschichte Napoleon's sind es nur diese zwanzig Tage, auf welche auch der Mann der Idee mit Entzücken schaut. Denn sie liefern ihm den Beweis von der Macht des Geistes und begründen in ihm die Hoffnung, es möge der Tag erscheinen, da auch für die Sache der Freiheit ähnliche Erfolge mit elektrischer Kraft werden zu Tage treten, wie damals für die Sache Napoleon's. Denn leider handelte es sich im März 1815 nur um den Gegensatz der Personen. Die Frage war: Bourbon oder Napoleon? An keinen derselben knüpfte sich mit unauflösbaren Banden die Sache der Freiheit, sondern an jenen der hinfällige, mittelalterliche, geistlose, an diesen der kräftige, neuzeitliche, wohlberechnete Despotismus.

Die Nachricht von der Landung Napoleon's, welche am 5. März nach Paris kam, genügte, um jene vollständige Unfähigkeit der Bourbonen, welche in friedlichen Zeiten sich hinter Masken und Formen versteckte, an den Tag zu bringen. Zuerst suchte Ludwig XVIII. Hülfe bei den Kammern. Doch in der Bestürzung vergaß Blacas den Tag, an welchem diese zusammentreten sollten, in die Verordnung zu setzen, welche sie einberief. Man schickte die Prinzen in die Provinzen. Schon bald kehrten diese in Verzweiflung zurück (12. März). Dann wechselte man die Ministerien des Krieges und der Polizei und brachte dadurch eine vollständige Verwirrung in beide schon schlecht genug verwalteten Dienstzweige. Schlag auf Schlag folgten sich die Verordnungen, welche alle viel mehr Zeit brauchten, um ausgeführt zu werden, als Napoleon seinen Gegnern gewährte. Am Ende, nachdem durch den Abfall Ney's Alles verloren war, kamen die Zugeständnisse an die Reihe. Doch selbst

in der größten Noth waren dieselben voll von Hintergedanken, welche der wachsame Argwohn auf den ersten Blick entdeckte. Am 16. März erschien Ludwig XVIII. in einer königlichen Sitzung beider Kammern, um den Eid, den er bisher nicht hatte leisten wollen, auf die Charte zu schwören. Er that es aber nicht in einer bindenden, unwiderruflichen Weise, sondern in der Gestalt einer Herzensergießung, welche seine Verehrer und Bewunderer sehr rühren, den zum Zweifel gedrängten Massen aber keinen Glauben einflößen konnte. Ebenso unwirksam blieb die Wiederholung der früher schon im Wesentlichen gemachten und später doppelt und dreifach gebrochenen Zusagen freier Presse, der Herabsetzung der vereinigten Auflagen, Bezahlung des ganzen Soldes der Offiziere außer Dienst, der Rückstände an die Ehrenlegionäre u. s. w.

Der Versuch, ein neues, constitutionelles Königthum zu Stande zu bringen, scheiterte an dem Widerstreben des Königs, die erforderlichen Zugeständnisse zu machen. Selbst die äußerste Gefahr konnte Ludwig XVIII. weder zu den durchgreifenden Maßregeln eines Despoten, noch zu den versöhnenden Zugeständnissen eines volksthümlichen Fürsten bewegen. Man wandte sich an alle Führer aller Parteien, der König wollte sich aber niemals zu den Bedingungen bequemen, von welchen dieselben ihre Mitwirkung abhängig machten. Hinter einander kamen Lainé als Vertreter der Constitutionellen, Lafayette als Feldherr der Nationalgarde, Fouché als Mann von durchdringendem Scharfblick und großer Geschäftsgewandtheit in Vorschlag. Man hörte nach allen Seiten hin und gelangte zu keiner Entschließung. Eine Zeit lang gefiel man sich in hochtönenden Redensarten. Ludwig XVIII. hatte in der königlichen Sitzung vom 16. März erklärt, er könne mit sechzig Jahren nicht schöner sterben, als in der Vertheidigung seines Volkes. Doch als die Gefahr näher rückte, ergriff er so eilig die Flucht, daß er Papiere von hoher Wichtigkeit auf seinem Tische und in seinem Pulte zurückließ.

Da die Bourbonen selbst nirgends Thatkraft entwickelten, bemühte sich auch Niemand für sie. Selbst die Vendée blieb ruhig, ungeachtet die Brüder Laroche-Jaquelin dort, von England unterstützt und von Ludwig XVIII. beglaubigt, eine Landung machten.

Das Heer entschied sich einstimmig für Napoleon. Es gab, beim Stillstande aller Behörden des Reiches, den Ausschlag. Die Schweizer Garde Ludwig's XVIII. blieb bei dem allgemeinen Abfalle den Bourbonen allein treu. Sie trat nicht in Napoleon's Dienste ein. Doch auch sie kämpfte nicht für den König, da ihr dazu weder Befehl gegeben, noch Gelegenheit geboten wurde.

Die verbündeten Heere hatten, eine halbe Million stark, drei Monate gebraucht, um von der nächsten Landesgränze nach Paris zu gelangen. Napoleon legte den weit längern Marsch von Cannes nach Paris in nicht vollen drei Wochen zurück, und das Heer, das er mitbrachte, zählte nur neunhundert Mann.

§ 33. Die hundert Tage und der zweite Pariser Frieden.

Die erste Nachricht, welche Napoleon in Paris erhielt, war die Achtserklärung, welche die zu Wien versammelten Mächte gegen ihn ausgesprochen hatten. Dieser Wermuthstropfen verbitterte ihm den Freudenbecher, den die Nation auf seinem Triumphzuge von Cannes nach Paris gefüllt hatte.

Zum zweiten Male griffen die verbündeten Mächte zerstörend und vernichtend in die Geschicke Frankreich's ein. Welches Recht hatten sie, dem französischen Volke das Herrschergeschlecht vorzuschreiben? Die Achtserklärung gegen Napoleon bekundete von Neuem, daß in den

Augen der alten Kaiser- und Königs-Geschlechter Europa's der Wille der Nationen nichts und derjenige der Herrscher alles gelte, daß ihre staatsrechtliche Ansicht über das Verhältniß zwischen König und Volk dieselbe sei, wie diejenige der Pfaffen über das Verhältniß von Geistlichen und deren Gemeinden, nehmlich daß das Volk eine Heerde und dessen Herrscher der Hirte sei, welcher das Recht besitze, seine Schaafe ganz oder einzeln zu scheeren, zu verkaufen und zur Schlachtbank zu führen, während die Heerde kein Recht, sondern nur die Pflicht habe, sich blindlings dem Gutdünken ihres Hirten zu fügen. Ludwig XVIII., der Hirte, hatte Rechte, die französische Nation, die Heerde, keine. Ludwig XVIII., der Hirte, war daher in seinem guten Rechte, wenn er sich bemühte, seine Heerde dem Räuber, der sie ihm entzogen hatte, wieder abzunehmen. Welches Volk Europa's konnte hoffen, von seinem Fürsten anders behandelt zu werden, falls es diesem Heerden-Staatsrechte Nachdruck verlieh, indem es seinem eigenen Hirten half, die französische Heerde wieder in die Gewalt der bourbonischen Hirten zu bringen?

Kein denkender und mit den Thatsachen vertrauter Mensch konnte behaupten, Napoleon habe die französische Nation unterjocht. Es war klar, daß sich diese, d. h. der thatkräftige Theil derselben, welcher immer allein zählt, ihm mit begeisterungsvoller Anhänglichkeit in die Arme warf. Wer die Menschen nur wie Schaafe behandelte, mochte allerdings der französischen Nation das Recht bestreiten, sich ihren Herrscher selbst zu geben, allein wer sie als selbstbewußte und mit freiem Willen begabte Menschen achtete, mußte zugeben, daß Niemand ein Recht habe, sie zu einer Leibeigenen des Hauses Bourbon herabzuwürdigen.

Die Kämpfe der Jahre 1813 und 1814 hatten daher einen ganz andern Charakter, als der Krieg des Jahres 1815. Jene bezweckten, das Joch zu zerbrechen, welches Napoleon dem europäischen Festlande aufgelegt hatte. Der Krieg von 1815 hatte umgekehrt den Zweck, das Joch der Bourbonen, welches das französische Volk abgeworfen hatte, diesem wieder auf dem Nacken zu befestigen.

Doch auf dieser Erde wird kein Unrecht unbestraft begangen. Es gelang den verbündeten Mächten, die Bourbonen in Frankreich wieder einzuführen. Allein die Folgen dieser Gewaltthat, deren sie sich an der französischen Nation schuldig machten, fielen auf sie zurück. Die Juli-Revolution, die Februar-Revolution und der Krieg, welcher in unseren Tagen schon so furchtbares Blutvergießen in seinem Gefolge hatte und welches droht, noch immer größere Dimensionen anzunehmen, — waren die unvermeidlichen Folgen des an der französischen Nation begangenen Unrechts. Je tiefer der Stachel war, welchen der Uebermuth der verbündeten Mächte in das Herz der französischen Nation trieb, desto gegründeter war auch der Unwille, den sie darüber empfand und desto schwerer mußten diejenigen dafür büßen, welchen das Unrecht zur Last fiel. Die Bourbonen und Romanow's sind schon an die Reihe gekommen. Habsburger und Hohenzollern werden nicht verschont bleiben. Die Sühne im Wechselverhältnisse der Nationen schreitet langsam voran, doch sicher.

Die Nemesis, welche seit dem Wiener Congresse ihr Racheschwert über den Häuptern der wider Napoleon verbündeten Fürsten schwang, hatte aber Napoleon selbst nicht vergeben. Noch hatte dieser nicht alle Folgen seines frühern Despotismus erlebt. Zu keiner Zeit empfand er dieselben schmerzlicher, als unmittelbar nach seinem Triumphzuge von Cannes bis Paris. Die Frage war jetzt, auf welchen Grund sollte er die neu errungene Herrschaft fest und sicher legen? Auf denselben, den er vierzehn Jahre lang bebaut und mit Blut gedüngt hatte? Konnte er hoffen, nachdem er in weit günstigeren Verhältnissen unterlegen war, jetzt auf demselben Boden gegen seine an Selbstbewußtsein und Macht gestärkten Feinden den Sieg zu gewinnen? Bei ruhiger Ueberlegung mußte diese Frage Napoleon sehr bedenklich machen. Aber welchen neuen Standpunkt konnte er einnehmen? Welcher

mochte ihn in den Stand setzen, Zwietracht in das Lager seiner Gegner zu schleudern und seine Anhänger zu begeisterter Opferbereitwilligkeit um ihn zu schaaren?

Die Fahne der Freiheit hatte Wunder gethan in den Tagen der Revolution. Sie hatte Großes geleistet, als sie, von den Preußen aufgepflanzt, wider ihn entfaltet wurde. Nur von ihr konnte er Sieg erwarten. Doch eine für die Freiheit begeisterte Nation erkennt keinen Herrscher, sondern nur Diener an. Napoleon wollte herrschen. Er besaß nicht die Eigenschaften, nicht die Vergangenheit eines Dieners. Die Fahne der Freiheit konnte für ihn nur Mummenschanz, nicht Wahrzeichen wirklicher Empfindung sein.

Der Hebel des Militär-Despotismus war abgenützt, derjenige der Freiheit in den Händen eines Militärdespoten unbrauchbar. Es blieb nur der alte Militär-Despotismus unter freiheitlichen Formen übrig. Diese Formen vermehrten nicht, sondern schwächten nur die Kraft Napoleon's.

Schon auf dem Wege nach Paris, zu Grenoble, hatte Napoleon den Behörden erklärt, daß er dem Kriege entsage. Die Frage war aber, ob die verbündeten Mächte den Frieden wollten? Zu Paris sagte er dem Stadtrathe, er habe den Gedanken des großen Reiches aufgegeben. Das verstand sich bei der Lage der Dinge von selbst. Beruhigend hätte nur die Nachricht wirken können, daß die auswärtigen Mächte Frankreich innerhalb seiner Gränzen des Jahres 1814 und mit Napoleon an der Spitze anerkannt hätten. Ebenso nichtssagend oder zweideutig, wie jene beiden Erklärungen, waren die Worte, welche Napoleon in einer Unterredung mit Benjamin Constant sprach: „er könne kein Eroberer mehr sein, er wisse, was möglich sei; das Werk von funfzehn Jahren sei zerstört und nicht mehr herzustellen." Da Napoleon damals von der schon am 13. März wider ihn ausgesprochenen Achtserklärung Kenntniß hatte und folgeweise wußte, daß der Krieg unvermeidlich sei, lag in allen diesen Erklärungen nichts weiter, als eine vielleicht pfiffige, aber weder großartige, noch offenherzige Umgehung der eigentlichen Lage der Dinge. In ganz gleichem Geiste war die Erklärung Napoleon's, die Kaiserin und sein Sohn würden zu ihm zurückkehren, und die Behauptung, die Achtserklärung der Mächte vom 13. März sei ein Machwerk der Bourbonen in Gent.

Durch seinen Bruder Joseph ließ Napoleon den Gesandten der Mächte in der Schweiz die Erklärung geben, daß er den Pariser Vertrag annehmen und erhalten werde. Auch richtete er ein Schreiben an die verbündeten Mächte, worin er diese seiner friedlichen Absichten versicherte. Doch diese hatten ihren Entschluß gefaßt. Niemand war geneigt, an die friedlichen Gesinnungen Napoleon's zu glauben. Er hatte die Welt zu oft betrogen, als daß er Vertrauen in Anspruch nehmen konnte. Er hatte eine zu heftige Kriegslust an den Tag gelegt, als daß Freund und Feind geglaubt hätte, es sei ihm mit seinen Friedensversicherungen Ernst. So lange er übrigens nicht selbst das Ausland angegriffen oder auch nur umfassende Vorbereitungen dazu angestellt, hatte Niemand ein Recht, Frankreich mit Krieg zu überziehen. Krieg gegen eine einzelne Person giebt es nicht. Der Krieg gegen Frankreich war ungerecht, da er keinen andern Grund hatte, als die Wiedereinsetzung der Bourbonen.

In dem Taumel, dem sich die französische Nation während der ersten Tage der Rückkehr Napoleon's hingegeben, hatte diese die Gefahren nicht bedacht, welche von Wien aus sie bedrohten. So bald aber die erste Aufwallung der Freude vorübergegangen war, bemächtigte sich eine düstere Stimmung des Volkes. Eine zweite Invasion war unvermeidlich. Der Krieg gegen das Ausland vernichtete die ohnedies schwachen Hoffnungen auf eine freiheitliche Entwickelung der inneren Zustände. Napoleon verkündete zwar der Nation, daß er in constitutioneller Weise regieren werde. Allein Niemand traute ihm

dazu weder den guten Willen, noch die Geschmeidigkeit noch die Freiheitsliebe zu. Napoleon war ein geborener Krieger und hatte seine natürlichen Anlagen in der Schule des Krieges so bestimmt entwickelt, daß er in seinen reiferen Jahren unmöglich eine neue Laufbahn beginnen konnte. Die Stützen seiner Macht waren während der fünfzehn Jahre seiner Herrschaft die Soldaten gewesen und die Bauern, aus welchen er seine Heere rekrutirte und welche er im Besitze der ihnen durch die Revolution zu Theil gewordenen Befreiungen unangefochten gelassen hatte. Das constitutionelle System ruhte auf ganz anderen Grundlagen. Soldaten und Bauern spielen in diesem untergeordnete Rollen. Der Mittelstand, die Städte und die gebildeteren Grundbesitzer sind in diesem berufen, den Ton anzugeben. Das constitutionelle System setzt den Frieden voraus und ist auf diesen wesentlich berechnet. Wie konnte es unter Napoleon's Fittigen zu einer Zeit, da ganz Europa im Begriffe stand, über Frankreich herzufallen, blühen und gedeihen?

Zu allen diesen Schwierigkeiten kam noch, daß die Constitutionellen Frankreich's damals schon ihre Wahl getroffen hatten. Diese war auf den Herzog von Orleans, den Sohn Philipp Egalité's gefallen. Die Bourbonen wußten dieses und betrachteten daher ihren Vetter Orleans mit mißtrauischen Augen.

Napoleon stand zu dem constitutionellen Systeme in einem ganz ähnlichen Verhältnisse, als die meisten übrigen Kaiser und Könige des Festlandes von Europa. Sie Alle erkannten, daß der Geist der Zeit dem Absolutismus zuwider sei, daß die Völker nur durch freiheitliche Versprechungen zu außergewöhnlichen Anstrengungen getrieben werden könnten. Dessen ungeachtet widersprach eine freie Verfassung und eine gewissenhafte Verwaltung dermaßen ihren despotischen Lebensgewohnheiten, den Ueberlieferungen der Vorzeit und gewissermaßen der Muttermilch, welche sie eingesogen hatten, daß, so oft sie an dem Rubicon der Freiheit angelangt waren, sie entweder an dessen Ufer stehen blieben, umkehrten oder höchstens bis an die Fußsohlen in dessen Wasser drangen, um dieses zu trüben und sich selbst naß zu machen, ohne daß es ihnen möglich gewesen wäre, dessen Fluthen zu überschreiten.

Napoleon's despotische Natur und seine klare Erkenntniß, daß die Völker Europa's allzumal, und besonders das französische, den unwiderstehlichen Drang der Freiheit hegten, riefen im Innern des Kaisers einen Zwiespalt hervor, der sich in Wort und That bekundete, seine Kraft lähmte und die an und für sich schwierige Lage, in der er sich befand, unrettbar machte. Er fing damit an, die Massen Bürger zu nennen, kehrte aber nur zu bald zu dem Ausdrucke „Unterthanen" zurück. In Grenoble hatte er erklärt, er wolle weniger Frankreich's Beherrscher, als dessen erster und bester Bürger sein. Allein kaum in Paris eingetroffen, umgab er sich wieder mit der ganzen mittelalterlichen Maskerade, an welcher in dem damaligen Augenblicke der Gefahr alle denkenden Menschen noch weit größern Anstoß nahmen, als im Jahre 1804. Zu Lyon hatte er die Aufhebung des Adels in Aussicht gestellt, zu Paris ernannte er eine Kammer adeliger Pairs. Er brach dem Feudalwesen den Stab und berief kurz darauf ein s. g. Maifeld, eine Versammlung, welche schon vor einem Jahrtausend zu einer nichtssagenden Förmlichkeit herabgesunken war. Er ließ durch Benjamin Constant eine Verfassung entwerfen, fiel aber dabei in alle Irrthümer der Bourbonen, indem er die Aufhebung der Vermögens-Confiscationen nicht zugab, die neue Verfassung für eine Zusatzacte der Reichsverfassung erklärte und so wenig, als die Bourbonen, zum Gegenstande einer Berathung mit dem Volke oder dessen Vertretern machte. Das auf den 1. Juni anberaumte s. g. Maifeld war nichts weiter, als eines jener vielen Schauspiele, welche die französische Nation seit den Tagen der Feier des Sturmes auf die Bastille mit großem Jubel angesehen, welche aber durchaus keine staatsrechtliche oder freiheitliche Bedeutung hatten.

Alle Tiefblickenden sahen voraus, daß, falls Napoleon entscheidende Siege davontragen, er die Verfassung schnell auf die Seite schieben würde, falls er aber unterläge, die verbündeten Mächte und die Bourbonen derselben die Anerkennung verweigern würden. Am 3. Juni wurden die Kammern eröffnet. Es zeigte sich bald, daß dieselben Napoleon nicht günstig gestimmt waren. Die Anhänger der constitutionellen Monarchie, deren Haupt damals schon der nachmalige König Ludwig Philipp war, gaben den Ton in der zweiten Kammer an. Die erste bestand aus charakterlosen Menschen, welche nicht fähig waren, auf den Gang der Ereignisse einzuwirken, sondern nur denselben zu registriren und anzuerkennen. Die zweite Kammer wählte zu ihrem Präsidenten Lanjuinais, welcher vor einem Jahre erst für die Absetzung Napoleon's gestimmt hatte. Düpin trug darauf an, die durch ein bloßes Decret angeordnete Eidesleistung zu verweigern. Ney schlug sogar, am Tage da Napoleon das Treffen bei Ligny lieferte (16. Juni), vor, die Minister in Anklagestand zu versetzen, weil der Kaiser den Krieg ohne Beirath der Kammern begonnen habe.

Wenn irgend ein Krieg, so war derjenige des Jahres 1815 von Napoleon nicht muthwillig herbeigeführt. Die verbündeten Mächte hatten alle seine Friedensanerbietungen mit Hohn zurückgewiesen. Sie zogen nahezu eine Million Krieger zusammen, mit welchen sie Frankreich zu überschwemmen gedachten. Die einzige Hoffnung, welche Napoleon und mit ihm Frankreich hatte, den bevorstehenden Kampf glücklich zu beendigen, bestand darin, die feindlichen Heere vor deren Vereinigung einzeln zu schlagen. Alle Versuche Napoleon's, die verbündeten Mächte zu trennen, und eine oder die andere für sich zu gewinnen, waren gescheitert. Nur eine gewonnene Schlacht eröffnete ihm die Aussicht auf Bündnisse oder einen Separat-Frieden. Mürat war längst von den Oesterreichern erdrückt und aus Neapel vertrieben worden. Nur das Schwert konnte möglicherweise Napoleon retten. Ohne durch eine Kriegserklärung die Feinde auf sein Vorhaben aufmerksam zu machen, ging er (15. Juni) mit den zu seiner Verfügung stehenden Truppen über die Sambre, warf sich (am 16. Juni) auf die Preußen bei Ligny, trieb sie zurück und trennte sie von dem englisch-deutschen Heere unter Wellington, lieferte diesem eine lange schwankende Schlacht (am 18. Juni), unterlag aber am Abende dieses Tages, als die Preußen, welche er wähnte vernichtet zu haben, Wellington zu Hülfe kamen und dem Kampfe, zugleich auch der Herrschaft Napoleon's ein Ende machten.

Die Schlacht bei Waterloo wie sie die Engländer, oder bei Belle Alliance wie sie die Franzosen zu nennen pflegen, wurde wohl von den verbündeten Mächten gewonnen; allein der Stachel den sie im Herzen der französischen Nation zurückließ, ist weder vernarbt, noch ausgezogen. Mit Recht fühlte sich Frankreich auf's Tiefste darüber verletzt, daß das Ausland ohne allen Rechtsgrund mit furchtbarer Uebermacht ihm Fehde verkündigte und ihm zum zweitenmal ein verhaßtes Königsgeschlecht mit Waffengewalt aufdrang. Die verbündeten Mächte konnten triumphiren und der französischen Nation das Gesetz vorschreiben, doch nur für den Augenblick, nicht für alle Zukunft. Die Zeit, welche die Bourbonen und nach ihnen das Haus Orleans auf dem Throne saß, füllt im Buche der Geschichte nur zwei Augenblicke aus. Der dritte, in welchem wir jetzt leben, ist bereits voll der Nachwehen der Jahre 1814 und 1815.

Napoleon, welcher so oft Anderen das Schicksal der Besiegten bereitet hatte, mußte dieses selbst jetzt in der ganzen Bitterkeit empfinden. Von dem Heere, das er in die Schlacht geführt, hatte sich nur die Abtheilung unter Grouchy, welche die Preußen nach dem Tage von Ligny hatte verfolgen und aufreiben sollen, gerettet. Paris und Napoleon selbst hatte auch diese bis zum 23. Juni verloren geglaubt.

Wie von Egypten, beim Rückzuge von Moskau und von der Schlacht bei Leipzig eilte Napoleon nach Paris. Allein mit der Zeit hatte sich die Lage der Dinge in der Hauptstadt wesentlich geändert. Der Schrecken, welcher früher vor Napoleon hergegangen war, hatte aufgehört, der Glaube an seinen Glücksstern und selbst an sein Feldherrngenie war erloschen. Er war nicht mehr der unumschränkte Gebieter früherer Zeiten, welchem Niemand zu widersprechen wagte. Viele fürchteten von ihm sogar mehr, als von dem ausländischen Feinde. Er konnte sich jetzt auf nichts mehr verlassen, als sein Heer und nicht darauf rechnen, daß ihm Gehorsam zu Theil werden würde, falls er diesen nicht mit Gewalt erzwingen könnte. Es war daher gewiß ein Fehler, daß er sich von den Ueberresten seines Heeres trennte, denn wenn diese auch nicht vermochten, dem Vorrücken der feindlichen Truppen Halt zu gebieten, so waren sie doch stark genug, seine inneren Feinde niederzuhalten. Damit wäre für ihn und für Frankreich schon viel gewonnen gewesen.

Die wenigen Tage, welche Napoleon blieben, sein Glück zu versuchen, wurden ihm durch die Ränke seiner falschen Freunde und die Schwankungen der großen Masse der Unentschiedenen getrübt. Wäre Napoleon der Mehrheit der Kammern gewiß gewesen, so hätten diese ihm und Frankreich wichtige Dienste leisten können. Allein die Mehrheit der Kammern, welche gleich anfangs unentschieden war, konnte er nur gewinnen, entweder durch Siege, oder durch Einschüchterung. Der Sieg war ihm entschlüpft, als er dessen gewiß zu sein geglaubt hatte. Zur Einschüchterung fehlten ihm die Mittel, da er ohne Heer nach Paris zurückgekehrt war. Er wagte weder, die Dictatur mit eigener Faust zu ergreifen, noch die Kammern zu veranlassen, ihm dieselbe zuzuerkennen. Die entschlossenen Männer, welche nur die drohenden Gefahren vom Vaterlande zurück zu treiben bemüht waren, namentlich die Republikaner, welche den Augenblick der verlorenen Schlacht nicht für Parteizwecke auszubeuten suchten, waren in der Minderzahl. Die Orleanisten besaßen die Mehrheit in den Kammern, jene Partei, welche nicht den Muth besaß, ihre Absichten klar auszusprechen und für dieselben mit Nachdruck zu kämpfen.

Sobald die Nachricht von der verlorenen Schlacht zu Waterloo nach Paris gekommen war, setzten die Orleanisten den Antrag der Permanenz=Erklärung in der Kammer durch. Jay brachte auf Fouché's Anregung sogar die Abdankung Napoleon's zur Sprache. Schon am 22. Juni faßte die Kammer den Beschluß, bei Napoleon auf dieselbe zu dringen. Napoleon's Kraft war gebrochen. Er hatte im Laufe seines Lebens nicht gelernt, im Unglücke auszudauern, mit geringen Kräften gegen die Uebermacht zu streiten. Die Niederlagen, welche er erlitten hatte, waren, im Verhältnisse zu denjenigen, welche er seinen Feinden beigebracht, sehr wenig zahlreich. Er hätte von dem Hause Habsburg, das er so oft geschlagen, das Beispiel zähen Widerstandes sich zur Lehre nehmen können. Allein seine Natur war viel zu gewaltsam, war nur fähig, große Schläge zu führen. Schnell, wie im Jahre 1814 beugte er sich auch 1815 unter die Macht der Verhältnisse, welche er für unwiderstehlich hielt und welche es, bei seiner Gemüthsbeschaffenheit und seiner Vergangenheit auch wirklich war.

Bevor Napoleon nur Kenntniß von der Heeresabtheilung unter Grouchy erhalten hatte, entsagte er zu Gunsten seines Sohnes. Der vergebliche Versuch, den er vor einem Jahre gemacht, die Krone seiner Familie zu erhalten, hatte ihn nicht eines Bessern belehrt. So lange Napoleon an der Spitze eines Heeres und der Regierung stand, war er in der Lage, Bedingungen zu machen. Sobald er die Gewalt aus den Händen gab, mußte er erwarten, in ähnlicher oder schlimmerer Weise, als vor einem Jahre, behandelt zu werden. Er konnte nur insofern seinem Sohne den Thron Frankreich's sichern, als er sich selbst in

dessen Besitze erhielt, bis zu dem Augenblicke, da die neue Regierung eingesetzt und von den verbündeten Mächten anerkannt war. Wollte er nicht alle Gefahren des Kampfes bestehen, bis dieses Ziel erreicht war, dann that er besser, von seinem Sohne gar nicht zu sprechen, sich selbst und seiner Familie eine neue Demüthigung zu ersparen.

Die ländliche Bevölkerung und das Heer hatten Napoleon wieder auf den Thron gehoben, welchen die Bourbonen im Bunde mit den auswärtigen Mächten ihm entrissen. Nur mit Hülfe dieser Elemente konnte er hoffen, seinem Willen Nachdruck zu verleihen. Beide waren in Paris zu schwach vertreten, als daß Napoleon dort auf dieselben rechnen konnte.

Die Bourgeoisie hatte seit dem Jahre 1789 immer eine zweideutige Rolle gespielt. Sie war es nicht gewesen, welche den Sturm auf die Bastille, und zweimal auf die Tuilerien gewagt. Sie hatte zu allen Zeiten sich vor einer starken Gewalt geduckt, gegen eine schwache aber conspirirt. Sie hatte ebenso schlaff dem Sturze und der Wiedererhebung Napoleon's, wie früher dem Untergange der Gironde zugesehen. Als die Macht des Kaiserreichs gebrochen war, schmiedete sie Ränke gegen Napoleon und da dieser der einzige wahrhafte Vertreter des Landes war, auch gegen Frankreich — um den Herzog von Orleans auf den constitutionellen Thron erheben zu können.

Die Verfassung Napoleon's hatte das Haus Orleans, als einen Zweig der Bourbonen, von Frankreich für immer ausgeschlossen. Die Bourgeoisie hatte darum doch an ihrem Auserkorenen festgehalten, und wähnte den Augenblick gekommen, ihn auf den Thron zu heben. Sie verkannte den Erfahrungsatz, daß nur wer Macht hat, seinen Willen geltend machen könne. Die Bourgeoisie hatte im Jahre 1815 ganz eben so wenig Macht, als im Jahre 1814. Anderthalb Jahrzehnte fortgesetzten Kampfes waren erforderlich, ihr eine gewisse politische Bedeutung zu geben, mit deren Hülfe sie im Augenblicke der Verwirrung und in Abwesenheit jeder zwingenden Gewalt, ihren Willen durchsetzte. Im Jahre 1815 zogen aber die feindlichen Heere und in deren Mitte die Bourbonen gegen Paris. Mit solchen Gegnern anzubinden, besaß die Bourgeoisie nicht den Muth. Die Umtriebe der Orleanisten und insbesondere Lafayette's, des eifrigsten unter denselben, trugen nur dazu bei, Napoleon zu stürzen, nicht aber, dem Hause Orleans den Weg zum Throne zu ebnen.

Die Rolle, welche ein Jahr früher Talleyrand gespielt hatte, übernahm jetzt Fouché, welcher an der Spitze der von der Kammer ernannten provisorischen Regierung stand, und diese Stellung dazu benützte, für sich im Trüben zu fischen.

Die verbündeten Heere gelangten schon am 28. Juni nach St. Denis. Blücher wies anfangs alle Anträge eines Waffenstillstandes mit Grobheit zurück. Erst nachdem Wellington seinem allzu eifrigen Mitfeldherrn gerathen hatte, eine Capitulation abzuschließen, kam eine solche zu Stande (3. Juli). Das französische Heer versprach, sich hinter die Loire zurückzuziehen und übergab die Hauptstadt fast ohne Bedingungen. Die Kammer berieth zwar eine Erklärung der Rechte und fügte später noch eine Erklärung der Principien hinzu, allein Niemand bekümmerte sich um sie. Fouché ließ in der Nacht des 7. Juli das Sitzungslokal der Kammer schließen. Diese fügte sich in ihr Schicksal, ohne den geringsten Versuch zu machen, ihre kurze und unfruchtbare Wirksamkeit fortzusetzen.

Die Bourbonen hatten während der Zeit der erneuerten Herrschaft Napoleon's in Gent Hof gehalten. Dort hatte der Graf von Artois das große Wort geführt. Sein Anhang flößte aber den englischen Staatsmännern die größte Verachtung ein. Durch Wellington wurden Talleyrand und Fouché an die Spitze der bourbonischen Regierung gehoben. Die Gemüthsstimmung, in welcher Ludwig XVIII. nach Frankreich zurück-

kehrte, ging aus dem ersten Aufrufe hervor, den er, aus eigener Machtvollkommenheit beim Wiedereintritte in Frankreich von Cateau-Cambresis aus erließ. In diesem bedrohte er alle Schuldigen unumwunden mit Rache. Wellington, obgleich ein erbitterter Feind Napoleon's und unbarmherziger Gegner Frankreich's, erhob gegen solchen Unsinn Einsprache. Er erkannte, daß die Zeit wüthender Reaction noch nicht gekommen und daß es daher klüger sei, damit noch zu warten, bis sich Frankreich im Besitze der verbündeten Heere finden würde. Talleyrand ließ daher dem Aufrufe vom 25. Juni einen zweiten unterm 28. Juni aus Cambrai folgen, worin er den König die von der Regierung gemachten Fehler bekennen, die ganze Ausführung der Charte verheißen, das Gerücht von der Wiedereinführung des Lehenswesens Mährchen nennen und Verzeihung für alles Geschehene, mit Ausnahme der Anstifter und Urheber der großen Zerrüttung, welche vor dem 23. März, dem Tage der Abreise des Königs von Lille, gehandelt hatten, versprechen ließ.

Noch befand sich Napoleon auf französischem Boden. Nach allen Niederlagen, welche er erlitten hatte, konnten sich die verbündeten Mächte und deren Feldherren eines gewissen Gefühls der Bangigkeit bei seinem Namen nicht erwehren. Er hatte sich von Paris nach Malmaison zurückgezogen und dort, wie früher zu Fontainebleau, viele kostbare Zeit in ruhelosen Schwankungen zwischen blinder Wuth und trostloser Erschlaffung verloren. Ein rascher Entschluß hätte ihm damals das einzige, was ihm beim Schiffbruche geblieben war, seine persönliche Freiheit, gerettet. Er verlor diese, weil er, trotz seiner allgemeinen Menschenverachtung, doch noch zu großes Vertrauen auf seine Feinde, die Engländer, gesetzt hatte.

Ueber den Kaiser von Frankreich hatte keine Macht der Erde das Recht, Gericht zu halten, als die französische Nation. Die verbündeten Kaiser und Könige Europa's machten sich eines schweren Verbrechens schuldig, indem sie sich in die inneren Angelegenheiten Frankreich's mischten, und dieses Land mit Krieg überzogen, weil es Napoleon den Bourbonen vorgezogen hatte. Sie fügten ein zweites hinzu, indem sie sich an der Person Napoleon's vergriffen, gegen welchen sie, nachdem er in ihre Macht gefallen war, kein anderes Recht, als gegen irgend einen andern Kriegsgefangenen hatten. Doch im Bewußtsein ihrer Macht glaubten die s. g. legitimen Fürsten sich gegen den besiegten Emporkömmling alles und jedes erlauben zu dürfen. Sie ahnten damals noch nicht, daß der Neffe Napoleon's dessen Reich wiederherstellen und in die Lage kommen würde, für das an seinem Oheime verübte Unrecht Rache zu nehmen.

Nimmermehr hätte Italien in unseren Tagen die Franzosen zum Kampfe gegen Oesterreich bestimmt, wenn diese nicht von dem Gefühle getrieben worden wären, daß sie eine alte Rechnung mit dem Hause Habsburg und anderen europäischen Dynastien, auszugleichen hätten. Es würde mich nicht Wunder nehmen, wenn eines Tages dieselben Theorien, deren sich die verbündeten Mächte beim Sturze Napoleon's I. gegen diesen bedient hatten, früher oder später gegen manches s. g. legitime Haus in Anwendung gebracht werden würden. So viel ist jedenfalls gewiß, daß nichts mehr zur Wiederherstellung der Dynastie Napoleon's beitrug, als die unmenschliche Grausamkeit, welche den Stifter derselben an jene Felsen-Insel St. Helena im Aethiopischen Meere fesselte.

Es ist weit leichter, einen Menschen, als die mit demselben verbundenen Erinnerungen, Hoffnungen und Bestrebungen zu besiegen. Die verbündeten Mächte hatten Napoleon gestürzt, doch das Andenken an den Kaiser konnten sie der französischen Nation nicht rauben. Wie mächtig dieses war, erlebten wir alle zu unserem Erstaunen im Jahre 1848. Eines der stärksten Glieder der Kette, welche Frankreich mit dem Hause Napoleon's verknüpfte, bildete sich unstreitig während der hundert Tage.

Der Kampf hörte mit der Schlacht bei Waterloo nicht auf. Er wurde selbst nach der Abreise Napoleon's aus Frankreich (16. Juli) und dessen Einschiffung nach St. Helena (3. August) noch fortgesetzt und zwar nicht blos von den Linientruppen, sondern theilweise sogar von freiwilligen Guerillasbanden, welche sich namentlich in den östlichen Departementen organisirten. Mehrere Festungen behaupteten sich den ganzen August hindurch, andere bis Mitte Septembers. Die Festen Givet, Mont d'Or und des Vignes öffneten erst am 9. September ihre Thore den Preußen und deren Besatzungen zogen sich dann nach Charlemont zurück, welches am 20. September von den Preußen eingeschlossen wurde. Montméry ergab sich nicht. Es wurde (14. September) mit stürmender Hand genommen.

In militärischer Beziehung war dieser hartnäckige Widerstand von keiner besonderen Bedeutung. Die Uebermacht der Feinde war zu groß und die französischen Truppen entbehrten, nach der Abreise Napoleon's, alles innern Zusammenhalts. Allein der Grimm, mit welchem einzelne Heeresabtheilungen sich dann noch zur Wehr setzten, als ihnen keine Hoffnung des Sieges geblieben war, deutete die gereizte Stimmung der Nation und des Heeres an. In der That wußte sich Ludwig XVIII. nicht anders zu helfen, als indem er das französische Heer vollständig auflöste. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Ohnmacht der Bourbonen. Denn es vergingen zehn Wochen, bevor es gelang, die schon am 23. Mai vom Könige ausgesprochene Auflösung durchzusetzen. Erst am 11. August vermochte Marschall Macdonald diesen Beschluß auszuführen.

Die Unterhandlungen zogen sich sehr in die Länge. Am 20. November kam endlich der zweite Pariser Frieden zu Stande, nachdem Talleyrand und Fouché aus dem französischen Ministerium verdrängt und der Herzog von Richelieu, welcher fast eben so wohl Russe, als Franzose, an die Spitze einer neuen Verwaltung gesetzt worden war.

Ein unter solchen Umständen von einem den Franzosen aufgedrungenen Könige mittelst eines unter fremden Einflüssen stehenden Ministeriums zu Stande gebrachter Friede mußte nothwendig das Nationalgefühl des besiegten Volkes auf's Tiefste verletzen. Entweder führten die auswärtigen Mächte, wie sie behaupteten, nur gegen Napoleon, nicht gegen Frankreich Krieg, dann konnten sie dieses Land nicht als ein erobertes behandeln, oder der Krieg galt Frankreich, dann waren alle Manifeste des Auslandes ein Gewebe der ruchlosesten Lügen. Gegen diese Alternative konnten die fremden Diplomaten mit Grund nichts einwenden. Die Sophismen, deren sie sich zu Beschönigung ihrer Frankreich gestellten Bedingungen bedienten, zogen ihnen mit Recht die herbsten Vorwürfe von Seiten der Franzosen zu.

Jede an und für sich auch noch so gerechte Forderung der auswärtigen Mächte, z. B. die Rückerstattung der denselben geraubten Schätze der Kunst und der Wissenschaft erregte die heftigste Erbitterung im Schooße der französischen Nation. Mit gutem Grunde konnte diese den fremden Mächten entgegenhalten: ist es euch nicht genug, unserm Kaiser, dem, wie ihr behauptet, euer Krieg allein galt, nach der Insel St. Helena in die Gefangenschaft geschleppt und diesem alles, was er besessen, entzogen zu haben? Was haben wir Pariser verbrochen, daß ihr uns raubet, was uns durch frühere Verträge zugesichert und im ersten Pariser Frieden bestätigt worden war? Doch alle diese Einwendungen wurden von den fremden Mächten nicht berücksichtigt. Die Pariser Museen und Bibliotheken mußten den Raub früherer Zeiten herausgeben. Frankreich mußte sich eine fremde Besatzung von 150,000 Mann, auf drei Jahre (anfänglich waren fünf bestimmt worden) gefallen lassen und dieselbe bezahlen, es mußte eine schwere Kriegsschatzung und überdieß unter dem Namen von Entschädigungen eine Summe von mehreren hundert Millionen leisten. Die Kosten der hundert Tage wurden für Frankreich auf zwei Milliarden Franken berechnet. Am

empfindlichsten waren aber für die Franzosen die denselben auferlegten Gebietsabtretungen. Philippeville und Marienburg nebst dem Herzogthume Bouillon fielen an die Niederlande; Saarlouis, Saarbrücken und beide Ufer der Saar bis oberhalb letzterer Stadt, sodann auf der Seite des Elsasses alles Gebiet nördlich von der Lauter mit Ausnahme von Weissenburg, ferner Landau, Rhein- und Bergzabern wurden an Oesterreich und Preußen abgetreten, welche mit einem Theile dieser Bezirke die noch unbefriedigten Ansprüche von Baiern, Hessen-Homburg, Oldenburg, Mecklenburg-Strelitz und des Grafen von Pappenheim befriedigten. Den Rest behielt Preußen. Das Ländchen Gex empfing Genf, Piemont denjenigen Theil Savoyen's, welcher nach dem ersten Pariser Frieden bei Frankreich geblieben war.

Außerdem mußte Frankreich versprechen, die Festungswerke von Hüningen nicht wiederherzustellen und nicht näher, als drei Stunden von Basel neue Befestignngen anzulegen.

Unter den zahlreichen anderen Bestimmungen, welche unter dem allgemeinen Titel des zweiten Pariser Friedens zusammengefaßt zu werden pflegen, verdient hier noch diejenige hervorgehoben zu werden, welche der Schweiz die Neutralität sichert, und diese auch auf einen Theil von Savoyen ausdehnt, nämlich auf den Bezirk, welcher im Norden einer von Ugine mitten durch den See von Annecy bis zum See Bourget gezogenen Linie liegt. Falls Frankreich diese Bestimmung des Pariser Friedens beachtet hätte, würden seine Bewegungen gegen Oesterreich im Laufe dieses Jahres (1859) sehr erschwert worden sein. Diese Friedensbestimmungen waren, mit denjenigen verglichen, welche Napoleon seinen besiegten Feinden zu gewähren pflegte, gewiß nicht hart. Der Maßstab war aber durch die Erklärungen der fremden Mächte von vornherein ausgeschlossen worden. Er bildet daher keinen Rechtfertigungsgrund für dieselben und keinen Grund der Beruhigung für die Franzosen.

Die Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba ist vielleicht das wichtigste Ereigniß der ganzen bonapartischen Periode. Sie bewies zugleich die außerordentliche Bedeutsamkeit Napoleon's und die Nichtigkeit der Bourbonen, allein auch die Unvereinbarkeit des großen Kriegsmeisters und den friedlichen Wünschen der französischen Nation. Sie brachte klar zu Tage, daß sogar eine durch die Bajonette fast ganz Europa's eingesetzte Gewalt nicht ungestraft der Revolution Hohn sprechen könne, daß Napoleon zwar noch immer der Liebling des französischen Heeres und des Bauernstandes, allein nicht der Bourgeoisie war. Diese haßte gleichmäßig den modernen Despotismus Bonaparte's und die mittelalterliche Tyrannei der Bourbonen. Sie erkannte zwar in Napoleon einen Bürgen für die Aufrechthaltung der bis zu seiner Zeit geretteten Errungenschaften der Revolution, allein auch ein unüberwindliches Hinderniß friedlicher und freiheitlicher Entwickelung.

Die Bourbonen hatten während der kurzen Zeit ihrer Herrschaft das künstlich angezündete Strohfeuer begeisterter Anhänglichkeit gründlich gelöscht. Sie kehrten unaufgefordert, wie früher, dieses mal aber ohne freundlichen Zuruf inmitten feindlicher Heere nach Frankreich zurück. Jedermann sah ein, daß Ludwig XVIII. nur dem unabweisbaren Drange der Verhältnisse nachgab, indem er der Nation freiheitliche Zugeständnisse machte, und daß er diese brechen, sobald er sich dazu stark genug fühlen würde.

Die Nation war zu sehr erschöpft, als daß sie für Napoleon, oder für die Freiheit einen Kampf auf Tod und Leben wagen wollte. Sie fügte sich in ihr Schicksal, das ihr die Bourbonen zurückbrachte. Für diese waren die hundert Tage eine größere Demüthigung, als ihre zwanzigjährige Verbannung gewesen.

An die Stelle des militärischen, klug berechnenden, allumfassenden Despotismus Napoleon's trat der aristokratisch-pfäffische, stupide Local-Despotismus, welchem zwar die s. g. heilige Allianz eine gewisse, allein nur eine sehr theilweise Einheit gab.

Pabstthum, Mönchthum, Inquisition, Tortur, Leibeigenschaft und Zöpfe spielten wieder eine Rolle. Tausend verschiedenartige Gesetze der Vorzeit tauchten von Neuem auf. Gülten, Zehnten und Frohnden, welche die französische Gesetzgebung in einem großen Theile Europa's beseitigt hatte, kamen wieder an die Tagesordnung.

Die Völker waren von den Anstrengungen einer Kriegsperiode von dreiundzwanzig Jahren (1792—1815) ermüdet. Sie ließen sich das ihnen neu auferlegte Joch gefallen, doch mit Widerstreben, mit Murren und immer zunehmender Erbitterung.

Die s. g. heilige Allianz besaß nicht die Kraft, wie Napoleon. Sie konnte die Schwingen der Nationen nicht mit gleicher Schärfe beschneiden. Der stupide Despotismus ist für die Völker nicht so gefährlich, als der schlaue, der mittelalterliche ist nicht so schlimm, als der neuzeitliche, weil er schwächer ist. Unter dem Regimente der Stupidität, welches auf ganz Europa von 1815 bis 1848 lastete, hatten die Nationen mehr Freiheit, als unter der Herrschaft Napoleon's I.

Der Napoleonische Despotismus unterschied sich von demjenigen der Bourbonen und aller anderen s. g. legitimen Dynastien wesentlich dadurch, daß er auf dem Boden der Revolution stand, während die Herrschaft der letzteren auf dem Mittelalter ruhte. Der Bund Bonaparte's mit dem Pfaffenthume schlug schon bald in bittere Feindschaft um, während die Bourbonen, Habsburger, Romanoff-Soltikoffs und Genossen mit der Geistlichkeit auf dem besten Fuße standen. Bonaparte hatte zwar einen großen Theil der Errungenschaften der Revolution aufgehoben, allein doch nicht alle. Er erkannte wenn nicht in der That, doch in der Theorie die Volkssouveränität an, er stieß die Beschlüsse der denkwürdigen Nacht des 4. August 1789 nicht um. Die legitimen Dynastien bekämpften die Lehre von der Volkssouveränität in der Theorie und in der Praxis und sie erhielten nach wie vor Zehnten, Gülten, Frohnden und alle übrigen Drangsale des Mittelalters aufrecht. Das Fundament, auf welchem Napoleon stand, war ein reineres und freieres, als dasjenige der mittelalterlichen Despoten. Er selbst legte ein größeres persönliches Gewicht in die Wagschale des Despotismus, als alle übrigen Machthaber der Erde, allein sein Despotismus war doch nicht stupid, sondern durchaus den Zwecken, die er verfolgte entsprechend, während in der mittelalterlichen Staatsmaschine hundert Ueberreste der Vorzeit waren, welche die Völker hemmten, ohne deren Beherrschern den geringsten Vortheil zu bringen, insofern sie es nicht für Vortheil hielten, die Menschen zu drücken.

Der Sturz Napoleon's schloß nicht den Untergang der Errungenschaften der Revolution in sich. Ein Theil derselben war zu tief begründet, als daß Napoleon oder selbst die Bourbonen sich an deren Umstoßung gewagt hätten. Die Nation sehnte sich nach der Rückkehr zu freieren Formen im Staate und in allen Zweigen des gesellschaftlichen und geschäftlichen Lebens, nach Frieden, nach den Freuden des Familienlebens, der Wiederbelebung des Handels und der Schifffahrt, der Künste und der Wissenschaften, nach einer ungeknebelten Tagespresse und Literatur. Denn alles dieses hatte unter der eisernen Herrschaft Napoleon's nicht gedeihen können.

In der That machte Frankreich während der Restauration, trotz der absolutistischen, aristokratischen und pfäffischen Neigungen der Bourbonen, in allen genannten Beziehungen großartige Fortschritte. Auf die Periode des Krieges und des Ruhmes folgte ein Abschnitt des Friedens und des Stilllebens, welcher mit geringen Unterbrechungen ein ganzes Menschenalter ausfüllte. Doch dann regte sich wieder der alte napoleonische Geist. Noch hat die diesem vorbehaltene Frist ihr Ende nicht erreicht, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird mancher Tropfe Blutes fließen, bevor ihr der Genius der Freiheit ein Ziel setzen wird.

Dritter Abschnitt.

Die übrigen Staaten Europa's von 1789 bis 1815.

§ 34. Vorbemerkung.

Die französische Nation hatte in den Jahren 1789—1792 einen Riesensprung gemacht, gerieth auf Abwege, verirrte sich vollständig im Labyrinthe des Lebens, machte dann einen Sprung rückwärts in den bonapartischen Despotismus, wie früher in die Republik vorwärts, und kam so auf einem ähnlichen Punkte wieder an, wie derjenige gewesen, von welchem sie vor einem Vierteljahrhundert ausgegangen war.

Die übrigen Völker der Erde waren hinter den Franzosen auf deren fortschreitender Bahn weit zurückgeblieben. Sie folgten ihnen aber auch nicht mit gleicher Schnelligkeit auf deren Krebsgange. Ein Theil der Errungenschaften der französischen Revolution kam den meisten Völkern des Festlandes Europa's zu statten, theils unmittelbar in Folge oberherrlicher Machtbefehle, theils mittelbar, indem neue Ideen bei ihnen Eingang fanden oder alte Mißbräuche von deren Regierungen abgestellt wurden.

Die Geschichte Frankreich's nimmt im Laufe des Vierteljahrhunderts von 1789 bis 1815 eine so gebietende Stellung ein, daß die meisten Schriftsteller den Entwickelungsgang der übrigen Staaten nur durch Parantbese in dieselbe einschieben. Mir scheint jedoch diese Behandlungsweise eine sehr verkehrte. Der Gang der französischen Geschichte wird dadurch in störender Weise unterbrochen und die Geschichte der übrigen Staaten nicht minder. Wir werden daher der letzteren einen besondern Abschnitt widmen, was um so nothwendiger scheint, als außerdem die Rückwirkung der französischen Revolution auf die übrigen Völker der Erde nicht zu klarer Anschauung gebracht werden kann.

Die Staaten außerhalb Frankreich's bilden den Spiegel, welcher die französische Revolution, wenn nicht immer treu, so doch in bedeutungsvollen Umrissen in sich aufnahm. Oft vergrößerte derselbe die Vorkommnisse des Nachbarlandes, nicht selten entstellte er diese bis zum Zerrbilde. Allein die Macht der Verhältnisse zwang die der Revolution feindlichen Fürsten und Völker, vieles von derselben wider ihren eigenen Willen nachzuahmen. Die Kräfte, Hebel und Einrichtungen, welche die französische Revolution zu Tage brachte, waren so gewaltig, daß die Staaten, welche den Kampf mit Frankreich siegreich bestehen wollten, nicht umhin konnten, viele derselben sich anzueignen. Sie hätten außerdem den endlichen Sieg nicht erringen können.

Der alte Schlendrian wurde von dem revolutionären Frankreich so furchtbar aus dem Felde geschlagen, daß die früheren Begünstiger desselben ihn aufgeben mußten, um sich nur einigermaßen behaupten zu können.

Das Heerwesen, die Finanzen, die innere Verwaltung, selbst die kirchlichen Einrichtungen von ganz Europa wurden durch die Stürme der französischen Revolution in ihren Grundfesten erschüttert. Diejenigen Fürsten sogar, welche an den alten Theorien, als ihren einzigen Rettungsankern, mit verzweiflungsvoller Zähigkeit festhielten, mußten im praktischen Leben die durch die französische Revolution gebotenen Verbesserungen einführen oder wenigstens zulassen. Die übrigen Staaten Europa's gingen aus dem Schmelztiegel der französischen Revolution fast eben so verändert hervor, als Frankreich selbst. Nur England,

welches sich gewissermaßen hermetisch gegen die französische Revolution verschloß, nahm in seinen Organismus von dieser wenig oder nichts auf, allein auch dieses Inselland wurde durch den zweiundzwanzigjährigen Kampf mit Frankreich auf's Tiefste erschüttert, und wenn auch nicht in seinem Staatshaushalte, doch in seinem Handel, seinem Colonialwesen, seinen Gewerben und Fabriken auf manche neue Bahnen getrieben.

Die Nachkommen der Ritter, unter welche Wilhelm der Eroberer fünf Sechstheile des Bodens von England vertheilt hatte, waren nicht stark genug, den Kampf mit Frankreich allein oder auch nur im Verhältniß zu ihrem Grundbesitze zu führen. Die starren Formen der Aristokratie schlossen zwar nach wie vor die Masse des Volkes von allem Antheile an dem praktischen Staatsleben aus. Doch jenem Geldadel, jener Plutokratie von Kaufleuten und Fabrikanten, welche schon vor der französischen Revolution bedeutenden Einfluß in England gewonnen hatten, konnte nicht länger eine entsprechende Stimme in den Angelegenheiten des Staates versagt werden. Während des Vierteljahrhunderts von 1789 bis 1815 bereitete sich in England jener Umschwung von Gedanken vor, welcher später ihren Ausdruck in der Abschaffung des Negerhandels, der Parlamentsreform und der Emancipation der Katholiken fand. Dieses war allerdings im Verhältnisse zu den großartigen Veränderungen, welche sich im Schooße aller übrigen Staaten Europa's zutrugen, sehr wenig. Diesem verhältnißmäßig geringen Fortschritte England's ist es beizumessen, daß seine Machtstellung nach Außen, trotz der unermeßlichen Opfer, die es brachte, eher ab-, als zunahm. Denn Rußland, Oesterreich und Preußen spielten nach dem zweiten Pariser Frieden bis auf die neueste Zeit eine weit bedeutendere Rolle auf der europäischen Schaubühne, als England. Diese drei Reiche waren mit einem weit größern Zuwachs an Macht und Einfluß aus den Kämpfen mit Frankreich hervorgegangen, als England. Selbst Frankreich, ungeachtet aller Niederlagen, die es gegen Ende der Revolutionsperiode erlitt, wuchs seinem Nachbar im Norden des Canals als kriegerische Macht vollständig über den Kopf, wie sich namentlich im Krimmkriege deutlich herausstellte.

Deutschland ging, trotz der Erbärmlichkeit seiner Fürsten, aus den Stürmen der französischen Kriege gekräftigt und gestärkt hervor. Die Zahl seiner Gebiete, welche so groß gewesen war, als diejenige der Tage des Jahres, schmolz von dreihundertsiebenundsechzig *) auf beiläufig vierzig zusammen. Die Nation gewann an Kraft, während die Zahl ihrer Blutigel und Drohnen abnahm, und so schlecht die deutsche Bundesverfassung auch war, den Vergleich mit der Reichsverfassung konnte sie aushalten. Von den einzelnen Staaten unseres Vaterlandes war Preußen zuerst, und nachher auch die kleineren durch die Macht der Verhältnisse gewaltsam in die Bahn der Reformen gedrängt worden. Nur Oesterreich beharrte in der reactionären Haltung, welche ihm nach dem Tode Joseph's II. wieder von seinen Despoten auferlegt wurde.

Die innigen Beziehungen, in welche Rußland während der französischen Kriege mit allen Staaten Europa's getreten war, führten manche neue und gute Ideen in die Steppen und in die Städte dieses Reiches ein. Polen sollte für seine verlorene Unabhängigkeit durch eine freie Verfassung entschädigt werden. Die Schweiz warf im Laufe dieser Zeit manchen alten Mißbrauch ab. Scandinavien und die Niederlande, welche mit der Zeit nicht gleichen Schritt hielten, verloren, das eine Finnland und seine deutschen Besitzungen, das andere seine republikanische Freiheit. Dafür wurde Belgien von dem österreichischen Joche befreit und gelangte dadurch auch auf die Bahn zu derjenigen Selbständigkeit, deren es sich seit 1830 erfreut.

*) S. Bd. IV., § 45, S. 325.

Die Türkei ging mehr und mehr ihrem Verfalle entgegen, welcher allein neuen und besseren Staatenbildungen die Bahn brechen kann.

Spanien, welches nach einem kurzen und unglücklichen Kriege gegen die französische Republik gezwungen wurde, sich mit dieser gegen die der Revolution feindlichen Mächte zu verbinden und später durch König Joseph auf der einen und die Cortes auf der anderen Seite für freiheitliche Einrichtungen empfänglich gemacht, wurde durch die Kämpfe dieser Zeit aus seinem künstlich erzeugten todesähnlichen Schlafe erweckt und zu einer Periode neuer Strebsamkeit angeregt.

Italien wurde durch die Kriege der französischen Revolution gewahr, daß es in seiner Zersplitterung niemals zu selbständigem Handeln gelangen, daß es sehr wohl auch ohne Pabst zu Rom bestehen, nimmermehr aber ohne Einigkeit als Nation sich geltend machen könne.

Die neuen Verfassungen und Gesetze, welche Frankreich einem großen Theile Deutschland's, Italien's, ganz Spanien und den Niederlanden ertheilte und selbst da anregte, wo es nicht unmittelbar selbst die Zügel der Herrschaft ergriff, wie z. B. im Herzogthume Warschau, im Königreiche Westphalen, innerhalb des rheinischen Bundes und selbst in Preußen, die Erschütterung der alten Verfassungen fast aller Staaten des europäischen Festlandes, welche von Napoleon ausging, brachten einen Gährungsstoff in den mittelalterlichen Theil der Erde, welcher bis auf den heutigen Tag noch fortarbeitet. Das Continentalsystem Napoleon's stürzte den ganzen Handel und alle Gewerbe des europäischen Festlandes von Grund aus um und zwang alle Betheiligten, neue Bahnen zu betreten und neue Verbindungen anzuknüpfen.

Die französische Revolution brachte die Massen in Bewegung. Alles: Krieg, Handel, Fabriken, Landbau und Gewerbe wurden in dessen Folge massenhafter betrieben. Die Heere wuchsen zu Zahlen heran, deren Aufbringung man früher für unmöglich gehalten hatte. Die Conscription trat an die Stelle des Werbesystems. Wo früher ein reicher Herzog, Fürst oder Graf, oder ein Kloster, eine Kirche, eine Stiftung tausende Morgen Landes von Tagelöhnern oder frohnpflichtigen Bauern hatte pflügen und ernten lassen, bearbeiteten jetzt hunderte fleißiger Besitzer ihren eigenen Boden. Dem dritten Stande rückte der vierte auf dem Fuße nach. Der Staat trat nicht mehr blos unter Vermittelung der Grundherren, sondern direct mit den Massen in Verbinduug. Er gewann selbst dadurch an Macht und der vierte Stand an Bedeutung.

Wenn die französische Revolution nichts anderes, als Freiheit der Gewerbe, Abschaffung der auf dem Landbau ruhenden mittelalterlichen Lasten und Gleichheit der Gesetze, Abgaben, Maaße und Gewichte im Innern Frankreich's gebracht hätte, so wäre sie der Opfer, welche für sie fielen, schon werth gewesen.

Königthum, Pfaffenthum und Adel konnten sich nie wieder von dem Stoße erholen, welchen ihnen die französische Revolution beibrachte; und dieser Stoß reichte weit über die Gränzen Frankreich's hinaus. Er erschütterte nicht blos die Nachbarländer Deutschland, Italien, die Schweiz, die Niederlande und Spanien, sondern auch Sardinien, Rußland, Polen, Portugal und die Türkei, nicht blos das Festland Europa's, sondern auch England, und nicht blos Europa, sonden auch Afrika, Amerika und Asien.

Die Regierungen lernten die Wichtigkeit des dritten und vierten Standes, der Bürger und Bauern, der besitzenden und besitzlosen Arbeiter besser kennen und würdigen, und wurden wiederholt durch die Noth gezwungen, zu diesen ihre Zuflucht zu nehmen und ihnen Zugeständnisse zu machen. Selbst der napoleonische Absolutismus führte insofern wenigstens das Werk der Revolution weiter fort, als er das Pfaffenthum und den Adel schwächte

außerhalb Frankreich's, einen neuen Adel dem alten, und beiden bevorzugten Ständen ein gewaltiges Beamtenthum und Soldatenthum an die Seite setzte.

Dieselbe Anregung, welche die Reformation den Geistern auf religiösem Gebiete gegeben hatte, bot die Revolution denselben auf dem Felde des Staates, und wie jene von der Kirche in alle übrigen Gebiete menschlichen Strebens übergriff, so wirkte diese von dem Staate aus in Kirche und Gemeinde, in Handel und Gewerblichkeit hinein.

Die Reformation hatte zunächst die germanischen Stämme erreicht, die Revolution wirkte unmittelbar mehr auf die romanischen, als die germanischen Nationen, mittelbar aber auf alle Völker der Erde.

Die Menschenrechte, welche die nordamerikanischen Freistaaten anderthalb Jahrzehnte früher proclamirt hatten, selbst aber in mehr als einer Beziehung fortwährend verletzten, traten Europa näher und machten sich den Völkern der Erde gewissermaßen greifbar in vielen Mißbräuchen, welche die französische Revolution abstellte, und in hochwichtigen Einrichtungen, Staatsformen und Anstalten, welche sie, wenn auch theilweise nur, in rasch vorüberziehenden Lichtbildern schuf.

Die Träger des mittelalterlichen Despotismus verbanden sich zu dem bestimmt ausgesprochenen Zwecke, die französische Revolution zu überwältigen und siegten dann erst über Frankreich, als sie öffentlich verkündeten, nicht gegen die Freiheit, nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon und das von diesem ganz Europa auferlegte Joch in die Schranken treten zu wollen.

Wir können den Gewinn, welchen Europa aus der Periode französischer Uebermacht zog, in drei Classen theilen: 1) wurden durch die Macht der in Umlauf gebrachten Ideen zahlreiche Mißbräuche beseitigt und bessere Einrichtungen hervorgerufen; 2) trat Napoleon aus Rücksichten der Klugheit und des Vortheils viel Fäulniß nieder; 3) entwickelte der Kampf wider napoleonischen Druck siegreiche neue Kräfte, welche früher geschlummert hatten.

Die Schläge, welche zuerst die französische Republik und dann das Kaiserreich auf alle Kronen, die einfachen und die dreifachen, führte, erschütterten die blinde Verehrung, welche die Völker früher denselben gewidmet hatten. Hoch erhaben über allen Gewaltigen der Erde, sowohl durch Macht, als durch Genie, stand der Emporkömmling und brachte die Worte Schiller's zur Anschauung:

Es steht keine Krone so fest, so hoch,
Der muthige Krieger erreicht sie doch.

Der Sieg endlich, welchen die Völker über denselben Napoleon errangen, welcher die Kaiser und Könige, den Pabst und die Bischöfe Europa's in den Staub getreten hatte, mußte nothwendig das Selbstgefühl derselben heben und ihnen die Ueberzeugung beibringen, daß sie im Stande seien, jedwedes Joch zu brechen, falls sie sich zu diesem Zwecke einigen wollten.

Die Fürsten erkannten nur zu bald die Gefahr, welche ihnen aus diesem Selbstbewußtsein erwuchs. Schon vor beendetem Kriege suchten sie sich dagegen zu wahren. Nur im engen Bunde unter einander hofften sie noch, dem fortschreitenden Geiste der Zeit Halt gebieten zu können. Vier Jahrzehnte hindurch blieb dieser Bund, wenn auch unter mannigfaltigen Modificationen, bestehen. Doch auch während dieser Zeit machten die Völker unausgesetzte Fortschritte, und seit der englisch-französische Krieg gegen Rußland den Bund der europäischen Fürsten, die letzten Reste der s. g. heiligen Allianz zertrümmerte, nähert sich uns der Zeitpunkt des Freiheitskampfes nicht blos gegen napoleonischen, sondern auch jeden andern Despotendruck mehr und mehr.

§ 35. Großbrittannien und Irland.

Unter den Mächten, welche an den französischen Kriegen der Jahre 1792 bis 1815 Theil nahmen, gebührt der erste Platz England. Denn obgleich dieses nicht zuerst zum Schwerte griff und am Ende weniger als Preußen zum Sturze Napoleon's beitrug, so war es doch das Londoner Cabinet, welches die längste Zeit mit Frankreich stritt, welches den ganzen Zeitraum hindurch unbesiegt den das Festland Europa's beherrschenden Feinden die Spitze bot und den Kampf durch die von ihm gezahlten Hülfsgelder und eingeleiteten Unterhandlungen nach jedem Friedensschlusse von Neuem anfachte, bis der Sieg gewonnen war.

Die unparteiische Geschichte hat, nachdem der Sturm der Leidenschaften vorübergezogen ist, mit großer Einstimmigkeit der Feindschaft, welche England der französischen Revolution entgegensetzte, den Stab gebrochen. Dieselbe beruhte auf ganz ähnlichen Beweggründen, als diejenigen waren, welche den Kampf mit den nordamerikanischen Kolonien hervorriefen. Georg III., die Aristokraten und Pfaffen, welche ihn umgaben, waren den Grundsätzen der französischen Revolution nicht minder feindlich gesinnt, als denjenigen der amerikanischen. Sie zitterten vor der Verbreitung von Ansichten, mit denen die Aufrechthaltung der alten Verfassung von Staat und Kirche, wie sich dieselbe seit den Tagen Wilhelm's des Eroberers, der Königin Elisabeth und Wilhelm's III. gebildet hatte, unvereinbar war. Gerade so, wie zwanzig Jahre früher, vor dem Anfange des Krieges, eine zahlreiche Partei sich zu Gunsten der von den nordamerikanischen Colonien aufgestellten Prinzipien ausgesprochen und deren Anerkennung betrieben hatte, bestand im Anfange der französischen Revolution gleichfalls eine Partei in England, welche für die Bewegungen der französischen Revolution das lebhafteste Mitgefühl hegte. Allein nachdem es zum Kriege gekommen war, erstickte das Nationalgefühl allmählig den Freiheitsdrang des englischen Volkes, und dieses oder vielmehr das nur eine kleine Minorität derselben repräsentirende Parlament bewilligte Millionen über Millionen für den Krieg gegen Frankreich, ganz uneingedenk des Völkerrechtes, welches ihm den Eingriff in die inneren Angelegenheiten eines selbständigen Nachbarlandes verbot und der Regeln der Klugheit, welche es hätten abhalten sollen, sein Blut und sein Geld zum Vortheile der herrschenden Kasten, deren Druck schon schwer genug auf England lastete, zu verschwenden.

Georg III., welcher beim Ausbruch der französischen Revolution längst geisteskrank gewesen, war unfähig, auf die Geschicke England's einen andern, als denjenigen Einfluß zu üben, welcher aus seinen bekannten reactionären Gesinnungen hervorging, die nicht selten zum Schrecken der Minister unmittelbar nach heftigen Krankheitsanfällen zu Tage traten. Statt seiner leitete William Pitt die Angelegenheiten des Staates mit einer Unumschränktheit der Gewalt, wie sie vor und nach ihm, seit den Zeiten des Cardinal's Wolsey, kein englischer Minister ausgeübt hatte.

Die große Masse des Volkes war mit der Regierung und namentlich mit dem für sie so verderblichen Kriege sehr unzufrieden. Pitt bekümmerte sich nicht darum. Der König hatte wiederholt den Ausbruch der Mißstimmung des niedern Theils der Bevölkerung zu erfahren. Doch die höheren Classen der Gesellschaft, welche allein politische Rechte hatten, ließen sich durch die Beschlüsse des Parlaments leiten, und daß dieses ihm zu Gunsten stimme, dafür sorgte der dirigirende Minister mit allem Nachdruck und allen den reichen Mitteln, welche ihm zu Gebote standen.

Georg III. befand sich langer Zeit in einem ähnlichen Zustande, wie Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in unseren Tagen, d. h. er war geistesschwach und hatte dabei An-

fälle von Geisteszerrüttung oder, was schwer davon zu unterscheiden ist, er war geisteskrank, hatte aber lichte Zwischenräume, welche von seiner Umgebung dazu benutzt wurden, ihn dem Volke zu zeigen, um dasselbe glauben zu machen, er befinde sich bei vollem Verstande. In ähnlicher Weise wie von der Geisteskrankheit wurde Georg III. von der Blindheit heimgesucht, d. h. diese stellte sich ein, nahm ab und zu, verlor sich und kehrte stärker als zuvor wieder. Hätte Pitt sich mit dem Prinzen von Wales verständigen können, so wäre Georg III. wahrscheinlich schon vor Ende des vorigen Zeitabschnitts beseitigt worden. Schwerlich hätte die Nation etwas dabei gewonnen, denn wenn der Vater geisteskrank, so war der Sohn in höherem Grade lasterhaft. Was die politische Gesinnung beider betrifft, so stand dieselbe so ziemlich auf gleicher Stufe, obgleich der Sohn, bevor er die Zügel der Regierung erfaßte, sich den Schein des Liberalismus gab, wie vor und nach ihm viele andere Kronprinzen, welche auf dem Throne die schlimmsten Tyrannen wurden.

Beim Ausbruche der französischen Revolution waren die Wunden noch nicht geheilt, welche der nordamerikanische Freiheitskrieg dem englischen Volke geschlagen hatte. Hinterher waren manche Vorurtheile verschwunden, welche im Laufe des Krieges ziemlich allgemein gehegt worden waren. Bei ruhigem Nachdenken mußten König und Minister erkennen, sie hätten sich selbst und der Nation schwere Opfer und schmerzliche Niederlagen ersparen können, falls sie die gerechten Forderungen der Nordamerikaner acht Jahre früher erfüllt hätten. Die Grundsätze, welche Thomas Paine in Amerika mit so großer Kraft vertreten, hatten auch in England Eingang gefunden und die Britten empfänglich gemacht für die verwandten Prinzipien der französischen Revolution. Allein Diejenigen, welche mit der Zeit voran schritten, welche die Vernunft und deren Forderungen höher achteten, als die Zustände, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet, hatten keine Stimme im Staate. Sie mochten sich in Gesellschaften vereinigen, sogar eine s. g. Revolutionsgesellschaft bilden, sie standen den Machthabern zu fern, um auf diese Einfluß zu üben. Sie hatten keine Sitze im Parlamente und zu wenig Gewicht unter den Wählern England's, um sich geltend machen zu können.

Eine weit bedenklichere Stimmung, als in England, herrschte in Schottland, woselbst bittere Klagen über die Verwaltung der Städte und Flecken geführt wurden. Derjenige Theil des Reiches, welcher aber zu den meisten Befürchtungen Anlaß gab, war Irland. Seit den Tagen der Königin Elisabeth und Cromwell's lasteten auf diesem Lande schwer die Gesetze und Maßregeln, durch welche ein großer Theil des Volkes seines Eigenthums an Grund und Boden und seiner politischen Rechte, des Glaubens wegen, verlustig gegangen war.

Hätten sich die Mißvergnügten der drei Königreiche mit einander verbunden, so wären sie wohl im Stande gewesen, der Regierung ernstliche Verlegenheiten zu bereiten. Allein die Katholiken Irland's standen auf einer ganz anderen Stufe politischer und religiöser Bildung, als die Engländer und Schottländer. Ihre Forderungen hatten mit denjenigen der Mißvergnügten der größeren Insel im Osten nichts gemein, als etwa, daß sie, gleich diesen, von allem Antheil an der Staatsverwaltung ausgeschlossen waren. Die Unzufriedenen in England und Schottland zerfielen wiederum in zwei Abtheilungen, von denen die eine, aus den höher gebildeten Classen bestehend, prinzipielle Verbesserungen verlangten, die andere, welche die große Masse des gedrückten Arbeiterstandes ausmachte, unmittelbar praktische Maßregeln: Herabsetzung der Abgaben, Verminderung der Preise der Lebensmittel und Erhöhung des Arbeitslohnes verlangte.

Die Mißvergnügten England's und Schottland's von der ersten Classe wünschten eine geistige Revolution, und durch diese einen Umschwung in den Verfassungs-Verhältnissen

Englands herbeizuführen; allein troß aller Sympathien, welche sie für die französische Revolution zu erkennen gab, besaß sie weder den Willen, noch die Macht, den herrschenden Aristokraten mit Gewalt entgegen zu treten. Die Unzufriedenen der zweiten Classe hatten nicht Bildung und sittliche Kraft genug, um der Gewalt der Fäuste, die sie besaßen, Nachdruck zu verleihen. Sie erhoben sich zwar wiederholt in massenhaften Volksaufständen, allein wenn es ihnen auch bisweilen gelang, den besitzenden Classen Schrecken einzujagen, so reichte dieses doch nicht hin, um irgend eine Maßregel von Erheblichkeit durchzusetzen. Früher oder später zerstreute die herbeigerufene Militärmacht die versammelten Volkshaufen. Die Ruhe wurde durch Bajonet, Galgen oder die Verbannung nach den Strafcolonien wieder hergestellt und die einzige Folge, welche sich ergab, bestand darin, daß sich der Verachtung, welche die höheren Stände den arbeitenden Classen zu widmen pflegten, noch ein gewisser Grad von Grimm beigesellte.

Die Irländer waren jederzeit bereit, ihre Ansprüche mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen. Der Krieg mit Frankreich, welcher im Jahre 1793 ausbrach, bot ihnen dazu wiederholte Gelegenheiten, welche sie nicht unbenützt vorübergehen ließen. Allein die Hebel, welche auf die große Masse der Irländer wirkten, entsprachen nur theilweise dem fortschreitenden Geiste der Zeit. Mit vollem Rechte drangen die Bewohner der Smaragd-Insel auf Entfernung aller Zurücksetzungen, auf vollständige Gleichstellung mit den Protestanten. Allein wären die Katholiken Herren des Landes gewesen, so würden sie ohne Zweifel Andersglaubenden keine gleichen Rechte eingeräumt haben. Eben so wohl begründet, als die Religionsbeschwerden der Irländer, waren deren Klagen in Betreff der Eigenthumsverhältnisse. Hätte die englische Regierung mehr Menschlichkeit oder mehr Klugheit besessen, so hätte sie damals schon die Irländer zu befriedigen gesucht. Allein das größte Hemmniß aller Verbesserungen und so auch derjenigen, welche Irland verlangte, bestand in dem persönlichen Charakter Georg's III., welcher die Aufrechthaltung der alten Mißbräuche für eine durch die Religion gebotene Pflicht hielt und daher mit derselben Hartnäckigkeit betrieb, wie früher die Unterwerfung der nordamerikanischen Colonien und später den Kampf gegen die französische Nation.

Die Ausführung der einzelnen Maßregeln überließ Georg III. mit geringer Beschränkung seinen Ministern. Wo es sich aber um eine Frage handelte, welche die Pfaffen ihm als Gewissenssache dargestellt hatten, setzte er seinen Kopf auf. Selbst William Pitt wagte es dann nicht, zu widersprechen. So kam es, daß namentlich die hochwichtige Angelegenheit der Emancipation der Katholiken unter der Regierung Georg's III. nicht durchgesetzt werden konnte, obgleich William Pitt scharfsinnig genug war, deren Nothwendigkeit zu erkennen.

William Pitt, der dritte Sohn des Grafen Chatham, welchen wir schon im vorigen Buche*) kennen gelernt haben, fing, gleich vielen anderen englischen Staatsmännern seine Laufbahn in den Reihen der Opposition an. Mit 32 Jahren trat er (Juli 1782) als Schatzkanzler in das Ministerium Shelburne ein. Seit dieser Zeit war er der hervorragende praktische Staatsmann England's. Er besaß zwar nicht das Genie seines Gegners For, allein seine Ansichten entsprachen denjenigen der englischen Aristokratie weit mehr, als die höher fliegenden Bestrebungen von For, und darum behauptete er sich, mit geringen, mehr scheinbaren, als wirklichen Unterbrechungen bis zu seinem Tode (23. Januar 1806) im Besitze der Gewalt. Auf ihm lastet zunächst die Schuld, die französische Revolution aus dem Geleise friedlicher Entwickelung in dasjenige blutiger Kriege gedrängt

*) Siehe § 25, Seite 174 ff.

zu haben. Durch ihn wurde die Staatsschuld England's und folgeweise der Abgabendruck in einem früher ungekannten Maaße vermehrt. So lange er hochgebietender Minister war oder seine Gesinnungsgenossen die Zügel der Regierung in Händen hielten, wurde er als großer Staatsmann gepriesen. Doch von Jahr zu Jahr gewannen richtigere Ansichten über ihn an Boden. In unseren Tagen wird ihm von denkenden Menschen die Beharrlichkeit, welche er im Kampfe mit der französischen Revolution an den Tag legte, nicht mehr zur Ehre gerechnet, sondern zum bittersten Vorwurfe gemacht. Schon im Jahre 1790, als in England die französische Revolution noch viele begeisterte Anhänger zählte, trat er den Grundsätzen derselben mit Wort und Schrift entgegen. Die Errichtung des Tilgungsfonds zum Zwecke der Zahlung der vielen Schulden, welche diesem Minister oft zur hohen Ehre angerechnet wird, war in der That nichts weiter, als ein trauriger Nothbehelf. Fürwahr, er hätte besser gethan, die alten Schulden abzuzahlen, als neue zu machen. Wegen seines Tilgungsfonds hätte Pitt nur dann Lob verdient, falls derselbe zur Verminderung der in seiner Zeit bestehenden Schuldenlast geführt hätte. Da William Pitt aber für jedes Prozent, das er auf die Tilgung der Schulden verwandte, neunundneunzig Prozente neuer Schulden machte, so verhält sich der Vortheil, den er dem Lande zuzog, zu dem Schaden, den er diesem brachte, auch etwa wie eins zu neunundneunzig.

Statt die klaffenden Wunden Brittanien's zu heilen, die schreienden Mißbräuche in der Verwaltung und die augenscheinlichen Mängel der Verfassung abzustellen, stürzte Pitt England in einen Krieg, welcher zweiundzwanzig Jahre hindurch, mit nur zwei kurzen Unterbrechungen fortdauerte, welcher mit den Menschenleben und den Milliarden, welche er verschlang, zugleich die innere Freiheit des Volkes der Willkür der Minister preisgab. Pitt fing damit an, durch das s. g. Fremdengesetz, alle in England wohnenden Ausländer außerhalb des Gesetzes zu stellen (4. Januar 1793). Als sich das englische Volk diese Maßregel ruhig gefallen ließ, wurde dieselbe gewissermaßen auf die ganze Nation ausgedehnt, indem das Vereinsrecht durch harte Verfügungen gegen s. g. verrätherische Verbindungen vernichtet, ein geheimer Ausschuß zur Untersuchung s. g. aufrührischer Umtriebe vom Parlamente niedergesetzt und sogar die Habeas Corpus-Acte, dieses Palladium der englischen Freiheit, vorläufig außer Wirksamkeit gesetzt wurde (13. und 17. Mai 1795). Die höheren Stände hatten, namentlich insofern sie ministeriell gesinnt waren, von diesen Maßregeln allerdings nicht viel zu fürchten; um so drückender lasteten dieselben aber auf der großen Masse des Volkes, welches keine politischen Rechte besaß und nicht einmal im Stande war, ihre Beschwerden durch die Presse zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Die Unzufriedenheit des Volkes brach sich daher am 29. October 1795, als der König das Parlament eröffnete, in einer höchst bedenklichen Weise Bahn. Eine unermeßliche Volksmenge erfüllte den Park, durch welchen der König seinen Weg zum Parlamente nehmen mußte. Dumpfes Schweigen, auf welches bald der Ruf ertönte: „Gebt uns Brod! keinen Krieg!" und sogar: „keinen König!" gab die Stimmung des Volkes deutlich zu erkennen. Nicht ein Haupt entblößte sich vor Georg III., kein freundlicher Zuruf begrüßte ihn. Eine Kugel flog durch den Wagen des Königs und machte ein kleines rundes Loch in das Wagenglas. Bei der Zurückfahrt nach dem St. James-Palaste war die Volksmenge noch größer und aufgeregter. Sie begnügte sich nicht, wie auf dem Wege zum Parlamente, mit Zurufen. Ein dichter Hagel von Steinen fiel auf die königliche Kutsche und zertrümmerte die Wagenfenster. Als der König aus dem Wagen stieg, drängte die Volksmenge mit solcher Wuth herbei, daß Georg III. in augenscheinlicher Lebensgefahr war und nur mit Mühe gerettet werden konnte. Ein Irländer, Namens Dundas, welcher sich besonders

hervorthat, dem Könige einen Weg durch die tobende Menge zu bahnen, erhielt zum Lohne eine Jahresrente von sechshundert Pfund Sterling. Statt diese Wahrzeichen einer steigenden Erbitterung des Volkes zu beherzigen, Frieden zu schließen und die Abgaben herabzusetzen, trug das Ministerium auf neue Maßregeln zur Unterdrückung des Volkes, unter dem Vorwande der Sicherung des Königs gegen Verrath und der Verhütung aufrührerischer Verbindungen an, welche vom Parlamente bereitwillig beschlossen wurden (18. December 1795), obgleich augenscheinlich von Verrath nicht die geringste Spur zu Tage gekommen war, so wenig, als von aufrührerischen Verbindungen, vielmehr nur der Unwille der Nation über die Mißregierung des Königs sich in der einzigen, dem Volke noch möglichen Weise kund gethan hatte. Ein Theil der Miliz wurde dem Heere einverleibt, und dieses fortwährend vermehrt. Untersuchungen wegen Hochverraths und Mißbrauchs der Presse verbreiteten Schrecken unter allen denjenigen, welche bisher den Muth gehabt hatten, der Regierung mit Kraft entgegenzutreten. Die Staatsschuldscheine sanken im Juni 1797 bis unter die Hälfte ihres Nennwerths herab. In England verhüteten die höheren Klassen der Gesellschaft ein weiteres Umsichgreifen, oder wenigstens die äußere Kundgebung der Unzufriedenheit des Volkes. In Irland nahm aber die Gährung einen immer gefährlichern Charakter an. Die nichtssagenden Reformen, welche das Ministerium dort eingeführt hatte, verblendeten die Massen nicht über ihre gedrückte Lage. Fortwährend waren die Katholiken von dem Rechte ausgeschlossen, im Parlamente zu sitzen und mehrere der höchsten Staatswürden zu bekleiden. Das Joch der anglikanischen Kirche, welche der Staat als die allein berechtigte Irland's betrachtete, ungeachtet siebenacht-Theile der Bevölkerung sich zur katholischen Religion bekannten, lastete schwer auf den Massen, welche mit gutem Rechte vollständige Gleichstellung mit den Protestanten verlangten. Die schon früher gegründete Gesellschaft der „vereinigten Irländer" breitete sich immer weiter aus und setzte sich sogar mit Frankreich in Verbindung. Da übrigens die von General Hoche vorbereitete Landung mißlang, kam damals der Aufstand noch nicht zum Ausbruche.

Unter solchen Verhältnissen mußte der Staatscredit nothwendig leiden. Die Bank von England, welche sich durch die der Regierung gemachten Vorschüsse erschöpft hatte, war außer Stande, ihre Noten gegen baares Geld einzulösen. Am 26. Februar 1797 erging ein Geheimerathsbefehl, welcher der Bank vorläufig alle baaren Zahlungen untersagte. Das Parlament genehmigte diese Zahlungseinstellung, und dehnte sie zuerst bis zum 24. Juni und später (17. November 1799) bis ein Jahr nach dem allgemeinen Frieden aus. Nach wie vor erhielten sich jedoch die Banknoten in ihrem vollen Werthe, indem alle reichen Leute England's ein gleichmäßiges Interesse dabei hatten, dieselben nicht, wie die Assignaten in Frankreich, auf nichts herabkommen zu lassen.

Unter allen Anstalten England's beruhte schwerlich irgend eine auf fehlerhafteren Grundlagen, als die Land- und Seemacht. Die Matrosen wurden, so oft es an solchen fehlte, mit Gewalt in den Dienst gepreßt, die Landsoldaten geworben, wobei sich die Werbe-Offiziere häufig der schlechtesten Mittel bedienten. Eine auf diese Weise zusammengebrachte Kriegsmacht war natürlich schwer in Ordnung zu halten, um so mehr, als der unglückliche Gemeine keine Aussicht hatte, sich auch durch die größten Verdienste eine höhere Stellung zu erwerben. Die Peitsche war das Universalmittel, mit welchem Matrosen und Landsoldaten in den Schranken der Ordnung gehalten wurden. In den Reihen der Offiziere gab beim Vorrücken mehr Geld und Gunst, als das Verdienst den Ausschlag. Die Hälfte der frei werdenden Offiziersstellen wurde durch Geld erlangt, die andere Hälfte durch Gunst. Wer weder Geld noch Gönner hatte, vertrauerte, trotz aller Talente sein Leben in den niederen Graden. Es war daher kein Wunder, daß (im Laufe des Jahres 1797) zu

Portsmouth, Sheerneß und an anderen Orten gefährliche Aufstände unter den Mannschaften der Flotte ausbrachen. Sie dauerten vom April bis in den Juni dieses Jahres, und verbreiteten in England um so größere Angst, je mächtiger damals Frankreich, nicht blos zu Lande, sondern auch zur See war. Doch auch diese Gefahr ging glücklich vorüber. Die Rädelsführer wurden mit dem Tode bestraft, die übrigen begnadigt. Die führerlose Masse fügte sich wieder unter die Peitsche. England konnte seinen Krieg fortsetzen. Die alten Mißbräuche und Härten dauerten fort, zum größten Theile bis auf den heutigen Tag.

Die offene Wunde, welche die englische Aristokratie selbst geschlagen hatte, indem sie die Irländer unter einem unwürdigen Joche hielt, kam endlich zum Ausbruche.

Das Cabinet von St. James hatte seit langer Zeit die Methode aller Tyrannen Irland gegenüber angewendet, in Zeiten der Gefahr gute Worte und umfassende Versprechungen zu geben, nachher aber wieder eine finstere Stirn anzunehmen und die ertheilten Zusagen nicht zu halten. Im Jahre 1779 hatte die englische Regierung die irländischen Freiwilligen bewaffnet, weil sie während des nordamerikanischen Krieges Soldaten brauchte. Um die Irländer gut zu stimmen, hatte das englische Parlament (1780) dem irländischen Handel einige Freiheiten gestattet und (1782) jene herabwürdigende Acte von 1719 zurückgenommen, der zufolge es sich in vorkommenden Fällen die gesetzgebende Gewalt über Irland zugesprochen hatte. Umfassendere Versprechungen waren angeregt worden, welche namentlich im Schooße der Freiwilligen allgemeinen Glauben gefunden hatten. Die Irländer hofften um so mehr auf Verbesserung ihrer Zustände, als auch in England das Volk unzufrieden war und auf Reformen, namentlich auf Reform des Parlamentes drang. Am 15. Februar 1782 traten zu Dungallen in der Provinz Ulster Abgeordnete von hundertunddreiundfünfzig freiwilligen Schaaren zusammen, welche im folgenden Jahre (1783) ihren Sitz zu Dublin aufschlugen, sich den Namen eines Congresses beilegten und für eine durchgreifende Parlamentsreform thätig waren. Das irländische Parlament selbst aber, in welchem nur der reichere Theil des Volkes vertreten war, nahm dem Congresse gegenüber eine feindliche Stellung an. Eine zweite Versammlung des Congresses im Jahre 1784 blieb eben so erfolglos, als die erste. Allein die Unzufriedenheit wurde gerade durch die Erfolglosigkeit dieser Bestrebungen vermehrt und in immer weitere Kreise ausgebreitet. Protestantische und katholische Irländer rückten sich gegenseitig näher und faßten zu Dublin und in anderen Städten den Beschluß, daß auch den Katholiken das Recht ertheilt werden solle, zu den Parlamentswahlen mitzustimmen. Die englische Regierung berücksichtigte alle diese Kundgebungen des Volkswillens nicht. Die Unzufriedenheit nahm zu und fand in zahlreichen Gesellschaften, welche sich bildeten, Organe der Thätigkeit, welche der Regierung Schrecken einjagten. Die französische Revolution wirkte auch auf Irland zurück. Gegen Ende des Jahres 1791 vereinigten sich die bisher getrennten politischen Vereine zu einem großen Bunde, welcher den Namen der „vereinigten Irländer" führte, und zu Dublin seinen Hauptsitz aufschlug. Emancipation der Katholiken, vollkommene Gleichstellung derselben mit den Protestanten und Parlamentsreform mit jährlichen Wahlen war der laut ausgesprochene Zweck des Bundes. Hätte die Regierung diese gerechten Forderungen erfüllt, so hätte sich Irland ohne Zweifel beruhigt. Allein die englische Aristokratie war noch lange nicht einsichtsvoll genug, dem Zeitgeiste diese Zugeständnisse zu machen, und weil Viele dieses erkannten, gingen deren geheime Absichten weiter, nämlich auf Losreißung von England und Verwandelung Irland's in eine Republik nach dem Muster der französischen. Es wurde Geld zur Ausrüstung von Nationalgarden gesammelt. Die Regierung wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie alle politischen Zusammenkünfte verbot. Insgeheim wurden dieselben nur um so eifriger betrieben. Allein die Religion

legte frühzeitig den Keim der Zerstörung in diese Bewegung. Die irländischen Republikaner waren zum größten Theile protestantischen Glaubens. Aus Furcht, daß diese das Uebergewicht gewinnen möchten, bildete sich zu Dublin ein katholischer Convent, welcher, von katholischen Gesichtspunkten ausgehend, die weiter reichenden Pläne der Republikaner hemmte und gefährdete. Nach wie vor blieb den Katholiken das Recht versagt, im Parlamente zu sitzen und dreißig der wichtigsten Staatsämter zu bekleiden. Von Neuem erging ein Verbot gegen alle politischen Zusammenkünfte. Der Bund der „vereinigten Irländer," welcher von England nichts hoffte, setzte sich durch ein aus fünf Mitgliedern bestehendes Directorium mit Frankreich in Verbindung. Gehemmt durch die Anhänger des katholischen Conventes, zu sehr vertrauend auf französische Hülfe, welche nicht erschien, zögerten die „vereinigten Irländer" so lange, bis die englische Regierung auf deren Pläne aufmerksam gemacht wurde, und strenge Maßregeln gegen dieselben ergriff. Das irländische Parlament erließ selbst eine Insurrections-Acte, welche allen Obrigkeiten die Befugniß ertheilte, verdächtige Personen zu verhaften und an Bord der königlichen Schiffe zu senden (1796). Von diesem Gesetze der Willkür machte der Vicekönig Lord Cambden den umfassendsten Gebrauch. Die Habeas-Corpus-Acte wurde außer Wirksamkeit gesetzt, den Bewohnern von Irland wurde befohlen, alle Waffen und Kriegsvorräthe abzuliefern; Truppen durchzogen in allen Richtungen das Land, und erlaubten sich die furchtbarsten Grausamkeiten gegen Alle, welche sie in Verdacht hatten, Waffen und Kriegsvorräthe zu verheimlichen. Die Offiziere hatten Vollmacht, die Verdächtigen nicht blos zu verhaften, sondern auch zu richten und zu bestrafen. Die empörendsten Grausamkeiten wurden täglich von den Soldaten an unschuldigen und wehrlosen Menschen verübt. Geheime Agenten der Regierung stachelten die nur zu wohl gerechtfertigte Entrüstung des Volkes auf, um über die Opfer ihrer Arglist mit einem Scheine Rechtens herfallen zu können. Statt einer wohl vorbereiteten und von den edelsten Beweggründen geleiteten allgemeinen Volkserhebung, wie die „vereinigten Irländer" sie beabsichtigt hatten, kam es da und dort zu blutigen Ausbrüchen des Pöbels. Die Katholiken, von ihren Pfaffen mißleitet, fielen in blinder Wuth über alle Protestanten her. Bald hätten die edlen Männer, welche an der Spitze der „vereinigten Irländer" standen, sich überzeugen können, daß die große Masse des irländischen Volkes noch zu roh war und noch zu sehr in den Banden des katholischen Pfaffenthums lag, als daß es einer Bewegung fähig gewesen wäre, welche, fern von Fanatismus und Verfolgungssucht, nur von den Hebeln der Freiheit und des Rechtes getragen wurde. Dessenungeachtet gaben sie ihre Entwürfe nicht auf. Das Directorium versprach ihnen (1797) ein französisches Heer zu Hülfe zu schicken. Die holländische Armee unter Daendels war dazu bestimmt. Die Truppen waren schon eingeschifft. Die Flotte aber, welche sie nach Irland bringen sollte, konnte nicht auslaufen, da eine überlegene englische Seemacht sie blokirte. Dessenungeachtet gaben die „vereinigten Irländer" ihre Pläne nicht auf. Am 23. Mai 1798 sollte aller Orten in Irland der Aufstand ausbrechen. Die Regierung erhielt zwei Tage vorher von dem Plane Kenntniß. Dublin, woselbst sie bedeutende Streitkräfte versammelt hatte, konnte an dem Aufstande nicht Theil nehmen, außerhalb der Hauptstadt wurde dieser jedoch fast allgemein. Beide Theile befleckten sich mit furchtbaren Grausamkeiten. Als aber (20. Juni 1798) Lord Cambden abberufen worden war und Lord Cornwallis zum Nachfolger erhalten hatte, gelang es diesem, nach und nach das Land zu beruhigen. Große Massen wanderten aus. Die Bevölkerung von Dublin allein verminderte sich um siebzehntausend Menschen. Irland verlor sein eigenes Parlament (30. Juni 1800). In Folge der s. g. Vereinigungsacte sandte es hundert Abgeordnete in das brittische Unterhaus und vier zu jedem Parlamente neu zu wählende

Bischöfe, sowie achtundzwanzig auf Lebenszeit von den übrigen zu ernennende Lords in das Oberhaus. Der Verkehr zwischen Irland und Brittannien wurde freigegeben. Irland sollte zwei Siebenzehntel zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen beitragen. Bei dieser Gelegenheit legte Georg III. den Titel eines Königs von Frankreich und Navarra, welcher die Verhandlungen wegen des Friedens mit der französischen Republik erschwerte, nieder.

Pitt war damals schon geneigt, den Katholiken gleiche Rechte mit den Protestanten einzuräumen. Allein der bigotte Georg III. genaß von einem schweren Anfalle von Geisteskrankheit unglücklicherweise gerade im entscheidenden Augenblicke. Schon hatte Pitt einen Antrag auf Emancipation der Katholiken und Besoldung der Geistlichkeit durch den Staat beim Parlamente eingebracht. Am 23. Februar 1801, nachdem der König vier Stunden lang ohne Sprache gewesen war, kam er zu sich und sagte: „Ich befinde mich jetzt besser, aber ich will der Kirche treu bleiben.“ An Pitt schrieb er kurz darauf: „Er sei jetzt ganz wohl, ganz wiederhergestellt von seiner Krankheit, aber was habe der nicht zu verantworten, der daran schuld sei, daß er überhaupt krank gewesen sei?“

Augenscheinlich hatte die Emancipation der Katholiken den Geist des kranken Königs in eine Aufregung versetzt, welche seinen damaligen Anfall von Geistesstörung zur Folge hatte. Ein Mensch, welcher derartigen Anfällen unterworfen, ist gewiß sehr wenig geeignet, die Zügel der Regierung eines mächtigen Reiches zu führen. Nothwendig müssen derartige Anfälle, wie Georg III. sie so häufig hatte, nicht nur die Verstandeskräfte desselben erschüttern, sondern auch den unumgänglich nothwendigen Wechselverkehr desselben mit seinem Volke und seinen Ministern und zwar auch über die Zeit der Dauer des Anfalls hinaus zerreißen. Dessenungeachtet blieb Georg III. noch bis zum Jahre 1811 regierender König. Auf Pitt machten die Worte seines geisteskranken Herrn einen so gewaltigen Eindruck, daß er die Frage der Katholiken-Emancipation fallen ließ. Kurz darauf (10. März 1801) schied er aus dem Ministerium. Der wahnsinnige König schlug den thatkräftigsten Minister aus dem Felde und zugleich die wichtigste Maßregel zum Wohle der Millionen nieder. Das ist Monarchie! Wohl mochte das immer heftiger werdende Verlangen des Volks nach Frieden die nächste Veranlassung zum Rückzuge Pitt's sein. Die Angelegenheit der Emancipation der Katholiken trug aber jedenfalls auch dazu bei.

Neben diesen inneren Wirren des brittischen Reiches ging der Krieg mit Frankreich und dessen Verbündeten noch immer her. In der letzten Zeit hatte er sogar noch eine weitere Verwickelung durch die bewaffnete Neutralität Rußland's, Schweden's, Dänemark's und Preußen's erhalten. Die Fragen, ob frei Schiff frei Gut mache, was unter Contrebande zu verstehen sei, welche Bedeutung der Convoy eines neutralen Staates habe und ob eine blos auf dem Papiere stehende Blokade für eine wirkliche zu achten sei? waren während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts unentschieden geblieben. Wahrscheinlich hätten dieselben auch jetzt keine praktische Bedeutung gewonnen, wenn nicht der Kaiser Paul gegen England verstimmt worden wäre, theils in Folge der Niederlage, welche seine Truppen bei der gemeinschaftlichen Unternehmung gegen Nordholland erlitten hatten, theils weil das englische Cabinet sich weigerte, Malta an ihn in seiner Eigenschaft als Großmeister des Malteser Ordens zu übergeben. An wohl begründeten Klagen gegen England fehlte es den neutralen Mächten nicht. Um sich vor neuen Verletzungen ihrer Flagge zu bewahren, erklärte Schweden (April 1798), daß im Laufe des Sommers zu vier verschiedenen Zeitpunkten Kriegsfahrzeuge von den schwedischen Häfen auslaufen würden, um die nach Lissabon und dem Mittelmeere bestimmten schwedischen Schiffe zu beschützen. Drei Monate später gab Dänemark eine ähnliche Erklärung ab. Mehr als anderthalb Jahre lang ließ England die unter Convoy segelnden Schiffe Schweden's und Dänemark's unbehelligt.

Im December 1799 entspann sich aber ein Streit zwischen dem Befehlshaber der dänischen Fregatte Havfruen, welche mehrere dänische Kauffartbei-Schiffe begleitete, mit einigen englischen Fregatten, welche unweit Gibraltar die Kauffahrer durchsuchen wollten. Die englische Regierung nahm denselben auf, verlangte Genugthuung von dem dänischen Cabinete und erklärte, daß es die Befugniß, Kauffahrer jeder Nation durchsuchen zu lassen, als ein unbestreitbares Recht jeder kriegführenden Macht ansehe und daher jede von dem Befehlshaber eines neutralen Kriegsschiffs geübte Widersetzlichkeit als eine Feindseligkeit ansehen werde. Die dänische Regierung führte ihre entgegenstehende Ansicht aus. Der Streit ruhte eine Zeit lang, wurde aber heftiger, als die Engländer (25. Juli 1800) die dänische Fregatte Freya, welche die Visitation der von ihr begleiteten Kauffahrer nicht dulden wollte, beim Eingange des Canals nahmen und nebst den geleiteten Kauffahrern nach England brachten. Zwar ergab sich bei Visitation der Schiffe, daß dieselben durchaus keine Contrebande mit sich führten, dennoch gab die englische Regierung die dänischen Schiffe nicht los, vielmehr sandte sie eine Flotte vor Kopenhagen und brachte es durch Einschüchterung dahin, daß Dänemark die Entscheidung der streitigen Frage, ob die unter Convoy segelnden neutralen Kauffahrer visitirt werden dürften, bis auf einen günstigern Zeitpunkt hinaus geschoben werden solle. Die von den Engländern aufgebrachten Kauffahrer, desgleichen die Fregatte Freya wurden übrigens losgegeben.

Bevor die englische Flotte in der Nähe von Kopenhagen angelangt war, hatte die dänische Regierung den Vorfall, betreffend die Fregatte Freya, dem russischen Cabinete angezeigt und dessen Beistand angerufen. Kaiser Paul, welcher gegen England aufgebracht war, erließ sofort an die Regierungen Dänemark's, Schweden's und Preußen's die Einladung, eine zweite bewaffnete Neutralität nach dem Muster derjenigen von 1780 zu schließen. Sobald Paul die Nachricht von dem Durchgange einer englischen Flotte durch den Sund erhalten, hatte er einen allgemeinen Beschlag auf alles englische Eigenthum in Rußland gelegt, und großartige Rüstungen zu Land und zu Wasser angeordnet. Auf die Nachricht von dem Abschlusse der Uebereinkunft von Kopenhagen hatte er zwar den Beschlag wieder aufgehoben, allein die kriegerischen Rüstungen fortgesetzt. Am 7. November 1800 ward ein allgemeines Embargo auf alle in den russischen Häfen befindlichen englischen Schiffe gelegt, und dieses mit der Besitznahme der Insel Malta durch die Engländer gerechtfertigt. Gerade um die Zeit, als der englische Bevollmächtigte Lord Whitworth mit Dänemark über die Convoy-Frage unterhandelte, erlaubten sich die Engländer einen neuen und noch schwerern Eingriff in die Rechte der Neutralen. Am 4. September 1800 hatten sich die Engländer einer schwedischen Galliote unter dem Vorwande bemächtigt, deren Papiere untersuchen zu wollen. Sie zwangen den schwedischen Kapitän, englische Seeleute an Bord zu nehmen. Die Spanier, welche von einem schwedischen Schiffe nichts befürchteten, waren nicht auf ihrer Hut. In der Nacht nahmen die auf dem schwedischen Fahrzeuge befindlichen Engländer, mit Hülfe einiger Kanonenboote, zwei reich beladene spanische Handelsfregatten, welche in dem Hafen von Barcelona lagen, und führten sie mit sich fort. Vergeblich waren alle Beschwerden des Stockholmer Cabinets bei der englischen Regierung. Kurz darauf nahmen die Engländer ein preußisches von Embden nach Amsterdam bestimmtes und mit Schiffsbauholz beladenes Fahrzeug und führten es nach Curhafen. Um unangenehme Streitigkeiten zu vermeiden, kaufte der Hamburger Senat das preußische Schiff von den Engländern los, ohne jedoch dadurch die gerechte Besorgniß Preußen's vor andern ähnlichen Uebergriffen England's zu beseitigen. Auf das Drängen Rußland's kamen zuerst (16. Dec. 1800) zwischen dieser Macht, Schweden und Däne-

mark und zwei Tage später zwischen Rußland und Preußen gleichlautende Verträge über die Wiederherstellung der bewaffneten Neutralität zu Stande.

Das englische Cabinet warf seinen ganzen Groll auf Dänemark. Eine englische Flotte von siebenundvierzig Kriegsschiffen, welche bald auf vierundfünfzig vermehrt wurde, ging nach der Ostsee unter Segel, erzwang trotz des Feuers der dänischen Festung Kronenburg die Fahrt durch den Sund, indem die Schweden von Helsingborg aus die englischen Schiffe nicht belästigten. Am 2. April (1801) kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die englische Flotte mehr als dreitausend Mann und mehrere Schiffe einbüßte, allein auch die Dänen herbe Verluste hatten. Am 3. April wurde ein Waffenstillstand, und am 9. desselben Monats eine Uebereinkunft abgeschlossen, derzufolge der Vertrag mit Rußland über die bewaffnete Neutralität vorläufig außer Kraft gesetzt wurde. Mittlerweile war Kaiser Paul ermordet worden (23. März 1801). Sein Nachfolger Alexander hatte kein Wohlgefallen an der bewaffneten Neutralität. Er setzte die in das Innere Rußland's abgeführten Engländer in Freiheit (26. März 1801). Bald darauf (18. Mai) hob er das auf die englischen Schiffe gelegte Embargo auf. Preußen und Schweden ergriffen ähnliche Maßregeln, welche deren Bereitwilligkeit mit England in Frieden zu bleiben, kund thaten. Am 17. Juni schlossen Rußland und England eine Uebereinkunft ab, derzufolge die Schiffe der Neutralen frei von Hafen zu Hafen und an den Küsten der kriegführenden Mächte mit allen Waaren, die nicht Contrebande seien, fahren durften. Was unter Contrebande zu verstehen sei, sollte nach den Bestimmungen der mit den verschiedenen Mächten geschlossenen Verträge beurtheilt werden. Im Uebrigen gab Rußland alle von ihm früher aufgestellten Grundsätze des Seerechts in der Hauptsache auf. Dänemark trat (am 23. October 1801), Schweden (am 30. März 1802), dem russisch-englischen Vertrage bei. Ein zweitesmal löste sich die bewaffnete nordische Neutralität in nichts auf. Allein sie hatte doch England große Schwierigkeiten und Kosten bereitet. Die englische Staatsschuld war im Jahre 1799 um mehr als hundertundsiebenzig Millionen Pfund Sterling gestiegen, wodurch die Last der jährlichen Abgaben um acht Millionen Pfund Sterling vermehrt wurde. Die Jahresausgabe betrug damals vierundsechzig und eine halbe Million Pfund Sterling. Im Jahre 1802 erhob sich die gesammte fundirte Staatsschuld England's auf vierhundert neunundachtzig und eine halbe Million Pfund Sterling. Um die Zinsen derselben zahlen, und die Kosten des Krieges bestreiten zu können, wurde das Land mit immer neuen Abgaben beschwert und die alten erhöht. Die Einkommensteuer betrug nicht weniger als zehn Prozent von allem Einkommen. Die Unzufriedenheit des Volkes nahm zu, Pitt fand es für klug, sich aus dem Ministerium zurückziehen, wodurch die Abschließung des Friedens von Amiens erleichtert wurde.

Die Freude über denselben war allgemein in England, allein sie war nicht von langer Dauer. Im Laufe eines neunjährigen furchtbaren Krieges hatten die Leidenschaften auf beiden Seiten in dem Maße die Ueberhand über die Vernunft davongetragen, daß es schwer war, denselben Zaum und Zügel anzulegen. Napoleon Bonaparte hatte sich auf den Wogen des Krieges an die Spitze des französischen Volkes geschwungen, Pitt trat schon bald wieder (Mai 1804) in das englische Ministerium ein, von welchem er mehr zum Scheine, als in der Wirklichkeit abgetreten war. Der Krieg war schon vor seinem Wiedereintritt ausgebrochen (16. Mai 1803) und wüthete elf Jahre lang ununterbrochen fort.

Die kurze Zeit des Friedens, welche England genoß, war durch mannigfaltige Ausbrüche der Unzufriedenheit des Volkes bezeichnet. Ein neuer Anschlag auf das Leben des Königs, an dessen Spitze Oberst Despard stand, kam zu Tage, mehrere Soldaten der Garde waren in denselben verwickelt. Der Plan ging dahin, den König auf dem Wege zum

Parlamente (5. November 1802) gefangen zu nehmen, oder zu ermorden. Zehn der Verschworenen wurden des Hochverrathes für schuldig erklärt, Despard und sechs andere hingerichtet (2. Februar 1803).

Neue Unruhen brachen in Irland aus und dauerten vom Januar bis gegen Ende Juli's 1803.

In demselben Jahre starben Pitt (23. Januar 1806) und Fox (15. September 1806). Es war ein großes Unglück für England, daß diese beiden Männer nicht mit vereinten Kräften arbeiten konnten. Fox würde Pitt auf dem Wege der Freiheit voran getrieben, Pitt dem weniger praktischen Fox die Mittel geboten haben, seinen Einfluß auf Parlament und König zu befestigen. Beide vereint würden im Stande gewesen sein, manchen Vorurtheilen des Königs und der Aristokraten Schranken zu ziehen. Der praktische Pitt gewann bei Lebzeiten den Sieg über den weit höher begabten Fox. Die Nachwelt reichte aber die Palme seinem Gegner.

Noch immer war die Frage der Emancipation der Katholiken nicht gelöst. Die Minister Grenville und Howick brachten dieselbe vor das Parlament, indem sie vorschlugen, den irländischen Katholiken den Zutritt zu allen Ehrenstellen im Heere zu eröffnen. Im entscheidenden Augenblicke erklärte sich jedoch der König, aufgeregt von Pfaffen und Aristokraten, dagegen. Grenville und Howick zogen sich zurück (25. März 1807). Das neue Ministerium, an dessen Spitze der Herzog von Portland stand und in dessen Schooße Canning, Castlereigh und Perceval die hervorragendsten Stellen einnahmen, führten die Verwaltung des Staates im Sinne Pitt's weiter, d. h. sie setzten den Krieg mit Frankreich fort, machten immer neue Schulden, vermehrten das Heer, erhielten durch harte Maßregeln, namentlich die s. g. irländische Insurrectionsbill, die Mißstimmung im Schooße dieses Landes rege, hatten kein Ohr für die immer lauter geforderte Parlamentsreform und setzten allen Beschwerden des Volkes den heftigsten Widerstand entgegen. Im Jahre 1810 fanden zu London widerholt unruhige Bewegungen statt, wozu die willkürliche Verhaftung Burdett's (9. April 1810) die Veranlassung gab. Die Söhne des Königs, welche alle verschwenderisch waren, kosteten dem Lande unermeßliche Summen. Eine Scandalgeschichte, in welcher der Herzog von York eine traurige Rolle spielte, zwang diesen, seine Stelle als Oberbefehlshaber des englischen Heeres nieder zu legen. Dieselbe wurde ihm jedoch schon bald wieder übertragen (25. Mai 1811).

Die Krankheit des Königs nahm dermaßen überhand, daß es den Ministern nicht mehr möglich war, die erforderlichen Unterschriften von demselben zu erlangen und noch weniger, ihn mit Anstand das Parlament eröffnen zu lassen. Statt der Worte: "My Lords, Gentlemen and Commons," hatte er (1810) das Parlament mit den Worten eröffnet: "My Lords. Gentlemen and Peakocks" (Pfauen). Es war unmöglich, Georg III. länger an der Spitze der Regierung zu lassen. Am 6. Februar 1811 übernahm der Prinz von Wales die Regentschaft. England gewann bei dem Tausche wenig. Der Prinz von Wales war der lasterhafteste Mensch seiner Zeit, der schlimmste Verschwender und Schuldenmacher, der hartherzigste Gatte und Vater, der schamloseste Wollüstling. Schwerlich hatte irgend ein englischer Aristokrat so wenig Mitgefühl, als er, mit den Leiden seines Volkes.

Zu allen bisher geschilderten Trübsalen kam seit dem Jahre 1808 noch die Continentalsperre, welche allerdings nicht, wie Napoleon gewähnt hatte, den englischen Handel, wohl aber mehrere Zweige desselben zu Grunde richtete. Allein die Regsamkeit und die Ausdauer der englischen Nation waren zu groß, als daß diese sich hätte entmuthigen lassen. Sie suchte und fand für jeden Handelsweg, der ihr erschwert wurde, einen

andern, sie eröffnete sich neue Hülfsquellen, richtete neue Industriezweige ein, so oft ihr ein alter abgeschnitten wurde und trieb überdies, der Sperre Napoleon's zum Trotze, einen umfassenden Schmuggelhandel mit dem Festlande Europa's. Allein wer leugnen wollte, daß die Continentalsperre dem englischen Handel empfindlichen Nachtheil brachte, müßte vom Parteigeiste vollständig verblendet sein.

Die Mißstimmung Irland's dauerte fort. In den englischen Fabrikbezirken fanden in Folge der Einführung neuer Maschinen verderbliche Unruhen statt (1811 und 1812). Die Arbeiter, welche die Bedeutung der neuen Erfindungen für das Fabrikwesen nicht erkannten, ließen ihren Unmuth aus, indem sie die neuen Maschinen da und dort zerstörten. Doch wurde nach und nach diese Aufregung unterdrückt, ohne daß die Lage der Arbeiter verbessert worden wäre.

Am 11. Mai 1812 fiel Perceval von der Hand eines durch die Ungunst der Zeiten zu Grunde gerichteten Kaufmanns, dessen Bittschriften von dem Minister keiner Antwort werth gehalten worden waren. Dennoch behauptete sich das verhaßte Ministerium, weil der Prinz-Regent, so bald er die Zügel der Regierung ergriff, seine früher zur Schau getragenen liberalen Gesinnungen ablegte und mit der verrotteten Aristokratie und dem heuchlerischen Pfaffenthume vereint allen Reformbestrebungen mit der höchsten Bitterkeit entgegentrat. An Perceval's Stelle trat Lord Liverpool. Bei dieser Zusammensetzung des Ministeriums konnten weder die irländischen Katholiken, noch die englischen Parlamentsreformer auf Zugeständnisse von Seiten der Regierung hoffen. Die Unzufriedenheit dauerte fort.

Das Leben des Prinz-Regenten gab, trotz seiner gerühmten Anhänglichkeit für die Staatskirche, allen für Sittlichkeit empfänglichen Gemüthern den größten Anstoß. Er hatte von dem Tage an, da Karoline von Braunschweig ihren Fuß auf englischen Boden gesetzt, sie auf das Unwürdigste behandelt. Zu ihrem Empfange sandte er eins seiner Kebsweiber, die Lady Jersey. Er setzte sein liederliches Leben nach seiner Verheirathung (im Jahre 1795) gerade so, wie früher fort und trennte sich schon kurze Zeit nach geschlossener Ehe (1796) in herzlosester Weise von seiner Gattin. Der einzige Beweggrund, die Fesseln der Ehe auf sich zu nehmen, war für ihn gewesen, die Zahlung seiner Schulden zu bewirken. Nachdem dieses Ziel erreicht war, bekümmerte er sich nicht mehr um seine Gattin, so wenig, als um sein einziges Kind, die Prinzessin Charlotte. Seit ihrer Trennung lebte die Prinzessin Karoline in der Nähe von London auf einem Landsitze, woselbst sie von Pitt, Canning und anderen englischen Staatsmännern, Admiralen und Generalen nicht selten besucht wurde. Bei den Streitigkeiten, welche, ungeachtet der Trennung von ihrem Gemahle zwischen diesem und der Prinzessin häufig vorkamen, stand der König anfangs immer auf der Seite seiner Schwiegertochter. Seit langer Zeit gingen übrigens finstere Gerüchte über den Lebenswandel der Prinzessin Karoline. Diese gewannen im Jahre 1806 einen solchen Höhepunkt, daß der Prinz von Wales, aufgestachelt von seinen Brüdern Kent und Sussex, davon Notiz nahm. Der König ordnete eine Untersuchung an, welche zwar sehr anstößiges Geschwätze zu Tage brachte, nichts desto weniger (1807) mit der gänzlichen Freisprechung der Prinzessin endigte. Der Haß, welchen der Prinz von Wales auf seine Gemahlin geworfen hatte, erhielt durch die Verhandlungen dieses Prozesses neue Nahrung und that sich schon bald dadurch kund, daß der Vater die Prinzessin Charlotte, welche ihre Mutter zärtlich liebte, von dieser trennte und der Mutter und Tochter die Freude versagte, sich gegenseitig, so oft, als sie wünschten, zu sehen. Am 14. Januar 1813 richtete die Prinzessin Karoline deshalb einen Brief an ihren Gatten und veröffentlichte denselben, als ihr keine Antwort zuging, in den Zeitungen. Die Folge davon war, daß der Prinz-Regent die

Besuche der Mutter bei ihrer Tochter gänzlich verbot und die Verhandlungen bekannt machen ließ, welche über das Benehmen der Prinzessin Karoline gepflogen worden waren. Die bittere Gesinnung nahm zwischen beiden Eheleuten mehr und mehr zu. Die öffentliche Meinung war zum größern Theile auf Seiten der Prinzessin Karoline, die Gewalt lag in den Händen des Prinz-Regenten, welcher von derselben einen ihm zur höchsten Schande gereichenden Gebrauch machte. Erst später kam es jedoch zu jenem Scandalprozesse, welcher mehrere Monate hindurch die ganze Welt in Staunen und Verwunderung setzte und das schlimmste Licht auf die höhere Gesellschaft Europa's warf.

Schwerlich wird der unbefangene Schriftsteller die Prinzessin Karoline von den gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen frei sprechen können. Allein sie deckte wenigstens ihre Schwächen mit dem Schleier des Geheimnisses zu. Ihr Gemahl aber, welcher sich über sie beschwerte, sprach allem Schamgefühle Hohn, indem seine ehebrecherischen Verhältnisse stadtkundig, ja weltkundig waren. Der verpestende Einfluß, welchen das Beispiel des Prinzen von Wales seit Jahrzehnten auf die höheren Classen der englischen Gesellschaft ausgeübt hatte, wirkte um so verderblicher, je größer die Noth des Volkes in jenen Zeiten des Krieges war und je mehr Aufforderung daher die ganze königliche Familie hatte, der schwer gedrückten englischen Nation die auf ihr ruhenden Lasten nach Kräften zu erleichtern und deren sittliches Gefühl zu heben, statt dasselbe auf's Frechste zu verletzen.

Der Uebermuth der englischen Regierung verstrickte dieselbe im Jahre 1812 in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Die englischen Machthaber irrten sich, wenn sie vermeinten, mit der nordamerikanischen Union so leicht fertig werden zu können, als mit den neutralen Mächten Europa's. Wir sparen übrigens den ausführlichen Bericht über diesen Krieg auf die Geschichte der Vereinigten Staaten Nordamerika's. *)

Während der langen Kriegsjahre hatte England seine Colonien immer weiter ausgedehnt und namentlich in Ostindien seine Macht fester begründet. Im Jahre 1814 ging der Freibrief der ostindischen Compagnie zu Ende. Die Frage, ob und unter welchen Bedingungen derselbe erneuert werden sollte, setzte alle Gemüther in Bewegung. Nach langwierigen und heftigen Verhandlungen wurde (21. August 1813) der Freibrief der Compagnie zwar erneuert, jedoch unter mannigfaltigen Modificationen. Der ausschließliche Handel mit China wurde ihr bestätigt. Dagegen wurde der Handel mit Ostindien sämmtlichen brittischen Unterthanen unter gewissen Beschränkungen frei gegeben.

Im Jahre 1812 war die Staatsausgabe auf einhundert und vier Millionen Pfund Sterling gestiegen. Die Zinsen und die Zuschüsse zum Tilgungsfond verschlangen mehr als sechsunddreißig und eine halbe Million, die Hülfsgelder, welche England den verschiedenen europäischen Mächten (1813) bezahlte, erreichten die Summe von elf Millionen viermalhunderttausend Pfund Sterling. Die Staatsschuld betrug die unerhörte Summe von siebenhundert sieben und achtzig Millionen Pfund Sterling, welche an Zinsen und sonstigen Kosten jährlich vierzig Millionen verschlang.

Die Freude über den Frieden wurde durch den Gedanken an die furchtbaren Kosten, welche durch den Krieg dem Volke auferlegt worden waren, sehr verbittert. Wie der Uebergang vom Frieden zum Kriege, so brachte auch die Rückkehr zum Frieden mannigfaltige Störungen in die Handelswelt. Eine der wichtigsten Fragen, welche nach dem ersten Pariser Frieden zur Sprache kam, betraf die Getreidezölle.

Jahrhunderte lang war Alt-England im Interesse der Nachkommen der normännischen Ritter, welche das Land unter sich getheilt hatten, verwaltet worden. Es war nur eine

*) Siehe unten im achten Abschnitt

Folge des Regierungssystems Wilhelm's des Eroberers, daß (1670) die Einfuhr des Korns durch hohe Zölle erschwert oder vielmehr fast gänzlich unmöglich gemacht, während die Ausfuhr desselben durch Prämien begünstigt wurde. Die Eroberer England's hatten sich mit dem Lande begnügt, deren Nachkommen griffen weiter um sich. Sie riefen die Gesetzgebung zu Hülfe, um das Monopol des Landbesitzes, das sie schon hatten, einträglicher zu machen. In gewöhnlichen Zeiten lasteten die Zölle schwer auf der ganzen Bevölkerung England's, deren Brod sie vertheuerten. Im Kriege oder bei Mißwachs steigerten die hohen Zölle das Elend des Volkes in einem Grade, welcher auf die Dauer unerträglich wurde. So kam es, daß im Jahre 1765 die Noth die Regierung dazu zwang, um einer Hungersnoth vorzubeugen, die hohen Zölle auf die Einfuhr des Getreides abzuschaffen. Während der Kriege, welche England mit den Vereinigten Staaten Nordamerika's und Frankreich führte, waren die Preise des Getreides so hoch, daß ohne einige Zufuhr von Außen das Volk nicht im Stande gewesen wäre, dieselben zu bezahlen. Im Jahre 1804 wurde die Bestimmung getroffen, daß, so bald der Weizen bis zum Preise von dreiundsechzig Schillingen das Quarter gestiegen sein würde, eine Abgabe von zwei Schillingen und sechs Pence darauf lasten solle. Bis das Quarter achtundvierzig Schillinge kostete, wurde dessen Ausfuhr durch eine Prämie von fünf Schillingen erleichtert. Die nothwendige Folge dieser Bestimmung war, daß die Getreidepreise in England höher standen, als in der ganzen übrigen Welt. Mit Recht hatten sich die arbeitenden Classen über diese Getreidegesetze beklagt, welche um so schwerer auf ihnen lasteten, je drückender die Abgaben für sie waren und je störender der Krieg auf alle Verhältnisse eingewirkt hatte. In England war man gewohnt, die Zustände Frankreich's als entsetzlich zu verschreien. In der That hatten die Franzosen zweimal feindliche Heere in ihrer Hauptstadt gesehen. Auf englischen Boden hatte kein Feind den Fuß gesetzt. Allein die Franzosen aßen doch wohlfeileres Brod, als ihre Nachbarn im Norden des Canals. Das Joch ihrer Grundherren war und blieb selbst nach der Rückkehr der Bourbonen zertrümmert. Dasjenige, welches die Nachkommen der normännischen Eroberer England auferlegten, wurde sogar während des Krieges mit Frankreich noch härter gemacht.

Die Revolution hatte belebend und kräftigend auf Frankreich gewirkt, und selbst der napoleonische Despotismus ließ die Errungenschaften des 4. August 1789 unangefochten. Das Getreide konnte dort von arbeitsamen Eigenthümern, auf welchen keine so schweren Abgaben, als in England lasteten, wohlfeiler hervorgebracht werden, als im Norden des Canals, wo die geringe Zahl der Grundbesitzer die bevorzugte Kaste bildete. Die richtige Ausgleichung wäre gewesen, den englischen Landbebauer in den Stand zu setzen, ebenso wohlfeil zu produciren, als der französische. Daran dachte aber Niemand in England, weil dadurch die herrschende Aristokratie gezwungen worden wäre, einen Theil ihres Ueberflusses zum Besten der ärmeren Klassen aufzugeben. Es hätten ähnliche Opfer gebracht werden müssen, wie sie der französische Adel und die französische Kirche am 4. August 1789 in Frankreich gebracht hatten. Dazu waren die englischen Aristokraten und Pfaffen durchaus nicht geneigt. Von allen Abänderungen, welche die französische Revolution in ihrem Gefolge hatte, war den englischen Grundbesitzern keine verhaßter, als diejenige, auf welcher wesentlich die Blüthe Frankreich's beruhte, nämlich die Einziehung der Güter der Kirche, der freiheits- und vaterlandsverrätherischen Aristokraten, der Verkauf der Nationalgüter und die Abschaffung aller aus dem Lehnswesen hervorgegangenen Lasten und Abgaben. Schwerlich hätten die englischen Aristokraten einen so grimmigen Kampf gegen Frankreich geführt, wenn sie nicht gefürchtet hätten, die Bevölkerung England's möchte auch nach

ähnlichen Eigenthums-Verhältnissen streben, wie sie durch die Revolution in Frankreich eingeführt wurden.

Seit dem Jahre 1812 und 1813 wirkten die englischen Aristokraten auf Erhöhung der Kornzölle hin. Dagegen verlangten die arbeitenden Classen eine Herabsetzung derselben. Am 16. Mai 1814 ging im englischen Unterhause ein Gesetzesvorschlag durch, welcher die Ausfuhr von Getreide oder Mehl frei gab, ohne dieselbe jedoch durch Prämien zu begünstigen. Dagegen ließ sich nichts Erhebliches einwenden. Doch betraf die Hauptfrage nicht die Ausfuhr, sondern die Einfuhr des Getreides. Als diese Frage (im Jahre 1815) im Parlamente verhandelt wurde, kam ganz England in Bewegung. Es fanden in London mehrere Volksaufstände statt, welche mit Gewalt niedergeworfen wurden. Die hartherzigen Aristokraten besaßen die Mehrzahl im Parlamente, und setzten durch, daß erst, wenn der Preis des Korn's auf achtzig Schillinge das Quarter gestiegen wäre, dieses abgabenfrei eingeführt werden könne. Nur zu Gunsten der nordamerikanischen Freistaaten wurde die Bestimmung getroffen, daß die Einfuhr schon frei sein solle, falls der Preis auf siebenundsechzig Schillinge gestiegen sei.

Das Gesetz hatte zwar gleich anfangs nicht den von den kornwuchernden Landbesitzern England's erwünschten Erfolg, allein aus Gründen, welche von demselben ganz unabhängig waren. Die Kornpreise fielen damals, weil die Speculanten mit Rücksicht auf die Kriegsbedürfnisse große Vorräthe aufgespeichert hatten, welche sie zu den früheren Preisen bei verminderter Nachfrage nicht absetzen konnten. Hierzu kam, daß die Banken von den Pächtern die diesen gemachten Vorschüsse wegen Mangels an baarem Gelde zurückforderten und diese dadurch zwangen, ihre Vorräthe um jeden Preis loszuschlagen. Die besonderen Verhältnisse des Augenblicks änderten sich jedoch bald. Die dauernde Folge des Korngesetzes vom Jahre 1815 trat nach einiger Zeit ein und bestand darin, daß die Engländer Jahrzehnte hindurch das theuerste Brod in Europa aßen, die reichen Grundbesitzer aber von ihren Pächtern immer höhere Pachtschillinge erpreßten, mit anderen Worten, daß die arbeitenden Classen das Monopol der Grundbesitzer um so drückender empfanden, je mehr diese auf Kosten der Mehrheit vom Gesetze begünstigt waren.

Der Entwickelungsgang, welchen England in den Jahren 1789 bis 1815 nahm, bildet einen höchst anziehenden Gegensatz zu demjenigen Frankreich's. In England trugen die Conservativen einen entscheidenden Sieg davon und die Folge war ein zweiundzwanzigjähriger Krieg, welcher die Nation mit einer unerhörten Schuldenlast beschwerte, den Druck der Abgaben mehr als verdreifachte, den Einfluß und die Macht des Pfaffenthums und der Aristokratie erhöhte und jedweden Fortschritt auf geistigem und politischem Gebiete vollständig vernichtete.

Im Jahre 1793 glaubten die Engländer sehr schwer bedrückt zu sein, als sie nicht ganz achtzehn Millionen Pfund Sterling an Abgaben aufbringen mußten; im Jahre 1814 hatten sie nahezu neunundsechzig Millionen zu zahlen. Dazu kam aber, daß Jahr für Jahr die Schuldenlast zunahm. Das Deficit, welches durch Anleihen oder Schatzkammerscheine gedeckt werden mußte, steigerte während der ersten Kriegsperiode (1793—1802) die Staatsschuld von 244,118,635 Pfund Sterling auf 520,207,101 und die Zinsenlast von 9,302,328 auf 18,643,725, wozu noch zwei Anleihen für Oesterreich, welche England zur Last blieben, im Betrage von 6,220,000, mit einer Zinsenlast von 458,931 Pfund Sterling hinzugingen.

In der zweiten Kriegsperiode (1803—1814) wurden noch im Betrage von zweihundertfünfzig Millionen Schulden gemacht, so daß die während des Krieges dem Lande aufgebürdete Schuldenlast beiläufig fünfhundertzweiunddreißig Millionen Pfund Sterling

oder 2660 Millionen Dollar, 13,300 Millionen Franken oder über sechs Milliarden Gulden betrug.

Eine so schwere Last luden die beiden Pariser Frieden nicht auf Frankreich, als die Kriegsjahre England aufgebürdet hatten. Frankreich hatte seit dem Jahre 1789, trotz aller Verirrungen der Revolutions- und aller Gewaltthätigkeiten der Kaiserperiode fast in jeder Beziehung, namentlich was den Zustand des Ackerbau's, die Gesetzgebung und Rechtspflege, die innere Verwaltung des Staats und das Vermögen der Nation betrifft, weit größere Fortschritte gemacht, als England. Die Franzosen hatten nicht immer den rechten Weg eingeschlagen, allein sie hatten sich doch geregt auf allen Gebieten des Krieges und des Friedens. In England blieb der Hauptsache nach alles beim Alten. In vielen Beziehungen machte das Volk entschiedene Rückschritte, indem der wüthende Grimm gegen die Lehren der französischen Revolution die Nation oder wenigstens die höheren Classen derselben den Einflüsterungen der schlimmsten Reactionäre zugänglich machte.

Frankreich wurde wohl nach zwanzigjährigen Triumphen am Ende besiegt, allein nicht von England, sondern von dem verbundenen Europa. Eine Niederlage im Kampfe mit solchen Gegnern zeugt den Umständen nach von einer größeren Kraft, als mancher Sieg, welchen eine Nation im Kriege mit der anderen erringen mag.

Frankreich sowohl, als die meisten übrigen Staaten des europäischen Festlandes erholten sich schnell von den Verheerungen und Lasten ihrer Kriege. Auf England ruhen heute noch mit Centnerschwere die während derselben Zeitperiode gemachten Schulden.

§ 36 Oesterreich.

Nächst England bewies Oesterreich die der französischen Revolution feindlichste Gesinnung. Die unmittelbare Folge davon war, daß auch dieses Land, oder vielmehr dieses Conglomerat nicht zusammengehöriger Landestheile sich gewaltsam jedwedem Fortschritte verschloß, durch die langwierigen Kriege in seinen Finanzen zerrüttet wurde, furchtbare Verheerungen und Brandschatzungen erlitt und am Ende, trotz der Vergrößerung, welche das Haus Habsburg davon trug, nicht den geringsten Vortheil von dem Frieden zog.

Auf die kurze Periode josephinischen Fortschritts folgte ein nur wenig unterbrochener Krieg, welchen die österreichische Regierung in ihren inneren, wie in ihren äußeren Verhältnissen, dem Geiste der Zeit, d. h. der Freiheit und der Bildung, machte.

Der Werth des einzelnen Menschen, wie einer Staatsregierung hängt wesentlich ab von dem Maßstabe, an welchem sie die Tagesereignisse messen. Wenn derselbe nicht länger ist, als der Tag, an welchem diese stattfinden, so ist er zu kurz, um zu einem richtigen Resultate zu führen. Umfaßt er einen zu großen Zeitabschnitt, ist derselbe oft zu lang für die Hand eines kleinen Menschen. Je länger er aber ist, vorausgesetzt, daß der Messende ihn zu handhaben weiß, desto richtiger wird die Messung ausfallen. Der Maßstab, welchen die österreichische Regierung nach Joseph's II. Tode an den Gang der Zeit zu legen pflegte, war immer sehr kurz, und der Geist, in welchem er von ihr angelegt wurde, sehr beschränkt. Unter anderen Formen hatte die österreichische Regierung während des ganzen Zeitabschnitts vom Jahre 1789 bis 1815 große Aehnlichkeit mit der englischen. Die Tendenz beider Regierungen war dieselbe, obgleich allerdings die englische Staatsmaschine sich viel wirksamer erwies, als die österreichische. Beide Regierungen kamen in dem Streben überein, die Ideen, welche die französische Revolution in Umlauf gebracht hatte, mit Gewalt zu bekämpfen. England verfolgte diese Richtung mit unwandelbarem Starrsinn; Oesterreich fing aber seit dem Jahre 1809 an, zu erkennen, daß die alten Hebel des Despotismus ihm

nicht zum Siege verhelfen konnten. Es nahm daher die Maske der Volksthümlichkeit und Freiheit vor, welche es freilich schon nach den ersten Niederlagen wieder ablegte. Ein zweites Mal ließ es sich dieselbe, von Preußen gedrängt, auf kurze Zeit gefallen. Allein schon vor dem Wiener Congresse legte sie dieselbe stillschweigend zur Seite, nahm sie nach der Rückkehr Napoleon's von Elba wieder auf einige Augenblicke vor, um sie dann für immer zu zerbrechen und offen für den Despotismus in die Schranken zu treten.

Nur diese Wahlverwandtschaft zwischen der englischen und österreichischen Regierung erklärt die Bundesgenossenschaft, welche beide Mächte durch den ganzen Zeitabschnitt von 1789 bis 1815 fast ununterbrochen festhielten. Allerdings bestand dieselbe nicht zwischen den beiderseitigen Völkern, denn zwischen Volk und Regierung ist oft ein sehr großer Unterschied. In England hatte wenigstens ein Theil der Bewohner verfassungsmäßige Rechte, welche kein König anzutasten wagte. Die ganze Nation hatte überdies die Preßfreiheit, deren sich entschlossene Männer immer zur Aufklärung der Massen und zur Anregung edler Bestrebungen bedienen konnten. Das österreichische Conglomerat-Volk hatte als solches weder Rechte, noch Verfassung, noch auch nur eine Persönlichkeit. Die verschiedenen Nationalitäten oder Bruchstücke solcher, woraus der österreichische Gesammtstaat bestand, die verschiedenen Provinzen, in welche es zerfiel, hatten theilweise besondere Verfassungen, welche jedoch das habsburgische Haus in Zeiten des Glücks mit Füßen zu treten pflegte und nur in Tagen der Noth anerkennen zu wollen versprach.

Die traurige Beschaffenheit der österreichischen Monarchie wird uns am anschaulichsten, wenn wir uns die Männer vergegenwärtigen, welche dort am Staatsruder saßen. Kein offener und kräftiger Charakter konnte sich am österreichischen Hofe während dieses ganzen Zeitabschnittes behaupten. Nur Schleicher, Heuchler oder wenigstens schwache und fügsame Menschen gediehen in der Nähe der Nachfolger Joseph's II. Jede Kraftäußerung, selbst wenn ein Mitglied der kaiserlichen Familie dieselbe an den Tag legte, jede selbständige Ansicht war verpönt und erregte Verdacht.

Mit dem ersten und ältesten Sprossen des lothringisch-habsburgischen Hauses erstarb der von oben herab wirkende Eifer für Fortschritt, Menschenwohl und Volksbeglückung, und an dessen Stelle trat das hergebrachte Streben der Habsburger, alles möglichst beim Alten zu belassen und nur, wo möglich, die Gewalt des herrschenden Hauses zu erweitern und zu befestigen. Joseph's II. Bruder, Leopold, hatte, so lange ihm von Wien aus eine gute Anregung zu Theil wurde, in Toscana manche Mißstände abgeschafft, allein seine Regierung in Deutschland bewies, daß dieses nicht aus eigenem Antriebe, sondern durch die Macht der Verhältnisse geschehen war. Schon die Gesichtszüge Leopold's II. deuteten weder Geist, noch frische Kraft an. In der Unterhaltung erhob er sich nicht über die allergewöhnlichsten Gegenstände. Durch seine Ausschweifungen bereitete er sich ein frühes Grab. Seine Gemahlin, Marie Ludovika von Spanien, war noch beschränktern Geistes, als er, und in dem finstersten Aberglauben erzogen. Als sie das erste Mal nach Livorno reisen sollte, fürchtete sie sich sehr wegen der Juden, welche dort wohnten, und erklärte, daß die spanische Polizei in Betreff derselben weit vorzüglicher sei, da sie solches Volk ohne weitere Umstände verbrenne.

Der Hof Leopold's in Florenz trug ganz das Gepräge des spanischen Ceremoniells. Die Hofleute beugten das Knie, sobald sich ihnen ihr Herr näherte und thaten es mit der größten Freudigkeit, weil die Ehre, eines Wortes aus den erlauchten Lippen gewürdigt zu werden, sie über jedes Gefühl der Demüthigung hinwegsetzte.

Hätte Leopold Reformeifer besessen, hätte er Sinn für den Fortschritt, für Aufklärung und Freiheit gehabt, so hätte er es bewähren müssen, als er von der untergeordneten und

abhängigen Stellung eines Großherzogs von Toscana auf den deutschen Kaiserthron und zur Herrschaft über die österreichische Monarchie gelangte. Wäre er vom Geiste Joseph's II. beseelt gewesen, hätte er in demselben regiert, als er sich zu entscheiden hatte, ob er die von seinem Bruder eingeführten Neuerungen aufrecht erhalten, oder beseitigen wollte. Er that das Letztere. Er fing sofort seine Regierung damit an, daß er Joseph's II. geheimes Cabinet aufhob und dessen Vertrauensmänner des Dienstes entließ. Zum Director der neuen Cabinetskanzlei ernannte Leopold seinen Günstling, den jungen Fürsten Karl von Lichtenstein, dessen Charakter schon aus der einen Thatsache erkenntlich ist, daß er zugleich die Leitung der niedrigen Vergnügungen seines Herrn, in Uebereinstimmung mit dessen italienischem Vertrauten, Manfredini, übernahm.

Die französische Revolution war zur Zeit, da Leopold die Zügel der Regierung der österreichischen Länder erfaßte, in vollem Gange. Joseph II. hatte manche derjenigen Reformen von oben herab eingeführt, welche die französische Revolution von unten herauf durchsetzte. Die meisten derselben waren nicht minder im Interesse des Regentenhauses, als der Völker vorgenommen worden. Natürlich waren diejenigen Stände, welche durch die Maßregeln Joseph's II. beschränkt worden waren, mit denselben nicht zufrieden. Die Schwierigkeiten, in welche die österreichische Monarchie dadurch versetzt worden, waren groß und mannigfaltig. Allein die Gefahren, welche derselben aus einer Rückkehr zum Alten erwuchsen, waren ungleich größer als diejenigen, welche aus einem umsichtigen und mit Festigkeit gepaarten Verharren auf dem neu begründeten Regierungs-Systeme hervorgegangen wären.

Leopold II., welcher nur zum Scheine in Toscana reformirt hatte, wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er in allen Punkten die Wünsche des Adels, des Pfaffenthums und der durch die französische Revolution in Schrecken gesetzten sämmtlichen Kaiser und Könige Europa's erfüllte. Er rettete dadurch nicht das von Frankreich bedrohte Belgien. Er verlieh den übrigen Theilen der österreichischen Monarchie durch die Rückkehr zu dem abgenutzten habsburgischen Regierungssysteme keine höhere Widerstandskraft nach Außen, keine größere Ordnung in der Verwaltung des Innern, vielmehr versetzte er sein Reich in jenen beklagenswerthen Zustand, welcher in späteren Jahren, als es von Frankreich die furchtbarsten Niederlagen erlitt, an den Tag trat.

Zur Zeit, da Leopold zur Herrschaft in Deutschland und in den habsburgischen Ländern gelangte, war er, durch die drohenden Stürme aufgefordert, sein Reich in die Lage zu versetzen, denselben die Spitze bieten zu können. Er that es nicht. Statt den Weg der Reform, den Joseph II. betreten hatte, weiter zu gehen, oder wenigstens auf dem Flecke, den sein Bruder erreicht hatte, stehen zu bleiben, vernichtete er, so weit es in seiner Macht stand, alles Gute, welches Joseph II. begründet hatte. Er stellte in den belgischen Provinzen die mittelalterlichen Vorrechte des Adels und der Kirche wieder her, brachte die Universität Löwen auf den alten Fuß zurück. Er gewährte den Provinzen nicht diejenigen Vorrechte, welche sie durch Karl VI. erhalten, sondern nur diejenigen, welche sie zur Zeit Maria Theresien's genossen hatten. Er befriedigte daher nicht einmal Adel und Geistlichkeit, geschweige denn die Masse des Volkes. Selbst den Schein der Unterwürfigkeit erreichte er nicht durch den guten Willen der belgischen Provinzen, sondern nur durch Waffengewalt. Die Unzufriedenheit dauerte, trotz den Rückschrittsbewegungen Leopold's, fort und trug wesentlich dazu bei, den Franzosen nach Leopold's Tode die Eroberung dieser Gränzprovinzen leicht zu machen.

Die Gährung in Ungarn und Siebenbürgen verlor sich zwar, nachdem Leopold die alte Verfassung dieser Länder wieder hergestellt hatte. Allein es erwuchsen der österreichi-

schen Monarchie aus dieser Rückkehr zum Alten bleibende Schwierigkeiten, welche bis auf den heutigen Tag noch fort dauern und welche wiederholt zu höchst bedenklichen Streitigkeiten und im Jahre 1848 zu einer Revolution führten. Die Weisheit ist nicht groß, welche nur für den Augenblick sorgt, die ganze Zukunft aber in Frage stellt.

Die von Joseph II. getroffenen Einrichtungen mochte Leopold aufheben, diejenige geistige Anregung aber, welche sämmtliche österreichische Provinzen durch Joseph II. erhalten hatten, dauerte, allen polizeilichen Maßregeln ungeachtet, dem immer weiter um sich greifenden Polizeisysteme und Soldatenunwesen und der wiedereingeführten Censur zum Trotze fort. Sie that sich im Jahre 1848 in einer Weise kund, welche sogar die Existenz der habsburgischen Monarchie in Frage stellte. Wenn dem Kaiser Joseph II. ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er zu rücksichtslos voranschritt, so trifft dessen Nachfolger mit viel besserem Grunde der Vorwurf, noch schneller und rücksichtsloser zurückgeschritten zu sein.

Leopold hatte in Italien nicht blos den größern, sondern auch den bessern Theil seines Lebens zugebracht. Fünfundzwanzig volle Jahre (von 1765 bis 1790) war er in Toscana gewesen. Als Jüngling von achtzehn Jahren hatte er dort seine Wirksamkeit begonnen. Er war mehr Italiener, als Deutscher. Für den Geist seiner Zeit hatte er kein Verständniß. Er war von Natur nicht stark und hatte seine schwache Kraft durch Ausschweifungen vor der Zeit erschöpft. Furcht und Argwohn hielten ihn gefangen. Aus Toscana brachte er seine italienische geheime Polizei nebst dem ganzen Troße der dazu gehörigen Spione und Angeber nach Deutschland. Mit der Türkei schloß er zwar (4. August 1791) Frieden zu Szistowa, indem er alle gemachten Eroberungen herausgab, gegen Frankreich bereitete er aber einen Krieg vor, welcher die österreichische Monarchie mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachte. Er schloß (27. August 1791) jenen übelberüchtigten Vertrag von Pillnitz mit dem Könige von Preußen ab, durch welchen sich die beiden Monarchen zu dem Zwecke vereinigten, für die Befreiung des Königs von Frankreich aus seiner Abhängigkeit vom Volke auf jedwede Weise, also auch durch Krieg wirken zu wollen. In Gemäßheit dieses Vertrags kam bald darauf (7. Februar 1792) zwischen beiden Mächten ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande, welches den ersten Grund zu den darauffolgenden dreiundzwanzigjährigen Kriegen mit Frankreich legte. Bevor der Kampf begann, starb Leopold II. plötzlich (1. März 1792). Viele schrieben seinen Tod dem Gifte zu. Genaue Forschungen haben den Beweis geliefert, daß er das Gift, an dem er starb, nicht blos sich selbst gab, sondern auch selbst bereitet hatte, allerdings nicht in der Absicht sich den Tod, sondern neue Lebenskraft zu den Zwecken der Wollust zu geben.

Leopold II. hinterließ, gleich seinem Vater Franz I., sechzehn Kinder, von welchen wir hier nennen den erstgeborenen Sohn, welcher ihm in Deutschland nachfolgte, Franz II., Ferdinand, Großherzog von Toscana, die Erzherzoge Carl, den Feldherrn Oesterreich's und Johann, den Reichsverweser des Jahres 1848.

Die zwölf Söhne litten alle an dem Erbübel der spanischen Bourbonen, welches ihnen ihre Mutter Ludovika von Spanien mittheilte, nämlich Krämpfen und Epilepsie. Nur auf Erzherzog Johann war dasselbe nicht übergegangen. Die Erziehung welche die Kinder Leopold's II. erhielten, war im höchsten Grade mangelhaft und verkehrt. Joseph II. berief zwar seinen Neffen Franz im Jahre 1784 zu sich nach Wien, damit derselbe unter seinen Augen erzogen würde, allein damals hatte der junge Mensch schon eine ganz falsche Richtung genommen. Er war sechszehn und ein halbes Jahr alt, verheirathete sich am 6. Januar 1788 mit Elisabeth von Würtemberg und war mit zweiundzwanzig Jahren

(18. Februar 1790) schon Wittwer. Kaiser Joseph erkannte frühzeitig die Mängel des Neffen, dem es vorbehalten war, dreiundvierzig Jahre hindurch (von 1792 bis 1835) das österreichische Ländergebiet zu beherrschen. Sein Oheim Joseph nannte ihn ein verzogenes Mutterkindchen, welches für unendlich groß und gefährlich alles dasjenige beurtheilet, was es thut, oder was seine Person betrifft, und dasjenige für gar nichts anrechnet, was es andere für sich thun oder leiden sieht. Er tadelte an ihm eine unermeßliche Eigenliebe, eine Trägheit im Handeln und im Denken, dann seine Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit in seinem Denken, Thun und Lassen. Er bedauerte, daß, „wenn das Mark seiner Beine, der Schweiß seines Angsichtes, Erweckung seiner Seelenkräfte, Anspannung seiner Ueberlegungskraft, Empfindungen der Ehre und seiner Pflicht von ihm anzuwenden kommen, er nicht mehr da sei, und Körper und Seele in einen Weichling ausarte, der zu großen Sachen immer unfähig und gewöhnt sei, geführt zu werden." An einer anderen Stelle klagt Joseph, „daß sein Neffe Franz hartnäckig in seinen falschen Begriffen und schlapp in Ergreifung aller Mittel zu derselben Ueberwindung sei, daß er ohne Sinn für das sei, was ihn belehren und ausbilden könnte, und nur Nebendinge suche, die ihn unterhielten oder seinem Kritikgeiste Stoff gäben. Er scheue die Ueberlegung mit sich selbst, er theile seine Bedenken nicht mit, weil er die Wahrheit zu erfahren scheue, und sein guter Wille nicht die Folge seiner anerkannten Fehler und seines werkthätigen Verlangens zu derselben Besserung, sondern nur ein Ausfluchtsmittel sei, um ohne Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten den Predigern auf eine Weile den Mund zu stopfen, und ohne sich Mühe zu geben, der alte verbleiben zu können." Das einzige Mittel, welches bei ihm eingriff, war Furcht und Scheu vor Verdrießlichkeiten. Joseph sagte von Franz, „daß nicht Ueberzeugung, Nachahmungs- und Belehrungslust, ja, nicht einmal Religionsgrundsätze, Bestreben für die Seligkeit, Liebe zur Tugend im philosophischen Anbetracht, nicht Ehrgeiz, nicht Ruhm- nicht Vaterlandsliebe, nicht Rechtschaffenheit und Redlichkeit in Erfüllung seiner Pflicht bei ihm erweckt sei."

Dieses ist das Bild, welches ein scharfblickender und freundlich gesinnter Oheim von dem Erzherzoge Franz entwarf. So beschaffen war der Jüngling, wenige Jahre, bevor er den Kaiserthron bestieg. Wir werden sehen, daß derselbe keinen seiner Fehler ablegte, keine derjenigen Tugenden annahm, welche sein Oheim ihm beizubringen suchte. In den obigen Worten sind die Grundlinien des Charakters Franz II. so treffend bezeichnet, daß wir denselben kein Wort beizufügen brauchen.

Als Franz (am 1. März 1792) berufen wurde, seinem Vater nachzufolgen, hegte er eine so heftige Abneigung gegen die mit der Regierung verbundene Geschäftslast, daß er nur mit Hülfe seines Beichtvaters bestimmt werden konnte, die ihm zugefallenen Kronen anzunehmen. Der schlaue Pfaffe setzte dem jungen Manne auseinander, „daß die Regierung ihm von Gott auferlegt sei und daß er ganz ruhig in seinem Gewissen sein könne, wenn er in allen Dingen der Mehrheit seines Ministerraths folge."

Im Laufe seiner ganzen Regierung legte Franz seinen Widerwillen gegen jedwede Arbeit nicht ab. Er ließ die Mehrheit seines Ministerraths gewähren. Doch machte er seine Persönlichkeit zu allen Zeiten insofern geltend, als er mit der größten Heftigkeit jede Annäherung an freisinnige Principien bekämpfte. Außer dem Widerwillen gegen alles was auf Freiheit und Recht deutete, trat nichts so entschieden bei ihm hervor, als die Neigung für das Kleinliche. Diese beiden Eigenschaften in ihrer Verbindung zeigten sich besonders in der kleinlichen Ueberwachung, welche er selbst an den politischen Gefangenen ausübte und in den Nadelstichen, mit denen er dieselben zu Tode quälte. Der finstere Argwohn, welcher ihn beseelte, erstreckte sich sogar auf seine eigenen Brüder, welche darunter

wiederholt bitter zu leiden hatten. Mit diesem Mißtrauen ging eine ungewöhnliche Verstellungskunst Hand in Hand. Nichts freute ihn mehr, als wenn er bemerkte, daß man ihn für etwas anderes hielt, als er war. Hinter seiner angeblichen Gutherzigkeit lag eine Schlauheit, eine Fühllosigkeit und eine Härte verborgen, vor denen selbst ein Metternich zurückgebebt sein soll. In einem sehr treffenden Briefe aus dem Jahre 1813, welchen Hormayr in den „Lebensbildern" mittheilte, wird von ihm bemerkt: „Ich wage es, ihn für einen der kältesten egoistischsten Menschen zu erklären, den jemals Unglück und Unmuth über die eigene Unfähigkeit starr und fühllos machten." Die Anrede, welche Franz an die Professoren in Laibach hielt, bezeichnet am besten die Stellung, welche dieser Mann der Wissenschaft gegenüber einnahm: „Halten Sie sich an das Alte! Denn dieses ist gut und unsere Vorfahren haben sich dabei wohl befunden, warum sollen wir es nicht? Es sind jetzt neue Ideen im Schwunge, die ich nicht billigen werde. Enthalten Sie sich von diesen und halten Sie sich an das Positive; denn ich brauche keine Gelehrte, sondern gute, rechtschaffene Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden, liegt Ihnen ob; wer mir dient, muß lehren, was ich befehle; wer dies nicht thun kann, oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen."

Dieses war der Kaiser, welcher während des ganzen Abschnittes der Kriege zwischen Frankreich und Deutschland auf dem österreichischen Throne saß! Die von seinem Vater mit Preußen abgeschlossenen Verträge vom 27. August 1791 und 7. Februar 1792 führten schon am 20. April 1792 zu der Kriegserklärung an Frankreich.

Unter den vielen unfähigen und böswilligen Monarchen des damaligen Europa nimmt Kaiser Franz II. die erste Stelle ein. Joseph II. vermochte nicht die Naturanlagen seines Neffen, welche zudem, bevor dieser nach Wien kam, durch schlechte Erziehung verdorben worden waren, zu verbessern, um so weniger, als Franz auch zu Wien von Menschen umgeben war, welche mehr darauf bedacht waren, sich die Zuneigung des künftigen Kaisers von Deutschland zu erwerben, als einen mühsamen und dennoch zweifelhaften Kampf mit dessen erbärmlichen Neigungen zu beginnen. Unter der Leitung des Oberhofmeisters Coloredo führten der Professor von Schloisnig und der Jesuite Diesbach die Erziehung des Erzherzogs. Sie lehrten ihn Vogelbauer verfertigen, Lack und Firnisse bereiten und mit diesen Erzeugnissen der erzherzoglichen Kunst den Hausrath verzieren. Sie spielten mit ihm „Blinde Kuh," sprangen mit ihm über Tische und Stühle und setzten sich dadurch bei ihrem Zöglinge in Gunst, unbekümmert um dessen geistige Entwickelung.

Schon sieben Monate nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte sich Franz (19. September 1790) mit Therese, der Tochter der Königin Karolina von Neapel, welche eben so schlecht erzogen war, als ihr Gatte und eben so wenig Sinn, als dieser für ernste Beschäftigung hatte. Die Belustigungen, welchen sich die jungen Eheleute hingaben, waren in allen Beziehungen von der niedrigsten Sorte. Franz spielte die Holzfiedel, welche in Wien das hölzerne Gelächter genannt wird, Therese begleitete ihn auf der Baßgeige. Der Bettelstudent und andere ähnliche Stücke, welche die Neuvermählten mit einander aufführten, sprachen sie an, während die klassischen Werke eines Lessing, Schiller und Göthe ihnen nur Langeweile bereiteten.

Als Franz II. auf den Thron berufen worden war, erhob er seine beiden Erzieher Coloredo und Schloisnig in die wichtigsten Staatsämter, so daß sie die „beiden Kaiser" in Wien genannt wurden. Durch eine Intrigue, in welcher Victoria von Poutet, die nachmalige Gattin des Grafen Franz Coloredo und in dritter Ehe des Prinzen Karl von Lothringen und die Kaiserin Therese die Hauptrollen spielten, wurde Schloisnig (1793) entfernt. Die beiden Neapolitanerinnen Therese und ihre Mutter Karoline, die Wittwe Poutet und

einige andere Frauen führten das große Wort im Cabinet. Damals lebte zwar noch Kaunitz, allein seit dem Jahre des Teschner Friedens (1779), wurde er mehr geduldet, als gefürchtet und geachtet. Der Vicekanzler Graf Philipp von Cobenzl und Spielmann leiteten, statt seiner, die auswärtigen Angelegenheiten.

Nach Kaunitzen's Tode (26. Juni 1794) wurde Franz Baron von Thugut Premierminister, welcher sieben Jahre lang (bis 1801) das Steuer der österreichischen Monarchie führte. Thugut hatte seine besten Jahre zu Constantinopel zuerst (1754) als Sprachknabe, dann (1757) als Dolmetsch, endlich (seit 1769) als Gesandter zugebracht, und hatte sich dort wahrhaft türkische Regierungsgrundsätze angeeignet. Später hatte er in Italien, Frankreich und Polen diplomatische Geschäfte besorgt und namentlich zu Paris geheime Unterhandlungen mit Mirabeau und Maximilian Robespierre geführt. Seine ganze Vergangenheit, sowie sein despotischer Charakter flößten ihm den bittersten Haß gegen die französische Revolution, Verachtung gegen die französische Nation und deren Streitkräfte ein. Im Widerspruch mit Kaunitz betrieb er eifrig den Krieg gegen Frankreich.

Thugut war ein Todfeind aller Freiheit und empfahl sich dadurch seinem gleichgesinnten Herrn, von dem er sich übrigens durch eine höhere Bildung und große Geschäftskenntniß unterschied. Thugut haßte nicht blos Frankreich, sondern auch Preußen und Rußland und war nicht immer im Stande, dieses Gefühl zu beherrschen. Er war unerbittlich und unversöhnlich. Jedes Mittel, das ihn zum Ziele führte, war ihm recht. Er glaubte an keine Tugend und nahm an keinem Laster Anstoß. Sein Grundsatz war: „Was Arzneien nimmer heilen, heilt das Eisen, und wo kein Eisen mehr hilft, hilft das Feuer." Er verschmähte es, zu überzeugen, zu überreden und selbst zu verführen, wenn er glaubte zwingen zu können. Er wählte am liebsten solche Menschen zu seinen Werkzeugen, von welchen er irgend ein Verbrechen, eine Schandthat oder ein Laster kannte, welche ihm als Damokles' Schwert dienten, das er auf das Haupt seines Opfers fallen lassen konnte, wenn es ihm beliebte. Selbstständige Charaktere, freisinnige Bestrebungen und fleckenlose Tugend waren ihm in der Seele zuwider. Seinen Haß gegen die edelsten Männer that er dadurch kund, daß er diese vollständig ignorirte und sie, soweit seine Macht reichte, der Vergessenheit übergab.

Die geheime Polizei, welche Leopold II. nach Wien aus Italien übergesiedelt hatte, erhielt durch ihn eine früher nie gekannte Bedeutung. Die Oesterreicher hatten wenig Sinn für die Ideen der französischen Revolution. Es war keine Gefahr vorhanden, daß dieselben um sich greifen möchten. Dennoch improvisirte Thugut (1795) die Martinowitz'sche Verschwörung in Ungarn, welche fünf angebliche Mitglieder derselben auf das Schaffott brachte. Thugut rieb sich die Hände und äußerte mit Frohlocken: „einen Gelehrten haben wir und ein halbes Dutzend Dichter, einen Grafen und einen hohen Pfaffen (Martinowitz); 's ist doch ärgerlich, daß wir keinen Fürsten haben." Die s. g. Hebenstreit'sche Verschwörung war schon im Gange (1793), bevor Thugut die Zügel der Regierung ergriff. Sie brachte Hebenstreit an den Galgen, den Baron Riedel an den Pranger und diesen nebst vier anderen angeblichen Mitverschworenen nach der ungarischen Festung Munkatsch, woselbst die meisten derselben schon ihren Tod gefunden hatten, bevor Bonaparte im Frieden von Campoformio deren Loslassung bewirkte.

Von allen Schandthaten, deren sich die österreichische Regierung in den Jahren von 1794 bis 1801 schuldig machte, war Thugut die Seele. Wir rechnen dahin vor allen anderen die dritte und letzte Theilung Polen's (1795), die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, und die völkerrechtswidrigen Anschläge gegen die französischen Gesandten zu Wien und zu Rastadt.

Thugut war, wie jetzt mit Sicherheit behauptet werden kann, der Urheber des Angriffs auf den französischen Gesandtschafts-Palast zu Wien im Jahr 1798 und des Rastadter Gesandtenmordes im Jahr 1799.

Am 13. April 1798 versammelte sich vor dem Palaste des französischen Gesandten Bernadotte eine wogende Masse von vierzig bis fünfzigtausend Menschen. Die dreifarbige Fahne, welche der Gesandte an jenem Tage zum erstenmale hatte wehen lassen, wurde heruntergerissen. Steine wurden nach dem Gesandtschaftshause geworfen. Bernadotte ließ, um zu beweisen, daß er sich nicht fürchte, das Thor seines Hauses öffnen und stellte sich mit seinem Secretär, den Säbel an der Hand, der tobenden Menge entgegen. Er mußte sich aber, um nicht überwältigt zu werden, zurückziehen. Als ein Diener des Gesandten auf einen Mann, der in die inneren Gemächer dringen wollte, schoß, brach ein wüthender Haufe ein, zertrümmerte die Wagen im Hofe, Hausgeräthe und Kronleuchter in den Zimmern. Der Gesandte mußte sich verbarrikadiren, um sein bedrohtes Leben zu beschützen. Der Auflauf dauerte von 6 Uhr Abends bis 11 Uhr Nachts. Als endlich ein Grenadier-Bataillon und zwei Schwadronen Cürassiere herbei kamen, verlief sich der Volkshaufen. Dieser Sachverhalt beweist von vornherein, daß die Polizei nicht den guten Willen hatte, dem Tumulte zu steuern, denn außerdem wäre es ein Leichtes gewesen, demselben vor 7 Uhr Abends ein Ende zu machen. Bernadotte selbst war der Meinung, Thugut habe die Absicht gehegt, ihn aus dem Wege zu räumen, indem er ihn entweder ermorden oder beschimpfen ließe. Als Beweggrund Thugut's gab Bernadotte an, daß er sich an die Kaiserin gewendet habe, um Thugut's Entfernung zu bewirken; Thugut habe daher den gegen sein Leben oder doch seine Ehre gerichteten Angriff angezettelt.

Ohne Zweifel urtheilte Bernadotte richtig. Seine Ansicht erhält durch den Charakter Thugut's, die von demselben wiederholt ausgesprochenen Grundsätze und die Stellung des österreichischen Premierministers volle Bestätigung. Kein Mensch, außer Thugut hätte damals in Wien gewagt, einen solchen Streich auszuführen. Kein anderer wäre unbestraft davongekommen.

In inniger Verbindung mit dem Wiener Angriff auf Bernadotte steht der Rastadter Gesandtenmord. Auch dieser blieb unbestraft. Auch über ihn deckte die österreichische Regierung den Schleier des Geheimnisses. Anfangs ließ zwar Kaiser Franz II. auf dem Reichstage zu Regensburg versprechen, daß die Urheber der verruchten Unthat der strengsten Untersuchung und Ahndung unterworfen werden sollten. Die versprochene Untersuchung und Ahndung fand aber nicht statt. Dafür wurde der Welt mitgetheilt, daß nur durch mißverstandene Befehle ein Soldatenfrevel verschuldet worden sei. Daß Soldaten, und zwar österreichische Szekler-Husaren den Mord begangen hatten, war offenkundig. Die Frage war nur, auf wessen Befehl sie gehandelt hatten. Wie bei dem Angriff auf das französische Gesandtschaftshotel war von vornherein klar, daß die österreichische Regierung ihre Hände im Spiele gehabt haben müsse. Die Seele des Wiener Cabinettes war aber am 13. April 1798, wie am 28. April 1799, Thugut. Die Beweggründe des österreichischen Premierministers lassen sich ebensowohl als die Werkzeuge, deren er sich bediente, mit Sicherheit nachweisen. Seit langer Zeit hegte Thugut den alt-habsburgischen Wunsch, die österreichischen Niederlande gegen Baiern einzutauschen. Es war ihm alles daran gelegen, aus den Papieren der französischen Gesandten den Beweis schöpfen zu können, daß der neue Kurfürst von Baiern Max Joseph mit dem Reichsfeinde compromittirende Verhandlungen gepflogen habe, um mit deren Hülfe den Kurfürsten zur Nachgiebigkeit zwingen zu können. Der Graf Ludwig Lehrbach, der österreichische Bevollmächtigte bei dem Friedens-Congresse war die Mittelsperson zwischen Thugut und den Szekler-Husaren. Daß bei

dem Anfalle auf die französischen Gesandten zwei der letzteren ihr Leben verloren, war für Thugut Nebensache. Die Papiere gelangten aber nicht in Thugut's Besitz, weil die französischen Gesandten dieselben vor ihrer Abreise von Rastadt bei dem preußischen Bevollmächtigten Grafen Görtz niedergelegt hatten. Der von Bonaparte sowohl, als dem österreichischen Cabinette häufig gebrauchte Spion Schulmeister hatte nämlich den französischen Gesandten einen Wink gegeben, alle wichtigen Papiere in größtem Geheimniß zu verbrennen. Auf der anderen Seite hatte aber derselbe Schulmeister den Grafen Lehrbach in dem Gedanken bestärkt, daß bei den französischen Gesandten ein großer Fang zu machen sei.

Wie konnte man von einem Minister, welcher sich so schändlicher Mittel bediente, als Thugut, erwarten, daß er auf Deutschland, das ihn nicht bezahlte, und von dem er weder Ehrenstellen, noch auch nur Ordenszeichen erwarten konnte, beim Abschlusse eines Friedens Rücksicht nehmen würde? Der Haß, welchen Thugut auf Preußen geworfen hatte, stachelte ihn noch mehr an, auf dessen Kosten im Frieden von Campoformio, das linke Rheinufer, an welchem sein Herr wenig oder nichts verlor, gegen Venedig umzutauschen. Zudem blieb ja der betreffende Artikel für's erste ein Staatsgeheimniß.

In unseren Tagen ist unter der Herrschaft eines Franz II. sehr ähnlichen Kaisers und eines Cabinettes, welches dem Thugut'schen an Verworfenheit ziemlich gleichkömmt, auch ein Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen worden (Juli 1859). Möge derselbe nicht auch geheime Artikel ähnlich denjenigen des Friedens von Campoformio enthalten!

Im December des Jahres 1800 schied Thugut vollständig aus dem österreichischen Cabinette, nachdem er vorher durch eine Sendung in die neuerworbenen italienischen und Küsten-Provinzen auf einige Zeit entfernt worden war. Die Gründe, welche den Kaiser bestimmten, sich des mächtigen Ministers zu entledigen, sind noch nicht genügend aufgeklärt. Einige glauben, ein geheimer Artikel des Vertrages von Campoformio, welchen sein Nachfolger, der Graf Ludwig von Cobenzl unterzeichnete, sei die Ursache davon gewesen. Uebrigens könnten wohl auch andere Rücksichten den Kaiser bestimmt haben. Gegen Ende des Jahres 1800 waren die Verhandlungen zu Lüneville in vollem Gange. Der Kaiser mochte erkennen, daß der Friede mit Frankreich nicht vereinbar sei mit einer Regierung, an deren Spitze Thugut stehe.

Die Geschichte der französisch-österreichischen Kriege der Jahre 1792 bis 1815 läßt sich nach Verschiedenheit der leitenden österreichischen Minister, in vier Abschnitte theilen. Der erste, welcher von 1792 bis 1801 dauerte, stand unter dem Einflusse Thugut's. Alle Eigenschaften dieses Ministers prägten sich in der Kriegführung dieser Zeit sehr scharf aus. Sie war erbittert, hartnäckig, gewissenlos, allein sie zeugte von einer Kraft und einer Schlauheit, welche sich in den unmittelbar darauffolgenden Kämpfen nicht kund that. Während der Jahre 1801 bis 1805, d. h. so lange Cobenzl Staatskanzler war, erschlaffte, die Kriegführung, wie die gesammte Staatsverwaltung. Denn Cobenzl war weichherzig, heftig, leichtsinnig und versöhnlich. Er besaß wohl Verschwiegenheit und einige Schlauheit, doch war er mehr Höfling, als Staatsmann. Während Thugut Preußen, Rußland und Frankreich haßte, bemühte sich Cobenzl Preußen zu gewinnen, hegte er großen Respekt für Rußland und war er von dem Genie Napoleon's vollständig geblendet. Ein solcher Mann war in den drangvollen Jahren 1801 bis 1805 seiner Stellung an der Spitze des österreichischen Staates in keiner Weise gewachsen. Zu Campoformio hatte er sich von Napoleon einschüchtern lassen, als dieser eine kostbare Tasse mit den Worten zur Erde warf: „Wollt ihr Krieg? nun gut, ihr sollt ihn haben und so wie diese Tasse soll euere Monarchie zertrümmert werden." Gentz schrieb am 12. August 1805 von Cobenzl und

dessen Amtsgenossen: „Ein so verworfenes Ministerium hat die Sonne noch nie beschienen. Alles Gefühl von Pflicht und Scham ist in diesen thierischen Gemüthern erstickt; sie athmen nur für Niederträchtigkeit und schwitzen nichts aus, als Schande." Und doch war es Cobenzl gewesen, welcher Gentz (am 11. September 1802) mit einem Gehalte von viertausend Gulden anstellte, um durch seine Schriften für die Erhaltung der Regierung, „Sitten und Ordnung zu wirken." Das Zeugniß, welches Gentz dem Ministerium Cobenzl, dem er diente, ausstellte, war wohl begründet. Es macht aber dem Zeugen selbst die größte Schande, da er im vollen Bewußtsein der Erbärmlichkeit dieses Ministeriums sich mit demselben identificirte. Cobenzl hatte, bei aller seiner Schwäche und Beschränktheit, doch nicht die Gehässigkeit und Tücke seines Vorgängers. Die Erzherzoge Karl und Johann gewannen zur Zeit seines Ministeriums an Einfluß und Bedeutung im Staate. Erzherzog Karl war übrigens kein Staatsmann, er besaß nicht die Gabe der Organisation. Als Feldherr glänzte er wohl in Oesterreich in strahlendem Lichte, er war aber selbst von der Ueberlegenheit Napoleon's so sehr durchdrungen, daß er nicht hoffen konnte, ihn entscheidend zu besiegen. Er war überdies so friedfertig gesinnt, daß er den Krieg nie mit Freudigkeit führte, und so besorgt für seine Soldaten, daß er darüber häufig, namentlich bei Aspern, die Verfolgung des Feindes vergaß. Seine Erziehung, wie diejenige aller seiner Brüder, war vernachlässigt. Des Kaisers Franz immer wiederkehrender Wahlspruch: „Denn schaun's z'viel wissen, macht Kopfweh," übte einen niederschlagenden Einfluß auf seine ganze Umgebung und namentlich auf die Erziehung seiner jüngeren Brüder und seiner Kinder. Die natürliche Gutmüthigkeit, welche die Erzherzoge Karl und Johann besaßen, reichte nicht aus, sie fähig zu machen, in großartiger Weise zum Besten des Staates zu wirken.

Die Organisation des Heeres wurde von Cobenzl vollständig vernachlässigt. Mack, welchen er an die Spitze desselben stellte, war als Feldherr durchaus nichtig, obschon er einiges Talent für die Heeres-Organisation besaß. Der Feldzugsplan des Jahres 1805 war so einfältig als möglich gefaßt. Alles hing davon ab, eine entscheidende Schlacht zu vermeiden, bevor sich das russische Heer mit dem österreichischen vereinigt hatte. Cobenzl suchte sie vorher. Von allen Kriegen Oesterreich's wider Frankreich fiel daher keiner so schimpflich aus, als derjenige, welchen das Ministerium Cobenzl zu leiten hatte. Was Mack in Ulm gethan hatte, wiederholte der Fürst Karl von Auersberg zu Wien, indem er die Taborbrücke überrumpeln ließ, statt sie zu verbrennen, und dadurch die Hauptstadt des Reiches sammt den unermeßlichen Vorräthen, welche diese enthielt, den Franzosen preisgab.

In seiner Verzweiflung begab sich Kaiser Franz, nur von seinem General-Adjutanten Lamberti begleitet, in's Hauptquartier Napoleon's und bat diesen demüthigst um Frieden, welcher ihm auch gewährt wurde. Dessenungeachtet sagte Franz bei seiner Rückkehr von Napoleon: „Jetz weil i'n geseg'n hab, jetz kann i'n gar nimmer leiden!"

Die furchtbaren Schläge, welche hintereinander in rascher Folge auf die österreichische Monarchie niederfielen, regten endlich den Gedanken an, daß doch etwas im Staate Oesterreich faul sein müsse. Cobenzl wurde entlassen und an seine Stelle trat der Graf Philipp Stadion. Dieser verhieß im Anfange seiner Verwaltung sofort Lösung der Geistesfesseln, allseitige Förderung jedes rühmlichen und gemeinnützlichen Strebens. Er gewährte zwar den Blättern keine, allein doch den Büchern einige Freiheit. Im Gemüthe des Kaisers Franz fand dieser Umschwung der Dinge seinen Ausdruck in den Worten: „Itzt hoaßt's stat sein (d. h. vorsichtig sein), denn schaun's, die Völker sein itzt auch was." Die Erzherzoge umgaben sich mit freisinnigen Männern. Der Kaiser suchte die Provinzen zu elektrisiren, indem er mit der jungen Kaiserin Ludovika von Modena, welche er (1808) nach dem Tode seiner zweiten Gattin geehelicht hatte, im Land umherreiste. Stadion hatte guten

Willen und reines Streben. Sein Blick beschränkte sich nicht auf die österreichische Monarchie, er umfaßte ganz Deutschland. Sein Plan war, die Fesseln, welche Napoleon Europa angelegt hatte, zu sprengen. In der That gelang es ihm, nicht blos in Oesterreich, sondern auch über dessen Gränzen hinaus einen hohen Grad von Begeisterung anzuregen. Er schaffte manche Mißbräuche ab und bereitete bessere Einrichtungen vor. Erzherzog Karl wirkte in der Leitung des Heerwesens redlich mit ihm zusammen. Damals endlich wurde der Verkauf der Offizierstellen abgeschafft. In kurzer Zeit war eine Armee von fünfmalhunderttausend Mann auf den Beinen, an deren Spitze Erzherzog Karl stand. Doch jene Ausdauer, welche durch das Mißgeschick zu immer größerer Kraftanstrengung gespornt wird, fehlte dem dirigirenden Minister. Schon bei der Nachricht von dem Verluste der Schlacht bei Eckmühl (20. April 1809) rief Stadion in Verzweiflung aus: „Jetzt ist Alles verloren, mein Gott, mein Gott, Alles ist verloren!“ Uebereilt, wie dieser Ausruf, war auch der Friedensschluß nach der Schlacht von Wagram. Erzherzog Karl und Stadion dankten ab. Die Zeit, da die Völker auch etwas waren, ging für Oesterreich vorüber. Der Kaiser gab seine Tochter dem Manne, von dem er wenige Jahre zuvor gesagt hatte, daß er ihn gar nimmer leiden könne.

Metternich ergriff die Zügel der Regierung. Mit diesem Zeitpunkte begann der vierte und letzte Abschnitt der österreichisch-französischen Kriege. Er wird bezeichnet durch die vollkommenste Heuchelei und Doppelzüngigkeit, welche dauerte, bis Oesterreich sich überzeugt hatte, daß Napoleon ihm nicht so große Vortheile biete, als Rußland, Preußen und England, und das rücksichtsloseste Verfahren, sowohl gegenüber den befreundeten und feindlichen Fürsten, als gegenüber den Völkern von dem Augenblicke der Entscheidung an.

In den inneren und äußeren Angelegenheiten begann und endigte Metternich seine Verwaltung mit einem Bankerutte, nicht als ob es der österreichischen Monarchie an Mitteln zur Abwendung desselben gefehlt hätte, sondern lediglich, weil das Ministerium nicht im Stande war, sich derselben zu bedienen. England machte während der französischen Kriege eine Schuld von sechs Milliarden Gulden, ohne die früheren Schulden im Betrage von drei Milliarden Gulden zu rechnen, und wurde doch nicht bankbrüchig. Die österreichische Staatsschuld betrug (1811), als das österreichische Ministerium den Bankerutt erklärte, nicht mehr, als sechshundertachtundfünfzig Millionen Gulden, also etwa den siebenten Theil der englischen. Allerdings besaß England mehr Geld, als die österreichische Monarchie, doch nicht entfernt im Verhältnisse zur Staatsschuld. Der Unterschied zwischen beiden Staaten bestand darin, daß England, trotz aller Verschwendung, welche im Staatshaushalte herrschte, doch Ordnung und Controlle in den Finanzen hatte, daß ein einzelner Finanzminister, so wenig, als das ganze Ministerium über eine Lebensfrage, wie diejenige des Staatsbankeruttes war, keine Entscheidung abgeben konnte, diese vielmehr dem Parlamente vorbehalten blieb. In Oesterreich gab der Finanzminister, Graf Joseph Wallis (15. März 1811) die Erklärung ab, die tausendundsechzig Millionen Gulden betragenden Bankozettel müßten auf ein Fünftel, d. h. auf zweihundertundzwölf Millionen s. g. Einlösungs-Guldenscheine, und die Zinsen aller Staatsschulden auf die Hälfte des neuen Papiergeldes herabgesetzt werden, und fügte hinzu: „das sind meine Vorschläge — bis zu diesem Tage müssen sie angenommen sein — wo nicht, so könnt ihr am folgenden die Boutique hinter mir zuschließen.“ Der Kaiser und seine übrigen Räthe verstanden nichts von den Finanzen. Sachkundige aus dem Volke wurden nicht befragt, eine freie Presse gab es nicht in Oesterreich. So kam es denn, daß an einem Tage die Besitzer von Bankozetteln vier Fünftheile ihres Papiervermögens und die Inhaber verzinslicher Staatsschuldscheine die Hälfte ihrer Einnahme verloren. Hätte Oesterreich eine der englischen ähnliche

Verfassung gehabt, so wäre es nicht schwer gewesen, die Schande und den Schaden des Bankerouttes abzuwenden. Ja! wäre nur ein Mann von finanzieller Befähigung im österreichischen Cabinete gesessen, so hätte dieser leicht die Mittel finden können, den Verlegenheiten des Augenblickes ohne Treubruch die Spitze zu bieten. Der Staat besaß Domainen, die kaiserliche Familie, die Kirche, die Aristokratie unermeßliche Schätze. Wenn dieselben hätten aushelfen, oder auch nur sich hätten eine Herabsetzung der ihnen vom Staate zugehenden Einkünfte gefallen lassen wollen, so hätte die Boutique auch ohne Wallis offen gehalten werden können. Allein die österreichischen Pfaffen und Aristokraten wollten dem Staate im Jahre 1811 ganz eben so wenig zu Hülfe kommen, als die französischen vor 1789. Der Kaiser von Oesterreich nahm nicht zu einer Ständeversammlung, sondern zu einem Staatsbankerutte seine Zuflucht. Das österreichische Volk war stumpfsinnig genug, den finanziellen Staatsstreich geduldig hinzunehmen. Der Bankerutt wurde dadurch nicht blos ein finanzieller, sondern auch ein moralischer. Oesterreich erholte sich von dem finanziellen Bankerutte nach und nach. Der moralische Bankerutt, d. h. die Abstreifung jedweden sittlichen Gefühles in der Verwaltung der Staatsangelegenheiten, dauerte fort bis zum heutigen Tage und wird schwerlich anders gehoben werden können, als durch eine Revolution, welche der Herrschaft des Hauses Habsburg sammt dessen Pfaffen und Aristokraten ein Ende macht.

Die Bankozettel, welche damals fast das einzige Zahlmittel im Kleinverkehre bildeten, waren in den Händen der ärmsten Leute nicht minder, als der Reichen. Den Verlust konnten die Letzteren leicht verschmerzen, nicht aber die Armen. Zudem hatten die mit dem Ministerium in Verkehr stehenden Aristokraten, welche von der bevorstehenden Maßregel Kenntniß erhielten, Gelegenheit, sich ihres Papiers bei Zeiten zu entledigen. Sie setzten daher ihr Schlaraffenleben fort, unbekümmert um die Noth der großen Masse, welche durch zahlreiche Privat-Bankerutte, die nothwendigen Folgen des Staatsbankeruttes, noch erhöht wurde.

Der moralische Bankerutt, welcher dem finanziellen auf dem Fuße folgte, trat zu keiner Zeit in einer so schmählichen Weise zu Tage, als in den Freiheitskriegen der Jahre 1813 und 1814. Im Jahre 1809, als die Bewegung der Geister von Oesterreich ausging und zunächst die Wiederherstellung der österreichischen Monarchie bezweckte, herrschte wirkliche Begeisterung in den habsburgischen Staaten. Im Jahre 1813 ließ die Regierung eine solche nicht aufkommen, theils weil sie lange Zeit schwankte, auf welche Seite sie sich wenden solle, theils aber auch, weil sie die Folgen eines kräftigen Aufschwungs der Nation scheute. Die ganze Haltung Oesterreichs in jener Zeit spricht sich aus in den Worten, welche Kaiser Franz zu Metternich sprach: „Z'erst will i von Napoleon d' Allianz z'ruck haben — derweil kann i' mi' in alle Sattel richten — z'erst bringens mir d' Allianz z'ruck!" In diesem Sinne handelte denn auch Metternich. Mit großer Schlauheit löste er die Fesseln der französisch-österreichischen Allianz, hielt sich alle Wege offen, ließ die begeisterten Freiheitskämpfer Hormayr und sechsundvierzig andere Personen aus Tyrol, Vorarlberg und dem Veltelin verhaften, rühmte sich dieses Staatsstreichs Napoleon und den Rheinbundsfürsten gegenüber, erstickte dadurch im Keime die auflackernde Flamme der Begeisterung innerhalb der österreichischen Staaten, schloß aber zu gleicher Zeit mit dem russischen Bevollmächtigten die geheime Militärconvention von Kalisch ab. Er unterhandelte nach allen Seiten hin. Napoleon bot Oesterreich, um es zu gewinnen, auf Kosten Preußen's Schlesien und überdies Illyrien an. Preußen sollte vernichtet, Westphalen bis zur Oder hin vergrößert, Berlin zur Residenz, statt Kassel, gemacht werden. Dadurch wäre Oesterreich von Napoleon abhängiger geworden, als zuvor. Metternich verlangte

die Unabhängigkeit des deutschen Bundes und der Schweiz, überdies die Herstellung Preußen's. So wenig Mitgefühl er auch für Preußen hatte, so erkannte er doch, daß Preußen's Vernichtung nothwendig zu derjenigen Oesterreich's führen müßte, daß also der Vorschlag Napoleon's nichts weiter, als eine Falle für Oesterreich sei. Außerdem hatte damals Preußen eine so hohe Stellung in Deutschland und in ganz Europa eingenommen, daß dessen Vernichtung keine leichte Sache mehr war. Hätte der französische Kaiser, als Metternich (am 28. Juni 1813) mit ihm zu Dresden mündlich verhandelte, die österreichischen Vorschläge angenommen, so wäre Oesterreich gewiß nicht auf die Seite der Verbündeten getreten, der Krieg hätte eine andere Wendung genommen, jedenfalls hätte Napoleon nicht die Niederlage von Leipzig erlitten.

Der Bund, welchen Oesterreich mit Preußen und Rußland abschloß, war nicht ohne Hintergedanken. Dem Fürsten Schwarzenberg gebührt die Anerkennung, daß er das Obercommando über das verbündete Heer ehrlich und redlich führte. Allein der General Langenau, welcher die Dispositionen zur Leipziger Schlacht entwarf, war einer uneigennützigen Auffassung der Sachlage unfähig. Sein Streben war ultra-österreichisch. Da er erst vor wenigen Monaten aus dem sächsischen in den österreichischen Dienst übergetreten war, wollte er vor allen Dingen seinen Eifer für Oesterreich's Interesse an den Tag legen. Er wollte, daß der Sieg nur durch die österreichischen Truppen errungen werden sollte. Zu diesem Behufe stellte er vierzigtausend Mann Kerntruppen in dem mit Morästen und hohem Buschwerk umgebenen Zwickel zwischen Pleiße und Elster auf, welche Napoleon über Konnewitz und Lindenau von Leipzig abschneiden und dadurch die Niederlage der Franzosen zu einer entscheidenden machen sollten. Wären diese vierzigtausend Mann dem Generale Meerfeld zur Hülfe gesandt worden, so wären die Oesterreicher unter Gyulai nicht bei Lindenau (16. October) geschlagen worden.

Langenau handelte ganz in Uebereinstimmung mit Metternich, bei welchem er sich, so lange er lebte, in großer Gunst erhielt.

Dasselbe zweideutige Spiel, welches Metternich während des Waffenstillstandes getrieben hatte, setzte er auch nach der Schlacht von Leipzig und selbst nach dem Congresse von Chatillon noch fort, indem er nach Beendigung des letztern dem französischen Bevollmächtigten, Herzoge von Vicenza (am 18. März) noch Hoffnungen auf Fortsetzung der Unterhandlungen machte.

Nachdem der Sieg gewonnen war, galt es, denselben möglichst auszubeuten. Metternich begleitete die Monarchen von Rußland und Preußen (Juni 1814) nach England, um seinen Einfluß auf dieselben mehr und mehr zu befestigen. Er war es hauptsächlich, welcher alle Prinzipien, alle höheren und edleren Bestrebungen von dem Congresse fern hielt und die Verhandlungen desselben zu einer gemeinen Seelenverkäuferei herab würdigte. Er stieß die naturgemäße, engere Verbindung mit Preußen zurück und gab dadurch Deutschland preis. Er verrieth Preußen förmlich, indem er die Denkschrift, welche Hardenberg ihm in Betreff Sachsen's (Anfang November's 1814) übergab, dem Kaiser Alexander mittheilte und diesem noch von anderen Schreiben Hardenberg's, „von denen er keinen Gebrauch machen dürfe, da es die Geheimnisse eines Dritten seien," sprach. Metternich's Plan war, Rußland und Preußen hinter einander zu hetzen. Dieses gelang ihm zwar nicht, allein er rief durch seine Ränke eine solche Mißstimmung hervor, daß Monate lang die Verhandlungen nicht vorwärts schritten und am Ende, nach Napoleon's Rückkehr von Elba alles überstürzt wurde, um nur fertig zu werden. Sich selbst vergaß Metternich nicht. Kaiser Alexander hatte während des Congresses den schmutzigen Eigennutz des österreichischen Staatskanzlers kennen gelernt und wußte daher, daß er nur insofern auf dessen guten

Willen rechnen könne, als er denselben besteche. Der russische Kaiser kleidete die Bestechung in die Form einer Vergütung für eine von ihm gewünschte Privatcorrespondenz ein. Unter diesem Aushängeschilde bezog Metternich, so lange Alexander lebte, jährlich fünfzigtausend Ducaten aus dem russischen Staatsschatze. Kaiser Franz war einfältig genug, an diesen russischen Hülfsgeldern keinen Anstoß zu nehmen, oder doch dagegen nichts einzuwenden. Später erhöhte der Kaiser Nicolaus die Pension auf fünfundsiebenzigtausend Ducaten, weil er merkte, daß er außerdem Metternich zum Todfeinde haben würde.

Diese ansehnliche Pension genügte dem unersättlichen Staatskanzler noch nicht. Er wußte sich überdies die ehemalige Benedictinerprobstei Johannisberg zu verschaffen. Später legte er sich noch das Klostergut Plaß in Böhmen bei. Die Frömmigkeit des Fürsten hielt ihn nicht ab, Kirchengüter sich anzueignen. Ueber die Staatsgelder verfügte Metternich bis zum Tode Franz I. nach Gefallen. Von den französischen Contributions- und Entschädigungsgeldern und hundert anderen ihm nicht gebührenden Summen verstand er es, unter den mannigfaltigsten Vorwänden, seine Procente zu ziehen.

Ein Mann, an dessen Händen so viel Schmutz klebte, als an denjenigen Metternich's, konnte unmöglich für Freiheit und Recht Sinn haben. Er war scharfsichtig genug, um die Gefahr zu erkennen, womit Oesterreich durch das Beharren auf dem Wege des Obscurantismus und Despotismus bedroht wurde. Da er aber die Gesinnungen seines Kaisers genau kannte, fügte er sich denselben, um mit desto größerer Sicherheit seine Stelle an der Spitze der Regierung behaupten zu können.

§ 37. Preußen.

Der Entwickelungsgang, welchen Preußen nahm, traf zwar bis zu einem gewissen Punkte mit demjenigen Oesterreich's zusammen, nahm aber doch seit dem Jahre 1807 einen höhern Aufschwung. Nach dem Tode Friedrich's II. sank die preußische Regierung, wie die österreichische nach Joseph's Hinscheiden, sehr tief. Statt auf dem früher angelegten Wege der Reform voranzuschreiten, machte sie auf allen Gebieten des Lebens, in der Leitung der Angelegenheiten des Staats, der Kirche und der gesellschaftlichen Zustände furchtbare Rückschritte. Friedrich Wilhelm II., welcher seinem Oheime nachfolgte, war ein Schlemmer und Verschwender, Friedrich Wilhelm III., dessen Sohn, ein beschränkter Kopf, welcher nicht im Stande war, der unter seinem Vorgänger eingerissenen Verwirrung ein Ende zu machen. Die Katastrophe von 1806 und 1807 brachte die Fehler einer zwanzigjährigen Regierung ohne Kopf zu Tage und zwang den gedemüthigten König Friedrich Wilhelm III., seine Zustimmung zu denjenigen Reformen zu geben, deren Nothwendigkeit allgemein gefühlt wurde und von deren Durchführung die Rettung des selbst in seiner Existenz bedrohten Staates abhing. Was unter Kaiser Franz im Jahre 1809 Stadion umsonst versuchte, führten unter Friedrich Wilhelm Männer wie York, Scharnhorst und Blücher auf Anregung von Stein und Anderen glücklich durch. Kaum war aber der Sieg gewonnen, so vergaß der König die dem Volke gemachten Zusagen. Doch die Erinnerung an die Periode der Erhebung von 1807 bis 1814 blieb, und keine Zeit und keine später getroffenen Maßregeln des Unverstands und der Treulosigkeit konnten sie verwischen.

Friedrich's II. Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., genannt der Dicke (1786—1797), war der Sohn des zweitgeborenen Sohnes Friedrich Wilhelm's I. Sein Vater, August Wilhelm, war (1758), kaum sechsunddreißig Jahre alt, eins plötzlichen Todes gestorben. Friedrich Wilhelm II. war schon als junger Mensch sehr wenig versprechend. Sein Oheim, Friedrich II., liebte ihn nicht und erwartete nichts Gutes von ihm. Friedrich Wilhelm II.

lernte niemals, sich mündlich scharf und folgerichtig auszudrücken. Er war zwar höflich gegen Jedermann, bediente sich in der Anrede der dritten Person der Mehrzahl: „Sie," nicht der Einzahl „Er," wie sein Oheim; allein es fehlte ihm an aller Selbstbeherrschung. Er war ein Wollüstling, der sich von Jugend auf am liebsten in gemeiner und liederlicher Gesellschaft bewegte. Da Friedrich II. nicht geneigt war, den schlimmen Neigungen seines Neffen Vorschub zu leisten, so war der Prinz, bevor er den Thron bestieg, in unausgesetzter Geldverlegenheit. Seine Maitressen, unter welchen die Fräulein Encke oder Frau Rietz, spätere Gräfin Lichtenau, die erste Rolle spielte, beherrschten sammt ihrem Anhange das schwache Gemüth des Prinzen und spätern Königs unbedingt. Größer, als zwischen Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. war wohl nie der Abstand zwischen einem Regenten und dessen Nachfolger. Mit Recht schrieb der Oberst von Massenbach von letzterem: „Der König hat die größte Aehnlichkeit mit einem asiatischen Fürsten, der sich in das Innere seines Serails zurückgezogen hat und mit seinen Sclaven und Sclavinnen lebt, die Regierungsgeschäfte aber seinen Vezieren überläßt. Die Ringmauer, welche jetzt zwölf Fuß hoch um den neuen Garten in Potsdam gezogen wird, erinnert an die Mauern des Serails; kein fremdes Auge soll sehen, was in dem Bezirke vorgeht."

Friedrich II. hatte, trotz dem österreichischen Erbfolgekriege und dem siebenjährigen Kampfe einen Schatz von zweiundsiebzig Millionen Thaler hinterlassen. Sein Neffe brachte diesen im Laufe von elf Jahren durch und machte noch achtundzwanzig, oder wahrscheinlicher, neunundvierzig Millionen Schulden dazu, abgesehen von den Staatsdomänen, welche er im Werthe ungezählter Millionen an nichtswürdige Günstlinge verschleuderte. Friedrich II. hatte die Wirthschaft seines Nachfolgers vorausgesehen. Er sagte (1785) dem Minister Hoym: „Mein Neffe wird den Schatz verschwenden, die Armee ausarten lassen. Die Weiber werden regieren und der Staat wird zu Grunde gehen." Wäre Friedrich II. ein wahrhaft freisinniger Mann gewesen, so hätte er wohl vermocht, den voraussichtlichen Ruin Preußen's zu beschwören. Dieses konnte aber durch den Auftrag, den er dem Minister Hoym gab, „dieser solle dem Könige entgegentreten und sich dabei auf Friedrich's II. Befehl berufen," nicht geschehen. Kein Minister, sondern nur eine Verfassung, welche dem Volke Theil an der Verwaltung und der Controlle der Finanzen ertheilte, konnte einem wollüstigen und verschwenderischen Könige Schranken setzen. Da eine solche dem Lande nicht gegeben wurde, trat das Unvermeidliche ein. Die Weiber Rietz-Lichtenau, die Voß, die Dönhoff und ähnliches Gelichter regierten den König. Unter deren Pantoffel konnten sich ehrliche und rechtschaffene Staatsmänner nicht behaupten. Herzberg, der einzige unter den preußischen Staatsmännern, welcher Scharfblick und Entschlossenheit besaß, erhielt (im Mai 1791) seine Entlassung, nachdem er lange zuvor zurückgesetzt und vor den Kopf gestoßen worden war. Nichtswürdige Menschen, wie Bischofswerder, Wöllner, Haugwitz, Lucchesini und Lombard, leiteten das Staatsruder nach der Melodie, welche die den König umgebenden Syrenen sangen.

Das böse Beispiel, welches Friedrich Wilhelm schon als Prinz von Preußen gab, wirkte gleich einem Pesthauche auf seine Umgebung und von dieser auf Berlin und ganz Preußen. Die erste Gattin Friedrich Wilhelm's, die Tochter Herzog Karl's von Braunschweig, widerstand den übelen Einflüssen nicht, in deren Mitte sie sich befand. Sie überließ sich, gleich ihrem Gatten, ihren lüsternen Neigungen. Es kam zu einem Prozesse, in welchem sie ihren Fehltritt eingestand. So kam es (1769) zur Trennung. Seit dem Jahre 1767 hatte sich die Prinzessin entschieden geweigert, mit ihrem Gatten zu leben. Sie besaß dazu gute Gründe. Damals hatte der Kronprinz nur eine eheliche Tochter. Friedrich II., welcher für eheliche Treue keinen Sinn hatte und dem es nur darauf ankam,

daß der Kronprinz standesmäßige Nachkommen erhielt, ließ der Prinzessin eröffnen, sie möge einen gewissen Lieutenant der Leibgarde (Unterrichtete nennen ihn Schmetau) bei sich aufnehmen. Die Prinzessin ging auf diesen Vorschlag, welcher von manchen anderen Prinzessinnen ohne Zweifel angenommen worden wäre, nicht ein. Sie wählte sich selbst ihren „vertraulichen Umgang," mußte aber schon nach zwei Jahren diese Widerspenstigkeit bitter empfinden. Friedrich II., ein Mann von so durchdringendem Scharfblicke, würde gewiß nicht gewagt haben, der Gattin seines Neffen einen derartigen Vorschlag machen zu lassen, wenn er nicht gewußt hätte, daß ähnliche Vorkommnisse im Schooße fürstlicher Familien an der Tagesordnung seien. So verhält es sich mit jener Legitimität, auf welche die Fürsten Europa's so häufig pochen! Wie wäre dieselbe möglich inmitten jener Höfe des Lasters? Aller Orten besteht ein gewisses Wechselverhältniß zwischen der Sittlichkeit sowohl, als der Sittenlosigkeit beider Geschlechter. Unmöglich kann sich Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte hindurch die Sittlichkeit der Frauen rein erhalten, wenn die Männer, in deren Kreisen sie sich täglich bewegen, lasterhaft und frivol sind. Die einzige Bürgschaft der Legitimität christlicher Fürsten besteht in der Sittenreinheit ihrer Gemahlinnen. Mohamedanische Sultane mögen die Tugend ihrer Frauen durch die Mauern ihrer Harems umschließen und durch ihre Eunuchen bewachen lassen. An christlichen Höfen, inmitten des bewegten, geselligen Lebens, welches da geführt wird, hat die Frau keinen andern Schutz gegen die Verletzung der ehelichen Treue, als ihre Tugend. Diese muß sehr groß sein, wenn sie Versuchungen widerstehen soll, wie sie lüsterne und ehrgeizige Höflinge bieten und wenn sie nicht durch den Ingrimm besiegt wird, welchen das Beispiel des in Wollust sich wälzenden Gatten und der Anblick der mit Glanz und Reichthümern überschütteten fürstlichen Maitressen hervorruft.

Noch in demselben Jahre, da sich Prinz Wilhelm von seiner ersten Gattin trennte, ging derselbe eine zweite Ehe mit Louise von Darmstadt ein. Die Rietz blieb nach wie vor, die erste Maitresse des Prinzen. Dieser hatte sie 1766 kennen gelernt und hatte sie zu seinen Zwecken erziehen lassen. Beide versprachen schriftlich durch Worte, welche sie mit ihrem eigenen Blute schrieben, sich gegenseitig nie zu verlassen und hielten diese Zusage, insofern man fortwährende Untreuen, welche beide sich erlaubten und duldeten, nicht für ein Verlassen erachtet. Wilhelmine Encke, welche sich nur den Namen des Kammerdieners des Prinzen, Rietz, beilegte, ohne auch nur zum Schein denselben zu ehelichen, wurde mit Recht die preußische Pompadour genannt, obgleich sie nicht den Geist der Französin besaß. Wie die Pompadour, gab sich auch die Encke-Rietz-Lichtenau alle erdenkliche Mühe, ihrem Herrn und Könige diejenige Abwechselung zu gewähren, nach welcher er verlangte. Sie nahm keinen Anstoß daran, daß der König sogar (22. December 1786) das Fräulein Julie von Voß sich zur linken Hand antrauen ließ. Das fromme Berliner Consistorium gab seinen Segen zu dieser linkhändigen Ehe, ohne sich durch die bestehende rechthändige irre machen zu lassen. Nach dem Tode der Fräulein Voß, welche der König (1787) zur Gräfin von Ingenheim erhob, ging er (11. April 1790) eine zweite linkhändige Ehe mit Fräulein Gräfin Sophie Juliane Friedericke von Dönhoff ein. Die Lichtenau blieb aber, den rechthändigen und linkhändigen Frauen des Königs zum Trotze, immer die begünstigte unter den Damen des königlichen Serails. Sie war sich ihres Einflusses auf den König so sehr bewußt, daß sie sogar eine längere Reise, welche vom 13. März 1795 bis zum Juni 1796 dauerte, unternahm und wurde bei ihrer Rückkehr von dem kranken Könige eben so zärtlich, als zuvor behandelt.

Nur durch die Lichtenau konnte beim Könige irgend etwas erreicht werden. Nach ihr besaß der Kammerdiener Rietz den größten Einfluß bei Hofe.

Sämmtliche Maitressen des Königs wurden mit Schätzen überhäuft. Der Aufwand, welchen die Lichtenau auf ihren Reisen machte, war unerhört. Der König schenkte die Thaler zu Hunderttausenden hinweg, gleich als wäre der Schatz, den sein Oheim gesammelt hatte, unerschöpflich.

Bei schwachen, gemüthlichen und beschränkten Menschen geht die Sinnlichkeit gewöhnlich mit der Mystik Hand in Hand. Dieses war namentlich der Fall bei Friedrich Wilhelm II. Wie die Lichtenau den König vermittelst der Sinnlichkeit, so beherrschten der General Bischofswerder und der Staatsminister Wöllner denselben vermittelst der Mystik. Bischofswerder besaß schon großen Einfluß auf Friedrich Wilhelm, als dieser noch Kronprinz war. Er hatte denselben während einer Krankheit gepflegt und reichte ihm in gesunden Tagen jene aufregenden Mittel, die in Italien diavolini genannt werden, und, obgleich sie die Gesundheit untergraben, den Körper augenblicklich reizen. Er machte den Kronprinzen glauben, er sei im Besitze eines Universalmittels gegen das Alter und jedwede Leibesgebrechen und Krankheiten. Bischofswerder hegte mannigfaltige Verbindungen mit Freimaurern, Rosenkreuzern und Illuminaten. Rosenkreuzerei, d. h. die von Christian von Rosenkreuz gepredigte, angeblich uralte Weisheit, durch die man Gold machen lernen und das Lebenselixier auffinden könne, eine Mischung alten und neuen Unsinns, welcher in damaliger Zeit von ganzen Gesellschaften eifrig betrieben wurde, war eines der Mittel, deren sich Bischofswerder bediente, um den König in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Er trieb es so weit, daß er dem einfältigen Könige sogar Geistererscheinungen vorzauberte, ohne daß dieser dabei entfernt an Betrug dachte. Bischofswerder war schlau genug, den König glauben zu machen, daß dessen Wille in allen Dingen geschehe. Tauchten im Gemüthe des Königs Zweifel auf, so stimmte Bischofswerder diesen immer bei und lud nur zu neuen Forschungen ein. Der König sowohl, als Bischofswerder waren aber zu Forschungen durchaus untauglich. Hätten sie forschen wollen, so hätten sie den Weg der Wissenschaft betreten. Die Forschung war Beiden viel zu mühsam. Das Erreichbare genügte ihnen nicht. Das Wunderbare und eben deshalb von der Forschung Verworfene war das Ziel des Königs und der Köder, womit Bischofswerder seinen Herrn und Meister gefangen nahm.

Johann Christoph Wöllner war, gleich Bischofswerder, ein Rosenkreuzer. Durch diesen wurde er (1788) zum Chef des Departements der geistlichen Angelegenheiten empor gehoben. Als solcher erließ er noch in demselben Jahre das berüchtigte Religionsedikt, welches sämmtlichen Geistlichen und Lehrern des Reiches bei Cassationsstrafe befahl, künftig wieder streng nach den symbolischen Büchern zu predigen und zu lehren. Kant wurde gemaßregelt. Er mußte sich verpflichten, sich aller öffentlichen Vorträge, betreffend die Religion, zu enthalten.

Dieselbe Barbarei, welche Wöllner in das Departement der geistlichen Angelegenheiten einführte, drang allmählig in alle übrigen Zweige der Verwaltung. Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. und später auch Friedrich II. hatten unter strengen Strafen das Prügeln der Bauern durch die Beamten und Domainenpächter verboten. Unter Friedrich Wilhelm II. mußten ganze Bauerngemeinden, darunter abgelebte Greise, Spießruthen laufen.

Schon im Jahre 1787 schrieb Mirabeau über Preußen Folgendes nach Paris: „Einkünfte vermindert, Ausgaben vermehrt, Genies zurückgesetzt, Dummköpfe am Ruder. Ich kehre nach Paris zurück, denn ich will nicht länger zu der Rolle des Thiers verdammt sein, die kothigen Krümmungen einer Regierung zu durchkriechen, die sich jeden Tag durch eine

neue Kleinlichkeit und Unwissenheit auszeichnet. Dieses Preußen ist die Fäulniß vor der Reife!"

Wie die preußische Regierung in den inneren Angelegenheiten des Reiches jedem Gefühle für Recht und Sittlichkeit und sogar jeder Rücksicht der Klugheit Hohn sprach, that sie es auch in den auswärtigen Angelegenheiten des Reiches.

Auf die schimpfliche Stellung, welche Preußen Polen gegenüber einnahm, werden wir weiter unten *) zurück kommen. Die erbärmliche Rolle, welche es anderthalb Jahrzehnte hindurch Frankreich gegenüber spielte, haben wir in der Hauptsache schon oben **) geschildert. Doch bleiben uns hier manche Einzelheiten nachzuholen.

Das strahlende Licht, welches Friedrich II. über Preußen ausgegossen hatte, dämmerte noch eine zeitlang fort, als der Stern des Landes schon untergegangen war. Nicht Jedermann bemerkte sofort den Unterschied zwischen dem Onkel und dem Neffen. Es bedurfte einiger Zeit, um die Folgen dieses Unterschiedes fühlbar zu machen. Die erste kriegerische Operation, in welche sich Friedrich Wilhelm II. einließ, gegen Holland, schlug über alle Erwartungen gut aus. Preußen hätte dadurch auf den Gedanken geführt werden können, daß derselbe Staat, mit gleicher Volkszahl und gleichem Flächeninhalte, nach Verschiedenheit der herrschenden Beweggründe und der tonangebenden Menschen eine sehr verschiedenartige Wehrkraft besitzen könne. Dieselben Niederlande, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte den mächtigsten Herrschern der Welt, Philipp II. von Spanien und Ludwig XIV. von Frankreich Jahrzehnte hindurch einen siegreichen Widerstand entgegen gesetzt hatten, erlägen einer preußischen Heeresabtheilung von vierundzwanzigtausend Mann, ohne auch nur eine Schlacht zu wagen. Damals (1788) waren die von Friedrich II. gebildeten Heerschaaren noch nicht ausgeartet. Da der Krieg gegen Holland gelungen war, glaubte Friedrich Wilhelm II., im Bunde mit Oesterreich, leichten Kaufes auch Frankreich bezwingen zu können.

Zu allen Zeiten hegten Mystiker und Wollüstlinge einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Walten jeder frischen Kraft und insbesondere gegen alle Freiheitsbestrebungen, mit welchen Mysticismus und Laster unvereinbarlich sind. Ein Bischofswerder und Wöllner, eine Lichtenau und ein Friedrich Wilhelm II. wurden durch ihre innerste Natur zum Hasse gegen die französische Revolution getrieben. Bischofswerder und Genossen waren von demselben Geiste beseelt, welcher nach dem Tode Joseph's II. in die Kaiserburg in Wien einzog. Er stand besonders gut mit Leopold II., dem er half, jene Reizmittel anzufertigen, welche dem Kaiser seinen plötzlichen Tod zuzogen. Schon im Frühjahre 1791 unterhandelte Bischofswerder mit Kaiser Leopold zu Pavia. Eine Frucht dieser Unterhandlungen war die Erklärung, welche der Kaiser von genannter Stadt (am 18. Mai) ergehen ließ, worin er den bevorstehenden Krieg gegen Frankreich andeutete. Am 25. Juli schloß Bischofswerder mit Kaunitz einen Allianzvertrag ab, dessen nähere Bestimmungen übrigens bis auf den heutigen Tag nicht bekannt geworden sind. Bevor sich Oesterreich in den Kampf mit der französischen Nation wagte, schloß es unter preußischer Vermittelung Frieden mit der Türkei. Bischofswerder leitete diese Verhandlungen. Er verstand es, durch Rosenkreuzerei und Verrath, den er an den Ungarn beging, das Vertrauen Leopold's II. zu gewinnen. Die bodenlose Schlechtigkeit dieses scheinheiligen Heuchlers erhellt namentlich daraus, daß er dem Kaiser die ganze Correspondenz auslieferte, welche die mit Joseph II. unzufriedenen, von Preußen aufgeregten Ungarn mit dem Könige geführt hatten.

*) Siehe unten im § 39, Polen.
**) Siehe oben in den beiden ersten Abschnitten dieses Buches.

Nach diesen Vorarbeiten leitete Bischofswerder die Verhandlungen zu Pillnitz. Dort wurde der Grund zu allen den verkehrten Beziehungen zum Auslande gelegt, welche Preußens Entwickelung hemmten und später das Land dem Abgrunde des Verderbens sehr nahe brachten. Wie ganz anders, wie viel großartiger hätte sich Preußen entwickelt, wenn es, statt mit Oesterreich gegen die Ideen der französischen Revolution, mit Frankreich für dieselben in die Schranken getreten wäre. Doch dazu fehlte es der Regierung an Einsicht und Kraft. Im Schooße des Volkes lebte mehr Sympathie für das nach Freiheit strebende Frankreich, als für das von Aristokraten und Pfaffen auf's Neue unterjochte Oesterreich. Allein die Maitresse Lichtenau, die Rosenkreuzer Bischofswerder und Wöllner, die Diplomaten Haugwitz, Lucchesini und Lombard waren keines freien Aufblicks fähig. Sie handelten als erbitterte Feinde der Freiheit und legten dadurch den Grund zu jenen unseligen Verwickelungen, welche im Tilsiter Frieden ihren Knotenpunkt fanden. Wohl lag in der Mitte der Frieden zu Basel (5. April 1795). Allein das Manifest, welches der Herzog von Braunschweig unterschrieben hatte, blieb unvergessen in Frankreich und mußte später im Tilsiter Frieden theuer bezahlt werden.

Der Baseler Frieden war weniger das Werk klarer Erkenntniß, als die Folge vollständiger Erschöpfung. Preußen konnte den Krieg nicht fortsetzen. Es fehlte ihm an Geld und an allen Mitteln, solches aufzutreiben. Das Heer hatte den unter Friedrich II. mühsam errungenen Kriegsruhm eingebüßt. Bischofswerder täuschte sich in allen seinen Berechnungen. Er hatte beim Beginne des Krieges dem Obersten von Massenbach gesagt: „Kaufen Sie nicht zu viele Pferde, die Komödie dauert nicht lange, wir sind im Herbst wieder zu Hause.“ Im Herbste waren die Preußen nicht wieder zu Hause. Die Wenigsten, welche ausgezogen waren, kamen überhaupt je wieder zu Hause. Diejenigen, welche im Herbste noch lebten, waren auf dem Rückzuge aus der Champagne begriffen und verfluchten den Tag, an dem sie die französische Gränze überschritten hatten. Mancher derselben hätte sein halbes Vermögen gegeben um ein Pferd, welches ihm das Leben retten konnte.

Der Krieg gegen die wirklichen Jakobiner Frankreich's war zur Schmach Preußen's ausgefallen. Weit leichter war derjenige gegen die vermeintlichen Jakobiner des eignen Landes. Zu allen Zeiten bedienten sich ehrgeizige Minister schwachen Fürsten gegenüber eines Popanzes, mit dessen Hülfe sie denselben Angst einjagten und herrschten. Was unmittelbar nach Friedrich's Tode Freigeisterei, in den Jahren 1815—1830 Demagogie, später Liberalismus und nach 1848 Revolution und Republik, war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Jakobinismus: Popanz nach der einen, Vorwand nach der anderen Seite, unter welchem beliebig gegen alle strebenden Geister die willkürlichsten Verfolgungen eingeleitet wurden.

Kurz nach dem Baseler Frieden erkrankte Friedrich Wilhelm II. an der Wassersucht. Weder Rosenkreuzerei, noch die Ausdünstung von ungeborenen Kälbern, weder die Gebete seiner mystischen Freunde, noch deren Lebenstinkturen vermochten ihn zu retten. Er starb am 16. November 1797 im vierundfünfzigsten Jahre seines Lebens. Er war von der Natur mit einem herkulischen Körper ausgestattet, den er durch seine Ausschweifungen vor der Zeit zu Grunde richtete.

Die finanzielle Zerrüttung, in welcher er das Reich seinem Nachfolger hinterließ, war nur eines der vielen Symptome des weit tiefer liegenden Verderbnisses, in welches dieser liederliche König das Reich gestürzt hatte. Nicht blos der Hof, sondern auch das Heer, die Beamtenwelt und ein großer Theil des Volkes war durch das Beispiel des Königs entsittlicht worden.

Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., war nicht der Mann dazu, den Augiasstall, welchen sein Vorgänger angelegt hatte, zu reinigen. Er kehrte mit schwachem Besen wohl einiges Kehrigt von der Pforte des Stalles hinweg. Die große Masse des Düngers ließ er unberührt. Er verstopfte nicht die Quellen des Unraths, daher flossen diese noch immer fort, obwohl der neue König es beklagte. Er ließ die Lichtenau verhaften und ihr den Prozeß machen. Die von ihr verschleuderten Millionen blieben dem Lande verloren. Er setzte einzelne Opfer der früheren Tyrannei in Freiheit. Die Richtung, welche die Regierung unter seinem Vater genommen hatte, blieb, nur mit Ausschluß der Maitressen, unverändert dieselbe.

Friedrich Wilhelm III. hatte eine überaus mangelhafte Erziehung genossen. Der Vater war seinen unehelichen Kindern, deren er viele hinterließ, mehr zugethan, als seinen ehelichen. Friedrich II. setzte auf den ältesten Sohn seines Nachfolgers große Hoffnungen. Ein reines Familienleben, ein durch mancherlei Vorurtheile gehemmter guter Wille, Sparsamkeit und Nüchternheit genügen nicht in ruhigen Zeiten, ein abgerundetes und wohl geordnetes Reich auf der Bahn des Fortschrittes zu erhalten. Ein zerrissenes und durch Mißregierung zu Grunde gerichtetes Staatsschiff mitten durch die Stürme einer welterschütternden Revolution hindurch zu führen, erfordert aber weit höhere Eigenschaften. Friedrich Wilhelm III. schied wohl einige untergeordnete „unnütze Brodesser" von dem Staatsdienste aus. Die nicht blos unnützen, sondern durchaus verderblichen Brod- und Bisquit-Esser erhielt er im Staatsdienst und sogar am Steuerruder.

Neutralität war das Loosungswort Friedrich Wilhelm's III. in der auswärtigen Politik, wie in der inneren. Neutralität als vorübergehender Zustand mag sich bei einer Großmacht wohl rechtfertigen lassen; als Axiom, als leitender Grundsatz muß sie eine solche zu Grunde richten. Denn sie schützt kein Reich vor ungerechten, fremden Angriffen, vielmehr stellt sie jedes Land denselben blos, und verscheucht die Bundesgenossen.

Preußen war an Volkszahl, Gebiet und Abrundung zu schwach, um bestehen zu können, ohne von den Ideen der Zeit gehoben zu werden. Es konnte nur dadurch hoffen, beim Wettlaufe der Nationen seine Stelle zu behaupten, daß es sich von der französischen Revolution, was an ihr gut und nützlich war, aneignete, ohne sich von ihr fortreißen zu lassen. Die preußische Regierung that unter dem zweiten und dritten Friedrich Wilhelm hiervon gerade das Gegentheil. Sie nahm bis zum Jahre 1807 nichts Gutes von der französischen Revolution an und ließ sich schon 1792 dadurch in deren Strudel hineinziehen, daß sie dieselbe bekämpfte. Nachdem Preußen einmal diese fehlerhafte Richtung eingeschlagen hatte, war dem Lande nur durch eine Radicalcur zu helfen. Dieser wurde es durch Napoleon in den Jahren 1806 und 1807 unterworfen. Das Land bestand dieselbe und darum können wir ihm, obgleich nicht der Regierung, welche zu derselben wider ihren Willen gezwungen wurde, manche früher begangenen Fehler verzeihen. Es handelte sich nicht um diese oder jene untergeordnete Maßregel, nicht um diese oder jene Eroberung durch Waffengewalt, sondern um ein ganzes System, um Eroberungen auf geistigem Gebiete wovon alle übrigen die nothwendigen Folgen sind.

Wollten die Könige von Preußen die Hegemonie über Deutschland gewinnen, so mußten sie so regieren, daß alle übrigen Stämme Deutschland's Preußen beneideten, daß sie erkannten, dieses Land sei freier, gebildeter und glücklicher, als das ihrige. Es kam nicht darauf an, Sachsen, Hessen und Hannover, die Küsten der Ost- und Nordsee mit Waffengewalt zu besetzen, sondern darauf, allen diesen Ländern die Ueberzeugung einzuflößen, daß die preußische Regierung ihnen mehr bieten würde, als die ihrige. Es kam nicht blos darauf an, was Preußen, sondern auch, und zwar hauptsächlich, was die übrigen,

namentlich die kleinen Staaten Deutschland's für nothwendig hielten. Da voraussichtlich die Fürsten niemals eine Nothwendigkeit erkennen werden, zu Gunsten des Königs von Preußen abzudanken, mußte die preußische Regierung die Völker für sich gewinnen.

Zu alle dem war aber weder der zweite, noch der dritte Friedrich Wilhelm fähig.

Friedrich II. hatte seinem Großneffen, dem nachmaligen Friedrich Wilhelm III., auf die Seele gebunden: „Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es dich liebe und dir vertraue! Darin allein kannst du stark und glücklich sein."

Friedrich Wilhelm III. vergaß diese Worte nicht. Allein er verstand sie nicht. Er konnte Verordnungen erlassen, welche ähnliche Worte enthielten. Damit war wenig geholfen. Er besaß nicht Geist genug, sich mit Männern zu umgeben, welche im Sinne dieser Worte handelten, Einrichtungen zu treffen, welche vom Geiste derselben beseelt waren, ein System zu gründen, welches dieselben verwirklicht hätte.

Das Cabinet, in welchem Beyme, Mencken (welcher 1800 resignirte) und Lombard herrschten, war zu schwach besetzt, der geheime Staatsrath, welcher einundzwanzig Mitglieder zählte, war zu schwerfällig, um brauchbar zu sein. Das Cabinetsministerium oder Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Haugwitz den Ton angab, stand in zu losem Zusammenhange mit den übrigen Staatsbehörden, und befand sich überdies in den schlechtesten Händen. Das Finanzdepartement, in dessen General-Directorium nicht weniger als acht dirigirende Minister saßen, war, gleich dem Staatsrathe, eine zu complicirte Maschine. Aehnliche Mängel und Gebrechen fanden sich im Schooße aller übrigen Staatsbehörden. Trotz den vielen Ministern, oder vielleicht gerade wegen derselben war der Geschäftsgang schleppend, kostspielig und kraftlos.

Nur diejenige Reform, welche auf sittlicher, freiheitlicher Grundlage ruht, wirkt dauernd und nachhaltig. Friedrich's II. Reformen entbehrten dieser beiden Grundsäulen. Er hatte keinen Sinn für Sittenreinheit und für ein inniges Familienleben. Er besaß eine zu große Menschenverachtung, als daß er fähig gewesen wäre, seinem Volke Freiheit zu gewähren. Die Klage über die Entsittlichung des preußischen Volkes war zur Zeit des Regierungsantrittes Friedrich Wilhelm's III. nur zu wohl begründet. Unter Friedrich II. gehörten laxe Sitten, unter Friedrich Wilhelm II. schlechte Sitten zum guten Tone. Unter Friedrich II. waren die Ehescheidungen so sehr erleichtert worden, daß dieselbe Frau nicht selten im Laufe weniger Jahre drei bis vier verschiedene Namen führte. Unter Friedrich Wilhelm II. kam Ehebruch und Schlemmerei an die Tagesordnung. Friedrich Wilhelm III. war nicht der Mann, welcher im Stande gewesen wäre, durch eigene Kraft einen bessern Ton nur an seinem Hofe, geschweige denn in Berlin und im ganzen Reiche einzuführen. Die zu den Hoffesten geladenen jungen Offiziere plünderten mit unerhörter Frechheit die Tafeln und Buffets, als wären es feindliche Marketenderbuden. Statt den Schlemmern in Berlin Schranken zu ziehen, duldete Friedrich Wilhelm III., daß diese über seine Nüchternheit öffentlich spotteten. Die Schlemmerei dauerte daher am Hofe, in Stadt und Land nicht nur fort, wie zu den Zeiten des dicken Königs, sie breitete sich mehr und mehr nach allen Seiten hin aus. Der Offizierstand ging dem ganzen Volke mit dem Beispiele der Sittenlosigkeit voran. Zugleich mit der Religion, an welche sie nicht glaubten, warfen die privilegirten Störenfriede der Armee Sparsamkeit, eheliche Treue, Nüchternheit und folgeweise Ehrgefühl und Freiheitsliebe über Bord. Sie behandelten ihre Weiber als Gemeingut, verkauften, vertauschten und verführten sie sich wechselseitig. In wüsten Gelagen verpufften diese sein wollenden Vaterlandsvertheidiger ihre körperliche und geistige Kraft. Der Beamtenstand blieb nicht weit hinter den Offizieren zurück.

Unerhörte Verbrechen, von denen nur wenige zur Strafe gezogen wurden, befleckten denselben.

Während der elfjährigen Regierung Friedrich Wilhelm's II. war Heer und Beamtenstand so gründlich verdorben worden, daß nur eine Radikalcur denselben reinigen konnte. Allein Friedrich Wilhelm III. behielt, mit sehr wenigen Ausnahmen, die tonangebenden Staatsmänner seines Vaters bei. Bischofswerder wurde zwar (mit einer Pension von zwölfhundert Thalern und dem schwarzen Adlerorden) entlassen; auch Wöllner hatte dasselbe Schicksal; allein Haugwitz blieb Minister des Aeußern, Lombard Cabinetsrath und Lucchesini Gesandter in Paris.

Haugwitz hatte sich Bischofswerder's Gunst durch seinen Enthusiasmus für Rosenkreuzerei erworben und war durch denselben in den Preußen beherrschenden Kreis eingeführt worden. Er verstand es so gut, der Gräfin Lichtenau Weihrauch zu streuen, daß diese ihn zum Vormunde ihrer Tochter, der Gräfin von der Mark, erwählte und ihn ihren guten, wahrhaften Freund nannte. Nach Friedrich Wilhelm's II. Tode war er einer der Ersten, welcher der gestürzten Größe den Rücken kehrte. Im Jahre 1793 ward Haugwitz Cabinetsminister. Er war nichts weiter, als ein gewöhnlicher Höfling von sehr geringem Talente und höchst mangelhafter Bildung. Er war ein frühzeitig an Leib und Seele erschöpfter Mensch, träge, unvorsichtig, unbeständig, schwach und unentschlossen. Er war zugleich cynisch, skeptisch und fromm, überdies ein Spieler, welcher sich durch diese Leidenschaft in beständige Geldverlegenheiten versetzte. Lombard übertraf Haugwitz an Talent und Bildung, allein er theilte alle Laster desselben. Nicht ohne Grund war er im Verdachte, von Frankreich bestochen zu sein. Lucchesini war ein Ränkeschmied ohne Gleichen, falsch wie eine Schlange und nur darauf bedacht, Geld zu erwerben. Hofrath Spielman, der österreichische Gesandte beim Teschner Frieden, nannte ihn nur „den höllischen Erzspeiteufel gegen den Samuel der österreichischen Diplomatie, den greisen Kaunitz."

Menschen von so schlechtem Charakter, wie die drei Genannten, sind der Freundschaft unfähig. Allein sie unterstützten sich gegenseitig, weil Einer des Andern bedurfte.

An einem Hofe, an welchem derartige Menschen Einfluß und Macht besitzen, kann von Grundsätzen, von einem planmäßigen Wirken und Streben nicht die Rede sein. Im Jahre 1801 verwandelte sich die bisherige unbewaffnete Neutralität Preußen's in eine bewaffnete, indem sich dieser Staat der nordischen bewaffneten Neutralität anschloß. Die Verbündeten wollten den englischen Handel von dem festen Lande ausschließen, um das Londoner Cabinet zur Nachgiebigkeit zu bewegen. In diesen Bestrebungen lagen die ersten Keime des später von Bonaparte in so furchtbarer Weise ausgedehnten Continentalsystems. Dänemark und Preußen verabredeten sich, den Engländern die Mündungen der Elbe und Weser zu versperren. Am 29. März besetzten zwölftausend Dänen Hamburg und legten auf alle nach England bestimmten Schiffe und alles englische Eigenthum Beschlag. Am 5. April rückten die Dänen, dreitausend Mann stark, in Lübeck ein. Um dieselbe Zeit, 3. und 4. April, zogen vierundzwanzigtausend Preußen nach Hannover und besetzten den größern Theil des Landes, überdies die Stadt Bremen.

Wie wir bereits oben*) gesehen haben, fiel nach der Ermordung Kaiser Paul's die nordische Neutralität in sich selbst zusammen. Im Monat Mai räumten die Dänen Hamburg und Lübeck. Im geheimen Einverständnisse mit England blieben die Preußen in Hannover bis nach dem Abschlusse des Friedens von Amiens. Preußen spielte bei der s. g. nordischen Neutralität eine sehr untergeordnete Rolle. Auf die Einladung des Kaisers

*) Siehe Oben § 35.

Paul hatte das Berliner Cabinet an der bewaffneten Neutralität Theil genommen, auf den Wink des Kaisers Alexander zog es sich von derselben zurück. Die Besetzung Hannover's war ein Manöver, welches Georg III. mehr zum Vortheil, als zum Schaden gereichte, indem derselbe dazumal befürchtete, die Franzosen möchten das Land besetzen und dadurch die Unterhandlungen von Amiens von Neuem verwickeln.

Im Jahre 1803, nachdem der Krieg zwischen Frankreich und England von Neuem ausgebrochen war, besetzten französische Truppen Hannover. Haugwitz, welcher diesen für die Neutralität des nördlichen Deutschland's höchst gefährlichen Schritt nicht abzuwenden verstanden hatte, verlor seine Stelle und Hardenberg übernahm, statt seiner, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Preußen war um jene Zeit schon so tief in der Achtung aller Cabinette gesunken, daß es (1805), als Oesterreich und Rußland die dritte Coalition gegen Frankreich schlossen, nicht einmal zum Beitritt aufgefordert wurde, und daß der russische Gesandte Alopäus sich damit begnügte, in Berlin anzuzeigen, die Truppen seines Kaisers würden durch die preußischen Staaten nach dem Kriegsschauplatze marschiren. Diese Anzeige gab den Franzosen einen erwünschten Vorwand, (am 3. October 1805) durch das preußische Ansbach dem österreichischen Heere, welches bei Ulm stand, in den Rücken zu fallen. Am 5. October landeten die Russen in Pommern, Kaiser Alexander kam nach Berlin und das preußische Cabinet schloß (am 3. November 1805) die Convention zu Potsdam ab, der zufolge den russischen Truppen der Durchmarsch durch Schlesien verwilligt wurde und Preußen der Coalition beitrat für den Fall, daß Napoleon die preußische Vermittelung zu einem allgemeinen Frieden von sich weisen sollte. Napoleon führte die preußischen Unterhändler an der Nase herum, bis er Oesterreich gedemüthigt und zum Frieden gezwungen hatte. Preußen tappte im Finstern. Haugwitz, der zum Unglücke Preußen's wieder in Thätigkeit gesetzt worden war, schloß den unseeligen Vertrag vom 15. Dezember mit dem französischen Kaiser ab. Der Krieg mit Frankreich wurde dadurch nicht umgangen. Es folgten die Treffen von Hof (7. October), von Saalfeld (10. October), von Jena und Auerstädt (14. October). Nun endlich kamen die Folgen einer zwanzigjährigen Mißregierung zu Tage. Die ganze Militärgewalt war in den Händen des alten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig concentrirt, welcher das Vertrauen des Heeres so wenig besaß, daß eine Deputation von Offizieren wenige Tage vor der entscheidenden Schlacht den General Kalkreuth beschwor, das Commando zu übernehmen, und dabei bemerkte: „Der Herzog wisse weder, was er thue, noch was er wolle, weder wo er sei, noch wo er hingehen werde." Kalkreuth konnte die an ihn gerichtete Bitte nicht gewähren. Die Schlacht ging verloren, wie alle tiefer Blickenden vorhergesehen hatten. Hinter einander ergaben sich (15. October) Erfurt, (am 17. October) die preußische Reserve bei Halle. Am 24. October zogen die Franzosen in Berlin ein, am 25. October ergab sich Spandau, am 28. October Hohenlohe mit sechzehntausend Mann Infanterie zu Prenzlau, Tags darauf Stettin, am 1. November Cüstrin, am 7. November Blücher zu Lübeck, am 8. November Magdeburg, am 2. Dezember Glogau, am 5. Januar 1807 Breslau, am 6. Januar Schweidnitz.

Blücher mußte der Uebermacht weichen; alle übrigen Commandanten, welche die oben genannten Städte oder Truppenabtheilungen dem Feinde überliefert hatten, ergaben sich aus feiger Furcht an einen schwächern Feind. Bemerkenswerth dabei war es, daß alle diese Generale besondere Günstlinge des Königs und adeliger Geburt waren. Die wenigen Festungen, welche sich tapfer hielten: Kolberg, Graudenz, Pillau, Kosel und Glatz waren zum größern Theile von Offizieren aus dem Bürgerstande befehligt.

Die Angst der Berliner überstieg alles Maß. Der Gouverneur der Hauptstadt, Graf

Schulenburg, ermahnte die Bürgerschaft durch Maueranschläge in folgenden Worten: „Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg." Beim Einzuge Napoleon's in Berlin baten angesehene Leute die versammelten Massen: „Um Gotteswillen schreit nur recht laut: Vive l'Empereur! sonst sind wir verloren."

Die Lage Friedrich Wilhelm's III. war schrecklich. Treu stand dem Könige seine vielbewunderte Gattin Louise von Mecklenburg-Strelitz zur Seite. In glücklichen Tagen hatte sie sich nie in Staatsangelegenheiten gemischt. Jetzt aber, in der Stunde des furchtbarsten Jammers, hielt sie den wankenden Muth ihres Gatten aufrecht und bemühte sie sich, den harten Sinn Napoleon's zu mildern. Sie überlebte die Catastrophen von Jena und Tilsit nicht lange. Sie starb den 19. Juli 1810. Der Schmerz um das Vaterland hatte ihr einen Polypen im Herzen zugezogen, der ihr den Tod bereitete. Dieser Verlust mußte dem Könige um so bitterer sein, als jeder denkende Mensch erkannte, daß der größere Theil der Schuld der erlittenen Niederlagen persönlich Friedrich Wilhelm III. traf. Dieser hatte neun Jahre Zeit gehabt, dem durch seinen Vater eingeführten Unfuge entgegen zu treten. Er hatte es nicht gethan. Er hatte mit seiner angebeteten Louise Lafontaine's Romane gelesen. Selbst nach den furchtbaren Schlägen der Jahre 1806 und 1807 ging von ihm keine Anregung zum Bessern aus. Er duldete nur, wie früher die Versumpfung, so später die Entsumpfung des Staates. Er duldete diese nicht einmal mit Freudigkeit und Bewußtsein, sondern mit Widerstreben. Nicht selten machte er den mit der schweren und gefährlichen Arbeit beschäftigten Männern ihren Beruf durch Worte des Tadels und des Vorwurfs sehr sauer.

Die beiden Männer, welche sich dabei die größten Verdienste um Preußen, Deutschland und die Menschheit erwarben, waren im gewöhnlichen Sinne des Wortes Ausländer: Scharnhorst, ein Hannoveraner, und Stein, ein Nassauer.

Gerhardt David Scharnhorst war der Sohn eines Bauern aus dem Dorfe Hämelsee im zellischen Antheile Hannover's. Er verband eine gründliche militärwissenschaftliche Bildung mit praktischer Tüchtigkeit und einer seltenen Selbstverläugnung und Anspruchslosigkeit. Er faßte die Weltverhältnisse in großartigster Weise auf, war unerschöpflich in der Auffindung und unermüdlich in der Anwendung der nothwendigen Hülfsmittel. Als Chef der Reorganisationscommission der Armee schuf er, in Verbindung mit den Generalen Herrmann von Boyen, Karl Wilhelm Georg Grolmann und August von Gneisenau, jene Heere, welche das napoleonische Joch zerschlugen und Preußen in den Kreis der Großmächte Europa's wieder einführten.

In demselben Geiste, wie Scharnhorst das Kriegswesen, organisirte Stein die innere Verwaltung des Staates. An dem Reichsfreiherrn Karl von Stein klebte übrigens weit mehr anerzogenes Vorurtheil, als an dem Bauernsohne Scharnhorst. Die Adelsmarotten konnte Stein niemals abschütteln. Von einem allgemeinen Bürgerthume, von Freiheit und Gleichheit der Rechte hatte er keinen Begriff. Er sprach nur davon, den Bürger adelig zu machen, denn daß Jemand etwas Großes sollte leisten können, ohne Stammbaum und Adel, konnte Stein niemals vollständig begreifen.

Die Reformen, welche Scharnhorst im Heerwesen einführte, waren daher auch viel gründlicher und durchgreifender, als diejenigen, welche Stein im Schooße der inneren Angelegenheiten anregte. Scharnhorst war in seinen Bestrebungen durch den Tilsiter Frieden auf's Aeußerste beschränkt, indem dieser der preußischen Regierung verbot, mehr als zweiundvierzigtausend Mann auf den Beinen zu haben. Das Scharnhorst'sche System bei der neuen Heeresbildung war durchaus volksthümlich, wahrhaft republikanisch. Es

ruhte auf denselben Grundlagen, wie die militärische Größe Griechenland's und Rom's. Es verband die allgemeine Wehrpflicht der alten mit der wohlgeordneten Ausbildung der neuen Zeit. Das Privilegium des Adels auf die Offizierstellen, Stock, Zopf und Gamaschendienst hörten auf. Jedes Jahr wurde ein neues Heer von zweiundvierzigtausend Mann ausgehoben, tüchtig gebildet und entlassen. Dadurch allein war es möglich, im Laufe der Jahre dem später folgenden Aufgebote der Landwehr und des Landsturmes militärische Bedeutung zu verleihen.

Stein besaß alle Vorzüge eines wackern Adeligen. Er stand aber nicht auf der Höhe reiner Menschlichkeit, wie Scharnhorst. Allerdings hätte er weder am Hofe Friedrich Wilhelm's III., noch an demjenigen Alexander's I. eine so hervorragende Rolle spielen können, hätte ihm das Verbindungsglied adeliger Vorurtheile und Manieren gefehlt.

Stein war heftig, abstoßend, bisweilen hart und sogar ungerecht, allein ohne eine gewisse Heftigkeit des Temperamentes wäre es ihm niemals gelungen, die Menschen, mit denen er zu thun hatte, zu einiger äußeren Ordnung zu bringen, denn zu Verstande und sittlicher Reinheit konnte er das verrottete preußische Beamtenthum und den dummstolzen preußischen Adel niemals erheben.

Als Stein anfing, das Volk zu einer Einheit zu machen, das Gefühl der Selbständigkeit und Selbstachtung in der Nation zu pflegen, fingen die preußischen Raben sofort zu krächzen an: „Der Mann ist zu unserem Unglück in England gewesen und hat dort seine Staatsweisheit hergeholt!“ Derartige Aeußerungen kamen nicht blos von den unverbesserlichen Dummköpfen und Schurken, sondern von Männern, welche sich in ihren Kreisen unsterbliche Verdienste erwarben, z. B. von dem Generale York, dem Helden, welcher zuerst das Banner des Freiheitskampfes entfaltete. Die Verblendung York's, und mit diesem vieler anderen, weniger wohlmeinenden Männer, war so groß, daß er nach Stein's Entlassung (unterm 26. November 1808) schrieb: „Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem Gifte selbst auflösen.“ Stein hatte den König nach Königsberg begleitet. Dieser bot ihm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an, welches Stein jedoch ausschlug, theils weil er sich gerade für dieses Ministerium nicht geeignet hielt, theils aber auch, weil der König auf die von Stein dringend geforderten Reformpläne nicht eingehen wollte. Er erhielt daher (3. Januar 1807) seine Entlassung „als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handele.“

Napoleon wußte Stein's Verdienste besser zu würdigen. Er sagte zum Könige: „Nehmen Sie Stein, dieser ist ein Mann von Geist.“ Auf die Empfehlung des französischen Kaisers wurde Stein nach dem Tilsiter Frieden zurück berufen und trat (am 5. October 1807) als Staatskanzler und Premierminister an die Spitze der Verwaltung.

Stein war im Jahre 1804 Minister des Accise-, Zoll- und Fabrik-Departements gewesen, hatte als solcher die Aufhebung sämmtlicher Binnenzölle und die Einführung des Papiergeldes durchgesetzt. Doch erst als Staatskanzler war er im Stande, großartige Reformen einzuführen. Er begann seine neue Thätigkeit mit dem Edicte vom 9. October 1807, durch welches die ritterliche Grundherrlichkeit aufgehoben wurde. Diesem Edicte zufolge konnten auch Bürger und Bauern Rittergüter erwerben. Alle Lasten der Unterthänigkeit hörten auf. Nur diejenigen blieben bestehen, welche auf dem Genusse eines Grundstückes oder auf einem Vertrage beruhten. Jetzt erst entwickelte sich in Preußen ein freier Bauernstand. Was das Edict vom 9. October 1807 für die ländlichen Bezirke

war die Städteordnung vom 19. November 1808 für die städtischen Gemeinden. Die Bürger erhielten durch dieselbe ihre alten städtischen Rechte der freien Wahl ihrer Obrigkeiten und Stadtverordneten und die Selbstverwaltung des bürgerlichen Gemeinwesens zurück. Stein trat mit Entschiedenheit dem Unwesen des gedankenlosen, pedantischen und unfähigen Beamtenthums entgegen. Doch seine Herrschaft war nicht von langer Dauer. Derselbe Mann, welcher ihn empfohlen hatte, stürzte ihn wieder. Stein hatte sich nicht damit begnügt, sein Amt als Staatskanzler mit Kraft und Nachdruck zu verwalten. Sein Streben ging dahin, die deutsche Nation in ihren innersten Tiefen gegen das auf ihr ruhende französische Joch aufzuregen. Er stand zwar nicht an der Spitze des s. g. Tugendbundes, der im Sommer 1808 zu Königsberg gestiftet ward und sich bald über die ganze Monarchie ausbreitete, allein er förderte dessen Bestrebungen mit allem Nachdrucke. Napoleon, welcher von dem Tugendbunde Kenntniß erhielt, drang auf die Entlassung Stein's, welche schon am 24. November 1808 erfolgte, jedoch unter ganz anderen Ausdrücken, als am 3. Januar 1807.

Dieses mal begann die Entlassungsurkunde mit den Worten: „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte."

Napoleon, nicht damit zufrieden, Stein aus seinem Ministerposten verdrängt zu haben, erklärte ihn in die Acht (16. Dezember 1808) mit den Worten: „Ein gewisser Stein, der Unruhen zu erregen sucht, wird hiermit als Feind Frankreich's und des Rheinbundes erklärt, seine Güter sollen sequestrirt werden und man soll überall, wo er durch französische oder Rheinbundstruppen erreicht werden kann, seiner Person sich versichern."

Napoleon hatte früher, als Friedrich Wilhelm III., entdeckt, daß Stein ein Mann von Geist sei; er fand auch früher, als der König von Preußen, aus, daß Stein auf eine große Umwälzung hinarbeite, welche der Monarch von Preußen ganz ebenso wenig wünschte, als der von Frankreich.

Auf das Ministerium Stein folgte zuerst das schlaffe Ministerium Altenstein und nach achtzehn Monaten (7. Juni 1810) dasjenige Hardenberg's, welches zwölf Jahre lang bestand.

Karl August, Freiherr von Hardenberg, war, gleich Scharnhorst, ein Hannoveraner von Geburt. Im Uebrigen hatte er aber mit seinem großen Landsmanne sehr wenig gemein. Er war weder ein selbständiger Charakter, noch hatte er eigene Ideen, allein er war verständig genug, zu erkennen, daß Preußen unter der Herrschaft des alten Schlendrians nicht gerettet werden könne. Er besaß eine große Gewandtheit, die Fähigkeit, sich die Ideen anderer, begabterer Männer anzueignen, große Verstellungskunst, welche in den damaligen Zeiten einem preußischen Staatskanzler unentbehrlich war, und so viel Menschenfreundlichkeit, als die Mischung von Höfling, Aristokrat und Fürstendiener, aus welcher er bestand, zuläßt. So lange Hardenberg unter dem leitenden Einflusse Stein's und des Unglücks war, zeichnete sich seine Verwaltung durch viele treffliche Reformen aus. Als er aber aufhörte, sich bei Stein Rathes zu erholen und als das Glück ihm und der preußischen Monarchie wieder zu lächeln begann, sank er zu einem jener gewöhnlichen Minister herab, welche den Willen ihres Fürsten höher achten, als das Recht, als gegebene feierliche Zusagen und als das Wohl des Volkes.

Kurz nach seinem Amtsantritte erließ Hardenberg drei Edicte, durch welche er seinen Namen für alle Zeiten in das Buch der Geschichte einschrieb: das Edict vom 27. October 1810, durch welches er den Adel zu allen Staatslasten herbeizog und dem Volke „eine

..mäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu ..ben" versprach, das Edict vom 30. October 1810, durch welches er die geistlichen Güter zur Tilgung der Staatsschuld verwendbar erklärte, und endlich das Edict vom 2. November 1810, durch welches er die Zunftverfassung aufhob und eine allgemeine Gewerbefreiheit einführte.

Die Versammlung von Notablen, sechzig an der Zahl, welche Hardenberg im Februar 1811 abhielt, war, gleich derjenigen Frankreich's *), eine Fehlgeburt. Sie erleichterte dem Staatskanzler die von ihm beabsichtigten Reformen nicht, im Gegentheile mußte Hardenberg einzelnen Mitgliedern derselben mit großem Nachdruck entgegen treten, um deren unsinnigen Widerstand zu brechen.

Ein zweites Verdienst, welches sich Hardenberg erwarb, bestand in der Gründung der beiden Universitäten Berlin und Breslau. Der freie Geist, welcher von diesen Hochschulen ausging, trug wesentlich dazu bei, die Erhebung der deutschen Nation im Jahre 1813 vorzubereiten.

An dem österreichischen Kriege des Jahres 1809 konnte Preußen noch keinen Theil nehmen. Es war dazu in keiner Weise vorbereitet. Das Ministerium Altenstein hätte Oesterreich nicht retten, sondern nur Preußen in den Fall des Nachbarstaates verflechten können.

Hardenberg war ganz der Mann, Preußen durch die schwierige Zeit des Jahres 1812 und 1813 hindurch zu führen. York, welcher die dem französischen Heere beigegebenen Preußen befehligte, war vielleicht von allen preußischen Generalen am wenigsten geneigt, höheren Befehlen den Gehorsam zu versagen und auf eigene Faust zu operiren. Allein er war ein Mann von Kraft, stand dem Heere und dem Volke näher, als der König und wurde durch die in russischen Dienst übergetretenen Preußen nicht minder, als durch sein eigenes Offiziercorps auf die Bahn gedrängt, welche er durch Abschluß der berühmten Militär-Convention vom 30. Dezember 1812 betrat. Wie wenig Friedrich Wilhelm III. an eine Erhebung des Volkes wider das französische Joch, oder auch nur an eine Benützung der durch den Untergang des französischen Heeres in Rußland gegründeten neuen Verhältnisse dachte, erhellt am besten aus den Worten, welche er ausrief, als er York's Meldung vom 3. Januar 1813 empfing: „Da möchte einen ja der Schlag treffen! was ist nun zu thun?" Diese wenigen Worte bezeichnen zu gleicher Zeit den Schrecken, welchen der kühne Schritt York's dem Könige einjagte, und die Rathlosigkeit Friedrich Wilhelm's III. Hardenberg wußte zu helfen. Er brachte den König in solche Umgebungen, behandelte ihn so fein und klug, daß dieser am 3. Februar zuerst einen in allgemeinen Ausdrücken gefaßten Aufruf an die Jugend seines Landes, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu rüsten, erließ und am 17. März endlich zugleich den Krieg an Frankreich erklärte und sich seinem Volke in die Arme warf. Fünfundsechzigtausend Mann Franzosen hielten noch acht Festungen in Preußen und Polen besetzt. Es gehörte wohl Muth dazu, mit dem Kaiser der Franzosen, welcher damals nicht blos in Frankreich und Italien, sondern auch im deutschen Rheinbunde herrschte und mit Oesterreich verbündet war, Krieg anzufangen. Preußen war in Folge des Tilsiter Friedens in dem Maße zusammen geschrumpft, daß es, was Volkszahl und Flächenraum betrifft, kaum den sechsten Theil Deutschland's ausmachte. Die übrigen fünf Sechstheile unseres Vaterlandes warfen das Gewicht ihrer Kriegsmacht noch in die Schale des französischen Kaisers. Doch jenes ewig denkwürdige Jahr 1813 bewies, daß Volkszahl und Flächenraum nicht immer den Ausschlag geben im Kampfe der

*) Siehe Oben Buch V., § 12, S. 84 f.

Nationen, und daß derjenige, welcher es versteht, die Seelen zu wägen, einer ganz anderen Kraftentwickelung fähig ist, als wer sie nur zählt. In dem begeisterungsvollen Jahre 1813 wurden die Seelen gewogen. Doch es vergingen kaum fünfzehn Monate, so legten die Fürsten die geistige Waage, welche sie in Händen gehalten hatten, weg und griffen nach Elle und Zahl, um mit deren Hülfe ihr Gebiet abzurunden und die Heerde, welche ihnen gehorchen sollte, zu vermehren.

Glücklicher Weise ahnte das deutsche Volk den Verrath nicht, der an ihm begangen werden sollte. Sonst hätte es nie die Kraft gewonnen, das französische Joch zu zerbrechen. Die Feldherren, welche die preußischen Heere führten: Blücher, York und Kleist, Scharnhorst und Gneisenau, Bülow und Tauentzien, die Dichter, welche von Freiheit sangen: Theodor Körner, Max von Schenkendorf, Arndt, Fouqué und Stägemann, die Philosophen, welche in den Herzen der Jugend den Funken der Freiheit entzündeten, vor Allen Fichte, die deutschen Frauen und Jungfrauen, welche ihre Gatten und Geliebten in die Schlacht drängten, das ganze deutsche Volk, welches früher oder später an dem Kampfe gegen Frankreich Theil nahm, — sie Alle scheuten nicht den Tod, entschlossen, zu siegen, oder zu sterben. Sie siegten; doch während sie kämpften, spannen die Fürsten schon die Netze, in welchen sie die deutsche Freiheit, bevor diese noch geboren war, zu verstricken gedachten.

Unermeßlich, wie die Begeisterung des deutschen Volkes, war der von seinen Fürsten geübte Verrath. Die Erinnerung an die Erhebung der Nation durch die Macht der Freiheit und die Erniedrigung derselben durch fürstlichen Despotismus ist geblieben. Auf diesem Gegensatze ruht die Zukunft Deutschland's. Die Kluft hat sich nicht ausgefüllt im Laufe von fünfundvierzig Jahren. Sie hat sich erweitert 1830, 1848 und 1849 und wird sich nicht schließen, bevor in dieselbe gestürzt sein werden die Verräther des Vaterlandes sammt ihrem ganzen Anhange und allen Formen, die es ihnen möglich machten, den Verrath bis zum heutigen Tage fortzusetzen.

§ 38. Das deutsche Reich und seine Trümmer.

Langsam rollte das Rad der Zeit die Jahrhunderte des Alterthums herab. Nur wenig schneller bewegte es sich im Mittelalter vorwärts. Die Reformation gab ihm einen kräftigen Anstoß. Zögernd war sein Gang auch später noch. Doch von dem Tage des Sturmes auf die Bastille folgten die Ereignisse sich Schlag auf Schlag, nicht blos in Frankreich, sondern in allen Reichen der Erde. Das Haus der Bourbonen büßte für die Verbrechen zweier Jahrhunderte. Die englische Nation mußte die übrigen mit Geld bezahlen. Das Haus Habsburg wurde viermal zu demüthigenden Friedensverträgen gezwungen, Hohenzollern bis zur Vernichtung geschlagen, das deutsche Reich ging unter nach langen Todeswehen. So reich an Ereignissen und großen Lehren, wie dieser Abschnitt der Geschichte, der doch nur sechzig Jahre (1789—1848) umfaßt, war kein anderer, so weit unsere Kunde rückwärts dringt.

Sechzig Minuten lang giebt die Stundenuhr keinen Klang von sich. Die Uhr der Völker schlägt oft in Jahrhunderten nicht. Doch in diesem Zeitabschnitte ertönte sie mit kräftigem Schalle allüberall. Sie weckte die schlummernden Völker auf. Die Bewegung der Geister war in Frankreich am größten in den Jahren von 1789 bis 1794, in Italien von 1795 bis 1800, in Spanien und Portugal von 1808 bis 1814, in Rußland im Jahre 1812, in Deutschland 1813 und 1814. Die alte Verfassung unseres Vaterlandes mußte zu Grabe gehen, um Platz für neue frischere Formen zu machen, welche freilich noch immer nicht gefunden, aber doch angebahnt worden sind. Die deutsche Nation mußte die

eigenen und ihrer Fürsten Fehler mit schweren Niederlagen und furchtbaren Verlusten büßen. Viele morsche Zweige und Aeste rissen die Stürme der Zeiten vom deutschen Stamme ab. Dieser bewährte aber doch am Ende eines dreiundzwanzigjährigen Kampfes seine frische Kraft, als die Fürsten ihm auf kurze Zeit die Bande lösten, die ihn an den Pflock des Despotismus gefesselt hielten.

Die Zahl der Tyrannen Deutschland's verminderte sich im Laufe der Jahre 1789 bis 1815 ansehnlich. Doch so lange auch nur Einer derselben übrig bleibt, kann die deutsche Nation nicht hoffen, ihre Fittige frei zu entfalten. Der Druck, welchen die meisten deutschen Fürsten auf ihre unglücklichen Unterthanen ausübten, war schwer und hart. Allein sie machten sich eines noch weit unverzeihlichern Verbrechens schuldig, indem sie sich stets mit dem äußern Feinde verbanden, sobald ihnen dieser größere Vortheile in Aussicht stellte, als die deutsche Nation. Vergrößerung ihres Gebietes und Erweiterung ihrer Macht, dieses war das Ziel, welchem die deutschen Fürsten, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, jede Pflicht und jede Rücksicht unterordneten. Die Fürsten verschuldeten die furchtbaren Schläge der Jahre 1792 bis 1812. Die Nation errang, der Mehrzahl derselben zum Trotze und nur unter Zulassung, nicht einmal auf Anregung der besten derselben, die Siege von 1813 und 1814. Die Nation bewährte, daß sie die Kraft besitze, ein fremdes Joch zu brechen, allein das Joch der eigenen Fürsten trägt sie geduldig bis auf den heutigen Tag.

Die Regierung Joseph's II. hatte zu Tage gebracht, daß auch ein scharfblickender, wohlwollender und entschlossener Kaiser nicht im Stande sei, die durch und durch verdorbene Maschine des deutschen Reiches in einen leidlichen Gang zu bringen, oder nur von deren augenfälligsten Mängeln zu befreien. Was die deutsche Nation und mit ihr das gesammte Ausland als ein Gebrechen erkannte, hielten die deutschen Fürsten als das Palladium ihrer Willkürherrschaft fest. Je unfähiger das deutsche Reich war, der Tyrannei der Fürsten ein Ziel zu setzen, desto zügelloser konnten die Machthaber ihren Leidenschaften fröhnen. Je weniger das deutsche Reich dem Auslande gegenüber vermochte, desto ungehinderter konnten die deutschen Fürsten sich einzeln geltend machen. So hartnäckig auch der kleinste deutsche Landesherr auf seine persönlichen und dynastischen s. g. Rechte pochte, so bereitwillig war er, falls er nur selbst keinen Schaden dabei litt, das deutsche Reich demüthigen, mißhandeln, plündern und sogar ganzer Provinzen berauben zu lassen.

Die Geschichte der Jahre 1789 bis 1815 ist für Deutschland nichts weiter, als eine fortgesetzte Reihe von Verbrechen, deren sich seine Kaiser, Könige, Herzoge und Fürsten schuldig machten und eine gleich große Reihe von Opfern, welche die Nation brachte, ohne die wohlverdienten Früchte derselben zu beziehen.

Nach dem Tode Joseph's II. wählten die Kurfürsten (30. September 1790) dessen Neffen Leopold, welcher seinem Oheim in den habsburgischen Landen nachgefolgt war. Die französische Revolution war damals schon im vollen Gange. Hätten die deutschen Fürsten den Geist ihrer Zeit erfaßt, so hätten sie die durch denselben gebotenen Reformen selbstständig eingeführt. Statt dessen widerstrebten sie jedem Fortschritte mit unverständigem Hasse und unbesonnenem Grimme. Sie verließen die Bahnen, welche Friedrich II. und Joseph II. betreten, und auf welchen diese Fürsten viele andere deutsche Landesherrn mit sich fortgerissen hatten. Statt eine freundliche Ausgleichung mit dem benachbarten Frankreich zu suchen, dessen Reformen nicht blos den französischen Adel und die französische Kirche, sondern auch mehrere in Frankreich angesessene deutsche Adelige und Geistlichen berührten, wurde die deutsche Reichsversammlung durch die Beschwerden der betreffenden Stände in heftige Aufregung versetzt. Je größern Anklang die Lehren der französischen Revolution im Schooße des deutschen Volkes fanden, desto mehr fühlten sich die Tyrannen Deutsch-

land's bedroht. Sie ballten ihre unmächtigen Fäuste gegen Frankreich, so lange sie glaubten, dieses Nachbarland besiegen zu können. Dieselben Fürsten aber, welche am heftigsten wider die französische Revolution und später die französische Republik getobt hatten, beugten sich am tiefsten unter den französischen Despotismus, als dieser ihnen die Lockspeise einiger Vergrößerung vorhielt.

Derjenige Fürst, welcher Frankreich die triftigsten Gründe zur Beschwerde gab, war der Kurfürst von Trier. Dieser erlaubte den geflüchteten französischen Prinzen und anderen Ausgewanderten, welche ganz Europa zum Kampfe gegen ihr Vaterland aufreizten, nicht blos den Aufenthalt in seinem Lande, sondern auch kriegerische Rüstungen, welche Frankreich ernstlich bedrohten. Zu spät, als die Erklärung von Pillnitz und das östreichisch-preußische Bündniß vom 7. Februar 1792 den Krieg schon unvermeidlich gemacht hatte, setzte der Kurfürst den Umtrieben der französischen Emigranten an der Gränze ein Ziel. Die Nationalversammlung bot den beeinträchtigten deutschen Ständen einen entsprechenden Schadensersatz. Mehrere Fürsten, namentlich der Herzog von Zweibrücken, der Herzog von Würtemberg und der Fürst von Löwenstein, nahmen die ihnen gebotene Entschädigung an. Die übrigen, von wüthendem Zorne verblendet, wollten sich aber auf keine Verständigung einlassen und schürten eifrig die Flamme des Krieges. Dieser kam übrigens, so lange Leopold II. lebte, nicht zum Ausbruche. Als er aber gestorben war (1. März 1792), und sein Sohn Franz II., auf beichtväterliche Autorität hin den Thron der österreichischen Erbstaaten und vermöge kurfürstlicher Wahl den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, begann der Kampf mit Frankreich. Oesterreich und Preußen fingen denselben auf eigene Faust an. Das deutsche Reich mußte, ob es wollte oder nicht, daran Theil nehmen, denn, wenn auch die Reichsverfassung einen Unterschied machte zwischen dem Reiche und dessen einzelnen Ständen, so verschwand derselbe doch mehr oder weniger dem Auslande gegenüber, welches unmöglich gegen die zwei Hauptmächte Deutschland's Krieg führen konnte, ohne das deutsche Reich, in dessen Schooße die Besitzungen derselben bunt durcheinander geworfen lagen, in den Streit zu verflechten. Daß das deutsche Reich, als solches d. h. unabhängig von Oesterreich und Preußen keine große Neigung hatte, mit Frankreich zu kämpfen, erhellt schon daraus, daß es seine Kriegserklärung erst am 22. März 1793 erließ, nachdem Oesterreicher und Preußen mit Schimpf und Schande aus der Campagne zurückgegangen waren, und die Reichsfestung Mainz (21. October 1792) von den Franzosen in Besitz genommen worden.

Die Reichsverfassung machte es der deutschen Nation unmöglich, einen Krieg mit Nachdruck zu führen, oder auch nur Friedensunterhandlungen mit einigem Geschicke einzuleiten. Die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen gaben den Ausschlag und waren stets darauf bedacht, das deutsche Reich den größten Theil der Zeche bezahlen zu lassen.

Der Separat-Friede, welchen Preußen (5. April 1795) zu Basel mit Frankreich abschloß, enthielt thatsächlich schon die Auflösung des deutschen Reiches, denn Friedrich Wilhelm II. verpflichtete sich, nicht blos in seiner Eigenschaft als König von Preußen, sondern auch als deutscher Reichsstand während der ganzen Dauer des Krieges die Neutralität zu beobachten. Zugleich bahnte der Friedensvertrag von Basel den Verlust des linken Rheinufers, welchen Kaiser Franz später in den Verträgen von Campo Formio und Lüneville besiegelte, an. Der Frieden von Basel bestimmte nämlich, daß Frankreich die am linken Rheinufer liegenden Besitzungen der Krone Preußen, bis zum Frieden mit dem deutschen Reiche behalten solle. In geheimen Artikeln sprachen sich die Absichten Frankreich's schon damals deutlicher aus, indem darin bestimmt wurde, Preußen solle für allenfallsige Verluste auf der linken Rheinseite entschädigt werden. Unter diesen Umständen

wurde Preußen sogar in Aussicht gestellt, Hannover in Besitz nehmen zu dürfen. Die Demarkations-Linie, welche unter dem 17. Mai 1795 festgestellt wurde,*) zerriß bereits das deutsche Reich in zwei Hälften, wovon die eine Krieg, die andere Frieden mit Frankreich hatte.

Schritt für Schritt ging Preußen in den Zugeständnissen, welche es Frankreich machte, weiter. Am 5. August 1796 schloß Friedrich Wilhelm II. zu Berlin einen neuen geheimen Vertrag mit der französischen Republik ab, worin er dieser den künftigen Besitz des ganzen linken Rheinufers gegen eine ansehnliche Vergrößerung Preußen's im Innern Deutschland's zugestand.

Den Frieden zu Basel mochte man, im Hinblicke auf die Ungerechtigkeit des mit Frankreich begonnenen Krieges dem Preußenkönige zu gute halten. Allein schon der Vertrag vom 17. Mai 1795 enthielt eine sehr bedenkliche Schwenkung in der Richtung eines Verrathes am deutschen Reiche, und der Vertrag vom 5. August 1796 ließ darüber keinen Zweifel mehr. Vom Augenblicke an, da Frankreich dem Könige Friedrich Wilhelm II. eine Vergrößerung Preußen's in Aussicht stellte, willigte dasselbe ohne Widerstreben in eine Verkleinerung des deutschen Reiches. So faßten die deutschen Fürsten von jeher ihr Verhältniß zu ihren Erbstaaten und zum deutschen Reiche auf, und heutigen Tages werden sie vorkommenden Falles gerade so wieder handeln.

Der Friede von Campo Formio vollendete, was der Vertrag vom 5. August 1796 begonnen hatte. Oesterreich verzichtete auf das Frickthal und willigte ein, daß sich Frankreich in den Besitz des gesammten linken Rheinufers setze. Zugleich versprach es, mit Ausnahme seines Contingents, als deutscher Reichsstand, in dem Reichskriege wider Frankreich keine weitere Hülfe zu leisten, vielmehr die besetzten Festungen, namentlich Mainz und Ehrenbreitenstein zu räumen und seine Heere in die kaiserlichen Erbstaaten zurückzuziehen.

Das deutsche Reich, welches, trotz der vom linken Rheinufer vertriebenen deutschen Stände, niemals zum Kriege wider Frankreich gebracht, wenn es nicht durch Oesterreich und Preußen in denselben verflochten worden wäre, wurde durch diese beiden Mächte nicht blos der Rache des Feindes schutzlos preisgegeben, sondern geradezu an denselben verrathen. Durch die Maßregeln des deutschen Kaisers wurde es gezwungen, das linke Rheinufer an Frankreich abzutreten. Um übrigens den Verrath einigermaßen zu verschleiern, wurde im Frieden von Campo Formio festgesetzt, daß binnen Monatsfrist ein Friedenscongreß zu Rastadt eröffnet werden solle.

Die Komödie, welche Kaiser Franz II. zu Rastadt aufführte, ist eine der verruchtesten, welche jemals heuchlerische Fürsten zum Hohne ihrer Völker darstellten.

Der Friedenscongreß wurde eingeleitet durch ein Ausschreiben des Kaisers, worin dieser (unterm 1. November 1797) den Reichsständen eröffnete, daß er zu Campo Formio für seine Erbstaaten mit Frankreich Frieden geschlossen habe. Er hütete sich aber wohl, nur anzudeuten, daß er bereits thatsächlich das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten habe. Franz II. theilte den Ständen ferner mit, daß im Vertrage von Campo Formio zur Unterhandlung des Friedens zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche ein Congreß verabredet sei, welcher in Rastadt stattfinden solle. Er hatte die Frechheit hinzuzufügen, daß die Grundlage der Friedenunterhandlung die „Integrität des Reiches" sein müsse. Wohlweislich, wie er dachte, oder schändlicher Weise, wie jeder Unbefangene denken muß, verschwieg er den Ständen, daß er sich mit Frankreich über die Friedensbedingungen schon geeinigt und durch die versprochene Zurückziehung seiner Heere nach den

*) Siehe oben § 22. S. 212.

Erbstaaten es dem Reiche unmöglich gemacht habe, die zu Campo Formio vereinbarten Friedensbedingungen zu verwerfen. Die geheimen Artikel der in Folge des Baseler Friedens abgeschlossenen Verträge vom 17. Mai 1795 und 5. August 1796, sowie die geheimen Artikel des Vertrages von Campo Formio waren in Deutschland nur den Eingeweihten bekannt.

Am 7. December theilte der österreichische Bevollmächtigte dem kurmainzischen Präsidial-Gesandten mit, daß der Kaiser in dem Frieden von Campo Formio versprochen habe, seine Heere, mit Ausnahme seines Contingentes, in die österreichischen Erbstaaten zurückzuziehen. Ohne dem Reiche Zeit zu lassen, die durch diese Mittheilung nothwendig werdenden Maßregeln zu treffen, räumten die kaiserlichen Truppen (10. December 1797) Mainz und das ganze linke Rheinufer. Nachdem in dieser Weise das in Streit befangene Gebiet dem Reichsfeinde überliefert, der Friede von Campo Formio in der dem Reiche verderblichsten Beziehung thatsächlich erfüllt war, erhielt die Reichsdeputation in Rastadt erst Kenntniß von dem wirklichen Sachverhalte.

Mit großer Schlauheit hatte Frankreich unterhandelt. Es kannte die Vergrößerungssucht der deutschen Fürsten und deren Gleichgültigkeit für die Angelegenheiten und selbst für das Gebiet des deutschen Reiches.

Auf dieser Grundlage ruhte der französische Eroberungsplan. Preußen und die anderen deutschen Fürsten sollten entschädigt werden, allein nicht, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, durch diejenige Macht, welche ihnen den Schaden zuzog, sondern vermittelst deutschen Gebietes, welches ihnen überwiesen wurde. Frankreich hatte dabei doppelten Gewinn, indem es nicht blos einen ansehnlichen Theil Deutschland's an sich riß und in gleichem Verhältnisse unser Vaterland verminderte, sondern auch indem es sich selbst die Hauptstimme in Betreff der jedem einzelnen deutschen Fürsten zu überweisenden Entschädigung vorbehielt. Von Frankreich hing es ab, ob die Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer Verluste hatten, eine große oder kleine Entschädigung erhalten sollten. Das französische Cabinet behielt daher die Wage der Geschicke Deutschland's in seinen Händen. Paris wurde die Quelle, aus welcher den deutschen Fürsten Gnade oder Ungnade zufloß. Nach Paris wandten diese daher ihre sehnsüchtigen Blicke. Der Schwerpunkt Deutschland's wurde damals schon in das Ausland verlegt. Unter solchen Umständen war der Ruin des deutschen Reiches vollendet, obgleich noch einige Jahre vergingen, bevor die Auflösung desselben öffentlich verkündigt wurde.

Die Entschädigungsmasse wurde gebildet durch die Einziehung zahlreicher Reichsstädte, Bisthümer, Abteien und anderer geistlicher Besitzungen. Wenn dieses geschehen wäre in Folge eines Beschlusses der deutschen Nation oder der Stellvertreter derselben, so hätte sich der Freund des Vaterlandes darüber vielleicht freuen können. Da es aber geschah in Folge von Verträgen, welche Preußen und Oesterreich hinterlistiger Weise mit Frankreich abgeschlossen hatten, und in einer Art, welche dieser Macht entscheidenden Einfluß auf die innern Angelegenheiten Deutschland's einräumte und dem Feinde einen ansehnlichen Theil des deutschen Gebietes überließ, so wurde dadurch der Untergang des Reiches vorbereitet.

Die Winkelzüge der Cabinette von Oesterreich und Preußen hatten keine andere Folge, als die hülflose Lage Deutschland's, Frankreich gegenüber, noch zu erschweren und die Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Die Franzosen begnügten sich jetzt mit dem linken Rheinufer gar nicht mehr, in einer Note vom 3. Mai 1798 verlangten sie überdies die Abtretung eines Stückes Land jenseits der Brücke von Hünningen, die Stadt Kehl, das Fort Castell bei Mainz und alle Rhein-Inseln, ferner die Schleifung Ehrenbreitenstein's und aller befestigten Brückenköpfe am rechten Rheinufer. Später gaben sie zwar diese

übermäßigen Forderungen wieder auf, allein das linke Rheinufer war verloren. Am 11. December 1798 nahm die Reichsdeputation das französische Ultimatum vom 6. December an, worin die Abtretung des linken Rheinufers nebst anderen Zugeständnissen verlangt worden war.

Mittlerweile hatte sich jedoch die Lage der Verhältnisse wesentlich geändert. Kaiser Franz, oder vielmehr dessen Minister Thugut glaubte, der Zeitpunkt zur Wiederergreifung der Waffen sei günstig geworden. Oesterreich zählte auf russische Hülfe. Der französische Gesandte Bernadotte wurde in Wien mißhandelt (13. April 1798). Der Congreß von Rastadt, welcher mit Betrug und Verrath begonnen hatte, endigte mit Mord. Als im December 1798 ein russisches Hülfsheer in Mähren eingerückt war, gaben die französischen Gesandten in Rastadt (2. Januar 1799) zu erkennen, daß Frankreich den Krieg als wieder eröffnet ansehe, wenn sich Oesterreich und das deutsche Reich dem Marsche der Russen nicht widersetzten. Am 12. März 1799 erklärte die französische Republik an Oesterreich den Krieg. Am 13. April 1799 reiste der kaiserliche Bevollmächtigte von Rastadt ab. Am 23. April löste sich die Reichsdeputation auf. Am 25. April wurde ein von den französischen Gesandten abgeschickter Courier zwischen Rastadt und Blittersdorf von österreichischen Husaren aufgefangen und vor den Obersten Barbaczy zu Gernsbach gebracht, welcher auf die bei ihm geführten Beschwerden erwiederte, daß er vor dem Empfange höherer Instruktionen keine Entschließung ertheilen könne. Der Oberst der Husaren handelte also nach höheren Instruktionen! Am 28 April ließ derselbe Oberst Barbaczy durch einen österreichischen Rittmeister der Reichsdeputation erklären, daß die Abreise der französischen Gesandten gesichert sei, und schickte diesen zugleich die schriftliche Weisung, binnen vierundzwanzig Stunden abzureisen. Oberst Barbaczy hatte demnach, seiner eigenen Erklärung zufolge, seine Maßregeln so getroffen, daß er innerhalb vierundzwanzig Stunden die Sicherheit der französischen Gesandten auf ihrer Reise von Rastadt nach Frankreich verbürgen konnte.

Vor Ablauf der festgesetzten Frist von vierundzwanzig Stunden, am Abende des 28. April 1799 reisten die französischen Gesandten ab, und zwei derselben, Bonnier und Roberjot fielen unter den Hieben der von Barbaczy befehligten Szekler=Husaren. Der dritte Jean Debry rettete sein Leben nur, indem er sich todt stellte. Der Erzherzog Karl ließ den Obersten Barbaczy verhaften und eine Untersuchung einleiten. Die österreichische Regierung hob dieselbe unter dem Vorwande auf, eine bloße militärische Untersuchung sei hier nicht am Orte. Sie gab sich jedoch selbst die größte Blöße, indem sie später erklärte, es handele sich blos um einen S o l d a t e n f r e v e l. Als es galt eine militärische Untersuchung zu verhüten, behauptete sie, es handele sich nicht um eine Militär=Angelegenheit, als aber die militärische Untersuchung beseitigt war, sollte nur ein S o l d a t e n f r e v e l im Spiele sein. Wenn diese Thatsachen zur Ueberführung Barbaczy's, und die weiter oben angeführten zu derjenigen Thugut's nicht genügen, so läßt sich kein Verbrechen mehr beweisen. Die ganze Reihe der Leute, welche bei der Mordthat mitwirkten, ist ermittelt. Wir haben Thugut, Lehrbach, Barbaczy, den österreichischen Rittmeister, die Szekler=Husaren und sogar den Zwischenträger, welcher zwischen Lehrbach und den französischen Gesandten hin= und herging, den Elsäßer Schulmeister. Wir haben vorhergehende*), gleichzeitige und nachfolgende Anzeigungen. Es fehlt nichts, als das Geständniß Thugut's. Dieses war freilich nicht zu erwarten. Daß die Gewaltthat von Thugut ausging, ist gewiß. Nur darüber kann ein Zweifel obwalten, ob der Mord befohlen war, oder aus Rohheit von den Soldaten verübt wurde. Das erste ist wahr=

*) Siehe oben § 36.

scheinlicher, als das letztere. Denn die Husaren verfuhren nicht in blinder Wuth, sondern mit Vorbedacht. Sie vergriffen sich nicht an anderen Personen. Sie hatten es auf die drei Gesandten abgesehen. Jean Debry wäre nicht am Leben geblieben, wenn die Schergen ihn nicht für todt gehalten hätten.

Die österreichische Regierung erreichte übrigens ihre Zwecke nicht, weder in Betreff der Ermordung der französischen Gesandten, noch der Wiederaufnahme des Krieges. Sie zog sich nur neue Niederlagen und Demüthigungen zu. Im Frieden von Lüneville schämte sie sich nicht mehr, offen und unumwunden im Namen des deutschen Reiches das linke Rheinufer an Frankreich abzutreten. Wie beim Frieden von Campo Formio die Zurückziehung der österreichischen Truppen, so war nach dem Frieden von Lüneville die Besetzung des deutschen Reichsgebietes durch französische Truppen die Daumschraube, wodurch die Reichsversammlung gezwungen wurde, den von Oesterreich geschlossenen Frieden anzuerkennen. Die von französischen Truppen besetzten Gegenden sollten nämlich nicht eher geräumt werden, bis die Reichsversammlung den Frieden von Lüneville genehmigt hätte. Unter diesen Umständen genehmigte dieselbe den Frieden schon am 7. März 1801.

Die eine Seite des Geschäftes, d. h. die Abtretung des linken Rheinufers, war auf diese Weise erledigt. Es blieb die andere noch übrig, die Entschädigung der Stände, welche dadurch in Verlust gekommen waren. Nächst Frankreich beschäftigte sich auch Rußland mit dieser Angelegenheit. Denselben Betrug, welchen Franz II. auf dem Rastadter Congresse dem deutschen Reiche gespielt hatte, wiederholte jetzt Frankreich, oder in dessen Namen Napoleon Bonaparte.

Die Reichsdeputation irrte sich in Regensburg, wie früher in Rastadt, wenn sie vermeinte, ihr liege das Geschäft der Ermittelung der Entschädigungen ob. Wie drei Jahre früher, so hätte sie auch jetzt nichts weiter zu thun, als die ihr vorgelegten Beschlüsse zu genehmigen. Es genügte dem übermüthigen Bonaparte nicht, daß die Reichsdeputation den ihr vorgelegten französisch-russischen Plan im Wesentlichen annahm und sich nur einige Abänderungen vorbehielt. Der erste Consul ließ der Reichsdeputation befehlen, sich jeder Veränderung des Theilungsplanes und jeder Verzögerung im Vollzuge desselben zu enthalten. Die Frechheit Bonaparte's wurde übrigens noch überboten durch diejenige mehrerer deutschen Regierungen, namentlich der preußischen, bairischen und würtembergischen, welche die Bestätigung des französisch-russischen Theilungsplanes durch die Reichsdeputation gar nicht abwarteten, sondern sofort nach Bekanntwerdung desselben von den ihnen zugeschiedenen Landestheilen Besitz ergriffen.

Auf solche Weise kam der berühmte Reichsdeputations-Hauptschluß den 25. Februar 1803 zu Stande. Preußen erhielt die thüring'schen Besitzungen des Kurfürstenthums Mainz nebst dessen Antheil an Trefurt, die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, den dritten Theil des Bisthums Münster mit der Stadt Münster, endlich die Abteien Elten, Essen, Herford, Kappenberg, Quedlinburg und Werden.

Baiern fielen zu die Stadt Passau mit einem Bezirke zwischen der Ilz und der Donau, die Grafschaft Neuburg am Inn, die Bisthümer Augsburg, Freissingen und Bamberg, mehrere Distrikte von Eichstädt, Gebietstheile der Abteien in Augsburg, die Probstei Kempten, neun reiche Abteien und vierzehn Reichsstädte.

Würtemberg's Loos war: die Probstei Ellwangen, sieben Stifte und neun Reichsstädte. Baden erhielt den größten Theil der auf der rechten Rheinseite gelegenen Bezirke der Bisthümer Basel, Straßburg und Speyer, die Städte Mannheim und Heidelberg nebst dem dazu gehörigen pfälzischen Gebiete auf der rechten Rheinseite, das Bisthum

Constanz, die Herrschaft Lahr, die Aemter Lichtenau und Willstätt, die Probstei Odenheim, zehn Abteien und sieben Reichsstädte.

Preußen vertauschte achtundvierzig Quadratmeilen mit 127,000 Einwohnern gegen zweihundertundvierzig Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern, Baiern einhundertundsechsundachtzig Quadratmeilen mit 600,000 Seelen gegen zweihundertundneunzig Quadratmeilen mit 900,000 Einwohnern. Am meisten wurde Baden begünstigt. Es gab nur acht Quadratmeilen mit 25,000 Einwohnern auf und erhielt dafür sechzig Quadratmeilen mit 240,000 Seelen. Hessen-Darmstadt erhielt für dreiunddreißig Quadratmeilen neunzig, und Würtemberg mehr als doppelten Ersatz für seine Verluste.

Die Zahl der Stimmen am Reichstage verminderte sich auf hundertsiebenundvierzig. Von den Reichsstädten überlebte nur Frankfurt am Main, Hamburg, Bremen und Lübeck, ferner Augsburg und Nürnberg, die beiden letzteren nur auf eine kurze Zeit.

Die Verhandlungen des Rastadter Congresses und der Regensburger Reichsdeputation hatten die Ohnmacht des deutschen Reiches so klar an den Tag gelegt, daß Napoleon glaubte, demselben jedweden Hohn ungestraft bieten zu können. Kaum war der Krieg mit England wieder ausgebrochen, so besetzten die Franzosen, ungeachtet des mit dem deutschen Reiche bestehenden Friedens, Hannover. Das Reich kam dem deutschen Lande nicht zu Hülfe. Die hannover'sche Aristokratie und Büreaukratie wollte es nicht auf einen Kampf ankommen lassen. Die hannover'sche Armee mußte (5. Juli 1803) die Waffen strecken, wurde aufgelöst, oder sollte wenigstens aufgelöst werden. Die Franzosen aber setzten sich im Lande fest. Hannover diente theils als Köder, womit sie Preußen fingen, theils als Hinterhalt, aus welchem sie, je nach den Umständen Oesterreich oder Preußen überfallen konnten. Die dort concentrirte Armee leistete ihnen später im Kriege gegen Oesterreich treffliche Dienste. Sie gab den Ausschlag bei Ulm.

Kaiser Franz, welcher so viel zum Ruine des Reiches beigetragen hatte, konnte mit größerer Sicherheit, als jeder Andere die bevorstehende Auflösung desselben vorhersehen. Um für diesen Fall seinen Kaisertitel, das einzige, was ihm vom deutschen Reiche geblieben war, zu retten, nahm er durch eine öffentliche Urkunde vom 11. August 1804 den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich an. Mehr, als ein halbes Jahrtausend hindurch war das deutsche Reich die melkende Kuh gewesen, an deren Eutern das Haus Habsburg sich groß gesogen hatte. Jetzt, da dem armen Thiere die Milch ausgegangen und Oesterreich nicht mehr mächtig genug war, die übriggebliebenen Haut und Knochen sich zuzueignen, zog es sich bei guter Zeit mit möglichstem Anstande vom deutschen Reiche zurück.

Der Krieg, welchen Oesterreich im Jahre 1805 mit Frankreich begann und welcher mit dem Preßburger Frieden (26. December 1805) zu Ende ging, brachte auch dem lange im Todeskampfe befangenen deutschen Reiche seinen Untergang.*)

Der Zweck, welchen Napoleon durch diesen Friedensschluß beabsichtigte, und erreichte, bestand darin, neben den beiden Hauptmächten Deutschland's, Oesterreich und Preußen, eine dritte zu bilden, welche, weil sie ganz sein Werk war, auch sein Werkzeug zu seinen weiteren Eroberungsplänen sein sollte.

So kam der unseelige und schmähliche Rheinbund zu Stande. Er wurde vermittelst einer am 12. Juli 1806 zu Paris unterzeichneten Urkunde, welche dem Reichstage am 1. August 1806 mitgetheilt wurde, gegründet. Sechzehn deutsche Fürsten, nämlich die Könige von Baiern und Würtemberg, der Kurfürst Reichskanzler, der Kurfürst von Baden, der neue Herzog von Berg (Joachim Mürat), der Landgraf von Hessen-Darmstadt,

*) Siehe oben § 28 Seite 271.

die Fürsten von Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, der Herzog von Aremberg, der Fürst von Isenburg-Birstein, endlich der Graf von und zu der Leyen, traten dem Bunde zuerst bei. An demselben 1. August 1806 erklärte der französische Gesandte Bacher, daß sein Kaiser kein deutsches Reich mehr anerkennen werde. Kaiser Franz II. legte am 6. August die Kaiserkrone nieder. Napoleon erhielt unter dem Titel eines Protectors des Rheinbundes eine despotischere Gewalt über die Hälfte Deutschland's, als sie jemals ein deutscher Kaiser inne gehabt hatte. Zum Lohne für ihre Unterwürfigkeit ertheilte Napoleon seinen deutschen Lehensfürsten nicht blos despotische Gewalt über ihre Unterthanen, sondern auch bedeutende Schenkungen, welche ihn nicht ärmer machten. Er verlieh Baiern die Reichsstädte Nürnberg und Augsburg, dem Fürsten Primas Frankfurt a. M., Baden, das Fürstenthum Heitersheim und Hessen-Darmstadt die Burggrafschaft Friedberg. Eine große Anzahl bisher reichsunmittelbarer Fürsten, Grafen und Ritter ordnete er der Landeshoheit der rheinischen Bundesfürsten unter. Auf diese Weise warb sich Napoleon Vasallen in Deutschland.

Die rheinische Bundesverfassung war eine bloße Spiegelfechterei, welche nur insoweit jemals in Ausübung trat, als sie die Streitkräfte sämmtlicher Bundesfürsten dem Kaiser Napoleon zur Verfügung stellte; wir können dieselbe daher hier füglich übergehen.

Am 25. September 1806 trat der Kurfürst von Würzburg (der ehemalige Großherzog von Toscana, welcher auch in Deutschland für den Verlust seines Landes entschädigt worden war) unter dem Titel eines Großherzogs, am 11. December 1806 der Kurfürst von Sachsen unter dem Königstitel, am 15. December 1806 die sächsischen Herzoge, am 13. April 1807 die beiden Fürsten von Schwarzburg, die Herzoge von Anhalt, die Fürsten von Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe und die Fürsten von Reuß dem Rheinbunde bei.

Aus den Preußen, Hannover, Hessen-Cassel und Braunschweig abgenommenen Landestheilen errichtete Napoleon 1) das Herzogthum Berg, welches er zuerst seinem Schwager Joachim Mürat und nach dessen Erhebung auf den Thron von Neapel (1809) dem noch unmündigen Sohne des Königs Ludwig von Holland, den Bruder des dermaligen Kaisers von Frankreich verlieh; 2) das Königreich Westphalen, welches am 15. November 1807 gleichfalls dem Rheinbunde beitrat. Am 18. Februar 1808 schloß sich Mecklenburg-Strelitz, 22. März 1808 Mecklenburg-Schwerin, 14. October 1808 Oldenburg an. Der Bund umfaßte nun ein Gebiet von fünftausendneunhundertundsechzehn Quadratmeilen mit 14,608,877 Einwohnern. Das Napoleon zur Verfügung stehende Bundesheer, welches anfangs nur 63,000 Mann zählte, wuchs auf 119,180 Mann an.

Die Dauer des Bundes war zu kurz, als daß alle Absichten, welche Napoleon in Betreff desselben hegte, hätten zu Tage kommen können. Allein sie war doch lang genug, um einige Anhaltspunkte dafür zu bieten. Der Fürst von Lichtenstein wurde unter die Gründer des Bundes aufgenommen, ohne deßhalb nur befragt zu werden. Durch ein kaiserliches Dekret vom 10. December 1810, wodurch Napoleon die Mündungen der Schelde, Maas, des Rheins, der Ems, der Weser und der Elbe mit Frankreich vereinigte, riß der Despot, ohne einen Unterschied zu machen, deutsche Gebietstheile, welche zum Bunde gehörten, und nicht dazu gehörten, vom deutschen Vaterlande los. Von den Bundesfürsten verloren dadurch ihre Länder: der Herzog von Oldenburg, welchem blos das Fürstenthum Lübeck blieb, der Herzog von Aremberg, von dessen Landen ein Theil mit Frankreich, der andere mit dem Großherzogthum Berg vereinigt wurde; endlich die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, deren Besitzungen Frankreich einverleibt wurden. Auch vom Großherzogthume Berg und dem Königreiche Westphalen zog Napoleon ansehnliche Bezirke

zu Frankreich. Der Rheinbund verlor dadurch nicht weniger, als fünfhundertundzweiunddreißig Quadratmeilen mit 1,133,057 Einwohnern.

Wenn Polyphem Napoleon nicht früher beseitigt worden wäre, so hätten ohne Zweifel die übrigen Bundesfürsten ein gleiches Schicksal, wie die Herzoge von Oldenburg und Aremberg gehabt. Diejenigen derselben, welche ihre Souveränität behaupteten, verdankten dieses weder ihren Verdiensten um Deutschland, noch ihrer eigenen Kraft, sondern dem Sturze Napoleon's, welcher diesen abhielt, sie zu verschlingen und der Macht der Verhältnisse, welche die Entscheidung ihres Schicksals nicht der deutschen Nation, sondern den deutschen Fürsten anheimgab, die nicht geringere Schuld, als sie, an dem Jammer Deutschland's trugen.

Auf den rheinischen Bund mit Napoleon an der Spitze folgte der deutsche Bund mit Oesterreich und Preußen als Protectoren, auf den Bund mit der scharfen militärischen Spitze, der Bund mit Polizei und Censur und unerschwinglichen Friedensheeren.

Der deutsche Bund war nicht minder eine Mißgeburt, als sein Vorgänger, welcher den Namen des rheinischen führte. Keine der Lehren der Geschichte, welche die Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806 an die Hand gab, wurde von den Gründern des neuen Bundes benutzt. Statt einer Macht, welche außerhalb Deutschland ihren Schwerpunkt hat, zählt der deutsche Bund deren drei unter seinen Mitgliedern: Oesterreich, Dänemark und die Niederlande. *) Der Einfluß undeutscher Interessen wird durch die Erklärung nicht beseitigt, daß diese Mächte nur für bestimmte genau bezeichnete deutsche Provinzen dem Bunde beiträten. Denn in allen praktischen Fragen werden die genannten drei Mächte durch die Verhältnisse gezwungen, die deutschen Interessen ihren nichtdeutschen unterzuordnen. Der größten deutschen Macht, Preußen, wurde nur die zweite Rolle zugetheilt, dem Hause Habsburg fiel die erste anheim.

Der deutsche Bund ist nur ein Bund zwischen den Fürsten und den vier frei gebliebenen deutschen Städten. Die deutsche Nation ist als solche bei demselben nicht vertreten, ja kaum berücksichtigt. Als Zweck des Bundes ist „die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschland's und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten" angegeben. Die Sorge für die Verwirklichung dieses Zwecks ist aber einer Anzahl von siebenzehn Diplomaten anvertraut, welche von den Instruktionen und der Ernennung ihrer Vollmachtgeber abhängig sind, gerade so wie einst die Reichstagsgesandten zu Regensburg.

Der Unterschied zwischen der Reichsverfassung und derjenigen des deutschen Bundes besteht nur darin, daß die Zahl der Stände sich vermindert und daß deren Gewalt sich vermehrt hat, daß an die Stelle eines Wahlkaisers ein erblicher, d. h. von den österreichischen Erbkaisern jedesmal zu ernennender Bundespräsident getreten und daß an die Stelle der Reichsgerichte Austrägalgerichte mit höchst zweifelhafter Competenz und unter höchst verwickelten Formen traten.

Was die deutsche Bundesverfassung vor der Reichsverfassung voraus hat, ist nicht das Werk der deutschen Fürsten, sondern dasjenige der Zeit und insbesondere Napoleon's, welcher die Zahl der deutschen Landesherren vermindert und den deutschen Kaiserthron umgestürzt hat.

Dem Auslande gegenüber ist die Stellung Deutschland's durch die Bundesverfassung in keiner Weise verbessert worden.

Durch die besonderen Artikel wurden einerseits den Aristokraten Zugeständnisse gemacht, den ehemaligen Reichsständen und Reichsangehörigen (durch Artikel 14), den Reichs-

*) Bei Begründung des Bundes sogar vier: Hannover-England.

pensionären (durch Artikel 15), dem fürstlichen Hause Thurn und Taxis (durch Artikel 17), welche treulich gehalten wurden; anderseits dem deutschen Volke, indem diesem landständische Verfassungen (Artikel 13), Gleichberechtigung der verschiedenen christlichen Religionsparteien, Verbesserung der bürgerlichen Zustände der Juden (Artikel 16), Freiheit des Erwerbs von Grundeigenthum, Abzugsfreiheit, Freiheit des Eintritts in die Civil- und Militärdienste aller Bundesstaaten, Freiheit von aller Nachsteuer, Preßfreiheit (Artikel 18), Freiheit des Handels, des Verkehrs und der Schifffahrt zwischen den verschiedenen Bundesstaaten in Aussicht gestellt wurde. Alle diese Zusagen wurden nicht nur nicht gehalten, sondern geradezu in ihr Gegentheil verkehrt.

Die Frage, wie auf dem Wiener Congresse die neue Verfassung hätte besser gemacht werden sollen, ist in sehr mannigfaltiger Weise beantwortet worden. Mir scheint dieselbe gleichbedeutend zu sein mit der Frage, wie man aus schlechtem Mehl besseres Brod, als es zu geben pflegt, backen könne. Zuerst müssen die Elemente der Bundesverfassung gebessert werden, bevor diese selbst besser ausfallen kann. So lange nicht die deutsche Nation, nicht die einzelnen Stämme oder auch nur Bruchstücke derselben, sondern die vierunddreißig Fürsten und vier freien Städte, welche die Bundesacte aufzählt, als die eigentlichen Bundesmitglieder erscheinen, kann die Verfassung nicht besser ausfallen. Jede Gewalt, welche der Bundesversammlung eingeräumt wurde, enthielt eine Verstärkung der unfreiheitlichen Elemente, wie sich dieses schon gar bald herausstellte.

Der große Fehler des Wiener Congresses war, daß auf demselben die Völker keine Stimme hatten. Aus diesem folgten alle übrigen mit unabweislicher Nothwendigkeit.

Was unserem Vaterlande Noth gethan hätte, d. h. eine Bundesverfassung, ähnlich derjenigen der Vereinigten Staaten Nordamerika's, war bei der Zusammensetzung des Wiener Congresses eine Unmöglichkeit. Alle Fürsten Deutschland's stimmten darin überein, sich ihre souveräne Gewalt möglichst unbeschränkt zu erhalten. Diejenigen, welche von einer kräftigen Bundesgewalt sprachen, hatten dabei immer den Hintergedanken, sie würden sich derselben bemächtigen können. Sobald sie aber merkten, daß die übrigen Fürsten sich dieses nicht gefallen lassen wollten, kamen sie selbst wieder von dem Gedanken einer starken Centralgewalt zurück. Eine solche wäre nur möglich gewesen, falls den einzelnen Staaten die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, des Bundesheeres und der Bundeszölle vollständig entzogen und der Centralgewalt überwiesen worden wäre. Diese selbst mußte nothwendig ihren Ursprung in der Nation und nicht in deren Fürsten haben. Das Bundesgebiet mußte nicht blos auf dem Papiere, sondern in Wirklichkeit von denjenigen Landestheilen unterschieden werden, welche unter der Herrschaft von Bundesfürsten standen, ohne zum Bunde zu gehören. Es mußte eine Gewalt geschaffen werden, welche stark genug war, die Hülfsquellen ganz Deutschland's und daher auch der deutschen Provinzen Oesterreich's, Preußen's, der Niederlande und Dänemark's zu deutschen Zwecken zu verwenden, selbst gegen den Willen der betreffenden Fürsten. Alle diese schönen Einrichtungen waren aber im Jahre 1815 Unmöglichkeiten und werden solche bleiben, so lange die Häuser Habsburg, Hohenzollern, Wittelsbach, Oranien und wie sie alle heißen, ein schwereres Gewicht in die Wagschale der Geschicke werfen, als die deutsche Nation, die Sache der Freiheit und des Rechtes. Wenn die deutsche Nation sich damals auf den hier angedeuteten Höhepunkt hätte hinaufarbeiten wollen, hätte sie nicht ihren Fürsten ein so großes Vertrauen schenken, sondern selbst einen lebendigern Theil an den Verhandlungen des Wiener Congresses nehmen müssen. Das that sie nicht. Das war ein Fehler. Allein darum bleiben die Heldenthaten der Jahre 1813 und 1814 doch ewig preiswürdig.

Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, die Freiheitskriege der Jahre 1813 und 1814

herabzusetzen, im Hinblicke auf die spätere Zeit, welche so viele Hoffnungen begrub. Allein wer den Napoleon'schen Despotismus kennt, muß zugeben, daß in nationaler und freiheitlicher Beziehung die Kämpfe jener Jahre, trotz allen Meineiden, umgestürzten Verfassungen und Gewaltthaten, trotz der Wiederherstellung des Jesuitenordens, trotz Censur, Polizei und stehenden Heeren, dennoch die Völker Europa's dem Ziele nationaler und freiheitlicher Entwickelung näher führten.

Soweit die Geschichte reicht, hat noch nie eine Freiheitsbewegung stattgefunden, welche nicht früher oder später von herrschsüchtigen Schurken zu ihrem Privatvortheile wäre ausgebeutet worden. War es denn nicht auch so bei der Reformation, bei der niederländischen, der englischen und der französischen Revolution? Stellen sich nicht in der nordamerikanischen Union die Sclavenhalter auf das Postament der Freiheit und suchen von diesem herab das ihnen liebste Institut weiter auszudehnen?

In den Büchern der Weltgeschichte wird ein fortlaufender Conto=Current geführt, in welchem alle Tugenden in das Haben und alle Laster in das Soll niedergeschrieben werden. Früher oder später kommt es zur Abrechnung. In den Jahren 1848 und 1849 wurde schon einmal der Versuch der Abrechnung gemacht. Er wurde nicht vollendet. Allein damals blieben die Verbrechen, deren sich die deutschen Fürsten in dem Jahre 1814 und folgenden schuldig machten, unvergessen. Wie die gebrochenen Zusagen der Fürsten die gerechte Entrüstung der Völker rege machen, so begründen die Heldenthaten der Völker den Beweis, daß diese die zu Erringung der Freiheit erforderliche Kraft besitzen und die zuversichtliche Hoffnung, daß sie nicht ein zweites Mal sich von ihren Fürsten werden mißbrauchen lassen.

In den Bericht über die großen Reiche der Erde konnten wir den Theil, welchen die einzelnen minder wichtigen Fürsten und Staaten an der Entwickelung der Geschichte Deutschland's nahmen, noch nicht aufnehmen. Wir holen dieses jetzt nach.*)

Die kleinen Fürsten Deutschland's luden eine schwere Schuld auf sich, indem sie während der ersten Jahre der französischen Revolution die gehässigen Feinde derselben, die emigrirten Prinzen, Adeligen und Pfaffen gastfreundschaftlich an ihren Höfen aufnahmen, diesen unverbesserlichen Gegnern jedweden Fortschritts Vorschub leisteten und sich bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich treiben ließen. Daß die kleinen Fürsten Deutschland's den Kampf schlaff führten, versteht sich von selbst. Wie wäre dieses anders möglich gewesen, da ihre Völker den Krieg mit Widerwillen führten? Wir wollen den kleinen Tyrannen Deutschland's aus ihrer Schlaffheit im Kriege keinen Vorwurf machen. Sie war die nothwendige Folge ihrer Stellung. Allein es war Verrath am Vaterlande, daß sie, um einige tausend Unterthanen mehr und um eine unumschränktere Gewalt über dieselben zu bekommen, damit anfingen, Napoleon und dessen Ministern zu schmeicheln und die letzteren zu bestechen, und damit aufhörten, nicht die alte Reichsverfassung, an welcher wenig verloren war, sondern das gesammte deutsche Interesse, die deutschen Gränzen, die deutsche Nationalität und was von deutscher Freiheit und deutscher Sitte noch bestand, dem französischen Kaiser zum Opfer zu bringen.

Es wäre ungerecht, behaupten zu wollen, daß alle deutschen Fürsten, welche am Triumphwagen Napoleon's zogen, dieses in böser Absicht thaten. Manche, z. B. der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der Herzog Peter von Oldenburg und einige wenige Andere waren Männer von persönlichem Werthe. Allein sie vermochten nicht, dem Drange der Verhältnisse zu widerstehen. Eine Lage der Dinge, in welcher selbst gute Fürsten zum Verrathe am Vaterlande gedrängt werden, ist aber eine unhaltbare, eine so gefährliche, daß

*) Vehse, Geschichte der deutschen Höfe.

eine Nation, welcher ihre Unabhängigkeit etwas werth ist, dieselbe nicht duldet. — Die deutsche Bundesacte beseitigte aber gerade diejenige Gefahr nicht, welche zur Zeit des deutschen Rheinbundes klar zu Tage trat. Gerade so haltungslos, wie damals, war Deutschland, als Louis Napoleon den Krieg in Italien begann, und ist es bis zu dieser Stunde, da die Bedingungen des Friedens von Villafranca noch nicht bekannt sind.

Unter den Staaten, welche sich während der Periode der französischen Kriege (1792 bis 1814) am schwersten an Deutschland vergingen, steht Baiern obenan. Zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution war daselbst noch immer jener Karl Theodor Kurfürst, den wir bereits im vorigen Buche*) kennen lernten. Er leitete selbst und mit Selbstsucht die Regierung des Landes. Den Ministern blieb nur, die königlichen Cabinetsbefehle zu unterschreiben. Oberndorf in der Pfalz war der Einzige, welcher selbständig zum Besten der Völker etwas that. Die französische Revolution war dem alten Kurfürsten zwar höchst unbequem, allein er gehörte nicht zu denjenigen deutschen Fürsten, welche in die Kriegstrompete stießen. Im Gegentheile hielt er die Emigrirten von seinem Hofe fern und rieth, den Krater zu Paris in sich selbst ausbrennen zu lassen. Als der Reichskrieg erklärt wurde, war sein Hauptaugenmerk nur darauf gerichtet, von den Kriegssteuern möglichst viel in seinen Privatschatz zu leiten. Als Thugut (1794) den althabsburgischen Plan des Erwerbs Baiern's durch Tausch wieder in Gang brachte, war Karl Theodor demselben nicht abgeneigt, weil er hoffte, dadurch seine natürlichen Kinder bereichern zu können. An das Wohl des Landes dachte er dabei so wenig, als an die Zweibrückener Linie, welche berufen war, ihm nachzufolgen. Mehrere Aufstände, welche in München ausbrachen (namentlich 1795 und 1798), deuteten die Unzufriedenheit des Volkes an, hatten aber keine weitere Bedeutung. Der Kurfürst fuhr bis an's Ende fort, Schätze zu sammeln, ohne auf das Elend seines Volkes die geringste Rücksicht zu nehmen. Der Tauschplan kam übrigens nicht zu Stande. Karl Theodor starb am 16. Februar 1799. Er hinterließ einen aus nahezu sechshundert Kammerherren bestehenden Hofstaat, mehr als hundertzweiundfünfzig Geheime Räthe, darunter fünfundachtzig Excellenzen, gegen tausend Räthe aller Art, nicht weniger als zehntausend Beamte, sechzig Generale, ein Hofbudget von mehr als einer Million, fünftausend Mönche in zweihundert Klöstern und einen Geistlichen auf jedes Hundert seiner Unterthanen!

Auf Karl Theodor, den letzten Sprossen der Sulzbach'schen Linie, folgte der Zweibrückner Zweig in Pfalzbaiern nach, derselbe, welcher den Schweden drei protestantische Könige gegeben hatte (Karl X., Karl XI. und Karl XII.). Ein Bruderssohn Karl's X., Gustav Samuel, war 1696 katholisch geworden. Nach dessen Tode (1731) war das Fürstenthum Zweibrücken an die Linie Birkenfeld gefallen, welche damals noch protestantisch war. Christian IV. dieser Linie wurde 1758 gleichfalls katholisch, sein Neffe Friedrich, welcher ihm nachfolgte, war es schon 1746 geworden. Man machte damals bessere Carrière in der katholischen Religion. Seit dieser Zeit ward auch das Birkenfelder Ländchen katholisch regiert. Friedrich's Sohn, der schlimme Karl (1775—1795), einer der verruchtesten Bösewichte seiner Zeit, hatte keine ehelichen Nachkommen. Dessen Bruder, Maximilian Joseph, folgte in Zweibrücken Birkenfeld (1795) und vier Jahre später in Pfalzbaiern nach. Im Jahre 1805 erhob ihn Napoleon zum Könige von Baiern.

Max Joseph war ein wohlwollender, in religiöser Beziehung duldsamer Lebe-

*) § 44, S. 267, f.

mensch. Er verstand sehr wenig von Staatsangelegenheiten und überließ die Regierungssorgen seinen Ministern, unter welchen Montgelas während der ganzen Periode der französischen Kriege die erste Rolle spielte. Die Regierung wurde in leichtsinniger, verschwenderischer Weise, ohne alle Rücksicht auf deutsche Nationalität und Freiheit geführt. In Folge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 wurden auch in Baiern die Klöster aufgehoben, deren Güter aber in unsinniger Weise verschleudert.

Baiern wurde der eigentliche Grundstein des rheinischen Bundes.* In Folge dessen wurden einige, in Frankreich längst abgeschaffte Mißbräuche, z. B. die Steuerfreiheit des Adels, auch in Baiern beseitigt (1807). Die ganze Streitmacht Max Joseph's aber ging dem Vaterlande verloren und zog noch einen ansehnlichen Theil der übrigen Heere Deutschland's in das französische Lager hinüber.

Montgelas war einer jener zahlreichen deutschen Staatsmänner der napoleonischen Zeit, welche nur daran dachten, die Gelegenheit zur Vergrößerung des Gebietes und der Macht ihrer Herren möglichst auszubeuten. Indem sie Eifer für ihre Herren kund thaten, arbeiteten sie hauptsächlich für sich selbst. Montgelas beherrschte den gutmüthigen Max Joseph vollständig und dann gerade am unbeschränktesten, wenn dieser glaubte, seinem Minister einen Strich durch die Rechnung gemacht zu haben. Montgelas, und mit ihm Max Joseph, waren, gleich ihrem hohen Herrn Napoleon, gegen die Pfaffenherrschaft, gegen Mönchsunwesen und Glaubenszwang. Allein von derjenigen Ordnung, welche Napoleon zu allen Zeiten in den Finanzen des Staates aufrecht erhielt, war in Baiern keine Spur zu finden. Ganze Berge von Eingaben blieben uneröffnet. Der König sorgte nur dafür, daß ihm sein tägliches Taschengeld von tausend Gulden richtig ausbezahlt wurde. Gelang es einem Bittsteller, Gehör beim Könige zu finden, so setzte dieser nicht selten durch, daß dessen Wünsche erfüllt wurden. Ob dieselben übrigens begründet seien oder nicht, untersuchte Max Joseph nicht. Dieses hätte ihm zu große Mühe gemacht. Wer an den Staat etwas zu fordern hatte, konnte zu seinem Gelde entweder nur vermittelst Abschlagszahlungen, oder Anweisungen, die sich nur durch persönliche Beziehungen oder gegen wucherische Prozente verwerthen ließen, gelangen. Die Verwirrung war so groß, daß der Cassier oft gar nicht wußte, in welchem Verhältnisse die ausgestellten Anweisungen zu den Forderungen der Gläubiger standen. Freche, oder besonders begünstigte Schurken erhielten doppelte und dreifache, geschäftsunkundige und ängstliche Leute gar keine Bezahlung.

Auf dem Congresse von Wien ging das Bestreben der bairischen Gesandten nur dahin, aus dem Rieder Vertrage möglichsten Vortheil zu ziehen. In Betreff der Verfassung Deutschland's war Montgelas der Ansicht: „Es sei genug, in Deutschland die Fürsten einzeln, unverbunden, wie in Italien, neben einander bestehen zu lassen, und wenn ja eine Verfassung, so sei sie nur als Bund gegen die Fremden, nicht in das Innere der Länder eingreifend zu bilden."

Mit dem Wiener Congresse ging auch die Herrschaft Montgelas' zu Ende. Dieser Minister war, so lange er Gewalt besaß, sehr verhaßt in Baiern. Er hatte sich zu fest mit Napoleon und dem Rheinbunde verschlungen, als daß er sich unter den Fittigen der s. g. heiligen Allianz und des deutschen Bundes hätte behaupten können. Baiern, Deutschland und die Menschheit verloren an ihm weder einen Freund des Vaterlandes, noch der Freiheit, ja nicht einmal einen rechtschaffenen und umsichtigen Staatsmann. Montgelas war leichtsinnig, üppig, habsüchtig und verschwenderisch. Nächst der persönlichen Freundschaft Max Joseph's verdankte er seine Stellung nur der Gewandtheit seines Geistes, welche ihn befähigte, das Schiff des baierischen Staates durch die Stürme einer bewegten Zeit ohne

Verlust und sogar mit ansehnlichem Gewinn zu steuern. Daß dieser Gewinn Baiern auf Kosten Deutschland's zuging, bekümmerte ihn so wenig, als seinen Herrn.

Nach Baiern war **Würtemberg** derjenige deutsche Staat, welcher die Macht Napoleon's in Deutschland am meisten stützte. König Friedrich I. harrte sogar noch länger bei Frankreich aus, als Max Joseph von Baiern.

Nach des Herzogs Karl Eugen's kinderlosem Tode (1793) folgten demselben dessen schon sehr alte Brüder Ludwig Eugen (1793—1795) und Friedrich Eugen (1795 bis 1797). Beide waren, gleich ihrem ältern Bruder, katholisch. Das Land hatte über sie nur wenig zu klagen, denn ihre Herrschaft war kurz. Ludwig Eugen's Liebhaberei waren Mönche. Kapuziner und Franziskaner erschienen wieder bei Hofe. Sie verschwanden beim Tode des alten Herzogs. Ludwig Eugen, früher Kanonikus zu Salzburg, später preußischer General, hatte in seinem Ehecontracte mit der preußischen Prinzessin Friederike Dorothea Sophie von Brandenburg-Schwedt versprochen, seine Kinder in der protestantischen Religion erziehen zu lassen. Mit seinem ältesten Sohne Friedrich (1797—1816) kehrte daher das würtembergische Haus zu der protestantischen Religion zurück. In erster Ehe stand Friedrich, genannt der Dicke, mit Auguste von Braunschweig, der Tochter des bekannten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, dessen wir im siebenjährigen Kriege, im Feldzuge der Champagne und bei der Schlacht von Jena gedachten. Die Ehe war unglücklich. Die Gatten trennten sich, als sie (1786) mit einander in Rußland lebten. Auguste starb (am 27. September 1788) auf dem Schlosse Lodah bei Reval. Sie soll daselbst während eines Anfalls von Starrkrampf auf Veranlassung der Kaiserin Katharina, mit welcher sie Streit gehabt hatte, lebendig begraben worden sein. In zweiter Ehe vermählte sich Friedrich mit der Prinzessin Mathilde von England, der ältesten Tochter Georg's III. (18. Mai 1797).

Seine Regierung begann Friedrich, indem er auf dem Landtage von 1797 auf 1798 alle Tractate und Verträge seiner Vorgänger bestätigte und sie feierlich für fest und unwiderruflich erklärte. Dessenungeachtet traten die tyrannischen Gesinnungen des Herzogs schon bald zu Tage. Während er am Ende seiner Regierung sich fest an das despotische Frankreich anschloß, bekämpfte er im Anfange derselben das republikanische Frankreich nach seinen schwachen Kräften mit äußerstem Eifer. Vergebens thaten die Landstände Einsprache. Der Haß des kleinen Tyrannen, welcher durch englische Hülfsgelder genährt wurde, gab den Ausschlag, bis zur Zeit des Friedens von Lüneville. Als es darauf ankam, eine möglichst reichliche Entschädigung für das an Frankreich abgetretene Mümpelgard zu erlangen, ließ er dem Secretäre Talleyrand's eine Rente von achttausend Louisd'or und dem französischen Gesandten in Regensburg eintausend Louisd'or baar und eine Dose im Werthe von zwanzigtausend Gulden überreichen. Demzufolge erhielt er für vierzigtausend Seelen, die er abtrat, einhundertzehntausend nebst dem Kurhute. Nachdem dieser erste Schritt der Annäherung an Frankreich gemacht war, folgte bald der zweite, entscheidendere nach. Als der Krieg des Jahres 1805 ausbrach, stattete Napoleon (am 2. October) dem Kurfürsten einen Besuch zu Ludwigsburg ab. Tags darauf hatten die beiden, der große und der kleine Despot, eine zweistündige geheime Unterredung mit einander. Napoleon forderte Friedrich auf, eine Allianz mit ihm zu schließen, und als sich der Kurfürst bei dieser Gelegenheit auf seine Landstände berief, erwiederte ihm Napoleon: „Jagen sie die Schufte fort!" Friedrich ließ sich das nicht zweimal sagen. Er schloß nicht blos für sein Land die Allianz mit Frankreich, sondern auch für seine Familie den Bund mit dem Hause Napoleon. Er stellte achttausend Mann zu dem französischen Heere gegen den deutschen Kaiser. Nicht

lange darauf gab er seine einzige Tochter Katharina dem Bruder Napoleon's, Hieronymus, zur Frau (1807).

Von dieser Zeit an herrschte Friedrich mit unumschränkter Gewalt im würtenbergischen Lande. Am 30. Dezember 1805 versammelte er den Ausschuß der Landstände zum letzten Male und kündigte diesem in eigener Person den Umsturz der uralten Landesverfassung an. Am Neujahrstage 1806 nahm Friedrich mit großem Pompe den Königstitel an und richtete nunmehr Würtemberg zu einem Königreiche mit hohem und niederem Adel, mit großartigen Ministerien und Kanzleien, mit einem Heere von Beamten und Soldaten ein. Um bei diesen Veränderungen auf keinen Widerstand zu stoßen, ordnete der neue König eine allgemeine Entwaffnung des Volkes an. Zahlreiche Ausländer, namentlich mecklenburgische Adelige, wurden nach Würtemberg gezogen und denselben die wichtigsten Stellen im Staate übertragen. Auf Adel und Geistlichkeit, Stadt und Land lastete die Hand des Königs schwer. Zwölftausend Mann Würtemberger zogen mit den Franzosen 1806 gegen Preußen. Doch verstand es König Friedrich, unter dem Vorwande, daß Oesterreich nicht zu trauen sei, seine Truppen vor der gefährlichen Sendung nach Spanien, woselbst so viele Rheinbundskrieger den Tod fanden, zu bewahren.

König Friedrich war nicht blos ein Verschwender, welcher sein Land aussog, sondern auch ein Despot, welcher die Lasten, die er seinem Volke auferlegte, durch Willkühr und Rohheit noch erschwerte. Die Jagdlust, welcher er sich schrankenlos ergab, das unnatürliche Verhältniß zu schönen jungen Leuten, in welchem der König stand, die unausgesetzten Soldaten-Aushebungen, welche er anordnete und bei welchen er weder auf gesetzliche Bestimmungen, noch auf Familien-Verhältnisse die geringste Rücksicht nahm, die persönlichen Gewaltthätigkeiten, deren er und seine Günstlinge, unter diesen namentlich der Graf von Dillen, sich herausnahmen, machten seine Regierung zum Fluche des Landes. Unter den vielen Tyrannen Deutschland's war Friedrich I. von Würtemberg ohne Zweifel der verhaßteste. Große Landstrecken blieben unbebaut, weil der Wildstand, welchen der König hegte, alle Erndten verwüstete, ohne daß es den Bauern erlaubt war, sich durch andere Werkzeuge, als Klappern, der vierfüßigen Eindringlinge zu erwehren. Von den Ländern, welche unbebaut blieben (sie werden von Pfister auf fünftausendzweihundertdreiundzwanzig Morgen veranschlagt), wurden die Abgaben nichtsdestoweniger voll erhoben. Der Frohndienst, in welchem die Treiber bei den Jagden standen, entzog dem Landbau zahlreiche kräftige Hände. Er war für die unglücklichen Arbeiter überdies mit großen persönlichen Gefahren und Opfern verbunden. Die Treiber, welche oft Wochen lang von Hause abwesend sein mußten, erhielten während dieser Zeit nicht einmal die spärlichste Nahrung. Sie mußten sich selbst beköstigen. Prügel, Streiche mit dem Hirschfänger, nicht selten sogar eine Ladung Schrot erwartete sie bei jedem Fehler, den sie machten, oder welchen hohe Herren auf sie abzuwälzen für gut fanden.

Fünfzehntausend Würtemberger zogen mit den Franzosen nach Rußland. Wenige derselben kehrten zurück und diese größtentheils mit erfrorenen Gliedmaßen. Von Neuem rüstete Friedrich 1813 die Hälfte seines Contingentes aus, welche bei Lützen, Bautzen, Jüterbock und Leipzig für die französische, gegen die deutsche Sache kämpfte. Bei Leipzig konnte Graf Normann die von ihm befehligten Würtemberger nur dadurch vom augenscheinlichen Untergange retten, daß er auf deutsche Seite überging. Der König cassirte ihn zur Strafe dafür. Am 6. November 1813 sah er sich jedoch durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, den Vertrag zu Fulda abzuschließen und den Verbündeten beizutreten.

Die wenigen freiheitlichen Bestimmungen, welche die deutsche Bundesacte enthielt,

wären ihm so sehr zuwider, daß er dem Bunde anfangs gar nicht beitreten wollte. Erst am 1. September 1815 schloß er sich demselben nachträglich an.

Nach dem vollständigen Umschwunge der Dinge sah Friedrich I. wohl ein, daß er seine Regierung in der alten Weise nicht fortsetzen könne. Wie die Bourbonen wollte er seinem Ländchen eine Verfassung octroyiren. Darüber entstand neue Aufregung in Würtemberg. Bevor diese sich beruhigte, starb Friedrich (am 30. October 1816). Die Freude darüber war im Lande so groß, daß es schwer hielt, derselben Schranken zu ziehen. Viele wollten die Nachricht gar nicht glauben, weil sie die Hoffnung aufgegeben hatten, von diesem Uebel erlöst zu werden.

Das paradiesische Ländchen **Baden**, welches von dem Bodensee bis Basel, von da bis Mannheim und jenseits Wertheim sich erstreckt, existirte beim Beginne der französischen Revolution nur in kleinen Bruchstücken, von denen eines das verbundene Baden-Durlach und Baden-Baden war. Dieser Kern des jetzigen Großherzogthums Baden enthielt übrigens nur siebenundsiebzig Quadratmeilen mit zweimalhunderttausend Einwohnern. In unseren Tagen zählt das Ländchen nahezu anderthalb Millionen Seelen auf zweihundertundsiebzig Quadratmeilen. Carl Friedrich, welcher seit dem Jahre 1733 in Baden-Durlach und seit 1771 auch in Baden-Baden regierte, war einer der wenigen deutschen Fürsten, die es redlich mit ihren Unterthanen meinten. Während eines langen Friedens hatte er im Stillen für die Verbesserung der Zustände seines Ländchens gewirkt. Im Jahre 1796 wurde die Markgrafschaft Baden auch in den Strudel der französisch-deutschen Kriege gezogen. Die Franzosen drangen in das Land. Der Markgraf floh nach Anspach. Die Reichsarmee bot keinen Schutz. Sie bestand aus zusammengerafftem Gesindel in den mannigfaltigsten Uniformen, mit Gewehren von allen Kalibern, Soldaten und Offiziere, welche sich nicht selten zum ersten Male beim Ausrücken in das Feld gesehen hatten. Denn den Hauptmann hatte eine Reichsstadt, den Fähndrich ein Graf und die Mannschaft verschiedene Klöster und Reichsritter gestellt. Ein so zusammengesetztes Heer war wenig dazu geeignet, den Truppen der französischen Republik die Spitze zu bieten. Am 17. Juli schlossen die Würtemberger, am 25. Juli die Badener mit den Franzosen Waffenstillstand. Baden mußte seine überrheinischen Besitzungen, namentlich die Herrschaft Rodemachern im Herzogthum Luxemburg und den Antheil an der Grafschaft Schonheim abtreten und zwei Millionen Franken Brandschatzung zahlen.

Gerade so wird es bei dem nächsten Kriege mit Frankreich wieder gehen, falls bis dahin die Staatsverfassung Deutschland's nicht wesentlich verbessert sein wird. So lange die einzelnen Staaten Deutschland's noch das Recht, oder auch nur die Mittel besitzen, über die von ihnen gestellten Truppen zu verfügen und mit dem Auslande zu verhandeln, kann Deutschland diesem gegenüber nie eine Einheit bilden.

Im Jahre 1801 setzte der plötzliche Tod des Erbprinzen Karl Ludwig auf einer Reise in Schweden das Land in große Betrübniß. Die Töchter, welche er hinterließ, nahmen später die Throne von Rußland, Baiern und Schweden, und das Thrönchen von Hessen-Darmstadt ein. Die fünfte Prinzessin ehelichte den Herzog von Braunschweig, welcher 1815 bei Quatrebras fiel. Die Verbindung des Hauses Baden mit dem russischen Kaiser Alexander trug viel dazu bei, daß die Entschädigung durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 so günstig ausfiel. *)

In der Nacht vom 9. zum 10. Juni 1811 starb Karl Friedrich, welcher der Nestor der deutschen Fürsten genannt und von Mit- und Nachwelt wegen seiner Tugenden hoch

*) Siehe oben Seite 400.

gepriesen wurde. Trotzdem mußte Baden auch unter ihm seine Streitkräfte dem Feinde Deutschland's zur Verfügung stellen. Die auswärtigen Verhältnisse des Vaterlandes wurden in nichts gefördert durch die Regententugenden Karl Friedrich's. Dieser half, gleich allen übrigen Mitgliedern des Rheinbundes, den Sieges- und Triumphwagen Napoleon's durch ganz Deutschland bis nach Moskau, und im Westen durch die Gebirge Spanien's schleppen. Gleich dem dicken Friedrich von Würtemberg, zahlte auch Karl Friedrich von Baden seinen Tribut an den Secretär Talleyrand's. Dieser bestand in sechstausend Louisd'or nebst einigen Kostbarkeiten. Ueberdies erhielt der russische Gesandte von Bühler viertausend Louisd'or. So wenig vermag bei mangelhafter Organisation auch ein sonst redlicher Fürst dem Strome der Ereignisse zu widerstreben.

Karl Friedrich's Enkelsohn und Nachfolger hatte, trotz seiner Abneigung, Napoleon's Adoptivtochter, Stephanie, ehelichen müssen (1806), welche seit 1818 dem Lande unermeßliche Summen (jährlich, mit Einschluß der Accidenzien, mehr als 150,000 Gulden) gekostet hat.

Großherzog Karl (1811—1818) war träg, wollüstig, mißtrauisch und unentschlossen, überhaupt seinem Großvater sehr unähnlich. Er und der König von Würtemberg waren die einzigen deutschen Fürsten, welche sich weigerten, die deutsche Bundesacte zu unterzeichnen. Er trat derselben erst hinterher (am 26. Juli 1815) bei. Er gerieth dadurch in eine sehr vereinzelte Stellung, welche ihn bestimmte, den Artikel 13 der deutschen Bundesacte schneller und redlicher, als die meisten übrigen deutschen Fürsten thaten, zu erfüllen.

Unter den tragikomischen Gestalten der Periode der französischen Kriege spielte Wilhelm IX. von **Kurhessen** (1785—1807 und 1813—1821), der Eifrigste unter allen Verehrern des Zopfes, eine der ersten Rollen. Sein Lieblingsgeschäft war die von seinen Altvordern ererbte Seelenverkäuferei. Wilhelm IX. trieb sie noch fort, als die meisten deutschen Fürsten schon angefangen hatten, sich derselben zu schämen, wie er den Zopf noch festhielt, als alle übrigen diese Zierde des Hinterhauptes längst abgelegt hatten.

Wilhelm IX. hielt seine Armee auf dem Fuße von vierzehntausend Mann. Im Jahre 1787 unternahm er sogar mit derselben einen Feldzug, um die Grafschaft Schaumburg-Lippe an sich zu bringen. Allein als Kaiser Joseph II. sich entschieden gegen ihn aussprach und ihm die von dem Preußenkönige zugesagte Hülfe nicht zu Theil wurde, zog er sich zurück. Die Kosten des Feldzuges und der Ersatz des den Schaumburgern zugefügten Schadens blieben ihm zur Last.. Um wieder zu seinem Gelde zu kommen, verkaufte er für 675,000 Kronenthaler zwölftausend Mann an England. Diesen Menschenverkauf setzte der Landgraf fort bis zum Jahre 1794, zu welcher Zeit er noch viertausend Hessen in die englischen Colonien verkaufte. Um das Desertiren zu verhindern, ließ er an den Gränzorten Husaren reiten, die für jeden todt oder lebendig eingebrachten Deserteur fünf Thaler bekamen. Die lebendig Zurückgebrachten mußten zwei Tage hinter einander Spießruthen laufen und kamen dann, wie der Landgraf sich ausdrückte, „auf ewig in unehrliche Eisen." Durch solche Mittel vermehrte Wilhelm IX. die großen Reichthümer, welche er ererbt hatte. Er galt für den reichsten Fürsten Deutschland's und legte den Grund zu dem Vermögen der Rothschild's, indem Vater Amschel als landgräflich hessen-kasselscher Hofagent das landgräfliche Vermögen in seinen Händen hatte und mit demselben vortheilhafte Geschäfte machte.

Die Stürme der französischen Revolution beunruhigten den Landgrafen nicht Er fuhr trotz derselben fort, Soldaten auszuheben und zu verkaufen und kostbare Bauwerke zu errichten. Er gab dem prachtvollen Garten bei Cassel, welcher früher Weißenstein hieß, den Namen „Wilhelmshöhe" und verwendete auf denselben viele Millionen. Er haßte

seit dem Ausbruche der französischen Revolution grimmig die runden Hüte und Pantalons und alle Bücher, indem er diesen die Schuld der geistigen Bewegung seiner Zeit beimaß. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 fiel dem Landgrafen zwar die Kurwürde, allein eine sehr kärgliche Länderentschädigung zu. Aus Geiz hatte er es vernachlässigt, den französischen Ministern die erwarteten Besänftigungsgelder zufließen zu lassen und hatte sie durch das Anerbieten einer kleinen Summe, welche sie zurück wiesen, noch geärgert. Aus seinem Widerwillen gegen Napoleon machte er kein Geheimniß. Er nannte denselben nur den „französischen Glücksritter." Dieser setzte der Herrschaft des Kurfürsten ein Ziel. Im siebenundzwanzigsten Bulletin machte der „Glücksritter" der Welt bekannt: „Das hessen-kasselsche Haus hat seine Unterthanen seit vielen Jahren an England verkauft und dadurch hat der Kurfürst so große Schätze gesammelt. Dieser schmutzige Geiz stürzt nun sein Haus." Am 1. November 1806 verließ der Kurfürst Kassel, nachdem er seine Schätze in Sicherheit gebracht hatte. Hieronymus Napoleon bezog das kurfürstliche Schloß. Das Kurfürstenthum bildete den Kern des neuen Königreichs Westphalen.

Obgleich Hieronymus ein Wollüstling war, schaffte er doch in seinem Königreiche viele alte Mißbräuche, namentlich die auf dem Landbau so schwer lastenden mittelalterlichen Abgaben und Frohnden, ab. Auch verbesserte er die Rechtspflege und die gesammte innere Verwaltung. Allein das Joch Napoleon's ruhte dennoch schwer auf dem Lande. Dieses mußte drückende Steuern entrichten und ein zahlreiches Heer dem französischen Kaiser zur Verfügung stellen. Die hohe Polizei und das wüste Leben des Königs gaben wohlbegründeten Anstoß. Große Summen Geldes wanderten unter mannigfaltigen Vorwänden nach Frankreich. Um die dazu erforderlichen Mittel herbeizuschaffen, wurden die Staatsdomänen zum großen Theil verkauft, woraus, nach dem Umschwung der Dinge, die weitläufigen Streitigkeiten mit den Domänenkäufern erwuchsen.

Der von Dörnberg gemachte Versuch, den König von Westphalen zu stürzen, scheiterte. Allein kurz nach der Leipziger Schlacht ging das Königreich Westphalen unter. Kurfürst Wilhelm kehrte nach Kassel zurück und bemühte sich auf's Eifrigste, die Verluste, die er in den Jahren 1806 bis 1813 gehabt hatte, zu ersetzen. Allen Domänenkäufern nahm er ohne Weiteres die erkauften Güter ab. Dagegen willigte er mit Vergnügen in die durch die westphälische Regierung angeordnete Herabsetzung der alten hessischen Schuldbriefe auf ein Drittel des Nennwerths. Mit Widerstreben gab er dem Verlangen der Stände nach, dieselben in ihrem vollen Werthe anzuerkennen. Das Land, welches an Hieronymus schwere Abgaben entrichtet hatte, mußte auch noch die von dem Kurprinzen gemachten Schulden im Betrage von zweimalhunderttausend Thalern bezahlen. Für die Gewährung einer neuen Landesverfassung verlangte Wilhelm anfangs vier Millionen Thaler. Da die Stände weder diese Summe, noch die später verlangten zwei Millionen, noch eine zehnjährige Tranksteuer zu achtmalhunderttausend Thalern bewilligten, so erfüllte der Kurfürst den Artikel 13 der Bundesacte nicht, sondern regierte mit zügelloser Willkühr bis an sein Ende (1821).

In dem benachbarten Hessen-Darmstadt herrschte während der ganzen Periode der französischen Kriege und über dieselbe hinaus (1790—1830) Ludwig X. Im Verhältnisse zu seinem Vetter in Kassel war Ludwig ein ausgezeichneter Fürst. Außer der allgemeinen fürstlichen Leidenschaft für Frauen hatte Ludwig deren nur drei andere, zwar etwas kostspielige, doch im übrigen harmlose Passionen: für das Theater, Kunstgegenstände, welche er in seinem Museum sammelte, und Pferde. Von Anfang an war Ludwig X. der französischen Revolution nicht feindlich gesinnt. Als Cüstine Mainz weg nahm und

Frankfurt brandschatzte (1792), traf der Landgraf seine Einrichtungen so, daß er sein kleines Heer von fünftausend Mann nach Gießen schicken konnte und bekümmerte sich nicht um den Krieg. Beim Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 wandte Ludwig X. eine Million, welche er Talleyrand, und einige Rittergüter, die er dessen Secretär Matthieu gab, daran, eine reichliche Entschädigung zu erlangen, welches ihm denn auch gelang. Im Kriege des Jahres 1805 stellte Ludwig zehntausend Mann gegen Oesterreich. Zum Lohne dafür erhielt er den Titel eines Großherzogs und die Landesherrlichkeit über die Gebiete mehrerer reichsunmittelbarer Fürsten und Grafen. Wie in allen übrigen Rheinbundslanden setzte auch in Hessen-Darmstadt der französische Lehnsmann die alte Landesverfassung auf die Seite. Zugleich hob er alle Steuerfreiheiten auf, womit der Adel sehr unzufrieden war. Hessische Soldaten zogen gegen Preußen, ein zweites Mal gegen Oesterreich und nahmen Theil an den unglücklichen Feldzügen von Spanien und Rußland. Erst nach der Hanauer Schlacht schloß Ludwig zu Frankfurt a. M. Frieden und Freundschaft mit den verbündeten Mächten (5. November 1813). Auf dem Wiener Congresse erhielt Ludwig Rheinhessen mit den Städten Mainz und Worms, ferner die Hälfte des mediatisirten Fürstenthums Isenburg, wogegen er einige Abtretungen an Preußen machte. Die früher erlangte Souveränität über Homburg gab Großherzog Ludwig später wieder auf, wodurch die Zahl der Mitglieder des deutschen Bundes sich um eines vermehrte. Ludwig hatte sein Land mit dreimalhunderttausend Einwohnern angetreten, welche auf hundert Quadratmeilen wohnten. Er hinterließ bei seinem Tode siebenmalhunderttausend Einwohner auf fünfundachtzig Quadratmeilen. Von den Kindern, für deren Vater er nach der Rechtsvermuthung galt, nennen wir den jüngsten Sohn, den Prinzen Emil, welchen Napoleon zum Könige von Preußen bestimmt hatte. Als der Kaiser den Feldzug des Jahres 1813 eröffnete, sagte er der Mutter des Prinzen Emil, daß er ihr bei seiner Rückkunft eine Krone mitbringen werde. In der Leipziger Schlacht feuerte er den ehrgeizigen jungen Mann mit den Worten an: „Rücke vor, König von Preußen!“ Doch die gehoffte Krone ging zugleich mit der Schlacht verloren und Prinz Emil führte (1814) das hessische Contingent in den Kampf gegen Napoleon.

Das Wesentliche der Geschichte des Hauses Hannover haben wir bereits unter England mitgetheilt. Es bleibt uns jedoch noch Einiges über die Geschicke des Landes hier nachzuholen. Die Demarkationslinie, welche in Folge des Baseler Friedens gezogen wurde, sicherte den Hannoveranern die Neutralität zu. Preußen war der erste Staat, welcher dieselbe (1801) verletzte.*) Es darf uns daher nicht wundern, daß Napoleon dieses später (1803) gleichfalls that.**) In Folge der Convention bei Artlenburg (5. Juli 1803) löste sich zwar das hannoversche Heer als solches auf, nachdem es Festungen, Waffen und Pferde den Franzosen überliefert hatte. Allein es lebte in der Gestalt der englisch-deutschen Legion wieder auf, ungeachtet versprochen worden war, es würde in diesem Kriege nicht gegen Frankreich dienen. Die Legion nahm Theil an dem Kampfe in Spanien und an der Schlacht von Waterloo und zeichnete sich durch ihren Heldenmuth aus. So kam es, daß auch in Spanien Deutsche Deutschen feindlich gegenüber standen. Nach dem Tilsiter Frieden schlug Napoleon einen Theil von Hannover zu dem von ihm neu geschaffenen Königreiche Westphalen. Anfang 1810 fügte er den Rest des Kurfürstenthums, mit Ausnahme Lauenburgs, noch hinzu. Gegen Ende desselben Jahres zog Napoleon, Lauenburg gegenüber, von der Elbe an in südwestlicher Richtung einen Strich

*) Siehe oben § 37, S. 387.
**) Siehe oben S. 400.

quer durch das Königreich Westphalen und verleibte alles, was nördlich von demselben lag, unter dem Namen des Departements der Oberems, Weser- und Elbe-Mündungen, wozu namentlich Oldenburg und die Hansestädte gehörten, dem Kaiserreiche ein. Als im Frühjahre 1813 die Russen in Norddeutschland erschienen, brach ein Aufstand los, welcher jedoch ungeachtet des von den Franzosen verlorenen Treffens bei Lüneburg (2. April 1813) erdrückt wurde. Die Schlacht an der Göhrde (6. September 1813), Tschernitscheffs Zug nach Kassel und die Schlacht bei Leipzig machten endlich der französischen Herrschaft in Hannover ein Ende. Am 4. November 1813 übernahm der Prinz-Regent von England die Regierung des Landes. Im Frieden wurden die Fürstenthümer Ostfriesland und Hildesheim, das Harlinger Land, Goslar, Aremberg-Meppen, die niedere Grafschaft Lingen, die seit 1753 pfandweise besessene Grafschaft Bentheim, ein Theil des Eichsfeldes und einige andere Bezirke zu Hannover geschlagen. Dagegen trat dieses den auf dem rechten Ufer der Elbe gelegenen Theil von Sachsen-Lauenburg an Preußen ab, welches dafür Schwedisch-Pommern von Dänemark eintauschte.

So lange die Verbindung zwischen England und Hannover dauerte, hatten beide Länder davon mehr Schaden als Gewinn. England wurde dadurch in die Kriege auf dem Festlande Europa's verwickelt und hatte große Mühe, Hannover gegen seine Feinde zu vertheidigen. Hannover wurde überfallen, so oft England mit einer europäischen Macht in Krieg gerieth und mußte schwere Contributionen zahlen. Sieben Jahre lang ruhte auf dem Lande das Joch eines ausländischen Fürsten. Die Vermehrung des Gebietes, welche die Könige von England nach- und nach zu Stande brachten, mochte dem Fürstenhause schmeicheln, das Land gewann dadurch wenig, oder nichts. Im Interesse Deutschland's hätten die Länder, durch welche Hannover vergrößert wurde, wohl eher mit Preußen verbunden werden mögen. Doch das Intresse Deutschland's gab seit Jahrhunderten in deutschen Angelegenheiten nicht den Ausschlag.

In ganz anderer Weise, als Hannover ging **Sachsen** aus den Kämpfen der französischen Periode hervor. Erst am 13. August 1796 schloß der Kurfürst Friedrich August von Sachsen einen Waffenstillstands- und Neutralitätsvertrag mit Frankreich. An dem Kriege Preußen's gegen Napoleon nahm Sachsen, mehr gezwungen, als freiwillig Theil, schloß aber schon am 11. December 1806 mit Frankreich Frieden, und trat in den Rheinbund ein. Friedrich August nahm den Königstitel an, erhielt durch den Frieden von Tilsit das neugeschaffene Großherzogthum Warschau und von Preußen den Kottbuser Kreis, gegen einige Abtretungen an das Königreich Westphalen.

Nach dem russischen Feldzuge befand sich kein deutscher Staat in einer so schwierigen Stellung, als das Königreich Sachsen. Eine Zeit lang schwankte Friedrich August unstät hin und her. Sein Volk besaß so wenig, als er, die Kraft, mit Entschiedenheit Partei für die deutsche Sache zu nehmen. Nach der Schlacht bei Lützen kehrte Friedrich August eingeschüchtert durch Napoleon's Drohungen nach Dresden zurück, übergab den Franzosen die Festung Torgau, ließ seine Truppen zu dem französischen Heere stoßen und folgte sogar Napoleon nach Leipzig. Nach verlorener Schlacht und nachdem sich seine eigenen Truppen schon auf die Seite der Verbündeten gewendet hatten, wollte auch Friedrich August mit diesen gemeinsame Sache machen. Allein jetzt war es zu spät. Friedrich August wurde als Kriegsgefangener behandelt, zuerst nach Berlin und später nach Friedrichsfelde gebracht. Das Land ging, nachdem es kurze Zeit im Namen des russischen Kaisers vom Fürsten Repnin verwaltet worden war (1814), in preußische Gewalt über. Alle Verwahrungen, welche Friedrich August einlegte, halfen ihm nichts. Er mußte (18. Mai 1815) in die Abtretung des Kottbuser Kreises, der Niederlausitz, eines Theils der Ober-

lausitz, des Kurkreises mit Barby, einiger Theile der Meißener und Leipziger Kreise, ferner der Stifte Merseburg, Naumburg-Zeitz und Mannsfeld, des Thüringer und Neustädter Kreises, Querfurt's und des Hennebergischen willigen. Im Ganzen betrug der Verlust Sachsen's an Preußen dreihundertsiebenundsechzig Quadratmeilen mit achthundert vierundsechzigtausend dreihundertundfünf Einwohnern. Gleichgültig, wie die Sachsen den Anschluß an Frankreich hingenommen hatten, ertrugen sie auch die Zerreißung ihres Landes. Ein Volk, welches seit Jahrhunderten unter dem Hammelheerden-Staatsrechte gelebt hat, ist an Geduld und Gehorsam viel zu sehr gewöhnt, als daß es im Augenblicke der Entscheidung einer kräftigen Kundgebung fähig wäre. Weder der König, welcher nur den Mantel nach dem Winde zu hängen suchte, noch ein Volk, welches in den wichtigsten Augenblicken sich nur zu ducken versteht, verdient unser Mitgefühl und unsere Theilnahme. Ob dieser oder jener Fürst diesen oder jenen Theil Deutschland's sein nennt, ist in unseren Tagen eine untergeordnete Frage. Alles kömmt darauf an, daß das Volk lerne, sich selbst und keinem Andern zu gehören.

Unter den Fürsten Deutschland's spielte schwerlich ein einziger eine so wunderbare Rolle, als der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel. Sein Name ist durch das berühmte Manifest gegen Frankreich gebrandmarkt, obgleich er dasselbe nicht schrieb, nicht billigte, aber dennoch unterzeichnete. Er ist bekannt als Feldherr der Champagne und der Schlacht bei Jena. In seiner Eigenschaft als Regent von Braunschweig hat er sich in der Weltgeschichte wenig hervorgethan. Er war, gleich den meisten anderen Fürsten Deutschland's, ein Wollüstling. Er schämte sich seiner unehelichen Kinder, besserte sich aber darum doch nicht. Bis an sein Ende in sehr vorgerückten Jahren hielt er sich Concubinen. Er war außerordentlich höflich und doch ohne alle Herzensgüte, ehrgeizig, ohne den Muth zu haben, die Herrschaft zu ergreifen, welche ihm angeboten wurde. Er war ein ausgezeichneter Exerziermeister und sehr schlechter Feldherr. Er huldigte theoretisch manchen Ansichten der Neuzeit, praktisch trat er aber denselben an der Spitze der Bayonette entgegen.

Im Munde führte der Herzog höfliche und freisinnige Worte. Aber die alte Seelenverkäuferei ging doch auch unter ihm fort. In den Jahren 1778 bis 1795 wurden dreitausendfünfhundert Braunschweiger an Holland und 1795 noch eintausendachthundert an England verkauft. Dessenungeachtet galt der Herzog nicht für einen grausamen Fürsten.

Er regierte sein Land jedenfalls nicht so schlecht, als die preußischen Heere in den Jahren 1792 und 1806. Er hob Handel und Gewerbe im Braunschweigischen, zog viele reiche Familien in das Land und bemühte sich, das Schulwesen zu verbessern. So sehr großen Werth er auf das Geld legte, tilgte er doch sämmtliche Schulden, welche sein Vater in Holland, Hamburg und bei Friedrich II. gemacht hatte. Durch das Edikt vom 1. Mai 1794 bemühte er sich, allen Herzogen von Braunschweig das Schuldenmachen zu erschweren. Ihm wurde es freilich leicht, auszukommen, da ihm seine Gattin, die englische Prinzessin Auguste, die Schwester Georg's III., einen Brautschatz von achtzigtausend Pfund Sterling und überdies ein Jahrgeld von achttausend Pfund Sterling zubrachte.

Der Herzog erreichte das hohe Alter von einundsiebenzig Jahren. Eine der ersten Tirailleurkugeln, welche in der Schlacht bei Auerstädt (14. October 1806) abgeschossen wurde, traf ihn. Sie drang unter dem linken Auge ein, durch den ganzen oberen Theil der Nase und unter dem rechten Auge wieder heraus. Der Herzog war von seinem ganzen Stabe umgeben. Sein Fall trug wesentlich dazu bei, daß die Schlacht so furchtbare Verluste in ihrem Gefolge hatte, weil er den Mittelpunkt aller Bewegungen des Heeres bildete. Erst am 10. November 1806 starb der Herzog nach unsäglichen Leiden.

Braunschweig wurde in Folge des Tilsiter Friedens dem Königreiche Westphalen einverleibt und erlangte erst nach der Leipziger Schlacht seine Selbstständigkeit wieder. Am 22. December 1813 nahm Friedrich Wilhelm, der jüngste Sohn Karl Wilhelm Ferdinand's von dem väterlichen Herzogthume Besitz. Zwei ältere Brüder waren früher gestorben, ein dritter war regierungsunfähig. Friedrich Wilhelm, ist unter dem Namen des Herzogs von Braunschweig-Oels in der Geschichte bekannt. Nach dem Verluste von Braunschweig war ihm nichts geblieben, als das Fürstenthum Oels in Schlesien. Sein Zug durch Deutschland im Jahre 1809 und sein Heldentod auf dem Schlachtfelde von Quatrebras (16. Juni 1815) haben ihn unsterblich gemacht.

Es wäre ungerecht, wenn wir nicht zugeben wollten, daß neben vielen unvermischt lasterhaften Fürsten, manche bessere in Deutschland gewesen wären. Allein auch die Besten konnten, bei der schlechten Verfassung Deutschland's, in den Lebensfragen nichts für das gemeinsame Vaterland thun. Sie wurden entweder, wie Herzog Peter von Oldenburg und der Herzog von Braunschweig-Oels beseitigt, oder mußten, gleich Karl Friedrich von Baden, ihr Gewicht in die Wagschale der Feinde der Nation werfen. Dasselbe Schicksal werden die deutschen Fürsten und die deutsche Nation auch bei der nächsten Catastrophe haben, wenn nicht vorher die Verfassung Deutschland's von Grund aus verbessert wird.

Im Innern Deutschland's bestanden nach der Einführung der deutschen Bundesacte und bestehen heute noch immer mehr als tausend verschiedene Rechte neben einander. Denn kein deutscher Staat ist so klein, in dessen Schooße nicht mehrere in Gültigkeit wären: im Oldenburg'schen z. B. siebenzehn, in Baiern dreihundert! Nach Außen hin ist es noch schlimmer. Denn sobald der Feind den Boden Deutschland's betritt, zwingt er den ersten deutschen Fürsten nicht blos zum Frieden, sondern auch zur Allianz; und dieses wird so bleiben, so lange die einzelnen deutschen Staaten die Verfügung über ihre Truppen und das Recht haben, mit dem Auslande diplomatische Verhandlungen zu pflegen. Wann wird die deutsche Nation zur Einsicht gelangen und diesem Unwesen ein Ende machen?

§ 39. Polen.

Wir lassen auf Deutschland Polen folgen, weil die Verfassung unsers Vaterlands leider seit Jahrhunderten große Aehnlichkeit mit derjenigen Polen's hatte, und weil die drei Familien: Romanoff, Hohenzollern und Habsburg, welche Polen theilten, Deutschland fortwährend mit einer ähnlichen Theilung bedrohen. Nicht blos die östlichen, nördlichen und südlichen, sondern auch die westlichen Nachbarn unsers Vaterlands werfen lüsterne Blicke auf unsere schönsten Provinzen. Im Laufe dieses Zeitabschnitts gingen das polnische und das deutsche Reich unter. Das deutsche ist bis auf den heutigen Tag zwischen etlichen und dreißig Fürsten, das polnische zwischen dreien getheilt. Weder die deutsche, noch die polnische Nation hat, im staatsrechtlichen Sinne, eine Persönlichkeit. Beide Nationen bestehen nur in ihren geschichtlichen Erinnerungen, ihrer Sprache, ihren eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten. Beide haben, als solche, keine Stimme im Rathe der Völker und werfen kein Gewicht in die Wagschale der Ereignisse. Das papierne Band, welches der Wiener Congreß um die vierzig deutschen Staaten und Städchen schlingt, ist so schwach, daß der erste Regen es lösen wird. Deutschland hat daher allen Grund, die Geschichte Polen's wohl zu erwägen, damit nicht eines Tages sein Schicksal demjenigen Polen's noch ähnlicher werde, als es schon ist.

Seit Jahrhunderten war Deutschland, gleich Polen, ein Wahlreich und wurde von seinen Aristokraten, Pfaffen und Königen auf's schändlichste mißhandelt. Wenn die

deutsche Nation in den Jahren 1813 und 1814 nicht einen großartigen Aufschwung genommen hätte, so wäre sie ohne Zweifel dem Loose der Polen verfallen. Dieses hat sie zwar bis jetzt noch nicht in seinem vollen Umfange betroffen. Allein es kann nicht ausbleiben, falls die Nation länger auf ihren Lorbeeren schläft, welche bald ein halbes Jahrhundert alt sind.

Auch Polen hat sich mehr, als einmal mit Heldenmuth gegen seine Bedrücker erhoben. Dennoch blieb es geknechtet. Polen ist eine lebendige Warnung für Deutschland. Wir haben, gleich Polen, keine andere Wahl, als zwischen der Republik und der Theilung. Das Ganze muß zerbröckeln, dessen Theile sich nicht fest genug umfassen, um jedwedem von außen kommenden Stoße die Spitze bieten zu können. Deutschland mit seinen vierzig Bruchstücken muß entweder auseinandergehen, oder sich durch einen festern Kitt, als die deutsche Bundesacte, verbinden. Unser Vaterland wird entweder das Geschick Polen's oder der Vereinigten Staaten Nordamerika's haben, je nachdem die Privilegirten oder die Nation den Ausschlag geben werden. In Polen gaben die Privilegirten den Ton an, sie konnten die Nation nicht retten.

Zu allen Zeiten wurden im Wechselverkehre der Völker nur diejenigen Rechte anerkannt, welchen eine genügende Macht zur Seite stand, sei es, daß diese in der eigenen Kraft, oder in dem Bunde mit anderen Reichen bestand. Die Polen hatten bei der ersten Theilung ihres Landes in empfindlicher Weise erfahren, daß ihr gutes Recht von seinen Nachbaren nicht geachtet werde. Sie hatten daher die dringende Aufforderung, die Frist, welche ihnen gelassen wurde, wohl zu benutzen, um das gute Recht, welches sie besessen, durch eine großartige Entwickelung sicher zu stellen. Sie durften nicht vergessen, daß das Bewußtsein eines Räubers ebenso thätig, als dasjenige eines rechtlichen Menschen ist, und daß es jenen treibt zur Fortsetzung seiner Räubereien, wie es den rechtlichen Mann auf dem von ihm betretenen Pfade des Rechtes erhält. Die Polen hatten Gelegenheit gehabt, die Ursachen ihrer Schwäche kennen zu lernen. Falls sie nicht die Kraft besaßen, diese zu beseitigen, so konnten sie dem drohenden Untergange nicht entgehen.

Die Zeitverhältnisse waren für Polen besonders günstig. Ganz Europa wurde durch die Freiheitsbestrebungen Frankreich's in Bewegung gesetzt. Wenn Polen es verstanden hätte, an denselben Theil zu nehmen, so wäre seine Kraft verzehnfacht worden. An der Türkei, an Schweden und an Frankreich konnte es Verbündete finden, welche ihm von großem Nutzen gewesen wären. Allein die Voraussetzung jedes Fortschritts bestand in der Entfernung derjenigen inneren Hemmnisse, welche gleichmäßig der Freiheit, dem Rechte und der Organisation des Volkes widerstrebten. Unter einem verrätherischen Könige, einem käuflichen Adel und einem tückischen Pfaffenthume konnte die Sache des Rechtes und der Freiheit nie den Sieg gewinnen. Es galt, vor allen Dingen, die polnischen Urheber und Gehülfen der ersten Theilung, wo nicht zu bestrafen, so doch vom Steuerruder des Staates zu entfernen, dieses selbst zu kräftigen, und eine allgemeine Erhebung der Nation vorzubereiten. Besaßen die Polen dazu nicht die Entschlossenheit, die Einsicht und die Aufopferungsfähigkeit, so mußten sie ihrem Ruine entgegengehen.

Doch die Polen ließen sich nicht blos die Theilung ihres Reiches geduldig gefallen. Sie ertrugen auch nachher das Joch, welches Rußland ihnen auferlegte, mit Stumpfsinn. Auch nach geschlossenem Frieden, wie während des Krieges, herrschte Katharina II. in Polen. Der s. g. immerwährende Rath, welchen der Conföderations-Reichstag von Warschau (1773), wenn auch gezwungen, bestätigt hatte, besaß, in Verbindung mit dem Könige die höchste Gewalt im Reiche. Vor allen Dingen mußte dieser verbessert werden, wenn Polen gerettet werden sollte. Die Versuche, welche der Reichstag machte, den

„immerwährenden Rath" aufzulösen, waren viel zu schwach, als daß sie hätten gelingen können. Es geschah nichts, um den unter dem Joche der Leibeigenschaft schmachtenden Bauernstand für die Sache der Nation zu begeistern. Wie konnte der Adel, welcher die große Masse des Volkes in den Banden der Knechtschaft hielt, erwarten, daß sich die Nation auf seinen Ruf einmüthig erheben würde? Erst mußten die Aristokraten sich ihrer drückenden Vorrechte begeben, die Nation persönlich frei machen, bevor sie ein Recht hatten, zu hoffen, diese werde mit dem Muthe der Freiheit für die Wiederherstellung des Vaterlandes kämpfen. Eine Nation von Leibeigenen besitzt nicht die Kraft, mächtige Feinde zu besiegen.

Im Laufe von sechzehn Jahren hatten die Polen nichts für die Wiederherstellung, oder auch nur für die Erhaltung des verminderten Vaterlandes gethan. Sie waren daher nicht im Stande, von der Gunst des Augenblicks, welche sich ihnen (1788) darbot, den geeignetsten Gebrauch zu machen. Rußland und Oesterreich, die beiden gefährlichsten Gegner Polen's, waren damals in verderbliche Kriege verwickelt und überdies mit Preußen in Zwiespalt gerathen. Rußland hatte zu gleicher Zeit im Norden mit den Schweden, im Süden mit den Türken zu kämpfen. Oesterreich's Streitkräfte waren vollständig beschäftigt. Belgien und Ungarn waren schwierig und die Türkei setzte dem Hause Habsburg einen Widerstand entgegen, auf welchen dieses nicht vorbereitet war. Damals hätte Polen, falls es sich aufgerafft hätte, Preußen's und England's Hülfe gewinnen können. Allein die polnische Nation glaubte schon etwas Großes gethan zu haben, als sie das ihr von Katharina angetragene Bündniß zurückwies. Es war dieses zu wenig für Polen's Wiederherstellung und zu viel, um die russische Kaiserin bei guter Laune zu erhalten. So lange der Krieg dauerte, machte Katharina gute Miene zum bösen Spiele. Sie behielt sich vor, die Polen schon bald nach geschlossenem Frieden ihre Macht fühlen zu lassen.

Polen blieb allerdings nicht länger ruhig. Es machte einige Versuche, sich aus dem geistigen Stumpfsinn, worein es versunken war, zu erheben. Im Jahre 1788 that es, was im Laufe von sechzehn Jahre längst hätte geschehen sein sollen. In zahlreichen Flugschriften wurde das Volk aufgerufen, das schimpfliche Joch der Fremdherrschaft abzuwerfen, seine Unabhängigkeit zu erkämpfen, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben. Allein neben der patriotischen Partei bestand diejenige der Russen, und an deren Spitze stand der König selbst mit seinem ganzen Hofe. Die Führer der Patrioten waren die beiden Grafen Ignaz und Stanislaus Potozki. Auf dem Reichstage des Jahres 1788 wurde die Vermehrung des Heeres von 18,000 auf 60,000, wo möglich selbst auf 100,000 Mann beschlossen (21. October). Adel und Geistlichkeit unterwarfen zu diesem Zwecke ihre Besitzungen einer allgemeinen Besteuerung (3. November). Die Sorge für die Errichtung und Unterhaltung des Heeres wurde dem Könige und dem immerwährenden Rathe entzogen und einer besonderen unmittelbar vom Reichstage abhängigen Kriegscommission übertragen. Die Türkei und Preußen sagten den Polen Schutz und Hülfe zu. Die Einsprache des russischen Gesandten wurde in kräftiger Weise zurückgewiesen. Die russischen Truppen, welche noch auf polnischem Gebiete standen, mußten sich zurückziehen. Der immerwährende Rath, dieses Werkzeug russischer Anmaßungen, wurde aufgehoben. Es geschah genug, um die Kaiserin Katharina zum Zorne zu reizen, aber viel zu wenig, um Polen's Unabhängigkeit sicher zu stellen. Preußen verlangte für die angebotene Hülfe die Abtretung von Danzig und Thorn. Schweden und die Türkei wären bereit gewesen, ohne solche Opfer zu verlangen, mit Polen ein Schutz- und Trutzbündniß einzugehen.

Am 7. September 1789 war ein Ausschuß zur Verbesserung der Verfassung niedergesetzt worden. Allein da die Ernennung der Mitglieder dem erbärmlichen Könige Stanislaus anheimgegeben wurde, arbeitete derselbe weder mit der erforderlichen Schnel-

ligkeit, noch mit der nothwendigen durchgreifenden Entschlossenheit. Die Unterhandlungen, welche mit Preußen geführt wurden, deuteten von vornherein die Halbheit des Reichstags an. Von Preußen konnte Polen vernünftiger Weise keine wirkliche Freundschaft erwarten. Es hatte Theil genommen an der ersten Zerstückelung. Weit entfernt, die 1772 an sich gerissenen Landstriche zurückgeben zu wollen, machte es gar kein Geheimniß daraus, daß es noch andere Theile von Polen zu besitzen verlange.

Die Verfassungsarbeiten nahmen einen schlechten Fortgang. Das Gesuch des Bürgerstandes, Antheil an der Gesetzgebung zu erhalten, wurde verworfen (9. September 1790) und der Beschluß gefaßt, die Königswürde erblich zu machen und dem Kurfürsten von Sachsen die Thronfolge anzubieten (8. October 1790).

Der Reichstag des Jahres 1791 bedrohte mit der Todesstrafe alle Mitglieder des Reichstages, welche von einem fremden Hofe eine Pension annehmen würden. Den Städten wurden einige, jedoch sehr schwache Zugeständnisse gemacht. Die Leibeigenschaft blieb auf der Masse der Nation ruhen. Mehr, als anderthalb Jahre vergingen, bevor die neue Verfassung angenommen wurde. Endlich am 3. Mai 1791 kam sie zu Stande. Im Verhältniß zu der alten buntscheckigen Verfassung Polen's enthielt dieselbe allerdings einen Fortschritt. Allein dieser war nicht großartig genug, um die ganze Nation, Bürger und Bauern zu befriedigen, und die Sympathien derjenigen Völker rege zu machen, von welchen Polen allein Hülfe im Kampfe mit seinen unversöhnlichen Feinden erwarten konnte. Die katholische Religion wurde als die herrschende anerkannt und der Abfall von ihr verboten. Die mohamedanische Türkei und das protestantische Schweden, das protestantische England und das damals von allen Fesseln des Glaubens befreite Frankreich konnten dadurch nur abgestoßen werden. Sämmtliche Vorrechte des Adels wurden ohne alle Beschränkung bestätigt. Den Bauern wurde nicht die geringste Erleichterung zu Theil, und den Städten wurde nur das Gesetz vom 14. April 1791 bekräftigt, durch welches den Bürgern zwar die Erwerbung des Adels und der Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern erleichtert, allein der Bürgerstand, als solcher, in seiner früheren politischen Rechtlosigkeit belassen wurde. Die gesetzgebende Gewalt blieb dem in zwei Kammern getheilten Reichstag, auf welchem nur der Adel Sitz und Stimme hatte; die vollziehende Gewalt dem Könige und dessen Staatsrathe. Der Inhaber des Thrones blieb nach wie vor der erbärmliche Stanislaus. Ihm sollte der Kurfürst von Sachsen als erblicher König folgen.

Diese Verfassung trug den Keim des Verderbens in sich. Da dieselbe im Widerspruche mit den Verträgen stand, welche im Jahre 1772 abgeschlossen worden waren, so mußte sich Polen auf einen gewaltsamen Zusammenstoß mit Rußland, Oesterreich und Preußen gefaßt machen. Zwar versicherte der König von Preußen Polen seiner freundschaftlichen Gesinnungen, allein das war auch geschehen zur Zeit der ersten Theilung. Die verderblichsten Feinde der neuen Verfassung waren übrigens nicht Ausländer, sondern Polen; namentlich Felix Potozki, Severin Rzewuski, der Bischof Kossakowski, der Kron-Großfeldherr Branizki, der Graf Plater und Andere. Diese leiteten sofort hochverrätherische Verbindungen mit Rußland ein. Der König ernannte drei der wüthendsten Feinde der Verfassung zu seinen Ministern: Branizki zum Kriegsminister, Chreptowitz zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und den Kanzler Malachowski zum Justizminister. Der Verrath wurde also vom Könige nicht bestraft, sondern belohnt. Ein erbärmlicher König und verrätherische Minister konnten das bedrohte Land nicht retten, sondern nur dasselbe seinen Henkern überliefern. Der Reichstag bildete sich ein, durch die papierene Verfassung den Staat gerettet zu haben und ruhte auf seinen wohlfeilen Lorbeeren, bis Rußland und Oesterreich mit ihren Feinden Frieden geschlossen hatten. Den

Verräthern, welche offenkundiger Weise mit Rußland staatsverbrecherische Unterhandlungen pflogen, ließ man freies Spiel. Die russischen Heere näherten sich den polnischen Gränzen. Preußen vergaß schnell seine früher gegebenen freundschaftlichen Zusagen. Zwölf Menschen,*) deren Namen, gleich denjenigen Herostrat's, auf die Nachwelt überzugehen verdienen, verschworen sich gegen ihr Vaterland, schlossen die s. g. Conföderation von Targowicz und gaben dadurch der russischen Kaiserin einen erwünschten Vorwand, sich in die inneren Angelegenheiten Polen's zu mischen.

Die Conföderation von Targowicz enthielt, schon der äußeren Erscheinung nach, zugleich eine freche Lüge und einen Verrath am Vaterlande: eine freche Lüge, weil die Unterzeichner derselben am Tage der angeblichen Unterzeichnung (14. Mai) sich gar nicht zu Targowicz in der Ukraine, sondern in Rußland befanden, einen Vaterlandsverrath, weil sie, im Widerspruche mit der bestehenden Staatsverfassung, darauf berechnet war, Polen den russischen Heeren schutzlos preis zu geben. Der Inhalt der betreffenden Urkunde war ein Gewebe der frechsten Verdrehungen und Lügen, mit deren Hülfe das kaum begonnene Werk der Reform in Polen vernichtet werden sollte.

Katharine II. erklärte (18. Mai 1792) an Polen den Krieg und rechtfertigte diesen durch dieselben Lügen, welche die Targowiczer Conföderation ihr an die Hand gegeben hatte. Die falsche Kaiserin schloß ihr Manifest mit folgenden Worten: „sie könne nicht taub sein gegen die Bitten so vieler edeler polnischer Patrioten, die von ihr die Vollziehung der gegen ihr Vaterland übernommenen Gewährleistung und die Unterstützung einer Conföderation verlangten, durch welche sich dieselben zur Wiederherstellung der Gesetze und Freiheiten der Republik, deren diese durch die Verfassung beraubt worden, verbunden. Daher habe sie ihren Truppen befohlen, in das polnische Gebiet einzurücken, nicht als Feinde, sondern als Freunde, um zu jenem edelen Endzwecke mitzuwirken."

Polen hatte den günstigen Augenblick versäumt. Zwei oder drei Jahre früher hätte es auf mächtige Verbündete rechnen können. Jetzt handelte es sich nur darum, die militärische Ehre der Nation zu retten. Doch auch dieses war nicht möglich, da König Stanislaus noch immer an der Spitze der Regierung stand. Zwar brachte Kosciusko den Russen bei Dubienka (17. Juli 1792) eine Niederlage bei, allein der König unterhandelte insgeheim immer mit Katharinen. Er fürchtete sich mehr vor einem Siege der Polen, als der Russen. Er verhütete jede entscheidende Schlacht und that nur so viel zur Vertheidigung des Landes, um einigermaßen den Schein des Verrathes zu vermeiden. Er erklärte seinen Ministern und den Reichstagsmarschällen (am 22. Juli 1792): „Er werde die Targowiczer Conföderation unterzeichnen und seinen Entschluß nicht ändern." Schon Tags darauf unterzeichnete er dieselbe, versprach zugleich den Beitritt des gesammten Heeres und sandte diesem den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten. Die Patrioten mußten aller Orten den Landesverräthern Platz machen. Branizki, der schlimmste aller Verräther, übernahm den Oberbefehl des Heeres. Die Targowiczer Conföderirten zwangen mit Waffengewalt ihre Landsleute, dem unter dem Namen einer Conföderation begangenen Landesverrath beizutreten. Die Güter und Besitzungen aller Anhänger der Verfassung wurden verheert und verwüstet oder von der Kaiserin Katharina an die Landesverräther verschenkt. Das polnische Heer wurde absichtlich fast gänzlich aufgelöst. Sobald dieser Zweck erreicht war, schonte die Kaiserin die Conföderirten selbst nicht mehr, sondern trat mit ihren Plänen unverholen hervor.

*) Fürst Anton Czetwertinski, Kastellan von Przemysl, der Kron-Großfeldherr Branizki, Severin Rzewuski und Felix Potozki, Wieloburski, Zlotnizki, Moszczenski, Zagorski, Suchorzewski, Kobylezki, Schweykowski und Hulewicz.

Am 16. Januar 1793 rückten preußische Truppen in Großpolen ein. Die Dummköpfe unter den Conföderirten sahen jetzt zu spät ein, daß sie ihr Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Sie erklärten ihren festen Entschluß, die Unverletzlichkeit des Gebiets der Republik zu vertheidigen und machten sogar die vorläufige Ankündigung eines allgemeinen Aufgebots bekannt. Schon nach zwanzig Tagen besannen sie sich jedoch anders, widerriefen das allgemeine Aufgebot und beschworen die Nation, nicht durch unzeitige Bewegungen den Untergang des Vaterlandes zu beschleunigen. So bot denn die zweite Theilung Polen's keine Schwierigkeit mehr. Rußland und Preußen verständigten sich. Katharina II. riß viertausend fünfhundert drei und fünfzig Quadratmeilen mit drei Millionen Einwohnern, Friedrich Wilhelm II. tausendeinundsechzig Quadratmeilen mit den Städten Danzig und Thorn und mehr als 1,200,000 Seelen an sich. Den Polen blieben nur viertausendachthundert Quadratmeilen mit etwas über drei Millionen Einwohnern, ein Drittheil ihres Gebietes vom Jahre 1771. Der polnische Reichstag genehmigte die zweite, wie die erste Theilung, am 22. Juli die Abtretungen an Rußland, am 2. September 1793 diejenigen an Preußen.

General Igelström befehligte die russischen Truppen in Warschau und erbitterte die Polen, welche sich schon genug gekränkt fühlen mußten, noch mehr durch seine Brutalität. Im Anfange des Jahres 1794 ging die russische Partei mit dem Plane um, die noch 36,000 Mann zählende polnische Armee auf 13,000 zu vermindern. Das Heer war die letzte Hoffnung des Volkes. Kosciusko und die anderen Freunde des Vaterlandes faßten den Entschluß, einen letzten Versuch der Rettung Polen's zu wagen. Schon war zu Warschau ein Theil der polnischen Truppen entlassen worden, als zuerst der Brigadier Madalinski zu Pultuwsk, acht Meilen von Warschau, die Fahne des Aufstandes erhob. Er brach mit achtzehnhundert Mann (15. März 1794) auf und rückte nach Krakau. Am 30. März schlug er die Russen unter Tormassow. An verschiedenen Orten griffen die Polen zum Schwerte. Kosciusko traf in Krakau ein und machte von dort aus die Urkunde einer neuen Conföderation bekannt (24. März 1794). Das Programm derselben war: Vernichtung jeder einheimischen und fremden Unterdrückung, Wiederherstellung der alten Gränzen und des vorigen Besitzstandes Polen's, endlich Befreiung des Landes von fremden Truppen. Thaddäus Kosciusko wurde zum Oberbefehlshaber der gesammten bewaffneten Macht ernannt. Neben ihm sollte ein höchster Nationalrath die Bewegung leiten. Alle waffenfähigen männlichen Einwohner vom achtzehnten bis zum siebenundzwanzigsten Jahre wurden zum Dienste im Heere, alle übrigen zum Landsturme einberufen. Schnell sammelte sich ein kleines Heer um Kosciusko. Am 4. April schlug der begeisterte Feldherr bei Raclawice die russischen Generale Tormassow und Druisow und drang unaufhaltsam immer weiter vor.

In der Nacht vom 16. auf den 17. April erhob sich die Stadt Warschau gegen ihre russischen Dränger und überwältigte dieselben. Mit Mühe schlug sich Igelström durch. Zweitausend dreihundert Russen verloren im Kampfe das Leben, zweitausend wurden gefangen. Auch Litthauen erhob sich und erklärte (23. April 1794) seinen Beitritt zu der Krakauer Conföderation. Mehrere Abtheilungen der polnischen Truppen, welche Rußland bei der letzten Theilung übernommen hatte, sagten sich von den Feinden ihres Vaterlandes los und schlugen sich nach Polen durch.

Die Bewegung versprach, einen großartigen Charakter anzunehmen. Allein die Fehler, welche vom Monat Mai an gemacht wurden, waren zu groß, als daß der Staat hätte gerettet werden können. Die Polen ließen ihren König Stanislaus August auf dem Throne, obschon sie demselben nicht trauten und Kosciusko die oberste Leitung der Bewegung über=

tragen hatten. Unter den Fittigen des Königs und des Hofes spannen die Verräther ihre Ränke fort. Das Volk, dessen richtiger Instinkt ihm sagte, daß eine Revolution ihre Gegner zermalmen müsse, erhob sich (am 9. Mai 1794) und setzte mit Gewalt durch, daß vier offenkundige Verräther: die beiden Generale Ozarowski und Zabiello, der Bischof Kossakowski und der Marschall Ankwitz verurtheilt und hingerichtet wurden. Die Verräther mischten sich aber schon bald unter die Volksmassen, hetzten diese zu wiederholten Unordnungen auf und untergruben deren Vertrauen zu den Führern der Revolution. Die Zahl der ächten und ausdauernden Freunde des Vaterlandes war zu geringe. Sie vermochte die vielen Verräther nicht in den Schranken zu halten und noch weniger, die große Masse der Gleichgültigen und Schlaffen zu begeistern. Die Lasten der Revolution ruhten schwer auf dem Volke. Zur Erleichterung desselben geschah nichts. Krakau fiel (15. Juni 1794) in die Gewalt der Preußen. In Warschau brachen (Ende Juni's) neue störende Volksaufstände aus. Die Oesterreicher rückten (30. Juni) in die Galizien zunächst liegenden klein-polnischen Bezirke ein. Russen und Preußen rückten Anfang's Juli gegen Warschau vor. Die Polen hielten sich aber so tapfer, daß sich die Preußen veranlaßt sahen, mit Hinterlassung eines beträchtlichen Theiles ihres Gepäckes, ihrer Kranken und Verwundeten, die Belagerung Warschau's aufzugeben (Anfang's September 1794). Kosciusko that Alles, was in der Macht eines begeisterten und hochbegabten Feldherrn steht. Am 10. October fiel der Held, schwer verwundet, in dem unglücklichen Treffen bei Maczeiwice in die Gewalt der Russen. Was er in diesem Augenblicke fühlte, sprach er aus in den Worten: finis Poloniae. Diese waren nur zu wahr. Zwar setzten die Polen den Kampf noch fort. Doch am 4. November erstürmten die Russen nach schweren Verlusten die Verschanzungen von Praga. Achttausend der tapferen Polen verloren im Kampfe das Leben. Mehr als zwölftausend Einwohner der Stadt, darunter Greise, Kinder und Frauen ersäuften, verbrannten und erstachen die Russen nach dem Kampfe. Am 6. November capitulirte Warschau, am 8. rückten die Russen ein. Stanislaus August wurde mit einem Ruhegehalte von zweihunderttausend Ducaten beseitigt. Die letzte Theilung Polen's fand statt (24. October 1795). Preußen erhielt den noch übrigen Theil von Rawa und Masuren, auf dem linken Ufer der Weichsel, die Hauptstadt Warschau nebst einem kleinen Bezirke auf dem rechten Ufer des Flusses, den auf der rechten Seite gelegenen Theil von Masuren und Podlachien, einen Theil der Woiwodschaft Krakau und denjenigen Theil von Lithauen, welcher in den Woiwodschaften Troik und Samogitien auf dem linken Ufer der Memel belegen war, zusammen neunhundert Quadratmeilen mit einer Million Einwohner; Oesterreich, alles Land zwischen Bug und Weichsel, Krakau und Sendomir, links der Weichsel und rechts der Pilica, achthundert Quadratmeilen und etwas über eine Million Einwohner; Rußland endlich den gesammten Rest von Polen, mehr als zweitausend Quadratmeilen und ungefähr 1,200,000 Menschen.

So ging das alte Reich der Polen unter, als warnendes Beispiel für alle Völker, welche Königen, Pfaffen und Aristokraten einen überwiegenden Einfluß gestatten, welche den trügerischen Worten herrschsüchtiger Despoten Glauben schenken und auf eine andere Kraft, als die eigene sich verlassen. Gerade so wie Polen, wird jedes Reich zu Grunde gehen, welches von gleich raubsüchtigen Monarchen umgeben, an gleichen inneren Gebrechen leidet.

Das an Polen begangene Unrecht ist übrigens zu schreiend, als daß wir glauben könnten, es werde seine Sühne nicht finden. Wohl sind seit der letzten Theilung Polen's mehr als sechzig Jahre verflossen, doch lebt die Nation, wenn auch theils in fremden Ketten, theils in der Verbannung, noch immer fort. Sie hat in den Jahren 1830 und 1831 und im

Jahre 1848 bewiesen, daß sie für Freiheit, Recht und Nationalität noch Empfänglichkeit besitzt. Nicht im Bunde mit Despoten, wie Napoleon, sondern nur durch eigene Kraft und in Uebereinstimmung mit allen übrigen geknechteten und nach Freiheit strebenden Völkern Europa's kann Polen als selbstständige Nation in die europäische Völkerfamilie wieder eintreten.

§ 40. Rußland.

Die im Ehebruche erzeugte Ehebrecherin und Gattenmörderin Katharina II. saß noch auf dem russischen Throne, als die Stürme der Revolution in Frankreich ausbrachen. Obwohl sie selbst einer Revolution die russische Krone verdankte, hegte sie doch einen heftigen Widerwillen gegen die Grundsätze, welche in Frankreich verkündet wurden, ohne sich indeß dadurch abhalten zu lassen, die Eroberungspläne zu verfolgen, mit welchen sie sich schon seit langer Zeit beschäftigte. Sie freute sich im Stillen, daß Oesterreich und Preußen ihre Streitkräfte in westlicher Richtung verwendeten, indem sie dadurch freieres Spiel gegen die Türkei, gegen Polen und Schweden zu erhalten hoffte. Die Sympathien, welche sie den Bourbonen zu erkennen gab, bestanden daher nur in Worten, nicht in Thaten, in Ehrengeschenken, aber nicht in kriegerischer Hülfe. Katharina war staatsklug selbst in dem Hasse gegen die französische Revolution, welchen sie zur Schau trug. Sie täuschte dadurch die auswärtigen Mächte, welchen sie die ganze Bürde des Krieges mit Frankreich überließ.

Seit Peter I. war unter keiner Regierung die russische Eroberungspolitik so nackt zu Tage getreten und mit so großem Nachdrucke verfolgt worden, als unter Katharina II. Der Ehrgeiz, welcher der Kaiserin angeboren war, erhielt einen neuen Sporn durch die Verhältnisse, unter welchen sie sich auf den Thron geschwungen hatte. Sie wußte, daß sie Vieles in Vergessenheit bringen müsse, um ihre Krone behaupten zu können.

Beim Beginne dieses Zeitabschnittes bildete die Türkei das nächste Ziel russischer Eroberungssucht. Damals schon wähnten die Moscoviten, das Kreuz auf der Sophienkirche zu Constantinopel aufpflanzen zu können. Doch der Halbmond war dem Untergange nicht so nahe, als die Russen gern glaubten. Seit dem Jahre 1787 hatte Katharina II. ihre Vorbereitungen zur Unterjochung der Türkei getroffen. Die Einleitung zum Kriege bildete die vielbesprochene Reise der Kaiserin nach der Krimm. Der Grundgedanke derselben war, der Welt den Entschluß Rußland's kund zu thun, es werde der Herrschaft der Türken in Europa ein Ende machen. Mit besonderer Rücksicht auf diesen Plan hatte Katharina ihrem zweiten Enkelsohne den Namen Constantin und eine griechische Erziehung gegeben. Derselbe sollte auf der Reise eine Hauptrolle mitspielen. Allein eine Krankheit, in welche er verfiel, nachdem alle Vorbereitungen schon getroffen waren, hielt ihn in Petersburg zurück. Unter den unzähligen Schmeicheleien, womit die Kaiserin auf dieser Reise überschüttet wurde, war die bedeutungsvollste die Inschrift, welche sie an dem südlichen Thore der Stadt Cherson las: „Hier geht der Weg nach Byzanz." Während Katharina II. sich den Gränzen der Türkei näherte, wiegelten russische Sendlinge die denselben unterworfenen Griechen auf und spannen Ränke in Kleinasien und Egypten. Joseph II. und der König Stanislaus von Polen statteten der Kaiserin Besuche ab. Der deutsche Kaiser versprach ihr Hülfe, falls sie von den Türken angegriffen werden sollte; der Polenkönig die Neutralität seines Reiches.

Es galt daher, die Türkei zum Kriege zu drängen. Dieses verstanden die Russen vortrefflich.

Die Pforte, welche die Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Rußland einsah, und die Beweise der russischen Umtriebe besaß, ließ den russischen Gesandten in Constantinopel, Bulgakoff, einsperren. Der Krieg brach zu Wasser und zu Land aus. Russen und Oesterreicher rückten gegen die Türken. Katharina forderte alle Mächte der Christenheit auf, sich mit ihr zur Vertreibung der Ungläubigen aus Europa zu verbinden. Russische Pfaffen verkündeten von den Kanzeln herab den Untergang des türkischen Reichs.

Frankreich lag in den Geburtswehen seiner Revolution, England hatte die Wunden des Krieges mit Nord-Amerika noch nicht geheilt, Preußen war unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. keines kräftigen Entschlusses fähig, Dänemark war durch die Abtretung des Gottorp'schen Antheils an Holstein gewonnen, Polen schlief unter den Fittigen des alten Buhlen der russischen Kaiserin; Schweden allein, durch die Umtriebe des russischen Gesandten, Andreas Razumoffsky, auf's Aeußerste getrieben, griff zum Schwerte und würde, ohne den Verrath, dessen sich eine Anzahl aristokratischer Officiere vor Friedrichsham schuldig machten, der Czaarin große Verlegenheiten bereitet haben. Die Polen erwachten aus ihrem sechzehnjährigen Todesschlummer. Joseph II. starb, nachdem die Oesterreicher schwere Verluste im Türkenkriege erlitten hatten. Hundertundfünfzig Tausend Mann Preußen zogen sich an der böhmischen Grenze zusammen. Am 26. Juni 1790 kamen zu Reichenbach die Gesandten Oesterreich's, Preußen's, England's und Holland's zusammen. Die Cabinette von Wien und Berlin schlossen (27. Juli) einen Vertrag ab, dem zufolge Oesterreich der Türkei zurückgab, was es ihr abgenommen hatte und den Frieden in Szistowa schloß.

Die Russen nahmen mit stürmender Hand Oczakow (1788) und Ismael (22. Dezember 1790), und schlugen die Türken bei Fokschani (1. August 1789), Rimnik (22. September 1789) und Babada. Allein die Pforte setzte ihnen doch einen stärkern Widerstand entgegen, als sie erwartet hatten. England und Preußen nahmen eine, immer feindlicher werdende Haltung dem russischen Cabinette gegenüber an. Die Polen benutzten, freilich sehr spät, den Augenblick, das russische Joch abzuschütteln. Potemkin starb (15. Oktober 1791). Katharina II. mußte befürchten, in Polen mehr zu verlieren, als sie in der Türkei damals gewinnen konnte. Sie schloß den Frieden zu Jassy (9. Januar 1792), durch welchen sie den Landstrich zwischen Bug und Dniester, mit der wichtigen Stadt Oczakow gewann. Mit Schweden hatte sie sich schon früher (14. August 1790) auf dem Fuße des Zustands vor dem Kriege vertragen. Das Kreuz wurde zwar noch nicht in Constantinopel aufgepflanzt, allein Rußland hatte sich doch der Hauptstadt der Türkei um einen Schritt angenähert. Es galt, die Eroberungspläne gegen Polen aufzunehmen; diejenigen gegen die Türkei mußten mittlerweise ruhen.

Potemkin's Tod brachte keine Veränderung in der russischen Politik hervor. Diese steht, in ihren Hauptzügen, seit den Tagen Peter's I. so fest, daß weder ein Minister, noch auch selbst ein einzelner Kaiser an derselben Wesentliches verändern kann. Die Frage ist immer nur, ob die alten Eroberungspläne mit größerem oder geringerem Nachdrucke, mehr gegen diesen, oder jenen Nachbarstaat verfolgt werden. Eroberung blieb nach Potemkin's Tod, wie später selbst nach Katharina II. Tod, immer das erste und eifrigst gesuchte Ziel der russischen Regierung. Potemkin machte sich nur dadurch in der russischen Geschichte einen so großen Namen, daß er die russische Eroberungs-Politik mit großer Kraft und einer, vor keinen Opfern zurückweichenden Entschlossenheit betrieb. Potemkin besaß alle Eigenschaften eines barbarischen Russen und verband mit denselben nur einen schwachen Firniß europäischer Civilisation. Er besaß eine großartige Herrschsucht, unbändigen Ehrgeiz, zugleich aber auch die kleinlichste Eitelkeit. Er war hochfahrend, heftig, roh, bisweilen selbst gegen die Kaiserin. Er versöhnte diese jedoch durch die ausgesuchtesten Schmeiche-

leien, die er ihr sagte, und die dichtesten Wolken von Weihrauch, in welche er sie hüllte. Er war verschwenderisch, raubsüchtig, betrügerisch und doch auch geizig bis zur Knickerei, indem er häufig die bestgegründeten Forderungen an ihn nicht befriedigte. Für Kunst und Wissenschaft hatte er keinen Sinn. Niemals fand er Zeit und Neigung, denselben die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Allein, da es am Hofe Katharinens zum guten Tone gehörte, gebildet zu scheinen, nahm Potemkin, wenn er es für nöthig fand, so gut es geben wollte, auch den Schein der Bildung an. Allein es kostete ihm dieses große Selbstüberwindung. Nur die Eitelkeit spornte ihn bisweilen, diese Larve vorzunehmen. Nach den Umständen spielte er die Rolle eines Staatsmannes, eines Kriegers oder eines Höflings. Alles, was er that, athmete eine gewisse Originalität, zeugte von großer Kraft und unbeugsamer Hartnäckigkeit. Diese dauerte aber nicht länger, als die Laune, welche sie ihm eingeflößt hatte. Er bildete ein männliches Gegenstück zu der Pompadour Ludwig's XV., nur mit dem Unterschiede, daß Katharina II. in demselben Maße entschlossener und rücksichtsloser war, wie Ludwig XV., als Potemkin in beiden Eigenschaften die Pompadour übertraf. So lange er lebte, behauptete er, allen späteren Liebhabern seiner Kaiserin zum Trotze, die erste Stelle im Herzen und im Rathe der Kaiserin, wie die Pompadour im Herzen und im Rathe Ludwig's XV.

Nach Potemkin's Tod erlangte kein Einzelner mehr die Bedeutung dieses kaiserlichen Liebhabers und Ministers. Keiner stand der Kaiserin geistig so nah, wie Potemkin. Die Leidenschaften beider waren dieselben. Potemkin, der Russe, war daher das beste Werkzeug, dessen sich die Kaiserin bedienen konnte, um ihren Bestrebungen den Mantel russischer Vaterlandsliebe, Rechtgläubigkeit und Eroberungssucht umzuhängen.

So lange Potemkin gelebt, hatte es der damalige Liebhaber der Kaiserin, Platon Zuboff, nicht gewagt, sich in Staatsangelegenheiten einzumischen. Nach dem Tode desselben wurde er jedoch eine der Hauptpersonen der Camarilla, welche Katharinen umgab. Neben ihm spielten Markoff und Nicolaus Soltikoff (nicht zu verwechseln mit dem Kammerherrn und Geliebten der Kaiserin dieses Namens) die ersten Rollen.

Nach Abschluß des Friedens von Jassy, bildete die zweite und dritte Theilung Polens die Hauptbeschäftigung Katharinens bis zu ihrem Tode.

Die Provinzen, welche Katharina den Polen entrissen hatte, genügten ihr noch nicht. Nach der Ermordung ihres Gatten hatte sie den Kurländern den Herzog Ernst Johann Biron mit Gewalt aufgedrängt. Dieser übergab die Regierung des Landes kurz darauf seinem Sohne Peter, welcher es nicht verstand, sich die Liebe und Achtung des Volkes zu erwerben. In ähnlicher Weise, wie in Polen, fachte Katharina II. auch in Kurland den Funken der Unzufriedenheit zur Flamme an, und brachte es durch ihre Ränke dahin, daß ihr einige Adelige die Herrschaft über Kurland anboten. Herzog Peter war nicht im Stande, seiner mächtigen Nachbarin die Spitze zu bieten. Diese nahm die ihr von einigen unberechtigten Verräthern angebotene Unterwerfung an (18. März 1795). Peter Biron verzichtete auf ein Land, das er der mächtigen Beherrscherin des Nordens nicht streitig machen konnte. Kurland kam unter die Herrschaft Rußlands.

Bevor Katharina starb, erlebte sie noch eine Demüthigung, welche wahrscheinlich ihren Tod beschleunigte. Der junge König Gustav Adolph IV. von Schweden war bestimmt, der Großfürstin Alexandra die Hand zu reichen. Am 14. August 1796 langte er in Petersburg an. Beide Höfe waren über die Hauptpunkte des Ehebundes einig, über die Nebenpunkte glaubte man leicht hinweg kommen zu können. Die streitige Frage betraf die Religions-Angelegenheit der Großfürstin.

Schon hatte sich am 21. September 1796 der ganze Hof versammelt, um der Verlo-

bung der Großfürstin und des Schwedenkönigs beizuwohnen. Der Bräutigam blieb aus. Die Ursache war, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Markoff, in den Ehevertrag einen Artikel gesetzt hatte, demzufolge die Großfürstin ihre eigene griechisch-katholische Kapelle im Schlosse zu Stockholm, so wie ihren eigenen Geistlichen haben sollte. Der Vertrag wurde dem Bräutigam erst eine Stunde, bevor er sich zur Verlobung begeben sollte, zur Unterschrift vorgelegt. Der Artikel stand im Widerspruch mit dem schwedischen Staatsrechte. Der junge König war besonnen genug, den Vertrag durchzulesen, und verweigerte seine Unterschrift mit anerkennenswerther Festigkeit, obgleich die russischen Minister alle Höflinge seines Gefolges und selbst den Herzog von Südermannland, seinen frühern Vormund und spätern Nachfolger für sich gewonnen hatten. Die Verlobung fand nicht statt. Katharina fühlte sich dadurch auf's Tiefste verletzt. Vor Ablauf zweier Monate, am 6. November alten, am 17. neuen Styles, war sie eine Leiche.

Katharina hatte zwei Leidenschaften im höchsten Grade, von denen eine schon genügt, aus einem Menschen ein Ungeheuer zu machen: die Wollust und den Ehrgeiz. Beide vereinigt, machten sie zur wirklichen Mörderin ihres Gatten und zur moralischen Mörderin ihres einzigen Sohnes Paul. Sie erstickten alle mütterliche Liebe im Herzen Katharinens und flößten ihr eine mit dem finstersten Argwohn vermischte Abneigung gegen denselben ein. Die Folge davon war die vollständige Vernachlässigung der Erziehung ihres unglücklichen Sohnes und ein vernichtender Druck, welchen sie mehr als vierzig Jahre lang auf ihn ausübte und welchem die Geisteskraft desselben erlag. Alle besseren Regungen des Verstandes und des Herzens, welche Paul in früheren Jahren kundgethan hatte, wurden gewaltsam von der Mutter erstickt.

Was konnte eine Frau ihrem Volke sein, welche ihrem Sohne eine Rabenmutter, ihrem Gatten eine Mörderin war? Während die große Masse der Nation in der bittersten Armuth schmachtete, verschwendete Katharina hundert Millionen Silberrubel baaren Geldes allein an ihre Buhlen. Sie verdoppelte die Last der Abgaben, welche auf der Nation ruhte, lud dieser eine schwere Staatsschuld auf, steigerte die Conscriptionslast von einem Manne auf fünfhundert Seelen bis einen Mann von fünfunddreißig Seelen. Sie duldete und förderte durch das Beispiel, welches sie der Nation von ihren Buhlen geben ließ, die schändlichsten Unterschleife in allen Zweigen der Verwaltung. Sie zerstörte das polnische Reich, untergrub das türkische und schwächte das schwedische. Sie gab ihr Land dem Handelsgeiste der Engländer schutzlos preis. Sie lockte durch trügerische Versprechungen dreihunderttausend Deutsche nach Rußland, von welchen nach zehn Jahren kaum mehr zehntausend lebten; sie entvölkerte die Krimm, deren hundertzwanzigtausend Einwohner vor dem Tode der Kaiserin auf dreißigtausend zusammengeschmolzen waren. Der Erfolg aller Opfer, welche sie der russischen Nation auferlegte, waren einige Eroberungen, welche dem Ehrgeize der russischen Großen schmeicheln mochten, der Nation aber keine wirklichen Vortheile brachten. Sie erleichterte der großen Masse der Leibeigenen nicht ihr Loos; sie förderte nicht den Ackerbau; sie verbesserte weder die Verwaltung, noch die Rechtspflege; im Gegentheile, überlieferte sie ihr Volk der Habgier und der Herrschsucht ihrer Lieblinge und der Geschöpfe derselben. Die von ihr pomphaft der Welt verkündete Verbesserung der Gesetzgebung, ging in Rauch auf. Die Atmosphäre, welche sie umgab, war eine moralische Pestilenz, in welcher Niemand auf die Dauer leben konnte, ohne angesteckt zu werden.

Für Deutschland ist die Regierung Katharina's II. von ganz besonderer Wichtigkeit, weil sie uns zeigt, was wir zu erwarten haben, falls der Eroberungspolitik Rußland's nicht ein unübersteiglicher Damm entgegengesetzt wird. Vor der Theilung Polen's bestand noch eine Scheidewand zwischen deutschem und russischem Gebiete. Nachdem diese gefallen ist,

richtet sich die russische Eroberungssucht mit Nothwendigkeit gegen Deutschland. Die Frage ist nur, wann das russische Cabinet den Zeitpunkt für geeignet halten wird, die längst gehofften, besprochenen und in die Form von Verträgen gebrachten Eroberungspläne auszuführen.

Kaiser Paul war zum Glücke für Europa ein wenig begabter, wankelmüthiger und bis zu den Gränzen des Wahnsinns argwöhnischer und despotischer Herrscher. Er konnte daher dem Auslande nicht gefährlich werden. Er stand schon in seinem dreiundvierzigsten Jahre, als er zum Throne gelangte. Der Sprung von einem Zustande des furchtbarsten Druckes zu demjenigen unumschränkter Herrschaft war für sein schwaches Gehirn zu groß, als daß es denselben ohne eine bedenkliche Erschütterung hätte machen können. Paul hatte während der langen Zeit, da die Mutter die ihm gebührende Krone vorenthielt, zu viele schlechte und zu wenige gute Menschen kennen gelernt, als daß er sich einer tiefen Menschenverachtung hätte erwehren können. Er besaß weder Wissenschaft, noch Erhabenheit des Geistes genug, um die Welt von einem andern Standpunkte aus zu beurtheilen, als ihm Katharina bereitet hatte.

Alle Freunde, die er gesucht und mehr als einmal gefunden zu haben geglaubt, hatten sich früher oder später als bezahlte Spione und Angeber seiner Mutter erwiesen. Die beiden einzigen, welche er für treu hielt, waren der mit ihm erzogene Fürst Alexander Kurakin und sein Kammerdiener, Paul Menowitsch, den er zum Grafen Kutaizow erhob.

Paul I. begann seine Herrschaft mit einem höchst sonderbaren Acte, indem er das Begräbniß seiner Mutter mit demjenigen seines ermordeten angeblichen Vaters verband, und die beiden noch am Leben befindlichen Personen, welche bei der Ermordung Peter's III. die Hand im Spiele gehabt hatten: Alexis Orloff und den Fürsten Baratinsky zwang, unmittelbar vor dem Sarge des ermordeten Kaisers dessen Kronen zu tragen. Der Fürst von Baratinsky trug wankenden Schrittes die Krone von Astrachan, Alexis Orloff, obgleich alt und schwach, immer noch stolz die russische Krone auf sammetnem Kissen. Ob Kaiser Paul das Geheimniß seiner Zeugung kannte und durch die dem Andenken Peter's III. gezollte Verehrung die bestehende Rechtsvermuthung für dessen Vaterschaft stärken, oder nur eine gewisse Rache an den Mördern nehmen wollte, bleibt dahingestellt. Das erstere ist wahrscheinlicher. Hätte Paul sich r ä c h e n wollen, so wären Orloff und Baratinsky nicht so leichten Kaufes davon gekommen. Nach der Leichenfeier wurde Baratinsky nur des Hofes, Orloff nur des Landes verwiesen. Hätte Paul sich r ä c h e n wollen, wäre wenigstens Sibirien oder eine Festung ihr Loos gewesen. Ein Mann, welcher gewöhnt war, den geringsten Fehler, den Mangel eines Kamaschenknopfes mit Knutenhieben zu bestrafen, begnügt sich, wenn er Rache nehmen will, nicht mit geistigen Schmerzen, die er seinen Opfern bereitet.

Der größte Fehler Paul's in seiner Regenten-Eigenschaft war seine Unbeständigkeit. Niemand, weder seine Familie, noch seine vertrautesten Minister, noch die auswärtigen Mächte wußten von einem Tage zum andern, was sie von ihm zu erwarten hatten. In der kurzen Zeit seiner Herrschaft (vom 17. November 1796 bis zum 24. März 1801) wechselte die Leitung der auswärtigen und der inneren Angelegenheiten viermal. Paul begann seine Regierung mit einer Stellung, welche Frankreich zwar unfreundlich war, allein mehr in Worten, als in Thaten, gieng über zu offenem und blutigem Kriege gegen Frankreich, schlug um in Bewunderung Napoleon's und endigte mit der bewaffneten Neutralität, welche auf dem Punkte war, in einen Krieg mit England auszubrechen, als der Tod der Herrschaft Paul's ein Ende machte.

Seit den Tagen Peter's I. gab die auswärtige Politik in Rußland den Ausschlag. Die Wankelmüthigkeit Paul's I. erregte daher unter den Großen des Reiches heftige Miß-

stimmung. Das Wohl, die Ehre und selbst die Macht des Vaterlands hätte keinem der Verschworenen den Muth gegeben, sein Leben einzusetzen. Paul I. bedrohte aber seine nächsten Umgebungen. Keiner seiner Minister fühlte sich sicher. Tausende Unschuldiger schickte der Kaiser in einer Anwandlung von Zorn nach Sibirien. Hätte er nur gegen Leute niedern Standes gewüthet, so wäre ihm dieses von den Großen seines Reiches wohl verziehen worden. Hätte er den Argwohn, mit welchem er seine nächsten und höchsten Diener betrachtete, in sich verschlossen, so wären diese vielleicht nicht zum Aeußersten geschritten. Allein er besaß nicht Selbstbeherrschung genug, seine Gedanken erst mit der That an den Tag zu legen. Er gab seinen Argwohn namentlich dem Gouverneur von Petersburg, Grafen von Pahlen zu erkennen. Mehr als einmal hielt sich dieser schon fast für verloren, und rettete sich nur durch seine Geistesgegenwart. Er wurde die Seele der Palastrevolution, welche Paul I. das Leben kostete. Auf Alexander, den ältesten Sohn Paul's, verstand er es, in doppelter Weise einzuwirken. Er stellte ihm vor, daß unter Paul Rußland zu Grunde gehen müßte, und flößte ihm Besorgnisse für seine, seiner Mutter und seiner Geschwister persönliche Sicherheit ein. Allerdings theilte er dem muthmaßlichen Thronfolger nicht mit, daß er selbst es war, welcher den Kaiser gegen seine Familie aufgeregt und einen Verhaftsbefehl gegen dieselbe ausgewirkt habe. Dieser Verhaftsbefehl, von welchem Pahlen dem jungen Alexander Kenntniß gab, verscheuchte die letzten Scrupel, welche dieser gegen die im Werke begriffene Verschwörung hatte. Alexander genehmigte diese unter der Voraussetzung, daß das Leben seines Vaters nicht gefährdet werde. Er wußte nicht, daß bei einer Verschwörung, so wenig, als bei einer Revolution, kein Theilnehmer für die Thaten seiner Genossen einstehen könne.

Graf Pahlen war der Zustimmung des Thronfolgers gewiß in Folge des demselben mitgetheilten Verhaftsbefehls, der freudigen Beistimmung der Großen des Reiches in Folge des allgemeinen Schreckens, den der Kaiser unter ihnen verbreitet und wegen des Unmuths, welchen die auswärtige Politik Paul's erregt hatte. Die Masse des Volkes war gegen den Kaiser aufgebracht, weil er sie zwang, das Knie vor ihm zu beugen, so oft er sich sehen ließ, was in den kothigen Straßen Petersburg's ganz besonders lästig war.

Die Verschwörung wurde längere Zeit hindurch vorbereitet. Paul erhielt Winke davon, und theilte selbst Pahlen seine Besorgnisse mit. Dieser bestärkte den Kaiser in seinem Verdachte, erklärte demselben, er kenne die Verschwörung und sei selbst ein Theilnehmer derselben, um sie desto sicherer vereiteln zu können.

Die Hauptpersonen derselben nach ihm waren die Brüder Zuboff, die Generale Bennigsen und Talazin und beiläufig fünfzig Personen, von denen übrigens die meisten erst in der Nacht vom 23. auf den 24. März in das Geheimniß eingeweiht wurden.

Die Verschworenen hatten in der That nur die Absicht, den Kaiser zur Unterzeichnung eines Verzichtes auf die Krone zu zwingen und ihn gefangen zu nehmen. Doch Paul setzte sich zur Wehre. Die Lampe, welche das Zimmer erleuchtete, wurde umgestoßen und erlosch. Bennigsen, der einzige, welcher während des ganzen Verlaufs der Sache seine Geistesgegenwart behauptete, entfernte sich, um eine andere Lampe aus dem Vorzimmer zu holen. Als er zurückkehrte, fand er den Kaiser auf dem Boden in seinem Blute liegend. Seine Hirnschale war zerschmettert, ein Stich in die Geschlechtstheile war ihm beigebracht, seine rechte Hand war verstümmelt, sein Hals mit einer Schärpe zugeschnürt, welche mitgebracht worden war, um damit dem Kaiser die Füße zu binden.

Fürst Jeschwell, ein geborener Tartar, soll dem Kaiser den ersten Schlag versetzt haben. Er verschwand spurlos. Ohne Zweifel wurde er für alle übrigen bestraft. Nicolaus Zuboff soll nach einem heftigen Kampf den Kaiser nieder geworfen und erdrosselt

haben. Graf Pahlen erschien am Orte der That erst, nachdem alles vollendet war. Er theilte dem Thronfolger die Nachricht von dem Tode des Kaisers mit. Alexander war untröstlich. Doch er mußte die Macht der Verhältnisse anerkennen und die Zügel der Regierung ergreifen, um so mehr, als die Kaiserin Mutter Miene machte, sich auf den Thron zu schwingen.

Dem Volke wurde bekannt gemacht, Kaiser Paul sei an einem Schlaganfalle plötzlich gestorben. Seine zertrümmerte Hirnschale wurde durch einen tief in das Gesicht gehenden Militärhut, seine verstümmelte Hand durch einen Handschuh, die Wunden des Rumpfes durch eine volle Bekleidung, die verzerrten Gesichtszüge durch Schminke bedeckt. So verhüllt wurde die Leiche auf das Paradebett gelegt. Jedermann wußte, daß Paul ermordet worden war. Mehrere Verschworene und selbst viele, welche an der Verschwörung gar keinen Theil genommen hatten, rühmten sich öffentlich einer That, bei welcher sie nur sehr entfernt, oder gar nicht mitgewirkt hatten.

Mit schwerem Herzen bestieg Alexander den Thron seines Vaters. Denn er hatte ein weiches, menschenfreundliches Gemüth. Er war von Laharpe in freier Richtung erzogen worden. Zu der Besserung der inneren Angelegenheiten Rußland's besaß Alexander I. die beste Neigung; allein ihm gebrach der unerschütterliche Wille, die unbeugsame Kraft, welche erforderlich sind, im Kampfe mit Halb-Barbaren Reformen einzuführen. Die auswärtige Politik blieb unter ihm dieselbe, wie früher. Eroberung war ihr Ziel. Schweden, die Türkei und Polen boten den Stoff dazu. An der Spitze eines gebildeten und friedliebenden Staates hätte Alexander vielleicht ausgezeichnetes geleistet. Als Kaiser von Rußland nützten seine milden Gesinnungen dem Reiche wenig, obgleich sie alle persönlichen Beziehungen mit ihm erleichterten und sehr angenehm machten. In der Regierungsperiode Alexander's I. müssen wir übrigens die Zeit der Gefahren und der Drangsale wesentlich unterscheiden von derjenigen der errungenen Siege und des Schlummers auf den erworbenen Lorbeeren. Bis 1815 erhielt sich die Kraft des Kaisers einigermaßen frisch. Später verfiel Alexander mehr und mehr in die Bande der Frömmelei. Die Folgen früherer Ausschweifungen kamen zu Tage. Er hielt den Polen nicht Wort, er erfüllte nicht die Hoffnungen, welche er, namentlich im Laufe der Freiheitskriege in ganz Europa und so auch in Rußland angeregt hatte. Er gründete die s. g. heilige Allianz und machte sich dadurch eines Verbrechens schuldig, welches seinen Namen auf immer beflecken wird.

Alexander I. war ein geborener Diplomat. Er besaß alle Gaben, welche erforderlich sind, Vertrauen einzuflößen und Liebe zu gewinnen. Er behielt unter der ihm natürlichen Larve der Milde und Sanftmuth aber immer seine Absichten wohl im Auge, verfolgte dieselben mit eben so großer Gewandtheit, als Zähigkeit und täuschte daher nicht selten Freunde und Feinde, welche so viel Verstellungskunst ihm nicht zutrauten. Die feine Bildung, welche er sich angeeignet hatte, und die gewinnenden Aeußerlichkeiten, welche ihm namentlich die Herzen des weiblichen Geschlechts öffneten, kamen ihm dabei sehr zu statten.

Alexander begann seine Regierung damit, daß er die zahlreichen Opfer der Tyrannei seines Vaters in Freiheit setzte. Er schaffte das s. g. heimliche Gericht, welches die furchtbarsten Schandthaten verübt hatte *), ab. Er organisirte die Central-Verwaltung besser, löste die drückenden Fesseln der Censur und der Bücherverbote. Er beschränkte die Ausgaben des Hofes, verminderte die Steuern und erließ der Nation für das erste Jahr seiner Regierung jede Rekrutenstellung. Er schaffte die Tortur und das mit der Knutenstrafe

*) Siehe oben Buch VIII. § 60. S. 368.

verbundene Ausreißen der Nasenwände und die Brandmarkung ab. Er verbot die Einziehung alles ererbten Eigenthums. Er gab seinen Widerwillen gegen die Leibeigenschaft deutlich zu erkennen, beschränkte den Menschenhandel, verbesserte das Schicksal der zahlreichen Kronbauern, und beförderte die Freilassung der Leibeigenen, ohne jedoch in dieser Beziehung mit Nachdruck einzugreifen. Nur in den Ostseeprovinzen schaffte er die Leibeigenschaft mit Zustimmung des Adels ab. Diese Zustimmung erkaufte er aber freilich durch Bedingungen, welche die Bauern der Willkür ihrer früheren Eigenthümer vollständig preisgaben.

Den Theil, welchen Alexander an den französischen Kriegen nahm, haben wir bereits oben*) geschildert. Die Kriege, welche er mit Schweden und der Türkei führte, werden wir in den diesen beiden Staaten gewidmeten Paragraphen besprechen.

Es bleibt uns aber noch einiges in Betreff der geheimen Verhandlungen, welche Alexander mit Napoleon pflog, nachzuholen. Dieselben beweisen, wie groß die Gefahr ist, welche unserer Nation von Seiten des russischen Cabinets droht, und wie sehr es daher Noth thue, daß wir nicht länger die auswärtigen und militärischen Angelegenheiten unseres Vaterlandes einer Bande von Fürsten überlassen, welche zu jeder Zeit bereit waren, deutsches Gebiet an das Ausland abzutreten, vorausgesetzt, daß ihnen bei dieser Gelegenheit Vortheile zufielen.

Am 8. October 1801 schloß Rußland mit Frankreich Frieden und drei Tage darauf (11. October 1801) einen geheimen Vertrag, demzufolge Alexander in Uebereinstimmung mit Napoleon die Entschädigungs-Verhandlungen in Betreff Deutschland's leiten sollte. Es war dieses der Köder, welchen Napoleon dem russischen Kaiser hinwarf, um ihn günstig für sich zu stimmen. Der Czaar ging auf den Vorschlag des französischen Consuls mit Vergnügen ein, weil er darin nicht nur überhaupt ein Mittel sah, Einfluß in Deutschland zu gewinnen, sondern auch seine Verwandten daselbst zu begünstigen.

Bei den Verhandlungen, welche mit dem Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 endigten, spielte Rußland in Verbindung mit Frankreich bereits den Herrn und Meister Deutschland's. Von dieser Zeit an trat der Gedanke einer zwischen diesen beiden Mächten getheilten Weltherrschaft immer deutlicher hervor. Wenn Napoleon's Ehrgeiz eine Theilung der Gewalt zugegeben hätte, so wäre es niemals zu dem Kriege des Jahres 1812 gekommen und die geheimen Artikel des Tilsiter Friedens wären zur That geworden. Damals schon wurde in einem besondern Allianz-Traktat zwischen Frankreich und Rußland die Theilung der Türkei beschlossen, und andere, das ganze europäische Staatensystem in seinen Grundfesten erschütternde Absprachen getroffen. Dieser geheime Vertrag enthielt namentlich folgende Bestimmungen:

„Rußland soll die europäische Türkei in Besitz nehmen, und, so weit es für passend erachtet wird, auch seine Eroberungen in Asien ausdehnen. — Die Dynastieen der Bourbonen in Spanien und der Braganza's in Portugal sollen aufhören zu regieren, und die Prinzen des Hauses Buonaparte ihre Kronen erhalten. — Die weltliche Macht des Papstes soll aufhören und das Gebiet des Kirchenstaates mit dem Königreich Italien vereinigt werden. — Rußland verbindet sich, der französischen Marine Beistand zu leisten, um Gibraltar zu erobern. — Die Franzosen sollen alle Städte auf der afrikanischen Küste, wie Algier, Tunis und die übrigen einnehmen. — Die Insel Malta soll von den Franzosen besetzt und der Friede nicht eher mit England geschlossen werden, bis es diese Insel abgetreten habe. — Die Franzosen sollen Aegypten erobern. — Gegen Abtretung

*) §§. 30—33, 36—38.

dänischer Inseln soll Dänemark in Norddeutschland und durch die Hansestädte entschädigt werden."

Derjenige Theil dieses Vertrags, welcher sich auf Spanien, Portugal und Italien bezog, wurde, wie wir gesehen haben,*) fast vollständig ausgeführt. Nachdem Napoleon den größern Theil der Vortheile dieses Vertrages bezogen hatte, vermeinte er, ohne und gegen Rußland die Herrschaft der Welt an sich reißen zu können. So kam es zum Kriege des Jahres 1812. Rußland hatte im Frieden von Tilsit Preußen nicht blos der Eroberungssucht Napoleon's aufgeopfert, sondern auch Theil an dem Raube genommen.**) Während des Krieges vom Jahre 1809 brachen russische Truppen in Galizien ein. Alexander hatte dem französischen Kaiser versprochen, 150,000 Mann gegen Oesterreich zu schicken. Der Krieg ging so schnell zu Ende, daß nur dreißigtausend Russen an demselben Theil nehmen konnten. Um Oesterreich zu täuschen, entschuldigte sich später Kaiser Alexander damit, daß er nur zum Scheine Galizien feindlich behandelt habe.

Die schlimmsten Absichten des russischen Kaisers, Deutschland gegenüber, erhellen übrigens am deutlichsten aus der Schlußstelle des oben mitgetheilten geheimen Vertrages, dem zufolge Dänemark für die Abtretung dänischer Inseln in Norddeutschland und durch die Hansestädte entschädigt werden sollte.

Schon im Jahre 1808 war es also dahin gekommen, daß Rußland und Frankreich über deutsches Gebiet verfügten, als gehöre es ihnen, und zwar nicht wie beim Reichsdeputationshauptschlusse, zur Entschädigung deutscher Fürsten, sondern des Königs von Dänemark!

Mit französischer Genehmigung überfiel der Kaiser von Rußland (1808 und 1809) Schweden und nahm diesem Lande Finnland ab. Alexander setzte seinen Kampf gegen die Türkei fort, indem er die Gränz-Provinzen, namentlich die Moldau, die Wallachei und Serbien unterwühlte. Allein bei der Zusammenkunft zu Erfurt (1808) zeigte es sich, daß die Kaiser der Franzosen und der Russen auf die Dauer sich doch nicht würden verständigen können. Das Project der Theilung der Welt kam nicht zur Ausführung. Napoleon glaubte, das mit der Türkei im Kriege befangene Rußland leicht bezwingen und in ein ähnliches Verhältniß der Unterwürfigkeit, wie Oesterreich und Preußen versetzen zu können. Allein Napoleon hatte das Vertrauen der Türkei verscherzt. Alexander schloß im entscheidenden Augenblick Frieden mit der Pforte und gewann durch denselben das Gebiet zwischen Dniester und Pruth, d. h. Bessarabien, einen Theil der Moldau und die hauptsächlichsten Donaumündungen, mit letzteren zugleich die Herrschaft über den größten deutschen Fluß. Es lag hierin ein gegen unser Vaterland gerichteter Streich, dessen Wunde noch immer offen ist, obgleich dieselbe durch den jüngsten Pariser Frieden geheilt werden sollte.

Als der Kampf mit Napoleon entbrannt war, bedurfte Alexander wiederum der Deutschen, um seinen mächtigen Feind vollständig aus dem Felde zu schlagen. Die deutschen Fürsten waren aber nicht so willig, als er gehofft hatte. Alexander nahm daher keinen Anstand, von Warschau aus unterm 10/22. Februar 1813 die deutsche Nation zum Kampfe wider Napoleon aufzufordern. „Die Furcht mag Eure Regierungen noch zurückhalten, aber laßt Euch das nicht hindern! Eben so unglücklich, wie Ihr selbst, verabscheuen auch sie eine Macht, welche sie fürchten und sie werden schließlich Eure edlen Bemühungen für ihr und für Euer eigenes Glück und für die Freiheit anerkennen!" — — —

*) Siehe oben § 29, Seite 277 ff.

**) Siehe oben § 28, Seite 273.

„Wenn durch einen beklagenswerthen Kleinmuth Eure Souveraine in ihrem verderblichen Systeme der Unterwürfigkeit beharren sollten, dann müssen sich die Stimmen ihrer Unterthanen vernehmen lassen, und die Fürsten, welche ihre Völker in Knechtschaft und Unglück versenken, müssen durch dieselben gezwungen zur Freiheit und Ehre geführt werden."

In diesen Worten wandte sich Kaiser Alexander damals an die deutsche Nation.

Wir stimmen der in denselben niedergelegten Anschauungsweise vollkommen bei. Allein wie paßt sie zu den Grundsätzen der s. g. heiligen Allianz, zu der Regierungsweise aller Fürsten Europa's seit dem Jahre 1815?

Kurz nach dem Warschauer Aufrufe vom $^{10}/_{22}$. Februar schloß Alexander den Bundesvertrag mit Preußen zu Kalisch ab (27. Februar 1813). Der deutschen Nation wurde im Namen beider Fürsten durch den Feldmarschall Kutusow verkündet, daß Deutschland's Befreiung vom französischen Joche der einzige Zweck beider Mächte sei. Zugleich wurden Germanien's Fürsten und Völker zur Mitwirkung aufgerufen und diejenigen Fürsten, welche diesem Aufrufe innerhalb einer bestimmten Frist nicht Folge leisten würden, mit dem Verluste ihrer Staaten bedroht. Dabei wurde der deutschen Nation ausdrücklich verheißen:

„Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen dies Werk (der Befreiung Deutschlands) heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europa's Völkern erscheinen können."

Der ureigene Geist des deutschen Volkes zertrümmerte das Joch französischer Gewaltherrschaft, allein der ureigene Geist der deutschen Fürsten ließ darum doch Deutschland nicht zur Einheit gelangen, und Kaiser Alexander that nichts, seine Verbündete an die Zusagen der Monate Februar und März 1813 zu erinnern. Sobald man das Volk nicht mehr brauchte, um den gemeinsamen Feind Napoleon aus dem Felde zu schlagen, ließ man sich mit demselben nicht mehr ein. Dann bekamen die Fürsten das Heft wieder in die Hand und bedienten sich desselben in altgewohnter Weise zu den Zwecken ihrer Herrschsucht und ihrer Habgier.

§ 41. Scandinavien.

Es ist kein Unglück, einem kleinen Staate anzugehören. Manche Mittelstaaten sind glücklicher, als die Großstaaten. Allein es ist sehr betrübend, zu sehen, wenn ein Staat im Laufe von Jahrhunderten im Wettlaufe mit allen übrigen, früher zum Theile minder mächtigen zurückbleibt. Dieses ist der Fall mit Scandinavien. Seit den Tagen Christian's IV., also seit mehr als zwei Jahrhunderten, nahm Dänemark, und seit Karl XII., also seit anderthalb Jahrhunderten, Schweden, im Verhältniß zu allen Staaten, mit denen es damals auf gleicher Stufe stand, an innerer Blüthe, wie an äußerer Macht ab. In Dänemark hatte sich seit dem Sturze Struensee's der Despotismus mehr und mehr entwickelt. Schweden wechselte zwischen unumschränkter Monarchie und tückischer Aristokratenherrschaft ab. Die eine Regierungsform konnte so wenig, als die andere, Scandinavien auf diejenige Stufe wieder emporheben, welche es inne gehabt hatte, als es, vom Geiste der Reformation beseelt, den Völkern der Erde die Fahne der Zeit vorantrug. Schweden und Dänemark wären vereinigt kaum stark genug gewesen, ihren übermächtigen Nachbarn im Osten, Süden und Westen die Spitze zu bieten. Allein sie standen sich fast

immer feindlich gegenüber und trugen daher viel dazu bei, sich gegenseitig zu Grunde zu richten.

Gustav III. von Schweden besaß, bei manchen guten Eigenschaften, nicht diejenige Ruhe, Umsicht und Nüchternheit, deren ein Regent zu allen Zeiten, besonders aber inmitten von Gefahren und Bedrängnissen, bedarf. Er war mit Recht ein Feind des Adels seines Reiches, welcher auf dem Lande, gleich einem drückenden Alpe ruhte, das Mark des Volkes verzehrte, den Gang der Regierung hemmte und niemals willig war, die vom Wohle des Staates gebotenen Opfer zu bringen. Allein Gustav selbst hatte alle Fehler seines Adels im höchsten Grade. Er war verschwenderisch und leichtfertig, liebte den Prunk, und da es ihm an den Mitteln fehlte, seinen kostbaren Leidenschaften zu fröhnen, so verschaffte er sich dieselben auf eine Weise, welche nicht blos seine Ehre, sondern auch die Selbständigkeit seines Reiches gefährdete und ihm folgeweise die Liebe und die Achtung des Volkes entzog. Gustav III. erkannte die Gefahr, womit Schweden von russischer Seite bedroht war. Dieses hielt ihn aber nicht ab, sich mit Katharina in Beziehungen einzulassen, welche für ihn selbst demüthigend und für sein Reich gefährdend waren. Er nahm Geldgeschenke von der russischen Czaarin an, welche keinen andern Zweck haben konnten, als seinen guten Willen zu erkaufen. Er begann darauf (1788) Krieg mit Rußland ohne genügende Vorbereitungen, fand in den Offizieren seines eigenen Heeres die gefährlichsten Feinde und machte dann eben so rasch Frieden, als früher Krieg. In Schweden hatte Gustav III. immer gesucht, sich den Schein der Volksthümlichkeit zu geben, die Interessen der Nation gegen die Uebergriffe der privilegirten Stände zu vertreten. Als aber die französische Revolution ausbrach, stellte er sich an den ersten Platz unter den Gegnern derselben und unter den Freunden des französischen Königthums.

Gustav III. war dem Adel seines Reiches mit solcher Kraft entgegen getreten, daß er auf dessen Feindschaft gefaßt sein mußte. Aller Orten und zu allen Zeiten hat der Adel seine Standesvorrechte dem Wohle des Vaterlandes, dem Rechte und der Freiheit seiner Nation vorgezogen. Gerade damals verkaufte die Aristokratie in Polen das Reich an Rußland, trieb sie in Frankreich das Volk zur Revolution und hetzte sie in den österreichischen Staaten Belgien und Ungarn zum Widerstande gegen den Kaiser auf. Gustav konnte nicht erwarten, daß der Adel seines Reiches denjenigen aller anderen Länder an Reinheit der Gesinnung übertreffen werde. Er mußte seine Maßregeln so nehmen, daß er von demselben nichts zu befürchten habe. Auf dem Reichstage des Jahres 1786 hatten die schwedischen Aristokraten ihm deutlich genug ihren Haß zu erkennen gegeben. Dessen ungeachtet begann er (1788) den Krieg gegen Rußland, ohne auf die Bestimmungen der von ihm selbst dem Lande gegebenen Verfassung, ohne auf das Mißverhältniß zwischen der Macht Schweden's und Rußland's Rücksicht zu nehmen und ohne sich derjenigen Hülfe zu versichern, deren er nothwendig bedurfte, um siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen. Wie er sich später von Katharinen gegen Frankreich, so ließ er sich damals von England und Preußen gegen Rußland aufhetzen. Die Türken, mit welchen er ein Bündniß schloß, waren nicht stark genug, ihm Erfolge zu sichern, um so weniger, als Katharinen Oesterreich und Dänemark zur Seite standen, deren vereinte Kräfte diejenigen reichlich aufwogen, welche Schweden hoffen konnte, aus seinem Bündnisse mit der Türkei abzuleiten.

Gustav III. handelte sehr unbesonnen, ohne andere Verbündete, als die Türken mit Rußland Krieg zu beginnen. Er konnte, besten Falles, nur vorübergehende Siege erringen. Auf die Dauer war es ihm unmöglich, sich gegen die russische Uebermacht zu behaupten. Nach der Verfassung des Reiches konnte der König keinen Angriffskrieg beginnen. Aus der ganzen Lage der Dinge erhellte klar und deutlich, daß Katharina im Augenblicke, da sie

alle ihre Heere nach dem Süden gegen die Türkei geschickt hatte, auch nicht entfernt daran dachte, Schweden anzugreifen. Dessenungeachtet begann Gustav III. den Krieg mit Rußland, ohne die nach der Verfassung nothwendige Ermächtigung von Seiten des Reichstages. Der russische Gesandte in Stockholm Razumoffski hatte seit langer Zeit den Adel gegen den König aufgereizt. Die schwedischen Aristokraten standen mit dem Feinde des Reichs in unausgesetzter geheimer Verbindung. So kam es, daß die von den Russen gekauften Obersten verschiedener Regimenter dem Könige den Gehorsam verweigerten, als dieser sie zum Sturme gegen die Festung Friedrichsham befehligte (August 1788). Gustav III., statt die aufrührerischen Aristokraten auf der Stelle vor ein Kriegsgericht zu stellen und erschießen zu lassen, kehrte nach Stockholm zurück und übergab das Commando seinem Bruder Karl, Herzog von Südermannland, welcher bisher den Oberbefehl der Flotte geführt und sich dabei keine Lorbeeren erworben hatte. Beide Brüder waren keine Feldherren von Talent. Die Meuterer erhielten die Oberhand im Heere. Sie setzten die noch während der Anwesenheit des Königs mit Katharina II. eingeleiteten Unterhandlungen fort, schlossen (12. August 1788) zu Anjala, hart an der russischen Gränze, einen Bund gegen ihren König, erließen ein Manifest und erklärten sich darin gegen den Krieg mit Rußland. Zwölftausend Unterschriften sollten dieser Kundgebung Nachdruck verleihen. Die Meuterer gingen sogar auf eigene Faust einen Waffenstillstand mit Rußland ein. Mittlerweile waren die Dänen in Schweden eingefallen und bedrohten die zweite Stadt des Reiches, Gothenburg. Mit Hülfe des englischen und des preußischen Gesandten und des Landvolkes, welches Gustav III. aufbot, trieb dieser die Dänen wieder zum Lande hinaus.

Auf dem Reichstage des Jahres 1789 mußte der Adel das Gesetz von den mit dem Könige verbundenen drei übrigen Ständen annehmen. Der Bürgerstand wurde in Strafsachen, bei Besetzung der Aemter und dem Erwerb liegender Güter dem Adel gleich gestellt. Der Reichsrath wurde auf die Verrichtungen eines höchsten Gerichtshofs beschränkt, dem Könige wurde die höchste Gewalt und namentlich das Recht des Krieges und Friedens unbeschränkt eingeräumt. Der Reichstag sollte nur außerordentliche Abgaben und solche Angelegenheiten berathen, welche der König an ihn bringen möchte. Ueberdieß bewilligten die Stände die zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Summen und verbürgten die von demselben beabsichtigten Anleihen. Gegen die Meuterer machte der König von seiner neu befestigten Gewalt einen sehr milden Gebrauch. Er ließ nur einen derselben hinrichten, entließ die meisten derselben des Dienstes und ersetzte sie durch deutsche Offiziere, auf deren Treue er rechnen konnte. Der günstige Augenblick war jedoch verschwunden. Die Russen hatten Zeit gewonnen, bedeutende Streitkräfte zusammenzuziehen. Siege und Niederlagen glichen sich auf beiden Seiten ziemlich aus. Am 14. August 1790 schloß Gustav III. zu Werelä Frieden. Er gewann in demselben nichts. Die Tausende von Menschen und die großen Summen Geldes, welche der Krieg verschlungen hatte, waren verloren.

Gustav III. war von seiner Kriegslust nicht geheilt. Er richtete dieselbe nur auf einen andern Gegenstand. Sein Wahn war jetzt, Frankreich zu besiegen, der Revolution in Paris ein Ziel zu stecken. Er setzte sich mit Bouillé in Verbindung, hatte seine Hände im Spiele bei der Flucht des Königs nach Varennes und gedachte, auf englischen Schiffen eine schwedisch-russische Armee an der Mündung der Seine zu landen und von da nach Paris zu rücken. Katharina bot ihm ein Darleben zu Deckung der Kosten des Krieges wider Frankreich an, verlangte dafür aber die Bürgschaft des schwedischen Reichstags, weil sie sehr wohl wußte, daß dieser sich deren weigern würde, was denn auch geschah (Februar 1792). Gustav III. löste den Reichstag auf und es verbreitete sich das Gerücht, er wolle

die alte Verfassung gänzlich umstürzen. Der Adel, welcher dem Könige längst grollte, verschwor sich wider ihn und beschloß, ihn ermorden zu lassen. Der größere Theil der schwedischen Aristokratie war in dieses Complott verwickelt. Die Ausführung der That wurde drei jungen Leuten: dem Hauptmann Ankerström und den Grafen Ribbing und Horn übertragen. Das Loos bestimmte unter den Dreien Ankerström zum Mörder. Dieser brachte am 17. März 1792 dem Könige auf der Maskerade eine tödtliche Wunde bei, an welcher Gustav jedoch erst nach 14 Tagen starb.

Schlosser stellt diese finstere That der Verurtheilung und Hinrichtung Ludwig's XVI. an die Seite. Er macht keinen Unterschied zwischen Meuchelmord und öffentlicher Tödtung, zwischen einer Adelskaste, welche sich zur Richterin aufwirft und einem Volke, das in seinen frei erwählten Vertretern zu Gerichte sitzt, zwischen einem Könige, der nur einen von vier Ständen, eine sehr geringe Minderheit der Nation, wider sich hat und einem Könige, welchem die ganze Nation mit Ausnahme einiger unverbesserlichen Aristokraten und Pfaffen das Urtheil sprach, endlich und hauptsächlich zwischen den Beweggründen der Thäter. Die schwedischen Aristokraten hatten nur das Interesse ihrer Kaste, die Mitglieder des französischen National-Conventes dagegen das Wohl der gesammten Nation im Auge. Schlosser erkennt selbst an, daß die drei übrigen Stände über die Ermordung des Königs sehr erbittert waren und daß aus diesem Grunde der Adel seinen Zweck nicht erreichte. Die Stände der Bauern und Bürger, das heißt die große Masse der Nation billigte dagegen die Hinrichtung Ludwig's XVI. und deßhalb verfehlte diese ihren Zweck nicht.

Gustav's Bruder Karl übernahm die vormundschaftliche Regierung. Er verfuhr mit großer, ja zu großer Nachsicht gegen die Verschworenen. Nur Einer, Ankerström, büßte sein Verbrechen mit dem Leben, nur zwei, das Haupt der Verschwörung, General Pechlin und ein anderer der Mitschuldigen kamen auf die Festung, nur vier der letzteren wurden verbannt.

Am 1. Nov. 1796 übernahm Gustav IV., Sohn Gustav's III. die Regierung, derselbe, welchen wir in der Geschichte Rußland's*) schon kennen lernten. Seine vorherrschende Eigenschaft war Ausdauer: im Guten, wie im Bösen, in Verstand und Unsinn, wie es gerade kam. Gustav IV. glaubte, der Macht der Verhältnisse, welcher kein noch so gewaltiger Herrscher je ungestraft Trotz bot, widerstreben zu können. Die Beharrlichkeit, welche er den Zumuthungen der russischen Camarilla kurz vor seiner Thronbesteigung entgegengesetzt hatte, fand großen Beifall. Bald zeigte es sich aber, daß dieser Charakterzug nicht auf der Grundlage eines richtigen Verstandes und gewissenhafter Erwägung der Verhältnisse ruhte, sondern mit kleinlichen Launen und abgeschmackten Vorurtheilen in Verbindung stand. Die Rolle, welche Gustav in der bewaffneten Neutralität des Jahres 1800 spielte, war sehr erbärmlich. Die Ermordung des Herzogs von Enghien versetzte ihn in eine an Wahnsinn gränzende Wuth. Seit dieser Zeit wurde Gustav IV. noch bitterer und heftiger in dem Hasse, welchen er von früher Zeit an Frankreich gewidmet hatte. Er schloß sich immer fester an England. So kam es zum offenen Bruche mit Frankreich. Gustav verwarf die ihm von Napoleon kurz vor dem Tilsiter Vertrage angebotenen vortheilhaften Friedensbedingungen. Er setzte den Krieg selbst fort, nachdem Preußen und Rußland sich mit Napoleon verständigt hatten. Er stürzte dadurch sein Land in einen Krieg mit Dänemark und Rußland. Das englische Cabinet ließ ihn, wie vorauszusehen war, im Stiche. Die Russen eroberten Finnland. Die gemäßigten Rathschläge, welche England ihm gab, machten ihn so wüthend, daß er selbst diese Macht durch ein auf alle englischen Schiffe gelegtes Embargo wider sich aufbrachte. Volk, Heer und Adel vereinigten sich gegen ihn. Er wurde gefangen genommen und mußte (29. März 1809) auf seine Krone Verzicht

*) Siehe oben § 40, S. 424.

leisten. Seit dieser Zeit führte er unter dem Namen Oberst Gustavson ein herumziehendes, abenteuerliches Leben bis zu seinem Tode (7. Februar 1837).

Dem abgesetzten Könige folgte dessen Oheim Karl XIII., welcher am 6. Juni 1809 den Thron bestieg und am 29. gekrönt wurde. Derselbe hatte keine Kinder und diejenigen Gustav's IV. waren von der Thronfolge ausgeschlossen worden. Zuerst ernannte ihm der Reichstag den Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg zum Nachfolger. Dieser starb eines plötzlichen Todes unter sehr verdächtigen Umständen (23. Mai 1810), welche bis zu dieser Zeit nicht aufgeklärt worden sind. Während des Krieges zwischen Frankreich und Schweden und später in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der in Dänemark stehenden spanischen Truppen hatte Marschall Bernadotte es verstanden, sich die Gunst des schwedischen Adels zu erwerben. Er war schon bei der ersten Wahl eines Thronfolgers in Vorschlag gewesen. Nach Christian August's Tode ernannte ihn der Reichstag zum Nachfolger im Reiche. Mit Zustimmung Napoleon's nahm Bernadotte die Wahl an. Seit dieser Zeit übte der Kronprinz einen entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten Schweden's aus. Karl XIII. nahm ihn an Kindesstatt an. Napoleon hoffte, durch seinen ehemaligen Marschall Schweden in ein ähnliches Verhältniß der Unterwürfigkeit wie Holland, den Rheinbund und Italien versetzen zu können. Allein er irrte sich, Bernadotte schloß sich der schwedischen Nation in allem Ernste an und sagte sich mehr und mehr von Frankreich los. Zwar erklärte Schweden (December 1810) den Krieg an England, um den Zudringlichkeiten Frankreich's zu entgehen. Allein es geschah dieses nur zum Scheine. England berücksichtigte die Lage der Dinge. Napoleon ließ sich nicht täuschen und befahl dem Marschall Davoust (Januar 1812) Schwedisch-Pommern zu besetzen. Das Cabinett von Stockholm nahm diese Gebietsverletzung dem Scheine nach mit Geduld hin. Allein es bereitete sich auf einen ernstlichen Kampf mit Frankreich vor. Es schloß (24. März 1812) ein Bündniß mit Rußland und bald darauf (im Monat Juli) mit England. Doch trat erst im Anfange des Jahres 1813 ein vollständiger Bruch mit Frankreich ein. Die Lockspeise, mit welcher Schweden gewonnen wurde, war Norwegen. England und Rußland versprachen dieses seit Jahrhunderten mit Dänemark verbundene Land dem Cabinette von Stockholm. Die Schweden trugen das ihrige zum Sturze Napoleon's bei. Im Frieden zu Kiel trat Dänemark an sie Norwegen gegen die schwache Entschädigung von Schwedisch-Pommern und der Insel Rügen ab.

Dänemark wurde durch diesen Verlust tief gebeugt. Es hatte früher seine Flotte an England verloren. Die französische Allianz richtete das Land zu Grunde. Bis zum Jahre 1800 war das Cabinett von Kopenhagen ein ruhiger Zuschauer der Weltereignisse geblieben. Gerechte Entrüstung über die Anmaaßungen England's trieb Dänemark, an der bewaffneten nordischen Neutralität Theil zu nehmen. Damals schon erfuhr das unglückliche Land, daß kleine Staaten bisweilen besser thun, eine ihnen von übermächtigen Nachbarn angethane Rechtskränkung ruhig hinzunehmen, als dieselbe zum Gegenstande eines Kampfes werden zu lassen. Soviel ist gewiß, daß die bewaffnete Neutralität Dänemark größern Schaden brachte, als die frühere unbewaffnete. Allein der Hauptfehler des kleinen Dänemark bestand darin, daß es gar zu gern die Rolle einer Großmacht spielen wollte Es konnte freilich Kammerherren, Kammerjunker und selbst Admirale und Generale zahlreich genug ernennen, um damit den Hof eines Kaisers zu füllen, allein es fehlten die Mittel, diesem Aufwande Genüge zu leisten, die Soldaten für die Generale, und noch mehr der Rückhalt im Volke für Hof und Heer. Die Verbesserungen, welche Friedrich als regierender Kronprinz (1784—1808) und später (1808—1839) als König, namentlich

auf Anregung des Ministers Grafen Peter Andreas von Bernstorf *) einführte, reichten nicht aus, um Dänemark in den Stand zu setzen, gleichen Schritt mit der Zeit zu halten, oder auch nur die nothwendigen Mittel herbeizuschaffen, um die Staatsmaschine in leidlichem Gange zu erhalten. Die bewaffnete Neutralität der Jahre 1800 und 1801 zog Dänemark harte Verluste zu und verursachte demselben große Kosten. Das Resultat derselben war nichtig. Die Stellung Dänemark's, dem Auslande gegenüber wurde von Jahr zu Jahr schwieriger. Frankreich lag ihm zu ferne und war auf der See zu schwach, um dem Cabinette von Kopenhagen zu einem kräftigen Stützpunkte dienen zu können. England fühlte sich stark genug, allem Völkerrechte zuwider, mitten im Frieden, die dänische Flotte zu erobern. Am 2. August 1807 erschien eine englische Kriegsmacht im Sunde, welcher Dänemark keine Streitkräfte von Bedeutung entgegensetzen konnte. Das englische Cabinet hatte, um Dänemark in Schlummer zu wiegen, erklärt, es werde dessen Neutralität achten. Die dänische Regierung war daher durchaus unvorbereitet auf einen so überwältigenden Angriff. Am 16. August schiffte der englische Admiral Landungstruppen aus, welche den dänischen Landsturm schnell auseinandertrieben und gegen Kopenhagen (am 1. September) ihre Batterien eröffneten. Bis zum 5. September setzten die Engländer das Bombardement der Hauptstadt Dänemark's fort. Am 6. September wurde ein Waffenstillstand, am 7. eine Capitulation abgeschlossen, der zufolge die Engländer das Recht erhielten, nicht nur alle Schiffe, sondern auch alle Seegeräthschaften Kopenhagen's nach England abzuführen oder zu zerstören. Sie nahmen achtzehn Linienschiffe, fünfzehn Fregatten, sechs Briggs und fünfundzwanzig Kanonenboote mit sich, nachdem sie früher viele Schiffe und Geräthschaften zerstört hatten. Als Dänemark sich weigerte, den ihm von England angebotenen engern Bund einzugehen, erklärte das Cabinet von St. James ihm (4. November 1807) den Krieg. In der ganzen Kriegsgeschichte Napoleon's wird man Mühe haben, irgend eine That zu finden, welche das englische Bombardement Kopenhagen's an Rechtswidrigkeit und Grausamkeit übertrifft. Die englische Aristokratie und Plutokratie stand damals und steht heute noch mit dem französischen Despotismus auf ziemlich gleicher Stufe sittlicher Verkommenheit.

Die gerechte Entrüstung, welche das dänische Cabinet gegen das englische empfand, trieb es dem Kaiser Napoleon in die Arme. Dänemark wurde, einer der treuesten Verbündeten Frankreichs und wurde so in den Sturz dieses Landes verflochten.

Den Verlust Norwegen's wollte Dänemark dadurch einigermaßen ersetzen, daß es die deutschen Herzogthümer Schleswig und Holstein zu dänisiren suchte. Seit dem Falle Struensee's, insbesondere aber seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hatten diese Bestrebungen ihren Anfang genommen. Der Aufschwung der deutschen Nation in den Jahren 1813 und 1814 wirkte auch auf Schleswig und Holstein zurück und machte diese, seit Jahrhunderten auf's innigste verbundenen Länder unwillig, sich vom deutschen Gesammtvaterlande losreißen zu lassen. Die deutschen Fürsten allein und in ihrer Vereinigung als deutscher Bund thaten nichts, um Schleswig bei Deutschland zu erhalten, und in beiden Herzogthümern deutsche Sprache und deutsche Sitte vor Ungebühr zu schützen. Sie ließen es ruhig geschehen, als Dänemark erklärte, nur für Holstein und Lauenburg, folgeweise also nicht für Schleswig, dem deutschen Bunde beitreten zu wollen. Dieselbe Sorglosigkeit, welche das deutsche Reich in seinem Greisenalter bewiesen hatte, wenn es galt, die deutschen Gränzen gegen fremde Uebergriffe zu schützen, bekundete der deutsche Bund schon

* Er war dirigirender Minister zuerst von 1773 bis 1780, dann von 1784 bis zu seinem Tode (21. Juni 1797).

in dem ersten Jahre seiner Entstehung. Die Verwickelungen, Streitigkeiten und am Ende die Schlachten, welche sich daraus ergaben, gehören übrigens einer späteren Zeit an. Wir werden auf dieselben zurückkommen.

§ 42. Die Niederlande und die Schweiz.

Die Geschichte der Kleinstaaten macht uns noch mehr, als diejenige der Großmächte, die vollständige Rechtlosigkeit der Zustände Europa's anschaulich. Polen, Deutschland, Italien, Spanien und Portugal, Scandinavien, die Niederlande, die Ostsee- und die Donau-Provinzen, die Schweiz, die Türkei, Illyrien, die jonischen Inseln — alle diese Länder, welche in ihrer Vereinigung die Macht besäßen, Europa Gesetze zu geben, wurden im Laufe dieses Zeitabschnitts von den Großmoguln Europa's behandelt, wie Meierhöfe, über welche sie nach Belieben verfügen könnten. Sie wurden verschachert, verschenkt, getheilt, zerrissen, stückweise diesem oder jenem Herrn überwiesen, beraubt, mit Contributionen belastet, durch Aushebungen gedrückt, und mußten alles dieses über sich ergehen lassen — um den Ruhm, die Macht oder das Gebiet dieses oder jenes Herrschers zu vermehren. Ihre ganze politische Existenz bestand darin, Gegenstand der wilden Leidenschaften der Machthaber Europa's zu sein.

Selbst der heroische Aufschwung, zu welchem sich einige dieser Länder ermannten, namentlich Deutschland, Spanien und Portugal, half ihnen wenig. Sie wechselten nur die Herren, und tauschten nicht selten schlimmere für die schlimmen ein, welche gestürzt wurden.

Die Kleinstaaten Europa's können nicht hoffen, unter dem jetzigen Systeme jemals zu einer Selbstständigkeit zu gelangen. Diese wird ihnen erst zu Theil, wenn das Großhansenthum in Europa zu Falle gekommen und an dessen Stelle ein Bund freier Staaten getreten sein wird, in welchem jeder, nach Maßgabe seiner Volkszahl, stimmberechtigt sein wird. Die Stimmen der Kleinstaaten werden dann den Ausschlag geben. Die Großmächte und deren Eroberungspolitik werden verschwinden, und an deren Stelle werden die vereinigten Staaten Europa's treten. Anhaltspunkte hierzu bieten uns nicht blos in Amerika die vereinigten Staaten, sondern auch in Europa die vereinigten Niederlande und die vereinigten Cantone der Schweiz. Dieses sind die Vorbilder, nach welchen wir zu streben haben.

Jahrhunderte hindurch hatten die Großstaaten Europa's das Heft in Händen. Ihre Eroberungssucht entzündete die blutigsten Kriege, hemmte die Civilisation und hielt den längst als solchen erkannten Unsinn und Despotismus aufrecht. Es kömmt nun darauf an, daß die Kleinstaaten sich ihrer Bedeutung bewußt werden und, gestützt auf die tiefer greifende Bildung, welche sie besitzen, und den Drang der Verhältnisse, welcher sie stärker, als die Großmächte, anspornt, sich und ihre Anschauungsweise mehr, als bisher geltend machen.

Wir leiten mit diesen Betrachtungen die Geschichte der Niederlande und der Schweiz ein; denn diese bieten uns zu der von uns gewünschten Reform die kräftigsten Anhaltspunkte. Die Niederlande führen uns im Laufe dreier Jahrhunderte, oder eigentlich einer noch längeren Zeit, die Schweiz im Laufe eines halben Jahrtausends, die Bilder kleiner Staaten vor, welche, trotz aller zu rügenden Mängel, doch die glücklichsten Länder Europa's waren, welche Wohlstand, Bildung und Freiheit in höherem Grade, als alle übrigen Staaten besaßen und sich diese Güter erhielten, bis die Uebermacht sie ihnen raubte.

Die Niederlande und die Schweiz bilden die Muster, nach welchen die übrigen Länder Europa's ihre Angelegenheiten zu ordnen haben werden, falls sie der Seelenverkäuferei

ihrer Fürsten und dem bis zu dieser Stunde geltenden Hammelheerden=Staatsrechte ent gehen wollen.

Wer freilich nichts weiter als Masse hochachtet, wer das Glück der Nationen nach der Zahl der Quadratmeilen, welche sie inne haben, oder der Menschen, welche auf diesen wohnen, beurtheilt, mag sich China, die ostindischen Colonien England's, Rußland oder die Türkei zum Muster nehmen. Der denkende Mensch, der Freund der Freiheit und des Rechtes kennt einen andern Maßstab, als die Zahl und die Meile. War denn etwa Griechenland, welches jetzt noch uns so viele unerreichte Muster bietet, das größte Land der Erde? Waren die Griechen das zahlreichste Volk der alten Welt? Keineswegs! Hätte die Zahl den Ausschlag gegeben, so wären sie von den Persern unterjocht worden. So wenig, als Griechenland, war Rom in seinen guten Tagen nach Meilen= und Volkszahl der größte Staat der Erde. Als Rom dieses wurde, war die Kraft, die es groß gemacht hatte, verschwunden.

Es ist eine Abgeschmacktheit, welche leider nur zu allgemein verbreitet ist, sich darauf etwas einzubilden, einem Staate von großem Flächenraume und hoher Volkszahl anzugehören. Die vorsündfluthlichen Thiere waren größer, als diejenigen der späteren Zeit. Das Rhinoceros hat mehr Masse, als das Pferd. Nicht der Stoff, sondern die denselben beseelende Kraft, nicht die Quantität, sondern die Qualität giebt den Ausschlag in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Groß war die Schweiz, als sie das Joch der deutschen Habsburger, groß waren die Niederlande, als sie die Ketten der spanischen Habsburger zerschlugen. Zu wahrer Größe werden alle Nationen Europa's erst dann gelangen, wenn sie das auf ihnen ruhende Joch fürstlicher Herrschaft zerbrochen und auf dessen Ruinen freie Staaten gegründet haben werden.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern bildete die Freiheit den einzigen sichern Maßstab wahrer Größe, wirklichen Glückes und umfassender Bildung. Dieselben Völker, welche früher Wohlstand und Bildung besaßen, verloren diese Güter zugleich mit ihrer Freiheit, und gewannen sie nur insofern wieder, als sie deren Mutter, die Freiheit, von Neuem eroberten.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts waren die Niederländer und die Schweizer erschlafft. Beide Nationen konnten sich dem verderblichen Einflusse des von den Monarchien damaliger Zeit ausgehenden Pesthauches nicht erwehren. Die Folge davon war, daß sie im Laufe der französischen Revolutionsperiode ihre Selbstständigkeit mehr oder weniger verloren und gezwungen wurden, den Kriegswagen Napoleon's durch ganz Europa hindurch schleppen zu helfen, daß sie dem französischen Despoten einen unerschwinglichen Tribut zahlen mußten, ohne einen andern Vortheil, als denjenigen einer gewaltigen Erschütterung für sich daraus abzuleiten. Diese Erschütterung warf allerdings manche morsche Bestandtheile der alten Staatsmaschine über Bord. Allein, wie viel leichter, wie viel unblutiger hätte dieses geschehen können, wären Niederländer und Schweizer einsichtig und kräftig genug gewesen, sich selbst zu helfen! Wie viel großartiger und freier hätten sich namentlich die Geschicke der Niederländer entwickelt, wären diese nicht von dem französischen Despotismus verschlungen worden! Sie hätten dann eine constitutionelle Monarchie unter dem Hause Oranien gewiß nicht für eine wesentliche Verbesserung gehalten. Allein, wenn der nördliche Theil der Niederlande durch die französische Revolutionsperiode gestört und gehemmt, so wurde der südliche Theil derselben wesentlich gefördert und gehoben. Nord=Niederland mußte den Umweg über die constitutionelle Monarchie machen, um Süd=Niederland von dem österreichischen Joche zu befreien. In ähnlicher Weise mußten zahlreiche italienische und deutsche Republiken ihre freien Verfassungen aufgeben, um der großen

Masse ihrer gedrückteren Landsleute Ideen der Freiheit zuzuführen. Auf dieser Erde geht nichts verloren, weder Stoff noch Kraft. Beide treten nur in verschiedenartige Verbindungen ein, welche sie mit anderen vertauschen, sobald die alten ihre Zwecke nicht mehr erfüllen.

Beim Beginne dieses Zeitabschnittes war Nord-Niederland von Süd-Niederland getrennt. Der Norden hatte seine Freiheit im Kampfe mit Spanien errungen, war aber im Laufe der Jahrhunderte so schwach geworden, daß eine Heeresabtheilung von vierundzwanzigtausend Preußen genügte, ihm das Gesetz vorzuschreiben. Süd-Niederland hatte das spanische Joch nicht abgeschüttelt und war aus der spanischen in die österreichische Herrschaft gefallen. Pfaffen und Aristokraten hatten sich seit den Tagen Philipp's II. in Süd-Niederland so festgesetzt, daß, als der erste und einzige Habsburger erstand, welcher Reformen einführen wollte, der Pöbel im Bunde mit seinen geistlichen und adeligen Führern sich denselben widersetzte. Doch neben den Umtrieben der privilegirten Kasten gingen auch freiheitliche Bestrebungen einher. An der Spitze der Freiheitsbewegung stand Vonck, ein Advokat in Brüssel. Doch seine Anhänger, die Vonckisten, bildeten im Verhältnisse zu der verdummten Masse nur einen kleinen Bruchtheil. Als militärischer Führer derselben that sich van der Mersch hervor. Er brachte den Oesterreichern in den Straßen der Stadt Turnhout eine empfindliche Niederlage bei, eroberte Gent, Brügge, Ypern und Ostende und gab dadurch dem Aufstande erst eine feste Grundlage. Die sieben Provinzen von Süd-Niederland bildeten (1790) einen Bund unter dem Namen der vereinigten belgischen Staaten.

Leopold II., Joseph's II. Nachfolger, wußte, daß zwei Parteien von wesentlich verschiedener Richtung in ihrer Vereinigung die Kraft der Belgier bildeten. Er schloß sich der einen derselben, der vereinigten Pfaffen- und Adelspartei an. Die Volkspartei unter Vonck und van der Mersch war nicht im Stande, zugleich der kaiserlichen Gewalt und der Macht der Pfaffen und Aristokraten die Spitze zu bieten. Van der Mersch, welcher sich in der Absicht, alle Belgier wider die fremde Herrschaft zu vereinigen, in das Lager des Adels und des Pfaffenthums begeben hatte, wurde von dem Generale Schönfeld verhaftet. Van der Noot, das Haupt der Obscurantenpartei, floh, als der kaiserliche General Bender heranrückte. Der Aufstand brach in sich selbst zusammen. Am 10. Dezember 1791 schlossen die Bevollmächtigten des Kaisers, unter Bürgschaft von England, Rußland und Holland, eine Convention ab, durch welche den Belgiern ihre alten Privilegien bestätigt und eine allgemeine Amnestie versprochen wurde. Die Reformen Joseph's II. wurden beseitigt. Belgien kehrte unter österreichische Herrschaft zurück, allein die Mißstimmung, welche einerseits die Adels- und Pfaffenpartei, anderseits der aufgeklärte Theil des Volkes durch eine langjährige geistige Bewegung in sich aufgenommen hatten, dauerte fort. Eine Folge davon war, daß die Belgier, als Dumouriez nach dem Siege von Jemappes (13. November 1792) in Brüssel einzog, demselben keinen Widerstand entgegensetzten, vielmehr Abgeordnete nach Paris sandten, mit der Bitte, ihrem Lande die Vortheile der freien Verfassung Frankreichs zu Theil werden zu lassen. Die Schlacht von Neerwinden brachte Belgien wieder in die Gewalt der Oesterreicher; allein mit dem Treffen bei Fleurus endigte diese für immer. Am 1. October 1795 erklärte der Nationalconvent Belgien für einen Theil Frankreichs. Es wurden daraus neun Departemente gebildet. Franz II. trat die österreichischen Niederlande durch den Friedensvertrag von Campo Formio förmlich an die Republik ab.

Um dieselbe Zeit, da die Schlacht von Fleurus das Schicksal Belgien's entschied, drangen die Franzosen unter Pichegrü in Holland ein. Die Unruhen der achtziger Jahre

rankten in den Gemüthern der anti-oranischen Partei noch immer, und erleichterten den Franzosen ihre Fortschritte. Derselbe Haß, welchen der aufgeklärtere Theil der Belgier den wider sie verbündeten Pfaffen und Aristokraten entgegensetzte und der Herrschaft des Hauses Oesterreich ein Ende machte, vertrieb auch das Haus Oranien aus Nord-Niederland. Der Erbstatthalter Wilhelm V. machte die Erfahrung, daß preußische Bayonette seiner Gewalt keine feste Grundlage hatten bereiten können. Nachdem er durch deren Herbeirufung die Liebe und das Vertrauen des Volkes verscherzt hatte, blieb ihm nichts übrig, als seine Gewalt niederzulegen (17. Januar 1795). Er floh zuerst nach England und starb, ohne nach den Niederlanden zurückgekehrt zu sein, in Braunschweig (9. April 1806).

Nord-Niederland machte übrigens dieselben bitteren Erfahrungen, wie Süd-Niederland, die Schweiz und alle übrigen Staaten, welche den pomphaften Versprechungen der französischen Republik Glauben geschenkt hatten. Die Franzosen waren nicht im Stande, innerhalb ihrer Gränzen die Freiheit zu behaupten, und noch viel weniger, im Auslande dieser erhabenen Göttin reine Altäre zu errichten. Die Freiheit, nach welcher sich die Niederlande sehnten, wurde ihnen nicht zu Theil. Dagegen legten ihnen die Sieger unerschwingliche Lasten auf. Die Franzosen ließen sich für's erste hundert Millionen Gulden von den Holländern bezahlen. Sie gewährten ihnen dann zum Schein ihre Selbständigkeit unter dem Namen der batavischen Republik, in der That wurde Nord-Niederland aber ein Vasallenstaat Frankreich's, mußte als solcher einen übergroßen Theil an den Lasten des mächtigen Nachbar tragen, ohne in entsprechender Weise die Vortheile der Franzosen zu genießen. In den Kriegen, welche Frankreich gegen England führte, gingen den Holländern ihre Flotten und der größere Theil ihrer ostindischen Besitzungen verloren. Ueberdies verleibte Frankreich holländisch Flandern, Mastricht, Venloo und deren Gebiet ein. Die Schiffahrt auf dem Rheine, der Maas und der Schelde hörte auf, ein holländisches Monopol zu sein. In allen Beziehungen, was Schifffahrt, Handel und Fabriken, Steuern und Zölle betrifft, mußte sich Nord-Niederland den Machtgeboten Frankreich's fügen. Am 11. October 1797 begegnete die englische Flotte unter dem Admiral Duncan der holländischen unter De Winter in der Nähe von Camperdown und nahm derselben neun Linienschiffe und eine Fregatte ab. Die Unternehmung, welche Russen und Engländer gemeinschaftlich gegen den Helder ausführten und deren Zweck war, das Haus Oranien in Nord-Niederland wieder festzusetzen, mißlang vollständig. Das Land wurde aber von den Franzosen systematisch ausgesogen. Endlich gefiel es Napoleon, nachdem er zuerst (unterm 18. October 1801 und dann am 29. April 1805) die Verfassung der batavischen Republik derjenigen angenähert hatte, welche Frankreich damals besaß, den Holländern seinen Bruder Ludwig als König zu geben (5. Juni 1806). Der Vertrag vom 24. Mai 1806, durch welchen diese Octroyirung statt fand, bestimmte, daß Ludwig erblicher, verfassungsmäßiger König von Holland, und daß seiner ehelichen männlichen Nachkommenschaft der Thron gesichert sein solle. Zwar sollten die Kronen von Frankreich und Holland nie auf einem Haupte vereinigt sein. Allein da König Ludwig dem kaiserlichen Familienstatut unterworfen blieb, konnte er niemals zu einiger Selbständigkeit gelangen. König Ludwig sollte, dem Wunsche seines Bruders zufolge, nichts weiter als ein französischer Satrap sein. Napoleon verhängte über Holland, wie über seine anderen Vasallenländer, das Continental-System, verfügte willkührlich über dessen Gebiet, theilte ihm (1808) Ost-Friesland, Jever, Varel und Kniphausen zu, verleibte dagegen seinem Reiche den zwischen der französischen Gränze und der Maas gelegenen Bezirk nebst einem Theile von Seeland mit den Festungen Bergen-op-Zoom, Breda, Her-

zogenbusch, Gertruidenburg und Vließingen ein, verflocht das Königreich Holland in alle seine Kriege und bereitete dadurch dem Lande unsägliches Elend. Die Landung, welche die Engländer (1809) auf der Insel Walchern machten, kostete den Holländern die letzten Ueberreste ihrer Flotte. Für die Erhaltung der Deiche, von welchen der Boden Holland's in großem Maaße abhängig ist, geschah nichts, weil der Krieg alle Hülfsquellen des Landes verschlang. Die Folge davon war, daß (Januar 1809) die ganze Gegend von Emmerich bis Dortrecht und Rotterdam fünfzig Quadratmeilen Landes unter Wasser geriethen, daß ganze Dörfer hinweg geschwemmt, unzählige Menschen und Thiere von den Fluthen verschlungen wurden.

Umsonst bemühte sich König Ludwig, das Elend der Holländer zu mildern. Er mußte durch den Pariser Vertrag vom 16. März 1810 ein französisches Heer zur Verhinderung alles Handels mit England in sein Reich aufnehmen, überdies ganz Seeland nebst Geldern und Schouwen an Frankreich abtreten. Doch alle diese Zugeständnisse genügten dem französischen Kaiser noch nicht. Unwillig, die traurige Rolle zu spielen, zu welcher ihn Napoleon verdammte, legte König Ludwig (1. Juli 1810) die holländische Krone zu Gunsten seines ältesten, noch unmündigen Sohnes nieder und verließ das Land. Napoleon ergriff mit Vergnügen diese Gelegenheit, Holland Frankreich einzuverleiben (9. Juli 1810). Er erkannte die Verfügung seines Bruders nicht an, ließ vielmehr, bis die vollständige Einverleibung stattfinden konnte (1. Januar 1811) Holland durch den Herzog von Piacenza (Lebrun) verwalten.

Mit dem größten Unwillen trugen die Holländer das französische Joch. Es lastete auf ihnen weit schwerer, als auf den Belgiern. Denn sie betrieben hauptsächlich Handel und Schifffahrt, welche Erwerbszweige durch das Continentalsystem vollständig zu Grunde gerichtet wurden, während die Ackerbau und Gewerbe treibenden Belgier ihre Produkte innerhalb des großen französischen Reiches mit großem Vortheile absetzen konnten.

Die Holländer harrten daher mit Ungeduld des Augenblicks, der es ihnen erlaubte, sich von Frankreich loszusagen. Leider war es aber nicht die republikanische, sondern die oranische Partei, welche sich an die Spitze der Bewegung stellte, als nach der Schlacht von Leipzig das vereinigte preußisch-russische Armeecorps unter Bülow sich den Gränzen der Niederlande näherte. Der Graf von Hogendorf war die Seele der Bewegung. Ihm schlossen sich der Graf von Styrum, van der Duyn van Maasdam, Repelar d'Yonge, Changuion und andere an. Sie erließen an das Volk Holland's einen Aufruf und schüchterten die französische Besatzung im Haag dermaßen ein, daß diese sich nach Gorkum zurückzog. Schnell bildete sich eine provisorische Regierung, welche Verbindungen mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, dem Sohne Wilhelm's V., mit dem englischen Cabinette und mit dem preußisch-russischen Heere unter Bülow anknüpfte. Am 30. November traf der Prinz Wilhelm im Haag ein. Die Drahtzieher der oranischen Partei erließen eine Proklamation, worin sie erklärten: „Niederland ist frei und Wilhelm I. der souveräne Fürst dieses freien Landes." So groß der Unsinn dieser Worte auch war, dachte niemand daran, sich der Souveränität des Prinzen Wilhelm, d. h. der Unfreiheit des Volkes zu widersetzen. Die Nation wurde nicht gefragt. Eine Commission von vierzehn Anhängern des Hauses Oranien entwarf eine Verfassung, welche aber weder dem Volke, noch freigewählten Vertretern desselben, sondern nur Notabeln vorgelegt wurde, von welchen ein ansehnlicher Theil (125 unter 600) ausblieb. Von den 475 zu dem speziellen Zwecke der Annahme der Verfassung ausgesuchten Leuten hießen 449 das ihnen vorgelegte Machwerk gut (29. März 1811). Dieses hätte von eben so vielen Hunderten angenommen werden können, ohne darum die geringste rechtliche Bedeutung zu haben. Denn

die Nation hatte sie nicht erwählt. Die s. g. Notabeln besaßen ganz eben so wenig Vollmacht von ihr, als Napoleon. Allein die russischen und preußischen Soldaten, welche im Lande standen, und die englischen Flotten, welche in der Nähe kreuzten, begünstigten das Haus Oranien und die monarchische Verfassung. Durch den Pariser Frieden vom 31. Mai 1814 und das Londoner Protokoll vom 21. Juni 1814 wurden dem Prinzen Wilhelm von Oranien vorläufig die von den Verbündeten besetzten belgischen Provinzen übergeben. Zum Danke dafür trat der Prinz durch den Staatsvertrag vom 29. October 1814 an England die Rechte Holland's auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und auf die Colonien Demerary, Essequebo, Berbice und Ceylon ab. Die übrigen Colonien, welche die Engländer den Holländern genommen hatten, erhielten diese zurück. Für die abgetretenen hochwichtigen Länder versprach England dem Prinzen Wilhelm eine Entschädigung, welche ihm in den belgischen Provinzen auch wirklich zu Theil wurde. Diese sagten sich (1830) von Holland los, die an England abgetretenen Colonien kehrten aber unter holländische Herrschaft nicht zurück. Für die nassauischen Lande, welche der Prinz von Oranien abtrat, fiel ihm das Herzogthum Luxemburg zu, welches jedoch nach wie vor zu Deutschland gehören sollte. Die Belgier und die Luxemburger wurden nach dem auf dem Wiener Congresse geltenden Hammelheerdenstaatsrechte um ihre Einwilligung in die von den Großmächten getroffenen Bestimmungen nicht befragt. Deutschland verlor thatsächlich Luxemburg und wurde in der freien Entwickelung seiner Nationalität gehemmt, indem es in solcher Weise mit dem Königreiche der Niederlande verbunden wurde. Holland verlor seine republikanische Verfassung, Belgien wurde an ein Land gefesselt, welches zu ihm durch Religion, Abstammung, Sitte und Beschäftigung einen unversöhnlichen Gegensatz bildete. Die Verwickelungen, welche aus allen diesen von den Großmächten getroffenen Einrichtungen entstanden, werden wir später*) zu beleuchten haben. Da es übrigens den Belgiern gelungen ist, sich des Hauses Oranien zu entledigen, so können wir hoffen, daß auch die Holländer und Luxemburger sich von demselben frei machen werden. Die Verluste, welche die Holländer unter der Herrschaft ihres ersten Königs erlitten haben, waren schwer genug, um die Nation zum Nachdenken über den Gegensatz zwischen Republik und Monarchie aufzufordern.

Die Niederlande, welche in den Stürmen der französischen Revolution untergegangen waren, tauchten aus denselben als Königreich wieder auf. Auch die Schweiz hatte viel zu leiden während der Periode der französischen Kriege. Allein sie rettete doch ihre Selbstständigkeit und ihre republikanische Freiheit.

Im Laufe eines Zeitraums von nahezu fünfhundert Jahren hatte die Schweiz unausgesetzt an Gebiet und Volkszahl, an Bildung und Wohlstand zugenommen. Allein die Verfassungszustände waren in entschiedene Oligarchien ausgeartet. Die große Masse des Volkes hatte keine Stimme in den Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes. Einzelne Geschlechter gaben den Ton in den Hauptstädten des Landes an, und diese herrschten wiederum über die ländlichen Bezirke und die Unterthanenländer. Die Schweiz wurde frei genannt, allein auf der großen Masse des Volkes lastete ein schweres Joch, welches die Patrizier der Städte ihr auferlegten. Ihre Söhne traten nirgends für die Sache der Freiheit in die Schranken, weder im eigenen Lande, welches von habgierigen Oligarchen verwaltet wurde, noch im Auslande, woselbst sie sich nur in ihrer Eigenschaft als Söldner der Despoten hervorthaten. Wohlbegründete Mißstimmung brütete daher in allen Cantonen der Schweiz, insbesondere in den s. g. Unterthanenlanden beim Anfange dieses Zeitabschnittes. Doch die französische Revolution beseelte den unzufriedenen Theil des Volkes

*) Siehe unten §§ 52 und 61.

mit neuen Hoffnungen. Die Oligarchen hatten ihre Herrschaft so fest gegründet, daß die Kraft des Volkes nicht hinreichte, ohne fremde Hülfe sie zu stürzen. Zu viele Versuche waren im Blute der wackersten Männer erstickt worden,*) als daß auch die Muthigsten an Verbesserung durch eigene Kraft geglaubt hätten.

Allerdings ist fremde Hülfe immer gefährlich. Allein es giebt denn doch Fälle, da sie unentbehrlich ist. Ein solcher war gekommen im Anfange dieses Zeitabschnittes. Die erleuchtetsten Patrioten sahen keine Hülfe, als in Frankreich. Wenn wir von dem hohen Standpunkte aus, welchen die Geschichtsforschung in unseren Tagen einnimmt, die damalige Lage der Schweiz übersehen, so wird es uns klar, daß die Opfer, welche die Schweiz bringen mußte, um mit französischer Hülfe aus ihrer damaligen Versumpfung herausgerissen zu werden, im Verhältniß zu den erlangten Vortheilen nicht zu groß waren.

Die Schweiz war klug genug gewesen, sich nicht in die inneren Angelegenheiten Frankreich's zu mischen, wie die übrigen Staaten Europa's thaten, obgleich sie dazu dringendere Aufforderungen erhalten hatte, als die meisten derselben. Ihre Landsleute, welche am 10. August 1792 und in den Septembertagen grausamerweise zu Paris abgeschlachtet wurden, erregten das innigste Mitgefühl in ihrem Heimathlande, allein weiter ging die Aufregung der Gemüther nicht, in welche die Schweiz durch die Nachricht von deren unglücklichem Schicksale versetzt wurde.

Frankreich mischte sich seinerseits auch nicht in die Angelegenheiten der Schweiz, so lange es alle Hände voll mit Oesterreich zu thun hatte. Allein nachdem der Frieden von Campo-Formio abgeschlossen war und Napoleon anfing, die erste Rolle in Europa zu spielen, konnte die Schweiz unmöglich in ihrer alten Verfassung verbleiben. Diese besaß weder Kraft nach Außen, noch gleiches Recht im Innern. Die Unzufriedenen erkannten, daß es ihnen mit französischer Hülfe leicht sein würde, den alten Augiasstall auszuputzen, und wollten lieber, daß es mit auswärtigem Beistande geschehe, als gar nicht, obgleich sie wohl erkannten, daß es weit besser gewesen sein würde, die Schweiz hätte sich ermannt und durch eigene Kraft die eingerissenen Mißbräuche abgestellt.

Die Franzosen waren allerdings unfähig, den Schweizern uneigennützige Hülfe zu leisten. Sie hatten der Schweiz, wie Italien, Deutschland und den Niederlanden gegenüber sehr selbstsüchtige Absichten. Vergebens ermahnten patriotische Bürger ihre Landsleute, die nothwendigsten Reformen einzuleiten. Umsonst sagten sie voraus, daß, wenn sie dieses nicht selbst thun wollten, die Franzosen es thun und dann einen vollständigen Umsturz der alten Verfassung herbeiführen würden. Die Schweiz war zu sehr in den Krallen der Oligarchie, als daß sie vermocht hätte, sich selbst zu helfen.

Der Schweizer Ebel, welcher sich in Paris aufhielt, schrieb 1797: „Man sollte in Luzern, Zürich, Basel, Bern das alte Regierungsgerüste niederwerfen. Bei der jetzigen Stimmung des Landvolks kann es an Werkzeugen nicht fehlen. Die Revolution muß gespielt werden, wenn man die Schweiz retten will."

Johannes Müller, der auf den Wunsch vieler Schweizer (Herbst 1797) in's Land gekommen war, empfahl in einem Brief vom 13. December: „Bundeserneuerung, Begünstigung des Landvolks, Brüderlichkeit und Vergessen der Marken und Mauern." Er rieth, „einen, dem alten möglichst ähnlichen, doch den Zeitbedürfnissen angemessenen Bund" an. Er verlangte „gleiche Berechtigung der Städter und Landleute in Handel und Gewerbe und Wahlfähigkeit zu allen Aemtern." Er setzte hinzu: „Ich bin mit dem französischen Volk, seitdem ich sehe, was es will, gar nicht unzufrieden. Vielmehr sehe ich, daß

*) Siehe Buch VIII., § 33, S. 203.

sich sehr vortreffliche Dinge machen lassen und daß unsere Existenz mehr könne befestigt werden."

Doch die Reactionäre der Schweiz waren um kein Haar besser, als diejenigen Deutschland's, Italien's oder der Niederlande. Sie wollten keinen Zollbreit nachgeben. Das Landvolk aber und die Unterthanenländer, welche den Zustand ihres Vaterlandes unerträglich fanden, und der französischen Hülfe gewiß waren, hielten es für klüger, diese abzuwarten, als den gefährlichen Kampf mit den Oligarchen der Schweiz ohne fremde Hülfe zu wagen.

Laharpe aus dem Waadt und Ochs aus Basel, welche beide mit dem Directorium zu Paris innige Beziehungen unterhielten, hegten in der Schweiz den Geist der Freiheit und drangen in Frankreich auf Einmischung in die Verhältnisse der Schweiz. Laharpe erklärte öffentlich: „Die Schweizer werden der Nachtrab der Republik sein, volle Ergebenheit, Erkenntlichkeit mit Herz und Seele beweisen, überzeugt, daß ihre Einheit und Unabhängigkeit unwiderruflich an die Bestimmung der französischen Republik geknüpft sei." Im November 1797 forderte Laharpe in seinem Namen und in demjenigen von mehreren (zweiundzwanzig) Waadtländern und Freiburgern das Directorium förmlich auf, in der Schweiz einzuschreiten.

In ähnlicher Weise wirkte Peter Ochs aus Basel. Napoleon Bonaparte fragte ihn nach einem Gastmahle, welches die Directoren gaben: „Können die Patrioten in der Schweiz nicht eine Revolution unternehmen, wenn wir im Hinterhalte stehen?" Ochs erwiderte: „Es ist lebensgefährlich." Reubel bemerkte: „Man muß den Henker tödten." Bonaparte fügte hinzu: „Man muß die Revolution doch machen, und das bald." Ochs wollte nicht, daß die Revolution durch das Volk, sondern durch die Aristokraten gemacht würde. Allein seine Versuche, dieses zu Stande zu bringen, scheiterten.

Im Anfange des Jahres 1798 rückten französische Truppen in das Waadtland. Bern fiel nach schwachem Widerstande (5. März 1798) in die Gewalt derselben. Der Berner Schatz und das Zeughaus wurden geleert. Ueberdies mußte Bern eine Brandschatzung zahlen. Die Schweiz bequemte sich nun, eine in Paris verfaßte Verfassung anzunehmen, welche durchaus keine Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten des Landes und dessen geschichtliche Entwickelung nahm. Die Schweiz wurde in einen einzigen Staat umgewandelt, in achtzehn Cantone von gleicher Größe und Volkszahl getheilt. An der Spitze des Staates stand ein Senat und großer Rath, welchem die Gesetzgebung, und ein Directorium von fünf Männern, welchem die Vollziehung anvertraut war. Der Canton Bern ward in vier Cantone gespalten, die kleinen Cantone zu einem einzigen vereinigt. Genf, Mühlhausen, Biel und das Bisthum Basel wurden von der Schweiz getrennt und mit Frankreich oder der cisalpinischen Republik vereinigt. Auch Tessin sollte dieses Schicksal haben. Allein die entschiedene Erklärung der Tessiner, daß sie Schweizer bleiben wollten, mußte beachtet werden. Das Veltlin war schon früher von der Schweiz losgerissen worden.

Diese in gewaltthätiger Weise von den Franzosen der Schweiz octroyirten Veränderungen erregten wohlbegründete Unzufriedenheit. Die Patrioten, welche das Einschreiten Frankreich's gewünscht, hatten keine Verminderung des Schweizer Gebietes erwartet. Die Brandschatzungen und Plünderungen, welche hauptsächlich die Aristokraten schwer betrafen, hätten sie den Franzosen vielleicht verziehen, allein die Verletzung des Schweizer Gebietes und aller der geschichtlichen Entwickelung ihres Vaterlandes gebührenden Rücksichten mußte auch ihnen höchst empfindlich sein. Allerdings wurde dadurch viel gewonnen, daß die Unterthanen-Lande während des Kampfes zwischen Frankreich und Bern ihre Freiheit eroberten. Dieser eine Gewinn wog alle Opfer, welche die Schweiz bringen mußte

reichlich auf. Die Schweiz hieß von nun an helvetische Republik. Die kleinen Kantone welche allein der neuen Verfassung widerstrebten, wurden mit Gewalt zur Unterwerfung gebracht. Die unverbesserlichen Aristokraten erhielten die wohlverdiente Züchtigung für ihre hartnäckige Verweigerung jedweder Reform. Allein nicht blos sie, sondern auch alle übrigen Schweizer hatten unter der Willkürherrschaft der Franzosen zu leiden. Die Schweiz wurde ganz auf französischem Fuße verwaltet. Die französischen Commissäre herrschten, bereicherten sich und drückten das Volk. Die Regierung wurde kostspielig, der Rechtsgang verwickelt. An die Stelle der allgemeinen Volksbewaffnung trat die Conscription. Franzosen, Oesterreicher und Russen schlugen ihre Schlachten im Lande und brachten diesem großen Schaden. Die vom Auslande gegebene, den Verhältnissen der Schweiz keine Rechnung tragende Verfassung konnte keine Wurzeln schlagen. Die Mißstimmung war allgemein, allein die Schweizer wußten sich jetzt, so wenig, als früher, vor 1797, selbst zu helfen. Sobald Napoleon (1802) die französischen Truppen aus dem Lande zog, entstand eine allgemeine Verwirrung. Aloys Reding stellte sich an die Spitze der Gegner der neuen Verfassung. Die helvetische Regierung wurde bis hinter Lausanne getrieben. Reding berief eine Tagsatzung auf den 27. September 1802 nach Schwyz, auf welcher die ehemals Regierenden und Regierten gleich stark vertreten sein sollten.

Napoleon wollte die Schweiz aber nicht sich selbst überlassen. Er war entschlossen, ihr, wie allen übrigen Nachbarländern Frankreich's das Gesetz zu geben. Im October 1802 befahl er den Schweizern, Abgeordnete zu wählen nnd nach Paris zu senden, um dort, unter seinen Augen über eine neue Verfassung zu berathen, d. h. eine Verfassung von ihm anzunehmen. Dreißig- bis vierzigtausend französische Soldaten, welche am 21. October unter Ney in die Schweiz rückten, gaben dem Befehle einen solchen Nachdruck, daß die Schweiz demselben gehorchte. Die Abgeordneten trafen gegen Ende des Jahres 1802 zu Paris ein. Schon am 11. Februar 1803 genehmigten dieselben die ihnen von Napoleon unter dem Namen einer Mediationsacte ertheilte neue Verfassung. Durch dieselbe wurde die Kantonalverfassung hergestellt. Das Unterthanenverhältniß blieb jedoch aufgehoben. Zu den alten dreizehn Kantonen, welche, außer Bern, zum größten Theile ihre früheren Gränzen behielten, traten sechs neue hinzu, nämlich die früher zugewandten Orte St. Gallen und Graubündten und die ehemaligen Unterthanenlande Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt. Veltlin blieb bei Italien. Wallis sollte eine eigene Republik bilden, wurde aber schon (1807) dem französischen Reiche einverleibt. Neuenburg blieb von der Schweiz getrennt. Es wurde (1807) dem Fürsten Berthier als französisches Lehn geschenkt. Wie in früheren Zeiten leitete eine Tagsatzung die Angelegenheiten des Schweizer Bundes. Auf dieser führten jedoch die sechs größeren Kantone zwei Stimmen. Der Vorsitz wechselte unter den Kantonen Zürich, Bern, Luzern, Basel, Freiburg und Solothurn.

Diese Staatsform, welche nur eine verbesserte Auflage der alten Verfassung der Schweiz war, fand ziemlich allgemeinen Anklang. Unter ihr war die Schweiz glücklicher, als irgend ein anderes Land damaliger Zeit. Napoleon besaß zwar unter dem Titel eines Vermittlers großen Einfluß in der Schweiz, er machte von demselben jedoch keinen so drückenden Gebrauch, als in den meisten seiner übrigen Vasallenländer. Sein Verhältniß zur Schweiz hatte übrigens große Aehnlichkeit mit demjenigen, worin er zum Rheinbunde stand. Die Schweiz mußte ein Contingent von sechszehntausend Mann und, wenn es verlangt wurde, noch achttausend Mann mehr, zum französischen Heere stellen, mußte sich das Continentalsystem und eine mehrjährige Besetzung des Kantons Tessin gefallen lassen, und überhaupt sich unter die Oberherrlichkeit Frankreich's fügen.

Als gegen Ende des Jahres 1813 die verbündeten Heere in die Schweiz einrückten,

erhoben die unverbesserlichen Aristokraten wieder ihre Häupter und wollten alles auf den Zustand vor der französischen Revolution zurückführen. Allein die Unterthanenlande widersetzten sich. Die Gesandten von zehn Ständen trafen (29. December 1813) eine vorläufige Abrede, wodurch die Mediationsacte zwar abgeschafft und die alte Bundesverfassung unter dem Vororte Zürich hergestellt, die Aufhebung der Unterthanen-Verhältnisse aber bekräftigt und jedem Kantone sein Gebiet gewährleistet wurde. Dieser Uebereinkunft traten innerhalb vierzehn Tagen noch fünf andere Stände bei. Die verbündeten Mächte erkannten dieselbe an und gaben der Schweiz die von derselben getrennten Bezirke: Genf, Wallis, Neuenburg und das Bisthum Basel zurück. Doch Oesterreich behielt Veltlin. Bern erhielt das Bisthum Basel, die Urkantone eine Geldentschädigung von den neuen Kantonen und söhnten sich demzufolge mit der neuen Ordnung der Dinge einigermaßen aus.*)

Allerdings befriedigten diese Einrichtungen nicht die gerechten Erwartungen der Schweiz. Es war ein unverantwortlicher Act der Gewaltthätigkeit, daß Oesterreich der Schweiz das Veltlin vorenthielt, welches seit Jahrhunderten zu Graubündten gehörte hatte. Auch war die alte Bundesverfassung der Schweiz reich an Mängeln. Doch der größte derselben, nämlich der Gegensatz zwischen stimmberechtigten Kantonen, zugewandten Orten und Unterthanenlanden blieb aufgehoben. Auf der Grundlage der Gleichberechtigung konnten im ruhigen Gange der Entwickelung später die nothwendigen Reformen in der Verfassung der Schweiz eingeführt werden. Den Verlust der Stadt Mühlhausen im Elsaß konnte die Schweiz leicht verschmerzen. Allein das Veltlin ist ihr zu ihrer Abrundung unentbehrlich. Hoffen wir, daß bei der nächsten Völkerbewegung das Haus Habsburg diesen, wie so manchen andern Raub herauszugeben haben werde!

§ 43. Italien.

Die Wege, auf welchen die Völker dem gemeinsamen Ziele nationaler Selbstständigkeit und rechtlicher Freiheit entgegengehen, sind mannigfaltig. Die einen rücken vorwärts, indem sie zu gleicher Zeit in beiden Beziehungen gewinnen. Die anderen müssen oft Opfer in der einen Rücksicht bringen, um in der anderen sich zu entwickeln.

Die Schweiz mußte während der Periode der französischen Kriege schwere Opfer an Gebiet, Geld und Mannschaft bringen, um zu derjenigen rechtlichen Freiheit zu gelangen, deren sie zu einer fortschreitenden Entwickelung unumgänglich bedurfte.

In einer ähnlichen Lage befanden sich Italien und Deutschland. Beide Länder besaßen nicht die innere Kraft, die tausendjährigen Fesseln zu sprengen, in welche Königthum, Adel und Pfaffenthum sie geschlagen hatten. Die Stürme der französischen Kriege halfen von Außen her. Der Aufschwung, welchen die deutsche Nation in den Jahren 1813 und 1814 nahm, bewahrte sie vor großen Uebeln, obgleich er nicht kräftig genug war, ihr nationale Unabhängigkeit und auch nur ein sehr bescheidenes Maaß der Freiheit zu verschaffen. Italien, welches zu einer ähnlichen Erhebung, wie Deutschland, damals nicht gelangte, wurde die Beute theils der wiederhergestellten früheren Despoten, theils des Hauses Habsburg, des gefährlichsten Feindes jedweder nationalen Selbstständigkeit und jedweder rechtlichen Freiheit. Dessenungeachtet machte auch Italien, gleich allen übrigen Völkern des Continents von Europa, im Laufe der Periode der französischen Kriege Fortschritte. Die althergebrachte Verehrung und Furcht, welche die Italiener ihren geistlichen

*) Siehe auch oben § 31 und 33.

und weltlichen Despoten zollten, wurde von Grund aus erschüttert. Der Drang nach nationaler Selbständigkeit und rechtlicher Freiheit wurde selbst durch die Uebergriffe auswärtiger und inländischer Tyrannen rege erhalten und gekräftigt.

Dem äußern Anscheine nach war die Lage Italien's im Jahre 1815 trauriger, als sie im Jahre 1789 gewesen war. Denn das Haus Habsburg hatte die Republik Venedig, das Haus von Savoyen die Republik Genua verschlungen und im übrigen kehrten alle die alten Tyrannen der früheren Zeit auf die Herrschersitze zurück, von denen sie vertrieben worden waren. Der Fortschritt, welchen Italien im Laufe der Periode der französischen Kriege gemacht hatte, lag nicht auf der Oberfläche. Diese wurde festgestellt durch die Machtbefehle auswärtiger Despoten. Allein die Ideenwelt der Italiener war nicht mehr dieselbe, wie sie sechsundzwanzig Jahre früher gewesen. Die Bewohner der apenninischen Halbinsel hatten gesehen, daß die Gewalt des Pabstes und aller Fürsten des Landes nicht unerschütterlich sei. Was Napoleon und die Heere Frankreich's im französischen Interesse gethan hatten, mochten auch Italiener zum Vortheil Italien's thun, und mehr.

Die Fortschritte, welche eine Nation macht, werden uns erst klar, wenn wir einen größern Zeitraum überblicken. Wie groß diejenigen Italien's seit den Tagen der französischen Revolution waren, wird uns anschaulich durch die bloße Thatsache, daß das Streben des Volkes, sich wieder zu einer organisirten und selbständigen Nationalität zu erheben, in unseren Tagen ganz Europa in Spannung erhält, und einen blutigen Krieg zwischen zwei Großmächten in seinem Gefolge hatte. In den Zeiten der französischen Revolution war Italien nichts anderes, als der Teig, aus welchem Napoleon nach Gefallen Republiken oder Monarchien knetete, ohne dabei die geringste Rücksicht auf den Willen der Nation zu nehmen. Der Neffe konnte nicht mehr auf solche Weise mit Italien verfahren, so sehr er es wünschen mochte. Der Wille Italien's fällt zwar noch nicht mit dem ganzen, ihm zukommenden Gewichte in die Wagschale der Geschichte, allein er kann nicht mehr, wie früher, vollständig ignorirt werden.

Weit trauriger war der Zustand Italien's zur Zeit des Anfangs der französischen Revolution. Die Fürsten betrachteten die revolutionären Bewegungen des Nachbarstaates mit äußerstem Widerwillen. Ihr Haß gegen die Freiheit verwickelte sie alle, früher oder später, in den Kampf mit Frankreich.

Bis zum Jahre 1796 schwankte das Kriegsglück hin und her. Allein, nachdem Napoleon Bonaparte an die Spitze des französischen Heeres in Italien getreten war, erlitten die Feinde Frankreich's eine Niederlage nach der anderen. Zuerst entschloß sich der König von Sardinien zum Frieden, welchen er mit der Abtretung Nizza's und Savoyen's erkaufte. Die österreichische Lombardei, Parma, diesseits des Po, und Modena vereinigte Napoleon (28. Juni 1797), unter dem Namen Cisalpinische Republik, zu einem Staate, welcher unabhängig sein sollte, in der That aber von Frankreich geleitet wurde. Schon am 22. Oktober desselben Jahres fügte Napoleon mehrere andere Gebietstheile, namentlich das Veltlin hinzu. Der König von Neapel mußte um Frieden bitten. Den Kirchenstaat wandelte Napoleon (1798) in die römische, Genua in die ligurische Republik um. Schon beim Frieden zu Campo-Formio zeigte es sich aber, daß alle die schönen Redensarten, welche die Franzosen den Italienern so freigebig gespendet hatten, Lug und Trug waren. Das ganze Gebiet der Republik Venedig bis an die Etsch fiel an Oesterreich, nur der kleine Ueberrest desselben an die cisalpinische Republik. Der König von Sardinien mußte (25. October 1797) mit Frankreich einen Allianz- und Subsidienvertrag schließen und bald nachher (1798) sein ganzes Gebiet auf dem Festlande Frankreich überlassen. Der Krieg der zweiten Coalition brach aus. Neapel wurde von den Franzosen besetzt und in die parthenopeische

Republik verwandelt. In Toskana und Piemont herrschten die Franzosen, bis die Russen und Oesterreicher siegreich Italien durchzogen. Im Feldzuge des Jahres 1800 eroberte Bonaparte aber schnell wieder ganz Ober-Italien. Im Frieden von Lüneville (1801) behielt Oesterreich Venedig. Dem Herzog von Parma wurde Toskana unter dem Namen des Königreichs Etrurien zugeschieden. Parma fiel an Frankreich. Die cisalpinischen und ligurischen Republiken wurden anerkannt und die letztere durch die von ihr eingeschlossenen Reichslehen vergrößert. Im Frieden zu Florenz (28. März 1801) trat Neapel das Fürstenthum Piombino, den Stato degli presidii (die ehemals spanischen Besatzungsstädte) und seine Hälfte der Insel Elba an Frankreich ab. Den Stato degli presidii vereinigte Napoleon mit Etrurien. Nach dem Frieden von Amiens (1801) räumten die Franzosen Neapel, Rom und Elba, allein in Ober-Italien bis an die Etsch blieben sie Herren und Meister. Im Januar 1802 ertheilte Napoleon der cisalpinischen Republik den bedeutungsvollen Namen der italienischen und octroyirte sich derselben zum Präsidenten. Piemont wurde Frankreich einverleibt, Genua und Lukka empfingen neue Verfassungen aus den Händen Napoleon's. Kurz, nachdem der Despot Frankreich in ein Kaiserreich umgewandelt hatte, gestaltete er die italienische Republik in das Königreich Italien und vereinigte damit Guastalla, ließ sich selbst zum Könige und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vicekönige erheben und schenkte seiner Schwester, Elisa Bacciochi, Piombino und Lukka, als französische Lehen. Durch den Frieden von Preßburg (1805) zwang Napoleon das Haus Habsburg, das österreichische Venedig nebst Istrien und Dalmatien abzutreten, und vereinigte diese Provinzen mit dem Königreiche Italien, welches dadurch zu einem Flächeninhalte von 1672 Quadratmeilen, mit 5,657,000 Einwohnern heranwuchs. Hintereinander verleibte Napoleon Guastalla (24. Mai 1806), die ligurische Republik (25. Mai 1806), Parma und Piacenza (21. Juli 1806) Frankreich ein. Die Franzosen vertrieben in demselben Jahre den König von Neapel aus seinem Lande. Napoleon setzte (31. März 1806) seinen Bruder Joseph und später (1809) seinen Schwager Mürat an dessen Stelle. Etrurien wurde (1808) mit Frankreich vereinigt, das Jahr darauf der Elisa Bacciochi als Großherzogthum verliehen. Noch in demselben Jahre vereinigte Napoleon den Kirchenstaat mit Frankreich. Istrien und Dalmatien riß er wieder vom Königreiche Italien los und verleibte beide Länder dem Königreiche Illyrien ein. Dafür sollte es durch den Etschkreis, einen Theil des Eisackkreises und das Landgericht Klausen, welche Baiern von Tyrol abtrat, entschädigt werden.

Die unausgesetzten Veränderungen, welche Napoleon in den Verfassungen, in den herrschenden Personen und in den Gränzen der verschiedenen Theile Italien's vornahm, machten es unmöglich, daß irgend eine seiner dortigen Schöpfungen feste Gestalt annahm. Napoleon gewöhnte die Italiener daran, ohne irgend ein Zuthun von ihrer Seite, die wichtigsten Veränderungen über sich ergehen zu lassen. Durch die Verleihung Venedig's an Oesterreich, schlug er der italienischen Nationalität eine Wunde, welche heutigen Tages noch blutet. Nirgends regte der Despot die Selbstthätigkeit und den Freiheitsdrang der italienischen Nation an, vielmehr unterdrückte er mit Waffengewalt jedwede freiere Regung des Volkes. Allein, er zermalmte das Pfaffenregiment. Er hob hunderte von Klöstern auf, verwandelte Kirchen und Kapellen in Kasernen und Spitäler, strafte widerspenstige Geistliche und Aristokraten, und beugte überhaupt das übermüthige Pfaffenthum und den Adel unter sein Joch. Er machte nicht blos der Herrschaft des Papstes, sondern auch derjenigen aller übrigen Tyrannen Italien's ein Ende und bereitete dadurch jene Revolutionen vor, welche kurz nach seinem Sturze in rascher Folge ausbrachen, und welche nicht aufhören werden, bevor Italien seine Nationalität und seine Freiheit errungen haben wird.

Wenn wir einen Blick auf die einzelnen Theile der Halbinsel werfen, so wird es uns anschaulich werden, daß in Folge der französischen Revolution und der Kriege und Umgestaltungen, welche dieselbe in ihrem Gefolge hatte, viele große Verbrecher zur wohlverdienten Strafe gezogen, zahlreiche Mißbräuche abgestellt und überhaupt dem italienischen Volksleben ein Gährungsstoff eingeimpft wurde, welcher die alte schlaffe Ruhe, den Stumpfsinn früherer Zeiten nicht wieder aufkommen lassen wird.

Das ganze Festland Italien's war im Besitze Frankreich's, entweder als einverleibte Provinz, von Napoleon verwaltetes Königreich, oder von ihm verschenkte und durch das Familienstatut in Abhängigkeit versetzte Monarchie. Nur in Sicilien und Sardinien herrschten die vom Festlande verdrängten Königsgeschlechter, allein auch diese hatten daselbst ihre frühere Unabhängigkeit verloren. Nur der Schutz England's fristete ihr Dasein. Ohne die englischen Flotten hätten sie sich nicht einen Monat lang behauptet.

In Neapel trieben König Ferdinand IV., seine Gemahlin, Karoline Marie, und deren Liebhaber, General Acton, ihr Unwesen beim Ausbruche der französischen Revolution fort, als könnten sie durch die Wogen derselben nicht berührt werden. Neben und unter Acton dienten Cardinal Ruffo und der Oberrichter Speziale dem königlichen Paare als Werkzeuge ihres Hasses gegen jeden Fortschritt. Schwerlich stand an irgend einem Hofe der Welt eine schamlosere Rotte von Menschen an der Spitze der Geschäfte. Der König, unfähig und feig, überließ seiner Frau und deren Buhlen die Regierung des Landes und würdigte sich selbst durch die gemeinsten Lebensgewohnheiten zu einem Lazaroni herab. Acton und Caroline Marie fröhnten der Wollust, der Verschwendung und den mit diesen beiden Lastern untrennbar verbundenen Despotenlaunen. Die schändliche Wirthschaft, an welcher der englische Gesandte Hamilton, dessen liederliches Weib und gelegentlich auch der englische Admiral Nelson, dem die Lady Hamilton als Maitresse diente, Theil nahmen, erregte unter dem bessern Theil des Volkes gerechte Entrüstung und legte den Keim zu einer republikanischen Partei, welche, begünstigt durch die französische Revolution, anfing, sich zu bilden.

Die elende Camarilla, welche in Neapel herrschte, verstrickte das Land in die erste und in die zweite Coalition wider Frankreich. Die erste überdauerte der Hof von Neapel ohne erhebliche Verluste. Bevor die zweite zum Losschlagen bereit war, entfalteten die Feinde der französischen Revolution die Fahne des Krieges in Neapel, drangen bis Rom vor (29. November 1798), kehrten den Franzosen aber schnell den Rücken, als diese sich gesammelt hatten und ihnen entgegentraten. Schon am 21. December floh der feige König nach Sicilien und ließ in vollständiger Kopflosigkeit seine eigene Flotte verbrennen. Der Fürst Pignatelli, einer der niederträchtigen Lieblinge der Königin, den Ferdinand als Vicekönig zurückließ, erwies sich als vollständig unfähig, auch nur eine Capitulation abzuschließen. Als die Franzosen sich der Hauptstadt näherten, erhoben sich einerseits die Lazaroni im Sinne des Fremdenhasses und des Pfaffenthums, und anderseits die republikanische Partei im Geiste der Freiheit. Der Pöbel wurde zu Paaren getrieben und die Republikaner verkündeten die parthenopeische Republik. Unglücklicherweise leisteten die Franzosen dieser schlechte Dienste. Sie erbitterten das Volk durch die schweren Lasten, welche sie demselben auferlegten, durch ihr willkürliches und herrisches Benehmen, welchem selbst der commandirende General Championnet keine Schranken ziehen konnte, vielmehr weichen mußte. Die parthenopeische Republik war daher nicht von langer Dauer. Sie fiel in sich selbst zusammen, sobald die Franzosen (Juni 1799) Neapel zu räumen gezwungen waren. Cardinal Ruffo ließ durch zusammengeraffte Gurgelabschneider in den Abruzzen, in Apulien, in Campanien und anderen Provinzen die furchtbarsten Greuel verüben. Die Capitulation, welche

den Republikanern von Neapel freien Abzug gewährte, wurde von Nelson schmählicherweise gebrochen. Der Admiral bewies bei dieser Gelegenheit, daß man ein siegreicher Seemann und doch zugleich ein höchst verächtlicher Mensch sein könne. Es begann das Morden. Als oberster Henker zeichnete sich Speziale aus. Mit Hülfe von Galgen, Raub und Mord stellte das königliche Paar seine Herrschaft über Neapel wieder her. Erst im Januar 1800 wagte jedoch der feige Hof, nach der Hauptstadt des Reiches zurückzukehren. Dort trieb derselbe sein altes Unwesen, nur mit Beimischung von etwas mehr Blut weiter, bis die Franzosen die Herrschaft Ferdinand's (1806) ein zweites Mal beseitigten, dieses Mal auf längere Zeit. Der Hof floh von Neuem nach Sicilien, wo derselbe unter englischem Schutze verblieb, bis der Umschwung der Dinge auch in Italien die alten Herrscher zurückführte.

Joseph Napoleon (1806—1808) und nach ihm Mürat (1809—1815) leiteten die Regierung Neapel's, wenn nicht in freisinniger und edeler, doch nicht in pfäffischer und stupider Weise.

Beide hatten übrigens nicht freie Hand. Sie mußten, gleich den übrigen Vasallen Napoleon's, die ihnen von ihrem Herrn und Meister geschenkten Länder im Interesse Frankreich's verwalten. Ueberdies war ihre Regierung zu kurz, als daß sie feste Wurzeln im Volke schlagen konnte.

In Sicilien herrschten Caroline Maria und die Engländer. Die Tochter Maria Theresien's hatte sich früher schon den Namen der neapolitanischen Furie erworben. Sie verdiente sich den Namen einer Furie auch für Sicilien. In blinder Wuth strafte sie nicht blos Schuldige oder Verdächtige, sondern auch ganz Unschuldige, weil sie sich nicht die Mühe gab, Untersuchungen einzuleiten, sondern sich damit begnügte, ihrem Aerger und ihrem Grimme den Zügel schießen zu lassen. Sie fuhr fort, zu verschwenden, wie in früheren Zeiten, da Neapel ihr noch zur Verfügung stand. Der kleine Krieg, welchen sie durch Ränke und Aufhetzungen gegen Mürat führte, hatte keine anderen Folgen, als abwechselungsweise den Bewohnern beider Reiche herbe Verluste an Menschen und Gütern zuzuziehen. Die Furie veruneinigte sich mit den Großen ihres Reiches und mit den Engländern. Das sicilianische Parlament zwang sie (1810), den verhaßten Finanzminister Medici zu entlassen. Die Königin fuhr aber auch nachher fort, willkührlich neue Steuern auszuschreiben und diese mit Gewalt zu erheben. Zweiundfünfzig Reichsbarone riefen den Schutz England's an. Das Cabinet von St. James schickte den Lord William Bentinck nach Sicilien, welcher bald mit der Furie in Streit gerieth. Die Engländer setzten ihr übrigens eine festere Stirn entgegen, als Neapolitaner und Sicilianer. Caroline Maria mußte die Regierung niederlegen und Lord Bentinck bemächtigte sich derselben. Dieser setzte alle politischen Gefangenen in Freiheit, berief (Juli 1812) das sicilianische Parlament nach Palermo und gab durch dieses dem Lande eine freie Verfassung. Sobald jedoch Lord Bentinck abgereist und der Umschwung in den europäischen Angelegenheiten eingetreten war, hob der König die Verfassung wieder auf (Juli 1814). Nach dem Sturze Mürat's kehrte Ferdinand nach Neapel zurück, und als Mürat (28. September 1815) einen Versuch machte, den Thron von Neapel wieder zu erobern, ließ Ferdinand denselben gefangen nehmen und erschießen (13. October 1815). In Neapel und Sicilien setzte Ferdinand die Mißregierung früherer Zeiten unverändert fort. Die Königin Carolina Maria erlebte aber nicht mehr den Sturz Mürat's. Sie war, verabscheut von Allen, die sie kannten, schon vorher (8. September 1814) zu Schönbrunn gestorben.

Mit der alten Herrscherfamilie kehrten in Neapel und mit dem Umschwunge der Dinge in Sicilien nicht die Gesinnungen zurück, welche vor dem Ausbruche der französischen Re-

volution daselbst allgemein verbreitet gewesen waren. Die Engländer hatten in Sicilien den Gedanken einer constitutionellen Monarchie rege gemacht; die Franzosen in Neapel das Beispiel einer kräftigen und umsichtigen Verwaltung gegeben. Engländer und Franzosen hatten dem stupiden und tückischen Pfaffenthume entgegen gewirkt. Ferdinand IV. war, gleich den meisten Königen seiner Zeit, unfähig, die gerechten und dringenden Wünsche des Volkes zu erkennen und zu befriedigen. Die Folgen seiner verkehrten Regierungsweise traten bald zu Tage. Wir werden von demselben im nächsten Abschnitte zu erzählen haben.

Ein ähnliches Schicksal, wie Neapel, hatte auch der Kirchenstaat. Im Frieden von Tolentino (13. Februar 1797) mußte der Pabst Avignon und Venaissin an Frankreich, die Romagna und Ferrara an die cisalpinische Republik abtreten. Mit verringertem Gebiete blieb jedoch der Kirchenstaat bestehen, bis ein von den Pfaffen gegen die Franzosen angezettelter Aufstand (28. December 1797) zur Folge hatte, daß die Truppen der Republik (16. Februar 1798) Rom einnahmen, worauf (18. Februar) der Kirchenstaat zur römischen Republik erklärt und der Pabst Pius VI. nach Frankreich abgeführt wurde, woselbst er schon bald (29. August 1798) starb. Zwar fand unter Begünstigung russischer und österreichischer Truppen am 14. März 1800 ein neue Pabstwahl statt. Pius VII. nahm, von österreichischen Soldaten begleitet, wieder Besitz von Rom. Napoleon, welcher des Pabstes zu bedürfen glaubte, um seine weit aussehenden Pläne durchzuführen und welcher an der römischen Republik eben so wenig Gefallen hatte, als an der französischen, ließ es geschehen, daß jene wieder in den Kirchenstaat umgewandelt wurde. Als sich aber beide Machthaber später entzweiten, riß Napoleon zuerst (1807) die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino vom Kirchenstaate los und verleibte sie dem Königreiche Italien ein. Durch ein Decret vom 17. Mai 1809 schlug der französische Kaiser den Kirchenstaat zu seinem Reiche und erklärte Rom für eine freie kaiserliche Stadt. Pius VII. wurde nach Frankreich abgeführt, woselbst er verblieb bis zum Sturze Napoleon's. Am 24. Mai 1814 zog er aber in Rom wieder ein. Avignon und Venaissin so wie ein kleiner jenseits des Po gelegener Landstrich von Ferrara blieben dem Kirchenstaate verloren. Im übrigen wurde derselbe aber wieder hergestellt mit allen früher üblich gewesenen Mißbräuchen, Uebelständen und mittelalterlichen Einrichtungen, mit Inquisition, Judenviertel (Ghetto), Priestercongregationen und den übrigen Anhängseln päbstlicher Gewalt. Während der Zeit der römischen Republik und der französischen Herrschaft in Italien hatten die Bewohner des Kirchenstaates aber mannigfaltige neue Einrichtungen kennen gelernt, welche ihnen besser zusagten, als die päbstliche Regierung. Die Zahl Derjenigen, welche den von den Pfaffen gelehrten Unsinn nicht glaubten und welche die Freiheit des Bodens den mittelalterlichen Grundlasten vorzogen, welche für Nationalität, Freiheit und Recht Sinn und Empfänglichkeit besaßen, mit einem Worte, welche voran schreiten und nicht stille stehen wollten, hatte bedeutend zugenommen. Die weltliche Herrschaft des Pabstes, welche gewissermaßen nur ein Anhängsel seiner geistlichen Gewalt bildete, konnte, der Natur der Sache nach, in keinem andern Sinne verwaltet werden, als das Pabstthum selbst. Ein Fortschritt war also für den Kirchenstaat unter päbstlicher Herrschaft eine Unmöglichkeit. Nur mit Hülfe fremder Bayonette, schweizerischer Söldner, österreichischer oder französischer Besatzungstruppen konnte der Pabst sich in seinem Staate behaupten. Derselbe war daher nirgends in der Welt so sehr verhaßt, als im Kirchenstaate. Dieser Haß wird der Pfaffenherrschaft zu Rom früher oder später ein Ende machen. Wenn der Pabst seine weltliche Gewalt als untrennbar von der geistlichen fortwährend behaupten will, so wird die

eine mit der anderen zugleich fallen. Die Päbste können selbst im Bunde mit allen Despoten der Erde das rollende Rad der Zeit nicht hemmen.

Noch tiefer, als in Unter- und Mittel-Italien, reichten die Erschütterungen, welche Ober-Italien im Laufe der französischen Revolution erfuhr. Die Republiken, welche dort unter französischem Schutze entstanden, hatten einen Bestand von neun Jahren (1796 bis 1805). Als dann die republikanische Verfassung aufhörte, so erinnerte doch schon der Name des Königreich's Italien an Nationalität und erhielt die Hoffnung im Volke, daß früher oder später die ganze Halbinsel unter einer Regierung vereinigt werden würde. Furchtbar war daher die Enttäuschung des italienischen Volkes, als Oesterreich sich in den Besitz der Lombardei und Venedig's setzte und sich im Frieden darin behauptete. Alle Träume von Freiheit und Nationalität verschwanden im Angesichte dieser schrecklichen Wirklichkeit. Kampf auf Tod und Leben oder Unterwerfung unter das drückende Joch einer verhaßten und ausländischen Familie war die einzige Wahl, welche den Lombarden und Venetianern blieb.

So wenig, als Venedig, erhielt Genua seine Freiheit wieder. Doch diese Republik wurde nicht mit dem Auslande verbunden und nicht dem verhaßten Hause Habsburg unterworfen. Es fiel dem italienischen Hause von Savoyen zu und half den Kern eines italienischen Staates bilden, welcher für Fortschritt Empfänglichkeit besitzt und von welchem Italien etwas hoffen konnte.

Victor Amadeus III., welcher seit 1773 den sardinischen Thron inne gehabt hatte, starb 1796. Sein Sohn Karl Emanuel IV. verlor seine Besitzungen auf dem Festlande Italien's, legte (1802) seine Krone nieder und trat in den Jesuitenorden ein. Ihm folgte sein Bruder Victor Emanuel I., welcher (20. Mai 1814) nach Turin zurückkehrte und Genua mit dem Reiche seiner Vorfahren vereinigte.

In Toscana war auf Leopold II. dessen Sohn Ferdinand III. gefolgt. Er mußte (1799) dem Herzoge Ludwig von Parma weichen und sich mit einer Entschädigung in Deutschland begnügen. Nach Napoleon's Sturze kehrte Ferdinand III. zurück. Als habsburgischer Prinz konnte er sich von den Regierungsgrundsätzen seines Hauses nicht frei machen. Er selbst erlebte nicht den Fall seines Thrones. Dieses blieb seinem Sohne Leopold II. (1824—1859) vorbehalten.

In Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara zog das Haus Österreich-Este ein. Parma, Piacenza und Guastalla wurde der Kaiserin Maria Louise zugetheilt. Die Infantin Maria Louise erhielt Lukka.

Nur die Republik San Marino und der Fürst von Monaco hatten sich mitten unter den Stürmen der französischen Kriege behauptet. Sie wurden auch nach dem Umschwunge der Dinge in ihrem Besitzstande belassen.

Zu Italien, d. h. zum Gebiete der Republik Venedig, gehörten vor dem Ausbruche der französischen Revolution auch ein Theil Dalmatien's und die jonischen Inseln. Im Frieden von Campo-Formio fiel das venetianische Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro an das Haus Habsburg. Am 14. October 1809 beschloß Napoleon: der Kreis Villach, Krain, das ehemalige österreichische Istrien, Fiume, Triest, die Länder, welche unter dem Namen Littorale bekannt sind, und Alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlassen ist, Dalmatien nebst seinen Inseln sollen künftig den Namen „Illyrische Provinzen" führen. Diese wurden durch einunddreißig Quadratmeilen, welche Baiern abtrat, noch vergrößert *) und bildeten einen Theil des französischen Reiches bis zum Sturze Napoleon's. Nachher riß Oesterreich alle diese Länder an sich.

*) Siehe oben § 44, S. 274.

Die jonischen Inseln kamen im Frieden von Campo-Formio an Frankreich, wurden (1799) von Russen und Türken erobert, durch den Vertrag mit der Pforte vom 21. März 1800 von Kaiser Paul in die Republik der vereinigten sieben Inseln verwandelt, im Jahre 1807 von den Franzosen und 1811 von den Engländern in Besitz genommen. Die letzteren behaupteten sich darin. Die Protectorwürde artete in ihren Händen gerade so, oder noch mehr aus, wie in derjenigen Napoleon's dem Rheinbunde gegenüber.

Italien verlor daher durch die Friedensschlüsse von 1814 und 1815 nicht blos die Eroberungen, welche ihre Vorfahren im Kampfe mit den Türken unter großen Mühen gemacht hatten, sondern auch die Lombardei und Venedig an das Haus Habsburg. Sie mußten die alten Tyrannen früherer Zeiten wieder aufnehmen, erhielten aber ihre alten republikanischen Verfassungen nicht zurück. Kein Land der Erde, Polen allein etwa ausgenommen, wurde von den verbündeten Mächten so schändlich mißhandelt, als Italien. Die Folgen davon konnten nicht ausbleiben. Der Kampf wird fortdauern, bis alle Gewaltthätigkeiten der Jahre 1814 und 1815 werden abgeschüttelt und gesühnt sein.

§ 44. Spanien und Portugal.

Schwere und wiederholte Schläge sind erforderlich, um eine in Todesschlummer versunkene Nation zu frischer Lebensthätigkeit zu erwecken. Solche Schläge fielen im Laufe dieses Zeitabschnittes dicht und stark auf die pyrenäische Halbinsel.

Spanien wurde zuerst geschlagen von dem elenden Königspaare, welches das Land beherrschte, Karl IV. (1788—1808) und dessen Gemahlin Louise Maria von Parma, von deren Günstling, dem niederträchtigen Godoy, Herzog von Alcudia und Friedensfürsten, von Napoleon, dessen Bruder Joseph und deren Soldaten, endlich nach schweren Opfern und Leiden, von dem Könige Ferdinand VII., für welchen die Nation sechs Jahre hindurch auf Tod und Leben gekämpft hatte! Alle diese Schläge waren unumgänglich nothwendig, um das spanische Volk auf den Gedanken zu bringen, daß es nicht genüge, Abgaben zu zahlen, in die Messe zu gehen, dem Könige und dessen Dienern zu gehorchen, um glücklich zu sein, daß vielmehr dazu auch ein gewisser Grad von Selbstthätigkeit, nicht blos kriegerische Tapferkeit, sondern auch politische Einsicht und Strebsamkeit erforderlich sei.

Die Geschichte der Kriege Spanien's und Portugals wurde in ihren Hauptzügen in diejenige Frankreich's verwoben.*) Es bleibt uns jedoch einiges in Betreff der Verfassung und der Verwaltung beider Reiche nachzuholen.

Zu derselben Zeit, da sich Napoleon bemühte, jede Theilnahme des Volkes an der Staatsverwaltung auszuschließen und alle Verfassungen dadurch in Mißcredit zu bringen, daß er dieselben zuerst willkürlich abänderte und dann doch nicht hielt, gab Spanien der Welt den Beweis, daß eine Staatsverfassung selbst voll von Mängeln immer besser ist, als eine Monarchie, welche keine Schranken achtet, und deren Uhrwerk stille steht, wenn der Monarch nicht im Stande ist, den ihm gebührenden Platz einzunehmen. Spanien hätte schwerlich der Eroberung durch die Franzosen entgehen können, falls es nicht seine alte Cortes- oder Stände-Verfassung gehabt hätte. In Castilien und Aragonien hatten die Geistlichkeit, der Adel und die Städte Sitz und Stimme in der Ständeversammlung. Das Tyrannenpaar Ferdinand und Isabella und Karl V. (I.) suchten zwar, ihre Herrschaft von den Ständen möglichst unabhängig zu machen. In gleicher Richtung bemühten sich deren Nachfolger des Habsburg'schen und des Bourbon'schen Hauses. Doch ab und zu bedurften

*) Siehe oben § 29, S. 277 f., § 29, S. 286 f., § 30, S. 306.

die Könige derselben, sei es um sich huldigen zu lassen, oder um neue Abgaben einzuführen, oder um eine streitige Erbfolge festzustellen. Im Jahre 1713 waren die Stände zusammenberufen worden, um ein neues Erbfolgegesetz zu geben, im Jahre 1789, um dem Regierungsantritt Karl's mehr Feierlichkeit zu geben. Das Beispiel Frankreich's hatte damals schon auf Spanien zurückgewirkt und ein ungestümes Verlangen nach Einberufung der Cortes angeregt. In den Zeiten der Noth erinnerte man sich wieder der Cortes, nachdem die Könige dieselben in besseren Tagen immer vernachlässigt hatten. Ferdinand VII. ertheilte der Insurrectionsjunta von Sevilla die Vollmacht, außerordentliche Cortes zusammenzuberufen. Dieses geschah. Am 24. September 1810 kamen die Cortes zu Cadix zusammen. Durch sie erhielt Spanien erst wieder eine allgemeine, wenn auch mit mancherlei Beschränkungen anerkannte höchste Gewalt. Die Cortes, welche aus 182 Mitgliedern bestanden, erklärten sich bis zur Rückkehr des Königs Ferdinand für souverän. Sie bestellten eine Regentschaft, verkündeten die Freiheit der Presse und legten sich das Recht bei, für alle von den Franzosen besetzten Orte und sogar für die Colonien Stellvertreter zu ernennen. Die einzelnen Junten der verschiedenen Provinzen leisteten den Cortes zwar nicht immer willigen Gehorsam. Allein erst durch dieselben wurde es möglich, eine geordnete Rekruten-Aushebung durchzusetzen und Truppen in's Feld zu stellen, welche einigermaßen das Ansehen regelmäßiger Soldaten hatten. Eine Zeit lang erstreckte sich die Gewalt der Cortes nicht über das Stadtgebiet von Cadix. Doch sobald die Franzosen sich von da zurückzogen, erweiterte sich die Wirksamkeit der Stände. Am 18. März 1812 gaben die Cortes dem Lande eine neue freie Verfassung, welche vom spanischen Volke mit großem Beifall aufgenommen wurde und in deren Folge sich am 14. September 1813 die ordentlichen Cortes des Reiches versammelten. Im Anfange des Jahres 1814 verlegten diese ihren Sitz nach Madrid. Um diese Zeit hatte Ferdinand VII. (11. December 1813) bereits mit Napoleon einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge ihn dieser als König von Spanien anerkannte, allein unter sehr drückenden Bestimmungen, welche er nicht zu halten Willens war. Eine derselben bestand darin, daß Ferdinand erst in Freiheit gesetzt werden solle, nachdem der Vertrag von der Regentschaft und den Cortes bestätigt sein würde. Die Cortes hüteten sich wohl, dieses zu thun. Sie erneuerten vielmehr den schon im Februar 1811 gefaßten Beschluß, welcher alle Erlasse Ferdinand's, so lange sich dieser in der Gefangenschaft oder im Auslande befinde, für null und nichtig erklärte, und welcher bestimmte, daß vor Wiedereinsetzung Ferdinand's kein Friede mit Frankreich geschlossen werden solle. Die Cortes beschlossen weiter, daß Ferdinand nicht als König anerkannt werden solle, bevor er sich durch einen feierlichen Eid zur Aufrechthaltung der neuen Verfassung verbindlich gemacht habe. Am 13. März 1814 entließ Napoleon, durch die Fortschritte der verbündeten Heere auf allen Seiten bedrängt, Ferdinand VII. aus Valencay, woselbst er diesen so lange festgehalten hatte. Die Spanier setzten den Kampf mit Napoleon fort. Am 10. April kam es noch zu der blutigen und doch unentschiedenen Schlacht bei Toulouse. Süchet zog seine Truppen, insofern er konnte, aus Catalonien zurück. Ferdinand VII. traf bei dem spanischen Heere in jener Provinz ein, welches, den Beschluß der Cortes mißachtend, ihn sofort als König anerkannte.

Derselbe Unverstand, mit welchem aller Orten die von Napoleon vertriebenen Fürsten aufgenommen wurden, empfing auch Ferdinand VII. in Spanien. In unsinniger Verblendung beachtete Niemand den weisen Beschluß der Stände, den König nicht eher anzuerkennen, bis er die neue Landesverfassung bestätigt habe. Ferdinand VII. war durch seine Gefangenschaft nicht gebessert worden. Kein Dankgefühl für die von der Nation gebrachten Opfer wohnte in seiner Brust. Unumschränkte Gewaltherrschaft war das Ziel

seines Strebens. In diesem wurde er durch ruchlose Pfaffen, Aristokraten und Soldaten bestärkt. Weit entfernt, die Verfassung des Landes zu beschwören, verweigerte er den ihm von den Cortes auferlegten Eid. Doch versprach er, gleich den französischen Bourbonen, selbst eine Verfassungsurkunde zu geben, wie die Aufklärung von ganz Europa und die allgemeinen Bedürfnisse der spanischen Unterthanen auf beiden Halbkugeln sie nothwendig machten. Doch in Madrid befand sich kein Kaiser Alexander und kein Heer, den Bourbon zur Erfüllung seiner Versprechen zu zwingen. Vor dem Könige rückte der General Eguia daselbst ein, mit dessen Hülfe die Mitglieder der Regentschaft, mehrere Abgeordnete des Volkes und die Minister verhaftet wurden. Am 14. Mai 1814 hielt der Tyrann seinen Einzug in der Hauptstadt des Reiches, und begann sofort in einer Weise zu wüthen, welche ganz Europa in Staunen und Entrüstung versetzte. Die Männer, welche mit Gefahr ihres Lebens und mit Aufopferung ihrer Habe für die Befreiung Spanien's von der Fremdherrschaft gekämpft hatten, wurden von dem Despoten auf's bitterste verfolgt. Hinrichtungen und Vermögens-Confiscationen waren an der Tagesordnung. Die Gefängnisse füllten sich. Das Ausland wimmelte von verbannten spanischen Patrioten. Die Inquisition und die Tortur wurden hergestellt. Die Mönche spielten wieder die ersten Rollen am spanischen Hofe.

Die Anhänger der Cortes und König Joseph's wurden gleichmäßig von der herrschenden Camarilla, in deren Schlingen Ferdinand gefallen war, mißhandelt, die einen als Vertreter der politischen Freiheit, die anderen als Gegner des Mönchthums, der Unduldsamkeit und einer stumpfsinnigen, jeden Fortschritt bekämpfenden Verwaltung. Jetzt, nachdem die Mönche wieder den Ton angaben, erkannten die Spanier erst, daß auch durch die Franzosen manche Verbesserungen eingeführt worden waren. Die denkenden und strebenden Männer beider Parteien, welche lange Zeit in feindlichen Lagern getrennt gewesen waren, erkannten den Abgrund, an dessen Rand sie durch Ferdinand geschleppt wurden. Doch Spanien war nach den schweren Opfern, die es gebracht, nach den furchtbaren Kämpfen, die es bestanden hatte, einer großen Kraftanstrengung unfähig. Es war erschöpft. Es bedurfte einiger Jahre Zeit, bevor es sich zu mannhaftem Widerstand gegen den fluchwürdigen Tyrannen erhob. Ferdinand täuschte sich, wenn er vermeinte, die „gute alte Zeit" mit Scheiterhaufen und Auto-da-fé's in Spanien zurückführen, in zwei Halbkugeln seine Herrschaft auf dem Fuße vergangener Jahrhunderte wiederherstellen zu können. Nicht nur Spanien, auch dessen Colonien in Amerika waren des Joches müde, welches der Madrider Hof zu lange Zeit den Millionen, die ihm gehorchten, auferlegt hatte. Ferdinand bereitete durch seine Tyrannei nur eine Reihe von Revolutionen vor, welche in Spanien Schlag auf Schlag einander folgten und die seit dem Jahre 1809 begonnene Losreißung*) der Colonien, zur Folge hatte. Vielleicht hätte er durch Milde und Klugheit, gewiß aber nicht durch Härte und Grausamkeit dieselben wieder gewinnen können. Ferdinand verstand es nicht, sie festzuhalten.

Ebenso unbefriedigend, als in Spanien gestalteten sich in Portugal die Verhältnisse nach dem Sturze Napoleon's. Die Portugiesen hatten an dem Kampfe gegen die Franzosen einen lebhaften, wenn auch minder selbstständigen Theil genommen, als die Spanier. Auch ihre Hoffnungen und Wünsche erfüllte der Friede nicht. Darum wurde auch Portugal der Heerd immer wiederkehrender Revolutionen und Bürgerkriege, welche bis zum heutigen Tage noch nicht gründlich beseitigt sind.

Die unfähige Königin Maria von **Portugal** setzte ihre erbärmliche Regierung bis

*) Siehe weiter unten im neunten Abschnitte.

zum Jahre 1792 fort. Ihr Gemüthszustand wurde in diesem Jahre so krankhaft, daß ihr Sohn Johann Maria Joseph zum Regenten des Reiches ernannt werden mußte. Im Jahre 1799 wurde die Krankheit der Mutter als unheilbar erkannt. Joseph übernahm dann die Zügel der Regierung mit voller königlicher Gewalt.

Portugal hatte unter der Königin Maria den Weg der Reformen verlassen, welchen Pombal eingeschlagen, und war daher nicht im Stande, den Stürmen der französischen Revolution mit Kraft die Spitze zu bieten. Das Land war wieder in unbedingte Abhängigkeit von England versunken und wurde dadurch in die Kriege der Britten gegen die Franzosen verwickelt. Im Frieden von Badajoz (1801) mußte es an Spanien das Olivenzagebiet abtreten. Es sollte den Engländern seine Häfen verschließen und sich der französischen Willkürherrschaft unbedingt unterwerfen. Als Napoleon (1807) *) den Untergang des Hauses Braganza beschloß, warf sich der Regent den Engländern wieder in die Arme, schiffte sich mit seiner Familie (29. Nov.) nach Brasilien ein und machte dadurch das frühere Mutterland zum bloßen Anhängsel der Colonie Brasilien. Dieses Verhältniß blieb auch bestehen, nachdem die Franzosen aus Portugal und aus Spanien vertrieben worden waren. Die Engländer, und in ihrem Namen General Beresford, beherrschten das Land und erregten große Unzufriedenheit. Doch erst nach dem Jahre 1815 traten die Folgen dieser Mißverhältnisse klar zu Tage.

§ 45. Die Türkei.

Seit den Tagen der Kaiserin Katharina beschäftigten sich die Russen ernstlich mit dem schon von Peter I. gefaßten Plane der Eroberung der europäischen Türkei. Fast ein ganzes Jahrhundert ist seitdem vergangen: die Türkei besteht, wenn auch da und dort beschnitten, noch immer fort. Ohne Zweifel wird sie so lange leben, als die übrigen despotischen Staaten Europa's. Es ist nicht der Beruf der Monarchien, Throne zu stürzen. Diese Aufgabe kömmt den Republiken zu. So lange die vorherrschende Regierungsform in Europa die monarchische ist, wird die Türkei immer Bundesgenossen finden, welche sie vom drohenden Untergange retten. Sie ist erst dann gefährdet, wenn an die Stelle der monarchischen Verfassungen republikanische getreten sein werden. Die Monarchen Europa's können nicht umhin, die Legitimität der Pforte anzuerkennen. Sie müssen sich selbst gefährdet erachten, wenn diese nicht mehr gilt. Denn die Grundlage aller Monarchien Europa's ist im Wesentlichen dieselbe. Die Pforte ist so legitim, als alle übrigen Monarchien Europa's und insofern, als sie älter und von Bastarden frei ist, legitimer, als viele derselben. Sie wird erst aufhören, für legitim gehalten zu werden, wenn an die Stelle der Gewalt, welche dermalen die einzige Grundlage aller europäischen Monarchien ist, der Wille des Volkes getreten sein wird. Vor dem Richterstuhle der Volkssouverainität wird sie nicht bestehen können. Vor demjenigen der Monarchensouverainität ist sie unangreifbar. Das Hammelheerden-Staatsrecht spricht ebensowohl für das Haus Osman's, als für die Häuser Habsburg, Romanoff, Hohenzollern, Bonaparte in Frankreich und die Bourbonen in Spanien und in Neapel.

So schnell die Staaten zusammen zu brechen pflegen, falls Prinzipienfragen im Spiele sind, und ein Theil als Vertreter eines veralteten Systemes, der andere als Bannerträger neuer Ideen in die Schranken tritt, so zähe ist der Widerstand, welche Reiche gleichartiger Verfassungen, Sitten und Gewohnheiten einander entgegen zu setzen pflegen. Die physische Gewalt ist immer verhältnißmäßig schwach, wenn sie nicht durch eine höhere

*) Siehe oben § 29, S. 280.

Idee geleitet wird. Polen hätte sich zu retten vermocht, falls es sich auf den Standpunkt der Freiheit in seinen inneren Verhältnissen und des Rechtes dem Auslande gegenüber emporgeschwungen hätte. Da ihm dazu die Kraft gebrach, da sein König, seine Aristokraten und Pfaffen nicht besser waren, als diejenigen Rußland's, Oesterreich's und Preußen's, konnten die wenigen begeisterten Freunde der Freiheit und des Vaterlandes und die leibeigenen Bauern nicht siegen.

Die Türkei besaß dagegen ein zu großes Gebiet und eine zu bedeutende Streitmacht, als daß sie von einem andern Staate, oder selbst von zwei verbündeten Reichen, welche, wie sie selbst, despotisch organisirt waren, hätte besetzt und getheilt werden können. Nur auf einer Seite gränzte sie an die ihr feindlichen Staaten, Rußland und Oesterreich. Im Osten, Westen und Süden umschlossen sie entweder das Meer, auf welchem Rußland nicht die erste Rolle spielte, oder Staaten, von denen sie wenig oder nichts zu befürchten hatte. Während des ganzen Zeitabschnittes der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege vermochten die Russen niemals, über die Gränzprovinzen hinweg nach dem Mittelpunkte des türkischen Reiches vorzudringen. Bevor die Pforte Niederlagen erlitt, welche ihr den Untergang bereiten konnten, trafen die neutralen Mächte ihre Maßregeln so, daß die Türken, wenn auch mit Verlusten, einen Frieden schließen konnten, welcher ihre Fortdauer auf einige Zeit hinaus wieder sicher stellte, wie die Verträge von Szistowa und Jassy beweisen.

Beim Anfange dieses Zeitabschnittes bestieg Selim III., der Bruder Abdul Hamid's und Sohn Mustapha's III., den türkischen Thron (1789 bis 1807).

Die Türkei war das einzige Land Europa's, welches keine Empfänglichkeit für die durch die französische Revolution verbreiteten Ideen besaß. Sie wurde daher insofern von den Stürmen derselben weniger berührt, als alle übrigen Staaten Europa's. Der Kriegszug Napoleon's gegen Egypten erschütterte sie verhältnißmäßig wenig. Denn obgleich dieses Land dem Namen nach, der Pforte unterthänig war, besaß diese doch seit langer Zeit nur eine scheinbare Herrschaft daselbst. Zudem wurden die Franzosen, mehr durch die Streitkräfte England's als der Türkei, gezwungen, ihre Eroberung wieder aufzugeben. *)

Bedenklicher, als der Krieg in Egypten waren für die Pforte die wiederholten Aufstände, welche im Innern des Reiches ausbrachen. Paßwan-Oglu erhob (1797) in der Stadt Widdin die Fahne der Empörung. Die Pforte fühlte sich nicht stark genug, ihm mit Waffengewalt die Spitze zu bieten. Sie verlieh ihm daher das Paschalik von Widdin (1798), worin er sich bis zu seinem Tode (1807) behauptete. Ali Pascha, welcher sich während des Krieges mit Rußland und Oesterreich (1787) wesentliche Verdienste um die Pforte erworben und das Paschalik von Trikala in Thessalien erhalten hatte, bemächtigte sich durch Gewalt und Betrug der Stadt Janina, eroberte (1789) die von den Franzosen besetzten albanischen Küstenplätze, unterwarf (1803) die Sulioten und schwang sich zum Oberstatthalter von Romanien auf.

Durch Schlauheit, Ausdauer und Gewaltthätigkeit gründete er nach und nach eine Macht, an welche sich die Pforte nicht mehr wagte, und behauptete sich in derselben bis über die Zeit des Sturzes Napoleon's hinaus. Mehrere andere Pascha's, namentlich diejenigen von Bagdad, Syrien und Anadoli empörten sich gleichfalls gegen die Pforte. Georg Czerny kämpfte in Serbien für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes und brachte es, mit russischer Hülfe, dahin, daß er (8. Juli 1808) von der Pforte als Fürst von Serbien anerkannt wurde. In Egypten warf sich Mehemed Ali als unabhängiger Herrscher auf.

*) Siehe oben § 24, Seite 230. § 25, Seite 240.

Er wurde (1806) von der Pforte als Pascha dieser Provinz bestätigt und herrschte seit dieser Zeit fast unumschränkt im ganzen Lande. In Arabien breiteten die Wechabiten auf den Ruinen der großherrlichen Gewalt ihre Macht immer weiter aus. Sie plünderten (1806) die zum Grabe des Propheten wallfahrende Karawane, eroberten Mekka, Medina und Dschidda und behaupteten sich gleichfalls bis über das Jahr 1815 hinaus.

Diese inneren Unruhen brachten der Pforte größere Gefahren, als die Kriege mit dem Auslande. Denn bei diesen konnte sie immer auf fremde Hülfe rechnen, entweder auf die Engländer, oder deren Feinde, die Franzosen.

Im Jahre 1806 bewarb sich Napoleon angelegentlichst um die Freundschaft der Türkei. Die Engländer drohten, Constantinopel zu bombardiren, falls die Pforte sich mit Frankreich verbinden würde. Da übrigens die Russen (27. December 1806) in Bukarest eingerückt waren, erklärte ihnen der Sultan (30. December 1806) den Krieg. Die Russen, welche damals ihre Truppen im Kriege gegen Frankreich brauchten, waren zu einem Kampfe gegen die Türkei schlecht vorbereitet. Französische Officiere, welche der Gesandte Napoleon's, Sebastiani, den Türken zugeführt hatte, befestigten die Dardanellen-Schlösser und errichteten Batterien in Constantinopel, welche die Engländer veranlaßten, sich eiligst zurückzuziehen. Der russische Admiral Siniawin schlug die türkische Flotte (4. April 1807), besetzte einige Inseln des ägäischen Meeres und blockirte die Dardanellen. Russen und Engländer erregten einen Volksaufstand in Constantinopel, in dessen Folge Selim III. abgesetzt und einer der beiden Söhne Abdul-Hamid's an dessen Stelle erhoben wurde, unter dem Namen Mustapha IV. Kurz darauf (1. Juli 1807) erlitt die türkische Flotte eine zweite Niederlage durch Siniawin. Im Frieden zu Tilsit vereinigten sich Napoleon und Alexander in'sgeheim zum Verderben der Türkei. Neue Unruhen brachen in Constantinopel aus. Selim III. und Mustapha IV. verloren ihr Leben. Der einzige erwachsene männliche Sprößling des Hauses Osman, Mahmud II., wurde auf den Thron gehoben. Die Türkei schien unrettbar verloren zu sein. Die unsinnige Partei der Janitscharen, d. h. der türkischen Prätorianer, im Bunde mit den Ulema's, d. h. den türkischen Pfaffen, erhielt die Oberhand in Constantinopel und schien auf lange Zeit jede Möglichkeit einer durchgreifenden Reform zu beseitigen.

Mahmud II. begann seine Regierung damit, daß er den Sohn Mustapha's IV., einen Knaben von drei Monaten, erwürgen und vier schwangere Sultaninnen, in Säcke eingenäht, in's Meer werfen ließ. Er war dann der einzige und letzte aus dem Stamme Osman's. Mahmud erkannte frühzeitig, daß er mit seinen ungeordneten Schaaren nicht hoffen könne, die Russen zu besiegen. Allein der erste Versuch, den er machte, sein Heer auf europäischem Fuße zu organisiren, scheiterte an dem Widerstande der Janitscharen. Damals wäre die Türkei rettungslos verloren gewesen, wenn Napoleon nicht mit Rußland in Krieg gerathen wäre. Allein der Kriegszug, welchen Napoleon (1812) gegen Rußland unternahm, veränderte wesentlich die Lage der Dinge. Mahmud II. verstand es nicht, aus der Gefahr, in welche Kaiser Alexander dadurch gerieth, Vortheil zu ziehen. Rußland hatte den Krieg nicht mit seiner vollen Kraft gegen die Türkei führen können, da es in einen Kampf mit Schweden verwickelt war, an dem Kriege Napoleon's gegen Oesterreich im Jahre 1809 Theil nahm und überdies dem Kaiser Napoleon nicht traute. Gleich Anfangs war daher der Krieg durch einen Waffenstillstand unterbrochen und durch einen Friedenscongreß gelähmt worden. Allein in den Jahren 1810 und 1811 errangen die Russen so große Vortheile über die Türken, daß diese den Frieden zu Bukarest abschlossen (28. Mai 1812), dessen Bedingungen wir schon oben *) mitgetheilt haben.

*) Siehe oben § 40, S. 430.

So schleppte die Pforte von Niederlage zu Niederlage und von einem demüthigenden Frieden zum andern ihr Dasein fort und behauptete dasselbe bis zum heutigen Tage, nicht, weil sie die Macht besitzt, ungerechte Angriffe abzuschlagen, sondern weil ihre eroberungssüchtigen Feinde untereinander nicht lange genug Frieden halten konnten, um Zeit zu haben, ihre Theilungsprojecte auszuführen. Die Pforte konnte nach wie vor säcken und pfählen, ganze Völkerschaften ausrotten lassen, sie konnte den asiatischen Despotismus fortsetzen, weil der europäische ihr zu nahe verwandt war, um ihr ein rasches, das Wohl der Menschheit förderndes Ende bereiten zu können.

In unseren Tagen tauchen neue Pläne der Theilung der Türkei auf. Sie werden schwerlich zu einem andern Resultate führen, als die älteren Theilungs-Projecte. Die Sonne der Freiheit muß aufgegangen sein, bevor der Halbmond am Firmamente Europa's verschwindet.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Die Zeiten der s. g. heiligen Allianz (1815—1830).

§ 46. Völkerbewegungen und Fürsten-Congresse.

Wenn wir in den Schriften der Alten von einem göttlichen Sauhirten und von einem Hirten Paris lesen, welchem drei Göttinnen das Schiedsrichteramt in einer zwischen ihnen obwaltenden Streitigkeit übertrugen, so folgen wir diesen Hirten mit hohem Interesse. Denn der göttliche Sauhirt bildet sich nicht ein, Menschenhirt zu sein, er beschränkt sich auf seine Schweine, und Paris glaubt, weil ihm einmal hohe Ehre wiederfuhr, nicht ein für alle Male zum Richter über Menschen und Götter bestellt zu sein.

Mit ganz anderen Gefühlen betrachten wir aber drei Hirten der Neuzeit, welche, nachdem sie von ihren Speichelleckern in dicke Weihrauchwolken gehüllt worden waren, sich alles Ernstes einbildeten, Götter geworden zu sein, welchen es zukomme, vom hohen Olymp herab die Völker zu weiden und deren Angelegenheiten zu ordnen.

Wer waren denn diese drei thörichten Hirten? Sie hießen: Franz I., Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. Franz I., eine Jammergestalt, deren Anblick uns zum Mitleid rühren müßte, wenn uns nicht bekannt wäre, daß in derselben noch mehr Bosheit, als Beschränktheit wohnte, ein Mensch, welcher sich durch nichts auszeichnete, als durch die Dummdreistigkeit, womit er den größten Unsinn in Wiener Mundart aussprach, und die kalte Herzlosigkeit, womit er die schändlichsten Thaten beging. Friedrich Wilhelm III., welcher in dem ersten Abschnitte seines Lebens mit seiner Gattin Lafontaine'sche Romane las, in dem zweiten sich wider seinen Willen und ohne alles Bewußtsein auf das Postament der Freiheit und in dem dritten mit gleichem Stumpfsinn auf dasjenige der Willkür stellen ließ! Endlich Alexander I., welcher den Hirten Paris jedenfalls in einer Beziehung übertraf, indem er sich nicht damit begnügte, einer Frau ihren Gatten zu rauben, sondern unzählige verführte, welcher übrigens von den dreien mit Paris die größte Aehnlichkeit besaß. Leider war das Feld, auf welchem Alexander sich bewegte, größer, als dasjenige, auf welchem Paris seine Schaafe hütete.

Alexander I., nicht durch Gottes Gnaden, sondern durch die Ermordung seines Vaters Kaiser von Rußland, hatte bessere Tage gehabt. Allein er konnte das Glück der Jahre 1812—1815 nicht ertragen. Es betäubte ihn. Nicht durch seine Verdienste, sondern durch den heldenmüthigen Aufschwung der deutschen Nation war Napoleon's Zwingherrschaft gebrochen worden! Nicht ihm und nicht seinen beiden Genossen, sondern den Völkern, welche so wacker gestritten hatten, kam es zu, die Geschicke Europa's zu ordnen. Doch von eitelem Wahne bethört, schloß er die s. g. heilige Allianz, in deren Stiftungsurkunde er mit seinen Verbündeten erklärte:

„Daß sie zufolge der großen Ereignisse, die in Europa den Lauf der drei letzten Jahre begleiteten, vorzüglich aber in Folge der Wohlthaten, welche die göttliche Vorsehung über die Staaten ausgeschüttet, deren Regierungen auf sie allein ihr Vertrauen gesetzt, die innige Ueberzeugung erlangt hätten, daß das von den Mächten in ihren wechselseitigen Verhältnissen zu befolgende Verfahren auf die erhabenen Wahrheiten der ewigen Religion des Weltheilandes begründet sein müsse. Daher beabsichtige denn auch dieser Bund weiter nichts, als vor den Augen der Welt ihren unerschütterlichen Entschluß zu bezeugen, sowohl in der Verwaltung ihrer eigenen Staaten, als in ihren politischen Verhältnissen zu anderen Regierungen nur die Vorschriften jener heiligen Religion, die Gebote der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens zur Richtschnur zu nehmen, die, weit entfernt, einzig auf das Privatleben anwendbar zu sein, vielmehr auf die Beschlüsse der Fürsten unmittelbar Einfluß haben und alle ihre Schritte leiten müßten, als das einzige Mittel, die menschlichen Einrichtungen zu befestigen und ihren Mängeln und Unvollkommenheiten abzuhelfen. Ferner versprechen sich die Verbündeten, in Gemäßheit der Worte der heiligen Schrift, die allen Menschen sich als Brüder zu betrachten anbefehle, immer durch die Bande einer wahren und unauflöslichen brüderlichen Liebe vereinigt zu bleiben, sich unter einander als Landsleute anzusehen und sich bei jeder Gelegenheit und aller Orten wechselseitig zu helfen und zu unterstützen; ihre Unterthanen aber, indem sie sich selbst als Hausväter betrachteten, in demselben Geiste der brüderlichen Liebe zu leiten, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit auf alle Weise zu beschirmen. Daher sollte der einzige, sowohl zwischen ihren Regierungen, als ihren Unterthanen bestehende leitende Grundsatz der sein, sich einander zu helfen, sich durch ein unveränderliches Wohlwollen die wechselseitige Liebe zu bezeichnen, von der sie beseelt sein müßten und sich insgesammt nur als Mitglieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten; wie denn auch die Fürsten selbst sich nur als von der Vorsehung bevollmächtigt ansähen, drei Zweige einer und derselben großen Familie zu regieren und zugleich laut es anerkännten, daß die große christliche Nation, zu der sie und ihre Völker gehörten, wahrhaft keinen andern Herrscher habe, als den, dem allein die Macht gebühre, weil sich in ihm alle Schätze unendlicher Liebe, des Wissens und der Weisheit vereinigten, nämlich Gott und den Heiland Jesus Christus, das Wort des Höchsten und des Lebens. Deswegen empfehlen sie mit zärtlicher Sorgfalt ihren Völkern, als einziges Mittel, des aus einem guten Gewissen entspringenden und allein dauernden Friedens zu genießen, sich jeden Tag mehr in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten, welche der göttliche Erlöser die Menschen gelehrt, zu befestigen und zu stärken. Alle Staaten, welche feierlich die hier ausgedrückten Grundsätze annehmen und zugleich anerkennen würden, wie wichtig es zum Glücke der nur zu lange beunruhigten Nationen sei, daß diese Wahrheiten hinfort auf das Schicksal der Menschen allen gebührenden Einfluß übten, sollten mit Bereitwilligkeit und Liebe in diesen heiligen Bund aufgenommen werden."

Also lauten die Worte der s. g. heiligen Allianz. Sie sind denjenigen nicht unähnlich, in welchen geistliche und weltliche Despoten seit Jahrhunderten zu den Völkern zu sprechen gewohnt waren.

Zur „Ehre Gottes" hatte Philipp II. gemordet, die Inquisition ihre Scheiterhaufen errichtet, der Jesuitenorden seine Netze gesponnen. Die Berufung auf Gottes Gnaden war nichts Neues. Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts war dieselbe aber anrüchig geworden. Die freien Geister schämten sich einer Ausdrucksweise, deren sich die schändlichsten Tyrannen zur Bemäntelung ihrer fluchwürdigen Leidenschaften bedient hatten.

Als jene drei anmaßlichen Völkerhirten (26. September 1815) ihren Bund schlossen, rauchten ihre Hände noch von der blutigen Zerstückelung Deutschland's, Italien's und

Polen's, die Schaffotte der Fürsten, welche sie wieder hergestellt hatten und später in ihren Bund aufnahmen, trieften in Neapel, Spanien und Frankreich von dem Blute der ermordeten Opfer der Tyrannei, und die Zusagen der Freiheit, welche sie selbst gegeben hatten, klangen noch wieder in den Ohren der getäuschten Nationen der Erde!

Die Heuchelei lag also auf platter Hand. Kein denkender Mensch konnte sich darin täuschen. Dessenungeachtet traten dem Bunde, mit Ausnahme des Prinz-Regenten von England und des Pabstes, alle christlichen europäischen Staaten bei. Der Prinz-Regent, welcher sich aus Rücksicht für die Verfassung seines Reiches dem Bunde der festländischen Despoten nicht anschloß, erklärte nichts desto weniger seine Uebereinstimmung mit den s. g. „Grundsätzen der heiligen Allianz."

Verständlich werden dieselben übrigens erst durch den Hinblick auf deren Anwendung und namentlich auf die zu Aachen (1818), Karlsbad (1819), Wien (1819—1820), Troppau (1820), Laibach (1821) und Verona (1822) gefaßten Beschlüsse.

Die s. g. heilige Allianz läßt sich hiernach bezeichnen als ein Bund, dessen Zweck war, das Hammelheerdenstaatsrecht nicht blos im Schooße der einzelnen Reiche Europa's zu befestigen, sondern auch in das Völkerrecht einzuführen oder, mit anderen Worten, den Despoten Europa's die Verpflichtung aufzuerlegen, jede Regung der Freiheit im Schooße irgend einer Nation Europa's mit vereinter Gewalt niederzuwerfen.

Praktisch genommen war die s. g. heilige Allianz der Bund, durch welchen Deutschland, Italien und Spanien unter dem Joche eines unerträglichen Despotismus gehalten und alle Völker Europa's, welche versucht sein mochten, ihre Ketten zu brechen, mit der vereinigten Macht aller Despoten Europa's bedroht wurden. Die „heilige Allianz" war ein Bund gegen die Freiheit der Presse, Freiheit der Lehre, Freiheit des Wortes, gegen jede Freiheit der Staatsverfassung. Ihr Grundsatz war die Legitimität! Doch Alexander war kein Abkomme aus dem Hause Romanoff, sondern aus dem Hause Soltikoff, und Friedrich Wilhelm III. war der Sohn desselben Friedrich Wilhelm's II., dessen Gattin Friedrich II. anbieten ließ, sich, statt ihres Gemahls, des Lieutenants von Schmettau zu bedienen! Franz I. war der Sohn jenes Leopold, welcher sich den Tod durch seine Wollust zuzog. Inmitten solcher Liederlichkeit, wie sie sich an den Höfen Katharina's II., Friedrich Wilhelm's II. und Leopold's II. fand, ist Tugend eine Fabel und eheliche Geburt eine Fiction, allein keine Wirklichkeit.

Die „heilige Allianz" war ein Bund, welcher den Grundsatz der Einmischung feststellte, zum Zwecke der Beförderung maßloser Willkürherrschaft, allein den Grundsatz der Nicht-Einmischung, wo es galt, ein Volk, selbst gegen türkischen Despotismus, zu schützen.

Je feierlicher die Worte waren, deren sich die drei gekrönten Gründer der s. g. heiligen Allianz bedienten, desto größern Ekel und Abscheu müssen sie uns einflößen.

Die Congresse der „heiligen Allianz" werden für alle Zeiten Schandflecke in der Geschichte der Menschheit bleiben.

Bis zum Congresse von Aachen (October 1818) betrachteten die drei Gründer der s. g. heiligen Allianz Frankreich mit mißtrauischen Blicken. Allein die reactionären Gesinnungen, welche die Bourbonen im Laufe der drei Jahre von 1815 bis 1818 kund thaten und die wenigstens scheinbare Geduld, mit welcher die französische Nation den Despotismus des ihr aufgedrungenen Königsgeschlechtes ertrug, bewirkten einen vollständigen Umschwung in den Gemüthern der drei Völkerhirten. Sie erkannten, daß Ludwig XVIII. würdig sei, in ihren Bund aufgenommen zu werden. Sie verkündeten der Welt förmlich den Unsinn, welcher drei Jahre früher ihr gewissermaßen nur privatim mitgetheilt worden war. Die einzige, unmittelbar praktische Folge des Congresses, welcher vom 30. September bis

21. November 1818 dauerte, bestand darin, daß die Occupationsarmee von einmalhundertfünfzigtausend Mann aus Frankreich zurückgezogen wurde. Wozu auch jetzt noch fremde Truppen in Frankreich? War doch Ludwig XVIII. feierlich aufgenommen in den „heiligen Bund," hatte er doch folgeweise Krieg auf Tod und Leben allen Freiheitsbewegungen Europa's angekündigt!

Jedes Jahr brachte neue Früchte der heiligen Allianz zu Tage. Besonders reich an solchen war das Jahr 1819. Im Sommer kamen die Gesandten der heiligen Bündler in Karlsbad zusammen und beschlossen: 1) durch eine provisorische Executionsordnung den Beschlüssen des deutschen Bundestags größern Nachdruck zu verschaffen, 2) die Universitäten in strenge Aufsicht zu nehmen, damit im Schooße derselben keine Lehren auftauchen möchten, welche mit denjenigen der heiligen Allianz nicht übereinstimmten, 3) die Presse durch die Censur zu knebeln, 4) eine Central-Untersuchungscommission gegen revolutionäre Umtriebe und demagogische Verbindungen niederzusetzen, endlich 5) den Artikel 13 der Bundesacte so zu drehen, daß derselbe, statt freie Verfassungen, das monarchische Prinzip verbürgen sollte.

Was mit so großem Erfolge begonnen worden war, wurde noch im Laufe desselben Jahres zu Wien fortgesetzt, indem die zu Karlsbad festgestellten freiheitsmörderischen Beschlüsse zu einer umfassenden Acte erweitert und dem Bundestage zur Annahme überwiesen wurden. Wir werden auf dieselben weiter unten zurück kommen.

Trotz der Einmüthigkeit der Cabinette Europa's ließen sich nicht alle Völker das auf ihnen ruhende Joch geduldig gefallen. Namentlich erhoben sich die Spanier, Portugiesen und Neapolitaner gegen ihre Dränger. Die drei Völkerhirten versammelten sich daher (20. October 1820) zu Troppau, um zu berathen, wie die Völker wieder unter das alte Joch gebracht werden könnten. In Troppau konnten sie jedoch während zweier Monate nicht einig werden. Portugal und Spanien lagen von Petersburg, Berlin und Wien zu fern, als daß sie leicht hätten erreicht werden können. Zudem hatten diese beiden Staaten in den Jahren 1808 bis 1814 die fremden Eindringlinge so nachdrucksvoll zurückgewiesen, daß die drei Völkerhirten es für klüger fanden, sie in Ruhe zu lassen. Neapel sollte aber dafür büßen, daß es die alte Wirthschaft seines Ferdinand's nicht länger dulden wollte. Oesterreich, Rußland und Preußen beschlossen, die in Neapel eingetretene Volksbewegung nicht anzuerkennen und die Fortdauer des daraus hervorgegangenen Zustandes erforderlichen Falls mit vereinter Kraft zu hintertreiben. Sie konnten sich über die zu treffenden Maßregeln mit Frankreich und England nicht verständigen. Die Sprache, welche die Vertreter dieser beiden Cabinette zu Troppau führten, war aber so schwach, daß die drei Völkerhirten guten Grund hatten, zu glauben, man werde sie gewähren lassen. Sie verlegten daher ihren Congreß nach Laibach, um Italien näher zu sein, knüpften geheime Unterhandlungen mit den Fürsten Italien's an und bewirkten, daß sich der König beider Sicilien, der Herzog von Modena und Gesandte des Pabstes, des Königs von Sardinien und der kleineren italienischen Staaten bei ihnen einstellten. Mittlerweile hatte auch in Piemont der Aufstand des Volkes um sich gegriffen und hatten die Griechen ihren Kampf gegen die Türkei begonnen.

Die zu Laibach vereinigten Machthaber erklärten sich für berechtigt, in die inneren Angelegenheiten ihrer Nachbarstaaten einzugreifen und behaupteten, niemals von diesem Grundsatze abweichen zu wollen. In der That gelang es ihnen auch, theils durch Ränke, theils durch Anwendung von Gewalt, die freiheitlichen Bewegungen Piemont's und Neapel's niederzuwerfen. In diejenigen der Moldau und Wallachei, welche ihnen viel näher

lag, als Neapel, mischten sie sich nicht ein und bewiesen so damals schon, daß, was sie Grundsätze zu nennen beliebten, nichts war, als Vorwand für despotische Gelüste.

Auf den Congreß von Laibach folgte schon bald derjenige von Verona (October bis December 1822). Auch dort wurde zwar der Grundsatz aufgestellt, daß die Fürsten der heiligen Allianz das Recht hätten, mit bewaffneter Macht die pyrenäische Halbinsel zur Wiederherstellung der umgestoßenen monarchischen Verfassungen zu zwingen. Ueber gemeinsame Maßregeln konnte man sich jedoch nicht verständigen. Es kamen auch die Angelegenheiten der Griechen und das Verhältniß Rußland's und der Türkei zur Sprache. Die Unmacht des „heiligen Bundes" gegenüber einer kräftigen Volksbewegung trat schon in Verona zu Tage. Der Despotismus ist nur feigen Nationen gegenüber mächtig; vor entschlossenen Völkern hat er sich immer zurückgezogen.

Die französischen Bourbonen erkannten übrigens aus den Verhandlungen des Congresses von Verona, daß England ruhig zusehen werde, falls sie es für gut fänden, ein Heer in die pyrenäische Halbinsel zu schicken. Dieses genügte ihnen, um Spanien mit Gewalt niederzuwerfen.

Auf solche Weise wurden durch die s. g. heilige Allianz die Bewegungen der Italiener, Spanier und Portugiesen, welche gar nicht weiter, als bis zu einer constitutionellen Monarchie reichten, mit Waffengewalt bekämpft. Die drei Völkerhirten drangen daher jedem denkenden Menschen die Ueberzeugung auf, daß den Nationen Europa's keine andere Wahl, als zwischen schrankenlosem Despotismus oder Republik, bleibe. Die Wuth, mit welcher die Mitglieder der s. g. heiligen Allianz alle Reformbestrebungen behandelten, mußte die Völker mit gerechter Entrüstung gegen ihre Unterdrücker erfüllen.

Da es sich die drei Gründer der s. g. heiligen Allianz herausnahmen, im Auslande das Streben nach constitutionellen Formen zu bekämpfen, so konnten sie solche natürlich im eigenen Lande nicht einführen. Die Artikel der deutschen Bundesacte, welche unserem Volke ständische Verfassung, Religionsfreiheit, Handelsfreiheit, Preßfreiheit und andere Freiheiten zugesagt hatten, wurden in ihr Gegentheil verkehrt. Ein eisernes Joch, ähnlich demjenigen Napoleon's, obgleich wegen der Unfähigkeit und Feigheit der Gründer der heiligen Allianz nicht ganz so drückend, wurde auf dem Nacken aller Völker des europäischen Continentes befestigt. Noch ist es nicht zerbrochen! Wenn wir übrigens die für die Ewigkeit bestimmten Erklärungen der „heiligen Allianz" aus den Jahren 1815 bis 1822 mit dem gegenwärtigen Zustande Europa's vergleichen, so wird uns die Unhaltbarkeit des System's derselben anschaulich. Langsam, doch unaufhaltsam hat der Geist der Freiheit Fortschritte gemacht: nicht blos in Italien, Spanien, Portugal und Griechenland, sondern auch in Preußen und Oesterreich. Ein Mitglied der von den Gründern der „heiligen Allianz" geächteten Familie Bonaparte sitzt auf dem französischen Throne und hat abwechselungsweise dem Kaiser von Rußland und dem Kaiser von Oesterreich Niederlagen bereitet. Die Fürsten-Congresse haben seit dem Jahre 1822 eine ganz veränderte Form angenommen. Die Uebereinstimmung, welche in früheren Zeiten unter den Despoten Europa's obwaltete, hat aufgehört. Die Gründer der „heiligen Allianz" mußten es erleben, daß die von ihnen aufgestellten Grundsätze öffentlich verhöhnt wurden. Ja, selbst der Wiener Friede des Jahres 1815 wurde in vielen seiner wesentlichen Bestimmungen über den Haufen geworfen. Die Grundlage der s. g. „heiligen Allianz" ist durch und durch unterwühlt. Schwerlich wird sie den darauf gesetzten Bau europäischer Tyrannei lange mehr tragen.

Interessant ist es, daß von allen christlichen Potentaten der Pabst der einzige war, welcher gegen die heilige Allianz eiferte. Er mochte in derselben einen Eingriff in seine

Rechte, ein Pfuschen in sein Handwerk erkennen. Auch mißfiel ihm sehr, zwei Ketzer im Bunde mit dem rechtgläubigen Oesterreich und einen griechischen Katholiken an der Spitze der Allianz zu sehen. Die Heiligkeit des Pabstes mochte der Heiligkeit des Bundes der Kaiser und Könige Europa's ziemlich gleich kommen. An Macht stand sie hinter derselben weit zurück. Die Einsprache des Pabstes blieb unbeachtet, selbst von Seiten der gläubigsten Fürsten der römischen Kirche. Alexander vereinigte nicht blos in seinem Lande, sondern auch in ganz Europa die Rolle eines Großkophta mit derjenigen eines Kaisers.

Außer dem Pabste war auch der Sultan der Türkei sehr ungehalten wider die heilige Allianz; allein mit Unrecht. Er allein von allen Fürsten Europa's hatte von diesem Bunde nichts zu fürchten, wie sich schon bald zeigte, als Kaiser Alexander es ruhig geschehen ließ, daß die von ihm und seinen Vorfahren aufgeregten Griechen von den Türken abgeschlachtet wurden. Die Türkei war der einzige Staat der Welt, welcher von der „heiligen Allianz" Vortheil zog. Das Prinzip der Legitimität, d. h. der Aufrechthaltung aller bestehenden Willkürherrschaften, welches der „heiligen Allianz" zu Grunde lag, erhielt dadurch gewissermaßen seine Blut-Taufe.

Kaiser Alexander mußte sich bald überzeugen, daß es seine Bedenklichkeiten für einen Kaiser habe, irgend einen Grundsatz feierlich aufzustellen. Zu derselben Zeit setzten sich Griechen, Italiener, Spanier und Portugiesen in offenen Aufstand wider ihre Herrscher. Noch nie war Rußland eine so günstige Gelegenheit geboten worden, seine Eroberungspläne gegen die Türkei auszuführen. Fast ganz Europa nahm Theil an den Kämpfen der Griechen und wünschte den Türken den Untergang. Doch wie konnte man in Italien die „rebellischen Unterthanen" zu Paaren treiben und in Griechenland unterstützen? Fürst Metternich, welcher Anfangs der „heiligen Allianz" keinen Geschmack hatte abgewinnen können, wußte sich jetzt derselben trefflich zu bedienen, um die Gelüste des russischen Kaisers auf die Türkei zu bekämpfen. Rußland brachte den Griechen keine Hülfe. Es opferte sie und seine alte Eroberungspolitik den Grundsätzen der „heiligen Allianz" auf. Alexander wollte lieber Italien in Fesseln schlagen, als Griechenland befreien.

Es wäre ungerecht, behaupten zu wollen, daß der Grundgedanke der „heiligen Allianz" so freiheitsmörderisch gewesen sei, als er später wurde. Keineswegs! Im Gegentheile unterliegt es keinem Zweifel, daß Alexander im Jahre 1815 noch freisinniger Bestrebungen fähig war und, wenn auch mit der ihm eigenthümlichen Zaghaftigkeit und nicht ohne gewisse Hintergedanken, solche hegte. Allein dieses ist nur von geschichtlicher *) Bedeutung, ändert den Grundcharakter des Bundes, wie sich dieser im Leben gestaltete, nicht. Es beweist dieses nur, daß, wenn Menschen Götter sein wollen, sie unter die durchschnittliche Höhe ihrer Natur herabzusinken pflegen, nach dem Sprichworte: „Hochmuth kommt vor dem Falle."

Wir kennen die Entstehungsgeschichte der „heiligen Allianz" auf's Allergenaueste, zum Theil selbst aus den mündlichen Mittheilungen des Kaisers Alexander. Wir wissen, daß sie gezeugt wurde in Angst und Schrecken nach den unglücklichen Schlachten von Lützen und Bautzen und zu Tage trat im Siegesjubel nach dem zweiten Einzuge der Verbündeten in Paris. Frau von Krüdener war die Hebamme, welche während der Schwangerschaft dem Kaiser Alexander hülfreich zur Seite stand und denselben entband.

Angst und Schrecken einerseits und Siegesübermuth andererseits bildeten auch später den Grundcharakter der „heiligen Allianz." Diese veränderte jedoch im Laufe der Zeit vollständig ihren Gegenstand. An die Stelle der napoleonischen Gewaltherrschaft, welche

*) Siehe den folgenden Paragraph.

den Völkerhirten vorschwebte, als sie den ersten Gedanken der „heiligen Allianz“ faßten, trat später der fortschreitende Geist der Zeit, der sich kundgab in den Revolutionen der drei südlichen Halbinseln der Pyrenäen, der Apenninen und der europäischen Türkei.

Metternich hatte die Urkunde der heiligen Allianz Anfangs einen leeren Wortkram (verbiage) genannt. Er überzeugte sich aber bald, daß sie ihm als Mittel für seine und seines Kaisers despotische Gelüste treffliche Dienste leisten könne und beutete sie in diesem Sinne aus.

Das Verhältniß zwischen Alexander und Metternich war zwar nach 1815 das des Herrn zum erkauften und theuer bezahlten Diener.*) Allein da dieser viel schlauer, als der Herr war und nach seinem Charakter und seiner Stellung im Leben ganz andere Zwecke verfolgte, als Alexander, so fand es sich bisweilen auch, daß der Diener den Herrn leitete. Metternich, welcher für Freiheit und Recht keine Empfänglichkeit besaß, bediente sich der „heiligen Allianz“ und der revolutionären Bewegungen Europa's, um die edleren Bestrebungen Alexander's zu ersticken. Schwerlich würde er aber hierin so weit gegangen sein, als er wirklich ging, wenn auf ihn nicht Kaiser Franz selbst wieder einen freiheitsfeindlichen Druck ausgeübt hätte. Denn Metternich war scharfblickend genug, zu erkennen, daß der Geist der Zeit in der Richtung der Freiheit voranschreite und daß es zweckmäßig wäre, demselben einige, wenn auch nicht sehr große, Zugeständnisse zu machen. Franz I. widerstrebte solchen mit dem ganzen Starrsinn und dem vollen Ingrimm, dessen er fähig war. So kam es, daß Franz I., trotz seiner Beschränktheit und seiner Unfähigkeit, selbst irgend etwas einzuleiten oder durchzusetzen, vermittelst Metternich's und Alexander's den verderblichsten Einfluß auf die Entwickelung der Geschichte der Menschheit ausübte.

Die heilige Allianz ward in den Händen Metternich's und Franz I. zur Schraube, mit deren Hülfe die ganze Menschheit festgemacht und von jeder fortschreitenden Bewegung abgehalten werden sollte.

Wenn wir uns die Schandthaten vergegenwärtigen, welche die Völker unter der Herrschaft der s. g. heiligen Allianz zu ertragen hatten, so haben wir Mühe, die Ursachen aufzufinden, welche sie bestimmten, so Vieles stumpfsinnig über sich ergehen zu lassen. Die Jahre 1815 bis 1830 finden ihren Erklärungsgrund nur in den Jahren 1789 bis 1815.

Wie in der Natur auf mächtige Gewitter eine entsprechende Abkühlung der Atmosphäre folgt, so ziehen im Völkerleben jene Stürme, welche wir Revolutionen nennen, ähnliche Erscheinungen nach sich. Die vom Kampfe ermüdeten Massen sehnen sich nach Ruhe und überlassen ehrgeizigen und herrschsüchtigen Führern die Sorge der Regierung. Diese verstehen es dann gewöhnlich, die ganze Spannkraft des Volkes von dem Ziele der Freiheit abzulenken und auf einen Gegenstand zu richten, der ihren Leidenschaften dient. So brachte Napoleon I. die große französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts in ein falsches Geleise, indem er, selbst nachdem das Ausland zurückgeschlagen und Frankreich vor dessen Angriffen vollkommen gesichert war, den Krieg fortsetzte. Nur auf diese Weise konnte er hoffen, seinen kaiserlichen Thron zu befestigen. Es gelang ihm, bis dieselbe Erschlaffung, welche ihm möglich gemacht hatte, sich emporzuschwingen, von dem Gebiete der innern Politik auf das Feld des Kriegs überging. Als die Franzosen der Schlachten überdrüssig waren, ließen sie den Kaiser Napoleon fallen, wie sie früher die Republik aufgegeben hatten.

Die Nationen haben, gleich den Individuen, ihre Augenblicke der Müdigkeit und der Schwäche. Ein solcher war es, als die Franzosen die Republik dem Kaiserthume opferten. Das Kaiserthum führte nothwendig wieder zum alten Königthum.

*) Siehe oben § 36, S. 379.

Die s. g. heilige Allianz, d. h. der Bund der sich selbst und ihre Tyrannei vergötternden Despoten Europa's, bestimmte die Geschicke der Völker. Der russische Czaar, der österreichische Kaiser und der preußische König führten das große Wort. Die Reaction wurde organisirt und für permanent erklärt. Die nothwendige Folge war, daß die Revolution sich im Stillen auch organisirte und gleichfalls permanent wurde.

Die Kaiser und Könige, welchen es gelungen war, die Bourbonen nach Paris zurückzubringen, glaubten, nicht blos die französische Revolution, sondern überhaupt jeden Freiheitsdrang in den Herzen der Völker ersticken zu können. Sie irrten sich. Das erschöpfte Frankreich konnte freilich nicht sofort wieder das Banner der Freiheit entfalten. Es brauchte Zeit, sich wieder zu sammeln. In Griechenland, Italien, Spanien und Portugal brach die Revolution los. In der apenninischen und pyrenäischen Halbinsel wurde sie durch fremde Bajonette erdrückt. In Griechenland blieb sie siegreich.

Die Forderungen, welche die Völker in den anderthalb Jahrzehnten machten, welche auf die Restauration folgten, waren sehr bescheiden. Sie wollten sich die Monarchie und selbst die Personen ihrer unfähigen Könige gefallen lassen. Nur verlangten sie einige Bürgschaften gegen die maaßlosen Uebergriffe der Gewalt. Diese wurden ihnen verweigert. Tausende der edelsten Freiheitskämpfer büßten mit ihrem Leben, mit dem Verluste ihrer Freiheit oder ihrer Heimath ihre aufopfernde Theilnahme an den Freiheitsbestrebungen ihres Volkes.

Während die Griechen, Italiener, Spanier und Portugiesen kämpften, wuchs in Frankreich ein neues Geschlecht heran, welches die Spannkraft nicht verloren hatte, weder in politischen Kämpfen, noch auf dem Schlachtfelde. Als Karl X. sich am festesten auf dem Throne glaubte, als er den Pfad der Rückkehr zu allen Abgeschmacktheiten des alten Königthums gebahnt wähnte, wurde er aus Paris und Frankreich vertrieben. Langsam reiste er von Stadt zu Stadt bis an die Meeresküste. Keine Hand rührte sich zu seinen Gunsten, kein Mund öffnete sich ihm zu Ehren, nachdem er die Juli-Schlacht verloren hatte. Im Jahre 1792 besaßen die Despoten Europa's noch die Macht, ihre Völker gegen das revolutionäre Frankreich zu führen. 1830 drang die Revolution bis in das Herz Rußland's und Italien's vor und die Despoten verständigten sich mit Ludwig Philipp, dem revolutionären Könige Frankreich's und Leopold, dem revolutionären Könige von Belgien. Das Prinzip der Legitimität mußten sie aufgeben. Aber Polen wurde dem russischen, Italien dem österreichischen Kaiser geopfert. Zum zweitenmale hatte die Revolution in Frankreich über das Königthum gesiegt, zum zweitenmale beutete ein Einzelner den Sieg zu Gunsten seiner Person und seiner Familie aus. Napoleon blendete sein Volk durch scheinbaren Ruhm, Ludwig Philipp durch scheinbaren Wohlstand. Beide gründeten ihre Macht auf die Corruption des Volkes. Napoleon corrumpirte durch die Künste des Krieges, Ludwig Philipp durch diejenigen des Friedens. Die Revolution, verrathen von ihrem begünstigten Kinde, fuhr fort zu arbeiten. Ludwig Philipp hielt viel auf den Schein der Freisinnigkeit. Doch die Völker waren damit nicht zufrieden. Sie wollten die Freiheit. Dem klar erkannten und entschlossenen Willen der Nationen können auch die mächtigsten Herrscher auf die Dauer nicht widerstreben. Die „heilige Allianz" erfocht nur scheinbare, keine wirklichen Siege. In Piemont, in Spanien und Portugal wurde ihr zum Trotze das constitutionelle System eingeführt, desgleichen in Neapel, wenn schon hier nur in vorübergehender Weise, weil der Sohn, Ferdinand II. eben so meineidig, als der Vater, Ferdinand I. (IV.) war.

Die Zeit der s. g. heiligen Allianz liegt abgeschlossen hinter uns. Wir können sie mit Ruhe und Sachkenntniß beurtheilen. Sie läßt sich am bestimmtesten be-

zeichnen als eine Periode des Katzenjammers nach einem dreifachen Rausche. Zuerst hatte sich nicht blos Frankreich, sondern auch ein guter Theil des übrigen Europa berauscht mit dem geistigen Getränke der Freiheit, welches aber zu viele falsche Beimischungen gehabt, um nicht Nachwehen zu hinterlassen. Dieser Rausch dauerte etwa acht Jahre lang von 1789 bis 1797. Darauf folgte der Rausch napoleonischer Größe, welcher von 1798 bis 1807 etwa gleich lange als der Freiheitsrausch die Gemüther verwirrte. Der Stoff, welcher diese Betäubung hervorrief, war nicht blos verfälscht, sondern durchaus giftig. Doch die Flaschen, welche ihn enthielten, waren mit Flittern verziert, und die Becher, aus welchen er geschlürft wurde, waren von Silber und Gold. Endlich kam der dritte Rausch (1808 bis 1815), welcher durch eine Mischung der beiden Getränke früherer Zeiten hervorgerufen wurde. Freiheit und Despotismus bildeten gemeinsam das Gebräue. Nationen und Tyrannen hatten bei dessen Anfertigung zusammengewirkt. Nach dreimaliger Täuschung fielen die Völker, statt in einen vierten Rausch, in stumpfe Betäubung, aus welcher ab und zu wohl eine Nation erwachte und versuchte, nüchtern zu handeln, allein noch zu sehr betäubt war, um etwas Durchgreifendes, Welterschütterndes zu Stande zu bringen.

Nur diejenigen Völker, welche an den drei Räuschen des vergangenen Vierteljahrhunderts den geringsten Theil genommen hatten, führten ihren Kampf mit Ausdauer und Kraft, die Griechen gegen türkischen, die Bewohner Südamerika's gegen spanischen Despotismus.

Während der Zeit dieses Katzenjammers suchten entnervte Wollüstlinge und schlaue Heuchler ihr Heil im Pfaffenthume, d. h. sie wurden fromm. Leere Köpfe mit Anlage zur Gewaltthätigkeit warfen sich dem Despotismus in die Arme. Die Schöngeister ohne Saft und Kraft suchten Zuflucht im Schooße der Bibliotheken, welche sie mit Wasserfarben anstrichen und mit Bildern verzierten, die ihnen das Mittelalter lieferte.

Die wenigen Männer von Charakter, welche, weil sie früher nicht berauscht gewesen, später auch von den Nachwehen des Trunkes verschont geblieben waren, setzten den Kampf gegen Pfaffenthum und Despotismus, gegen Seichtheit und Schlaffheit fort, fanden aber nur wenig Anerkennung, bis sich allmählig die Dünste der drei Räusche verloren. Sie waren es, welche die Revolutionen der Jahre 1830 und 1831 hervorriefen und durch dieselben eine bessere Zeit vorbereiteten.

Sie stießen das zu Wien glorificirte Hammelheerdenstaatsrecht wenigstens für zwei Reiche um, indem sie aus Frankreich die Bourbonen, aus Belgien das Haus Oranien vertrieben. Sie nährten das heilige Feuer der Freiheit in ganz Europa, erschütterten die s. g. heilige Allianz in deren Grundfesten und bereiteten eine neue Periode frischer revolutionärer Thätigkeit vor, welche seit dieser Zeit ohne Unterbrechung wirksam blieb, und welche am Ende doch den Sieg über Pfaffenthum und Despotismus, über Rausch und Betäubung davontragen wird.

Die erste und hervorragendste Schöpfung der Katzenjammerperiode war die s. g. heilige Allianz selbst. Nimmermehr wäre dieselbe möglich gewesen, gewiß hätte dieselbe nicht zehn Jahre lang bestanden, wenn sie blos in den Personen ihrer Stifter und nicht auch in deren Völkern eine gewisse Begründung gehabt hätte. Wir finden in den drei Gründern derselben die drei Elemente, die wir oben bezeichneten, bestimmt vertreten: die Frömmelei durch Alexander I., die mit Beschränktheit verbundene Gewaltthätigkeit durch Franz I., und die Schlaffheit und Seichtheit durch Friedrich Wilhelm III.

Die Bemühungen der unter dem Namen der „heiligen Allianz" verbrüderten Despoten blieben in der Hauptsache doch erfolglos. So wenig die Päbste in früheren Jahrhunderten den Fortschritt der Wissenschaft, die Entdeckungen Copernicus', Keppler's und

Galilei's der Vergessenheit anheim zu geben vermochten, konnten die Fürsten der heiligen Allianz die Bewegung der Menschheit hemmen. Galilei hatte den Pfaffen entgegengerufen: „und sie bewegt sich doch," und hatte dabei an die Erdkugel gedacht. Die Menschheit, welche diese bewohnt, bewegte sich auch fort trotz dem Bestreben der Despoten, ihrer Entwickelung Stillstand zu gebieten. Gleichwie die Bahn der Erdkugel das Ergebniß der auf den Erdkörper wirkenden Kräfte des Schwunges und der Schwere, so ist die Bahn der Menschheit die Folge der auf den Geist wirkenden Schwung- und Schwerkraft. Der Despotismus kann nie eine andere Rolle, als diejenige des Ballastes im Schiffe spielen. Belastet er das Fahrzeug zu sehr, so wird er über Bord geworfen.

Wohl widerfuhr dieses in den Jahren 1815—1830 dem Ballaste des Despotismus noch nicht. Allein es gelang doch manche Vorarbeit zu diesem Zwecke.

Die unvermeidlichen Folgen der Gewaltthätigkeit der „heiligen Allianz" waren Verschwörungen, welche sich von den Steppen Rußland's bis an die Ufer des Tajo's erstreckten und welche wiederholt zu blutigen Zusammenstößen mit den anmaaßlichen Völkerhirten führten.

Das Geheimniß, in welches eine Partei sich hüllt, ist immer der Beweis ihrer Schwäche. Es bedroht nicht blos die Gegner, sondern auch die eigene Partei mit Gefahren. Nur insofern eine Verschwörung eine große Volksbewegung hervorzubringen und zu leiten geeignet ist, kann sie gute Dienste leisten. Wenn sie aber, gleich der russischen, der Jahre 1821—1825, auf keinen Anklang im Schooße der Nation rechnen kann, wird sie nie das Gute fördern. Berechtigt ist eine Verschwörung nur da, wo die Regierung jede Opposition mit Gewalt niederwirft. Wo eine offene Opposition möglich, ist eine Verschwörung nur eine Pflanzschule für ehrgeizige und herrschsüchtige Ränkeschmiede.

Die Geschichte kennt jetzt ziemlich genau die Einzelnheiten der Verschwörungen der Jahre 1815—1830. Die Mittel, über welche sie verfügten, waren groß. Allein ihre Leistungen entsprachen denselben sehr wenig. Wir leben in der Zeit der Oeffentlichkeit. Diese besitzt eine größere Macht, als das Geheimniß. Der offene Kampf ist für den Menschen eine weit bessere Schule, als der geheime. Wenn der zehnte Theil derjenigen Kräfte, welche sich in Verschwörungen nutzlos aufrieben, auf einen offenen Kampf verwandt worden wären, hätten sich die Tyrannen Europa's nicht bis auf den heutigen Tag behauptet.

Durch eine Verschwörung kann niemals die Republik begründet werden, weil diese die Theilnahme der Gesammtheit an den Staatsangelegenheiten voraussetzt, die Verschwörung eine solche ausschließt. Wenn ein Staat nicht soviel Freiheit besitzt, daß in dessen Schooße eine offene Opposition möglich, ist derselbe für eine Republik nicht reif.

Alle Verschwörungen der Jahre 1815—1830 hatten daher blos den Umsturz der herrschenden Dynastien oder die Beschränkung der Herrscher-Rechte derselben zum deutlich ausgesprochenen Ziele. Wohl mochten einzelne Theilnehmer derselben weiter reichende Absichten hegen. Diese fanden jedoch nicht einmal bei der Mehrheit der Verschworenen Anklang, und beruhten auf der Voraussetzung, daß diejenigen, welche Republikaner zu sein vorgaben, an die Spitze des Staats treten würden.

So lange die Despoten Europa's nur durch Verschwörungen bekämpft wurden, war die ihnen drohende Gefahr nicht groß. Erst später, als der Widerstand ein offener wurde, fingen die Throne zu beben an.

Die Zeit von 1815—1830 würde eine sehr traurige sein, wenn dieselbe nicht eine Periode des Uebergangs bildete, gleich derjenigen, welche auf einen abgeschlagenen Sturm vor dem Beginne einer regelmäßigen Belagerung zu folgen pflegt. Die französische

Revolution hatte wohl die Zerstörung vieler Außenwerke des Despotismus, allein nicht seiner Citadelle bewirkt. Die Nationen überzeugten sich mehr und mehr, daß der Despotismus noch mächtig genug sei, um eine regelmäßige Belagerung nothwendig zu machen. Diese organisirte sich nach und nach im Laufe der Zeit. Die Extreme, welche sich seit dem Jahre 1797 mehr und mehr abgestumpft hatten, traten sich wieder schroffer entgegen. Die Hoffnung einer friedlichen und freundlichen Entwickelung der Dinge schwand. Die Nationen machten sich mit dem Gedanken eines Kampfes auf Tod und Leben vertraut. Allerdings war die Zahl derjenigen, welche dieses damals schon erkannten, klein. Allein sie wuchs von Jahre zu Jahre.

Die Kaiser und Könige machten von der Gewalt, die sie besaßen, den ausgedehntesten Gebrauch, sie regten dadurch nur die gerechte Entrüstung aller denkenden und sittlichen Menschen gegen sich auf. Pfaffen und Frömmler konnten sich bemühen, die Mumie des Mittelalters wieder zu beleben. Diese blieb todt. Der Glaube der Völker blieb erschüttert. Der Adel suchte vergeblich, wieder Bedeutung zu gewinnen. Das Lehenswesen war vernichtet und mit ihm zugleich die einzige Verfassung, welche dem Adel nachhaltige Kraft eingehaucht hatte.

Auf der anderen Seite hoben sich während des fünfzehnjährigen, nur wenig unterbrochenen Friedens Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schiffahrt, Kunst und Wissenschaft. Dampfschiffe eilten im Fluge durch die Wogen, wo sonst entweder Pferde, Ruder oder Segel langsam und unsicher vorwärts getrieben hatten. Die ersten Eisenbahnen leisteten Unglaubliches. Menschen und Völker rückten sich näher. Der Unterschied der Stände glich sich aus. Der Kaiser konnte nun nicht mehr schneller fahren, als der Proletarier. Der Fabrikant, der Kaufmann und der Banquier machten bessere Geschäfte, als Adel und Geistlichkeit. Der Bauer konnte theuer verkaufen und kam, trotz den schweren Lasten, welche ihn drückten, in bessere Verhältnisse, welche ihm erlaubten, auf seine Kleidung, Nahrung, Wohnung und Bildung mehr als früher zu verwenden. So sehr sich Aristokraten und Pfaffen spreizten, so sehr das Königthum sie zu fördern geneigt war, obgleich Beamtenthum und stehende Heere ihnen dienen mußten, der redliche Erwerb brachte die Menschen weiter voran, als Fürstengunst. Dieser fand sich aller Orten die Ungunst des Publikums gegenüber, welche mehr schadete, als jene nützen konnte.

In politischer Beziehung herrschte unter Bürgern und Bauern Schlaffheit; im Geschäftsleben griff eine ungewöhnliche Regsamkeit immer weiter um sich. Je mehr Mühe sich die Regierungen gaben, das politische Leben unerquicklich und drückend zu machen, desto eifriger strebte Bürger und Bauer, Künstler und Gelehrter sich eine von fürstlicher Gunst oder Ungunst unabhängige Wirksamkeit zu schaffen. Die Geschäfte hatten, in Folge der Kriegszeiten, lange so sehr gestockt, daß der Unternehmungsgeist fast erstorben war. Ohne die Maaßregeln der Regierung ließ sich unter diesen Umständen erwarten, daß die strebsamen Kräfte mehr darauf bedacht sein würden, ihre gestörten Familien-, Geschäfts- und Vermögensverhältnisse wieder auf einen guten Fuß zu bringen, als sich viel mit Politik zu befassen. Allein der Geist der Reaction, welcher die Regierungen trieb, alles Leben in Ketten und Banden zu schlagen, erbitterte auch die Gleichgültigsten und verwandelte die treuesten Anhänger derselben in ergrimmte Gegner.

Es wäre sehr flach, behaupten zu wollen, die reactionäre Richtung, welche alle Regierungen Europa's seit 1815 einschlugen, sei von den Fürsten und deren Ministern allein künstlich geschaffen worden. Keineswegs! Die Reaction war die natürliche Richtung des Pfaffenthums und des Adels. Das Mittelalter war die Zeit der Blüthe und der Macht dieser beiden Stände gewesen, dahin steuerten sie also mit aller Kraft. Allein der Wind

Digitized by Google

der Zeit blies in entgegengesetzter Richtung. Der Fehler der Regierungen bestand darin, daß sie den Einflüsterungen jener beiden Stände willigeres Gehör schenkten, als den Forderungen der Nationen, daß sie die öffentliche Meinung unterdrückten und diejenigen Wünsche, welche ihnen von ihren Günstlingen vorgetragen wurden, für die öffentliche Meinung theils wirklich hielten, theils dafür zu halten vorgaben.

Daß trotz den reactionären Bestrebungen aller Regierungen Europa's die Menschheit voran schritt, beweist, daß diese auf einem Höhepunkte angelangt war, woselbst die Völker nur in sehr geringem Maaße von ihren Regierungen abhängig sind, daß die Nationen einen Grad von Selbstthätigkeit besitzen, im Verhältniß zu welchem die Wirksamkeit der Kaiser und Könige sehr unmächtig ist. Die Gewalt eines Herrschers ist groß in einem Staate, wie Rußland, woselbst außer den Adeligen, welche Leibeigene des Kaisers und den Bauern, welche Leibeigene des Adels sind, wenige Elemente von Erheblichkeit sich finden. In allen übrigen Staaten Europa's, woselbst die Fesseln der Leibeigenschaft zerrissen waren, gingen die persönlich freien Menschen ihren eigenen Weg, welcher sie immer, ob sie es wollten oder nicht, zur Freiheitsliebe führte, weil jede unnütze Beschränkung sie in ihrem Fortschritte hemmte.

Ungeachtet der Gesinnungsgenossenschaft, welche die Beherrscher Rußland's mit den Königen des Westens verband, wurde der Spalt, welcher die civilisirten Nationen von den barbarischen Russen trennte, immer weiter — gerade so, wie drei Jahrhunderte früher ungeachtet der Glaubenseinheit, welche zwischen den spanischen und den weiter östlich herrschenden Königen bestand, der Spalt zwischen dem bigotten Spanien und den aufgeklärteren Völkern Mitteleuropa's immer größer wurde.

Der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts gingen die Hussitenbewegungen und die Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts voraus. Die Hussiten brachten durch das Schwert, die Kirchenfürsten durch ihre Verhandlungen das tief gefühlte Bedürfniß religiöser Reform zu Tage, ohne demselben in genügender Weise abzuhelfen. Was weder das Ungestüm der böhmischen Krieger, noch die Bedachtsamkeit der „heiligen" Fürsten der Kirche durchsetzte, brach sich in der Reformation Bahn. Die Christenheit spaltete sich in zwei Hälften, welche nach einem Kampfe von fast anderthalb Jahrhunderten sich gegenseitig anerkennen mußten.

In diesen Ereignissen des fünfzehnten, sechzehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts finden wir das Vorspiel der großen politischen Revolution, in deren Mitte wir uns befinden.

Was die Hussiten in Betreff der kirchlichen Reformation, waren die Franzosen in Betreff der staatlichen Revolution. Was die Kirchenversammlungen des fünfzehnten, waren die Fürsten-Congresse des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Hussiten waren durch die Luxemburger und die Habsburger unterjocht worden, wie die Franzosen durch die Bourbonen und Bonaparte's unterworfen wurden. Der von ihnen angeregte revolutionäre Geist wurde dadurch nicht erstickt. Die Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts mochten, gleich den Fürsten-Congressen des neunzehnten, den Forderungen der Völker Hohn sprechen, die Menschheit wurde dadurch nicht beruhigt.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird die bevorstehende Revolution des neunzehnten Jahrhunderts sich zu derjenigen des achtzehnten in ganz ähnlicher Weise verhalten, wie die Reformation des sechzehnten zu den kirchlichen Stürmen des fünfzehnten.

Die Rollen, welche im fünfzehnten, sechzehnten und in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Kirchenfürsten spielten, haben im achzehnten und neunzehnten Jahrhunderte die weltlichen Fürsten übernommen.

Wie damals die romanischen Völker sich der Reformation unzugänglich erwiesen haben, sind in unseren Tagen die slavischen der Revolution unfähig. Was damals die Spanier waren, werden in unseren Tagen die Russen sein und bleiben. Wie sich damals die Welt in eine protestantische und katholische spaltete, so wird sie sich in unseren Tagen in eine republikanische und eine monarchische trennen.

Gegen die böhmischen Revolutionen des fünfzehnten Jahrhunderts stritten, wie gegen die französische des achtzehnten, fast alle Völker Europa's — vergebens, bis beide von ihrer ursprünglichen Reinheit der Begeisterung abgewichen waren. Wie die Hussitenkriege alle christlichen Völker der Erde zwangen, sich mit den in Böhmen erzeugten religiösen Fragen zu befassen, so nöthigten die Kriege der französischen Revolution alle Völker der Erde, sich mit den in Frankreich verhandelten politischen Dingen zu beschäftigen.

Wie im fünfzehnten, sechzehnten und in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts Deutschland das große Schlachtfeld der Reformation war, so war es theilweise schon und wird in noch höherem Maße werden das große Schlachtfeld der Revolution.

Deutschland allein konnte der Reformation Dauer geben. Deutschland allein kann der Revolution den entscheidenden Sieg verschaffen. Die französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts war nur der Anfang. Die Machthaber wähnten in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die kirchliche, wie sie in unseren Tagen wähnten, die politische Revolution erstickt zu haben. Sie irren sich. Wir stehen zwischen dem Vorspiel und dem eigentlichen Drama erst in der Mitte. Die Hauptsache kommt noch.

Die große, geistige Bewegung, welche wir Reformation nennen, hatte ihre Waffenstillstände, ihre Niederlagen und ihre Siege gerade so wie diejenige, welche wir mit dem Namen Revolution bezeichnen. Nachdem die Machthaber sie in Böhmen erdrückt zu haben meinten, brach sie in Deutschland und allen übrigen civilisirten Ländern Europa's aus, gerade so wie die Revolution, nachdem die Fürsten der heiligen Allianz sie mit Stumpf und Styl ausgerottet zu haben wähnten. Nachdem sich die Reformation über den größern Theil Europa's verbreitet hatte, glaubten wiederum die Despoten, dieselbe da oder dort erdrückt zu haben, in Deutschland nach der Schlacht von Mühlberg, in den Niederlanden nach dem Einzuge des Herzogs Alba zu Brüssel, in England zur Zeit der blutigen Maria. Doch kaum besiegt, erhob die Reformation immer wieder ihr Haupt, kühner, wie zuvor, gerade so wie in unseren Tagen die Revolution. In Frankreich erstickt, schwingt sie ihr Banner in Spanien, Portugal, Italien, in Griechenland und selbst im fernen Amerika. In den Nebenländern niedergeworfen, erringt sie plötzlich einen entscheidenden Sieg in Frankreich und dringt von da in fast alle Länder der Erde. Ein zweites Mal verrathen in Frankreich, rafft sie sich ein drittes Mal auf (1848) und schreitet siegreich durch ganz Europa. Auch der dritte Verrath konnte ihr den Lebensnerv nicht abschneiden. Kräftiger, als jemals früher, rührt sie sich von Neuem in Italien, Spanien und Deutschland. Der russische Czaar selbst muß ihr Zugeständnisse machen.

Der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts ging die Entdeckung Amerika's und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien vorher. Der Sieg der Revolution unserer Tage wird uns angekündigt durch noch weit großartigere und tiefer eingreifende Entdeckungen auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, des gewerblichen und des commerciellen Lebens. Die elektrischen Telegraphen, die Eisenbahnen und Dampfschiffe, die Schöpfungen eines Alexander von Humboldt und Liebig, eines Fulton und Faraday, Volta's und Oerstedt's bedürfen eines freiern Bodens, als die Monarchien ihnen bereiten können. Die Schranken, welche einst die Nationen trennten, sind niedergerissen auf geistigem Gebiete. Die politischen Schranken können nicht länger aufrecht erhalten werden.

Sie bilden einen verletzenden Anachronismus inmitten der geistigen Bewegung unserer Tage.

Es war eine Zeit, da jede Nation glaubte, sich zum Mittelpunkte der gesammten Civilisation machen zu müssen. Doch die Chinesen, welche seit Jahrtausenden sich das Volk der Mitte nennen, sollten uns mahnen, mit mehr Sachkenntniß und Unparteilichkeit die Ansprüche der verschiedenen Mitglieder der Familie der Menschheit zu würdigen.

Für den Freund des Fortschritts, der Freiheit und der Gleichberechtigung ist kein Gedanke erfreulicher, als derjenige, daß die civilisirten Völker der Erde, obschon ihre Stimmen von verschiedener Stärke sein mögen, doch alle unentbehrlich sind im Concerte der Menschheit.

Die Italiener trugen während des größern Theils des Mittelalters der Menschheit das Banner höherer Geistesbildung voran. In den Stürmen der Reformation bemächtigten sich die Deutschen der Fahne und schwangen sie bis zum westphälischen Frieden in vielen blutigen Schlachten. Anderthalb Jahrhunderte hindurch kämpften dann Frankreich und England um den ersten Platz in Europa. Polen, Schweden und Dänemark, die Schweiz und die Niederlande, Spanien und Portugal hatten alle ihre Glanzperioden, während welcher sie mit schweren Opfern sich Sitz und Stimme im Rathe der Nationen erwarben. Seit dem Sturze des ersten Napoleon's gelang es keinem einzelnen Staate mehr, ein entschiedenes Uebergewicht zu erlangen. Das kleine Griechenland ist groß durch die Hoffnungen, welche es in seinem Schooße birgt. Das große Rußland ist klein, wenn wir es mit dem Maßstabe der Freiheit und des Rechts, der Kunst und der Wissenschaft messen.

Im gegenseitigen Verhältnisse der Nationen, wie der Individuen fließt die Strömung der Zeit in der Richtung des gleichen Rechtes.

Der Frieden, welcher für die Revolution sein wird, was der westphälische Vertrag für die Reformation war, ist noch nicht geschlossen, ja, der Krieg, welcher das Seitenstück des dreißigjährigen sein wird, hat noch nicht einmal begonnen. Das Zeitalter der Revolution liegt bis jetzt nur als Bruchstück hinter uns. Doch der Tag der Entscheidung rückt immer näher. Möge dann jeder Mann der Freiheit auf seinen Posten treten!

Die Behauptung Napoleon's auf St. Helena, daß Europa entweder kosakisch oder republikanisch werden müsse, hat einen tiefen Sinn. Wenn der Despotismus den Sieg über die Freiheit davon tragen sollte, so müßte nothwendig das despotischste aller Reiche Europa's die erste Rolle spielen, Europa müßte also unter die Zuchtruthe Rußland's fallen, d. h. kosakisch werden. Siegt dagegen, wie wir zuversichtlich hoffen, die Sache der Freiheit, so muß Europa republikanisch werden, denn es giebt außerhalb der Republik keine wahre Freiheit.

Die Staaten Europa's sind seit dem Jahre 1815 in einen so innigen Wechselverkehr getreten, jede Bewegung in einem derselben hat eine so bedeutungsvolle Rückwirkung auf die übrigen, daß vereinzelte Fortschritte, wie vereinzelte Rückschritte auf die Dauer unmöglich geworden sind. Europa, mit alleiniger Ausnahme der Türkei, entwickelt sich unter einem und demselben Gesetze, d. h. es drängt vorwärts. Jeder Fortschritt, welchen irgend eine Nation auf irgend einem Gebiete des Strebens macht, kommt allen übrigen zu statten, sei es, daß er deren Muth kräftige, oder deren Nacheiferung rege mache.

Wer nicht will, daß Europa kosakisch werde, muß sich früher oder später für die Republik erklären.

Die constitutionelle Monarchie ist nur eine Uebergangsform vom Despotismus zur Republik. Sie hat sich in England bewährt, weil dieses Reich durch seine Insel-Lage weniger, als die übrigen Länder Europa's, von den Bewegungen der Nachbarn berührt

wird. Allein in keinem europäischen Staate hat sie auf die Dauer bestehen und eine tief eingreifende Bedeutung gewinnen können, weil die Einwirkung der despotischen Nachbarstaaten derselben früher oder später immer wieder ein Ende gemacht hat. Voraussichtlich wird es so auch in Zukunft sein.

So lange noch eine despotische Macht in Europa besteht, wird diese immer bemüht sein, jede constitutionelle Monarchie des Erdtheils in eine despotische umzuwandeln. Der Geist der Freiheit macht aber eben so wohl Propaganda, als der Ungeist des Despotismus. Durch ihre innerste Natur sind entgegengesetzte Prinzipien gezwungen, mit einander in Kampf zu treten. Darum ist es sehr wahr, was uns Napoleon vorher verkündete: Europa wird entweder kosakisch, oder republikanisch werden. Kosakisch kann es nicht werden, denn die Ströme des Geistes, wie diejenigen des Wassers fließen nicht nach ihren Quellen zurück! Also republikanisch! Je früher, desto besser! Je entschiedener, desto schneller wird der Kampf überstanden sein!

Der einzige Staat, welchem die Voraussetzung der Republik, allgemeine persönliche Freiheit des Volkes, gebricht, ist Rußland. Dieses möge denn noch für eine Zeit lang sein Kosakenthum behalten, wenn nur die übrigen Staaten Europa's zu republikanischer Freiheit gelangen!

§ 47. Rußland.

Der Wiener Congreß hatte Rußland zur ersten Macht der Erde emporgehoben, soweit dieses durch Zutheilung von Ländern und Völkern geschehen kann. Die nothwendige Folge hiervon war, daß russische Anschauungsweisen im Schooße aller Cabinete an Bedeutung gewannen. Zu der Lage der Dinge, welche der Wiener Congreß geschaffen hatte, kam aber noch hinzu, daß Kaiser Alexander den dirigirenden Minister von Oesterreich in seinen Sold genommen hatte. Durch Metternich, welcher außer Oesterreich den deutschen Bund und Preußen dirigirte, herrschte der Czaar in ganz Deutschland, so weit fürstliche Gewalt reichte.

Was von den Fürsten Europa's abhing, war geschehen, um den Sieg des Kosakenthums vorzubereiten. In der That scheuten die meisten derselben die russische Knute viel weniger, als die französische Freiheitsmütze. Der russische Czaar wurde auf solche Weise das Haupt der europäischen Pfaffen- und Adelspartei, der Schutzherr der gesammten Reaction und der Popanz der Völker.

Die Rolle eines Wauwau's hat aber auch ihre Schattenseiten. Die Kinder und die Völker lieben das Schreckbild nicht, gewöhnen sich am Ende an dessen widerlichen Anblick, hören auf, es zu fürchten und fühlen sich dann um so freier, je weniger selbständigere Kraft ihre Beherrscher an den Tag zu legen gewohnt waren.

In Rußland selbst blieb die Stimmung des Volkes für Alexander bis zum Ende seines Lebens günstiger, als außerhalb. Die Erinnerung an die ersten, so hoffnungsreichen Jahre seiner Regierung und an die großen Erfolge seiner auswärtigen Politik brachten viele der Schwächen und Mängel, welche später im Charakter des Kaisers zu Tage traten, in Vergessenheit, oder mäßigten doch den Unwillen, welchen viele seiner früheren eifrigsten Verehrer darüber empfanden.

Bis zum letzten Augenblicke seiner Regierung zählte Alexander I. sogar viele blinde Verehrer, welche keinen Tadel gegen ihn aufkommen ließen, vielmehr alle Schuld der herrschenden Uebelstände entweder auf die Nation, oder auf die Macht der Verhältnisse wälzten, welcher auch der Kaiser weichen müsse. In Rußland war es überdies zu allen Zeiten so

schwer, sich über die wirkliche Lage des Reiches zuverlässige Nachrichten zu verschaffen und ein richtiges Urtheil zu fällen, daß die Zeit von der eingetretenen Sinnesänderung des Kaisers bis zu seinem Tode zu kurz war, als daß eine entsprechende Sinnesänderung der Nation sich hätte entwickeln können.

Man wußte allgemein, daß Alexander I. das geheime Polizei-Cabinet aufgehoben habe. Eine lange Zeit verging, bevor auch nur der gebildete Theil der Nation gewahr wurde, daß schon ein Jahr nachher jene verhaßte Behörde unter einem andern Namen wieder hergestellt wurde. Allerdings blieben fast alle Zusagen aus der ersten Zeit Alexanders unerfüllt, allein die Hoffnung erstarb darum doch nicht im Schooße der Nation. Man schob die Schuld auf die äußeren Kriege und als der Friede sich befestigt hatte, auf die revolutionären Umtriebe der westlichen Länder, welche zur Vorsicht mahnten. Der unparteiische Geschichtsforscher muß es aber dem Kaiser Alexander zum ernsten Vorwurfe machen, daß er so vieles versprach und so wenig hielt. Unter allen Verhältnissen ist dieses ein großer Fehler, besonders aber in der Stellung eines unumschränkten Herrschers. Schwerlich würden die letzten Jahre der Regierung Alexanders so voll von Verschwörungen gewesen sein, falls die ersten derselben nicht so reich an schönen Versprechungen gewesen wären.

Alexander fühlte dieses selbst. Er war aber in einer großen Täuschung befangen, indem er nicht sich, sondern der Undankbarkeit der Menschen und der Macht der Verhältnisse die Schuld beimaß. Schwerlich war jemals ein Herrscher in günstigerer Lage, als Alexander I. nach dem Abschlusse des zweiten Pariser Friedens. Die ganze Nation, Adel, Beamte und Volk waren durch die von ihrem Kaiser gewonnenen Erfolge in dem Maße entzückt, daß jede vom Throne ausgehende Reform auf die bereitwilligste Unterstützung rechnen konnte. Allein der Reformeifer war im Herzen Alexander's erkaltet. Die Erinnerung an die gegebenen Zusagen wirkte auf die erschlafften sittlichen Gefühle des Czaaren nicht mächtig genug, um ihn zu Thaten zu spornen. Die Gründe, welche den Kaiser abhielten, in den ersten fünf friedlichen Jahren seiner Regierung seinem Volke mehr, als Worte zu geben, wirkten nach dem zweiten Pariser Frieden im verstärkten Grade. Alexander hatte seine Regierung damit angefangen, das Gute zu wollen, ohne jedoch die Kraft zu besitzen, es im Kampfe mit großen Schwierigkeiten auszuführen. Er endigte damit, daß ihm die Zusagen, welche er früher gegeben hatte, höchst unbequem wurden und daß es ihm lieber gewesen wäre, er hätte durch dieselben gar keine Hoffnungen angeregt.

Nichts erbittert aber den einzelnen Menschen und ganze Nationen mehr, als getäuschte Hoffnung. Seit seinem Regierungsantritte hatte Alexander theils durch ausdrückliche Zusagen, theils durch den Ton, in welchem alle seine Erlasse gegeben wurden, theils durch tausende von Herzensergießungen, welche die geschäftige Fama von Mund zu Mund weiter trug, die großartigsten Hoffnungen freiheitlicher Entwickelungen angeregt. Die Leibeigenen hofften auf persönliche Freiheit, die gebildeten Classen der Gesellschaft auf Annäherung der Verfassung des Reiches an diejenige der freieren Staaten des Westens, der Freund der Bücher und Zeitungen hoffte auf Preßfreiheit, der Freund offener Mittheilung auf Abschaffung der geheimen Polizei, welche in jeden Freundeskreis einen Spion einschmuggelte. Von alle dem geschah nichts, oder doch so wenig und in so vorübergehender Weise, daß gegen das Ende der Regierungszeit Alexander's, d. h. nachdem derselbe zwei Jahrzehnte hindurch die Nation mit Redensarten bedient hatte, eine allgemeine Unzufriedenheit sich der besten und edelsten Russen bemächtigte.

Darin besteht der Fluch des Despotismus, daß er das Licht nicht ertragen kann, daß er zusammenbricht beim ersten Hauche der Freiheit, der ihn berührt. Die Preßfreiheit

hätte nicht blos die faule Grundlage, die Illegitimität des Herrschergeschlechtes, die Mordthaten, durch welche die einzelnen Kaiser und Kaiserinnen zu den Stufen der Throne gelangten, sondern die noch immer fortwuchernde Corruption der Beamten, Minister und Generale zu Tage gebracht. Eine freie Presse mochte mit dem Schwerte des Damokles über ihrem Haupte, eine kurze Zeit mehr zum Scheine, als in Wirklichkeit bestehen. Dauernd war dieselbe unter dem Hause Romanoff-Soltikoff eine Unmöglichkeit! Auf dem Standpunkte, welcher eine freie Presse möglich macht, war Rußland unter Alexander I. noch nicht angekommen. Solange die Schrecken der Leibeigenschaft und eines Sibirien's bestehen, kann auch künftig davon keine Rede sein. Erst müssen die Massen zu persönlicher Freiheit und zu einer geordneten Rechtspflege gelangt, erst müssen die gröbsten Mängel beseitigt sein, bevor irgend eine verfassungsmäßige Beschränkung der monarchischen Gewalt wünschenswerth wäre. Ein Kaiser, welcher nicht den Willen, oder nicht die Kraft besitzt, diesen Mängeln abzuhelfen, kann unmöglich sich eine ständische Controlle gefallen lassen.

Im Laufe einer fünfzehnjährigen Regierung hatte Kaiser Alexander die Mängel, welche sich im Schooße seines Reiches fanden, und namentlich die unter seinen Beamten herrschende Verderbniß, kennen gelernt. Er äußerte einmal: „seine Untergebenen würden ihm, wenn sie wüßten, wohin damit, selbst seine Kriegsschiffe stehlen." Im ersten Jahre der Regierung seines Nachfolgers geschah es wirklich, daß viele Arsenalgegenstände auf offenem Markte zu Kronstadt verkauft wurden, ohne daß die Schuldigen zur Strafe gezogen werden konnten. In weit größerem Maßstabe als den Kaiser, bestahlen die Beamten aber das Volk. Es liegt in der Natur der Sache, daß in demselben Maaße, als die Beamten von oben herab bedrückt wurden, sie nach unten und nebenhin auch wieder drückten. Der Druck auf das Volk kann nur erleichtert werden, wenn an die Stelle eines allgemeinen Schreckenssystemes eine tiefer eindringende Controlle, eine genaue Sichtung der Verhältnisse tritt. Dazu ist in Rußland der Raum zu groß. Zwei Augen können denselben nicht überwachen. Die Aufgabe des Kaisers wäre gewesen, vor allen Dingen der Verderbniß der Beamten entgegen zu wirken. Die Grundursache derselben lag unstreitig in dem alles sittliche Gefühl ertödtenden Verhältnisse der Leibeigenschaft, in welchem die große Masse des Volkes dem Adel und dieser der Krone gegenüber stand, dann aber auch in dem Systeme des Vielregierens, welches die Anstellung einer den Finanzkräften des Reiches nicht entsprechenden Anzahl von Beamten zur Folge hatte.

Nach beendigten Kriegen hätte, ohne alle Gefahr für die innere Ruhe und die äußere Machtstellung Rußland's das Heer ansehnlich vermindert werden können. Es hätten sich dann die Mittel finden lassen, die so nothwendigen inneren Reformen auszuführen. Die Schulen blieben in dem trostlosesten Zustande. Nur für die Universitäten, welche in Rußland Treibhauspflanzen bleiben mußten, wurden Summen von Erheblichkeit aufgewendet, mehr zum Scheine, als zur Pflege der Wissenschaft.

Alexander erhielt das Heer auch nach dem Frieden auf einem unerhört hohen Fuße. Im Jahre 1817 zählte es 640,000 Mann regulärer Truppen, wozu noch die Zehntausende irregulärer Kosaken, Baschkiren und anderer wilder Völkerschaften kamen. Die Truppen verschlangen die Hälfte der Staatseinnahmen und entzogen dem Ackerbau und den Gewerben unentbehrliche Kräfte. Nicht zufrieden damit, brachte Alexander durch sein unsinniges System der Militär-Colonien Jammer und Elend in den Schooß der sonst ruhig und friedlich dahin lebenden ackerbauenden Bevölkerung.

Es war in der That hart genug, daß ein Heer von Eheleuten bestand, welches nicht mehr hoffen konnte, jemals Weib und Kinder wieder zu sehen. Denn nach den Grundsätzen des Adels wurden an die Armee zum größten Theile nur verheirathete Männer

abgegeben, welche bereits für die Nachkommenschaft Sorge getragen hatten. Mit diesen Opfern war Alexander noch nicht zufrieden. Er griff noch vermessener in das Familienleben ein, indem er den Bauern der Krongüter, auf welchen Militär-Colonien angelegt wurden, ein bis zwei Mann Soldaten zur Beköstigung in das Haus legte. Der Bauer, welchem diese Einquartirung zu Theil ward, mußte sich militärischer Zucht unterwerfen, Kopf und Bart scheeren, verlor die Freizügigkeit für seine Söhne, welche vom dreizehnten Jahre an Soldaten werden, und die Freiheit der Ehe für seine Töchter, welche Soldaten zu Gatten nehmen mußten.

Der Kaiser, welcher auf diese Weise die drückendste aller Arten von Sclaverei einführte, war in der That nicht dazu geeignet, der Leibeigenschaft in Rußland ein Ende zu machen. Den Donischen Kosaken nahm Alexander die Reste der Freiheit, welche ihnen bisher unter dem russischen Scepter geblieben waren, indem er sie in die Zwangsjacke des russischen Militär-Reglements einkleidete. Die Leibeigenen in den Regierungsfabriken, welche früher von Steuer und Kriegsdienst frei gewesen waren, indem sie der Regierung Frohndienste leisten mußten, unterwarf er beiden Lasten. Die Regierungsfabriken litten darunter. Sie verloren brauchbare Arbeiter. Das Heer verschlang diese. Der Staat verlor mehr durch den Abgang guter Arbeiter, als die diesen auferlegten Steuern einbrachten.

Alexander glaubte, den Einzelverkauf der Leibeigenen abgeschafft zu haben. Allein er irrte sich. Seinen Fenstern gegenüber in dem Justizgebäude des Gouverneurs von St. Petersburg wurden nur zu häufig die Leibeigenen bankrutter Gutsbesitzer gerichtlich versteigert. Im Innern Rußland's gab es eine Messe, auf welcher russische Mädchen an asiatische Handelsleute herkömmlich verkauft wurden. An allen Straßen- und Canalbauten konnte man die Leibeigenen, welche deren Herren an die Unternehmer vermiethet hatten, im Zustande des größten Elendes sehen. Alexander that nichts zur Linderung des Unglücks aller dieser Opfer der Leibeigenschaft.

Der Druck, welcher auf den Leibeigenen lastete, war so hart, daß Jahr ein, Jahr aus die Anzeigen von beiläufig vierzig Aufständen derselben bei dem Ministerium des Innern einliefen. Wie viele ohne Anzeige unterdrückt und bestraft wurden, bleibt dahingestellt.

Noch weniger, als Rußland, befriedigte Alexander Polen. Auch diesem Lande hatte er die großartigsten Versprechungen gemacht. In seinem Aufrufe vom $^{13}/_{25}$ Mai 1815 hatte er den Polen ihre Sprache, ihre eigene Armee und Verwaltung unter landsmännischen Beamten, eine Verfassung, Handelsfreiheit und erleichterte Verbindungen mit den alten Theilen ihres Landes zugesichert. An demselben Tage veröffentlichte Alexander den Grundriß der neuen polnischen Verfassung, welcher sehr schöne Erwartungen rege machte. Allein derselbe erlitt schon mehrere höchst bedenkliche Abänderungen, als er aus Nowosilzow's Umarbeitung endgültig hervorging. Wäre übrigens auch nur dieses Grundgesetz redlich gehalten worden, so hätte sich Polen gewiß beruhigt. Denn es hätte vermittelst desselben alle seine gerechten Wünsche nach und nach erreichen können. Allein die Grundlage, auf welcher die neue Verfassung ruhte, war eine durchaus unhaltbare. Sie bestand in der dreimaligen Theilung und einer mangelhaften und unbefriedigenden Wiederherstellung Polen's und setzte daher das Volk in die Alternative, entweder das an ihm begangene Unrecht vollständig zu ignoriren, d. h. seine ganze geschichtliche Vergangenheit und alle mit derselben verbundenen Begriffe und Gefühle von Recht aufzugeben, oder aber einen Kampf mit Rußland zu beginnen, welcher mit der Losreißung Polen's enden müßte.

Abgesehen von dem an Polen verübten Unrechte war eine polnische Freiheit unter russischer Herrschaft eine Unmöglichkeit, solange Rußland keine Freiheit hatte. Wie hätte in Polen die Presse und Zunge frei und in Rußland unter demselben Herrscher geknebelt

sein können? Umgekehrt wäre dieses eher möglich gewesen. In dem Nebenlande mag weniger Freiheit sein, als in dem Hauptlande, aber mehr — das ist unmöglich. Das Hauptland würde diesen Schimpf nie ertragen. Aus ähnlichen Gründen, wie in Polen, konnte aber auch in Rußland kein freies Verfassungsleben Wurzel schlagen. Leibeigenschaft und Freiheit sind unverträgliche Gegensätze. Ein russischer Autokrat mag den Umständen nach, aus eigener Machtvollkommenheit die Leibeigenschaft vom Nacken des Volkes nehmen. Eine Bojaren-Versammlung wird dieses niemals thun. Dem russischen Reiche ist daher die unumschränkte Monarchie solange ein unabweisbares Bedürfniß, als das Land keinen freien Bauernstand hat.

Die polnische Verfassung konnte unter diesen Umständen nur ein Scheinleben haben. Sie mußte untergehen, sobald das Volk von derselben ernstlichen Gebrauch machte. Schon die Ernennung des Statthalters deutete dieses an. Wie Philipp II. seiner Zeit den Niederlanden weder den Prinzen von Oranien, noch den Grafen Egmont, so gab Alexander den Polen weder den Fürsten Czartoryski noch einen andern volksthümlichen Mann zum Statthalter, sondern den alten und schwachen General Zajonczek. Diesem zur Seite setzte Alexander Männer, von welchen man wußte, daß sie niemals ein freies Verfassungsleben in Polen aufkommen lassen würden. Der russische Bevollmächtigte Nikolaus Nowosilzow war der eigentliche Statthalter, der Großfürst Constantin in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber des Heeres der sichtbare Vertreter der Staatsgewalt in Polen.

Drei Jahre vergingen nach Veröffentlichung der Verfassung, bevor diese in Kraft trat. Am 27. März 1818 erst wurde der Reichstag zu Warschau eröffnet. Alexander erklärte bei dieser Gelegenheit, „daß ihm die freien Einrichtungen, die er jetzt in Ausführung bringe, immer am Herzen gelegen hätten, und daß er mit Gottes Hülfe hoffe, ihren heilsamen Einfluß auf alle Lande auszudehnen, welche die Vorsehung seiner Fürsorge anvertraut habe."

So lange die Polen von Dankesergießungen überströmten und alle Regierungsvorlagen ohne Widerrede genehmigten, blieb der Kaiser bei guter Laune. Als sie ihm aber (September 1818) nur einige Wünsche vortrugen, und einige Verfassungsüberschreitungen der Minister rügten, erreichte die Comödie schon fast ihr Ende. Der Kaiser gab der polnischen Ständeversammlung deutlich zu erkennen, daß ihn die Verfassung nicht binde.

Bei der Eröffnung des zweiten polnischen Reichstages (13. September 1820) warnte der Kaiser vor den politischen Theorien des Tages und verwies die Stände auf die christliche Moral, deren Befolgung allein ihnen die constitutionelle Ordnung aufrecht erhalten könne. Die Stände waren der leeren Spiegelfechterei müde, sie verwarfen eine Strafprozeßordnung, worin das Schwurgericht nicht aufgenommen war. Andere Regierungsvorlagen, welche den Erwartungen des Volkes nicht entsprachen, hatten dasselbe Schicksal. Die Folge davon war, daß Alexander die Verfassung in ihren wichtigsten Bestimmungen umstieß. Statt im Jahre 1822, wie das von ihm gegebene Grundgesetz vorschrieb, versammelte der Kaiser die Stände erst im Jahre 1825 wieder, hob die Oeffentlichkeit der Verhandlungen auf und gab dadurch der polnischen Nation gerechten Grund, sich über Treubruch zu beschweren. Da dieses nicht öffentlich geschehen konnte, zog sich die Opposition in den Schooß der geheimen Gesellschaften zurück, welche in Polen seit langer Zeit bestanden und nach 1820 an Bedeutung sehr zunahmen.

Daß Kaiser Alexander im Jahre 1815 ernstlich die Absicht hatte, nicht blos dem polnischen, sondern auch dem russischen Reiche eine freie Verfassung zu geben, unterliegt keinem Zweifel. Es erhellt dieses nicht blos aus der Stellung, welche er Ludwig XVIII.

gegenüber einnahm,*) nicht blos aus der Verfassung, welche er wirklich den Polen gab, sondern auch aus der Thatsache, daß er eine Verfassung für Rußland entwerfen ließ, welche später unter den Papieren Nowosilzow's gefunden und (1831) veröffentlicht wurde.**)

Der Fehler Alexander's bestand darin, daß er die Schwierigkeiten, welche seine Reformpläne boten, nicht zum Voraus erkannte, daß er nicht das Erreichbare, sondern das Schimmernde und Glänzende suchte, und daß er, falls er, wie immer geschah, auf Hemmnisse stieß, statt durch diese sich auf das Erreichbare zurückführen zu lassen, in Widerwillen und Unlust allen Fortschritten den Rücken wandte. Die Folge dieser verkehrten Geistesbeschaffenheit war, daß das russische Reich, weit entfernt davon, die ihm zugedachte freie Verfassung zu erhalten, auch nicht eine einzige der möglichen und nothwendigen Verbesserungen empfing, auf welche es seit Alexander's Thronbesteigung gehofft hatte.

An die Stelle der früheren freisinnigen Minister der Aufklärung, trat der Finsterling Admiral Schischkow, welcher dumm und frech genug war, den Unterricht der niederen Volksklassen geradezu für unnöthig und schädlich zu erklären. Was im Laufe zweier Jahrzehnte in dieser Beziehung mühsam vorbereitet worden war, blieb nicht blos unvollendet, sondern wurde sogar absichtlich wieder zerstört.

Der mittelalterliche Judenhaß trat wieder zu Tage. Schon im Jahre 1824 kam es dahin, daß der einst so milde und für Aufklärung schwärmende Alexander die Juden Polen's mit einer massenhaften Versetzung nach Süd-Rußland bedrohte. Die barbarische Maßregel kam zwar nicht zur Ausführung, allein sie hing doch, gleich einem Damoklesschwerte, über den Häuptern der Israeliten und deutete in trübseliger Weise an, wie tief der Barometer der Aufklärung und Duldsamkeit in den letzten Jahren der Regierung Alexander's gefallen war.

Die Worte der Freisinnigkeit, welche Kaiser Alexander so reichlich spendete, waren nicht alle auf unfruchtbaren Boden gefallen. Der Graf Woronzow und der Fürst Menschikow wollten dem gesammten russischen Adel mit einem großen Beispiele vorangehen, indem sie ihre Leibeigenen vollständig freigäben. Sie wollten einen Verein gründen, in welchen gleichgesinnte Gutsbesitzer treten sollten und in dessen Schooße die Art und Weise der Freigebung der Leibeigenen berathen und beschlossen werden sollte. Der edle Turgenew ergriff den Plan mit Feuereifer und unterstützte denselben durch eine Denkschrift, in welcher er die Vortheile des Planes auseinandersetzte (28. December 1819). Es kam nur darauf an, daß der Kaiser den Verein billigte und die hochherzigen Bestrebungen der Gründer desselben förderte. Noch nie war der Zeitpunkt für die Aufhebung der Leibeigenschaft günstiger gewesen. Allein damals war der Geist Alexander's schon durch die Furcht vor Demagogie und revolutionären Bestrebungen so verdüstert, daß er keines kräftigen Entschlusses zum Besten seines Volkes mehr fähig war. Er versagte dem beabsichtigten Vereine die nachgesuchte Bestätigung. Er sah nicht ein, daß das einzige sichere Mittel gegen alle im Dunkeln schleichenden Umtriebe in der Einführung durchgreifender Reformen bestehe.

Alle strebenden Menschen Rußland's mußten sich sehr enttäuscht fühlen, daß Alexander auch nicht eine der vielen von ihm angeregten Hoffnungen erfüllte. Ihre gerechte Mißstimmung mußte in die äußerste Erbitterung umschlagen, als sie gewahr wurden, daß, statt der gehofften Einrichtungen der Freiheit, die verderblichste Anstalt der Knechtschaft das Hauptaugenmerk Alexander's während der letzten Jahre seiner Regierung wurde, wir meinen die Militär-Colonien. Der Plan war von dem Grafen Araktschejeff entworfen

*) Siehe oben § 32, S. 330.
**) Portfolio No. 40 und 41.

worden. Es sollte durch dieselben der Stand der Kronbauern mit demjenigen der besoldeten Krieger verschmolzen werden, als ob eine solche Verschmelzung möglich wäre! Das einzige, was dem Bauer sein entbehrungsreiches und mühsames Leben erträglich macht, ist die Familie. Wird ihm diese geraubt oder verdorben, so wird ihm das Dasein zur unerträglichen Plage. Nach dem Plane Araktschejeff's wurden die Soldaten bei den Kronbauern einquartirt. Der Bauer wurde unter militärische Zucht gestellt. Sein Familienleben wurde durch die ihm aufgedrungenen Soldaten gestört. In dieser Weise sprach der „fromme" Alexander dem „Sacramente der Ehe" Hohn, und untergrub zu gleicher Zeit die letzten Reste des Familienlebens und der persönlichen Freiheit, welche der Kronbauer noch hatte. Die ganzen Streitkräfte Rußland's sollten an den Gränzen Polen's, der Türkei und Kaukasien's in Militär-Colonien zusammengedrängt werden. Vergebens widerstrebten die unglücklichen Bauern dem ihnen auferlegten Joche. Sie mußten sich der zwingenden Gewalt fügen. Umsonst empörten sich ganze Dörfer. Die unglücklichen Opfer despotischer Willkür wurden zu Tausenden nach Sibirien geschleppt. Nach fünfjährigen, mit unerbittlicher Strenge fortgesetzten Bemühungen (1820 bis 1825) waren viermalhunderttausend Kronbauern in die Bande der Militär-Colonien geschlagen worden, welche vierzigtausend Mann zu Pferde stellten.

Was die heilige Allianz für die auswärtige, waren die Militär-Colonien für die innere Politik Rußland's, unter einem lockenden Aushängeschilde der unerträglichste Despotismus. Trotz der großen Opfer, welche sie dem Lande auferlegten, zog dieses von denselben sehr geringen Vortheil. Der Plan wurde nicht seinem ganzen Umfange nach ausgeführt. Soviel, als bereits in's Leben gerufen war, blieb bestehen, als Denkmal, welches Alexander I. und Araktschejeff sich gegenseitig setzten und das ihnen zur ewigen Schande gereicht.

Wenn Alexander nur einen Theil der Kräfte, welche er auf Gründung dieser Militär-Colonien verwandte, der Aufhebung der Leibeigenschaft gewidmet, so hätte er dieses Ziel erreicht und dadurch nicht blos die Macht, sondern auch die Blüthe seines Reiches dauernd gehoben. Allein die Männer, mit deren Hülfe er das Werk der Befreiung seines Volkes hätte durchführen können, besaßen das Vertrauen des Kaisers nicht mehr. Dieses war auf einen ganz andern Menschen, auf den General Araktschejeff, übergegangen.

Schon unter Kaiser Paul hatte dieser hartherzige Mann eine einflußreiche Stellung als Inspector über die ganze Artillerie eingenommen. Er war bestimmt, an Pahlen's Stelle Militär-Commandant von Petersburg zu werden, allein Pahlen wußte dieses zu hintertreiben. Bevor Araktschejeff in Petersburg anlangte, lebte Paul nicht mehr. Alexander's Gunst erwarb sich der General, indem er diesem versicherte, Kaiser Paul wäre nicht ermordet worden, falls er in Petersburg gewesen wäre. In den letzten Jahren der Regierung Alexander's war er der einflußreichste Mann in Rußland, obgleich seine Stellen als Präsident des Departements der Militär-Angelegenheiten und als General-Inspector der Infanterie und Artillerie ihn dazu keineswegs berechtigten. In einer unumschränkten Monarchie bedingt aber nicht das Amt, sondern das Vertrauen des Herrschers die Macht des Dieners. Araktschejeff, welcher das Ohr Alexander's besaß, sprach das entscheidende Wort nicht blos in Betreff der Militär-Colonien, deren General-Inspector er war, sondern auch in allen übrigen Staatsangelegenheiten. Sein harter, grausamer Charakter, sein abstoßendes Wesen machte ihn unter allen Russen, die ihn kannten, im höchsten Grade verhaßt. Alexander wußte dieses und erhielt ihm doch seine Gunst. Araktschejeff hatte eine Maitresse, die Frau eines Matrosen, eine Furie, welche mit ihrem Buhlen auf gleicher Stufe sittlicher Verkommenheit stand. Sie wurde die schmutzige Quelle, aus welcher

Digitized by Google

Ehrenstellen, Ordenszeichen und Gnadenbezeugungen aller Art flossen, insofern man verstand, ihre Gunst zu gewinnen, was freilich nur durch herabwürdigende Schmeicheleien oder reiche Geschenke bewirkt werden konnte. Nachdem dieses Scheusal lange genug ihre Dienstboten schändlich mißhandelt hatte, ermordete sie ein Leibeigener, dessen Schwester sie grausam hatte züchtigen lassen. Die übrigen Leibeigenen kamen ihrer Herrin nicht zu Hülfe. Die Rache Araktschejeff's war furchtbar. Er ließ mit zuvor eingeholter Genehmigung Alexander's einundzwanzig Leibeigene, welchen nichts vorgeworfen werden konnte, als daß sie ihrer Herrin nicht zu Hülfe kamen, auf's Grausamste martern und knuten und dann in die Gewalt eines niedrigen Augendieners verbringen, welcher Keiner der Unglücklichen lebend entkam. Dieses war der Mann des Vertrauens Alexander's. Was ließ sich von ihm erwarten?

Es ist kein Wunder, daß unter dem Einflusse eines solchen Mannes Alexander mehr und mehr in Schwermuth versank. Mit seiner Gattin hatte er seit langer Zeit in einer höchst unglücklichen Ehe gelebt, indem er dieselbe vollständig vernachlässigt und ihr andere Frauen vorgezogen hatte. Erst im letzten Jahre seines Lebens näherte er sich ihr wieder an und begab sich nach Taganrog, woselbst die Kaiserin, den Anordnungen der Aerzte zufolge, mildere Luft einathmen sollte. Dort ereilte den Kaiser der Tod (1. December 1825). Fünf Monate später folgte ihm die Kaiserin nach.

Der Charakter Alexander's I. ist von verschiedenen Geschichtschreibern in sehr verschiedener Weise aufgefaßt worden. Darin aber, daß demselben die erforderliche Kraft gebrach die von ihm selbst angeregten Hoffnungen zu erfüllen, sind Alle einig. Bei einem schwachen Charakter kommt alles auf die äußeren Umstände und die Umgebungen an. Wir sehen daher Alexander in einem ganz andern Lichte während der Zeit, da die Lehren Labarpe's noch frisch in seinem Gedächtnisse waren und später, da Araktschejeff sein Vertrauen besaß. Alexander besaß nicht die Klarheit des Geistes, die Männer, deren er zu seinen Zwecken bedurfte, aufzufinden und nicht die Festigkeit des Willens, dieselben zu gewinnen und festzuhalten. Seine treuesten Freunde und die edelsten Förderer der Zwecke seiner besseren Tage ließ er sich rauben, indem er den gegen sie ausgestreuten Verläumdungen Gehör schenkte.

Hätte er in reiner Ehe mit seiner Gattin gelebt, so hätte er in dieser vielleicht denjenigen Stützpunkt gefunden, den sein eigener Charakter ihm nicht bot. Allein in seiner Familie stand er eben so vereinzelt, als auf seinem Throne.

Das weiche Gemüth Alexander's konnte niemals von der Wunde genesen, welche die Ermordung seines Vaters ihm geschlagen hatte. Das Gespenst Paul's I. war fast das einzige Wesen, welches vom Anfange seiner Regierung bis zu seinem Tode auf Alexander einen dauernden Einfluß ausübte. In der ersten Periode seiner Wirksamkeit (1801 bis 1805) beseelten ihn aufrichtige Wünsche der Reform der inneren Zustände seines Reiches, welche jedoch von sehr geringem Erfolge gekrönt wurden; in der zweiten (1806—1815) beschäftigten ihn hauptsächlich die Kriege mit dem Auslande. Dann trat der hochwichtige Augenblick ein, welcher am besten bezeichnet werden kann mit den Worten: Herkules am Scheidewege. Das Schwanken dauerte fünf volle Jahre. Eine Zeit lang schien es, als ob der Czaar in den Netzen der Frau von Krüdener verstrickt, sich mehr dem Himmel, als der Erde zuwenden wolle. Doch Metternich bemächtigte sich des Netzes und zog in demselben den Kaiser sehr tief zur Erde in deren giftigste Sümpfe, in den Abgrund des Menschenhasses und des Despotismus nieder. Die Krüdener hätte ihm in dem entscheidenden Augenblicke besser gerathen, als Metternich. Sie hätte den Kaiser zum Kriege gegen die Türkei angefeuert. Doch damals war sie schon abgenutzt. Ihre Worte fanden kein Gehör mehr.

Die Jugendfreunde Alexander's: Laharpe, Czartoriski, Speranski, selbst Karamsin und die Krüdener verloren ihren Einfluß. Araktschejeff der Russe, und Metternich der Oesterreicher, wurden die Stützen seines Reiches.

Nimmermehr hätten Menschen, wie diese beiden, einen bestimmenden Einfluß auf Alexander gewinnen können, wenn nicht in dessen Seele eine geheime Neigung zum Despotismus versteckt gewesen wäre. Diese wurde künstlich und absichtlich genährt und gestärkt, während die milderen Seiten des Charakters des Czaaren keine Anregung zur Thätigkeit mehr erhielten.

Die verschiedenen Seiten Alexander's I. werden uns am anschaulichsten in den Bildern der verschiedenen Personen, welchen er abwechselungsweise sein Vertrauen schenkte. Diese unter sich unverträglichen Gegensätze hätten in der Seele des Kaisers nicht Aufnahme finden können, falls Alexander nicht mehr von der Natur eines Spiegels, als eines Brennglases, nicht mehr Passivität, als Spontaneität besessen, falls er nicht mehr beeinflußt worden wäre, als beeinflußt hätte.

Die lähmende, abstumpfende und für alle Gründe der Vernunft unzugänglich machende Frömmelei zeigte sich am deutlichsten, als Griechenland und mit ihm fast ganz Europa an Alexander die Bitte richtete, dem blinden Wüthen der Pforte ein Ziel zu setzen. Katharina II. hätte eine solche Gelegenheit, welche nie wiederkehren wird, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Die Gründe der Politik hätten bei ihr den Ausschlag gegeben. Alexander I. selbst würde in früheren besseren Tagen außer dem Gewichte der politischen Gründe denjenigen der Menschlichkeit Folge geleistet haben. Allein Metternich hielt Alexander in den Ketten der „heiligen Allianz" gefangen. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit wiederum, daß die Fürsten die Fesseln, welche sie den Nationen anlegen, immer auch selbst tragen müssen.

Alexander hatte sich der Frömmelei ergeben, weil sie seiner damals schon etwas stumpf gewordenen Eitelkeit schmeichelte.

Von allen Eitelkeiten ist diejenige, welche auf religiösem Grunde ruht, die verderblichste. Der Mensch, welcher sich für ein erkorenes Rüstzeug Gottes hält und eben deshalb göttliche Eingebungen höher achtet, als diejenigen, welche aus Scharfblick, Wohlwollen und Gewissenhaftigkeit hervorgehen, ist für nüchterne Wahrheit und rein menschliche Empfindungen unzugänglich. Das Gewöhnliche, Natürliche enthält für ihn keinen Reiz. Deshalb gerathen meistentheils diejenigen Menschen, welche durch den Genuß aller übrigen Arten des Weihrauch's bereits abgestumpft sind, zuletzt noch auf das Gebiet der Frömmigkeit, um sich mit göttlichem Dunste zu betäuben, da der weltliche nicht mehr stark genug für sie ist. In ähnlicher Weise wird derjenige, dem der klare Quell der Natur nicht mehr genügt, am Ende seiner Tage zum Trinker geistiger Getränke.

Die unmittelbare Folge des Seelenzustandes, in welchen Alexander während der letzten Jahre seines Lebens versank, war, daß er sich selbst unaussprechlich unglücklich fühlte und folgeweise gar nicht mehr im Stande war, Glück um sich her zu verbreiten. Der Tod war ihm nicht unwillkommen. Das Leben bot ihm keine Reize mehr.

Leute, welche geneigt sind, in der Nähe der Throne immer Mord zu wittern, haben denselben auch bei Alexander's Tode gefunden. In der Geschichte sind aber Muthmaßungen unerlaubt, insofern klare, bestimmte und unbestreitbare Zeugnisse vorliegen. Solche stehen uns in Betreff des Todes und der diesem vorhergegangenen Krankheit Alexander's I. zu Gebote. Sie lassen darüber keinen Zweifel, daß der Kaiser eines natürlichen Todes starb. Seine Krankheit war ein intermittirendes Fieber mit Unordnung in den Verdauungsorganen und mit gallenartigen Absonderungen. Sie verschlimmerte sich in Folge

des Zurücktretens einer Rosengeschwulst, welche Alexander seit längerer Zeit am Beine gehabt hatte und in Folge der Entdeckung einer weit verzweigten Verschwörung, welche dem Kaiser mitgetheilt wurde. Sie artete in ein schweres, typhusartiges, entzündliches Fieber aus, welches nicht geheilt werden konnte, um so weniger, als Alexander erst, als es zu spät war, die ihm von seinen Aerzten empfohlenen Mittel anwenden wollte.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Mißstimmung, welche sich nicht öffentlich kund geben darf, zum Schleier des Geheimnisses greift. Wo keine Revolutionen im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. keine großartigen Volksbewegungen möglich sind, schaaren sich die Unzufriedenen in Verschwörungen zusammen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß während der Jahre 1815 bis 1825 fast aller Orten in Europa weit verzweigte Verschwörungen bestanden, welche unter einander entweder gar nicht, oder doch nur sehr lose zusammen hingen. Sie beweisen, daß aller Orten ähnliche Ursachen zu ähnlichen Wirkungen führten. Auf dem ganzen Festlande Europa's waren während der Jahre 1813 bis 1815 die großartigsten Hoffnungen von Freiheit, Recht und Nationalität angeregt, aller Orten waren sie gebrochen und überdies den Völkern ein Zwang auferlegt worden, welcher ihnen eine gesetzliche und offene Geltendmachung ihrer Wünsche und Ansprüche unmöglich machte. Die Völker besaßen nicht die Kraft, die Fesseln, in welche sie geschlagen worden waren, in offenem Kampfe zu brechen. Daher nahmen sie ihre Zuflucht zu Verschwörungen.

Im Jahre 1813 hatte Alexander I. zu Berlin feierlich erklärt: „Der Marsch der russischen Armee durch Deutschland bis nach Paris soll auch dem gesammten Rußland zu Gute kommen. Auch für uns soll eine neue Epoche in der Geschichte beginnen; ich habe vielfache Pläne und sie sollen realisirt werden." Doch Rußland kam nichts von dem Marsche nach Paris zu Gute. Die damaligen Pläne Alexander's I. wurden nicht realisirt. An die Stelle gehoffter größerer Freiheit trat ein verschärfter Zwang. Die Mißstimmung brach sich daher im Nordosten Europa's in gewaltsamen Unternehmungen gegen den Thron Bahn.

In Rußland, Polen mit eingeschlossen, finden wir drei große Brennpunkte der Verschwörung: einen im Norden, einen im Süden und einen im Westen (in Polen). Die große polnische Verschwörung stand mit der russischen in sehr geringer Verbindung. Sie verfolgte wesentlich nationale Zwecke und konnte sich schon aus diesem Grunde mit der russischen Verschwörung nicht verständigen. Sie dauerte noch fort, als die russische längst ausgebrochen und unterdrückt worden war. Sie fand ihren Ausgangspunkt in der Revolution des Jahres 1830.

Die russische Verschwörung des Südens besaß einen durchaus militärischen Charakter. Offiziere bildeten fast ausschließlich deren Mitglieder, das Heer war die Kraft, auf welche die Verschworenen sich verließen. Paul Pestel war die Seele der Bewegung. Er war Oberst und befehligte das Infanterie=Regiment Viatka. Er war ein Mann von seltener Entschlossenheit, von durchdringendem Geiste und unbeugsamer Willenskraft.

An der Spitze einer zweiten geheimen Gesellschaft des Südens stand Alexander Murawieff, ein Mann von edeler Bildung und reinen Sitten, voll Feuereifer für Freiheit und Recht. Sein Ziel war die allgemeine Wohlfahrt, und sein Wunsch, dasselbe ohne Gewaltthätigkeiten im ruhigen Gange der Entwickelung zu erreichen.

Die geheime Gesellschaft des Nordens wurde durch den Generalmajor Michael Orloff zu Petersburg gegründet. Im Jahre 1819 umfaßte dieselbe viele ausgezeichnete Männer, namentlich den oben schon erwähnten Alexander Murawieff, dessen Bruder Michael, den Fürsten Trubezkoi und Andere. Damals schlug Michael Murawieff noch vor, die Geneh=

migung des Kaisers zu verlangen. Dieser Vorschlag erhielt nicht die statutenmäßige Stimmenmehrheit. Viele Mitglieder traten aus, andere hinzu. Nach dem Jahre 1822 verloren die ruhigeren Männer, wie Turgeneff, mehr und mehr an Einfluß und die wilderen, ungestümeren gaben den Ausschlag. Rylejeff war seit dem Jahre 1824 der bedeutendste Mann der Gesellschaft des Nordens.

Jahre lang setzten die Verschworenen ihre Verhandlungen fort, entwarfen Pläne, Statuten und Verfassungen, suchten Verbindungen da und dort anzuknüpfen und besprachen namentlich die Frage, welche Stellung die Verschworenen dem Kaiser gegenüber einnehmen sollten. Mehr und mehr brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß die Verschwörung ihren Zweck nicht erreichen könne, falls das Leben des Kaisers geschont würde. Der Sitz der Verschwörung des Südens war zu Tultschin, im Hauptquartiere des vom Fürsten Wittgenstein befehligten Heeres des Südens.

Zur Zeit, da Kaiser Alexander nach Taganrog reiste, waren beide Verschwörungen, diejenige des Südens und des Nordens, im vollen Gange. Allein Alexander erhielt umfassende Nachrichten über diejenige des Südens. General Diebitsch ordnete die Verhaftung der hervorragendsten Persönlichkeiten derselben an und erstickte diese dadurch im Keime. Die Verschwörung des Nordens kam aber in Petersburg zum Ausbruche und bedrohte eine Zeit lang die Familie Romanoff (Soltikow) mit ernstlichen Gefahren.

Alexander I. hinterließ keine ehelichen Kinder. Nach der Thronfolge-Ordnung war daher sein Bruder Constantin berufen, ihm nachzufolgen. Dieser hatte jedoch auf den Thron Verzicht geleistet. Als die Nachricht von dem Tode Alexander's I. in Petersburg eintraf, eröffnete der Senat die Urkunde, in welcher Constantin auf die Krone Verzicht geleistet hatte und wollte Nicolaus, den zweiten Bruder Alexander's, als Kaiser ausrufen. Nicolaus gab dieses jedoch nicht zu und verlangte, daß Constantin I. der Eid der Treue geleistet würde, was denn auch geschah. Fünfundzwanzig Tage vergingen, bevor Nicolaus die Verzichtleistung seines Bruders Constantin als gültig anerkannte und anordnete, daß ihm der Eid der Treue geleistet werde. Dieses sollte am 26. December geschehen.

Die Verschworenen hatten es nicht verstanden, die Zeit der allgemeinen Ungewißheit zu benützen. Sie wagten erst dann einen entscheidenden Schlag, als durch die mittlerweile angelangte Erklärung Constantin's jeder Zweifel geschwunden war und konnten nur dadurch hoffen, die Truppentheile, auf welche sie persönlichen Einfluß besaßen, mit sich fortzureißen, daß sie dieselben glauben machten, es handle sich darum, Constantin des Thrones zu berauben. Trotz dieser Ausstreuungen war die Zahl der Soldaten, welche auf die Seite der Verschworenen traten, sehr gering. Sie wurde mit leichter Mühe auseinander gesprengt. Paul Pestel, Conrad Rylejeff, Sergius Murawieff-Apostol, Michael Bestuscheff Rumin und Peter Kakhofski wurden gehängt, viele Andere nach Sibirien geschickt oder in Festungen gesteckt. So endeten die russischen Verschwörungen in Strafurtheilen, welche bis zum heutigen Tage viele der angesehensten russischen Familien in tiefe Trauer, ganz Rußland aber in einen solchen Schrecken versetzten, daß bis zum heutigen Tage keine neue Verschwörung entstanden ist, von welcher die Welt Kunde erhalten hätte.

Wenn wir uns die Frage vorlegen, ob im Falle des Sieges der Verschworenen ein Umschwung zum Bessern für Rußland zu erwarten gewesen wäre, so wird der unparteiische Geschichtschreiber nach den bekannt gewordenen Thatsachen dieselbe schwerlich bejahen können. Die russische Nation besaß damals und besitzt heute noch nicht die Elemente eines freien Staates. Das dringendste Bedürfniß derselben besteht nicht in der Erhöhung, in der Besserstellung der bevorzugten, sondern der niederen Classen, in der Aufhebung der Leibeigenschaft, in der Erziehung der großen Masse des Volkes, in der Gründung eines gebil-

deten und wohlhabenden Mittelstandes, in der Belebung des Rechts= und Freiheitsgefühls des ganzen Volkes. Alles dieses ließ sich beim Siege der Verschworenen weder von den leitenden Personen unter denselben, noch von den Entwürfen und Plänen, welche ihnen vorschwebten, erwarten. Im günstigsten Falle ging eine neue Dynastie aus der Revolution hervor, welche schwerlich besser war, als diejenige der Romanoff=Soltikoff. In dem wahrscheinlichen Falle aber konnte der Sturz der alten Dynastie nur furchtbare Umwälzungen nach sich ziehen, deren Ende sich nicht absehen ließ. Wir mögen manche hochherzige Männer beklagen, welche aus reinen Absichten an der Verschwörung Theil nahmen. Das Scheitern der Verschwörung selbst wird der Menschenfreund nicht bedauern.

Nur diejenige Revolution ist berechtigt, welche sichere Bürgschaften für eine Verbesserung der Zustände des Volkes gewährt. Eine im Finstern schleichende Verschwörung kann, ihrer Natur nach, solche nur in sofern bieten, als sie der Stimmung der Mehrheit des Volkes entspricht, aus dieser den größern Theil ihrer Kraft ableitet. Troß aller Schwächen und Fehler des Kaisers war Alexander I. aber noch immer viel zu sehr geliebt und geachtet, als daß die Mehrheit der Nation den Sturz desselben oder eines seiner Brüder mit oder ohne Dolch gut geheißen hätte. Eine Revolution, welche der Mehrheit des Volkes Gewalt anthut, welche nur durch Betrug, Ueberraschung und Gewaltthat einen vorübergehenden Triumph gewinnen kann, ist nicht volksthümlich und daher schon aus diesem Grunde ungerecht. Der Wille des Volkes ist die einzige sichere Quelle jedes Rechtes auf Erden, insofern wir darunter etwas Positives und nicht ein ideales Recht verstehen, welches über jede Willensäußerung als Heischesatz der Vernunft erhaben ist.

Der beste Beweis dafür, daß die Nation den gewaltsamen Sturz des Hauses Alexander's I. niemals gebilligt hätte, liegt in der unbestreitbaren Anhänglichkeit und Tiefe der Trauer, welche der Tod dieses Kaisers zur Folge hatte. Ganz anders war die Lage der Dinge beim Tode Kaiser Paul's gewesen. Dieser war nicht blos von seiner eigenen Familie gefürchtet, von den Großen des Reiches gehaßt, sondern auch von der Masse der Nation theils verabscheut, theils wenigstens nicht geliebt. Alexander besaß aber troß aller seiner Schwächen und Mängel noch immer die Liebe der Nation. Die Zahl Derjenigen, welche ihm den Tod wünschten, war verhältnißmäßig klein und von keinem großen Gewichte. Außerdem würde die Verschwörung nicht so leicht unterdrückt worden sein. Die Liebe zu Alexander war so groß, daß Viele durch die Nachricht von dessen Tode auf's Krankenbett geworfen wurden. Das Volk von Petersburg gab seine Trauer dadurch zu erkennen, daß es an den drei Tagen, welche auf die Todesnachricht folgten, statt je dreitausend, nur je zweihundert Kannen Branntwein verzehrte.

Auf der anderen Seite zeigte sich die Haltungslosigkeit der Verschwörung durch nichts deutlicher, als dadurch, daß selbst das Zwischenreich, welches fünfundzwanzig Tage lang dauerte, nicht im Stande war, ihr Kraft und Entschiedenheit einzuflößen. Für eine Palast=Revolution war die Zahl der Verschworenen zu groß und deren Bedeutung zu klein. Für eine nationale Revolution fehlte aller Grund und Boden.

Die große Masse der russischen Nation wollte beim Tode Alexander's I., daß dessen nächstberechtigter Bruder ihm nachfolgen solle. Die Frage war nur, wer dieser sei, oder mit anderen Worten, ob die von Constantin abgegebene Verzichtleistung Gültigkeit besitze?

Ueber die Formen und Voraussetzungen der Verzichtleistung auf die Krone hatte das Statut Kaiser Paul's nichts festgesetzt. Es konnte wohl die Frage aufgeworfen werden: 1) waren die Formen, in welchen Constantin verzichtet hatte, genügend? 2) war seine Verzichtleistung vor Anfall der Krone überhaupt gültig?

Beide Fragen müssen verneint werden. In einer für das Wohl des Volkes so wich=

tigen Angelegenheit, als der Verzicht auf die Krone, ist Oeffentlichkeit die erste und dringendste Voraussetzung ihrer Gültigkeit, die zweite ist die freie Selbstbestimmung. Eine solche ist unter der Herrschaft eines Autokraten in einer so wichtigen Angelegenheit nicht anzunehmen. Welche Bürgschaft gewährt eine Urkunde, wie die in Rede stehende, daß die Verzichtleistung nicht eine erzwungene war? Ueberdies konnte wohl ein Zweifel über die Frage bestehen, ob überhaupt der Verzicht auf ein noch nicht angefallenes Recht gültig sei. Das römische Recht verneint dieselbe. Jedenfalls konnte der Verzicht nur in sofern Gültigkeit haben, als über dessen Feierlichkeit, Freiheit und Wirklichkeit auch nicht der leiseste Zweifel obwaltete.

Nicolaus, welcher gewiß die Frage wohl erwogen hatte, handelte daher sehr klug, indem er darauf bestand, die Krone nicht anzunehmen, bevor Constantin seine Verzichtleistung wiederholt habe. Dieses vorausgesetzt, war es durchaus nothwendig, daß er darauf drang, seinem ältern Bruder den Eid der Treue zu leisten. Edelmuth lag darin nicht. Nicolaus wußte wohl, daß Constantin, welcher wiederholt und entschieden seinen Verzicht ausgesprochen hatte, denselben nicht zurücknehmen werde. Es galt, das Erbfolgegesetz über den Willen des Kaisers zu erheben. Dieses geschah nur, indem Nicolaus darauf drang, dem Erbfolgegesetze, und nicht dem Willen Alexander's I. Folge zu leisten.

Ein despotischer Charakter will nicht auf einen wankenden, sondern auf einen festen Thron steigen. Nicolaus wollte nicht, daß ihm dieser oder jener, sei es auch nur insgeheim, vorwerfen könne, Constantin's Verzicht sei untergeschoben oder erzwungen gewesen. Er hatte dazu guten Grund, da seine Abstammung von Peter III. ohnedieß zweifelhaft genug war. Kaum hatte Nicolaus den Thron bestiegen, so mußte er es erleben, daß Oberst Murawieff ihn in's Gesicht den Sohn eines Bastards nannte. Die Fußtritte, welche er dafür dem in Ketten geschlagenen Gefangenen beibrachte, enthielten keinen Beweis des Gegentheils,*) sondern vielmehr eine Andeutung, daß Nicolaus sich selbst der Ungesetzlichkeit seiner Abstammung bewußt war.

Die Beweggründe der Handlungsweise Nicolaus' liegen also klar zu Tage. Was bestimmte aber den Großfürsten Constantin, auf die russische Krone Verzicht zu leisten? Auch auf diese Frage gibt uns die Geschichte eine deutliche und bestimmte Antwort. Constantin hat diese selbst theils gegeben, theils wenigstens angedeutet. Er hatte mehr, als einen Grund. Der unmittelbar bestimmende lag in seinem Verhältnisse zu der Fürstin Lowicz. Sein Verzicht auf die russische Krone war der Preis für die Scheidung seiner Ehe mit der Prinzessin von Sachsen-Coburg und für die Gestattung seiner zweiten Ehe mit der Fürstin Lowicz. Hätte Constantin auf die russische Krone großen Werth gelegt, so hätte er sich schwerlich diese Bedingung gefallen lassen. Allein das Schicksal seines Vaters schwebte ihm stets vor Augen und benahm ihm die Freude an dem Gedanken der Thronfolge. Zudem war er seinem ältern Bruder in wahrhaft knechtischer Weise ergeben und Alexander hielt Constantin für unfähig, sich selbst zu beherrschen. Constantin hatte in seiner äußeren Erscheinung und seinem Charakter so große Aehnlichkeit mit seinem Vater Paul, daß der Gedanke sehr nahe lag, diese Aehnlichkeit der Naturanlagen, möchte auch ein ähnliches Ende zur Folge haben.

Mit Nicolaus I. stieg ein hart gesottener Despot auf den russischen Thron. Ihm konnte man nicht vorwerfen, daß er frohe Hoffnungen angeregt und unerfüllt gelassen habe. Er begann seine Herrschaft mit Blutvergießen und endigte dieselbe in gleicher Weise. Das Blut, das er auf dem Isaaksplatze bei seinem Regierungsantritte verspritzte, mochte ihm,

*) S. Sugenheim Rußland's Einfluß auf Deutschland.

Digitized by Google

im Hinblicke auf seine Stellung verziehen werden. Doch wieviel unschuldiges Blut vergoß er später! Nicolaus ging zwar, was die inneren Angelegenheiten Rußland's betrifft, auf der Bahn weiter, welche Alexander im Laufe seiner letzten Zeit eingeschlagen hatte d. h. auf dem Wege der Reaction. Dem Auslande gegenüber trat er aber weit entschiedener auf, als Alexander in dem letzten Jahrzehnte seiner Regierung gethan hatte. Die Verwaltung hörte auf, so schlaff zu sein, als sie unter Alexander gewesen war, allein jede edlere Regung, alles Streben nach Freiheit verschwand gänzlich aus den Kreisen der Regierung. Lange Zeit hatte man in Rußland die höhere Bildung des Westens unumwunden anerkannt und gesucht, sich dieselbe anzueignen. Unter Nicolaus sollte alles russisch sein. Mehr und mehr schloß der Kaiser sein Volk gegen das Ausland ab. Er erschwerte das Reisen der Russen nach den milderen Himmelsstrichen des Westens. Die Jugend sollte sich in Rußland nach russischen Mustern bilden, sie sollte nicht mehr auf deutschen Universitäten oder in den Salons von Paris die Luft der Freiheit athmen und die Sprache der Freiheit erlernen.

General Cancrin brachte wieder Ordnung in die zerrütteten Finanzen des Reiches, allein dieselben wurden nicht darauf verwendet, die Bildung und den Wohlstand des Volkes zu erhöhen, sondern lieferten dem Kaiser nur die Mittel, seine Heere zahlreicher zu machen und besser auszurüsten.

Schon am 6. Juli 1827 schloß Kaiser Nicolaus mit den Cabinetten von Paris und London einen Vertrag zur Pacification Griechenland's ab, dessen unmittelbare Folge die Schlacht bei Navarin (20. October 1827), die Vernichtung der türkischen Seemacht und die Erschütterung der Pforte war.

Ludwig XVIII. war gestorben. Karl X., dessen unruhiger Ehrgeiz von dem russischen Cabinette leicht irre geführt werden konnte, schloß einen innigen Bund mit Kaiser Nicolaus. Dieser versprach dem Könige der Franzosen das linke Rheinufer wofür Karl X. dem Czaaren seinen Beistand zusagte, falls Oesterreich den russischen Eroberungsplänen im Osten entgegentreten sollte. Im Februar 1828 brach der Krieg Rußland's gegen Persien aus. Durch den Frieden von Turkmantschai gewann das russische Reich an Gebiet, und befestigte seinen Einfluß in Asien. Gleich darauf begann der Krieg gegen die Türkei, in welchem übrigens die Russen anfangs geringe Fortschritte machten. Erst, als General Diebitsch den Oberbefehl übernahm, drangen die Russen über den Balkan. Die neutralen Mächte vermittelten den Frieden zu Adrianopel (1829). Die Russen gaben die meisten ihrer Eroberungen der Pforte zurück. Der Pruth und von seiner Mündung an das rechte Donau-Ufer wurden in Europa die Grenze zwischen Rußland und der Türkei. Der große Gewinn Rußland's in Europa bestand in dem Besitze sämmtlicher Donaumündungen, welcher ihn in den Stand setzte, diesen größtentheils deutschen Strom zu beherrschen. In Asien gewann Rußland das ganze Küstengebiet des schwarzen Meeres von der Mündung des Cuban bis zu dem Hafen St. Nicolaus, die kaukasischen Länder, die Stadt und den größten Theil des Paschaliks Akhalzik und das Fort Akhalkalaki. Ueberdies mußte die Pforte den Russen Handelsfreiheit im ganzen türkischen Reiche, freie Handelsschifffahrt auf der Donau, im schwarzen und im mittelländischen Meere einräumen. Die freie Schifffahrt durch die Dardanellen wagte Rußland nicht für sich allein auszubedingen. Sie wurde allen mit der Pforte befreundeten Mächten gleichmäßig gestattet. Serbien, die Wallachei und die Moldau erlangten der Pforte gegenüber eine größere Selbstständigkeit. Der Sultan mußte die Unabhängigkeit Griechenland's anerkennen, anderthalb Millionen Dukaten als Schadensersatz und zehn Millionen Dukaten an Kriegs-

kosten bezahlen. Aus besonderer Gnade setzte Kaiser Nicolaus diese Summe später auf sieben Millionen herab.

Durch diese Siege gegen Persien und die Türkei nahm Rußland's Macht in Asien ansehnlich zu, allein Nicolaus regte dadurch die Eifersucht England's an, welche seit dieser Zeit nicht wieder einschlief. Die weiter aussehenden Pläne des Kaisers wurden durch den Ausbruch der Juli-Revolution unterbrochen, welche nicht blos eine neue Dynastie auf den französischen Thron hob, sondern auch andere für Rußland höchst empfindliche Volksbewegungen in ihrem Gefolge hatte. Neue Constellationen, welche alle früheren Berechnungen des Kaisers Nicolaus umstießen, traten ein. Solange Europa unter der Zuchtruthe seiner Despoten geduldig dahin lebte, konnte Rußland den Ton angeben. Sobald die Völker aber ihre Häupter erhoben und für die Freiheit in die Schranken traten, konnte der Czaar nicht hoffen, seine Eroberungspläne auszuführen. Diese bestehen darum noch immer fort. Kein Land der Erde wurde durch dieselben mehr bedroht, als Deutschland. Sobald auf dem französischen Throne ein Fürst sitzt, welcher bereit ist, die Verträge wieder aufzunehmen, welche Alexander I. mit Napoleon I. und Nicolaus I. mit Karl X. über die Theilung Deutschland's abschloß, werden dieselben wieder in Kraft treten, Deutschland wird sich dann in einer ähnlichen Lage befinden, wie Polen im Jahre 1772.

§ 48. Oesterreich.

Wir brauchen nur auf eine Landcharte zu sehen, um uns zu überzeugen, daß die österreichische Monarchie ein Raubstaat ist. Ein Stück von Deutschland, ein Stück von Polen und ein Stück von Italien, Ungarn und Siebenbürgen, Dalmatien, Bukowina, Kroatien, Militärgränze, endlich ein Stück von Serbien und das Temeser Banat — dieses Conglomerat von Ländertheilen fast aller Nationen Europa's, dieses Babel, in welchem Deutsche, Czechen, Ruthenen, Polen, Slavaken, Kroaten, Serben und Bulgaren, Romanen, Italiener, Magyaren, Szekler, Albanesen, Armenier und Zigeuner ihre verschiedenen Mundarten sprechen und zusammengekoppelt sind, ohne sich eines gemeinsamen Vaterlands zu freuen! Denn gemeinsam ist ihnen nichts, als das Haus Habsburg und der von demselben ausgehende Druck.

Der Wiener Congreß gab dem Hause Habsburg die früheren Besitzungen, die es seit 1792 verloren hatte, zurück und fügte noch Venedig nebst Dalmatien hinzu. Nur Belgien, und Vorderösterreich, diese Provinzen, welche so oft die Habsburger in Kriege verwickelt hatten, traten sie ab.

Es liegt in der Natur einer solchen zusammengeraubten Mischung der verschiedenartigsten Elemente, daß sie nicht nach Grundsätzen der Menschlichkeit, des Rechtes und der Freiheit verwaltet werden kann. Denn sollten diese gelten, so müßte das unnatürliche Band, welches die Ländertheile verknüpft, gelöst und jedem derselben gestattet werden, in die seiner Nationalität und Bildungsstufe entsprechenden Verbindungen einzutreten.

So lange es eine österreichische Monarchie gibt, kann es kein einiges Deutschland, kein einiges Italien, kein einiges Polen, kein freies Ungarn und Siebenbürgen, kein brüderliches, sondern nur ein geknechtetes Europa geben.

Der haarsträubende Despotismus, welcher sich von Oesterreich aus nicht blos über die Theile, welche dazu gehören, sondern auch über die seiner Herrschaft nicht unmittelbar unterworfenen Länder Europa's erstreckt, ist nicht das Ergebniß der Willkür und Laune irgend eines Ministers oder Kaisers, sondern die nothwendige Folge der Zusammensetzung dieses Reiches. Die Klagen der Völker waren nicht minder groß zur Zeit des reformirenden

Kaisers Joseph, als zu derjenigen des beschränkten Franz, des blödsinnigen Ferdinand oder des blutigen Franz Joseph. Ob Thugut, oder Cobenzl, Stadion oder Metternich die Feder des Uhrwerks war, änderte wenig an dem Organismus der österreichischen Staaten. Die Gewalt allein kann Provinzen zusammenhalten, welche durch ihre innere Natur getrieben werden, auseinander zu fliegen. Nur eine jede geistige Freiheit zermalmende Schwerkraft, kann die Schwungkraft bändigen, welche die österreichischen Landestheile bewegt.

Alles Gefühl für Nationalität, Recht und Freiheit muß gewaltsam erstickt werden, um der österreichischen Monarchie ihr Dasein zu fristen. Denn besäßen diese Gefühle auch nur einige Kraft im Schooße der vom Hause Habsburg unterjochten Provinzen, so würden sie das Hinderniß beseitigen, welches sie abhält, eine nationale Existenz und mit dieser die erste Voraussetzung der Freiheit und des Rechtes zu gewinnen.

Es war ganz wahr, was Kaiser Franz öffentlich erklärte: „ich brauche keine gescheite Leute, sondern nur getreue Unterthanen." Dumm war es nur, daß er die Schande seines Hauses offen aussprach. Er hätte hinzufügen können: „ich brauche keine freiheitliebende, keine für das Recht empfängliche, keine begeisterte Leute, sondern Knechtsseelen, gedankenlose Lebemenschen und stumpfsinnige Tagelöhner. Denn nur diese lassen sich das Joch gefallen, welches mein Haus ihnen auferlegt und der Natur der Sache nach auferlegen muß."

Zur Zeit, da Mongolen und Türken ganz Europa bedrohten, bestand allerdings das Bedürfniß einer Macht, welche im Stande sei, diesen barbarischen Völkern die Spitze zu bieten. Die Mongolen sind aber seit mehr als drei Jahrhunderten nach Asien zurückgetrieben*) und die Türken haben seit einem Jahrhunderte wenigstens aufgehört, dem Westen Schrecken einzujagen. An die Stelle der Türken traten seit dieser Zeit die Russen. Das Haus Habsburg hat aber, weit entfernt, diese zu bekämpfen, denselben zuerst geholfen, weiter nach dem Westen vorzudringen, und dann in dieser Macht die festeste Stütze zur Aufrechthaltung seines Despotismus gefunden. Die österreichische Monarchie ist dadurch für Europa nicht blos überflüssig, sondern die gefährlichste Bundesgenossin asiatischer Barbarei geworden. Als Verfechterin europäischer Bildung hätte sie sich vielleicht eine Zeit lang noch behaupten können, als Verbündete und Vasallin Rußland's, dem sie 1848 ihre Erhaltung verdankte, ist sie zu einer Schranke geworden, welche gleichmäßig der Entwickelung der Freiheit und der Nationalität der Völker Europa's hemmend im Wege steht und welche daher gefällt werden muß, um der Menschheit die Bahn zu brechen.

Die jedem Fortschritte feindliche Stellung, welche das Haus Habsburg der großen französischen Revolution gegenüber einnahm, verwickelte Deutschland in die verderblichen Kriege, welche ein Vierteljahrhundert hindurch wütheten. Das Hammelheerdenstaatsrecht, welches dasselbe auf dem Wiener Congresse geltend machte und seit dieser Zeit mit der äußersten Halsstarrigkeit fest hielt, bildet den directen Gegensatz desjenigen Rechtes, nach welchem alle civilisirten Nationen der Welt streben, d. h. des Rechtes der Selbstbestimmung, nationaler und freiheitlicher Entwickelung. Die Verbrechen, deren sich das Haus Habsburg allein seit dem Jahre 1815 schuldig machte, sind so groß, daß sie vor dem Richterstuhle der Vernunft, durch kein anderes als das Todesurtheil gebüßt werden können. Ich will damit nicht sagen, daß jedes einzelne Mitglied des Hauses Habsburg seinen Kopf verwirkt habe (ich bin grundsätzlich gegen die Todesstrafe); allein sicherlich hat dieses Haus allen Anspruch auf die unter seiner Herrschaft befindlichen Länder, allen Anspruch auf die Fortdauer seiner Souveränitätsrechte verscherzt.

*) S. Buch VI. § 73.

Digitized by Google

Die Einrichtungen sind im Schooße desselben so getroffen, daß, während die ganze Welt in riesigen Fortschritten begriffen ist, die Prinzen desselben der Zeit niemals folgen können.

Ueber die Erziehung der österreichischen Prinzen theilt Major Möring in seinen „Sibyllinischen Büchern aus Oesterreich" folgendes mit:

„Die Erziehung der österreichischen Prinzen ist das Werk der Partei, die das größte Interesse hat, die Monarchen klein zu machen, um selbst groß bleiben zu können. Ihre überall hervortretende Bemühung ist, jedes eigenthümliche Streben, jede charaktervolle Richtung, jedes Ichsein in der Persönlichkeit ihrer Zöglinge zu vernichten oder wenigstens zu paralysiren. Wie ein Ball werden die armen Prinzen von einem Lehrer dem andern in die Hand geworfen, unter steter Aufsicht der Kammerherren, wenn der Vortragende nicht etwa ein geistlicher Herr oder ein Militärprofessor ist; ein dienstthuender Kammerherr oder Zugetheilter fangt sie nach dem andern auf. Alles ist Eintheilung, Abtheilung, Methodik, Pedanterie. Selbst der Prinzen karge Erholungsstunden — wir sprechen von Spielstunden, nicht von Stunden der Selbstbeschäftigung oder geistigen Verdauung, denn solche haben sie nicht — müssen nach Vorschrift benützt werden. Es scheint eigens darauf angelegt, bald unter Vorwand höherer Befehle, bald unter Ausrede des „Muß" der Stellung, aber meistens wegen einer "arrière pensée," die in der selbstsüchtigen Bequemlichkeitsliebe der Kammerherren — oder in der Idee der Erziehungsleitung begründet ist, die Prinzen immer zu dem anzuhalten, was Andere wollen. Ihr Wille, theils auf dem Rad der Etiquette gebrochen, theils vom Zwange erdrückt, hört nach und nach auf, activ zu sein, gewöhnt sich an Leitung und Führung an die geistige Nachhülfe, an das Bequeme der Verantwortlichkeit Anderer; er schlägt, wenn man ihm keinen, oder doch nur einen scheinbaren Widerstand entgegen setzt, in dem Eigensinn der Caprice, in das Entêtement der falschen Scham über die zu verbergende Schwäche um und bringt endlich in Allem das verkehrte Resultat zur Welt. Die weiteren Folgen hiervon sind: Mangel an Selbstdenken und Selbsthandeln und Mangel des Muths für Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. So werden die Prinzen, auch die von der Natur mit den herrlichsten Eigenschaften begabten, in späteren Jahren meist der Spielball einer intriguanten Clique oder ränkevoller Günstlinge.

Die Wahl der Hofmeister der Prinzen trifft Leute, die ohne den Kammerherrenschlüssel sich als ehrliche Bürger nicht ihr Brod verdienen könnten, an deren Trivialität und Geistlosigkeit aber die armen Prinzen geschmiedet sind. Diesen Leuten ist die Geschichte nur eine Stammbaumchronik, Religion eine Litanei der Heiligen oder "un moyen pour parvenir," Philosophie nichts als fluchwürdiger Jakobinismus, Politik ein Blindkuhspiel mit Noten und Protokollen, der Kriegerstand ein pomphafter Zeitvertreib, Wissenschaft und Kunst ein Schutzmittel gegen Langeweile, Staatsökonomie ein verworrenes Rechenexempel ohne Probe, Menschenrechte ein Gnadenspiel, der ganze Staatsdienst eine fette Kuh, das Vaterland ein Pachtgut, der Monarch ein Coeffizient ihrer eigenen Größe und Freiheit das strafenswerthe Vermessen aberwitziger Thoren."

Was läßt sich von Prinzen erwarten, welche, in einem solchen Dunstkreise heranwachsen, welche in den Ueberlieferungen des Habsburgischen Hauses die höchste Weisheit und den einzigen Born erkennen, aus welchem sie in zweifelhaften Fällen Rath zu schöpfen haben? Sie müssen die Kluft, welche zwischen der Wirklichkeit und den gerechten Forderungen der Nationen gähnt, immer erweitern. Sie können den Entwickelungsgang der unter dem Habsburgischen Scepter vereinigten Volksmassen nicht fördern, sondern nur hemmen.

Die Zustände innerhalb der österreichischen Monarchie wurden daher von Jahrzehent zu Jahrzehent immer verzweifelter. Trotz des langjährigen Friedens verbesserten sich nicht

einmal die Finanzen des Staats. Die Unzufriedenheit sämmtlicher dem Hause Habsburg unterworfenen Nationalitäten war seit 1815 in stetem Zunehmen begriffen.

Kaiser Franz, Fürst Metternich und dessen Geheimschreiber Gentz trieben die Mißregierung auf einen früher nie gekannten Höhepunkt. Denn sie begnügten sich nicht damit, in Oesterreich jede Regung des Geistes niederzuhalten, ihr Streben war darauf gerichtet, ganz Deutschland, ja, wo möglich ganz Europa in die Fesseln zu schlagen, welche sich die Oesterreicher damals noch so stumpfsinnig gefallen ließen.

Das gegenseitige Verhältniß, in welchem Franz und Metternich zu einander standen, bezeichnet ein in den Lebensbildern Hormayr's mitgetheilter Brief sehr treffend in folgender Weise:

„Von einem Gefühle für Ehre und Freiheit war bei Metternich nichts zu erwarten. Er that, was der Herr wollte, wenn er ihn nicht thun machen konnte, was er wollte."

Drei Charakterzüge traten bei Franz I. am bestimmtesten hervor: Abscheu gegen jede Regung der Freiheit, Mißtrauen und Eigensinn. Metternich erhielt erst dann volle Gewalt, als Franz sich nach und nach, insbesondere seit dem Jahre 1820, überzeugt hatte, daß der Staatskanzler seinen Widerwillen gegen die Freiheit theile. Die Folge des kaiserlichen Mißtrauens war eine kleinliche Neugierde, welche sich nicht scheute, jedwedes Siegel zu erbrechen, welcher in die Kreise jeder Familie, in den Kerker der Gefangenen, in das Cabinet hochstehender Staatsdiener eindrang und selbst die nächsten Verwandten nicht verschonte.

Metternich erklärte mit gutem Grunde, daß er das Vertrauen des Kaisers nur darum besitze, weil er „den Weg wandele, den dieser ihm vorzeichne." Franz und Metternich lebten sich nach und nach dermaßen in einander hinein, daß die Regierung Oesterreich's zu ziemlich gleichen Theilen auf beider Rechnung zu schreiben war. Franz gab die Richtung der Politik zugleich in den größten Umrissen und in den kleinlichsten Einzelnheiten an, Metternich führte dieselbe innerhalb dieser beiden Schranken aus. Die Richtung im Großen war: Kampf auf Tod und Leben gegen jede Regung der Freiheit. Die Vorliebe, welche Franz aber für die Einzelnheiten der Staatsregierung besaß, befriedigte er durch die Polizeispione, welche er hörte, und die Briefe die er erbrechen ließ. Für Männer von wirklichem Verdienste, selbst hochgestellte Staatsbeamte, war es sehr schwer Zutritt zum Kaiser zu erhalten, oder wenigstens für etwas Anderes als die gewöhnlichsten Redensarten sein Ohr zu fesseln. Intriguanten aller Art, flache Zungendrescher, welche den Geschmack des Kaisers kannten und diesem huldigten, unterhielten sich oft Stunden lang mit ihm.

In dem Chiffercabinet der auf den Josephplatz hinausgehenden Stallburg, welches bis zum März 1848 zu Wien bestand und ohne Zweifel jetzt wieder im vollen Gange ist, wurden die auf den Posten unterschlagenen Briefe regelmäßig theils durchgelesen, theils aufgefangen, theils verfälscht oder, wie man sich auszudrücken pflegte, „subornirt." Das Chiffercabinet stand mit der geheimen Polizei in der innigsten Verbindung. Die taxischen Postbüreau's theilten sich in Postlogen und Nicht-Logen, d. h. in solche, welche mit dem Wiener Chiffercabinet verbunden waren, oder nicht. Um sieben Uhr wurde die Wiener Hauptpost geschlossen und ging scheinbar ab. Die betreffenden Felleisen gingen aber für's Erste nicht weiter, als bis zu dem Chiffercabinet. Hier wurden die verdächtigen Correspondenzen ausgesucht, gemustert und abgeschrieben, was gewöhnlich bis gegen Mitternacht, nicht selten bis ein Uhr dauerte. Dann erst ging die Post wirklich ab. Die Arbeiter im Chiffercabinet, welche gut bezahlt wurden, standen unter schärfster Polizeiaufsicht. Jeden Morgen erhielt der Kaiser Franz seinen Polizeibericht über die Ergebnisse des Chiffercabinets, über die Mittheilungen der geheimen Polizei und über das Personal selbst der vertrautesten

Arbeiter. Die geheime Polizei wurde auf diese Weise der Mittelpunkt der Regierung, von welchem der gesammten Staatsgewalt ihre Anregungen zugingen. Bei seinem Regierungsantritte hatte Franz befohlen, alle anonymen Denunciationen ungelesen zu verbrennen. Nach 1815 beschäftigte sich der Kaiser mit denselben auf's Eifrigste.

Hormayr theilt uns hierüber wörtlich Folgendes mit: „Zu Kaunitz' Zeiten brauchte man mit dem Oeffnen der Felleisen fremder Couriere noch viel Vorsicht und eine Art Decorum, man fing die bestochenen preußischen Couriere in Pirna ab, copirte ihre Depeschen unterwegs und Originale und Copien gelangten dann gleichzeitig nach Wien. Weit weniger Mühe, Unkosten und Angst machten sich vor dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges 1828 „die Metternich-Rothschild'schen Expositi," um zu Fischament (der zweiten Post auf der ungarischen Straße) der türkischen Post des Internuntiatur-Tartaren von Constantinopel vorzuwarten, damit man Zeit gewinne, bei zwei, drei Börsentage vorhinein den Cours zu machen und jedesmal für den staatskanzlerischen, zichyschen und der anderen Diebeshelfer Beutel Hunderttausende zu gewinnen, ihn an der Spitze, den deutschen Festungsschlüsselbewahrer, den König der Juden und Juden der Könige."

Niemand in ganz Oesterreich, weder die auswärtigen Gesandten, noch die Brüder des Kaisers, noch dessen Gehülfen waren sicher gegen das Oeffnen ihrer Briefe. Selbst Gentz, das unwürdige Werkzeug habsburgischer Tyrannei, warnte seine Freundin Rahel (1831), ihm nie durch die Post, der durchaus nicht zu trauen sei, zu schreiben, wenn es nicht ganz gleichgültige Dinge betreffe.*)

Bei Kaiser Franz liefen die Berichte über die niedrigsten Amtsbewerber und die höchsten Staatsbeamten, sodann die Berichte über diese Berichterstatter selbst zusammen. Bis in die eigenen Wände des kaiserlichen Bruders wurden die Worte des Erzherzog's Karl belauscht und dessen Schlösser erbrochen. Des Kaisers Falschheit bildete sich auf diese Weise bis zur Täuschung des schärfsten Auges aus. Seinem zähen Willen mußte sich jeder Widerstand beugen. Seine unversöhnliche Natur verzieh niemals und fand besonderes Gefallen daran, diejenigen, welche ihm einmal Angst eingeflößt hatten, bis auf den Tod zu quälen.

Den Haß, welchen Franz frühzeitig den Jakobinern gewidmet hatte, trug er später auf alle Diejenigen über, welche nichts weiter verlangten, als die redliche Erfüllung der Artikel 13, 16, 18 und 19 der deutschen Bundesacte. Die bloße Erwähnung dieser Artikel oder der in denselben zugesagten Rechte brachte ihn auf. Was auch nur entfernt damit zusammen hing oder dem Geiste des Fortschritts Vorschub leistete, jede freie menschliche Bildung, jede religiöse Aufklärung, jede reine Wissenschaft, wahre Geschichte oder kühne Philosophie, alle nicht in seinem Solde stehende Schriftstellerei und Gelehrsamkeit, jeder Zweifel an der Unfehlbarkeit seiner Regierung — versetzte ihn in Zorn und Wuth, welche er an irgend Jemanden auslassen mußte. Konnte er das eigentliche Ziel, den von ihm schuldig Erachteten nicht erreichen, so mußten Andere, welche mit diesem in irgend einer Verbindung gestanden hatten, dafür büßen. Als zum Beispiel (1826) zu Prag ein Studentenauflauf statt fand und die Schuldigen nicht ermittelt werden konnten, ließ Kaiser Franz alle Studirenden, welche zufällig die letzten schwarzen Noten hatten, ohne Hoffnung auf Avancement in's Militär stecken.

Aus den Mittheilungen **) Sylvio Pellico's haben wir erfahren, in welcher Weise Kaiser Franz sich mit den unglücklichen Opfern beschäftigte, welche er auf seinen Festungen

*) Siehe Austria as it is 1828.

**) Siehe Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Schuselka, Oesterreichische Vor- und Rückschritte. Vehse, Geschichte des österreichischen Hofes.

eingekerkert hielt. Die verruchtesten Tyrannen des Alterthums, ein Dionysius von Syracus, ein Tiberius und Nero verriethen nicht eine so teuflische Lust, die Opfer ihres Hasses zu quälen, als jener Kaiser Franz, dessen Gutmüthigkeit feile Schriftsteller und verblendete Dummköpfe bis auf den heutigen Tag zu preisen pflegen.

Der Zweite in jener Dreieinigkeit, welche Oesterreich zwei Jahrzehnte hindurch knechtete, war der Fürst Metternich. Er war nur ein Mann der Routine ohne alle Gründlichkeit des Wissens. Er besaß Gewandtheit, Verschlagenheit und diejenige Art von Scharfblick, welche den Polizisten eigenthümlich ist. Allein es gebrach ihm vollständig an jener Tiefe der Einsicht, welche die Zukunft in ihrem Wechselverhältniß zur Gegenwart, oder die Gegenwart in ihrer Beziehung zur Vergangenheit erkennt. Es fehlte ihm jedes Gefühl für Ehre, Recht und Freiheit. Wäre er nicht der Diener des Kaisers Franz gewesen, so hätte er seinen Despotismus nicht auf diejenige Höhe geschraubt, welche derselbe im Jahre 1835 erreicht hatte und welche ihm wenigstens jedes Einlenken unmöglich machte. Allein er wollte in Saus und Braus leben. Um dieses zu können, folgte er willig der ihm von Kaiser Franz bezeichneten Richtung. Das unsittliche Leben, welches er schon führte, als er 1794 nach Wien kam und fortsetzte, selbst in den Zeiten, da die Ruthe Napoleon's Tausende anderer Schlemmer und Wollüstlinge aus ihrem Schlaraffenleben erweckte, stumpfte in seiner Seele jedes bessere Gefühl im Laufe der Jahre vollständig ab. Noch liegen der Geschichte nicht alle Beweise der von Metternich begangenen Verbrechen vor. Es ist guter Grund, anzunehmen, daß derselbe, wie ihm Napoleon in's Angesicht vorwarf, von England und zu gleicher Zeit durch die Herzogin von Sagan von Rußland bestochen war. Vollständig erwiesen ist es übrigens, daß er vom Jahre 1815 bis 1848 im russischen Solde stand*) und daß Staatsmänner, wie Capodistrias, welche Gelegenheit hatten, ihn zu kennen, der Ansicht waren, er könne durch einige Millionen zur Unterstützung der gefährlichsten Pläne Rußland's erkauft werden. Ich rechne es mir zur Ehre, daß ich diesen österreichischen Staatsmann, als derselbe auf dem Höhepunkte seiner Macht stand, öffentlich des Hochverraths anklagte.**) Wohl wurde ich deshalb in das Gefängniß geworfen. Doch meine Richter konnten mir nicht eine einzige thatsächliche Unrichtigkeit oder auch nur einen Fehlschluß nachweisen. Ich hatte damals die Frage aufgeworfen†): „Glaubst Du wohl, die deutsche Nation werde noch lange die Fesseln geduldig tragen, welche die Karlsbader und Wiener Beschlüsse ihr anlegten?"

Diese Frage bildete einen der Anklagepunkte, welcher meine Verurtheilung zur Folge hatte. Allein es vergingen kaum zwei Jahre, so hatte die deutsche Nation die Antwort auf meine Frage gegeben, Metternich war nach London geflüchtet und das Joch der Karlsbader und Wiener Beschlüsse war gebrochen. Durch Lug und Trug, Mord und Gewaltthat wurde zwar die frühere Despotenwirthschaft wieder hergestellt. Doch dieselben Ursachen müssen mit unabweislicher Nothwendigkeit zu denselben Wirkungen führen, wie früher.

Kaiser Franz, so wenig, als dessen Nachfolger Ferdinand und Franz Joseph, forderte von Metternich keine Rechenschaft für mehr als dreizehn Millionen Gulden, welche bis zum Jahre 1835 durch dessen Hände gegangen waren. Die österreichischen Kaiser deckten alle Verbrechen des Staatskanzlers nicht mit dem Mantel der christlichen Liebe, denn dieser stand ihnen nicht zur Verfügung, wohl aber mit dem schmutzigen Tuche der Mitschuld zu.

*) Siehe oben § 36, S. 378 f.

**) Briefwechsel zwischen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten von G. von Struve, S. 67 ff

†) Briefwechsel, S. 3.

Allein dieselbe deutsche Nation, welche sich in den Jahren 1848 und 1849 gegen ihre Dränger erhob, wird den Muth und die Entschlossenheit zu einer zweiten durchgreifenden Erhebung gewinnen. Mittlerweile sind neue bedeutungsvolle Beweisstücke gegen den Fürsten Metternich zu Tage gekommen, welche über die Verwerflichkeit des österreichischen Regierungssystems und die Heuchelei desselben erschöpfenden Aufschluß geben.

Metternich erklärte in den von seinem Privat-Secretär mitgetheilten und von Doctor Meinhart herausgegebenen Memoiren wörtlich Folgendes:

„Man bedenke doch, daß Oesterreich's Verhältniß zum deutschen Bunde nur ein gemeinsames militärisches Schutz- und Trutzbündniß gegen jeden auswärtigen Feind sowohl, als gegen alle inneren, aus Frankreich nach Deutschland herübergespielten revolutionären Tendenzen und Bewegungen ist, seine innere Politik aber von der des übrigen Deutschland's eine ganz abweichende sein muß, weil Oesterreich in seiner heutigen Zusammensetzung ein vorherrschend magyarisch-slavischer Staat ist, dessen deutsche Bestandtheile wieder durch die italienischen fast ganz im Schach gehalten werden, daher er nur in seinem nicht im rein deutschen Interesse Mitglied des deutschen Bundes geworden ist, weil also Oesterreich kein deutscher, sondern ein slavisch-ungarisch-italienischer Staatencomplex ist, wo jede der ihm incorporirten Nationalitäten die Berücksichtigung ihrer Sonderinteressen fordert und durch keine Sympathie der Sprache, Religion und Sitte mit Deutschland verbunden ist; ein Satz, welcher selbst in Beziehung auf die deutsch-redenden Völker Oesterreich's seine Anwendung leidet."

„Ich wiederhole es daher: eine andere Stellung zu dem deutschen Bunde, als die vorhin erwähnte, kann und wird Oesterreich nie eingehen."

Diese Worte lassen darüber keinen Zweifel, daß, so lange das Haus Habsburg Macht besitzt, die Einheit der deutschen Nation ebenso wohl, als diejenige Italien's und Polen's, ein Hirngespinnst bleiben muß.

Eine zweite Stelle giebt uns Aufschluß über das Verhältniß der österreichischen Regierung zur Religion. Sie lautet wörtlich wie folgt: „Wenn ich also die katholische Politik im Ansehen erhielt, so geschah es nur, weil sie den Autoritätsglauben, ohne welchen eine geordnete Staatshaushaltung nicht denkbar, aufrecht erhält und somit der Damm gegen eine Volksherrschaft ist, die überall früher oder später eintritt, wo der Gehorsam der Kirche aufgekündigt ist; denn nach der geistlichen Obrigkeit wird auch die weltliche ihr Ansehen einbüßen und Anarchie ist die bittere Frucht."

Hier haben wir also mit den eigenen Worten des Apostels der Legitimität den Beweis geführt, daß der österreichischen Regierung die Religion nichts weiter, als ein Mittel zu ihren Zwecken ist. Die Schwachköpfe, welche in den österreichischen Kirchen beten, erfahren auf diese Weise, daß der Glaube, welcher ihnen mit der Muttermilch eingeflößt wurde, nichts weiter ist, als der Gensd'arm, welchen jeder „gute Unterthan" im Herzen haben und ihn abhalten soll, die Missethaten seiner Bedrücker näher in's Auge zu fassen und zu bekämpfen.

Wann werden die gläubigen Christen endlich einmal erkennen, daß Niemand sich herzloser über sie lustig macht, als gerade Diejenigen, welche sich den Anschein der Gläubigkeit geben, um unter diesem Aushängeschilde desto schrankenlosere Willkür üben zu können?

Was Metternich von den Jesuiten dachte, sprach er in folgenden Worten aus:

„Die Jesuiten sind in einem großen Staate, wo das Argusauge der Polizei nicht alle Winkel durchspähen kann, die unentbehrlichsten Werkzeuge der Regierung, weil das Ansehen der Religion ihnen den Weg zur Auffindung aller Familiengeheimnisse anbahnt."

Wer also kein Freund dieser Argusaugen ist, hüte sich vor den Söhnen Loyola's.

Digitized by Google

Die gutmüthigen Seelen, welche noch an die Heiligkeit der Jesuiten glauben, mögen hierdurch erfahren, aus welchen Gründen die Regierungen diesen Orden begünstigen!

Mit einem Regierungssysteme so verruchter Art, wie es in Oesterreich seit Jahrhunderten fast ununterbrochen bestand, ist natürlich keine Art der Freiheit und nicht einmal die Entwickelung der materiellen Quellen des Wohlstands vereinbar. In allen freien Staaten der Erde dient die Presse nicht blos dazu, die ideellen Bestrebungen der Menschheit an das Tageslicht zu fördern, sondern auch die materiellen Interessen derselben zu besprechen. Eine freie Presse macht auf tausend bisher unbenützt gebliebene Hülfsmittel aufmerksam, regt den Unternehmungsgeist der Menschen an, warnt vor Gefahren, eröffnet neue Handelswege und bildet überhaupt den mächtigsten Sporn jedweder Thätigkeit. Die geknebelte österreichische Presse konnte dem Lande diese Vortheile nicht bieten.

Metternich war schlau genug, zu erkennen, daß die öffentliche Meinung ihre Bedeutung habe. Er dachte aber nicht daran, diese durch seine Regierungsmaßregeln zu gewinnen, sondern nur, sie zu ersticken. Er besaß nicht Talent genug, sie, wie in unseren Tagen Napoleon III. zu thun pflegt, durch glänzende Erfolge zu bestechen oder durch seine Soldknechte fabriciren zu lassen. Unterdrückung war das ganze Ziel seines Strebens. Bis zu einem gewissen Grade gelang ihm dieses auch, namentlich in den Jahren 1819 bis 1830. Doch die Juli-Revolution gab seinem Systeme einen Stoß, von dem es sich nie wieder gänzlich erholte.

Wir kommen nun zu dem Dritten im Bunde der Gewaltigen Oesterreich's: Friedrich Gentz. Er war während dieses ganzen Zeitraums der bezahlte Hofsophist der österreichischen Regierung, der die Aufgabe hatte, alle diejenigen Staatsstreiche, welche man nicht vollständig der Oeffentlichkeit entziehen konnte, in das Gewand der Rechtmäßigkeit zu hüllen. Er führte das Protokoll bei den meisten Minister-Conferenzen dieser Zeit und gab den Beschlüssen derselben eine Fassung, welche das größere Publikum über deren eigentliche Bedeutung wo möglich irre führen sollte. In besseren Tagen war er der Meinung gewesen, daß in Oesterreich, wenn es Europa sollte retten und selbst gerettet werden können, kein Stein in dem ganzen Bau seiner Regierung auf dem andern bleiben dürfe. Später entschied er sich aber für das Erhaltungsprinzip. Die Wahl wurde ihm gut bezahlt. Um die Feder für Franz und Metternich führen zu können, mußte er sich auf dieselbe Stufe sittlicher Verkommenheit, wie diese, stellen. Er ging früher als seine beiden Mitarbeiter am Werke des Obscurantismus und Absolutismus, gefoltert von Todesfurcht und Lebensüberdruß, zu Grunde. Er erlebte noch die Juli-Revolution und starb (1832), nachdem er sich überzeugt haben mochte, daß die Verachtung aller Besseren auf ihm ruhe.

Neben Franz I., Metternich und Gentz verdient auch noch Graf Joseph Sedlnitzky genannt zu werden, welcher von 1817—1848 an der Spitze der österreichischen Polizei stand. Hormayr nennt ihn „einen Jammerpudel, der schon als junger Kreishauptmann wegen Unfähigkeit, Trägheit und Eigenmacht zweimal von Amt und Gehalt längere Zeit suspendirt, aber doch wieder der wichtigste Mann in Wien geworden sei, als das vor keiner Unthat erschreckende Haupt der geheimen Polizei und der verderblichste Wehrwolf in der Censur."

Eine kräftige Nation würde nimmermehr ein so unwürdiges Joch, wie Franz I. und Metternich es den Oesterreichern auferlegte, ertragen haben; allein die Bevölkerung der österreichischen Monarchie war und ist überall keine Nation. Eine nationale Bewegung kann sie auch niemals wesentlich fördern, insofern dieselbe nicht aus dem tiefern Drange der Freiheit hervorgeht. Jeder einzelnen Nationalität, welche sich rührt, kann das Haus Habsburg immer drei bis vier andere feindlich entgegensetzen. Sobald übrigens das gemein-

same Streben nach Freiheit sämmtliche vom Hause Habsburg geknechtete Nationen ergriffen haben wird, muß die österreichische Monarchie in sich selbst zusammenfallen. Jahrhunderte hindurch ist es den Habsburgern gelungen, die von ihnen unterjochten Völkerschaften und Bruchtheile von Nationen dadurch von jeder fortschreitenden Bewegung abzuhalten, daß es die höher gebildeten Theile des Reiches zwang, auf den Standpunkt der weniger gebildeten herab zu steigen, oder doch sich zu demselben niederzubeugen. Die Jahre 1848 und 1849 und neuerdings 1859 haben übrigens bewiesen, daß das alt habsburgische System des Stillstandes und der Trennung sich nicht mehr lange behaupten lasse.

Die Gründe, wodurch Fürst Metternich die habsburgische Regierungsweise zu rechtfertigen sucht, beweisen haarscharf, daß eine Auflösung der österreichischen Monarchie im Interesse sämmtlicher betheiligten Nationalitäten, insbesondere aber der deutschen dringend nothwendig ist. Eben weil Slaven, Magyaren und Italiener mit Recht verlangen können, im Geiste ihrer Eigenthümlichkeiten regiert zu werden, ist die Trennung derselben von den deutschen Provinzen des Hauses Habsburg die unabweisliche Voraussetzung einer vernünftigen Regierung. Hierbei sind nicht blos die österreichischen, sondern auch alle übrigen Provinzen Deutschland's interessirt. Unser Vaterland kann nie eine Einheit bilden, so lange es noch eine österreichische Monarchie gibt. Ein halbes Jahrtausend hindurch hat Deutschland durch seine Verbindung mit dem Hause Habsburg und dessen nicht-deutschen Provinzen gelitten. Es ist jetzt, nach allen diesen Leiden, aufgefordert, einmal zu handeln, das unselige Band zu zerreißen, welches ungleichartige Theile mit einander verbindet und gleichartige von der ihnen nothwendigen Verbindung zurückhält.

Nimmermehr wäre Deutschland während der Jahre 1815 bis jetzt (1859) auf seiner Bahn der Entwickelung so furchtbar gehemmt worden, hätte nicht das Haus Habsburg mit allen seinen nicht-deutschen Provinzen einen Druck zugleich auf seine und alle übrigen deutschen Länder ausgeübt, welcher jeden kräftigen Fortschritt unmöglich machte. Der deutschen Nation wäre die Schmach der Karlsbader und Wiener Beschlüsse nicht auferlegt worden, hätte nicht das Haus Habsburg denselben durch eine Bevölkerung von fünfunddreißig Millionen, von welchen nur der fünfte Theil deutsch ist, einen ungebührlichen Nachdruck verliehen.

Die Klein-Deutschen bildeten sich ein, Deutschland von dem auf ihm ruhenden österreichischen Alpe befreien zu können, indem sie die deutschen Provinzen Oesterreich's vom Gesammt-Vaterlande los schieden. Welcher Unsinn! Deutschland würde dadurch nicht vereinigt und erhielte in dem ungeschwächten Oesterreich weder einen Freund, noch einen Verbündeten, sondern nur einen Gegner, welcher im Interesse seiner slavischen, italienischen und magyarischen Bevölkerung noch heftiger, als bisher, gedrängt würde, Deutschland von jeder freien Entwickelung abzuschrecken. Ueberdies würde sich das Haus Habsburg eine derartige Ausweisung aus Deutschland gutwillig niemals gefallen lassen. Greift man aber zum Schwerte, so hat die Partei der Freiheit nur insofern Hoffnung auf einen dauernden Sieg, als alle Völker Mittel-Europas an dem Kampfe Theil nehmen. In diesem Falle werden Italiener, Polen, Magyaren und alle übrigen vom Hause Habsburg unterjochten Völkerschaften mit der deutschen Nation gemeinsame Sache machen, wenn diese ihnen zu einer nationalen Existenz zu helfen bereit ist. Außerdem aber werden sie sich, wie in den Jahren 1848 und 1849, nur zu gern zur Unterdrückung der Deutschen gebrauchen lassen. Halbe Maßregeln führen bei großen nationalen Bestrebungen nie zum Ziele.

Die österreichische Monarchie ist in Folge des abstumpfenden und niederdrückenden Einflusses, welchen das Haus Habsburg auf dieselbe ausübte, weit hinter ihren westlichen und nördlichen Nachbarstaaten zurückgeblieben. Die politische Erstarrung, die Unwissen-

heit und durchschnittlich selbst die Armuth der unter dem habsburgischen Joche schmachtenden Völker war in den Jahren 1815 bis 1830 so groß, daß denkende Reisende, welche Gelegenheit hatten, das Land genau zu beobachten, darüber in Erstaunen geriethen. Die Indolenz, in welche alle Theile der Monarchie versanken, erstreckte sich auf alle Gebiete menschlicher Strebung. In den Jahren 1815 und 1816 hatten die Oesterreicher wieder zu hoffen gewagt. Die Stände von Steiermark und Tyrol trugen Bitten vor, die Salzburger legten ihre Beschwerden in einer Klagschrift nieder (12. November 1816). Doch bald änderte sich dieses. In allen Provinzen wurden die freisinnigen Statthalter durch Finsterlinge und Tyrannen ersetzt. Die letzten Ueberreste freisinniger Einrichtungen aus der Josephinischen Zeit wurden beseitigt. Censur und Polizei, gestützt auf Gensd'armerie und stehende Heere, drückten jede freie Regung im Volke gewaltsam nieder. Wo sich die Völker das ihnen auferlegte Joch nicht ruhig gefallen ließen, wurden Untersuchungen durch feile Gerichte eingeleitet und Tausende in die Gefängnisse geworfen. Eine Nationalität wurde immer durch die Soldaten der anderen nieder gehalten. Denselben Druck, welchen Oesterreich auf Deutschland, übte es auch auf Italien aus. Wie in unserem Vaterlande die Könige von Preußen und Baiern, so gaben sich in Italien die Könige von Neapel und Sardinien dazu her, dem österreichischen Absolutismus Schergen-Dienste zu leisten. Die Frage ist: soll die Menschheit und namentlich ganz Mittel-Europa im Takte des Hauses Habsburg, oder soll dieses im Takte Mittel-Europa's einherschreiten? Die nächste Völkerbewegung wird diese Frage beantworten. Dreiunddreißig Jahre vergingen, bevor auch nur ein Theil der österreichischen Völker zur Erkenntniß seiner Lage gelangte. Vielleicht werden nach den Erfahrungen der Jahre 1848 und 1849 noch einige Jahre vergehen, bevor die Völker sich auf einen höhern politischen Standpunkt, als damals, emporgeschwungen und neuen Muth gesammelt haben werden, allein die Zeit wird kommen, da das Haus Habsburg den Gang der Entwickelung Mittel-Europa's nicht mehr wird aufhalten können. Es wird und muß die Früchte der Saaten erndten, die es unter seine Völker ausgestreut hat. Die Beamten, welche es nur zu Maschinen dressirt hat, werden sich nicht zu helfen wissen, sobald sie, statt einem knieenden, einem aufrecht stehenden und drohenden Volke werden gegenübertreten sollen. Die Diener fremder Nationalitäten, welche absichtlich als Werkzeuge zur Unterdrückung auserkoren wurden, werden im Augenblicke der Gefahr keine sittliche, keine geistige Gewalt auf die Massen ausüben können. Ein kräftiger Schlag, welcher die Wiener Staatsmaschine trifft, wird das ganze künstliche Räderwerk des österreichischen Despotismus in Unordnung bringen. Die dem österreichischen Volke eingetrichterte und eingeprügelte Gehorsamspflicht wird sich dann in der Unselbständigkeit und Hülflosigkeit der Massen und in der Ungunst der gedrückten, niederen Beamten kund thun.

Wie alle Nationalitäten, so unterdrückten sich gegenseitig auch alle Stände, alle Körperschaften im Schooße der österreichischen Monarchie. In keinem christlichen Staate Europa's befanden sich die bevorzugten Stände in einer so wenig beneidenswerthen Stellung, als in Oesterreich. Das mißtrauische Auge der Regierung lastete mit gleicher Schwere auf Civilbeamten und Militärpersonen, auf Adeligen und Geistlichen. Niemand, so hoch seine Stellung im Dienste oder so günstig seine persönliche Lage, war seiner Freiheit sicher, falls er es wagte, seinen eigenen Weg zu gehen, falls er nicht mit den Wölfen heulen wollte.

Den schmutzigsten Leidenschaften, der gemeinsten Liederlichkeit mochte Adel und Beamtenstand ganz öffentlich fröhnen. Dagegen schritt die Regierung im Interesse der Sittlichkeit niemals ein. Allein Censur und Polizei, die quälendsten Bestimmungen über

Privat-Unterricht und Paßwesen drückten auf Adel und Beamtenstand nicht minder schwer, ja oft noch schwerer, als auf Bürger und Bauern.

Kein Gesetz und keine Gewohnheit der Milde schützte den Beamten gegen willkürliche Mißhandlungen von Seiten seiner Vorgesetzten, oder den Adeligen vor den Mißhandlungen der Beamten. Die alten ständischen Vorrechte des Adels, welche zuerst von Ferdinand II. untergraben und später von Joseph II. vernichtet worden waren, blieben aufgehoben. Der Form nach bestand zwar in allen Provinzen (außer Görtz, Istrien und Dalmatien) eine ständische Vertretung; sie wurde sogar in den rückerworbenen Provinzen Tyrol und Vorarlberg (1816), in Galizien (1817), in Krain (1818) und in Salzburg (1826) wieder eingeführt. Allein die Zusammensetzung der ständischen Versammlungen und die denselben zugetheilten Rechte waren so beschaffen, daß für die Sache der Freiheit und des Rechtes kein Vortheil von Erheblichkeit daraus entspringen konnte. In Vorarlberg gibt es keinen Adel, in Tyrol sind die vier Stände gleich stark vertreten. Im Schooße aller übrigen Ständeversammlungen besaßen Adel und Geistlichkeit durchschnittlich drei Viertheile der Stimmen. Zu Gunsten der Gesammtheit ließen sich daher schon aus diesem Grunde keine Beschlüsse erwarten. Der Geschäftskreis dieser Ständeversammlungen ging über Landpolizei, Rekrutenaushebung, Vertheilung und Beitreibung der Steuern nirgends hinaus. Selbst das Recht der Bitte, welches ihnen dem Namen nach zustand, wurde ihnen dermaßen verkümmert, daß sie es für klüger fanden, davon keinen Gebrauch zu machen. Sie erfuhren bald, daß eine von ihnen vorgetragene Bitte der Nichterfüllung gewiß sei und daß die Bittsteller froh sein mußten, falls sie mit einem bloßen Verweise davon kamen. Die Stände von Ungarn wurden im Laufe von vierzehn Jahren (1811 bis 1825), diejenigen von Siebenbürgen in dreiundzwanzig Jahren (1811 bis 1834) nicht berufen. Hätten die Mitglieder der verschiedenen Ständeversammlungen Kraft und Entschlossenheit besessen, wären sie aller Orten vom Geiste der Freiheit beseelt gewesen, so hätten sie ungeachtet aller dieser Beschränkungen und Hemmnisse dennoch etwas zu leisten vermocht. Allein viele der Besseren zogen sich in Groll und Unmuth von denselben zurück. Speichellecker und Knechtseelen benützten dieselben, um sich der Regierung durch ihre unterwürfigen Gesinnungen bekannt zu machen. Erst in den vierziger Jahren entwickelte sich einige Lebenskraft im Schooße derselben, welche bewies, daß es immer unklug und gewissenlos ist, auch den schwächsten Hebel politischer Freiheit unbenützt zu lassen, indem derselbe durch ausdauernde Kraftanstrengung gestärkt werden kann.

Wie der Adel, so hatte auch die Geistlichkeit denjenigen wohlthätigen Charakter, den sie in früheren Jahrhunderten gehabt haben mochte, vollständig verloren. Keine andere Macht war ihr geblieben, als dem Volke, wie Kaiser Franz und sein Erzieher Colloredo sich auszudrücken pflegten, einen Kappzaum anzulegen. Ein Pfarrer, der es gewagt hätte, unter seiner Gemeinde den Samen sittlicher Freiheit, erleuchteter Gewissenhaftigkeit und selbstbewußter Menschenwürde auszustreuen, wäre schnell von seinem Posten entfernt worden. Seine Aufgabe war, dieselbe stumpfsinnige Unterwürfigkeit, wie gegen die Kirche und die Religion, so auch gegen den Staat und die Obrigkeit einzuschärfen.

Die Kirche als eine Gesammtheit, als eine Macht, war den Habsburgern keine erwünschte Anstalt. Als eine Magd, als ein Werkzeug ihrer Gewalt, welches sich selbst, gleich anderen Unterthanen, ruhig jeden Druck gefallen ließ, war sie dagegen dem Hause Habsburg sehr nützlich. Einen gesicherten Rechtszustand besaß sie in Oesterreich eben so wenig, als Adel, Bürger und Bauern. War man in Finanzverlegenheiten, wie z. B. im Jahre 1809, so hob man Klöster auf; in Zeiten des Friedens beförderte man dagegen Mönche und Nonnen. Vom Jahre 1815 an wurden die Klöster unausgesetzt vermehrt

und begünstigt. Mönche und Soldaten, mönchisch und soldatisch geschulte Beamte sollten Bürger und Bauern in einen Zustand mönchischer Verdummung und soldatischer Unterwürfigkeit versetzen.

In Tyrol fing man 1814 an, die unter Joseph II. verminderten Klöster und Stifte wieder herzustellen. Piaristen, Kapuziner und Franziskaner wurden durch Steuererleichterung begünstigt. Seit dem Jahre 1804 wurden die Volksschulen mehr und mehr unter geistliche Aufsicht gestellt. In Italien, woselbst man der Geistlichkeit nicht traute, verfuhr die österreichische Regierung im Kirchenwesen sehr gewaltthätig. Sie hob im Venetianischen mehrere Bisthümer auf, besetzte andere mit Deutschen und brachte das ganze Kirchenwesen auf österreichischen Fuß. Es kam darüber zu Streitigkeiten mit dem Pabste, welche jedoch schon im Jahre 1819 ausgeglichen wurden. Die österreichische Regierung förderte jede Art des Aberglaubens, namentlich das Wallfahrten. Sie schenkte (1816) den Redemptoristen oder Ligorianern ein Kloster zu Wien und stellte (1820) in Galizien eine förmliche Ordensprovinz der Jesuiten wieder her. Doch hielt die Regierung mit Strenge auf das placetum regium, d. h. päbstliche Erlasse erlangten erst durch kaiserliche Genehmigung Gültigkeit in Oesterreich. Die Regierung begünstigte zwar geistliche Erziehungsanstalten, beaufsichtigte diese jedoch mit der äußersten Strenge. Sie behielt sich die Besetzung der höheren geistlichen Stellen zum größten Theile vor und konnte durch Entziehung des Staatszuschusses die niederen Geistlichen unter dem Daumen halten, wenn jemals es vorgekommen wäre, daß ein mißliebiger Pfarrer von seinen Vorgesetzten nicht auf Anregung der Regierung beseitigt worden wäre.

Die Protestanten wurden mit Ungunst betrachtet. Da sich aber im Schooße derselben viele befähigte Menschen befanden, konnte die Regierung nicht umhin, sich derselben häufig zu bedienen. Katholische Präsidenten wachten über die Handlungsweise protestantischer Consistorien. Die protestantische Kirche wurde überhaupt nur geduldet, nicht anerkannt. Der Artikel 16 der deutschen Bundesacte galt in Oesterreich ganz eben so wenig, als Artikel 13, 18 und 19. Der Protestant mußte dem katholischen Pfarrer die Stolgebühren ganz eben so bezahlen, als wenn er sich desselben bedient hätte, mußte seine Ehe in der katholischen Kirche aufbieten lassen und durfte auf seinem Todtenbette dem katholischen Seelsorger den Zutritt nicht versagen. Er mußte beim Ankauf von Häusern und Grundstücken, beim Erwerbe von Bürger- und Meisterrechten, von akademischen Würden und Civilämtern Dispens einholen. Auf der Militärakademie in Wiener Neustadt wurde jeder Protestant genöthigt, sich in der katholischen Religion erziehen zu lassen. Unzählige Verordnungen erschwerten den Protestanten jeden Schritt im Leben: den Schulbesuch, den Erwerb von Büchern, namentlich der Bibel, die Eingehung der Ehe mit Katholiken und den freien Verkehr mit dem protestantischen Auslande. In Tyrol wurden Nicht-Katholiken gar nicht geduldet. Vierhundert Zillerthaler mußten auswandern und fanden in Preußisch-Schlesien erst die ihnen in Oesterreich versagte Gewissensfreiheit.

Alle diese Zustände, unter welchen die Protestanten schwer litten, standen im Widerspruch mit dem westphälischen Frieden,*) welcher in sehr bestimmten Ausdrücken derartige Zurücksetzungen verbot und dem Artikel 16 der deutschen Bundesacte. Allein das Joch lastete so schwer auf den Protestanten, daß sie nie sich zu beklagen wagten. Im Schooße des Bundestags fand sich natürlich keine Stimme, die sich ihrer angenommen hätte.

Die Schule konnte unter den bisher geschilderten Verhältnissen nichts weiter sein, als eine Anstalt für mechanische Abrichtung. Der Geistliche führte auf derselben das große

*) Siehe Buch VII., § 44, S. 321.

Wort. Er führte die Aufsicht zugleich über die Schüler und die Lehrer. Das Religionszeugniß war das wichtigste unter den vielen Zeugnissen, dessen der Schüler bedurfte, um vorwärts zu kommen; Heuchelei und Bestechung waren die sichersten Mittel, sich ein befriedigendes zu verschaffen. Um es den Oesterreichern unmöglich zu machen, eine selbstständige Bildung im Auslande zu gewinnen, wurde der Besuch ausländischer Universitäten vollständig verboten, in Italien 1817, in den übrigen Provinzen 1819. In Ungarn wurde der letzte Rest dieser Freiheit (1830) zurückgenommen. Der Unterricht durch Privatlehrer wurde außerordentlich erschwert.

Derselbe Druck, wie auf der Schule, lastete auf der Literatur. Viele der trefflichsten Schriftsteller wurden theils gänzlich verboten, theils nur in verstümmelten Ausgaben geduldet. Es erstarb in Folge aller dieser Maßregeln nicht blos alle schöpferische Kraft auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, sondern auch aller Sinn für dieselben, alle Gelehrsamkeit und Kunstfertigkeit. Die einzigen Künste, welche eine theilweise Ausnahme machten, waren Tanz- und Tonkunst, weil die Regierung in denselben ein Mittel erkannte, auf die Sinnlichkeit des Volkes einzuwirken.

Eben so schlecht, wie die ideellen, wurden die materiellen Interessen der Oesterreicher gehegt. Nach einem schmählichen Staatsbankerotte betrug im Jahre 1815 die Summe des umlaufenden Papiergeldes nach dem laufenden Course siebenhundert Millionen Gulden. Vor 1816 bezahlte der Staat für seine Schuld jährlich fünf Millionen dreimalhundert einundneunzigtausend Gulden Conventionsmünze; im Jahre 1831, nach fünfzehn fast ununterbrochenen Friedensjahren, einundzwanzig Millionen, 1842 neunundvierzig Millionen! Dahin hatten nicht endende Lotterie- und andere auf die Gewinnsucht des Volkes berechnete Operationen geführt!

Ungeachtet sich Oesterreich, dem Artikel 19 der deutschen Bundesacte zuwider, gegen Deutschland durch Zolllinien abschloß, verstand die Regierung nicht, die im Innern des Landes stehenden Zollschranken zu entfernen. Selbst nachdem in den Jahren 1825 und 1826 die übrigen Zolllinien abgeschafft worden waren, blieben diejenigen Ungarn's bestehen. Die Handelsstadt Venedig ging unter dem österreichischen Scepter ihrem Untergange mit raschen Schritten entgegen. In vierzehn Jahren (von 1814 bis 1828) nahm die Bevölkerung der Stadt um ein Drittheil ab, ein zweites Drittheil lebte von fremder Unterstützung. Im Jahre 1816 befanden sich im Hafen von Venedig acht Linienschiffe und sieben Fregatten. Die österreichische Regierung ließ sie verfallen. Kein Land Europa's, selbst Rußland und die Türkei nicht ausgenommen, machte seit 1815 so geringe Fortschritte, als Oesterreich auf dem Gebiete des Handels und der Schifffahrt.

Trotz der Fruchtbarkeit des Landes und dem milden Klima desselben blieb Oesterreich auch in landwirthschaftlicher Beziehung weit hinter seinen Nachbarländern im Westen und Norden zurück. Die Bodenfläche des Reiches liefert nach dem Urtheile Sachverständiger kaum ein Drittheil desjenigen Ertrages, den sie bei freier Benützung der vorhandenen Kräfte abwerfen könnte. So lange Preußen und Rußland mit Oesterreich Hand in Hand gingen und von französischer Seite her nichts zu befürchten war, mochte das Haus Habsburg seinen Thron für sicher halten. Seit aber Rußland wegen des österreichischen Undankes grollt, Preußen sich von der habsburgischen Vormundschaft befreit hat, Napoleon III. ganz Europa in steter Spannung erhält, und die Nationen der Erde anfangen, sich von den Niederlagen der Jahre 1849 bis 1851 zu erholen, rückt der Tag der Abrechnung mit dem Hause Habsburg immer näher. Deutschland und Italien insbesondere, welche so lange Zeit durch das Haus Habsburg in ihrem Entwickelungsgange aufgehalten worden

sind, haben die heilige Pflicht und das unveräußerliche Recht, der österreichischen Monarchie die Einmischung, welche sich diese in ihre Angelegenheiten erlaubt hat, zurückzugeben: Freiheit für Knechtschaft, Recht für Unrecht.

§ 49. Preußen.

Was Du von der Minute ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück.

Im Jahre 1813 stand Friedrich Wilhelm III. thatsächlich an der Spitze der deutschen Nation. Hätte er den in Breslau angeschlagenen Ton festgehalten, hätte er im Streite mit den inneren Feinden dem Volke die Fahne vorangetragen, wie im Kampfe mit den äußeren, hätte er Deutschland vertreten bei den auswärtigen und inländischen Diplomaten, wie bei den auswärtgen und inländischen Generalen, am grünen Tische, wie auf dem Schlachtfelde, dann wäre unser Vaterland nicht unter das Joch der deutschen Bundesacte, der Karlsbader und Wiener Beschlüsse gebracht worden. Es hätte sich im Schooße der deutschen Nation nicht jener tiefe und unüberwindliche Widerwillen gegen seine Fürsten, Adeligen und Pfaffen, gegen Beamten und Soldaten bilden können, welcher früher oder später der Monarchie in Deutschland das Ende bereiten muß. Eine neue, vielleicht lange dauernde Periode constitutioneller Monarchie hätte sich entwickeln können, in deren Schooße Preußen die erste Rolle gespielt hätte. Allein Friedrich Wilhelm III. besaß weder Scharfblick genug, die glänzende Stellung, welche sein Volk für ihn erobert hatte, zu erkennen, noch Kraft und Umsicht genug, von derselben den geeigneten Gebrauch für sich, für Preußen und für Deutschland zu machen. Er ließ sich von Metternich in die Bande des Obscurantismus und Despotismus schlagen, sank auf die Stufe gewöhnlicher freibeutender Fürsten zurück und gab dadurch alle die Vortheile, welche er im Laufe eines Jahres gewonnen hatte, Schritt für Schritt in fünfundzwanzig Jahren einer wortbrüchigen, unfreisinnigen und heuchlerischen Regierung wieder auf.

An der Schuld des Königs hatte jedoch auch das preußische Volk seinen Theil. Es hatte im Kriege große Tapferkeit und warme Begeisterung bewiesen. Im Frieden legte es keine dieser Tugenden an den Tag. Es gab dem Könige nicht denjenigen Sporn, welcher ihn abgehalten hätte, in seine frühere Schlaffheit und Seichtigkeit zurück zu versinken. Es hielt ihm nicht mit Muth und Entschlossenheit die Zusagen der trüben Zeit vor, es gab ihm nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke zu erkennen, daß, wenn auch er, doch nicht die Nation die Periode der Schmach und deren Ursachen, die Zeit des Aufschwungs und dessen Hebel vergessen habe. Das preußische Volk ließ sich den Treubruch seines Königs geduldig gefallen und stieg so mit diesem von dem Ehrenplatze unter Deutschland's Stämmen zu dem Schandplatze herab, den es an Metternich's Kette mehr als ein Vierteljahrhundert hindurch einnahm.

Von dem österreichischen Volke erwartete in Deutschland Niemand ein hochherziges Beispiel. Man wußte, daß es seit zwei Jahrhunderten von Jesuiten oder deren Nachfolgern verdummt und von stumpfsinnigen Fürsten geknechtet worden war. Die kurze Zeit josephinischer Reformen war längst vergangen. Allein den Preußen, den Siegern bei Katzbach und Dennewitz, bei Leipzig und Waterloo traute die deutsche Nation zu, sie würden für Freiheit im Innern mit gleicher Kraft kämpfen, als für Freiheit nach Außen hin. Die deutsche Nation täuschte sich. Sie schlug die politische Bildung der Preußen zu hoch an. Eine Militär-Monarchie ist nicht die Regierungsform, in deren Schooße sich bür-

gerliche Tugend und politische Mündigkeit entwickeln kann. Die Kleinstaaten boten dazu bessere Tummelplätze, als die Großstaaten Deutschland's.

Friedrich Wilhelm, der dritte im Bunde der Stifter der „heiligen Allianz," besaß zwar nicht die Hartherzigkeit, wohl aber die Beschränktheit, den Eigensinn und die Abneigung gegen freie Verfassungen, welche seinem Bundesgenossen Franz I. angeboren war. Mit Alexander I. hatte er dessen Frömmelei und Charakterschwäche gemein. Er besaß aber nicht dessen Scharfblick, dessen diplomatische Gewandtheit und dessen rastlosen Ehrgeiz. Der König von Preußen hatte einen ganz andern Beruf, als der russische Czaar und der Beherrscher des slavisch-magyarisch-italienisch-deutschen Oesterreich's! Weder Alexander, noch Franz vergaß in demselben Maße, wie Friedrich Wilhelm III. die Pflichten, welche die Beschaffenheit seines Landes, der Bildungsgrad seines Volkes und die Macht der Vergangenheit ihm auferlegten.

Wir wollen den häuslichen Tugenden, der ehelichen Treue, der persönlichen Milde Friedrich Wilhelm's III. nicht zu nahe treten. Sie würden denselben vielleicht zu einem wackern Spießbürger gemacht und die Wahl in ein Collegium von Stadtverordneten oder Kirchen-Aeltesten erwirkt haben. Wichtiger für den Geschichtsforscher sind die Regenten-Eigenschaften des Königs. Diese waren leider! ungewöhnlich schwach. Friedrich Wilhelm III. war kein Verschwender und Wollüstling, gleich seinem Vater, aber auch weder ein Feldherr, noch ein Staatsmann, gleich seinem Großonkel Friedrich II. Die kurze Periode, in welcher die Noth ihn drängte, die Zeit von 1808 bis 1815, in welcher er Andere, statt seiner schalten ließ, bietet uns nicht den richtigen Maßstab für seinen Charakter. Die lange Zeit von 1797—1808 und von 1815—1840, die sechsunddreißig Jahre, in welchen nur gewöhnliche Ereignisse auf ihn wirkten, und in welchen er seinen Eigenthümlichkeiten den Zügel schießen ließ, geben den Ausschlag, wenn wir seinen Charakter würdigen wollen.

Auf die Periode der Angst und des Schreckens, welche vom Jahre 1806 bis 1813 den König aus seinem Schlaraffenleben empor gerüttelt hatte, folgte die Zeit des stillen Genusses. Friedrich Wilhelm III. besaß nicht Aufrichtigkeit und Edelsinn genug, die errungenen Erfolge Denjenigen beizumessen, welche Gut und Blut, Leib und Leben eingesetzt hatten. Weil er selbst zur Befreiung Deutschland's nichts anderes beigetragen hatte, als daß er über sich ergehen ließ, was er zu hindern nicht stark genug war, bildete er sich ein, oder gab sich wenigstens den Schein, als glaubte er, Gott allein gebühre die Ehre. Es ist dieses ein Kunstgriff, dessen sich zu allen Zeiten undankbare Menschen bedienten, um sich dadurch der Pflicht der Dankbarkeit und der Erfüllung ertheilter Zusagen zu entziehen. Es spricht fürwahr! sehr wenig für Friedrich Wilhelm III., daß er ohne Ausnahme alle Männer, welche einen hervorragenden Theil an den Kämpfen der Jahre 1808 bis 1814 genommen hatten, insofern sie ihrem Charakter treu blieben, entweder als Feinde verfolgte und mißhandelte, oder vollständig ignorirte, des Dienstes entließ und nicht wieder in Thätigkeit setzte. Stein, der Mann, welcher vor allen anderen die erste und kräftigste Anregung zum Widerstande gegen die napoleonische Gewaltherrschaft und zur Belebung des Freiheitssinnes der Nation gegeben hatte, mußte sein Leben einsam auf seinem Gute zu Kappenberg vertrauern, woselbst er (1831) starb. Hardenberg wurde nur beibehalten, weil er sich zum dienstwilligen Werkzeuge nicht blos des Königs, sondern auch des Günstlings desselben Wittgenstein's und sogar des österreichischen Metternich herabwürdigen ließ. Blücher starb, gleich Stein, im Privatstande, auf seinem Gute zu Krieblowitz bei Breslau (im Jahre 1819). Bülow-Dennewitz, Kleist-Nollendorf, York-Wartenberg, Grolmann, selbst Gneisenau, alle die Helden des Befreiungskrieges galten nichts mehr am Hofe des

Königs, nachdem sie diesem ihre unsterblichen Dienste geleistet hatten. Arndt, Jahn, die Gebrüder Welker, Görres, Mühlenfels und unzählige andere, welche einen mehr oder minder hervorragenden Theil an den Freiheitskämpfen der Jahre 1813 bis 1815 genommen hatten, wurden als Demagogen und Störefriede verfolgt und mißhandelt. Die nichtswürdigsten und verächtlichsten Menschen: ein Wittgenstein, Witzleben, Bernstorff, Kamptz, Schmalz und andere führten das große Wort am Berliner Hofe. Wilhelm von Humboldt, Schön, Boyen, Beyme und andere, welche in den Zeiten der Noth ausgeharrt und guten Rath ertheilt hatten, wurden, einer nach dem andern, in aller Stille beseitigt. Der König konnte nur Leute um sich dulden, welche ihn „calmirten." „Calmiren" war ein Lieblingsausdruck Friedrich Wilhelm's III. Er selbst bedurfte der Beruhigung, weil er von Jahr zu Jahr verdrießlicher, ärgerlicher und reizbarer wurde. Die krankhafte Stimmung, in welche er mehr und mehr versank, machte ihm jedes s. g. „Echauffement," welches er an Anderen wahrnahm im höchsten Grade verhaßt. Für „Echauffement" hielt der König aber jeden Widerspruch, welcher ihm entgegengesetzt wurde, jedes Streben, welches ihm nicht zusagte und daher insbesondere jede freiheitliche Bewegung. Im Staat und in der Kirche zu „calmiren" war die große Aufgabe, welche sich Friedrich Wilhelm in den Jahren 1815 bis 1840 setzte. Die Stimmung, in welche der König versank, war derjenigen der ersten Jahre seiner Regierung nicht unähnlich. Der Unterschied zwischen damals und jetzt bestand nur in den äußeren Verhältnissen. In den Jahren 1797 bis 1806 waren es die auswärtigen Angelegenheiten, welche sich besonders geltend machten. Damals war das Loosungswort des Königs: Neutralität, oder mit anderen Worten Unthätigkeit im auswärtigem Kampfe. Das „Calmirungssystem" der letzten fünfundzwanzig Jahre der Regierung Friedrich Wilhelm's III. war dasselbe den inneren Bewegungen des Landes gegenüber. Trägheit, Schlaffheit und Seichtigkeit bildeten die Grundlage der Neutralitäts-, wie der Calmirungsbestrebungen Friedrich Wilhelm's III.

Man mag Morgens früh um 6 Uhr aufstehen und sofort Stiefel und Sporen anziehen und dennoch schlaff und träg sein. Ein König kann im Bette liegend, den Umständen nach, weit thätiger, als in Sporen und Stiefeln sein. Nicht körperliche, sondern geistige Thätigkeit ist es, was ein Land von seinen Regenten verlangt.

Was wir oben*) von dem Prinzipe der Neutralität sagten, gilt mit gleicher Kraft auch von demjenigen des „Calmirens." Als Prinzip ist es immer verderblich, so vortheilhaft es als vorübergehendes Auskunftsmittel sein kann. Preußen, wie ganz Deutschland war in den Jahren 1815 bis 1830 in seinen inneren Angelegenheiten so ruhig, daß es der „Calmirung" durchaus nicht bedurfte. Was ihm Noth that, war die Erfüllung der gegebenen Zusagen von Seiten des Königs. „Calmirung" war nur nothwendig, wenn man das Volk durch Treubruch „echauffirte."

Die Gräfin Auguste von Harrach, welche Friedrich Wilhelm III. (9. November 1824) in morganatischer Ehe unter dem Titel einer Fürstin von Liegnitz sich vermählte, verstand es zwar, den König etwas zu „calmiren." Auf die Politik übte sie und ihre „Calmirung" jedoch keinen Einfluß. Der Widerwille gegen jede Regung der Freiheit blieb dem Könige nach, wie vor.

Alexander von Humboldt „calmirte" auch den König, indem er denselben trefflich zu unterhalten verstand. Allein er vermied es, sich auf das dornenreiche Gebiet des Staats zu wagen und konnte daher zum Besten der deutschen Nation bei Friedrich Wilhelm III. nichts durchsetzen.

*) S. § 37. S. 385.

Theater, Oper und Ballet wirkten gleichfalls „calmirend" auf den König, mehr noch, als die Kirche, welche ihm manches Herzeleid bereitete, weil sie sich nicht so unbedingt, wie der Staat von ihm beherrschen lassen wollte.

Als im Jahre 1812 der General Clausewitz in einem schriftlichen Aufsatze dem Könige eine levée en masse, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung angerathen, hatte Friedrich Wilhelm dazu bemerkt: „Bei einer Nation, die gewitzt ist und Intelligenz hat, geht so etwas zur Noth an; aber bei uns?" Als das Volk sich dennoch später erhob und siegte, wurde Friedrich Wilhelm seines Irrthums nicht inne. Nach, wie vor sprach er davon, daß dem preußischen Volke die zu einer freien Verfassung erforderliche Intelligenz und Gewitztheit abgehe. Dem Könige Friedrich Wilhelm III. fehlte es allerdings an derjenigen Intelligenz, welche erforderlich war, aus Preußen eine constitutionelle Monarchie zu machen, und dadurch das Land seinem Hause auf lange Zeit in erhöhter Macht zu erhalten. Dem preußischen Volke gebrach es dazu nicht an Intelligenz, wohl aber an Entschlossenheit. Hätte es diese besessen, so würde es den König schon gezwungen haben Wort zu halten.

Wenn Friedrich Wilhelm III. im Schooße seines Reiches nicht Menschen gefunden hätte, deren Vortheil es mit sich brachte, die Abneigung des Königs gegen freie Einrichtungen zu stärken und die von ihm ertheilten Zusagen in Vergessenheit zu bringen, so hätte freilich Alles eine andere Wendung genommen. Allein da war noch immer jener „arme güterlose oder verschuldete Adel," von welchem Stein geschrieben hatte: „er ist ungebildet, hülfsbedürftig, anmaßend, er drängt sich in alle Stellen vom Marschall bis zum Posthalter und Stadtinspector, er steht allen übrigen Bürgerklassen durch die Stellen, die er ihm entzieht, durch die Ansprüche, die er anstellt, im Wege, und er sinkt unter sie durch seine Armuth, seine verwandtschaftlichen Verbindungen und seine wenige Bildung herunter."

Dieser erbärmliche Adel konnte allerdings nicht hoffen, unter dem Gesetze der Freiheit alle diejenigen Vortheile an sich zu reißen, welche ihm die unbeschränkte königliche Gnade gewährte, und darum bestärkte dieser nichtswürdige Theil des Volkes Friedrich Wilhelm III. in dem Bestreben, die von ihm früher gegebenen Zusagen zuerst auf die lange Bank zu schieben und dann vollständig zu brechen.

Dem hungrigen Adelstand war das feile und kriechende Beamtenthum und das heuchlerische Pfaffenthum hülfreich zur Seite. Ein Bischof Eylert, welcher von dem Grundsatze ausging, daß die Majestät nicht fehlen könne, war nicht dazu geeignet, derselben das Gewissen zu schärfen, wohl aber, dieses einzuschläfern.

Auch dem Fürsten Metternich würde es nicht gelungen sein, den König in seinen Netzen zu fangen, wenn dieser nicht die Ueberzeugung gehegt hätte, daß man in Wien es am besten verstehe, das Volk unter dem Daumen zu halten, und wenn der König nicht in der Hauptsache eben dieses Streben, wie Franz I., gehegt hätte.

Friedrich Wilhelm, welcher so schwach war, daß er in seiner Umgebung nur „Spucknäpfe seiner Launen" duldete, dem schon die Nähe der Universität peinlich war, konnte eine Ständeversammlung nicht ertragen, welche die Fehler seiner Regierung vor der ganzen Welt bloßgestellt hätte. Friedrich Wilhelm III., welcher durch das Benehmen jedes Menschen, der nicht eine Höflingsnatur besaß, „genirt" und „turbirt" wurde, mußte nothwendig ein ungeheueres Hinderniß bei jeder großartigen Fortschrittsbewegung sein, wie er in solches im Anfange des Jahres 1813 gewesen war. Allein dieselbe Schwäche und Zaghaftigkeit des Charakters, welche den König unfähig machte, eigene Bahnen zu betreten, hätte es den Freunden des Fortschrittes leicht gemacht, ihn zur Ertheilung einer Verfassung zu bringen, falls sie (wie im Jahre 1813) fest zusammen gehalten und einmüthig darauf

gedrungen hätten, daß man der Nation das gegebene Wort halten müsse. Allein schon während des Freiheitskampfes der Jahre 1813 und 1814, beim Friedensschlusse zu Paris und auf dem Wiener Congresse wichen die Rathgeber des Königs von dem Standpunkte ab, auf welchen sie sich in den Jahren 1808 bis 1813 hinangeschwungen hatten. Der größte Theil der Schuld fällt dem Staatskanzler von Hardenberg zur Last. Der maßlose Luxus, dem sich dieser Minister von Jugend auf ergeben, hatte dessen Charakter mehr und mehr entnervt und dessen äußere Stellung wiederholt sehr beengt. Eine Zeit lang wankte er. Ein Besuch, welchen er kurz vor dem Congresse von Aachen dem Fürsten von Metternich auf dem Johannisberge abstattete, entschied über seine Zukunft. Dort wurde wahrscheinlich der Preis festgesetzt, um welchen Hardenberg sich und Preußen an Oesterreich verkaufte. Von dieser Zeit an war es ihm mit der Verfassung nicht mehr Ernst. Was er in Angelegenheiten derselben that, war nur noch Spiegelfechterei.*) Von dieser Zeit an wurde Hardenberg von Wien aus mit Lobpreisungen überschüttet. Die Hoffnungen der Freunde des Vaterlandes schwanden mehr und mehr. Die preußische Regierung begnügte sich nicht damit, die Karlsbader Beschlüsse in's Leben zu rufen. Sie vollzog dieselben ihrer ganzen Strenge nach und ging noch weit über dieselben hinaus. Eine neue Censur-Vorschrift schärfte diejenige des Jahres 1788 (18. October 1819). Die Censurfreiheit der Akademien und der Universitäten, welche in Hannover sogar aufrecht erhalten, wurde in Preußen abgeschafft. Der deutsche Bund schrieb nur für Werke unter zwanzig Bogen, Preußen auch für diejenigen über zwanzig Bogen Censur vor.

Weit schwerer, als in Oesterreich, lastete der Druck von Polizei und Censur in Preußen auf dem Volke. In Oesterreich hatte man wenig oder nichts gehofft, die Massen hatten dort nur geringen Antheil an der Erhebung des Jahres 1813 genommen. In Preußen aber, woselbst das Volk durch königliche Erlasse in die höchste Aufregung und durch königliche Verheißungen zu den großartigsten Hoffnungen gedrängt worden war, wirkte die Wortbrüchigkeit des Königs wahrhaft vernichtend.

Die Provinzialstände, welche der König im Jahre 1823 einführte, erschienen, wie bitterer Hohn im Verhältniß zu den von ihm früher gemachten Zusagen. Enthielten diese eine „zweckmäßig eingerichtete Repräsentation der Nation sowohl in den Provinzen als für das Ganze," welche das Edikt vom 27. October 1810, oder eine Repräsentation des Volkes und eine Versammlung der Landes-Repräsentanten (im Gegensatze zu den Provinzialständen), welche das Edikt vom 22. Mai 1815 verheißen hatte? Keineswegs!! Sogar in dem Edikte vom 17. Januar 1820, worin bestimmt worden war, daß „künftige Schulden nur mit Zuziehung und Gewährleistung der künftigen Reichsständischen Versammlung kontrahirt werden sollten," wurde durch diese neugeschaffenen Provinzialstände stillschweigend auf die Seite geschoben.

Wie nothwendig dem preußischen Staate eine reichsständische Verfassung gewesen wäre, und wie sehr der Staat darunter litt, daß ihm eine solche nicht zu Theil wurde, erhellt insbesondere aus der Betrachtung der Finanzangelegenheiten Preußen's. In Folge des Treubruchs des Königs sank der Credit des Staates so tief, daß eine Anleihe, welche die preußische Regierung in den Jahren 1817 und 1818 zu London im Betrage von fünf Millionen Pfund Sterling aufnahm, bei fünfprocentigen Zinsen nur zu zweiundsiebenzig vom Hundert abgeschlossen werden konnte. Bei der Feststellung der Staatsschulden schämte man sich nicht, diese um sechzig Millionen Thaler höher anzugeben, als sie wirklich war. In der That, eine Regierung, welche den Staatscredit so tief sinken ließ und in Geld-

*) Siehe Gervinus Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts Band II. Seite 587.

angelegenheiten so wenig gewissenhaft war, gab deutlich zu erkennen, daß sie der Controlle des Volkes nicht entbehren könne. Augenscheinlich besaß das preußische Volk nicht zu wenig, sondern zu viel Intelligenz, um sich geduldig eine derartige Finanz-Verwaltung gefallen zu lassen.

Doch das preußische Volk trug mit Geduld den an ihm begangenen Treubruch. Der Staatskanzler von Hardenberg starb im Jahre 1822. Sein Tod vermochte nicht das auf der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's III. und Metternich's ruhende Regierungssystem zu erschüttern.

Um das Volk von unmittelbar praktischen Bestrebungen auf das Gebiet theoretischer Kämpfe hinüber zu ziehen, wurde (1818) der Philosoph Hegel nach Berlin berufen. Dieser Plan gelang der Regierung über alle Erwartung gut. Während in den minder mächtigen Staaten, namentlich in Süddeutschland, die strebenden Geister sich mit Vorliebe auf Staatsangelegenheiten warfen, beschäftigten sich die gebildeten Classen Preußen's und ganz Norddeutschland's mit Hegel'scher Philosophie. Es war dieses jedenfalls weit weniger gefährlich, als die Theilnahme an den Angelegenheiten des Vaterlandes, insbesondere so lange Hegel lebte*) und dessen Philosophie vom Hofe begünstigt wurde. Diese mochte dazu beitragen, die dialektische Kunst und das Denkvermögen ihrer Jünger zu schärfen. Ihr gereicht es durchaus nicht zum Vorwurfe, die Geister in theoretische Bewegung gesetzt zu haben. Zu bedauern bleibt aber immerhin, daß die gebildeten Classen Norddeutschland's sich mehr mit den Theorien Hegel's, als mit den Verheißungen Friedrich Wilhelm's III., mehr mit abstracten, als concreten Dingen befaßten.

Preußen sank in der öffentlichen Meinung eben so tief, als es früher hoch gestiegen war. Niemals wird es die Stellung wieder gewinnen, welche es in den Jahren 1813 und 1814 im Sturmschritt erobert hatte.

Das einzige, was Preußen in den Jahren 1815 bis 1830 für Deutschland leistete, bestand in dem Zollvereine, zu welchem es (1826) den Grund legte. Da dieser übrigens erst später eine gewisse Bedeutung erlangte, werden wir denselben im folgenden Zeitabschnitte**) besprechen.

Schwerlich zog an Preußen jemals eine Zeit vorüber, welche so reich an getäuschten Hoffnungen, an abgeschiedenen, verdrängten und mißhandelten Größen war, als die Zeit von 1815 bis 1830. Doch auch sie hatte gewiß ihre guten Seiten. Sie löschte den Lichtglanz aus, welchen Preußen, vielleicht über Verdienst, um sich gesammelt hatte. Sie bewies der deutschen Nation, daß sie verrathen und verkauft wäre, wenn sie sich jemals der Hegemonie Preußen's in einer anderen, als militärischen Beziehung unterwerfen würde. Sie machte sonnenklar, daß ein Volk militärisch tüchtig und doch politisch sehr unfähig sein könne. Die deutsche Nation wird sich gewiß zu allen Zeiten der Dienste erinnern, welche die preußischen Heere ihr in den Jahren 1813 bis 1815 leisteten, allein auch des schimpflichen Joches, welches das preußische Volk im Dienste seines Königs und des Obscuranten Metternich ihr in den Jahren 1815 bis 1840 auferlegte. Ohne Preußen's Hülfe hätten die Karlsbader und Wiener Beschlüsse weder gefaßt, noch ausgeführt werden können.

*) Er starb 1831.
**) Siehe unten §§ 69—71.

§ 50. Die mindermächtigen Staaten Deutschland's.

Während der Periode der französischen Kriege (1792—1815) war die Zahl der deutschen Landesherren um ein beträchtliches vermindert worden. Die drei geistlichen Kurfürsten, die sieben Erzbischöfe und siebenundvierzig Bischöfe, welche über Land und Leute geherrscht hatten, waren in die Reihen der Unterthanen zurückgetreten. Von den vier weltlichen Kurfürsten, vierundzwanzig weltlichen Fürsten und zweihundertacht Reichsgrafen und Reichsfreiherren des westphälischen Friedens, also zusammengenommen zweihundertsechsunddreißig weltlichen Landesherren, waren in die deutsche Bundesacte nur vierunddreißig aufgenommen worden. Zu diesen kam später noch der Landgraf von Hessen-Homburg hinzu. Von den vierundachtzig Reichsstätten des westphälischen Friedens behaupteten im Jahre 1815 nur vier ihre Unabhängigkeit.

Der Gedanke lag allen mindermächtigen Fürsten Deutschland's daher sehr nahe, es möchte ihnen eines Tages gerade so ergehen, wie den zweihundert mediatisirten Reichsgrafen und Reichsfreiherren. Während der ganzen Dauer des Wiener Congresses hemmte derselbe alle Verhandlungen über die künftige Gestaltung Deutschland's. Eine Zeit lang schwankten die meisten Landesherren, worin sie ihren Stützpunkt suchen sollten: im Despotismus, oder in der Freiheit. Früher oder später wählten die meisten derselben eine sehr krumme Diagonale zwischen beiden Extremen. Sie erkannten die Nothwendigkeit, einen festen Haltpunkt im Schooße ihrer eigenen Unterthanen zu gewinnen. Dennoch widerstanden sie nicht den despotischen Anregungen, welche sie selbst hegten und welche ihnen von Wien, Berlin und Frankfurt a. M. aus zugingen. Sie fügten sich größtentheils sehr gerne in die despotischen Machtgebote der beiden Großstaaten und suchten auf diese den Schein zu werfen, als gingen von ihnen alle freiheitsfeindlichen Bestrebungen aus. In der That waren aber die mindermächtigen Fürsten Deutschland's nicht besser, als Franz I. und Friedrich Wilhelm III. Nicht selten gingen sie sogar in ihren freiheitsfeindlichen und rechtswidrigen Handlungen weiter, als Oesterreich und Preußen wünschten. Sie wurden daher Mitschuldige des Complottes, welches die beiden mächtigsten Fürsten Deutschland's anzettelten, um die deutsche Nation nicht blos aller der ihr in der Bundesacte zugesagten, sondern auch der im Schooße der einzelnen Staaten selbständig begründeten freiheitlichen Rechte zu berauben. Auf diese Fürsten-Verschwörung werden wir im folgenden Paragraphen zurückkommen. Hier genüge es, dieselbe angedeutet zu haben.

Die minder mächtigen Fürsten damaliger Zeit lassen sich in zwei Classen theilen. Die eine umfaßte die von Napoleon vertriebenen und durch den Sieg der verbündeten Mächte wieder hergestellten Landesherren. Zu diesen gehörten Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Hessen-Kassel. Die zweite Classe enthielt die ehemaligen Rheinbundesfürsten, an deren Spitze im Süden die Häuser Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, in Mittel-Deutschland die sächsischen Häuser standen.

Die von Napoleon vertriebenen Fürsten kehrten zurück voll Grimmes, nicht blos gegen Napoleon, sondern auch gegen alle Schöpfungen der französischen Herrschaft. Sie betrachteten sich selbst als Märtyrer der guten Sache und glaubten als solche verpflichtet zu sein, Alles auf den alten Fuß vor der französischen Besitzergreifung zurückzuführen. Gutes und Schlimmes wurde gleichmäßig wieder hergestellt, schädliche und nützliche Einrichtungen der Zwischenregierung ohne Unterschied abgeschafft. Man bedachte nicht, daß ein Bestand von sieben bis acht Jahren Veranlassung zu Vergleichen bieten müsse, welche bei einem so rücksichtslosen Verfahren, wie es die rückkehrenden Fürsten beobachteten, oft zum Nachtheile der wieder hergestellten alten Gesetze ausfallen müßten.

Die ehemaligen Rheinbundesfürsten dagegen befanden sich nach Vertreibung Napoleon's und nachdem ihnen von den verbündeten Mächten ihre Besitzungen verbürgt worden waren, in einer weit günstigeren Lage. Im Schooße ihrer Länder waren unter französischen Einflüssen manche alte Mißstände abgeschafft worden. Man konnte sich sofort mit der wichtigsten Frage des Tages, mit derjenigen der neuen Staatsverfassung, beschäftigen, während die wiederhergestellten Fürsten und deren Länder Jahre brauchten, um nur über die Schwierigkeiten hinweg zu kommen, welche die Abschaffung der französischen Einrichtungen in ihrem Gefolge hatte.

Das erste Land, welches eine neue deutsche Verfassung (unterm 1. September 1814) erhielt, war Nassau. Noch vor dem Erscheinen der deutschen Bundesacte octroyirten die Herzoge Friedrich August von Usingen und Friedrich August von Weilburg ihren Ländchen eine Verfassung, welche zwei Kammern einsetzte. Die Herrenbank, welche der Abgeordneten-Kammer an die Seite gesetzt wurde, konnte jeden Fortschritt in volksthümlicher Richtung hemmen, indem sie ein eben so großes Gewicht in die Waagschale des Staates warf, als die letztere. Eine geringe Anzahl Adeliger mit einem verhältnißmäßig beschränkten Vermögensbestande erhielt also gleiche Bedeutung vor dem Gesetze, als das ganze Volk von Nassau, welches damals schon nahezu viermalhunderttausend Menschen zählte. Welches der eigentliche Zweck dieser Verfassung gewesen war, zeigte sich schon bald, indem der Herzog Wilhelm, welcher den beiden oben genannten Herzogen nachfolgte (1816 bis 1839), mit Hülfe seines Ministers, des Freiherrn Ernst Marschall von Biberstein, die gesammten Domänen des Landes, deren jährlicher Ertrag sich auf zwei Millionen Gulden belief, dem Lande raubte und zu seinem und seiner Familie Privatvermögen zog. Von vorn herein setzte sich die nassauische Herzogsfamilie durch diesen Gewaltstreich in ein Verhältniß offener Feindschaft zum Lande. Vergebens legten alle unabhängigen Abgeordneten Verwahrung gegen diesen Raub ein. Die Herrenbank, welche der Krone näher stand, als dem Volke, vereitelte jede Beschlußfassung, welche dem Lande seine Domänen hätte wieder verschaffen können. Der Domänenstreit, welcher im Jahre 1848 durch die Zugeständnisse des Herzogs erledigt schien, dauert nach deren Zurücknahme bis zum heutigen Tage fort. Im Vergleich zum Domänenraube erschienen alle übrigen Schandthaten der nassauischen Regierung, z. B. der Verkauf eines Regimentes Soldaten an Holland, die willkürliche Erhebung von vier Steuersimpeln (7. August 1816), die Verschleuderung von Staatsgeldern und Staatsdomänen, als Kleinigkeiten. Ein Rechtszustand war unter solchen Verhältnissen im Nassauischen eine Unmöglichkeit. Der allgewaltige Minister von Marschall herrschte im Lande gleich einem Satrapen. Ihm zur Seite stand der Präsident Ibell. Der Letztere verlor zwar bald, nachdem der Apotheker Löhning einen verunglückten Mordversuch gegen denselben gemacht hatte, sein Amt (Anfangs 1820). Allein Marschall behauptete sich nicht blos in seiner Ministerstelle, sondern auch im Besitz der ihm zum Lohne für seine Missethaten vom Herzoge geschenkten Domäne Hahnstätten, welche nach seinem Tode auf seinen ältesten Sohn überging.

Dem Herzoge von Nassau gelang es, die von seinen Vorfahren octroyirte Verfassung dem Lande aufzudringen. Nicht so glücklich war der König Friedrich von Würtemberg. Als dieser einer auf den 15. März 1815 zusammenberufenen Ständeversammlung eine von ihm entworfene Verfassung vorlegte, und den Saal verließ in der Ueberzeugung, daß Niemand dagegen Einsprache erheben würde, legten die Stände fast einstimmig dagegen Verwahrung ein. Der König starb, bevor der Streit erledigt war. Sein Nachfolger Wilhelm, damals nächst dem Großherzog von Sachsen-Weimar der freisinnigste Fürst Deutschland's, versuchte umsonst, die Stände zu versöhnen. Seine Bemühungen schei-

terten an der Halsstarrigkeit der Schwaben, welche so lange fortdauerte, bis die Zeiten sich höchst ungünstig gestaltet hatten. Als endlich die Besorgniß nahe rückte, fortgesetzter Eigensinn möchte Würtemberg um jede Verfassung bringen, nahmen die Stände den dritten der ihnen vorgelegten Verfassungs-Entwürfe (25. September 1819) an. Hätten sie früher zugegriffen, oder sich minder halsstarrig erwiesen, so wäre die Verfassung weit freisinniger ausgefallen. König Wilhem hatte in den ersten Jahren seiner Regierung guten Willen. Lange Zeit war die würtembergische Stimme am Bundestage, welche der Freiherr von Wangenheim vertrat, die freieste, die sich dort vernehmen ließ. Später freilich änderte sich dieses. Der König wurde des Widerstandes gegen die Zumuthungen von Oesterreich und Preußen müde und trat in das breite Geleise fürstlicher Erbärmlichkeit ein. Er bewies, daß eine ungewöhnliche Kraft, welche er nicht besaß, dazu erforderlich sei, als deutscher Fürst, auch nur verfassungstreu, geschweige denn im Geiste des Fortschrittes und der Freiheit zu regieren.

Nach der neuen Verfassung trat der erste Landtag am 15. Januar 1820 zusammen. Der zweite versammelte sich am 1. December 1823, der dritte am 1. December 1826. Ein außerordentlicher Landtag wurde auf 15. Januar 1828 einberufen. Auf allen diesen Landtagen wurde sehr viel geschwätzt, manche kleine Verbesserung eingeführt. Der durch die Karlsbader Beschlüsse auf ganz Deutschland lastende Druck lähmte auch das politische Leben im Würtembergischen. Die großen Fragen, von welchen die Wiederbelebung des deutschen Geistes abhängig waren, blieben unberührt. Die kleinen Gegenstände, welche zur Berathung kamen, haben kein geschichtliches Interesse.

Allmählig erhielten die meisten kleinen Staaten Deutschlands schriftliche Verfassungen, in welchen übrigens immer dem Adel ein unverhältnißmäßig großes Gewicht verliehen wurde, und welche unter dem Drucke der Karlsbader Beschlüsse einer freien Entwickelung unfähig waren.

Für diese Verfassungen gebührt den deutschen Fürsten sehr wenig Dank. Keiner, mit alleiniger Ausnahme des Großherzogs von Sachsen-Weimar, wurde durch edle Beweggründe zu deren Erlassung getrieben. Die „Landesväter" wurden nur bestimmt durch Rücksicht auf ihren persönlichen Vortheil. Solange erwartet wurde, daß Preußen ganz Deutschland mit der Gründung einer freien Verfassung vorangehen würde, war der König von Baiern entschieden gegen die Erfüllung des Artikels 13 der deutschen Bundesacte. Als er aber erkannte, Preußen neige sich dem Absolutismus mehr und mehr zu, hoffte er, an die Spitze der mindermächtigen deutschen Staaten treten zu können, indem er sich auf die Seite der constitutionellen Monarchie wende. Der Großherzog Karl von Baden, dessen Main- und Tauberkreis Baiern sofort an sich reißen und dessen ganzes Land es den Markgrafen von Hochberg entziehen wollte, sah nur in der Verfassung ein sicheres Mittel, die Pläne seines Schwagers in München zu vereiteln. In Würtemberg gelang eine Vereinbarung zwischen König und Ständen erst, nachdem die Verschwörung der Fürsten im Begriffe stand, zu Karlsbad loszubrechen, nach einem fünfjährigen erbitterten Kampfe (1814—1819).

Nirgends in Deutschland konnte sich ein festes Rechtsbewußtsein bilden. Die deutsche Bundesacte stand im Widerspruche mit den Karlsbader Beschlüssen. Diese hingen gleich einem Damoklesschwerte über sämmtlichen Verfassungen Deutschlands. Wenn sie diese nicht gänzlich zertrümmerten, so bedrohten sie dieselben doch unausgesetzt und vernichteten wenigstens viele der wichtigsten Bestimmungen derselben, namentlich die Preßfreiheit, die persönliche Freiheit, das Petitionsrecht, die Freiheit der Versammlung u. s. w. Wie neben der Bundesacte der Bundestag, so entwickelte sich in jedem einzelnen Staate Censur und Polizei zum Organe der Gewalt, welches jeder Bestimmung der Verfassung Hohn sprach.

Bevor in irgend einem Staate Deutschland's das Verfassungsleben feste Wurzeln schlagen konnte, war der Samen der Verfassungswidrigkeit schon aller Orten von Seiten der Machthaber ausgestreut. Derselbe ging im Schooße des habgierigen Adels, des tückischen Pfaffenthums und des feilen Beamtenthums üppig auf und erstickte die jungen Keime des Verfassungslebens, bevor sie sich kräftig entfalten konnten.

Außer denjenigen Hemmnissen, welche der Bundestag dem deutschen Verfassungsleben bereitete, waren die meisten Einzelnregierungen darauf bedacht, in die junge Pflanze den Wurm des Verderbnisses auf die eine oder die andere Weise hineinzulegen, sei es durch ein Adels-Edict, wie in Baden, oder durch ein Religions-Edict und Concordat, wie in Baiern, oder durch ein unsinniges Sträuben gegen jeden durch die Zeit gebotenen Fortschritt, wie im Königreich Sachsen, Mecklenburg, Hannover und Holstein. In manchen kleinen Staaten ließ man, wie in Oesterreich und Preußen, den Artikel 13 der deutschen Bundesacte gänzlich unerfüllt, so z. B. in Oldenburg. Die Fürsten gingen nur darauf aus, sich soviel als möglich von den Ständen unabhängig zu machen und bedienten sich zu diesem Behufe nicht selten der verworfensten Mittel.

In manchen Ländern hatte der in Wien getriebene Seelenhandel solche Schwierigkeiten hervorgerufen, daß auch wohlwollende Fürsten nicht wußten, wie sie im Kampfe mit denselben dem Artikel 13 der Bundesacte Genüge leisten sollten.

Das kleine Ländchen Oldenburg z. B. bestand aus den alten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, mit mancherlei altgermanischen Einrichtungen und Gesetzen. Dazu kamen die westphälischen Aemter Vechta und Kloppenburg mit westphälischem Rechte, die Herrschaft Jever mit alten Anhalt'schen, später holländischen und noch später französischen Gesetzen, das Fürstenthum Lübeck mit lübischen Rechten und das Fürstenthum Birkenfeld mit dem Code Napoleon! Herzog Peter, der sonst ein ganz wackerer, allein zu alter Mann war, um mit der Zeit gleichen Schritt halten zu können, zögerte bis zu seinem Tode (1829). Sein Nachfolger Paul Friedrich August (1829—1853) war zu gut russisch gesinnt, um eine Verfassung zu lieben. Er zog eiteln Prunk, den Titel und den Hofstaat eines Großherzogs den mühsamen, allein fruchtbringenden Kämpfen verfassungsmäßiger Freiheit vor. Er wartete zwar nicht bis zu seinem Tode, doch bis zu den revolutionären Zeiten des Jahres 1848, bevor er sich entschloß, dem Artikel 13 der deutschen Bundesacte Genüge zu leisten.

Während in den meisten übrigen Staaten Deutschland's die Fürsten, spielten in Mecklenburg die Adeligen die erste Violine. Das Land zerfiel gewissermaßen in ebensoviele souveraine Bezirke, als es adelige Güter gab. Auf den Domainengütern waren die Großherzoge, auf den übrigen Gütern die Grundherren Meister. Die gesetzgebende Gewalt besaß die Ritterschaft nebst einigen von den Städten abgeordneten Bürgermeistern (Landschaft). In Mecklenburg fand sich das ganze Mittelalter in seiner vollen Glorie gewissermaßen in Spiritus aufgehoben. Zwei Großherzoge (von Schwerin und Strelitz) und doch eine unzertrennliche Union beider Herzogthümer! Zwei Monarchen und doch nur eine gesetzgebende Gewalt! Kein Stand war befugt, ohne Zuziehung und Einwilligung des andern eine Verbindung über gemeinsame Interessen zu treffen. Ohne die Zustimmung der Ritterschaft konnte also kein Gesetz erlassen und auf den Rittergütern auch keines vollzogen werden. Symbolzwang in der Kirche, Zunft- und Gewerbezwang in den Städten, Dienstzwang und bis zum Jahre 1820 die eigentliche Leibeigenschaft auf dem Lande, unerträglicher Hochmuth auf der einen, furchtbares Elend auf der anderen Seite, das waren die Früchte der „guten alten Zeit," welche sich nirgends in der Welt so unvermischt erhielt, als in Mecklenburg.

Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft gewann der Bauer wenig, oder nichts. Denn da ihm das von seinen Vorfahren eigenthümlich besessene Land vollständig entzogen wurde und seine Aufnahme oder Beibehaltung inmitten eines Landgutes willkürlich von den Gutsherren verfügt werden konnte, so war er den Launen, Ränken und dem Eigennutze der letzteren schutzlos preis gegeben. Er hatte keine Aussicht auf einen heimischen Heerd, wenn er nicht einen Vertrag abschloß, welcher für eine gewisse Zeit wenigstens die Leibeigenschaft thatsächlich wiederherstellte.

Stein schreibt in dieser Beziehung: „die Wohnung des mecklenburg'schen Edelmann's, der seine Bauern legt, statt ihren Zustand zu verbessern, kommt mir vor, wie die Höhle eines Raubthiers, das alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt."

Es läßt sich denken, daß mit solchen Landständen den Großherzogen die Landesregierung nicht leicht wurde. Der Graf Schlitz-Görtz, selbst ein mecklenburgischer Gutsbesitzer, schildert dieselben, wie folgt:

„Der Geist eines mecklenburgischen Landtags ist bei der Mehrheit keineswegs ein löblicher. Das Interesse der Einzelnen rührt eigentlich nur die, welche in gleichem Falle sich schon befinden oder besorgen, sich einst befinden zu können. Viele sind für alles gleichgültig und werden ohne eigene Selbständigkeit von denen, welche leiten, geschoben. Andere erscheinen nie und überlassen den Kampf den Uebrigen. Die städtischen Landstände, größtentheils Mitglieder der Advocatenzunft, bringen in die Versammlungen ihre Advocatenfeinheiten mit. Eine gewisse vertrauliche, zudringliche Gleichstellung des zweiten Standes raubt der Ritterschaft manchen Vorzug der ersten Stelle bei der Landschaft. Selbst viele der Ritterschaft sind von Advocaten durch Prozesse und Geldmäkelei abhängig und fürchten den übeln Willen ihrer Sachwalter und Geldnegozianten. Der Hof findet in der Mitte der Landtagsversammlung dienstfertige Hinterbringer, eine Rolle, welche vorzugsweise manche Bürgermeister übernehmen."

Dieser Unfug *) dauert denn auch bis zum heutigen Tage unverändert fort. Der Tod des Großherzogs Friedrich Franz I. (1785—1837) änderte nichts an der Sache. Unter dessen Nachfolgern Paul Friedrich (1837—1842) und Friedrich Franz II. (seit 1842) blieb Alles beim Alten. Auf die Bewegung der Jahre 1848 und 1849 folgte in Mecklenburg, wie anderswo, die Reaction, welche noch immer herrscht.

Königreich Sachsen hatte im Frieden das fruchtbarste Ackerland, die Salzwerke und die besten Waldungen verloren, in den Kriegsjahren einen Verlust von hundert Millionen Thalern erlitten. Das gutmüthige Völkchen ließ seinen König nicht entgelten, was es durch dessen Verschuldung ausstehen mußte. Dieselbe Schlaffheit, welche Volk und König abgehalten hatte, im Augenblicke der Entscheidung von Frankreich auf die Seite Deutschland's überzugehen, machte es Beiden unmöglich, vom Despotismus auf die Seite der Freiheit zu treten. Man kam nicht weiter, als daß man die alten Stände der bei Sachsen gebliebenen Theile von Oberlausitz, Merseburg und Naumburg mit der s. g. erbländischen Landschaft vereinigte, ließ aber nach wie vor dieselben in sieben Abtheilungen und mehreren Unterabtheilungen, wie in der „guten alten Zeit," berathen. Das Volk sagte: der Landtag spiele Kämmerchen. Bürger und Bauern waren unvertreten. Der König konnte sich zu keiner durchgreifenden Reform entschließen. Alles blieb beim Alten. Doch das Gebiet und mit diesem die Hülfsquellen des Landes waren fast auf die Hälfte herabgesunken.

Daß die Berufung auf das Alte nichts weiter, als eine Kriegslist zu sein pflegte,

*) Siehe Geschichte der deutschen Höfe von Vehse, Bd. 36.

zeigte sich am deutlichsten in Hannover. Wo das Alte den despotischen Prinzipien der Fürsten entsprach, behielt man es gerne bei; wo es aber kräftige Elemente der Freiheit in sich schloß, wie z. B. in Ostfriesland, schaffte man es in aller Stille ab, gerade so wie man in Nassau das alte Domänenrecht, in Würtemberg die alte Mitverwaltung der Stände beseitigt hatte.

Kein Land bedurfte nothwendiger einer schützenden Verfassung, als Hannover. Denn noch stand es unter der Herrschaft England's, wurde von London aus regiert und hatte im Laufe eines Jahrhunderts die Mißstände seiner Abhängigkeit von diesem Insellande bitter genug empfunden. Allein der hannover'sche Adel fand seine Rechnung dabei, mit der englischen Regierung unter einer Decke zu spielen. Die Regierung des Grafen von Münster, welche von London aus stattfand, artete mehr und mehr in eine heillose Cliquen-Wirthschaft aus. Alle die Mißstände früherer Zeiten, bei welchen sich die Günstlinge des Hofes wohl, das Land aber sehr schlecht befunden hatte, wurden wieder eingeführt. Man verschenkte zwar nur wenige Domänen, allein man verschleuderte deren Erträgnisse, indem man sie zu einem Spottpreise an Begünstigte in Pacht gab. Nach einigen nichtssagenden Vorberathungen (1817 und 1819) vertagte die Regierung die Ständeversammlung (22. Mai 1819) und berief sie nicht wieder. Um jeden Widerstand unmöglich zu machen, erließen die hannover'schen Magnaten (14. Oktober 1819) ein scharfes Censuredict, das den Hannoveranern verbot, auch außerhalb des Landes uncensirte Schriften drucken zu lassen und octroyirten dann dem Lande eine Verfassung (7. December 1819), in deren Folge alles öffentliche Leben in Hannover vollständig versumpfte, bis die Juli-Revolution neues Leben in die hannover'schen Steppen brachte.

Das benachbarte und nahe verwandte Braunschweig hatte in der Schlacht bei Quatrebras (Waterloo) seinen kaum aus der Fremde zurückgekehrten Herzog Friedrich Wilhelm verloren. Derselbe hinterließ zwei Söhne: Karl und Wilhelm, deren ältester erst elf Jahre zählte. Es trat daher eine Vormundschaft ein, welche dem Namen nach der Prinz-Regent, später (seit 1820) König Georg IV. von England, in der That aber der Graf von Münster führte. Dieser ließ die Repräsentation in Braunschweig zuerst den Grafen von Schulenburg-Wolfsburg und nach dessen Tode den Grafen von Alvensleben für zwölftausend Thaler jährlichen Gehaltes als Premier-Minister besorgen. Die Geschäfte führte aber der Geheime-Rath von Schmidt-Phiseldeck für fünftausend Thaler jährlich. In welcher Weise dieses geschah, ist bis zum heutigen Tage noch nicht aufgeklärt, da diese Herren zur Ablage einer Rechenschaft niemals gebracht werden konnten. Zwar erhielt das Land durch die Gnade des Grafen von Münster (25. April 1820) eine Verfassung, über deren Zustandekommen die Welt aber nichts erfuhr, da die Berathung über den vorgelegten Entwurf geheim gehalten wurde. Die Verfassung blieb ein todter Buchstabe. Graf Münster und Schmidt-Phiseldeck regierten das Land, wie sie wollten. Wenn sie für dieses nicht mehr thaten, als für die Erziehung der beiden Prinzen, so verdient ihre Verwaltung gewiß den herbsten Tadel. Ihnen selbst gefiel aber die Landesregierung so wohl, daß sie sich entschlossen, dieselbe um zwei Jahre über die Volljährigkeit des Herzogs Karl hinaus in Händen zu behalten. Nach den Gesetzen des Braunschweigischen Hauses war Herzog Karl nach erfülltem achtzehnten Lebensjahre (am 30. Oktober 1822) berechtigt, die Regierung anzutreten. Mit Mühe gelang es dem Fürsten Metternich, einen Vergleich zu Stande zu bringen, demzufolge der Herzog Karl am 30. Oktober 1823 die Zügel der Regierung ergriff. Dem Rathe des Fürsten zufolge ließ Herzog Karl die Verwaltung seines Landes noch drei Jahre lang in den Händen der früheren Beamten und namentlich in denjenigen des Geheimeraths Schmidt-Phiseldeck. Während dieser Zeit verletzte aber der Herzog nicht

blos den Adel seines Landes, dem er vorwarf, daß er die Unterthanen im Namen der Souveräne zu eigenem Profit bedrücke, sondern überhaupt alle für Sitte und Anstand empfänglichen Menschen dermaßen durch sein herrisches und würdeloses Benehmen, daß sich die freundliche Gesinnung, mit welcher ihm das Volk entgegengekommen war, in eine höchst ungünstige verwandelte. Als er daher nach Ablauf der ihm von Metternich angerathenen Probezeit begann, seine bisher geheim gehaltenen Absichten an den Tag zu legen, hatte er schon ganz Braunschweig, ja! ganz Deutschland wider sich. Die Art und Weise, in welcher er später verfuhr, erregte einen furchtbaren Scandal in der ganzen Welt und begründete die allgemeine Ansicht, der Herzog sei ein leidenschaftlicher Mensch, welcher keine andere Schranke, als die Gewalt anerkenne und von welchem daher das Land nichts Gutes zu erwarten habe.

Der Geheimerath Schmidt-Phiseldeck ahnte, daß der Herzog etwas gegen ihn vorhabe. Er hatte für seine Zukunft gesorgt, indem er sich von Georg IV. zum Minister in Hannover hatte ernennen lassen und reichte daher seine Entlassung ein. Der Herzog verweigerte ihm diese mit gutem Grunde und bestand darauf, daß der Geheimerath ihm zuvörderst von seiner Amtsführung Rechenschaft abzulegen habe. Dessen weigerte sich Schmidt-Phiseldeck und floh aus dem Lande.

Wenn der Herzog den Weg Rechtens gegen Herrn Schmidt-Phiseldeck und den Grafen Münster betreten, hätte er allerdings gegen dieselben nichts ausgerichtet, da beide außerhalb des Bereichs seiner Gewalt waren. Allein er hätte die öffentliche Meinung für sich gewinnen, er hätte die beiden unredlichen Beamten öffentlich brandmarken können, ohne sich selbst zu gefährden. Statt dessen betrieb er den Streit mit seinen beiden ehemaligen Vormündern in leidenschaftlichster Weise, verfolgte Schmidt-Phiseldeck mit Steckbriefen, forderte den Grafen Münster auf Pistolen, verletzte den König von England selbst in höchst unkluger Weise und brachte dadurch den ganzen Adel und alle Fürstenhäuser Deutschland's wider sich auf, ohne im Schooße des Volkes auch nur eine Stimme, die er nicht bezahlte, für sich zu gewinnen. Unter solchen Vorbereitungen überraschte ihn die Juli-Revolution, deren Rückwirkungen, wie wir später sehen werden, seiner Herrschaft ein Ende machten.

Nach welcher Seite wir uns immer wenden, nirgends sehen wir an deutschen Höfen irgend etwas Erfreuliches. Entweder tritt uns ein schändliches Privatleben, oder ein tyrannisches Regierungssystem verletzend entgegen; häufig das eine und das andere. Dieses war namentlich der Fall in Betreff des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen-Kassel (1821 bis 1847). Dieser lebte in wahrhaft empörenden Mißverhältnissen mit seiner Schwester, seiner Gemahlin und seinem Sohne und gab den größten Anstoß durch die Beziehungen, in welchen er mit seiner Maitresse, der Gräfin Reichenbach, stand. An seiner Schwester Maria Friederike, verehelichten Fürstin von Anhalt-Bernburg, ließ er (im Januar 1822) das Verbrechen des Menschenraubes in so brutaler Weise verüben, daß die Unglückliche in dessen Folge wahnsinnig wurde und bis zu ihrem Ende (1840) im Zustande der Geistesstörung verblieb. Mitten im Winter bei strenger Kälte ließ er dieselbe aus ihrem Bette reißen und in nicht einmal nothdürftiger Kleidung von Bonn, also von preußischem Gebiete, nach Hanau, auf kurhessisches (vierzig deutsche Meilen weit) schleppen. Die preußische Regierung war schwach genug, diese Verletzung ihres Gebietes und die an der Nichte des regierenden Königs (die Kurfürstin war die Schwester Friedrich Wilhelm's III.) verübte Gewaltthat hinzunehmen, ohne weder sich Genugthuung, noch dem Opfer des Verbrechens die Freiheit wieder zu verschaffen. Dem ganzen deutschen Vaterlande wurde in dieser Weise gezeigt, daß selbst einer der vielen kleineren Fürsten ungestraft jedes Verbrechen begehen könne.

Die Gräfin Reichenbach-Lessonitz, eine geborene Berlinerin, deren Mädchen-Name Emilie Ortlöpp war, hatte schon in der Zeit des Exils mit dem damaligen Kurprinzen Wilhelm gelebt und ihm geholfen, jene zweimalhunderttausend Thaler Schulden zu machen, welche das Land nachher bezahlen mußte. Sie verschaffte sich bald einen solchen Einfluß auf das Gemüth ihres Buhlen, daß dieser ihr nichts abzuschlagen wagte. Wiederholt fanden zwischen beiden die unanständigsten und gemeinsten, in gegenseitige Mißhandlungen ausartenden Streitigkeiten statt. Um den Kurfürsten in unausgesetzter Aufregung zu erhalten, ließ die Reichenbach ihm Drohbriefe zustellen, welche ihren Zweck nicht verfehlten. Am Ende stellte es sich heraus, daß diese Briefe durch den Oberpolizeidirector Ludwig von Manger, einem besondern Günstling des Kurfürsten, vermittelt worden waren. Dieser mußte als Sündenbock auf die Festung Spangenberg wandern. Die Gräfin Reichenbach behauptete sich aber nach wie vor in der Gunst des Kurfürsten, und verschaffte sich durch dieselbe große Reichthümer, welche auf deren Kinder übergingen. Die Kurfürstin mußte dieses schimpfliche Leben mit ansehen und froh sein, wenn sie nicht dazu noch mißhandelt wurde. Es kam zwischen ihr und ihrem rohen Gatten zu Auftritten der empörendsten Art. Bei einem derselben zog der Sohn zum Schutze seiner Mutter sogar den Degen gegen seinen Vater. Endlich (im Jahre 1841) starb die unglückliche Frau. Der Kurfürst konnte nun die Gräfin Reichenbach ehelichen.

Ein solcher Landesvater hatte natürlich keinen Sinn für ständische Verfassung. Diese kam erst später zu Stande, nachdem die Juli-Revolution Kurhessen in einige Bewegung gesetzt hatte.

Nach mannigfaltigen Schwankungen entschloß sich auch König Max von Baiern, seinem Lande eine Verfassung zu geben (26. Mai 1818). Diese gewährte Gleichheit der Gesetze und vor dem Gesetze, der Beisteuerung und Militärpflicht, Verwandelung der ungemessenen Frohnden in gemessene und Ablösbarkeit derselben; Stände mit dem Rechte des Beiraths, der Zustimmung, der Bewilligung, der Wünsche und der Beschwerdeführung; zwei Kammern, von denen die eine aus zwei Drittheilen erblicher und einem Drittheile lebenslänglich von dem Könige ernannter Reichsräthe bestand, die zweite aus dreifachen Wahlen hervorging, von welchen ein hoher Census den ärmern Theil des Volkes ausschloß. Zugleich mit der Verfassung erschienen zehn Edicte, wovon die meisten, namentlich das zweite (Religionsedict) mit dem Concordat und das dritte (Censuredict) andeutete, daß Pfaffen und Censoren hinfüro die Herren in Baiern sein sollten. Diese Richtung trat noch entschiedener nach dem Tode Maximilian's (1825) unter dessen Nachfolger Ludwig I. (1825—1848) zu Tage. Weder unter Max, noch unter Ludwig konnte sich in Baiern ein freies Verfassungsleben entwickeln. Max ließ nach wie vor seine Minister gewähren, wenn diese ihm so viel Geld schafften, als er zu seinem Privatvergnügen brauchte. Ludwig I. hatte kostbarere Liebhabereien, als sein Vater. Unter seiner Regierung wurden dem Staate weit größere Summen und in weit schreienderem Widerspruche mit der Verfassung entzogen, als unter Max I. Doch war er im eigentlichen Sinne des Wortes kein Verschwender. Die großen Summen, welche er auf seine Bauten und Kunstsammlungen verwendete, gereichten nicht blos Baiern, sondern auch ganz Deutschland zum Gewinne. Seine Vorliebe für das Mittelalter, für Pfaffen und Mönche, Kirchen und Klöster lastete jedoch schwer auf dem Lande, erhielt Alt-Baiern in seinem Stumpfsinne und erschwerte den Bewohnern Franken's und Rheinbaiern's jeglichen Fortschritt. Der Zwiespalt zwischen Mittelalter und Neuzeit, Liederlichkeit und Frömmigkeit, Leichtfertigkeit und Ernst trat nirgends deutlicher zu Tage, als in Baiern unter Ludwig I. Die Katastrophe des Jahres 1848, welche

dem Könige zugleich seine Geliebte, die Gräfin von Landsfeld, und seine Krone kostete, konnte nicht ausbleiben.

Von allen Verfassungen Deutschland's war diejenige, welche der Großherzog Karl von Baden (22. Aug. 1818) seinem Lande gab, unstreitig die freisinnigste. Hätte dessen Nachfolger Ludwig dieselbe redlich gehalten, so hätte sich auf deren Grunde ein befriedigender Rechtszustand entwickeln können. Allein bevor nur die erste Ständeversammlung eröffnet worden war, wurde durch ein Edict, betreffend die Verhältnisse der Standes- und Grundherren, welches Großherzog Karl (23. April 1818) erlassen und Großherzog Ludwig durch ein anderes von weit ausgedehnteren Zugeständnissen (16. April 1819) ersetzt hatte, der Saame der Zwietracht unter das Volk gestreut. Zwar nahm die Regierung das anstößige Edict vom 16. April 1819 vorläufig zurück. Allein sie hatte durch dasselbe den Adel aufgereizt, die darin enthaltenen Zugeständnisse gewissermaßen als ein Recht in Anspruch zu nehmen. Das Vertrauen zu der Regierung wurde erschüttert. Nur zu bald zeigte es sich, daß Großherzog Ludwig der gefährlichste Feind jedweder verfassungsmäßigen Freiheit sei. So lange die Nachfolge im Hause Baden noch im Zweifel befangen war, hielt Ludwig es für klug, die Stände noch einigermaßen zu schonen. Als sie aber mit Hülfe des Kaisers von Rußland den Söhnen aus der Ehe Karl Friedrich's mit dem Freifräulein Geier von Geiersberg, der nachmaligen Reichsgräfin von Hochberg, gesichert worden war, trat der despotische Sinn Ludwig's mehr und mehr zu Tage.

Der Großherzog stand in einem ähnlichen Verhältnisse zu der Katharina Werner, nachherigen Gräfin von Langenstein, wie der Kurfürst von Hessen zu der Gräfin von Reichenbach. Nur war er nicht, gleich jenem, anderweitig vermählt. Dafür begnügte er sich auch nicht mit einer Maitresse, vielmehr führte er einen höchst unanständigen Lebenswandel, welcher verpestend nicht blos auf seinen Hofstaat, sondern auch auf seine ganze Residenzstadt Karlsruhe wirkte.

Unter der Regierung Ludwig's tauchte jener unglückliche Caspar Hauser auf, dessen Schicksal noch immer in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Wir schreiben der Flugschrift: „Caspar Hauser, der Thronerbe Baden's," welche 1845 zu Paris erschien, nicht die geringste geschichtliche Bedeutung zu. Einen ganz andern innern Werth hatte aber jene Denkschrift, welche der berühmte Criminalist Feuerbach über denselben Gegenstand schrieb und der Königin Karolina von Baiern übersandte. In dieser weist der scharfsinnige Verfasser mit schlagenden Gründen nach, daß Caspar Hauser kein uneheliches, sondern ein eheliches Kind war, daß bei dem an ihm begangenen Verbrechen Personen betheiligt waren, welche über große Mittel zu verfügen hatten, daß sich an Caspar Hauser's Leben oder Tod wichtige Interessen knüpften, daß derselbe wahrscheinlich fürstlicher Abkunft war und mit dem Badischen Hause in einer, freilich bis jetzt noch nicht aufgeklärten Verbindung stand. Der Beweis, daß Caspar Hauser der am 29. September 1812 geborene und nach der gewöhnlichen Meinung am 16. Oktober desselben Jahres verstorbene Sohn des Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie gewesen sei, ist übrigens in bündiger Weise nicht hergestellt. Der Glaube an die Rechtmäßigkeit der gegenwärtig in Baden herrschenden Familie mußte übrigens durch das gleich räthselhafte Erscheinen und Verschwinden Caspar Hauser's und die darauf gegründete Ausführung Feuerbach's nothwendig erschüttert werden.

Wäre die Successionsfrage in den Jahren 1815 bis 1818 dem badischen Volke vorgelegt worden, so hätte dieses unzweifelhaft gerade so entschieden, wie die Großmächte Europa's. In unseren Tagen wird es aber kein deutsches Fürstenhaus mehr wagen, die Frage seiner Legitimität vor den Richterstuhl des Volkes zu bringen.

Das benachbarte Hessen-Darmstadt erhielt seine Verfassung am 18. März 1820.

Die mindermächtigen Fürsten hielten es mit wenigen Ausnahmen nicht für klug, so frech als Oesterreich und Preußen den Artikel 13 der deutschen Bundesacte auf die Seite zu schieben. Sie erfüllten denselben, wenn nicht ernstlich, so doch zum Scheine und warfen dadurch die Schuld der Karlsbader und Wiener Beschlüsse zum größern Theile wenigstens auf deren Urheber: Franz I. und Metternich, Friedrich Wilhelm III. und Hardenberg.

§ 51. Die deutsche Nation und der deutsche Bund.

Das deutsche Reich, der aus dessen Trümmern hervorgegangene rheinische Bund und dessen Stützpunkt, das französische Kaiserreich, waren untergegangen. Zwischen der Auflösung der alten Verfassung und der Zeit, da es sich um die Wiederherstellung derselben handelte, lag ein Jahrzehnt voll der bedeutungsvollsten Ereignisse in der Mitte. Eine Rückkehr zu der Vergangenheit war unmöglich. Sämmtliche zwischen Oesterreich, Preußen und den Rheinbundsfürsten abgeschlossenen Verträge schnitten dieselbe vollständig ab. Man mußte also vorwärts gehen, etwas Neues schaffen. Aber was? das war die große Frage, über welche die Diplomaten zu Wien ebensowenig einig waren, als die deutsche Nation selbst.

Wenn wir uns die Bestrebungen und Wünsche der gefeiertsten Freiheitskämpfer damaliger Zeit vergegenwärtigen, so finden wir auch nicht eine einzige Ansicht, welche vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft Anwendung finden könnte. Stein, Arndt und Görres standen zu tief im Mittelalter, als daß sie ihren Zeitgenossen des neunzehnten Jahrhunderts den Weg hätten zeigen können. Wenn einer ihrer Arme vorwärts zeigte, deutete der andere rückwärts. Luden, Oken, Kieser, Fries und Jahn und selbst der entschiedene und thatkräftige Follen standen dem praktischen Staatsleben zu ferne, als daß sie auf dem Boden desselben sich mit Sicherheit hätten bewegen können. Diejenigen Männer, welche vermöge ihrer Berufsarbeiten am meisten befähigt gewesen wären, ein entscheidendes Wort zu sprechen, thaten dieses nicht, wenigstens nicht öffentlich, weil ihr Dienstverhältniß sie hemmte, weil sie mehr Fürstendiener als Staatsbürger waren. Der Franzosenhaß und die Deutschthümelei eines Jahn und eines Arndt konnten dem vernünftigen Menschen ebensowenig zusagen, als der wilde Fanatismus eines Görres, welchem nur die Kraft der Leidenschaft inne wohnte und alle Ruhe und Klarheit fehlte.

Die deutsche Nation war noch nicht zum Verständniß der menschheitlichen Bedeutung der französischen Revolution gelangt. Der Druck des französischen Kaiserthums hatte eine richtige Würdigung der geschichtlichen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit unmöglich gemacht. Franzosenhaß wurde nur zu häufig mit Liebe zum deutschen Vaterlande verwechselt und konnte daher ebensowohl zur Maske reactionärer, als zur Folie freiheitlicher Bestrebungen dienen.

Die Vorschläge, welche die Bannerträger deutscher Freiheit machten, waren mit wenigen Ausnahmen so abgeschmackt, daß es in unseren Tagen nicht mehr noth thut, sie auch nur zu erwähnen. Wir müssen sie vermodern lassen. Sie verdienen nicht wieder ausgegraben zu werden. Der einzige Standpunkt, von welchem aus durchgreifende Verbesserungen hätten angebahnt werden können, die Volkssouveränität, das unveräußerliche Recht einer Nation, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen, ohne sich in diesem Bestreben durch vorgebliche Rechte einzelner Familien oder ganzer Stände beirren zu lassen, — lag jenseits des Gesichtskreises der damaligen Zeit.

Viele der begabtesten und entschlossensten Freiheitskämpfer: Fichte, Scharnhorst und Körner hatten den vollständigen Sieg der Deutschen nicht mehr erlebt. Andere hängten

den Mantel nach dem Winde und gingen aus dem Lager der Nation in die Cabinette und Höfe der Fürsten über oder gedachten nur kleinlicher Standesinteressen, neben welchen das allgemeine Wohl nicht blühen konnte.

Unter den Fürsten Deutschland's fand sich außer dem Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar auch nicht einer, welcher mit redlichem Streben im Geiste des Fortschritts gehandelt hätte, und dieser eine wurde bald eingeschüchtert. Der König Wilhelm von Würtemberg spielte die Rolle der Freisinnigkeit nur, so lange er hoffte, auf den Wogen der Volksthümlichkeit zu höheren Ehren emporgetragen zu werden.

Kaiser Franz, dessen System fertig war, harrte mit Ungeduld des Augenblicks, da er die Larve abwerfen konnte, welche der Drang der Zeiten ihm aufgezwungen hatte, und Metternich sann auf Ränke, mit deren Hülfe er alle übrigen Fürsten Deutschland's zu Mitschuldigen seines Obscurantismus und Despotismus machen konnte. Er sehnte sich nach irgend einer Volksbewegung oder Verschwörung, welche ihm den Vorwand zu den längst von ihm beabsichtigten reactionären Maßregeln hätte liefern können. Allein die Deutschen waren so sehr ermüdet und erschlafft, daß sie ihm auch nicht die geringste Handhabe boten.

In der großen Masse des Volkes zeigte sich kein anderes Bestreben, als die Wunden zu heilen, welche ein langwieriger Krieg und fremdherrschaftlicher Druck aller Orten geschlagen hatte. Nur im Schooße der Hochschulen gährte die Unzufriedenheit sichtbar. Doch die Bewegung, welche von dort ausging, war theils so gelehrtenstolz und deutschthümelnd, theils so schwankend und unbestimmt, daß sie die bestehenden Verhältnisse mit keiner wirklichen Gefahr bedrohen konnte. Eine Bewegung, welche das größte Ereigniß der Neuzeit, die französische Revolution, entweder vollständig ignorirte oder verwarf, welche ihre Stützpunkte im Mittelalter, in der Zeit der Hohenstaufen fand, war so durch und durch abgeschmackt, daß einige Jahre ruhiger Duldung genügt hätten, sie dem wohlverdienten Gelächter preis zu geben. Die Verfolgungen mit welchen sie heimgesucht wurde, gossen den Lichtglanz des Märtyrthums über die Betheiligten aus und bewahrten diese vor einem schmählichen Untergange.

Daß inmitten der Wirrsale der deutschen Turnerei und Burschenschaft der Jahre 1816—1819 schöne Keime lagen, ist nicht zu läugnen. Allein wie hätte eine Bewegung, in welcher ein so verschrobener Kopf, wie Jahn, eine Hauptrolle spielte, in ihrer Gesammtheit aufgefaßt, großartige Resultate haben können? Weltbürgerthum und Franzosenhaß, Freiheit und Kaiserthum, nationale Größe und ständische Zerklüftung, Sittenreinheit und Gelehrtendünkel, Fortschritt und Mittelalter lagen in der Retorte der Burschenschaft neben einander, ohne sich ihrer Unvereinbarkeit bewußt zu werden. Was Wunder, daß die von den Machthabern der Erde, theils zum Scheine, theils im Ernste gefürchtete Genossenschaft spurlos verschwand beim ersten Donnerwetter, welches über sie hereinbrach!

Der Name Burschenschaft blieb zwar noch lange auf deutschen Hochschulen bestehen. Allein nach dem Jahre 1820 fand sich von deren uranfänglichem Geiste wenig, oder nichts. Die Burschenschaften unterschieden sich von den übrigen Studentenverbindungen in keiner wesentlichen Beziehung mehr. Sie fröhnten allen üblichen Fehlern des deutschen Universitätswesens. Sie duellirten, soffen und renommirten; und wenn sie einerseits etwas mehr, als die Corpsburschen auf Keuschheit hielten, schlich sich unter dieselben eine Heuchelei und eine Großprahlerei mit ihren sittlichen und intellectuellen Vorzügen ein, welche den Unterschied zwischen beiden Abtheilungen der Studentenwelt so ziemlich ausglich.

Die Frage, wie es kam, daß alle die großartigen Hoffnungen der Jahre 1813 und 1814 zu Grabe gingen, läßt sich sehr kurz beantworten: die Nation war nicht reif für die

Reformen, welche Noth thaten. Ihre Fürsten waren wider ihren Willen und ohne alles Bewußtsein in den Strudel der Bewegung gezogen worden, und fingen schon sehr bald an, denselben für höchst gefährlich zu halten. Ihre Generale und Offiziere hegten alle die Vorurtheile ihres Standes. Die deutschen Minister waren Staatsdiener vom alten Schlage und begriffen die Pflichten unabhängiger Staatsmänner nicht. Die deutschen Geistlichen waren voll von Köhlerglauben und Unterwürfigkeit oder gewohnheitsmäßiger Heuchelei. Die deutschen Juristen waren mit dem römischen Rechte der Vorzeit besser vertraut, als mit dem deutschen Rechte, welches der Nation fehlte. Die Begriffe auch der edelsten und uneigennützigsten Vorkämpfer für Freiheit und Recht waren so verwirrt und unklar, daß, wenn ein Stein, ein Oken, ein Arndt gehört worden wären, sie es noch schlechter gemacht hätten, als die Diplomaten von Wien. Zwischen Deutschland und Frankreich wäre eine Wildniß (eine Hamme) künstlich angelegt; Franz I. wäre zum deutschen Kaiser erhoben, Frankreich seiner Gränz-Provinzen beraubt, das alte deutsche Reich mit dem Adel der Ostsee-Provinzen und den Republikanern der Schweiz wiederhergestellt worden. Deutschland wäre daher der Feindschaft seiner beiden Nachbarn im Osten und im Westen sicher und ohne Mittel gewesen, sich derselben zu erwehren.

Der deutschen Nation fehlte im Jahre 1815 diejenige politische Vorbildung, welche die Grundlage eines freien Staatswesens ist. Der Kampf war zu kurz, der Sieg zu glänzend gewesen, als daß eine klare Erkenntniß der Sachlage sich hätte entwickeln können, bevor die Umgestaltung Deutschland's vorgenommen wurde.

Eine neue Literatur, ein neues Volksleben, eine neue Generation mußten entstehen, um den Uebergang zur Freiheit zu bahnen. Weit ist es von mir entfernt, die Fürsten von der auf ihnen lastenden Schuld freisprechen zu wollen. Sie hielten der Nation nicht Wort. Sie beförderten nicht den Fortschritt zu freieren Formen und zu einem reinern Leben in Staat, Kirche und Gesellschaft. Allein wenn die Nation die Klarheit, die Kraft, die Entschlossenheit, welche sie im Laufe von fünfundvierzig Jahren erwarb, damals besessen hätte, so wäre der Widerstand der Fürsten mit leichter Mühe niedergeworfen worden.

Die deutsche Nation hatte im Jahre 1815 Dichter und Metaphysiker, Beamte und Höflinge, Adel und Geistlichkeit, Könige und Generale und überdies viele brave, treue, redliche Menschen. Allein aus diesen Elementen läßt sich in unseren Tagen kein freies Staatswesen zusammensetzen. Ihr fehlte eine Geschichte, eine Naturwissenschaft, eine Rechtswissenschaft, ihr gebrach der kühne Forschergeist und noch mehr das kecke Selbstbewußtsein, welches vom Gedanken zum Worte und von diesem zur That schreitet. Die Burschenschaften mit ihrem Köhlerglauben, ihrem Judenhasse, ihrer Verachtung des Bauern und Handwerkers, ihrer mittelalterlichen Sentimentalität und jugendlichen Unerfahrenheit waren so wenig, als ihre gelehrten Professoren geeignet, der deutschen Nation die Bahn einer besseren Zukunft zu brechen. Viele Illusionen mußten schwinden, unzählige Vorurtheile mußten abgestreift, der christlich-germanische und der römisch-kaiserliche Unsinn mußten zermalmt sein, bevor die deutsche Nation der Freiheit fähig war.

Ich kann in das hergebrachte Klagelied über fürstlichen Treubruch nicht unbedingt einstimmen. Die Hälfte der Schuld lastete auf dem Volke. Hätte die deutsche Nation die erforderliche Reife des Urtheils und Entschlossenheit besessen, so hätte sie die meineidigen Fürsten gezüchtigt. Bevor sie dieses gethan haben wird, muß sie selbst gezüchtigt werden, damit sie durch Schaden klug werde! Die deutsche Nation war aber in den Jahren 1848 und 1849 noch nicht zur Erkenntniß ihrer Lage und zum Entschlusse gekommen, diese durchgreifend zu verbessern. Nur sie selbst kann dieses thun. So lange sie die schweifwedelnden Höflinge und Beamten, die tückischen Pfaffen, den herrschsüchtigen Adel und die

von den Fürsten zu unbedingtem Gehorsam verpflichteten Klopffechter duldet, wird sie nie aus ihrer Erniedrigung zu selbständiger Macht und Freiheit hervorgehen.

Eine Periode der Herabwürdigung, wie sie auf Deutschland lastete vom Zwischenreiche bis zum westphälischen Frieden, von diesem bis zur französischen Revolution und dann von 1792 bis 1812 läßt sich mit allen ihren Folgen nicht in zwei Jahren abschütteln. Allein es war doch traurig, daß, als Thibaut (1814) auf ein allgemeines bürgerliches Recht in Deutschland antrug, unser Vaterland sich in zwei Lager spaltete, wovon eines unter Savigny's Führung nicht blos seiner Zeit, sondern gewissermaßen jeder Zeit den Beruf dazu, nicht blos die praktische Möglichkeit, sondern auch das Bedürfniß desselben absprach. So fern stand damals Deutschland von der Verwirklichung eines gemeinsamen bürgerlichen Rechtes, daß man nicht den Anfang machte, die der praktischen Durchführung der Idee desselben entgegenstehenden Schwierigkeiten: den Mangel einer allgemeinen gesetzgebenden Behörde und des guten Willens unter den Machthabern, sowie den Mangel der Entschlossenheit im Schooße der Nation auch nur zu besprechen, vielmehr den Kampf von dem Gebiete der Wirklichkeit auf dasjenige der Möglichkeit übertrug, und auf diesem sich theilweise wenigstens für die Unmöglichkeit aussprach. Die Nation schien gar nicht einmal den Schimpf zu empfinden, den ihr ein im Solde der Despoten stehender Gelehrter anthat, indem er ihr die Fähigkeit zur Durchführung einer Reform absprach, welche im Nachbarlande Frankreich mit großem Erfolge mehr als zehn Jahre früher durchgeführt worden war.

Wie auf dem Boden der Gesetzgebung, so traten die Schergen der Gewalt den Reformbestrebungen der Nation auf allen übrigen Gebieten entgegen. Man begnügte sich nicht damit, einen Reformantrag zu bekämpfen, man bestritt dessen Möglichkeit, ging auf denselben gar nicht ein oder mit anderen Worten, man hielt den Feind ab nicht blos von der Festung und von den Vorwerken des Despotismus, sondern selbst von einer Besprechung des Belagerungsplans und der Mittel, denselben auszuführen. Die streitenden Theile standen dem wirklichen Leben gewöhnlich so fern, daß sie die aus diesem hergenommenen Gründe und Gegengründe am liebsten vermieden, und sich ohne Widerstreben auf die metaphysische Seite jeder Streitfrage beschränkten. Die Nation, welche von denjenigen Gründen, welche auf sie wirkten, d. h. von denjenigen Leiden, welche die herrschenden Mängel ihr bereiteten, nichts vernahm, konnte natürlich auf Streitigkeiten nicht mit Nachdruck eingehen, welche auf einem ihr ganz fremden Boden geführt wurden.

Den Hohn, den Savigny der deutschen Nation auf dem Felde des bürgerlichen Rechtes bot, trug Ancillon auf dasjenige des Staatsrechts über, indem er zu behaupten sich nicht entblödete, „das Volk habe das Bedürfniß wie Kinder regiert zu werden!" Die frechen Knechte der Despoten, welche in diesem Tone zu Deutschland sprachen wurden nicht aus dem Felde geschlagen. Die allgemeine Verachtung zwang sie nicht, sich inskünftige fern zu halten von den Angelegenheiten des Vaterlands. Keineswegs! Zum Danke für den Beistand, welchen sie den Despoten leisteten, wurden sie hochgebietende Minister und halfen, in dieser Stellung mit verzehnfachtem Einflusse die Nation in die Ketten der Knechtschaft schlagen.

Deutschland besaß dazumal noch gar keine Volksmänner, im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. Männer, welche in ähnlicher, doch uneigennützigerer Weise die Interessen des Volkes wahrnahmen, wie die Fürstendiener diejenigen der Fürsten. Der Gegensatz zwischen Volk und Fürst war im Jahre 1815 noch nicht entwickelt, wie in unseren Tagen. Das Volk hatte fast keine anderen Fürsprecher von höherer Geistesbildung, als solche, welche im fürstlichen Brode standen, und welche daher dieses zu verlieren fürchten mußten, sobald der Streit ernstlich wurde.

Leute von dem Schlage Savigny's und Ancillon's hielten sich in Allgemeinheiten. Sie gaben gewissermaßen nur die Methode an, mit welcher den Freiheitsbestrebungen des Volkes entgegengetreten werden solle. Bald fanden sich aber auch andere, welche von den Allgemeinheiten auf die Einzelnheiten, von den Gesichtspunkten auf die Personen übergingen. Hofrath Janke eiferte gegen das „wilde Freiheitsgeschrei," verdächtigte Arndt und Görres und denuncirte den Fortbestand desselben geheimen „deutschen Bundes," welcher wesentlich zu der Erhebung des Volkes im Jahre 1813 beigetragen, mit dieser zugleich aber sein natürliches Ende gefunden hatte. Schmalz und Kamptz stimmten in den von Janke angeschlagenen Ton ein. Sie wurden zwar in der Presse bekämpft, allein vom Könige Friedrich Wilhelm III. belohnt. Schmalz erhielt einen Orden. Kamptz wurde rasch befördert, und stieg, gleich Savigny und Ancillon, bis zum Minister auf. Diejenigen, welche den niederträchtigen Verläumdungen von Janke, Schmalz, Kamptz und Consorten entgegentraten, welche auch meistentheils Staatsdiener waren, Niebuhr, Schleiermacher, Koppe, Fr. Füster, Krug, wurden zurückgesetzt. Deutschland besaß im Jahre 1815 trotz zahlreicher gelehrter Zeitschriften, keine eigentliche Volksliteratur, ja! nicht einmal die Voraussetzungen einer solchen. Erst mußten Männer, wie Dewette, Paulus, Strauß und Feuerbach einiges Licht in das Labyrinth der Theologie einführen, bevor eine volksthümliche Behandlung der Religion nur möglich war. Hegel und seine Schüler, zumal Arnold Ruge, mußten ihr kritisches Messer an die Schriften legen, welche sich philosophisch nannten, bevor das Volk für Philosophie Sinn bekommen konnte. Rotteck, Schlosser, Hagen, Gervinus und Vehse mußten den Augiasstall der Geschichte, Johannes Ronge, Wislicenus, Scholl denjenigen des Pfaffenthums, einigermaßen gereinigt haben, bevor von Aufklärung die Rede sein konnte. Die Naturwissenschaft mußte ihr Licht über alle Finsternisse leuchten lassen, bevor ein ernstlicher Kampf mit dem Vorurtheil nur möglich wurde.

Besoldete Knechte der Despoten hatten alle Kanzeln und alle Lehrstühle inne. Wenn sich unter denselben auch manche redliche Männer fanden, so war deren Stellung doch eine zu abhängige, als daß sie mit rücksichtsloser Offenheit dem herrschenden Unsinn und Despotismus hätten entgegentreten können. Erst nach 1815 erhielt das Volk Rednerbühnen in den deutschen Kammern, von welchen herab ihm Vorträge über Staatsrecht gehalten wurden. Der Kampf mit Censur und Polizei*) mußte durchgefochten werden, um den Werth der freien Presse und einer offenen Rechtspflege allgemein fühlbar zu machen. Die im Finstern schleichenden Ränke der Diplomaten**) mußten an's Tageslicht gezogen und mit Entschlossenheit als hochverrätherisch bezeichnet werden, um den Schergen der Gewalt einigen Schreck einzujagen. Das Volk mußte sich nicht blos den äußeren, sondern auch den inneren Feinden gegenüber in seiner Allgewalt zeigen, um sich Achtung zu verschaffen. Dieses geschah zum erstenmale im Jahre 1848.

Wenn wir mit den Thaten dieses Jahres diejenigen der Zeit von 1815—1830 vergleichen, so scheinen uns die letzteren sehr klein. Dennoch erhob die Meute der bezahlten Fürstenscribenten darüber einen furchtbaren Lärm, als stünde Deutschland am Rande einer blutigen Revolution.

Ein neues Dichtergeschlecht mußte erstehen, welches den Sold der Fürsten verschmähte,

*) Actenstücke der Censur und Polizei von Gustav v. Struve 3 Bände. Mannheim 1845.

**) Briefwechsel zwischen einem ehemaligen und jetzigen Diplomaten, Briefe über Kirche und Staat, politische Briefe von G. v. Struve. Mannheim 1845, 1846. Oeffentliches Recht des deutschen Bundes von G. v. Struve. Wichtige Urkunden über den Rechtszustand deutscher Nationen von Welcker. Die geheime Inquisition, die Censur und Cabinetsjustiz von demselben. Staatslexikon von Rotteck und Welcker.

Digitized by Google

und würdigere Gegenstände ihrer Muse fanden, als Kaiser und Könige und Thaten fürstlicher Laune. Freiligrath und Kinkel, Meisner und Schnauser mußten gesungen haben, bevor die deutsche Nation sich ihres Werthes bewußt werden konnte.

An die Stelle einer Baukunst, einer Tonkunst und eines gewerblichen Lebens, welches nur den Machthabern fröhnte, mußten Künste und Gewerbe treten, welche ihre Ermunterung von den Massen des Volkes erhielten und deßhalb auf deren Geschmack und deren Bedürfnisse berechnet waren. Nicht Kirchen und nicht Paläste, sondern Eisenbahnen und Dampfschiffe, Fabriken, Maschinen aller Art, welche der Gesammtheit dienten, mußten die Kräfte der Nation in Bewegung setzen, nicht gedungene Castraten oder bezahlte Musiker, sondern freie Bürger in zahllosen Vereinen mußten den Ton auch in der Musik angeben; selbst die Heere mußten einen volksthümlichern Charakter annehmen, bevor Deutschland der Freiheit fähig war.

Wenn wir in allen diesen Beziehungen die Verhältnisse unserer Tage mit denjenigen des Jahres 1815 vergleichen, dann erkennen wir am deutlichsten die Mängel, welche unser Vaterland abhielten, damals frei zu werden.

Zwar ist es mir nicht vergönnt gewesen, Augenzeuge der Fortschritte Deutschland's zu sein. Doch die alte und die neue Welt stehen heutzutage in so innigem Verkehre, daß der Ocean sie nicht mehr trennt, sondern sie verbindet. Im Geiste habe ich immer festgehalten am alten Vaterlande. Niemals habe ich aufgehört, an die Heimath Hermann's und Luther's zu glauben, auf eine schönere Zukunft unserer Nation zu hoffen und mein Volk von ganzer Seele zu lieben.

Die Fortschritte, welche unsere Nation im Laufe der letzten vier Jahrzehnte gemacht hat, bürgen uns dafür, daß sie in dem bevorstehenden entscheidenden Augenblicke ihre Pflicht thun werde.

Die Zeit der Kotzebue und Merkel, der Schelling und Nicolai, der Schlegel, Stolberg und Clauren, der Romantiker und der glatten Schöngeister liegt hinter uns. Ritterromane, Schicksalstragödien, Räuber- und Gespenster-Geschichten haben einer ernsteren Literatur Platz gemacht. Propheten, wie Martin Michel, Adam Müller, Frau Krüdener und Fürst Hohenlohe regen in unseren Tagen die Massen nicht mehr auf. Von seinen Führern erwartet das Volk etwas mehr, als von einem Lützower Jahn. Nicht unreife Jünglinge, sondern Männer geben in den großen Kämpfen der Zeit den Ausschlag. Diese werden nicht beim ersten Runzeln der Stirn der Despoten in Schrecken gerathen. Ein vom Geiste der Freiheit beseelter Schriftsteller wird jetzt nicht mehr, wie einst Luden noch that, für die Vorrechte des Adels in die Schranken treten. Adel und Pfaffenthum sind als Einrichtungen erkannt, deren Vorrechte mit den Forderungen der Zeit nicht mehr vereinbarlich sind. Der Mittelstand hat eine Kraft gewonnen, welche stark genug ist, zugleich Pfaffen und Junker und die mit beiden verbündeten Geldprotzen zu zermalmen.

Nirgends in Deutschland that der Adel seine Schuldigkeit. In Oesterreich und Preußen duckten sich die Junker unter den herrschenden Despotismus und suchten nur von demselben möglichsten Vortheil für sich zu ziehen. In den minder mächtigen Staaten mit ständischen Verfassungen ging ihr Streben dahin, die Interessen ihres Standes, zum Verderben des Vaterlandes, häufig selbst im Kampfe mit den Regierungen, zu betreiben. Nirgends warf der Adel das Gewicht, das er besaß, in die Waagschale der Freiheit. Unzählige Male scheiterten die freisinnigen Anträge der Volkskammern an dem Starrsinn der Adelskammern. Im Schooße der deutschen Heere, des deutschen Beamtenthums und des deutschen Pfaffenthums spielten Adelige die verächtlichsten Rollen. In ihrer Eigenschaft als Grundherren drückten sie ihre Unterthanen und erschwerten, so weit es in ihrer Kraft lag, nicht

blos die Abschüttelung, sondern auch die Ablösung der mit den Forderungen der Neuzeit unvereinbaren mittelalterlichen Lasten. Am deutschen Bundestage fand der Adel allerdings bereitwilliges Gehör, so oft er sich dort in Beschwerden auf den Artikel 14 der deutschen Bundesacte berief. Es wurde dadurch nur um so anschaulicher, daß er mit den Urhebern der Karlsbader Beschlüsse, den Verräthern Deutschland's, zu innig verbunden war, um im Schooße der Nation andere Gefühle, als Entrüstung und Verachtung zu erwecken. Das Pfaffenthum stand aller Orten im Dienste der Gewalt und trat nur in sofern mit den Fürsten in Kampf, als es eine noch schlimmere Richtung, diejenige der Päbste und Jesuiten, begünstigte. Wo der Geistlichkeit aber ein solcher Rückhalt fehlte, ließ sie die weltliche Gewalt gewähren. Nirgends trat sie für Religionsfreiheit, für Humanität, für reine Sittlichkeit oder irgend einen edlen Zweck in die Schranken. Die Prälaten, welche nach den meisten Verfassungen in den Ständeversammlungen Sitz hatten, gaben ihre Stimmen fast ohne Ausnahme immer zu Gunsten der Unfreiheit und des Unrechts ab.

In der protestantischen Kirche kam zwar die Union zwischen Lutheranern und Reformirten zu Stande: in Nassau und Preußen am 21. October 1817, und nach und nach in den meisten übrigen protestantischen Staaten Deutschland's. Allein die eigentliche treibende Gewalt war aller Orten die Regierung, und diese behandelte die Sache, namentlich in Preußen, mit einer Härte, welche großes Aergerniß erregte.

Die katholische Kirche steuerte mit vollen Segeln in's Mittelalter zurück, errichtete neue Klöster und Wallfahrtsorte, streute den Saamen der Zwietracht zwischen ihren Angehörigen und den Protestanten aus, brachte unsägliches Elend über alle Familien, welche in gemischten Ehen lebten, übte einen schweren Druck auf Schule und Privatleben aus und erwies sich überhaupt als die schlimmste Feindin jedes Fortschritts.

Das Beamtenthum, welches von den Zeiten des deutschen Reiches her eine gewisse Selbständigkeit besessen hatte, verlor diese mehr und mehr. Die Regierungen entfernten alle Diener, welche nicht bereit waren, jede persönliche Ansicht ihren Machtbefehlen unterzuordnen. Der Unterschied zwischen Staatsdienern und Fürstendienern verschwand. Wer nicht dem Fürsten fester anhing, als dem Staate, das fürstliche Interesse dem staatlichen vorzog, die fürstlichen Befehle sogar im Widerspruche mit Gesetz und Verfassung vollzog, hatte keine Aussicht, Carrière zu machen und wurde nicht selten mit Schimpf und Schande aus dem Staatsdienste entfernt. Es ist nicht anzunehmen, daß den Staatsdienern der Druck gefiel, unter welchem sie gehalten wurden. Um so besser behagte ihnen aber die feste Besoldung, die Aussicht auf Pension, Wittwenversorgung, das Ansehen und die Gewalt und die Bevorzugung ihrer Kinder bei Anstellungen. Der Zudrang zum Staatsdienste wurde, trotz manchen Beschränkungen desselben, immer stärker, zugleich die Last, welche das Beamtenthum dem Volke auferlegte. Noch größere Summen und Menschenkräfte verschlangen die stehenden Heere. Vor der französischen Revolution kannte man in Deutschland die Conscription nicht. Oesterreich und Preußen warben ihre Heere. Einzelne kleine Fürsten hoben freilich ihre Unterthanen aus und verkauften sie sogar*) an's Ausland. Allein es waren dieses Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Durch den deutschen Bundestag wurde aber der Nation die Haltung eines stehenden Heeres auferlegt, welches nicht sowohl zum Schutze gegen das Ausland, als zum Zwecke der Unterdrückung aller Regungen der Freiheit aufgeboten wurde. In den meisten deutschen Staaten, selbst in vielen Provinzen, welche früher unter französischer Herrschaft gestanden hatten, wurde der

*) Siehe oben Buch VIII., § 46, S. 288, 292.

mittelalterliche Zunftzwang aufrecht erhalten oder wieder hergestellt. Dieser hemmte die Freiheit der Bewegung in nicht minder empfindlicher Weise, als Censur und Polizei, Adel und Pfaffenthum, stehende Heere und Beamtenthum. Reiche Kaufleute und Fabrikanten, Banquiers und Geldwucherer aller Art konnten Geschäfte machen nach Belieben. Allein der arme Handwerker konnte sich seine Lebensbedürfnisse nur in Uebereinstimmung mit den lästigsten Zunftregeln erwerben. Den Wenigsten gelang es, Meister zu werden. Nur als solche hatten sie Hoffnung, eine selbständige Familie zu gründen. Allein auch die wenigen Begünstigten, welche in die Zunft aufgenommen wurden, waren durch die Regeln derselben in mannigfaltiger Weise beschränkt und gehemmt. Sie durften nur innerhalb des Gebietes ihrer Zunft arbeiten, gab es auch noch so viel in einer anderen zu thun, die mit ihrem Geschäfte verwandt war. Der Handel mit den Artikeln ihrer Zunft war da und dort sehr beschränkt. Wer in einem freien Lande, wie Nordamerika, gelebt und die glänzenden Erfolge der Gewerbefreiheit kennen gelernt hat, begreift es kaum, daß eine kräftige Nation, wie die deutsche, sich die Fesseln des Zunftwesens so lange gefallen lassen könne.

Die Reichen und Mächtigen, die Fabrikanten und Kaufleute hatten volle Freiheit, sich mit einander zu verständigen und die Preise der Arbeit bis an die Gränze des Hungertodes herabzudrücken. Die armen Arbeiter dagegen wurden auf's Bitterste verfolgt, eingekerkert und mit Zwangspaß ausgewiesen, wenn sie Verabredungen zum Zwecke der Erhöhung des Arbeitslohnes trafen.

Auf den Städten lastete der Zunftzwang, auf dem Lande die mittelalterlichen Frohnden, Zehnten, Bannrechte, Lasten und Abgaben aller Art, auf beiden zahlreiche Gemeinde-, Kirchen- und Staatssteuern. Frägt man: was gewährten Deutschland seine Fürsten für alle ihnen oder ihren Günstlingen bezahlten Abgaben, so ist die Antwort: sehr wenig! Im Rathe der Nationen hatten die Deutschen als solche keine Stimme. Trotz den schweren Opfern, welche das vom Bunde beschlossene Friedensheer ihnen auferlegte, war der kleinste König Europa's im Stande, ihm Gränzprovinzen zu rauben, seinen Handel zu bedrücken, seine Schiffahrt zu hemmen. Nur der Gunst der Verhältnisse, nicht den Bundeseinrichtungen hat es Deutschland zu verdanken, daß die zwischen Rußland und Frankreich abgeschlossenen Theilungsverträge*) nicht zur Ausführung gelangten. Die deutsche Nation war ohne alle Vertretung. Schon bald wurde ihr versagt, sich auch nur bittweise an den Bundestag zu wenden. Dieser wurde mehr und mehr zu einer Anstalt, welche keine andere Gewalt besaß, als diejenige anderer verrotteter Einrichtungen, als Pabstthum und Klöster, Adel und Pfaffenthum, d. h. die Gewalt, zu drücken und zu saugen, das Mark der Nation zu verzehren und zu lähmen, allein nicht die geringste Macht, wo es galt, irgend einen guten Zweck zu verwirklichen.

In den Bund wurden aufgenommen: 1) Oesterreich, 2) Preußen, 3) Baiern, 4) Sachsen, 5) Hannover, 6) Würtemberg, 7) Baden, 8) Kurhessen, 9) Großherzogthum Hessen, 10) Dänemark, wegen Holstein, 11) Niederlande wegen des Großherzogthums Luxemburg, 12) die großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser, 13) Braunschweig und Nassau, 14) Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, 15) Holstein-Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg, 16) Hohenzollern, Lichtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe und Waldeck, 17) die freien Städte: Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg.

Die Bundesversammlung bestand aus siebzehn Gesandten in obiger Ordnung, von welchen jeder eine Stimme führte: In besonders wichtigen Angelegenheiten berieth sie in einem s. g. Plenum, in welchem die achtunddreißig stimmberechtigten Mitglieder des

*) Siehe § 40, S. 429, § 47.

Bundes zusammen neunundsechzig Stimmen, nämlich die sechs ersten Mächte je vier, die fünf folgenden je drei, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau je zwei Stimmen, alle übrigen je eine Stimme abgeben.

Den Vorsitz führte Oesterreich. Alle Versuche, welche Preußen machte, Antheil an der Geschäftsleitung zu erhalten, scheiterten.

Am 5. November 1816 wurde die Bundesversammlung feierlich eröffnet.*) Die deutsche Nation hatte von Anfang auf die Bundesversammlung keine großen Hoffnungen gesetzt, allein auch die mäßigsten, welche die vertrauendsten Gemüther hegten, gingen nicht in Erfüllung. Das Volk war zwar verstimmt, allein es war zu sehr mit seinen Privatverhältnissen beschäftigt, als daß es regen Antheil an der Politik genommen hätte. Nur auf den deutschen Hochschulen, auf welchen viele frühere freiwillige Krieger zu ihrer weiteren Ausbildung sich niedergelassen hatten, gährte es. Den deutschen Studenten hatte man seit Jahrhunderten Vieles nachgesehen. Keinem deutschen Fürsten war es früher in den Sinn gekommen, daß die wenigen Tausende junger Leute, welche durch ganz Deutschland zerstreut, in vollständiger Abhängigkeit von den Geldzuschüssen ihrer Eltern lebten, eine Nation von mehr als dreißig Millionen Einwohnern ernstlich gefährden könnten. Auch im Jahre 1817 glaubte im Ernste kein verständiger Mensch daran. Allein seit längerer Zeit suchte Fürst Metternich nach einem Vorwande, den da und dort sich regenden Geist der Freiheit vollständig zu unterdrücken. Einen solchen glaubte er in dem zur Feier des Reformations-Jubiläums und der Schlacht bei Leipzig auf der Wartburg bei Eisenach von deutschen Studenten begangenen Feste gefunden zu haben.

Wenn wir in unseren Tagen die Beschreibung jenes Festes lesen, dessen Reden und Trinksprüche von Frömmigkeit und Gottinnigkeit überliefen, welches mit geistlichem Gesange begann und mit Kirchensegen und Abendmahlfeier schloß, so will es uns bedünken, daß in unseren Tagen Kirche und Monarchie jauchzen würden, wenn die Studenten aus eigenem Antriebe noch ein derartiges Fest feiern würden. Damals aber war Köhlerglaube und Frömmigkeit noch so allgemein im deutschen Vaterlande, daß beide nicht beachtet wurden. Dagegen erhoben die feilen Scribenten der Despoten ein furchtbares Geschrei, als sie erfuhren, daß, nach dem eigentlichen Schlusse des Festes, einige Schriften, eine Schnürbrust, ein Zopf und ein Korporalstock mit entsprechenden Reden verbrannt worden seien. Wie wenig Ueberlegung diesem Verbrennungsprozesse zu Grunde lag, erhellt schon daraus, daß neben den mit Recht verdammten Schriften Kotzebue's, Haller's, Dabelow's, Ancillon's, von Kölln's, Schmalz's, Janke's und Kamptz's, auch Wangenheim's „Entwurf zur Erneuerung von Würtemberg's alter Landesverfassung" verbrannt wurde. Die Verbrennung hatte gar nichts auf sich. Keinem Menschen wurde ein Härchen gekrümmt. Allein Metternich bedurfte, um seine freiheitsfeindlichen Zwecke durchzuführen, eines Scandals, und da weder die deutsche Nation, noch auch nur eine Handvoll deutscher Studenten einen solchen machten, so setzte er seine Meute feiler Knechte in Bewegung, um Deutschland und die Welt glauben zu machen, sie stehe am Abgrunde des Verderbens. Schwerlich würde dem Fürsten des Obscurantismus dieses gelungen sein, wäre ihm nicht ein anderes Ereigniß zu Hülfe gekommen: Kotzebue's Ermordung durch Sand. Zwar stand dieses mit der Wartburgsfeier in gar keiner Verbindung. Die That kam allein auf Rechnung Sand's. Nicht der geringste Zusammenhang mit anderen Theilnehmern konnte nachgewiesen werden. Allein wenn es darauf ankömmt, ängstliche Leute in Schrecken zu versetzen, fragt man nicht viel nach Beweisen. Mit gutem Grunde waren alle Besseren im

*) Siehe G. v. Struve's öffentliches Recht des deutschen Bundes.

Digitized by Google

deutschen Volke entrüstet über eine Schrift, worin der Russe Stourdza das deutsche Volk schändlich verleumdet hatte. Hätte ein Deutscher in und gegen Rußland sich eines ähnlichen Vergehens schuldig gemacht, so wäre er gewiß in Sibirien verschwunden. Die deutschen Fürsten besaßen aber weder Kraft, noch Willen, den Verleumder vor Gericht zu ziehen, und als die jenaischen Studenten, die Grafen Bochholz und Keller den Beleidiger der deutschen Jugend forderten, bat dieser den Senat von Jena, die Rücknahme der Ausforderung zu veranlassen, da er seine Schrift auf Befehl seines Kaisers gedacht, geschrieben und ausgeführt habe. Auf gleichen Befehl billigte ohne Zweifel Kotzebue die Stourdza'sche Schrift. Man wußte, daß Kotzebue im russischen Solde stand und Berichte nach Petersburg schickte, welche der Haltung seines literarischen Wochenblattes zufolge nicht anders, als im Geiste Stourdza's abgefaßt sein konnten. Abgesehen von dem zweideutigen Verhältnisse, in welchem Kotzebue zu dem russischen Cabinette stand, war er der frischen und reinen Jugend Deutschland's wegen des seichten und frivolen Charakters vieler seiner Schriften mit Recht verhaßt. In dem Gemüthe Sand's steigerte sich der Grimm gegen Kotzebue in dem Grade, daß der Jüngling denselben (23. März 1819) zu Mannheim erdolchte. Die That erregte eine allgemeine Bewegung in Deutschland. Sand, welcher sich selbst den Tod hatte geben wollen, allein an der schweren Wunde nicht starb, die er sich beibrachte, wurde (am 20. Mai 1820) hingerichtet. Die Stimmung Deutschland's war getheilt zwischen Mitgefühl für den schwärmerischen Jüngling und Widerwillen gegen dessen kecke That. Beide Empfindungen wohnten nicht selten in einer und derselben Brust und hielten sich die Waage.

Eine ganz andere Bedeutung, als für die deutsche Nation, hatte die That aber für den Fürsten Metternich, welchem dieselbe trefflich diente, seine längst gehegten Pläne zur Ausführung zu bringen. Der Versuch, welchen Löhning gegen das Leben Ibell's*) machte, benützte der Fürst als ein weiteres Schreckbild. Auf der schwachen Grundlage einer höchst unschuldigen Studentenfeier, eines vollzogenen und eines beabsichtigten Mordes, also, wenn wir uns an Thatsachen halten wollen, zweier Verbrechen, bei welchen zusammen genommen nur zwei Menschen, beide ohne alle politische Bedeutung, ohne Namen und Einfluß, thätig waren, boten dem Fürsten Metternich die Handhabe, mit welcher er die ganze Verfassung Deutschland's umstieß und den gesetzlichen Entwickelungsgang der Nation vollständig unterbrach.

Als die Nachricht von Kotzebue's Ermordung zu Berlin eintraf, rief Wilhelm von Humboldt aus: „Nun ist die Verfassung unmöglich." So trübselig waren damals die Verhältnisse in Preußen, daß die vereinzelte Handlung eines schwärmerischen Jünglings hinreichte, alle Hoffnungen des Volkes zu vernichten. Der schwache und schlaffe König, welcher begierig nach einem Vorwande gesucht hatte, die Erfüllung ihm lästiger Verheißungen zu verschieben, hatte diesen gefunden. Das freundliche Gehör, welches er früher schon Menschen, wie Wittgenstein, Kamptz und Genossen geschenkt hatte, gab er von jetzt an denselben ausschließlich. Demagogen-Verfolgung wurde die Loosung am Berliner Hofe. Selbst nahe Diener und Freunde Hardenberg's, Männer, wie Dorow, Varnhagen und Gruner wurden nicht verschont. Die Papiere der Brüder Welcker und Arndt's in Bonn wurden mit Beschlag belegt. Jahn wurde über Spandau nach Küstrin, Follen von Elberfeld, Mühlenfels von Köln nach Berlin gebracht. Görres entging der Verhaftung nur durch die Flucht. Selbst Stein war in Gefahr. Eichhorn wurde denuncirt, weil er gewagt hatte, dem dienstfertigen Werkzeuge der Demagogenjagd, Tschoppe, Vorstellungen zu machen. Gneisenau zitterte und bebte. Das Verfassungswerk kam in's Stocken. Es

*) Siehe den vorigen Paragraph.

galt jetzt, Deutschland eine ganz andere Verfassung, als bis dahin erwartet worden war, zu geben.

Zu diesem Behufe wurde eine förmliche Verschwörung angezettelt, an deren Spitze Metternich und Franz I. waren. Sie zogen zuerst den Staatskanzler Hardenberg und Friedrich Wilhelm III. in das Complott und bereiteten dann in Karlsbad die Beschlüsse vor, welche sie zu unbedingten Herrschern Deutschland's machen sollten.

Mit den Gesandten von Preußen (Bernstorff und Krusemark), Baiern (Rechberg und Stainlein), Mecklenburg (Plessen), Königreich Sachsen (Schulenburg), Hannover (Hardenberg und Münster), Würtemberg (Winzigerode), Nassau (Marschall), Baden (Berstett), unter Protokollführung von Gentz setzte Metternich sein finsteres Werk durch und drang dasselbe dem Bundestage auf, der es am 20. December 1820 einstimmig annahm.

Nachdem dieser erste Versuch des Umsturzes der deutschen Verfassung so trefflich gelungen war, folgte der zweite auf dem Fuße nach. Metternich versammelte gegen Ende des Jahres 1819 Gesandte aller deutschen Mächte zu Wien, welche dort nach mehrmonatlichen Berathungen die s. g. Wiener Schlußacte zu Stande brachten. Diese rundeten das zu Karlsbad begonnene Werk ab. Auch sie nahm der Bundestag (14. Mai 1820) nebst der zu Wien beschlossenen Executionsordnung (23. August 1820) einstimmig an.

Durch die der Bundesversammlung vermöge eines von außen her wirkenden Druckes aufgedrungenen Beschlüsse wurden wesentliche Bestimmungen sowohl des völkerrechtlichen, als staatsrechtlichen Theils der Bundesacte und überdieß mehrere Bestimmungen der Verfassungen sämmtlicher deutscher Staaten in rechtswidriger Weise aufgehoben.

Dadurch machten sich sämmtliche betheiligten Personen des Hochverraths schuldig.*) Als betheiligte Personen erscheinen nicht blos diejenigen, welche diese rechtswidrigen Beschlüsse faßten, sondern auch diejenigen, welche dieselben ausführen halfen, also nicht blos die in den Jahren 1819 und 1820, sondern auch alle später regierenden Fürsten und Minister. Nach dem in Deutschland herrschenden Staatsrechte können regierende Fürsten nicht vor den Gerichten zur Strafe gezogen werden. Gegen Souveräne steht dem Volke das Recht der Revolution zu, falls dieselben die Staatsverfassung in rechtswidriger Weise umstoßen. Die Minister, in sofern sie leben, können aber noch immer zur Strafe gezogen werden, um so mehr, als dieselben den früher an der deutschen Nation und den einzelnen deutschen Staaten begangenen Hochverrath 1849 durch neuen Verrath bekräftigt haben.

Durch die Karlsbader und Wiener Beschlüsse wurden die Souveränitätsrechte der Mitglieder des Bundes in wesentlichen Beziehungen vernichtet. Die Schlußacte griff störend in das ständische Verfassungsleben ein, indem sie dasselbe unter die Aufsicht des Bundes stellte und das Steuerverweigerungsrecht der Stände und die Besprechung der Bundesangelegenheiten bis zur Vernichtung beschränkte. Durch die Executionsordnung wurden die einzelnen Bundesstaaten der Regierungsgewalt des Bundes untergeordnet. Durch den Beschluß in Betreff der Universitäten wurden diese der obersten Aufsicht der Einzelstaaten entzogen und derjenigen des Bundestags unterworfen. Der Beschluß in Betreff der Presse vernichtete zugleich den Artikel 18 der deutschen Bundesacte und die Artikel der verschiedenen deutschen Landesverfassungen, welche die Preßfreiheit gewährten. Die Bestellung einer Central-Untersuchungsbehörde griff in die richterliche Gewalt der einzelnen Staaten ein.

*) Wie ich in meinem diplomatischen Briefwechsel bereits im Jahre 1845 vollständig nachgewiesen habe. Siehe namentlich S. 68 ff.

Das Palladium der Freiheit aller Deutschen, die Bestimmung, daß kein Bürger seinem gesetzlichen Richter entzogen werden dürfe, wurde vernichtet.

Ueberall ging die Vernichtung von Souveränitätsrechten gleichen Schritt mit der Vernichtung von Bürger- oder Volksrechten.

Universitäten und alle anderen Lehranstalten, die periodische und nicht periodische Presse, die Justizverfassung Deutschland's — also gerade die mächtigsten Hebel der Volksentwickelung, die kräftigsten Garantien der Volksfreiheit — wurden aus den Händen der Bundesglieder in die Hände der Bundesversammlung übergeführt, oder mit anderen Worten: alle diejenigen Hoheitsrechte, welche in diesen Beziehungen früher den deutschen Bundes-Regierungen zugestanden hatten, wurden in ihren Personen aufgehoben und in der Person der Bundesversammlung wieder erweckt.

Alles dieses geschah in durchaus rechtswidriger und heimtückischer Weise. Die deutsche Bundesacte war der deutschen Nation unter dem Aushängeschilde einer neuen, unverletzlichen Verfassung gegeben worden. Rechtmäßig waren in Betreff derselben daher nur solche Beschlüsse, welche innerhalb der Competenz der Bundesversammlung nach vorgängiger Berathung, durch freie Abstimmung, entweder im engern Rath, oder im Plenum gefaßt wurden, je nachdem der Eine oder das Andere durch die grundgesetzlichen Bestimmungen vorgeschrieben ist.

Diese Voraussetzungen der Gültigkeit eines Bundesbeschlusses ergeben sich aus der Natur der Sache. Sie sind überdies im Artikel 10 der Wiener Schlußacte ausdrücklich anerkannt.

An diesem Maßstabe gemessen, erscheinen die Karlsbader und die Wiener Beschlüsse als gesetzwidrig gefaßt und folgeweise als null und nichtig. Denn sie wurden:

1) nicht im Plenum, 2) nicht innerhalb der Competenz der Bundesversammlung, 3) nicht nach vorgängiger Berathung und 4) nicht durch freie Abstimmung gefaßt.

Das Protokoll vom 20. September 1819 weist nach, daß die betreffende Sitzung keine Plenar-Sitzung war, und daß ohne alle vorgängige Berathung sofort auf den Präsidialantrag die Beschlüsse gefaßt wurden. Daß die Karlsbader und Wiener Beschlüsse sich nicht innerhalb der Competenz der deutschen Bundesversammlung hielten, ist klar, denn diese ging nicht auf Umstoßung, sondern nur auf Entwickelung und Anwendung der Bundesacte. Daß sie endlich nicht die Folge freier Abstimmung waren, erhellt aus deren Entstehungsgeschichte zur Genüge.

Die Karlsbader und Wiener Beschlüsse, welche der Presse, den Universitäten, den Volksleben und den ständischen Verfassungen Deutschland's den Todesstoß beibringen sollten, tödteten diese übrigens nicht, sie tödteten vielmehr die Urheber der verhaßten Daumschrauben in der öffentlichen Meinung. Nicht die Durchführung der von den Kammern gefaßten Beschlüsse, sondern deren Begründung war in den Kleinstaaten Deutschland's die Hauptsache. Denn die Kammern waren weit wichtiger in ihrer Eigenschaft, als Hallen, in welchen die Angelegenheiten Deutschland's öffentlich besprochen, als in welchen dieselben endlich festgestellt wurden. Die Hiebe, welche die geheimen Ministerial-Conferenzen oder Bundestagssitzungen gegen die deutschen Kammern führten, erhöhten in den Augen der gesammten Nation die Bedeutung der Volksvertretungen, gewannen ihnen die Sympathien aller für Freiheit und Recht empfänglichen Seelen und erfüllten diese mit gerechter Entrüstung gegen die reactionären Fürsten und deren feile Minister.

Die periodische Presse Deutschland's litt allerdings furchtbar unter den Karlsbader Beschlüssen. In deren Folge wurde der zu Stuttgart erscheinende „Deutsche Beobachter" (30. Mai 1823) unterdrückt. Allen Herausgebern von Zeitungen wurde ein gewaltiger

Schrecken eingejagt, und wo dieser die Kraft der Presse nicht lähmte, trat die Censur in's Mittel und strich die kräftigsten Artikel. Allein trotz Censur und Polizei lebte die deutsche Presse immer fort. Sie flüchtete sich von einem Staate in den andern, benutzte diesen oder jenen Augenblick der Freiheit und warf sich hauptsächlich auf Bücher über zwanzig Bogen, welche in einem Theile Deutschland's censurfrei gedruckt werden konnten.

Auch die Universitäten litten unter den Karlsbader Beschlüssen, jedoch nicht in dem Maße, daß die Wissenschaft aus Deutschland verbannt werden konnte. Druck erzeugte Gegendruck, und Verfolgung Widerstand. Je beliebter ein Professor bei der Regierung, desto unbeliebter war er gewöhnlich bei den Studenten, welche seine Hörsäle leer ließen, während sie diejenigen der von den Regierungen zurückgesetzten Lehrer um so fleißiger besuchten.

Besonders stark war die Entrüstung der deutschen Nation gegen die Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz. Diese bestand neun volle Jahre, nämlich vom Herbste 1819 bis zum Jahre 1828. Deren aus der Bundes-Matrikular-Kasse bestrittene Kanzleikosten betrugen allein 56,490 fl. 37 kr. Die Kosten, welche jedoch von jenen Regierungen bestritten wurden, welche die Commissarien zu denselben gestellt hatten, waren ungleich bedeutender.

Unterm 17. Januar 1828 reichte die Central-Untersuchungs-Commission den in ihrer Berathung vom 14. December 1827 geschlossenen Hauptbericht in fünf Bänden nebst einer Mappe mit vierunddreißig Beilagen, endlich die über die Redaktion aufgenommenen Berathschlagungs-Protocolle in zwei Bänden, bei der Bundesversammlung ein.

Jahre vergingen, bevor sich der Bundestag mit diesem colossalen Berichte beschäftigte und hätte die Juli-Revolution nicht von Neuem die Furcht vor deutschen Demagogen rege gemacht, so würde über die Arbeiten der genannten Commission vielleicht niemals der Bundesversammlung ein Vortrag erstattet worden sein.

Diese herkulische Arbeit übernahm der badische Gesandte, Freiherr von Blittersdorff, welcher bei allen Bestrebungen gegen s. g. Demagogen und s. g. Preßunfug eine besondere Thätigkeit entwickelte. In der zehnten Sitzung vom 24. März 1831 erstattete derselbe seinen Vortrag über den bezeichneten Bericht an die Bundesversammlung. Wir entnehmen demselben folgende Hauptmomente:

Der Bericht der Commission zerfällt in drei Perioden. Die erste derselben umfaßt die Jahre 1806—1815. Den Anfang des deutschen revolutionären Treibens fand die Bundes-Untersuchungs-Commission unter den Papieren des Buchhändlers Georg Andreas Reimer zu Berlin, welchem nach der Schlacht von Jena ein Freund schrieb:

„Laß uns, bis Alles entschieden ist, den Weltbegebenheiten ruhig zusehen, vor allen Dingen aber nicht Deutschland aufgeben. Eine allgemeine Regeneration ist nothwendig und wird sich aus diesen Begebenheiten entwickeln. Wie, das kann man jetzt noch nicht sehen, aber wir wollen dabei sein, und mit angreifen, sobald der Gang der Dinge uns aufruft, oder mit sich fortreißt."

An diesen Anfang reihen sich Fichte's Reden an die deutsche Nation, der Tugendbund, der Verein der Charlottenburger, die Bestrebungen von Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn zu Berlin im Winter 1809 auf 1810, der deutsche Bund der Jahre 1810, 1811, 1812, wobei als gemeinschaftlicher Zweck „des Vaterlandes Rettung und Wiedergeburt" ausgesprochen worden sei. Die Ereignisse des Winters 1813 hätten die Erreichung des Zieles, welches alle diese Verbindungen als das ihrige angegeben hätten, noch eher herbeizuführen geschienen, als sie es von eigener Thätigkeit zu hoffen vermocht hätten. Ernst Moritz Arndt's politisch-literarische Wirksamkeit, die politischen Flug-

und Zeitschriften, welche die Begriffe und die Gefühle, auf denen am Ende alle bürgerliche Ordnung beruhe, angegriffen, bekämpft und zu zerstören versucht hätten, der „Rheinische Merkur," von Görres herausgegeben, Wilhelm Snell, Gottlieb und Karl Welcker bilden die Uebergangspunkte zu dem von Arndt veröffentlichten „Entwurf einer deutschen Gesellschaft," und zu dem s. g. Usinger Vereine. Napoleon's Landung im Jahre 1815 habe Veranlassung zu dem im Rheinischen Merkur öffentlich zur Sprache gebrachten und auch von Hofmann zu Rödelheim unterstützten Projekt gegeben, eine Freischaar zu bilden, welche auf 50,000 Mann habe gebracht werden sollen. Arndt's Schrift „über Preußen's rheinische Mark," die Burschenschaft in Halle und Jena, das Turnwesen bilden die Uebergangspunkte zu den Pariser Unterhandlungen vom Jahre 1815. Es hätten sich damals in Paris mehrere bedeutende Mitglieder jener Partei eingefunden, und sich hauptsächlich um von Gruner versammelt; allein bald hätten sich die Klagen über die „elende Cabinetts-Politik" erneuert. Als der Gang der Ereignisse in Paris den Hoffnungen der Partei immer ungünstiger geworden sei, habe sie die öffentliche Stimme abermals zu Hülfe gerufen und in Deutschland durch Flug- und Zeitschriften den Ruf gegen die Regierungen ertönen lassen. Gegen das politische Treiben dieser Partei sei der geheime Justizrath Schmalz zu Berlin zuerst in der bekannten Schrift „über geheime Verbindungen" öffentlich aufgetreten, habe jedoch die heftigste Erwiederung gefunden, nichtsdestoweniger sei die Auflösung des s. g. deutschen Bundes die Folge davon gewesen.

Die zweite Periode des Berichts beginnt mit dem Jahre 1816, schließt mit 1819, und enthält im Wesentlichen folgende Momente. Nach dem Jahre 1815 seien die Werkstätten des Gemeingeistes vorzüglich auf den Universitäten aufgeschlagen worden. In Tübingen habe sich aus den Resten der Teutonia eine Art Burschenschaft unter dem Namen Arminia gebildet, in Heidelberg sei die Hoffnung der Gleichgesinnten vorzüglich durch die Berufung des Karl Welcker, als Professor an die dortige Universität, genährt worden, in Gießen habe Gottlieb Welcker ein Publikum gelesen „über die wichtigsten Verhandlungen unserer Tage," worin er dieselbe Tendenz entwickelt, welche Fichte's Reden an die deutsche Nation ausgezeichnet habe. Von derselben Partei sei die Gründung einer Burschenschaft unter dem Namen des Ehrenspiegels ausgegangen. Wie in Gießen hätten im Jahre 1816 auch in Darmstadt und im Nassau'schen Zusammenkünfte der von der Universität Zurückgekehrten stattgefunden, welche hauptsächlich der Unterhaltung über Politik und Religion, mit besonderem Bezug auf Deutschland's Einheit und Freiheit gewidmet gewesen seien. Görres und Arndt hätten am Rheine ihren Wohnsitz aufgeschlagen und die angesponnenen Verhältnisse fortgesetzt und erweitert.

Die gemeinschaftliche Tendenz jener „Freunde" im südlichen Deutschland, in der ersten Zeit ihrer förmlichen Vereinigung sei die Verwirklichung der Republik, als das für Deutschland zu erstrebende Ideal gewesen. Das Streben nach ständischer Verfassung, das Turnwesen, die Burschenschaft, die Wartburgfeier, die Betreibung einer National-Adresse, der Burschentag zu Jena, das Glaubensbekenntniß des Professors Fries, die Ermordung Kotzebue's, Karl Lönings meuchelmörderischer Anfall auf den Präsidenten Ibell, die Unruhen im Odenwalde bilden die hervorstechendsten Ueberschriften der Abschnitte, welche die Bundestagsbeschlüsse vom 20. September 1819 einleiten. Die Central-Untersuchungs-Commission bemerkt, daß sie diesen Beschlüssen ihre Aufstellung verdanke, und fügt sehr naiv hinzu, sie habe sofort den ganzen Haß der Partei auf sich gezogen, der sich auf mannichfache Weise geäußert habe. Auch liege eine Angabe des de Witt vor, daß er aus dem Munde des Karl Follenius gehört habe, wie bald nach dem Carlsbader Congresse von mehreren Unbedingten ein Mordanschlag gegen Fürsten und bedeutende Männer (welche?) gemacht worden sei.

Die Auflösung der Burschenschaften, wenigstens eine scheinbare, und die Flucht der Demagogen in's Ausland, wird als die unmittelbare Folge jener Beschlüsse angegeben. In diese Zeit, so schließt der thatsächliche Bericht der zweiten Periode, falle allem Anschein nach die Entstehung eines sehr merkwürdigen Aufsatzes, welcher unter Louis Snell's Papieren zu Wetzlar in Beschlag genommen worden sei. Hierin werde das Treiben und die Tendenz der Partei vollständig entwickelt, gesagt, daß nach den neuesten Maßregeln der Regierungen in Deutschland nichts mehr zu hoffen sei, und der Vorschlag gemacht, in Nordamerika „eine alle Zweige des menschlichen Wissens umfassende deutsche Bildungsanstalt" zu gründen, welche der Zufluchtsort der in Deutschland „durch Willkür unterdrückten Geistesfreiheit, sowie für diejenigen werden sollte, die hier im Kampfe für dieselbe, durch Verlust ihres Wirkungskreises, Opfer jener Willkür geworden seien."

Wenn wir übrigens von Redensarten, schwankenden Anschuldigungen und Vermuthungen absehen, und fragen: welches sind die durch die Bestrebungen der Central-Untersuchung hergestellten verbrecherischen politischen Umtriebe im Laufe der beiden bis jetzt besprochenen Perioden? so ist die Antwort: auch nicht ein Mensch wurde wegen solcher zur Strafe gezogen, auch nicht ein Umtrieb wurde hergestellt.

Es ist demnach klar durch den Rechenschaftsbericht der Central-Untersuchungs-Commission selbst, daß der ganze Lärm, welchen Kamptz und Consorten, die Carlsbader Diplomaten und die bezahlten Schreier wegen angeblicher verbrecherischer Verbindungen anstellten, ein falscher war.

Die dritte und letzte Periode des Berichtes bespricht die Jahre 1819—1825 und theilt nach einigen allgemeinen Vorbemerkungen zuerst ein Gespräch mit, welches Karl Follenius mit Wahlkampf führte, und namentlich die Worte enthält: die Einheit und Republikanisirung Deutschland's würde immer das höchste Ziel seines Strebens sein, aber vorläufig müsse er davon abstrahiren, da es nicht darauf ankomme, fortzuschreiten, sondern nur das wenige vorhandene Gute zu erhalten. Er gehe daher damit um, alle seine Freunde anzuregen, daß sie zu einem gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Streben sich vereinigten. Zwei Monate später findet man Follenius in Straßburg. Es folgen nun durchaus schwankende und unbestimmte Mittheilungen über die Bestrebungen, welche Wilhelm Snell und Karl Follenius in Straßburg, in Chur, Follenius, Witt und Liesching in Paris und an anderen Orten gehegt haben sollen, die Burschenschaften und engeren Vereine auf deutschen Hochschulen, Reisen und Zusammenkünfte verschiedener Personen, der Bund der Jungen, der Männerbund, der Burschentag in der Bergstraße vom 24. September bis 20. October 1822, der Bundestag zu Nürnberg am 12. und 13. October 1823, die Unterdrückung des deutschen Beobachters.

Wenn wir hierbei von Combinationen, Conjecturen und dergleichen absehen, und fragen: welche Verbrechen sind durch die vielen Bemühungen sämmtlicher unter Leitung der Central-Untersuchungs-Commission thätig gewesener deutscher Untersuchungsgerichte als erwiesen angenommen, und welche Strafen sind von denselben erkannt worden, so gelangen wir zu folgenden Resultaten:

Durch Urtheil des Gesammt-Ober-Appellationsgerichts zu Zerbst vom 18. October 1824 wurde ein gewisser Schwarz „wegen Theilnahme an einer geheimen, auf die Umwälzung der bestehenden Staatsverfassungen Deutschland's gerichteten Verbindung," zu einem „dreimonatlichen strengen, jedoch seiner Gesundheit unschädlichen Arrest" verurtheilt. Gegen die Mitglieder desselben Bundes (der Jungen) wurde und zwar in Würtemberg gegen Kolb, Gräter und Consorten auf ein- bis vierjährige Festungsstrafe und Entsetzung von ihren Stellen, in Baden gegen Schwörer und Heinrich Geßner auf zwei-

bis fünfjährigen Festungsarrest, in Kurhessen gegen Hodes und Consorten auf zwei- bis sechsjährige Festungsstrafe und Verlust aller staatsbürgerlichen Rechte, in Hannover gegen Havemann und Consorten auf fünf- und sechsjährige Festungsarreststrafe, in Sachsen-Weimar auf sechs Jahre Festung mit Entsetzung vom Staatsdienste, in Preußen gegen Clemen und Consorten auf acht- bis fünfzehnjährige Festungsstrafe mit Cassation, Unfähigkeit zu allen Aemtern und Verlust des Rechts die Nationalcocarde und die Denkmünze vom Jahre 1813 zu tragen, und in Nassau gegen Hildebrandt auf zehnjährige Festungsstrafe, mit Unfähigkeit zur Erlangung eines Staatsdienstes, endlich im Königreich Sachsen und in Sachsen-Gotha auf zweiundvierzigjährige Zuchthausstrafe erkannt.

Dagegen ist in Darmstadt ein Mitglied des Tugendbundes von der Instanz entbunden, in Mecklenburg-Schwerin die Sache wegen mangelnder Ausmittelung des corporis delicti für zur Zeit noch nicht spruchreif erklärt, in Baiern gegen die zum Theil geständigen Bundesglieder die Generaluntersuchung einstweilen aufgehoben worden.

Von den, wegen ihrer Theilnahme am Männerbunde und der Mitwissenschaft darum, in Untersuchung gekommenen Individuen, wurde Liesching, wegen Theilnahme an einer hochverrätherischen Verbindung, von der Instanz losgesprochen, wegen Verschweigung und Begünstigung revolutionärer Umtriebe aber zu sechsmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt; von Ferentheil ist mit Cassation, lebenslänglichem Festungsarreste und Verluste aller Ehrenzeichen bestraft und Vogel des Militärdienstes entlassen worden.

Wenn wir mit diesen Resultaten die Schrecken erregenden Manifeste der Diplomaten gegen die deutschen Revolutionäre vergleichen, so können wir nicht umhin auszurufen: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.*) Wenn wir dagegen als die Frucht des Demagogenlärms die Karlsbader Beschlüsse betrachten, so müssen wir fragen:

Ist es gerecht, ist es klug, etliche und dreißig Millionen Deutsche in Fesseln zu halten, weil etliche und dreißig junge Leute einen Tugendbund und einige wenige einen Männerbund schloßen? und zwar einen Bund, welcher hervorgerufen war durch die, die Bundesacte in ihren wesentlichsten Bestimmungen umstoßenden, Karlsbader Beschlüsse?

Es ist durch den Bericht der Central-Untersuchungs-Commission selbst vollkommen hergestellt: vor den Karlsbader Beschlüssen bestanden keine staatsgefährlichen Verbindungen in Deutschland. Diejenigen, welche sich fanden, waren die Folgen dieser Beschlüsse. Die Bundesversammlung hielt es nicht für angemessen, den Bericht der Central-Untersuchungs-Commission, oder auch nur den über denselben erstatteten Vortrag des Frhrn. von Blittersdorff veröffentlichen zu lassen. Sie erkannte, daß die Veröffentlichung, dem von ihr vertretenen monarchischen Prinzipe nicht förderlich sein dürfte. Es wurde daher das von dem Präsidialgesandten in seinem Vortrage vom 20. September 1819 ertheilte Versprechen, der am Schlusse der Untersuchung zu verfügenden öffentlichen Bekanntmachung der gesammten Verhandlungen dieser Behörde nicht gehalten.

Es erging den Karlsbader Beschlüssen geradeso wie den pseudoisidorischen Decretalen, d. h. es wurde die vollständige Falschheit der denselben zu Grunde liegenden Thatsachen vollkommen erwiesen, und zwar nicht erst nach Jahrhunderten, sondern schon nach einem Jahrzehnte. Dessenungeachtet blieben dieselben in Kraft bis zum Jahre 1848 und wurden soweit thunlich später wiederhergestellt. Schwerlich werden sie anders, als auf dem Wege der Revolution aus dem deutschen Bundesrechte herausgeschafft werden, wie jene Decretalen nur durch die Reformation für einen Theil der Christenheit wenigstens beseitigt wurden.

Der deutsche Bund führte nach den Karlsbader Beschlüssen öffentliche und geheime,

*) Es kreisen die Berge, heraus kömmt nur eine winzige Maus.

gedruckte und ungedruckte Protokolle. Neben den Verhandlungen des Bundestags gingen unausgesetzt diejenigen zwischen Oesterreich und Preußen und den diesen Mächten unbedingt ergebenen Kleinstaaten einher. Je mehr sich eine deutsche Regierung ihrer eigenen Niederträchtigkeit bewußt war, desto fester klammerte sie sich an den Bund und an die Cabinette von Wien und Berlin an.

Bis zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse und der durch die s. g. Langenau'sche Note eingeleiteten Beseitigung aller selbständigen Bundestagsgesandten hatte im Schooße des Bundestags eine gewisse Thätigkeit geherrscht. Die Persönlichkeit mehrerer Männer, wie Wangenheim, Gagern, Harnier machte sich geltend. Später trat eine vollständige Erschlaffung ein. Die erst im Werden begriffene Organisation des Bundes stand stille. Die schon entworfenen Gesetze wurden nicht mehr zur Abstimmung gebracht oder doch nicht zu Beschlüssen erhoben. Die Julirevolution machte es den Regierungen anschaulich, daß sich in Deutschland nach und nach ein mächtiger Zündstoff angehäuft hatte, und es wurde deren gemeinsames Bestreben, diesen gründlich auszulöschen. Man bedachte freilich nicht, daß alle vom Bunde beschlossenen Lösch-Anstalten den Zündstoff nothwendig vermehren, wenn auch zugleich bedecken, und dem Auge der Polizei entziehen müßten. Die Bundesversammlung wurde auf diese Weise in Verbindung mit der ihr untergeordneten Militär-Commission und Central-Untersuchungsbehörde die oberste Polizei Deutschland's. Die Ueberwachung des Volkes wurde ihr angelegentlichstes Geschäft, die Erlassung und Durchführung von repressiven Gesetzen ihre Hauptaufgabe. Jede Anzeige einzelner Bundesregierungen von Symptomen politischer Bewegungen gab Veranlassung zu neuen Gesetzen oder zur Verschärfung der bereits erlassenen. Sobald der Bundesversammlung von einer Bundesregierung das Bestehen irgend einer Maßregel mitgetheilt wurde, welche zum Zwecke der Unterdrückung der Freiheit dienlich schien, wurde dieses benützt, um deren Ausdehnung auf ganz Deutschland zu beantragen. Mehrere Commissionen wurden theils niedergesetzt, theils mit erneuter Kraft betrieben, um die Presse, die Universitäten und sonstigen Lehranstalten, das Verfassungsleben der constitutionellen Staaten u. s. w. zu überwachen. Die politischen Flüchtlinge, die Handwerksgesellen, die politisch Verdächtigen und Ueberwiesenen wurden unausgesetzt im Auge behalten. Gerichte, Polizei, Post und andere Behörden wurden zu den bezeichneten Zwecken in Dienst genommen.

Der Gegensatz zwischen den beiden Großmächten des Bundes und den mindermächtigen Bundesregierungen war durch die Macht der Verhältnisse zu entschieden gegeben, als daß alle Kunst der Diplomatie im Stande gewesen wäre, denselben zu übertünchen. Die Verschiedenartigkeit der Verfassungen von Oesterreich und Preußen einerseits und den meisten übrigen Bundesstaaten andererseits und die Verschiedenartigkeit des Machtverhältnisses jener beiden und dieser andern Staaten blieb bestehen und wird fortdauern mit allen seinen Consequenzen, so lange als der jetzige deutsche Bund sein Leben fristet.

Jede einzelne Bundesregierung fürchtete für ihre Souveränetät und wollte daher dem Bunde nicht zu viele Rechte einräumen, sie besorgte, ihr Gesandter selbst könnte im Widerspruche mit ihren Wünschen handeln und band ihn an starre Instructionen. Mißtrauen herrschte auf allen Seiten und ließ keine kräftige Gestaltung zu Stande kommen.

Der deutsche Bund war augenscheinlich in seiner ersten Anlage verfehlt. Die Mittel, welche ihm zu Gebote gestellt wurden, standen zu seinen Zwecken in keinem Verhältniß. Bei gutem Willen von Seiten der deutschen Fürsten hätte er aber doch manches Gute begründen können.

Von der Zeit der Annahme der Karlsbader und Wiener Beschlüsse drehte sich die ganze Thätigkeit der Bundesversammlung fast ausschließlich um die Verlängerung und Ausfüh-

rung derselben. Die ganze Wirksamkeit des Bundes in Betreff aller volksthümlichen Bestimmungen der deutschen Bundesacte, namentlich der Artikel 13, 16, 18 und 19, hörte auf. Nur die der deutschen Nation mit Recht verhaßten Artikel 14, 15 und 17*) wurden zum Verderben Deutschland's neben den Karlsbader und Wiener Beschlüssen noch beachtet.

Für alles Gute war die Kraft des Bundes gelähmt. Dieses zeigte sich nicht nur in Betreff aller gemeinnützigen Anträge, welche Anfangs nicht von der Hand gewiesen worden waren, sondern auch im Wechselverhältnisse der Bundesstaaten.

Als Anhalt von Preußen auf's Tiefste gekränkt und den preußischen Zollmaßregeln, der Elbschifffahrtsacte und der Souveränetät des Landes zum Trotze, unterworfen wurde, konnte es am Bunde kein Recht finden und mußte sich der Gewalt fügen. Der Schwache fand keinen Schutz gegen den Starken, wohl aber der Starke Hülfe gegen den Schwachen. Der Herzog von Braunschweig konnte gegen Hannover kein Recht finden,**) er mußte sich vielmehr den Forderungen seines übermächtigen, durch England noch gestärkten hannover'schen Gegners fügen. Er fand selbst dann keinen Schutz, als er durch eine Revolution verjagt wurde! So wußte der Bundestag mit der Legitimität zu spielen!

Eben so trübselig, als die inneren, waren die militärischen und auswärtigen Angelegenheiten des Bundes.

Die feste Grundlage jedes Staates besteht in der Entwickelung sämmtlicher in ihm enthaltener Kräfte in Uebereinstimmung mit seinen Zwecken. Die körperlichen, intellectuellen und moralischen Kräfte der Staatsbürger sind es, mit welchen ein Staat allein zu wirken im Stande ist. Je tüchtiger daher jene sind, desto tüchtiger ist er selbst.

Ohne eine tüchtige körperliche Ausbildung wird eine Nation in militärischer Beziehung nie Etwas zu leisten im Stande sein, denn jede kriegerische Bewegung setzt körperliche Regsamkeit, Gewandtheit und Ausdauer voraus. Diese Eigenschaften erlangt der Soldat nicht in der Zeit, welche er zu dienen hat, wenn er nicht gehörig vorbereitet in diesen Stand eintritt.

Gemeiner und Offizier bedürfen übrigens eines gewissen Grades von Intelligenz, damit ihre Wirksamkeit eine zweckmäßige sei, kein bloßes Wüthen und Zerstören zur Folge habe.

Allein die Grundlage aller kriegerischen Tüchtigkeit ist immer die moralische Kraft des Kriegers: seine Liebe zum Vaterlande, seine Begeisterung für Freiheit und Recht, seine Mäßigung im Glück und seine Festigkeit im Unglück.

Nur diejenige Nation wird im Kriege etwas Tüchtiges leisten, bei welcher im Frieden alle diese Kräfte nachhaltig entwickelt worden sind. Nur diejenige Nation ist zum Kriege gerüstet, bei welcher jene Kräfte bereit sind, auf den ersten Ruf in Thätigkeit zu treten.

Wenn wir von diesem Standpunkte ausgehen und fragen: was hat die Bundesversammlung gethan, um die deutsche Nation auf den Krieg vorzubereiten? so ist die Antwort: Nichts!

Sie hat keine Einrichtungen begründet, welche die Liebe zum Vaterlande bei der deutschen Nation hätten stärken können, keine, welche sie wehrbar gemacht hätten. Die bisherige Darstellung der Wirksamkeit der Bundesversammlung hat es zur Genüge gezeigt: ihr Streben ging lediglich dahin, den Geist der Nation niederzuhalten, nicht ihn zu erheben.

*) Siehe oben § 38, S. 405.
**) Siehe den vorigen Paragraph, S. 517 ff.

Indem die Bundesversammlung der Erfüllung der Artikel 12, 13, 18 der Bundesacte hemmend entgegentrat, die Artikel 16 und 19 unerfüllt ließ, indem sie die Freiheit unseres deutschen Universitätswesens erdrückte, lähmte sie auch die höhere geistige Entwickelung und mit ihr die Wehrbarkeit der Nation.

Die Friedensheere, deren Haltung der deutsche Bund seinen Gliedern zur Pflicht macht, schwächen die Nationalkraft, indem sie unermeßliche Summen verschlingen, ohne die Nation als solche wehrbar zu machen.

Nur Preußen besitzt eine Nationalbewaffnung, welcher jedoch mit Recht der Vorwurf gemacht wird, daß sie zu kostbar ist. Der Bund als solcher hat für Nationalbewaffnung nichts gethan.

Wenn der zehnte Theil der Millionen, welche jährlich auf das Landheer verwendet werden, auf eine deutsche Flotte verwendet worden wäre, so wären wir dem Sundzoll, den Anmaßungen der Holländer gegenüber, nicht wehrlos gewesen, so läge unsere Nordküste nicht jedem Angriffe einer Seemacht offen und preisgegeben, so fände unser Handel Schutz in fremden Zonen.

Allein wie Nichts geschah, um die Nation wehrbar zu machen, so geschah auch Nichts, um eine Seemacht zu begründen.

Die Bundesversammlung verstand es nicht, auf den Geist der deutschen Nation einzuwirken; sie konnte nur die Zahl der Truppen bestimmen, welche jeder Bundesstaat halten sollte. Allein sie that Nichts, diese Zahlen zu beleben und zu beseelen. Nicht einmal ein Bundeszeichen, wie es die Schweizertruppen haben, konnte sie von diesen entlehnen, um den Gedanken der Einheit anzuregen, nicht einmal ein deutsches Commando wußte sie gegen Dänemark für sein deutsches Bundescontingent durchzusetzen! Ein Däne vertritt das holstein-lauenburgische Contingent beim Bunde; weder bei diesem, noch bei dem luxemburgschen Contingente wird darauf geachtet, daß wenigstens eine gewisse Anzahl der Truppen, wenigstens ein Theil der Offiziere immer aus Deutschen bestehen müsse. Unter solchen Umständen kann Deutschland auf die Contingente für Holstein, Lauenburg, Luxemburg und Limburg im Augenblicke der Gefahr nimmermehr zählen.

Die Bundesversammlung richtete ihre Aufmerksamkeit nur auf die technische und die quantitative Seite der Kriegsverfassung, die tiefer liegenden Elemente, welche die Qualitäten bestimmen, blieben ihr vom Anfang bis zum Ende fremd.

Die ganze Militärverfassung des deutschen Bundes liegt in dem Artikel 1 der Grundzüge ausgesprochen, welche in der Plenarversammlung vom 9. April 1821 vom Bundestage angenommen wurde. Er lautet wörtlich, wie folgt:

„Das Bundesheer ist aus den Contingenten aller Bundesstaaten zusammengesetzt, welche nach der jedesmaligen Bundesmatrikel gestellt werden."

Deutschland besitzt also, trotz der unermeßlichen Kosten, welche seine Soldaten verschlingen, kein innerlich organisirtes, sondern nur ein äußerlich zusammengesetztes Heer, welches (Artikel 13) nur außerordentlicher Weise, „wenn die Aufstellung des Kriegsheeres beschlossen wird," einen Oberfeldherrn erhalten soll. In gewöhnlichen Zeiten besitzt der Bund als solcher gar keine Gewalt über das s. g. deutsche Bundesheer und in Kriegszeiten ist es sehr zu befürchten, daß das Bundesheer entweder zum Werkzeuge österreichischer oder preußischer Willkür gemacht werde. Zum Besten Deutschlands kann es nach seiner Organisation niemals dienen.

Die Kriegsverfassung eines Landes steht in untrennbarer Wechselwirkung mit der Organisation seiner auswärtigen Angelegenheiten. Im Schooße des deutschen Bundes, woselbst Alles verkehrt eingerichtet ist, hat man in den inneren Angelegenheiten die Central-

gewalt über die Gebühr ausgedehnt, in den auswärtigen Angelegenheiten dagegen so gut als vollständig vernichtet.

Der Widerspruch zwischen der Souveränität der einzelnen Bundesglieder und des Bundes, welcher sich durch das ganze Gebiet des deutschen Bundesrechts hindurchzieht, macht sich insbesondere auch geltend im Verhältnisse des Bundes zu auswärtigen Mächten. Es ist durchaus unmöglich, daß der Bund als selbständige Macht dem Auslande gegenübertrete und daß dessenungeachtet auch jeder einzelne Bundesstaat selbständig mit dem Auslande verkehre. Entweder bildet der Bund dem Auslande gegenüber eine Macht, dann dürfen consequenter Weise die Bundesglieder nur durch den Bund mit dem Auslande verkehren, oder aber es dürfen die einzelnen Bundesglieder, wie dieses der Artikel 11 der Bundesacte ausdrücklich bestimmt, mit dem Auslande Verträge schließen ohne Zuthun des Bundes, dann ist dieser dem Auslande gegenüber keine Macht.

Wie man nicht Mann und Frau zugleich sein kann, so kann man auch nicht zugleich Souverän und der Souveränetät eines Andern untergeordnet sein. Dieses haben aber die Begründer des Bundes und seiner organischen Gesetze nicht erkannt und daher ist der Bund zum Zwitter geworden.

Theoretisch, d. h. nach dem Gesetze vom 12. Juni 1817, § 227, bildet der deutsche Bund eine unabhängige Macht, und derselbe besitzt daher actives und passives Gesandtschaftsrecht. Allein in der Wirklichkeit hat er noch niemals einen Gesandten beglaubigt, obgleich bei ihm fremde Gesandte beglaubigt sind. In allen Fällen, wo er in der Lage war, Gesandte zu ernennen, hat er sich immer an die Höfe von Oesterreich und Preußen gewandt, um von diesen vertreten zu werden. Es ordnete sich also der Bund in seinen auswärtigen Angelegenheiten gerade so den Höfen von Oesterreich und Preußen unter, wie er dieses meistentheils, d. h. in allen hochwichtigen Fragen, in Betreff seiner inneren Angelegenheiten that. Gerade wie der Bund aus den Händen Oesterreich's und Preußen's die Karlsbader Beschlüsse und die Beschlüsse der Wiener Conferenz empfing, so empfing er auch aus den Händen dieser beiden Mächte die Londoner Conferenzprotokolle, welche halb Luxemburg von Deutschland trennten.

Dieses Sachverhältniß zeigt uns deutlicher, als alle theoretischen Ausführungen, wie es sich mit der Unabhängigkeit des deutschen Bundes und mit seiner Eigenschaft einer Macht verhält. Oesterreich und Preußen sind souverän, allein die übrigen Bundesglieder sind es in den meisten Beziehungen und folgeweise überhaupt nicht, weil keine Macht souverän ist welche nur in einer Beziehung eine andere über sich erkennt.

Aus dieser Vorbemerkung läßt sich schon entnehmen, daß die Stellung des deutschen Bundes, dem Auslande gegenüber, nicht die glänzendste sein kann. In der That hat auch nicht eine Verhandlung mit dem Auslande stattgefunden, auf welche der Deutsche mit Freude oder Stolz blicken könnte. Die meisten der stattgehabten Verhandlungen enthalten bloße Notificationen, haben aber keinen eigentlichen Werth für Deutschland. Manche andere, wie z. B. die Mittheilung der Karlsbader Beschlüsse an das Ausland und die Verhandlungen in Betreff der Barbareskenstaaten enthalten wahre Demüthigungen, wiederum andere, wie die Verhandlungen in Betreff Luxemburg's, eigentliche Kränkungen und Verletzungen der deutschen Nation.

Für den deutschen Handel, die deutsche Schifffahrt geschah, ungeachtet der Bestimmungen des Artikels 19 der deutschen Bundesacte, vom Bunde aus nichts. Was kann die deutsche Nation unter diesen Umständen vom Bunde hoffen, was kann sie von ihm, namentlich in Zeiten der Gefahr, erwarten?

Die Antwort ist: nichts, durchaus nichts, als Schimpf und Schande und Beeinträchtigung.

So lange nicht die gesammte Vertretung Deutschland's dem Auslande gegenüber und die gesammte Heeresmacht in ähnlicher Weise wie in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten Nordamerika's der Centralgewalt überwiesen sein wird, bildet der deutsche Bund dem Auslande gegenüber keine Einheit weder in diplomatischer, noch in militärischer Beziehung.

Noch immer herrschen die freiheitsfeindlichen Elemente im Schooße des deutschen Bundes vor. Unter diesen Umständen ist es kaum wünschenswerth, daß derselbe seine Organisation vervollständige. Jede Macht, welche dem deutschen Bundestage zu Frankfurt am Main anvertraut wird, kann, der Zusammensetzung dieser Behörde und ihren geschichtlichen Antecedenzien zufolge, nicht anders, als zum Verderben Deutschland's wirken. Daraus folgt aber nicht, daß man Alles beim Alten lassen, sondern daß man den Bund von Grund aus reformiren müsse. Besitzt die deutsche Nation nicht die Kraft, dieses durchzusetzen, so kann sie dem Schicksale Polen's nicht entgehen.

Die beiden deutschen Großstaaten Oesterreich und Preußen, welche zu jeder Zeit auf die Hegemonie in Deutschland Anspruch machten, könnten ein Anrecht auf dieselbe nur dadurch erwerben, daß sie der deutschen Nation das Banner der Freiheit, des Rechtes und höherer Geistesbildung vorantrügen, oder wenigstens das Beispiel der gewissenhaften Erfüllung der deutschen Bundesacte gäben. Da sie aber gerade das Gegentheil thaten, statt für Freiheit, Recht und Geistesbildung, für Polizei, Censur, Mißbrauch der Gewalt und Obscurantismus arbeiteten, haben sie alle Aussicht auf Hegemonie eingebüßt. Sie haben im Laufe eines Zeitraums von mehr als vierzig Jahren das von bethörten Anhängern in sie gesetzte Vertrauen so gründlich verscherzt, daß es sie große Anstrengungen kosten wird, es wieder zu gewinnen. Für Preußen ist es zumal Schmach und Schande, mit Oesterreich auf gleicher Stufe der Feindschaft gegen alle Freiheit des Geistes gestanden zu haben — vier Jahrzehnte lang!

Die mindermächtigen Staaten Deutschland's erhielten durch ihre größere Regsamkeit auf dem Gebiete des Verfassungslebens einen Vorsprung vor den beiden Großmächten, welcher sie mehr geschickt machte, als diese, den Ton in Verfassungsangelegenheiten anzugeben. In der That waren es daher, trotz ihrer zahlreichen Heere, nicht Oesterreich und nicht Preußen, welche die geistige Bewegung Deutschland's vermittelten, sondern die mindermächtigen Staaten Deutschland's, insbesondere Süd-West-Deutschland's, ehemalige Rheinbundsstaaten. Diese Thatsache deutet in sprechender Weise an, daß die französische Unterdrückungsperiode doch nicht ganz so schlimm gewesen sein könne, als die deutschen Franzosenfresser die Welt glauben machen wollten. Am weitesten blieben unter allen Theilen Deutschland's diejenigen zurück, welche von den Aenderungen der französischen Revolution am wenigsten angenommen, oder doch beibehalten hatten: Oesterreich, die östlichen Provinzen Preußen's, Hannover, Oldenburg, Braunschweig und andere. Am rüstigsten schritten voran diejenigen, welche mit guten alten deutschen Einrichtungen solche Neuerungen verbanden, welche der Geist der Zeit anrieth: Baden, Würtemberg, Baiern, Hessen-Darmstadt, die sächsischen Herzogthümer, obgleich allerdings auch hier der Fortschritt durch die verderbliche Einwirkung von Seiten der beiden Großmächte und des durch dieselben geleiteten Bundestags in mannigfaltiger Weise gehemmt wurde.

Thatsächlich war Oesterreich gar niemals ein deutscher Bundesstaat. Die erste Voraussetzung eines solchen besteht darin, daß er in der Gewalt der Deutschen sein müsse. Allein er war von polnischen, italienischen und ungar'schen Regimentern besetzt, während das

deutsche Bundes-Contingent Oesterreich's nicht selten in Italien, Ungarn oder in Polen stand. Thatsächlich stellte Oesterreich gar niemals ein deutsches Bundes-Contingent. Ein solches setzt voraus, daß es ein für sich bestehendes, nur mit dem deutschen Bundes-Heere organisch verbundenes Ganze sei. Diejenigen Armee-Corps, welche dem Namen nach das deutsche Contingent Oesterreich's vorstellten, waren aber weit inniger mit den ungar'schen, polnischen und italienischen Abtheilungen der österreichischen Truppen, als mit den drei preußischen, dem baierischen und den übrigen deutschen Contingenten verbunden. Es gab wohl eine österreichische, niemals aber eine deutsche Armee, was Organisation, Avancement, Bewaffnung, Commando und alle übrigen Voraussetzungen militärischer Ordnung betrifft.

Oesterreich erkannte im praktischen Leben keinen einzigen freiheitlichen Artikel der deutschen Bundesacte an, weder Artikel 13, noch 16, noch 18, noch 19. In diesen Beziehungen kam ihm Preußen sehr nahe. Allein das Cabinet von Berlin that durch den von ihm angeregten Zollverein doch Einiges für Handel, Schifffahrt und Gewerbe, während die österreichische Regierung in materieller, wie in ideeller Beziehung ihr Reich so sehr als möglich vom übrigen Deutschland abschloß.

Göthe legt dem Alphons von Ferrara die schönen und wahren Worte in den Mund:

Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt.

Die deutschen Fürsten waren alle in diesem Sinne nicht blos Feldherren ohne Heere, sondern weit schlimmeres: sie waren die Henker, welche die Talente ermordeten, die Schergen, welche diese aus Deutschland's Gränzen trieben, damit sie auf fremdem Boden in Jammer und Elend untergehen möchten, die Verleumder, welche durch feile Richter und schnöde Soldschreiber deren Ruf beflecken ließen, damit das Vaterland sie nicht in ihrer wahren Gestalt erkennen möge.

Doch die Stunde grauser Mitternacht wird schlagen, in welcher Robert Blum aus seinem Grab erstehen und die von Kugeln durchbohrte Brust vor dem Volke Deutschland's entblößen, da der im fernen Amerika hingestorbene Freiheitsdichter Schnauser sein zürnend Haupt über die Despoten schütteln wird. Nicht Alle werden dann im Grabe sein. Es werden Einzelne noch leben von jenen nicht versammelten, sondern vertriebenen Talenten und zu Gerichte sitzen über die Schuldigen.

§ 52. Die Niederlande und die Schweiz.

Einst hatten Holland und Belgien zum deutschen Reiche gehört. Mittlerweile war allerdings Nord-Niederland zu einem Grade der Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit emporgestiegen, welcher eine Vereinigung mit Deutschland durchaus unzulässig machte. Allein Belgien war seit dem Utrechter Frieden mit Oesterreich verbunden gewesen. Deutschland lag seiner Vergangenheit und seinen Bedürfnissen weit näher, als Holland. Doch Deutschland war auf dem Wiener Congreß, wie bei den zahlreichen Verträgen, welche zu Paris und früher abgeschlossen worden waren, unvertreten. Oesterreich sah Belgien lieber in holländischen, als in preußischen Besitz übergeben. Die betheiligten Belgier selbst konnten nach dem Hammelheerdenstaatsrechte, welches damals galt, nicht um ihren Willen befragt werden. Nur die untergeordnete Frage, diejenige der Verfassung, nicht die wesentliche der Verbindung mit Holland wurde, zwar nicht dem Volke, doch aber den s. g. Notabeln vorgelegt. Diese verwarfen die Verfassung und folgeweise zugleich die Verbindung mit entschiedener Stimmenmehrheit. Von tausenddreihundertdreiundzwanzig Notabeln

stimmten siebenhundertsechsundneunzig gegen und nur fünfhundertsiebenundzwanzig für die Verfassung, d. h. das holländische Grondwet, welches nur sehr wenig der belgischen Anschauungsweise angenähert worden war. Die Verfassung war also mit einer Mehrheit von zweihundertneunundsechzig Stimmen verworfen. Doch Betrüger und Tyrannen wissen sich zu helfen. Wilhelm I. zählte zu seinen fünfhundertsiebenundzwanzig Stimmen noch hundertsechsundzwanzig hinzu, welche aus Gründen der Religion die Verfassung verworfen hatten, und da diese noch nicht ausreichten, ihm die Mehrheit zu verschaffen, fügte er auch noch die Stimmen der nicht erschienenen zweihundertachtzig Notabeln hinzu (24. August 1815).

Durch diese ruchlose Verfahrungsweise gab Wilhelm I. gleich beim Antritte seiner Regierung zu erkennen, daß Lug und Trug, List und Gewalt die Grundlagen seiner Herrschaft bilden würden. Ein Monarch, welcher seine Regierung in solcher Weise beginnt, versetzt sich selbst in die Unmöglichkeit, gerecht oder mild zu herrschen, weil er die Wahrheit unterdrücken, dem Volke Gewalt anthun muß, um nicht jeden Augenblick daran erinnert zu werden, daß er ein Usurpator und Tyrann, nicht aber ein rechtmäßiger Fürst sei.

Wäre die Verfassung, oder gar die Vorfrage derselben, die Vereinigung mit Holland, dem belgischen Volke vorgelegt worden, so würde die Mehrheit gegen dieselbe noch viel stärker ausgefallen sein. Es handelte sich blos um eine Volkstäuschung. Die Belgier ließen sich, im Hinblicke auf die Großmächte Europa's, welche über sie verfügt hatten und mit welchen sie sich in keinen Kampf einlassen wollten, die Verbindung mit Holland gefallen. Allein sie behielten sich ihre ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte vor, von welchen sie bei der ersten günstigen Gelegenheit Gebrauch machten.

Die Verfassung, welche in Nord-Niederland, wenn nicht vom Volke,*) so doch von den Notabeln angenommen worden, war auch von diesen in Belgien verworfen worden und besaß demnach nicht den Schein rechtlicher Gültigkeit.

Die Wünsche der Belgier waren übrigens so bescheiden, daß, hätte die Verfassung nur einigermaßen Rücksicht genommen auf Recht und Billigkeit, und wäre sie treu gehalten worden, vielleicht die anfängliche Mißstimmung sich gelegt hätte. Allein von vornherein war die Verfassung darauf berechnet, daß die Holländer herrschen, die Belgier beherrscht werden sollten.

Die Volkszahl von Holland verhielt sich zu derjenigen Belgien's wie zweiundvierzig zu achtundsechzig. Von Rechtswegen hätten daher beide Theile in diesem Verhältniß vertreten sein sollen. Allein die den Belgiern aufgedrungene Verfassung bewilligte denselben nicht mehr Abgeordnete, als den Holländern. Dazu kam, daß der Volkskammer eine erste Kammer zur Seite gesetzt wurde, welche durchaus vom Könige abhing. Die s. g. Generalstaaten enthielten daher durchaus keine treue Volksvertretung, sondern in der ersten Kammer nur die Vertretung des königlichen Willens, in der zweiten Kammer eine unverhältnißmäßig schwache Vertretung Belgien's.

Bei der Vereinigung Belgien's mit Holland standen übrigens nicht blos nationale Sympathien und Antipathien und Freiheitsrechte in Frage, sondern auch tief eingreifende materielle Interessen und religiöse Gewohnheiten.

Das erste Geschenk, welches König Wilhelm I. Belgien machte, bestand in der unermeßlichen holländischen Staatsschuld, welche die unglückliche Provinz mit übernehmen mußte. Zwar sollte, gewissermaßen als Entschädigung dafür, Belgien Antheil an den holländischen Colonien haben. Damit war jedoch Belgien wenig geholfen. Holländische

*) Siehe oben § 42, S. 442.

Kaufleute waren im Besitz des ganzen Handels, holländische Schiffer im Besitze der ganzen Schifffahrt mit den Colonien. Die Vortheile, welche die Holländer von den Colonien zogen, waren wirklich und thatsächlich, diejenigen der Belgier aber standen nur auf dem Papier, konnten sich vielleicht mit der Zeit entwickeln, für's Erste waren sie aber nur problematisch, während die Staatsschuld sofort eine wirkliche und schwere Last auf Belgien legte. Die Verfassung entsprach ihrem Inhalte nach ganz demjenigen Geiste, in welchem deren Annahme betrieben wurde, d. h. sie war nichts weiter, als eine Spiegelfechterei. Die Stände hatten zwar das Recht der Steuerbewilligung; da aber das Budget auf zehn Jahre votirt werden sollte, wurde dadurch das Recht der Stände so gut wie vollständig vernichtet. Denn wer kann auf zehn Jahre voraus die Einnahmen oder die Ausgaben des Staates mit Sicherheit veranschlagen? Kein Finanzminister ist dazu im Stande. Er ist daher gezwungen, Alles ungewiß und schwankend zu lassen, während das Steuerbewilligungsrecht der Stände nur insofern Sinn und Bedeutung hat, als durch die Bestimmung derselben dieser Unsicherheit ein Ziel gesetzt wird. Auf's Tiefste mußten sich die Belgier verletzt erachten, indem die ihnen aufgezwungene Verfassung ihnen das Schwurgericht raubte, welches sie unter französischer Herrschaft gehabt hatten und nur eine sehr beschränkte Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen gewährte.

Die nothwendige Folge aller dieser gerügten Mängel bestand darin, daß im Laufe eines fünfzehnjährigen ununterbrochenen Friedens die Auflagen, statt erleichtert zu werden, unausgesetzt erhöht wurden. Besonders lästig für Belgien war die Mahl- und Schlachtsteuer, welche die Ackerbau treibende Bevölkerung besonders schwer traf.

Der holländischen Regierung kann das Verdienst nicht abgesprochen werden, daß sie manches zur Hebung des Handels und der Industrie der Vereinigten Niederlande that. Sie ließ neue Straßen bauen, Kanäle graben, neue Postverbindungen einleiten. Alles dieses geschah jedoch auf eine dem Volkscharakter nicht entsprechende Weise, d. h. von oben herab in despotischer Weise, ohne dem Volke den ihm gebührenden Antheil an diesen Verfügungen zu gewähren.

In den Jahren 1815—1830, wie zur Zeit Joseph's II. (1780—1790), ja! wie in den Tagen Philipp's II. und des Herzogs von Alba, bestand die Opposition in Belgien nicht blos aus freisinnigen, edeldenkenden, dem Fortschritte geneigten Freunden des Vaterlandes, sondern auch aus Pfaffen und Pfaffenknechten, deren Bestrebungen von ganz entgegengesetzter Art waren. Die katholische Partei Belgien's hätte sich über alle oben gerügte Uebelstände leicht hinweggesetzt, wenn Wilhelm I. katholisch und Holland jesuitisch gewesen wäre. Da beide aber protestantisch waren, und sich nicht, gleich dem Coburger Leopold, unter das Pfaffenjoch beugen wollten, so war die Feindschaft der katholischen Partei unversöhnlich.

Wilhelm I. konnte nur dadurch möglicher Weise seine Regierung in Belgien befestigen, daß er eine der beiden belgischen Parteien für sich gewann. Diese in Verbindung mit den Holländern, welche ihm sicher waren, hätten seiner Macht wenigstens auf eine gewisse Zeit lang einen festen Rückhalt geboten. Holland konnte Wilhelm I. nicht katholisch machen. Die Holländer konnte er den belgischen Pfaffen nicht preisgeben. Es blieb ihm daher nichts anders übrig, als die Liberalen für sich zu gewinnen. Deren Ansprüche waren auch keineswegs übertrieben. Allein Wilhelm I. war ein viel zu habsüchtiger Mensch, als daß er die Liberalen Belgien's für sich hätte gewinnen können. Während seiner Verbannung hatte er schlimme Zeiten gehabt. Der Königsthron sollte deren Wiederkehr unmöglich machen. Wilhelm I. besaß ein großes kaufmännisches Talent. Von diesem machte er den ausgedehntesten Gebrauch, um sich unermeßliche Reichthümer zu verschaffen.

Digitized by Google

Arm hatte er die Regierung der Niederlande angetreten. Im Laufe einer fünfundzwanzigjährigen Regierung (1815 bis 1840) zog er dem Lande beiläufig hundert Millionen Gulden aus. Um dieses thun zu können, mußte er die Presse in Ketten schlagen, auf die Ständeverhandlungen einen ungebührlichen Druck ausüben, die entschlossenen Männer des Volkes verfolgen und Rathgeber erwählen, welche bereit waren, seine bösen Absichten zu befördern. Er konnte also an der freisinnigen Partei auf die Dauer keine Stütze finden. Nur die Gewalt gab ihm Macht über Belgien. Beide Parteien dieses Landes widerstrebten ihm, das ganze Volk war ihm feindlich gesinnt. Diese Gesinnung drang auch in die belgische Armee, wie sich im Jahre 1830 deutlich zeigte.

Wäre Wilhelm I. fähig gewesen, die Verhältnisse richtig zu würdigen, so hätte er die katholische Partei leicht besiegen können. Der Uebermuth, mit welchem diese auftrat, trieb die Mehrzahl des belgischen Volkes sogar in das ihr feindliche Lager. Der Pabst hatte den belgischen Priestern befohlen, den niederländischen Staatsdienern nur insofern Absolution zu ertheilen, als diese den Verfassungseid auf die bürgerlichen Verhältnisse beschränkt hätten. Darüber entstand unter den katholischen Staatsdienern selbst die größte Unzufriedenheit. Eine päbstliche Bannbulle gegen die Bischöfe, welche dem Könige den Eid der Treue geleistet hatten, warf den Samen der Zwietracht in das Lager der Geistlichkeit. Unter solchen Verhältnissen wäre es nicht schwer gewesen, die clericale Partei entweder zu gewinnen, oder niederzuwerfen. Beides setzte übrigens die Beihülfe der Liberalen voraus. Nur zu bald zeigte es sich, daß Wilhelm I., seinem innersten Wesen nach der Jesuiten-Partei näher stand, als den Liberalen. Durch einen königlichen Befehl vom 15. September 1819 wurde das Holländische zur Nationalsprache des vereinigten Königreichs erklärt. In Belgien verstand das Volk dieselbe nicht. Es war also ein Gewaltstreich, welcher das ganze Land in die heftigste Aufregung versetzen mußte. Der König überzeugte sich, daß er die Liberalen nicht für sich gewinnen könne, und versuchte es daher mit der katholischen Partei. Er schloß unterm 18. Juni (25. Juli) 1827 mit dem Pabste ein Concordat ab, welches aber die Absichten des Königs nicht erfüllte. Die katholische Partei wurde durch die dem Pabste gemachten Zugeständnisse dem protestantischen Könige gegenüber nicht gefügiger. Das Concordat beseitigte den Zwiespalt im Schooße der belgischen Kirche und verlieh der katholischen Partei neue Kraft, ohne diese mit der Regierung auszusöhnen. Das Volk war mit dem Concordate sehr unzufrieden. Die ultramontane Partei suchte, auf dem Grunde der dem Pabste gemachten Zugeständnisse, den gesammten Unterricht, welcher nach der Verfassung der Regierung zugewiesen war, an sich zu reißen. Die Geistlichkeit schrie, die Holländer wollten den Belgiern ihre katholische Religion rauben. Die Presse, welche theils aus Gründen katholischer Intoleranz, theils aus denjenigen der Freiheit, der holländischen Regierung entgegentrat, wurde von dieser auf's heftigste verfolgt. Der König vernichtete die verfassungsmäßige Preßfreiheit durch ein furchtbar strenges Preßgesetz, griff in die Gemeinde-Verfassung verletzend ein, indem er die Amtsdauer der von ihm selbst ernannten Bürgermeister und Schöffen lebenslänglich machte. Zu allen diesen Beschwerden kam hinzu, daß nach einer vierzehnjährigen Friedenszeit (1815—1829) trotz der erhöhten Auflagen die Staatsschuld um einhundertdreiundsiebenzig Millionen gestiegen war. Große Mißstimmung wurde dadurch erregt, daß der König drei Regimenter Schweizertruppen in seinen Sold nahm, welche er in Europa behielt, und daß er vorzugsweise belgische Regimenter in die Colonien schickte und diesen holländische Offiziere gab.

Auf diese Weise brachte es Wilhelm I. dahin, daß sich nach und nach Liberale und Clerikale gegen ihn vereinigten. De Potter, ein reicher Bürger aus Brügge, früher ein heftiger Gegner der römischen Curie trat an die Spitze der Opposition gegen Wilhelm I.

Digitized by Google

Er veranlaßte einen Petitionensturm wegen Abstellung der Nationalbeschwerden. Abschaffung des Unterrichts-Monopols der Regierung, Einführung von Geschworenen-Gerichten, der Unabsetzbarkeit der Richter, Verantwortlichkeit der Minister und Aufhebung der Mahl-Steuer — dieses waren die keineswegs übertriebenen Forderungen des Volkes. Der König hätte sie gewähren können, ohne seinen Rechten das Geringste zu vergeben. Allein er war ein Tyrann. Er glaubte, stark genug zu sein, die Opposition,. welche ihm mit steigender Kraft und Einmüthigkeit entgegentrat, niederwerfen zu können. Er reizte dieselbe auf's Aeußerste, indem er sie für schändlich, infam erklärte. Der Justizminister Van Maanen, welcher sich dazu hergab, dem königlichen Willen Nachdruck zu verleihen, mochte bewirken, daß De Potter und Andere in's Gefängniß geworfen wurden. Aus dem Kerker heraus setzte De Potter seine Opposition gegen die holländische Regierung fort. Der König setzte den Forderungen des Volkes nur Trotz entgegen. Er gab sich den Anschein, als wenn der ganze Widerstand nur von der clerikalen Partei ausgehe, befahl den Besuch des von ihm gegründeten philosophischen Collegiums zu Löwen, gegen welchen die Pfaffen seit langer Zeit geeifert hatten und reizte die Liberalen auf's Heftigste dadurch, daß er deren Forderungen vollständig ignorirte. Die Aufregung in Belgien nahm immer zu. Es bedurfte nur eines Funkens, um den allgemein verbreiteten Zündstoff zu entflammen.

Die Schwierigkeit der Lage Wilhelm's I. wurde durch das Mißverhältniß noch erhöht, in welches er sich mit Deutschland und namentlich mit Preußen versetzte. Der Wiener Congreß wollte, wie aus dessen Verhandlungen unzweifelhaft hervorgeht, den Beschluß fassen, daß die Rheinschiffahrt bis in das Meer frei sein solle, zum Unglücke für Deutschland war aber der Verfasser der betreffenden Stelle der französischen Sprache nicht vollständig Meister, er bediente sich des Ausdrucks jusqu'à la mer. An diesen klammerte sich die holländische Regierung und sperrte den Strom bei dessen Ausmündungen in das Meer, indem sie behauptete, jene Worte hießen zu deutsch bis an das Meer, nicht bis in das Meer. Die Folgen davon waren höchst gehässige Streitigkeiten, welche erst im Jahre 1831 durch ein Rheinschiffahrtsreglement einigermaßen ausgeglichen wurden.

In einem solchen Zustande, im Kampfe mit der überwiegenden Mehrzahl seiner Unterthanen und zwar zugleich der liberalen und der clerikalen Partei Belgien's, und im Streite mit den mächtigen Nachbarn im Osten überraschte die Julirevolution die junge Dynastie der Oranien und machte ihrer Herrschaft in Belgien ein Ende.

Wie in den Niederlanden, so hatten auch in der Schweiz die Großmächte wenig Rücksicht genommen auf die Wünsche und die Bedürfnisse der Bevölkerung. Ihr Hauptaugenmerk war nur darauf gerichtet, von der „guten alten Zeit," d. h. von Pfaffenthum, Junkerthum und jedweder Art des Zopfes soviel als möglich beizubehalten, oder wiederherzustellen.

Die im Laufe einer bewegten Vergangenheit zu Tage gekommenen und zum Theile sogar abgestellten Mängel der alten Verfassung wurden von Neuem bekräftigt. Wenn es möglich gewesen wäre, so hätten die alten Cantone wieder Besitz von ihren Unterthanenlanden genommen. Dazu fehlte es ihnen jedoch an Macht. Abgesehen hiervon wurden die alten Verfassungszustände mit nur sehr geringen Veränderungen wiederhergestellt. Zu den dreizehn alten Cantonen, Uri, Schwyz, Unterwalden (den drei Urcantonen), Luzern (der vierten Waldstadt), Zürich, Glarus, Zug und Bern (zusammen den acht alten Cantonen); Solothurn, Freiburg, Basel, Schaffhausen und Appenzell — traten neun neue hinzu (St. Gallen, Thurgau, Aargau, Waadt, Graubündten, Tessin, Wallis, Genf und Neufchatel). Die einzelnen Cantone hatten in der Tagsatzung je eine Stimme. Die Leitung der Geschäfte übernahm ein Vorort, welcher alle zwei Jahre zwischen Zürich, Bern und Luzern

wechselte. Der Tagsatzung lagen die auswärtigen und die allgemeinen eidgenössischen Angelegenheiten ob. Im Innern war jeder Canton souverain. Diese Souveränität lag jedoch nicht in den Händen der Gesammtheit der Cantonsbürger, sondern fast aller Orten, namentlich im Schooße der dreizehn alten Cantone in der Gewalt weniger Patrizier-Familien, welche das Land nicht zum Besten der Allgemeinheit, sondern zum Vortheile ihrer Verwandten und Freunde verwalteten.

Dieselben verderblichen Einflüsse, welche die Aufnahme der Artikel 14, 15 und 17 in die deutsche Bundesacte bewirkt, hatten zur Folge, daß in die schweizerische Bundesacte der Artikel 12 aufgenommen wurde, welcher den Klöstern ihren Bestand gewährleistete. Es ging dann in der Schweiz, wie in Deutschland: diejenigen Artikel, welche den Aristokraten und Pfaffen wohl gefielen, namentlich Artikel 12, wurden gehalten, diejenigen dagegen, welche dem Volke seine ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte zusicherten, wurden, so oft es geschehen konnte, auf die Seite geschoben.

Die Schweiz macht uns anschaulich, daß seit dem Jahre 1815 ein einzelnes Stück des europäischen Festlandes sich der Strömung, welche durch den ganzen Welttheil geht, mit Erfolg nicht widersetzen kann. Dieselben Einflüsse, welche sich bei den Berathungen über die neue Verfassung Deutschland's geltend machten, wirkten auch auf die schweizerische Tagsatzung ein, welche vom April 1814 bis zum August 1815 außerordentlicherweise versammelt war, um eine neue Bundesverfassung zu berathen. Diese kam endlich am 7. August 1815 zu Stande. So mangelhaft dieselbe auch war, so hätte sie sich doch im ruhigen Gange der Entwickelung verbessern lassen, wenn ein frischer und kräftiger Geist die Schweizer beseelt hätte. Allein eine ähnliche Schlaffheit, wie wir diese im benachbarten Deutschland gefunden haben und wie sie auch, wenigstens theilweise, in Frankreich zu Tage trat, lähmte auch das politische Leben der Schweiz.

Die auswärtigen Mächte sorgten dafür, daß die alten Krebsschäden Helvetien's: religiöse Unduldsamkeit, militärische Seelenverkäuferei und kleinlicher Cantönligeist fortwucherten, und daß die den einzelnen Cantonen, die den Bürgern garantirten Freiheiten möglichst beschnitten wurden. Die Mönche pochten auf ihre verfassungsmäßigen Rechte, und breiteten sich unter dem Schutze der Tagsatzung oder doch der katholischen Cantone mehr und mehr aus. Die Leute, welche gewohnt waren, beim Menschenhandel ihren Schnitt zu machen, hielten darauf, daß ihnen Niemand verwehrte, ganze Regimenter an die Despoten Europa's zu verkaufen, mit deren Hülfe diese ihre Völker unter dem Joche halten konnten.

Nichts beweist übrigens mehr die Abhängigkeit, in welcher die Schweiz den Despoten Europa's gegenüber stand, als, daß dieselbe sogar der heiligen Allianz beitreten mußte. Die natürliche Folge dieser Abhängigkeit war, daß die Polizei, die Presse und die ganze innere Verwaltung des Landes nach den Wünschen, oder Befehlen der s. g. heiligen Allianz eingerichtet wurde. Die Tagsatzung ermächtigte die einzelnen Cantone zu polizeilicher Unterdrückung der den Despoten mißliebigen Zeit- und Flugschriften, erließ (1823) ein Gesetz über die Fremden-Polizei, welches die politischen Flüchtlinge der Willkür der Obrigkeiten preisgab. Die Schweiz lieferte sogar einzelne derselben den fremden Mächten aus!

Alles dieses hätte nicht geschehen können, wenn nicht in der Schweiz selbst die heilige Allianz einflußreiche Anhänger gehabt hätte. Die Aristokraten und Pfaffen erkannten in den Despoten Europa's ihre festesten Stützen. Sie waren sicher, ihr Unwesen in der Schweiz forttreiben zu können, so lange eine fürstliche Depesche mehr galt, als der vom Volke ausgesprochene Wunsch.

Die innige Verbrüderung der schweizerischen Aristokraten und fremden Despoten

bekundete sich am deutlichsten durch die Verträge, welche die verschiedenen Cantone mit auswärtigen Mächten über die Stellung von Regimentern abschlossen. Vermöge einer Militärconvention vom Jahre 1816 stellte die Schweiz sechs Regimenter dem Könige Ludwig XVIII. von Frankreich. Im Jahre 1819 lieferte sie drei Regimenter dem Könige der Niederlande, 1823 vier Regimenter dem Könige von Neapel. Sogar der Pabst und der König von Spanien (1824) erhielten von der Republik Truppen, deren klar ausgesprochener Zweck darin bestand, die Freiheitsbestrebungen der betreffenden Unterthanen mit Gewalt zu erdrücken.

Die Schweiz verlor durch diese Lieferungs-Verträge gesunde, frische, junge Leute in großer Zahl und erhielt dafür früher oder später, körperliche oder geistige Krüppel zurück, welche an die Herrschaft von Aristokraten und Pfaffen gewöhnt, denselben im eigenen Lande keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen konnten. Die aus Italien, Spanien oder Frankreich zurückgekehrten Söldner bildeten daher treffliche Rekruten für die in der Schweiz wühlenden Pfaffen.

Die Jesuiten fanden bald aus, daß die Schweiz ein guter Boden für ihre Saaten sei. Sie schlugen ihr Hauptquartier zu Freiburg auf, setzten sich in den katholischen Cantonen fest und warfen von da ihre Netze auch nach den protestantischen Landestheilen aus. In diesen trieben die Momiers (s. g. von momerie d. h. Mummenschanz), Methodisten, Adamiten und andere Pietisten ihr Unwesen und brachten namentlich die Cantone Genf und Waadt in Aufregung. Die Frau von Krüdener fand in der Schweiz (1815—1817), namentlich so lange sie viel Geld zu spenden hatte, zahlreiche Anhänger.

Inmitten aller dieser verderblichen und unsinnigen Bestrebungen blieb der Tagsatzung und den Cantons-Regierungen keine Kraft übrig, den dringendsten Bedürfnissen des Landes abzuhelfen. Weder von der Tagsatzung noch von den Cantonal-Regierungen geschah irgend etwas Erhebliches zur Vermehrung des Wohlstandes, der Bildung und der Freiheit des Volkes. Man konnte sich nicht einmal über ein gemeinschaftliches Gesetz in Betreff des Heimathsrechtes verständigen, wovon die Folge war, daß Tausende sich in der Schweiz ohne feste Heimath umhertrieben, von einem Canton in den andern geschoben wurden, selbst dadurch in das bitterste Elend versanken und folgeweise häufig das Land, in dessen Schooße sie wie Fremde oder Feinde behandelt wurden, gefährdeten.

So traurig diese Verhältnisse auch waren, entwickelten sich aus deren Schooße doch auch bessere Bestrebungen. Da und dort entstanden patriotische Vereine, z. B. der helvetische Verein von Schinznach, der Zofinger Verein der studirenden Jünglinge der Schweiz, der Sempacher Verein junger Männer, welche sich bemühten, das gesunkene Gefühl für Freiheit, Recht und Vaterland zu heben und zu kräftigen. Von den größten Erfolgen wurde der allgemeine Schützenverein gekrönt. Wissenschaftliche Vereine regten zu neuen Forschungen, landwirthschaftliche Vereine zu Verbesserung des Ackerbaus an. Musikalische Vereine gaben dem geselligen Leben neue Würze und glichen manche Disharmonie des politischen und religiösen Lebens aus. Allmählig hob sich die Kraft des Volkes wieder. Zuerst, noch vor der französischen Julirevolution, setzten die Tessiner eine wesentliche Verbesserung ihrer Verfassung durch (4. Juli 1830). Als später der Wind aus Frankreich, Deutschland und Italien wieder günstiger wehte, brachen sich da und dort schnell bessere Bestrebungen Bahn. Der Vorzug, welchen die republikanische Verfassung vor der monarchischen hat, bewährte sich nicht blos darin, daß die Einführung von Reformen leichter war, als in den benachbarten Königreichen, sondern auch und hauptsächlich dadurch, daß sie sich leichter behaupten ließen, nachdem der Wind der Freiheit zu wehen aufgehört und der Sirocco des Despotismus zu blasen wieder angefangen hatte.

§ 53. Frankreich

Die Nation, welche ein Vierteljahrhundert hindurch dem Festlande Europa's Gesetze vorgeschrieben hatte, mußte sich in Folge des zweiten Pariser Friedens zu einer sehr untergeordneten Rolle bescheiden. Sie hatte ihre Stimme im Rathe der Völker verloren. Auswärtige Truppen hielten ihre Festungen besetzt, auswärtige Fürsten zeichneten ihrem Könige sein Verhalten vor. Alle Eroberungen einer Zeit der glänzendsten Siege mußten zurückgegeben werden. Die Franzosen, welche früher das Selbstgefühl anderer Völker so oft verletzt hatten, empfanden schmerzlich das Loos der Besiegten. Dieses konnte ihnen nur dadurch erträglich gemacht werden, daß ihnen, statt der Ehren und Beute des Krieges, das ruhige Glück und die stillen Genüsse des Friedens geboten wurden.

Die Bourbonen mußten sich während der hundert Tage überzeugen, daß sie die Zuneigung und den guten Willen des französischen Volkes nicht besaßen. Eine Nation verändert ihren Charakter niemals wesentlich. Sie entwickelt denselben entweder in dieser, oder in jener Richtung. Doch Jahrhunderte vergehen, bevor eine Stufe hinauf oder hinab geschritten, eine Schwenkung nach rechts oder links vollendet ist. Die französische Nation war daher nach den hundert Tagen im Wesentlichen dieselbe, wie zuvor, obgleich allerdings die Verhältnisse sie zu verschiedenartigen Kundgebungen treiben mochten. Die Anhänger Napoleon's waren gezwungen, das große Wort, welches sie geführt hatten, denjenigen der Bourbonen zu überlassen. Die Zahl der letzteren war zwar gering, allein die Wuth, welche sich ihrer bemächtigt hatte, war um so größer. Diese trat nicht blos in den Regierungsmaßregeln, sondern auch in blutigen Ausbrüchen des von tückischen Pfaffen und Aristokraten aufgehetzten Pöbels da und dort zu Tage. Marschall Brüne erklärte Marseille in Belagerungszustand, um den Rachegeist der Royalisten niederzuhalten. In Bordeaux war es nothwendig geworden, die dort befindlichen Mulatten militärisch zu organisiren und zwei patriotische Generäle, die Zwillingsbrüder Faucher, an die Spitze einer improvisirten bewaffneten Macht zu stellen, um die Royalisten in Schranken zu halten. Sobald die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo nach Marseille gelangte (25. Juli 1815), erhob sich der Pöbel und bedrohte Leben und Eigenthum aller Bonapartisten. Als der Marschall Brüne auf der Reise nach Paris durch Avignon kam, wurde er im Gasthause erschossen und seine Leiche in die Rhonne geworfen (2. August). In Toulouse wurde General Ramel, ein Anhänger der Bourbonen ermordet, weil er der Wuth der Royalisten entgegentrat (17. August). An manchen Orten, namentlich im Departement Gard, stellten sich sogar die königlichen Beamten an die Spitze der Bewegung und verübten ungestraft jedwedes Verbrechen. Es bildeten sich jene blutigen Banden von Mördern, welche Verdets genannt wurden und in den Städten Nimes, Uzes und Umgegend Gräuel verübten, welche an die Bartholomäusnacht und an die Septembertage erinnerten. Die Protestanten waren nirgends ihres Lebens sicher. Ihre Häuser wurden geplündert und in Brand gesteckt, sie selbst ermordet, wo man sie erkannte. Ihre Kirchen wurden geschlossen. Zwei Monate lang (Juli und August) trieben die Banditen ihr Unwesen, ohne daß die Gerichte oder die Präfecten einschritten. Als im October d'Argenson in der Kammer der Mordscenen nur als eines Gerüchtes erwähnte, erstickte die Versammlung seine Stimme und gab dadurch deutlich zu erkennen, daß sie an denselben Wohlgefallen habe. Noch im November 1815 wurde General Lagarde bei der Wiedereröffnung der protestantischen Kirche zu Nimes erschossen und der geständige und überführte Mörder Boisson von den Geschworenen freigesprochen. Nirgends wurden auch später die Schuldigen bestraft. Im Gegentheile fielen bis zum Jahre 1817 nicht selten auf die Anklage der Banditen diejenigen als Opfer, welche der

Volkswuth mit Kraft entgegen getreten waren, so namentlich die Gebrüder Faucher zu Bordeaux (27. September 1816).

Diese Thatsachen sind aus dem Grunde von hoher Bedeutung, weil sie anschaulich machen, daß Rechtsgefühl und Liebe zur Gesetzlichkeit nicht die vorherrschenden Eigenschaften der s. g. Legitimisten waren. Wenn diese sich der bezeichneten Ausdrücke bedienten, so war es nur Maske. Gesetz und Recht galten ihnen nichts, wo sie glaubten, ihrer Rache Durst ungestraft löschen zu können.

Alle Strafurtheile in politischen Angelegenheiten sind immer sehr bedenklich, denn im gewöhnlichen Sinne der Worte kann von politischen Verbrechen kaum die Rede sein. Was an einem Tage gut ist, kann an dem andern, streng genommen, nie böse sein. Die Anhänglichkeit an die Bourbonen kann eben so wenig für eine Tugend, als die Vorliebe für Bonaparte Laster genannt werden. Alle Handlungen, welche sich auf eine politische Gesinnung zurückführen lassen, mögen, den Umständen nach, Gesetzesübertretungen, Verstöße gegen die Ansicht der Mehrheit, Irrthümer oder Vorurtheile sein, Verbrechen im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. Rechtsverletzungen, welche aus unsittlichen Beweggründen hervorgehen, sind sie nicht. Die Strafen, welche eine Regierung in politischen Angelegenheiten verhängt, lassen sich nur vom Gesichtspunkte der Selbsterhaltung aus vertheidigen. Die Regierung ist in solchen Fällen mehr oder weniger verdeckt immer die Richterin in ihrer eigenen Sache. Wo eine ganze Nation, wie die französische in den hundert Tagen, sich einstimmig gegen ihre Regierung erhebt, ist sie in ihrem guten Rechte, und die Regierung, welche ihr durch fremde Bayonnette aufgedrungen wird, ist im Unrecht.

Dieses war die Lage, in welche sich die Bourbonen durch ihre eigene Schuld versetzt hatten. Allerdings besaßen sie durch die Gunst der fremden Cabinette die Gewalt, ihre politischen Gegner zu maßregeln. Allein das Recht war eben so wenig auf ihrer Seite, wenn sie ihre Gegner nach oder ohne vorgängiges Urtheil abschlachten ließen. Im Gegentheile verletzten diejenigen Tödtungen, welche auf Anordnung von richterlichen Behörden vollzogen wurden, das ungetrübte Rechtsgefühl weit mehr, als diejenigen, welche ohne Urtheil stattfanden. Die letzteren kamen auf Rechnung wilder Pöbelhaufen, tobender Leidenschaften und mangelnder Besinnung. Die Todesurtheile aber, welche nach vorgängigen Gerichtsverhandlungen gefällt und vollzogen wurden, waren das Ergebniß einer Regierungsthätigkeit, von welcher man ruhige Ueberlegung und richtige Abwägung der thatsächlichen Verhältnisse und Beweggründe erwarten konnte. Die Hinrichtung politischer Gegner hatte den Charakter eines kalten Mordes. Die Abschlachtung derselben durch blutdürstige Fanatiker trug mehr den Charakter eines Todtschlags oder eines in der Aufwallung verübten Mordes.

Ludwig XVIII. hatte in dem Aufrufe von Cambray versprochen, daß die Kammern die Schuldigen bezeichnen und daß nur die Anstifter von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen sein sollten. Ludwig XVIII. war dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß der Umsturz des bourbonischen Thrones die Folge einer weit verzweigten Verschwörung gewesen sei. Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß diese Voraussetzung irrthümlich war. Streng genommen konnte daher in Uebereinstimmung mit dem Aufrufe von Cambray auch nicht ein einziger hingerichtet werden. Zudem hatten die Gegner der Bourbonen, wie wir oben gesehen, die Wuth der Royalisten theuer genug mit ihrem Blute bezahlt. Ludwig XVIII. hätte, falls er menschlicher Regungen fähig gewesen wäre, sogar von seinem Standpunkte aus, das im Süden unschuldig vergossene Blut seiner Gegner für eine genügende Sühne annehmen können. Vielleicht hätte er es auch gethan, falls er nicht den Einflüsterungen seiner ultra-royalistischen Umgebung Gehör geschenkt hätte. Am

24. Juli erließ er eine Ordonnanz, welche neunzehn zu Napoleon übergegangene Generale vor ein Kriegsgericht, neununddreißig andere unter polizeiliche Aufsicht zu stellen befahl. Später schloß der König aus eigener Machtvollkommenheit neunundzwanzig Mitglieder der Pairskammer aus. Alles dieses stand im Widerspruche nicht blos mit dem Rechte und mit der Klugheit, sondern auch mit der königlichen Proclamation von Cambray. Was sollte die Nation von einem Könige denken, welcher seine Regierung mit solchem Wortbruche begann?

Ludwig XVIII. versöhnte die französische Nation nicht mit seinem Hause. Er streute schon in den ersten Wochen seiner Wiederherstellung den Samen der Zwietracht aus, welcher unter seinem Bruder den Umsturz des Thrones der Bourbonen als Frucht trug.

Nach Entfernung des Kaisers Napoleon war Marschall Ney unstreitig der größte Liebling der französischen Nation. Diesen ließ der König durch die Pairskammer zum Tode verurtheilen und (7. Dezember 1815) erschießen. Fast sechs Monate waren seit der Schlacht von Waterloo vergangen. General Labedoyère war (am 19. August) erschossen worden und Graf Lavalette entging dem Tode nur in Folge der aufopfernden Liebe seiner Gattin, welche ihn aus dem Kerker befreite. Statt der Großherzigkeit dieser edlen Frau den schuldigen Tribut zu zahlen, warf Ludwig XVIII. sie in den Kerker, dessen Qualen ihr den Geist zerrütteten und später den Tod gaben.

Die Wahlen zur zweiten Kammer waren zu einer Zeit vorgenommen worden, da alle Gegner der Bourbonen in der größten Lebensgefahr schwebten, da jedes den Royalisten mißliebige Wort und noch mehr jede denselben widerstrebende That die furchtbarsten Mißhandlungen in ihrem Gefolge hatte. Talleyrand und Fouché, die Häupter des ersten Ministeriums der zweiten Restauration, waren zwar sehr geschickt im Gebiete diplomatischer und polizeilicher Ränke, allein wenig vertraut mit den Bewegungen des constitutionellen Lebens. Sie hatten gewähnt, daß, da dieselben Wahlkörper wie zur Zeit Napoleon's, noch bestanden, dieselben oder doch ähnliche Wahlen getroffen werden würden. Sie erwogen nicht, daß charakterlose Menschen am leichtesten von einem Extrem zum andern überzuspringen pflegen und daß zur Zeit Napoleon's Charakterlosigkeit den besten Anspruch auf eine bevorzugte Stellung gab. Die Wahlen fielen so aus, wie sie von charakterlosen Menschen unter dem Damokles-Schwerte bourbonischer Verfolgungssucht erwartet werden konnten. Die Leute, welche bei den über Bonapartisten und Protestanten verhängten Verfolgungen den Ton angegeben hatten, spielten auch bei den Wahlen die ersten Rollen und bewirkten, daß nur Royalisten ihres Schlages aus der Wahlurne hervorgingen.

Bevor noch die Kammern zusammentraten, mußten Talleyrand und Fouché weichen (September 1815). Der Herzog von Richelieu trat an die Spitze des Ministeriums. Decazes wurde Polizeiminister und bereitete sich in dieser Stellung eine größere Laufbahn vor.

Die Kammer von 1815, welche wegen ihrer überköniglichen Gesinnung die unfindbare genannt wurde, bewies klar und deutlich die Unvereinbarkeit der alten Lehren des Königthums, des blinden Gehorsams und der aufopfernden Loyalität mit dem Geiste der Neuzeit. Die unfindbare Royalistenkammer kritisirte die Regierung nicht minder und bereitete ihr größere Schwierigkeiten, als irgend eine andere Kammer.

Die königliche Allgewalt, wie sie Ludwig XIV. oder Napoleon besessen hatte, war unvereinbar mit einer Repräsentativverfassung. Sie konnte, wie das vergangene Jahrzehent (1849—1859) beweist, den Umständen nach erzwungen werden. Sie lag aber nicht mehr in den Sitten und Gewohnheiten der Nation und deshalb wird Napoleon III. sie schwerlich mehr lange fortsetzen können.

Die gute alte Zeit mit Bastille, Aristokratie und Pfaffenthum, mit blindem Glauben und Gehorsam war durch die Revolution besiegt worden. Die Charte der Bourbonen erkannte im Wesentlichen diese Thatsache an und versprach, auf neuer Grundlage ein neues Regierungssystem einzuführen.

Die Aufgabe der Bourbonen war, die Parteien zu versöhnen, dem Volke das Beispiel der Gesetzlichkeit und Mäßigung, der Milde und der Unparteilichkeit zu geben. Allein dazu war diese Familie nicht fähig. Wie zur Zeit Ludwig's XVI., machten auch unter Ludwig XVIII. die Prinzen dem Könige Opposition, welche um so gefährlicher war, als der regierende König keine Nachkommen, der muthmaßliche Thronfolger dagegen zwei Söhne hatte, auf welche, wie damals geglaubt wurde, der Thron übergehen würde. Der Pavillon Marsan wurde das Hauptquartier und der Graf von Artois das Haupt der Opposition, welche die Regierung mit der äußersten Bitterkeit angriff. Hof, Ministerium und Kammern spalteten sich in zwei royalistische Parteien. An der Spitze der einen stand der König mit dem Herzoge von Richelieu und Decazes, an der Spitze der anderen der Graf von Artois mit dem Minister des Innern Vaublanc. Der Streit zwischen beiden Parteien wurde so heftig, daß der Regierung kein Mittel übrig blieb, als die Kammern aufzulösen (5. September 1816). Bevor dieses aber geschehen war, hatten innerhalb und außerhalb der Kammern, mündlich und schriftlich Verhandlungen stattgefunden, und waren Maßregeln getroffen worden, welche die königliche Partei in den Augen der Nation nothwendig herabsetzen mußten. Die Kammern räumten (29. October 1815) der Regierung das Recht ein, alle diejenigen zu verhaften, welche strafbarer Anschläge gegen König und Staat schuldig schienen, wenn auch vor Gericht deren Schuld nicht erwiesen worden sei. Sie schärften das vom Könige vorgelegte Amnestiegesetz vom 6. Januar 1816 dermaßen, daß Alle, die für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt und während der hundert Tage Aemter angenommen hatten, auf ewig aus Frankreich verbannt sein sollten. Hierzu kam noch das Gesetz über die Ausnahmegerichte, die Prevotalhöfe, demzufolge diese jede anstößige Person mit kurzem Prozesse zur Deportation verurtheilen konnten. Sofort begann mit allen diesen Daumschrauben das Werk der Verfolgung der Gegner der Bourbonen. Niemand war vor den Klauen der Schergen der Regierung sicher.

Die besondere Gunst der Kammern besaß die Kirche. Dieser hätten dieselben am liebsten alle ihre früheren Besitzungen, oder wenigstens die noch unverkauften Waldungen zurückgegeben. Es war zu befürchten, daß die Finanzen des Staats vollständig zu Grunde gerichtet würden und die Zahlung der schweren Kriegsschulden in Stocken geriethe. Stolzer, als jemals zuvor erhoben die Pfaffen wieder ihre geschorenen Häupter. Die Ueberkirchlichen brachten durch Missionen und andern Unfug in das Kirchenwesen dieselbe Verwirrung, wie die Ueberköniglichen in den Staat.

Der Schlag vom 5. September 1816 versetzte den Pavillon Marsan in die äußerste Wuth. Der Graf von Artois wandte sich sogar an die auswärtigen Mächte und forderte dieselben zu bewaffneter Einschreitung auf. Die Ultra's verloren zwar ihr Uebergewicht in der Kammer. Allein sie behielten es im Schooße des Beamtenthums. Die Ausnahmegesetze dauerten fort und lasteten schwer auf dem Volke. Allein die gesetzgebende Gewalt ging von der rechten Seite auf das Centrum, oder von den reichen Grundbesitzern auf die Bourgeoisie über. Bis zum Jahre 1818 blieb der Herzog von Richelieu an der Spitze des Ministeriums, dann nahm Decazes die erste Stelle in der Verwaltung ein.

Bald zeigten sich die Folgen der Uebergriffe der Ultra's. Alle diejenigen Rechte welche diese früher im Interesse der Aristokratie geltend gemacht hatten, nahmen deren Nachfolger zu Gunsten der Bourgeoisie in Anspruch. Während der ganzen Zeit der zweiten

Restauration konnte die Regierung der Wunden nicht genesen, welche ihr die erste unfindbare Kammer geschlagen hatte.

Im Ganzen genommen war die Herrschaft des Centrums die mildeste der gesammten Restauration, obgleich sie dem Menschenfreunde immer viel zu blutig und hart erscheint. Bemerkenswerth ist sie durch die unzweifelhaftesten Zeichen der Mißstimmung, welche im Laufe derselben zu Tage traten und welche deutlich verriethen, daß im Schooße der Nation ein Gährungsstoff sei, welcher sich nicht beseitigen lasse. Dieser bestand in dem Gefühle der Schande über die traurige Rolle, welche Frankreich auf der Weltbühne spielte und über die unleugbare Thatsache, daß der Nation durch fremde Gewalt eine verhaßte Dynastie aufgezwungen worden war. Zu diesen beiden Beschwerden traten wiederholte Mißbräuche der Gewalt hinzu, deren sich die Regierung schuldig machte. Die inneren Zustände Frankreich's boten den strebenden Geistern nicht Freiheit genug, um sie über den Verlust der Weltherrschaft zu trösten.

Die neue Kammer wurde den 4. November 1816 eröffnet. Mit ihr kam (5. Februar 1817) ein verändertes Wahlgesetz zu Stande, demzufolge etwa 90,000, je 300 Franken steuernde wenigstens 30 Jahre alte Wähler aus 17,000 je 1000 Franken steuernden, wenigstens 40 Jahre alten Bürgern, die Abgeordneten in Departementsversammlungen direct koren. Dieses Wahlgesetz schloß zwar die kleinen Grundbesitzer, welche 50 Franken Steuer zahlten, von der Theilnahme an der Wahl aus, allein es führte directe Wahlen ein und gab so gewissermaßen mit der linken Hand der Freiheit wieder, was es mit der rechten ihr entzog. Weder die Regierung, noch die Kammern erkannten übrigens die ganze Bedeutung des Gesetzes. Die Regierung glaubte, sich durch die Erhöhung des Tarifs von 50 auf 300 Franken hinlänglich gesichert zu haben. Die directe Methode verminderte jedoch ihren Einfluß auf die Wahlen. Die Verfassung, welche von etwa fünf Millionen volljährigen Franzosen männlichen Geschlechts vier Millionen neunmalhundert und zehntausend von aller Theilnahme an den Wahlen und vier Millionen neunmalhundert und dreiundachtzig tausend von dem Rechte, gewählt zu werden, ausschloß, war immerhin plutokratisch genug. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war übrigens die Stimmung, in welcher gewählt wurde, bedeutungsvoller für das Resultat, als der Grundsatz, von welchem die Theilnahme an den Wahlen abhängig gemacht wurde. Häufig haben Körperschaften, welche weniger ausschließlich waren, der Freiheit feindlichere Wahlen getroffen, als solche, welche durch hohe Tarife beschränkt waren. Die Kammer, welche durch die Adresse der zweihundert und einundzwanzig so viel zum Sturze der Bourbonen beitrug, ging hervor aus dem Wahlgesetze, welches mit dem bestimmten Zwecke, die Gewalt dem Centrum zu entziehen und der rechten Seite zuzuwenden, 1820 erlassen wurde.

Nächst dem Wahlgesetze war das Rekrutirungsgesetz vom 6. März 1818 das wichtigste Ergebniß der Berathungen der Kammer. Dasselbe wurde von der rechten Seite auf's heftigste angegriffen. Mit Grund erklärt aber Guizot, daß dasselbe das am meisten monarchische Heer gebildet, welches Frankreich je gekannt habe. Die ultramonarchische Opposition war so kurzsichtig, daß sie dieses nicht erkannte.

Der Herzog von Richelieu bewirkte, daß 1817 das Occupationsheer um 30,000 Mann vermindert und 1818 ganz aus Frankreich zurückgezogen wurde. Für die Bande militärischer Occupation, welche er löste, schlug er aber sein Vaterland in diejenigen der „heiligen Allianz," welche minder sichtbar waren, um so verderblicher aber wirkten und die Grundursache der nur zu bald folgenden Periode offenbarer Reaction wurde.

Der Unterschied zwischen der Regierung zur Zeit der unfindbaren und der späteren Kammern war mehr scheinbar, als wirklich. Freisinnig war dieselbe zu keiner Zeit. Allein

sie dachte doch in den Jahren 1817 und 1818 daran, die unangenehmen Beziehungen, in welchen Frankreich zum Auslande stand, in günstigere zu verwandeln. Dieses war nicht möglich, wenn man den Pfaffen und Aristokraten die Finanzen des Reichs preisgab. Die Regierung war eifrig darauf bedacht, diese in Ordnung zu bringen. Die auswärtigen Mächte erkannten es an und gewährten Frankreich bedeutende Erleichterungen. Durch einen Vertrag vom 28. April 1818 wurde die liquide Forderung von 1,296,091,000 auf 240,800,000 Franks herabgesetzt. Auch die rückständige Kriegscontribution wurde um 15,000,000 Franken vermindert. Diese Zugeständnisse wurden, wie oben erwähnt, theils durch den Eintritt Frankreich's in den „heiligen Bund," theils dadurch bewirkt, daß die französische Regierung mehrere der einflußreichsten Diplomaten bestach, indem sie denselben Antheil an dem voraussichtlichen Gewinne ihrer Finanz-Speculationen gewährte.

Der eigentliche Charakter der Regierung, deren Gewissenlosigkeit und Grausamkeit zeigte sich, so oft ihr ein wirklicher, oder auch nur vorgespiegelter Widerstand entgegentrat, so namentlich bei den Unruhen, welche zu Grenoble (1817) und zu Lyon ausbrachen. Dieselben wurden behandelt, als wären sie wahrhaft bedenkliche Volkserhebungen gewesen. Die Militär-Commandanten gaben sich den Anschein, als hätten sie Schlachten geliefert. Die Gerichte sprachen die Verurtheilungen dutzendweise aus. So wurden nicht weniger als einhundertundfünfundfünfzig Strafurtheile, darunter achtundzwanzig Todesurtheile gegen eine Hand voll Dorfbewohner erlassen, welche von einigen Gensdarmen ohne einen Schuß auseinander getrieben wurden.

Das Concordat, welches der König mit dem Pabste abschloß, bot dem Geiste der Zeit den frechsten Hohn und räumte dem Pfaffenthume eine Stellung ein, welche wesentlich dazu beitrug, die Regierung nicht blos bei Protestanten, sondern auch bei aufgeklärten Katholiken verhaßt zu machen. Die Bedrückungen der Presse dauerten fort. Censur und Polizei ließen den denkenden und strebenden Theil des Volkes nicht zur Ruhe kommen. Allein so herb der Druck der Regierung auch empfunden wurde, so vernichtend, wie zur Zeit Napoleon's I. früher oder Napoleon's III. später, war er doch nicht. Sowohl auf der Tribüne, als in der Presse fand ein offener Meinungskampf statt, neben welchem zahlreiche Verschwörungen einher gingen.

Im December 1818 legte der Herzog von Richelieu seine Stelle nieder, das neue Ministerium, das dritte seit 1815, hatte den Marquis Dessolles an seiner Spitze. Vor Ablauf eines Jahres trat auch dieses ab, und Herr Decazes, welcher früher nur die Polizei später Polizei und Inneres verwaltet hatte, wurde (19. November 1819) Premier-Minister. Dem Namen nach war endlich am 9. Juni 1819 die Preßfreiheit wiederhergestellt worden. In der That blieb jedoch die periodische Presse der Censur unterworfen, und alle freisinnigen Schriftsteller wurden nach, wie vor auf's bitterste verfolgt. Das Gesetz der politisch Verdächtigen war von der Kammer des Jahres 1818 aufgehoben worden. Die Regierung setzte jedoch ihre willkürlichen Verhaftungen unter dem Namen des Geheimnisses (le Secret) fort, entzog die Beschuldigten der richterlichen Gewalt, und hielt dieselben oft Jahre lang im Kerker. Nach der Charte war die Vermögens-Einziehung unstatthaft. Ein Gesetz vom 9. November 1819 führte dagegen Geldbußen ein, welche so hoch gegriffen waren, daß sie in Betreff aller nicht sehr reichen Leute der Vermögens-Einziehung ganz gleich kamen. Nur ein sehr geringer Theil der Nation besaß das Recht, zu den Kammern zu wählen, ein noch geringerer, dazu gewählt zu werden. Auf die gesetzgebende Gewalt hatte demnach nur ein kleiner Theil der Nation directen Einfluß. Die Verwaltung von Staat, Departement, Canton und Gemeinde ging ausschließlich von der Regierung aus. Diese ernannte nicht blos alle Gemeinde-Beamten, vom Maire bis

zum Flurschützen, sondern auch die Offiziere der Nationalgarde. Ja, selbst die Gemeinen der Nationalgarde traten nur nach den Bezeichnungen der Regierung ein. Diese schloß nicht selten die wohlhabenden und gebildeten Bürger aus und legte die Waffen in die Hände des niedrigsten Pöbels, welcher von denselben wiederholt den schändlichsten Gebrauch machte.

Das Heer der von der Regierung abhängigen Staats- und Gemeinde-Beamten, Offiziere und Geistlichen mußte bei vorkommenden Kammerwahlen nicht blos stimmen, wie die Regierung befahl, sondern auch auf ihre Untergebenen und Mitbürger in der von oben herab befohlenen Weise einwirken. Die Wahlen wurden noch verfälscht, nachdem zuvor das Wahlgesetz den größten Theil der Nation von aller Mitwirkung schon ausgeschlossen hätte.

Alle diese Mittel genügten jedoch der Regierung nicht. Das Ministerium Decazes legte in der Sitzung der Kammern, welche vom 29. November 1819 bis 22. Juli 1820 dauerte, ein neues Wahlgesetz vor, welches die Theilnahme des Volkes noch mehr beschränkte. Es entspann sich darüber ein mit großer Heftigkeit geführter Parteikampf. Während derselbe nicht blos die Kammern, sondern auch ganz Paris und Frankreich in Bewegung setzte, wurde der Herzog von Berri, der zweite Sohn des Grafen von Artois (13. Februar 1820) erstochen. Diese That stand, gleich derjenigen Sand's, durchaus vereinzelt da. Sie diente jedoch gerade so, wie die Ermordung Kotzebue's, der Reactionspartei zum erwünschten Vorwande, ihre längst gehegten Pläne durchzusetzen. Es zeigte sich, daß in Frankreich, wie in Deutschland, die Zahl der loyalen Dummköpfe und Feiglinge groß war. Ihr Uebertritt auf die Seite der Reaction gab den Ausschlag. Decazes dankte (18. Februar 1820) ab. Das fünfte Ministerium, in welchem der Herzog von Richelieu wieder Präsident, Graf Simeon Minister des Innern war, griff auf die kaum beseitigten Ausnahme-Gesetze zurück und bedrohte von Neuem die Freiheit aller Bürger. Das Gesetz vom 26. März 1820 verlieh der Regierung das Recht, jeden des Hochverraths Verdächtigen auf den Befehl dreier Minister verhaften zu lassen und drei Monate gefangen zu halten, bevor er vor Gericht gestellt werden mußte. Ein zweites Ausnahmegesetz stellte die Censur wieder her. Hierzu kam noch das neue Wahlgesetz vom 29. Juni 1820, demzufolge nur noch die Besitzer von großen Gütern Antheil an den Wahlen hatten.

Die Folge aller dieser Maßregeln war, daß unter zweihundertundzwanzig (im Jahre 1820) neuerwählten Abgeordneten nur dreißig Liberale waren. Daß übrigens das Wahlgesetz nicht die alleinige Schuld dieses Wahlresultates trug, ergab sich schon aus den Wahlen des Jahres 1821, bei welchen die rechte Seite nur zwei Dritttheile, statt (wie 1820), sechs Siebentheile der Stimmen erhielt. Daß, trotz aller Daumschrauben, welche der Regierung zur Verfügung standen, die liberale Partei unter den ungünstigen Verhältnissen des Jahres 1821 doch ein volles Dritttheil der Stimmen gewann, bewies, daß selbst unter den Besitzern großer Güter die Opposition seit dem Jahre 1820 im Zunehmen begriffen war. Die Masse des Volkes konnte sich kaum anders, als durch Verschwörungen an den Angelegenheiten des Vaterlandes betheiligen. Mehrere Mitglieder der Kammern, namentlich Lafayette und Manuel hatten dabei ihre Hände im Spiele. Die Regierung wagte es jedoch nicht, sie in Anklagestand zu versetzen. Die wackeren Männer, welche ihr Leben durch ein Wort, das sie sprachen, hätten retten können, schwiegen und starben.

Die Regierung, welche sich unausgesetzt bedroht sah, erkannte nicht, daß das einzige sichere Mittel gegen Verschwörungen in Gewährung politischer und bürgerlicher Freiheit und in der Oeffentlichkeit bestehe, und neigte sich mehr und mehr der finsteren Reaction zu. Die Wortführer derselben Lainé, Villèle, Corbière traten (19. September 1820) in das

Digitized by Google

Ministerium ein. Das Censurgesetz vom 31. Mai 1820 wurde verlängert. Das gemischte Ministerium konnte sich übrigens nicht lange behaupten. Es trat (17. December 1821) ab. Das Ministerium, welches folgte, das sechste seit 1815, bestand ausschließlich aus Reactionären. Villèle und Corbière blieben im Amte, Peyronnet, Montmorency, Victor und Clermont Tonnère verstärkten die Stimmen der Reaction. Die Untersuchung aller Preßvergehen wurde den Geschworenen entzogen. Alles deutete auf Obscurantismus und Despotismus. In der Kriegsschule zu Saumur und im Schooße der Besatzungen von Belfort, Saumur, Neubreisach und Metz wurden Verschwörungen entdeckt. In Grenoble, Bordeaux, Rennes, La Rochelle und Nantes kam es zu unruhigen Bewegungen. Aller Orten besaß die Regierung das Uebergewicht und machte von demselben den schonungslosesten Gebrauch.

Selten förderten Verschwörungen die Bestrebungen der Freiheit. Ueberall wo sie entdeckt wurden, boten sie den Regierungen den Vorwand zu Verfolgungen, welche den Schein Rechtens für sich hatten. Das Land, welches am meisten von Verschwörungen unterwühlt wurde, war Italien. Denn nirgends hatte das Volk so gerechten Grund zur Unzufriedenheit und nirgends war demselben so wenig Gelegenheit gegeben, seine Wünsche und Bestrebungen öffentlich kund zu thun und zu verfolgen. Von Italien, der hohen Schule der Verschwörungen, wurden nach den verunglückten Revolutionen des Jahres 1820 zahlreiche Carbonari nach Frankreich verschlagen, welche dort den Unzufriedenen ihre Künste der Verschwörung mittheilten. Die Franzosen nahmen von den Italienern nicht blos den Namen, sondern auch die ganze innere Einrichtung ihrer Geheimbünde an, gründeten zahlreiche Gesellschaften (Venten), deren Mitgliederzahl niemals zwanzig überstieg. Die Vertreter von zwanzig Venten bildeten eine Central-Venta, welche durch einen Abgeordneten mit der hohen Venta ihrer Provinz oder ihres Departements in Verbindung stand. Die höchste Venta hatte zu Paris ihren Sitz. Sie ertheilte durch Sendboten den hohen Venten ihre Befehle mündlich. Denn es war Grundsatz, nichts schriftlich zu machen. Blinder Gehorsam gegenüber den unbekannten Oberen, Tod den Verräthern waren die Mittel, durch welche der Geheimbund wirkte.

Wenn wir die bedeutenden Kräfte, über welche diese Geheimbündler verfügten, mit den Resultaten vergleichen, welche sie errangen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese außerordentlich gering waren. Der französische Volkscharakter ist glücklicherweise zu offen und frei, um sich zu Verschwörungen wohl zu eignen. Zudem schloß der Druck, welchen die Bourbonen ausübten, öffentliche Thätigkeit nicht vollständig aus. Die Gefahren, welchen sich die Verschworenen blosstellten, waren eben so groß, wenn auch nicht so augenfällig, als diejenigen, welche die offnen Gegner der Regierung zu bestehen hatten. Die Verschwörer entzogen aber dem offenen Kampfe viele tüchtige Kräfte, oder lähmten diese wenigstens. Lafayette, Manuel, D'Argenson, Teste und andere Verschwörer der Restaurationszeit hätten einen viel größern Einfluß in der Kammer gehabt, wenn man nicht gewußt hätte, daß sie in Verschwörungen verwickelt seien. Die Abgeordneten, welche sich, wie Lafitte, Casimir Périer, General Foi und Andere von allen Verschwörungen fern hielten, mußten namentlich nach der gescheiterten Verschwörung von Belfort ihren ganzen Einfluß aufbieten, um ihre bedrohten Freunde, deren Verschwörungen der Regierung nicht unbekannt geblieben waren, zu retten.

Der große Hebel der Neuzeit ist die Oeffentlichkeit. Das Geheimniß ist der Schleier in welchen sich aller Orten der Despotismus hüllt. Wer Gelegenheit gehabt hat, mit den Umtrieben der Verschwörer bekannt zu werden, weiß, daß dieselben meistentheils aus persönlichem Ehrgeiz, selten aus Liebe für Freiheit, Recht und Vaterland hervorgehen. Die

Leute, welche Jahre lang in Verschwörungen ihre besten Kräfte verbraucht haben, kommen Alle, früher oder später, in die Stimmung der Hazardspieler. Die Erfolge eines öffentlichen Kampfes für Freiheit lassen sich berechnen und setzen eine genaue Kenntniß der Landesverhältnisse, frischen Muth und entschlossene Redlichkeit voraus. Die im Geheimen schleichenden Verschwörungen üben wesentlich nur die Künste der Verstellung, der Lüge und des Truges. Mögen Verschwörungen in der Türkei und in Persien, in China und Japan den Umständen nach entschuldigt oder gerechtfertigt werden, in den civilisirten Ländern Europa's kann in unseren Tagen nur ein offener und redlicher Kampf, an welchem die Volksmassen selbstbewußten Antheil nehmen, zum Ziele führen.

Die Verschwörungen, welche im Laufe der zwanziger Jahre in Frankreich ausbrachen schwächten die Opposition innerhalb und außerhalb der Kammern. Die linke Seite verlor immer mehr Stimmen. In der Kammer der Abgeordneten zählte sie deren nur wenige mehr, welche von den wüthenden Reaktionären mit der größten Frechheit überschrieen wurden. Die Pairs machten von ihrer Stimmenmehrheit zu Gunsten ihrer eigenen Personen Gebrauch, indem sie beschlossen, daß kein Pair wegen Schulden an Bürgerliche verhaftet werden könne.

Villele war die Seele der Regierung. Er besaß große Geschäftskenntniß und Gewandtheit, allein ihm fehlte die Stärke des Charakters, abgesehen von allen edleren Regungen, welche man von einem reaktionären Minister nicht erwarten kann. Hätte Villele seiner eigenen Einsicht folgen können, würde er auf dem Wege der Reaktion nicht so gewaltsam vorangeschritten sein. Allein er diente seiner Partei. Hörte diese seine Rathschläge und Mahnungen nicht, so ging er gegen seine bessere Ueberzeugung mit ihr durch Dick und Dünn. Ihm haben die Ultra's eine Reihe von Maßregeln zu danken, welche diese seit dem Jahre 1815 vergeblich durchzusetzen bemüht gewesen waren. Sie bedachten freilich nicht, daß dieselben mit unabweisbarer Nothwendigkeit zum Sturze der Bourbonen führen müßten.

Die erste Maßregel von hoher Bedeutung, welche Villele ergriff, war der Krieg gegen Spanien. Am 7. April 1823 überschritt ein Heer von hunderttausend Franzosen die spanische Gränze, warf den schwachen Widerstand der constitutionellen Regierung nieder und stellte die absolute Gewalt Ferdinand's VII. wieder her. Die Einmischung Oesterreich's in die inneren Angelegenheiten Italien's hatte mit Recht die Entrüstung aller freisinnigen Menschen Europa's hervorgerufen. Der Krieg Frankreich's gegen die constitutionelle Regierung Spanien's war jedoch noch weit empörender. Oesterreich war eine unumschränkte Monarchie. Das Cabinet zu Wien gab sich nicht den Schein einer constitutionellen Regierung. Ludwig XVIII. behauptete aber, durch die von ihm dem Lande ertheilte Charte eine neue Aera in Frankreich begründet zu haben. Der constitutionelle König von Frankreich stellte in Spanien die absolute Gewalt wieder her und gab dadurch deutlich seine Vorliebe für den Despotismus und seinen Widerwillen gegen alle verfassungsmäßigen Schranken zu erkennen. In der Kammer fanden heftige Verhandlungen darüber statt. Der Abgeordnete Manuel sprach sich (1. März 1823) in kräftigen Worten gegen den damals erst beabsichtigten Krieg gegen Spanien aus. Labourdonaye, dieser wüthende Reaktionär, trug am folgenden Tage auf die Ausstoßung Manuel's an, welche am 3. März beschlossen und am 4. ausgeführt wurde. Damals zeigte es sich aber schon, daß nicht blos das Volk von Paris, sondern auch die Nationalgarde auf Seite der Liberalen stand. Manuel verlor seinen Sitz in der Kammer, doch die Regierung verlor für einen Gegner, den sie aus der Kammer verdrängte, viele Tausende früherer Anhänger, welche durch die an Manuel verübte Gewaltthat zu der Ueberzeugung gelangten, daß kein Recht

Digitized by Google

in Frankreich mehr sicher sei, insofern es den Plänen der Reaktion im Wege stehe. — Im Jahre 1824 war die Zahl der liberalen Mitglieder der Kammer auf siebzehn herabgesunken. Einer solchen Kammer glaubte die Regierung die reaktionärsten Maßregeln vorschlagen zu können. Der Krieg gegen Spanien hatte über zweihundert Millionen Franken verschlungen. Ohne Widerstreben bewilligte sie die Kammer. Frankreich hatte nicht den geringsten Vortheil davon. Niemals besaß das Cabinet der Tuilerien weniger Einfluß zu Madrid, als nachdem es den König Ferdinand in seine Hauptstadt wieder eingeführt hatte. Der Ruhm, welchen der Herzog von Angoulême als Oberbefehlshaber des französischen Heeres erwarb, war, vom militärischen Standpunkte aus, nichtig. Jedermann wußte, daß der Herzog nur als Strohmann mitgeführt worden war. Die politische Bedeutung des Feldzugs war aber, daß die französische Nation an der verfassungswidrigen Gesinnung des Herzogs und des Königs nicht mehr zweifeln konnte. Bis zum Jahre 1823 hatte die Regierung ihrem Heere sehr wenig Vertrauen geschenkt. Der Feldzug des Jahres 1823 machte sie glauben, das Heer würde bereit sein, auch im Innern, wie nach Außen hin, zum Umsturze einer Verfassung ihren Befehlen Gehorsam zu leisten. In dieser Weise wurde der Sieg, den die Regierung scheinbar gewann, zu einer Falle, in welcher sie später ihren Untergang fand.

Am 16. September 1824 starb Ludwig XVIII. Ihm folgte unter dem Namen Karl's X. jener Graf von Artois, welcher so viel zum Ausbruche der ersten französischen Revolution beigetragen hatte. Er behielt mit geringen Veränderungen das Ministerium Villele bei. Die Nation erkannte bald, daß Karl X. im Laufe von vierzig Jahren sich nicht gebessert habe, vielmehr als König, wie früher als Prinz, ein wüthender Feind jedweder Freiheit, ein blinder Pfaffenknecht und übermüthiger Aristokrat sei. Während einer Friedensperiode von zehn Jahren hatte das jährliche Deficit zweiundsiebzig Millionen betragen. Die Opfer, welche die Nation gebracht hatte, um die Kosten der beiden Pariser Friedensschlüsse zu decken, waren unermeßlich. Dieses hielt Villele aber nicht ab, den Emigrirten eine Entschädigung von tausend Millionen Franken zu bewilligen, was vermittelst einer Umwandelung der fünfprocentigen Renten in dreiprocentige ausgeführt wurde. Die Kammern billigten jeden reaktionären Vorschlag des Ministeriums. Besondern Anstoß gab das Sakrilegien-Gesetz, weil die Tendenz desselben, das Pfaffenthum in der öffentlichen Meinung zu heben und jeden Angriff auf dasselbe oder die unter dessen Schutze befindlichen Fetische auf's Härteste zu bestrafen, zu nackt hervortrat.

Mit immer volleren Segeln schiffte die Regierung der „guten alten Zeit" vor 1789 entgegen. Um jede Möglichkeit eines Widerstandes von Seiten der ersten Kammer zu beseitigen, ernannte der König einunddreißig neue Pairs. Dennoch verwarf die erste Kammer den ihr vorgelegten Gesetzentwurf über das Vorzugsrecht der Erstgeburt bei Erbschaften (8. April 1826). Die Regierung wurde dadurch nicht gewarnt. Sie fuhr nur um so eifriger fort, am Werke der Reaktion zu bauen. Die Pfaffenpartei setzte sich, im Bewußtsein des ihr von der Regierung verliehenen Schutzes über alle Gesetze hinweg. Noch war in Frankreich der Beschluß rechtskräftig, durch welchen die Jesuiten aus Frankreich verwiesen worden waren. Dessenungeachtet hatten sie sich seit langer Zeit wieder eingeschlichen, hatten bedeutende Niederlassungen gegründet und trieben von diesen aus ihr Unwesen in solcher Weise, daß selbst gläubige Katholiken und vertrauende Anhänger des Königthums den größten Anstoß daran nahmen. Ein solcher war der Graf Montlosier. In einer Druckschrift machte er auf die Gefahren des Jesuitismus und Ultramontanismus aufmerksam und richtete eine Petition in diesem Sinne an die Pairs-Kammer. Die Regierung strafte ihn dafür, indem sie ihm eine Pension entzog, welche ihm schon in der

Kaiserzeit bewilligt worden war. Der Pariser Appellationshof, vor welchen die Denunziation Montlosier's gebracht wurde, erklärte sich für incompetent (8. August 1826). Die Pfaffenpartei triumphirte. Großes Aergerniß gab auch die Verschleuderung der Staatsfinanzen, von welcher die Nation ab und zu einige Kenntniß erhielt. Der Herzog von Angoulême hatte während des Krieges in Spanien, gegen die Einsprache des Finanzministers, mit Ouvrard Armee-Lieferungsverträge abgeschlossen, in deren Folge der Staat einen Verlust von vielen Millionen erlitt. Die Sache gelangte vor die Pairskammer. Da jedoch der Hauptschuldige der Herzog von Angoulême war, wurde die Angelegenheit nicht in's Klare gebracht. Einige untergeordnete Subjekte wurden bestraft, die Hauptschuldigen gingen frei aus, nach der Regel: „kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen."

Das Volk fing an, deutliche Zeichen der Mißstimmung zu geben. Als der König (29. April 1827) die Nationalgarde auf dem Marsfelde besichtigte, riefen mehrere Bataillone derselben: „nieder mit den Ministern, nieder mit Villele!" Der König löste die Nationalgarde auf. Villele that das Gleiche mit der Kammer (5. November 1827).

So willfährig die Kammern immer gewesen, glaubte Villele doch noch eine willfährigere sich verschaffen zu können. Sechsundsiebzig neue Pairs, welche er ernannte, sollten seinen Einfluß in der ersten Kammer, die Anregungen, welche er der gesammten Beamtenwelt gab, die Mehrheit in der zweiten ihm sichern. Allein er irrte sich. Die Aufregung im Volke hatte einen solchen Höhepunkt erreicht, daß alle seine Ränke und Gewaltthaten daran scheiterten. Das Ministerium Villele trat ab (4. Januar 1828). Ihm folgte das (neunte) Ministerium, welchem Martignac den Namen gab. Dieses war wohl weniger gewaltthätig, als das Ministerium Villele, allein es vermochte nicht, die Nation über ihre Zukunft zu beruhigen. Es besaß keine Entschiedenheit und keine Kraft. Schon am 8. August 1829 trat es wieder ab. Das zehnte und letzte Ministerium der zweiten Restauration hatte den Fürsten von Polignac an seiner Spitze. Diesem zur Seite standen Bourmont, als Kriegsminister, Labourdonaye, als Minister des Innern, beide im höchsten Grade verhaßt, der Eine wegen seines verrätherischen Benehmens bei der Schlacht von Waterloo der Andere wegen seiner bekannten wüthend reaktionären Gesinnung. Der Baron Montbel und der Graf von Chabrol gaben gleichfalls zu gerechten Befürchtungen Grund. Der einzige volksthümliche Mann des Ministeriums war der Admiral Rigny, dessen politische Gesinnung man nicht kannte und dessen Antheil an der Schlacht von Navarino ihm wohlfeile Lorbeeren eingebracht hatte. Sobald dieses Ministerium dem Volke bekannt wurde, erkannte dieses klar und deutlich, daß es Karl X. auf den gänzlichen Umsturz der Verfassung abgesehen habe. Polignac, der Fürst der Emigration, konnte bei seiner bekannten Geistesschwäche nichts anderes als das Aushängeschild sein, welches für die französische Nation war, was den Schweizern einst Geßler's Hut gewesen. Die Nation bereitete sich zum Widerstande auf Tod und Leben vor. In mehreren Departementen bildeten sich Steuerverweigerungsvereine. Denn man nahm mit Recht an, daß dieses Ministerium in verfassungsmäßiger Weise nicht regieren könne und folglich zu gesetzwidrigen Steuerhebungen schreiten müsse. Die gefährliche Lage des Ministeriums wurde dadurch noch gefährlicher, daß in dessen Schooße der heftigste Zwiespalt herrschte. Labourdonaye, dessen gewaltsame Vorschläge im Ministerrathe verworfen wurden, nahm seine Entlassung. Fürst Polignac wurde zum Präsidenten des Ministeriums ernannt. Montbel übernahm die inneren, Guernon de Ranville an Montbel's Stelle die geistlichen Angelegenheiten. Polignac hoffte, durch einen Krieg gegen Algier die Aufmerksamkeit des Volkes von den inneren Angelegenheiten abzulenken. Als aber die Kammern zusammentraten, erklärten

die Abgeordneten (18. März 1830) dem Könige, „daß die Uebereinstimmung der politischen Absichten seiner Regierung mit den Wünschen seines Volkes nicht vorhanden sei." Zweihunderteinundzwanzig Abgeordnete ertheilten dieser Adresse ihre Zustimmung. Die Pairskammer sprach sich nicht so entschieden aus, doch auch sie gab ihre Mißstimmung deutlich zu erkennen. Schon am folgenden Tage (19. März 1830) vertagte der König beide Kammern auf den 1. September. Am 16. Mai löste er die Kammer der Abgeordneten auf, ordnete neue Wahlen an und berief beide Kammern auf den 3. August. Zwei Minister, Chabrol und Courvoisier, billigten diese gefährlichen Maßregeln nicht und zogen sich zurück. Peyronnet, verhaßt aus den Zeiten des Ministeriums Villele, übernahm das Innere, Montbel die Finanzen, Chantelauze die Justiz, Capelle das neu errichtete Ministerium der öffentlichen Bauten.

Die Frage war: wer sollte weichen, Karl X. mit seinen volksfeindlichen Ministern, welche unmöglich lange ohne Staatsstreich ihr Amt behaupten konnten, oder die Nation mit ihren Freiheitsbestrebungen. Im Laufe einer fünfjährigen Regierung hatte Karl X. mit vollkommener Klarheit bewiesen, daß er seinen Willen demjenigen der Nation vorziehe. Die Frage war, ob die Nation sich dieses länger gefallen lassen wolle. Sie wurde in den Juli-Tagen entschieden. Karl X. konnte so wenig, als sein ältester Bruder, seinem Loose entgehen.

Er trieb alle Talente und alle Charaktere mit Gewalt in die Gegenpartei. Unter den zweihunderteinundzwanzig, welche für die Adresse der zweiten Kammer stimmten, waren sehr wenige Republikaner. Der größte Theil derselben bestand aus gläubigen Katholiken und willfährigen, nur nicht vollkommen blinden Royalisten; Alle waren und mußten nach dem Wahlgesetze reiche Grundbesitzer sein.

Die Bourbonen besaßen weder die für constitutionelle Herrscher erforderliche Geschmeidigkeit, noch die für Despoten nothwendige durchgreifende und nachdrückliche Gewaltthätigkeit. Der Mangel der letzteren erhellt schon aus der einfachen Thatsache, daß im Laufe von fünfzehn Jahren zehn verschiedene Ministerien, kleinere Veränderungen gar nicht gerechnet, ihnen zur Seite standen. Kräftige Despoten wechseln ihre Werkzeuge nicht so häufig.

Eine Zeit lang schien es, als ob Ludwig XVIII. den Wünschen der Nation einige Rechnung tragen wolle. Allein die Ermordung des Herzogs von Berri, welche von den Ultra's schlau ausgebeutet wurde, brachte einen Umschwung in dem ganzen Wesen des Königs hervor, in dessen Folge dieser unfähig wurde, klar zu sehen und den Willen der Nation zu berücksichtigen.

Ludwig XVIII. machte einen Versuch, die Rolle eines constitutionellen, Karl X. diejenige eines unumschränkten Königs zu spielen. Beide Versuche mißlangen. Ludwig XVIII. war zu spröde, um geschmeidig, Karl X. zu entnervt, um kraftvoll handeln zu können.

Die Verhältnisse hatten die Bourbonen außerordentlich begünstigt. Das Ausland bereitete ihnen keine Gefahren. Vielmehr bemühten sich alle Cabinette, den französischen Thron zu befestigen. Napoleon, ihr gefährlichster Nebenbuhler, wurde von den verbündeten Mächten auf der Felseninsel St. Helena festgehalten bis zu seinem Tode (5. Mai 1821). Doch die Bourbonen verstanden nicht, von der Gunst der Zeit Gebrauch zu machen.

Ludwig XVI. hatte stets Karl I. vor Augen gehabt. Die Furcht vor dem Schicksale desselben hatte ihm dieses nicht erspart. Noch schlagender, als die Aehnlichkeit der Lage Ludwig's XVI. und Karl's I., war diejenige der zurückkehrenden Bourbonen und Stuarte. Wie Karl II., so war auch Ludwig XVIII. kinderlos, wie ihm, so stand

auch Ludwig XVIII. ein Bruder zur Seite, dessen heftige und reactionäre Gesinnung die Mehrzahl der Bevölkerung auf's Aeußerste besorgt machte. Die unfindbare Kammer des Jahres 1815 war ein vollkommenes Seitenstück zu dem Cavalierparlament von 1661. Gleich Karl II. starb Ludwig XVIII. ruhig auf dem Throne, während Karl X., gleich Jacob II., von diesem gestürzt wurde und in der Verbannung endigte, nachdem er die besten Jahre seines Lebens in derselben zugebracht hatte. Auf die bourbonische, wie auf die stuart'sche Restauration folgte eine neue Dynastie, welche theils auf Verwandtschaft, theils auf Volksthümlichkeit ihren neuen Thron gründete.

Karl X. war gewissermaßen nur eine zweite Auflage Jacob's II. Wäre er etwas anderes gewesen, so müßte er dessen Schicksal vermieden haben. Er hätte weit leichter dem Loose Jacob's II., als Ludwig XVI. demjenigen Karl's I. entgehen können. Die Volksbewegung war zu seiner Zeit (1830) viel schwächer, als zu derjenigen seines Bruders (1789—1793). Doch er war unrettbar verloren. Die Götter, welche ihn verderben wollten, hatten ihn verblendet. Er sollte, gleich Jacob II., der Welt zeigen, daß nicht blos schwankende, sondern auch halsstarrige, nicht blos Könige von der Gemüthsbeschaffenheit Ludwig's XVI., sondern auch solche von dem Charakter Karl's X. oder Jacob's II. gestürzt werden, falls sie an der Spitze einer kräftigen Nation stehen.

Beide Königshäuser bereiteten ihren Sturz dadurch vor, daß sie das Wesen einer constitutionellen Monarchie nicht faßten. Dieses besteht nicht darin, die Stimme des Volkes zu unterdrücken, sondern sie zu hören und zu berücksichtigen.

Eine Repräsentativ-Verfassung hat nur dann Sinn und Bedeutung, wenn sie sämmtlichen Theilen des Volkes die Gelegenheit bietet, ihre Ansichten, Wünsche und Bestrebungen geltend zu machen und zwar im Verhältniß ihrer politischen Stärke. Schließt sie ansehnliche Kräfte vollständig aus, oder vertheilt sie die Stimmen nicht im Verhältniß zu der politischen Stärke, so werden die Zurückgesetzten von der Rednerbühne der Verfassung zu derjenigen der öffentlichen Meinung gedrängt, in deren Schooß sie einen der Regierung immer höchst gefährlichen Zwiespalt hervorrufen.

Der Despotismus, welcher gar keine Erörterung erlaubt, welcher, gleich demjenigen Napoleon's III., die Rednerbühne zu einer Schaubühne herabwürdigt, auf welcher bei schwerer Strafe keine der Regierung feindliche Aeußerung geschehen darf und welcher die Presse knebelt, ist wenigstens consequent und wird dauern, bis der Despot entweder ein Unglück hat, oder sich eine Blöße giebt. Der Despotismus aber, welcher Rednerbühne und Presse abwechselungsweise kettet und frei läßt, thut gerade was erforderlich ist, um eine Feuersbrunst zu Stande zu bringen, d. h. giebt dem Funken der Unzufriedenheit abwechselungsweise Nahrung und Windzug.

So kam es, daß die französischen Bourbonen, welche in Spanien die constitutionelle Monarchie umgestoßen hatten, ihren Thron in Frankreich verloren, während Ferdinand VII. denselben behauptete. Die Despoten Europa's, mit welchen Karl X. so innig verbunden gewesen war, konnten ihn nicht retten.

§ 54. Großbrittannien und Irland.

Die Fürsten der heiligen Allianz bemühten sich vergeblich, die Redensarten, welche sie für Grundsätze ausgaben, auch in Großbrittannien zur Geltung zu bringen. Der Prinz-Regent, später Georg IV., hätte gern in gleichem Sinne, wie Franz I., Friedrich Wilhelm III. oder Ludwig XVIII., geherrscht. Allein die Verfassung des Landes und der

Geist des Volkes setzten ihm unübersteigliche Schranken. Ein schwerer Druck lastete auf Großbrittannien und Irland, allein das Reich hatte doch eine freie Presse und eine freie Rednerbühne. Diese zwei Güter fielen schwer genug in die Waagschale der Freiheit, um alle Privilegien, welche in der Schale der Unfreiheit lagen, in die Höhe zu schnellen, so oft die Nation sich rührte, oder begabte Vorkämpfer in deren Namen sprachen.

Das Ministerium, in welchem Lord Liverpool, der Herzog von Wellington und Lord Castlereagh den größten Einfluß besaßen, war mit Recht verhaßt. Der Prinz-Regent war es nicht minder und mit nicht weniger gutem Grunde.

Der Frieden brachte der Nation nicht die gehofften Erleichterungen. Die Staatsschuld, welche achthundert Millionen Pfund Sterling oder viertausend Millionen Dollar, mit einer Zinsenlast von vierzig Millionen Pfund Sterling (zweihundert Millionen Dollar), betrug, lastete mit furchtbarer Schwere auf dem Volke, um so mehr, als nicht der Ueberfluß, sondern die Armuth vorzugsweise stark besteuert war. Die beiden Jahre des Mißwachses 1816 und 1817 steigerten die Noth des Volkes noch höher und die (1815) neu gegebenen Korngesetze machten für die armen Leute die Preise des Brodes unerschwinglich.

Der Frieden veränderte die Verhältnisse des Absatzes von Grund aus. Da sich England gegen die Rohproducte des Auslandes abgesperrt hatte, legte dieses hohe Zölle auf die englischen Fabrikate. Die Arbeit stockte. Ein Fünftheil des gesammten Volkes lebte ganz oder doch theilweise von Almosen. Die Unzufriedenheit der Massen erreichte einen Höhepunkt, der sie unfähig machte, ihre Lage richtig zu würdigen. Irre geführt durch den Schein und aufgeregt durch böswillige Menschen, glaubten die hungernden und arbeitlosen Proletarier, die neu eingeführten Maschinen seien die Ursache ihrer Noth. Das Parlament nahm sich der darbenden Arbeiter nicht an. Es besprach in gewöhnlicher Weise die Angelegenheiten des Staates. Seine Mitglieder waren reiche Leute. Diese empfanden die Noth der Zeiten nicht. Die Tochter des Prinz-Regenten und der Gattin desselben, Caroline von Braunschweig, die Prinzessin Charlotte, ehelichte (2. Mai 1816) unter großem Gepränge den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg. Sechzigtausend Pfund Sterling wurden ihr vom Parlamente als Jahrgehalt ausgesetzt. Wie viele hundert arme Familien hätten davon leben können! Eine Flotte steuerte nach Algier, um den Dey von Algier für eine England angethane Beschimpfung zu züchtigen. Algier wurde in Brand geschossen (27. August 1816), der Dey zahlte dreihunderttausend Piaster. Der Krieg gegen Algier hatte England mehr gekostet. Die Raubstaaten trieben ihr Unwesen nach wie vor. Das ganze Resultat des Kampfes bestand darin, daß der Dey versprach, in's Künftige die Gefangenen, welche er christlichen Mächten abnehmen würde, nicht mehr als Sclaven zu behandeln, sondern nach den Regeln des europäischen Völkerrechtes.

Weder das Gepränge der fürstlichen Hochzeit, noch der Kanonendonner von Algier linderten übrigens die Noth des Volkes. Im Parlamente nahm sich seiner Francis Burdett aus Menschlichkeit an. Als Haupt der Unzufriedenen, deren Schicksal er theilte, trat Hunt, seines Gewerbes ein Krämer, auf. Beide Männer waren von verschiedenen Beweggründen geleitet, stimmten aber darin überein, daß sie nur auf gesetzlichem Wege dem Volke Linderung verschaffen wollten. Eine Adresse, welche eine zu Westminster (1816) abgehaltene Volksversammlung an den Prinz-Regenten richtete, wies dieser kurz ab. Als sich bald darauf der Prinz-Regent in feierlichem Zuge zum Parlamente begab, um dieses zu eröffnen, gaben die versammelten Massen durch Schimpfworte, Straßenkoth, Steine und selbst einige Kugeln, welche sie in den Wagen des Regenten sandten, ihren Grimm gegen das herzlose Staatsoberhaupt zu erkennen. Die Regierung rächte sich, indem sie die friedlichen Volksversammlungen zu Manchester, Nottingham, Birmingham, Derby und

an andern Orten mit Waffengewalt sprengen, hunderte friedlicher Bürger zusammenhauen, in den Kerker werfen und zu schweren Strafen verurtheilen ließ. Das Mittel zu allen diesen Gewaltthaten hatte das Parlament der Regierung bereitwilligst gewährt, indem es (1817) die Habeas-Corpus-Acte suspendirte und dadurch der schrankenlosesten Willkür Thür und Thor öffnete. Das Volk mußte, um sich nicht neuen Gewaltthaten auszusetzen, auf den geringen Trost Verzicht leisten, den die Verfassung ihm in dem Rechte der Petition und der freien Versammlung gewährte. Als aber die Zeit der Suspension der Habeas-Corpus-Acte abgelaufen war, schrieben die Freunde des Volkes und verfassungsmäßiger Reformen auf den 16. August 1819 eine große Volksversammlung nach Manchester aus. Nahe an 100,000 Menschen aus allen Theilen des Landes fanden sich ein. Die Fahnen, welche den einzelnen Zügen vorangetragen wurden, bezeichneten durch ihre Inschriften die Wünsche des Volkes. Allgemeines Stimmrecht, jährliche Parlamente, geheime Abstimmung, keine Korngesetze, Freiheit und Einheit, gleichmäßige Vertretung oder Tod — dieses waren die Forderungen, welche die Banner des Volkes kund thaten. Durch Reden und Beschlüsse seine Wünsche auszusprechen, erlaubte die Regierung dem Volke aber nicht. Bevor die Versammlung eröffnet worden war, im Augenblicke, da unter allgemeinem Zujauchzen Hunt die Rednerbühne bestieg, näherte sich diesem ein Polizeibeamter und verhaftete ihn. Hunt widersetzte sich nicht. Das Volk war nicht zum Kampfe vorbereitet. Es begnügte sich damit, seine gerechte Entrüstung durch mißbilligendes Geschrei an Tag zu legen. Allein der von der Regierung gefaßte Plan, das Volk durch neue Gewaltthaten einzuschüchtern, wurde nichts destoweniger ausgeführt. Die bereit gehaltenen Truppen warfen sich, gleich Tigern, welche in eine Schafheerde einbrechen, auf die waffenlose und friedliche Volksmenge. So schnell diese auch nach allen Seiten hin floh, wurden doch fünfhundert Menschen verwundet oder getödtet, bevor dem Wüthen Einhalt geschah. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich in ganz England. Die Regierung wagte es nicht, die Mordscene in Schutz zu nehmen. Sie gab einige ihrer untergeordneten Schergen preis. Die Urheber, die Minister, erreichte, wie gewöhnlich, das Gesetz nicht.

Die Unzufriedenheit und Gährung, welche in England und Schottland hauptsächlich von den Fabrikarbeitern ausging, durchzuckte in Irland die gesammte katholische Bevölkerung und war besonders heftig im Schooße des Landvolkes. Die Landhäuser verhaßter Gutsherren wurden überfallen, zertrümmert und geplündert. Ganze Banden von Unzufriedenen, welche sich die Gesichter zu schwärzen, oder Masken zu tragen pflegten, durchzogen das Land und machten die Straßen unsicher. Ein unsichtbares Band vereinigte diese Unzufriedenen, welche Bandmänner (Ribonmen) genannt wurden.

Die Regierung dachte nicht an Abhülfe der gerechten Beschwerden des Volkes, sondern nur an Unterdrückung ihrer Gegner. Das Parlament lieh ihr dazu ohne Scheu die Hand. Eine ganze Reihe von Ausnahms-Gesetzen wurde im Jahre 1819 erlassen.

Das englische Parlament trat in die Fußtapfen der unfindbaren Kammer von Frankreich. Gleich dieser erkannte es in der Kirche die beste Anstalt zur Niederhaltung des Volkes. Zugleich mit einem Gesetze, welches die Presse knebelte, der wiederholten Suspension der Habeas-Corpus-Acte und der Einführung willkührlicher Haussuchungen erließ das Parlament ein Gesetz zur Wiederbelebung des kirchlichen Lebens. Es bewies dadurch deutlich, daß Knebelung der Presse, willkührliche Verhaftungen und Haussuchungen auf gleicher Stufe mit demjenigen stehe, was die englischen Gesetzgeber Wiederbelebung des kirchlichen Lebens zu nennen beliebten. Belebung des kirchlichen Lebens war zu allen Zeiten gleich bedeutend mit der Töttung eines vernunftgemäßen freiheitsliebenden und auf das Recht haltenden Daseyns. Die englische Kirche zumal lebte hauptsächlich von ihren

Zehnten, hohen Gebühren und den der katholischen Kirche in früheren Jahrhunderten entzogenen Grundstücken und nutzbaren Rechten. Der Pomp, in welchem die anglikanischen Erzbischöfe und Bischöfe lebten, stach in verletzender Weise ab nicht blos gegen die Armuth der arbeitenden Klassen, sondern auch gegen die Noth der niederen Geistlichkeit. Das Leben der anglikanischen Kirche bestand hauptsächlich in den reichen Pfründen, welche sie den jüngeren Söhnen der Aristokratie bot. Wiederbelebung des kirchlichen Lebens war demnach gleichbedeutend mit Vermehrung der Einnahmen, des Einflusses und des Ansehens der Würdenträger, welche die Aristokratie der Kirche gegeben hatte, oder auf der anderen Seite mit vermehrter Unterdrückung des Volkes vermittelst der von den jüngeren Söhnen der Aristokratie beherrschten anglikanischen Kirche.

Trotz seiner Frömmigkeit hatte Georg III. seinen Verstand und sein Augenlicht verloren. Als er (am 29. Januar 1820) starb, war sein Haus dem Erlöschen nahe, obgleich er nicht weniger als sieben Söhne gehabt hatte. Sein ältester Sohn Georg, welcher sich von seiner Gattin unmittelbar nach der Hochzeit losgesagt, und sich in den Armen von Maitressen für die von ihm selbst verschmähten Freuden des ehelichen Lebens entschädigte, hatte nur eine rechtmäßige Tochter, die Prinzessin Charlotte. Diese starb (5. November 1817) in Folge ihrer Entbindung von einem todten Knaben. Georg's III. zweiter Sohn, der Herzog von York, der dritte, der Herzog von Clarence, der sechste, Herzog von Sussex und der siebente, Herzog von Cambridge, hatten alle keine ehelichen Kinder.

Der fünfte Sohn Georg's III., Herzog von Cumberland, welcher (1815) die Prinzessin Friederike von Meklenburg-Strelitz geehelicht, hatte von dieser nur einen als Kind schon erblindeten Sohn, dessen Regierungsfähigkeit die Engländer schwerlich anerkannt hätten. Nach dem Tode der Prinzessin Charlotte entstand daher unter der englischen Aristokratie große Sorge, ihr Königshaus möge erlöschen. Die Herzoge von Clarence, Kent und Cambridge, angeregt durch bedeutende Erhöhung ihrer Apanagen, schritten bei schon weit vorgerücktem Lebensalter noch zu standesmäßigen Ehen, von welchen eine, diejenige des Herzogs von Kent mit der Prinzessin Victoria von Sachsen-Coburg, verwittweten Fürstin von Leiningen, ihren Zweck erreichte. Die Frucht derselben, Victoria, verscheuchte später jede Sorge des Erlöschens des Hauses Hannover.

Als Georg IV. den Königsthron bestieg, war in Europa die Zeit der Attentate. Sand hatte kurz zuvor Kotzebue ermordet, wenige Tage später war der Herzog von Berry unter Louvel's Hand gefallen. Den Regierungen des Continentes dienten diese vereinzelte Thaten zu einem erwünschten Vorwande für ihre längst gehegten Reactionspläne. In England kam es nicht zu einem Prinzen- oder Minister-Morde, ja nicht einmal zu einem Mordanfalle. Allein ein angebliches Complott gegen das Leben der Mitglieder des Ministeriums Castlereagh machte kurze Zeit nach dem Regierungs-Antritte Georg's IV. großes Aufsehen. Die ganze Verschwörungsgeschichte ist übrigens in ein dichtes Dunkel gehüllt. Nur so viel ist gewiß, daß Lord Harrowby am 22. Februar 1820 benachrichtigt wurde, es bestehe eine Verschwörung, deren Zweck sei, bei Gelegenheit des von ihm auf den folgenden Tag anberaumten Gastmahls sämmtliche Mitglieder des Ministeriums zu ermorden. Am Abend desselben Tages überfiel eine Anzahl von Polizei-Beamten die angeblichen Verschworenen in deren Versammlungslokale und nahm die meisten der Anwesenden gefangen. Die beiden angeblichen Urheber des Complottes, der Metzger Arthur Thistlewood und der Schuster John Brunt entkamen aber. Beide machten keinen Versuch, sich den Nachstellungen der Polizei zu entziehen. Sie blieben nicht blos in London, sondern kehrten sogar in ihre Wohnungen zurück, woselbst sie später verhaftet wurden. Die Regierungszeugen waren Mitverschworene, welche durch ihre Aussagen sich selbst gegen

jede Verfolgung schützten. Einer dieser Zeugen, welcher bei dem Complotte am thätigsten gewesen war, ein gewisser Edwards, verschwand, ohne allen Zweifel mit Begünstigung der Regierung. Thistlewood erklärte denselben für den Urheber der ganzen Verschwörung und einen geheimen Agenten der Regierung. Die öffentliche Meinung trat entschieden dieser Ansicht der Sache bei. Der Charakter Castlereagh's und namentlich die Rolle, welche derselbe kurz darauf bei dem Prozesse des Königs gegen die Königin spielte, verleihen der Angabe Thistlewood's Glaubwürdigkeit. Die Regierung setzte übrigens durch, daß eilf der Angeklagten von den Geschworenen für schuldig erklärt und von dem Gerichte zu verschärfter Todesstrafe verurtheilt wurden. Sechs der Verurtheilten wurden zur Deportation begnadigt, fünf, darunter Thistlewood und Brunt, wurden hingerichtet. Das Volk umstand das Schaffot in dichten Haufen und gab deutlich seine Entrüstung zu erkennen. Man hörte rufen: „Mord! Mord! — Schande, Schande! — Wo ist Edwards? Warum hängt man die Anstifter nicht? Schießt die Mörder nieder!" Das Volk nahm eine so drohende Haltung ein, daß die Regierung nicht wagte, die Leichen der Gehängten, wie das Urtheil vorschrieb, viertheilen zu lassen. Unter diesen Umständen verfolgte die Regierung die Pläne, welche sie auf diese künstlich herbeigeführte Verschwörung gebaut haben mochte, nicht weiter, um so weniger, als ein anderer Prozeß, welcher England und ganz Europa in noch weit größere Aufregung versetzte, kurz nach der Hinrichtung Thistlewood's (welche am 1. Mai 1820 stattfand) damals schon vorbereitet wurde.

Am 6. Juni 1820 traf nämlich die Königin Karoline, welche seit dem Jahre 1814 England verlassen und theils auf Reisen, theils auf einem Schlosse in der Nähe des Comer Sees zugebracht hatte, in London ein, und gab zu erkennen, daß sie ihre Rechte als Königin von England geltend zu machen gedenke.

Georg IV., welcher seit langer Zeit einen wüthenden Haß auf seine Gattin geworfen hatte, wollte sie an den Ehren der königlichen Würde nicht Theil nehmen lassen. Da er in notorischem Ehebruche lebte, konnte er nach englischem Rechte gegen seine Gattin nicht eine gerichtliche Klage auf Scheidung wegen Ehebruchs anstellen. Er verlangte daher von dem Oberhause (5. Juli 1820), daß dieses vermittelst eines s. g. Buß- und Strafgesetzes seine Gattin ihrer Rechte als Königin von England für verlustig und seine Ehe mit ihr für aufgelöst erklären solle. Als Grund dafür bezeichnete der König die ungeziemenden Verhältnisse, in welchen die Königin mit Bartholomäus Bergami gelebt habe.

Auf diese Anklage hin wurden während voller fünf Monate (vom 6. Juni bis 10. November 1820) vor dem englischen Oberhause die schmutzigsten Verhandlungen gepflogen, welche sich jemals an das Tageslicht gewagt hatten. Das Volk stand entschieden auf der Seite der Königin. Die Regierung erkannte bald, daß sie selbst in dem sonst so gefügigen Oberhause unterliegen müsse, falls sie ihre Klage in deren ganzem Umfange aufrecht erhalten würde. Sie hielt es daher für nothwendig, auf den Antrag in Betreff der Scheidung Verzicht zu leisten. Doch auch mit dieser Beschränkung konnte die Regierung nur 108 Stimmen für ihren Antrag gewinnen, 99 Stimmen waren ihr entgegen. Unter den 108 Stimmen, welche zu Gunsten des Antrags fielen, waren diejenigen der neun Minister inbegriffen. Im Laufe der Verhandlungen hatte der Vertheidiger der Königin, Brougham, erklärt, daß er, wenn es nöthig werden sollte, gegen den König recriminiren werde. Die Regierung wagte es nicht, es darauf ankommen zu lassen. Sie erklärte, sie habe in Berücksichtigung der öffentlichen Meinung und der geringen Stimmenmehrheit, mit welcher die Bill durchgegangen sei, das weitere Verfahren aufzugeben beschlossen. Diese

Erklärung wurde allgemein als ein Sieg der Königin aufgenommen und mit außerordentlichem Jubel begrüßt.

Am 19. Juli 1821 ließ sich der König feierlich krönen. Die Königin erklärte, daß sie einige Tage nach der Krönung des Königs auch gekrönt sein wolle. Eilf Tage nach der Krönung des Königs erkrankte die Königin plötzlich (30. Juli 1821), nachdem sie im Drury Lane Theater ein Glas Limonade getrunken hatte. Am 7. August starb sie. Ihr Tod wurde allgemein dem Gifte zugeschrieben. Ihr Neffe, der Herzog Karl von Braunschweig, ließ ihr auf das Grab die Inschrift setzen:

Ici repose la reine assassinée
Caroline d'Angleterre.

(Hier ruht die ermordete Königin Karoline von England.) Lord Castlereagh wurde als der Vermittler der That bezeichnet. Der Wahnsinn, in welchen derselbe schon bald versank und in welchem er sich (am 12. August 1822) das Leben nahm, gab dieser Beschuldigung neues Gewicht.

Mittlerweile hatte die Regierung, welche in dem Parlamente auf einen immer steigenden Widerstand gestoßen war, dieses (Ende 1820) aufgelöst. Die erbärmliche Haltung, welche das englische Cabinet dem Auslande gegenüber einhielt, die Schmach, welche es in dem Prozesse gegen die Königin auf das Land gehäuft, hatte selbst unter den sonst der Regierung so freundlich gesinnten höheren Klassen des Volkes eine große Aufregung hervorgebracht. Die Wahlen fielen nicht im Sinne der Tories aus. Der König wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er Georg Canning zum Nachfolger Castlereagh's ernannte.

Canning befand sich in einer höchst schwierigen Lage. Seine Amtsgenossen waren Hochtories von der schlimmsten Sorte. Seine Amtsvorgänger hatten sich in Verhältnisse und Beziehungen eingelassen, welche er mit dem besten Willen nicht plötzlich zu lösen vermochte. Zudem war er mehr Redner, als Mann der That. Die Worte, welche er im englischen Parlamente sprach, hallten aber wieder in der ganzen Welt. Männer von den verschiedensten politischen Ansichten und gesellschaftlichen Stellungen, z. B. Fürst Pückler und Heinrich Heine konnten ihm ihre Bewunderung nicht versagen. Georg Canning vermochte zwar nicht ungeschehen zu machen, was in Neapel und Piemont durch die Niederträchtigkeit Castlereagh's verdorben worden war. Er wagte es auch nicht, Spanien gegen die französische Einmischung zu schützen, auch that er nichts für die so dringend begehrten inneren Reformen. Dessen ungeachtet verdient kein englischer Minister der neueren Zeit größeres Lob, als er. Keiner hat so viel dazu beigetragen, die hoffnungslose Stimmung, in welche ganz Europa damals versunken war, wieder zu heben und zu kräftigen.

Auch das Wort, nicht blos die That hat Bedeutung. In der damaligen trüben Zeit gehörte ein gewisser Muth dazu, liberal zu sprechen und zu schreiben. Allerdings hätte sich Canning weit größere Verdienste erworben, wenn er nicht blos liberal geschrieben und gesprochen, sondern auch liberal gehandelt hätte. Darum können wir ihm doch nicht alles Verdienst absprechen. Tausende richteten sich an den liberalen Worten des englischen Ministers auf, fingen wieder an zu hoffen und zu streben, als sie die von allen übrigen Ministerien verpönten Worte: Freiheit, Recht, Nationalität und Vaterland von der Ministerbank aus wieder vernahmen. Auch war sein Ministerium nicht durchaus thatenlos. Es war wohl eine That, daß er zuerst die südamerikanischen Colonien Spaniens anerkannte. Ueberdies verhinderte er manche Pläne der „heiligen Allianz," was ihm auch als Verdienst angerechnet werden muß. Zudem ist wohl zu erwägen, daß der Emporkömmling Canning nicht allmächtig war. Nicht einmal im Bereiche seines Departements (der auswärtigen Angelegenheiten) hatte er freie Hand, weit weniger in den übrigen Verwaltungszweigen.

Es ist sehr ungerecht, einem Manne zuviel zuzumuthen. Hätten die übrigen Staatsmänner Englands nur einen Theil desjenigen gethan, was Canning that, so wären zur Zeit seiner Verwaltung großartige Fortschritte gemacht worden. Allein er war der einzige Stern in der Nacht des Ministeriums, an dessen Spitze früher Castlereagh gestanden hatte. Als er endlich (1827) nach Lord Liverpool's Tode an die Spitze der Verwaltung trat, entfernte er die Hochtories aus dem Cabinette und brach dadurch zu entscheidenden Reformen die Bahn. Doch er starb schon nach wenigen Monaten (8. August 1827). Wie vor ihm so manche andere Männer des Fortschrittes, rief ihn das Geschick von der Schaubühne ab, als er grade hoffte, diejenige Rolle, welche seinem Charakter entsprach, und für welche er Kraft und Talent in sich spürte, übernehmen zu können.

Nimmermehr hätten die Reformen, welche kurz nach seinem Tode in England stattfanden, sich Bahn brechen können, hätte Canning nicht zum Vereinigungspunkte aller Reformfreunde gedient, wäre durch ihn nicht die öffentliche Meinung zu einer Macht emporgehoben worden, welcher kein Ministerium mehr Trotz zu bieten wagte. Die „heilige Allianz" erhielt durch Georg Canning ihren Todesstoß. Mit der heiligen Allianz zugleich wurde der drückendste Alp, welcher auf Europa lastete, beseitigt.

Der Herzog von Wellington, welcher Ende 1827 an die Spitze der englischen Verwaltung trat, erklärte öffentlich: „Soll meine Verwaltung stark sein, so muß ich die Meinung auf meiner Seite haben. Benutze ich aber den Einfluß der Regierung zur Unterstützung der schwächern Partei, so räume ich meinen Gegnern einen Vortheil ein. Werden daher Veränderungen in dem bestehenden Zustande der Dinge gefordert, so muß die Regierung dem Verlangen nachgeben, wenn nach Abschätzung der Stärke der betreffenden Parteien diejenige, welche die Neuerung begehrt, an Zahl oder intensiver Kraft die stärkste ist." —

Unter Canning's Verwaltung war es, daß die öffentliche Meinung diejenige Bedeutung gewonnen hatte, welche den Herzog von Wellington zwang, ihr Rechnung zu tragen. So kam es denn, daß derselbe Herzog von Wellington, welcher früher in Verbindung mit Lord Castlereagh und Lord Liverpool allen Reformen den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt hatte, jetzt selbst solche einführte. Er verbesserte die Civil- und Criminalgesetzgebung, beseitigte manche Mängel der Verwaltung und befreite den Verkehr und namentlich den Getreidehandel von manchen hemmenden Ketten. Er hob (1828) die Testacte*) auf und bereitete dadurch die Emancipation der Katholiken vor. Auch lag es nicht an ihm, daß nicht damals schon die Parlamentsreform zu Stande kam. Die so lange und so dringend geforderte Emancipation der Katholiken setzte er jedoch durch. Nachdem das Parlament schon im Jahre 1828 beschlossen hatte, die Gesetze, betreffend die Katholiken, in soweit abzuändern, als es mit der bestehenden anglikanischen Kirche, sowie mit der Ruhe und Eintracht des Reiches vereinbar wäre, brachte das Ministerium Wellington (5. März 1829) eine Bill ins Parlament, welche alle staatsbürgerlichen Unfähigkeiten der Katholiken aufhob, und denselben das Recht verlieh im Parlamente zu sitzen. Zwar wurde durch dieses Gesetz der Wahlcensus Irland's von 40 Schillingen oder 2 Pfund auf 10 Pfund Sterling erhöht. Nichts destoweniger betrachtete die Torypartei den Sieg des Ministeriums, welchen das Unterhaus am 30. März, das Oberhaus am 13. April 1829 bekräftigte, für eine entscheidende Niederlage. Vergebens hatte sie alle ihre Kräfte in den Kampf geführt, umsonst die Regierung mit allen erdenklichen Schreckbildern bedroht. Das englische Volk

*) Siehe oben Buch 8, § 19. S. 132. §.20, S. 145.

überzeugte sich, daß es, bei reger Thätigkeit, ohne Revolution, auf verfassungsmäßigem Wege bestehende Mängel beseitigen könne.

Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, die englische Verfassung über die Maßen zu tadeln, nachdem es im vorigen Jahrhundert Mode gewesen war, sie über Verdienst zu preisen. Allerdings sind die Eigenthumsverhältnisse in Großbritannien und Irland trauriger beschaffen, als in irgend einem civilisirten Lande Europa's. Nirgends finden wir einerseits so unermeßliche Reichthümer, anderseits so bittere Armuth. Allein die Schuld davon liegt nur in einem sehr geringen Theile an der Verfassung des Landes. Allerdings haben die Armen weder das Recht, ihre Abgeordneten in das Parlament zu schicken, noch die Mittel, sich in dasselbe wählen zu lassen. Allein sie haben Preßfreiheit, das Recht der Versammlung und das Recht, Vereine jedweder Art zu schließen. Wenn sie von diesen Rechten und Freiheiten einen nachdrücklichen Gebrauch machen, sind sie im Stande, jedwede Reform der Verfassung durchzusetzen. Das stehende Heer, über welches die Regierung zu verfügen hat, ist so gering, daß es dem Volke, falls dieses einmüthig ist, keinen erheblichen Widerstand entgegensetzen kann. Auf England lastet nicht jenes drückende Beamtenthum, welches jede Volksbewegung im Keime schon erdrückt. Selbst die reichen Grundherren, Fabrikanten und andere Plutokraten müßten den Arbeitern auf halbem Wege freundlich entgegenkommen, wenn diese sittliche Kraft und Intelligenz genug besäßen, ihre gerechten Forderungen mit vereinter Kraft geltend zu machen. Was dem Volke der Britten, zumal den Irländern am meisten Noth thut, ist Bildung. Bevor ein Volk einen gewissen Grad der Bildung erlangt hat, wird es immer ein Spielball in den Händen der Machthaber bleiben. Wir wollen durch diese Bemerkungen die übermüthige Aristokratie und das tückische Pfaffenthum Großbritannien's und Irland's in keiner Weise entschuldigen. Viele der schreiendsten Mißstände könnten beseitigt werden, wenn die Grundbesitzer und Geistlichen nur einen mildern Gebrauch von ihren Vorrechten machen wollten. Die Privilegien der Aristokraten und Pfaffen Großbritannien's und Irland's stehen im schreiendsten Widerspruche nicht blos mit den ewigen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit, sondern auch mit den Gesetzen der meisten Staaten des Continents, welche sich nicht einer so freien Presse und nicht so bedeutungsvoller Rednerbühnen wie England, erfreuen. Allein auf dieser Erde wird Niemanden sein Recht zu Theil, der nicht bereit ist, es mit Opfern zu erringen und mit ausdauernder Wachsamkeit zu behaupten.

Wenn wir die Zustände Großbritannien's und Irland's mit denjenigen Frankreich's Deutschland's und Italien's vergleichen, so finden wir im Ganzen genommen, sie doch freier, gerechter und glücklicher. Auf dem Continente Europa's können nur Revolutionen wesentliche Reformen herbeiführen. Großbritannien und Irland allein kann, wenn es will, ohne Blutvergießen auf der Bahn der Freiheit und des Rechtes kräftig voranschreiten. Nächst den Vereinigten Staaten Nordamerika's gebührt doch Albion die Palme der Freiheit.

§ 55. Scandinavien.

Die Blüthenzeit der einst vereinigten drei Reiche des Nordens: Schweden's, Dänemark's und Norwegen's war dahin. Von den vielen Provinzen, welche Scandinavien einst am baltischen Meere und bis in das Herz Deutschland's besaß, war ihm nichts übrig geblieben, als die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, welche der kleinen dänischen Krone einigermaßen ein königliches Ansehen zu geben verhelfen mußten. Die drei Reiche, welche, vereinigt, Mühe gehabt hätten, eine europäische Großmacht zu bilden, verloren in ihrer Zersplitterung noch mehr an Bedeutung. Dänemark konnte den Verlust

Norwegen's nicht verschmerzen. Die Norweger selbst fühlten sich auf's tiefste verletzt, daß im Kieler Frieden über sie, gleichwie über eine Schaafheerde verfügt worden war. Sie erkannten den Vertrag, bei welchem sie nicht mitgewirkt hatten, nicht als verbindlich an, hielten eine Volksversammlung zu Eidswolde (10. April 1814), ernannten in derselben den Prinzen Christian Friedrich von Dänemark, den Neffen und Thronfolger Friedrich's VI. zum Reichsregenten und entwarfen zugleich für das Land eine Verfassung auf volksthümlicher Grundlage, welche die Selbständigkeit Norwegen's sicher stellte. Zugleich waffneten sie sich und fügten sich in die Macht der Verhältnisse nur unter Bedingungen. Von Mitte Juli bis Mitte August 1814 fand zwischen Schweden und Norwegen ein kleiner Krieg statt. Christian Friedrich sah ein, daß er sich auf die Dauer nicht würde behaupten können. Der König von Dänemark hatte, gezwungen durch die Großmächte, den Prinzen und sämmtliche übrigen dänischen Beamten aus Norwegen abgerufen. Der Prinz allein war zurückgeblieben. Unterm 14. August 1814 schloß er mit dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte zu Moß einen Vertrag ab, demzufolge einer nach Moß zu berufenden norwegischen Ständeversammlung (Storthing) die Thronentsagung Christian Friedrich's verkündet und zugleich vorgeschlagen wurde, an dessen Stelle den König von Schweden zu wählen. Der Storthing versammelte sich am 7. October 1814, nahm die Entsagung Christian Friedrich's an, erwählte an dessen Stelle den König von Schweden, sicherte aber zugleich dem Lande die neubegründete Staatsverfassung und mit ihr zugleich dessen Selbständigkeit. Auf diese Weise bekundeten die Norweger, allein unter allen Völkern Europa's, einen Geist der Unabhängigkeit und der Freiheit, mit welchem der König von Schweden nicht in Kampf treten wollte. Während alle übrigen Völker Europa's Deutsche, Franzosen, Italiener und Polen sich geduldig die zu Paris und Wien getroffenen Bestimmungen gefallen ließen, traten die Norweger dem Hammelheerden-Staatsrechte der Großmächte entgegen und behaupteten ihre Selbstherrlichkeit. Hätten die übrigen Völker Europa's die Entschlossenheit der Norweger besessen, so wären sie nicht in die Ketten der heiligen Allianz geschlagen worden, sie hätten eine dreiunddreißigjährige Periode der Herabwürdigung und blutige Revolutionen, welche in deren Folge theils schon stattfanden, theils noch eintreten werden, vermieden.

Ihre freie Verfassung behaupteten die Norweger bis auf den heutigen Tag, trotz aller Versuche des Königs Karl XIV., Johann von Schweden, ihnen dieselbe zu rauben. Dieser folgte beim Tode Karl's XIII. (1818) auf den schwedischen und norwegischen Thron, ungeachtet er, im Sinne der „heiligen Allianz" kein legitimer König war. Allein Bernadotte verstand es so gut, sich die Gunst der Großmächte Europa's zu erhalten, daß keine derselben daran dachte, ihm die Throne zu entziehen, auf welche er nicht durch seine Geburt, sondern durch die Wahl der Völker von Schweden und Norwegen gelangt war. Allerdings hatte Karl XIII. ihn an Kindesstatt angenommen. Allein nach europäischem Fürstenrechte gibt die Adoption durchaus keinen Anspruch auf Thronfolge. Nicht in Folge der Adoption Karl's XIII., sondern in Folge der Wahl des schwedischen Reichstags und des norwegischen Storthings bestieg Bernadotte die Throne von Schweden und Norwegen.

In Schweden bestand der Reichstag aus vier Kammern, welche abgesondert beriethen, in Norwegen nur aus einer einzigen Kammer. In Schweden tagten nebeneinander vier Stände: Geistlichkeit, Adel, Bürger und Bauern, deren Spaltungen und Standesinteressen jedweden kräftigen Fortschritt und die Abschaffung der augenscheinlichsten Mißbräuche und Uebelstände unmöglich machte. In Norwegen tagte die ungetheilte Nation in ihren Vertretern.

Karl XIV., Johann wollte sich gern den Schein der Freisinnigkeit geben. Er strebte

nach Volksthümlichkeit. Er ließ sich am liebsten den „Bürger auf dem Throne" nennen. Allein lieber, als Volksthümlichkeit war ihm doch die Gewalt. Wäre sein Streben ein edeles, ein der Freiheit geneigtes gewesen, so hätte er sich bemüht, dadurch seine beiden Reiche anzunähern, daß er die weniger freisinnige Verfassung Schweden's nach dem Muster der norwegischen verändert hätte. Allein gerade das Gegentheil war das Ziel seines Strebens. Statt die übertriebenen Vorrechte des schwedischen Adels abzuschaffen, ging er darauf aus, in Norwegen, welches von der Plage des Adels frei war, diesen privilegirten Stand einzuführen. Statt in Schweden die Presse frei zu geben, wollte er in Norwegen die Censur einführen. Karl XIV. Johann machte keinen Versuch, die vier Ständeversammlungen Schweden's in eine einzige Versammlung der Volksvertreter zu vereinigen, dagegen bemühte er sich, die einzige Versammlung der norwegischen Volksvertreter in ein Ober- und Unterhaus, Lagthing und Odelsthing zu zerklüften. Im Jahre 1821 reiste der König nach Christiania, zog in der Nähe der norwegischen Hauptstadt ein Heer zusammen und hoffte, dadurch den Storthing einschüchtern und zur Annahme obiger Veränderungen bestimmen zu können. Der Storthing vertagte die königlichen Vorschläge. Das norwegische Volk erhielt Zeit, zu erwägen. Als dieselben sodann wieder an den Storthing gebracht wurden (1824), verwarf sie dieser ohne alle Umstände. Es geschah mit solcher Ruhe und Entschlossenheit, daß der König einsah, seine Krone stünde auf dem Spiele, falls er den Norwegern Gewalt anthun würde.

In Schweden ließ Karl XIV. Johann die ständische Verfassung, welche dem Volke einen hinreichend starken Kappzaum anlegte, ruhig bestehen. Als sich einige Spuren des Mißvergnügens zeigten, unterdrückte er dieselben durch Censur und Polizei. Die Furcht vor dem Prinzen Wasa, dem Sohne König's Gustav IV. hielt ihn ab, der Verfassung des Reiches zu nahe zu treten und gab ihm einen Sporn, sich dem Lande nützlich zu machen. Der König beförderte den Anbau wüster Strecken, den Handel und den Verkehr, die Gewerbe, die Anlegung von Straßen und Kanälen. Er setzte Heer und Flotte auf einen Achtung gebietenden Fuß. Er baute die Centralfestung Wanäs, später Karlsborg genannt, vollendete den Bau des Söderteljе-Canals und des Götha-Canals. Dessenungeachtet ward er niemals in Scandinavien heimisch und Schweden und Norwegen betrachteten ihn stets als einen Fremden, welcher mehr durch die Macht der Verhältnisse als durch freie Wahl auf ihren Thron gehoben wurde. Die gute Freundschaft, welche der König mit Rußland pflegte, mochte, den Umständen nach, ganz klug sein. Die Schweden konnten sich dabei aber nicht wohl fühlen. Rußland hatte dem Lande zu tiefe Wunden geschlagen, als daß die Schweden sich nicht durch die Protection hätten verletzt fühlen müssen, welche die russischen Czaaren dem Könige zu Theil werden ließen.

Wie mit der schwedischen Krone Norwegen, so waren mit der dänischen die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg als selbständige Provinzen verbunden. In Schweden bemühte sich Karl XIV. Johann die freie Verfassung Norwegen's der weniger freien Schweden's anzunähern, in Dänemark, woselbst die Krone durchaus absolut war, ging das Bestreben König's Friedrich VI. dahin, seine Herrschaft über die Herzogthümer eben so schrankenlos, wie in Dänemark zu machen. Zwar schrieb der Artikel 13 der deutschen Bundesacte vor, daß in allen Bundesstaaten eine ständische Verfassung bestehen solle. Allein der König von Dänemark, nach dem Beispiele Oesterreich's und Preußen's, erfüllte ihn nicht. Schleswig-Holstein hatte seit den ältesten Zeiten eine gemeinschaftliche Staatsverfassung. Doch daran kehrte sich Friedrich VI. gleichfalls nicht. Er behauptete, es sei unpassend, dem deutschen Theile des Königreichs einen politischen Freiheitszustand zu verleihen, den man dem dänischen schon wegen mangelnder Sympathie dafür versagen müsse

und daß eine doppelte Staatshaushaltung nach zwei einander widerstreitenden Prinzipien unendliche Schwierigkeiten und Nachtheile erzeuge. Was diese angeblich mangelnde Sympathie betrifft, so zeigte sich bald, daß der König desfalls entweder irrte oder absichtlich die Unwahrheit erklärte. Jedenfalls hätte der König von Dänemark die Unvereinbarkeit deutscher und dänischer Landestheile unter einem Scepter früher bedenken, und daher entweder die deutsche Bundesacte nicht unterzeichnen, oder einen der beiden Theile, welche, seiner Angabe zufolge, nicht unter einer und derselben Verfassung leben konnten, aus dem Unterthanenverbande entlassen sollen. Er zog es vor, sein Wort zu brechen und zugleich die alte Verfassung von Schleswig-Holstein mit Füßen zu treten.

Schließlich behauptete der König von Dänemark, daß das Hängen der deutschen Aristokratie an ihren alten Vorrechten und Gewohnheiten, das sich in Würtemberg so grell kund gethan habe, der Errichtung des wahren constitutionellen Prinzips durchaus entgegen sei. Dieser Einwand wäre trefflich gewesen, wenn König Friedrich VI. seinem Lande eine wahre prinzipielle Verfassung verliehen hätte. Da er dieses aber nicht that, so war es klar, daß er sich leerer Ausflüchte bediente, um seine Gewalt so despotisch, als möglich zu machen.

Die Schleswig-Holsteiner hatten eine um so dringendere Aufforderung, die Gewährung einer ihre Rechte sicherstellenden Verfassung zu verlangen, als Dänemark sich augenscheinlich bemühte, denselben ihre deutsche Nationalität zu entziehen und sie mit Gewalt aus Deutschen in Dänen umzuwandeln. Den Anfang hierzu machte Friedrich VI. schon im Jahre 1814, indem er die Behauptung aufstellte, Schleswig sei ein dänisches Herzogthum. Vergeblich widerlegte Falk dieselbe. Der Kampf zwischen Schleswig-Holstein und der dänischen Regierung dauerte fort. Unter Beirath von Falk, Dahlmann und Martin reichten die holstein'schen Ritter und Prälaten (1823) eine Beschwerdeschrift beim deutschen Bundestage ein. Oesterreich und Preußen setzten aber durch, daß in der 22. Sitzung vom 27. November 1823 der Beschluß gefaßt wurde, „die reclamirenden holsteinischen Prälaten und Ritterschaftsmitglieder mit ihrem Gesuche abzuweisen." Hierbei wurde jedoch den Reclamanten zu ihrer Beruhigung eröffnet, „daß der König von Dänemark dem Herzogthum Holstein eine Verfassung zugesichert habe, welche, nach dem Artikel 55 der Schlußacte, die älteren Rechte möglichst berücksichtigen und den gegenwärtigen Zeitverhältnissen angepaßt werden sollte. Ueber die Erfüllung jener Verbindlichkeit werde die Bundesversammlung inner der Gränze ihres Wirkungskreises nach dem 54. Artikel der Schlußacte zu wachen wissen.*)

Sie hielt jedoch nicht Wort. Sie that nichts, um die Erfüllung des Artikels 13 der Bundesacte von Seiten des Herzogs von Holstein und Lauenburg zu bewirken, während das Verhältniß dieser Herzogthümer zu Dänemark so beschaffen ist, daß nur eine kräftige Unterstützung derselben von Seiten des deutschen gemeinsamen Vaterlandes sie vor den Uebergriffen der Dänen schützen kann. Die Unthätigkeit des Bundestages hatte später den Verlust der Hälfte Luxemburg's zur Folge. Eine ähnliche Gefahr bedrohte unausgesetzt die mit Dänemark verbundenen deutschen Herzogthümer. Dessenungeachtet geschah für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg von Seiten des Bundes nichts.

In Dänemark dauerte das alte Unwesen fort. Die Flotte hatte England geraubt, und gab sie im Frieden nicht heraus. Norwegen hatte es an Schweden abtreten müssen. Das kleine Königreich war so unmächtig geworden, daß die Regierung die dringendste Aufforderung hatte, durch kluge Sparsamkeit die Lasten des Volkes zu erleichtern, durch

*) Siehe G. v. Struve's öffentliches Recht des deutschen Bundes Thl. II. § 91. S. 28 ff.

eine erhöhte Thätigkeit die vielen Mißbräuche alter Zeiten abzuschaffen und durch eine freisinnige Verfassung die Lebenskraft des Volkes anzuregen. Von alle dem geschah nichts. Die Zahl der Admirale blieb dieselbe wie zur Zeit, da Dänemark noch eine ansehnliche Flotte besaß. Der Kammerherren und Kammerjunker waren so viele, daß der größte Hof Europa's an denselben genug gehabt hätte. Die Beamten drückten das Volk. Was dem dänischen Reiche an Mitteln gebrach, sollten die deutschen Herzogthümer herbeischaffen. Die gehässigen Maßregeln, welche die dänische Regierung ergriff, um die Schleswig-Holsteiner und Lauenburger Dänemark einzuverleiben, bewirkten gerade das Gegentheil von dem, was Noth gethan hätte. Statt die verschiedenen Provinzen, welche unter dem Scepter Friedrich's VI. standen, inniger zu verbinden, bewirkten die Bande, in welche der König die Deutschen schlug, nur Haß und Widerstreben gegen die dänische Regierung. Es bereiteten sich auf diese Weise jene Ausbrüche gerechter Entrüstung der Schleswig-Holsteiner vor, welche nach langjährigem Streite endlich im Jahre 1848 zu Tage traten und bis auf den heutigen Tag den Saamen der Zwietracht zwischen Dänemark und den Herzogthümern in stetem Wachsthum erhalten haben.

§ 56. Spanien und Portugal.

Unter allen Staaten des romanischen Stammes hatte Spanien Napoleon den heftigsten und anhaltendsten Widerstand entgegengesetzt. Der Krieg mit Frankreich weckte die pyrenäische Halbinsel aus ihrem langen todesähnlichen Schlummer auf. Mit Unwillen fügten sich die Spanier unter das Joch, welches ihr die alte Dynastie nach ihrer Rückkehr aus der französischen Gefangenschaft wieder auferlegte. Von allen Staaten Europa's hatte Spanien zuerst das Signal des Kampfes gegen den napoleon'schen Despotismus gegeben. Es erhob sich auch zuerst wider den unverbesserlichen Despotismus der alten Zeit. Bald folgten Portugal und Italien dem gegebenen Beispiele. „Die heilige Allianz" erdrückte zwar die Freiheitsbestrebungen der apenninischen und der pyrenäischen Halbinsel, allein die Unzufriedenheit des Volkes nahm in Folge der nichtswürdigen und rechtswidrigen Einmischung des Auslandes nur zu und brach sich in offener Revolution Bahn, so oft das Volk neue Kräfte zum Kampfe gegen eine mit den Bedürfnissen der Zeit unvereinbare Regierung gesammelt hatte.

Die geographische Lage der pyrenäischen Halbinsel erleichterte derselben nicht den Fortschritt auf geistigem Gebiete. Allein daß dieselbe nicht von entscheidendem Gewichte sei, erhellt deutlich, wenn wir den Entwickelungsgang des nicht weniger isolirten England's, oder der nordamerikanischen Freistaaten in's Auge fassen. Die Hauptursache, welcher das Zurückbleiben der Spanier und Portugiesen hinter den glücklicheren Staaten Europa's beizumessen, ist in dem erbitterten Kampfe zu suchen, welchen dieselben der Reformation entgegengesetzt hatten. Drei Jahrhunderte waren mittlerweile vergangen, in deren Laufe die übrigen Völker ungehindert, oder doch weniger gehemmt durch Aberglauben und Pfaffenthum, rüstig vorangeschritten waren. Die große Zahl der Feiertage verkürzte die Arbeitszeit und nährte den Hang zur Trägheit, welcher durch die ganze Einrichtung des Lebens in der pyrenäischen Halbinsel gefördert wurde. Auf vierunddreißig Menschen rechnete man in Spanien einen Geistlichen, welcher nichts hervorbrachte, sondern nur verzehrte. Zählt man hierzu noch die große Menge von Adeligen, Beamten und Soldaten, welche von den arbeitenden Classen ernährt werden mußten, erwägen wir, daß die meisten Mitglieder der bevorzugten Stände großen Aufwand machten, daß Unordnung und Verwirrung in allen Zweigen des Haushalts während der langen Zeit des auf Spanien und

Portugal ruhenden Druckes mehr und mehr um sich gegriffen hatten, so darf es uns nicht wundern, daß Napoleon glaubte, die pyrenäische Halbinsel ohne große Mühe unterjochen zu können. Er hatte aber außer Acht gelassen, daß zwischen Regierung und Volk immer ein großer Unterschied bestehe, und daß eine Nation, welche den von Alters hergebrachten Druck ruhig erträgt, darum doch, den Umständen nach, einer minder drückenden, aber ungewöhnten Herrschaft, den Umsturz bereiten könne. Insbesondere hatte er aber nicht bedacht, daß im Schooße jeder Nation, welche nicht vollständig entnervt ist, durch außerordentliche äußere Verhältnisse außerordentliche Kräfte geweckt zu werden pflegen.

Der sechsjährige Kampf hatte die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel zugleich auf's tiefste erschüttert und mit Menschen, Verhältnissen und Einrichtungen, welche ihnen früher in nebelgrauer Ferne gestanden hatten, in die innigsten Beziehungen gebracht. Protestantische Engländer hatten dem einen Theile der Spanier und Portugiesen als Verbündete zur Seite gestanden. Franzosen, welche zum Theile wenigstens in der Schule der Revolution herangewachsen waren, hatten längere Zeit hindurch den andern Theil Spanien's und Portugal's beherrscht. Die Cortes hatten der spanischen Nation eine mächtige Anregung zur Freiheit gegeben und die mannigfaltigsten Hoffnungen rege gemacht. Die Nation war nicht im Stande, während des furchtbaren Kampfes allen denjenigen Vortheil aus den Bewegungen der Zeit zu ziehen, welcher nur im Schooße des Friedens unter den Fittigen einer wohlmeinenden Regierung erwachsen konnte. Als nach der Rückkehr Ferdinand's VII. die Cortes-Verfassung über den Haufen gestoßen und alle Vorkämpfer auf dem Felde der Freiheit und des Krieges mit Frankreich grausam bestraft wurden, härter selbst, als die Anhänger Joseph's und der Franzosen, so wurde die spanische Nation durch alle diese Schläge, die ihr ganz unerwartet kamen, vollständig betäubt.

Die Herrschaft, welche Ferdinand VII. in Spanien wiederherstellte, war nicht blos despotisch, sondern auch unsinnig und wahrhaft stupid. So lange nur die Häupter der verschiedenen Parteien unter derselben litten, fügte sich die Nation stumpfsinnig in ihr Schicksal. Allein bald schon machten sich die Folgen der Mißregierung in allen Zweigen des staatlichen und bürgerlichen Lebens so schmerzlich fühlbar, daß ruhige und vorurtheilsfreie Beobachter in einer Revolution das einzige und unvermeidliche Mittel erkannten, die Nation vom Rande des Verderbens zu retten.

Ferdinand VII. umgab sich mit einer Camarilla, welche keine Ordnung im Staatshaushalte aufkommen ließ. Die Aemter wurden fast öffentlich verkauft. Glück machten, wie in den schlechtesten Zeiten Rom's, nur Possenreißer, welche die Lachmuskeln des Königs kitzelten, oder Angeber, welche seiner Verfolgungswuth Nahrung brachten. Die Menschen, welche der König zu wichtigen weltlichen und kirchlichen Aemtern ernannte, oder durch seine Günstlinge ernennen ließ, waren nicht selten in dem Grade verachtet, daß die Behörden, in deren Schooße sie sitzen sollten, trotz ihrer gewohnheitsmäßigen Unterwürfigkeit dagegen Verwahrung einlegten. Bald schon kam es dahin, daß der König, welcher bei seiner Rückkehr aus Frankreich mit so unbeschreiblichem Jubel empfangen worden war, von denselben Menschen, die ihn vergöttert hatten, verabscheut wurde. Ferdinand VII. hatte vor Napoleon gekrochen, jetzt sollte das spanische Volk vor ihm kriechen. Sein Mißtrauen war so groß, daß keiner seiner Minister und Generale sich unter seiner Herrschaft sicher fühlen konnte. Je höher Jemand in des Königs Gunst stand, desto größer war auch der Argwohn, den dieser gegen ihn hegte. Ein Wort, gelispelt von der Stimme irgend eines geheimen Feindes, genügte, ihn zu stürzen. Vom Ministertische ging der Weg gewöhnlich in den Kerker oder in die Verbannung, ohne daß der Grund davon auch nur angedeutet worden wäre.

Digitized by Google

Mit dem alten Systeme, welches Ferdinand VII. wiederherstellte, kehrten alle Uebelstände und Mißbräuche früherer Zeiten zurück. Während des Krieges mit Frankreich waren aber viele der alten Hülfsquellen versiecht. Die Colonien von Amerika hatten sich vom Mutterlande losgerissen. Weit entfernt, dem spanischen Staatsschatze, wie früher, Jahr ein, Jahr aus eine bedeutende Einnahme zu sichern, verschlang der fortdauernde Krieg Streitkräfte und Geldsummen, welche der zerrüttete Zustand der spanischen Finanzen kaum erschwingen konnte, und deren Herbeischaffung die Noth des Landes noch vermehrte. Zahlreiche Räuberbanden, welche sich aus dem schonungslos und ohne Belohnung, ja selbst ohne den rückständigen Sold entlassenen Soldaten bildeten, machten alle Straßen unsicher und störten den ohnedies schwer gedrückten spanischen Handel. Der alte Zustand, da der arme Bauer seine Grundstücke brach liegen lassen mußte, damit die Merino-Heerden der Reichen darauf weiden könnten, da eine Provinz im Ueberfluß erstickte, während in der anderen die Hungersnoth wüthete — kehrte wieder. Heer und Flotte gingen durch Vernachlässigung zu Grunde. Hunderte verdienter Offiziere schmachteten im Elend, manche, welche sich zu betteln schämten, starben geradezu des Hungertodes. Soldaten und Civilbeamte erhielten ihre Löhnung gar nicht, oder doch höchst unregelmäßig ausbezahlt. Die Civilbeamten und Pensionäre waren froh, wenn sie, was ihnen gebührte, gegen einen Abzug von acht Procenten, den sie den unredlichen Finanzbeamten überließen, flüssig machen konnten.

Die Cortes hatten die Staatsschuld von eilf Milliarden Realen anerkannt und sicher gestellt. In wenigen Jahren (von 1814 bis 1819) vermehrte sich dieselbe um zwei Milliarden. Die Cortes hatten ein neues, directes Steuersystem eingeführt. Der König hob dieses wieder auf. Die Noth wurde in dessen Folge so drückend, daß der Hof sich entschloß, den allgemein geschätzten Martin de Garai zum Finanzminister zu erheben (23. December 1816). Bevor derselbe jedoch durchgreifende Maßregeln hatte ergreifen können, wurde er entsetzt und verwiesen (14. September 1818).

Ferdinand VII. glaubte, daß nichts, als die Unterwerfung der im Aufstande begriffenen Colonien den Staatsschatz wieder füllen könne. Zu diesem Behufe rechnete er auf die Hülfe Rußland's. In der That verkaufte ihm das Cabinet von Petersburg fünf Linienschiffe und drei Fregatten für 13,600,000 Papierrubel. Als dieselben in Cadix anlangten (20. Februar 1818) erwiesen sie sich als untauglich.

Das Volk ertrug die Mißregierung des Königs mit Unwillen, jedoch ohne derselben irgend einen Widerstand von Bedeutung entgegenzusetzen. Im Heere gährte es aber gewaltig. In rascher Folge brachen unter Mina (24. October 1814), Porlier (21. September 1815), in Madrid, Biscaya, Granada, Valencia und Catalonien während der Jahre 1816, 1817 und 1818 Soldaten-Aufstände aus, welche jedoch erdrückt und grausam bestraft wurden. Sie waren ohne weiter reichende Pläne und genügende Vorbereitung begonnen worden, deuteten übrigens klar genug die Stimmung des Heeres und des Volkes an. Die Regierung wußte nicht, die Lehren zu nützen, welche diese Aufstände ihr gaben. Sie besaß nicht einmal so viel Klugheit, die unentbehrlichen Stützen ihrer Gewalt bei guter Stimmung zu erhalten. Sie trieb ihr altes Unwesen fort, als könnte ihre Herrschaft niemals erschüttert werden.

Kurz nach der Hinrichtung des Obersten Vidal und zwölf anderer Männer, welche an der Verschwörung von Valencia Theil genommen hatten, zog die Regierung ein Heer in der Nähe von Cadix zusammen, um dasselbe zum Zwecke der Unterwerfung der amerikanischen Colonien einzuschiffen. Von den früher nach Amerika eingeschifften Truppen (vierzigtausend Mann) waren fast nur Verwundete und Kranke zurückgekommen. Soldaten und Offiziere wußten, daß sie einem fast unvermeidlichen Tode jenseits des Oceans ent-

gegengingen. Cadix, der alte Sitz der Cortes, die freisinnigste Stadt Spanien's, enthielt viele Männer, welche die Zeiten der Verfassung noch in gutem Andenken hatten. Schnell bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze die Generale Abisbal (O'Donnel) und Sarsfield standen. Als dieselben jedoch erfuhren, daß man in Madrid Kenntniß von ihrem Unternehmen besitze und außerdem das Complott nicht ganz nach ihrem Sinne ging, schlugen die beiden Häupter desselben plötzlich um und verhafteten (8. Juli 1819) ihre Mitverschworenen. Sie wagten jedoch nicht, gegen dieselben mit der sonst üblichen Strenge zu verfahren. Viele derselben waren nur zum Scheine verhaftet und konnten mit Gesinnungsgenossen und Freunden verkehren. Das gelbe Fieber, welches unter dem Heere ausbrach und die alle Verhältnisse lähmende Nachlässigkeit der Regierung verzögerten die Einschiffung der Truppen. Eine neue Verschwörung brach auf der Isla de Leon aus (1. Januar 1820), an deren Spitze die Obersten Riego und Quiroga standen. Lange Zeit verging übrigens, bevor das Land an derselben regen Theil nahm. Der Zug, welchen Riego durch einen Theil Andalusien's machte, hatte unmittelbar nicht den gewünschten Erfolg. Um so wirksamer zeigte er sich dadurch, daß er ganz Spanien in Bewegung setzte. So kam es, daß, als der General Freire (10. März 1820) einen verrätherischen Angriff auf die Abgeordneten des Freiheitsheeres zu Cadix machen ließ, der Aufstand in Cadix einen vollständigen Sieg errang. Mittlerweile hatten die Aufrufe, welche von der Isla de Leon aus über Spanien verbreitet wurden und die Nachricht von den daselbst und in der Umgegend stattgefundenen Bewegungen an verschiedenen Orten Spanien's ähnliche Erhebungen angeregt. Hof und Regierung wußten nicht sich zu helfen. Der König ernannte eine Dictatorial-Junta, befahl die Ernennung von „Vertrauens-Männern" und versprach, Reformen einzuführen (3. März 1820). Als die Aufstände sich mehrten und an Bedeutung zunahmen, versprach der König, „da es der allgemeine Wille des Volkes sei, die Verfassung von 1812 zu beschwören" (7. März 1820). Schon am 9. leistete der König, gedrängt durch die Volksmassen, den versprochenen Eid und ernannte eine provisorische Junta, die ihm bis zum Zusammentritt der Cortes zur Seite stehen sollte. Die Camarilla verschwand, die Kerker der politischen Gefangenen öffneten sich. Die Presse wurde frei erklärt, das Heer auf die Verfassung beeidigt, die Erneuerung sämmtlicher Stadträthe angeordnet, die Inquisition aufgehoben.

Alle diese Veränderungen gingen vor sich, ohne daß ein Tropfen Blutes vergossen irgend eine Handlung der Rache vorgenommen wurde.

Bei Eröffnung der Cortes rühmte der König selbst „dieses großartige, nirgends zuvor in der Geschichte beobachtete Schauspiel, wie ein hochherziges Volk aus einem politischen Zustande in den andern überzutreten verstanden habe, ohne Unordnung und Gewaltthat." Doch der Jubel von der einen Seite dauerte nur so lange, als die Bestürzung von der anderen. Sobald sich der Hof von dieser erholt hatte, begann die Reaction, zuerst im Dunkeln und im Verborgenen zu wühlen, bald aber schon frech das Haupt wieder zu erheben. Man fing damit an, einzelne Artikel der Verfassung von 1812, einzelne Beschlüsse der Cortes, einzelne Reden von Mitgliedern derselben zu tadeln. Es dauerte nicht lange, so griff die Reaktion die ganze Verfassung und alle Freunde derselben an, leitete verrätherische Unterhandlungen mit dem Auslande ein und machte allen denkenden Menschen klar, daß der Hof entweder die Verfassung und die Cortes stürzen, oder von letzteren gestürzt werden müsse. Ferdinand VII. hatte sich nicht geändert. Er hatte sich nur vor der Nothwendigkeit gebeugt.

Die Verhältnisse ändern sich, die Menschen nicht. Was gewöhnlich als Sinnesänderung angesehen wird, ist nichts weiter, als die Rückwirkung der Verhältnisse auf das

Gemüth des Menschen. Ich will damit nicht sagen, daß der Fall einer Charakterveränderung niemals vorkömmt. Jede Regel hat ihre Ausnahmen, so auch die obige. Die Regel bleibt darum doch fest. Sie hat sich zu keiner Zeit mehr bewährt, als in dem halben Jahrhundert, welches am nächsten hinter uns liegt und in dessen Laufe die Völker so oft getäuscht wurden, indem sie an Sinnesänderungen glaubten, während doch nur neue Verhältnisse nebst deren Rückwirkungen vorlagen. Da aber die Menschen sich nicht verändert hatten, da, wenn auch eine Zeit lang verborgen, dieselben Leidenschaften tobten, so wirkten diese in einer ihrer Natur entsprechenden Weise wieder auf die Verhältnisse ein, bis es ihnen gelang, diese sich dienstbar zu machen. Dann trat der Charakter dieser Menschen wieder unverhüllt zu Tage, welchen sie bis dahin verschleiert hatten.

Ferdinand VII. von Spanien, Ferdinand I. von Sicilien, Franz I. von Oesterreich, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, selbst Alexander I. von Rußland — sie alle veränderten sich nicht im Laufe ihrer ganzen Laufbahn, so oft auch die Verhältnisse und mit diesen die Larven wechselten, die sie trugen.

Allerdings werden den Umständen nach die Kleinen groß und die Jungen alt. Die durch diese Entwickelung bedingten Veränderungen bleiben nicht aus, allein sie berühren nicht das Wesen, sondern nur die äußere Erscheinung oder die Wirkungsart, nicht die Beweggründe und die Richtung der Menschen.

Auch die spanische Nation hatte sich seit dem Jahre 1814 nicht wesentlich geändert, obgleich eine sechsjährige Mißregierung ihre Stimmung dem Könige gegenüber und der Triumph der Verfassung von 1812 ihre Ansicht von dieser geändert hatte. Die Spanier wußten jetzt die Vorzüge dieses Grundgesetzes besser zu würdigen, als im Jahre 1814, allein die große Masse des Volkes wurde durch die heftigen Angriffe, welche namentlich von Seiten der Pfaffenpartei gegen dieselbe gerichtet wurden, da und dort irre geführt.

Die Vorwürfe, welche der spanischen Verfassung vom 19. März 1812 gemacht zu werden pflegen, sind, mit sehr wenigen Ausnahmen, alle durchaus grundlos. Sie beruhen entweder auf unfreien Gesinnungen, welche mit gleicher Bitterkeit jedwede andere Beschränkung despotischer Gewalt getadelt hätten, oder auf einer völligen Unkenntniß der Verhältnisse, unter welchen das schwierige Werk entstand.

Spanien konnte im Anfange des Jahres 1812 seine Rettung nur von der vereinten Kraft der Nation erwarten. Das Königthum bedrohte das Land, ohne ihm die geringste Aussicht auf Hülfe zu eröffnen. Das Volk stand in der Mitte zwischen einem ihm durch fremde Bayonnette aufgedrungenen und einem in fremder Gefangenschaft befindlichen Könige. Spanien hatte daher die dringendste Aufforderung, sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften gegen die Uebergriffe des einen und des andern zu vertheidigen. König Joseph welcher damals noch weit mehr Gewalt in Spanien besaß, als König Ferdinand VII., mußte nicht blos mit den Waffen in der Hand, sondern auch mit Gesetzen bekämpft werden. In der Verfassung konnte dieses nicht wirksamer geschehen, als indem die königliche Gewalt möglichst beschränkt wurde. Ferdinand VII., welcher, als er noch in Madrid war und später zu Bayonne, die Niederträchtigkeit seines Charakters schon zur Genüge kund gethan, welcher die Nation, Vater und Mutter an Napoleon verrathen hatte, konnte das Vertrauen des spanischen Volkes nicht in Anspruch nehmen.

Die Cortes bildeten den einzigen Vereinigungspunkt für Spanien. Die verschiedenen Junten des Reiches und mehrere Generale der Armee waren unwillig, eine Gewalt über sich anzuerkennen und konnten nur mit Hülfe der schärfsten Gesetze in der nothwendigen Unterwürfigkeit erhalten werden.

Der beste Beweis, daß zur Zeit der Entstehung der Verfassung des Jahres 1812 diese

den Bedürfnissen des Landes entsprach, erhellt daraus, daß dieselbe mit Berücksichtigung zahlreicher Eingaben aus allen Theilen des Landes nach reiflichster Erwägung beschlossen daß sie von der überwiegenden Mehrheit der Nation mit unbeschreiblichem Jubel auf genommen und unbedenklich von allen auswärtigen Mächten, namentlich von Rußland anerkannt wurde.

Der Widerstand gegen die Verfassung begann erst, als man anfing, die Mißbräuche abzuschaffen, welche mit der Wohlfahrt der Nation unvereinbar waren. Dann erhoben sich gegen dieselbe alle diejenigen Stände und Individuen, welche lieber von dem Marke der Nation auf unrechtmäßige Weise, als durch nützliche Arbeit redlich leben wollten: Pfaffen, Aristokraten, Schmuggler und andere Schurken.

Was Despoten- und Pfaffenknechte am heftigsten an der Verfassung tadelten: Abschaffung der ständischen und Einführung der Volks-Vertretung, Einkammersystem, das Recht der Cortes, sich zu versammeln, ohne vom Könige berufen zu werden, die Unauflösbarkeit der Versammlung durch den König, die Unwählbarkeit der Minister, die umfassende Gewalt der Cortes, das Recht derselben, einen unfähigen oder unwürdigen Prinzen von der Thronfolge auszuschließen, alles dieses war durch die Verhältnisse Spanien's auf's Dringendste geboten und verdiente keinen Tadel, in sofern die Cortes ihre Maßregeln so trafen, daß der König gezwungen wurde, die Verfassung nicht blos zu beschwören, sondern auch zu halten.

Der Fehler, dessen sich die Cortes schuldig machten, bestand nicht in dem Inhalte der Verfassung, sondern darin, daß sie nicht mit der erforderlichen Umsicht und Kraft für deren Aufrechthaltung Sorge trugen. Man tadelte, daß nach der Verfassung die Mitglieder der Cortes nicht in die nächste Versammlung wieder erwählt werden konnten. Die Erfahrung, welche die Franzosen in Betreff einer gleichen Bestimmung ihrer Verfassung vom Jahre 1791 machten, verleiht diesem Vorwurfe einigen Nachdruck. Auf der anderen Seite behaupten Männer von der verschiedenartigsten politischen Schattirung, daß diese Bestimmung unumgänglich nothwendig war, um der Mißgunst und dem Neide entgegen zu wirken, welche den Erkorenen der Nation außerdem feindlich in den Weg getreten wären. Allein freilich die Beschränkung der Klöster, die Zurückweisung der Uebergriffe der Kirche, die Aufhebung der Inquisition, eine Staatsordnung, in welcher tückische Mönche, niedrige Günstlinge und herrschsüchtige Soldaten nicht mehr hoffen konnten, die ersten Rollen zu spielen, mußte diese Leute gegen die Verfassung stimmen. Fürwahr! Nicht die Verfassung vom Jahr 1812, sondern theils deren erbitterte Feinde oder unvorsichtige und laue Freunde verschuldeten alle die Leiden, welche der Kampf um das Grundgesetz des Jahres 1812 in seinem Gefolge hatte.

Der Fehler der Cortes bestand darin, daß sie sich nicht vollständig der Armee und der Beamten versicherten, daß sie nicht die Nation durch unauflösbare Bande an die Verfassung knüpften, indem sie die Vortheile derselben ihr handgreiflich machten, insbesondere aber darin, daß sie nicht die offenkundigen Gegner der Verfassung zermalmten, um dem Könige jede Handhabe zu entziehen, mit deren Hülfe er, wie leicht vorauszusehen war, die neue Verfassung des Reiches umstoßen konnte.

Von dem Augenblicke an, da die Franzosen aus Spanien vertrieben waren, mußten die Cortes alle Freunde der Verfassung um sich schaaren, sie mußten alle untergeordneten Fragen von der Hand weisen, namentlich alle früheren Anhänger des Königs Joseph, in sofern diese der Verfassung günstig gesinnt waren, mit sich vereinigen. Doch derselbe Fehler, dessen sich fast alle Nationen Europa's in damaliger Zeit schuldig machten, nämlich das übertriebene Vertrauen, welches sie ihren angestammten Herrschern schenkten, fällt

auch den spanischen Cortes zur Last. Sie glaubten, der Artikel 375 der Verfassung, welcher für acht Jahre, also bis zum Jahre 1820, jede Veränderung des Staatsgrundgesetzes untersagte, und der Beschluß, den sie faßten, daß der König nicht die Zügel der Regierung ergreifen könne, bevor er die Verfassung beschworen habe, — seien genügende Vollwerke zum Schutze der neuen Ordnung der Dinge. Sie trafen keine Vorsehung für den Fall, daß Ferdinand VII. sich weigern würde, die Verfassung zu beschwören, so wenig, als für denjenigen, daß er, nach beschworener Verfassung dieselbe umstoßen sollte.

Einem Manne, wie Ferdinand VII., konnte der Beschluß einer Ständeversammlung ganz eben so wenig, als der Artikel einer Staatsverfassung Schranken setzen. Es kam darauf an, eine Macht zu organisiren, und eine Volksstimmung herbeizuführen, welche stark genug waren, dem Könige keine andere Wahl, als zwischen Aufrechthaltung der Verfassung oder Abdankung zu lassen. Die Cortes versäumten es in unseeliger Verblendung, diese allein zum Ziele führenden Mittel zu ergreifen. Sie selbst, d. h. der bessere Theil derselben, hatte diese Versäumniß mit der ganzen Nation schwer zu büßen.

Dieselben Erscheinungen, welche im größern Maaßstabe bei der französischen Revolution zu Tage getreten waren, zeigten sich auch bei der spanischen, und werden voraussichtlich, weil sie theils auf der menschlichen Natur, theils auf den Verhältnissen der Zeit beruhen, immer wieder kehren, bis die Menschheit zu einem höhern Grade sittlicher und intellectueller Bildung und folgeweise zu einem vollständigen Siege über die Reste des Mittelalters gelangt sein wird. Ein treuloser König, welcher, gestützt auf die geheimen Wünsche und Bestrebungen der Aristokratie und des Pfaffenthums, im Verborgenen gegen die dem Volke gewährte Verfassung Complotte schmiedet und auf die Hülfe der ausländischen Cabinette zählt; eine Partei gemäßigter Freunde der neuen Verfassung, welche die obwaltenden Schwierigkeiten, die Stimmung des Königs und die mangelhafte Bildung des Volkes genau kennt, durch diese Erkenntniß aber mehr gelähmt, als zu durchgreifenden Maßregeln angeregt wird; endlich die Partei der entschlossenen Freunde der Freiheit, welche das Heil der Nation nur in durchgreifenden Maßregeln erkennt, dabei aber auf die wirkliche Lage der Dinge nicht immer genügende Rücksicht nimmt, dieses sind die Elemente, welche sich seit dem Jahre 1789 bei allen Freiheitskämpfen entwickeln.

Die Gemäßigten (Moderados) Spanien's glichen den Girondisten eben so sehr, als die Männer der äußersten Linken (Exaltados) den Jakobinern. Hätten diese beiden Parteien, welche vereint Macht genug besaßen, der Reaction die Spitze zu bieten, sich gegenseitig zu verständigen gewußt, so wäre die spanische Revolution ohne allen Zweifel vollständig gelungen. Sie verständigten sich nicht, so wenig, als früher Girondisten und Jakobiner, weil die Mäßigung der Einen zu nahe mit Schlaffheit und Feigheit, die Entschiedenheit der Anderen zu sehr mit Selbstüberhebung und Wildheit verwandt war. Der Sieg der Revolution wird erst dann ein endlicher sein, wenn die Gemäßigten mehr Muth und Entschlossenheit, die Entschiedenen mehr Selbstbeherrschung und Umsicht gewonnen haben werden.

Die Stützpunkte der Gemäßigten waren in Spanien, wie früher in Frankreich, die Städte oder der Mittelstand. Die Entschiedenen gründeten ihren Einfluß wesentlich auf das Proletariat und die ländliche Bevölkerung.

Die Entscheidung des Kampfes hing übrigens, eben weil sie wesentlich auf der geistigen Beschaffenheit der ganzen Nation beruhte, weder von dieser noch von jener Bestimmung der Verfassung, weder von Zugeständnissen, welche der Reaktionspartei gemacht, noch von feindlichen Maßregeln, welche gegen diese ergriffen wurden, in der Hauptsache ab. Jedes der Reaction gemachte Zugeständniß führte mit unabweisbarer Nothwen=

digkeit zu weiterer Nachgiebigkeit, jeder gegen dieselbe geführte Streich zu weiteren Schlägen.

Die Moderado's überschätzten die Zugeständnisse nicht minder, als die Exaltado's die Gewaltstreiche.

Die constitutionelle Monarchie hat auf dem ganzen Continente Europa's ihre Bedeutung nur als Uebergangsform von der Monarchie zur Republik, von dem Privilegium zum gleichen Rechte, von der Knechtschaft zur Freiheit. Alle die Kämpfe, welche sie in ihrem Gefolge hat, besitzen nur eine culturhistorische Bedeutung, oder mit anderen Worten, sind nur in sofern von Belang, als sie eine Nation auf einen höhern sittlichen und geistigen Standpunkt erheben, als sie die verschiedenen Classen der Gesellschaft gegenseitig in ihren materiellen und ideellen Bestrebungen und dadurch dem Ziele republikanischer Freiheit annähern.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet war die spanische Revolution der Jahre 1820—1823 von unermeßlicher Tragweite, nicht blos für Spanien, Portugal und Italien, sondern auch für alle übrigen Staaten der Erde. Die Reaction, welche mit Hülfe der „heiligen Allianz" und französischer Bayonette im Jahre 1823 siegte, trug nicht weniger als die vorhergegangenen Erfolge der Fortschritts-Partei wesentlich dazu bei, alle Nationen der Erde über die Verworfenheit des Königthums, des Pfaffenthums und des Adels aufzuklären und sie zu neuen Anstrengungen im Kampfe für Freiheit zu spornen.

Die „Gemäßigten" waren Männer, welche in früheren Zeiten sehr entschieden und freisinnig gewesen, allein durch Jammer und Noth, oder doch durch den Druck der sechs letzten Jahre gebrochen worden waren. Sie hielten die Lehren, welche sie aus der jüngsten Vergangenheit abgeleitet hatten, und die Erfahrungen, welche für sie zum größten Theile nur in Angst und Schrecken bestanden hatten, für unumstößliche Weisheit. Die Exaltado's dagegen waren neue, heiße junge Leute, welche die Revolution von 1820 gemacht, oder doch zuerst ergriffen hatten, welche noch die volle Kraft jugendlicher Hoffnung und Begeisterung besaßen, und mit dieser die ganze Welt besiegen zu können vermeinten, während die Moderado's in unausgesetzter Sorge wegen der von ihnen befürchteten Reaction unsicher zwischen König und Exaltado's hin und her schwankten.

Die Exaltado's stießen den König wiederholt hart vor den Kopf, die Moderado's wünschten das königliche Ansehen insoweit zu erhalten, als dieses durch die Verfassung geboten schien. Die Exaltado's traten rücksichtslos dem verrotteten Pfaffenthum und abgeschmackten Aberglauben ihrer Landsleute entgegen. Die Moderado's, welche eben so wenig gläubig, als die Exaltado's waren, heuchelten Achtung, wo sie Widerwillen, und Verehrung, wo sie Abscheu empfanden.

Die Verblendung beider Parteien war ziemlich gleich groß. Die Moderado's überschätzten König, Adel und Pfaffenthum, die Exaltado's das Volk. Die Moderado's hielten die Besonnenheit, die Exaltado's die Kühnheit für das dringendste Erforderniß. Jene wollten die Revolution so bald und so durchgreifend als möglich abschließen, diese wollten sie fortsetzen.

Die Exaltado's verlangten, daß das Heer, welches den Umschwung der Dinge zunächst herbeigeführt hatte, belohnt, vermehrt, und als Kern einer unwiderstehlichen Kriegsmacht verwendet werden solle. Das gemäßigte Ministerium löste dasselbe auf (7. September 1820), um, wie der Minister Arguelles öffentlich erklärte, Europa zu überzeugen, daß die spanische Bewegung keine bloße Soldatenmeuterei gewesen sei. Die Cabinette Europa's wurden dadurch nicht gewonnen, allein das Heer, die festeste Stütze der Revolution, wurde dieser entfremdet.

Die Moderado's waren zu allen großen, durchgreifenden Maßregeln sowohl der Ver-

söhnung als der Einschüchterung unfähig. Sie stießen ihre einzigen Freunde, die Exaltado's häufig von sich und ermuthigten dadurch ihre Feinde zu offenem Widerstande.

Eine der dringendsten Klugheitsregeln besteht darin, die Massen, deren Begeisterung nie lange andauert, durch materielle Vortheile an die Revolution zu binden. Das Vermögen des reactionären Adels und Pfaffenthums bot dazu reiche Mittel. Die Moderado's bedienten sich desselben in hinreichendem Maße, den Zorn der Aristokratie und Geistlichen wider sich zu entflammen, allein nicht genug, um das Volk fühlbar zu erleichtern und der Reaction die Mittel zum Umsturze der Verfassung zu entziehen. Die heillose Verwaltung Ferdinand's VII. hatte bewirkt, daß die Staatseinnahmen in den Jahren 1817 bis Ende 1819 von 566 auf 320 Millionen Realen gesunken, die verzinsliche Staatsschuld auf 6814, die unverzinsliche auf 7205 Millionen gestiegen war. Die Kirche und der Adel besaßen jedoch so viele geraubte oder erschlichene Güter, daß mit deren Hülfe die Finanzen des Staates leicht geordnet werden konnten. Die Moderado's, welche alle hohen Aemter inne hatten, konnten sich aber zu keinen durchgreifenden Maßregeln entschließen. Der Staatsschatz blieb daher leer. Es fehlte an den nothwendigsten Voraussetzungen einer siegreichen Revolution. Die Festungen des Landes verfielen, die Arsenale füllten sich nicht mit Kriegsvorräthen, das Volk wurde nicht in umfassender Weise bewaffnet und kriegerisch organisirt. Mit einem Worte, man zeigte dem Auslande nicht eine zum Kampf auf Tod und Leben bereitwillige und gerüstete, sondern nur eine friedfertige, gesetzliche, ruhige und zum Unterhandeln geneigte Nation. Gerade das Gegentheil wäre das richtige gewesen.

Für die Industrie des Landes geschah nichts von Erheblichkeit. Der Ausschuß für Ackerbau und Gewerbe hatte darauf angetragen, die Arbeit und die Arbeiter durch Verminderung der Festtage, der Mönche und der Geistlichen zu vermehren, den belasteten Landmann durch Herabsetzung des Zehnten auf die Hälfte und durch Säcularisirung der anderen Hälfte zu erleichtern. Die Cortes verschoben diese Lebensfragen auf die Sitzung von 1821. Dasselbe Schicksal hatten die Angelegenheiten der grundherrlichen Rechte. Zeit verloren, alles verloren! Dieses Sprichwort gilt nirgends mehr, als in Revolutionen, wo so oft der Augenblick mit seinem günstigen oder ungünstigen Hauche den Ausschlag giebt.

In Betreff der Majorate und der Klöster faßten die Cortes von 1820 zwar Beschlüsse, diese waren aber nicht durchgreifender Art. Die Majorate wurden nicht kurzweg aufgehoben, vielmehr den gegenwärtigen Besitzern nur vergönnt, über die Hälfte derselben zu verfügen. Ueber die andere Hälfte sollten erst die nächsten Besitzer (also nach einem Menschenalter) verfügen können. Der Grundbesitz der Kirche und des widerspenstigen Adels wurde nicht zum Zweck der Erleichterung des Volkes und der Vertheidigung des Landes eingezogen, sondern nur der fernere Erwerb desselben der Geistlichkeit untersagt.

Die Aufhebung der Mönchs-Klöster und der Militairorden wurde zwar beschlossen, allein die Nonnenklöster, die Klöster der Bettelorden und einige andere sollten fortbestehen. Auch diese beschränkte Aufhebung wurde nur durch Gründe der Staats-Oekonomie unterstützt. Niemand wagte, die Klöster vom Gesichtspunkte der Freiheit und der Aufklärung anzugreifen.

Die Folge aller dieser halben Maßregeln war, daß die Reaction von Monat zu Monat kecker wurde, daß die ausländischen Cabinette die Hoffnung schöpften, mit deren Hülfe die Verfassung in Spanien umstoßen zu können, während sie nimmermehr gewagt hätten, dieses zu versuchen, falls von vornherein die Reaction nicht durch blutige, wohl aber durch entscheidende Maßregeln zermalmt und das Volk durch dieselben zu gleicher Zeit erleichtert und gefördert worden wäre.

Frühzeitig begann die Geistlichkeit ihren Kampf gegen die Cortes. Der spanische Gesandte in Rom weigerte sich, den Eid auf die Verfassung abzulegen und bildete (Juli 1820) eine apostolische Junta. Dieses Beispiel fand bald Nachahmung in Galizien. Der Pabst schrieb (15. September 1820) einen Brief an den König, worin er diesen gegen die Verfassung und die Cortes aufhetzte. Der apostolische Nuntius in Madrid schürte den Funken der Unzufriedenheit im Herzen des Königs und bewog diesen, dem Klostergesetze seine Zustimmung zu verweigern. Die „gemäßigten" Minister besaßen nicht die Kraft, ihre Aemter niederzulegen und dadurch den König zu zwingen, entweder offen als Gegner der Wünsche des Volkes aufzutreten, oder dieselben zu erfüllen. Statt dieses zu thun, ließen sie den feigen Ferdinand durch das Volk einschüchtern. Nur zu bald erfuhr jedoch der König, daß zwischen den Exaltado's und dem Ministerium eben so wenig, als zwischen ihm und den Moderado's Uebereinstimmung walte. Er versuchte, sich mit den Exaltado's gegen sein Ministerium zu verbinden. Zwar gelang ihm dieses nicht, allein der Saamen der Zwietracht, welchen der König unter das Volk streute, ging auf, und lähmte die Kraft der Revolution.

Am 9. November 1820 wurde die Sitzung der Cortes geschlossen. Schon am 16. November ernannte der König von Escurial aus, wohin er sich begeben hatte, ohne Wissen des Ministeriums einen entschiedenen Reaktionär, den General Jose Carvajal zum General-Capitain von Madrid. Es lag hierin nicht blos eine Verletzung der Verfassung, sondern auch ein augenscheinlicher Schritt in der Richtung eines gewaltsamen Umsturzes derselben. Der König wurde durch die Kundgebungen des Volkes gezwungen, nachzugeben. Er kehrte (21. November 1820) nach Madrid zurück. Allein jeder vernünftige Mensch mußte erkennen, daß Ferdinand seinen Entschluß gefaßt hatte und daß nur die Gewalt ihn abhalten könne, die Verfassung je eher je lieber umzustürzen. Die Gefahr für Spanien war um so größer, als der muthmaßliche Thronfolger, der Bruder des Königs, Don Carlos, eine ganz ähnliche Stellung in Spanien einnahm, wie der Graf von Artois in Frankreich. Er konnte ungestörter als der König gegen die Verfassung arbeiten und bildete das Parteihaupt der Reaction, der s. g. Servilen, welche sich bald schon vollständig organisirten, indem sie unter dem Namen einer apostolischen Junta eine Central-Behörde ernannten, welche offen auf den Umsturz der Verfassung hinarbeitete.

Als Ferdinand VII. (1. März 1821) die zweite Sitzung der Kammer eröffnete, begnügte er sich nicht damit, die von seinen Ministern gutgeheißene Rede zu verlesen, sondern fügte eine bittere Anklage gegen dieselben hinzu, indem er sie beschuldigte, ihre Pflicht treulos vernachlässigt und die königliche Majestät allen Stürmen der Parteiwuth preis gegeben zu haben. Auch jetzt handelten die „gemäßigten" Minister nicht mit der nothwendigen Entschlossenheit. Statt sofort ihre Entlassung einzureichen, wollten sie sich durch leere Worte vor den Cortes zuerst rechtfertigen und ließen dadurch dem Könige Zeit, (gerade so, wie das girondistische Ministerium gegenüber Ludwig XVI.) sie, ohne vorgängiges Gesuch von ihrer Seite, des Dienstes zu entlassen.

An die Stelle des Ministeriums Perez de Castro trat das Ministerium Martinez de la Rosa, welches der Reaktion näher und den entschlossenen Männern der Freiheit ferner stand.

Die Gefahr für Spanien war mittlerweile weit größer geworden. Im Auftrage der heiligen Allianz hatte Oesterreich die Freiheitsbestrebungen der Neapolitaner und Piemontesen niedergeworfen. Es war klar, daß die Spanier einem ähnlichen Schicksale nur durch äußerste Anstrengung, durch Zermalmung der Reaction im Innern des Landes und eine großartige Kraftentfaltung dem Auslande gegenüber beschwören konnten. Einer solchen

Aufgabe war das Ministerium Martinez de la Rosa nicht gewachsen. Niemals wurden Pfaffen, Aristokraten und Könige durch Nachgiebigkeit und Schwäche, sondern immer nur durch Entschlossenheit und Begeisterung besiegt. Schon am 7. Juli 1821 machten die Garden des Königs, augenscheinlich auf dessen Befehl, einen Versuch der Contre-Revolution, welcher jedoch mißlang. In den nördlichen Provinzen, namentlich in Catalonien, Navarra und Biscaya tauchten, begünstigt von dem französischen Cabinette, apostolische Guerilla-Banden auf. Zu Seu de Urgel in Catalonien errichteten die Servilen sogar eine Regentschaft, welche den König für gefangen erklärte und unumwunden darauf hin arbeitete, den Zustand, wie dieser vor 1820 bestanden hatte, wieder herzustellen. Der Congreß von Verona trat zusammen (October 1822). Die lange vorher zu sehende Intervention rückte immer näher. Unter dem Namen eines Gesundheits-Cordons versammelte Ludwig XVIII. ein französisches Heer an der spanischen Grenze. Allen diesen Gefahren wußte das Ministerium Martinez de la Rosa nichts weiter entgegen zu setzen, als Beschränkung der Preßfreiheit, des Petitions- und des Versammlungsrechtes. Mit gutem Grunde wurde dasselbe daher von allen entschlossenen Freunden der Freiheit auf's heftigste angegriffen. Es mußte weichen. An dessen Stelle trat das Ministerium Evarist San Miguel. Ferdinand VII. hatte erkannt, daß im Schooße der spanischen Nation die Kräfte zur Wiederherstellung seiner absoluten Gewalt nicht zu finden seien. Er verließ sich hinfüro nur auf das Ausland und ernannte das neue freisinnige Ministerium, um die Spanier über seine wirklichen Gesinnungen zu täuschen und die Hülfe des Auslandes zu beschleunigen.

Diese blieb denn auch nicht lange aus. Am 7. April 1823 rückten hunderttausend Mann Franzosen in Verbindung mit dreißigtausend Spaniern, welche sich unter französischem Schutze auf fränzösischem Boden zu einem Heere organisirt hatten, über die Gränze. Die kostbare Zeit der Jahre 1820, 1821 und 1822 war von den Moderado's in halben Maßregeln vergeudet worden. Die Nation war auf einen Kampf mit Frankreich nicht vorbereitet. Sie hatte die von der Revolution erwarteten Vortheile nicht genossen und konnte sich daher im Augenblicke der Entscheidung nicht, wie früher gegen Napoleon, muthig erheben. Damals hatte jeder Spanier gefühlt, daß es sich um die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Nation handele. Jetzt glaubten die Massen nicht, daß ein so großer Einsatz auf dem Spiele stehe. Die Geistlichkeit, welche in den Jahren 1808—1814 entschieden gegen die Franzosen Partei genommen hatte, stand jetzt auf der Seite der Reaction. Der König, die ganze königliche Familie, der Adel, alle zur Zeit der Cortes entlassenen Beamten verwirrten die Begriffe des Volkes über den eigentlichen Sachverhalt und lähmten dessen Thatkraft. Der eigentliche Kern des Heeres war von den „gemäßigten" Ministern aufgelöst, ein neues, der Lage der Verhältnisse entsprechendes war nicht organisirt worden. Der Einfluß der gemäßigten Partei war während des Friedens groß genug gewesen, die Ergreifung entscheidender Maßregeln zu verhindern. Er war jetzt groß genug, einen begeisterten Kampf gegen die Franzosen zu verhüten. Dahin war es gekommen, daß sich die Moderado's nicht minder vor den Exaltado's, als vor den Absolutisten fürchteten. Verlassen von den Moderado's konnten die Exaltado's den Kampf mit den verbündeten spanischen Servilen und französischen Söldnern nicht aufnehmen. Der Krieg wurde daher weder blutig, noch lange dauernd. Mehrere spanische Generale gingen zum Feinde über, andere schlossen mit demselben schmachvolle Capitulationen ab. So wurden die Cortes gezwungen, zuerst Madrid, dann (12. Juni) Sevilla zu verlassen und sich mit dem Könige nach Cadix zurückzuziehen. Am 28. August 1823 erstürmten die Franzosen das Bollwerk der Stadt, den Trocadero. Cadix wurde bombardirt. Bis zum 28. September behauptete

sich noch die Cortes-Regierung. An diesem Tage gab sie dem Könige die absolute Gewalt zurück und überließ ihm die Vermittelung mit den Franzosen. Ferdinand versprach vollständige Vergessenheit alles Geschehenen, Belassung der unter den Cortes eingesetzten Beamten und die Verleihung einer Verfassung. Am längsten von allen Generalen setzte Mina den Widerstand gegen die Franzosen fort. Am Ende mußte auch er weichen.

Wie sich erwarten ließ, brach Ferdinand VII. alle Zusagen der Verzeihung, sobald er, gestützt auf die französischen Bayonette, sich stark genug fühlte, sich über dieselben hinwegzusetzen. Die provisorische Regentschaft, welche sich unter französischem Schutze gebildet, hatte ihm vorgearbeitet, indem sie gleich nach ihrem Einzuge in Madrid dasselbe Verfolgungsystem, welches der König im Jahre 1814 eingeführt hatte, von neuem belebte. Man begnügte sich nicht damit, durch die Behörden Rache zu üben. Man hetzte den verblendeten Pöbel gegen die bekannten Freunde der Cortes-Verfassung und trieb den Unfug auf einen solchen Höhepunkt, daß selbst der Herzog von Angoulême, der Oberbefehlshaber der französischen Truppen, dagegen Einsprache erhob, und als diese nicht berücksichtigt wurde, im Unwillen Spanien verließ. Nichtsdestoweniger blieben anfangs fünfundvierzigtausend, später (nach dem 10. Dezember 1824) zweiundzwanzigtausend Franzosen im Lande, welche die Regierung stützten und es ihr möglich machten, ihre Verfolgungen fortzusetzen. Im Jahre 1827 räumten diese die von ihnen besetzten spanischen Festungen, mit Ausnahme von Cadix, das sie erst 1828 verließen. Ferdinand VII. begann den Wiederantritt seiner absoluten Regierung damit, daß er alle Beschlüsse der constitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Oktober 1823 aufhob. Die Gefängnisse füllten sich. Riego, welcher verwundet, nach tapferer Gegenwehr in die Hände des Feindes gefallen war, wurde hingerichtet. Die Häupter der constitutionellen Partei entgingen nur dadurch einem ähnlichen Schicksal, daß sie den trügerischen Zusagen des Königs nicht trauten und sich in das Ausland flüchteten. So wenig, als in den Jahren 1849 und 1850 war es aber in den Jahren 1823 und den darauf folgenden möglich, alles wieder auf den Fuß der vorrevolutionären Zeit zurückzuschrauben. Man mochte die nicht entflohenen und folgeweise wenig compromittirten Mitglieder der Cortes und der constitutionellen Regierung, alle Offiziere des constitutionellen Heeres und der früheren Nationalgarde aus der Hauptstadt und sämmtlichen königlichen Residenzen verbannen, die Universitäten reorganisiren, den Jesuiten den Unterricht zurückgeben — die Inquisition wieder herzustellen wagte man doch nicht. Die vollendeten Thatsachen einer Regierung, welche dreiundeinhalbes Jahr (von März 1820 bis Ende September 1823) bestanden hatte, konnte der König mit dem eifrigsten Willen nicht ungeschehen machen. Die Anhänger des Don Carlos warfen dem König vor, daß er überhaupt jemals die Verfassung anerkannt habe. Die Gewaltherrschaft, welche Ferdinand ausübte, erschien ihnen immer noch nicht durchgreifend genug. Umsonst ließ der König den General Bessières, welcher im absolutistischen Sinne die Waffen gegen Ferdinand erhoben hatte, hinrichten (26. August 1825), umsonst gewissermaßen zur Sühne den freisinnigen General Empecinado, einen der verdientesten Kämpfer aus den Jahren 1808—1814, in einem eisernen Käfige der Verhöhnung des Pöbels preis geben und zum Strange verurtheilen, umsonst in Granada sieben Männer hinrichten, deren einziges Verbrechen gewesen war, daß sie dem Orden der Freimaurer angehört hatten, die Carlisten wurden dadurch weder eingeschüchtert, noch versöhnt. Sie erhoben (November 1826) in Catalonien wiederholt die Fahne des Aufruhrs und bewirkten dadurch nur, daß der Zwiespalt Ferdinand's VII. und seines Bruders, Don Carlos, noch bitterer wurde. Der König, welcher dreimal verheirathet gewesen war, ohne ein Kind gezeugt zu haben, vermählte sich, zum viertenmale, mit der Prinzessin Christina von Neapel, welche bald eine vollständige

Herrschaft über den schwachen Ferdinand gewann. Obgleich dieser ohne allen Zweifel impotent war, wußte es die ränkesüchtige Königin doch dahin zu bringen, daß der König (29. März 1830) das s. g. salische Gesetz, welches die Töchter von der Thronfolge ausschloß, aufhob, um ihren Töchtern die Thronfolge zu sichern.

Dieser hochwichtige Schritt verwandelte den zwischen beiden Brüdern längst eingetretenen Bruch in unversöhnliche und grimmige Feindschaft.

Der Zwiespalt zwischen Moderado's und Exaltado's hatte den Sturz der Cortes-Verfassung zur Folge gehabt. Der Krieg zwischen dem Könige und seinem Bruder mußte nothwendig den Untergang der absolutistischen Partei in Spanien herbeiführen. Die Bewegung hörte nicht auf im Schooße des Volkes. Sie nahm nur neue Formen an. Das Rad der Zeit steht nicht stille. Die Reaction kann durch ihr Widerstreben gegen dessen Fortschritt nur vorübergehende Hemmnisse, Blutvergießen, Verwüstungen, Jammer und Elend, doch keinen Stillstand hervorrufen.

In dem benachbarten Portugal führten ähnliche Ursachen zu ähnlichen Folgen. Das Land hatte während des Krieges mit Frankreich größere Erschütterungen erlitten und schwerere Verluste gehabt, selbst als Spanien. Die Bevölkerung hatte im Laufe von sieben Jahren 1807—1814 nahezu um eine halbe Million abgenommen. Der Ackerbau und die Gewerbe standen fast gänzlich still. Das arme Land mußte seine nothwendigen Lebensbedürfnisse: Getreide, Haus- und Leibgeräthe, sogar Hemden und Schuhe vom Auslande beziehen. Der Krieg, die Flucht der königlichen Familie nach Brasilien und die Herrschaft der Engländer waren die Hauptursachen dieser traurigen Erscheinungen. Die Engländer bemächtigten sich nicht blos des ganzen Handels zwischen England und Portugal, sondern auch zwischen Brasilien und Portugal. Der Unmuth der Portugiesen wandte sich zunächst gegen die englischen Herren. In Paris hatte Lord Castlereagh ohne Vollmacht Portugal vertreten, als wäre dieses Land eine englische Provinz. Er hatte die Rückgabe des von Brasilien eroberten französischen Guiana versprochen, gleich als wäre er der selbstverständliche Vertreter Brasilien's und Portugal's. Die Interessen beider Reiche wurden daher dem Auslande gegenüber vernachlässigt. In Portugal führte der englische General Lord Beresford das große Wort. Er hielt im Frieden die Armee auf dem Fuße von neunundfünfzigtausend Mann und bewirkte, daß zwei Drittheile der Staatsausgaben, nämlich von 9719 Millionen Reis 6042 Millionen auf das Kriegswesen verwendet wurden. Das Heer selbst wurde unzufrieden, theils weil es schlecht bezahlt wurde, theils weil ein Drittheil der Offizierstellen an Engländer vergeben und die grausame englische Disciplin in Portugal eingeführt wurde. Besondern Anstoß gab es, daß Lord Beresford seiner Maitresse, der Gräfin Xerumenha, der Gemahlin des Grafen Lemos, gestattete, alle Stellen in der Armee willkürlich zu vergeben und zu entziehen. Schon im Jahre 1817 fanden daher Besprechungen statt, welche zwar noch nicht den Charakter einer eigentlichen Verschwörung angenommen hatten, jedoch andeuteten, daß eine weit verzweigte Unzufriedenheit im Heere und im Volke herrsche. Die barbarische Grausamkeit, mit welcher Beresford die Theilnehmer dieser mehr angeblichen, als wirklichen Verschwörung strafte und die heimtückische Weise, in welcher er das Geheimniß derselben belauschte, vermehrten die allgemeine Mißstimmung. Der glückliche Erfolg der spanischen Revolution erfüllte die Portugiesen mit der Hoffnung, das verhaßte Joch Beresford's brechen zu können. Dieser war gerade damals in Brasilien abwesend. Am 24. August 1820 erhob sich zuerst die Stadt Porto, kurz darauf (9. September) Lissabon. Ohne Schwertstreich fiel die alte Regierung, und als Lord Beresford nach Portugal zurückkehrte, wurde ihm nicht gestattet, zu landen. Die Junta von Porto vereinigte sich mit derjenigen

von Lissabon. Am 22. November 1820 wurden die Wahlen zu einer volksvertretenden Versammlung nach Anweisung der spanischen Verfassung, auf deren Grundlage eine portugiesische entworfen werden sollte, ausgeschrieben. Die Wirren, welche um diese Zeit auch in Brasilien ausgebrochen waren, stimmten den König Johann VI. zur Nachgiebigkeit. Er ließ daselbst seinen ältesten Sohn Pedro zurück und langte in versöhnlichster Stimmung (3. Juli 1821) zu Lissabon an. Der König, welcher die Grundlagen der neuen Verfassung (27. April 1821) von Brasilien aus bestätigt hatte, beschwor dieselben am Tage seiner Landung zu Lissabon. Nur unter dieser Bedingung gestatteten die Portugiesen ihm, zu landen.

Johann VI. war unter allen Königen damaliger Zeit, welche gezwungen wurden, ihre absolute Herrschaft in eine constitutionelle umzuwandeln, am wenigsten böswillig und falsch. Nachdem er (1822) die neue Verfassung beschworen hatte, fügte er von freien Stücken, die Worte hinzu: „und das thue ich mit größtem Vergnügen, und von ganzem Herzen." Allein die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, Aristokraten und Pfaffen, welche, falls sie selbst die Gewalt besitzen, immer von Gesetzlichkeit sprechen und jeden Angriff auf dieselbe als Hochverrath bestrafen, waren zu allen Zeiten und aller Orten die schlimmsten Gegner derselben, so oft die Gewalt nicht in ihren Händen lag. Alle constitutionellen Monarchien des europäischen Continentes wurden daher unterminirt, bevor sie einige Kraft gewinnen konnten. Wo der König nicht selbst an der Spitze der Reaction stand, wie Ferdinand VII. von Spanien, Ferdinand I. von Neapel und Sicilien oder Karl X. von Frankreich, fand sich irgend ein anderes Mitglied der Familie, welches, unter dem Schutze seiner Geburt und Stellung im Staate ohne Gefahr für seine Person und seine Anhänger die Contre-Revolution einleitete. In Portugal waren es die Königin Charlotte und deren zweiter Sohn Dom Miguel, welche diese Rollen übernahmen. Der Natur des constitutionellen Lebens zufolge müssen verschiedene Parteien sich gegenseitig bekämpfen. Von Rechtswegen sollte dieser Kampf innerhalb der von der Verfassung gesteckten Schranken vor sich gehen. Allein auf dem Continente von Europa stehen die verschiedenen Reiche in viel zu inniger Beziehung, als daß eines sich unabhängig von den anderen entwickeln könnte. Von dem ersten Augenblicke an, da die constitutionelle Monarchie auf dem Festlande Europa's versucht wurde, d. h. 1789, erlaubten die unumschränkten Herrscher keiner Nation, ihre inneren Angelegenheiten selbständig im Geiste der Freiheit zu entwickeln. Aus der Partei, welche, der Verfassung gemäß, sich damit hätte begnügen sollen, auf die Wahlen einzuwirken, und innerhalb der volksvertretenden Versammlungen ihre Anträge zu stellen, bildete sich früher oder später immer eine contre-revolutionäre Partei welche sich bemühte, die Verfassung umzustürzen. Hatte König, Pfaffenthum und Adel die Majorität in den Kammern, wie z. B. in Frankreich zur Zeit des Ministeriums Villèle so bediente sie sich derselben zur Untergrabung des Grundgesetzes. Waren sie dagegen in der Minorität, wie in Frankreich zur Zeit des Ministeriums Polignac, in Spanien und Neapel während der ganzen Dauer des constitutionellen Lebens, so erhob die Reactionspartei ihr Haupt mit Hülfe der auswärtigen Despoten. Der Kampf der Worte, der Austausch der Meinungen verwandelte sich früher oder später in Krieg und in den Austausch von Kugeln und Bayonetstichen.

In Portugal nahm die Bewegung bald schon einen ähnlichen Verlauf, wie in Spanien. Die Königin Charlotte verweigerte unumwunden der Verfassung die Anerkennung. Die Regierung, welche wußte, daß dieses in der Absicht geschah, alle Gegner der Verfassung zu vereinigen, um mit deren Hülfe dieselbe umzustürzen, besaß nicht Kraft genug, diesen Ränken ein schnelles Ende zu bereiten. Die Reaction wurde durch die

Schwäche der Regierung ermuthigt und griff immer weiter um sich. Der König bildete in Portugal zwar nicht das Haupt der Reaction, wohl aber den Hemmschuh, welcher das Ministerium abhielt, in kräftiger Weise die Verfassung aufrecht zu erhalten. Die Cortes von Portugal verstanden es so wenig, als diejenigen von Spanien, sich auf einen prinzipiellen Standpunkt emporzuschwingen. Die Alleinherrschaft des Katholicismus ging neben der Volkssouveränität, die Erhaltung der Dynastie Braganza neben einer im übrigen freien Verfassung einher, ohne daß sich die Portugiesen der Unvereinbarkeit dieser Gegensätze bewußt wurden. Die Volkssouveränität faßten die Portugiesen in der Weise auf, daß ihr Land herrschen, Brasilien dagegen beherrscht werden solle. Die Folge dieser Auffassung bestand darin, daß sich Brasilien für unabhängig vom Mutterlande erklärte. Dieses besaß nicht die Macht, das unermeßliche Reich jenseits des Oceans, in dessen Schooße wie in Portugal, auch der Gedanke der Selbstherrlichkeit aufgetaucht war, wieder zu unterjochen.

Mit der Alleinherrschaft des Katholicismus bekräftigten die Portugiesen in ihrer Verfassung die Stellung einer Geistlichkeit, welche jeder Regung der Freiheit seit Jahrhunderten feindlich war und sich keineswegs mit der Herrschaft über die Seelen begnügen wollte, sondern mit besonderer Vorliebe die Herrschaft über die Menschen diesseits des Grabes, den Besitz von Grund und Boden, Zehnten, Stolgebühren und andere nutzbare Rechte umfaßte. Zum Hause Braganza, dessen Erhaltung die Verfassung feststellte, gehörte, unglücklicherweise für Portugal damals, außer dem schwachen Könige Johann VI., die ränkesüchtige und tyrannische Königin Charlotte und der von ihr durchaus abhängige, die Verfassung mit blinder Wuth hassende Dom Miguel.

Sobald Frankreich zu erkennen gab, daß es in Spanien zum Umsturze der Verfassung einzuschreiten gedenke, entfaltete der Graf Amarante, der nachherige Marquis von Chaves das Banner der Contre-Revolution an den Ufern des Duero (Februar 1823). Dieser erste Versuch mißlang. Als jedoch die Franzosen in Spanien eingerückt waren und siegreich vordrangen, stellte sich Dom Miguel an die Spitze der von ihm gewonnenen Truppen, erließ (28. Mai 1823) einen Aufruf, in welchem sich die hergebrachten Redensarten der Reaction von der „Gefangenschaft des Königs," der „anarchischen Systeme der Cortes," „Rebellen" u. s. w. fanden und bemächtigte sich der Herrschaft. Er machte trotz der Einsprache seines Königs und Vaters, diesen zu seinem Gefangenen, jagte die Cortes auseinander (31. Mai 1823) und herrschte unter der Leitung seiner Mutter mit unumschränkter Willkür über Portugal.

Johann VI. sah mit Unwillen, daß in seinem Namen die Verfassung umgestoßen, alle von den Cortes erlassene Gesetze aufgehoben, den Klöstern ihre Güter zurückgegeben, Censur und geheime Polizei wiederhergestellt wurden. Er bedauerte, daß die besten Bürger des Landes entweder in die Kerker geworfen oder in das Ausland getrieben wurden. Um sich dem unwürdigen Joche zu entziehen, welches seine verruchte Gattin und deren Sohn Dom Miguel (der seinige war dieser nicht) über ihn verhängten, entfloh er (9. Mai 1824) auf ein in der Nähe von Lissabon bereit liegendes englisches Kriegsschiff. Das Blatt wandte sich. Johann VI. ergriff wieder die Zügel der Regierung. Dom Miguel wurde des Landes verwiesen, die Königin Charlotte in ein Kloster gesperrt. Johann VI. hob zwar mehrere contrerevolutionäre Verordnungen, welche während seiner Gefangenschaft erlassen worden waren, auf, stellte aber doch die Verfassung des Jahres 1822 nicht wieder her, sondern verhieß nur, an deren Stelle ein auf dem Grunde der alten ständischen Verfassung zu entwerfendes Staatsgrundgesetz. Bevor es jedoch dazu kam, starb Johann VI. (10. März 1826) unter Umständen, welche auf Vergiftung deuteten. Seine Gattin Charlotte wurde in Portugal allgemein für die Urheberin des Mordes gehalten. Nicht

lange vorher (29. August 1825) hatte Johann VI. die Unabhängigkeit Brasilien's förmlich anerkannt. Für den Fall seines Todes hatte er eine Regentschaft unter dem Vorsitze seiner Tochter, der Infantin Isabella verordnet, welche in Kraft bleiben sollte, bis der gesetzliche Erbe der Krone weitere Verfügung getroffen haben würde. Dieser gesetzliche Erbe war unstreitig des Königs ältester Sohn Dom Pedro. Nach den Bestimmungen der brasilischen Verfassung konnte dieser allerdings nicht zugleich Kaiser von Brasilien und König von Portugal sein. Nichts hielt ihn aber ab, entweder eine Regentschaft für Portugal einzusetzen, oder mit Bewilligung der portugiesischen Stände, einem andern Mitgliede seiner Familie die portugiesische Krone abzutreten. Donna Isabella führte die Regentschaft. Dom Pedro bestätigte diese und verlieh (unterm 23. April 1826) Portugal eine Verfassung unter dem Titel Carta de Lei (Gesetzesurkunde). Zugleich trat er seine Rechte auf die portugiesische Krone seiner Tochter Donna Maria da Gloria ab und verfügte, daß diese seinen Bruder, also ihren Oheim, Dom Miguel ehelichen und mit ihm gemeinschaftlich nach Maßgabe der Carta de Lei regieren solle.

Donna Maria da Gloria zählte damals erst sieben, Dom Miguel bereits vierundzwanzig Jahre. Der Bräutigam war also um siebenzehn Jahre älter, als die Braut und konnte voraussichtlich vor Ablauf eines Jahrzehntes den von ihm so eifrig gewünschten portugiesischen Thron nicht besteigen. Die Anordnung Dom Pedro's war daher eine in jeder Beziehung sehr verkehrte. Dom Miguel hatte sich damals bereits als ein Ungeheuer in Menschengestalt, als ein blindes Werkzeug seiner Mutter und als ein Tyrann kund gethan, welcher entschlossen war, sich durch kein Gesetz die Hände binden zu lassen. Die Verordnung Dom Pedro's diente nur dazu, dem herrschsüchtigen Prinzen die Rückkehr in das Vaterland, von welchem er mit so gutem Grunde ausgestoßen worden war, anzubahnen. Bevor er die Zügel der Herrschaft ergriffen hatte, versprach er Alles, was nöthig war, um in deren Besitz zu gelangen. Zugleich trieb er seine Anhänger in Portugal zu neuen Aufständen an. Damals stand übrigens Georg Canning an der Spitze des englischen Ministeriums. Dieser schickte (im Anfange des Jahres 1827) Truppen nach Portugal, mit deren Hülfe die miguelistische Bewegung schnell unterdrückt wurde.

Die Engländer waren von den Zeiten Lord Beresford's her in Portugal verhaßt. Dom Miguel täuschte seinen Bruder Dom Pedro und bestimmte diesen, ihn bis zur Großjährigkeit der Königin Maria da Gloria an der Stelle der Infantin Isabella zum Regenten zu ernennen (5. Juli 1827).

Ausdrücklich hatte, was sich übrigens von selbst verstand, Dom Pedro bestimmt, daß die Regierung in Uebereinstimmung mit der Carta de Lei zu führen sei.

Am 22. Februar 1828 traf Dom Miguel in Lissabon ein, beschwor daselbst die Carta de Lei mündlich (26. Februar), nachdem er dieselbe von Wien aus schriftlich durch seinen Eid bekräftigt hatte.

Kurz darauf (Anfangs März) zogen sich die englischen Truppen aus Portugal zurück. Sofort (schon am 11. März) ließ sich Dom Miguel zum absoluten Könige von Portugal ausrufen, hob die Carta de Lei auf, begann theils durch die von ihm neu eingesetzten Behörden, theils vermittelst des von ihm aufgehetzten Pöbels die in solchen Fällen üblichen Verfolgungen und Ermordungen seiner politischen Gegner, und setzte seinem Werke die Krone dadurch auf, daß er den Umsturz der von ihm beschworenen Carta de Lei durch die drei alten Stände des Reiches gutheißen ließ, welche dadurch am schlagendsten bewiesen, daß sie Vertreter der Contre-Revolution, aber nicht der portugiesischen Nation seien.

Die Greuel, welche Dom Miguel über Portugal verhängte, waren noch empörender als diejenigen, unter welchen dazumal Spanien seufzte. Von den Prevotalgerichten der

Stadt Porto allein wurden in den Jahren 1829 und 1830 wegen politischer Meinungen achttausend fünfhundert und einunddreißig Personen in Untersuchung gezogen und größtentheils verurtheilt. Die Königin Charlotte, die Ferdinand's VII. von Spanien würdige Schwester, leitete die Regierung. Donna Maria da Gloria kehrte unverheirathet nach Brasilien zurück. Portugal hatte die drei Grundzüge seiner neuen Verfassung schwer zu büßen. Die von derselben festgestellte Volkssouveränität führte, in ihrer verkehrten Auffassung, die vollständige Trennung Brasilien's von Portugal herbei. Die Alleinherrschaft der katholischen Kirche bereitete zuerst den Umsturz der Verfassung des Jahres 1822 und später der Carta de Lei vor. Die Erhaltung des Hauses Braganza endlich brachte den Portugiesen den Segen der Regierung Dom Miguel's, welcher schwer auf dem Lande lastete, und erst, nachdem Ströme unschuldigen Blutes vergossen worden waren, in Folge der durch die französische Juli-Revolution angeregten Volksbewegungen vom Lande wieder abgeschüttelt wurde.

§ 57. Italien.

Die Halbinsel im Süden der Alpen bildet einen von der Natur selbst abgeschlossenen Theil Europa's mit schärferen Gränzen, als irgend ein anderes Land des europäischen Continents. Hier wohnt eine Nation, deren Sprache und Literatur ein Jahrtausend alt sind. Von allen Völkern, welche aus einer Vermischung des romanischen Stammes mit dem germanischen hervorgingen, war das italienische dasjenige, welches sich zuerst auf einen gewissen Grad der Bildung emporschwang. Dieselben Geschicke und Kämpfe erzeugten im Schooße der verschiedenen Theile Italien's ähnliche Verhältnisse und Zustände, obgleich das italienische Volk niemals zu einer staatsrechtlichen Einheit gelangen konnte, weil geistliche und weltliche Machthaber, zuerst Kaiser und Päbste, später zahlreiche Tyrannen sich um die Herrschaft stritten und die Befriedigung ihres persönlichen Ehrgeizes den nationalen Wünschen und Bedürfnissen vorzogen. Mit den Hohenstaufen hörten die deutschen Kaiser auf, der italienischen Entwickelung hemmend entgegenzutreten. Um so verderblicher wurde seit dieser Zeit die Wirksamkeit der Päbste. Sehr wahr erklärte Machiavelli schon vor drei Jahrhunderten das Wohl Italien's unvereinbar mit dem Pabstthum. Sehr treffend führte er aus, daß durch das verderbliche Beispiel dieses Hofs Italien alle Frömmigkeit und alles religiöse Gefühl verloren habe, wovon die nothwendige Folge endlose Unruhe und Unordnung sei, denn da religiöse Empfindungen alles Gute voraussetzen, müsse, wo dieses fehle, das Gegentheil derselben vorausgesetzt werden. „Wir Italiener," so bemerkt der geistreiche Florentiner, „verdanken es daher der Kirche und unseren Priestern, daß wir verdorben und ohne Religion sind. — Sie sind die noch unmittelbarere Ursache unsers Verderbens, indem die Kirche unser Vaterland zerrissen hat und in dauernder Zerrissenheit erhält. Kein Land war jemals groß und glücklich insofern es nicht, gleich Frankreich und Spanien, einer obersten Gewalt gehorcht, diese sei eine Republik, oder ein Fürst. Der Grund, weshalb Italien dieses Ziel nicht erreicht hat und weder unter einer einzigen Republik noch einem einzigen Fürsten steht, liegt allein in der Kirche, weil, da diese ihren Sitz in Italien hat, und weltliche Macht trägt, sie weder die Gewalt noch die Fähigkeit hat, ganz Italien in Besitz zu nehmen und ihre Herrschaft über das ungetheilte Land auszubreiten. Dagegen war sie nicht so schwach, daß sie nicht, so oft sie fürchtete, ihre weltliche Gewalt zu verlieren, im Stande gewesen wäre, irgend einen fremden Potentaten zu Hülfe zu rufen, welcher stark genug war, sie gegen Jeden zu vertheidigen, welcher für sie zu mächtig in Italien geworden sein mochte. So kam es, daß, da die Kirche nicht stark genug war

ganz Italien zu erobern, noch einem Andern erlaubte, sie zu besiegen, sie die Ursache war, daß unser Vaterland niemals unter einem Haupte vereinigt werden konnte und immer mehreren Prinzen und Herren unterworfen worden war. Daher kam jene Uneinigkeit und Schwäche, welche Italien nicht blos zur Beute großer ausländischer Potentaten, sondern jedwedes Freibeuters machte, welcher Lust hatte, es anzugreifen. Diesen Zustand der Dinge verschuldet Niemand, als die Kirche."

Napoleon entfernte den drückenden Alp der Kirche von dem Nacken Italien's. Er entzog dem Pabste das Gebiet, welches der Einheit des Landes hemmend im Wege stand. Allein er vernichtete auch die beiden Republiken, welche sich bis zu seiner Zeit noch behauptet hatten. Er machte aus Italien nicht ein Reich, obgleich er dasselbe der Einheit annäherte. Er bereitete dadurch, daß er Venedig an Oesterreich abtrat (im Frieden zu Campo-Formio), die Fortdauer der Zerstückelung Italien's vor. Er errichtete wohl ein Königreich Italien, verleibte demselben aber weder Unter-Italien, noch Mittel-Italien ein und gestattete auch diesem Reiche nicht, sich frei zu entfalten. Neapel, der Kirchenstaat und Toscana, Piombino und Lukka blieben von dem s. g. Königreiche Italien getrennt, natürlich auch Sicilien und Sardinien, welche Napoleon niemals den alten Dynastien entreißen konnte. Dem s. g. Königreiche Italien gab Napoleon französische Gesetze und einen französischen Herrscher. Alle Theile Italien's behandelte er nur als französische Provinzen, nicht als selbständige Staaten. Die Folge hiervon war, daß im Augenblicke der Entscheidung die Italiener sich nicht zu der Kraft erhoben hatten, welche erforderlich ist, wenn eine Nation ihre Selbstherrlichkeit behaupten will. Allein mannigfaltige, mit der Rückkehr der vorrevolutionären Zustände unvereinbare neue Ideen und Bestrebungen waren doch im Schooße der italienischen Nation angeregt worden.

Unter der französichen Herrschaft spaltete sich schon die Nation in zwei Theile, wovon der eine zwar die herrschenden Zustände stumpfsinnig ertrug, der andere aber nach Freiheit und nationaler Selbständigkeit strebte. Diejenigen, welche mit der französischen Herrschaft unzufrieden waren, weil Napoleon der Nation nicht Wort gehalten, weder republikanische Freiheit, noch nationale Selbständigkeit gewährt hatte, bildeten die geheime Gesellschaft der Carbonari, welche nach der richtigsten Ansicht, zuerst unter Murat im Königreich Neapel eine gewisse Bedeutung erlangte. Sie legte jedoch frühzeitig den Keim des Verderbnisses selbst in ihren Schooß, indem sie sich mit dem Könige Ferdinand von Sicilien und dessen herrschsüchtiger Gemahlin, der Königin Carolina in Verbindungen einließ.

Als die napoleonische Herrschaft zusammen brach, waren die Carbonari nicht im Stande, irgend etwas Erhebliches für die Freiheit oder Nationalität Italien's zu thun, weil die ganze Tendenz der Gesellschaft zunächst nur gegen die französische Herrschaft gerichtet war. Der stumpfsinnige Theil der Nation, welcher das französische Joch, wenn auch mit Widerwillen, so doch ohne Widerstreben getragen hatte, gedachte nur der Lasten, welche Napoleon dem Lande auferlegt hatte, der nie endenden Aushebungen und der immer steigenden Steuern. Eben so hoffnungsreich und thatenarm, als dieser Theil der Italiener die französische Herrschaft auf sich genommen hatte, ließ sich derselbe jetzt das Joch der Oesterreicher oder der von Napoleon vertriebenen früheren Fürsten gefallen. Nirgends verließen sich die Italiener auf ihre eigenen Kräfte, nirgends traten sie den österreichischen Eindringlingen oder den zurückkehrenden alten Fürsten als selbstbewußte freie Männer entgegen. Eine Zeit lang hofften sie auf England. Selbst thaten sie aber nichts, weder gegen die Fremdherrschaft, noch gegen die mit gutem Grunde zu erwartende Tyrannei ihrer alten Herrscher.

Das Schicksal Italien's wurde daher, wie dasjenige Deutschland's, theils von fremden

Diplomaten, theils von den zurückkehrenden Fürsten bestimmt, ohne daß das italienische Volk dabei zu Rathe gezogen worden wäre.

Nur zu bald überzeugten sich die Italiener, daß sie bei dem Wechsel nichts gewannen. Jetzt erst lernten sie die Vortheile, welche die französische Herrschaft ihnen gebracht hatte, schätzen. Die Carbonari, welchen die französische Herrschaft unerträglich geschienen hatte, empfanden, daß das Joch der Oesterreicher oder dasjenige der alten Despoten Italien's noch drückender und schimpflicher sei.

Italien blieb, gleich Deutschland, zersplittert in eine Mehrheit größerer und kleinerer Staaten, welche weder im Innern gleichmäßig organisirt, noch dem Auslande gegenüber ein geschlossenes Ganze bildeten. Venedig und die Lombardei standen direkt unter österreichischer Herrschaft, in Toscana, Modena, Parma, Piazenca und Guastalla herrschten österreichische Prinzen in österreichischem Sinne und Geiste. Ganz Italien wurde durch den wieder hergestellten Kirchenstaat in zwei Theile zerrissen, von welchen keiner mit dem andern in directe Beziehung treten konnte. Die kirchlichen Herrschaften Deutschland's wurden nicht wieder hergestellt. Der Reichsdeputations-Hauptschluß des Jahres 1803 blieb ihnen gegenüber in Kraft. Allein die schlimmste aller kirchlichen Herrschaften, der Kirchenstaat in Italien, trat mit allen seinen für Italien und die ganze Christenheit verderblichen Anhängseln wieder in's Leben ein. Neapel und Piemont fielen zwar ihren alten Dynastien wieder anheim, doch im Schooße dieser beiden Reiche erhielt sich noch eine gewisse Lebenskraft, welche sich in dem Jahre 1820 kund that, während die übrigen Theile Italien's dermaßen niedergedrückt wurden, daß die Völker den Muth verloren, eine Revolution nur zu versuchen.

Seit den Zeiten Leopold's war Toscana als der glücklichste Staat Italien's gerühmt worden, obgleich, wie wir oben gesehen haben,*) dessen Zustände immerhin noch sehr traurig waren. Damals wehte von Wien her durch Joseph II. ein freierer Geist. Nach 1814 gaben dort Franz II. von Oesterreich und Metternich den Ton an. Ferdinand III., welcher aus Würzburg zurückkehrte, ergriff die günstige Gelegenheit, die Neuerungen der Franzosen mit einigen wenigen Ausnahmen abzuschaffen und die alten Zustände, sogar noch schlimmer, als sie vor 1789 bestanden hatten, herzustellen. Er führte den alten Inquisitionsproceß wieder ein, beseitigte aber die Bürgschaften früherer Zeit, welche die Uebelstände desselben um etwas verringert hatten. Die freien Gemeinde-Verfassungen, welche die französische Herrschaft über den Haufen geworfen hatte, blieben beseitigt. Die schändliche Polizei der Leopoldinischen Zeit trat wieder in volle Blüthe. Ferdinand kannte die österreichische Postverwaltung und das österreichische Zollwesen zu genau, um sich in dieser Beziehung dem Wiener Cabinette unterzuordnen. Er verbot nicht, wie die übrigen Staaten Italien's, die Einfuhr fremder Bücher und Zeitungen unbedingt. Er begnügte sich damit, diejenigen auszuscheiden, welche seinem Regierungssysteme nicht entsprachen. Der Absolutismus in Toscana war im Wesentlichen derselbe, wie im übrigen Italien. Er unterschied sich nur dadurch, daß er sich die Mühe gab, harmlose Schriften, Zusammenkünfte und Worte nicht in Bausch und Bogen mit denjenigen zu unterdrücken, welche durchaus unbedenklich waren. Die Ausländer, welche sich zahlreich in Toscana einfanden und dort ihr Geld verzehrten, wurden von dem Hofe freundlich behandelt, fühlten den auf dem Volke lastenden Druck nicht und verwechselten die Vergnügungen des Hoflebens, an welchen sie Theil nahmen, häufig mit den Zuständen des Volkes, mit denen sie sich nicht befaßten.

*) Siehe Buch VIII, § 55, S. 320.

Der Pabst, welcher in den **Kirchenstaat** zurückkehrte, glaubte, der Augenblick sei gekommen, den Ton Gregor's VII. wieder anzustimmen. Er bedachte nicht, daß von den vier Großmächten, denen er zunächst seine Wiederherstellung verdankte, keine einzige eine durchaus römisch-katholische gewesen war und daß er nicht minder den protestantischen Engländern und Preußen und den griechisch-katholischen Russen, als den der Mehrzahl nach römisch-katholischen Oesterreichern seine Rückkehr verdankte. Eben so wenig erwog er, daß, wenn auch die Franzosen, so doch nicht die von denselben nach Italien eingeführten philosophischen und politischen Grundsätze, Anschauungen und Bestrebungen verdrängt worden seien. Der Pabst machte sich nur lächerlich, wenn er, wie einer seiner Vorgänger gegen den westphälischen Frieden, Verwahrung gegen die territorialen Bestimmungen des Wiener Congresses einlegte. Er reizte seine ergebensten Knechte durch die anmaßenden Forderungen, welche er erhob: den König von Neapel, indem er den Tribut des Zelters, und den König von Sardinien, von dem er einen ähnlichen Lehenstribut verlangte. In weit höherem Grade erbitterte er aber durch diese und andere Anmaßungen die nach Freiheit strebenden Völker und selbst die Bewohner des Kirchenstaates, welche wohl erkannten, daß mit denselben ein erträglicher Zustand im eigenen Lande unvereinbar sei.

Mit einem Schlage hob der Pabst die ganze französische Gesetzgebung auf und stellte die frühere wieder her (13. Mai 1814). Durch den Verkauf von Staatsgütern war während der französischen Herrschaft die drückende Staatsschuld um ein Ansehnliches vermindert worden. Alle Käufer von Staatsgütern wurden durch die Erklärungen der Regierung in die äußerste Unruhe versetzt. Eine der wohlthätigsten Einrichtungen der französischen Herrschaft hatte in der Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit der Barone bestanden. Der Pabst stellte dieselbe (30. Juli 1814) wieder her.

Während der ganzen Dauer der Napoleon'schen Zeit hatten geheime Gesellschaften mannigfaltiger Art bestanden, von denen die einen, wie die Freimaurer, rein menschheitliche Zwecke verfolgten, die anderen, wie die Carbonari, gegen die Fremdherrschaft gerichtet waren. Ein Edict (vom 15. August 1814) verbot dieselben in Bausch und Bogen, indem es ihnen das Brandmal des Verbrechens aufdrückte. Viele Mitglieder der harmlosen Freimaurer-Gesellschaft wurden in die Kerker geworfen, andere gezwungen, in der Flucht ihr Heil zu suchen. Die Wuth gegen die Freimaurer war so groß, daß der Pabst die im Allgemeinen aufgehobene Folter zur Qual derselben wieder einführte. Die Mächte hatten zwar den Beamten der französischen Regierung Amnestie versprochen. Dieses hielt jedoch den Cardinal Pacca nicht ab, dieselben abzusetzen, einzukerkern und mit dem Kirchenbanne zu belegen. Zu spät schritt der Pabst gegen diesen Gewaltmißbrauch ein. Das zu Rom gegebene Beispiel fanatischer Verfolgungssucht wurde in den Provinzen von den neu angestellten Behörden und dem Pöbel auf's Eifrigste nachgeahmt. Die Mordthaten, welche unter der französischen Herrschaft sehr selten geworden waren, wurden wieder alltägliche Erscheinungen im Kirchenstaate. Das Bettelwesen, welches die Franzosen fast gänzlich abgeschafft hatten, kam wieder in seiner ganzen haarsträubenden Scheußlichkeit zu Tage. Dagegen wurden die Straßenbeleuchtung, die Pockenimpfung und zahlreiche andere wohlthätige Einrichtungen der Franzosen als verhaßte Neuerungen abgestellt. Der Unsinn wurde so weit getrieben, daß der von den Pfaffen aufgehetzte Pöbel die unter der französischen Herrschaft angelegten Neisfelder zerstörte. Vergebens widerstrebten einige minder bethörte Geistliche diesem Treiben. Wenn es ihnen gelang, vernünftigere Anordnungen durchzusetzen, so konnten diese nicht in's wirkliche Leben eingeführt werden, weil die Anwendung und Vollziehung der Gesetze aller Orten dem fanatischsten Theile der Geistlichkeit anvertraut worden war.

Digitized by Google

Im Kirchenstaate ging (um das Jahr 1824) auf dreißig Einwohner ein Geistlicher. Unter diesen Einwohnern befanden sich außer den Kindern zahlreiche Bettler, Mörder und Räuber, müßiggehende Aristokraten und feile Schergen der Gewalt, welche nichts producirten. Der Druck, welcher auf den arbeitenden Classen ruhte, wurde daher bald unerträglich. Die Verwirrung im Staate, zumal in der Rechtspflege, wurde bald so groß, daß man sich davon außerhalb des Kirchenstaates kaum einen Begriff machen kann. Geständige Diebe erhielten ihre Freiheit wieder, wenn sie sich einen mächtigen Fürsprecher zu verschaffen wußten. Ohne einen solchen konnte Niemand zu seinem Rechte gelangen, auch wenn man ein rechtskräftiges Urtheil für sich hatte. Die Räuber machten alle Straßen unsicher. Ganze Gemeinden lebten vom Raube, weil sie es sicherer fanden, mit den Räubern, als mit der Obrigkeit gemeinsame Sache zu machen. Kamen die Räuber in's Gedränge, so stellten sie sich den Behörden, wurden nach einigen Bußandachten begnadigt und fingen ihr altes Handwerk wieder an, so bald der Augenblick der Gefahr vorüber gegangen war. Pius VII. hatte im Jahre 1800 bei drei Millionen Einkünften eine Staatsschuld von vierundsiebzig Millionen angetreten. Während der französischen Herrschaft war diese bis auf dreiunddreißig Millionen abgezahlt, die Einnahme auf sechs bis sieben Millionen erhöht worden. Bald verminderten sich die Einnahmen wieder, die Schulden mehrten sich und die Verwirrung im Staatshaushalte wurde so groß, daß zu keiner nützlichen Einrichtung Geld vorhanden war. Der Ackerbau, welcher unter der französischen Herrschaft einen großartigen Aufschwung genommen hatte, wurde wieder vernachlässigt. Große Flächen, welche für denselben gewonnen worden waren, blieben unbebaut. Die Zahl der Hirten, des rohesten Theiles der Bevölkerung, nahm zu, die Zahl der Ackerbauer verminderte sich. Nirgends trat der Unterschied zwischen dem stupiden mittelalterlichen und dem energischen und berechnenden neuzeitlichen Despotismus so sehr zum Nachtheile des erstern an das Tageslicht, als im Kirchenstaate.

Das Haus Savoyen, welches nach Piemont zurückkehrte, galt seit allen Zeiten für etwas strebsamer, als die übrigen Dynastien Italien's. Es spielte eine ähnliche Rolle auf der apenninischen Halbinsel, als das Haus Hohenzollern in Deutschland. Victor Emanuel war aber bei einer gewissen Gutmüthigkeit in einem so hohen Grade beschränkt und geistesschwach, daß er nicht im Stande war, das Land gegen den Fanatismus eines habgierigen Adels und eines tückischen Pfaffenthums zu schützen. Er ließ sich dazu mißbrauchen, die Zeit nicht blos bis zum Jahre 1789, sondern sogar bis 1770 zurückzuschrauben. Durch ein Decret vom 20. Mai 1814 hob er in Bausch und Bogen alle französischen Gesetze und Einrichtungen auf und verfügte die Beobachtung der königlichen Constitutionen des Jahres 1770. Was die Beamten des Reiches betrifft, konnte man freilich so weit nicht zurückgehen, weil von dieser Zeit Wenige mehr lebten. Allein bis zum Jahre 1798 griff man auch in dieser Beziehung zurück. Die Verwirrung, welche dadurch mit einem Schlage eingeführt wurde, war grenzenlos. Die Gesetzgebung des Jahres 1770 war im Laufe von vierundvierzig Jahren wenn nicht gänzlich vergessen, so doch dem Bewußtsein des Volkes vollständig entfremdet worden. Das Rädern und Viertheilen der „guten alten Zeit“ sowohl, als die Fideicommisse und Majorate, die Feudalrechte, Bannrechte und Zehnten, Klöster und Innungen, die bürgerliche Unfähigkeit der Nicht-Katholiken, die gelben Abzeichen der Juden u. s. w. entsprachen nicht mehr den Anschauungen des Jahres 1814. Doch die Reaction kümmerte sich darum nicht. Die Juden mußten die von ihnen erworbenen Grundstücke wieder verkaufen. Die Mönche und Nonnen, welche in das bürgerliche Leben zurückgekehrt waren, sollten in ihre Orden wieder eintreten, die Civilehen wurden ungültig. Alle diese unsinnigen Restaurationen standen im schreiendsten Wider-

spruche mit den Bestimmungen des Pariser Friedens und mit den Zusagen, welche der Fürst Schwarzenberg den Piemontesen gegeben hatte. Der Kriegsminister Cavaliere Mussa bemühte sich, das Heer nach Musterrollen des Jahres 1800 herzustellen. Der Cavaliere Sesca entsetzte die tüchtigsten Professoren der Universität Turin. Es fehlte nicht viel, daß die von den Franzosen erbaute Brücke über den Po bei Turin abgerissen worden wäre. Eine Zeit lang wurden für die von Napoleon gebaute Straße über den Mont-Cenis durchaus keine Paßkarten ausgegeben. Gute Royalisten warfen die französischen Gerätbschaften in den Bureau's aus den Fenstern. Ein begünstigter Hofgärtner riß die französischen Pflanzen aus dem botanischen Garten.

Nach den hundert Tagen nahm die blinde Wuth gegen die Franzosen noch zu. Alle seit dem Jahre 1792 in den sardinischen Staaten ansäßigen Franzosen, 4 bis 5 Tausend Menschen, mußten innerhalb 20 Tagen das Land räumen, unter ihnen viele Fabrikanten und Seidenarbeiter, welche dem Lande großen Nutzen gebracht hatten. Die Klöster, welche in nützliche Fabriken umgewandelt worden waren, mußten eiligst geräumt und faulen Mönchen und Nonnen überlassen werden. Gegen die Hungersnoth, welche sich theils in Folge des Mißwachses, theils aber auch in Folge der Mißregierung eingestellt hatte, wußte der Hof nur Betgänge mit Kreuzen und Dornenkronen anzuordnen, welche den Mönchen zwar Gelegenheit boten, sich dem Volke wieder in voller Glorie zu zeigen, allein natürlich den hungernden Massen keine Nahrung verschafften.

Die Gnade des Königs war so überschwänglich, daß sie selbst richterliche Urtheile in bürgerlichen Prozessen umstieß, wobei die begünstigenden Staatsdiener zwar ansehnliche Gebühren bezogen, der gesammte Rechtsgang aber vollständig über den Haufen geworfen wurde. Der trübselige Zustand des Landes machte sich zuerst im Gebiete der Finanzen geltend. Der unfähige Minister Graf Serra mußte dem Genueser Brignole weichen, welcher durch Einstellung der Zinszahlung und den Verkauf von Kron- und Kirchengütern allmälig einige Ordnung in den Staatshaushalt wieder einführte. In allen übrigen Beziehungen mußte man gleichfalls etwas einlenken, was den unverbesserlichen Anhängern „der guten alten Zeit" ein großes Unrecht schien und die mannigfaltigsten Schwankungen in seinem Gefolge hatte.

Als Ferdinand IV. mit Hülfe der Oesterreicher von Sicilien nach Neapel zurückkehrte, nahm er sofort eine große Neuerung vor, d. h. er legte sich den Titel Ferdinand I., König beider Sicilien, bei. Im übrigen führte er, soweit es in seiner Macht stand, das ganze Unwesen wieder ein, wie es zur Zeit der Königin Karolina und des Generals Acton bestanden hatte. Die Königin war zwar gestorben, allein es fanden sich andere Menschen, welche im Geiste derselben den unfähigen König leiteten. Der Umschwung wurde übrigens nicht mit derselben tollen Leidenschaftlichkeit betrieben, wie im Kirchenstaate und in Sardinien; zum Theil weil Ferdinand erst später, als die übrigen italienischen Fürsten auf das Festland Italien's zurückkehrte, zum Theil aber auch, weil er den Rathschlägen des österreichischen Cabinettes einige Rechnung tragen mußte. Diesem kam es nicht darauf an, daß eine blindwüthende Reaction in Neapel eingeführt würde, sondern darauf, daß Obscurantismus und Despotismus auf einer möglichst festen Grundlage nach Neapel zurückkehren möchten. Schon am 12. Juni 1815 schloß das Wiener Cabinet einen Vertrag mit dem Könige von Neapel ab, worin sich dieser verpflichtete, in Italien „keine Veränderungen zuzulassen, die mit den alten monarchischen Einrichtungen oder mit den Grundsätzen, die seine kaiserlich-königliche Majestät für die innere Regierung seiner italienischen Provinzen angenommen, unvereinbar wären."

Dieser Vertrag, welcher der Entwickelung Italien's feindlich entgegen trat, beweist

deutlicher, als alle anderen Thatsachen, die Unvereinbarkeit der österreichischen Herrschaft in Italien mit der naturgemäßen Entwickelung der apenninischen Halbinsel. Das Haus Habsburg wirkte in demselben Sinne auf Italien, wie auf Deutschland ein. Diese beiden Länder sollten stille stehen und versumpfen, damit jenes verruchte Haus mit Sicherheit über die von ihm unterjochten Völker herrschen könne.

Nachdem König Murat erschossen worden war, glaubte Ferdinand I., mit voller Sicherheit seinen absolutistischen Neigungen fröhnen zu können, war doch der einzige Nebenbuhler, den er fürchtete, im Grabe, und war ihm doch gegen alle Erhebungen seines Volkes die Hülfe Oesterreichs gewiß. In Sicilien, woselbst der König für seinen Absolutismus am meisten von dem Adel zu fürchten hatte, blieb das Lehenswesen aufgehoben, zugleich aber auch die Verfassung, welche das Land unter englischem Schutze erhalten hatte. Das englische Cabinet gab seine sicilianischen Anhänger dem Könige in schimpflicher Weise preis und verlor dadurch nothwendig denjenigen Einfluß auf Neapel und Sicilien, welcher die Entwickelung dieser Reiche hätte fördern und dem Uebergewichte Oesterreichs eine Schranke setzen können.

Der König schloß ein Concordat mit dem Pabste ab, welches der Geistlichkeit eine mit Bildung und Aufklärung unvereinbare Gewalt einräumte. Die Schulen kamen in Verfall. Censur und Polizei drückten schwer auf das Volk. Zwar blieb in Neapel, wie in Sicilien das Lehenswesen abgeschafft, allein die Primogenituren wurden aufrecht erhalten. Das Gerichtswesen und die Gesetzbücher wurden im allgemeinen nicht aufgehoben, allein durch mannigfaltige Zusätze und Beschränkungen verschlimmert. Die Anhänger des Königs waren sicher, begnadigt zu werden, wenn sie auch die schändlichsten Verbrechen begingen. Wer im Geruche stand, freiere Ansichten zu hegen, wurde verfolgt. Im Heer bestand von Anfang an ein großer Zwiespalt zwischen den getreuen Sicilianern, welche der König aus der Verbannung nach Neapel herübergebracht hatte, und den durch Murat gebildeten Regimentern. Statt dieselben zu versöhnen, reizte der Hof die tüchtigsten Offiziere dadurch, daß er ihnen die sicilischen Getreuen bei jeder Gelegenheit vorzog. Da Ferdinand I. seinem eigenen Heere nicht traute, behielt er drei Jahre lang 12 Tausend Mann österreichische Truppen im Lande, was diesem nicht blos große Kosten bereitete, sondern auch schimpflich erschien.

Die Franzosen hatten dem Unwesen der neapolitanischen Räuber Einhalt gethan. Unter Ferdinand I. griff dasselbe wieder dermaßen um sich, daß tausend Mann erforderlich waren, den Postwagen für Apulien vor Angriffen zu schützen. Im Jahre 1817 waren in Calabrien dreitausend Haftbefehle und im jenseitigen Principat und in der Capitanata zweitausend weitere erlassen worden, die nicht vollzogen werden konnten.

Unter solchen Umständen mußte die Unzufriedenheit unter allen Besseren des Landes immer zunehmen. Diese wurde nach dem Abzuge der österreichischen Truppen um so bedenklicher, als in Neapel seit Jahren der Stammsitz der geheimen Gesellschaft der Carbonari gewesen war. Die Regierung hatte in früheren Zeiten mit derselben freundliche Verbindungen gehegt. Sie war daher nicht im Stande, gegen sie mit voller Strenge einzuschreiten. Um die Carbonari zu bekämpfen, stiftete sie nach demselben Plane, nur in entgegengesetzter Richtung, die Gesellschaft der Calderari (Kesselflicker) und regte dadurch die Carbonari noch mehr gegen sich auf.

Das österreichische Italien: die Lombardei und Venedig, trugen mit Widerstreben das Joch der Fremdherrschaft. Von welcher Beschaffenheit dieses war, haben wir weiter oben *) geschildert.

*) Siehe § 36 S. 366 ff.

In gewissem Sinne konnen Toscana, Modena, Parma und Lukka zum österreichischen Italien gezählt werden, da diese Herzogthümer ganz mit österreichischer Härte und die drei ersteren auch von Mitgliedern des habsburgischen Hauses beherrscht wurden. In Modena übernahm (1814) Franz IV., der Sohn des 1806 verstorbenen Erzherzogs Ferdinands von Modena-Breisgau und der noch lebenden Maria Beatrix, der Erbin des modenesischen Hauses Este, die Regierung. Er legte sich den Familiennamen Oesterreich-Este bei, welcher schon bald durch die tolle Reactionswuth, welche dieses Haus kund that, eine traurige Berühmtheit erlangte.

Parma, Piacenza und Guastalla wurden von den hohen Mächten dazu bestimmt, der Kaiserin Maria Louise, welche in schimpflicher Weise ihren Gatten verließ und im Ehebruche mit dem Grafen von Neipperg lebte, als Wittwensitz zu dienen. Ihre Namensschwester, Maria Louise, welcher nach Principien der Legitimität jene Herzogthümer zugekommen wären, mußte sich mit Lukka begnügen, welches man nicht als Republik wieder herstellte, sondern als Entschädigungsmasse verwendete.

Lange Zeit trugen diese unglücklichen Herzogthümer das auf ihnen ruhende Joch, wenn nicht mit Geduld, so doch ohne kräftiges Widerstreben. In unseren Tagen sind jedoch die ihnen aufgezwungenen Fürsten vertrieben worden. Mögen sie nie zurückkehren!

Unter allen Staaten Italien's waren Neapel, Sicilien und Piemont am Wenigsten zu beklagen. Sie lebten wenigstens nicht unter auswärtigen Herrschern und besaßen Heere, welche aus Söhnen des eigenen Volkes bestanden. Die übrigen Theile Italien's wurden von ihren Despoten so schwer gedrückt, daß ihnen die Kraft, sich selbst zu helfen, versagte und daß sie in stumpfsinniger Geduld das auf ihnen ruhende Joch ertrugen. Doch in Neapel, Sicilien und Piemont erhielt sich die Stimmung wohlbegründeten Zornes über die unwürdige Herrschaft der heimgekehrten Dynastien. Es bedurfte nur des zündenden Funkens, um beide Reiche in Flammen zu setzen. Dieser kam aus der pyrenäischen Halbinsel, als Spanien sich erhob und seinen König zwang, die Cortesverfassung zu beschwören und seine Regierung auf diese zu stützen.

Die Nachrichten, welche jede Post aus Spanien brachte, erregten in ganz Italien zuerst die Sympathien des Volkes und dann Nacheiferung. Die Thätigkeit der Carbonari verzehnfachte sich. Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft nahm mit jedem Tage zu. Seit langer Zeit waren viele der angesehensten Officiere des Heeres im Bunde der Carbonari. Bald waren alle Männer von Entschiedenheit bereit, einen großen Schlag zu führen. In der neapolitanischen Armee nahm damals der General Wilhelm Pepe eine der hervorragendsten Stellungen ein. Er hatte sich große Verdienste erworben, indem er die Räuberbanden von Avellino und Foggia vernichtete (1818). Die Regierung wagte es nicht, ihm denselben Auftrag für Calabrien zu ertheilen, weil sie das steigende Ansehen, in welchem der General beim Heere, bei den Milizen und beim Volke stand, fürchtete, und machte dadurch den Unmuth des thatendurstigen Mannes rege. Aelter im Range, als Pepe, war Carrascosa. Ihm, der auch im Bunde war, trug Pepe an, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Carrascosa zögerte. Die hohe Venta zu Salerno, welche sich durch ihre Thätigkeit an die Spitze der Carbonari-Gesellschaft geschwungen hatte, drängte zum Losbruche. Während die Generale und Obersten zauderten und die Regierung schon anfing, Verdacht zu schöpfen und Verhaftungen vornehmen zu lassen, entfaltete der Lieutenant Morelli das Banner der Freiheit, indem er mit seiner Schwadron von Nola aufbrach und sich im Geleite einiger Vettern nach Avellino begab. Von allen Seiten strömten dem kleinen Häufchen Gesinnungsgenossen zu (2. Juli 1820). Als die Nachricht von dieser Bewegung nach Neapel gelangte, gerieth der Hof in große Bestürzung. Zuerst

wurde Pepe erkoren, um den Aufstand niederzuwerfen; bevor der General jedoch abreisen konnte, änderte der Hof seinen Entschluß, zog den demselben ertheilten Auftrag zurück und reizte ihn dadurch noch mehr. Während dieser Schwankungen der Regierung riefen die Freiheitsmänner zu Avellino die Verfassung aus. Die militärischen und bürgerlichen Behörden und selbst der Bischof beschworen dieselbe in der Kirche. Die königlichen Truppen gingen theils in das Lager der Freiheitskämpfer über, theils weigerten sie sich, gegen ihre Brüder und Gesinnungsgenossen zu kämpfen. Das Volk in Neapel und insbesondere der gebildete Theil der Jugend gab seine Sympathien für die Verfassung zu erkennen. Die Carbonari schürten aller Orten die Flamme. Während die Regierung zu keinem Entschlusse kommen konnte, stellte sich der General Napolitano mit einer Cavallerie-Brigade dem General Wilhelm Pepe zur Verfügung. Pepe führte diese nach Avellino und gab dadurch den Ausschlag. Sobald das Volk von Neapel von diesem entscheidenden Schritte Kenntniß erhielt, erhob es sich in Masse (6. Juli). Eine Abordnung von fünf Carbonari drang in das Schloß und trug daselbst das Verlangen des Heeres, des Volkes und des Bundes der Carbonari nach einer Verfassung vor. Sie erhielt die Antwort: „der König gewähre sie.“ In der That wurde die Cortes-Verfassung schon Tags darauf (7. Juli) verkündet, allein nicht vom Könige selbst, sondern von dessen Sohne, dem Herzoge von Calabrien, welchen Ferdinand Tags zuvor zu seinem General-Statthalter ernannt hatte. Sofort verbreitete sich der später durch die That nur allzusehr gerechtfertigte Argwohn, der König wolle sich auf diese Weise eine Hinterthür offen halten, durch welche er sich der Erfüllung seiner Zusagen entziehen zu können vermeine. Der König sah sich jedoch von allen Seiten dermaßen bedrängt und fühlte sich so schwach, daß er nicht wagte, den Forderungen des Volkes einen Widerstand entgegenzusetzen und versprach, selbst den Eid auf die Verfassung zu leisten, eine Junta zu ernennen und Pepe zum Generalissimus des ganzen Heeres zu erheben. Am 9. Juli hielt Pepe unter dem Zuströmen und Zujauchzen einer unzähligen Menschenmenge seinen Einzug in Neapel. Die Haltung des Volkes war musterhaft. Nicht die geringste Unordnung störte den allgemeinen Jubel. Am 13. Juli beschwor der König die Verfassung und fügte aus eigenem Antriebe die folgenden Worte bei: „Allmächtiger Gott, der Du mit Deinem unendlichen Blicke in der Seele und in der Zukunft liesest, wenn ich lüge oder den Eid brechen sollte, so richte in diesem Augenblicke die Blitze der Rache auf mich!“

Wäre diese Bitte erhört worden, so hätte der Blitz Gottes den Despoten sofort niedergeschmettert. Doch diese, wie so manche andere Bitte, blieb unerhört. Die ewigen Gesetze der Natur lassen sich durch Worte nicht aus ihrem Geleise bringen. Was im Augenblicke als ein furchtbares Unglück betrachtet wird, stellt sich nach Jahrzehnten nicht selten als der Wendepunkt zu einem höhern, früher kaum geahnten Glücke heraus. Hätten die Könige den Völkern Wort gehalten, oder hätte sie die wohlverdiente Strafe für ihre Wortbrüchigkeit im Augenblicke des Verbrechens ereilt, so hätten sich die verrotteten alten Dynastien vielleicht noch viele Jahrzehnte hindurch in der Gunst der Völker behauptet und hätten eine neue Periode der Geschichte durch Gründung constitutioneller Monarchien in's Leben gerufen. Allein sie hielten, einer nach dem andern, ihren Völkern nicht Wort, sie brachen die von ihnen feierlich geleisteten Eide und aus eigenem Antriebe als Herzensergießungen hinzugefügten Zusagen der Freiheit, sie machten es schlimmer, als einst Rehabeam. Sie versprachen den Völkern die Freiheit und gaben ihnen, statt derselben, die Knechtschaft. Ihre Väter hatten den Nationen ihr Joch schwer gemacht, die Söhne machten es noch schwerer. Die Väter hatten die Völker mit Peitschen gezüchtigt, die Söhne züchtigten sie mit Scorpionen. Die Folge davon war, daß alle Völker des europäischen Continentes

sich in ihren Herzen mehr und mehr von ihren Herrschern lossagten. Jedes für sich allein genommen, wäre stark genug gewesen, das auf ihm ruhende Joch zu zerbrechen. Doch die Fürsten verbanden sich gegen die Nationen, während die Völker vereinzelt blieben. Sie bereiteten auf diese Weise den großen Bund der Völker vor, welcher der Herrschaft der Despoten Europa's ein Ziel setzen wird.

Feile Knechtseelen und feige Doctrinäre, welche selbst nie den Muth hatten, irgend einer Schandthat mit Entschlossenheit entgegen zu treten, fanden allerdings an der neapolitanischen, wie an jeder anderen Freiheitsbewegung gar vieles auszusetzen — weil diese am Ende unterlag. Statt ihre Pfeile auf diejenigen abzuschießen, welche schändlichen Verrath übten, die Freiheit mit Gewalt niederschlugen oder doch durch ihr Zaudern und ihre Unentschlossenheit den Sieg der Despoten förderten, überschütten diese Schwätzer jene Männer mit Hohn und Tadel, welche Gut und Blut für die Sache der Freiheit wagten und welche, wenn sie auch selbst als Opfer despotischer Rache fielen, doch der Freiheit eine Gasse brachen, durch welche früher oder später alle civilisirten Nationen Europa's zu ihrem Ziele gelangen werden. Allerdings machten die Neapolitaner Fehler. Kein Volk ist, ohne solche gemacht zu haben, jemals besiegt worden. Ihr größter Fehler bestand darin, daß sie ihrem despotischen und falschen Könige, obgleich wenig, doch zuviel Vertrauen schenkten. Der zweite Fehler war die verkehrte Stellung, welche sie Sicilien gegenüber einnahmen und der dritte, die Schwäche ihrer kriegerischen Rüstungen.

Kurz nachdem die Neapolitaner sich gegen Ferdinand I. erhoben hatten, standen auch die Sicilianer auf (15., 16., 17. und 18. Juli 1820). In Palermo war aber der Volksaufstand nicht so wohl organisirt, als in Neapel. An genannten Tagen entspannen sich heftige Kämpfe, in welchen es nicht an zahlreichen Todten und Verwundeten fehlte. Es lag im augenscheinlichen Interesse der Revolution, daß Neapolitaner und Sicilianer sich gegenseitig verständigten, daß die gesammte Wehrkraft Sicilien's in Neapel concentrirt wurde, um sowohl die königliche Familie, als die auswärtigen Mächte, welche bald schon Miene machten, im absolutistischen Sinne einzuschreiten, durch eine kräftige militärische Haltung auf die Gefahren ihres Unternehmens aufmerksam zu machen. Statt dessen wiesen die Neapolitaner die gerechten Forderungen der Sicilianer ab, behandelten diese nicht als ein gleichberechtigtes Brudervolk, sondern als Rebellen, und schickten siebentausend Mann unter dem Generale Florestan Pepe, dem Bruder des neapolitanischen Generalissimus, nach Palermo, wovon die Folge war, daß eine gereizte Stimmung zwischen Sicilien und Neapel eintrat, daß die Widerstandskraft Neapel's um mehr als sechzehntausend Mann regulärer Truppen geschwächt und überhaupt ein Mißton in die bis dahin so harmonische Bewegung gebracht wurde.

Der Geheimbund der Carbonari umfaßte damals dreihunderttausend kräftige Männer. Es kam nur darauf an, diese wohl zu organisiren und zu waffnen, um jeden Angriff von Seiten aller auswärtigen und inneren Feinde zurückschlagen zu können. Die gehobene Stimmung des Volkes zeigte sich bei jeder Gelegenheit und namentlich dadurch, daß das frühere Räuberwesen wie mit einem Zauberschlage aufhörte und daß auch alle übrigen Arten von Verbrechen merklich abnahmen. Die Carbonari sorgten überall dafür, daß die Steuern regelmäßig bezahlt wurden, daß die Heerpflichtigen sich pünktlich stellten und daß nirgends ein Unfug öffentlich zu Tage trat, ohne daß demselben sofort kräftig entgegen getreten wurde. Unglücklicher Weise bestand aber nicht dieselbe Einmüthigkeit unter den einflußreichsten Personen Neapel's. Namentlich walteten zwischen dem Generale Wilhelm Pepe und den übrigen Generalen, insbesondere Carrascosa und Colletta beklagenswerthe Zwistigkeiten ob, welche die Schlagfertigkeit des Heeres untergruben. Der Gegensatz

Digitized by Google

zwischen Gemäßigten und Entschlossenen (Moderado's und Exaltado's), welcher um dieselbe Zeit in Spanien so verderblich wirkte), hemmte auch in Neapel den Fortschritt der Sache der Freiheit.

Im October 1820 versammelten sich die Vertreter der s. g. heiligen Allianz zu Troppau und stellten unumwunden den Grundsatz der Intervention zu Gunsten der „Legitimität," d. h. des Absolutismus im Kampfe mit der Freiheit auf. Im Januar 1821 traten unter dem Vorsitze des Kaisers Alexander die Vertreter der „heiligen Allianz" zu Laibach zusammen. Die Neapolitaner mußten erkennen, daß die Despoten Europa's entschlossen waren, Gewalt zu brauchen und daß es für sie von der höchsten Wichtigkeit sei, denselben auch nicht den entferntesten Schein des Rechtes zu Theil werden zu lassen. Dessenungeachtet waren sie so thöricht, den süßen Worten ihres Königs, welcher versprach, zwischen der Nation und den Großmächten zu Gunsten der beschworenen Verfassung den Vermittler zu machen und einen Krieg zu verhindern — Glauben zu schenken. Kaum war Ferdinand im Lager des Feindes angelangt, so warf er die Maske der Verstellung ab. Er verhinderte den Krieg nicht, er machte nicht den Vermittler zu Gunsten der beschworenen Verfassung, er trat im Augenblicke der Entscheidung nicht auf die Seite seines Volkes, vielmehr befahl er, die österreichischen Truppen als Freunde und Bundesgenossen brüderlich zu empfangen. Die Proclamation, welche der König unterm 23. Februar 1821 erließ, die Ränke, welche der in Neapel zurückgebliebene Prinz von Calabrien spann, und die Uneinigkeit, welche unter den Führern der Bewegung um sich griff, lähmten alle Widerstandskraft. Als General Friment mit achtzigtausend Oesterreichern die neapolitanische Gränze überschritt, stieß er nirgends auf todesmuthige Freiheitskämpfer. General Wilhelm Pepe griff zwar (am 7. März) eine österreichische Abtheilung bei Rieli mit Entschlossenheit und Geschick an, doch seine Soldaten ließen ihn im Stiche und lösten sich in wilder Flucht auf. Carrascosa's Truppen, unter welche die Hofpartei zahlreiche Verräther zu mischen verstanden hatte, weigerten sich, gegen die Oesterreicher zu fechten, liefen zum Theile zu den Oesterreichern über und zerstreuten sich zum andern Theile, ohne einen Schuß zu feuern.

Ferdinand I. wurde wieder absoluter König. Lieutenant Morelli, dessen That der König gut geheißen hatte, und einer seiner Freunde wurden hingerichtet, achtundzwanzig andere zum Tode verurtheilt, jedoch zu den Galeeren begnadigt. Die meisten der Führer der Bewegung hatten sich der Rache des Königs durch die Flucht entzogen. Ferdinand I. überlebte diesen letzten Verrath nicht lange. Er starb 1825. Ihm folgte sein geistesverwandter Sohn Franz I. (1825—1830).

Hätten alle Mitglieder des Carbonaribundes eben so viel Entschlossenheit besessen, als Morelli oder Wilhelm Pepe, so wäre Neapel nicht vereinzelt im Kampfe mit der „heiligen Allianz" gestanden. Zu gleicher Zeit oder doch in rascher Folge hinter einander hätten sich Piemont, die Herzogthümer und der Kirchenstaat erhoben. Allein die Carbonari des Nordens zögerten und zauderten. Die Piemontesen zogen den Prinzen Karl Albert von Savoyen-Carignan, welcher nach Victor Emanuel und dessen Bruder Karl Felix dem Throne am nächsten stand, in das Geheimniß und impften dadurch der Verschwörung den Keim des Verderbens ein. Acht volle Monate ließen sie unbenützt verstreichen und als sie endlich (9. März 1821) zu Alessandria, (10. März) zu Fasano und (am 11. März) zu Turin das Banner der Verfassung erhoben, war in Neapel der Kampf schon nahezu beendigt. Victor Emanuel legte (13. März) die Krone zu Gunsten seines Bruders Karl Felix nieder und lähmte dadurch den Gang der Bewegung. Karl Felix war in Modena abwesend und erklärte schon unterm 16. März von dort aus die Revolution für ein

Verbrechen und die von dem Volke ausgerufene Constitution für nichtig. Zugleich zog er unter dem Grafen de la Torre die dem Absolutismus treu gebliebenen Truppen zusammen. Im Augenblicke der Entscheidung ging Karl Albert in's feindliche Lager über und brach dadurch der Revolution die Spitze ab. Schon im Anfange des Monats April kamen österreichische Soldaten dem absoluten Könige Karl Felix (1821—1831) zu Hülfe, blieben zwei Jahre lang im Lande und machten es demselben möglich, die Regierung in der Weise seines Bruders fortzusetzen. Die üblichen Verurtheilungen folgten. Die meisten schwer Betheiligten waren entflohen. Aus Rücksicht für den Prinzen Carignan durfte man es mit der Untersuchung nicht zu scharf nehmen. Der Rittmeister Garelli wurde hingerichtet. Die Flüchtlinge verloren ihr ganzes Vermögen, welches der König einzog. Karl Albert, das Haupt der Verschwörung, blieb als Prinz natürlich unbestraft. So scheiterte auch in Piemont der Versuch, die absolute Monarchie in eine constitutionelle umzuwandeln.

Im österreichischen Italien kam es nicht zu einer offenen Schilderhebung. Dort lastete der Druck der Polizei und des stehenden Heeres zu schwer auf dem Volke, als daß es die Kraft zu einem offenen Aufstande gehabt hätte. Die österreichische Regierung ließ alle hervorragenden Männer der Freiheit im Stillen verhaften und erstickte durch zahlreiche Hinrichtungen und grausame Kerkerstrafen die ersten Keime der Freiheitsbewegung in der Lombardei und in Venedig. Silvio Pelliko entwirft in seiner Schrift (le mie Prigioni) ein wahrhaft schaudererregendes Bild von den Leiden, welche er und seine Genossen auszustehen hatten. Wenige Schriftsteller haben in so schlagender Weise, wie Pelliko, ohne es zu wollen, die bodenlose Schlechtigkeit des österreichischen Despotismus gezeichnet. Denn sein Geist war schon gebrochen, als er die Leiden seiner Gefängnisse beschrieb.

Die alte Tyrannei fuhr fort, in Italien zu wüthen. Doch eine neue Generation wuchs heran. Neue Kämpfe begannen. Der Anfang der Befreiung Italien's ist jetzt endlich (October 1859) gemacht. Das Haus Habsburg ist nicht mehr allmächtig in Italien. Auf seine erste Niederlage müssen andere, entscheidendere folgen, bis Italien seine Freiheit errungen haben wird.

§ 58. Türkei.

Der Orient, dessen Verhältnisse im westlichen Europa nur mangelhaft bekannt waren, diente den Schriftstellern verschiedener Tendenzen seit langer Zeit als Stoff, dessen sie sich bedienten, um ihren Lieblingsansichten Eingang zu verschaffen. Den Einen war er erwünschter Sündenbock, bei dessen Abschlachtung sie ohne Gefahr die Mängel und Gebrechen der civilisirten Staaten geißeln konnten. Diese schilderten die Zustände des Ostens mit grellen Farben, um Abscheu gegen den Despotismus und zwar mehr gegen den westlichen, als östlichen bei der Gelegenheit zu erwecken. Die Anderen malten dieselben idyllisch, um anzudeuten, daß das christliche Europa noch viel von dem verachteten mohammedanischen Osten lernen könne. Als nun vollends gar der Kampf zwischen den Griechen und den Türken entbrannte, mischte sich die Partei-Leidenschaft mit noch größerer Heftigkeit in den Streit der Völker. Die Einen, welche die Revolution bekämpften und den Status-quo aufrecht erhalten zu sehen wünschten, ergingen sich in den bittersten Aeußerungen über die Griechen, die Anderen, welche aller Orten russische Agenten witterten, schrieben diesen alle Bewegungen des Orients zu. Wieder Andere, welche für die Sache des Kreuzes im Kampfe gegen den Halbmond schwärmten, sahen alle Ereignisse durch die trügerischen Dünste christlichen Weihrauchs.

Die Cabinette, welche gewohnt sind, alle ihre Pläne, nach dem Muster eines Schauspiels in Scene zu setzen, welche, bevor sie handeln, ihr Stück schreiben, die Rollen vertheilen und das Zeichen zum Emporziehen und Niederlassen des Vorhangs zu geben pflegen, glaubten auch die Bewegungen des Orients als Drama behandeln zu müssen, welches von irgend einer Person oder Mehrheit solcher entworfen und mit vertheilten Rollen aufgeführt werde. Die augenfälligsten Thatsachen wurden den vorgefaßten Ansichten und herrschenden Systemen untergeordnet. Jeder hatte seine fertige Schablone, welche er nach den Umständen mit russischen, türkischen, griechischen, christlichen oder mohammedanischen, religiösen oder politischen Farben überstrich.

Die Geschichte konnte dabei nichts gewinnen. Im Laufe der Zeit ist übrigens die orientalische Frage von manchen verkehrten Beimischungen gereinigt, die Thatsachen sind festgestellt, die Vorurtheile ausgeschieden worden.

Die orientalische Frage bietet gerade in den Jahren 1815—1830 so hohes Interesse, weil sie die Falschheit der Grundsätze, welche die „heilige Allianz" im Westen geltend machte, zur Anschauung brachte. Im Westen behaupteten die Großmächte: „die Unterthanen haben zu gehorchen. Wenn sie sich gegen ihre rechtmäßigen Obrigkeiten empören und diese nicht die Macht besitzen, sie selbst zu unterwerfen, so kommen ihnen die Fürsten der heiligen Allianz zu Hülfe und zwingen die Rebellen zum Gehorsam." Im Osten wurden alle diese Grundsätze von den Königen der heiligen Allianz mit Füßen getreten. Fürst Metternich und Lord Castlereagh gaben allerdings zu erkennen, daß sie am liebsten die Griechen in derselben Weise, wie die Neapolitaner, Piemontesen und Spanier behandelt zu sehen gewünscht hätten, allein sie wagten es doch, so sehr sie die Pforte begünstigten und die Griechen verfolgten, nicht, ihre Gehässigkeiten bis zu offenem Kriege zu treiben. Alexander, der Gründer der „heiligen Allianz," und Ludwig XVIII., das Werkzeug derselben in Betreff Spanien's, gingen in ihrem Hasse gegen die griechischen Revolutionäre nicht so weit, und allmählig kam es dahin, daß Russen, Engländer und Franzosen die türkisch-egyptische Flotte bei Navarino zerstörten, dadurch die ihrem Untergange nahen Griechen retteten, daß Rußland die Pforte mit Krieg überzog und dadurch die Befreiung der Griechen zur unumstößlichen Thatsache machte.

Eine Theorie, welche im Osten zu so ganz entgegengesetztem Resultate führte, als im Westen, kann unmöglich richtig sein. Nachdem die Fürsten der heiligen Allianz den Griechen in deren Kampfe gegen die Pforte Beistand geleistet hatten, war der Bund, welcher im Westen der Freiheit so feindlich entgegengetreten war, thatsächlich gesprengt. Das Evangelium desselben, der blinde Gehorsam, war durch sie selbst umgestürzt und jeder denkende Mensch wurde mit Gewalt zu der Ansicht hingedrängt, daß die Pflicht des Gehorsams der Unterthanen nicht unbedingt sei, daß vielmehr Fälle vorkämen, in welchen diese das Recht hätten, ihren von der „heiligen Allianz" anerkannten Fürsten den Gehorsam zu versagen.

Die Verwirrung, welche die Fürsten der „heiligen Allianz" durch ihr Verhalten der Pforte gegenüber in das europäische Völkerrecht einführten, ist wahrhaft haarsträubend. Das Schwanken zwischen Gehorsamspflicht und Aufstandsrecht hatte zur nothwendigen Folge das Schwanken zwischen Krieg und Frieden. Einmal reist der russische Gesandte nach Verwerfung des von ihm übergebenen Ultimatums mit allen Zeichen drohenden Krieges von Constantinopel ab, es entsteht aber doch kein Krieg. Ein anderes Mal zerstören die verbündeten Russen, Engländer und Franzosen die türkisch-egyptische Flotte und es entsteht zwar ein Krieg gegen Rußland, nicht aber gegen Frankreich und England. Mehrere Jahre lang besteht zwischen der Türkei einerseits und den drei Interventions-

mächten anderseits ein Zwitterzustand, welcher weder Krieg, noch Frieden war. Nirgends tritt uns die Haltlosigkeit der Grundsätze der europäischen Großmächte in schlagenderer Weise entgegen, als in der orientalischen Frage. Nirgends zeigt es sich so klar, daß Grundsätze für sie nur Vorwände sind, ihrer Herrschsucht zu fröhnen, als Netze und Angelhaken, welche sie auswarfen, um im Trüben zu fischen.

Die orientalische Frage ist an und für sich sehr einfach. Sie wird nur verwickelt durch die Herrschsucht und die Eroberungsgelüste der europäischen Großmächte.

Die Türken hatten nach einem mehrere Jahrhunderte fortgesetzten Kampfe die Griechen unterjocht, wie die Mongolen die Russen besiegt hatten. Die Griechen vermischten sich nicht mit den Türken, wie die Russen nicht mit den Mongolen. Im Laufe der Zeit nahmen die Griechen an Kräften zu, während die Türken immer schwächer wurden, gerade so wie früher die Russen im Verhältnisse zu den Mongolen. Niemand verdachte es den Russen, daß sie, sobald sie konnten, das mongolische Joch abwarfen. Welcher denkende und für Recht empfängliche Mensch kann den Griechen daraus einen Vorwurf machen, daß sie sich bemühten, das türkische Joch abzuwerfen?

Doch die Russen, welche sich gegen ihre mongolischen Herren auflehnten, und dadurch wieder in die Reihe selbständiger Völker eintraten,*) besaßen nicht so viel Rechtsgefühl, die Lage der Griechen den Türken gegenüber in gleiche Linie mit derjenigen zu setzen, in welcher sie früher den Mongolen gegenüber waren. Wenigstens fehlte es dem Kaiser Alexander. Er dachte nicht entfernt daran, seinen Glaubensgenossen in der Türkei zur Wiederherstellung ihrer früheren Selbständigkeit zu verhelfen, sondern trachtete nur danach, die Türken todt zu schlagen, um deren Erbschaft und mit dieser die Herrschaft über die Griechen antreten zu können.

Der von den russischen Czaaren angegebene Ton der Eroberungspolitik brachte Disharmonie in die gesammte europäische Staaten-Entwickelung. Als Verbündete der die Wiederherstellung ihres frühern Reiches anstrebenden Griechen hätten sich die Russen um die ganze Menschheit sehr verdient machen können. Doch sie kehrten das natürliche Verhältniß der Dinge um. Sie wollten, daß die Griechen ihnen bei den Eroberungsplänen ihrer Czaaren behülflich sein sollten. Die Russen verkannten eben so sehr, als die Türken, das natürliche Recht der Griechen, das auf ihnen ruhende Joch abzuschütteln. Die Eroberungspläne der russischen Czaaren und Czaarinnen setzten wiederholt ganz Europa in Bewegung. Wer den Weg des Rechtes verläßt und die Gewalt als höchste Schiedsrichterin verehrt, kann sich darüber nicht beschweren, daß andere Fürsten von gleichen Beweggründen ausgehend, gleichfalls auf Eroberungen sinnen. So kam es denn, daß die Eroberungssucht der Russen in derjenigen der Oesterreicher, Engländer und Franzosen wiederholt eine Hemmniß fanden, welche ihnen höchst unbequem war. Die orientalische Frage löst sich einfach in diejenige auf: soll im Orient Recht gelten, oder Gewalt? Gilt das Recht, so werden die Griechen früher oder später, mit oder ohne Beihülfe ihrer christlichen Glaubensgenossen ihre Selbständigkeit im Kampfe mit den Türken wieder erobern, ohne daß Europa in seinen Grundfesten erschüttert wird. Soll dagegen dem Oriente, wie Polen gegenüber, die Gewalt auf den Trümmern des Rechtes den Ausschlag geben, so sind die natürlichen Folgen der Eroberungspolitik unausbleiblich. Die verschiedenen Großmächte, welche nicht zugeben können, daß Rußland seine Krallen immer weiter und weiter ausstrecke, werden, wie in den Jahren 1855 und 1856, in den Krieg mit herein gezogen. Das Blut wird in Strömen fließen, in der Hauptsache wird aber Alles beim Alten bleiben;

*) Siehe oben Buch VI. § 73. S. 434 ff.

der natürliche Entwickelungsgang der Nationen wird gestört, am Ende wird doch die Macht der Verhältnisse, welche allein den Griechen den Beruf gegeben hat, die Türken aus Europa zu vertreiben, den Ausschlag geben.

Die schweren Verluste, welche die Türken im Laufe eines Jahrhunderts bis zum Frieden von Bukarest erlitten hatten, waren die Folgen der inneren Zerrüttung ihres Reiches, gerade so wie früher die Niederlagen der Mongolen im Kampfe mit den Russen.

Sultan Mahmud erkannte dieses und suchte daher frühzeitig seinem Reiche durch innere Reformen neue Kraft zu geben. Wie die meisten Despoten richtete auch er sein Augenmerk zunächst nur auf die Kriegsmacht. Einer der hauptsächlichsten Beweggründe des Friedens von Bukarest war davon hergenommen.

Allein die erste Voraussetzung jeder durchgreifenden Reform besteht in der Uebereinstimmung zwischen Volk und Regierung. Wo diese nicht besteht, mögen wohl einzelne Zweige der Staatsverwaltung übertüncht werden. Umfassende Verbesserungen sind unmöglich, weil diese das Vertrauen und die Mitwirkung des Volkes voraussetzen. In der europäischen Türkei bilden aber die Griechen noch immer die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung und diese können, nach ihren geschichtlichen Erinnerungen, nach ihren religiösen und politischen Bestrebungen, nie und nimmermehr zuverlässige Mitglieder des osmanischen Reiches sein. Schon vor dem Vertrage von Bukarest hatten die Serbier Anstrengungen gemacht, das türkische Joch zu zerbrechen. Jener Friedensschluß sicherte ihnen volle Amnestie und die selbständige Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten zu. Damit waren sie aber nicht zufrieden und setzten den Kampf gegen die Pforte selbständig fort. Kaiser Alexander machte ihnen den Antrag, falls sie ihm alle festen Plätze des Landes übergeben und alle waffenfähigen Männer in das russische Heer eintreten wollten, sie zu unterstützen. Die Serbier waren weise genug, diesen schimpflichen Antrag abzulehnen. Der Kampf gegen die Osmanen begann im Juli 1813 auf's Neue. Georg Czerny, ihr heldenmüthiger Anführer, mußte entfliehen. Die Türken wütheten gleich Barbaren im Lande. Von Neuem standen die Serbier unter Milosch Obrenowitsch auf, und zwangen die Pforte zu dem Vertrage vom 15. December 1813, demzufolge Serbien in der Hauptsache zu einer selbständigen Provinz wurde. Als die Türken dessenungeachtet das Volk drückten, griffen die Serbier von Neuem zu den Waffen und erzwangen den Vertrag vom Jahre 1816, welcher ihnen ihre eigene Verwaltung und Rechtspflege sicherte. Die Türken behielten nur das Besatzungsrecht in den Festungen des Landes, namentlich Belgrad. Milosch wurde (1817) zum Fürsten, (1827) zum Erbfürsten erwählt. Seit dieser Zeit erhielt sich Serbien seine Unabhängigkeit im Kampfe sowohl mit türkischen, als russischen Intriguen.

Eine zweite Provinz, welche sich allmälig von der Türkei losmachte, ist die Moldau. Im Jahre 1777 trat die Pforte einen Theil der unteren Moldau oder Bessarabien's an Rußland, einen Theil der oberen Moldau (Bukowina) an Oesterreich und im Frieden zu Bukarest den Rest Bessarabien's an Rußland ab. Die Provinz, welche seit dieser Zeit den Namen Moldau führte, zählte nur noch eine Million zweimal hundertfünfzig tausend Einwohner. Doch im Schooße derselben regte sich, gleich wie in Serbien, der Geist der Unabhängigkeit. Der Aufstand des Jahres 1821 brachte über das Land großes Elend. Der Vertrag von Akjerman (1826) und der Friede von Adrianopel (1829) gewährten dem Lande aber eine gewisse Selbständigkeit. Die Türken mußten sich aus dem Lande entfernen. Die innere Verwaltung desselben wurde den Einwohnern, freilich unter russischem Schutze, anheim gegeben. Allein auch in der Moldau, wie in Serbien, wurde dadurch doch ein besserer Zustand angebahnt.

Eine dritte Provinz, welche sich zu einer gewissen Selbständigkeit erhob, ist die Wal-

lachei. In ihrem Schooße brach (1821) zuerst der Aufstand aus, welcher ganz Griechenland vom türkischen Joche befreien sollte. Die Wallachei hatte, gleich der Moldau, in Folge desselben schwer zu leiden. Allein sie theilte später die Schicksale ihres Nachbarländchens im Norden und geht somit, gleich diesem einer besseren Zukunft entgegen.

Die Russen blieben zwar nach dem Frieden von Adrianopel so lange als möglich in den beiden Donau-Fürstenthümern; im Jahre 1834 mußten sie dieselben aber doch endlich räumen. Seit dieser Zeit haben beide Fürstenthümer an Wohlstand, Bildung und Freiheitsdrang zugenommen. Die Bewohner beider Länder, sowie Serbien's, sind verständig genug, einzusehen, daß Selbständigkeit besser ist, als Unterwürfigkeit und haben bis zu dieser Stunde sich die erstere nach Kräften gewahrt.

Während sich auf diese Weise im Norden der europäischen Türkei drei Provinzen mit einer Gesammtbevölkerung von nahezu 5,000,000 von der Pforte, wenn auch nicht vollständig, doch in den wichtigsten Beziehungen losmachten, erhoben im äußersten Süden der europäischen Türkei die Griechen das Banner der Freiheit und errangen, wie wir im nächsten Paragraph sehen werden, nach einem neunjährigen, blutigen Kriege ihre vollständige Unabhängigkeit.

Die Pforte mußte im Kampfe mit ihren christlichen Unterthanen Schritt für Schritt zurückweichen. Zu den Schwierigkeiten und Gefahren, welche diese ihr bereiteten, kamen diejenigen hinzu, welche mohammedanische Pascha's und die auswärtigen Mächte ihr zuzogen. Der Pascha von Haleb Ali, welcher sich gegen Mahmud II. empörte, wurde zwar mit leichter Mühe besiegt. Doch ein zweiter Ali, Pascha von Janina, setzte der Pforte einen furchtbaren Widerstand entgegen. Er konnte erst nach langen Jahren eines anfangs versteckten, später offenen Aufstandes (1822) überwältigt werden. Die Art und Weise, wie dieses geschah, indem Kurschid Pascha den Gegner der Pforte unter dem Vorwande einer gütlichen Unterhandlung auf eine Insel im See von Janina lockte und daselbst niederhauen ließ, deutete zu gleicher Zeit den sittlichen und den militärischen Verfall der Pforte an.

Schlauer, als seine beiden Namensbrüder ging der Dritte der rebellischen Pascha's, Mehemed Ali zu Werke. Er bewahrte den Schein der Unterwürfigkeit und ein gutes Einvernehmen mit dem Sultan, während er in seinem Paschalik Egypten als unumschränkter Herrscher waltete, seine Streitkräfte unausgesetzt vermehrte und immer deutlicher zu erkennen gab, daß er entschlossen sei, sich von der Pforte unabhängig zu machen.

Der Krieg mit Ali Pascha von Janina und ein zweiter mit Persien (1821—1823) nahm die Streitkräfte der Türkei dermaßen in Anspruch, daß ihr zu Unterwerfung der Griechen nur geringe Mittel zu Gebote standen. Der Streit mit Persien wurde durch den Frieden zu Erzerum, welcher Alles beim Alten beließ, erledigt. Die gefährlichsten Feinde des Sultans, welche ihm unmöglich machten, im Gebiete des Kriegswesens die dringend gebotenen Reformen einzuführen, waren die Janitscharen und die mit denselben verbundenen Ulema's, welche, gleich den Reactionären West-Europa's, jede, auch noch so nothwendige Veränderung als einen Eingriff in ihre alt hergebrachten Rechte verabscheuten.

Die Janitscharen und die Ulema's machen es uns anschaulich, wie verderblich es ist, irgend eine Staatsanstalt auf die Religion zu gründen.

Die Janitscharen, welche (1329) Sultan Orkhan aus jungen christlichen Gefangenen, welche zum Uebertritt in den Islam gezwungen worden waren, errichtete, und welche sich auch später noch durch Gefangene und zum Islam gezwungene Christen rekrutirten, hatten von Alters her, wie dieses bei Abtrünnigen häufig der Fall ist, einen hohen Grad von religiösem Fanatismus kund gethan. Dieser erhielt sich auch später,

als gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts der Zehnte der Christenkinder, welcher zu deren Rekrutirung bestimmt war, aufhörte. Die Steuerfreiheit und mancherlei andere Vorrechte, welche den Janitscharen gewährt wurden, brachten zu gleicher Zeit in die gesammte Staatsverwaltung die größte Verwirrung und in das Corps selbst einen gewissen Corpsgeist, welcher der Pforte häufig große Gefahren bereitete. Hierzu kam, daß die militärische Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit der Janitscharen in gar keinem Verhältnisse zu den Opfern stand, welche diese Soldateska dem Staate auferlegte. Mehr als 400,000 Personen genossen die Vorrechte der Janitscharen. Unter den Waffen stand aber gewöhnlich nicht der zehnte Theil derselben. Diejenigen Janitscharen, welche in den Provinzen vertheilt waren, leisteten der Pforte keine, oder nur ausnahmsweise geringe und meistentheils schlechte Dienste. Diejenigen dagegen, welche zu Constantinopel standen, waren immer bereit, Aufruhr anzufangen, wenn die Angelegenheiten des Staats nicht nach ihrem Wunsche gingen. Die ganze Einrichtung derselben war auf den Volkskrieg, auf Fanatismus und Christenhaß berechnet. Eine strenge Disciplin, ein Fortschritt in der Bewaffnung und kriegerischen Ordnung war für sie eine Unmöglichkeit.

An den Ulema's hatten sie ihre Stützen. Denn diese ruhten auf einer ähnlichen Grundlage, wie ihre Genossen vom Schwerdte. Die Ulema's sind zugleich Rechtsgelehrte und Geistliche, weil sie nach den Vorschriften des Koran's Recht zu sprechen haben. Ihre ganze Weisheit besteht in der Kenntniß dieses Buches, wovon die nothwendige Folge ist, daß sie alles andere Wissen verachten und allen Gesetzen, welche nicht im Koran enthalten sind, feindlich gegenüber stehen.

Mahmud II. besaß Einsicht genug, um zu erkennen, daß mit Soldaten, wie die Janitscharen, den kriegsgeübten europäischen Truppen nicht die Spitze geboten werden könne. Er fing den Kampf mit dieser Soldateska dadurch an, daß er einzelne Abtheilungen derselben nach Griechenland schickte, welche dort zum größten Theile ihren Untergang fanden. Im Jahre 1826 zählten sie aber immer noch beiläufig 50,000 Bewaffnete. Zu dieser Zeit entschloß sich Sultan Mahmud II. zu einem entscheidenden Schlage. Er hatte damals schon einige Truppen auf europäischem Fuße organisirt und lud die Janitscharen zu Constantinopel ein, in die neue Miliz (Nizam-Dschedid) zu treten. Anfangs schienen sie dazu willig. Plötzlich empörten sie sich und verlangten, nach alter Gewohnheit, die Köpfe ihrer Gegner. Mahmud II. hatte aber seine Maßregeln getroffen. Auf seiner Seite standen der ehemalige Janitscharen-Führer Hussein-Aga und der Mufti, das Haupt der Ulema's. Durch letztern ließ der Sultan den Bann über die Janitscharen aussprechen, durch erstern sie mit den Waffen angreifen. Ein dreitägiger mörderischer Kampf entspann sich. Mahmud mußte zu der äußersten Maßregel, der Entfaltung der Fahne des Propheten schreiten. Alle gläubigen Mohammedaner wurden dadurch aufgefordert, zu den Waffen zu greifen. Endlich wurden die Janitscharen besiegt. Achttausend derselben blieben im Kampfe, fünfzehntausend wurden später hingerichtet, zwanzigtausend in die Verbannung geschickt.

Der Sieg war schwer erkauft. Die Opfer desselben schlugen der Pforte um so schwerere Wunden, als diese gerade damals zahlreicher Heere sehr nothwendig bedurfte. Allein das Janitscharenunwesen wurde durch den Kampf im Juni 1826 und die darauf folgenden Strafurtheile von Grund aus beseitigt. Die spätere Geschichte der Türkei hat übrigens gezeigt, daß durch Reformen, welche sich auf das Militärwesen beschränken, der Pforte nicht aufgeholfen werden könne.

Der Kampf gegen Griechenland nahm von Jahr zu Jahr eine der Pforte immer ungünstigere Wendung. Kurz nach der Vernichtung der Janitscharen mußte der Sultan

in den Conferenzen zu Akjerman sämmtliche zweiundachtzig Forderungen des russischen Ultimatums zugestehen (6. October 1826). Sie verlor demzufolge alle Festungen in Asien, welche Rußland nach dem Frieden von Bukarest hätte herausgeben sollen, aber besetzt gehalten hatte. Die Verwickelungen, in welche die Pforte durch den Aufstand in Griechenland versetzt worden war, dauerten fort. Die Schlacht von Navarino (20. October 1827) wurde geschlagen. Die ganze türkisch-egyptische Flotte ging in derselben zu Grunde. Mahmud II. wagte es nicht, zugleich mit den drei Mächten, welche dazu mitgeholfen hatten, anzubinden. Doch mit Rußland versuchte er den Kampf. Nach einem zweijährigen Kriege mußte er sich zum Frieden zu Adrianopel (1829) bequemen.*)

Alle Anstrengungen Sultan Mahmud's II., welchem das Zeugniß eines energischen Willens nicht versagt werden kann, scheiterten an der Macht der Verhältnisse. Die schmerzlichste Wunde, welche der Türkei geschlagen wurde, ging aus dem Freiheitskampfe der Griechen hervor.

§ 59. Griechenland und Egypten.

Die großen Thaten der Altvordern gehen den Nachkommen nicht verloren. Sie sind Schätze, welche, gleich Fideicommissen, von Geschlecht zu Geschlecht übergehen. Der Schlüssel zu dem Gewölbe, welcher sie verschließt, ist gewichtig. Eine gewisse Kraft und Geschicklichkeit ist erforderlich, sich seiner mit Erfolg zu bedienen. Diese war im Laufe der Jahrhunderte der Mehrzahl der Griechen abhanden gekommen. Allein die Kämpfe, welche ganz Europa von 1789 bis 1815 durchzuckten, fachten den nie ganz verglommenen Funken der Freiheit im Schooße des Griechen-Volkes von Neuem an. Der Sporn, welcher in den Thaten der großen Griechen für die Bewohner ihres Landes lag, fing wieder an, zu wirken. Nimmer konnten die Griechen das türkische Joch mit Freudigkeit oder auch nur Gelassenheit tragen. Die Zahl Derer, welche sich mit Recht Nachkommen der alten Griechen nannten, war klein; schwerlich erreichte sie im ganzen Gebiete des türkischen Reiches zwei Millionen, welche über Kleinasien, Macedonien, Thessalien und den Inseln zerstreut waren. Allein die übrigen christlichen Stämme: Albanesen oder Arnauten (mehr als anderthalb Millionen), Wallachen (gegen vier Millionen), verschiedene slavische Stämme: Bulgaren, Serbier, Montenegriner, Bosnier (gleichfalls beiläufig vier Millionen zählend) rechneten sich theils wegen der Religionsgemeinschaft, theils aber auch im Hinblick auf die große Vergangenheit der Griechen zu den Letzteren. Drei und ein halbes Jahrhundert, nachdem die Türken den Halbmond zu Constantinopel aufgepflanzt hatten, zählte ihr Stamm noch immer weniger Seelen, als die Christen. Vierzehn Millionen der Letzteren wurden von elf und einer halben Million Türken in Unterwürfigkeit gehalten. Neben Türken und Christen lebten Juden (beiläufig eine Million) und verschiedene andere Völkerschaften im Schooße des türkischen Reiches, dessen Gesammtbevölkerung fünfunddreißig Millionen schwerlich überstieg. In dem afrikanischen Theile des Reiches mit vier Millionen und in dem asiatischen mit achtzehn Millionen Einwohnern hatten die Mohammedaner das Uebergewicht; in der europäischen Türkei waren dagegen die Christen weit zahlreicher, als die Mohammedaner. Freilich waren die Christen unterdrückt, während die Mohammedaner herrschten. Allein es kam nur darauf an, in den Herzen der christlichen Stämme den Funken der Begeisterung wieder zu entflammen, um ihnen die Kraft zu geben, das auf ihnen ruhende schmähliche Joch zu zerbrechen. Die Schwierigkeit war für die

*) Siehe oben § 47. Seite 492.

europäische Türkei, woselbst die Christen die überwiegende Mehrzahl bildeten, nicht groß, vorausgesetzt, daß diese einig waren.

Schon im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts tauchte der Gedanke der Befreiung Griechenland's auf. Damals waren es die Russen, welche ihn hegten. Die Griechen waren übrigens klug genug, sich durch die ehrgeizigen Bestrebungen der Kaiserin Katharina nicht täuschen zu lassen. Sie wollten nicht zu den Waffen greifen, um das türkische Joch mit dem russischen zu vertauschen. Nur einzelne Aufstände vermochten die russischen Agenten zur Zeit der Schlacht von Tschesme *) anzuzetteln, welche im Blute der Getäuschten erstickt wurden.

Die geheime Gesellschaft, welche auf Anregung des Thessaliers Constantin Rhigas in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Namen Hetärie (Genossenschaft) der Freunde gegründet wurde und welche zugleich auf politischen und religiösen Grundlagen ruhte, wirkte mächtig für die Wiederbelebung des Geistes der Freiheit unter allen christlichen Stämmen des türkischen Reiches. Die französische Revolution drang mit ihrer die Völker wider die Tyrannen aufregenden Gewalt bis in die Thäler des Eurotas und des Jlissus und auf die Bergeshöhen des Oeta und des Olympos. **) Rhigas verstand es, durch kriegerische Lieder, welche er den französischen Revolutionshymnen nachbildete, den kriegerischen Geist seines Volkes und namentlich jener Schaaren, welche unter dem Namen Armatolen oder Klephthen eine gewisse Unabhängigkeit behaupteten, zu entflammen. Dieselben zählten im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts beiläufig zwölf tausend Mann, welche in Abtheilungen von dreihundert bis sechshundert Mann unter selbstgewählten Anführern (Capitani) eine ansehnliche Kriegsmacht bildeten. Die türkischen Pascha's pflegten durch Geld und gute Worte sich deren Dienste oder doch deren friedliche Gesinnungen zu sichern.

Auch nach dem gewaltsamen Tode des Rhigas (Mai 1798) lebte die Hetärie noch fort. Sie erhielt eine neue Anregung zur Thätigkeit durch die Freiheitskämpfe der Jahre 1813 und 1814. Die Griechen, wie alle übrigen Völker Europa's, wurden durch den Wiener Congreß getäuscht. Auch sie hatten gehofft, dort Freunde unter den Machthabern zu finden. Sie sahen sich auf die eigene Kraft verwiesen und machten von derselben Gebrauch. Sie gründeten eine neue Hetärie, welche ihren Hauptsitz in Rußland hatte und auf russische Hülfe rechnete. Die Griechen glaubten dieser so gewiß zu sein, daß sie die Stelle eines Oberhauptes ihres Bundes einem russischen Minister, dem Grafen Kapodistrias, und als dieser abgelehnt hatte, dem russischen Generalmajor Alexander Ypsilantis anboten. Letzterer war der älteste Sohn des frühern Hospodar's der Wallachei, welcher, weil er sich nicht zum Werkzeuge napoleonischer Ränke hergab, (1806) nach Rußland geflüchtet und dort (1816) gestorben war. Alexander Ypsilantis nahm die auf ihn gefallene Wahl, ohne Zweifel mit Zustimmung des russischen Kaisers Alexander, an. Er, so wenig, als die übrigen Mitglieder des Bundes, konnten damals ahnen, daß die „heilige Allianz" ihre Anwendung auch auf die Griechen in ihrem Verhältnisse zu den Türken finden sollte.

Während das ganze übrige Europa mehr, als zwei Jahrzehnte lang, durch Kriege verwüstet worden war, hatten sich die Griechen eines nur wenig unterbrochenen Friedens erfreut. Ihr Handel hatte einen großartigen Aufschwung genommen. Sechshundert Schiffe, welche von mehr als zweitausend tüchtigen Matrosen bemannt, zum Kriegsdienste nicht minder, als zum Handel tauglich waren, bildeten eine nicht zu verachtende Seemacht.

*) Siehe oben Buch VIII., § 62, S. 378.

**) Siehe oben Buch I., § 67, S. 95 ff.

Die neue Hetärie verbreitete sich in den Jahren 1814 bis 1821 nicht blos über ganz Griechenland, sondern auch über alle Küstenplätze der asiatischen Türkei und hatte ihre Verzweigungen selbst in vielen Städten West-Europa's. Der Druck, welchen Ali Pascha auf die Griechen ausübte, gab dem Bunde neue Aufforderung zur Thätigkeit. Fünfzehn Jahre lang hatten die Sulioten (ein aus Illyriern und Griechen gemischter christlich-albanesischer Volksstamm) mit Ali Pascha von Janina gekämpft. Endlich (1803) waren sie unterlegen, hatten zuerst in Parga und später auf den jonischen Inseln Zuflucht gesucht. Im Jahre 1820 rief sie Ali Pascha zurück, räumte ihnen die Festung Kiaka ein und stellte ihnen seinen Enkel als Geißel. Der Krieg, welchen damals Ali Pascha gegen die Pforte führte und der Tod des Hospodar's der Wallachei, Sutzo (11. Februar 1821), waren Ereignisse, welche einer Schilderhebung der Griechen sehr günstig schienen. Seit 1817 waren alle griechischen Primaten von Einfluß, desgleichen die angesehensten Klephthen, Mitglieder der Hetärie. Die Häupter des Bundes beschlossen, das Banner der Befreiung Griechenland's zu erheben. Sogleich nach dem Tode Sutzo's sandte der wallachische Oberst Georgakis, einer der eifrigsten Hetäristen, in Uebereinstimmung mit Alexander Ypsilantis, den Wallachen Wladimiresko mit hundertachtzig Mann in die kleine Wallachei. Dieser sammelte schnell um sich eine zahlreiche Schaar, mit welcher er Bukarest eroberte. Wladimiresko handelte jedoch nicht in Uebereinstimmung mit den Weisungen des Hauptes der Hetärie und brachte dadurch sofort Zwiespalt in die Reihen der Freiheitskämpfer. Alexander Ypsilantis ging kurz darauf über den Pruth, rückte (7. März) in Jassy ein und brachte schnell die ganze Moldau in Bewegung. Er sammelte um sich ein zahlreiches Heer. Dessen Kern bildete die s. g. heilige Schaar, welche aus begeisterten Mitgliedern der Hetärie bestand. In seinen Aufrufen gab Ypsilantis zu verstehen, daß die Griechen auf russische Hülfe zählen könnten. Ohne Zweifel hatte er guten Grund zu dieser Andeutung. Doch seit 1814 war in den politischen Bestrebungen Kaiser Alexander's ein Wendepunkt eingetreten. Seit den Congressen von Troppau und Laibach lag der russische Czaar in den Banden der Furcht vor Aufständen und Revolutionen. Die Zusagen, welche der Czaar der Hetärie in früheren Zeiten gegeben haben mochte, waren ihm jetzt unbequem. Er stellte sie in Abrede und sagte sich entschieden von den Griechen und deren Freiheitsbestrebungen los. Dadurch erhielten diese von Anfang an einen furchtbaren Stoß. Der Zwiespalt zwischen Ypsilantis und Wladimiresko trug gleichfalls viel dazu bei, dem Unternehmen Schwierigkeiten zu bereiten. Die Türken zogen mit Uebermacht heran. Ypsilantis erlitt (29. Juni 1821) bei Skuleni, Georgakis' (26. August 1821) im Kloster Sekka eine entscheidende Niederlage. Ypsilantis mußte sich auf österreichisches Gebiet flüchten und wurde daselbst, wahrscheinlich um Enthüllungen zu verhüten, welche dem Kaiser Alexander unangenehm gewesen wären, gefangen gehalten und erst in Freiheit gesetzt (Herbst 1827), als er dem Tode nahe war. Er starb am 31. Januar 1828 zu Wien. Georgakis war im Kloster Sekka kämpfend gefallen. Der Aufstand in den Donaufürstenthümern wurde daher schnell erdrückt.

Mittlerweile hatten aber die Griechen in Morea (Anfangs April 1821) zu den Waffen gegriffen. Theodor Kolokotronis und Pietro Mauromichalis trieben in mehreren Gefechten die Türken zurück. Eine Nationalversammlung, welche (am 9. April 1821) unter dem Namen des Senats von Messenien zusammentrat, brachte gleich Anfangs eine gewisse Ordnung in den Gang der Bewegung.

Nach dem Plane der Hetärie sollte der Hauptschlag am 6. März 1821 zu Constantinopel geführt werden. Zahlreiche Waffenvorräthe waren daselbst, zum Theil in den griechischen Kirchen, aufgehäuft worden. Diese sollten am Abende des 5. März an die

griechischen Bewohner der Hauptstadt, welche hundertundfünfzigtausend Menschen zählten, vertheilt und dadurch der Pforte der vernichtende Stoß beigebracht werden. Unglücklicher Weise erhielt der englische Gesandte, Lord Strangford, von diesem Plane Kenntniß, verrieth denselben der Pforte und vereitelte ihn dadurch. Die Waffenvorräthe der Griechen wurden entdeckt, die Häupter der Verschwörung gefangen genommen. Der Sultan erließ einen Hattischerif (Cabinetsbefehl), in welchem er das ganze Volk der Osmanen aufforderte, sich zu waffnen. Die Türken geriethen dadurch in furchtbare Aufregung und richteten (19. April 1821) in Constantinopel ein schauderhaftes Blutbad an, in welchem ohne Unterschied Männer, Weiber und Kinder niedergemetzelt wurden. Wer als Grieche erkannt wurde, verlor, ohne Untersuchung, ob er an der Verschwörung Theil genommen habe, oder nicht, sein Leben. Dem rohen Ausbruche der Wuth des Pöbels folgten die von dem Sultan angeordneten Hinrichtungen auf dem Fuße nach. Der Fanariote Fürst Morusi, der Dragoman (Dolmetscher) der Pforte, der Patriarch Gregorius, dreihundert der reichsten griechischen Kaufleute, drei Erzbischöfe und mehrere Priester wurden hingerichtet. Mehr als dreißigtausend Menschen verloren inmitten dieser Schlächtereien ihr Leben. Besondern Anstoß gab es, daß die genannten Geistlichen am Ostermontage, nach kaum beendigtem Gottesdienste, an der Thür der Kirche im priesterlichen Ornate aufgehängt wurden. Es lag hierin offenbar ein der gesammten Christenheit gebotener Hohn, welcher einen Schrei der Entrüstung in ganz Europa hervorrief. Die Pforte gab dadurch selbst den schlagendsten Beweis ihrer Barbarei.

Schriftsteller der entgegengesetztesten Ansichten suchten zwar die Pforte zu entschuldigen, die einen, indem sie auf die von christlichen Monarchen in West-Europa verübten Greuelthaten, die anderen, indem sie auf das Recht der Regierung, ihre Unterthanen zu strafen, hinwiesen. Der gesunde Menschenverstand und das natürliche Rechtsgefühl läßt sich aber durch derartige Beschönigungen nicht irre führen. In der Türkei handelte es sich nicht blos um einen Kampf der Freiheit, sondern auch der Religion und der Nationalität. Daher kam es denn, daß alle Diejenigen, welche auch nur für einen dieser drei Hebel geistiger Bewegung Sinn hatten, ihre lebhaftesten Sympathien den Griechen und den äußersten Abscheu den Türken widmeten. Die Cabinette Europa's waren allerdings reiner und edeler Gefühle unfähig. Im Bewußtsein, daß ihre Herrschaft, gleich derjenigen des Sultan's, nur auf Gewalt beruhe, standen sie alle auf der Seite der Pforte. Jahre vergingen, bevor der einmüthige Schrei der Entrüstung, welchen alle Völker Europa's, ohne Unterschied des Glaubens und des Maßes der ihnen zugetheilten politischen Freiheit erhoben, die stumpfen Gemüther der Kaiser, Könige und Minister erschütterte. Die Griechen aber, welche die Fahne der Freiheit noch nicht gesenkt hatten, wurden durch die Constantinopolitanischen Aprilgreuel zu einem Kampfe auf Tod und Leben gedrängt, welcher, wenn auch nach schweren Opfern und mannigfaltigen Wechselfällen, doch mit Sieg gekrönt wurde.

Von Morea verbeitete sich der Aufstand schnell nach den Inseln. Spezzia, Psara und Hydra entfalteten das Banner der Freiheit. Ein griechisches Geschwader unter Tombasis vereinigte rasch alle übrigen Inseln des Archipels, mit alleiniger Ausnahme von Chios, unter derselben Fahne. Im Nordwesten breiteten sich die Sulioten aus, im Nordosten erhoben sich Phocis, Böotien und Attika. Die Türken behaupteten sich nur noch in der Akropolis von Athen. Bis nach Magnesia in Thessalien und Macedonien breitete sich der Aufstand aus.

Die Pforte erwartete, nachdem sie drei Monate lang gegen die Griechen gewüthet hatte, daß Rußland zu den Waffen greifen würde und schickte daher den größten Theil ihrer Streitkräfte dem Norden zu. Die Griechen konnten um so leichter Fortschritte machen.

Admiral Tombasis schlug die türkische Flotte bei Mitylene (8. Juni 1821). Ein anderes Geschwader der Griechen, welches weiter im Westen längs den Küsten dahin segelte, ermuthigte die Städte Missolunghi und Anatolika und durch diese ganz Anatolien und Akarnanien zum Aufstande. Um diese Zeit (Ende Juni 1821) traf Demetrius Ypsilantis, der Bruder des gefangenen Alexander's, in Morea ein. Im Herbste des Jahres 1821 waren die Türken auf sechs Festungen in Morea beschränkt. Doch bald rückten sie mit Uebermacht heran. Der Zwiespalt, welcher seit der Ankunft des Demetrius Ypsilantis unter den Führern der Bewegung ausbrach, lähmte deren Kraft.

Im Anfange des Jahres 1822 verkündigte die Nationalversammlung der Griechen die unter dem Namen „Organisches Gesetz von Epidauros" bekannte neue Landesverfassung. Maurokordatos trat an die Spitze der Regierung. Doch es gelang ihm nicht, Einheit und System in die Kriegführung zu bringen. Die Führer der einzelnen Heerhaufen konnten sich weder mit einander, noch mit der Landesregierung verständigen. Fast jedes Jahr fanden im Schooße der Regierung mehr oder weniger umfassende Personenwechsel statt, welche an dem Stande der Dinge, im Ganzen genommen, wenig änderten. Dennoch wurde der Kampf gegen die Türken mit großer Tapferkeit und Entschlossenheit fortgesetzt. Kolokotronis schlug die Türken unter Dram Ali, nahm Nauplia (1822) und Korinth (1823) ein. In Nord-Griechenland erlitten aber die Sulioten bei Peta (16. Juli 1822) eine entscheidende Niederlage, welche sie zwang, zum zweiten Male ihre Heimath zu verlassen. Doch schon im folgenden Jahre wetzten sie die Scharte aus, indem sie den Seraskier Mustapha (17. August 1823) auf's Haupt schlugen.

In Macedonien und Thessalien konnte der Aufstand sich nicht ausbreiten, vielmehr mußten die Griechen dort mehr und mehr vor den Türken zurückweichen. Doch gewannen sie (1822) die Akropolis von Athen. Miaulis schlug die türkische Flotte zu wiederholten Malen. Zwar überfiel (April 1822) der Kapudan Pascha, Kara-Ali, die Insel Chios, welche sich dem Aufstande angeschlossen hatte und wüthete dort mit einer Grausamkeit, welche ganz Europa mit Entrüstung erfüllte; doch in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni desselben Jahres verbrannte Kanaris die türkische Flotte vermittelst zweier Brander, welche er mitten in dieselbe einführte.

Ganz Europa blickte mit gespannter Bewegung auf den Kampf zwischen Griechen und Türken. Die zu Verona versammelten Mächte wiesen die griechischen Gesandten zurück, ohne sie anzuhören, doch die öffentliche Meinung stand auf ihrer Seite. In Deutschland, England und Frankreich bildeten sich zahlreiche Vereine, welche milde Gaben sammelten und den Griechen zusandten. Einzelne angesehene Männer, namentlich der Bankier Eynard und Lord Byron traten für sie in die Schranken, indem sie denselben ansehnliche Geldsummen zuschickten oder selbst mit dem Schwerte in der Hand an deren Kämpfen Theil nahmen. Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1822 hatte sich ein Philhellenen-Bataillon gebildet, welches jedoch in der Schlacht bei Peta seinen Untergang fand. Neue Schaaren von Griechenfreunden zogen nach dem Osten. Die englischen Bankiers schossen dem jungen Staate (21. Februar 1824) achtmalhunderttausend Pfund Sterling vor. Die Streitkräfte der Türken waren dermaßen erschöpft, daß der Sultan sich nicht anders zu helfen wußte, als dadurch, daß er den Sohn Mehemed Ali's, Ibrahim, zum Pascha von Morea ernannte, um sich dadurch die Hülfe des Vaters zu verschaffen. Anfangs Juni 1824 segelte Ibrahim Pascha mit einer zahlreichen Flotte, welche zweiundzwanzigtausend Mann Landungstruppen an Bord hatte, von Alexandria ab. Miaulis trieb den Kapudan Pascha und die Flotte Ibrahim Pascha's zurück. Allein (24. Februar 1825) landete Ibrahim bei Modon und überschwemmte bald mit seinen wilden Schaaren ganz

Digitized by Google

Morea. Der Wütherich schickte Schiffsladungen gefangener Griechen als Sklaven nach Egypten und verwandelte Morea in eine Wüstenei. Zugleich rückte Redschid Pascha vom Norden vor und eroberte im Verein mit Ibrahim Pascha Missolunghi (Ende April 1826). Athen fiel (17. August 1826) in die Gewalt Redschid Pascha's. Doch in der Akropolis behaupteten sich noch die Griechen.

Je furchtbarer diese Schläge waren, desto lauter erschallte der Schrei der Entrüstung über die Niederträchtigkeit der christlichen Regierungen durch ganz Europa. Lord Cochrane eilte mit einigen Schiffen den Griechen zu Hülfe. Sir Richard Church leistete denselben gute Dienste. Jener wurde von der Nationalversammlung in Trözene zum Oberbefehlshaber der Seemacht ernannt, dieser an die Spitze des Landheeres gestellt. Dieselbe Versammlung ernannte (14. April 1827) den Grafen Kapodistrias auf sieben Jahre zum Regenten des griechischen Freistaates. So schrecklich die Lage der Griechen auch war, setzten sie doch ihren Widerstand gegen die Türken und Egypter fort. Die Pforte glaubte schon, die Griechen unterworfen zu haben. Mit unerhörtem Uebermuthe wies sie alle Vermittelungsvorschläge Rußland's, England's und Frankreich's zurück und trieb dadurch diese Mächte weiter, als sie Anfangs zu gehen entschlossen waren. So kam es (20. October 1827) zur Schlacht von Navarino, in welcher die türkisch-egyptische Flotte vernichtet wurde.

Am 18. Januar 1828 langte Graf Kapodistrias in Nauplia an. Am 29. August 1828 setzte der französische General Maison vierzehntausend Mann an's Land und zwang dadurch die Egypter, abzuziehen. So war Griechenland von den dringendsten Gefahren, womit es der äußere Feind bedroht hatte, gerettet. Doch im Innern des Landes dauerte die Gährung fort. Kapodistrias verstand es nicht, sich die Achtung und Liebe der Griechen zu erwerben. Er war zu lange im Dienste des russischen Czaaren gestanden, als daß er fähig gewesen wäre, Griechenland nach republikanischen Grundsätzen und frei von russischen Vorurtheilen zu leiten. Sein Starrsinn und seine Gewaltthätigkeit führten höchst bedenkliche innere Kämpfe herbei. Am 9. October 1831 fiel er unter den Händen Constantin's Mauromichalis und dessen Neffen, Georg's Mauromichalis.

Mittlerweile hatten die drei Seemächte vermittelst Protokolls vom 3. Februar 1830 Griechenland zu einem unabhängigen Staate erklärt. Zuerst sollte der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg die griechische Krone tragen. Als dieser aber, nachdem er dieselbe angenommen hatte, später ablehnte, trat, vermittelst eines am 7. Mai 1832 abgeschlossenen Vertrages, Prinz Otto von Baiern an dessen Stelle.

Ueber die Gränze des jungen Staates war lange Zeit gestritten worden. Am Ende wurde dieselbe durch eine vom Meerbusen von Arta über das Othrysgebirge bis zum Golfe von Volo etwa unter dem 39. Grade nördlicher Breite gezogene Linie festgestellt. Griechenland umfaßt demnach die ehemaligen Provinzen Morea und Rumelia oder Livadia nebst einigen angränzenden Gegenden, oder den Peloponnes, das alte Mittel-Griechenland oder Hellas im engern Sinne des Wortes, und den im Süden des Othrys belegenen Theil von Thessalien oder Phthiotis, endlich die Insel Euböa oder Negroponte, den größten Theil der Cykladen und einige der westlichen Sporaden, im Ganzen achthundert und sechsundachtzig Quadratmeilen.

Um die Insel Candia, das Creta der Alten, wurde ein langer, blutiger Kampf geführt. Am Ende blieb sie den Türken. Von dem classischen Griechenland wurde demnach, dem Flächenraume nach, kaum die Hälfte vom türkischen Joche befreit.

Wenn das Königreich Griechenland mit dem baierischen Otto an dessen Spitze als das Endresultat des langjährigen Kampfes betrachtet werden müßte, so könnte man daher

wohl bezweifeln, daß dasselbe einer so großartigen Anstrengung, wie die Griechen sie machten, werth gewesen wäre. Allein der ursprüngliche Plan der Hetärie ging weiter. Früher oder später wird dieser gewiß wieder aufgenommen werden, und dann wird die Freiheit Griechenland's, so beschränkt sie uns jetzt auch erscheinen mag, ihre Früchte tragen. Eine allgemeine Schilderhebung der Griechen ist jetzt weit leichter, als im Jahre 1821 einzuleiten und hat weit günstigere Aussichten auf einen endlichen Sieg, als damals. Es kommt nur darauf an, daß ein Wind die vereinzelten Funken der Freiheit, welche in der ganzen europäischen Türkei glimmen, zu einer Flamme anfache. Dann werden die Griechen, auch ohne fremde Hülfe, das türkische Joch zerbrechen.

Nimmermehr werden die Russen zu einem solchen Zwecke den Griechen Beistand leisten. Darüber sind diese ohne Zweifel während des Freiheitskrieges und später zur Genüge aufgeklärt worden. Fünf Millionen Griechen im Norden, und eine Million im Süden müßten wohl im Stande sein, ihren in der europäischen Türkei wohnenden Stammes- und Glaubensgenossen den Sieg über die Türken zu verschaffen, um so mehr, als im Augenblicke der Gefahr die Pforte auf keinen ihrer Pascha's mit Sicherheit zählen kann. Seit langer Zeit war jeder der türkischen Statthalter bereit, sich unabhängig zu machen, sobald sich ihm dazu eine Gelegenheit bot.

Das einzige Land, welches der Pforte in Afrika geblieben, war Egypten. Dort hatte sich Mehemed Ali festgesetzt. Zur Zeit des Krieges mit den Franzosen war derselbe (1800) an der Spitze des Contingentes seiner Vaterstadt Kavala in Macedonien dahin gekommen. Durch List und Grausamkeit verstand er es, sich mehr und mehr emporzuschwingen, bis er (1806) von der Pforte zum Pascha von drei Roßschweifen und von Egypten ernannt wurde. Der Mameluken entledigte er sich, indem er die Führer derselben zu sich lud und nach dem ihnen gegebenen Festmahle, vierhundert und siebenzig an der Zahl, durch seine albanesischen Söldner abschlachtete. Nicht zufrieden mit dem vergossenen Blute, ließ er später noch über fünfhundert derselben tödten und vernichtete dadurch vollständig die Macht der Mameluken. Die Pforte mischte sich nicht in diese Angelegenheiten. Mehemed Ali dehnte seine Macht immer weiter aus, und als Sultan Mahmud, um den gefährlichen Satrapen dem Verderben zu weihen, diesem den Auftrag gab, die Wechabiten in Arabien zu bekämpfen, so wuchs dadurch des Pascha's Ansehen noch mehr, indem es diesem gelang, durch seinen Sohn Ibrahim (1816—1818) die Wechabiten vollständig zu vernichten. Ein großer Theil Arabien's fiel dadurch unter die Gewalt Mehemed Ali's, welcher sich auch Nubien und Kordofan unterwarf. Mit Hülfe europäischer Offiziere gründete er ein egyptisches Landheer und eine Seemacht mit allen Erfordernissen derselben. Er baute Festungen und Zeughäuser, errichtete Werkstätten zur Verfertigung aller Arten von Kriegsbedarf, legte Werften an und verfuhr dabei immer, wenn nicht mit großer Sachkenntniß, so doch mit niemals rastender Thätigkeit und einer seltenen Ausdauer.

Sein Zweck war übrigens nur darauf gerichtet, für sich und seine Familie eine möglichst große Macht zu gründen. Was er mit seinen Klauen erreichen konnte, riß er an sich. Die große Masse des Volkes mußte sich von ihm gebrauchen lassen, sei es beim Landbau, in den von ihm angelegten Fabriken, oder in dem von ihm gegründeten Heere. Auf die Schwarzen des Südens ließ er in unmenschlicher Weise Jagd machen, um sie als Sklaven zu verkaufen. Die liegenden Gründe aller frommen Stiftungen, so wie diejenigen aller Privatpersonen, welche er an sich reißen konnte, nahm er in Besitz. Landbau, Fabriken, Sklavenhandel und viele andere Erwerbszweige betrieb er als Monopol. Die Pforte wagte nicht, ihn in der Ausübung seiner unumschränkten Willkürherrschaft zu stören. Im Gegentheile war sie bereit, die Macht des Pascha's noch zu vermehren, um ihn zu bestim-

Digitized by Google

men, gegen Griechenland zu Felde zu ziehen. Durch die Schlacht von Navarino wurde übrigens die egyptische Flotte fast gänzlich zerstört. Ibrahim Pascha mußte sich aus Morea zurückziehen. Sein Plan, sich daselbst festzusetzen, scheiterte. Wenn er gelungen wäre, so hätte die Pforte, wie sich aus den späteren Unternehmungen Mehemed Ali's deutlich ergab, nicht viel dabei gewonnen. Schon bald traten die ehrgeizigen Absichten des egyptischen Satrapen immer deutlicher zu Tage. Ohne die Dazwischenkunft der christlichen Mächte, wäre die Pforte durch Mehemed Ali um das Jahr 1840 über den Haufen geworfen worden.

Die Türkei konnte sich durch eigene Kraft nicht länger behaupten. Doch die Eroberungssucht der verschiedenen Großmächte Europa's, welche sich über die Theilung der Türkei nicht so leicht einigen konnten, wie über diejenige Polen's, fristete der Pforte bis auf den heutigen Tag ein ärmliches Dasein. Voraussichtlich wird dieses aber nicht länger dauern, als der Schlummer, in welchem die Nationen Europa's befangen sind. Sobald die Völker des Westens das auf ihnen ruhende Joch der Tyrannei brechen, werden auch diejenigen des Ostens sich erheben und der Herrschaft der Türken ein Ende machen.

Fünfter Abschnitt.

Die Revolutionen von 1830 und 1831.

§ 60. Die Juli-Revolution.*)

Eine düstere Wetterwolke hing über ganz Europa. Aller Augen wandten sich gegen Paris. Denn dort hatte seit längerer Zeit schon dumpfer Donner gegrollt. Jeder fragte: wer wird siegen, Karl X. mit seinen Aristokraten, Pfaffen und Soldaten, oder die französische Nation mit ihrer Liebe zur Freiheit?

Schon in den ersten Tagen des Monats Juli hatte Herr Chantelauze den förmlichen Antrag auf einen Staatsstreich gestellt. Alle Minister waren über die Nothwendigkeit und die Rechtmäßigkeit desselben einverstanden. Nur Herr von Ranville wünschte, daß derselbe auf einige Wochen hinausgeschoben werden möge. Am 24. Juli versammelten sich die Minister und beriethen sich über die Einzelnheiten des Staatsstreichs.

Als Herr von Bourmont abreiste, um das Commando über die gegen Algier bestimmte Armee zu übernehmen, hatte Herr von Polignac sich das Kriegsministerium beigelegt, von dessen Geschäftsführung er durchaus nichts verstand. Diese einzige Anordnung genügte, den beabsichtigten Staatsstreich von vorn herein zu schwächen. Eine so schlaffe Faust, wie diejenige Polignac's, konnte denselben nicht mit Kraft führen. Nur der Kriegsminister hätte aber dem Streiche, den man beabsichtigte, Nachdruck verleihen können. Unter der Hand erhielten mehrere Personen Kenntniß von den Absichten des Cabinets. Talleyrand hatte diese errathen. Casimir Périer, welcher seit einiger Zeit in geheimen Beziehungen zum Hofe stand, wurde davon benachrichtigt.

Nur Herr von Haussez sprach in der Cabinetssitzung vom 24. einige Zweifel in Betreff der Zahl der Truppen aus, auf welche der Hof rechnen könne. Herr von Polignac begegnete denselben mit großem Selbstvertrauen. Am 25. Juli wurden die Ordonnanzen

*) Louis Blanc histoire de dix ans.

Digitized by Google

unterzeichnet. Sie suspendirten die Freiheit der periodischen Presse auf unbestimmte Zeit, lösten die Deputirtenkammer auf, stießen das verfassungsmäßige Wahlgesetz um und setzten an dessen Stelle ein anderes, mit dessen Hülfe der Hof der Stimmenmehrheit in der Deputirtenkammer sicher zu sein vermeinte.

Im Verhältniß zu dem December-Staatsstreiche Napoleon's III. vernichteten die Juli-Ordonnanzen Karl's X. nur einen sehr geringen Theil der Freiheiten des französischen Volkes. Auch waren die Maßregeln, welche Karl X. zur Aufrechthaltung seines Staatsstreichs ergriff, nicht entfernt so grausam, als diejenigen Napoleon's. Doch die Art und Weise, wie die Bourbonen nach Frankreich zurückgekehrt waren, wie sie mit den auswärtigen Mächten Frieden geschlossen und Freundschaft gehalten, hatte die französische Nation mit einem Ingrimm gegen dieses Königsgeschlecht erfüllt, welcher nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um in vollen Flammen auszubrechen. Die Bourgeoisie, die Mitglieder beider Kammern, deren Anhänger und Freunde, sodann der große Kreis strebender Männer, welche mit diesen in näherer oder fernerer Verbindung standen, wurden durch die Ordonnanzen vom 25. Juli auf's Tiefste erschüttert. Allein die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Kammermitglieder war viel zu feig, als daß sie gewagt hätte, dem Staatsstreiche einen offenen Widerstand entgegenzusetzen.

Die große Masse der Bevölkerung von Paris nahm die Ordonnanzen, welche ihr am 26. Juli durch den Moniteur mitgetheilt wurden, ohne sichtbare Zeichen der Entrüstung auf. Sie besaß nicht Einsicht genug, die Tragweite des Staatsstreiches zu ermessen. Von den Mitgliedern der Presse ging der erste Anstoß zum Widerstande gegen die ungesetzliche Gewalt des Hofes aus. Am 27. Juli versammelten sich die Vertreter der Presse in dem Geschäftslocale des National und unterzeichneten eine Verwahrung, deren Kraftstelle lautete, wie folgt: „Die Regierung hat heute den Charakter der Gesetzlichkeit verloren, welcher Anspruch auf Gehorsam macht. Wir widerstehen ihr, was uns betrifft; Frankreich hat zu beurtheilen, wie weit sich sein Widerstand ausdehnen soll."

Die Journalisten begnügten sich nicht damit, diese allgemeine Verwahrung den Ordonnanzen entgegen zu setzen; die Herausgeber des Courrier Français, des Journal de Commerce und das Journal de Paris wandten sich an die Gerichte und erwirkten von diesen den Beschluß, welcher den Druckern vorschrieb, ihre Pressen den nicht authorisirten Zeitungen zu leihen.

Die Gazette, die Quotidienne, der Universel, das Journal des Debats und der Constitutionel fügten sich den Ordonnanzen. Der Globe, der National und Le Temps erschienen dem Verbote zum Trotze und zwar in außerordentlich großer Anzahl. Zu Hunderten wurden diese Blätter in die Caffeehäuser, in die Lesecabinette und in die Restaurationen geworfen. Junge Journalisten eilten von einer Werkstätte zur anderen und von einem Laden zum andern, lasen die erschienenen Zeitungen vor und begleiteten dieselben mit entflammenden Reden.

Mehrere Fabrikanten entließen ihre Arbeiter mit den Worten: „Wir können Euch kein Brod mehr geben." Die aus den Werkstätten entlassenen Arbeiter, unter welchen Schriftsetzer und Drucker die zahlreichsten waren, füllten die Straßen und bildeten da und dort Gruppen, welche damit anfingen, über die Ordonnanzen im Ton der höchsten Entrüstung zu sprechen.

Gegen Mittag des 27. Juli begab sich ein Polizei-Commissär mit einer Abtheilung berittener Gensd'armerie vor das Geschäftslocal der Zeitung Le Temps, um die Pressen des Blattes mit Beschlag zu belegen. Schnell sammelte sich eine große Zuschauermenge welche hörte, wie Herr Baude dem Commissär das Gesetz den Ordonnanzen entgegenstellte

Digitized by Google

und ihm bemerkte, daß er sich eines mit Zwangsarbeit zu bestrafenden Verbrechens schuldig mache, falls er auf seinem Vorhaben bestehe. Der Commissär ließ sich zwar durch diese Worte nicht abhalten, allein er konnte keinen Schlosser finden, welcher die wohlverwahrten Thüren des Geschäftslocals öffnete. Die Verhandlung hatte mehrere Stunden gedauert; Tausende von Zuhörern waren durch dieselbe in Aufregung gesetzt worden.

Von Stunde zu Stunde wurden die Zeichen der Entrüstung des Volkes häufiger und heftiger. Schon am Abende des 26. Juli waren einige Steine gegen den Wagen des Herrn von Polignac geworfen worden. Doch kam es erst am Abende des 27. Juli zu Thätlichkeiten von Bedeutung. Man brauchte einige Zeit, um die Massen in Bewegung zu setzen.

In der Straße des Lyceums gaben die Truppen nach einigem Zögern Feuer und tödteten einen Menschen. In der Straße Saint Honoré hatte ein Fremder auf die Truppen geschossen. Diese erwiederten das Feuer und streckten ihn und seine beiden Diener todt zur Erde nieder. Damals war schon die erste Barrikade in der Nähe des französischen Theaters erbaut worden. Lanzenreiter sprengten durch die benachbarten Straßen und verwundeten mehrere Personen.

Der schlagendste Beweis der zunehmenden Aufregung des Volkes lag darin, daß trotz aller Gefahren, womit die Truppen die auf den Straßen versammelten Menschen bedrohten, die Zahl der Menschen daselbst immer zunahm.

Am Abende des 27. Juli wurden einige Waffenläden geleert und zwei neue Barrikaden in der Straße St. Honoré erbaut. Die Truppen wurden von dem Volke empfangen mit dem Rufe: „Es lebe die Linie!" Frauen in eleganter Kleidung riefen den Soldaten aus den Fenstern zu: „Thut dem Volke nichts zu leide!"

Die Massen, durch welche die Soldaten sich mit Mühe Bahn brachen, bestanden nicht blos aus zerlumpten Proletariern. Neben der Blouse des Arbeiters fand sich der Frackrock des Salonbesuchers und der feine Ueberrock der höheren Stände.

Gegen Sonnenuntergang entfaltete auf dem Steindamm de l'Ecole ein Mann eine dreifarbige Fahne. Sie machte einen tiefen Eindruck auf die Umstehenden. Einige Greise zogen die Hüte ab, Andere brachen in Thränen aus. Seit fünfzehn Jahren war dieses Banner verpönt gewesen. Es regte die Massen gewaltsam auf. Mit ihm zog gewissermaßen die ganze Geschichte Frankreich's vom Jahre 1789 bis 1815 an den Blicken des Volkes vorüber.

Die Stimmung des strebenden und muthigen Theiles des Volkes nahm nirgends bestimmtere und sprechendere Formen an, als im Schooße der polytechnischen Schule. Ein Zögling derselben, Herr Charras, welcher ausgestoßen worden war, weil er vor fünf Monaten die Marseillaise gesungen, hatte seinen Freunden in der Schule die Zeitungen und die Nachricht zugehen lassen, daß es zum Kampfe kommen würde. Gegen sechs Uhr Abends, nachdem die ersten Schüsse gefallen waren, versammelten sich die Schüler, aller Drohungen ihrer Vorgesetzten zum Trotze und beschlossen eine Abordnung von vier Schülern an die Herren Laffitte, Casimir Périer und Lafayette zu schicken, um diesen zu erklären, „daß die Schule bereit sei, ihre Anstrengungen zu unterstützen und, wenn es noth thue, sich dem Aufstande in die Arme zu werfen." So beschlossen die wackeren Knaben der polytechnischen Schule. Was thaten in dieser Zeit die Männer ihres Vertrauens?

Im Laufe des 26. Juli hatten einige Abgeordnete sich bei Herrn Laborde vereinigt. Dort hatte man den Ruf vernommen: „Zu den Waffen!" Herr Bavour hatte gesagt: „Es handelt sich um ein neues Ballspiel." *) Herr Daunou hatte hinzugefügt, daß man zu

*) Siehe oben § 3, S. 28 f.

einer Berufung an das Volk schreiten müsse. Doch Herr Casimir Périer hatte abgewiegelt und abgewässert, hatte so lange durch sein Geschwätz die Abgeordneten ermüdet, bis diesen aller Muth und alle Kraft vergangen war. Im gleichen Sinne hatte um dieselbe Zeit Herr Thiers in einer Versammlung der Wahlmänner gewirkt, welche im Geschäftslocale des National abgehalten wurde. In einer zweiten Versammlung, welche die Abgeordneten, dieses Mal bei Casimir Périer, hielten, war nur von gesetzlichem Widerstande die Rede gewesen. Herr Thiers warnte, den Namen des Königs ja nicht in diese brennenden Erörterungen zu mischen. Herr Dupin wiederholte immer und immer: „Es giebt keine Abgeordneten mehr, seit der Moniteur mit der die Kammer auflösenden Ordonnanz erschienen ist."

Nächst der Presse war kein Theil der Nation so schwer durch die Juli-Ordonnanzen betroffen worden, als die Deputirtenkammer. Diese war nicht blos aufgelöst. Ihre ganze Zukunft war durch das neu octroyirte Wahlgesetz vernichtet worden. Allein die Herren Abgeordneten waren gewohnt, nur durch Reden und in gesetzlicher Form die Regierung zu bekämpfen. Sie konnten sich auch jetzt zu nichts anderem, als zu Worten, entschließen.

Während die Abgeordneten ihre Angst durch Schweigen oder durch nichtige Reden kund thaten, fing das Volk ohne Führer und ohne Organisation an, zu handeln. Rings um das Palais Royal, diesen Stammsitz der Revolution, drängten sich in düsterer Mißstimmung Tausende, welche durch ihre Haltung kund thaten, daß sie bereit zum Kampfe seien. In den Straßen de l'Echelle und der Pyramiden wurde der Versuch gemacht, Barrikaden zu errichten. Ein Wachthaus am Fuße der Säulengänge der Börse wurde in Brand gesteckt und verbreitete weit hin ein Unheil verkündendes Licht. Gegen das Theater Français wogte ein Menschenzug, welcher eine Leiche mit sich führte und aus welchem wiederholt der Ruf: „Rache! Rache!" erschallte.

Patrouillen durchzogen die Straßen. Längs der Boulevards, auf dem Platze Ludwig's XV., auf dem Platze Vendôme und auf dem Bastillenplatze standen königliche Truppen. Doch diese waren viel zu gering an Zahl, als daß sie im Stande gewesen wären, die Bewegung des Volkes im Keime zu ersticken.

In der Nacht vom 27. auf den 28. fanden endlich mehrere Berathungen ernsterer Art an verschiedenen Orten statt. Republikaner und Anhänger des Kaiserthums waren entschlossen, zu den Waffen zu greifen. Eine Versammlung, welche bei General Gourgaud stattgefunden, hatte den Beschluß gefaßt, am folgenden Tage auf dem Platze des Petits Pères wieder zusammen zu treffen. Dort fand am 28. einer der ersten Kämpfe von Bedeutung statt. Das Volk erstürmte das Rathhaus, vertheilte die daselbst befindlichen Gewehre und ließ Appell schlagen.

Allmählig erhoben sich die kräftigen Bewohner der Vorstädte in Masse, bildeten Gruppen bei den Thoren St. Dénis und St. Martin und erbauten eine Barrikade beim Eingang in die Vorstadt St. Dénis.

Der Aufstand breitete sich nach allen Seiten hin aus. Einzelne entschlossene Bürger verwandelten ihre Häuser in Festungen, besetzten sie mit tapferen Schaaren und griffen von denselben aus die vorbeiziehenden Truppen an. Andere theilten unter das Volk Waffen und Uniformen aus. In der Vorstadt St. Jacques griffen die Studenten zu den Waffen. Die Schüler der polytechnischen Schule, immer angeregt von Charras, brachen aus und stellten sich da und dort an die Spitze des Volkes. Die Abgeordneten derselben hatten von den drei Männern ihres Vertrauens nur Lafayette gefunden und dieser hatte ihnen gesagt: „Rathen Sie ihren Kameraden, sich ruhig zu verhalten." Doch die frische Jugend ließ sich dadurch nicht entmuthigen. Sie stürzte sich in den Kampf, wo die Gefahr am größten war.

Der Herr von Polignac hatte bis zum Morgen des 28. Juli keine Gefahr für die Bourbonen gesehen. Erst an diesem Tage übergab er dem Marschall Marmont, Herzoge von Ragusa, die Ordonnanz, welche diesen zum Befehlshaber der ersten Militärdivision ernannte. Erst jetzt konnten daher militärische Anordnungen in größerem Maßstabe getroffen werden. Die Truppen, welche am Morgen des 28. um die Tuilerien concentrirt waren, sollten in zwei großen Abtheilungen die Stadt durchziehen, die eine längs der Seine, die andere längs den Boulevards und über den Bastilleplatz und sich beim Stadthause wieder vereinigen. Zwei Bataillone der Garde sollten die Verbindungen zwischen diesen Heersäulen aufrecht erhalten. Doch das Volk empfing die Truppen fast aller Orten mit Kugeln. Besonders furchtbar tobte der Kampf in der Nähe der Thore St. Dénis und St. Martin. Von den Dächern der Häuser wurden Pflastersteine auf die Soldaten herabgeworfen. Weiber und Kinder nahmen an dem Kampfe Theil, indem sie Steine in die oberen Stockwerke der Häuser trugen, Patronen anfertigten, Pulver und Blei den Kämpfenden zubrachten und die Verwundeten verbanden. Die Truppen, welche das Stadthaus besetzt hielten, wurden vom Volke heftig angegriffen. Dort weigerte sich zuerst das fünfzigste Linien-Regiment, nachdem es auf dem Marsche dahin schwere Verluste erlitten hatte, weiter auf das Volk zu schießen. Eine Abtheilung Schweizer Soldaten, welche von den Tuilerien dem Stadthause zu Hülfe zog, erregte durch ihre verhaßten Uniformen mehr und mehr den Grimm des Volkes. Aller Orten verloren die Truppen viele Leute. Sie sowohl, als ihr Oberbefehlshaber Marmont kämpften mit äußerstem Widerwillen gegen das Volk und dieses gab mitten im Kampfe deutlich zu erkennen, daß es, trotz der schon entbrannten Schlacht, in den Soldaten noch immer seine Brüder erkenne. Als ein Arbeiter einen Hauptmann an der Spitze seiner Companie angriff und diesem mit einer Eisenstange einen heftigen Streich versetzte, schlug der schwer verwundete und blutende Offizier die Bayonnette seiner Soldaten mit dem Degen in die Höhe, um seinem Angreifer das Leben zu retten. Das Volk auf der anderen Seite trug Sorge für die verwundeten Soldaten und erreichte nicht selten durch Bitten und freundlichen Zuspruch, daß diese von ihren Waffen keinen Gebrauch machten.

Während das Volk schon aus tausend Wunden blutete, versammelten sich die Abgeordneten bei Audry de Puyraveau, konnten sich aber über nichts einigen, als eine Unterhandlung mit Marmont einzuleiten. Dieser konnte auf eigene Faust nichts thun und Herr von Polignac, welchem Marmont die Deputation zuführen wollte, weigerte sich, dieselbe zu empfangen. Vergebens bemühte sich Marmont, den König zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, entkräftete seine Rathschläge aber selbst vollständig dadurch, daß er erklärte, die Truppen könnten noch einen Monat lang aushalten. Karl X., welcher dieser Zusage des Marschalls vertraute und sich wenig bekümmerte, wie viel Blut im Kampfe vergossen werden möchte, vorausgesetzt, daß er Sieger bliebe, ließ dem Marschall befehlen, die Truppen in der Nähe der Tuilerien zu concentriren. Dieser Befehl störte alle vom Marschall getroffenen Dispositionen und war überdies nur mit schweren Verlusten auszuführen. Die Soldaten kämpften da und dort gegen das Volk und konnten sich nicht mehr frei bewegen. Nur mit großer Gefahr konnten ihnen Befehle überbracht werden. Für die Ernährung der zersplitterten Heeresabtheilungen war keine Fürsorge getroffen worden. Während der Hitze des Tages brachte ihnen Niemand Erfrischungen. Sie mußten mit leerem Magen kämpfen. Die Nachlässigkeit der Regierung wurde ihnen auf diese Weise sehr fühlbar gemacht.

Der Kampf dehnte sich nach allen Seiten mehr und mehr aus. Er dauerte fort bis in die sinkende Nacht. Erst dann wurde es den meisten Truppen möglich, ihren Rückzug

Digitized by Google

gegen die Tuilerien auszuführen. Die Besatzung des Stadthauses hatte nur noch vierzig Patronen, als sie dieses um Mitternacht räumte.

Die Abgeordneten hatten im Laufe des 28. zwar wieder zwei Sitzungen gehalten, sie konnten jedoch zu keinem Beschlusse kommen und viele von Denjenigen, welche später unter Ludwig Philipp am höchsten stiegen, gaben im Augenblicke der Entscheidung nur Beweise der Unentschlossenheit, Halbheit oder offenbarer Feigheit. Zu den Leuten dieses Schlages gehörten namentlich Casimir Périer, General Sébastiani, Guizot, Dupin der Aeltere, General Gérard und Andere.

Laffitte hatte allein den Muth gehabt, dem Marschall Marmont zu erklären, daß, falls der König nicht nachgeben sollte, er sich mit Gut und Blut der Bewegung anschließen würde. Außer ihm bekundeten Lafayette, Mauguin, Andry de Puyraveau, Laborde, Bavoux und Chardel einige Festigkeit. Sie konnten aber gegen die Masse der leeren Schwätzer nichts ausrichten. Lafayette, dessen Name schon der Revolution großen Vorschub geleistet hätte, wagte es nicht, ihr nur diesen zu leihen. Doch das Volk von Paris war muthig. Am Morgen des 29. Juli fand es alle diejenigen Posten, an welchen es Tags zuvor gekämpft hatte, von Truppen entblößt. Während der Nacht hatten entschlossene Bürger, unter diesen namentlich Herr Baude, mehrere Casernen besucht und sich bemüht, die Soldaten für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Andere Freunde der Freiheit hatten während der Dunkelheit der Nacht zahlreiche Barrikaden errichtet. Die Truppen hatten nur noch den Raum vom Louvre bis zu den elysäischen Feldern inne. Liniensoldaten standen im Tuileriengarten und auf dem Vendômeplatze. Die Garde hielt den Carrouselplatz, den Platz Ludwig's XV., den Magdalenen-Boulveard und den innern Hof des Palais-Royal besetzt. Einzelne Posten standen in der Straße St. Honoré. Zwei Bataillone Schweizer vertheidigten das Louvre. Von allen Seiten strömte das Volk nach dem Mittelpunkte der Stadt. Am 29. Juli war es nicht mehr ganz ohne Führer. General Dübourg nahm Besitz vom Stadthause, ließ auf demselben die schwarze Fahne aufziehen und leitete von da aus den Angriff auf die Soldaten. Herr Baude übernahm die Verrichtungen des Secretärs einer Regierung, die noch nicht bestand. Vom Stadthause aus verbreitete er seine Proclamationen über ganz Paris. In der Stadtkasse fand er über fünf Millionen Franken. Schnell bildeten sich in den zwölf Bezirken der Hauptstadt Ausschüsse, welche sich mit dem Stadthause in's Einvernehmen setzten. Die neue Regierung flößte nicht blos den Parisern, sondern auch den fremden Diplomaten Vertrauen ein. Mehrere derselben namentlich Herr Klaproth, Attaché der preußischen Gesandtschaft, und Herr von Löwenhielm, schwedischer Gesandter, fanden sich auf dem Stadthause ein.

Die Pairs versammelten sich im Palaste Luxembourg, verwünschten Polignac und hofften, daß durch die Zurücknahme der Ordonnanzen die Aufregung des Volkes beschwichtigt werden könne. Der Großreferendarius der Pairskammer, Herr von Sémonville, machte dem Herrn von Polignac die bittersten Vorwürfe. Als diese nichts fruchteten, fuhr er mit Herrn von Argout nach St. Cloud, wo er zu derselben Zeit mit den Ministern eintraf, welche dahin fuhren, um eine Cabinetssitzung zu halten.

Schon hatte sich der Aufstand von Paris nach Versailles ausgebreitet. Der Hof wurde dadurch wegen der geringen Entfernung dieser Stadt von St. Cloud auf's Aeußerste erschreckt. Herr von Sémonville sagte dem Könige rund heraus: „Wenn in einer Stunde die Ordonnanzen nicht zurück genommen sind, ist es aus mit dem Könige und mit dem Königthum!“ Karl X. wußte ihm nichts zu erwidern, als: „Vielleicht werden Sie mir zwei Stunden geben.“

Mittlerweile war der Kampf in Paris wieder ausgebrochen. Die Zöglinge der

polytechnischen Schule bemächtigten sich der Caserne der Straße Tournon und theilten die daselbst vorgefundenen Waffen unter das Volk aus. Von da begaben sich mehrere Schaaren nach verschiedenen Plätzen, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. Eine Abtheilung nahm den Schweizern den Posten des Platzes St. Thomas d'Aquin, eine andere bemächtigte sich des Pulvermagazins in der Nähe des Jardin des Plantes. Eine dritte nahm eine Waffenniederlage der königlichen Garde auf dem Platze de l'Estrapade. Die Garde zog sich zurück, ohne Widerstand zu leisten. Die Waffen wurden unter das Volk vertheilt. Nicht fern vom Pantheon standen die Truppen in Schlachtordnung vor dem Gefängniß Montaigu. Das Volk rückte heran. Bevor es jedoch zum Kampfe kam, drängte sich Herr Charras vor, sprach zu den Soldaten einige Worte voll von Kraft und Begeisterung. Der Offizier senkte seinen Degen und die Soldaten schworen, nicht auf ihre Brüder zu schießen.

Rings um die Kaserne von Babylon, welche die Schweizer inne hatten, fand ein blutiger Kampf statt, welcher drei Viertel Stunden lang dauerte. Endlich siegte das Volk, indem es Stroh vor das Thor der Kaserne brachte und dieses anzündete. Ein Theil der Schweizer entfloh, ein anderer wollte sich weder ergeben, noch fliehen und wurde niedergemacht.

Am heftigsten wüthete aber die Schlacht rings um das Louvre. Die Schweizer, welche in dem Säulengange aufgestellt waren, eröffneten ein furchtbares Feuer auf das Volk. Der Herzog von Ragusa, welchem gemeldet worden war, daß die Truppen auf dem Vendômeplatze wankten, wollte sie durch Schweizer ersetzen und befahl dem Herrn von Salis, welcher im Louvre commandirte, ihm eines seiner beiden Bataillone zu schicken. Salis wollte dasjenige, welches im Feuer gestanden war, dem Herzoge schicken und dieses durch das zweite ablösen lassen. Das erste Bataillon zog ab, das Volk bemerkte es und erstürmte das Louvre, bevor das im Hofe stehende zweite den Platz des ersten hatte einnehmen können. Die Unordnung drang jetzt in die Reihen der Soldaten. In einem Augenblicke floh die ganze Armee des Königs gegen die Elysäischen Felder. Es war zwölf Uhr fünf Minuten Mittags. Das Volk drang vom Louvre in die Tuilerien. Die Arbeiter setzten im Thronsaale eine Leiche auf den Stuhl der Könige.

Noch hielten königliche Truppen den Hof des Palais-Royal besetzt. Aufgefordert von einem Manne des Volkes, räumte die Besatzung das Schloß.

In der Eile hatte Marmont eine Compagnie des dritten Garde-Regiments vergessen, welche in der Straße Rohan aufgestellt war. Die Soldaten hatten sich in ein Haus zurückgezogen und feuerten von diesem aus auf das Volk. Nach einem heftigen Kampfe wurde das Haus genommen. Viele Soldaten verloren bei diesem Kampfe ihr Leben. Sie hatten das Volk durch ihren heftigen Widerstand auf's Aeußerste gereizt. Doch mitten im Gewühle des Kampfes traten die ergreifendsten Züge edeler Menschlichkeit zu Tage. Der größte Heldenmuth wechselte auf Seiten des Volkes mit vergebender Milde ab.

Noch hatten die königlichen Truppen den Vendômeplatz, die Magdalenenkirche, die Straße des Friedens und den Boulevard der Kapuzinerinnen besetzt. Ein muthiger Bürger, Herr Froussard, beschwor die Soldaten, ihres Ursprungs zu gedenken und erinnerte sie daran, daß ihre Feinde ihre Brüder seien. Mehrere andere Bürger sprachen in gleichem Sinne. Die Soldaten drehten ihre Gewehre um, den Kolben in die Höhe, längs der ganzen Straße des Friedens. Das 53. Linien-Regiment, welches auf dem Vendômeplatze stand, war bereit, sich dem Volke anzuschließen, nur der Oberst widersetzte sich noch. Ein Sergeant des Regiments brachte die Nachricht davon in das Haus des Herrn Laffitte. Oberst Heymès, Johann Baptist Laffitte und einige Nationalgardisten begaben sich mit

dem Sergeanten an Ort und Stelle. Der Oberst mußte sich fügen. Das ganze Regiment zog vor das Haus Laffitte's. Gleich darauf folgte das sechste Regiment dem Beispiele des dreiundfünfzigsten.

Die Schlacht war gewonnen, das Volk hatte gesiegt. Doch während die Freunde der Freiheit ihr Leben kühn eingesetzt, hatten die Ränkeschmiede Zeit gehabt, ihre Anstalten so zu treffen, daß ihnen die Früchte des Sieges zufielen.

Das Volk hatte sich in den Besitz der Tuilerien gesetzt, kein werthvoller Gegenstand, kein Geldsack, weder Juwelen, noch Gefäße von Silber und Gold fehlten am Tage nach dem Siege. Nur wenige Fälle des Diebstahls waren vorgekommen. Das Volk bestrafte die Verbrecher sogar mit übertriebener Strenge. Während des Kampfes und unmittelbar darauf waren alle Thüren des Hauses Laffitte's dem Volke offen geblieben. Die Pferde des edlen Mannes standen Jedem zur Verfügung, welcher deren für die Sache der Freiheit bedurfte. Sie wurden am Abende des Kampfes alle redlich zurückgebracht. So groß die Verluste waren, welche die Börse dem Bankier Laffitte verursachte, das Volk hatte ihm nicht für eines Pfennigs Werth weggetragen.

Der Unterschied der Stände hatte aufgehört. Arme und Reiche umarmten sich als Brüder. Leider währte die Zeit der Entzückung nicht lange.

Die Nationalgarde, d. h. die bewaffnete Bourgeoisie, hatte an dem Kampfe wenig oder gar keinen Theil genommen. Nach geschlagener Schlacht tauchte sie plötzlich auf und verdrängte die tapferen Proletarier, welche den Sieg errungen hatten. Die reichen Leute dachten nur daran, ihr Eigenthum zu schützen. Dieses galt ihnen mehr, als Freiheit, Recht und die Ehre des Vaterlandes.

So lange der Sieg zweifelhaft war, hüteten sich die Abgeordneten wohl, durch irgend einen entscheidenden Schritt Theil an der Revolution zu nehmen. Als aber der Sieg gewonnen war und sich die königlichen Truppen aus Paris nach St. Cloud zurückzogen, faßten sie einigen Muth. Zwar ergriffen sie noch nicht Partei für das Volk, denn sie dachten, das Blatt könne sich immer noch wenden. Allein sie entschlossen sich doch, den General Lafayette zu ersuchen, den Oberbefehl über die Nationalgarde zu übernehmen. Der General verfügte sich am Abende des 29. Juli nach dem Stadthause, woselbst auf Veranlassung des Herrn Baude die dreifarbige Fahne entfaltet wurde. Zugleich erwählten die Abgeordneten eine Municipalcommission, welche aus den Herren Casimir Périer, Lobau, Schonen, Audry de Puyraveau und Mauguin bestand und den Herrn Odilon Barrot als Secretär wählte. Auf diese Weise wurde zwar Methode in die Bewegung gebracht, allein keine revolutionäre. Lafayette, welcher in seinen besten Tagen die Revolution nicht verstanden hatte, begriff sie im Jahre 1830 noch weniger. Er war überdies zu gebrechlich, als daß er an der Spitze der Nationalgarde etwas hätte leisten können. Er besaß zu wenig Widerstandskraft, um den ihn umgebenden royalistischen Einflüssen die Spitze zu bieten.

Herr Casimir Périer hatte während der drei Tage (27., 28. und 29. Juli) noch immer geheime Unterhandlungen mit dem Hofe gepflogen. Er wollte nichts weiter, als die Bourbonen ohne die Ultra's. An der Spitze der Municipalcommission wachte er darüber, daß die Bewegung der Geister so schnell als möglich abnahm und daß die Nation in das Geleise des Alltagslebens zurückkehrte. Der einzige Mann von Entschiedenheit im Schooße der Commission war Mauguin. Allein er besaß nicht das Vertrauen seiner Genossen und drang daher mit seinen energischen Ansichten nicht durch.

Herr Laffitte war durch eine Wunde, welche er am Beine erhalten hatte, abgehalten, sich persönlich von der Stimmung der Massen zu überzeugen. Er stand in Verbindung mit dem Herzoge von Orleans. Seine Wünsche reichten wohl weiter, als diejenigen

Casimir Périer's, doch nicht über ein constitutionelles Königthum, mit dem Herzoge von Orleans an dessen Spitze, hinaus.

Die Republikaner hatten tapfer gekämpft; allein im Rathe hatten sie fast keine Stimme.

Noch war über die Zukunft Frankreich's nichts entschieden. Karl X. war noch in St. Cloud. Um ihn sammelten sich die Trümmer des Heeres, mit welchen sich Marmont aus Paris zurückzog. Der Dauphin, Herzog von Angoulême, ließ sich an Marmont's Stelle den Oberbefehl über die Truppen zutheilen. Da dieser Prinz unfähig war, ein selbständiges Commando zu führen und nicht einmal die Gabe hatte, den hungernden und schwer gedrückten Soldaten ein ermuthigendes Wort zu sagen, so war durch diese Ernennung die Sache des ältern Zweiges der Bourbonen unwiederbringlich verloren.

Auf Anregung des Herrn von Sémonville war zu St. Cloud von der Bildung eines neuen Ministeriums die Rede gewesen. Mortemart und Gérard waren in Vorschlag gebracht worden. Die Wahl war unglücklich. Denn die Männer, welche in Paris kämpften, kannten diese Namen nicht. Karl X., welcher von einer Täuschung in die andere fiel, glaubte, unter Voraussetzung einer derartigen Nachgiebigkeit, seines Thrones gewiß zu sein. Als sich Mortemart weigerte, die ihm angebotene Stelle eines Premierministers anzunehmen, rief der König heftig aus: „Sie weigern sich also, mein Leben und dasjenige meiner Minister zu retten?" Mortemart erwiederte: „Wenn Euere Majestät das von mir verlangt —" Karl X. ließ ihn nicht aussprechen, sondern unterbrach ihn mit den Worten: „Ja, das ist es," und fügte dann in sehr verletzender Weise hinzu: „Ich bin noch glücklich, daß nur Sie mir aufgedrungen werden."

Kurz darauf drang Herr von Sémonville nebst Herrn von Argout und Neuville zum Könige ein. Dieser sagte ihnen: „Meine Herren, Sie haben es gewollt, reisen Sie ab! Sagen Sie den Parisern, daß der König die Ordonnanzen zurücknimmt; aber, ich erkläre es Ihnen, ich glaube, daß dieses für die Interessen Frankreich's und der Monarchie gefährlich ist." Karl X. täuschte sich. Die Zurücknahme war zu spät. Sie übte gar keinen Einfluß auf die Lage der Dinge. Der Ministerwechsel kam gar nicht zu Stande. Er blieb ein Project.

Als die drei Unterhändler im Stadthause zu Paris ankamen, hatte sich daselbst schon Lafayette und die Municipal-Commission festgesetzt. Damals sprach Herr von Schonen die berühmten Worte: „Es ist zu spät! Der Thron Karl's X. ist im Blute zusammengestürzt." Herr Mauguin fragte: „Haben Sie schriftliche Vollmachten?" Audry de Puyraveau machte der Unterhandlung ein Ende, indem er aufstand, gegen das Fenster ging und rief: „Sprechen Sie nicht mehr von Verständigung, oder ich lasse das Volk hier heraufkommen."

Herr von Sémonville erkannte, daß die Zeit des ältern Zweiges der Bourbonen abgelaufen sei. Doch die Herren Neuville und Argout, von Casimir Périer ermuntert, machten noch einen Versuch bei Laffitte. Dort nahm das Volk an den Verhandlungen Theil. Als Herr Argout Herrn Laffitte drängte, öffnete ein Mann die Thür, stieß seinen Flintenkolben auf die Erde und rief: „Wer wagt es, hier von Unterhandlungen mit Karl X. zu sprechen?" Von dem Vorplatze her ertönte der Ruf: „Keine Bourbonen mehr!" Laffitte wurde durch diese Rufe noch mehr befestigt in dem Entschlusse, die ältere Linie der Bourbonen fallen zu lassen. Allein nur die ältere; die jüngere, das Haus Orleans gedachte er auf den Thron zu heben.

Die Unterhändler Argout und Neuville eilten nach St. Cloud zurück. Dort spielte Karl X. seine Partie Whist, als wäre nichts vorgefallen. Der Dauphin starrte auf eine

Landcharte, Herr von Mortemart lauschte vom Balkone aus, ob er keine Töne aus Paris vernehme. Karl X. weigerte sich, irgend etwas zu unterzeichnen, bevor die Unterhändler aus Paris zurückgekommen wären. Als es galt, die Ordonnanzen förmlich zurückzunehmen, fehlte es an Dinte, Feder und Papier und an einem Formular. Endlich wurden die neuen Ordonnanzen fertig. Doch nur mit Mühe erlangte Herr von Mortemart die Erlaubniß, nach Paris zu reisen. Nur auf Umwegen konnte er in die Nähe der Thore gelangen. Zu Fuß und heimlich traf er in der Stadt am frühen Morgen des 30. Juli ein.

Zu dieser Zeit waren die Männer, welche in Paris den vorherrschenden Einfluß besaßen, schon darüber einig, daß Karl X. nicht mehr König von Frankreich sein könne. Die Frage war nur, wer an dessen Stelle treten solle?

Nachdem die Abgeordneten einen Commandanten der Nationalgarde und eine Municipal-Commission ernannt und folgeweise sich für die Gewaltträger der Nation erklärt und die Freiheitskämpfer diese Ernennungen ruhig hingenommen hatten, war im Keime auch die Antwort auf diese Frage gegeben. Eine Bourgeois-Herrschaft, eine constitutionelle Monarchie und nichts weiter konnte von den Männern erwartet werden, welche sich nach dem Siege des Steuerruders bemächtigten. Die republikanische Partei trat nirgends entschieden genug hervor, um die Massen mit sich fortzureißen. Den Bourgeois kam es nur darauf an, der Revolution so schnell, als möglich, ein Ziel zu setzen. Zu diesem Behufe war nichts wünschenswerther, als daß der Herzog von Orleans die Regierung übernahm.

Manche dachten wohl an den Sohn der Herzogin von Berry, allein er war minderjährig und wurde erzogen in den alten Traditionen des Hauses Bourbon. Einige schweiften mit ihren Hoffnungen bis nach Wien, wo der Sohn Napoleon's unter habsburgischer Vormundschaft stand. Frankreich bedurfte aber eines Mannes und keines Kindes, wie Heinrich V., und eines Franzosen, nicht eines Oesterreichers, was der Herzog von Reichstatt geworden war. Wäre dieser aber in Paris oder nur in der Nähe gewesen, so hätte sich die Volksstimme für ihn gewiß eher, als für jedes Mitglied des Hauses Bourbon jüngern oder ältern Zweiges ausgesprochen. Allein er war ferne, und es hing vom Kaiser von Oesterreich ab, ob er jemals den Boden Frankreich's würde betreten können.

Selbst Béranger, der Dichter, welcher Napoleon verherrlicht hatte, wirkte für den Herzog von Orleans. Seine Stimme galt viel bei Laffitte. Die Herren Thiers, Mignet und Larréguy verständigten sich am Morgen des 30. mit Herrn Laffitte dahin, daß eine im Orleanistischen Sinn abgefaßte Proclamation im National, Courrier français und le Commerce erscheinen solle. Thiers entwarf dieselbe. Doch als sie diese Herren dem Volke mittheilten, wurden sie mit Pfeifen empfangen.

Als Herr Pierre Leroux von der Verschwörung zu Gunsten des Herzogs von Orleans den Freiheitskämpfern der Passage Dauphine Nachricht brachte, erhob sich ein Schrei der Entrüstung und allgemein hieß es dort: „wenn dem also, ist die Schlacht wieder zu beginnen, wir werden von Neuem Kugeln gießen." Pierre Leroux eilte, von dieser Stimmung der Gemüther dem General Lafayette Kenntniß zu geben. In diesem Augenblicke traf die Nachricht ein, der älteste Sohn des Herzogs sei durch den Maire von Monterouge verhaftet worden. Lafayette schrieb den Befehl, man solle den Prinzen freilassen. Eine Abtheilung von Freiheitskämpfern, welche unter den Befehlen des Herrn Stephan Arago beim Theater des nouveautés stand, faßte dagegen den Entschluß, den Prinzen zu füsilliren. Arago täuschte seine Leute. Der Prinz entkam.

So standen Royalisten und Republikaner einander feindlich gegenüber. Doch die Royalisten waren im Besitze der Regierung, die Republikaner hatten nur über einige Abtheilungen tapferer Freiheitskämpfer zu verfügen, welchen jeder Stützpunkt im Schooße der

Digitized by Google

Regierung fehlte, seitdem Lafayette entschieden auf die Seite des Herzogs von Orleans übergetreten war.

Die Abgeordneten versammelten sich bei Herrn Laffitte. Dieser sandte Herrn Carrel nach Rouen, um dort die Revolution in orleanistischer Richtung zu leiten. Schon waren alle Mauern von Paris mit folgender Proclamation beklebt:

„Karl X. kann nicht mehr nach Paris zurückkehren: er hat das Blut des Volkes vergossen.

Die Republik würde uns furchtbaren Zwistigkeiten preisgeben; sie würde uns mit Europa veruneinigen.

Der Herzog von Orleans ist ein der Sache der Revolution ergebener Prinz.

Der Herzog von Orleans hat sich nie mit uns geschlagen.

Der Herzog von Orleans war bei Jemappes.

Der Herzog von Orleans ist ein Bürgerkönig.

Der Herzog von Orleans hat im Feuer die dreifarbigen Abzeichen getragen; der Herzog von Orleans kann sie allein noch tragen. Wir wollen keinen andern.

Der Herzog von Orleans spricht sich nicht aus. Er erwartet unsern Wunsch. Thun wir diesen Wunsch kund, und er wird die Charte annehmen, wie wir sie immer verstanden und gewollt haben. Dem französischen Volke wird er seine Krone verdanken."

Die Proclamation wurde bei Herrn Laffitte im Schooße einer Versammlung von Abgeordneten verlesen. Von diesem Augenblicke an ergriffen alle Intriguanten die Partei des Herzogs, und waren eifrig beflissen, sich Verdienste um dessen Erhebung zu erwerben. Sie wußten wohl, daß diese höher bezahlt werden würden, als alle Verdienste um die Sache der Freiheit.

Die Herren Thiers und Scheffer eilten nach Neuilly, konnten aber den Herzog nicht sehen. Die Herzogin empfing die beiden Abgesandten sehr kalt. Doch die Schwester des Herzogs, die Prinzessin Adelaide lenkte etwas ein. Der Herzog hielt sich zu Raincy versteckt. Herr Thiers hütete sich wohl, den Parisern reinen Wein einzuschenken. Er sprach nur von dem anmuthigen Empfange, den ihm die Prinzessin bereitet habe.

Mittlerweile versammelten sich die Abgeordneten im Palaste Bourbon. Nach errungenem Siege hielten sie sich nicht mehr für unberechtigt, das Volk zu vertreten, dasselbe Volk, das sie, so lange der Kampf schwankte, seinem Schicksale preisgaben. Herr Laffitte wurde einstimmig zum Präsidenten erwählt. Zuerst erhob sich der bekannte Ultra-Royalist Hyde de Neuville und trug auf die Ernennung eines Ausschusses von Pairs und Abgeordneten an, welcher Maßregeln zur Versöhnung aller Interessen und zur Beruhigung aller Gewissen vorschlagen solle. Der Antrag wurde angenommen, die Commission gewählt. Sie bestand aus Augustin Périer, Sébastiani, Guizot, Delessert, Hyde de Neuville. Die Commission eilte nach dem Palaste Luxemburg, woselbst die Pairskammer ihre Sitzungen hielt. In diesem Augenblicke trat Herr Colin de Sussy mit den neuen Ordonnanzen Karl's X. in den Palast Bourbon ein, doch Herr Laffitte gestattete ihm nicht, dieselben vorzulesen.

In der Pairskammer ergriff Herr Chateaubriand das Wort zu Gunsten der Bourbonen. Umsonst! Der Ausschuß der Abgeordneten trat ein, und verlangte, daß der Herzog von Orleans zum General-Statthalter des Königreichs ernannt würde. Nur wenige Stimmen erhoben sich dagegen. Die Pairs traten dem Antrage bei und die versammelten Abgeordneten boten demzufolge dem Herzoge von Orleans die Stelle eines General-Statthalters von Frankreich an, ohne irgend eine andere Bedingung, als den Wunsch der Bei-

behaltung der dreifarbigen Cocarde und der zu vollständiger und gänzlicher Erfüllung der Charte unerläßlichen Bürgschaften.

Die Abgeordneten wagten es übrigens nicht, ihren Beschluß durch ihre Unterschriften zu bekräftigen. Ein Ausschuß von zwölf Mitgliedern erhielt den Auftrag, das Anerbieten der Abgeordneten und der Pairs dem Herzoge von Orleans nach Neuilly zu bringen.

Die Republikaner beriethen sich um dieselbe Zeit bei dem Restaurateur Lointier. Die Orleanisten, welche sie fürchteten, schickten in deren Mitte einige Leute, um den Samen der Zwietracht unter ihnen auszustreuen. Dieses gelang den Intriguanten zu wohl. Die Republikaner einigten sich nur über folgenden nichtssagenden Beschluß:

„Das Volk hat gestern seine heiligen Rechte mit seinem Blute wieder erobert. Das kostbarste dieser Rechte ist die freie Wahl seiner Regierung. Man muß verhindern, daß irgend eine Proclamation gemacht werde, welche ein Oberhaupt bezeichnet, so lange nicht einmal die Regierungsform festgestellt werden kann.

Es besteht eine provisorische Repräsentation der Nation. Sie möge in Permanenz bleiben, bis der Wunsch der Mehrheit der Franzosen in Erfahrung gebracht werden kann."

Diese Adresse wurde in's Stadthaus gebracht. Herr Lafayette verwies die Republikaner an die Municipal-Commission. In deren Schooße erklärte Herr Odilon-Barrot „der Herzog von Orleans ist die beste der Republiken."

Als die Republikaner im Schooße der Municipal-Commission erschienen, war es auch zu spät. Die von beiden Versammlungen der Abgeordneten und der Pairs gefaßten Beschlüsse hatten diese bereits umgestimmt. Kurz zuvor hatte sie beschlossen, eine Proclamation zu erlassen, deren Hauptstellen waren:

„Kein Königthum mehr;

Die Regierung, geführt allein von den Beauftragten der Nation;

Die vollziehende Gewalt, einem auf bestimmte Zeit gewählten Präsidenten anvertraut;

Freiheit der Religionen, keine Staatsreligion mehr!"

Als die Municipal-Commission aber Kenntniß von den Absichten der Abgeordneten und der Pairs erhielt, unterdrückte sie obige Proclamation. Das einzige Mitglied derselben, welches diesen Rückschritt entschieden mißbilligte, war Audry de Puyraveau. Die Republikaner waren in solcher Weise bei allen Körperschaften, welche damals in Paris Macht und Einfluß besaßen, abgewiesen. In Revolutionen entscheidet der Augenblick. Wer diesen versäumt, hat das Spiel verloren. Wer zeitraubende Berathungen pflegt, wird von denjenigen besiegt, welche handeln. Im Schooße der Bevölkerung von Paris waren übrigens die Sympathien für die Republik so stark, daß die Orleanisten ihrer ganzen Gewandtheit und Schlauheit bedurften, um dieselben ohne Aufsehen zu erdrücken. Die republikanische Partei gab wenigstens einige Lebenszeichen. Sie hatte eine kurze Zeit hindurch sogar die Municipal-Commission, die einzige damals bestehende revolutionäre Behörde des Landes für sich. Die bonapartistische Partei hatte damals keine Aussicht auf Erfolg. Zwar verwahrte sich (29. Juli) der General Gourgaud auf dem Stadthause gegen die Candidatur des Herzogs von Orleans; in der Nacht vom 29. auf den 30. Juli versammelte er bei sich einige Offiziere, um sich mit ihnen zu berathen. Allein es geschah kein Schritt von einiger Erheblichkeit zu Gunsten eines Bonaparte. Keiner der Waffengefährten Napoleon's zog für dessen Sohn sein Schwert. Stillschweigend wurde die Dynastie Bonaparte im Juli 1830 übergangen.

In St. Cloud herrschte die größte Verwirrung, während die Bourgeoisie von Paris eifrig beschäftigt war, einen neuen Thron auf den Trümmern desjenigen Karl's X. zu zimmern. In dem benachbarten Neuilly dagegen war lebhafte Bewegung. Die Com-

Digitized by Google

mission der Abgeordneten begab sich in das Palais Royal. Der Herzog von Orleans war dort nicht zu finden. Ihm schien die Lage der Dinge noch nicht sicher genug. Er hielt sich in Neuilly und dessen Umgegend versteckt. Seine Anhänger geriethen darüber in große Bestürzung. Erst in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli traf der Herzog zu Fuß in bürgerlicher Kleidung von nur drei Personen umgeben, zu Paris ein.

Die erste Person von Bedeutung, welche er zu sich in's Palais Royal beschied, war der Herr von Mortemart, welcher sein neues Ministerium aller Orten, von den Pairs, von den Abgeordneten, von den Männern des Stadthauses und sogar von den Beamten des Moniteur verkannt sah. Der Herzog von Orleans war der einzige, welcher dem Herrn von Mortemart einige Aufmerksamkeit schenkte. Er betheuerte dem Minister Karl's X., daß er sich lieber tödten lassen, als die Krone annehmen würde. In demselben Sinne schrieb er einen Brief an den König, den er dem Herrn von Mortemart übergab. Mehrerer Sicherheit wegen, verbarg dieser das gefährliche Schreiben in den Falten seiner Halsbinde. Als dieses geschah, hatte der Herzog von Orleans dem Herrn Laffitte schon seine Ankunft melden und den Herrn Lafayette seiner freundlichen Gesinnung versichern lassen.

Dieses Verfahren des Herzogs mag vielleicht sehr schlau genannt werden, redlich und offenherzig war es gewiß nicht. Ein Fürst, welcher seine Laufbahn, in so trügerischer Weise begann, konnte unmöglich der Gründer der besten der Republiken werden. Wer als leise tretender Heuchler anfängt, wird auf einem Throne durch die unwiderstebliche Macht der Verhältnisse gezwungen, von einer Lüge zur anderen, vom ersten Betruge zum zweiten überzugehen. Unter einem solchen Fürsten konnte die Charte ganz eben so wenig zur Wahrheit werden, als unter Karl X. Der Unterschied zwischen beiden bestand nur in den Formen, nicht im Wesen.

Wenige Stunden nach Herrn von Mortemart empfing der Herzog die Abordnung der Kammer, welche ihm die Stelle eines General-Statthalters anbot. Insgeheim holte der Herzog den Rath des Herrn von Talleyrand ein, und als dieser ihm sagen ließ: er möge annehmen, verkündigte er den Abgeordneten seine Annahme. Die Proclamation, worin er diese der Bevölkerung von Paris anzeigte, war ein Wiederhall des Beschlusses der Abgeordneten und der Pairs, welcher mit den Worten schloß: „die Kammern werden sich vereinigen: sie werden für die Mittel, die Herrschaft der Gesetze und die Erhaltung der Rechte der Nation zu sichern Sorge tragen.

Eine Charte wird von nun an eine Wahrheit sein.“

Die Abgeordneten ertheilten der Proclamation des Herzogs von Orleans fast einstimmigen Beifall. In mehreren Quartieren der Stadt erregte sie dagegen die lebhafteste Mißstimmung. Die Republikaner, welche sich Tags zuvor in dem Stadthause festgesetzt hatten und welche auf dem Grève-Platze standen, drückten sich sehr stark über deren kalten und zweideutigen Inhalt aus. Doch als kurz nachher die Abgeordneten sich in Masse im Palais Royal einstellten, und der Herzog von Orleans, begleitet von den Abgeordneten, sich im Stadthause einfand, hörte bald jeder Widerstand auf. Ein junger Mann hatte zwar geschworen, den Herzog zu tödten, allein er that es nicht. Herr von Lafayette empfing den Herzog mit Höflichkeit. Die Republikaner verhielten sich ruhig. Nur der General Dubourg sprach einige kühne Worte. Man verlas den Beschluß der Kammer, dessen wichtigste Stellen die folgenden waren:

„Wiederherstellung der Nationalgarde mit Theilnahme der Nationalgardisten an der Wahl der Officiere;

„Theilnahme der Bürger an der Bildung der Municipal- und Departemental-Verwaltung;

„Die Geschworenen für Preßvergehen;

„Gesetzlich organisirte Verantwortlichkeit der Minister und der untergeordneten Verwaltungsbeamten;

„Gesetzliche Sicherung des Militärstandes;

„Wiedererwählung der zu öffentlichen Aemtern beförderten Abgeordneten."

Nachdem diese Bedingungen, unter welchen der Herzog von Orleans an die Spitze des Staates berufen wurde, verlesen worden waren, schwenkte man eine dreifarbige Fahne, der Herzog von Orleans umarmte den Herrn von Lafayette. Das Volk rief: „Es lebe der Herzog von Orleans." Das Schauspiel war beendigt. Die Revolution war abgeschlossen. Die neuen Machthaber brauchten das Volk nicht mehr. Die Herrschaft des Herzogs von Orleans war gegründet. Die Bedingungen, unter welchen dieses geschehen, waren viel zu übereilt aufgestellt worden, als daß sie den denkenden Theil der Nation hätten befriedigen können. Die Arbeiter, welche gekämpft hatten, waren gänzlich vergessen worden. Die Intriguanten hatten das Spiel gewonnen. Der größte derselben, der Herzog von Orleans, hatte die erste Stufe zum Throne erklommen. Die Herren Laffitte und Lafayette, welche am meisten zur Erhebung des Herzogs beigetragen hatten, sahen schon bald ihren Irrthum ein.

Noch befand sich aber Karl X. in der Nähe von Paris, umgeben von einem Heere. Am 31. Juli in aller Frühe langte er in Trianon an. Kurz darauf folgte ihm der Dauphin mit den Truppen. Von Trianon ging der Rückzug nach Versailles und von da nach Rambouillet. Dort ernannte Karl X. (1. August) den Herzog von Orleans zum Generalstatthalter des Königreichs. Noch immer dachte er nicht daran, daß sein Enkel in seinen Sturz verwickelt werden könne. Tags darauf verzichtete er in seinem und seines Sohnes Namen zu Gunsten seines Enkels, den er Heinrich V. nannte, auf die Krone. Der Herzog von Orleans hatte jetzt freieres Spiel. Die Rechtmäßigkeit des Sohnes der Herzogin von Berry hatte er schon im November 1820 angefochten. Es galt nur noch, den König so rasch, als möglich, aus Frankreich zu vertreiben. Hätte Karl X. und sein Hof nicht vollständig den Kopf verloren gehabt, so wäre dieses ohne Kampf und mancherlei Gefahren nicht möglich gewesen. Das Heer, welches Karl X. gehorchte, betrug noch immer zwölftausend Mann. Doch einige Schreckschüsse, welche Ludwig Philipp organisirte, bewirkten, daß Karl X. in eiliger Flucht Rambouillet verließ und von dem benachbarten Schlosse Maintenon aus sein Heer verabschiedete. In kurzen Tagereisen näherte sich der König der Meeresküste. Am 14. August schiffte er sich mit seiner Familie und den wenigen Getreuen, die ihm geblieben waren, zu Cherbourg nach England ein.

Bevor Karl X. den Boden Frankreich's verlassen, hatten die Abgeordneten und die Pairs schon über seinen Thron verfügt. Jetzt trat erst die Schwäche der Grundlagen, auf welchen die Herrschaft der Bourbonen ruhte, in ihrer ganzen Nacktheit zu Tage. Es zeigte sich klar und deutlich, daß nur der Eigennutz den Bourbonen scheinbare Freunde geworben hatte. Unter den Pairs fand sich nur ein einziger (Chateaubriand), welcher mit einigem Nachdruck das Wort zu Gunsten der gestürzten Dynastie ergriff. In der Kammer der Abgeordneten erhoben sich nur zwei Stimmen (Conny und Hyde de Neuville) für sie. Die ganze Armee, das gesammte Beamtenthum, die Nation weniger einige hundert Menschen, gaben ihre Unzufriedenheit dem ältern Zweige der Bourbonen in seltener Uebereinstimmung zu erkennen. Zwei kleine Handelsschiffe genügten, den ganzen Anhang Karl's X. aus Frankreich hinweg zu schaffen.

Während des Kampfes griff Niemand für die Bourbonen zu den Waffen, der nicht durch seine Stellung dazu mit unwiderstehlicher Gewalt gezwungen war. Der Ober-

anführer der königlichen Truppen, Marschall Marmont (Ragusa), gab deutlich zu erkennen, wie unangenehm ihm die von Karl X. auferlegte Pflicht sei. Viele seiner Offiziere thaten das gleiche. Nirgends zeigte sich auf Seiten der bourbonischen Soldaten die geringste Begeisterung. Nur die Schweizer kämpften, wie zu allen Zeiten, als willige Söldner. Die französischen Truppen machten mit äußerstem Widerstreben von ihren Waffen gegen ihre Mitbürger Gebrauch.

Die Bevölkerung von Paris, obgleich ohne alle Organisation, war einig in ihrem Widerwillen gegen die Bourbonen und eben deshalb unüberwindlich. Die Bourbonen und ihre Anhänger waren unter sich mehr als hundertfach gespalten. Die Zwietracht reichte bis in die königliche Familie hinein. Der Herzog von Angoulême gerieth zu St. Cloud mit dem Marschall Marmont in einen Streit, welcher bis zu Thätlichkeiten ausartete. Die Herzogin von Berry hatte schon den Entschluß gefaßt, mit ihrem Sohne, dem Herzoge von Bordeaux, nach Paris zu eilen, um für diesen den Thron Frankreich's in Anspruch zu nehmen und würde denselben ausgeführt haben, hätte Karl X. nicht davon Kenntniß erhalten und denselben verhindert.

Der Herzog von Orleans spann die schändlichsten Ränke gegen den König. Allerdings hüllte er den Verrath, den er an seinen Verwandten spielte, in das trügerische Gewand der Vaterlandsliebe. Wer jedoch die unzähligen Lügen kennt, deren sich der Herzog bediente, um zu gleicher Zeit Karl X. und die Republikaner irre zu führen, dem wird es klar, daß Vaterlandsliebe nicht der Beweggrund seiner Handlungen sein konnte.

Aufopferungsfähigkeit, Freiheitsmuth und Entschlossenheit zeigte sich nur unter den Männern, welche an den Kämpfen der drei Tage einen persönlichen Theil nahmen, welche Gut und Blut einsetzten, als noch eine feindliche Macht im Felde stand. Alle Diejenigen, welche sich nachher in den Vordergrund drängten, hatten sich, wie der Herzog von Orleans, während der drei Tage der Schlacht verborgen gehalten, oder, wie Casimir Périer, so benommen, daß sie für alle Fälle ihren Rücken gedeckt glaubten. Im Kampfe hatten die Republikaner sich besonders hervorgethan. Die Siegesbeute theilten nur die Royalisten. So lange der Kampf unentschieden war, zeigte die Bourgeoisie eine wahrhaft Ekel erregende Verzagtheit. Sobald der Sieg gewonnen war, traten dieselben Menschen, welche zuvor nur abgewiegelt und geheult hatten, mit einer unerhörten Frechheit auf.

Nichts beweist mehr, daß die Juli-Revolution das Werk des Augenblicks und nicht der Vorbereitung war, als die Thatsache, daß diejenigen Leute, welche sie gemacht hatten, von allem Theile an den Früchten des Sieges ausgeschlossen wurden. Hätten die Julikämpfer Zeit gehabt, sich zu verständigen und zu organisiren, dann hätten sie nicht so leicht auf die Seite geschoben werden können.

Niemand hatte eine Ahnung von der Verschlagenheit des Herzogs von Orleans. Dem Könige Karl X. heuchelte er bis zum letzten Augenblicke Treue, die Tugend der Monarchie, den Revolutionären Liebe für Freiheit, Recht und Vaterland, die Tugenden der Republik und den Constitutionellen Verfassungsliebe, die Tugend der beschränkten Monarchie. In Wahrheit besaß er aber keine dieser Tugenden. Alle waren nur erheuchelt. Karl X. überzeugte sich davon im Augenblicke seiner Einschiffung, die Revolutionäre schon am ersten Tage der Regierung Ludwig Philipp's. Die Constitutionellen brauchten siebzehn Jahre, um dieses zu erkennen. Im Februar 1848 fielen ihnen endlich die Schuppen von den Augen.

Die Falschheit des Charakters des Herzogs von Orleans trat schon am ersten Tage seiner Regierung in schlagender Weise zu Tage. Die von ihm unterzeichnete Proclamation, durch welche er die Generalstatthalterstelle angenommen, hatte mit den Worten geschlossen:

„Eine Charte wird von nun an eine Wahrheit sein."

Diese Fassung deutete auf eine neue, erst zu entwerfende Charte. Der Moniteur brachte jedoch diese Zusage in folgender Fassung:

„Die Charte wird von nun an eine Wahrheit sein,"

d. h. die bereits bestehende, vor fünfzehn Jahren von den Bourbonen octroyirte, dem Volke nie zur Genehmigung vorgelegte Verfassung mit der verhaßten erblichen Pairskammer, dem hohen Census und den anderen, im Laufe von fünfzehn Jahren so häufig angegriffenen Bestimmungen.

Nur drei Buchstaben waren mit zwei anderen vertauscht worden. Der Generalstatthalter mochte hoffen, der Betrug werde unentdeckt bleiben. Doch der Unterschied im Sinne beider Sätze war zu groß, als daß er den schärfer Blickenden entgangen wäre. Diese erste That des Herzogs deutete mit großer Bestimmtheit an, daß er der französischen Nation ein X für ein U machen würde.

In ähnlicher Weise, wie Karl X., behandelte der Herzog von Orleans gleich in den ersten Tagen nach der Revolution die Republikaner, nur mit dem Unterschiede, daß er das Verfahren, welches er dem Könige gegenüber nach Verschiedenheit der Zeit bemessen hatte, den Republikanern gegenüber nach Verschiedenheit ihres Charakters bemaß. Den König besiegte er, indem er demselben Anfangs die besten Worte gab und später Angst einjagen ließ, die Republikaner, indem er den weniger entschiedenen Theil derselben mit Versprechungen aller Art köderte, die Unbeugsamen unter ihnen aber einschüchterte.

Am Abende des 31. Juli kurz nach dem Besuche, welchen der Herzog von Orleans auf dem Stadthause gemacht hatte, führte Herr Thiers eine Anzahl junger Leute, welche für Republikaner galten, die Herren Boinvilliers, Godefroi Cavaignac, Guinard, Bastide Thomas und Chevallon in's Palais-Royal. Er hatte sie auf die Zusammenkunft mit dem Herzoge von Orleans durch glänzende Aussichten, die er ihnen eröffnete, vorbereitet. Die jungen Leute sprachen mit dem Herzoge über die Verträge von 1815, die Pairie und die Primärversammlungen. Der Herzog drückte sich über die Verträge von 1815 unbestimmt, über die Primärversammlungen mit entschiedener Mißbilligung aus. In Betreff der Pairskammer erklärte er: „dieses ist eine offene Frage und wenn die erbliche Pairie nicht bestehen kann, so werde ich sie nicht auf meine Kosten wieder auferbauen."

Die jungen Leute wurden zwar wenig befriedigt durch die Erklärung des Herzogs, allein der Besuch bei dem Herzoge hatte doch seine Wirkung auf die Gemüther derselben nicht verfehlt. Es ist sehr schwer, namentlich für junge, unerfahrene Menschen, den Lockungen der Gewalt zu widerstehen und einem Manne feindlich entgegen zu treten, dem man sich freundlich angenähert hat und welcher, je nach den Umständen, entweder eine glänzende Laufbahn eröffnen oder diese auf immer verschließen kann.

In ganz anderer Weise, als gegen diese schwankenden jungen Leute, behandelte der Herzog die entschiedenen Republikaner.

General Dubourg hatte eine der hervorragendsten Stellen in den Tagen des Kampfes eingenommen. Er hatte, als der Herzog von Orleans die Comödie auf dem Stadthause aufführte, ihm in's Gesicht erklärt, indem er die Hand nach dem von bewaffneten Männern erfüllten Grèveplatze ausstreckte: „Sie kennen unsere Rechte; wenn Sie dieselben vergessen, werden wir Sie daran erinnern." Als dieser General Dubourg sich zwei Tage später dem Stadthause näherte, wurde er von einer gedungenen Bande überfallen und war in Gefahr, ermordet zu werden. Auf diese Weise entledigte sich der Herzog so frühzeitig der Männer, welche den Thron seines Vorgängers frei gemacht hatten. Dagegen nahm er mit offenen Armen jene Rotte ämtersüchtiger Intriguanten auf, welche, ohne an den

Gefahren des Kampfes den geringsten Theil genommen zu haben, die Früchte des Sieges, d. h. einträgliche oder wenigstens einflußreiche Aemter, als das höchste Ziel ihres Strebens betrachteten.

Während die Republikaner zu Paris schon über den Gang, welchen die Dinge nahmen, trauerten, breitete sich die Revolution über ganz Frankreich aus. Aller Orten senkte sich die weiße Fahne vor der dreifarbigen. Ohne Blutvergießen zogen sich die Beamten von Karl X. zurück und suchten, so schnell als möglich ihren Frieden mit den neuen Machthabern zu schließen.

Die Stellenjäger eilten nach Paris und drangen darauf, so bald als möglich einen Thron zu errichten, um in dessen Schatten ihre Aemter und Gehalte friedlich genießen zu können. Die Pairs und die Abgeordneten boten ihnen dazu willig die Hände. Der Herzog von Orleans gab sich zwar den Anschein, als sei die Krone ihm eine drückende Bürde. Allein die Maßregeln, die er gegen Karl X. ergriffen hatte, bewiesen deutlicher, als Worte, seine wirklichen Absichten.

Am 6. August beriethen die Abgeordneten in ihrem gewöhnlichen Versammlungslocale, dem Palaste Bourbon, die dem Staate zu gebende neue Verfassung. Eine unermeßliche Menschenmenge drängte sich in den benachbarten Straßen. Aus ihrer Mitte erschallte der Ruf: „nieder mit der Erblichkeit! die Kammer verräth uns!" Umsonst versuchten Benjamin Constant und Labbey de Pompières durch ihre Erscheinung die tobende Menge zu beruhigen. Als Lafayette sich zeigte, ward es stille, doch ertönten noch einzelne Rufe: „nieder mit der Erblichkeit." Lafayette sprach zum Volke mit bittender Stimme: „Meine Freunde, meine guten Freunde, wir wachen über euere Interessen. Wir erkennen an, daß wir hier ohne Mandat sind. Aber ziehet euch zurück, ich beschwöre euch!"

Das Volk berücksichtigte die Worte des alten Generals, nicht aber die Abgeordneten. Außerhalb des Palastes Bourbon galt der Grundsatz: Die Abgeordneten haben kein Mandat. Innerhalb handelten dieselben aber, als ob sie nicht blos ein Mandat vom Volke hätten, sondern als ob sie die Nation selbst wären.

Um ähnliche Scenen, wie diejenigen des 6. August, zu verhüten, erlaubten sich die Anhänger des Herzogs von Orleans einen schändlichen Kunstgriff. Die Sitzung war auf zehn Uhr Vormittags anberaumt gewesen. Während der Nacht hatte man die Stunde verändert und die Abgeordneten auf acht Uhr eingeladen. Umsonst erhoben sich die Abgeordneten Demarçay und Cormenin gegen die Usurpation der Kammer und deren heimliche Königsmacherei. Der zu diesem Zwecke niedergesetzte Ausschuß stattete seinen Bericht ab. In höchster Eile wurde derselbe berathen. Im Laufe von weniger als sieben Stunden war der neue Königsthron gezimmert, die neue Verfassung fertig, die Zukunft Frankreich's, wie die Mehrheit glaubte, auf ewige Zeiten festgestellt. Nur zweihundertzweiundfünfzig Abgeordnete nahmen an der Berathung Theil. Zweihundertneunzehn Stimmen, welche, falls die Kammer vollzählig gewesen wäre, nur eine Mehrheit von zwei Stimmen gebildet hätten, entschieden über die Zukunft der französischen Nation.

Von welchem Gesichtspunkte man das Verfahren der Abgeordneten betrachten mag, war dasselbe ein durchaus rechtswidriges. Entweder galt die Charte, dann war Karl X., oder falls man auch dessen und des Dauphin's erschlichene Thronentsagung als gültig annahm, Heinrich V. der rechtmäßige König von Frankreich, überdies die Kammer aufgelöst, die Abgeordneten daher ohne Mandat; oder aber man nahm an, daß eine Revolution der Charte ein Ende gemacht habe, dann trat die Nation in ihre ewigen und unveräußerlichen Rechte wieder ein und hatte über ihre neue Verfassung zu bestimmen. Nach der Charte der Bourbonen hatten die Abgeordneten gar kein Recht, sich nur im Palaste Bourbon

zu versammeln. Sie hatten sich bei ihrer Auflösung nicht blos beruhigt, sondern auch, so lange der Kampf dauerte, bei jeder Gelegenheit und zuletzt noch Tags zuvor durch den Mund des Generals Lafayette erklärt, daß sie kein Mandat hätten. Abgesehen von allem strengen Rechte, brachte es aber die natürliche Pflicht der Dankbarkeit und des Anstandes mit sich, diejenigen, welche die Revolution mit Gefahr ihres Lebens gemacht hatten, d. h. die Proletarier und die frische Jugend von Paris, unter der Leitung der Männer der Presse, von den Berathungen über die unmittelbaren Folgen der Revolution nicht vollständig fern zu halten.

Die Beschlüsse, welche die Abgeordneten am 7. August faßten, konnten daher in rechtmäßiger Weise eine neue Verfassung Frankreich's nicht feststellen.

Der ältere Zweig des Hauses Bourbon hatte sich den gerechten Haß der Nation zugezogen, weil er seinen Thron auf fremde Bayonnette gründete. Der jüngere Zweig erregte wohlbegründete Entrüstung, weil er den seinigen mit Hülfe inländischer Ränkeschmiede erschlich.

Damit Frankreich alle Arten von Unrechtmäßigkeiten erlebte, fehlte nur noch, daß ein Napoleon III. seinen Thron auf inländische Bayonntte baute.

Die Grundlage der neuen Verfassung, welche zweihundertneunzehn unberechtigte Menschen im Bunde mit dem Herzoge von Orleans der französischen Nation aufdrangen, bildete die octroyirte Charte Ludwig's XVIII. Diese erfuhr nur wenige, unerhebliche Abänderungen.

Zwar wurde der Artikel 6 der Charte, welche die katholische Religion zur Staatsreligion erklärte, abgeschafft; allein dafür wurde dieselbe Religion für die von der Mehrheit der Franzosen bekannte Religion erklärt, was mit anderen Worten fast dasselbe sagte. Ein Fortschritt war es dagegen unstreitig, daß die Abgeordneten die Censur auf immer für abgeschafft erklärten, daß sie fremde Truppen vom Staatsdienste ausschlossen und den verhängnißvollen Artikel 14 der Charte aufhoben.

Die wichtigsten Fragen, namentlich diejenige der Erblichkeit, der Anwendung der Geschworenen auf politische Vergehen, der Verantwortlichkeit der Minister, der Wiedererwählung der zu Beamten ernannten Abgeordneten, der Abstimmung über das jährliche Contingent des Heeres, der Nationalgarde, der Rechtsverhältnisse der Offiziere des Heeres und der Seemacht, der departementalen und municipalen Einrichtungen, des öffentlichen Unterrichts und der Freiheit der Lehre, der Bedingungen des activen und passiven Wahlrechts — wurden auf spätere Zeiten verschoben. Als es zur Abstimmung über das Ganze kam, wagten die feigen Abgeordneten nicht einmal, mit ihrem Namen für ihr Werk einzustehen. Sie stimmten mit Kugeln ab, damit gegen Keinen ein Beweis in Betreff seiner Abstimmung vorläge. Herr von Cormenin allein enthielt sich der Abstimmung. Nur dreiunddreißig schwarze Kugeln fanden sich vor. Sie kamen wahrscheinlich von der rechten Seite.

Die Abgeordneten hatten so große Eile, daß sie die Zustimmung der Pairs gar nicht abwarteten. Der Herzog von Orleans nahm die ihm angebotene Krone noch an demselben Tage an. Tags darauf traten die Pairs den Beschlüssen der Abgeordneten bei. Diese hatten die unter der Regierung Karl's X. stattgefunden Pairsernennungen für nichtig erklärt. Die Pairs stellten die Frage „der hohen Klugheit des Prinzen" anheim.

Montags, 9. August, bestieg der Herzog von Orleans, nachdem er im Palaste Bourbon die neue Verfassung beschworen hatte, den Königsthron. Die vier Marschälle entfalteten die alten Zeichen des Königthums: Scepter, Krone, Degen und die Hand der Gerechtigkeit. Der ganze Rumpelkram des Mittelalters tauchte wieder auf. Den Arbeitern

gab man durch Maueranschläge zu erkennen, sie sollten in ihre Werkstätten zurückkehren. Sechzehn- bis siebzehnhundert derselben waren am 27. und 28. Juli theils getödtet, theils schwer verwundet worden. Viele Tausende hatten ihr Brod verloren. Die Todten wurden in großen Löchern verscharrt, die Verwundeten in den Hospitälern verpflegt und mit kärglichen Almosen abgefunden. Für die Brodlosen geschah nichts. Zur Bewaffnung der Nationalgarde fehlten 2,100,000 Gewehre. Deren Anfertigung hätte vielen Tausend Arbeitern auf Monate lang Beschäftigung gegeben. Man zog es vor, aus England zu beziehen.

Die Juli-Revolution hatte, wie alle großen Volksbewegungen, eine Stockung des Handels und der Gewerbe in ihrem unmittelbaren Gefolge. Eine besonnene Regierung hätte sie vorher gesehen und sich wenigstens bemüht, den daraus hervorgehenden Nothstand zu lindern. Doch der Blick des neuen Königs Ludwig Philipp reichte von den Höhen seines Thrones nicht herab bis in die Hütten der arbeitenden Klassen. Die neue Regierung wurde belagert von Menschen, welche, obgleich sie nichts zum Umsturze des Thrones Karl's X. beigetragen hatten, doch sich rühmten, bei der Erhebung des Herzogs von Orleans mitgewirkt zu haben. Viele Hoffnungen gingen auf diese Weise schon in den ersten Tagen nach der Juli-Revolution zu Grabe. Diese selbst verlor dadurch nichts von dem strahlenden Glanze ihres Ruhmes. Doch niemals trat der Unterschied zwischen den heldenmüthigen Revolutionskämpfern und den niederträchtigen Revolutionsausbeutern so klar zu Tage, als Ende Juli und Anfangs August 1830.

Bevor die Revolutionskämpfer hinreichende politische Bildung erlangt haben werden, um sich und der Menschheit nicht mehr die Früchte des Sieges entreißen zu lassen, wird keine Revolution von großartigen Erfolgen gekrönt werden. Uebrigens zeugt es von großartiger Verblendung, wenn manche Schriftsteller in ihrem Schmerze über ihre getäuschten Hoffnungen so weit gehen, daß sie die Juli-Revolution für verfehlt erklären. Sie war und blieb eine ernste Lehre für alle Despoten, ein mächtiger Sporn für alle schlaffen und trägen Völker. Die französische Nation gewann wieder neues Selbstvertrauen und stieg in der öffentlichen Meinung der gebildeten Welt. Von Paris aus strömte neue Lebenskraft über alle Nationen der Erde, welche sich schon bald in Belgien und Polen, in Deutschland und Italien, theils durch ähnliche Schilderhebungen, theils durch erhöhte politische, literarische und sociale Thätigkeit kund gab.

Frankreich selbst errang, wenigstens dem Rechte nach, Freiheit der Presse und der Versammlung und mit ihr das Mittel zu einer zweiten, weniger blutigen Revolution.

Die Begeisterung, mit welcher alle gebildeten Völker die Nachricht von der Juli-Revolution aufnahmen, war unbeschreiblich. Alle fingen wieder an zu hoffen und zu streben. Der Schrecken in dem Lager der Despoten war groß. Damals wäre es möglich gewesen, die Verträge des Jahres 1815, welche auf Deutschland und Italien, auf Polen und den Niederlanden, auf fast ganz Europa nicht minder schwer lasteten, als auf Frankreich, umzustoßen. Allein die erste Voraussetzung davon wäre gewesen, daß die französische Nation alle Eroberungsgedanken aufgab und daß ihr Oberhaupt die Freiheit höher achtete, als die Krone. An beiden Voraussetzungen fehlte es in Frankreich. Die Verträge von 1815 hatte die französische Nation niemals von einem europäischen, sondern nur von einem französischen Standpunkte aus betrachtet, und Ludwig Philipp dachte mehr daran, so bald als möglich den guten Willen der Kaiser und Könige, als denjenigen der Völker zu gewinnen. Die Rheingränze spukte noch viel zu sehr in den Köpfen vieler Franzosen, selbst warmer Republikaner, als daß die deutsche Nation sich mit ihnen in vollem Vertrauen hätte verbinden können. Ruhmesglanz, Macht und Größe galten in Frankreich noch

immer durchschnittlich mehr, als nationale Unabhängigkeit, Gleichberechtigung im Wechselverhältnisse der Nationen und anspruchslose Freiheit.

Frankreich mußte zuerst noch die Herrschaft des schlauen Louis Philipp's und des zugleich schlauen und grausamen Louis Napoleon's ertragen. Hoffen wir, daß die Nation aus dem Schmelztigel der Leiden, welche diese beiden Herrscher ihr bereitet haben, geläutert und gekräftigt hervorgehen und dadurch der Ehre würdig werden möge, der Menschheit das Banner der Revolution voranzutragen!

Die zu Wien versammelten Kaiser, Könige und Diplomaten hatten in abgeschmackter Selbstüberhebung gewähnt, sie brauchten der natürlichen Entwickelung der Menschheit keine Rechnung zu tragen, sie könnten ungestraft ihren Willen an die Stelle desjenigen der Nationen, das Hammelheerdenstaatsrecht an die Stelle eines auf der freien Wahl der Völker beruhenden Staatensystems setzen. Doch die natürlichen Folgen einer so despotischen und verkehrten Anschauung der Dinge traten bald zu Tage. Gegen keinen Friedensschluß, welcher mit einem so großen Aufwande von Kräften zu Stande gebracht wurde und an welchem so zahlreiche und so mächtige Staaten Theil genommen hatten, legten die Völker so frühzeitig und in so entschiedener Weise Verwahrung ein, als gegen den Wiener Frieden von 1815. Noch waren nicht sechs Jahre seit der Unterzeichnung der Wiener Congreßacte vergangen, so hatten sich schon Spanier, Neapolitaner, Piemonteser und Portugiesen gegen die Bestimmungen und die Griechen gegen die Unterlassungen der Wiener Congreßacte erhoben. Zwar gelang es der vereinigten Macht sämmtlicher Despoten Europa's, den Widerstand, welchen Spanier, Italiener und Portugiesen dem von ihnen proclamirten Hammelheerdenstaatsrechte entgegen setzten, niederzuwerfen. Doch das kleine Völkchen der Griechen besaß Kraft genug, sämmtlichen Regierungen Europa's Trotz zu bieten und diese durch die Macht der öffentlichen Meinung zur Anerkennung ihrer nationalen Selbständigkeit zu zwingen.

Diese eine Thatsache genügte, die Schwäche der s. g. heiligen Allianz unwidersprechlich zu beweisen.

Viel tiefer eingreifend war aber diejenige Verwahrung, welche die Franzosen (im Juli 1830) einlegten. Das Gewicht dieser Verwahrung wurde allerdings dadurch verringert, daß es dem schlauen Herzoge von Orleans gelang, sich auf den französischen Thron zu schwingen. Die Despoten Europa's fanden in dem neuen Könige der Franzosen einen Mann, welcher ganz eben so wenig, als dessen Vorgänger, im Stande war, die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit zu würdigen. Allein Ludwig Philipp mußte der Macht, welche ihn auf den Thron empor gehoben hatte, einige Rechnung tragen. Er lief größere Gefahren, falls er die Forderungen der französischen Nation mit Füßen trat, als wenn er es zu einem Kampfe mit der s. g. heiligen Allianz kommen ließ.

Die Aufgabe, welche sich Ludwig Philipp setzte, bestand darin, zwischen der Scylla der Unvolksthümlichkeit und der Charybdis eines Krieges mit dem Auslande hindurch zu segeln. Im Allgemeinen ließ sich hiergegen nicht viel einwenden. Der Fehler Ludwig Philipp's bestand nur darin, daß er die Macht des Despotismus zu hoch und diejenige der Freiheit zu niedrig anschlug, daß er in seinem Herzen dem Despotismus geneigt, der Freiheit abgeneigt war.

Nach der Juli-Revolution wankten alle Throne Europa's. Keiner wäre so fest, als derjenige Ludwig Philipp's gestanden, falls dieser den von dem bessern Theile der französischen Nation auf ihn gesetzten Hoffnungen entsprochen hätte. Als Bannerträger der Freiheit hätten ihm alle Nationen der Erde zugejauchzt, als Könige von Frankreich standen sie ihm mit allen ihren nationalen Bestrebungen und Vorurtheilen feindlich gegenüber.

Digitized by Google

Ohne französische Hülfe brachen rasch hinter einander in Belgien, Polen und Italien nachhaltige Volksbewegungen aus. Jede derselben war kräftig genug, sich selbst Bahn zu brechen, vorausgesetzt, daß Frankreich nur für strenge Aufrechthaltung der Neutralität der unbetheiligten Staaten Sorge getragen hätte. Doch Ludwig Philipp wollte den Sieg der Freiheit ganz eben so wenig, als Kaiser Nicolaus, Franz I. oder Friedrich Wilhelm III. Zu seiner Entschuldigung läßt sich nur anführen, daß die französische Nation neben ihren Freiheitsbestrebungen immer noch die alten Eroberungsgelüste hegte und daß es ihrem Führer schwer gewesen wäre, diese zu bändigen, falls damals ein Krieg mit den Großmächten Europa's ausgebrochen wäre.

Durch fremde Bayonette läßt sich die Freiheit wohl unterdrücken, nicht aber pflanzen. Eine Nation, welche nicht die sittliche Kraft besitzt, ihre Freiheit selbst zu erobern, ist nicht im Stande, dieselbe später zu behaupten. Diese Grundansicht schließt übrigens nicht aus, daß geistig verwandte Nationen sich gegenseitig in ihren freiheitlichen Bestrebungen fördern sollen. Dieses ist namentlich so lange eine Pflicht und ein Gebot der Klugheit, als die Despoten zusammen stehen, um das von ihnen verkündete Hammelheerdenstaatsrecht in Gültigkeit zu erhalten.

Ludwig Philipp handelte ganz nach denselben Grundansichten, welche beim Wiener Congresse vorgeherrscht hatten und bekundete dieses am sprechendsten dadurch, daß er den Vertreter Frankreich's bei diesem Congresse (Talleyrand) zu seinem Gesandten ernannte, welcher in Verbindung mit den übrigen Großmächten Europa's die Angelegenheiten des benachbarten Belgien's entscheiden sollte.

Dieselbe Doppelzüngigkeit, welche der Herzog von Orleans an den Tag legte, als es galt, einen Thron zu erschleichen, bekundete er auch später, als es sich darum handelte, denselben zu behaupten. Um die Massen zu täuschen, erklärte er sich mit Entschiedenheit gegen jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines andern Staates. Das hielt ihn aber nicht ab, an der Londoner Conferenz Theil zu nehmen, deren ausgesprochener Zweck Einmischung in die inneren Angelegenheiten Belgien's war.

Den pomphaften Erklärungen Ludwig Philipp's gegen alle derartigen Einmischungen zum Trotze, blühte die „heilige Allianz" in der zweiten Hälfte des Jahres 1830, nachdem sie seit 1825 verwelkt war, üppiger wieder auf, als jemals zuvor. Die heilige Allianz mischte sich nicht blos in die Angelegenheiten Belgien's, sondern auch in diejenigen Polen's und Italien's. Der Unterschied zwischen früher und jetzt bestand nur darin, daß die Despoten sich gegenseitig mit einander verständigten, daß Frankreich Polen den Russen und Italien den Oesterreichern preis gab, während in Betreff Belgien's ein Compromiß stattfand, dem zufolge dieses Land zwar nicht mehr unter das Haus Oranien zurückkehren, allein auch nicht einen französischen Prinzen zum Könige bekommen sollte, sondern den Herzog Leopold von Coburg, welcher als früherer Gatte der Thronfolgerin England's und englischer Pensionär mit den stärksten Banden an das Land geknüpft war, dem er seine ganze politische Bedeutung verdankte.

Diese Verfahrungsweise Ludwig Philipp's bewahrte allerdings Frankreich vor einem Kriege. Allein auch ohne solchen hätte Frankreich bei der damaligen Lage Europa's seine eigenen Interessen und diejenigen der Menschheit weit besser wahren können, falls es den Despoten Europa's mit größerer Festigkeit entgegen getreten wäre. Alle Völker Europa's sind der französischen Nation für die ihnen durch die Julikämpfe gegebene Anregung zum Danke verpflichtet. Allein die Hoffnungen, welche die französische Regierung im Schooße der Völker anregte und täuschte, die bestimmten Zusagen sogar, welche sie brach, verbreiteten bald einen trüben Schleier über den Lichtglanz der Juli-Revolution.

Es wäre übrigens ungerecht, wenn wir die ganze Last dieser Schuld dem Könige selbst beimessen wollten. Was Ludwig Philipp that, war, zum Theile wenigstens, die Folge seiner Position, nicht seiner persönlichen Wahl. Als König mußte er suchen seinen Thron, das Königthum überhaupt und alle Folgen desselben zu befestigen. Er mußte sich bemühen, von den Despoten Europa's anerkannt, als Bruder und Freund behandelt zu werden. Der Präsident einer Republik hätte als ehrlicher Mann eine ganz andere Stellung, er hätte die Aufgabe gehabt, seinen Präsidentenstuhl, die republikanischen Bestrebungen und deren Folgesätze zu stärken. Indem die zweihundertneunzehn Abgeordneten Ludwig Philipp auf den Thron hoben und das Volk sich dabei beruhigte, gab die Nation zu erkennen, daß sie es auf einen europäischen Kampf zwischen Republik und Monarchie nicht ankommen lassen wolle. Die Hälfte der Schuld der erbärmlichen auswärtigen Politik Frankreich's während der Jahre 1830—1848 fällt der Nation zur Last. Nur zur anderen Hälfte ruht sie auf Ludwig Philipp.

§ 61. Die belgische Revolution.

In Frankreich bedurfte es nach allen den Nadelstichen, womit Ludwig XVIII. und Karl X. die Nation gereizt hatten, noch des Ordonnanzenschlages, um das Volk zum Aufstande zu bringen. In Belgien genügte nach der Juli-Revolution die Aufführung der Oper: „die Stumme zu Portici" (25. August). Doch in Brüssel waren damals Hof und Regierung nicht anwesend. Es fehlte der Bevölkerung an den unmittelbaren Gegenständen ihrer gerechten Entrüstung. In deren Ermangelung warf sich die aufgeregte Menge auf die Wohnung des verhaßten Redacteurs der Regierungszeitung, welche der Nation zum Hohne den Namen „National" führte (Libry Bagnano) und zerschlug die darin befindlichen Fahrnißstücke. Unter dem Rufe: „ahmen wir die Pariser nach!" wurde die dreifarbige Fahne von Brabant entfaltet. Einige Waffenläden wurden ausgeleert, die Fenster des-Assisenhofes eingeworfen und der Palast des Justizministers van Maanen in Brand gesteckt, ohne daß jedoch aus allen diesen Gewaltthaten Schaden von Bedeutung erwachsen wäre. Dem Volke fehlten augenscheinlich nicht blos militärische, sondern auch politische Führer. Sonst würde dasselbe die Civil- und Militärbehörden des Königs gefangen genommen, die Casernen erstürmt und die Soldaten gezwungen haben, entweder auf die Seite der Freiheit überzutreten, oder ihre Waffen zu strecken. Keine Proclamation gab dem Volke Kenntniß von dem Zwecke und der Tragweite der Bewegung. Keine Namen von gutem Klange gaben dieser Nachdruck.

Die Scenen, welche in der Nacht vom 25. auf den 26. August in Brüssel vorfielen, deuteten zugleich die Mißstimmung und die Kopflosigkeit der Massen und die Unentschlossenheit der höheren Stände an.

Die Behörden waren wie gelähmt. Sie zeigten sich nirgends. Gegen Morgen schritten zwar einige Truppenabtheilungen ein, doch waren sie viel zu schwach, den zahlreichen Volkshaufen die Spitze bieten zu können.

Hätten die Anhänger des Hauses Oranien einigen Scharfblick besessen, so wäre es damals vielleicht noch möglich gewesen, den drohenden Sturm zu beschwören. Denn die ganze Haltung des Volkes zeigte deutlich, daß sich in dessen Schooße noch keine klaren Begriffe, keine bestimmten Absichten gebildet hatten. Der einzige Ruf, welcher aus den Massen hervor ging, war: „es lebe die Freiheit!" Leicht wäre es gewesen, durch einige Zusagen das Volk zu beruhigen und durch deren treue Erfüllung dauernd wieder zu gewinnen. Im Laufe von fünfzehn Jahren hatten sich die Interessen Belgien's und Holland's

so innig verwoben, daß die wohlhabenderen Classen, namentlich Kaufleute und Fabrikanten, eine Trennung der beiden Hauptbestandtheile der vereinigten Niederlande durchaus nicht wünschten. In Brüssel selbst nahmen die wohlhabenden Bürger keinen Theil an dem Aufstande, vielmehr organisirten sie eine Bürgergarde, welche der Wiederholung der Kundgebungen der Nacht vom 25. auf den 26. August ein Ziel setzen sollte. Die hohe Wichtigkeit dieser Unruhen erhellte übrigens daraus, daß dieselben nicht auf Brüssel beschränkt waren, sondern in ähnlicher Weise auch in Lüttich, Verviers, Brügge, Löwen und anderen belgischen Städten vorkamen. Zahlreiche Deputationen wurden an den König, welcher damals im Haag wohnte, abgesandt, deren Forderungen sehr bescheiden waren. Die Deputation von Brüssel drückte sich in folgender Weise aus:

„Voll von Vertrauen in die Güte und die Gerechtigkeit Eurer Majestät haben die Bürger von Brüssel an Sie ihre Mitbürger nur abgesandt, um die süße Gewißheit zu erlangen, daß die Uebelstände, über welche man sich beklagt, sobald sie erkannt sind, werden abgestellt werden. Die Unterzeichneten sind überzeugt, daß eines der besten Mittel zu diesem so gewünschten Zwecke die sofortige Zusammenberufung der Generalstaaten sein werde.“ In ähnlichem Sinne sprachen sich die meisten übrigen Deputationen aus.

Der Augenblick war entscheidend. Es galt, dem Bürgerstande rasch solche Zugeständnisse zu machen, welche ihn beruhigt und von der großen Masse des Volkes getrennt hätten. Im Laufe der fünfzehn Jahre, während welcher das Haus Oranien einen Königsthron inne gehabt, hatte sich dasselbe aber alle Vorurtheile und Gehässigkeiten des Königthums dermaßen angeeignet, daß es einer ruhigen Würdigung der Sachverhältnisse durchaus unfähig war. Uneingedenk der rechtswidrigen Weise, in welcher er zum Besitze seiner Macht über Belgien gelangt war, und der ewigen und unveräußerlichen Rechte des Volkes, verließ sich Wilhelm I. nur auf die ihm zu Gebote stehenden Bajonette. Er sandte fünf- bis sechstausend Mann Soldaten gegen Brüssel unter dem Befehle seiner beiden Söhne, welche zu Vilvorde, zwei Stunden von der Hauptstadt Halt machten. Es lag in dieser Truppensendung eine Drohung, welche die Brüsseler nothwendig zum Aeußersten treiben mußte. Hierzu kam, daß die beiden Prinzen sehr wenig geeignet waren, die wirren Angelegenheiten Belgien's in Ordnung zu bringen. Der Prinz von Oranien, der älteste derselben, war zwar ein Mann von Talenten, allein auch von zügellosen Leidenschaften. Er war den Belgiern nicht blos als Verschwender, sondern auch als Dieb bekannt. Jedermann wußte, daß er, gedrängt von Gläubigern, seiner Gattin, der russischen Großfürstin, ihre Diamanten gestohlen hatte. Ueberdies besaß er einen unbändigen Ehrgeiz, welcher ihn schon früher zu manchen falschen Schritten getrieben hatte. Sein Vater liebte ihn daher nicht und schenkte ihm kein Vertrauen. Des Königs Liebling war Prinz Friedrich. Diesem fehlte es aber nicht blos an allen höheren Fähigkeiten, sondern auch an allem menschlichen Gefühle. Er war ein beschränkter und harter Korporal, welcher sich einbildete, mit militärischer Gewalt, jeden Widerstand niederwerfen zu können. Dazu reichten aber die wenigen Truppen, welche den Prinzen zur Verfügung standen, durchaus nicht hin.

Im Hauptquartiere der Prinzen begannen Unterhandlungen, welche schon wegen der beschränkten Vollmachten derselben zu keinem erwünschten Ziele führen konnten. Die Truppen zu Vilvorde waren zu zahlreich, um als ein bloßes Ehrengeleite der Prinzen betrachtet werden zu können und nicht zahlreich genug, um die Belgier einzuschüchtern. Diese gewannen Zeit, sich mehr und mehr zu organisiren. Ihre Entschlossenheit nahm mit jedem Tage zu, während die holländischen Truppen durch die zweifelhafte Haltung des Prinzen von Oranien und die langen Zögerungen entmuthigt wurden. Der Prinz von Oranien begab sich, blos von einigen Adjutanten begleitet nach Brüssel. Schon hierin lag eine

Ueberschreitung seiner Vollmachten. Seit dem 25. August hatten sich mit der weiteren Ausbreitung des Aufstandes von Tage zu Tage die Ansprüche der Belgier gesteigert. Diese drangen jetzt auf eine vollständige Trennung Holland's von Belgien. Der Prinz von Oranien, welcher nichts mehr befürchtete, als daß sich die Belgier Frankreich in die Arme werfen möchten, verlangte von ihnen weiter nichts, als das Versprechen, daß sie, falls ihr Gesuch gewährt werden sollte, dem Hause Nassau treu bleiben und, falls die Franzosen in's Land fallen sollten, diesen entgegentreten würden. Der Prinz seinerseits gelobte, die Forderungen der Belgier bei seinem Vater auf's kräftigste zu befürworten.

Während diese nutzlosen Verhandlungen gepflogen wurden, hatte der König die Generalstaaten auf den 13. September 1830 nach dem Haage einberufen. Die belgischen Abgeordneten waren daselbst erschienen und hatten sogar in Uebereinstimmung mit den holländischen dem Könige für seine Thronrede gedankt, obgleich dieser in harten Ausdrücken von dem belgischen Aufstande gesprochen und zu dessen Unterdrückung außerordentliche Truppen- und Geldleistungen gefordert hatte. Hierzu kam, daß die belgischen Abgeordneten vom Hofe in geringschätzender Weise behandelt und von dessen fanatischen Anhängern wiederholt beleidigt und mißhandelt wurden.

Die natürliche Folge davon war, daß der belgische Bürgerstand, welcher bis zu dieser Zeit noch immer gezögert hatte, sich dem Aufstande anzuschließen, wider seinen Willen immer tiefer in denselben verflochten wurde. Eine Proklamation des Prinzen Friedrich, worin dieser die „Hauptanstifter allzuschuldiger Handlungen und die Fremden, welche das Gastrecht mißbrauchten," von der den übrigen zugesagten Amnestie ausnahm, goß Oel in das Feuer. Die Erbitterung der Brüsseler stieg auf ihren Höhepunkt, als Prinz Friedrich zwei Bürger, welche sich in versöhnlichen Absichten nach dem Hauptquartiere begeben hatten, als Aufrührer verhaften ließ.

Die holländischen Truppen hatten sich nach und nach auf 13,000 Mann mit vierzig Kanonen vermehrt. Prinz Friedrich vermeinte, mit diesen die Brüsseler zu Paaren treiben zu können, um so mehr, als er noch immer wähnte, der Bürgerstand werde sich mit dem Proletariate nicht vereinigen.

Während der Zeit der Unterhandlungen hatten sich aber auch die Streitkräfte der Brüsseler vermehrt. Mitten durch die holländischen Linien war Rogier an der Spitze einer Freischaar, welche mehrere Kanonen mit sich führte, Brüssel zu Hülfe gezogen. Tüchtige Offiziere, namentlich der spanische General von Halen, der französische General Mellinet, die Belgier Bletinckx und Caesels brachten Ordnung in die Reihen der Freiheitskämpfer. Diese waren demnach wohl im Stande, den Holländern die Spitze zu bieten.

Am 23. September griff Prinz Friedrich die Stadt an. Es gelang ihm zwar, nach schweren Verlusten einzudringen, sich in dem Park und auf dem Königsplatze festzusetzen, allein der Kampf dauerte unausgesetzt fort. Am Morgen des 24. September stellte sich eine Administrativ-Commission, bestehend aus den Herren d'Hoogvorst, Rogier und Jolly denen die Herren Vanderlinden und Koppen als Secretäre zur Seite standen, an die Spitze des Volkes und feuerte dieses durch eine energische Proklamation zum Kampfe an. Die von den Holländern verübten Grausamkeiten und die Furcht vor einer Plünderung der Stadt trieben nunmehr auch den Bürgerstand, welcher anfänglich an dem Kampfe keinen Theil genommen hatte, in die Schlacht. Umsonst feuerten die Holländer ihre Kanonen auf die Häuser der Stadt ab. Jeder Schuß, welcher von dem Parke und von dem Königsplatze aus auf die Stadt fiel, vermehrte den Ingrimm der Brüsseler und führte neue Schaaren in die Reihen der Freiheitskämpfer. Die Holländer sahen sich von allen Seiten umzingelt und verloren so viele Leute, daß sie sich entschlossen, in der Nacht vom 26. auf

den 27. die Stadt wieder zu verlassen und nach einer kurzen Rast von Vilvorde nach Antwerpen zurückzugehen.

Schon am ersten Tage ihres Bestandes hatte die Administrativ-Commission die unter holländischen Fahnen stehenden Truppen ihres Eides entbunden, und sie aufgefordert, sich unter ihre Befehle zu stellen. Diesem Aufrufe leisteten dieselben schnelle Folge.

Der Jubel des Volkes war unbeschreiblich. Von allen Seiten rückten die belgischen Truppen, welche sich vom Hause Oranien losgesagt hatten, in die Hauptstadt ein. De Potter kehrte aus der Verbannung zurück (27. September) und trat an die Spitze der provisorischen Regierung (Administrativ-Commission), welche sich Tags zuvor (26. September) durch den Grafen Felix de Mérode, Gendebien, Vandeweyer und Nicolai (als Secretär) verstärkt hatte.

Die provisorische Regierung entwickelte eine sehr verständige Thätigkeit. Sie ernannte Herrn Coghen zum General-Administrator der Finanzen, welcher sich als ein sehr tüchtiger Mann erwies. Dieser hob die verhaßte Mahlsteuer und die verderbliche Lotterie auf, ermäßigte den Zeitungsstempel und die Abgaben, welche die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien schwer belasteten, schaffte zahlreiche Mißbräuche ab und brachte schnell Ordnung in die Finanzen des jungen Staates. Das Post- und Zollwesen wurde von Grund aus verbessert, und die Münze von zahlreichen Mißbräuchen gereinigt.

Aller Orten trieben die Belgier die Holländer zurück. In kurzer Zeit war die ganze belgische Festungslinie mit Ausnahme Antwerpen's, Mastricht's und der Citadelle von Gent in deren Besitz. Brüssel wurde in Vertheidigungszustand gesetzt. Die militärischen Operationen litten aber darunter, daß dem bisherigen Oberbefehlshaber von Halen, welchem die Belgier kein volles Vertrauen schenkten, seine Stelle entzogen wurde. Dessenungeachtet drangen die Belgier unausgesetzt weiter vor.

Der König Wilhelm wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er seinen ältesten Sohn zum Statthalter der südlichen Provinzen ernannte und diesen mit einem blos aus Belgiern bestehenden Verwaltungspersonale nach Antwerpen schickte. Vor dem 23. September hätte diese Maßregel der ganzen belgischen Bewegung vielleicht eine andere Wendung gegeben. Jetzt kam sie zu spät.

Durch einen vom 3. October datirten Beschluß erklärte die provisorische Regierung Belgien für einen unabhängigen Staat, versprach eine neue Verfassung in kürzester Zeit zu entwerfen und berief einen National-Congreß ein.

Mittlerweile spielte der Prinz von Oranien die zweideutige Rolle, welche er früher in Brüssel begonnen hatte, zu Antwerpen weiter. Am 15. October erklärte er in einer Proklamation, sich an die Spitze der Bewegung stellen, und sein Blut für die Unabhängigkeit und die Gründung der politischen Nationalität Belgien's verspritzen zu wollen. Auch dieser Schritt war verspätet. Er konnte um so weniger wirksam sein, als König Wilhelm seinem Sohne selbst entgegentrat und diesem alle Vollmachten entzog. Die provisorische Regierung Belgien's verlangte als Grundbedingung eines Waffenstillstandes, daß die Holländer Antwerpen, Mastricht und Termonde räumen und sich auf ihr Gebiet jenseits des Mordyck zurückziehen sollten. Diese Bedingung verwarf der in Antwerpen befehligende General Chassé. Zugleich erklärte er, als die Stadt ihre Sympathien für die belgische Bewegung kund that, Antwerpen in Belagerungszustand. Die Rolle des Prinzen war ausgespielt. Er hatte es mit Belgiern und Holländern verdorben und zog sich nach London zurück.

Die belgische Armee schlug die Holländer bei Berchem und näherte sich Antwerpen, trieb mit Hülfe der Bevölkerung die Holländer in die Citadelle zurück und forderte deren Gouverneur zur Uebergabe auf.

Während der Unterhandlungen fielen unglücklicherweise einige Schüsse auf das Arsenal. General Chassé eröffnete sofort, ohne die in solchen Fällen sonst üblichen, eine Versöhnung anbahnenden Schritte zu thun, ein furchtbares Feuer auf die Stadt, vernichtete die bedeutenden Waarenvorräthe, welche dieselbe enthielt und that den Häusern großen Schaden. Dieser nutzlose Act soldatischer Barbarei erregte allgemeine Entrüstung, nicht blos unter den Belgiern, sondern auch im Schooße aller übrigen Nationen Europa's, welche bei dem Bombardement schwere Verluste gehabt hatten. Chassé wagte es übrigens nicht, den von ihm begonnenen Kampf fortzusetzen, vielmehr ging er einen Waffenstillstand ein, welcher den Belgiern sehr vortheilhaft war, weil sie ihre bisherige günstige Stellung beibehalten durften. König Wilhelm erkannte, daß er mit den ihm damals zur Verfügung stehenden Truppen den Belgiern nicht die Spitze bieten könne. Es kam darauf an, Zeit zu gewinnen, den Saamen der Zwietracht unter die Feinde auszustreuen und neue Streitkräfte zu sammeln. Der König wandte sich daher an dieselben Großmächte, welche er durch seine treulose Auslegung der die Rheinschifffahrt betreffenden Stelle der Wiener Congreß-Acte so sehr verletzt hatte.*) Diesen lag mehr an dem s. g. Legitimitäts-Prinzipe, als an der freien Rheinschifffahrt. Sie kamen ihm bereitwillig zu Hülfe, indem sie eine Conferenz zu London anberaumten, welche den Streit zwischen Holland und Belgien entscheiden sollte. Allerdings hatte sich durch die Vertreibung des ältern Zweiges der Bourbonen manches verändert. Allein vier Großmächte klammerten sich an die s. g. Grundsätze der heiligen Allianz mit um so größerer Heftigkeit an, je mehr sie durch die in Frankreich und Belgien ausgebrochene Revolution in Schrecken versetzt worden waren. Ludwig Philipp gab deutlich zu erkennen, daß er nichts mehr wünsche, als, sobald als möglich, in die Zahl der „legitimen Könige" aufgenommen zu werden.

In der That sprach die Londoner Conferenz in ihrem ersten, vom 4. November 1830 datirten Protokolle den Wunsch aus, die streitenden Parteien möchten die Feindseligkeiten einstellen, und sich beiderseits hinter die Linie zurückziehen, welche vor dem 30. Mai 1814, Holland von Belgien getrennt habe. Der Waffenstillstand wurde von beiden Theilen angenommen (25. November).

Vorher schon (10. November) hatte sich der belgische National-Congreß versammelt. Von den zweihundert berufenen Abgeordneten hatten sich einhundert zweiundfünfzig eingefunden. Von diesen stimmten nur dreizehn für die Republik, alle übrigen für die constitutionelle Erbmonarchie. Einstimmig wurde das Haus Nassau ausgeschlossen.

De Potter, welcher an seinen Anschauungen festhielt, zog sich zurück. Er trieb seinen republikanischen Eifer augenscheinlich zu weit. Das mächtige Frankreich hatte es damals nicht gewagt, das Banner der Republik zu entfalten, wie sollte das kleine Belgien den Muth dazu finden?

Die Verfassung, welche der belgische National-Congreß feststellte, war so freisinnig, als eine Monarchie, in damaliger Zeit sein konnte. Sie stellte fest (Artikel 6): im Staate gibt es keinen Unterschied der Stände. (Artikel 9.) Keine Strafe kann anders als in Folge eines Gesetzes eingeführt oder vollzogen werden. (Artikel 14.) Die Freiheit des Gottesdienstes und seine öffentliche Feier, sowie die Freiheit, seine Meinung über alle Materien mitzutheilen, ist gewährleistet, unbeschadet der gerichtlichen Verfolgung der bei Ausübung dieser Freiheit begangenem Verbrechen. (Artikel 15.) Niemand kann gezwungen werden, sich irgend wie bei den gottesdienstlichen Handlungen und Gebräuchen eines Cultus zu betheiligen, oder dessen Ruhetage zu beobachten. (Artikel 18.) Die

*) Siehe oben § 52, S. 546.

Presse ist frei; die Censur kann niemals eingeführt werden; von den Schriftstellern, Verlegern und Druckern kann keine Caution verlangt werden. Ist der Verfasser bekannt und in Belgien ansässig, so kann der Herausgeber, der Drucker oder Mittheiler nicht belangt werden. (Artikel 20.) Die Belgier haben das Recht, sich zu associiren; dieses Recht kann keiner Präventivmaßregel unterworfen werden. (Artikel 47.) Die Repräsentantenkammer wird direct von den Bürgern gewählt, die den durch das Gesetz vorgeschriebenen Census bezahlen, welcher nicht über einhundert Gulden und nicht unter zwanzig Gulden directer Steuer betragen darf. (Artikel 55.) Die Senatoren werden auf acht Jahre gewählt; von vier zu vier Jahren wird die austretende Hälfte durch neue Wahlen ersetzt. (Artikel 116.) Die Mitglieder des Rechnungshofes werden von der Repräsentantenkammer ernannt.

Die Verfassung wurde schnell vereinbart, weil die Belgier für sich allein dieselbe festzustellen hatten. Allein zwei große Fragen, bei welchen auch die übrigen Mächte mitwirkten, schwebten in Ungewißheit: 1) welcher Fürst an die Spitze des belgischen Staates gestellt werden, 2) welche Gränzen dieser haben solle. Nach mannigfaltigen Winkelzügen und nachdem Ludwig Philipp's zweiter Sohn, der Herzog von Nemours, die auf ihn (3. Februar 1831) gefallene Wahl ausgeschlagen hatte, entschied sich der National-Congreß (4. Juni 1831) mit hundertzweiundfünfzig unter hundertsechsundneunzig Stimmen für den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg.

In Betreff der Gränzen Belgien's wurden langwierige Verhandlungen gepflogen, welche erst am 19. April 1839 ihr vollständiges Ende erreichten. Mittlerweile brach der Kampf von Neuem aus. Am 2. August 1831 überfiel der Prinz von Oranien die Belgier, welche sich keines Angriffes versahen und trieb diese in die Flucht. Er wagte jedoch nicht, seine Vortheile weiter zu verfolgen, da der englische und der französische Gesandte ihm mit einer englischen Flotte und einem französischen Heere drohten. Die Holländer weigerten sich, die Citadelle von Antwerpen zu räumen. Demzufolge wurde sie vom 30. November bis 24. Dezember 1832 von den Franzosen belagert und mußte sich endlich ergeben. Der König Leopold ehelichte die älteste Tochter Ludwig Philipp's und trat dadurch in den Kreis der europäischen Könige ein. Die Revolution wurde abgeschlossen. Belgien hatte allen Grund, mit den gewonnenen Erfolgen zufrieden zu sein. Das Land hatte sich eine Verfassung gegeben, welche seinem Bildungszustande und seinen Wünschen in der Hauptsache entsprach. Das Haus Nassau-Oranien mußte von dem erschlichenen belgischen Throne herabsteigen. Die Wiener Congreßacte erhielt einen gewaltigen Riß und die „Grundsätze der heiligen Allianz" wurden in Belgien, gleichwie in Frankreich, über den Haufen gestoßen. Die Kaiser und Könige Europa's mußten diese Zugeständnisse der Revolution machen. Sie wollten es nicht auf einen gewaltigen Zusammenstoß mit dieser ankommen lassen. Ludwig Philipp machte allerdings der „heiligen Allianz" noch größere Zugeständnisse, indem er dieser erlaubte, in Polen und in Italien nach Willkür zu schalten.

§ 62. Die polnische Revolution.

Wenn die polnische Nation den zehnten Theil der Anstrengung, welche sie machte, um ihre Selbständigkeit wieder zu gewinnen, angewandt hätte, um diese, bevor sie verloren war, zu erhalten, so hätte sie sich ein Jahrhundert voll der bittersten Leiden, voll Leichen und Kerkern, voll Demüthigungen und Beschimpfungen ersparen können.

Deutschland möge dieses nie vergessen! Noch ist unser Vaterland nicht ganz so sehr zerrissen, wie Polen. Wohl leiden manche Provinzen Deutschland's schwer durch ihre

Verbindung mit nicht-deutschen Ländern. Ich erinnere insbesondere an die mit slavischen, magyarischen und italienischen Ländern zusammengekoppelten österreichischen Provinzen, an das von Dänemark tyrannisirte Schleswig-Holstein und Lauenburg und an das Großherzogthum Luxemburg, welches in die belgische Revolution verflochten wurde und dem deutschen Vaterlande dadurch, zum Theile wenigstens, verloren ging. Doch der größere Theil Deutschland's, obgleich nicht frei, steht doch unter deutscher Verwaltung. Jetzt würden verhältnißmäßig geringe Opfer erforderlich sein, um die deutsche Nationalität vor einem ähnlichen Schicksale, wie es die polnische erlitt, zu bewahren. Noch ist es Zeit, zu handeln, bevor die längst gehegten Pläne der Feinde Deutschland's vollständig ausgeführt worden sind. Die erbärmlichsten Menschen, welche jetzt bei der geringsten Aufforderung zur Thatkraft zittern und beben, würden einen Anflug von Muth bekommen, wenn sie sich die unausbleiblichen Leiden vergegenwärtigen könnten, welche eine neue Theilung Deutschland's oder auch nur neue Verluste von Gränzprovinzen in ihrem Gefolge haben müßten.

Das Schicksal Polen's liegt jetzt so klar und bestimmt vor uns, daß der denkende Mensch über dessen Ursachen nicht den geringsten Zweifel hegen kann. Das Königthum, Pfaffenthum und der Adel herrschten, als Polen dreimal getheilt wurde. Das polnische Königthum ging in den Stürmen der Zeit unter, doch das polnische Pfaffenthum und der polnische Adel überlebten den Untergang der polnischen Nationalität. Sie bildeten nach, wie vor, den Hemmschuh, welcher den unter fremden Herrschern stehenden Polen einen freiheitlichen Aufschwung unmöglich machte. Adel und Geistlichkeit besaßen allein nicht die Kraft, das fremde Joch abzuschütteln. Bürger und Bauern konnten sich nicht veranlaßt sehen, Gut und Blut für die Wiederherstellung eines Reiches einzusetzen, welches ihnen die Freiheit, gleiches Recht und brüderliche Behandlung nicht einmal in Aussicht stellte.

Die polnische Geistlichkeit hielt die Seelen des Volkes in den Ketten des Aberglaubens und des schlimmsten aller Despoten, des Pabstes, gefangen. Der Adel ließ den Leib des Bauern nicht frei und hielt den Bürger in einer unwürdigen Abhängigkeit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die fremden Herrscher, wenigstens die Oesterreicher und Preußen, für die polnischen Bürger und Bauern mehr thaten, als die eigenen Könige, Pfaffen und Aristokraten. Mit welchem Rechte können diese die Sympathien der Völker in Anspruch nehmen, so lange sie sich selbst nicht auf den Standpunkt ewiger und unveräußerlicher Menschenrechte empor geschwungen haben? Entweder gilt in einem Staate die Gewalt, dann ist diejenige der Häuser Romanow, Habsburg und Hohenzollern so gut begründet, als die Macht des polnischen Pfaffenthums und des Adels; oder aber es gilt das ewige und unveräußerliche Menschenrecht, dann müssen die polnischen Pfaffen und Aristokraten eben sowohl, als die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen, auf die Privilegien verzichten, welche sie in trüben Zeiten an sich zu reißen verstanden.

Eine Wiederherstellung Polen's, welche nicht von der Grundansicht der Freiheit und des Rechtes aller Mitglieder des Staates, also auch der Bürger und der Bauern, ausgeht, ist unmöglich, weil diese beiden Stände sich wohl hüten werden, zur Verherrlichung der privilegirten Kasten das Schwert zu ziehen, weil die übrigen Nationen für dieselben nicht in die Schranken treten werden und endlich weil die Wiederherstellung eines polnischen Adels- und Pfaffen-Staates auf durchaus keinem umfassenden Rechtsgrunde beruht.

Alle polnischen Revolutionen sind gescheitert an der Klippe adeliger und pfäffischer Selbstüberhebung.

Die polnische Nationalität, abgesehen von freiheitlichen und rechtlichen Bestrebungen, kann nur schwache Sympathien im Schooße aller für Freiheit und Recht empfänglichen Nationen hervorrufen. Nationalität auf dem Grunde von Freiheit und Recht ist etwas

Digitized by Google

ganz anderes, als Nationalität auf dem Boden aristokratischer und pfäffischer Privilegien. Eine Erhebung der Nation setzt vor allen Dingen ein Programm voraus, für welches alle Theile derselben sich begeistern können. So lange der Adel die polnische Nationalität nur von dem Gesichtspunkte der ungehemmten Adelsherrschaft, die Geistlichkeit nur von demjenigen der Herrschaft der katholischen Kirche auffaßt, kann die polnische Nation und die Menschheit bei einer Wiederherstellung Polen's nichts Erhebliches gewinnen.

Das Mißverhältniß, in welchem die privilegirten Classen zu der großen Masse des Volkes standen, war die Hauptursache der drei Theilungen Polen's gewesen. Nach dieser Zeit wurden in allen civilisirten Staaten Europa's die Privilegien der Vorzeit durch die französische Revolution auf's Tiefste erschüttert. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wurde die Dreieinigkeit, in deren Namen die Nationen auf der Bahn der Entwickelung vorwärts schritten. Die Ketten mittelalterlichen Aberglaubens und Druckes wurden gelockert. Nicht die Geistlichkeit und nicht der Adel, sondern das gesammte Volk war es, welches in Rußland, Deutschland, Spanien und Portugal die Zwingherrschaft Napoleon's brach.

Als der große Wendepunkt des Jahres 1813 eintrat, befand sich Polen in einer sehr unglücklichen Lage. Nachdem Kosciuszko vom Kampfplatze abgetreten war, zerstreuten sich seine getreuesten Anhänger und die eifrigsten Freunde polnischer Unabhängigkeit über ganz Europa und Amerika. Der größte Theil derselben suchte in Frankreich Zuflucht. Die Polen ließen im alten Vaterlande die Vorurtheile, welche sie mit der Muttermilch eingesogen hatten, nicht zurück. Der Adel nahm den Uebermuth und die mittelalterlichen Ansichten seiner Kaste in's Ausland mit. Nur ein kleiner Theil desselben schüttelte sie ab und schwang sich auf den Standpunkt einer reineren Menschlichkeit empor. Mit diesem bessern Theile der Aristokraten verbanden sich die Söhne des Volkes, welche vermöge ihrer Geburt keine Vorrechte in Anspruch nahmen. Aristokraten und Demokraten behielten übrigens, mit seltenen Ausnahmen, das Joch des Aberglaubens auf sich, welches sie in früher Jugend aus den Händen der Geistlichkeit empfangen hatten. In unseliger Verblendung hielten sie an der römisch-katholischen Kirche um so fester, je mehr die russischen Czaaren sich bemühten, dieselbe in Polen zu Gunsten der griechischen Kirche zu unterdrücken. Sie bedachten nicht, daß außer Rußland auch Oesterreich an dem Untergange Polen's Schuld getragen, daß das Haus Habsburg seit Jahrhunderten die römisch-katholische Kirche als williges Werkzeug der Unterdrückung seiner Völker gebraucht habe und daß die Grundursache des Zerfalles Polen's die von den Jesuiten entzündete Religionsverfolgung gewesen sei.

Die Haltung, welche die polnische Emigration im Auslande annahm, deutete nicht auf einen hohen Grad politischer und philosophischer Bildung. Militairische Tapferkeit und Organisation konnten den Mangel an politischer Einsicht nicht ersetzen. Es gelang den rastlosen Bemühungen des Generals Dombrowski, eine polnische Legion zu organisiren, welche in die Dienste der französischen Republik trat. Napoleon glaubte, sich derselben in ähnlicher Weise bedienen zu können, wie die übrigen Despoten Europa's die schweizerischen Söldner gebrauchten. Er zog dieselbe aus Italien, woselbst sie großen militärischen Ruhm erworben hatte, nach Straßburg. Ohne Zweifel hätte er sie nach Paris geschickt, um mit deren Hülfe die damals schon angestrebte Kaiserkrone zu erobern, wenn sie sich dazu hätte willig finden lassen. Als die Polen aber einstimmig erklärten, sie seien nicht gesonnen, für Napoleon's Interesse gegen die Franzosen zu kämpfen, verschenkte er die Legion an den König von Etrurien, und schiffte später einen Theil derselben nach St. Domingo ein, wo sie im Kampfe mit den dortigen Freiheitsbestrebungen und mit dem gelben Fieber elend zu Grunde ging. Er betrachtete sie überhaupt nur als Kanonenfutter.

Während des Krieges, welcher den Tilsiter Frieden abschloß, lag es in der Macht Napoleon's, das alte Polenreich wieder herzustellen. Er that es nicht, weil er für Begriffe, wie Nationalität, Freiheit und Recht, keinen Sinn hatte. Zwar errichtete er aus den Preußen abgenommenen polnischen Gebietstheilen das Großherzogthum Warschau (1807) und vergrößerte dieses (1809) durch West-Galizien. Allein er trat nicht blos den Bezirk Bialystock an Rußland ab, sondern ließ auch den bei weitem größern Theil Polen's in der Gewalt der drei theilenden Mächte. Das Herzogthum umfaßte Anfangs nur 1850 Quadratmeilen mit 2,200,000 Einwohnern und stieg (nach dem Wiener Frieden von 1809) nur auf 2800 Quadratmeilen mit 3,780,000 Einwohnern. Schon der Name, welchen Napoleon dieser seiner Schöpfung gab, deutete mit Bestimmtheit darauf, daß es seine Absicht nicht sei, Polen wieder herzustellen, und der Fürst, welchen er an die Spitze des Herzogthums stellte, der König Friedrich August von Sachsen, leistete Bürgschaft dafür, daß weder auf nationale, noch freiheitliche Entwickelung gerechnet werden könne.

Umsonst vergossen die Polen ihr Blut für Napoleon. Das Verhältniß, in welchem sie zu dem Kaiser von Frankreich gestanden waren, erschwerte nach dessen Sturze die Ergreifung kräftiger Maßregeln zu ihren Gunsten. Mit dem Könige von Sachsen, welcher zu Leipzig gefangen genommen wurde, verloren sie den einzigen Mann, welcher nach dem Hammelheerdenstaatsrechte befugt gewesen wäre, das Herzogthum Warschau zu vertreten, falls er sich seine Freiheit bewahrt hätte. Die Polen waren daher, gleich den Deutschen und Italienern, auf dem Wiener Congresse nicht vertreten. Die Fürsten, welche sich in den Besitz ihres Landes gesetzt hatten, dachten nur an ihre dynastischen, nicht an der Polen nationale Interessen. Nicht einmal das Herzogthum Polen blieb bestehen und Rußland, mit dem es verbunden wurde, setzte der Wiederherstellung Polen's weit größere Schwierigkeiten entgegen, als der König von Sachsen hätte bereiten können. Ein öffentliches Leben war für die Polen, trotz der ihnen von Alexander I. gegebenen Verfassung, unter russischer Herrschaft so wenig, als unter preußischer und österreichischer, eine Möglichkeit.

In Preußisch-Polen geschah übrigens manches zur Hebung des Bauern- und Bürgerstandes. Weit trauriger war das Schicksal Oesterreichisch-Polen's, auf welchem ein furchtbarer Abgabendruck den politischen Despotismus noch erschwerte. Von vier Millionen polnischer Unterthanen erhob das Haus Habsburg neunzig Millionen Gulden an Abgaben und bezog überdieß dreißig Millionen von den galizischen Salzminen. Ein großer Theil der Grundstücke wurde von der Regierung sequestrirt, indem deren Besitzer nicht im Stande waren, die darauf haftenden Abgaben zu zahlen. Dessen ungeachtet verhielten sich die Galizier am ruhigsten von allen Polen, theils weil die römisch-katholischen Pfaffen im Bunde mit den römisch-katholischen Habsburgern standen, theils weil die österreichische Regierung es verstand, zwischen Adel und Bauern ein Verhältniß des heftigsten Widerwillens zu hegen.

Der einzige Fleck von Polen, über dessen Theilung die Congreßmächte sich nicht hatten einigen können, war Krakau. Obgleich von den drei Nachbarn mit Scheelsucht bewacht, blühte doch die Stadt unter den Fittigen einer gewissen Freiheit auf und deutete an, was aus Polen werden könnte, falls dem Lande nur so viel Freiheit, als der Stadt Krakau, gelassen würde.

In Ermangelung alles öffentlichen Lebens zogen sich die strebenden Polen in geheime Gesellschaften zurück, welche sie theils unter wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Aushängeschildern verhüllten, theils durch den Schleier des strengsten Geheimnisses deckten.

Die letzten Jahre der Regierung Alexander's I. waren, wie wir schon oben *)

*) Siehe § 47, S. 488 ff.

erzählten, reich an Verschwörungen. Das Joch, welches der Kaiser seinen Völkern auferlegte, war nicht schwer genug, um im Keime jede Regsamkeit der strebenden Geister zu ersticken, und doch nicht so leicht, daß diese dasselbe willig ertragen hätten. Ein solcher Zustand der Dinge fördert, in Abwesenheit alles öffentlichen Lebens, immer die Verschwörungen. Die Beschaffenheit und den Ausgang der russischen Complotte haben wir schon oben erzählt.

Die Polen handelten sehr klug, indem sie mit den russischen Verschwörern keinen festen Bund schlossen. Die lockere Verbindung, in welcher sie mit diesen standen, fügte ihnen schon großen Schaden zu.

Die polnischen Verschwörungen, welche im November 1830 zum Ausbruche kamen, lassen sich in ihren ersten Fäden zurückführen auf die Bestrebungen des Generals Dombrowski, welcher die polnische Legion in Italien befehligt hatte. Er regte (im Jahre 1818) zu Winagora den Gedanken einer neuen patriotischen Verbrüderung an, welcher, obgleich er selbst kurz darauf starb, von Gesinnungsgenossen aufgegriffen wurde. Schon im folgenden Jahre (1819) bildete sich eine geheime Gesellschaft, welche Anfangs den Namen der „nationalen Freimaurerei" trug. Viele Männer von innerem Werthe und äußerem Ansehen traten in den Bund. Dieser umfaßte vier Grade. In dem untersten beschäftigte man sich nur mit der Unterstützung armer Krieger, im zweiten und dritten erhielten die philanthropischen Bestrebungen einen nationalen Charakter, im vierten besprachen sich die Häupter unumwunden über die Befreiung des Landes. Der Bund verbreitete sich rasch nicht blos über das Congreß-Königreich, sondern auch über die diesem nicht einverleibten ehemals polnischen Provinzen Rußland's und Preußen's. Im Posen'schen traten die Mitglieder des Bundes weit ungestümer, als in Russisch-Polen, auf, was zur Folge hatte, daß dort die Gesellschaft in ihrer ursprünglichen Form bald gesprengt wurde und nur in derjenigen des Carbonarismus fortbestehen konnte. In Russisch-Polen dauerte der Bund in seiner alten Form bis Ende 1825 fort. Neben der „nationalen Freimaurerei" bestanden mehrere andere Geheimbünde, namentlich die Templer, die Szubrawcer, die Premienisten, die Philarethen, Philomathen und andere.

Als die Verschwörung in Rußland ausbrach, wurden auch die Häupter des polnischen Bundes der russischen Regierung bekannt. Fürst Jablonowski glaubte dem Kaiser dadurch imponiren zu können, daß er demselben die Verschwörung in der großartigsten Weise darstellte. Nicolaus ließ sich jedoch nicht einschüchtern, vielmehr warf er Alle, welche ihm auf diese Weise als Verschworene angegeben wurden, in die Gefängnisse. Er wagte es jedoch nicht, die Gefangenen durch russische Richter verurtheilen zu lassen. Der polnische Senat sprach sie (unterm 18. Mai 1829) frei, indem er erklärte, Bestrebungen zur Herstellung der Nationalität seien nicht strafbar. Die preußischen Gerichte dagegen verurtheilten die ermittelten Theilnehmer wegen Landesverrathes zu langjährigen Gefängnißstrafen.

Das freisprechende Urtheil des Senates erregte in ganz Polen eine freudige Bewegung. Als es sich aber später zeigte, daß die russische Regierung die freigesprochenen Gefangenen nicht aus dem Kerker entließ, so schlug dieselbe schnell in furchtbare Erbitterung gegen Rußland um. Die geheimen Verbindungen nahmen an Mitgliederzahl und Energie der Gesinnung zu. Unter denselben that sich ein im Schooße der Warschauer Fähnrichschule organisirter Geheimbund (in der zweiten Hälfte des Jahres 1829) besonders hervor. Der Bund war schon am 15. December 1820 gegründet worden und war unentdeckt geblieben. Einer der Fähnriche (Dzialynski) setzte sich sogar mit einigen Landboten in Verbindung, welche dessen Anerbieten mit Freuden aufnahmen.

Damals besaß das Congreß-Königreich noch eine nationale Armee von dreißigtausend

Mann, eine Ständeversammlung, welche einer volksthümlichen Bewegung Nachdruck geben konnte und eine Verwaltung, in welcher die polnischen Elemente stark genug waren, um den russischen einen gewissen Widerstand entgegensetzen zu können. Die russische Besatzung Warschau's zählte nur 5400 Mann, die polnische dagegen, welche unter den Befehlen der Verschworenen stand, 8000.

Lange hatte man gezögert. Wiederholt hatten die kühnsten Freunde des Vaterlandes darauf gedrungen, daß losgeschlagen werden solle, namentlich zur Zeit der vom Fürsten Jablonowski gemachten Enthüllungen (1826) und zur Zeit der Krönung des Kaisers in Warschau (29. Juli 1829). Allein es kam nicht dazu. Als aber durch die Juli-Revolution ganz Europa in Aufregung gebracht wurde, setzte sich die polnische Garnison Warschau's mit den Kammern in Verbindung. Lelewel erklärte auf eine an ihn gerichtete Anfrage, „die Kammer könne, was eine Armee von 30,000 Mann beschließe und ausführe, nicht verurtheilen." Hierauf setzten die Verschworenen die Nacht des 29. November 1830 zur Führung des längst beabsichtigten Schlages fest. Dieser sollte mit der Gefangennahme des Großfürsten Constantin beginnen.

Am Abende genannten Tages um sechs Uhr trafen achtzehn Fähnriche und Militärschüler außerhalb der Stadt vor dem Palaste des Großfürsten, Belvedere, zusammen, zündeten zum Signal für die Verschworenen in der Stadt ein Brauhaus an und stürmten den Palast. Constantin hatte Zeit gefunden, zu entkommen. Er eilte nach der Stadt. Dort war der Lieutenant Wysozki auf das Feuersignal in die Militärschule gegangen und hatte den dort versammelten jungen Leuten die Worte zugerufen: „Polen! die Stunde der Rache hat geschlagen! heute müssen wir siegen, oder sterben! folgt mir! o, möchte euere Brust gegen die Feinde der Freiheit ein Thermopylä sein!" Alle folgten ihm. Mit hundert und sechzig Bewaffneten stürmte Wysozki gegen die Caserne der polnischen Truppen, um diese in die Bewegung hereinzuziehen, während der Großfürst Constantin die russischen Truppen zu den Waffen rief. Die Militärschüler stürmten das Staatsgefängniß, befreiten die Gefangenen und vermehrten dadurch ihre Reihen. Um sieben Uhr Abends schloß sich ihnen zuerst unter allen polnischen Truppen jenes vierte Regiment an, welches sich, wie beim Beginne, so auch im Verlaufe der Revolution, mit unsterblichem Ruhme bedeckte. Nach und nach folgte die gesammte polnische Garnison. Um zehn Uhr war einer der Militärschüler in's Theater gestürzt und hatte die Zuschauermenge in den Kampf gezogen durch die Worte: „hinweg von hier und zu den Waffen! die Russen ermorden die Unsrigen!" Die Sturmglocken ertönten. Das Volk drang in die Straßen. Das vierte Regiment, das sich des Arsenals bemächtigt hatte, vertheilte unter die kampfbereiten Massen die vorhandenen Waffen. Constantin zog sich in eiliger Flucht aus der Stadt zurück.

Jetzt galt es, das glühend gewordene Eisen zu schmieden. Leider wurde viele kostbare Zeit verschwendet. Man erlaubte dem russisch gesinnten Administrationsrathe, sich (30. November) zu versammeln und die Zügel der Regierung in Händen zu behalten. So kam es, daß hemmende und störende Beziehungen zwischen der Revolution und den vom Großfürsten befehligten russischen Truppen eingeleitet wurden. Die letzteren, fünftausend Mann stark, ließ man, nebst dem Großfürsten, unbelästigt abziehen, während es ein leichtes gewesen wäre, sie gefangen zu nehmen oder aufzureiben. Erst am 3. December kam eine provisorische Regierung zu Stande, an deren Spitze Fürst Czartoryski und Lelewel standen. Schon zwei Tage nachher (5. December) ließ sich aber General Joseph Chlopizki, nachdem ihm die Stelle eines Oberbefehlshabers der bewaffneten Macht übertragen worden war, als Dictator ausrufen. Im Augenblicke der Entscheidung, in der Nacht vom 29. auf den 30. November, war er nicht zum Vorschein gekommen. Jetzt, nachdem die Revolution

Digitized by Google

geglückt war, begnügte er sich nicht mit der Stellung eines Feldherrn, welche schon das Maaß seiner Kräfte überstieg, sondern riß die gesammte Staatsgewalt an sich, welche er zu führen durchaus nicht befähigt war.

Die erste und dringendste Aufgabe jedes Hauptes einer werdenden Revolution besteht darin, diese nach allen Seiten hin auszudehnen und zu kräftigen. Statt dessen leitete Chlopizki Unterhandlungen mit dem russischen Kaiser ein, welche von vorn herein die Kraft des Aufstandes lähmten. Hätten die Polen unterhandeln wollen, so wäre ihre Wahl ohne Zweifel auf einen Diplomaten gefallen. Sie unterwarfen sich der Führung eines Soldaten in der Hoffnung, dieser werde den Kampf mit Nachdruck führen. Es war daher ein Fehler des Reichstages, daß dieser die Dictatur Chlopizki's bestätigte und sich damit begnügte, demselben eine Aufsichts-Commission an die Seite zu setzen, an deren Spitze Fürst Radziwill stand.

Mit Blitzesschnelle hatte sich der Aufstand über das ganze Congreß-Königreich verbreitet. Die Städte Radom, Kielce, Kalisch, Lublin, Modlin, Zamosk und andere warteten keine Befehle von Warschau ab. Sie erhoben sich selbständig, verjagten die russischen Kosacken, befreiten die Staatsgefangenen, setzten an die Stelle der russischen, die polnischen Adler, und stellten sich und ihre Streitkräfte der provisorischen Regierung zur Verfügung. Es kam darauf an, den Aufstand, so schnell als möglich weiter zu tragen, die vorhandenen Truppen dem Feinde entgegen zu schicken und immer neue Corps zu organisiren, und den Vorangeschrittenen nachrücken zu lassen.

Statt das ganze Volk zu den Waffen zu rufen, mit Waffen zu versehen und in den Kampf zu führen, begnügte sich Chlopizki damit, die verabschiedeten Soldaten einzuberufen und dadurch jedes Regiment Infanterie durch zwei neue Bataillone und jedes Regiment Reiterei durch zwei neue Schwadronen zu verstärken. Außer diesen Truppen organisirte Chlopizki zwar noch Sicherheitswachen. Diese waren aber nicht für den Felddienst bestimmt, auch sprach er von einer Landesbewaffnung, allein er führte sie nicht in's Leben ein. Als ein Monat der kostbarsten Zeit nutzlos von Chlopizki verschleudert worden war, und Kaiser Nicolaus, wie jeder denkende Mensch zum voraus erwarten konnte, die polnische Revolution eine schändliche Verrätherei genannt und jede Unterhandlung abgewiesen hatte, dann erklärte Chlopizki in hoffnungsloser Mattherzigkeit der Aufsichts-Commission, daß er dafür stimmen müßte, sich dem Kaiser zu unterwerfen, statt es zum Kriege kommen zu lassen; und als die Aufsichts-Commission ihm deßhalb mit gutem Grunde ernstliche Vorwürfe machte, legte Chlopizki (18. Januar 1831) seine Dictatur nieder. Der Reichstag ließ sich dadurch nicht entmuthigen. Er ernannte den Fürsten Michael Radziwill zum Oberfeldherrn (19. Januar 1831), erklärte die Ausschließung des Hauses Romanoff von dem polnischen Throne (25. Januar) und setzte eine aus fünf Mitgliedern*) bestehende National-Regierung unter dem Präsidium Czartoryski's (30. Januar) ein.

Unter allen diesen fünf Männern befand sich nur einer von Geist und Kraft, nämlich Lelewel. Fürst Czartoryski insbesondere war in allen Vorurtheilen des Hoflebens, des Adels und des Pfaffenthums viel zu tief versunken, als daß er einer wahren Begeisterung und einer freiheitlichen Auffassung der Revolution fähig gewesen wäre. Zudem ging sein Trachten, wie sich später klar und deutlich ergab, nach der polnischen Krone. Seine Beweggründe waren Ehrgeiz und Herrschsucht, nicht Liebe für Freiheit, Recht und Vaterland. Eine aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzte Regierung konnte Polen nicht zum Kampfe mit einer fünffachen Uebermacht begeistern, ausrüsten und organisiren.

*) Außer dem Präsidenten bestand dieselbe aus Vincenz Niemojowski, Theophil Morawski, Stanislaus Barzykowski und Joachim Lelewel.

Das polnische Heer zählte mit Einschluß der von Chlopizki einberufenen Beurlaubten 52,000 Mann mit 130 Kanonen. Als Kern einer zahlreichen Revolutionsarmee hätte diese wohl gerüstete und waffenkundige Schaar den russischen Massen einen siegreichen Widerstand entgegensetzen können. Für sich allein war sie denselben nicht gewachsen. Nur wenige Freiwillige und Sensenmänner standen den regulären Truppen zur Seite. Allerdings litten die Polen Mangel an guten Waffen. Allein der ihnen eigenthümliche Muth hätte denselben ersetzt, falls es die Führer verstanden hätten, die Massen zu begeistern. Jeder Sieg hätte ihnen vom Feinde Waffen verschafft. Einige wenige Siege hätten in Frankreich, England und Deutschland eine Stimmung hervorgerufen, welcher die von Preußen und Oesterreich verhängte Grenzsperre hätte weichen müssen. Es wäre dann auf der Grundlage vollendeter Thatsachen in Polen, wie in Belgien, schlimmsten Falles wenigstens ein Abkommen zu Stande gebracht worden, welches die von den Polen errungene Freiheit sicher gestellt hätte. Allein zu alle dem waren ganz andere Maßregeln erforderlich, als Leute, wie Chlopizki, Czartoryski, Radziwill und Genossen zu ergreifen befähigt und Willens waren. Während die Polen nur schwache Rüstungen machten, sammelten die Russen ein Heer von 117,000 Mann mit 400 Geschützen unter Feldmarschall Diebitsch und rückten (5. und 6. Januar 1831) in Polen ein. Hätte die provisorische Regierung ihre Schuldigkeit gethan, so wären die polnischen Truppen ihnen zuvor gekommen, hätten Lithauen, Volhynien, Podolien und die Ukraine in Aufstand versetzt und aus diesen polnischen Provinzen ein Heer von mehr als 50,000 Mann gezogen, welches, in Verbindung mit den Truppen des Congreß-Königreichs, den Russen unter Diebitsch eine entschiedene Niederlage hätte beibringen können. Die Unthätigkeit der provisorischen Regierung und des Dictators Chlopizki hatte zur Folge, daß die reichen Kräfte, welche die genannten Provinzen, bei rascher und kräftiger Unterstützung, der nationalen Bewegung zugeführt hätten, anfangs gar nicht, und später nur in sehr beschränktem Maße flüssig wurden.

Am 25. Februar kam es bei Grochow zur Schlacht, in welcher die Polen dem russischen Heere von beiläufig 120,000 Mann nur 30,000 entgegensetzen konnten. Trotz dieses Mißverhältnisses der Zahlen hätten die Polen durch ihre begeisterte Tapferkeit ohne Zweifel den Sieg errungen, wenn ihr Feldherr Radziwill etwas mehr Kühnheit und Entschlossenheit besessen hätte. Da ihm aber diese Eigenschaften fehlten, räumte er das Schlachtfeld und zog sich auf Praga zurück. Die Russen hatten jedoch im Kampfe so sehr gelitten, daß auch sie ihr Hauptcorps zurückzogen und nur zwei kleine Heeresabtheilungen zur Beobachtung der Polen in der Nähe von Warschau ließen. Radziwill konnte sich nach der Schlacht von Grochow nicht mehr an der Spitze des Heeres behaupten. Ihm folgte im Oberbefehle der General Skrzynezki, welcher, gleich Chlopizki und Radziwill, wieder die kostbare Zeit mit Nichtsthun vergeudete. Erst am 31. März und 1. April griff er den General Geismar bei Dempe-Wielki an, trieb ihn zurück, allein ohne seinen Sieg nachdrucksvoll zu verfolgen. Am 10. April schlugen die polnischen Generale Pronzinski und Ramorino die Russen unter Rosen bei Iganie, allein auch diesesmal wurde der Sieg der Polen nicht mit der erforderlichen Kraft verfolgt.

Die russische Armee litt furchtbar durch Mangel, die Härte des Klima's und die Cholera. Die Polen hatten Lebensmittel im Ueberflusse, fanden aller Orten gastfreundschaftliche Aufnahme und konnten daher dem Klima und der Seuche weit leichter Trotz bieten. Allein ein polnischer General nach dem andern versank in Unthätigkeit, sobald er die Last des Oberbefehls auf sich genommen hatte. Im Frühjahre erhob sich Lithauen (26. März 1831) unter dem Generale Kalinowski und kurz darauf

(April 1831) die Ukraine, unter dem Grafen Tyszkiewicz. In Volhynien und in Podolien gewann jedoch der Aufstand keine Kraft, indem diese Provinzen nicht frühzeitig und nicht kräftig genug von Warschau aus unterstützt wurden. General Dwernizki war zwar mit einer kleinen Heeresabtheilung nach Volhynien gerückt, konnte aber daselbst nichts ausrichten und zog sich auf österreichisches Gebiet zurück (27. April), wo er entwaffnet wurde.

Diese erste Niederlage, welche die Polen erlitten, wirkte im höchsten Grade entmuthigend, nicht sowohl wegen der unmittelbaren Verluste, welche sie in ihrem Gefolge hatte, als wegen der Ueberzeugung, welche mehr und mehr um sich griff, daß die polnische Revolution in schlechten, oder wenigstens schwachen Händen ruhe.

Skrzynezki fuhr fort, zu zaudern. Statt dem Feinde keine Ruhe zu lassen und diesen aufzusuchen, wartete er den Angriff der Russen ab. Am 26. Mai kam es bei Ostrolenka zur Schlacht. Wie bei Grochow kämpften die Polen mit heldenmüthiger Tapferkeit. Neuen, unvergänglichen Ruhm erwarb namentlich wieder das vierte Regiment. Die Russen verloren an Todten und Verwundeten achttausend, die Polen sechstausend Mann. Die letzteren zogen sich auf Pultusk und Warschau zurück. Die Russen verfolgten sie nicht.

Bald darauf (10. Juni) starb Marschall Diebitsch. Der Kaiser Nicolaus war mit dessen Kriegführung unzufrieden und hatte den General Grafen Orloff in dessen Hauptquartier abgesandt, um den Zustand des Heeres an Ort und Stelle zu untersuchen. Den Angaben der russischen Aerzte zufolge starb Diebitsch an der Cholera. Viele schrieben dessen Tod dem Gifte zu. So viel ist jedenfalls gewiß, daß über den Nachlaß des Feldmarschalls, wie über denjenigen eines gestürzten Satrapen verfügt wurde. An die Stelle des Deutschen Diebitsch trat der Russe Paskewitsch. Die polnischen Feldherren benützten nicht die Verwirrung, welche die Sendung Orloff's und der Tod Diebitsch's im russischen Lager hervorgerufen hatte. Die polnischen Generäle Chlapowski und Gilgoud wurden (12. Juli 1831) auf preußisches Gebiet gedrängt und wurden daselbst mit siebentausend Mann entwaffnet. Dembinski, kühner, als die beiden anderen schlug sich (9. Juli) mit dreitausend achthundert und dreißig Mann durch und langte nach einem raschen Marsche (am 4. August) an der Spitze von fünftausend Mann in Warschau an.

Abgesehen von den militärischen Mißständen, welche eine fortgesetzte Unthätigkeit nach sich zieht, sind politische Wirren bei einem Revolutionskampfe immer im Gefolge der Schlaffheit. Keine Nation steht so hoch und erhaben, daß sich in deren Schooße nicht Verräther, Memmen und Genußmenschen ohne Sinn für Freiheit fänden. Diesen darf ein umsichtiger Führer keine Zeit und Gelegenheit bieten, auf die Gemüther ihrer Cameraden zu wirken, oder gar Verschwörungen anzuzetteln. Eine der Früchte der nicht endenden Zögerungen Skrzynezki's bestand darin, daß die Generale Hurtig, Salazki, Oberst Slupezki und mehrere andere eine Verschwörung zu Gunsten der Russen anzettelten. Skrzynezki ließ zwar die Verschworenen verhaften, allein er hatte durch seine Schlaffheit das Vertrauen des Volks verloren und wurde (10. August 1831) abgesetzt. Allein auch sein Nachfolger Dembinski handelte ganz im Geiste seines Vorgängers.

Es wird behauptet, die Zögerungen der polnischen Feldherren hätten ihren Grund darin gehabt, daß der französische Minister des Auswärtigen, Sebastiani versprochen habe, auf diplomatischem Wege den Frieden vermitteln zu wollen, falls nur noch zwei Monate ohne entscheidende Waffenthat vergehen sollten. Eine Entschuldigung läge hierin jedenfalls nicht für die polnischen Generale. Seit der Nacht des 29. November waren mehr, als acht Monate verflossen, während welcher die Polen in zwei großen Schlachten und zahlreichen kleinen Gefechten ihren Heldenmuth und ihre Widerstandskraft auf's glänzendste bewahrt hatten. Im Laufe dieser ganzen Zeit hatten sie von der Ungunst des preußischen und des

österreichischen Cabinettes auf's empfindlichste zu leiden. Ohne die Zufuhren, welche die russischen Heere durch Preußen erhielten, hätten diese sich entweder auflösen oder sehr weit zurückziehen müssen. Gegen die Kriegsbedürfnisse der Polen sperrten beide Mächte ihre Gränzen ab. Die Preußen führten den Russen zu, was diese verlangten. Die polnischen Freiheitskämpfer, welche sich auf neutrales Gebiet zurückzogen, ohne dort von ihren Waffen Gebrauch zu machen, setzten Oesterreicher und Preußen gefangen und lieferten deren Waffen an die Russen aus. Russische Heeresabtheilungen dagegen, welche auf österreichisches Gebiet bewaffnet übergingen und von diesem aus die Polen unter Dwernizki umgingen und dadurch zum Rückzuge zwangen, blieben unbehelligt.

Von welchem Gesichtspunkte aus man die polnische Revolution auch betrachten will, war diese durchaus berechtigt. Stellt man sich auf den Standpunkt des positiven Rechtes, so waren es die Kaiser Alexander und Nicolaus, welche dieses verletzten, indem sie die den Polen kaum erst gegebene Verfassung in wesentlichen Beziehungen verletzten, in weit wichtigeren, als Karl X. dem Volke der Franzosen gegenüber. Sehen wir von dem positiven Rechte ab, so waren die Polen zu jeder Zeit berechtigt, die ihnen mit schreiender Verletzung alles Völkerrechtes entrissene nationale Selbständigkeit wieder zu erobern. Die Engländer, deren Staat aus den Revolutionen der Jahre 1649 und 1688 hervorgegangen war und die Franzosen, welche den ihrigen vor Kurzem erst auf die Juli-Revolution neu gegründet, hatten die dringendste Aufforderung aus Rücksichten der Klugheit nicht minder, als des Rechts sich des Volkes anzunehmen, welches so tapfer für seine Freiheit kämpfte. Allein Ludwig Philipp schadete den Polen durch seine Doppelzüngigkeit mehr, als er ihnen nützte. Er glaubte für die Sache der Freiheit genug gethan zu haben, falls er den Thron seines Schwiegersohnes Leopold von Belgien sicher stellte. Die Polen sahen mehr und mehr ein, daß die auswärtigen Mächte und ihre eigenen Generale ein grausames Spiel mit ihnen trieben und geriethen in eine verzweifelte Stimmung.

Dieselbe doppelzüngige, schillernde, zweifelhafte Haltung, wie die Cabinette von England und Frankreich nahm der Adel dem polnischen Volke gegenüber ein. Die frische Jugend hatte den Kampf am 29. November löwenkühn begonnen. Der Adel schloß sich ihr an. Allein er entwickelte die Revolution nicht in volksthümlicher Richtung. Bei jeder Gelegenheit kämpfte die polnische Aristokratie mit Heldenmuth in der Schlacht neben den Demokraten. Allein kein Gesetz verlieh dem Bürger und Bauern gleiche Rechte mit den bevorzugten Klassen der Gesellschaft und seit den ersten Tagen der Revolution deuteten alle Schritte der Aristokraten darauf hin, daß sie eine Aussöhnung mit dem russischen Czaaren wenigstens ebenso sehnlichst wünschten, als die Zertrümmerung des russischen Joches und die Gründung eines unabhängigen Polenstaates.

So entwickelte sich bald im Schooße der polnischen Revolution jener unheilvolle und doch so nothwendige Gegensatz zwischen Aristokraten und Demokraten, Halben und Ganzen, Moderado's und Exaltado's, Girondisten und Jakobinern, jener Gegensatz, an welchem so manche Revolution gescheitert ist und welcher doch, der Natur der Sache nach, immer wiederkehren muß, so lange es noch ein Vorrecht der Geburt und des Standes giebt. Alle polnischen Oberfeldherren: Chlopizki, Radziwill, Skrzynezki und die Mehrzahl der Regierungsmitglieder gehörten der aristokratischen Partei an. Lelewel und Pulawski galten für die Häupter der demokratischen Partei, obgleich diese während des Kampfes eigentlich nie zu einer gewissen Organisation gelangte.

In der Nacht vom 15. auf den 16. August brach die lang unterdrückte Unzufriedenheit des Volkes mit dem Gange der Revolution los. Das Volk warf sich auf das Schloß, woselbst die von Skrzynezki verhafteten Verschwörer gefangen saßen und ermordete sie.

Einige russische Polizeispione, verhaßte polnische Aristokraten und feile Dirnen hatten dasselbe Schicksal. Im Ganzen verloren fünfunddreißig Personen ihr Leben.

Die Demokraten, welche diesen Sieg errungen hatten, verstanden von demselben aber keinen Vortheil zu ziehen. Was sie thaten, verbesserte nicht, sondern verschlimmerte nur die Lage der Dinge. Die Nationalregierung wurde abgesetzt. An deren Stelle trat der geheime Anstifter der Augustnacht, Graf Krukowiezki. Dieser entfernte Skrzynezki vom Heere, in dessen Schooße er noch immer gewirkt hatte, und ersetzte Dembinski durch Malachowski, der seinen Vorgängern an Talent durchaus nicht gewachsen war.

Während die Polen durch diese Wirren ihre gefährliche Lage noch verschlimmerten, rückten die Russen unter Paskewitsch immer näher gegen Warschau. Jetzt erst zeigte sich das Unheil der Augustnacht in seiner ganzen Größe. Sie hatte einen Verräther an die Spitze der Revolution gebracht. Vergebens kämpften die Polen wieder mit Löwenmuth. Nachdem Krukowiezki Alles zur Uebergabe der Stadt vorbereitet und der Reichstag ihn zur Strafe dafür abgesetzt hatte, konnte der alte, rechtschaffene Malachowski nicht anders, als die Stadt (8. September) an Paskewitsch übergeben.

Die Armee zog sich nach Modlin zurück, wo sie Paskewitsch mit trügerischen Unterhandlungen hinhielt, bis er Nachricht erhielt, daß das Corps von Ramorino über die österreichische Gränze getrieben, das Corps von Rozyki zersprengt worden sei. Dann forderte der Russe unbedingte Unterwerfung. Nach Malachowski hatte Rybinski das Obercommando übernommen. Er führte die Reste des tapfern Heeres über die preußische Gränze, woselbst sie sich auflösten.

Das Congreßkönigreich verlor seine Scheinverfassung. Russische Härte in ihrer concentrirtesten Form schlug jede Regung der Freiheit im Lande nieder. Politischer und religiöser Despotismus wirkte zusammen, um die Polen zu russificiren. Wir glauben nicht daran, daß den russischen Czaaren dieses unmenschliche Werk jemals gelingen kann. Die Revolution der Jahre 1830 und 1831 brachte bei manchen Mängeln eine heldenmüthige Aufopferungsfähigkeit und eine kriegerische Tüchtigkeit der Nation zu Tage, welche zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Die Mängel der Vorzeit mögen beseitigt werden. Zu diesem Behufe kömmt es darauf an, dieselben zu ergründen.

Zu allen Zeiten, allein ganz besonders in denjenigen der Gefahr und folgeweise der Revolution, ist nichts wichtiger, als daß der rechte Mann am rechten Platze stehe. Universalgenie's, welche mit gleicher Meisterschaft alle Zweige des bewegten Lebensbaumes zu beherrschen verstehen, sind so selten, daß kein Volk auf sie mit Sicherheit rechnen kann. Die militärische Leitung erfordert ganz andere Eigenschaften, als die Entwickelung und Ordnung der inneren Verhältnisse eines Staates. Nichts ist verderblicher für die Sache der Freiheit, als wenn ein Soldat, welcher nur zu befehlen gewöhnt ist, an die Spitze eines in der Revolution begriffenen Staates gestellt wird. Denn er ist nicht geschickt dazu, alle die im Schooße einer Nation ruhenden Kräfte zu beleben und zum Kampfe für die Freiheit willig zu machen. Dieses ist aber gerade die Hauptsache. Noch niemals ist eine begeisterte und zum Kampfe auf Tod und Leben entschlossene Nation unterjocht worden, obgleich sie manche Schlachten verloren haben mag. Die Fehler eines Feldherrn lassen sich, den Umständen nach, wieder gut machen. Die Fehler, deren sich aber ein Staatsmann bei der Organisation eines werdenden Staates zu Schulden kommen läßt, weihen diesen gewöhnlich dem Untergange. Die sicherste Voraussetzung einer siegreichen Schlacht besteht in einem wohl organisirten und zahlreichen Heere. Ein solches wird nicht zu Stande kommen, ohne eine tüchtige Verwaltung des Heerwesens. Diese kann auf die Dauer nicht bestehen, wenn die Verwaltung des gesammten Staates, der Finanzen, der Recrutenstellung,

der Zeughäuser und Waffenfabriken, der Festungen, des Proviantes und der Montirungsstücke nicht tüchtig ist.

Die Kraft des fähigsten Feldherrn wird im besten Falle zersplittert, wenn sie sich nicht auf die Führung des Heeres concentriren kann.

In einer Revolution ist allerdings nicht Zeit, viele Berathungen mit vielköpfigen Versammlungen zu pflegen. Alle vollziehenden Behörden müssen mit dictatorischer Gewalt einschreiten. Allein dieses ist nur dann möglich, wenn jeder Mann nur in demjenigen Fache gebietet, welchem er gewachsen ist. Es ist daher durchaus nothwendig, daß eine Behörde bestehe, welche im Stande ist, die Beamten anzustellen, zu überwachen und, wenn es nöthig ist, zu entfernen und durch tüchtigere zu ersetzen. Hierzu eignet sich sehr wohl eine aus mehreren Personen zusammengesetzte Regierung. Diese bedarf ihrerseits wiederum eines Verbindungsgliedes, welches sie mit unauflöslichen Banden an die gesammte Nation knüpft. Nur eine Versammlung von Volksvertretern kann diese Verbindung in dauernder Weise herstellen. Das Volk muß während einer Revolution in unausgesetzter Spannung erhalten werden. Dieses geschieht am wirksamsten durch die öffentlichen Verhandlungen seiner Vertreter. Der beste Organismus wird übrigens nichts zu leisten vermögen, wenn die bewegende Kraft nicht stark ist, und diese kann sich nur aus dem Willen der Nation entwickeln. Die Hauptsache bei einer Revolution besteht daher immer in der Kräftigung des National-Willens. Die eigentliche Bedeutung eines Sieges, wie einer Niederlage, besteht in deren Verhältnisse zu der Nationalstimmung. Unter dem Einflusse einer tüchtigen Organisation wird Sieg und Niederlage, der eine durch erhöhtes Selbstvertrauen, die andere durch vermehrte Kraftanstrengung die Sache der Freiheit fördern.

Wer nicht entschlossen ist, Gut und Blut einzusetzen, der hüte sich wohl, eine Revolution zu beginnen! Ist diese aber unternommen, kann sie nur durch die energischsten Maßregeln gefördert werden. Jede Unterhandlung mit dem Feinde lähmt die Kraft der Nation, solange derselbe nicht vollständig besiegt und der Zweck der Revolution erreicht ist. Eine Nation, welche mitten im Sturme der Bewegung nicht im Stande ist, eine von den Ideen der Revolution beseelte Versammlung von Volksvertretern zu wählen, besitzt nicht sittliche oder politische Bildung genug, um ihre verlorene Freiheit wieder zu gewinnen. Mit Heeren allein läßt sich keine Revolution machen. Alle die Siege der französischen Heere in den Jahren 1792—1804 endigten in dem Kaiserthume, d. h. einem Despotismus, welcher drückender war, als die Herrschaft der Bourbonen. Durch Terrorismus läßt sich die mangelnde Bildung des Volkes nicht ersetzen. Dieser ist nichts anderes, als der Despotismus einer Mehrzahl, welcher immer zum Despotismus eines Einzelnen zurückführt. Ob dieser ein Cromwell und Napoleon, oder ein Karl II. und Ludwig XVIII. sei, d. h. einer neuen oder einer alten Herrscherfamilie angehöre, gilt ziemlich gleichviel. Der Unterschied besteht gewöhnlich nur darin, daß die neue Herrscherfamilie mit größerer Härte, die alte mit größerem Stumpfsinn despotisirt.

Wenn wir an die polnische Revolution der Jahre 1830 und 1831 den Maßstab anlegen, welchen uns diese allgemeinen Grundsätze bieten, so müssen wir beklagen, daß die Polen den General Joseph Chlopizki als Dictator an die Spitze ihrer Revolution stellten (5. Dezember 1830). Dieser erste falsche Schritt hatte zur nothwendigen Folge, daß eine großartige Entfaltung der Kräfte der Nation unmöglich, daß eine Deputation an den Kaiser Nicolaus abgesandt wurde, welche dem Kaiser Gelegenheit gab, die Polen als Verräther und Rebellen zu behandeln, statt sie blos als Feinde in offener Feldschlacht zu bekämpfen. Eine Revolution, welche stille steht, ist verloren. Sie hat nur dann Hoffnung auf Gelingen, wenn sie während des Sturmes der ersten Begeisterung, der niemals sehr

lange anhält, ihre Feinde niederwirft und sich während dieses Kampfes in so kräftiger Weise organisirt, daß sie später, wenn der erste Rausch der Begeisterung verflogen ist, in der mittlerweile zu Stande gebrachten neuen Organisation einen Stützpunkt findet, welcher doppelt und dreifach ersetzt, was später durch die Abnahme des Enthusiasmus verloren gehen mag.

Auch eine solche Organisation war unter der Leitung Chlopizki's unmöglich, weil dieser weder ein scharfblickender Staatsmann, noch ein begeisterter Freiheitsschwärmer, sondern nur ein tapferer Soldat war. Als Chlopizki (18. Januar 1831) seine Dictatur niederlegte, waren zehn unersetzliche Wochen unbenützt vorübergegangen. Diese hätten unter tüchtiger Leitung genügt, eine Heeresmacht auf die Beine zu bringen, welche die Russen in deren eigenem Lande beschäftigt hätte, und ein revolutionäres Feuer zu entzünden, welches von Warschau aus Wien und Berlin erreicht und die glimmenden Funken in Paris von neuem zu lodernden Flammen angefacht hätte. Dieses Ziel konnte aber nur erreicht werden unter der Voraussetzung, daß die gesammte polnische Nation, namentlich Bürger und Bauern, durch geeignete Anregungen und Gesetze in den Strudel der Revolution hereingezogen worden wären. Abschaffung aller auf den Bauern lastenden mittelalterlichen Abgaben und Dienste, und vollständige Gleichstellung aller Polen vor dem Gesetze waren die Mittel zu diesem Zwecke. Hätte Chlopizki auf derartige Maßregeln gedrungen, oder hätten auch nur seine Nachfolger dieselben ergriffen, so wäre, schlimmsten Falles, der Grund zu einer späteren Revolution gelegt worden. Da alles dieses nicht geschah, war die Niederlage der Polen unausbleiblich und nicht einmal durch das erhabene Bewußtsein versüßt, daß die Bewegung des Volkes von den reinsten Ideen getragen gewesen sei. So müssen wir uns mit dem Gedanken trösten, daß eine künftige auf der Grundlage nicht blos der Nationalität, sondern auch der Freiheit und des Rechtes ruhende Revolution Polen in die Reihe der selbständigen Staaten Europa's wieder einführen werde.

In dieser Richtung sind nach dem Mißlingen der Revolution manche gewichtige Schritte geschehen. Die Blüthe der Nation wanderte aus. Der größte Theil derselben ließ sich in Frankreich nieder und setzte da seine politischen Kämpfe, wenn auch auf einem andern Felde, fort. Der Gegensatz zwischen Aristokraten und Demokraten trat schroffer, als früher, zu Tage. Der unverbesserliche Theil des polnischen Adels warf sich dem Königthum und dem Pfaffenthum in die Arme. Seine Wünsche reichten nicht weiter, als bis zu einer Erbmonarchie unter den Fittigen des Hauses Czartoryski, mit der Verfassung vom 3. Mai 1791*) und den Beschlüssen des Reichstags vor der November-Revolution. Diese Adeligen schickten die Jugend in das „katholische Kloster," eine wenn nicht von Jesuiten, so doch im jesuitischen Geiste geleitete Anstalt, um ihre Söhne zum Dienste der katholischen Kirche heranbilden zu lassen. Von Paris wanderte dieses Kloster zuerst nach Versailles, dann nach Rom, um ihrem Ursprunge näher zu kommen.

Die Demokraten, auf deren Seite die überwiegende Mehrzahl der Polen stand, organisirten sich auf dem Grunde der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit. Ihr Verein erstreckte sich über zweihundertdreißig Städte und umfaßte (1836) 1136 Mitglieder. Ihre Zwecke gehen nach dem Manifeste vom 4. December 1836 auf die Befreiung Polen's und die Erhebung desselben zu einem selbständigen Reiche mit demokratischen Einrichtungen. Ihr ist es um eine sociale Revolution, die geistige und materielle Emancipation Aller, um die Aufhebung der Leibeigenschaft, aller Dienste und Unterthänigkeits-Verhältnisse so wie aller Titel, um gleiche Berechtigung zu allen Aemtern, gleichen Rechts- und Religions-

*) Siehe oben § 30, S. 418.

schutz, endlich um Eigenthums-Verleihung an die Bebauer, ohne Entschädigung des Adels, — zu thun.

Auf dieser demokratischen Partei ruht wesentlich die Hoffnung für eine Neugestaltung des polnischen Reiches. Dieselbe umfaßt eine so große Zahl tüchtiger Männer in fast allen Zweigen des Staatslebens, des Krieges, der Wissenschaften, der Künste und Gewerbe, daß, wenn erst die Gunst der Zeiten ihnen den Weg in die Heimath geöffnet haben wird, mit deren Hülfe ein vollständiger Umschwung in den jetzt so trübseligen Verhältnissen Polen's eintreten wird. Doch diese Stunde wird erst schlagen zugleich mit derjenigen der Befreiung der übrigen Völker Europa's.

§ 63. Volksbewegungen in Italien.

Nirgends wurde die Juli-Revolution mit größerem Jubel begrüßt, als in Italien. Doch auf Neapel und Piemont lasteten noch immer schwer die Nachwehen der unglücklichen Versuche der Jahre 1820 und 1821. Die Lombardei und Venedig wurden durch österreichische Söldnerschaaren niedergehalten. In den kleinen Herzogthümern Modena und Parma und im Kirchenstaate gährte es gewaltig. Nur die Furcht vor österreichischer Einmischung lähmte dort den revolutionären Geist. Als jedoch das französische Cabinet die Nicht-Einmischung in die inneren Angelegenheiten von Seiten der übrigen Cabinette als Voraussetzung seiner Friedenspolitik aufstellte, faßten die Italiener neuen Muth. Die italienischen Tyrannen, hofften sie, mit eigener Kraft zu bändigen. Doch mit der vereinten Macht der „heiligen Allianz," oder auch nur mit Oesterreich's unzähligen Mordknechten glaubten sie nicht den Kampf wagen zu können.

Die sittliche Kraft der Nation hatte in Folge des vereinigten religiösen und politischen Druckes, welcher seit Jahrhunderten auf dem Lande lastete, abgenommen. Nichts desto weniger waren viele Städte bereit, die Fahne nationaler Selbständigkeit zu entfalten. Allein auf dem Lande, woselbst die kräftigsten Herzen zu schlagen pflegen, war die Bevölkerung schlaff, weil ihr keine Erleichterung der den Ackerbau niederdrückenden Lasten in Aussicht gestellt wurde und sie mit gutem Grunde dachte, daß eine Bewegung, welche keine Rücksicht auf die dringenden Bedürfnisse des Landmanns nehme, unmöglich auf einem tief reichenden Plane ruhen und zu durchgreifenden Reformen führen könne.

Das große Unglück der Italiener bestand darin, daß deren Despoten ihnen nicht erlaubten, die Angelegenheiten des gesammten Vaterlandes in Rede oder Schrift öffentlich zu verhandeln. Die Folge davon war, daß die eifrigsten Freunde des Vaterlandes Verschwörungen anzettelten, während die große Masse des Volkes an den politischen Fragen des Tages wenig oder gar keinen Theil nahm. In den Schooß der geheimen Gesellschaften drängten sich ehrgeizige Menschen, welche, gleich dem Prinzen Karl Albert von Carignan, mehr darauf bedacht waren, die Krone Italien's für sich, als die Selbständigkeit und Freiheit Italien's für die Nation zu erwerben.

Die italienischen Verschwörer waren zu sehr bemüht, Männer von einigem Namen, Einfluß und Reichthum für die Befreiung Italien's zu gewinnen, als daß sie die Geistes- und Herzens-Eigenschaften solcher Leute immer genau geprüft hätten. In Paris stand der älteste Sohn des Königs, der Herzog von Orleans, auf italienischem Boden die beiden Söhne Ludwig Bonaparte's, der dermalige Kaiser Napoleon und dessen älterer Bruder, in Modena der regierende Herzog Franz IV. mit den Verschwörern in Verbindung. Die Actien der Revolution waren an den Höfen bedeutend gestiegen, seit Ludwig Philipp durch dieselben auf den französischen Thron gehoben worden. Mehr, als ein kleiner Prinz

beneidete den Herzog von Orleans um sein Glück. Wären die Bestrebungen der Prinzen, welche auf die Carte der Revolution setzten, mit Erfolgen gekrönt worden, so hätte Italien jedenfalls von den Früchten des Sieges nichts zu genießen bekommen. Alle diese Prinzen standen unter solchen äußeren Einflüssen, welche ihnen eine freie Bewegung im Sinne italienischer Nationalität unmöglich machte. Zudem waren sie, wie Franz IV. von Modena schon sehr bald, und Ludwig Napoleon nach achtzehn Jahren kund that, in solchem Grade von Ehrgeiz beherrscht, daß sie an keiner Revolution Theil nahmen, welche ihnen nicht die Aussicht auf die erste Rolle eröffnete.

Neben den Verschwörern aus Herrschsucht gingen allerdings viele wackere Männer einher, welche von den reinsten und edelsten Beweggründen geleitet wurden, allein diese besaßen nicht Einfluß genug, um alle unreinen Elemente von dem Strudel der Bewegung auszustoßen. Die Prinzen, welche im Trüben zu fischen hofften, nahmen keinen Anstoß an den republikanischen Gesinnungen mancher ihrer Mitverschworenen, theils weil sie hofften, im Falle des Sieges sich unbequemer Männer leichten Kaufes entledigen zu können, theils aber auch, weil die Gesinnung derselben ihnen die Bürgschaft der Uneigennützigkeit gab. Jeder Royalist mochte, den Umständen nach, einem andern Fürsten die Krone Italien's bestimmen. Dieses war von den Republikanern nicht zu besorgen.

Kurz nach den Juli-Tagen begann einer jener Revolutionäre, welcher den Despoten Europa's den größten Schrecken einflößt, Joseph Mazzini, seine Laufbahn. Er mahnte den König von Sardinien durch begeisterte Worte, und als diese nichts halfen, durch kühne Thaten an seine Pflicht, das italienische Volk aus den Ketten fremder und einheimischer Tyrannen zu befreien. Er wurde dem zufolge zum Tode verurtheilt und konnte dieser Strafe nur durch die Flucht entgehen. Seit dieser Zeit hat er unausgesetzt an der Befreiung seines Vaterlandes und ganz Europa's gearbeitet. Keine Gefahren konnten ihn abschrecken, keine Strapatzen ermüden und auch ein Vierteljahrhundert voll getäuschter Hoffnungen seinen Eifer nicht abkühlen. Die Tyrannen Europa's und deren Lakaien sind sehr geneigt, alle Revolutionäre Lumpen zu nennen und deren Unzufriedenheit auf Rechnung ihrer Armuth zu schreiben. Mazzini, welcher mit Recht der Vater der Revolutionäre unserer Tage genannt wird, trifft dieser Vorwurf nicht. Er ist reicher Leute Kind. Doch er liebte die Freiheit mehr, als Gold und Silber und haßt, so theuer ihm sein Vaterland ist, die Tyrannei mehr, als die Verbannung.

Die Versuche der Patrioten Genua's scheiterten theils an der Wachsamkeit der Regierung von Piemont, theils an der feindlichen Stellung, welche Ludwig Philipp schon bald den italienischen Freiheitsbewegungen gegenüber annahm. Doch in Mittel-Italien kam es zum Kampfe. Dieser wurde übrigens durch die Beziehungen, in welchen der Herzog von Modena zu den Verschworenen stand, im Keime gelähmt. Ciro Menotti stand zu gleicher Zeit an der Spitze der Verschworenen und der Polizei des Herzogs von Modena. Er glaubte, den Herzog durch die Aussicht auf die Krone Italien's für die Bewegung gewonnen zu haben. Schwerlich hegte aber der verrätherische Franz IV. von dem Augenblicke an, da er sich in Unterhandlungen mit den Verschworenen einließ, eine andere Absicht, als die Geheimnisse derselben auszukundschaften um dadurch die Pläne derselben am wirksamsten bekämpfen zu können.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Februar 1831 ließ der Herzog die Verschworenen, etwa vierzig an der Zahl, in ihrem Versammlungslocale durch seine Schergen aufheben. Doch schon am 5. Februar brach zu Bologna der Aufstand los. In der vorhergehenden Nacht hatten sich die Verschworenen versammelt und sich über die Personen geeinigt, welche die revolutionäre Regierung bilden sollten. Sie begaben sich darauf zu dem päbstlichen

Prolegaten und zwangen diesen, durch seine Unterschrift die provisorische Regierung anzuerkennen. Diese errichtete sofort eine Bürgergarde, verkündete das Aufhören der weltlichen Herrschaft des Pabstes und pflanzte die italienische Tricolore (weiß, roth, grün) als Zeichen der nationalen Tendenz der Bewegung auf. Der Herzog von Modena, von jähem Schrecken erfaßt, entfloh mit seinen Truppen aus der Stadt. Sobald dieses geschehen war, erhob sich das Volk. Der Herzog eilte nach Wien und schleppte den unglücklichen Menotti mit sich über die Gränze. Die ganze Romagna, die Städte Ravenna, Rimini, Ferrara und andere schlossen sich der provisorischen Regierung von Bologna an. Auch Parma erhob sich und veranlaßte seine ehebrecherische Herzogin, die Kaiserin Marie Louise, gleich dem Herzoge von Modena, nach Wien zu fliehen.

Am 26. Februar 1831 versammelten sich zu Bologna Volksabgeordnete „der vereinigten Provinzen," welche die Unabhängigkeit derselben von der weltlichen Herrschaft des Pabstes und deren Vereinigung zu einem Staate verkündigten. Ein gewisser Vicini wurde zum Präsidenten des neuen Staates ernannt. Alles ging in bester Ordnung und unter allgemeinem Beifallsjauchzen von statten. Nimmermehr würden der Pabst, der Herzog von Modena und die Herzogin von Parma die Macht gehabt haben, ihre verhaßte Herrschaft wieder herzustellen, wenn nicht auswärtige Hülfe ihr Joch wieder auf dem Nacken der kaum befreiten Völker befestigt hätte.

Ludwig Philipp, weit entfernt, den Einmarsch der Oesterreicher auf das Gebiet von Parma, Modena und des Kirchenstaates als Kriegserklärung zu behandeln, ließ dem Pabste die Versicherung ertheilen, er werde selbst einschreiten, um den Kirchenstaat unter der Regierung des „heiligen Stuhles" zu erhalten. Herr Laffitte, welcher sich nicht zum Mitschuldigen dieser verrätherischen Politik machen wollte, trat ab. Casimir Périer ersetzte ihn. Die Oesterreicher rückten vor. In Neapel und Piemont, in Toscana und Rom wagten die Bevölkerungen nicht, zu den Waffen zu greifen. Ohne Hülfe von Seiten ihrer Landsleute und verrathen von der französischen Regierung, konnten die „vereinigten Provinzen" den Kampf mit der österreichischen Uebermacht nicht aufnehmen. Sie beugten sich vor der Gewalt, den Grimm im Herzen und die Hoffnung, daß günstigere Zeitverhältnisse ihnen erlauben möchten, den Kampf von Neuem aufzunehmen. Siebenzehn Jahre vergingen, bevor diese eintrafen. Ein zweites Mal warfen fremde Bayonnette die Freiheitskämpfer nieder (1849). Zum dritten Male erhoben sich die Männer der Romagna, von Parma und Modena wider ihre Tyrannen. Das Volk von Toscana blieb dieses Mal nicht zurück. Noch ist der Kampf nicht entschieden (November 1859). Doch Alles berechtigt uns zu der frohen Hoffnung, daß endlich die Sache der Freiheit den Sieg davon tragen werde.

§ 64. Rückwirkung auf Deutschland.

Dem deutschen Volke fehlte es im Jahre 1830 fürwahr nicht an guten Gründen, wohl aber an dem erforderlichen Muth, an der nothwendigen Einsicht und Eintracht zu einer Revolution. Die Fürsten hatten der Nation auf dem Wiener Congresse nicht Wort gehalten und hatten nicht einmal die kargen Zugeständnisse der deutschen Bundesacte erfüllt. Der deutschen Nation fehlte noch immer ihre staatliche Einheit, welche ihr die Fürsten des Rheinbundes geraubt, nachdem Oesterreich und Preußen sie an den auswärtigen Feind verrathen hatten, und der deutsche Bundestag zu Frankfurt am Main war zu einer allgemein gehaßten und verachteten Polizei-Anstalt herabgesunken. In den verschiedenen Bundesstaaten waren der Landesbeschwerden viele. Allein da Oesterreich und Preußen

noch immer in tiefem politischem Schlafe lagen, war eine allgemeine deutsche Volksbewegung eine Unmöglichkeit. In mehreren Kleinstaaten Deutschland's faßten einige Freunde der Freiheit Muth, und wagten sich zu rühren. Die Angst und der Schrecken der Fürsten war so groß, daß, falls nur mit einiger Planmäßigkeit und Zusammenwirkung gehandelt worden wäre, ein wesentlicher Fortschritt zum Bessern hätte erzielt werden können.

Die erste revolutionäre Anregung in Deutschland ging übrigens nicht von Bürgern und Bauern, weder von Proletariern, noch von Bourgeois, sondern von dem Adel aus, welcher die günstige Gelegenheit benützte, den verhaßten Herzog Karl von Braunschweig von seinem Thrönchen zu stürzen.

Der Herzog Karl hatte die Juli-Revolution als Liebhaber von Spektakelstücken mit angesehen, war dann in Brüssel zeitig genug für die dortige August-Revolution angelangt. Er ahnte schwerlich, daß im September das Schicksal Karl's X. und Wilhelm's I. ihm zu Theil werden würde. Er pochte auf das von deutschen Fürsten so hoch gehaltene Prinzip der Legitimität und die vom deutschen Volke so oft bewährte Geduld. Er hatte nicht erwogen, daß alle von Fürsten gehegten Prinzipien wächserne Nasen zu haben pflegen und daß die Geduld des Volkes aufhört, wenn die Ungeduld besser bezahlt wird und mächtige Gönner besitzt.

Die Bevölkerung Braunschweig's hatte im Jahre 1830 noch keine Spuren derjenigen Freisinnigkeit vernommen, welche Herzog Karl in späterer Zeit, als es galt, einen verlorenen Thron wieder zu gewinnen, häufig kund that. Die Braunschweiger kannten ihren jungen Herzog nur von einer höchst ungünstigen Seite. Sie waren durch ihn in keiner Weise erleichtert, gefördert und gehoben worden. Der Herzog hatte dem Volke keine Abgabe erlassen, keine Dienstpflicht abgenommen, kein Opfer irgend einer Art, weder an Zeit, noch an Geld gebracht. Den grimmigen Haß, welchen Herzog Karl dem Grafen von Münster, dem Geheimerath Schmidt-Phiseldeck, dem Oberjägermeister von Sierstorpff, dem Kammerherrn von Cramm und anderen Herren von Adel kund gethan hatte, theilten die Braunschweiger nicht. Die barsche Art und Weise, in welcher der Herzog dem Oberappellationsgerichte zu Wolfenbüttel seinen allerhöchsten Herrscher-Willen entgegensetzte, als dieses die willkürlich vom Herzoge verfügte Verbannung des Freiherrn von Sierstorpff aufhob, hatte den Unwillen der Braunschweiger rege gemacht. Die gehässigen Händel, in welche der Herzog das ganze Land verflocht, waren diesem höchst peinlich. Unter diesen Umständen war es nicht schwer, Leute zu finden, welche bereit waren, sei es aus selbstgefühlter oder wohlbezahlter Abneigung gegen den Herzog, einen Aufstand zu organisiren und dadurch der Herrschaft des Herzogs ein Ende zu machen. Der braunschweigische Adel, zu welchem nicht blos der Oberbefehlshaber, sondern auch die meisten anderen Offiziere der braunschweigischen Truppen gehörten, konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß diese auf das Volk nicht schießen und daß daher eine kleine Revolution ohne Gefahr gemacht werden würde. So kam es, daß, als der Herzog am 6. September Abends aus dem Theater nach seinem Schloße fuhr, Steine nach dessen Wagen flogen und eine tobende Volksmenge den Palast umdrängte. Am 6. blieb es bei diesen Kundgebungen. Am 7. wurden dieselben aber ernstlicher. Die herzoglichen Namenszeichen wurden abgerissen, zwei hölzerne Seitenthüren zertrümmert und das Kanzleigebäude des Schlosses erstürmt. Die Truppen, welche um das Schloß versammelt waren, ließen dieses ruhig geschehen, und als der Herzog vom Generale Herzberg verlangte, er solle auf das Volk schießen lassen, weigerte sich dieser, indem er bemerkte, der Herzog könne sich auf die von ihm vernachlässigten Offiziere nicht verlassen. Der Herzog entfloh. Das Volk drang in das Schloß ein und steckte es in Brand. Niemand löschte, bis es abgebrannt war.

Weit weniger ernstlich waren diejenigen Schläge gemeint, welche in Sachsen, Kurhessen, Hessen-Darmstadt und Hannover von der Hand des Volkes, nicht von derjenigen ergrimmter Adeliger geführt wurden. In demselben September-Monate, wie in Braunschweig, brachen auch in Sachsen und in Kurhessen Volksaufstände aus, welche zwar von sehr geringen Gewaltthätigkeiten begleitet, allein insofern von hoher Wichtigkeit waren, als sie den betreffenden Fürsten die Mißstimmung des Volkes und dessen Entschluß kund thaten, nicht länger die alte Tyrannei ertragen zu wollen.

Sachsen und Kurhessen gehörten zu den wenigen Kleinstaaten Deutschland's, deren Herrscher nicht einmal zum Scheine den Artikel 13 der deutschen Bundesacte erfüllt hatten. Diese wagten es daher nicht, es auf einen blutigen Zusammenstoß mit dem Volke ankommen zu lassen. Vom 2. bis zum 4. September fanden zu Leipzig wiederholte Tumulte statt, welche ihren Höhepunkt in einem Aufstande fanden, der am 9. September zu Dresden ausbrach. König Anton wurde bei der Nachricht von diesen Bewegungen wie vom Blitze gerührt und sagte: „Ich habe geglaubt, daß ich von meinem Volke geliebt sei. Hab' ich doch Niemanden wehe gethan, sondern Alles beim Alten gelassen, wie unter meinem hochseligen Bruder." Der König sah nicht ein, daß seine Pflicht eine höhere sei, als diejenige, „Alles beim Alten zu lassen." Der Aufstand in Dresden war ernstlich genug gewesen, die Soldaten, welche einschritten, zum Rückzuge zu bestimmen. Der König wollte es nicht zum Aeußersten kommen lassen, er gab nach, ernannte seinen Neffen, den Sohn seines Bruders Maximilian, den Prinzen Friedrich August, zum Mitregenten (13. September 1830), wodurch der drohende Sturm schnell beschwichtigt wurde. Ein Jahr später (4. September 1831) wurde die neue Verfassung fertig, welche nach dem Muster der süddeutschen Staatsgrundgesetze geformt wurde.

Einen ähnlichen Verlauf nahm die Bewegung in Kurhessen. Dort war das Volk mit Recht unwillig über das schmutzige Verhältniß, in welchem der Kurfürst zu der Gräfin Reichenbach stand, über die Nichterfüllung des Artikels 13 der deutschen Bundesacte und überhaupt über die nichtswürdige Regierung, welche seit der Rückkehr des vertriebenen Fürstenhauses stattgefunden hatte.

Den ersten Anstoß zu der Bewegung in Cassel gab eine Bürgerversammlung, welche der Kufermeister Herbold und Advocat Hahn auf den 2. September 1830 berufen hatten, und in welcher die Tagesfragen besprochen wurden. Die Polizei vermehrte die herrschende Aufregung, indem sie der Versammlung einen Verweis ertheilte. Am 6. September kam es zu einigen Tumulten, welche übrigens mehr den Bäckerläden, als dem kurfürstlichen Schlosse galten. Die Bürger, welche politische Reformen, allein durchaus keine Störung der geschäftlichen Ordnung wollten, organisirten schnell eine Bürgergarde und gaben dadurch ihren Forderungen ein erhöhtes Gewicht. Am 12. September kehrte der Kurfürst nach Cassel zurück. Sofort überreichte ihm der Stadtrath eine Adresse, welche vierzehnhundert Unterschriften zählte und nichts weiter, als die Einberufung der Landstände verlangte. Der ganze Schloßplatz war gedrängt voll Menschen, welche entschlossen waren, im Falle der Verweigerung dieser Bitte, Gewalt zu brauchen. Bürgermeister Schomberg hielt eine in kräftiger Sprache gehaltene Rede an den Kurfürsten. Dieser gab nach und das gutmüthige Volk zog jubelnd wieder ab. Die Stände wurden auf den 16. Oktober einberufen. Am 5. Januar 1831 war die neue Landesverfassung fertig. Sie war eine der freisinnigsten damaliger Zeit.

Tumulte von geringerer Tragweite, welche jedoch insofern Bedeutung hatten, als sie die weit verbreitete Unzufriedenheit der deutschen Nation kund thaten, brachen im Mecklenburg'schen, in den sächsischen Herzogthümern und in Hessen-Darmstadt los. Das schwer

Digitized by Google

gedrückte Mecklenburg eroberte sich keine Reformen. In Sachsen-Altenburg entschloß sich der alte Herzog, eine neue Landstände-Ordnung zu erlassen. Die Unruhen im Hessen-Darmstädtischen gaben der Soldateska Gelegenheit, sich in ihrer ganzen Rohheit zu zeigen und riefen neue wohlbegründete Klagen über den unerträglichen Druck des Säbelregiments hervor.

Einen weit ernstern Charakter hatten die Volksbewegungen in Hannover. Der Grund der Unzufriedenheit lag dort in der Mißregierung des Grafen Münster, welcher von London aus das Land gleich einem Pachthofe verwaltete. Advocat König von Osterode faßte in der Schrift: „Anklage des Ministerium's Münster vor der öffentlichen Meinung" die Klagen des Volkes in folgenden Worten zusammen: „Das Ministerium des Grafen Münster, welches die Hannoveraner seit sechzehn Jahren unumschränkt und willkürlich regiert, hat uns schmählicher Weise in die Leibeigenschaft zurückgeworfen; es hat das Lehenswesen, die Zehnten, Frohnden, Banal- und Zwangsrechte, die abgeschafften Innungen und Zünfte wieder hergestellt; es hat ferner die Domainen der Staatskassen geraubt, die Einkünfte aus den Posten, den Bergwerken, Salinen, Waldungen, Mühlen, Eisen- und Kupferhütten als ein Privatgut des Regenten an sich gerissen; es hat Sinecuren erschaffen, die Bürgerlichen aus den hohen Staatsämtern gedrängt, die Beamten wieder auf dreimonatliche Kündigung gesetzt, um sie willkürlich aus dem Staatsdienste entlassen zu können; es hat den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel und Verkehr mit unerschwinglichen Steuern und Abgaben belastet, die Presse durch eine furchtbare Censur gefesselt und den Schwung der Wissenschaften und Künste gelähmt."

Diese Schrift König's machte großes Aufsehen, nicht blos in Hannover, sondern auch in dem übrigen Deutschland. Jedermann erkannte, daß das alte Unwesen nicht fortdauern könne. Allein die Aristokraten und höheren Beamten fanden sich dabei ganz wohl. Die große Masse des Volkes wurde von allen politischen Angelegenheiten fern gehalten. Dieses verstand es daher nicht, sich zu organisiren, das ganze Land in den Strudel der Bewegung herein zu ziehen, die Regierung einzuschüchtern, ohne sich selbst übermäßig zu gefährden. Einige Tumulte, welche im September 1830 zu Lüneburg, Hildesheim und Hannover stattfanden, wurden zwar durch Militärgewalt erstickt, allein die herrschende Unzufriedenheit und mit ihr die Gährung dauerte fort. In den ersten Tagen des Jahres 1831 erhob sich die Stadt Osterode. Ein von den Advokaten Freitag und König errichteter Bürgerverein bemächtigte sich der städtischen Regierung, organisirte eine Communalgarde und sandte eine Beschwerdeschrift an den König. Die übrigen Städte ließen Osterode im Stiche. Es war daher den aus Hildesheim herbeirückenden Truppen nicht schwer, der Bewegung in Osterode ein Ende zu machen. Einen ganz ähnlichen Verlauf nahm der Aufstand, welcher in Göttingen den 8. Januar ausbrach, nur mit dem Unterschiede, daß in dieser Stadt Studenten und Privatdocenten an der Spitze standen und daß von der Bürgerschaft sich nur wenige an der Bewegung betheiligten. Auf einen ernstlichen Kampf mit den Truppen war Niemand vorbereitet. Im Königreich Sachsen, in Sachsen-Altenburg und in Kurhessen hatte das Volk einen leichten und unblutigen Sieg errungen. Die Führer der Bewegung in Göttingen hofften auf ähnliche Resultate. Allein sie bedachten nicht, daß zu Dresden, Altenburg und Kassel die persönliche Angst der betheiligten Fürsten den Ausschlag gegeben habe, während der König von Hannover und sein dirigirender Minister, Graf Münster, sich weder in Göttingen, noch in Hannover, sondern in London befanden. Die Bewegung, welche von Göttingen nicht weiter fortgetragen wurde, mußte in sich selbst zusammenfallen, um so mehr, als der eigentliche Anstifter derselben, Rauschenplatt, ein Bramarbas ohne Entschlossenheit und Muth war. Die wackeren Männer, welche sich

aus reiner Liebe zu Freiheit und Recht der Bewegung angeschlossen hatten, namentlich die Advokaten Freitag und König, Eggeling und Seidenstücker, wurden mit wahrhaft barbarischer Härte bestraft, nachdem die Stadt Göttingen, ohne irgend einen Widerstand zu leisten (am 16. Januar) den königlichen Truppen ihre Thore geöffnet hatte. Es lag hierin ein der gesammten deutschen Nation gebotener Hohn, welcher um so empörender war, als die hannoversche Regierung nicht umhin konnte, die gerechten Forderungen des Volkes zu erfüllen. Schon im Februar 1831 wurde der Graf Münster entlassen und gleich darauf begannen die Vorbereitungen zu einer neuen Verfassung, welche am 26. September 1833 vollendet wurde.

Die hannoversche Regierung gab demnach durch ihre eigenen Handlungen bestimmt und deutlich zu erkennen, daß die von den Osterodern und Göttingern gestellten Anträge wohl begründet waren. Wenn sie dessen ungeachtet dieselben mit langjährigem, theilweise sogar mit lebenslänglichem Gefängnisse bestrafte, so gab sie dadurch nur zu erkennen, daß sie nicht aus eigenem Antriebe, sondern gedrängt durch unabweisbare Nothwendigkeit den Wünschen des Volkes nachgebe und daher denjenigen Männern, welche sie vorwärts getrieben, diese That nicht zum Guten, sondern als Verbrechen anrechne.

Ungeachtet der Opfer, welche da und dort, zumal im Hannoverschen, am Altare fürstlicher und aristokratischer Rachsucht geschlachtet wurden, ging das Volk doch fast aller Orten als Sieger aus den Kämpfen der Zeit hervor. Braunschweig entledigte sich eines unverbesserlichen Tyrannen, versetzte dem s. g. Legitimitätsprincip einen empfindlichen Stoß und bereitete dem Lande eine bessere Zukunft vor. Königreich Sachsen und Kurhessen eroberten neue, bessere Verfassungen und veranlaßten ihre Herrscher, unter der Form der Annahme von Mitregenten, thatsächlich abzudanken. Hannover erhielt gleichfalls eine neue Verfassung und schüttelte das verhaßte Ministerium des Grafen von Münster ab.

Alle diese Bewegungen hatten übrigens einen nur örtlichen, keinen allgemein deutschen Charakter. Es bedurfte einiger Zeit, um das schwerfällige deutsche Volk zu einer Bewegung zu treiben, welche einigermaßen einen nationalen Charakter trug. Das Hambacher Fest (27. Mai 1832) und das s. g. Frankfurter Attentat (vom 3. April 1833) waren die einzigen derartigen Kundgebungen von einiger Erheblichkeit. Wir werden auf dieselben weiter unten*) zurückkommen. Hier genüge die Bemerkung, daß der Gewinn, welchen die deutsche Nation aus den Juli-Tagen zog, sich nicht auf die oben bezeichneten revolutionären Bewegungen beschränkte. Das Volk wurde durch die gewaltigen Schläge, welche zu Paris, Brüssel, Warschau und Bologna auf die Häupter weltlicher und kirchlicher Machthaber fielen, aus seinem Alltagsleben aufgerüttelt, mit Gewalt in den Strudel politischer Bewegung hineingerissen und, wenn auch nicht zu entschlossenen Thaten, so doch zu einer Anschauungsweise getrieben, welche den ersten Keim politischer Selbstthätigkeit und Entschlossenheit legte.

Die Volksbewegungen der Jahre 1830 und 1831 wurden die Sprossen zu denjenigen der Jahre 1848 und 1849, wie diese Sprossen sein werden zu den Volksbewegungen, welche wir im Laufe der 1860r Jahre erwarten können.

*) Siehe § 71.

Digitized by Google

Sechster Abschnitt.

Die Zeiten der erneuerten „heiligen Allianz" (1830—1848).

§ 65. Die Nationen und die Dynastien

Die französische Revolution und die in deren Folge stattgefundenen Bewegungen hatten klar und deutlich zu Tage gebracht, daß sämmtliche civilisirte Nationen Europa's unwillig seien, die mittelalterliche Herrschaft von Königen, Pfaffen und Aristokraten länger zu ertragen, allein auch zu gleicher Zeit, daß ihnen noch derjenige Grad sittlicher Reinheit und politischer Einsicht gebreche, welcher die einzig sichere Grundlage einer republikanischen Verfassung ist. Es entspann sich daher ein Kampf zwischen den starren Anhängern des mittelalterlichen Obscurantismus und Despotismus und den begeisterten Freunden neuzeitlicher Aufklärung und republikanischer Freiheit, welcher bis zur heutigen Stunde sein Ende noch nicht gefunden hat.

Viele seichte Menschen haben diesen Kampf beklagt und bedauert. Flache Republikaner haben sich über die constitutionelle Monarchie in bitteren Spöttereien, flache Despotenknechte in gehässigen Anfeindungen ergangen. Der Geschichtsforscher, welcher von einer höheren Warte herab die Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts übersieht, der Menschenkenner, welcher weiß, daß die Massen durch die Erfahrungen Anderer nie klug werden, sondern sie selbst machen müssen, um zu der richtigen Einsicht zu gelangen, und daß die gebildeten Classen, denen es nicht an Einsicht fehlt, nur durch Gefahren, welche sie muthig bestehen, die Schlacken der Unsittlichkeit und Feigheit abschütteln, sieht in diesen Kämpfen die nothwendige und unvermeidliche Vorschule freier Verfassungszustände.

Die Massen werden nur allmählig von der stumpfsinnigen Anhänglichkeit, welche sie ihren Fürsten, Aristokraten und Geistlichen widmen, geheilt. Wiederholt müssen sie erfahren, daß ihre Herren ihnen nicht Wort halten, daß das Joch derselben immer unerträglicher wird, bevor sie sich entschließen, es zu zertrümmern. Die Begriffe, welche die Machthaber den Völkern von oben herab eintrichtern lassen, können nicht im Sturme einer Revolution von Grund aus beseitigt werden. Seit Jahrhunderten wurden den Völkern Treue, Gehorsam und Glauben als die heiligsten Pflichten eingeprägt. Jahrzehnte vergehen, bevor die Nationen erkennen, daß auch Hunde treu sein können, daß aber nur Menschen des Freiheitsgefühles fähig sind, daß auch das Pferd an Gehorsam gewöhnt wird, nur Menschen aber Recht und Pflicht im Wechselverhältnisse aufzufassen vermögen, daß der Glaube zwar für Kinder, nicht aber für Männer die Grundlage würdiger Zustände bildet. Weit ist es von mir entfernt, den Werth der Treue, des Gehorsams und des Glaubens leugnen zu wollen. Eine Republik kann ohne diese drei Elemente eben so wenig bestehen als eine Monarchie. Allein nur diejenige Treue, nur der Gehorsam und der Glaube, welcher auf der dreifachen Grundlage der Freiheit, des Rechtes und der Aufklärung ruhen, erheben den Menschen über das Thier, oder doch über das Kind.

Die Kämpfe, welche seit dem Sturze der französischen Republik, also seit beiläufig sechzig Jahren, im Schooße aller gebildeten Nationen Europa's stattfanden, sind nicht umsonst durchgefochten worden, das Blut, welches in denselben verspritzt wurde, ist nicht

umsonst in Strömen geflossen. Die Meineide der Könige, die Umtriebe der Aristokraten, die von Pfaffen eingeleiteten Verfolgungen waren unumgänglich nothwendig, um die Völker von dem Zustande hündischer Treue, blinden Gehorsams und kindischen Glaubens zu demjenigen sittlicher Freiheit, unveräußerlicher Rechte und klaren Selbstbewußtseins emporzuheben. Die edelsten, entschlossensten und muthigsten Männer aller civilisirten Völker mußten als Opfer der Tyrannei auf Schaffotten fallen, in Kerkern verkümmern oder in der Verbannung schmachten, bevor der gebildetere Theil der Nationen aus seiner Schlaffheit aufgerüttelt und von der Richtigkeit halber Maßregeln überzeugt wurde.

Hüten wir uns daher wohl vor jenen lieblosen Verurtheilungen und vor jenen flachen Verhöhnungen, deren sich so manche Schriftsteller unserer Zeit bei der Besprechung verunglückter Revolutionen vergangener Jahrzehnte schuldig machen! Der Erfolg ist immer nur für die elendesten Menschen der Maßstab des Urtheils. Siege wurden oft durch Niederlagen vorbereitet. Unumwundenen Tadel verdient nur der Dummkopf, welcher durch keine Erfahrung klug, der Schwächling, welcher durch keine Uebung stark wird und der Feigling, welcher immer nur der Gewalt dient, unbekümmert, ob diese auf Freiheit und Recht oder auf Despotismus und Unrecht ruht.

Hüten wir uns ferner vor dem Wahne, daß die den Nationen innewohnende Schwäche und Halbheit durch Verleugnung aller Menschlichkeit und Einführung eines sinnlosen Schreckenssystems in sittliche Kraft und klares Selbstbewußtsein umgewandelt werden könne. Das Ziel, nach welchem wir streben, besteht nicht in der Veränderung der Formen unserer Staaten, Kirchen und Gesellschaften, sondern in der Reinigung, Stärkung und Befestigung des sittlichen und intellectuellen Charakters der Nationen. Ist uns dies gelungen, so entwickeln sich die freieren Formen von selbst, wie die Frucht aus der Blüthe, wie der Keim aus dem Saamenkorn.

Die Verbrechen der Tyrannen und die Thaten heldenmüthiger Selbstaufopferung unserer Freiheitskämpfer sind die nothwendigen Voraussetzungen des Sieges der Menschheit. Jedes Verbrechen, jeder Akt der Grausamkeit, dessen sich die Freiheitskämpfer schuldig machen, stößt die Massen von ihnen zurück. Das wissen die Tyrannen sehr wohl und darum haben sie die hochherzigsten Männer der Freiheit von jeher so schändlich verleumdet. Doch die unpartheiische Geschichte, welche auch dem verhaßtesten Despoten nicht mehr zur Last legt, als er selbst durch Missethaten sich aufgeladen hat, zerstreut den Nebel, in welchem die feilen Schergen der Gewalt die Kämpfe der Freiheit zu hüllen bemüht sind. Sie reinigt die von dem Kothe der Verleumdung besudelten Heroen der Vorzeit und hält sie im strahlenden Lichtglanze der Nachwelt zum Muster empor.

Die Entwickelung der Menschheit, wie sie sich im wirklichen Leben gestaltet hat, besteht nicht darin, daß das Gute stets zu- und das Böse ununterbrochen abnimmt, sondern abwechselungsweise in gleichmäßiger Zunahme des Guten und des Bösen, des Verstandes und des Unverstandes und einem Kampfe zwischen beiden Gegensätzen, in welchem das gute und verständige Element niemals einen vollständigen, vielmehr immer nur einen theilweisen Sieg errungen hat, indem nicht selten Verstand und Kraft auf der guten Seite schwächer, als auf der bösen war. Neben den Siegen der guten Sache, der Aufklärung, der Freiheit und des Rechtes gehen immer auch Niederlagen einher. Auf entscheidende Siege folgen nicht selten schwere Niederlagen. Die Parthei oder die Nation, welche der Menschheit eine Zeit lang das Banner vorantrug, verknöchert nicht selten und muß, während sie noch immer glaubt, an der Spitze der Welt zu stehen, niedergeworfen werden, um der Menschheit einen Fortschritt möglich zu machen. So mußten z. B. in den Tagen der Reformation Spanien und Italien, welche sich dem Geiste der Zeit mit der größten Hef-

Digitized by Google

tigkeit widersetzten, an Kraft und Selbstthätigkeit abnehmen, um der Reformation den Sieg möglich zu machen.

Die Künste des Truges und der Zerstörung, der Aberglauben und der Knechtsinn wachsen nicht selten neben den Künsten der Musen und der Wissenschaften, neben der Aufklärung und dem Freiheitsdrange, gerade so wie Nesseln und Disteln neben dem Weizen.

Schwerlich ist alles Böse in irgend einem Zeitabschnitte von fünfzehn Jahren so riesenmäßig emporgeschossen, als in den Jahren 1815 bis 1830: Obscurantismus in Kirche und Schule, Mönchthum und Inquisition, Jesuitismus und Pietismus, Despotismus in Staat und Gemeinde, Censur und Polizei, stehende Heere und Adel, Wucher und Monopole im Schooße des Handels und der Gewerbe.

Doch alle diese riesigen Entwickelungen des bösen Princips vermochten die Menschheit in ihrem Fortschritte nicht zu hemmen, wennschon einzelne Nationen, zumal die italienische, spanische und portugiesische, bei ihren ersten Kämpfen für die Freiheit gewaltsam zurückgeworfen, andere Völker, wie z. B. diejenigen des österreichischen Staaten-Conglomerats, in ihrer Entwickelung vollständig gehemmt wurden.

Der „heiligen Allianz" zum Trotze, machten während der Jahre 1815—1830 alle civilisirten Nationen der Erde gerade auf demjenigen Gebiete, welches die Despoten am schärfsten bewachten, auf dem Felde politischer, philosophischer und religiöser Entwickelung die bedeutungsvollsten Fortschritte. Dieses zeigte sich nicht blos in Frankreich während der Juli-Tage und der auf dieselben folgenden Bewegung, sondern auch in allen übrigen Staaten Europa's auf mannigfache Weise; nicht blos in den stürmischen Tagen der Revolution, sondern auch in den darauf folgenden ruhigeren Jahren eines unblutigen Kampfes.

Das von der s. g. heiligen Allianz so bitter bekämpfte System der Volksvertretung machte immer weitere Fortschritte in Frankreich, in den Niederlanden, in Deutschland und selbst in Spanien und Portugal. In England sah sich die Regierung gezwungen, dem Geiste der Zeit tief eingreifende Zugeständnisse zu machen. Diejenigen Herrscher, welche der politischen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts in ähnlicher Weise entgegentraten, wie die spanischen und italienischen Herrscher der religiösen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts, verstopften dadurch selbst die Quellen, aus welchen den Völkern zugleich mit der Freiheit Bildung und Wohlstand, finanzielle und kriegerische Macht zufloß.

Die Nationen nahmen an innerer Kraft, an Selbstthätigkeit und Freiheitsdrang auf allen Gebieten menschlichen Strebens zu. Der Ackerbau wurde mehr und mehr nach wissenschaftlichen Grundsätzen betrieben. Handel, Gewerbe und Fabriken nahmen einen früher kaum geahnten Aufschwung. Die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen brachten eine früher für unmöglich gehaltene Schnelligkeit in den Verkehr. Die Wissenschaft machte die großartigsten Entdeckungen. Die von Fürsten und Pfaffen ausgehenden Systeme des Despotismus und Obscurantismus fanden die gründlichsten Widerlegungen, welche in das Bewußtsein der Völker übergingen, trotz allen Bemühungen der Despotenknechte, den Glauben an den alten Unsinn aufrecht zu erhalten.

Das Princip der Legitimität wurde durch die französische Juli-, die belgische August- und die braunschweiger September-Revolution mehr und mehr erschüttert. Die Zahl der Fürsten, welche ihren Thron der Revolution verdankten, nahm immer zu. In England, Schweden und Norwegen, Frankreich, Belgien und Braunschweig herrschten Fürsten im Widerspruche mit der von der heiligen Allianz aufgestellten Legitimität. Allerdings siegten nicht überall die Völker. Die heldenmüthigen Anstrengungen der Polen, die wiederholten Versuche der Italiener wurden nicht vom Erfolge gekrönt. Allein alle Völker der Erde

thaten ihre Sympathien mit den Freiheitskämpfern kund. Die Welt spaltete sich zwar nicht immer durch die That, allein durch die Gesinnung in zwei Partheien: diejenige der Freiheit und diejenige des Despotismus.

Wo die Völker gesiegt hatten, bemühten sich die Herrscher, ihnen die Früchte ihrer Siege möglichst zu verkümmern. Allein die Saaten, welche die Fürsten auf dem Wiener Congresse ausgestreut hatten und welche sie fortwährend durch ihre wortbrüchige und tyrannische Regierungsweise hegten, fingen an, aufzugehen und Früchte zu tragen, mit welchen auf die Dauer eine absolutistische und obscurantische Regierungsweise nicht bestehen konnte. So wurden im Laufe von dreiunddreißig Jahren (1815 – 1848) jene Volksbewegungen vorbereitet, welche den Thron des Hauses Orleans umstürzten, ganz Deutschland, Italien und Spanien, Ungarn und Siebenbürgen von Grund aus erschütterten und allen Monarchen Europa's andeuteten, daß das Ende ihrer Herrschaft herannahe.

Nur dadurch vermochten die Despoten den Nationen den Sieg streitig zu machen, daß sie sich verbanden, während die Völker vereinzelt kämpften. Die Franzosen hatten dem Herzoge von Orleans den Thron angeboten, in der Hoffnung, er werde der Bannerträger der Freiheit, der Vorfechter der besten der Republiken werden. Doch Ludwig Philipp verrieth Frankreich und die Menschheit, indem er in die im Zerfallen begriffene „heilige Allianz" eintrat und Alles that, was in seinen Kräften stand, nicht blos in Frankreich, sondern auch in Italien, Polen und in der Schweiz den Funken der Freiheit zu ersticken.

Von allen Beherrschern Frankreich's seit der großen Revolution hielt sich keiner so lange auf seinem Throne, als Ludwig Philipp. Die Bourbonen hatten sich nur fünfzehn, der erste Napoleon nur zehn Jahre behauptet. Ludwig Philipp, der schlauste von ihnen, wurde erst nach siebenzehn und einem halben Jahre aus dem Palaste der Tuilerien vertrieben. Während seiner langen und friedlichen Regierung kamen die Leiden der Völker und die Laster ihrer Könige mehr, als jemals früher zu Tage. Die Race der Fürsten war unstreitig ausgeartet. Von Geschlechte zu Geschlechte sank sie immer tiefer herab. Das achtzehnte Jahrhundert hatte noch einen Friedrich II. und Joseph II. erzeugt. Das neunzehnte Jahrhundert sah nur einen Friedrich Wilhelm III. und IV., einen Franz I. und Ferdinand I. auf dem Throne. Fürsten, wie Ferdinand I. von Neapel, Ferdinand VII. von Spanien, Miguel von Portugal, Karl X. von Frankreich und Nicolaus von Rußland mußten die Entrüstung der Völker gegen diese theils unfähigen und treulosen, theils tyrannischen Herrscher auf's Höchste steigern.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte noch an die Legitimität der Fürsten geglaubt, obgleich dieselbe nicht mehr vorhanden war. Das neunzehnte machte diesem Wahne ein Ende. Es bewies, daß die Dynastie, welche sich zur Bannerträgerin der Legitimität aufwarf, das Haus Romanoff mit Peter III. ihr Ende erreicht habe, und daß die Czaaren, welche sich Romanoff's nennen, im Ehebruche erzeugte Soltikoff's seien; daß die Könige, welche sich Bourbonen oder Orleans nannten, von Mazarin abstammten und nicht von Ludwig XIII., daß in ähnlicher Weise die Gesetzlichkeit der Abstammung fast aller europäischen Dynastien zweifelhaft, wenn nicht erwiesenermaßen nichtig sei. *)

Zu der Ausartung und der Illegitimität der Dynastien Europa's kam aber noch das Verbrechen des Hochverraths hinzu. Die Dynastien, welche sich Bourbonen, Orleans, Oranien, Braunschweig nannten, wurden demzufolge von ihren Thronen gestoßen. Die anderen Dynastien erhielten sich auf denselben nur durch Meineide und Gewaltthaten, welche sie auf alle Zeiten dem Hasse der Nationen preisgaben. Der Rechtsboden kam den

*) Siehe Buch VIII, § 81, S. 457 f.; Buch IX., § 38, S. 412, § 57, S. 381.

Digitized by Google

Dynastien Habsburg, Hohenzollern, Baden und allen übrigen abhanden, indem sie die constituirenden Versammlungen von Frankfurt, Wien, Berlin, Karlsruhe u. s. w. gewaltsam auseinander sprengten und die von denselben gefaßten Beschlüsse über den Haufen warfen.

Während die Fürsten immer frecher auf ihre Legitimität pochten, hörte der Glaube der Völker an dieselben nach und nach auf und kam ihnen selbst der Schein derselben vollständig abhanden.

§ 66. Frankreich und seine drei Dynastien.

Die Juli-Revolution hob wie durch einen Zauberschlag das vom Auslande zweimal eroberte und von den Bourbonen geknechtete Frankreich, welches fünfzehn Jahre lang eine so traurige Rolle gespielt hatte, wieder auf den ersten Platz im Schooße der europäischen Staatenfamilie. Paris wurde wieder die Sonne, um welche die Cabinette Europa's, gleich Planeten, kreisten, die Sonne, welche allen Nationen der Erde neue Lebenswärme und frische Kraft verlieh. Es kam nur darauf an, den Geist, welchen die Juli-Kämpfer an den Tag gelegt hatten, festzuhalten und nach seinem Hauche die Segel des Staatsschiffes zu spannen, damit Frankreich in einem weit höhern Sinne, als zur Zeit Napoleon's I., Europa das Gesetz geben könne. Das Gesetz der Freiheit hätten alle civilisirten Nationen damals gern aus den Händen der französischen Nation empfangen. Doch die Freiheit war nicht das Ziel jener Kammer, welche sich nach errungenem Siege der Zügel der Gewalt bemächtigt hatte; und ganz eben so wenig das Ziel des neugeschaffenen Königs Ludwig Philipp.

Casimir Périer sprach den Grundgedanken der Bourgeoisie in den Worten aus: „Die Bourbonen ohne die Ultra's." Dieses und nicht mehr hatte Frankreich durch die Juli-Revolution erlangt. Ludwig Philipp war ja auch ein Bourbone, nur die Ultra's dieser Familie nebst deren Anhange waren gestürzt worden. Die Ultra's der Bourbonen befanden sich im Auslande, die Ultra's ihres Anhangs, die Minister, welche die berüchtigten Ordonnanzen unterzeichnet hatten, harrten im Gefängnisse ihres Urtheils. Der Prozeß der Minister beschäftigte nach der Gründung der neuen Monarchie am meisten alle Gemüther. Das Volk, welches in den Juli-Tagen gekämpft und sein Blut in Strömen für die Sache der Freiheit vergossen hatte, verlangte, daß die Urheber des Bürgerkrieges im Verhältniß zu der Schwere ihres Verbrechens bestraft werden sollten.

Worin bestand aber dieses Verbrechen? handelte es sich blos um die Verletzung irgend eines Artikels dieses oder jenes Staatsgesetzes, oder aber um die Verletzung ewiger und unveräußerlicher Menschenrechte?

Die klugen Leute, welche, ohne an dem Kampfe Theil genommen zu haben, sich alle Früchte des Sieges zugeeignet hatten, behandelten den Ministerprozeß wie irgend eine andere Rechtsangelegenheit. Sie behaupteten, die Minister Karl's X. hätten die Staatsverfassung verletzt, seien folgeweise des Hochverraths schuldig, die Pairskammer habe sie zu richten und sei befugt, da es an einem besondern Gesetze fehle, die Strafe nach eigenem Ermessen zu bestimmen.

Diese ganze Anschauungsweise ging darauf hinaus, dem Volke Sand in die Augen zu streuen, zum Scheine zwar den Ministern zu Leibe zu gehen, in der That aber dieselben sobald als möglich wieder in Freiheit zu setzen. Die Legitimisten, welche diesen Plan nicht durchschauten, widersetzten sich mit Heftigkeit und behaupteten, da Karl X. abgesetzt worden sei, da das Volk ihn thatsächlich für verantwortlich erklärt habe, könnten nicht auch die Minister bestraft werden. Die Verantwortlichkeit der Letzteren setze die Unverantwortlichkeit

des Königs voraus. Ferner warfen die Legitimisten ein, vom Standpunkte der Charte aus sei den Ministern gar kein Vorwurf zu machen. Der Artikel 14 derselben ertheile dem Könige das Recht, Ordonnanzen von dem Umfange und der Bedeutung derjenigen des Juli zu erlassen. Die Bourbonen seien in Folge der Art und Weise, wie sie nach Frankreich zurückgekehrt, in einen Zwiespalt mit der Nation gerathen, welcher ihnen keine andere Wahl, als die von ihnen im Juli ergriffene, gelassen habe.

Von einem ganz andern Gesichtspunkte betrachteten die Republikaner und der entschiedenere Theil der Constitutionellen die Sache. Sie erkannten in den Juli-Ordonnanzen und den darauf folgenden militärischen Maßregeln der Regierung eine empörende Verletzung, nicht sowohl der Charte, als aller Gefühle für Recht, Billigkeit und Menschenfreundlichkeit. Sie erklärten, daß, wenn Karl X. keine andere Wahl gehabt hätte, als zwischen Abdankung und der Abschlachtung seines Volkes, die erste Alternative zu ergreifen gewesen wäre.

Die Bevölkerung von Paris war zwar durchaus nicht blutdürstig gesinnt, allein sie wollte, daß endlich auch einmal wieder den Mächtigen und Reichen gegenüber das Recht gehandhabt werde. Sie hatte den bittern Ernst der Juli-Ordonnanzen im Pulverdampfe und im Kugelregen erfahren und wollte, daß die Urheber des Bürgerkrieges die ganze Strenge des Rechtes empfinden sollten.

Ludwig Philipp dagegen betrachtete den Ministerprozeß als ein treffliches Mittel, die auswärtigen Cabinette von seiner anti-revolutionären und conservativen Richtung zu überzeugen, die Ueberreste revolutionärer Gesinnung im Schooße der französischen Nation zu erdrücken und die Kluft zwischen der Juli-Monarchie und der Herrschaft des ältern Zweiges der Bourbonen möglichst auszufüllen.

Die Pairs, welche seiner Zeit auf höhern Wink den Marschall Ney zum Tode verurtheilt hatten, waren gerne bereit, auf die Wünsche des Königs einzugehen. Die einzige Schwierigkeit, welche die Angelegenheit bot, bestand in der Aufregung des Volkes, welche den Umständen nach ernste Ausbrüche herbeiführen konnte. Doch Lafayette stand an der Spitze der Nationalgarde des Königreichs. Er war bereit, mit seinem Leben für die Aufrechthaltung der Ordnung einzustehen. Er gab den Ausschlag nicht blos bei der Nationalgarde, sondern auch bei der frischen Jugend, welche sich in den Juli-Tagen so wacker gehalten hatte. Als der Prozeß der Minister verhandelt wurde (15. bis 21. Dezember 1830), war die Aufregung des Volkes zwar sehr groß, allein obgleich das Urtheil der Pairskammer, welches die Minister blos zu lebenslänglichem Gefängniß und den Prinzen Polignac zum bürgerlichen Tode verdammte, den Ansichten der Mehrzahl nicht entsprach, so beruhigte sich diese doch dabei, ohne demselben irgend einen Widerstand entgegen zu setzen.

Wie Jedermann vorausgesehen hatte, kam diese Verurtheilung in der Hauptsache einer Freisprechung sehr nahe. Vor Ablauf von sechs Jahren öffneten sich den Ministern Karl's X. die Pforten ihres Kerkers. Am 17. October 1836 erhielten die Herren Peyronnet und Chantelauze, am 23. November desselben Jahres die Herren von Polignac und Guernon Ranville unter einigen Beschränkungen ihre Freiheit wieder.

Die Legitimisten betrachteten das Urtheil, welches die Pairskammer über die Minister Karl's X. gefällt hatte, als einen glänzenden Sieg über die revolutionäre Partei und fingen wieder an, ihre Häupter trotzig zu erheben. Sie ergriffen die Gelegenheit, welche der Jahrestag des Todes des Herzogs von Berry (14. Februar) ihnen bot, zu einer Kundgebung, welche um so größeres Aufsehen erregte, je mehr das Volk noch immer wegen des über die Minister gefällten Urtheils entrüstet war. Sie feierten, wie in den Tagen Karl's X.,

in der Kirche Saint Germain L'Auxerrois einen Trauergottesdienst, zu welchem sie sich in glänzenden Galawagen begaben. Das Bild des Herzogs von Bordeaux wurde auf den Catafalk gelegt und mit Immortellen bekränzt.

Noch war die Rechnung mit den Bourbonen nicht ausgeglichen. Fünfzehn Jahre lang hatte das französische Volk den Druck des übermüthigen und heuchlerischen Pfaffenthums mit Widerstreben ertragen. Die Feier des Todestags des Herzogs von Berry gab der Bevölkerung von Paris eine erwünschte Veranlassung, ihrem lange zurückgehaltenen Grolle gegen die Geistlichkeit Luft zu machen. Das Volk sammelte sich um die Kirche, drang in dieselbe ein, riß den Altar nieder, zerschlug die Kanzel und die Beichtstühle, warf die Bilder der „Heiligen" um und zerriß die Gemälde. Die Sakristei wurde gestürmt. Unter allgemeiner Heiterkeit legten die ungläubigen jungen Leute die priesterlichen Gewänder an und führten in denselben die muntersten Tänze auf. Das Pfarrhaus hatte gleiches Schicksal mit der Kirche. Ein junger Mann, welchen das Volk für einen Jesuiten hielt, lief zwar Gefahr in die Seine geworfen zu werden, kam aber doch mit der Angst davon. Die Nationalgarde schritt nicht ein. Auf den folgenden Tag gaben sich die Pfaffenfeinde das Wort, dem Erzbischofe einen ähnlichen Besuch, wie dem Pfarrer von Saint Germain L'Auxerrois abzustatten. Der König hatte davon Kenntniß und hütete sich wohl, das erzbischöfliche Gebäude schützen zu lassen. Es freute ihn, daß die Ungunst des Volkes ihre Richtung gegen die Geistlichkeit nahm. Ludwig Philipp fühlte sich deßhalb nur um so sicherer auf seinem Thron. Zudem gönnte er den Legitimisten eine scharfe Lehre, welche die Bevölkerung von Paris ihnen ertheilen möchte. Sie sollten fühlen, daß sie seiner bedürften, und daß es nur von ihm abhinge, sie dem Untergange preiszugeben.

Am 15. Februar fanden sich daher alle Zugänge zum Palais Royal, woselbst der König noch wohnte, mit Linientruppen und Nationalgarden stark besetzt, allein in der Nähe des erzbischöflichen Palastes hatte das Volk freies Spiel. Kräftige Männer drückten das eiserne Gitter des Gartens nieder, drangen in den Palast ein, zerschlugen die Kronleuchter, zerrissen die Bilder, zerbrachen die Lehnstühle. Spiegel, Bücher, Manuscripte, Crucifixe, Meßbücher, Meßgewänder, Chorröcke und was sonst zur Hand lag, flog zu den Fenstern hinaus. Mit Mühe rettete Herr Franz Arago die Kirche Notre-Dame von einem ähnlichen Schicksale. Allmälig verliefen sich die Menschen wieder. Niemand wurde verletzt. Das Volk war in der heitersten Laune, und da es darin nicht gestört wurde, behielt es dieselbe bis zum Ende bei.

Die Vorgänge des 14. und 15. Februar 1831 bildeten das Seitenstück zu dem Artikel 6 der neuen Verfassung, welcher die römisch-katholische Religion für den Glauben der Mehrzahl der Franzosen erklärte. Daß dem äußern Bekenntnisse nach dieses der Fall sei, leugnete Niemand. Wie es sich aber mit dem G l a u b e n verhalte, trat an jenen beiden Tagen in schlagendster Weise zu Tage. Der König bekannte sich zur römisch-katholischen Kirche, weil alle französischen Könige sich bis zu dieser Zeit dazu bekannt hatten. Das hielt ihn aber nicht ab, solche Befehle zu geben, welche den heftigsten Gegnern des Pfaffenthums freies Spiel ließen. Die Bourgeoisie der zweiten Kammer hatte den Artikel 6 der neuen Charte verfaßt. Allein dieselbe Bourgeoisie war unzweifelhaft die eigentliche Urheberin der Vorgänge vom 14. und 15. Februar. Denn wenn sie des Scheines wegen sich zur katholischen Religion bekannte, waren ihre Gesinnungen alles Ernstes gegen die Vorrechte der Aristokratie und der Clerisei gerichtet. Wo es sich um einen Conflikt zwischen jenem äußern Bekenntnisse und dieser wirklichen Gesinnung handelte, mußte natürlich die Form dem Wesen, das Bekenntniß der Gesinnung weichen. Die Bourgeoisie in ihrer Eigenschaft als Nationalgarde blieb Gewehr im Arme stehen, oder marschirte vor-

bei, als das Volk seinen Haß gegen das Pfaffenthum kund that, sie lachte in bürgerlicher Kleidung über das Spektakel des 14. und 15. Februar und nahm daran persönlich Theil. Nicht ein Bourgeois, kein gläubiger Katholike, sondern der Julikämpfer und Republikaner Franz Arago bewahrte die Kirche Notre-Dame vor der ihr drohenden Zerstörung. Er that dieses nicht aus gläubiger Verehrung, sondern aus Gründen der Humanität, nicht auf höhern Befehl, sondern aus eigenem Antriebe.

Dem Könige, den Kammern und den höchsten Staatsbeamten kam es in Betreff der Religion nur auf den äußern Schein an. In demselben Verhältnisse standen alle diese Träger der Gewalt zu Freiheit und Recht. Diese beiden Grundpfeiler des Staatslebens standen noch in zu hoher Achtung bei dem denkenden und sittlichen Theile des Volkes, als daß man sie geradezu hätte umstoßen können. Auch war das Volk im Anfange des Jahres 1831 noch viel zu sehr aufgeregt, als daß Ludwig Philipp es nicht für klug gehalten hätte, es möglichst zu schonen. Wie wenig wirkliche Empfänglichkeit Ludwig Philipp aber für Freiheit und Recht besitze, erhellte von Tag zu Tage mehr aus den von ihm ergriffenen Maßregeln. Die beiden Männer, welchen er vor allen anderen seinen Thron verdankte, waren der General Lafayette und der Bankier Laffitte. Der einzige Mann, welcher dem ersten Ministerium Ludwig Philipp's einen gewissen Charakter verlieh, war Düpont de L'Eure. Alle drei wurden von Ludwig Philipp, sobald es nur irgend thunlich war, abgeschüttelt. Er entließ sie nicht, im Gegentheile drang er in sie, im Amte zu bleiben, allein er traf hinter dem Rücken und gegen den Willen dieser Männer Maßregeln, für welche sie nicht verantwortlich sein wollten, oder verletzte sie in solcher Weise, daß sie mit Ehren nicht mehr im Amte bleiben konnten. So mußten alle hochherzigen Männer, welche aus Irrthum sich Ludwig Philipp angeschlossen hatten, einer nach dem andern den selbstsüchtigen Menschen weichen, welche in dem Könige nur den Gründer oder Beförderer ihrer persönlichen Interessen erkannten. Casimir Périer trat an die Spitze der Verwaltung (13. März 1831). Neben ihm standen Marschall Soult als Kriegsminister, ein raubsüchtiger Soldat ohne alle politischen Grundsätze, General Sebastiani als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Montalivet als Cultusminister, zwei persönliche Günstlinge des Königs, welche zu jeder ihnen von diesem befohlenen Schandthat bereit waren. Zu diesen eigentlichen Häuptern des Ministeriums traten noch die Herren Barthe, Louis, Argout und Rigny hinzu, welche den ihnen vom Könige zugehenden Anregungen ohne Selbstthätigkeit, allein auch ohne Selbstschändung folgten.

Casimir Périer war ein herrschsüchtiger, hartherziger, eigennütziger, durchaus unedler Charakter. Er beugte sich allerdings nicht vor dem Könige, im Gegentheile zwang er diesen wiederholt zur Nachgiebigkeit; allein die Beweggründe des ersten Ministers waren nicht reiner, als diejenigen des Königs, und die Mißhelligkeiten, welche wiederholt zwischen Beiden ausbrachen, waren nicht die Folgen widerstrebender Grundsätze, sondern eines widerstrebenden Eigenwillens. Das trübe Licht, welches Ludwig Philipp in Betreff der Erbschaft des Herzogs von Condé auf sich zog, fiel auf Casimir Périer in Folge des von Herrn Gisquet vermittelten Flintenhandels. Die Rolle, welche Herr Gisquet für Casimir Périer beim Flintenhandel, spielte Frau von Feuchères in Betreff der Erbschaft des Herzogs von Condé für den König. Beide Angelegenheiten wurden niemals vollständig aufgeklärt. Thatsache bleibt es übrigens, daß der Herzog von Condé unter Umständen starb, welche auf die Frau von Feuchères den Verdacht warfen, ihn ermordet zu haben, daß nichtsdestoweniger Louis Philipp die Frau von Feuchères in Schutz nahm, daß diese Frau den alten Herzog dazu bestimmte, den Sohn Ludwig Philipp's, Herzog von Aumale, als Erben einzusetzen und daß der Tod des Herzogs von Condé diese Erbschaft flüssig machte.

Ludwig Philipp begann seine Laufbahn als König mit der Erbschaftsangelegenheit des Herzogs von Condé, welcher (27. August 1830) starb; Casimir Périer sein Ministerium mit der Flintenangelegenheit, welche zwei seit dem 2. October 1830 spielte, allein erst zur Zeit des Ministeriums Périer zum Abschlusse kam. Herr Gisquet war nach England geschickt worden, um dort auf Rechnung der französischen Regierung Flinten zu kaufen. Er schloß mit einer englischen Firma einen Vertrag ab, demzufolge diese 110,000 Flinten eigenes Fabrikat und 90,000 Flinten, welche im Tower von London lagen, lieferte. Das Gewehr wurde mit 34 Franken 94 Centimen bezahlt, während dasselbe nur 26 Franken 50 Centimen werth war. Vertragsweise war der englischen Firma zugesichert worden, diese solle ein Dritttheil des Vortheils haben, welcher sich bei dem Geschäfte herausstellen würde. Dieses Dritttheil bestand in der Differenz zwischen dem wirklichen und dem der englischen Firma bewilligten Preise der Flinten. Welcher Vortheil für Herrn Gisquet bei diesem Geschäfte abfiel, läßt sich ebenso wenig genau bestimmen, als wie viel Frau von Feuchères bei der Erbschafts-Angelegenheit des Herzogs von Condé gewann. Der Vortheil, welchen Herr Casimir Périer bezog, bestand aber darin, daß Herr Gisquet die von ihm bereits eingestellten Zahlungen wieder aufnehmen konnte, und Herr Périer, welcher dabei mit 1,200,000 Franken betheiligt war, zu seinem Gelde kam. Die englische Firma erhielt außer ihrem rechtmäßigen Gewinn, den ihr der Preis von 26 Franken 50 Centimen sicherte, beiläufig 1,700,000 Franken ausbezahlt. Wie viel davon in die Tasche des Herrn Gisquet floß, ist nicht ermittelt worden. Herr Armand Marast, welcher diese Angelegenheit öffentlich zur Sprache brachte, wurde zu 3000 Franken Geldstrafe und sechs Monaten Gefängniß verurtheilt; allein die öffentliche Meinung stand auf seiner Seite. Das falsche Spiel Gisquet's und Casimir Périer's war augenscheinlich, eben so sehr als dasjenige Ludwig Philipp's, in Betreff der Erbschaft des Herzogs von Condé.

Was ließ sich von einer Regierung erwarten, an deren Spitze zwei Menschen standen, welche ihre Laufbahn in solcher Weise begannen, wie Ludwig Philipp und Casimir Périer? Die Anhänger des Hauses Orleans behaupten zwar, der Herzog von Condé habe sich selbst den Tod gegeben, jedenfalls habe Ludwig Philipp bei demselben nicht mitgewirkt. Allein es steht fest, daß er mit der allgemein für die Mörderin gehaltenen Frau von Feuchères die Erbschaft des Herzogs theilte und daß nur durch die Vermittelung dieser Frau die Erbeinsetzung des Herzogs von Aumale zu Stande gebracht wurde. Auch steht es fest, daß höhere Einflüsse eine genaue Untersuchung des Thatbestandes verhinderten und folgeweise eine vollständige Beweisführung unmöglich machten. Niemand glaubte an den Selbstmord des Herzogs von Condé, nachdem die Ausstreuungen der Frau von Feuchères und ihres Anhangs aus dem Felde geschlagen waren. War aber der Herzog ermordet worden, so mußte sich das natürliche Gefühl dagegen empören, mit der Mörderin, welcher man die Erbeinsetzung verdankte, die Beute zu theilen. Ludwig Philipp nahm keinen Anstoß daran. Er trat für seinen unmündigen Sohn die Erbschaft an.

Frühzeitig fing die Regierung Ludwig Philipp's an, durch Prozesse, welche sie gegen die Träger der Wahrheit und der Freiheit einleitete, ihr verruchtes System zu stützen. Im Prozesse gegen Marast gelang es ihr zwar, einen scheinbaren Sieg zu gewinnen; die Verhandlungen des Prozesses zogen aber die Aufmerksamkeit der gesammten Nation auf das schmutzige Geschäft der Herren Gisquet und Casimir Périer. Im Wesentlichen erlitt doch die Regierung eine Niederlage. Niemand glaubte an die Unschuld Gisquet's und Périer's, Niemand an die Schuld Marast's.

Ein anderer Prozeß, welcher in den ersten Tagen April's 1831 verhandelt wurde, erregte noch größeres Aufsehen, als derjenige Gisquet's gegen Marast. Am 7. April

standen mehrere junge Leute vor Gericht, wegen republikanischer Umtriebe. Noch waren nicht neun Monate verflossen, seit diese wackeren Knaben auf den Barrikaden für die Freiheit gekämpft hatten. Jetzt sollten mit ihnen zugleich alle Freiheitsbewegungen gezüchtigt werden. Doch diesesmal hatten sich Ludwig Philipp und seine schlauen Minister verrechnet. An der Spitze der neunzehn Angeklagten standen Trelat, Godefroi Cavaignac und Ginard. Sie vertheidigten ihre Sache mit einer Wärme der Begeisterung und einer Kraft der Ueberzeugung, welche Richter und Geschworne und alle Anwesenden mit sich fortriß. Herr Cavaignac schloß seine Rede mit den Worten: „Die Revolution ist die ganze Nation ohne diejenigen, welche sie ausbeuten; sie ist unser Vaterland, welche die ihm von der Vorsehung der Völker anvertraute Sendung der Freiheit erfüllt; sie ist ganz Frankreich, welches seine Pflicht den Nationen gegenüber erfüllt hat. Was uns betrifft, meine Herren, wir haben unsere Pflicht der Revolution gegenüber erfüllt. Sie wird uns finden, so oft sie unser bedarf. Sie wird erhalten, was sie auch von uns verlangen möge."

Die Angeklagten wurden freigesprochen, und der Jubel, in welchen das Volk dabei ausbrach, deutete an, wie sehr seit dem 31. Juli die republikanischen Gesinnungen an Kraft und Ausbreitung gewonnen hatten. Dieses zeigte sich auch, als der König der durch ein Gesetz beschlossenen Juli-Medaille die Aufschrift gab: „gegeben vom Könige" und deren Verleihung von einem zu leistenden Eide abhängig machen wollte. Der Sturm des Unwillens, welcher sich darüber erhob, war so groß, daß der König die von ihm so schlau erdachte Umschrift und Eidesleistung aufgeben mußte.

Vor dem Volke der Straßen hatte die Regierung noch immer große Scheu. Die Menschen der Kammern hatte sie sich aber schnell dienstbar gemacht. In den Juli-Tagen hatte man die muthigen Freiheitskämpfer, welche den Thron Karl's X. zerbrochen und dadurch Ludwig Philipp die Aussicht auf den seinigen geöffnet, nicht gefragt, wie viel sie an Abgaben bezahlten. Diejenigen, welche die geringsten oder gar keine entrichteten, hatten für die Freiheit am meisten geleistet. Als es aber galt festzustellen, welchen Theil das Volk an der Staatsverwaltung haben sollte, konnte man sich von der Geldfrage nicht los machen. Vaterlandsliebe, Freiheitsmuth, politische Bildung galten in der Waage, welche die Machthaber Frankreich's in der Hand hielten, nichts. Das Geld bestimmte für sie den Werth der Sachen und der Menschen. Ohne Geld konnte Niemand wählen, oder gewählt werden. Selbst die begünstigtsten Personen, nämlich die Leute, welche eine Pension von wenigstens zwölfhundert Franken bezogen, die Mitglieder und Correspondenten des Instituts wurden nur zur Wahl berechtigt, falls sie einhundert Franken directe Abgaben jährlich bezahlten; die übrigen Bürger nur insofern sie zweihundert Franken entrichteten. Um gewählt werden zu können, war ein Vermögen erforderlich, welches mit fünfhundert Franken jährlicher directer Abgaben belastet war. Nach, wie vor, öffnete nur ein goldener Schlüssel die Hallen der Abgeordneten und der Wähler! Nur der Reichthum war vertreten im Schooße der Gesetzgebung. Was Wunder, daß alle Gesetze nur auf den Vortheil der Reichen berechnet wurden!

Nachdem die Machthaber durch das neue Wahlgesetz dem Reichthum das Monopol der Theilnahme an der Staatsverwaltung ertheilt, alle nicht reichen Leute dagegen von derselben ausgeschlossen hatten, konnte die Kammer aufgelöst werden ohne Gefahr für den Besitzstand; was dann auch am 3. März 1831 geschah. Am 23. Juli wurde die neue Kammer eröffnet. Sie war so beschaffen, wie sich von den Auserwählten der reichsten Leute Frankreich's erwarten ließ.

Nachdem der Geldsack zum höchsten Richter in den Wahlangelegenheiten des Staats erhoben worden war, verstand es sich von selbst, daß er die Verwaltung des Staates über-

Digitized by Google

nahm. Rücksichten der Freiheit, der Nationalität, des Rechtes, ja selbst des Ruhmes, der doch sonst in Frankreich so hoch gehalten wird, konnten die Interessen des Besitzstandes nicht beeinflussen. Die reichen Leute, welche im Palaste Bourbon zusammentraten, um mit dem reichsten Manne Frankreich's die Angelegenheiten des Staats zu berathen, konnten sich nicht zu dem Gedanken erheben, daß auch der Erwerb und die Erhaltung des Reichthums abhängig sei von einem höhern Gesetze, welches bestimmt wird durch sittliche Gefühle. Sie bedachten nicht, daß zu allen Zeiten, die freiesten Staaten auch die reichsten waren, und daß unter dem Drucke des Despotismus der Reichthum früher oder später immer mit Armuth endigte.

Es war eine Zeit, da diejenigen Bürger und Bauern, welche die höchsten Abgaben zahlten, keinen Theil an der Gesetzgebung hatten, sie lag kein halbes Jahrhundert hinter der Juli-Revolution. Früher rollten Jahrhunderte über Europa hinweg, ohne daß irgend eine Regierung sich um Handel und Schifffahrt in anderer Weise kümmerte, als davon möglichst hohe Abgaben zu erpressen. Später erkannten die Regierungen, daß eine umsichtige Berücksichtigung der Verhältnisse nicht blos die Abgaben, sondern auch den gesammten Wohlstand des Volkes zu heben geeignet sei.

Im Jahre 1830 sah man ein, daß die Zahl der Bürger, welche Theil an der gesetzgebenden Gewalt haben solle, vermehrt werden müsse. Die Machthaber fühlten jedoch nicht, daß jeder Bürger, welcher nach den Gesetzen des Staates verpflichtet war, für diesen mit seinem Blute einzustehen, das Recht habe, ein Wort in den Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes mitzusprechen. Die Machthaber erkannten nicht, daß die Verhältnisse des Handels und der Schifffahrt nicht blos mit denjenigen der Fabrikanten, sondern auch mit den Zuständen der Fabrikarbeiter in der innigsten Beziehung stehen. Wie in früheren Jahrhunderten der Blick des Gesetzgebers den Kaufmann, den Rheder und den Fabrikanten nicht erreicht hatte, war er im Jahre 1830 noch nicht bis zum Fabrikarbeiter gedrungen.

Der Staat, welcher seine Aufgabe erfüllen will, darf eine Classe von Menschen, und eine Reihe von Verhältnissen, auf welchen der Wohlstand, die Ruhe und die Zufriedenheit des Volkes wesentlich beruht, nicht unberücksichtigt lassen.

In despotischen Staaten sorgt der Alleinherrscher mit despotischer Gewalt dafür, daß das Volk nicht Hunger leide und nicht durch die Noth zum Aufstand getrieben werde. Die Verfassung, welche die aufgelöste Abgeordneten-Kammer Frankreich gab, entzog den Monarchen die Macht, zu Gunsten der arbeitenden Classen einzuschreiten, und legte die ganze gesetzgebende Gewalt in die Hände von Menschen, welche entweder von der Lage der arbeitenden Classen nichts wußten, oder aber ein denselben entgegengesetztes Interesse hatten. Die nothwendige Folge davon war, daß die Interessen der arbeitenden Classen vernachlässigt wurden. Diese hatten an den Julikämpfen einen hervorragenden Theil genommen. Ihr Selbstbewußtsein war dadurch gehoben, Hoffnungen waren angeregt worden, welche nicht ungestraft getäuscht werden konnten.

Ludwig Philipp dachte nur daran, die von ihm gegründete neue Dynastie so sehr als möglich zu befestigen, sie in den Kreis der europäischen Herrscherfamilien einzuführen und die Interessen des Königthums zu fördern. Daß alles dieses mit Nachdruck nur geschehen könne, in so fern die Gefühle, Wünsche und Bestrebungen der französischen Nation nicht verletzt wurden, ahnte Ludwig Philipp so wenig, als irgend ein anderer Despot Europa's. Die Zahl seiner Gegner mußte, bei der von der Regierung eingeschlagenen Bahn, von Jahr zu Jahr zunehmen. Daß Republikaner, Legitimisten und Bonapartisten Ludwig

Philipp's Feinde waren, verstand sich von selbst. Jede dieser drei Parteien war von den beiden anderen so sehr verschieden, daß eine Vereinigung derselben nicht zu befürchten stand. Für sich allein konnte aber keine derselben der organisirten Gewalt der Regierung die Spitze bieten. Die Angriffe, welche zuerst von Seiten der Legitimisten unter Führung der Herzogin von Berry, zweimal von Seiten der Bonapartisten unter Führung Ludwig Napoleon's gegen die Regierung gemacht, wurden abgeschlagen. Dasselbe Schicksal hatten die vereinzelten Aufstände, welche von Republikanern und Proletariern zu Paris, Grenoble und Lyon ausgingen. Ludwig Philipp, welcher so viele Angriffe abgeschlagen hatte, bedachte nicht, daß Republikaner, fortschreitende Constitutionelle und Proletarier einen Kern des Widerstandes bilden könnten, welcher, verstärkt durch die Unzufriedenen aller Parteien, zu einer großen Macht anwachsen müsse. Von Legitimisten und Bonapartisten hatte Ludwig Philipp wenig zu befürchten, um so mehr aber von einer Verbindung zwischen Republikanern, freisinnigen Constitutionellen und unzufriedenen Proletariern.

In der ersten Zeit der Regierung Ludwig Philipp's bestand zwischen Republikanern, Constitutionellen und Proletariern kein Band der Vereinigung. Wiederholt kämpften Republikaner in den Reihen der Nationalgarde gegen die für ihre ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte aufgestandenen Proletarier. Von den Vorurtheilen der höheren Stände verblendet, erkannten die denselben angehörigen Republikaner nicht, daß das Recht auf Leben ein noch heiligeres sei, als auf eine Stimme im Staate, daß die Selbsterhaltung dem Menschen näher liege, als das Emporsteigen auf der Leiter der Gesellschaft.

Die Zeit wird kommen, da man die Haltung der Regierungen gegenüber den Arbeiterbewegungen zugleich barbarisch grausam und barbarisch dumm nennen wird. Das Mittelalter erließ Gilden-Ordnungen und Zunftgesetze nach seinen Bedürfnissen. Das neunzehnte Jahrhundert weiß keine Gesetze zu geben, welche den Uebergang vom Handwerk zur Fabrik, vom Kleinkram zum Großhandel ordnen. Es überläßt die Millionen von Arbeitern, welche den Zunftzwang abgeschüttelt haben, allen Zufälligkeiten einer Arbeitsstockung, eines Streits zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern, ohne die geringste Fürsorge zu treffen. Das ist der Unsinn, welcher Revolutionen die Bahn bricht.

In der Kammer und in der Presse wirkten Republikaner und fortgeschrittene Constitutionelle häufig zusammen. Allein auf beiden Feldern besaß die Regierung meistentheils ein so großes Uebergewicht der Stimmen, daß sie die Gegner nicht fürchtete, dort überstimmen, hier bestechen ließ. Ludwig Philipp bedachte nicht, daß Zeiten kommen möchten, in welchen die Stimmen nicht blos gezählt, sondern auch gewogen werden, und daß dann nicht das Urtheil der Gerichte, sondern des Volkes den Ausschlag giebt.

Alle Maßregeln der Regierung thaten kund, daß ihr Bestreben dahin gehe, sich so wenig als möglich von der Bahn zu entfernen, welche die Bourbonen ältern Zweiges inne gehalten hatten. Ludwig Philipp machte gar kein Geheimniß daraus, daß die unter Verantwortlichkeit seiner Minister gestellten Anträge und getroffenen Maßregeln ihren Ursprung in seinem Willen hätten. Er wollte nicht, wie die englischen Könige seiner Zeit, den größern Theil der Regierungsgewalt in den Händen seiner Minister lassen. Er übte diese selbst in ihrer ganzen Fülle aus, und bediente sich seiner Minister nur als Werkzeuge, als Vermittler, welche zwischen ihm und der Kammer, zwischen ihm und dem Volke standen.

Ludwig Philipp hatte zwar in den ersten Tagen nach der Juli-Revolution erklärt, wenn die Nation die Pairskammer nicht wolle, werde er dieselbe auf seine Kosten nicht aufbauen; dessen ungeachtet that er, als die Pairsfrage vor die Kammer kam, alles, was

in seiner Macht stand, die Erblichkeit durchzusetzen. Er scheiterte übrigens in seinen Bestrebungen an dem unüberwindlichen Widerwillen, welchen nicht blos die große Masse des Volkes, sondern auch die Deputirtenkammer erblichen Rechten in politischen Dingen entgegen setzte. Mit einer Mehrheit von 380 gegen 40 Stimmen sprach sich die Abgeordneten-Kammer gegen die Erblichkeit der Pairs aus.

Ohne sich dessen selbst bewußt zu werden, untergruben die Abgeordneten durch diesen Beschluß das erbliche Königthum. Die Erblichkeit des umfassendsten aller politischen Rechte kann unmöglich auf die Dauer bestehen, wenn es nicht auf der Grundlage anderer erblicher Einrichtungen ruht. Die Bourgeoisie war in ihrer Entwickelung so weit vorgerückt, um der Erblichkeit der Aristokratie zu widerstreben, allein nicht weit genug, um zu erkennen, daß eine erbliche Monarchie ohne die Stütze einer erblichen Aristokratie nicht bestehen könne. Die Bourgeoisie wollte zu gleicher Zeit die unvereinbarsten Gegensätze: Erbmonarchie ohne die nothwendigen Stützen derselben, eine dauerhafte Regierung, allein keine Einrichtung, welche der Regierung hätte Dauer sichern können, Monarchie und zugleich einen mit dieser durchaus unvereinbaren Grad von Freiheit. Sie war zu aufgeklärt, zu freiheitsliebend für den Despotismus, allein nicht scharfsichtig, nicht tugendhaft und nicht begeistert genug für die Republik. Die Folge dieser unvereinbaren Gegensätze war jenes Schwanken, welches keiner Regierung ein gesichertes Dasein gab, hinter einander Napoleon I., Karl X. und Ludwig Philipp den Sturz bereitete und Napoleon III., insofern er lange genug leben sollte, mit unfehlbarer Gewißheit den Sturz bereiten wird.

Ludwig Philipp mochte zwar den Beschluß durchsetzen: „der ältere Zweig der Bourbonen ist auf immer verbannt." Allein indem die Kammer denselben faßte, hob sie zugleich die Todesstrafe auf, welche den Mitgliedern der Familie Bonaparte, (im Jahre 1816) für den Fall ihrer Rückkehr nach Frankreich angedroht worden war.

Auch gegenüber den beiden concurrirenden Dynastien wurde dem Hause Orleans von der Kammer nicht derjenige Schutz zu Theil, welcher unumgänglich nothwendig war, falls Ludwig Philipp fest auf dem Throne sitzen sollte. Je schwächer sich das Haus Orleans fühlte, desto ungestümer strebte es darnach, seinen schwankenden Thron zu befestigen. Je weniger die Grundgesetze des Staates zur Befestigung der Monarchie beitrugen, desto mehr suchte Ludwig Philipp durch sein persönliches Eingreifen in die Staatsverwaltung seinen Thron sicher zu stellen.

Innerhalb des Kreises der Gesetzlichkeit war dem Könige ein großer Spielraum gelassen. Ludwig Philipp konnte von der ihm anvertrauten Gewalt einen mehr oder weniger harten Gebrauch machen, weniger oder mehr die Wünsche des Volkes berücksichtigen. Er war aber in allen seinen Anschauungen ein viel zu materieller Mensch, als daß er die Macht des Geistes richtig zu würdigen verstanden hätte. Er verletzte unausgesetzt die edelsten Gefühle der Nation, indem er sich aller Daumschrauben bediente, mit deren Hülfe er entweder die ihm zur Verfügung gestellten Mittel vermehren, oder seinen Gegnern wehe thun konnte. Eine gewisse Milde und Nachsicht zeigte er nur den Legitimisten. Die Republikaner und selbst die Constitutionellen, welche mehr Freiheit wollten, als Ludwig Philipp ihnen gestattete, verfolgte er mit einer blinden Wuth, welche selbst alle Regeln der Klugheit mit Füßen trat und folgeweise die beschämendsten Niederlagen in ihrem Gefolge hatte.

Eine der großen Fragen, an welcher die ganze Nation den lebhaftesten Theil nahm, betraf die Civilliste. Von ihr hing es ab, ob der Juli-Thron demjenigen Karl's X. gleich gestellt, oder aber dem Stuhle des Präsidenten einer Republik angenähert werden solle. Nach langen, sehr heftigen Verhandlungen, erlangte Ludwig Philipp in dieser

Beziehung zwar alles, was er insgeheim gewollt hatte, allein er erregte dadurch einen Sturm des Unwillens, nicht blos in dem Schooße des von den Wahlen ausgeschlossenen Theiles der Nation, sondern auch unter den Abgeordneten selbst, von welchen einhundert und sieben sich gegen die übertriebenen Ansprüche Ludwig Philipp's erklärten. Herr Cormenin bewies, daß die Civilliste Karl's X., nach Abzug der auf derselben haftenden Lasten, nicht mehr als 11,210,865 Franken betrug, während diejenige Ludwig Philipp's auf achtzehn Millionen festgesetzt wurde, wozu noch vier Millionen Einkünfte von Landgütern und Wäldern, die Nutznießung eilf prachtvoller Paläste, mit deren ganzen Einrichtung, 2,594,912 Franken Apanagen und das unermeßliche Privatvermögen Ludwig Philipp's hinzukam. Die Hoffnung auf ein bürgerliches Königthum, auf die „beste der Republiken" unter den Fittigen Ludwig Philipp's mußte im Angesicht einer solchen Civilliste schwinden. Es wurde immer offenbarer, daß Ludwig Philipp seinen Thron auf eine wesentlich materielle Grundlage, auf einen Boden von Eisen und Gold setzen wolle, und daß alle Ideen von Freiheit und Recht, welche in den Tagen der Juli-Revolution die Kämpfer beseelt hatten, im Herzen des König's keinen Platz fanden.

Noch größere Mißstimmung, als die hohe Civilliste, regte die Haltung an, welche Ludwig Philipp den Freiheitsbestrebungen der Polen und Italiener gegenüber einnahm. Die Blüthe der Kammer, einhundert und fünfundvierzig Abgeordnete, unter welchen sich viele der größten Namen Frankreich's fanden; z. B. Arago, Audry de Puiraveau, Bertrand, Clauzel; Cormenin, Lafayette, Laffitte, Lamarque, Mauguin, Odilon-Barrot, vereinigten sich zu einer öffentlichen Urkunde, worin sie der Regierung unter dem Aushängeschilde einer Rechenschaftsablage die kräftigsten Vorwürfe machten. Sie faßten diese in folgenden Sätzen zusammen:

„Sie (die Minister des 13. März d. h. Casimir Périer und Genossen) sollten um den Thron alle Meinungen vereinigen, sie haben den Saamen verderblichen Zwiespalts unter die hochherzigen Männer ausgestreut, welche die Liebe zur Freiheit und das Gefühl der dem Vaterlande drohenden Gefahr sich annäherten.

Sie sollten die Revolution befestigen, sie haben deren natürliche Stützen durch die Auflösung der Nationalgarden der kriegerischsten und ergebensten Städte zerbrochen. Sie sollten die Freiheit der Presse, welche Frankreich rettete, begünstigen, sie haben sie verfolgt durch ihre Anklagen, zu Grunde gerichtet durch Abgaben, corrumpirt durch ihre Käufe und erdrückt durch ihre Geldstrafen.

Sie hatten erklärt, daß sie die gesetzliche Ordnung regieren lassen würden, und es gibt nicht ein Gesetz, dessen Anwendung sie nicht verdreht oder gefälscht hätten."

Mit Recht erklärten die Abgeordneten der Opposition: „die zweideutige Stellung, welche die Regierung genommen hat, ist unhaltbar. Sie gibt ihr weder die Kräfte der Restauration, welche unversöhnlich ist, noch diejenigen der Revolution, welche gereizt und zu Mißtrauen getrieben wird."

Dieses waren die Vorwürfe, welche der reichste Theil der Nation, die bessere Hälfte der Bourgeoisie, der Regierung machte. Viel tiefer eingehend waren aber diejenigen, welche der ärmere Theil des Volkes, die von allem Theile an der Gesetzgebung ausgeschlossenen Proletarier der Regierung machten, nicht blos in unterzeichneten Urkunden, sondern auch in blutigen Aufständen, welche der Regierung ein schnelles Ende bereitet hätten, falls die verschiedenen Gegner derselben sich über einen gemeinsamen Operationsplan hätten einigen können. Der Uebermuth des Präfekten Moritz Düval, welchen die Regierung stützte, versetzte (März 1832) die Stadt Grenoble in einen Aufstand, welcher nur dadurch besänftigt werden konnte, daß das fünfunddreißigste Regiment, welches die

Digitized by Google

Bürger, ohne alle Veranlassung überfallen und viele derselben verwundet hatte, entfernt wurde. Statt leicht über diesen Vorfall hinwegzugehen, oder die Behörden, welche die Schuld dieser Mißverhältnisse trugen, zu tadeln, nahm das Ministerium Périer Partei gegen die Stadt Grenoble, schickte achttausend Mann, darunter das verhaßte fünfunddreißigste Regiment in die Stadt und bewirkte dadurch eine Aufregung, welche zahlreiche Zweikämpfe zwischen Bürgern und Offizieren und von Seiten des Gemeinderathes die Erklärung zur Folge hatte, er werde seine Entlassung einreichen, falls das fünfunddreißigste Regiment nicht alsbald entfernt würde. Die Regierung mußte nachgeben. Am 20. Mai verließ das fünfunddreißigste Regiment zum zweitenmale Grenoble. Die Regierung hatte sich durch die verkehrte Stellung, welche sie dieser Stadt gegenüber eingenommen hatte, zahlreiche neue Feinde gemacht, und deutlich zu erkennen gegeben, daß sie bereit sein würde, jede mißbrauchte Gewalt aufrecht zu erhalten, falls sie sich dazu stark genug fühlte.

Weit ernstlicher, als die Bewegungen von Grenoble waren diejenigen, welche kurz zuvor (November 1831) zu Lyon stattgefunden hatten. Dort war es zu einer blutigen Schlacht zwischen den Arbeitern und dem diesen günstig gesinnten Theile der Nationalgarde einerseits, den Linientruppen und dem plutokratischen Theile der Nationalgarde anderseits gekommen. Die Linientruppen mußten sich in der Nacht vom 22. auf 23. November aus der Stadt zurückziehen, nachdem sie erkannt hatten, daß sie sich in derselben nicht länger würden behaupten können. In Lyon handelte es sich nicht, wie in Grenoble um eine leicht zu beseitigende Selbstüberhebung eines unverständigen Beamten, sondern um eine jener Lebensfragen, welche immer und immer wiederkehren werden, bis sie eine den Zeitverhältnissen entsprechende Lösung gefunden haben werden, nämlich die Frage über das Wechselverhältniß der Arbeitsnehmer und Arbeitsgeber. Im October 1831 hatten sich die Seidenarbeiter mit den Fabrikanten über den Preis der Arbeit geeinigt. Kurz darauf wollten die Fabrikanten die von ihren Vertretern den Arbeitern ertheilten Zugeständnisse nicht halten. Die Arbeiter, welche darüber in Aufregung geriethen, wurden von dem plutokratischen Theile der Nationalgarde angegriffen. Es kam zu einem blutigen Kampfe, in welchem die Seidenarbeiter einen entschiedenen Sieg davontrugen. Sie verstanden aber nicht, denselben zu benutzen.

Die Regierung behandelte diese, wie jede andere Frage der Zeit, so oberflächlich als möglich. Sie schickte den ältesten Sohn des Königs und den Marschall Soult mit einem zahlreichen Heere nach Lyon (3. December 1831). Die Arbeiter wurden entwaffnet, die Nationalgarde aufgelöst, die Stadt, gleich als wäre sie erobert worden, behandelt. Auf diese Weise wurde zwar für den Augenblick der Schein der Ruhe wieder hergestellt. Allein die Ursache der Mißstimmung und mit dieser der Keim zu neuen, blutigen Aufständen blieb, und entfaltete sich schon bald zum Schaden der Stadt und Frankreich's. Die Verhältnisse der Arbeiter blieben in ihrem anarchischen Zustande. Ludwig Philipp war viel zu sehr mit den auswärtigen Cabinetten, mit seiner Civilliste, mit der Bearbeitung der Mitglieder der Kammer, mit der Verfolgung seiner Gegner, kurz mit der Befestigung seines schwankenden Thrones beschäftigt, als daß ihm Zeit und Kraft übrig geblieben wäre, sich mit den eigentlichen Interessen des französischen Volkes zu beschäftigen.

Es war eine Zeit, da sich der Staat nicht bekümmerte um den Unterricht der Jugend, um den Bau von Heerstraßen und Canälen, selbst nicht um die Bildung der Heere. Was dem Volke von Unterricht zu Theil wurde, besorgte die Geistlichkeit. Die Heerstraßen waren den Räubern preisgegeben. Wer sich gegen diese schützen wollte, mußte ein bewaff-

Digitized by Google

netes Geleite bezahlen. Die Heere stellten die Vasallen des Reiches, später wurden sie geworben und nach dem Kriege wieder entlassen.

In unseren Tagen haben alle Staaten den Jugend-Unterricht, den Bau und die Unterhaltung der Canäle, die Säuberung des Landes von Räubern und Mördern, die Bildung und Erhaltung von Heeren in den Kreis ihrer Beschäftigung gezogen. Von Jahrzehent zu Jahrzehent dehnt sich der geistige Horizont der Menschheit und folgeweise auch der Regierungen aus. Jeder Fortschritt in irgend einem Zweige des Staatslebens wurde dadurch bezeichnet, daß der Staat sich desselben mit Nachdruck annahm.

Die großartige Organisation von Heeren, deren Aufgabe der Krieg ist, halten alle Regierungen für unumgänglich nothwendig. Die Organisation von Heeren, deren Aufgabe die Arbeit des Friedens ist, liegt jetzt noch jenseits des Horizonts der Regierungen. Die monarchische Verfassung ist schwerlich die Staatsform, innerhalb welcher Heere der letztbezeichneten Art gedeihen könnten. Allein so viel ist gewiß, daß, wenn die Regierungen derartige Organisationen nicht fördern, die Arbeiter sie ihren Herren zum Trotze vornehmen werden. Denn sie fühlen das Bedürfniß derselben. Sie wollen aus dem Zustande der Anarchie, in welchem sie sich befinden, heraustreten. Das können sie nur durch eine, ihrer Lage und ihren Zwecken entsprechende Gesetzgebung.

Dem Unwesen der Lehnsheere und geworbenen Truppen konnte nur durch die Conscription durch die Volksheere ein Ende gemacht werden. Dem Unwesen, welches der Geburtsadel und die Monopolisten in das Gebiet der Arbeit bringen, wird sich nur durch eine großartige, vom Staate ausgehende Organisation der Arbeit beseitigen lassen. Was die Vasallen in den Lehnsheeren und die Condottieri in den geworbenen Kriegsheeren waren, sind die Grundherren, die Fabrikanten und Bankiers in Betreff der Arbeiterheere unserer Tage.

Die Regierungen stellen mit weit geringeren Kosten und Mühen weit zahlreichere und bessere Heere in's Feld, als die Vasallen und Condottieri früherer Zeiten. Die Vortheile der verbesserten Kriegsverwaltung kommen dem gesammten Staate zu gute. Findet sich in unseren friedlichen Tagen gar keine Energie für Unternehmungen des Friedens? Soll nach wie vor der Krieg, selbst im Frieden, die besten Kräfte der Menschheit verschlingen? Wenn ein geringer Theil derjenigen Kräfte, welche dem Kriegsdepartement gewidmet werden, dem Departement friedlicher Arbeiten geschenkt würde, welchen Aufschwung würde dann die gesammte Production, der Handel und die Schiffahrt und folgeweise der Wohlstand, die Bildung und die Freiheit der Völker nehmen!

Wir wollen der Regierung Ludwig Philipp's nicht daraus einen Vorwurf machen, daß sie es nicht verstand, eine neue durchgreifende Gesetzgebung in Sachen der Arbeit zu begründen. Dazu fehlte es im Anfange der dreißiger Jahre noch vollständig an dem erforderlichen Stoffe. Allein wir tadeln sie, weil sie, statt in der Richtung einer derartigen Neugestaltung voran zu schreiten, nach der entgegengesetzten mit der größten Heftigkeit strebte. Die erste Voraussetzung einer die Arbeiter befriedigenden Gesetzgebung besteht in dem Rechte derselben, an der gesetzgebenden Gewalt Theil zu nehmen. So lange den Arbeitern dieses Recht verweigert wird, mag ein aufgeklärter oder auch ein nur kluger Despot von oben herab deren Verhältnisse günstiger gestalten, weil die Arbeiter in einem unumschränkten Monarchen keinen Nebenbuhler, keinen Parteigegner haben. Von einer constitutionellen Monarchie, in welcher die Arbeitgeber das politische Uebergewicht besitzen, die Arbeitnehmer dagegen politisch rechtlos sind, läßt sich dieses nicht erwarten.

Ein zweiter Schritt zur Neugestaltung der Arbeitsverhältnisse würde in der Besteuerung

des Ueberflusses und der Erleichterung der Armuth, in der Einführung einer vernünftigen Sparsamkeit im Staatshaushalte und der Veranstaltung großartiger, das Beste der arbeitenden Classen bezweckender Arbeiten auf Staatskosten gewesen sein.

Weit entfernt, eine derartige Richtung einzuschlagen, verfolgte die Regierung mit äußerster Wuth alle Diejenigen, welche sich nur mit Fragen der bezeichneten Art beschäftigten. Sie bezog sich auf den Artikel 291 des Code Pénal, welcher, in der Kaiserzeit verfaßt, die Gründung einer zwanzig Personen übersteigenden Gesellschaft nicht religiöser Art bei Strafe verbot, um die Gesellschaft der Saint-Simonisten zu vernichten. Die Ansichten über den innern Werth derselben mögen getheilt sein. So viel ist gewiß, daß sie sich selbst als eine religiöse Secte betrachteten und daß sie ihre Bestrebungen auf religiöse Grundsätze stützten. Der Artikel 291 des Code Pénal war daher auf sie augenscheinlich nicht anwendbar, selbst wenn man nicht annahm, daß derselbe durch die neue Verfassung Frankreich's, mit der er im schreiendsten Widerspruche stand, abgeschafft worden war. Die Saint-Simonisten waren, als sie vor Gericht gefordert wurden (August 1832), von der Gesammtheit der Franzosen sehr wenig gekannt. Die Regierung setzte es daher durch, daß Enfantin, Duveyrier und Michel Chevalier je zu einem Jahre Gefängniß und hundert Franken Geldstrafe, Rodrigues und Barrault zu einer Geldstrafe von fünfzig Franken verurtheilt wurden. Diese Strafen genügten, um die erst in der Entstehung begriffene saint-simonistische Gesellschaft zu sprengen. Ohne allen Zweifel hätte sich diese auf die Dauer nicht behaupten können, falls die Regierung sie durchaus nicht belästigt hätte. Der gewaltsame Eingriff von Seiten der Regierung diente aber dazu, die natürliche Entwickelung der im Schooße der Saint-Simonisten gährenden Ideen zu stören. Die Regierung that durch die gegen diese Neuerer gerichtete Verfolgung kund, daß sie die Bloßstellung der krankhaften Seiten der Gesellschaft und folgeweise auch nur den Versuch, denselben zu steuern, nicht dulden wolle. Wenn die Regierung selbst keine Neigung hatte, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, so mochte sie doch den Saint-Simonisten, welche sich auf dieses dornenreiche Feld begeben hatten, die Freiheit gewähren, es zu thun. Doch sie wollte Alles so sehr als möglich beim Alten lassen und darum war es ihr sehr unbequem, daß eine, wenn auch nicht zahlreiche, so doch sehr rührige Gesellschaft mit kühner Hand den Schleier von den Krebsschäden der Gegenwart hinweg zog und diese zu heilen versprach. Ludwig Philipp betrachtete sich als den einzigen rechtmäßigen Arzt der französischen Gesellschaft und jeden Andern, der sich mit der Heilung derselben beschäftigte, als einen Menschen, der ihm in's Handwerk pfuschte und verfolgte diesen mit der ganzen Schärfe der Zunftgesetze.

Weit unmittelbarere und ernstere Gefahren, als von Seiten der Saint-Simonisten, drohten der Regierung von Seiten der Legitimisten. Diese besaßen große Reichthümer, und in der Person der Herzogin von Berry eine entschlossene und verwegene Führerin. Die Unzufriedenheit mit der Regierung Ludwig Philipp's, welche immer allgemeiner wurde, machte viele ehemalige Gegner der Bourbonen geneigt, gegen Ludwig Philipp in die Schranken zu treten. Eine ziemlich weit verzweigte Verschwörung, welche mit bedeutenden Geldsummen operirte, kam in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar 1832 zum Ausbruche, wurde aber ohne große Schwierigkeit unterdrückt, da die Verschworenen unter sich nicht einig waren. Die Polizei gab sich keine besondere Mühe, der Sache auf den Grund zu kommen. Die bedeutenden Namen, welche in die Verschwörung verwickelt waren, wie der Herzog von Belluno, General Montholon, Herzog von Rivière, Baron von Mestre und Andere wagte man nicht, vor Gericht zu ziehen. Die meisten der Angeklagten wurden freigesprochen. Von den schuldig Befundenen wurden sechs zur Depor-

tation, zwölf zu fünfjährigem, vier zu zweijährigem und fünf zu einjährigem Gefängniß verurtheilt. Durch den unglücklichen Ausfall dieser Verschwörung ließ sich die Herzogin von Berry nicht abhalten, ihre Versuche, die Krone Frankreich's für ihren Sohn Heinrich zu erobern, fortzusetzen. Nach mannigfaltigen Vorbereitungen schiffte sie sich (24. April 1832) in Livorno nach Marseille ein. Dort erhoben sich zwar am Tage nach der Ankunft der Herzogin die Legitimisten, wurden jedoch mit leichter Mühe niedergeworfen (30. April 1832). Der Dampfer Carlo Alberto, auf welchem die Herzogin die Reise gemacht hatte, wurde (den 3. Mai) genommen. Der Süden blieb mit der alleinigen eben erwähnten Ausnahme ruhig. Die Herzogin begab sich nach der Vendée. Doch auch hier war die Bevölkerung nicht geneigt, zu Gunsten der Bourbonen zu den Waffen zu greifen. Es kam nur zu einigen unerheblichen Gefechten. Nirgends konnte sich die Herzogin öffentlich zeigen. Längere Zeit hielt sie sich zu Nantes versteckt, wurde von dem getauften Juden Deutz verrathen, am 8. November 1832 gefangen genommen und nach der Citadelle von Blaye gebracht. Da zeigte es sich, daß die Wittwe des Herzogs von Berry schwanger sei. Diese Nachricht warf nicht blos auf das ganze Unternehmen der Herzogin ein übles Licht, sondern erregte auch Zweifel über die Rechtmäßigkeit ihres Sohnes, welchen die Legitimisten Heinrich V. nannten. Die Herzogin verlor alle politische Bedeutung. Ludwig Philipp konnte sie ohne alle Gefahr für seinen Thron freigeben (Juni 1833). Die Behauptung der Herzogin, sie sei mit dem neapolitanischen Marquis Luchesi-Palli vermählt, änderte an dem Stande der Dinge nichts, denn die an Standesvorurtheilen klebenden Legitimisten sahen in einer unstandesmäßigen Verehelichung ein nicht geringeres, oder vielleicht gar noch ein schwereres Vergehen, als dasjenige, dessen sich die Herzogin schuldig gemacht hatte. Seit dieser Zeit hatte Ludwig Philipp von legitimistischer Seite her nichts mehr zu befürchten.

Während die Herzogin von Berry sich und ihre Partei durch ihre zweideutige Aufführung zu Grunde richtete, starb zu Schönbrunn der einzige legitime Sohn Napoleon's I., Napoleon Franz Joseph Karl Herzog von Reichstadt (22. Juli 1832). Dieser war seit dem Jahre 1814 in Oesterreich erzogen worden. In der verpesteten Atmosphäre, welche der Fürst von Metternich um den Sohn Napoleon's, wie um alle anderen seiner Sorgfalt anvertrauten Prinzen: den Herzog Karl von Braunschweig, den Prinzen Miguel von Portugal, den Erbgroßherzog von Baden u. s. w. zog, konnte das unglückliche, von seiner Mutter verlassene und von seinem Vater getrennte Kind nicht gedeihen. Er hatte nicht das Schicksal des Herzogs von Braunschweig und des Prinzen Miguel, welche abgesetzt, auch nicht dasjenige des Erbgroßherzogs von Baden, welcher wahnsinnig wurde; er starb als Jüngling von zwanzig Jahren. Sein Tod war die Folge von Ausschweifungen, zu welchen seine Wiener Vormünder ihm Gelegenheit und Anreiz gegeben hatten.

Mit dem Sohne Napoleon's I. ging übrigens die Hoffnung der Bonapartisten nicht zu Grabe. Sie veränderte nur den Namen, auf welchen sie sich stützte. Karl Ludwig Napoleon, der Sohn Ludwig Bonaparte's, des ehemaligen Königs von Holland, wurde nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt und dem schon frühern Tode seines ältern Bruders Ludwig (17. März 1831)*) das Haupt der Familie Bonaparte. In damaliger Zeit hielt man ihn für keinen gefährlichen Nebenbuhler des Hauses Orleans. Fast zwei Jahrzehnte vergingen, bevor Frankreich und die Welt ihn kennen lernten.

Die Gegner, welche der Regierung die größten Sorgen bereiteten, waren die Republikaner und diejenigen Constitutionellen, welche in der Juli-Revolution eine zweite

*) Der älteste Bruder, Napoleon Louis Charles, war schon am 5. März 1807 gestorben.

Digitized by Google

Auflage der Revolution von 1789 bis 1793, nicht aber eine Fortsetzung der Restauration von 1815 bis 1830 erkannten. Wäre Ludwig Philipp ganz so klug gewesen, als er sich zu sein einbildete, so hätte er vor allen Dingen suchen müssen, eine Vereinigung dieser beiden Parteien zu verhindern. Denn in deren Schooße ruhte die größte revolutionäre Kraft. Statt aber sämmtliche Anhänger der constitutionellen Monarchie um sich zu versammeln und die Republikaner zu versöhnen, verletzte er beide Parteien auf's heftigste und trieb sie auf diese Weise zu einer Feindschaft, welcher am Ende sein Thron erlag.

Nachdem sich Republikaner und fortgeschrittene Constitutionelle zu dem weiter oben schon mitgetheilten Rechenschaftsberichte vereinigt hatten, fuhr Ludwig Philipp fort, beide Parteien, so weit seine Macht nur irgend reichte, zu verletzen und zu verfolgen. Die Stimmung der Bevölkerung von Paris wurde immer gereizter und gab sich bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses des Generals Lamarque in so unzweideutiger Weise kund, daß es, ohne alle vorgängige Organisation, zu einem blutigen Straßenkampfe kam, welcher vom Abende des 5. Juni bis Mittags des 6. dauerte und eine Zeit lang den Thron Ludwig Philipp's ernstlich gefährdete. Zwar gelang es der Regierung, ihre Gegner zu besiegen, allein die Maßregeln, welche sie nach gewonnener Schlacht ergriff, verbesserten nicht die Stellung Ludwig Philipp's. Ohne allen Rechtsgrund verhängte der König den Belagerungszustand über die Stadt Paris. Der Cassationshof hob jedoch denselben wieder auf und erklärte ausdrücklich, daß die Regierung die Verfassung verletzt habe. Die Ordonnanz in Betreff des Belagerungszustandes von Paris wurde in solcher Weise zwar aufgehoben, allein drei andere Ordonnanzen, durch welche die polytechnische Schule, die Thierarzneischule von Alfort und die Artillerie der Pariser Nationalgarde aufgelöst wurden, blieben in Kraft. Diese drei Körperschaften besaßen die Gunst der Pariser Bevölkerung in besonders hohem Grade, deren Auflösung erregte daher fast allgemeine Mißstimmung. Hierzu kam, daß die Prozesse, welche in Folge des Juni-Kampfes stattfanden, die Blößen der Regierung und zugleich den Heldenmuth und die hochherzige Begeisterung der Republikaner im hellsten Lichte zu Tage brachten.

Vergebens stellte die Regierung die Mitglieder der Gesellschaft der Freunde des Volkes vor Gericht. Die wackeren jungen Leute vertheidigten sich und ihre Grundsätze mit solcher Innigkeit und Begeisterung, daß die Geschworenen sie frei sprachen. Dieses hielt aber den feilen Gerichtshof nicht ab, die Gesellschaft für aufgelöst zu erklären. In diesem Falle hatten die Geschworenen ausdrücklich erklärt, daß der Artikel 291 des Code Pénal nicht maßgebend sei. „Die Freunde des Volkes“ standen der öffentlichen Meinung näher, als die Saint-Simonisten und wurden daher freigesprochen.

Der Haß gegen Ludwig Philipp erreichte schon im Jahre 1832 einen solchen Grad der Bitterkeit, daß er sich in einem Mordanfalle auf den König Bahn brach (19. November 1832). Der Thäter konnte nicht ermittelt werden, obgleich ein starker Verdacht auf einen jungen Mann, Namens Bergeron, fiel.

Das Volk wußte, daß Ludwig Philipp regierte, nicht dessen Minister, und daher kam es, daß er, gleich Karl X., persönlich den Haß der Nation auf sich zog. Ein Ministerium nach dem andern fiel. Der Geist der Regierung blieb unverändert derselbe und that sich den fremden Cabinetten durch übergroße Nachgiebigkeit, dem eigenen Volke durch übermäßige Härte kund.

Casimir Périer war (16. Mai 1832) an der Cholera gestorben, inmitten der Schrecknisse, welche diese Seuche über ganz Europa verbreitete.

Das Ministerium vom 11. October enthielt die Herren Broglie, Guizot und Thiers,

drei Männer von Talent, von welchen übrigens die beiden ersten damals schon sehr unpopulär waren. Guizot machte sich dadurch verhaßt, daß er wie ein Despot zu sprechen pflegte, obgleich es ihm an Muth gebrach und er in der That auch zu mild von Gesinnung war, um als solcher handeln zu können. Thiers, welcher zu durchgreifenden Maßregeln viel mehr geneigt war, als Guizot, wußte sich dennoch eine gewisse Popularität zu erhalten, welche er erst verlor, als er (1840) dem Könige die Brücke zum Rückzuge baute, d. h. sein Portfeuille nicht mit Entschlossenheit niederlegte, mit dem Könige nicht brach, sondern noch eine Zeit lang im Amte blieb und als guter Freund schied.

Ludwig Philipp verletzte am Tage, an welchem er die Krone annahm, einen der wichtigsten Grundsätze der französischen Monarchie, welcher bestimmte, daß der Fürst, welcher den Thron Frankreich's besteige, sein Privatvermögen mit dem Staatsgute vereinigen müsse. Diesen Grundsatz der alten Monarchie glaubte er in kluger Weise umgangen zu haben, indem er wenige Stunden bevor er den Eid der Treue der Nation leistete, sein Gesammtvermögen seinen Kindern verschrieb, sich selbst aber die Nutznießung vorbehielt. Dieser Schritt fand um so gerechtern Tadel, je größer die Ansprüche waren, welche der König auf eine Civil-Liste machte. Von vorn herein stellte sich dadurch Ludwig Philipp in pecuniärer, wie durch das Wahlgesetz in politischer Beziehung in eine falsche Stellung zum Lande. Durch Gewalt und List behauptete er zwar diese siebenzehn und ein halbes Jahr lang, allein die Mißstimmung des Volkes nahm immer zu, obgleich es dem Könige gelang, wiederholte Aufstände, so namentlich denjenigen von Lyon und einen mit demselben zusammentreffenden in der Straße Transnonain (April 1834) nieder zu werfen.

Auf den Mordversuch des 19. November 1832 folgte derjenige vom 28. Juli 1835, welchen Fieschi vermittelst einer Höllenmaschine machte. Mehrere Personen verloren in der nächsten Nähe des Königs das Leben, andere wurden schwer verwundet. Ludwig Philipp blieb unversehrt. Die Gefahr, welcher der König entgangen war, stimmte ihn nicht zur Milde, vielmehr gab sie ihm nur die Veranlassung, jene „September-Gesetze" hervorzurufen, welche die Presse und die Geschworenengerichte beschränkten und die Contumacialstrafen ausdehnten. Am 25. Juni 1836 fand ein neuer Mordanfall statt, welchen Alibaud machte. Auch dieser Gefahr entging der König. Noch in demselben Jahre (30. October) machte Ludwig Napoleon zu Straßburg seinen ersten Versuch, sich auf den französischen Thron zu schwingen. Zwar mißlang ihm dieser, allein er rief die Familie Bonaparte in das Gedächtniß der französischen Nation zurück. Die verkehrte Weise, in welcher die französische Regierung den Vorfall behandelte, zog ihr eine ähnliche Demüthigung zu, wie im Jahre 1832, als sie den Belagerungszustand über Paris verhängte. Ludwig Philipp ließ nämlich den Urheber der Verschwörung, Ludwig Napoleon, frei und begnügte sich damit, ihn nach Amerika überzuschiffen, war aber frech genug, die übrigen Betheiligten vor Gericht zu stellen. Die Geschworenen sprachen diese frei, indem sie sich nicht zu Werkzeugen des Sprüchworts machen lassen wollten: kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen.

Am 27. December 1836 machte Meunier einen Angriff auf das Leben des Königs, und am 12. Mai 1839 brach wieder ein sehr ernsthafter Aufstand in Paris aus. Beide blieben erfolglos. Die Ansprüche, welche der König in Betreff der Dotation des Herzogs von Nemours vor die Kammer brachte, zogen der Regierung eine Niederlage zu (Februar 1840), in deren Folge wieder ein Ministerwechsel eintrat, welcher aber nur die Personen, nicht die Richtung der Regierung änderte. Thiers war in der Hauptsache eben so gefügig

Digitized by Google

dem Könige gegenüber, als vor ihm Soult, Molé und die anderen Minister gewesen waren. Nur zum vollständigen Rückzuge vor den auswärtigen Mächten wollte er sich nicht bequemen. Er legte daher sein Amt nieder, als der König allen, dem Vicekönige von Egypten eröffneten Aussichten auf Hülfe zuwider, sich dem Machtspruche der wider Frankreich vereinigten vier Großmächte fügte.

Es kam nun das Ministerium vom 29. October an die Reihe, welches die Juli-Monarchie langsam, aber sicher ihrem Untergange entgegen führte. Das Präsidium hatte Soult, die auswärtigen Angelegenheiten Guizot. Neben ihnen standen Duchatel, Martin du Nord, Humann, Teste, Villemain, Cunin-Gridaine, Duperré. Unter allen befand sich kein Mann von freien Ansichten und keiner von Charakter. Doch waren sie willige Diener Ludwig Philipp's und ihrer eigenen Habgier. Den Druck, welchen diese Schergen der dynastischen Gewalt auf Frankreich ausübten, war so schwer, daß sich keine Volksaufstände mehr Bahn brechen konnten. Den Ministern war alles feil. Sie verkauften Aemter und Concessionen aller Art. Ohne Bezahlung war nichts zu haben. Die Leute, welche gegen Geld Aemter und andere Vergünstigungen erhalten hatten, waren nur darauf bedacht, dieselben auf's Aeußerste auszubeuten. Sie hatten weder Grundsätze der Politik, noch der Sittlichkeit. Sie besaßen nicht einmal Anhänglichkeit für den Juli-Thron und überwarfen sich mit diesem, wenn ihnen nicht alle ihre Forderungen gewährt und alle ihre schlechten Streiche nachgesehen wurden.

Die Mißstimmung des Volkes nahm immer zu und hatte die Ausbreitung und Kräftigung der schon lange bestehenden geheimen Gesellschaften in ihrem Gefolge, welche die Polizei niemals aufzulösen verstand und welche nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, um den Juli-Thron zu stürzen. Der Tod des Thronerben, Herzogs von Orleans (13. Juli 1842) löste das letzte Band, welches den fortgeschrittenen Theil der Constitutionellen bis dahin noch mit dem Hause Orleans verknüpft hatte. Der zweite Sohn des Königs, der Herzog von Nemours, war beim Volke und beim Heere verhaßt. Republikaner und Legitimisten näherten sich gegenseitig an. Der gemeinsame Haß beider vereinigte sie gegen Ludwig Philipp. Nach und nach wurden manche Urkunden bekannt, welche Ludwig Philipp's persönliche Gesinnung auch den eifrigsten Anhängern desselben anschaulich machten und die gebückte Stellung, in welcher Ludwig Philipp vor dem Kaiser von Rußland und der Königin von England schon in den ersten Tagen seiner Regierung stand, zu Tage brachten.

Ungeachtet eines fast ununterbrochenen Friedens nahmen die Abgaben und die Staatsschulden immer zu. Das Budget stieg von einer Milliarde Franken in siebzehn Jahren (1830—1847) auf eine Milliarde und sechshundert Millionen, die jährliche Rentenschuld nahm um neunzehn Millionen und die schwebende Staatsschuld um fünfhundert Millionen zu.

Ein Theil dieser Vermehrung der Ausgaben kam zwar auf Rechnung der Provinz Algier, welche große Summen verschlang und der öffentlichen Arbeiten, welche unter Ludwig Philipp von 45 Millionen auf 190 Millionen stiegen. Allein diese hohen Summen wurden nicht gewissenhaft verwendet, überdies erklärten sie nur zu einem geringen Theile die Zunahme der Staatslasten.

Eine Zeit lang konnte die Regierung die herrschende Corruption einigermaßen verhüllen, indem sie die Presse unterdrückte und in den Kammern die wohlmeinende Minderheit durch die feile Mehrheit niederschreien und niederstimmen ließ. Allein auf die Dauer reichten diese Hülfsmittel nicht aus. Die Günstlinge der Regierung wurden immer frecher. Nachdem ihnen so lange Zeit jedes Verbrechen ungestraft hingegangen war, scheuten sie vor

keiner mehr zurück. Der Herzog von Praslin, Pair von Frankreich, ermordete seine Frau, die Tochter des Marschalls Sebastiani, um sich ungestört einer anderen Neigung hingeben zu können. Der Mörder stand in den innigsten Beziehungen zu dem Könige. Dieser konnte ihn zwar nicht freigeben, allein er verschaffte dem Verbrecher Gift und dadurch das Mittel, sich der Untersuchung und Strafe zu entziehen. Der General Depans-Cubières, ehemaliger Kriegsminister und Pair von Frankreich, und Herr Teste, ehemaliger Justizminister und damals noch einer der Präsidenten des Cassationshofes, trieben ihren Unfug so offenbar, daß die Pairskammer nicht umhin konnte, den einen wegen Bestechung, den andern wegen Bestechlichkeit zu verurtheilen. Der Minister des Innern, Duchatel, wurde überführt, hunderttausend Franken für die Ertheilung eines Theater-Privilegiums verlangt und zu Gunsten des ministeriellen Blattes der „Epoche" ausbezahlt erhalten zu haben. Der Handelsminister, Cunin-Gridaine, wurde überführt, von der Nordbahn-Gesellschaft fünfhundert Actien im Werthe von zweihunderttausend Franken angenommen zu haben. Aehnliche schmutzige Geschichten, bei welchen untergeordnete Diener der Regierung, z. B. Petit, Drouillard, Jussieu, La Grange, Benier, Lassalle und Andere betheiligt waren, tauchten dutzendweise auf und machten die in allen Zweigen der Verwaltung herrschende Corruption anschaulich. Abgedankte Minister, in Ungnade gefallene Günstlinge mochten, den Umständen nach, wie Cubières und Teste, zur Strafe gezogen werden. Die noch in Amt und Würden stehenden und begünstigten Diener der Krone wurden aber von dieser gegen den Arm der Gerichte geschützt und die Kammern hießen jeden Gewaltstreich der Regierung gut.

Die erste Kammer war von jeher ein williges Werkzeug der Regierung Ludwig Philipp's gewesen, da sie von dieser unbedingt abhängig war. In der Abgeordnetenkammer saßen (1847) nicht weniger als hundertzweiundneunzig Beamte. Außer diesen standen so viele Abgeordnete durch Handelsgeschäfte und andere Privat-Interessen mit der Regierung in bindenden Beziehungen, daß von zwei Drittheilen der Kammer-Majorität, schon nach ihren äußeren Verhältnissen, gar keine Unabhängigkeit erwartet werden konnte. Es wurde daher auch dem blödesten Auge klar, daß von einer solchen Kammer niemals eine Beseitigung der herrschenden Mißstände erwartet werden könne.

Zur Zeit der Restauration hatte die Zahl der Wähler Frankreich's Hunderttausend betragen. Unter Ludwig Philipp war dieselbe auf zweimalhundert zwanzigtausend erhöht worden, welche etwa eine Million Menschen (Frauen und Kinder mit eingeschlossen) darstellten. Von dreiunddreißig Millionen Franzosen waren also zweiunddreißig Millionen durchaus unvertreten. Unter die zweimalhundert zwanzigtausend Wähler war übrigens die Wahlberechtigung sehr ungleichmäßig vertheilt. An einem Orte hatten achthundert, an dem andern nur dreihundert Wähler einen Abgeordneten zu ernennen. Im Schooße dieser kleinen Wahlkörperschaften wußten wieder einzelne, von der Regierung begünstigte Leute einen vorherrschenden Einfluß zu gewinnen, welche mit den Wahlstimmen einen vollständigen Schacher trieben. Ein Mitglied der Nationalversammlung von 1850, Naudot, erklärte: „die meisten Wähler gaben ihre Stimmen als Austausch für Plätze oder andere persönliche Vortheile, oder wenigstens als Austausch für die Hoffnung, solche zu erhalten."

Die ganze Grundlage der Verfassung war von Anfang an mangelhaft gewesen und durch Einwirkungen von oben herab nach und nach so verfälscht worden, daß es viel leichter war, Gesetze zu Gunsten einer kleinen Sippschaft, als der gesammten Nation zu erlangen. Von den Prämien z. B., welche in Betreff des Zuckers ausbezahlt wurden, bezogen sechs begünstigte Häuser für sich allein (1832) ein volles Drittheil, das Haus Périer neun-

Digitized by Google

hunderttausend Franken. Da bei der Zuckerfrage derartige Häuser betheiligt waren, stiegen die Prämien von 1830—1832 um zwölf Millionen Franken (von sieben auf neunzehn Millionen). In ähnlicher Weise verhielt es sich mit allen Zweigen der Verwaltung. Die Mitglieder der Kammermehrheit wälzten alle Staatslasten von sich und ihren Standesgenossen auf die ärmeren Classen und rissen, begünstigt durch die Gesetzgebung oder durch die Regierung, mit Hülfe der Gesetze oder im Widerspruche derselben, alle Arten von Vortheilen an sich, welche in letzter Instanz immer wieder vom Volke bezahlt werden mußten.

Alle diese Mißstände entwickelten sich nicht zufällig, sondern waren die unvermeidlichen Folgen des Regierungssystems Ludwig Philipp's. Von Jahr zu Jahr zeigte sich dieses deutlicher, am deutlichsten in den Jahren 1840 bis 1848 zur Zeit jenes Ministeriums, dessen Willfährigkeit allgemein bekannt war. Nach zehnjährigen unausgesetzten Wechseln hatte der König alle diejenigen Männer beseitigt, welche sich nicht unbedingt von ihm persönlich leiten ließen.

Die Kammern, welche sich widerspenstig erwiesen, wurden, wenn alle Künste der Ueberredung nichts fruchteten, aufgelöst. Auf die Wahlen übte die Regierung den verderblichsten Einfluß, indem sie kein Mittel der Gewalt und der List, der Einschüchterung und der Bestechung unversucht ließ, um die Mehrheit zu gewinnen. Alle Schlingen und Netze, welche von glatten Höflingen und schlauen Werkzeugen Ludwig Philipp's nur immer in Bewegung gesetzt werden konnten, wurden gegen die Abgeordneten angewendet, welche auch nur entfernt andeuteten, daß sie bereit seien, ihre Stimme an die Regierung zu verkaufen. Besaß Ludwig Philipp die Stimmenmehrheit in den Kammern, so machte er von derselben den maßlosesten Gebrauch. Nicht ein Gesetz wurde von der Regierung beantragt, welches die Freiheiten der Nation vermehrt hätte. Jeder Vorschlag derselben enthielt eine neue Daumschraube, durch welche die Presse, die Verbindungen, das Gemeindeleben, die Nationalgarde u. s. w. dem Willen des Königs strenger unterworfen wurde. Keinen Plan, welchen Ludwig Philipp gefaßt hatte, um seinen Thron, wie er meinte, zu befestigen, gab er jemals auf. Den Umständen nach verleugnete er denselben durch öffentliche im Moniteur abgedruckte Erklärungen; so bald sich aber die Aufregung der Nation verloren oder die Stimmung der Kammer zu Gunsten der Regierung verändert hatte, griff Ludwig Philipp denselben wieder auf. Ehe man sich dessen versah, war der Plan, welchen die Meisten für längst aufgegeben oder nie gehegt hielten, zu einer vollendeten Thatsache geworden, an welcher der König mit äußerster Zähigkeit fest hielt.

So hatte er z. B. schon in den ersten Jahren seiner Regierung den Plan gefaßt, sich dadurch gegen einen Aufstand der Pariser zu sichern, daß er die Stadt mit Befestigungen umgeben ließe. Als sich die öffentliche Meinung mit großem Nachdruck gegen diesen Plan erklärte, ließ er das Gerücht als durchaus grundlos bezeichnen. Sobald aber der Kriegelärm des Jahres 1840 ausbrach, bediente er sich desselben, um so rasch als möglich sich die erforderlichen Geldsummen votiren und die Festungswerke erbauen zu lassen. Sie halfen ihm in der Stunde der Gefahr nichts. Denn die Kammer bewilligte ihm nicht die zur Bewaffnung derselben erforderlichen Fonds. Die Kanonen und die Munition befanden sich in Vincennes, bevor sie von da nach den Forts von Paris gebracht werden konnten, war der Juli-Thron gestürzt.

Gegen Legitimisten und Bonapartisten verfuhr Ludwig Philipp gelinde, allein doch mehr des Scheins wegen, als aus natürlicher Milde. Die Herzogin von Berry gab er frei, allein erst, nachdem er dafür gesorgt hatte, daß ihre Schande allgemein bekannt wurde. Auch Ludwig Napoleon entließ er ohne Strafe nach dessen Straßburger Unternehmung.

Doch die übrigen Betheiligten stellte er vor Gericht. Wenn Milde den König beseelt und nicht die Rücksicht auf den gefeierten Namen Napoleon's, so hätte er gerade das Gegentheil gethan, d. h. er hätte die Gehülfen freigegeben und den Urheber vor Gericht gestellt. Um die Bonapartisten zu versöhnen und dem Volke ein großes Schauspiel zu geben, ließ Ludwig Philipp sogar die Asche Napoleon's I. von St. Helena nach Frankreich verbringen und dieselbe im Dome des Invalidenhauses beisetzen. Dabei lief er freilich keine Gefahr, allein er hütete sich wohl, Ludwig Napoleon frei zu geben nach dessen zweitem, Boulogner Versuche, die Krone zu erobern. Der Gefangene mußte sich selbst befreien, um loszukommen.

Ludwig Philipp handelte immer aus Berechnung. Alles war bei ihm Staatskunst. Niemals ließ er die menschliche Natur rein und frei walten. Jedermann wußte es, und darum traute ihm Niemand.

Der Haß, welchen Ludwig Philipp gegen sich rege machte, erreichte einen Höhegrad, welchem in der Geschichte Frankreich's nichts gleich kommt. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß während seiner Regierung das Wort, die Presse, die Kammern und das Volk überhaupt sich weit freier bewegen konnten, als zur Zeit der Restauration vorher und unter Napoleon III. nachher. Der eigentliche Grund der Unzufriedenheit des französischen Volkes lag nicht in der inneren, sondern in der auswärtigen Politik Ludwig Philipp's. Diese war augenscheinlich schwächer und feiger, als diejenige Karl's X. oder Napoleon's III. Seit dem Jahre 1815 bildeten die auswärtigen Angelegenheiten die wunde Seite Frankreich's. Die Nation fühlte sich nach allen Triumphen, welche Napoleon I. ihr bereitet hatte, gedemüthigt. Die Rolle, welche sie auf der Weltbühne spielte, war eine untergeordnete und schien ihr mit gutem Grunde insofern eine verächtliche, als sie dem Kräftemaße der Nation, dem Schwunge, welchen diese im Jahre 1830 kund gethan hatte, nicht entsprach. Auch dem Unerfahrensten mußte es nach und nach klar werden, daß Ludwig Philipp den Frieden um jeden Preis haben wollte, während er, falls er der französischen Nation größeres Vertrauen geschenkt, den Frieden und doch die Ehre und den Einfluß der französischen Nation hätte wahren können.

Was Ludwig Philipp Juste-Milieu nannte, war in der That nichts anderes, als ein Laviren zwischen der Scylla des orleanistischen Despotismus und der Charybdis der Revolution. Keine Regierung Frankreich's war so oft in Gefahr, gestürzt zu werden, als diejenige Ludwig Philipp's. Kein König von Frankreich hatte so zahlreiche persönliche Feinde. Das Leben keines einzigen Monarchen wurde so häufig bedroht, als das seinige.

Die Franzosen lassen sich, den Umständen nach, einen sehr drückenden Despotismus gefallen, wie die Zeiten Ludwig's XIV., Napoleon's I. und Napoleon's III. beweisen. Sie halten es nicht für schimpflich, sich demselben zu unterwerfen, denn sie sind an militärische Zucht gewöhnt. Allein eine Regierung, welche die Ehre der Nation, die Stellung Frankreich's dem Auslande gegenüber nicht wahrt, kann auf die Achtung des Volkes nicht rechnen und muß fallen, sobald sich eine Gelegenheit bietet, sie zu stürzen.

Unstreitig ist der Druck, welchen Napoleon III. auf Frankreich ausübt, ohne allen Vergleich härter, als derjenige der Regierung Ludwig Philipp's. Unter diesem war ein geistiger Kampf möglich und wurde mit außerordentlicher Rührigkeit geführt. Nicht selten wurden die von der Regierung angeklagten Verschwörer, Mitglieder der Presse und dem Fortschritte huldigender Gesellschaften von den Geschworenen freigesprochen. Die Kammern faßten gar viele Beschlüsse, welche dem Könige unerwünscht waren. Napoleon III. hat jeden Widerstand gegen seine Regierung zermalmt. Er beherrscht die französische Nation wie ein Regiment Soldaten, welches auf Commando Sturm läuft, Gewehr bei Fuß

nimmt und Hurra ruft. Die Gewalt, welche der erste Napoleon über Frankreich besaß und der dritte jetzt noch inne hat, beruht wesentlich auf der Stellung, welche sie der französischen Nation dem Auslande gegenüber verschafften. Ludwig Philipp konnte sich trotz aller seiner Schlauheit auf seinem Throne nicht behaupten, weil er im Anfange seiner Regierung eine viel zu schwache und später eine wahrhaft verächtliche Stellung dem Auslande gegenüber einnahm.

Wer das Leben Ludwig Philipp's kennt und gerecht sein will, kann ihm das Zeugniß persönlichen Muthes nicht versagen. Er bewährte diesen namentlich bei Gelegenheit der zahlreichen Angriffe, welche auf sein Leben gemacht wurden, der Straßenkämpfe und der Verschwörungen, welche seinen Thron und sein Leben gefährdeten. Er war allerdings kein Feldherr. Allein auch Ludwig XIV. war und Napoleon III. ist kein solcher. Nicht Feldherren-Talent, sondern das Talent, das Ehrgefühl der französischen Nation zu befriedigen, ist die unumgänglich nothwendige Eigenschaft eines Beherrschers Frankreich's. Denn das Ehrgefühl ist der mächtigste unter allen Trieben, welcher sich, wie in den kleinen, so auch in den großen Kreisen des französischen Lebens kund thut. Das Ehrgefühl hängt übrigens mehr, als jedes andere von äußeren Verhältnissen ab. Es untersucht die Beweggründe der Thaten nicht, es hält sich an deren äußere Erscheinung. Die französische Nation stürzte Ludwig Philipp, weil dieser ihr Ehrgefühl verletzt hatte. Sie wird in diesem Falle auch Napoleon III. den Rücken kehren, schwerlich aber früher. Gestürzt wurden Karl X. und Ludwig Philipp durch einen verhältnißmäßig kleinen Bruchtheil der Nation, allein die überwiegende Mehrheit derselben ließ Beide fallen. Gestürzt kann ein König werden durch die Hand eines einzigen Mannes, ja! eines Kindes. Die Frage bleibt aber dann: welche Stellung die Nation einnimmt? Die Antwort auf diese läßt sich nur ableiten aus dem Wechselverhältniß zwischen dem Charakter der Nation und dem ihres frühern Herrschers.

Wenn die Verletzung der Verfassung auf das französische Nationalgefühl am aufregendsten wirkte, hätte sich Napoleon III. nach den Decembertagen nicht behaupten können. In so frecher Weise, als er, hatte weder Ludwig XVI., noch Karl X., noch Ludwig Philipp, noch selbst Napoleon I. die Verfassung Frankreich's verletzt. Die Verfassungsverletzung war den Franzosen von jeher Nebensache. Herrschern, welche sie in anderer Beziehung zufrieden stellten, verziehen sie eine solche sehr leicht. Allein eine schleichende, feige und ehrlose äußere Politik untergrub den Thron der Bourbonen älterer und jüngerer Linie und das demüthigende Verhältniß, in welches die Niederlagen Napoleon's I. die Nation versetzten, bereitete diesem ein ähnliches Schicksal.

Der Schlüssel zur Lösung des Räthsels des Sturzes Ludwig Philipp's müssen wir in dessen auswärtiger Politik suchen. Zur Beschönigung seiner inneren Politik ließ sich manches anführen: der unausgesetzte Krieg, welchen die verschiedenen Fractionen der Opposition ihm machten, und welcher unter constitutionellen Vorwänden, seit dem Jahre 1832 immer auf dessen Sturz abzielte, die wiederholten Mordanfälle, welche auch den ruhigsten und besonnensten Mann aufregen mochten, und in Folge dessen der Nothstand, in welchem sich der König befand. Allerdings konnte dadurch die Corruptions-Politik Ludwig Philipp's nicht gerechtfertigt werden, schon aus dem Grunde nicht, weil seine reactionäre Handlungsweise die Nation erst allmälig in so hohem Maaße gegen ihn aufregte. Allein sie ließ sich doch eher vertheidigen, als die Art und Weise, wie Ludwig Philipp in den Jahren 1831 Polen und Italien preisgab, und dabei die Nation Rußland, Oesterreich und Preußen gegenüber, demüthigte, wie er sich vor den Engländern in der Angelegenheit, betreffend die Durchsuchung, die Insel Tahiti, den Krieg mit Marokko — beugte;

der schmähliche Rückzug, den er im Jahre 1840 antrat, indem er seinen Verbündeten Mehemed Ali aufopferte und die unterwürfigste Stellung den vereinigten vier Großmächten gegenüber einnahm, nachdem er sich früher vor denselben im Einzelnen gebeugt hatte. Das Maaß der gerechten Entrüstung machte aber Ludwig Philipp voll, indem er sich in Italien und in der Schweiz den Freiheitsbestrebungen der Völker geradezu widersetzte, und bei dieser Gelegenheit, von dem englischen Cabinette hintergangen und von den Schweizern aus dem Felde geschlagen, zugleich seinen bösen Willen, seine Unfähigkeit und seine politische Feigheit kund that. Der König war im Laufe der Zeit schwach geworden.

Dem Auslande gegenüber ermannte sich Ludwig Philipp niemals zu einer kräftigen, zu einer würdigen Haltung. Er stand den fremden Cabinetten immer näher, als der eigenen Nation. Er betrachtete jene mit weniger argwöhnischen Blicken, als diese. Des Friedens mit dem Auslande war er gewiß. Noch im letzten Augenblicke glaubte er, denselben durch irgend ein Zugeständniß erkaufen zu können. Allein er wußte, daß die Republikaner unversöhnliche Feinde seien, welche mit nichts geringerem, als seinem Sturze zufrieden gestellt werden konnten. Wenn Ludwig Philipp seine Truppen gegen das Ausland rücken ließ, so spielte er immer nur Comödie: in Ancona, vor Antwerpen und am Tajo. Es kam ihm nur auf einen Knall-Effekt an. War dieser erreicht, so zog er sich wieder zurück, und Alles blieb in der Hauptsache beim Alten, d. h. wie es von den Diplomaten der erneuerten „heiligen Allianz" ausgemacht wurde. Niemals handelte Ludwig Philipp dem Auslande gegenüber selbständig. Seine Vorliebe für die fremden Cabinette wurde aber um so verletzender, als die Nation die Demüthigung des Jahres 1840 nicht so leicht vergaß, wie Ludwig Philipp. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß dieser in seinen Beziehungen zu einzelnen Personen ganz ebenso wenig, als in seinem Verhältniß zur Nation, das Ehrgefühl zu würdigen verstand und nicht begriff, wie ein Staatsmann auf die Verletzung seiner persönlichen Würde Gewicht legen und durch dieselbe zu entscheidenden Schritten bewogen werden könne. In dieser Verkehrtheit des Charakters Ludwig Philipp's scheint mir der eigentliche Grund seiner Unpopularität zu liegen. Er hätte weit gewissenloser, gewaltthätiger und selbstsüchtiger sein können, wie z. B. Napoleon III. es ist, er wäre dadurch nicht so unpopulär geworden, als durch die Verleugnung des von den Franzosen so hoch gehaltenen Ehrgefühls.

Die Mißregierung im Innern hatte einen Höhegrad erreicht, welcher gleichfalls das Ehrgefühl der Franzosen verletzte. Der Skandal der inneren kam zu demjenigen der äußeren Politik hinzu. Jedermann erkannte, daß durch Ministerwechsel und Kammer-Auflösungen nichts Erhebliches erreicht werden könne. Der Ruf nach Reformen wurde immer allgemeiner. Die Constitutionellen dachten dabei zunächst nur an Verbesserung des Wahlgesetzes, die Republikaner aber an Abschaffung des Königthums.

Von der Kammer war nichts zu hoffen, außerhalb derselben mußte der Hebel gefunden werden, durch welchen der Juli-Thron gestürzt oder, wie die Constitutionellen wollten, von dem daran klebenden Schmutze gereinigt werden sollte. Die Opposition, welche nunmehr nicht blos die Republikaner oder die äußerste linke Seite umfaßte, sondern tief in das linke Centrum hinein reichte und überdies Legitimisten und Bonapartisten, Socialisten und Communisten in ihrem Schooße zählte, beschloß daher, ihre Operationen vermittelst s. g. Reform-Bankette zu beginnen. Mehr als siebzig solche fanden seit der zweiten Hälfte des Jahres 1847 in allen Theilen Frankreich's statt und regten das Land durch Mittel auf, welchen die Regierung keinen Widerstand von Erheblichkeit entgegensetzen konnte. Alle die Klagen und Beschwerden, welche die Opposition seit siebzehn Jahren vergeblich in der Kammer geführt und in der Presse besprochen hatte, wurden jetzt in den heftigsten Reden

Digitized by Google

und unter den für die Regierung nachtheiligsten Verhältnissen unmittelbar vor das Volk gebracht. Die verschiedenen Schattirungen der Opposition ließen die Familienstreitigkeiten auf sich beruhen und vereinigten sich in dem Rufe nach Reform. Neben einander machten sich die bescheidensten Ansprüche der Constitutionellen und weitgehendsten Forderungen der Socialisten und Communisten geltend. Die letzteren vertrat in der Presse die „Reforme," die ersteren der „National."

Nachdem die Provinzen systematisch aufgeregt worden waren, setzten die Häupter der Bewegung für Paris ein Reform=Bankett auf den 22. Februar 1848 an. Das Central=Comité, welches die Bankettbewegung leitete, bestand allerdings in seiner Mehrzahl aus Constitutionellen, allein neben der von diesen geleiteten öffentlichen Bewegung ging eine andere her, welche von den geheimen Gesellschaften ausging. Die Führer der letzteren versammelten sich am Abende des 21. Februar und beschlossen, am Tage des Bankettes auf dem Versammlungsplatze zu erscheinen, still zu beobachten und besonnen zu handeln. Die Constitutionellen versammelten sich in dem Geschäftszimmer des „Siecle," beschlossen, an dem Bankette Theil zu nehmen und vereinigten sich über den Wahlspruch: „Nieder mit Guizot! Es lebe die Reform!"

Die Regierung, welche zu spät die ganze Bedeutung der Reform=Bankette erkannte, verbot fast in der letzten Stunde das Bankett von Paris, nachdem sie so viele derselben in anderen Städten geduldet hatte. Das Central=Comité beruhigte sich dabei. Mit diesem und den von ihm vertretenen Constitutionellen wäre die Regierung leicht fertig geworden. Allein auf den Ruf des Comité's erschienen zahlreiche Republikaner auf dem Platze, welche minder gefügig waren. Schon am 22. kam es daher zu Unruhen, bei welchen die Truppen zwar Meister blieben, allein der Grimm des Volkes sich mehrte.

Als am 23. die Nationalgarde zusammentrat, erhob sie den einstimmigen Ruf: „Nieder mit Guizot! Es lebe die Reform!" Zugleich sandte sie Deputationen an den König, welche diesem Wahlspruche größern Nachdruck geben sollten. Augenscheinlich konnte die Regierung im Falle eines Volksaufstandes auf die Nationalgarde nicht rechnen. Als Ludwig Philipp Guizot fragte, was zu thun sei, antwortete dieser, er wisse es nicht, wohl aber wisse er, was er nicht thun könne. „Er könne weder die Reform ertheilen, noch sich gegen die Nationalgarde schlagen." Ludwig Philipp entgegnete: „So wären wir denn zur Ohnmacht verdammt; ich werde zu Molé schicken." Guizot fand in diesen Worten seine Entlassung und zeigte Nachmittags drei Uhr der Abgeordneten=Kammer seinen Rücktritt an.

Nachdem Ludwig Philipp Herrn Guizot zu erkennen gegeben hatte, daß er gesonnen sei, ein neues Ministerium zu bilden, mußte er um jeden Preis ein solches ungesäumt zu Stande bringen, damit die Regierungsmaschine nicht stille stehe; und nur in dem Falle konnte er hoffen, den drohenden Aufstand im Keime zu ersticken, daß die Namen der neuen Minister einen guten Klang hätten. Molé hatte diesen nicht. Abgesehen davon, besaß derselbe keineswegs diejenige durchgreifende Entschlossenheit, welche allein am 23. Februar die Juli=Monarchie noch retten konnte. Molé hatte gar keine Neigung, im Augenblicke der Gefahr die Verantwortlichkeit eines Minister=Präsidenten zu übernehmen, da er den Charakter Ludwig Philipp's zu genau kannte, um zu glauben, dieser werde ihm freies Spiel lassen. Nichts desto weniger besprach er sich, dem Wunsche des Königs zufolge, mit seinen Freunden; diese lehnten aber den Antrag ab. Die Verhandlungen mit Molé raubten dem Könige zwölf kostbare Stunden. In der Nacht vom 23. auf den 24. ließ Ludwig Philipp den Herrn Thiers rufen. So gelangte er allmählig von der äußersten

Rechten, welche Guizot darstellte, über das rechte Centrum, zu welchem Molé gezählt wurde, zum linken Centrum, der Farbe des Herrn Thiers.

Während dieser Unterhandlungen des Königs blieb aber das Volk von Paris nicht ruhig. Die Kämpfe, welche am 22. Februar in der Nähe des Platzes des Bankettes zwischen Volk und Militär stattgefunden hatten, dauerten fort. Zugleich füllten sich die entfernteren, von den Truppen nicht besetzten Stadttheile mit Barrikaden, welche dem Schauplatze, auf welchem sich Volk und Militär feindlich gegenüber standen, immer näher rückten. Vergebens stürmte die Infanterie gegen dieselben an, fast aller Orten wurde sie mit blutigen Köpfen zurückgetrieben. Die Reiterei sprengte durch die Straßen, trieb die durch Barrikaden nicht gedeckten Volkshaufen aus einander und suchte die Errichtung neuer Barrikaden zu verhüten. Die Nationalgarde schritt nirgends gegen das Volk ein, vielmehr schützte sie dieses an manchen Plätzen, indem sie zwischen ihm und den Truppen ihre Aufstellung nahm.

Als sich die Nachricht von der Entlassung Guizot's und von der Gewährung der Reform verbreitete, befriedigte sie zwar die Bourgeoisie, nicht aber die große Masse des Volkes. Der Kampf hörte am Abende des 23. aller Orten auf. Die Aufregung dauerte fort. Ein großer Menschenzug wogte den Boulevards entlang und machte vor der Wohnung Guizot's Halt. Dort schossen die Truppen ohne alle Veranlassung auf das Volk und tödteten und verwundeten mehr als fünfzig Menschen. Der Volkshaufen war unbewaffnet und zum Kampfe nicht vorbereitet gewesen. Von allen Seiten ertönte daher der Ruf: „Verrath! Verrath! man schießt das Volk nieder! zu den Waffen!" Die Leichen der Gefallenen, darunter auch eine weibliche, wurden auf einen Karren gelegt, mit Fackeln umgeben und durch die Straßen gefahren. Neuer Ingrimm durchglühte die Massen. Mit außerordentlicher Anstrengung baute das Volk in der Nacht 1512 Barrikaden und schuf auf diese Weise eine Befestigung, welche die in Paris anwesende Militärmacht zu nehmen nicht im Stande war.

Mittlerweile setzte der König seine Bemühungen fort, ein Ministerium zu Stande zu bringen. Thiers verlangte die Auflösung der Kammer und die Entfernung des verhaßten Marschalls Bugeaud vom Oberbefehle der Truppen. Der König zauderte, diese Bedingungen zu gewähren. Im Moniteur konnte daher am Morgen des 24. Februar nur die kurze Anzeige erscheinen, der König habe Herrn Thiers mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt. Es bestand thatsächlich seit dem Morgen des 23. keine Regierung mehr in Frankreich. Ganz ähnliche Erscheinungen, wie im Juli 1830, traten im Februar 1848 zu Tage. Sebastiani, welcher die Truppen, und Jacqueminot, der die Nationalgarde befehligte, nahmen von einander keine Befehle an. Vergeblich suchte der Herzog von Nemours die Eintracht zwischen Beiden herzustellen. Der König ließ dem Marschall Bugeaud am Morgen des 24. befehlen, einen allgemeinen Rückzug anzutreten. Diesem Befehle fügte sich der Marschall aber erst, nachdem er vom Generale Bedeau, dem Befehlshaber einer der vier organisirten Hauptcolonnen, die Meldung erhalten hatte, daß er mit seinen Truppen auf dem Boulevard bonne Nouvelle von Bürgern und Nationalgardisten umringt sei, welche an die Zusage der Reform nicht glauben wollten, falls er sich nicht zurückziehe. Jetzt erst (9½ Uhr Morgens) fügte sich der Marschall dem Befehle des Königs und ordnete den Rückzug durch die Worte an: „Ich gebe Befehl, das Schießen überall einzustellen und die Nationalgarde wird die Polizei machen." Diese war jedoch in Folge des Vorfalles vor der Wohnung des Hrn. Guizot in die äußerste Aufregung versetzt worden und schritt nirgends gegen das Volk ein. Die Barrikadenkämpfer drängten den sich zurückziehenden Soldaten nach und besetzten alle von diesen verlassenen Posten. So fiel

Digitized by Google

namentlich das in Zeiten der Revolution so hochwichtige Stadthaus, nebst vier Kanonen, welche vor demselben aufgepflanzt waren, in die Hände des Volkes. Der Rückzug der Truppen glich mehr dem Transporte von Gefangenen, als einer militärischen Bewegung. Die Soldaten trugen ihre Gewehre den Kolben nach oben und gaben deutlich zu erkennen, daß sie keine Neigung hätten, den Kampf fortzusetzen. Schon während der Nacht hatte Thiers vom Könige die Entlassung Bugeaud's verlangt. Erst am Morgen des 24., als das unmittelbare Einschreiten eines Oberbefehlshabers unerläßlich war, gab Ludwig Philipp nach. Bugeaud wurde im Augenblicke, als er allein die wankenden Truppen vielleicht hätte wieder in den Kampf führen können, entlassen. Gérard wurde an die Spitze der Linie, Lamoricière an die Spitze der Nationalgarde gestellt. Beide erhielten die Weisung, von den Waffen keinen Gebrauch zu machen.

Zu spät erkannte Ludwig Philipp, daß auch ein Ministerium Thiers das Volk nicht befriedigen könne. Dieser hatte sich im Jahre 1840, wie Molé in den Jahren 1836, 1838 und 1839, abgenutzt. Odilon-Barrot sollte den Juli-Thron retten. Doch an dem Thore St. Dénis wurde der neueste Minister-Präsident schlecht empfangen und zur Umkehr gezwungen. Auch das Ministerium Odilon-Barrot blieb daher ein Entwurf und konnte sich nicht verwirklichen. Die Republikaner entwaffneten einen Posten nach dem andern und nahmen eine immer drohender werdende Stellung ein. Kurz nach zwölf Uhr Mittags legte endlich Ludwig Philipp seine Krone nieder zu Gunsten des Grafen von Paris, unter Regentschaft der Herzogin von Orleans. Kaum war die Entsagungsurkunde aufgesetzt, so floh Ludwig Philipp aus den Tuilerien.

Bis zum letzten Augenblicke blieb Ludwig Philipp seinem falschen Charakter treu. Er machte keine Zugeständnisse, die er nicht hoffen konnte, sofort wieder zurück zu nehmen. Seine Zögerungen, Unterhandlungen, halben Zusagen und sonstigen Kunstgriffe, deren er sich mit so großem Geschicke siebzehn ein halbes Jahr lang bedient hatte, um seinen Willen durchzusetzen, bereiteten ihm im Augenblicke wirklicher und großer Gefahr seinen Sturz. Der König that sich viel darauf zu gut, daß er besser, als alle übrigen Fürsten Europa's verstehe, der Revolution die Spitze zu bieten. Trotzdem war er der erste König, welcher nach 1830 seinen Thron verlor.

Die Nachricht von der Abdankung Louis Philipp's machte dem Kampfe augenblicklich ein Ende. Nur bei einigen Wachthäusern, welche die Municipalgarde und Compagnien des verhaßten 14. Regiments inne hatten, kam es durch die Schuld der Letzteren noch zu einem Kampfe, in welchem die Anhänger des Königthums unterlagen. Mit unwiderstehlicher Macht drang das Volk in die Tuilerien ein (1½ Uhr), welche kurz zuvor von den Truppen geräumt worden waren, zertrümmerte alle Symbole des Luxus und des Königthums, schleppte den Thron auf die Straße und verbrannte denselben unter dem Rufe: „Nieder mit dem Verräther! Keine Bourbonen mehr!"

Um dieselbe Zeit erschien die Herzogin von Orleans, ihre beiden Söhne an der Hand, und begleitet von dem Herzoge von Nemours und einigen Nationalgarden im Schooße der Deputirtenkammer, woselbst sie von den Anhängern Ludwig Philipp's mit dem Rufe empfangen wurde: „Es lebe die Herzogin von Orleans, der Graf von Paris, die Regentin, der König!" Vergeblich widerstrebten die republikanischen Mitglieder der Kammer. Die Abgeordneten in ihrer überwiegenden Mehrheit zeigten gute Lust, in ähnlicher Weise, wie im Jahre 1830, über die Krone Frankreich's zu verfügen. Sie waren dazu ganz eben so wenig berechtigt, als damals. Ueberdies hatte der König vor seiner Abdankung die Kammer noch aufgelöst. Die Kammer, das Product der Wahlen von nur 220,000 Franzosen, war in keiner Weise berechtigt, der Nation eine Verfassung zu geben. Die

Republikaner, welche auf den Barrikaden gekämpft und den Thron Ludwig Philipp's umgestürzt hatten, drangen bewaffnet in den Saal, schlugen ihre Gewehre auf die royalistischen Abgeordneten an und trieben dadurch diese, die Herzogin von Orleans und deren ganzes Gefolge in die Flucht. Die Freiheitskämpfer nahmen die verlassenen Plätze der royalistischen Abgeordneten ein und riefen einstimmig: „Eine provisorische Regierung!" Als Mitglieder derselben wurden sofort gewählt: Alfons von Lamartine, Dupont de L'Eure, Crémieux, Arago, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès und Marie. Als diese auf dem Stadthause erschienen, fand sich, daß an anderen Orten das Volk noch drei andere provisorische Regierungen ernannt hatte. Sämmtliche Erwählte des Volkes einigten sich dahin, daß zu den oben erwähnten sieben Erkorenen noch Marast, Louis Blanc, Flocon und Albert als Secretaire hinzutraten.

Diese provisorische Regierung begann ihre Thätigkeit damit, daß sie sich, mit Vorbehalt der Bestätigung durch das Volk, für die Republik aussprach. Ganz Frankreich schloß sich der von Paris ausgegangenen Bewegung an. Am 4. Mai wurde die aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorgegangene Nationalversammlung eröffnet, welche sofort die Republik verkündigte. Zwar gelang es später dem Ludwig Napoleon, durch Waffengewalt die Republik in ein Kaiserreich umzuwandeln, allein er konnte durch Meineid und Mord wohl die thatsächlichen Verhältnisse, nicht aber den Rechtszustand Frankreich's ändern.

Durch die blutigen Kämpfe des Februar-Monats 1848 und die friedlichen Wahlen, welche darauf folgten, wurde der Grund zu der Republik gelegt. Keine Macht der Erde kann diese Vorgänge aus den Jahrbüchern der Geschichte streichen. Der gewaltsame Umsturz der Republik durch Louis Napoleon wird eben so wohl seine Sühne finden, als die, wenn auch nicht so weit gehenden, doch nicht minder verderblichen Bestrebungen seiner Vorgänger Ludwig Philipp's und Karl's X., sie gefunden haben.

Viele sind über die vom Glücke so sehr gekrönten Usurpationen Ludwig Napoleon's in Verzweiflung gerathen und haben fast die Hoffnung auf den Sieg der Republik verloren. Sie bedenken nicht, daß es den Bourbonen ältern und jüngern Zweigs vergönnt war, zu herrschen, obgleich die ersteren auf eine für das französische Nationalgefühl noch verletzendere Art, als Ludwig Napoleon, den Thron bestiegen, und Ludwig Philipp, wenn auch in anderer Weise, eben so wohl ein Usurpator war, als Napoleon III.

Allerdings war es ein Unglück, daß sich Napoleon III. der Gewalt bemächtigte, wie es eines war, daß sich früher Ludwig Philipp und noch früher Ludwig XVIII. in deren Besitz gesetzt hatten. Allein wir dürfen nie vergessen, daß der Uebergang von der Restauration zur Juli-Monarchie nur sehr unbedeutende prinzipielle Veränderungen in seinem Gefolge hatte, während die Februar-Revolution einen vollständigen Umsturz der monarchischen Verfassung in sich schloß. Die Restauration hatte Hunderttausend, die Juli-Monarchie Zweimalhundertzwanzigtausend Wählern Theil an der Staatsgewalt verliehen. In Folge der Februar-Revolution wurde das allgemeine Stimmrecht festgestellt, welches Napoleon, trotz allen seinen Gewaltthaten, nicht anzutasten wagte. Allerdings müssen wir die Art und Weise, in welcher die französische Nation in den Jahren 1848 bis 1859 von ihrem Wahlrechte Gebrauch machte, beklagen, allein die Nation besitzt in demselben einen Schatz, dessen Bedeutsamkeit früher oder später sicher zu Tage treten wird.

Der Despotismus Napoleon's III. ist nicht in der Verfassung Frankreich's, sondern in der Person des Usurpators begründet. Sobald diese, sei es im natürlichen Gange, oder auf gewaltsamem Wege beseitigt sein wird, tritt das allgemeine Stimmrecht der Nation

Digitized by Google

wieder in Kraft. Kein Herrscher wird sich in Frankreich mehr auf die Dauer behaupten, welcher das allgemeine Stimmrecht der Nation nicht anerkennt.

Von diesem Standpunkte aus erkenne ich in den dermaligen Zuständen Frankreich's, verglichen mit denjenigen der Juli-Monarchie, einen sehr bedeutenden Fortschritt. Die Corruption mag heutzutage unter dem Schleier des Geheimnisses so groß oder noch größer sein, als zur Zeit Ludwig Philipp's; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Wehrkraft Frankreich's und seine Stellung dem Auslande gegenüber sich außerordentlich gehoben haben. Diese zwei Zweige der Staatsverwaltung haben in Frankreich von jeher die größte Bedeutung gehabt. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß sich der Usurpator so lange auf dem Kaiserthrone behauptet hat. Karl X. und Ludwig Philipp wurden erst gestürzt, nachdem die Corruption im Schooße ihres nächsten Anhanges einen Höhepunkt erreicht hatte, welcher sie dem Volke unerträglich machte. Als dieser Zeitpunkt eingetreten war, genügte eine verhältnißmäßig sehr geringe Streitmacht, ihren Thron zu stürzen. Ludwig Philipp wurde durch das Schicksal Karl's X. nicht gewitzigt. Er fiel fast unter denselben Verhältnissen, wie sein Vorgänger. So wenig, als dieser, sah er den drohenden Sturm heran brausen. Gleich Karl X. machte er die Zugeständnisse, welche einige Zeit früher den Sturm, für den Augenblick wenigstens, beruhigt hätten, zu spät. Ludwig Philipp's Abdankung kam, wie diejenige Karl's X., gleichfalls zu spät. So werden auch seiner Zeit die Zugeständnisse Ludwig Napoleon's zu spät kommen, insofern er nicht vor der Zeit sterben sollte.

Drei Tage: Dienstag, Mittwoch und Donnerstag (28., 29., 30. Juli 1830) genügten, den ältern Zweig der Bourbonen vom Throne zu stürzen, drei Tage, wieder Dienstag, Mittwoch und Donnerstag (22., 23., 24. Februar 1848), um der Herrschaft des Hauses Orleans ein Ende zu machen. Wir glauben nicht, daß zu diesem Zwecke das Haus Bonaparte einen größern Aufwand von Zeit erfordern werde.

Der erste Schlacht-Tag that die Entrüstung des Volkes gegen die Regierung kund; der zweite die Verstimmung der Nationalgarde. Am dritten vereinigte sich Volk und Bourgeoisie zum Sturze des verhaßten Despotismus. Die Leute, welche den größten Muth beim Anfange des Kampfes gezeigt hatten, gaben im Februar 1848, nachdem sie im Juli 1830 getäuscht worden waren, den Ausschlag, als es sich darum handelte, die neue Staatsform festzustellen. Wenn die Geschichte Frankreich's regelmäßig verläuft, wird die nächste Catastrophe sich zu derjenigen des Jahres 1848 verhalten, wie diese zur Juli-Revolution.

§ 67. Rußland und das Haus Romanoff-Soltikoff.

Frankreich's Macht, Größe und Ruhm ruhte wesentlich auf dem Schwunge, welchen die Nation selbst besaß und allen übrigen Völkern der Erde mitzutheilen verstand. Rußland's Einfluß im Gegentheile hatte seinen Grund in dem Drucke, welchen dessen Czaaren auf die russische Nation und durch diese auf das übrige Europa ausübten.

Die Furcht vor Revolutionen und folgeweise der Widerwille gegen jede Regung der Freiheit, welche in den Jahren 1815 bis 1825 in Wien ihren Hauptsitz gehabt hatte, ging, seit Nicolaus I. den russischen Thron bestieg, auf Petersburg über. Der Czaar hatte in den ersten Monaten seiner Regierung hören müssen, daß er ein Bastard und kein Romanoff sei. Einige geschichtliche Studien mußten ihm die Ueberzeugung beibringen, daß Murawieff die Wahrheit gesagt habe. Der Fanatismus, mit welchem Nicolaus für die

s. g. Legitimität in die Schranken trat, mochte wohl ihren geheimen Grund in dem Bewußtsein der Ungesetzlichkeit der Geburt seines Vaters Paul haben.

Die Monarchie ist nur da erträglich, wo deren Träger im Bewußtsein ihrer Gesetzlichkeit keinen Grund zur Härte haben, wo sie sich mit dem Gedanken der Erhaltung ihrer Krone gar nicht, sondern nur mit der Regierung des Reiches beschäftigen. Sobald aber ein Monarch, sei es wegen der Art, wie er zum Throne gelangte, oder wegen der Mängel seiner Abstammung, in Sorgen wegen der Behauptung seines Thrones ist, gehört eine ungewöhnliche Stärke des Geistes dazu, sich vor düsteren Befürchtungen zu bewahren, die Ruhe zu behaupten und folgeweise Milde und Gerechtigkeit walten zu lassen.

Die furchtbare Härte, welche Nicolaus I. nicht blos Rußland, sondern auch die übrigen Staaten des Continentes von Europa fühlen ließ, hatte ohne Zweifel ihren Grund, theilweise wenigstens, in dem (öffentlichen) Geheimnisse der Ermordung seines angeblichen Großvaters, Peter's III., auf Anregung seiner Großmutter Catharina, und seiner Abstammung von Soltikoff. Nichts beweist deutlicher, daß die Monarchie zu Ende geht, als die Thatsache, daß die Wissenschaft längst aufgehört hat, ihr zu dienen. Die Geschichte, die Philosophie und die Rechtswissenschaft haben alle, bisweilen sogar ohne sich dessen bewußt zu werden, eine der Monarchie feindliche Entwickelung genommen. Nur die Theologie, welche keine Wissenschaft, sondern nur eine Mischung des religiösen Unsinns aller Völker der Erde ist, steht noch auf Seiten des Königthums.

Die Geschichte weist nach, daß die meisten der Könige unserer Zeit unrechtmäßig, illegitim sind, die Philosophie, daß das Menschengeschlecht sich unter republikanischen Staatsformen freier und glücklicher fühlen würde, als unter monarchischen, die Rechtswissenschaft, daß keine Staatsform, welche nicht ihren Grund in dem Volkswillen hat, zu Rechte bestehen könne.

Daher kommt es, daß die Monarchie, gleichfalls oft sich selbst unbewußt, eine der Wissenschaft so feindliche Stellung eingenommen hat und nirgends mehr, als in Rußland, woselbst die Monarchie noch durch keine volksthümlichen Einrichtungen einigermaßen beschränkt und wo die Illegitimität des regierenden Hauses am Bestimmtesten nachweisbar ist.

Die russischen Czaaren besitzen allerdings eine große Macht, allein sie müssen sich doch oft vor einer größeren, als die ihrige ist, beugen, nämlich vor der Macht der Verhältnisse. Diese zeichnet ihnen in großen Zügen ihre Politik vor. Der einzelne Czaar ist nicht im Stande, sich von den Vorschriften derselben weit zu entfernen, ohne sicher zu sein, von seinem Throne gestürzt zu werden.

Der Operationsplan, welcher in dem s. g. Testamente Peter's I. niedergelegt ist, hat seit mehr als anderthalb Jahrhunderten der russischen Regierung als Richtschnur ihres Verhaltens gedient. Ob Peter I. selbst diesen Plan zusammengestellt hat, oder nicht, gilt gleichviel. Die darin aufgestellten Grundansichten rühren alle von ihm her. Wir müssen daher diesem s. g. Testamente einige Aufmerksamkeit widmen. *)

Die Geschichte eines Zeitraums von anderthalb Jahrhunderten nicht minder, als das Testament Peter's I. lassen darüber keinen Zweifel, daß die Politik des russischen Cabinets seit jener Zeit unausgesetzt darnach strebte, vermittelst seiner physischen Uebermacht und mit Hülfe von Lug und Trug, von Verrath und Bestechung die Herrschaft über Europa und mit dieser zu gleicher Zeit die Weltherrschaft zu gewinnen. In dem Eingang seines Testamentes bezeichnet Peter I. unumwunden dieses Ziel in folgenden Worten:

*) Siehe Buch VIII., § 59, S. 359.

„Der Allmächtige, von welchem wir unser Leben und unsere Krone erhalten, hat uns seine Absichten geoffenbart; er war bisher unsere Stütze und gestattete uns, Rußland berufen zu glauben, seine Herrschaft über ganz Europa festzustellen."

„Ich betrachte die Eroberung der Länder, sowohl in unserm Osten, als in unserm Westen, als einen Beschluß jener Vorsehung, welche einst das römische Reich durch die Eroberung der Barbaren mit neuen Lebenskräften versah."

„Ich fand Rußland als einen kleinen Bach; ich lasse es als einen großen Fluß zurück. Unsere Nachfolger werden daraus ein großes Meer machen."

Auf dem Grund dieser allgemeinen Betrachtungen ertheilt Peter I. seinen Nachfolgern die nachstehenden Vorschriften; sie sollen:

1) Die russische Nation in einem Zustande nie endenden Krieges erhalten, um immer gute Soldaten zu haben.

2) Von den bestunterrichteten Nationen Europa's Offiziere während des Krieges und Gelehrte während des Friedens an sich ziehen.

3) Sich in alle Angelegenheiten Europa's und besonders Deutschland's einmischen.

4) Sie sollen Polen theilen, indem sie in seinem Schooße Verwirrung und Eifersucht unausgesetzt nähren, durch Gold Einfluß gewinnen und den Landtag bestechen. Wenn die Nachbarn sich widersetzen, so sollen sie dadurch überwunden werden, daß auch in ihre Länder der Saamen der Zwietracht ausgestreut wird.

5) Sie sollen von Schweden so viel als möglich hinweg nehmen, es von Dänemark trennen und für dieses so viel als möglich thun.

6) Die russischen Prinzen sollen deutsche Prinzessinnen heirathen; durch diese vermehrten Familienbündnisse und die Gleichheit der Interessen soll der russische Einfluß vermehrt und so Deutschland an Rußland gebunden werden.

7) Sie sollen ein Handelsbündniß mit England suchen.

8) Unsere Gränzen sollen unausgesetzt an den Küsten des baltischen und des schwarzen Meeres ausgebreitet werden.

9) Unsere Nachfolger sollen sich Konstantinopel und Indien so viel als möglich annähern.

10) Sie sollen sorgfältig ein Bündniß mit Oesterreich suchen, zum Scheine dessen Bestrebungen, Deutschland zu beherrschen, fördern, heimlich aber die Eifersucht der anderen Fürsten gegen diese Macht aufregen. Sie sollen in der Weise verfahren, daß jeder der deutschen Fürsten geneigt ist, den Beistand Rußland's in Anspruch zu nehmen und sie beschützen, um sich auf diese Art den Weg zur künftigen Beherrschung Deutschland's zu bahnen.

11) Sie sollen das Haus Oesterreich glauben machen, es sei sein Interesse, die Türken aus Europa zu vertreiben und seine Eifersucht dadurch beschwichtigen, daß sie ihm einen Theil der Eroberungen anbieten, von welchen man später wieder Besitz nehmen kann.

12) Sie sollen alle schismatischen Griechen, welche in Ungarn und Polen zerstreut sind, um sich vereinigen, sie beschützen und eine Art priesterlicher-Herrschaft über sie begründen, um so viele Freunde in der Mitte der Feinde zu werben.

13) Wenn Schweden zerstückt, Persien besiegt, Polen unterjocht, die Türken überwunden, unsere Heere vereinigt, das schwarze und das baltische Meer von unseren Schiffen bewacht sind, — so soll zuerst der Hof von Versailles, dann derjenige von Wien abgesondert und heimlich bearbeitet werden, mit Rußland die Herrschaft der Welt zu theilen. Wenn eine dieser beiden Mächte dies Anerbieten annimmt, so ist ihrem Ehrgeize und ihrer Eigenliebe zu schmeicheln und die Eine dazu zu benützen, die Andere zu vernichten.

14) Wenn jedoch Beide das Anerbieten Rußland's ablehnen sollten, so müssen sie gegeneinander gehetzt werden, um sich gegenseitig aufzureiben. In diesem entscheidenden Augenblicke soll Rußland mit seinen Truppen Deutschland überschwemmen. Zu gleicher Zeit sollen zwei mit Soldaten gefüllte Flotten das baltische und das schwarze Meer verlassen, durch das mittelländische Meer in den Ocean vorrücken, Frankreich auf der einen und Deutschland auf der anderen Seite im Schach halten; sind diese beiden Länder besiegt dann wird der übrige Theil Europa's bald unter Rußland's Joch fallen.

So kann Europa unterworfen werden."

Nach diesen Grundsätzen haben die russischen Selbstherrscher seit anderthalb Jahrhunderten regiert. Rußland war seit dieser Zeit unausgesetzt im Kriege, hat aus dem Auslande Offiziere und Gelehrte an sich gezogen, hat sich in alle Angelegenheiten Europa's und besonders Deutschland's eingemischt, hat Polen zertheilt und Schweden zerstückt. Die russischen Prinzen haben deutsche Prinzessinnen geheirathet, Handelsbündnisse mit England wurden geschlossen, die russischen Grenzen gegen das baltische Meer, gegen Konstantinopel und Indien ausgedehnt. Bündnisse mit Oesterreich wurden geschlossen und zu gleicher Zeit der Saamen der Zwietracht in Deutschland ausgestreut. Im Verein mit Oesterreich wurden die Türken bekriegt, die den Türken abgenommenen Provinzen jedoch von Rußland allein behalten; endlich wurden die schismatischen Griechen in Ungarn und Polen sorgfältig bearbeitet und unter den Einfluß des Czaaren gebracht. Der Augenblick der Entscheidung steht also nahe bevor, der Augenblick, da die lange vorbereitete Eroberung des Restes von Europa unmittelbar in Angriff genommen werden soll. Alle von Peter I. angeordneten Vorarbeiten sind mit Erfolg gekrönt worden. Was Peter I. vorhergesehen und vorhergesagt hat, ist alles eingetroffen. Doch hat Peter I. Eines nicht vorhergesehen und vorhergesagt, nämlich, daß, während aller die russische Weltherrschaft vorbereitenden Arbeiten eine neue Macht auf die Bühne der Welt treten würde: die Macht des Volkes. Der russische Autokrat kannte nur die Macht der Cabinette, der Fürsten und ihrer Knechte. Zur Zeit Peter's I. gab es allerdings weder eine öffentliche Meinung, noch einen Volkswillen und sein Scharfblick reichte über die Grenzen der fürstlichen Macht nicht hinaus. Nur diejenigen Hebel, welche auf Fürsten und Fürstenknechte zu wirken vermögen, hat der russische Selbstherrscher in Bewegung zu setzen verstanden. Jetzt herrschen die Bourbonen nicht mehr, auf deren Mitwirkung der russische Eroberungsplan wesentlich gebaut war, und in Deutschland ist neben dem Cabinette von Wien und neben der Eifersucht der kleinen Fürsten dieselbe Macht in die Schranken getreten, welche in Frankreich den Hof von Versailles theils guillotinirt, theils vertrieben hat. Stünde in Europa keine andere Macht, als diejenige der Fürsten, den russischen Eroberungsgelüsten gegenüber, so könnte die Welt der russischen Herrschaft nicht entgehen. Allein die Waffen, deren sich die russischen Selbstherrscher bisher mit so großem Erfolge gegen die Fürsten Europa's bedient haben, sind stumpf und wirkungslos gegen die Völker. An die Stelle der niedrigen Beweggründe der Herrschsucht, des Ehrgeizes und der Habgier sind die edleren der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit getreten. Die Mittel, deren sich Peter I. und seine Nachfolger mit so größem Erfolge bedient haben, Bestechungen, Intrigue, Lug und Trug und offenbare Gewaltthat — sind im Laufe der letzten sechs Jahrzehnte in solchen Mißcredit gefallen, daß ein System, welches keine festeren Grundlagen, als diese, besitzt, sich jetzt nicht mehr zu halten vermag. Europa wird daher der russischen Knute nicht anheimfallen. Allein nur die Macht des Volkes, nur die revolutionäre Kraft, welche im Schooße Europa's ruht, kann das Kosackenthum aus dem Felde schlagen, die Fürsten Europa's, und insbesondere diejenigen Deutschland's, sind vom russischen Czaaren umgarnt. Sie können dessen Schlingen, in welchen sie

gefangen liegen, nicht zerreißen. In allen diesen Betrachtungen muß für jeden denkenden Menschen, für jeden Mann, welcher nicht der russischen Knute anheimfallen will, die mächtigste Aufforderung liegen, den Kampf gegen das Königthum mit der äußersten Anstrengung fortzusetzen. Die Alternative, welche schon Napoleon auf St. Helena uns vorhergesagt hat: „entweder kosackisch oder republikanisch," rückt uns mit jedem Tage näher. Wer wollte wohl kosackisch werden? Drum Kampf auf Tod und Leben gegen das Kosackenthum und das damit verbundene Königthum.

Eroberung ist die Loosung der russischen Czaaren. Kein Staat der Erde hat im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte durch Eroberung so sehr an Macht zugenommen, als Rußland. Kein Staat ist der deutschen Nation insbesondere so gefährlich und beschwerlich geworden.

Dem Eroberungszuge mit Bayonnetten und Kanonen ist ein Eroberungszug mit Maßregeln und Grundsätzen vorhergegangen. Seit dem Congreß von Wien arbeiten die russischen Czaaren daran, die Völker Europa's durch ein mit großer Folgerichtigkeit vollzogenes System der Knechtung für die russische Herrschaft vorzubereiten. Lange Zeit war Fürst Metternich der wohlbesoldete Diener, welcher für schnödes Gold Oesterreich, Deutschland und den gesammten Westen Europa's an Rußland's Beherrscher verkaufte. Schon vor dem Congresse von Aachen, im Mai 1818, hatte derselbe in einer vertraulichen Zuschrift an Hardenberg erklärt:

„Ein Bund der Fürsten muß dem der Völker vorangehen und zuvorkommen."

Auf dem Congresse von Aachen selbst führte Metternich diesen Gedanken näher aus in den Worten:

„Die Basis, auf welcher der neue Fürstenbund errichtet werden muß, ist: „entschiedene Ablehnung und Unterdrückung aller nationalen Wünsche, die eine wirkliche Beschränkung der oberherrlichen Gewalt zur Folge haben dürften; entschiedene Beseitigung und Unterdrückung des revolutionären Geistes, und geheime Einwirkung gegen denselben in allen europäischen Staaten, vorzüglich in Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien und Portugal; und endlich: entschiedene Machtaufstellung der drei großen Alliirten (Rußland, Oesterreich und Preußen), zur Zügelung aller Einwürfe von Seiten England's oder Frankreich's, falls eine dortige Veränderung der Dynastie einen Herrscher auf den Thron bringen würde, welcher sich diesem Beschlusse und dem Systeme ihrer verbundenen Majestäten abgeneigt erwiese!"

In diesem Geiste, d. h. im Geiste des russischen Despotismus, wurde Deutschland und mehr oder weniger das ganze Festland Europa's vier Jahrzehnte hindurch geknechtet und ausgesogen. Allein trotz dem Testamente Peter's I., trotz Alexander und Nicolaus, trotz der jährlichen Pension von 50,000 Ducaten, welche Metternich von den russischen Czaaren bezog*), trotz den Congressen von Aachen, Laibach, Verona und wie sie alle heißen, hat doch der unsichtbare Bund der Völker an Kraft gewonnen, der sichtbare Bund der Fürsten an Bedeutung verloren. Dieser Fürstenbund, welchen Metternich zu Stande brachte und welcher das kräftigste Werkzeug in den Händen des russischen Czaaren war, rief im Laufe der Jahrzehnte gerade denjenigen Bund in's Leben, dem er, nach der Absicht seines Stifters, vorangehen und zuvorkommen sollte: den Bund der Völker.

Seit anderthalb Jahrhunderten haben die russischen Selbstherrscher unausgesetzt gegen Deutschland nach Vorschrift des Testamentes Peter's I. gehandelt. Sie haben sich in alle

*) Siehe oben § 36, S. 379.

Angelegenheiten Deutschland's eingemischt (Artikel 3 des Testaments). Sie haben an allen seinen Kriegen und an allen seinen Friedensschlüssen Antheil genommen. Sie haben Deutschland mit der Theilung Polen's verflochten und die Theilung unseres Vaterlandes zur Zeit Napoleon Bonaparte's gut geheißen und gefördert. Sie haben dafür gesorgt, sich die deutschen Fürsten unterthänig zu machen; allein darum nur das Selbstgefühl des Volkes auf's Tiefste verletzt.

„Die russischen Prinzen haben," nach Vorschrift des Artikels 6 des Testaments Peter's I. „deutsche Prinzessinnen geheirathet und durch diese vermehrten Familienbündnisse und die Gleichheit der Interessen den russischen Einfluß vermehrt und so Deutschland an Rußland gebunden" — jedoch nur von oben herab, nicht von unten herauf. Je häufiger deutsche Prinzessinnen ihren Glauben abschworen, um eines russischen Prinzen theilhaftig zu werden, je gleichartiger die Interessen der deutschen und der russischen Herrscher wurden, je mehr sich der russische Einfluß auf Deutschland fühlbar machte, je mehr unser Vaterland an Rußland gebunden wurde, desto verhaßter wurden dem deutschen Volke zugleich seine Fürsten und der russische Czaar.

„Die russischen Kaiser haben," in Uebereinstimmung mit Artikel 10 des mehrbenannten letzten Willens, „sorgfältig ein Bündniß mit Oesterreich gesucht, zum Scheine dessen Bestrebungen, Deutschland zu beherrschen, gefördert, heimlich aber die Eifersucht der anderen Fürsten gegen diese Macht aufgeregt." Sie haben so verfahren, „daß jeder der deutschen Fürsten geneigt war, den Beistand Rußland's in Anspruch zu nehmen und haben sie beschützt, um sich auf diese Art den Weg zur künftigen Beherrschung Deutschland's zu bahnen."

Im Geiste dieses Artikels hat Czaar Nicolaus namentlich gehandelt, als er dem Kaiser von Oesterreich seine Heere zur Bekämpfung der Ungarn lieh. Im Geiste desselben handelte er in den Angelegenheiten von Schleswig-Holstein. Der König von Dänemark fand in dem Beherrscher Rußland's die mächtigste Stütze gegen die gerechten Forderungen des gesammten deutschen Volkes. Am Verderblichsten wirkte der russische Selbstherrscher insofern auf die Geschicke Deutschland's ein, als er den im März 1848 schon gebrochenen Muth unserer Tyrannen von Neuem belebte, sie zur Festhaltung ihrer Gottesgnaden-Rechte eifrig antrieb und Deutschland durch seine Oesterreich geliehenen und durch die an seinen Grenzen aufgestellten Truppenmassen einschüchterte und willig machte, das vormärzliche Joch mit Hinzufügung von Belagerungszustand und Standrecht von Neuem geduldig zu ertragen.

Die russischen Czaaren haben sich auf diese Weise allerdings „den Weg zur künftigen Beherrschung Deutschland's gebahnt," ja mehr als dieses, sie haben seit vier Jahrzehnten einen so überwiegenden Einfluß auf Deutschland geübt, daß die deutschen Fürsten mit Recht nur russische Lehensleute genannt werden können. Was soll nun aber geschehen, wenn die russischen Czaaren so weit in ihren Eroberungsplänen gediehen sind? Hierüber ertheilen uns die Artikel 13 und 14 des Testaments den besten Aufschluß.

„Es soll," so heißt es daselbst, „zuerst der Hof von Versailles, dann derjenige von Wien abgesondert und heimlich bearbeitet werden, mit Rußland die Herrschaft der Welt zu theilen. Wenn eine dieser beiden Mächte dies Anerbieten annimmt, so ist ihrem Ehrgeize und ihrer Eigenliebe zu schmeicheln und die eine dazu zu benützen, die andere zu vernichten."

Die russischen Czaaren haben ihre Vorarbeiten zur Unterwerfung Europa's und namentlich Deutschland's sehr weit gebracht. Die deutschen Fürsten, Minister und Generale haben gewetteifert, denselben dabei zu dienen. Allein der endliche Sieg der Barbarei über

die Bildung, der Tyrannei über die Freiheit, des Russenthums über das Deutschthum ist eine Unmöglichkeit.

Die schöne Erde ist nicht dazu bestimmt, ein Kirchhof zu werden, auf welchem der russische Czaar die Ruhe handhabt. Als Kaiser Nicolaus seine Eroberungsgelüste zu nackt zur Schau trug, wurde er gezüchtigt und starb vor Aerger, Gram und autokratischer Selbstüberhebung. Sein Nachfolger Alexander wird sich hüten, einen zweiten Versuch zu machen. Die Welt hat seit Peter I. Elemente in sich aufgenommen, an welche dieser Czaar nicht dachte. Rußland's Eroberungsgelüste werden scheitern an dem Freiheitsmuthe Europa's.

Im Jahre 1830 glaubte Nicolaus dem Ziele der russischen Eroberungspolitik sehr nahe zu sein. Er hatte sich mit Karl X. über die Theilung der Erde verständigt.*) Der Premierminister Oesterreich's hatte seine Käuflichkeit Alexander I. gegenüber an den Tag gelegt. Er konnte jeden Augenblick durch Geld gewonnen werden.**) Der König von Preußen lag theils in den Banden des österreichischen Ministers, theils in denjenigen des russischen Schwiegersohnes. Die kleinen deutschen Fürstenhäuser blickten zum Czaaren von Rußland als dem einzigen Beschützer ihrer Thrönchen auf. Zum Theile waren sie, wie Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und andere durch die Bande der Schwägerschaft an den russischen Triumphwagen gefesselt. Der kaum geendigte Türkenkrieg †) hatte Rußland neue Vortheile verschafft und die Uneinigkeit der Mächte, gegenüber den russischen Eroberungsplänen, klar zu Tage gebracht. Die Aussichten des Czaaren waren glänzend. Doch die Juli-Revolution und alle die übrigen Volksbewegungen, welche sie hervorrief, zumal die polnische Revolution und die belgische, welche dem kaiserlichen Schwager die Aussicht auf den Thron dieses Landes entzog, — machten einen dicken Strich durch die Rechnungen des russischen Czaaren.

Die Zeit der Eroberung Europa's war augenscheinlich noch nicht gekommen. Der Czaar mußte in der Londoner Conferenz für seinen Schwager und dessen Vater, den König der Niederlande, und in Polen zur Unterdrückung der Erhebung dieses Volkes kämpfen. Diese beiden Gegenstände nahmen alle Streitkräfte Rußland's in Anspruch. Zwar wurde Polen im Herbste 1831 wieder unterjocht, doch der Streit wegen Belgien's dauerte fort.

In Polen setzte sich Nicolaus über alle zu Gunsten dieses Volkes festgestellten Bestimmungen der Wiener Congreßacte hinweg, indem er demselben seine Verfassung vom Jahre 1818 und den Schatten nationaler Selbständigkeit, der ihm geblieben war, raubte. In Betreff Belgien's hielt er dagegen mit der größten Zähigkeit an der Congreß-Acte fest, mußte aber freilich der Macht der Verhältnisse weichen. Er wagte nicht, dem neuen Könige von Frankreich die Anerkennung zu versagen. Er that es in solchen Ausdrücken, welche einen mit regerem Ehrgefühle begabten Fürsten auf's Tiefste verletzt hätten. Siebenzehn Jahre vergingen, bevor sich Nicolaus mit Ludwig Philipp verständigen und ihn für seine Politik gewinnen konnte. Als ihm aber dieses gelungen war, vernichtete die Februar-Revolution in ganz ähnlicher Weise die Pläne des Czaaren, wie die Juli-Revolution dieses früher gethan hatte.

Die Juli-Revolution störte nicht blos die gegen den Westen, sondern auch die gegen den Osten gerichteten Eroberungspläne Rußland's. Der Czaar wußte, daß, trotz der

*) Siehe oben § 47, S. 492.

**) Siehe oben § 36, S. 378 f.

†) Siehe oben § 47, S. 492.

friedfertigen und unfreien Gesinnungen Ludwig Philipp's, doch die Gährung im Schooße der französischen Nation noch zu groß sei, als daß diese seinem Umsichgreifen im Osten ruhig zusehen würde. Er wurde daher plötzlich Freund und Bundesgenosse des Sultans. Als dieser (1832) durch die Waffen des Pascha's von Egypten bedroht wurde, schickte ihm der Czaar Landtruppen und eine Flotte zu Hülfe, und schloß darauf (8. Juli 1833) den Vertrag von Hunkiar-Skelessi ab, wodurch Rußland der Pforte dauernde Hülfe zusagte, wogegen diese versprach, keinem fremden Kriegsschiffe den Eingang in die Dardanellenstraße zu erlauben. Der Einfluß Rußlands bei der Pforte wurde dadurch um so größer, als die Hauptbestimmungen des Vertrags in geheimen Artikeln niedergelegt waren, während die öffentlichen nichts weiter als gegenseitige Hülfe und Freundschaft festsetzten.

In ähnlicher Weise, wie in der Türkei suchte Nicolaus auch in Persien um sich zu greifen. Er veranlaßte die Perser, einen Einfall in Herat zu machen (1837), in der Hoffnung, der brittisch-ostindischen Herrschaft dadurch Verlegenheiten zu bereiten und sich selbst eine Straße in dieser Richtung zu bahnen. Allein das brittische Cabinet zeigte sich dem russischen vollkommen gewachsen. Es unterstützte den Beherrscher von Herat. Die Russen halfen den Persern. Die Engländer zwangen so die Letzteren, sich zurückzuziehen und sogar vertragsweise alle Forderungen ihrer Politik anzuerkennen.

Während der Streit wegen Herat noch in vollem Gange war (1839), schickte Nicolaus eine Expedition nach Chiwa, welche jedoch in Folge der Kälte und der wüsten Beschaffenheit des Landes vom militärischen Standpunkte aus vollkommen mißglückte. Allein der Chan von Chiwa wurde durch die Anstrengungen Rußland's erschreckt, schickte einen Gesandten nach Petersburg und schloß daselbst einen Vertrag ab, durch welchen Chiwa zwar nicht der russischen Herrschaft unterworfen, allein dessen Unterwerfung doch vorbereitet wurde.

Gegen die Pforte, Persien und Chiwa zog Nikolaus mehr mit den Künsten der Diplomatie, als des Krieges zu Felde. Im Kaukasus entzündete er aber seit dem Jahre 1831 einen Kampf, welcher erst in unseren Tagen (Herbst 1859) durch die Gefangennahme des tapfern Schamyl eine den Bergvölkern entschieden ungünstige Wendung genommen hat. Der Kaukasus bildete seit jener Zeit die Schule für die russischen Heere, in welcher allerdings das Lehrgeld sehr hoch war, denn es betrug beiläufig 40,000 Menschenleben jährlich.

Die Verhandlungen wegen Belgien's wurden bis zum Jahre 1839 fortgesponnen. Kaum waren diese beendigt, als Rußland glaubte, mit größerer Entschiedenheit seine Eroberungs-Politik wieder aufnehmen zu können.

Das „herzliche Einverständniß" zwischen England und Frankreich war in Folge der Haltung, welche das Cabinet der Tuilerien dem Pascha von Egypten gegenüber einnahm, getrübt worden. Nicolaus glaubte die Gelegenheit günstig, Frankreich zu isoliren. In der That gelang es dem Czaaren, den König der Franzosen zu demüthigen, allein mehr nicht. Die begeisterte Stimmung, welche die deutsche Nation damals kund that, deutete zugleich dem Könige von Frankreich und dem Kaiser von Rußland an, daß der Zeitpunkt noch nicht gekommen sei, unser Vaterland zu theilen. Die Wolke zog an Europa vorüber, ohne zu platzen. Nicolaus konnte nirgends im Trüben fischen. Der Quadrupel-Allianzvertrag vom Jahre 1842 *) nöthigte ihn, seine Pläne gegen die Türkei auf spätere Zeit zu verschieben.

Nichtsdestoweniger war der Einfluß, welchen das Cabinet von Petersburg auf die Entwickelung der Angelegenheiten Europa's und insbesondere Deutschland's ausübte, ein höchst verderblicher. Alle unsere Kaiser, Könige und Herzoge wußten, daß sie die Gunst

*) Siehe unten § 73.

des Czaaren nur durch einen unausgesetzten Krieg, welchen sie mit den Ideen der Zeit führten, gewinnen könnten. Ohnedieß geneigt, das Volk niederzuhalten, trieb die russische Knute, welche sie verehrten, sie immer mehr in dieser Richtung an. Wenn der Czaar entsprechende materielle Vortheile geboten, hätte vielleicht das Krämerthum Deutschland's das russische Joch ruhig ertragen. Allein weit entfernt, die materiellen Interessen Deutschland's zu fördern, that Nikolaus was in seiner Macht stand, dieselben zu beeinträchtigen.

Durch den zu Wien (3. Mai 1815) abgeschlossenen Handelsvertrag hatten sich die Cabinete von Petersburg und Berlin gegenseitig die unbeschränkteste Handelsfreiheit für alle Bestandtheile des ehemaligen Polen's und ungehinderten Umsatz der Bodenerzeugnisse und Kunstproducte für ihre sämmtlichen Provinzen zugesichert. Außerdem hatten sie bestimmt, daß den mercantilen und gewerblichen Interessen ihrer beiderseitigen Unterthanen jede mögliche Berücksichtigung zu Theil und daß der tägliche Gränzverkehr der Anwohner nicht im Geringsten erschwert, daß diejenigen derselben, deren Besitzungen von den Gränzen durchschnitten würden, nach den liberalsten Grundsätzen behandelt, endlich daß die Schifffahrt auf allen Strömen und Canälen des frühern Polen frei, und nur eine einzige, gemeinschaftlich zu bestimmende Tonnenabgabe erhoben werden sollte.

Dieser für ganz Deutschland, insbesondere aber die östlichen Provinzen Preußen's hochwichtige Vertrag wurde von russischer Seite in allen seinen Bestimmungen auf's gröbste verletzt. Statt in energischer Weise auf die Erfüllung der übernommenen Vertragspflichten zu dringen, entband die erbärmliche preußische Regierung (unter'm 11. März 1825) das russische Cabinet des Vertrages vom 3. Mai 1815. Der neue Vertrag wurde auf neun Jahre abgeschlossen und dabei bestimmt, daß, falls man sich im Laufe dieser Zeit über einen andern Tractat nicht einigen würde, der Vertrag vom 3. Mai 1815 wieder in Kraft treten sollte. Die russische Regierung führte nunmehr einen Tarif ein, welcher für viele preußische Waaren, namentlich Bernsteinwaaren, Wollentücher und Baumwollenzeug einem vollständigen Verbot gleich kam, und erhob den Zoll sogar von Transit-Gütern. Sie erhob von manchen preußischen Waaren einen höhern Zoll, als von französischen, hamburgischen, holländischen oder österreichischen. Die preußische Regierung ließ sich das alles geduldig gefallen, obgleich die Provinzen Schlesien, Posen und Preußen darunter furchtbar litten. Sie wagte nicht, Rußland gegenüber eine Spur von Thatkraft an den Tag zu legen und erniedrigte sich so tief, daß sie, statt irgend eine Repressalie zu ergreifen, jene fluchbeladenen Cartel-Verträge abschloß, durch welche sie sich verpflichtete, an den unglücklichen Opfern russischer Tyrannei, welche sich durch die Flucht derselben zu entziehen suchten, Büttel- und Schergendienste zu verüben. So zeigte es sich wieder klar und deutlich, daß die idealen Interessen nicht mit Füßen getreten werden können, ohne daß auch die materiellen auf's empfindlichste leiden. Hätte die preußische Regierung ihre Pflichten gegenüber den Freiheitsbestrebungen des eigenen Volkes redlich erfüllt, dann hätte sie Jedermann Achtung eingeflößt, sie wäre stark gewesen, und die russischen Czaaren hätten nicht gewagt, die mit ihr abgeschlossenen Verträge mit Füßen zu treten. Allein da sie sich ihres Treubruchs dem eigenen Volke gegenüber bewußt war, verlor sie alles Selbstvertrauen und sah in dem russischen Czaaren ihre mächtigste Stütze nicht blos gegen äußere Feinde, sondern auch vorkommenden Falles gegen das eigene Volk.

Kaiser Nicolaus betrachtete, solange er lebte, Preußen als ein Vasallenland, und dessen Regierung als eine Macht, auf welche er unter allen Verhältnissen rechnen und über welche er unbedingt verfügen könne. Oesterreich wagte es, namentlich in der Zeit, während welcher Fürst Metternich seine russische Pension nicht bezog, dem russischen Czaaren bisweilen

entgegenzutreten, Preußen niemals. Was in Oesterreich russisches Geld, bewirkte in Preußen theils die russische Verwandtschaft, theils die Russenfurcht.

Die innere Politik Rußland's hatte ganz denselben Charakter, wie die äußere, obgleich sie nur eine untergeordnete Rolle spielte. Nach außen hin ging die ganze Kraft der russischen Regierung. Aeußere Eroberungen, sei es durch das Schwert, oder durch die Künste der Diplomatie, dieses war der Hauptzweck der gesammten Regierungsthätigkeit. Die inneren Verhältnisse waren nur insofern von Bedeutung, als sie die Mittel zu den auswärtigen Eroberungen lieferten. Den größten Theil der Kräfte der russischen Czaaren nahm daher immer das Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Anspruch, in zweiter Linie kam die Armee, in dritter die Finanzen und ganz zuletzt erst Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung.

So wenig Feldherrntalent Nicolaus I. besaß, so gerne beschäftigte er sich mit dem Soldatenwesen. Diesem widmete er fast alle Zeit, welche die auswärtigen Angelegenheiten übrig ließen. Die Militär-Revolution, welche ihn bedrohte, als er im Begriffe stand, den Thron zu besteigen, deutete ihm an, daß es bedenklich sei, den Zorn der Soldaten zu reizen. Er kannte die im Schooße der Militär-Colonien gährende Mißstimmung. Er fürchtete, es möchte sich, falls der ursprüngliche Plan derselben ausgeführt würde, eine für das Czaarenthum noch gefährlichere Macht entwickeln, als die Garden. Die Militär-Colonien wurden daher nicht weiter ausgedehnt und in ihrer inneren Einrichtung wesentlich verändert. Nur die Kosaken und einige tausend Soldatenfamilien am Kaukasus wurden noch später angesiedelt. Allein der Plan dieser neuen Ansiedelungen wich von der ursprünglichen Idee der russischen Militärcolonien ab und näherte sich demjenigen der österreichischen Gränzregimenter an.

Auf die regelmäßige Armee verwandte Nicolaus unermeßliche Summen. Er konnte jedoch dadurch nicht mehr bewirken, als daß derjenige Theil des Kriegsdienstes, welcher ganz auf der Oberfläche liegt, verbessert wurde. Nach, wie vor, herrschten die furchtbarsten Unterschleife in der Kriegsverwaltung, wie sich dieses selbst unter den Augen des Kaisers im Hungerlager bei Kalisch herausstellte (August 1835), woselbst trotz der darauf verwandten Millionen und des den Tscherkessen gelieferten Champagners die große Masse der russischen Truppen an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen den schrecklichsten Mangel litt.

Das russische Heer, welches zwischen den Jahren 1830 bis 1848 beiläufig 800,000 Mann zählte, verschlang beinahe zwei Drittheile der Staatseinkünfte. Die Gemeinen bestehen theils aus verurtheilten Verbrechern, theils aus Leibeigenen, welche die Gutsherren stellen, die Unteroffiziere sind zum größten Theile Soldatenkinder, die Offiziere Adelige. Zwischen diesen drei Hauptbestandtheilen der Armee kann sich niemals ein anderes Verhältniß, als dasjenige der Subordination feststellen. Ein durch höhere Ideen beseeltes Ganzes bilden die russischen Söldner nicht. Wie wäre auch nur Cameradschaftlichkeit da möglich, wo die Prügel dermaßen an der Tagesordnung sind, wie in der russischen Armee? Die Cameradschaftlichkeit setzt einen gewissen Berührungspunkt voraus, welcher den verschiedenen Bestandtheilen der russischen Armee fehlt.

Allerdings ist der russische Soldat durchschnittlich körperlich kräftig, willig und gehorsam. Allein es fehlt ihm zu sehr an geistiger Bildung, um dauernder Strapatzen und Anstrengungen und begeisterter Tapferkeit fähig zu sein. Aller Orten und zu allen Zeiten haben die Russen größere Erfolge auf dem Felde der Unterhandlung, als auf demjenigen des Krieges errungen.

An Cancrin hatte Rußland lange Zeit hindurch (1823—1845) einen tüchtigen Finanz-Minister. Er führte das Prohibitiv-Zollsystem ein und bestrebte sich, den Staats-

credit, freilich auf Kosten des Privatcredits, zu heben. Er war aber ein Gegner aller Neuerungen, der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen, und konnte schon aus diesem Grunde in großartiger Weise für die Finanzen Rußland's nicht wirken. Der Staatscredit selbst konnte, da die russischen Finanzen in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt blieben, unmöglich einen großartigen Aufschwung nehmen. Cancrin vermochte nur, der herrschenden Verschwendung des Hofes einige Schranken zu ziehen und die gröbsten Mängel der russischen Finanzverwaltung abzuschaffen. Die Erhebung der Abgaben blieb nach wie vor höchst mangelhaft. Die Zölle, das Branntwein-Monopol und das Salzmonopol bildeten Hauptposten der Einnahme. Dazu kam die Kopfsteuer (5 Papier-Rubel für den Leibeigenen, 25 für den Freien). Damit der Staat eine gute Einnahme habe, wurde der Handel und der Verbrauch des Salzes erschwert, der Genuß des Branntweins befördert. Der Arme zahlt die Kopfsteuer, der Reiche, d. h. wer zu den bevorzugten Classen gehört, weder persönliche, noch Grundsteuer! Trotz eines schweren Abgabendruckes beträgt die Staatseinnahme Rußlands schwerlich mehr als 500,000,000 Papier-Rubel, welche die Ausgaben nicht decken. Ein Siebentheil der gesammten Einnahme wird durch die Zinsen der Staatsschuld verschlungen. Das jährliche Defizit beträgt wenigstens 25,000,000 Rubel. Die Staatsschuld, welche (1831) 823,000,000 Papier-Rubel betrug, stieg bis (1839), um nahezu 253,000,000. Im Jahre 1844 war Cancrin im Begriffe, seine Ministerstelle niederzulegen, weil der Kaiser nicht geneigt war, die nothwendigen Einschränkungen zu bewilligen. Nach einigen Zögerungen bestimmte der Czaar seinen Diener, im Amte zu bleiben. Doch schon im folgenden Jahre starb Cancrin.

So lange der Staat noch so mangelhaft verwaltet wird, und Leibeigenschaft, Censur, Polizei und Militärstaat so schwer auf dem Lande lasten, können die reichen Schätze, welche Rußland in sich schließt, nicht zur Entwickelung kommen.

Das System der Abschließung nach Außen, welches Kaiser Nicolaus einführte, legte allerdings den Grund zu einer gewissen Fabrik-Industrie in Rußland. Diese ist aber bis auf die heutige Stunde eine Treibhauspflanze geblieben und wird sich niemals zu selbstständiger Größe erheben, insofern der Hauch der Freiheit dem Volke nicht neue Kraft und frischen Muth verleiht.

Da der Czaar in seiner Person die Würde eines Staatsoberhauptes mit derjenigen des obersten Kirchenfürsten vereinigt, besitzt in Rußland die Kirche noch mehr als in den übrigen Staaten Europa's, den Charakter einer Staatszwangsanstalt. Es war dem Kaiser Nicolaus von seiner Thronbesteigung an höchst verdrießlich, daß er von den römischen Katholiken, den Protestanten, den Juden, Mohammedanern und Heiden seines Reiches, nicht gleichfalls, wie von den griechischen Katholiken, in seiner doppelten Eigenschaft als kirchlicher und weltlicher Autokrat verehrt wurde. Sein Bestreben ging demzufolge dahin, dieselbe gleichmäßige Unterwürfigkeit, welche er seinen griechisch-katholischen Unterthanen gegenüber besaß, auch auf die Mitglieder anderer Glaubensbekenntnisse auszudehnen. Zu diesem Behufe erlaubte er sich die empörendsten Gewaltstreiche. Im Widerspruche mit den Verträgen, durch welche die Ostsee-Provinzen an Rußland kamen, suchte er in diesen den Protestantismus nach und nach durch die griechisch-katholische Kirche zu verdrängen. In Polen verbot er schon 1831 den Bau römisch-katholischer Kirchen, und wies bald darauf eine Anzahl derselben der griechischen Kirche zu. Im Jahre 1839 ging der Czaar noch weiter, indem er drei bis vier Millionen unirter griechischer Christen gewaltsam von der römischen Kirche losriß und der griechischen, von ihm selbst beherrschten Kirche einverleibte. Die Juden wurden durch gewaltsame Verpflanzung nach dem Innern, durch das Verbot ihrer Nationaltracht und alle erdenklichen Quälereien dem Russenthume zugedrängt.

Alle diese Gewaltthaten ließen sich zwar die unglücklichen Opfer czaarischer Tyrannei gefallen, allein die gesammte Entwickelung litt furchtbar unter denselben. So kam es, daß im Augenblicke der Entscheidung Rußland keineswegs diejenige Stärke kund that, welche der Zahl seiner Einwohner und den Hülfsquellen seines Gebietes entsprach.

Als der Czaar seine Herzensgelüste nicht länger unterdrücken konnte, und den längst gehegten russischen Plänen zufolge gegen die Türkei zu Felde zog, vereinigten sich England und Frankreich gegen ihn. Er starb im vollen Bewußtsein der Gefahren, welche er seinem Reiche durch seine ungezügelte Herrschsucht bereitet hatte. Sein Sohn und Nachfolger, Alexander II. mußte im Pariser Frieden der Türkei und den mit derselben verbundenen Mächten Zugeständnisse von hoher Wichtigkeit machen. Zum ersten Male, seit den Zeiten Peter's I., mußte Rußland einen Frieden schließen, welcher den Glauben an seine Macht erschütterte und allen Völkern der Erde die Ueberzeugung einflößte, daß das russische Czaarenthum nicht im Stande sei, den Fortschritt der Menschheit auf die Dauer zu hemmen.

Kaiser Nicolaus, welcher in einer so denkwürdigen Zeit auf dem russischen Throne saß und sich auf demselben so lange behauptete, verdient, bevor wir uns von ihm verabschieden, noch einige Worte. Er war von Jugend auf abstoßend, hochfahrend und stolz. Seine Geistesgaben wurden, da er noch Großfürst war, allgemein für sehr unbedeutend gehalten. Nachdem er den Thron bestiegen hatte, fanden sich natürlich zahlreiche Schmeichler, welche ihm alle erdenklichen Tugenden andichteten. Die unparteiische Geschichte hat aber festgestellt, daß seit den Zeiten Peter's I. keine drei Jahrzehnte vergingen, welche für Rußland so unfruchtbar waren, als diejenigen der Herrschaft des Kaisers Nicolaus. Als Militär besaß er nur die Eigenschaften eines Corporals, als Staatsmann nur diejenigen eines Despoten. Als Gatte machte er sich fortgesetzter Untreuen, und als Oberhaupt der griechischen Kirche nicht blos der Unduldsamkeit, sondern auch einer religiösen Verfolgung schuldig, welche für die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein wahrhaft empörender Anachronismus war.

Allerdings kam unter seiner Herrschaft die Gesetzsammlung Swod zu Stande. Allein auch diese athmete den Geist eines vernichtenden Despotismus. Denn in dieselbe Gesetzsammlung wurden keine Gesetze aufgenommen, welche der Freiheit günstig waren. Der Swod war dem Kaiser Nicolaus nur ein Mittel zur Herbeiführung der von ihm so sehnlich gewünschten Einförmigkeit. Das Gute, welches die Gesetzsammlung vielleicht im Privatrechte stiftete, wird zehnfach aufgewogen durch das Uebel, welches sie auf dem Felde des öffentlichen Rechtes schuf.

Für die Stärkung des sittlichen Gefühls, für die Aufklärung des Volkes, für alle Quellen, aus welchen das Gute und Schöne fließt, that Nicolaus nichts. Er irrte sich sehr, wenn er vermeinte, durch seine Adjutanten, welchen er das Recht verlieh, aller Orten die Civil-Beamten zur Rechenschaft zu ziehen, oder durch einzelne Beispiele strenger Strafen, welche er verhängte, Ordnung in den Staatshaushalt einführen zu können. Nicolaus war trotz aller seiner Gewaltthätigkeit ein so flacher Mensch, daß er niemals von der Form zum Wesen einer Angelegenheit hindurch zu dringen vermochte. Was er Ordnung nannte, war in sittlicher Beziehung Anarchie, d. h. blinde Unterwürfigkeit, gedankenloser Gehorsam. In den Worten, welche er an Cüstine richtete: „ich erkenne die absolute Monarchie an, weil ich selbst an der Spitze einer solchen stehe; ich erkenne die Republik an, weil sie eine abgerundete Staatsform ist; ich verabscheue dagegen die constitutionelle Monarchie, denn sie ist die Staatsform der Lüge—“ bezeichnete der Czaar am besten sein innerstes Wesen. Sein Haß gegen die constitutionelle Monarchie kann sich unmöglich darauf gründen, daß sie die „Staatsform der Lüge“ sei. Denn es ist augenscheinlich, daß nicht die beschränkte, sondern die unbeschränkte Monarchie, nicht die Staatsform, in welcher einige Wahrheit,

sondern diejenige, in welcher gar keine geduldet wird, die Staatsform der Lüge ist. Der Grund, welchen Nicolaus zu Gunsten der republikanischen Staatsform angiebt, paßt ganz eben so gut auf die absolute Monarchie, ja noch besser, denn an Abrundung und Abgeschlossenheit übertrifft sie die Republik, wenn sie auch, was Wahrheit, Freiheit und Recht betrifft, noch so tief unter ihr steht. Die deutschen Constitutionellen mögen sich übrigens diese Worte des russischen Czaaren merken. Es erhellt daraus jedenfalls, daß das russische Czaarenthum zwar den Umständen nach eine deutsche Republik, niemals aber eine deutsche constitutionelle Monarchie anerkennen werde.

So lange die Wünsche der Deutschen sich innerhalb einer constitutionellen Monarchie halten, werden sie auf den stärksten Widerstand von Seiten Rußland's rechnen müssen. Was wird das arme deutsche Volk von einem constitutionellen Monarchen, welcher im Bunde mit dem russischen Czaaren steht, erwarten können? Entweder Unterdrückung der inneren Freiheit, oder Verrath dem Auslande gegenüber. Die Besorgniß ist um so mehr begründet, als die von Nicolaus gehegten panslavistischen Tendenzen zu dem principiellen Gegensatze zwischen Deutschthum und Russenthum, noch den nationalen hinzufügten. Den Panslavismus, d. h. die Einheitsbestrebungen aller slavischen Völkerschaften können wir nur durch den Pangermanismus, d. h. das Streben nach der Vereinigung aller germanischen Stämme besiegen oder versöhnen. Nachdem so viele germanische Kräfte von anderen Nationen, welchen sie frische Säfte zuführten, absorbirt wurden, sind die germanischen Stämme nicht mehr so zahlreich, als die slavischen, allein die Masse giebt nicht den Ausschlag. Die Bildung der deutschen Stämme bürgt uns dafür, daß sie nie von den Slaven werden unterdrückt werden. Zudem ist der Unterschied zwischen der Zahl der Deutschen und der Slaven nicht sehr groß. Die letzteren werden beiläufig auf 80,000,000, die Deutschen auf mehr, als 60,000,000 berechnet. Allerdings sind die Slaven zum größten Theile unter einem Herrscher vereinigt. Doch die Organisation des Augenblickes ist nicht maßgebend, sie kann sich schnell verändern. Jedenfalls haben die germanischen Stämme vor den slavischen nicht blos die höhere Bildung, sondern auch die mehr concentrirte Beschaffenheit ihrer Wohnsitze und eine Geschichte von zwei Jahrtausenden voll der erhabensten Muster und Nutzlehren voraus. Möge Rußland die Fittige seines Doppeladlers immerhin über Mittelasien ausdehnen! Diejenigen Völker, welche noch weniger Bildung besitzen, als die Russen, mögen von ihnen belehrt, angeregt, oder selbst beherrscht werden! Die deutsche Nation hat sich, nachdem sie lange mit dem Schwerdte in der Hand erobert hatte, auf den Standpunkt emporgeschwungen, von welchem aus sie die Eroberungen verschmähen kann, welche mit den Künsten des Krieges gemacht werden. Ihr Streben ist dem Frieden, der Freiheit und dem Rechte zugewandt. Nur zur Vertheidigung wird sie das Schwerdt ergreifen, nicht zum Angriff. Die russischen Czaaren konnten bis heute ihre gegen Deutschland geschmiedeten Pläne nicht durchsetzen, sie werden auch in der Zukunft darauf verzichten müssen.

§ 68. Oesterreich und die Habsburger.

Metternich hatte zwar kurz vor dem Sturze der älteren Linie der Bourbonen gesagt: ich würde ruhiger sein, wenn Fürst Polignac es weniger wäre. Allein es war dieses mehr ein Wortspiel, als der Ausdruck einer klaren Erkenntniß der Lage der Dinge in Frankreich. Als die Nachricht von der Juli-Revolution nach Wien kam, traf sie die dortigen Machthaber wie ein Blitz aus heiterem Himmel Man glaubte dort anfangs, der Untergang der Welt stehe bevor. Doch bald schon gab Ludwig Philipp die beruhigendsten Erklärungen.

Man erholte sich schnell wieder von dem ausgestandenen Schrecken. In Oesterreich blieb Alles ruhig, ungeachtet der Revolutionen, welche an der Nordgränze in Polen, an der Südgränze in Italien und dem Westen zu in Belgien ausbrachen. Allein spurlos ging doch auch an Oesterreich die Juli-Revolution nicht vorüber. Im Gegentheile rüttelte sie die verschiedenen in dessen Schooße ruhenden Nationalitäten oder Bruchtheile solcher in mannigfaltigster Weise auf. Die deutsche Gemüthlichkeit und der angeborene Respect gestatteten nicht, daß man in Wien den Kaiser Franz an die Erfüllung der Art. 13., 16., 18. und 19 der deutschen Bundesacte erinnerte. Man trug das Habsburg'sche Joch nach wie vor, mit Stumpfsinn. Allein der Glaube an die Allmacht der Polizei- und Militärgewalt der Fürsten wurde erschüttert. Die Aufmerksamkeit des Volkes richtete sich mehr, als seither, auf die Staatsregierung.

Man fing an, die Zustände Oesterreich's mit denjenigen anderer Staaten zu vergleichen und mußte sich bald überzeugen, daß man hinter Preußen an Bildung, hinter Frankreich an Schwunge, hinter England an Freiheit, hinter Rußland an Kraft zurückstehe und daß die Regierung gleich einem schweren Alp auf dem Lande laste.

Die ersten Regungen erwachenden Lebens entwickelten sich nicht auf dem Gebiete der Freiheit, sondern auf demjenigen der Nationalität. Die Ungarn, die Italiener und die Slaven fühlten sich mehr dadurch verletzt, daß eine andere Nationalität sie beherrsche, als daß sie schlecht beherrscht würden.

Im Jahre 1835 starb Franz I., ihm folgte sein Sohn Ferdinand. Vergeblich hatte Fürst Metternich gesucht, ihn unter dem Vorwande der Unfähigkeit vom Throne auszuschließen. Ferdinand war in der That epileptischen Zufällen unterworfen, welche sein Nervensystem damals schon sehr zerrüttet hatten. Allein in unseren Tagen wird von einem Könige oder Kaiser so wenig gefordert, daß Ferdinand von der Thronfolge nicht ausgeschlossen werden konnte, um so weniger, als sein Bruder Franz Karl sehr wenig an Geistesgaben vor ihm voraus hatte.

Ferdinand hatte allen Grund, gegen den Fürsten Metternich im höchsten Grade erbittert zu sein. Der Premierminister, welchem der Thronfolger niemals gewogen war, hatte ihn beseitigen wollen. Der Plan gelang zwar nicht; nichtsdestoweniger erreichte der herrschsüchtige Minister, was er durch denselben bezweckt hatte, nämlich die Verlängerung der ihm anvertrauten ersten Ministerstelle über das Leben Franz' I. hinaus. Metternich sorgte dafür, daß der Kaiser ihn dem Thronfolger auf's dringendste empfahl. Das schwache Gemüth Ferdinand's vermochte dem doppelten Hebel der Einschüchterung und väterlichen letztwilligen Bitte nicht zu widerstehen. Fürst Metternich blieb, auch nach Franz' I. Tode (1835) erster Minister Oesterreich's. Ferdinand ließ ihm sogar weit freiere Hand, als Franz I. Das Verhältniß Metternich's zu dem Kaiser veränderte sich nur insofern, als der Minister sich jetzt in Acht nehmen mußte, die beschränkte Gutmüthigkeit seines Herrn nicht zu verletzen, während zu des Vaters Zeiten Metternich hatte Sorge tragen müssen, den finstern Argwohn und den wüthenden Freiheitshaß des Kaisers nicht rege zu machen. Außerdem mußte Metternich mehr als früher Rücksicht nehmen auf den Erzherzog Ludwig, welcher gewissermaßen als Vertreter der gesammten kaiserlichen Familie an den Stufen des Thrones stand, und auf den Grafen Kolowrat, welcher eine so feste Stellung im Ministerium einnahm, daß er von dem Staatskanzler nicht umgangen werden durfte.

Diese drei Männer waren es, welche die Zügel der Herrschaft nach dem Tode Franz' I. in Händen hielten. Sie verbanden sich mit einander, um sich gegenseitig in ihren gebietenden Stellungen zu erhalten. Der Kaiser begnügte sich damit, zu unterzeichnen, was

ihm vorgelegt wurde, und war in dieser Arbeit so gewissenhaft, daß er nicht wagte, in's Theater zu fahren, um nicht zu fehlen „wenn man ihn brauchte."

Diese Zusammensetzung der höchsten Gewalt brachte es schon mit sich, daß ein Abweichen von der unter Kaiser Franz hergebrachten Regierungsweise im gewöhnlichen Gang der Dinge unmöglich war. Den drei wirklichen Machthabern war es nur darum zu thun, sich zu behaupten. Das zur Zeit Franz' I. unter ihrer Mitwirkung gegründete Regierungssystem festzuhalten und daran so wenig als möglich zu ändern, dahin ging ihr ganzes Bestreben.

Die Büreaukratie kam mehr und mehr zu der herrschenden Dreieinigkeit in das Verhältniß, in welchem die Jesuiten zu ihren Generalen stehen, d. h. sie wurde mehr und mehr dem Stocke in den Händen des Herrschers ähnlich. Sie sollte blind die ihr zugehenden Befehle vollziehen, Alles überwachen, über Alles berichten, selbständig aber niemals in den Gang der Geschäfte eingreifen. Denn der finstere Argwohn, welcher von der Regierung ausging, traf auch dessen Diener. Der Schlendrian nahm immer zu. Da die obersten Machthaber die höchste Weisheit darin sahen, so wenig als möglich geschehen zu lassen, thaten alle untergeordneten Beamten nicht mehr, als unumgänglich nothwendig war. Man hatte weniger zu besorgen und mehr zu hoffen, wenn man in dem alten Geleise blieb, als wenn man wagte, aus demselben heraus zu treten.

Der Tod Franz' I. schwächte übrigens das von ihm gegründete Verwaltungssystem, weil dieses nicht mehr, wie früher, einen lebenden Vertreter hatte, welcher mit seiner ganzen Kraft dasselbe zur Geltung bringen konnte. Die Nachfolger Franz' I. hatten nicht, gleich diesem, die gefahrvollen Zeiten der französischen Kriege mit dem Volke durchlebt. An ihre Personen knüpften sich nicht die in Oesterreich so hochwichtigen Bande, welche die Gemüthswelt um Thron und Land geflochten hatte. Während in solcher Weise die Stärke der Regierung nachließ, nahm der Geist des Volkes an frischer Kraft zu. Slaven und Ungarn regten sich und gaben deutlich zu erkennen, daß sie mit Widerstreben das Supremat der deutschen Nationalität trügen. Die Italiener und die Polen konnten niemals mit der habsburgischen Herrschaft ausgesöhnt werden. Neben den nationalen Bestrebungen, deren Träger hauptsächlich die Ungarn und Czechen waren, gingen übrigens auch die freiheitlichen einher, welche am kräftigsten durch das deutsche Element vertreten wurden.

Da sich Czechen und Ungarn nicht zutrauten, auf politischem Gebiete Siege zu erringen, versuchten sie sich zuerst auf demjenigen der Nationalität. Die Sprache der Czechen wurde von den höheren Classen des Volkes, welche sie bisher vernachlässigt hatten, mit Vorliebe gehegt. Es entstand nach und nach eine czechische Literatur, welcher die Censur sogar mehr Freiheit ließ, als der deutschen. Die Magyaren setzten durch, daß ihre Sprache in Gesetz, Amt und Gericht, in Schule und Kirche zur bevorzugten Sprache erhoben wurde. Sechs Jahre nach dem Schlusse des Reichstags von 1844 sollte selbst auf dem Reichstage nur die magyarische Sprache gestattet sein.

Viel bedeutender für die geistige Entwickelung des österreichischen Volkes, als die nationalen Bestrebungen der Magyaren und Czechen, waren die allgemein freiheitlichen Bestrebungen, welche schon kurz nach der französischen Juli-Revolution in Oesterreich auftauchten, „die Spaziergänge eines Wiener Poeten," welche zuerst 1831 in Hamburg erschienen, wirkten wahrhaft zauberhaft und rissen mit einem male der österreichischen Regierung die Larve der Gesetzlichkeit und Gemüthlichkeit ab. „Oesterreich und dessen Zukunft" bewies durch Zahlen und unwiderlegliche Thatsachen, daß das österreichische Verwaltungssystem unausbleiblich zum finanziellen und moralischen Bankrutte führen müsse. Die Verfasser beider Schriften Auersberg und Andrian-Werburg gehörten dem alten Adel

an, von welchem keine gehäßigen Vorurtheile gegen die Regierung vorausgesetzt werden konnten. Es entstand eine sehr bedeutungsvolle österreichische Literatur, welche um so wirksamer war, als sie, trotz aller Verbote der Regierung vom Auslande her, woselbst sie gedruckt wurde, in Oesterreich eindrang und daselbst wohl begründete Entrüstung über ein Regierungssystem hervorrief, welchem zu seiner Vertheidigung durchaus keine geistigen Mittel, sondern nur Censur, Polizei und Gensd'armen zu Gebote standen. Das Volk erwachte allmälig aus seinem Schlummer. Selbst der Adel, welcher doch so viele Vorzüge genoß, die dem Bürger und Bauern versagt wurden, fing an, sich der Büttel- und Höflingsrolle, zu welcher er verdammt war, zu schämen. Der Geist der Zeit hatte die Schergen der Polizei besiegt. Oesterreich konnte sich nicht mit einer chinesischen Mauer umgeben. Je tiefer unter dem Rothstifte der Censur die in Oesterreich arbeitende Presse sank, desto höher stieg in der öffentlichen Meinung die vom Auslande her eingeschmuggelte Literatur. Die Buchhändler nahmen in Oesterreich die Stelle ein, welche in weniger geknechteten Staaten die Schriftsteller inne hatten. Sie wurden in ihrem Kampfe gegen Polizei und Gerichte, selbst von einem Theile der Bureaukratie unterstützt und machten, Sedlnizki zum Trotze, die besten Geschäfte.

Derselbe Stumpfsinn, welchen die österreichische Regierung den idealen Bestrebungen des Volkes entgegensetzte, herrschte auch auf dem Gebiete der materiellen Interessen. Die Fabriken, welche die Regierung heben wollte, bezogen auf dem Wege des Schmuggels die Artikel, welche sie für ihre eigenen verkauften. Statt die Roh-Production und die erste Verarbeitung, worin Oesterreich am meisten vermochte, zu begünstigen, drückte die Regierung dieselbe durch hohe Ausfuhrzölle. Der Unverstand der österreichischen Regierung war so groß, daß auf das Wechselverhältniß der verschiedenen Waaren niemals die geeignete Rücksicht genommen wurde. So war z. B. der Eingangszoll des Rohschwefels nach einem der vielen auf einander folgenden Tarife im Verhältniß zu demjenigen der Schwefelsäure so hochgegriffen, daß man aus dieser den Schwefel ohne Schaden hätte zurück erzeugen können.

Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Schuldenlast des Staates, ohne daß für Canäle, Straßen und andere öffentliche Bauten, für das Schulwesen, zum Besten des Landbaus, der Gewerbe, der Fabriken, des Handels und der Schiffahrt irgend etwas Erhebliches geschah. Auch auf dem Felde der Diplomatie, auf welchem sich der Fürst Metternich doch früher mit so großem Geschicke getummelt hatte, trat ein augenscheinlicher Nachlaß der Kräfte ein.

Der Aufstand, welcher im Jahre 1846 in Galizien durch die s. g. Adels-Vesper im Keime erstickt wurde, brachte zugleich die Schwäche und die bodenlose Schlechtigkeit der österreichischen Regierung zu Tage. Um eine noch nicht ausgebrochene, sondern nur beabsichtigte Freiheitsbewegung des galizischen Adels zu besiegen, wußte die österreichische Regierung sich keines andern Mittels zu bedienen, als einer Metzelei, welcher Schuldige und Unschuldige (im Sinne der s. g. Legitimisten) Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder, gleichmäßig als Opfer einer durch kaiserliche Beamte künstlich erzeugten Bauernwuth fielen.

Für alle denkenden Menschen ergab sich aus dieser galizischen Adelsvesper mit vollkommener Klarheit, daß sich die österreichische Regierung in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht über die Zeiten des Blutbades von Eperies *) erhoben habe und daß daher, wer mit dem Hause Habsburg in Kampf trete, sich auf ähnliche Mordscenen gefaßt machen müsse.

*) Siehe Buch 8, § 43, S. 251.

Die Gelegenheit, welche dieser Aufstandsversuch der österreichischen Regierung bot, wurde von ihr dazu benützt, den letzten polnischen Fleck, welcher bis dahin den Schein der Unabhängigkeit bewahrt hatte, Krakau, zu unterjochen. Daß in dieser That zugleich eine Verletzung der Rechte der Stadt und der Wiener Congreß-Akte lag, bekümmerte die österreichische Regierung wenig. Im Jahre 1815 hatten sich die Höfe von Petersburg, Berlin und Wien wegen Krakau's nicht einigen können. Doch die Verdienste, welche sich das Haus Habsburg durch die kluge Veranstaltung der galizischen Adelsvesper um die gesammte Legitimität erworben hatte, mußten anerkannt werden. Der Lohn dafür war Krakau.

Das österreichische Volk stand übrigens in damaliger Zeit nicht mehr auf einer so niederen Stufe der Bildung, als daß es Schandthaten, wie diejenigen der galizischen Adelsvesper gutgeheißen hätte. Trotz Censur und Polizei und allen wohlbezahlten Zeitungsartikeln erkannten alle denkenden Oesterreicher die Schändlichkeit der Handlungsweise ihrer Regierung an. Der Ruf: „so kann es nicht mehr bleiben, muß anders werden!" wurde immer allgemeiner und erhielt von Jahr zu Jahr eine umfassendere Bedeutung und einen tiefern Sinn.

Alle unter dem habsburgischen Scepter vereinigten Provinzen hatten bessere Tage gesehen, Zeiten, da sie für sich selbst und nicht blos für eine Dynastie arbeiteten, da Freiheit und Recht galten und nicht aller Ruhm dem Herrscher und alle Schmach dem Volke zugewälzt wurde. Einst hatten die lombardischen Städte als mächtige Republiken geblüht. Venedig war Freistaat gewesen, bis es von dem Hause Habsburg mit Zustimmung Napoleon's unterjocht wurde, Böhmen ein Wahlreich, welches bis zur Schlacht am weißen Berge mannigfaltige freiheitliche Rechte sich gewahrt hatte. Auch die polnischen Provinzen Oesterreich's hatten mit der ihnen geraubten Nationalität das Recht verloren, ihren König selbst zu wählen. Die deutschen Provinzen Oesterreich's hatten sich alle früher einer wirksamen ständischen Verfassung erfreut. Von allen österreichischen Provinzen hatte aber nur Ungarn sich seine alte Verfassung theilweise wenigstens erhalten. Für die übrigen war das Haus Habsburg der Mörser, in welchem nicht blos ihre ewigen und unveräußerlichen, sondern auch ihre verfassungsmäßigen Rechte zu Staub gestoßen wurden.

Oesterreich that sich viel darauf zu gute, daß es deutsche Bildung nach dem Osten trage. Das Haus Habsburg trug, wohin es kam, nur Aberglauben, Despotismus und Stumpfsinn, obgleich allerdings manche deutsche Privatpersonen, in unausgesetztem Kampfe mit der Regierung, da und dort Keime höherer Bildung pflanzten.

Ungeachtet die ungarische Verfassung vorschrieb, daß der Reichstag alle drei Jahre einberufen werden müsse, so vergingen doch selbst nach wiederhergestelltem Frieden (1815) zehn Jahre, bevor dieses geschah; und ungeachtet der klaren Bestimmung des Gesetzes, daß ohne ständische Bewilligung keine Steuern ausgeschrieben und keine Soldaten ausgehoben werden könnten, ordnete die Regierung (1820) eine neue Recrutirung an und erhöhte eigenmächtig die Abgaben auf mehr als das Doppelte. Der Widerstand, auf welchen sie im Schooße der nach der alten Verfassung volksthümlich organisirten Comitate (Grafschaften) stieß, veranlaßte sie (1825) den Reichstag zu berufen. Dieser brauchte übrigens nach einer so langen Unterbrechung Zeit, um zu einem gewissen Aufschwunge zu gelangen. Bereitwillig gewährte er die Forderungen der Regierung und begnügte sich damit, für größere Ausbreitung der magyarischen Sprache Sorge zu tragen. Metternich, welcher die ersten Regungen der Freiheit in Ungarn so wenig, als in irgend einem andern Lande richtig zu würdigen verstand, nannte den Eifer der Magyaren für ihre Sprache eine Spielerei. Erst im Jahre 1840 mochte die österreichische Regierung merken, daß den „Spielereien" der ungarischen Opposition ein gewisser Ernst zu Grunde lag. Trotz aller

von ihr in Bewegung gesetzter Hebel erlangte die Opposition eine bedeutende Stimmenmehrheit. Der Reichstag beschloß, den Bauern das Recht zu verleihen, über ihre Erzeugnisse ohne Steuern zu verfügen. Mehrere andere zum Schutze der Bauern und der Juden erlassene Bestimmungen gereichten dem Reichstag um so mehr zur Ehre, als dieser fast ausschließlich aus Adeligen bestand.

Der Reichstag des Jahres 1843 errang neue Siege über die Regierung. Er setzte Bestimmungen zu Gunsten der Religionsfreiheit, namentlich in Betreff des Uebertritts zu einem andern Glauben und der Mischehen durch. Die öffentlichen Aemter wurden den Nicht-Adeligen zugänglich gemacht. Der Ankauf adeliger Güter wurde auch dem Bauern gestattet. Die Steuerfreiheit des Adels konnte zwar der Reichstag nicht abschaffen, weil die Selbstverleugnung der Mehrheit so weit nicht reichte, allein diejenigen, welchen es damit Ernst war, verzichteten freiwillig auf ihre Steuerfreiheit und ließen ihre Namen in die Steuerlisten einschreiben.

Jahr ein, Jahr aus zog die österreichische Regierung große Summen aus dem Lande, ohne diesem dafür einen entsprechenden Ersatz zu geben. Die Ausgaben Ungarn's beliefen sich in den Jahren 1825—1848 jährlich auf beiläufig sechzehn Millionen Gulden, die Einnahmen betrugen aber dreiundzwanzig Millionen. Der Ueberschuß von mehr als sieben Millionen, also fast ein volles Dritttheil der Einnahme, floß in das Sieb des österreichischen Staatsschatzes. Die Zölle, welche Oesterreich an der ungarischen Gränze erhob, machten diesem Lande erhebliche Fortschritte auf dem Gebiete der Industrie unmöglich. Kossuth rief daher einen Schutzverein ins Leben, dessen Mitglieder sich verpflichteten, ihren Bedarf von Industrie-Erzeugnissen nur mit vaterländischem Fabrikate zu befriedigen.

Jetzt erkannte endlich die Regierung, daß ein neuer Geist sich in Ungarn rege und daß die alten Mittel nicht ausreichten, das Land, wie früher, unter dem Joche zu erhalten. Es galt, die österreichische Polizei, welche bis dahin nur in der obersten Instanz Ungarn beherrscht hatte, auch in die niederen Verwaltungszweige, in die Comitate, einzuführen. Bisher waren diese von selbstgewählten s. g. Obergespanen verwaltet worden. Jetzt versuchte die Regierung, die Ernennung der Comitatsverwalter an sich zu reißen. Den Vorwand dazu gab ihr ein altes, im Jahre 1825 erneuertes Gesetz, welches verfügte, daß, wenn der Obergespan längere Zeit von seinem Comitate entfernt sei, ein Verwalter an seine Stelle ernannt werden müsse. Die Ungarn ließen sich aber nicht täuschen. Sie erkannten die despotischen Absichten der Regierung und setzten denselben den kräftigsten Widerstand entgegen. Das ganze Land kam in außerordentliche Aufregung. Die österreichische Regierung fuhr dessenungeachtet fort, ein Comitat nach dem andern mit ihren feilen Schützlingen zu besetzen. Nach und nach brachte sie auf diese Weise zweiunddreißig Comitate, mithin zwei Dritttheile Ungarn's, in ihre Gewalt. Allein das ganze Land glühte von Entrüstung. Bei den Wahlen zum Reichstage erlitt die Regierung schwere Niederlagen. Kossuth, der gefährlichste Gegner des Hauses Habsburg, wurde in Pesth erwählt. Allein in der Magnaten-Tafel zählte die Regierung auf die Stimmenmehrheit. Mit deren Hülfe hoffte sie, durch einige untergeordnete Zugeständnisse den Reichstag zu beruhigen, welcher am 12. November 1847 zu Preßburg eröffnet wurde. Kossuth drang darauf, Verwahrung gegen die absolutistischen und verfassungswidrigen Maßnahmen der Regierung, namentlich die Einsetzung der Administratoren, neuere Anordnungen in Croatien und die Nichteinverleibung der siebenbürgischen Comitate — einzulegen. Zwar stimmte die Magnaten-Tafel der Adresse der Deputirten-Kammer nicht bei. Die Folge davon war aber, daß gar keine Adresse zu Stande kam, nachdem das ganze Volk von den erhobenen

Beschwerden durch die Reichstagsverhandlungen Kenntniß erhalten hatte. Der Antrag Szemere's auf gleiche Steuervertheilung wurde in Betreff der s. g. Domestikalsteuer unumwunden angenommen, in Betreff der Kriegssteuer abgelehnt, da der Adel gesetzlich verpflichtet sei, sich in Masse zu erheben. Dagegen wurde die Errichtung einer öffentlichen Landeskasse beschlossen, in welche der Adel, gleich den Nicht-Adeligen, steuern sollte. In Betreff der Ablösung der mittelalterlichen Grundlasten wurde beschlossen, daß der Grundherr in den Loskauf willigen müsse, sobald der Bauer sich loskaufen wolle und könne.

Während über diese und andere brennende Fragen des Tages die lebhaftesten Verhandlungen vom ungarischen Reichstage gepflogen wurden, welche weit über die Gränzen Ungarn's hinaus Leben und Bewegung erzeugten, versetzte die Februar-Revolution ganz Europa in stürmische Bewegung.

Schlag auf Schlag trafen zu Wien die Nachrichten ein, welche die elektrischen Wirkungen der Pariser Kämpfe kund thaten. Jetzt fing man auch in Oesterreich an, die Mittel und Wege zu besprechen, wie das allgemein gefühlte Bedürfniß durchgreifender Verbesserungen befriedigt werden könne. Schon am 3. März brach Kossuth in einer gewaltigen Rede der in Wien drohenden Stabilitäts- und Familienpolitik den Stab. Er erklärte, daß nicht mehr Bajonette, sondern der eigene Wille der Völker die Staaten zusammenhielten, daß Oesterreich am Scheidewege zwischen Verfall und Wiedergeburt stehe, daß Erzherzog Ludwig der unübersteigliche Stein für jeden Schritt zum Bessern sei. Umsonst beschnitt die Censur die Rede in Ungarn und strich sie ganz in den übrigen Provinzen. In einzelnen Abdrücken und schriftlichen Auszügen oder mündlicher Ueberlieferung verbreitete sie sich über ganz Oesterreich.

In Wien gab der Gewerbeverein den ersten Anstoß zu einer Bewegung. In seiner Sitzung vom 8. März beschloß er auf den Antrag seines Vorsitzers Arthaber eine Adresse an den Kaiser, worin eine innige Annäherung an das gemeinsame deutsche Vaterland und unter dem Aushängeschilde des Vertrauens auf künftige Maßregeln eine Aenderung des Systemes verlangt wurde.

Kräftiger und entschiedener traten in den ersten Tagen des März die Bewohner Prag's auf, woselbst die Bewegung der Geister sofort einen slavisch-nationalen Charakter annahm. Doch ging man nicht weiter, als bis zu einer Adresse an den Kaiser, welche übrigens viel umfassender und bestimmter war, als diejenige des Wiener Gewerbevereins.

Um dieselbe Zeit, wie in Prag, setzten auch in Wien die Bürger eine Adreß-Bewegung in Gang. Tausende von Unterschriften, unter welchen sich diejenigen von Capitalisten, Großhändlern, Professoren und höheren Staatsbeamten fanden, gaben den Forderungen des Volkes einen gewissen Nachdruck. Am Nachmittage des 11. März übergaben zwei der ersten Urheber der Adresse diese dem auf dem Landhause versammelten ständischen Ausschusse, welcher versprach, dieselbe den Ständen zu übergeben.

Leben und Kraft kam jedoch erst am 13. in die Bewegung, als die Wiener Studenten auf den Kampfplatz traten.

Nach mannigfaltigen Vorbereitungen und Berathungen wagte an genanntem Tage die studierende Jugend Wien's einen entscheidenden Schritt. Sie versammelte sich in der Aula und begab sich von da im feierlichen Zuge zum Landhause. Ganz Wien kam dadurch in Aufregung. In begeisterter Rede ermahnte Fischhof, damals Wundarzt im Spitale, die um das Ständehaus wogende Menschenmenge zur Eintracht und muthigen Geltendmachung der politischen Großjährigkeit. Seine Rede fand tausendstimmigen Wiederklang, welcher sich in einmüthigem Verlangen nach Preßfreiheit, Religionsfreiheit, Minister-Verantwortlichkeit und Constitution kund that. Von selbst bildete sich auf diese

Weise eine bewegte Volksversammlung, an welcher der versammelte Landtag Theil nahm. Als Wortführer begab sich Fischhof in den Vorsaal des Ständesaals und trug dort dem Landtagsmarschalle Grafen Montecuccoli die Wünsche des Volkes vor. Der Graf versicherte, die Wünsche der Stände seien ganz diejenigen des Volkes. Es bildete sich auf diese Weise eine gewisse Wechselbeziehung zwischen Volk und Ständen. Die Menge wurde immer lebhafter und zog durch ihre aufgeregte Haltung die zagenden Stände in den Strudel der Bewegung. Der Präsident Montecuccoli entschloß sich, die eingekommenen Petitionen sofort dem Kaiser zu überreichen. Einige Mitglieder der Ständeversammlung wurden ihm beigegeben, zahlreiche Studenten schlossen sich an. Eine zweite Volksversammlung bildete sich unter den Fenstern Metternich's beim Eingange in die Hofburg, in welcher sich die bewegte Stimmung des Volkes deutlich kund gab. Die Menge war übrigens unbewaffnet und würde ohne Zweifel friedlich auseinander gegangen sein, wenn nicht Truppen herbeigekommen wären. Es kam zu Bajonettstößen und Kolbenschlägen von der einen, zum Abreißen der Anschlagtafeln, Zertrümmerung von Schilderhäusern und Feuerleitern von der anderen Seite. Aus der Menge ertönte in gedämpfter Stimme der Ruf: ins Zeughaus! Das Volk wich nicht von der Stelle und mehrte sich mit jedem Augenblicke. Da und dort wurde auf die versammelte Menge geschossen. Die Reiterei hieb ein, doch hinter den Reihen der Soldaten sammelten sich immer neue Massen, sobald die vor ihnen stehenden auseinander getrieben waren. Die Reiterei benahm sich mit barbarischer Grausamkeit, doch die Infanterie schoß gewöhnlich zu hoch. Sonst wäre die Zahl der Opfer weit größer geworden. Während auf den Straßen und öffentlichen Plätzen eine Revolution sich vorbereitete, drangen verschiedene Deputationen in die Hofburg, um dort die Wünsche des Volkes geltend zu machen. Fürst Metternich sagte im Beisein der Erzherzoge Albrecht und Maximilian dem Bürger Scherzer, welcher an der Spitze einer Bürger-Deputation in die Burg gekommen war: „Sie sind ein Bürger Wien's, es wäre eine Schande für solche, wenn sie im Vereine mit dem Militär einen Straßen-Crawall nicht besiegen könnten." Scherzer antwortete: „Durchlaucht, das ist kein Crawall, sondern eine Revolution, an welcher alle Stände Theil nehmen." Metternich erwiederte: „das ist nicht wahr, es sind Polen, Schweizer, Italiener, die das Volk aufwiegeln." Scherzer entgegnete: „Durchlaucht, die Petition enthält Tausende von Unterschriften aus allen Ständen; und wenn Sie einen Blick in die Straßen werfen wollten, so würden Sie sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen. Mit dem Militär können wir unmöglich zusammen wirken, es ist, seitdem man auf das Volk geschossen, verhaßt, wir allein aber sind zu schwach."

Eine Deputation drang nach der andern in die Hofburg. Der Erzherzog Albrecht sagte zu den Bürger-Offizieren, die sich eingefunden hatten: „man wolle die Bürger mit dem Militär die Wachen beziehen lassen, aber sie sollten darauf gefaßt sein, daß bei dem geringsten Widerstande geschossen werde." Die Bürger-Offiziere lehnten den Antrag einstimmig ab. Maximilian wurde wüthend und rief aus: „Nun so seid ihr auch Rebellen und man wird auch auf euch schießen." Gerade so hatte Polignac im Juli 1830 gesprochen. In diesem Augenblicke trat eine neue Deputation der Universität, welche die medizinische Facultät abgesandt hatte, in den Saal. Die Entrüstung über das brutale Verfahren der Soldaten war allgemein. Doch schon am ersten Tage zeigte es sich, daß die Regierung nicht unbedingt auf das Militär rechnen könne. Die Infanterie hatte absichtlich zu hoch geschossen und als der Erzherzog Maximilian den Befehl gab, auf die unbewaffnete, ruhig wartende Menge zu schießen, verweigerte die Artillerie schweigend den Gehorsam. Die Aufregung innerhalb und außerhalb der Hofburg nahm immer zu. Das Volk wich nicht von den Straßen, nachdem es

dunkel geworden war, und die in der Hofburg befindlichen Deputationen wurden immer dringender. Endlich öffneten sich die Flügelthüren des Conferenz=Saales. Fürst Metternich trat zu den Abgeordneten und sprach zu den Bürger=Offizieren gewendet: „Sie haben erklärt, nur mein Rücktritt vermöge die Ruhe Oesterreich's wieder herzustellen, ich effectuire ihn also mit Freuden. Ich wünsche Ihnen Glück zur neuen Regierung. Ich wünsche Oesterreich Glück." Einer der Angeredeten erwiederte: „Wir haben nichts wider Ihre durchlauchtige Person, aber alles gegen Ihr System. Darum danken wir im Namen des Volks. Vivat! Kaiser Ferdinand hoch!" In diesen Jubelruf stimmten alle Umstehenden ein, sogar die anwesende Hofdienerschaft. Dem ersten Zugeständnisse folgte ein zweites auf dem Fuße nach: die Studenten sollten Waffen erhalten, die Bürgergarde durch Einreihung aller Bürger vermehrt werden.

Tausendstimmiger Jubelruf begrüßte die Nachricht von dem Sturze Metternich's und der Bewilligung der Waffen. Den ganzen Tag über hatte die Berathung in der Hofburg gedauert. Mittlerweile hatte sich die Bevölkerung Wien's bis in die entferntesten Vorstädte erhoben. In der Vorstadt Mariahilf waren die Mauth= und Accise=Gebäude gestürmt und in Brand gesteckt worden. In den Ortschaften Fünfhaus, Sechshaus und Weidling hatten sich brodlose Arbeiter zusammengerottet. In Sechshaus wurden die Gefangenen befreit, in Braunhirschen alle Verwaltungs= und Amtsakten zerstört. Die Villa Metternich wurde vollständig verwüstet. Nur mit Hülfe der Bürgerschaft und der Studenten konnte die Regierung hoffen, die gestörte Ruhe wiederherzustellen. Darum bewilligte sie die Waffen. Als die Studenten aber erschienen, beruhigte sich schnell die aufgeregte Menge, ohne daß die wackeren Knaben von ihren Waffen hätten Gebrauch machen müssen.

Das Universitäts=Gebäude wurde schnell zum Mittelpunkte der gesammten Fortschrittsbewegung. Es erhielt in Wien eine ähnliche Bedeutung, als das Stadthaus zu Paris. Von dem Universitäts=Gebäude aus vertheilten sich Streifwachen nach allen Richtungen; dorthin kamen die Meldungen von Zerstörungen, welche da oder dort stattfanden, oder drohten. Ein zweiter Mittelpunkt politischer Thätigkeit wurde das Lokal des Lesevereins.

Die große Arbeit des 14. März bestand in der Bewaffnung des Volkes. Nach dem Zeughause drängten die Massen. Dreißigtausend Studenten, Bürger und Leute aus allen Classen erhielten Waffen, ordneten sich in Schaaren von achtzig bis einhundert Mann und zogen mit Fahnen, auf welchen stand: „Völkerverbrüderung! Ordnung und Freiheit! Preßfreiheit! Constitution!" durch die Straßen.

Doch kaum war der Regierung im Augenblicke der höchsten Gefahr ein Zugeständniß abgerungen worden, so sann sie schon auf Mittel und Wege, das Volk wieder in die alten Ketten zu schlagen. Gegen drei Uhr Nachmittags erschien eine Regierungs=Bekanntmachung, welche besagte, „der Kaiser habe beschlossen zur Wiederherstellung der Ruhe dem Feldmarschall=Lieutenant Windisch=Grätz alle nöthigen Vollmachten zu übertragen, und ihm alle Civil= und Militär=Autoritäten zu unterordnen."

Die kaum beruhigte Stadt wurde dadurch von Neuem in Aufregung versetzt. Aller Orten ertönte der Ruf: „es ist alles zurückgenommen! Man will uns mit Kanonen antworten! Rothe Bänder auf!" Das Volk drängte in Massen der Burg zu, nicht mehr hülflos und ohne Waffen, wie Tags zuvor, sondern mit aufgepflanzten Bajonetten. In der Reitschule hatten sich die angesehensten Bürger versammelt, um sich in die Bürgergarde einschreiben zu lassen. Sie sandten mehrere Deputationen in die Hofburg, welche durch

Digitized by Google

die versammelten Volksmassen einen erhöhten Nachdruck erhielten. „Preßfreiheit! Nationalgarde! Constitution!" ertönte es in tausendstimmigem Rufe.

Die Abgeordneten der Bürgerschaft konnten am 14. März weder den Kaiser, noch auch nur einen der Erzherzoge sprechen. Sie wurden an den Fürsten Windisch-Grätz verwiesen, welcher im Namen des Kaisers förmlich versprach, daß das Gewünschte morgen geschehen werde. Das gutmüthige Volk ließ sich täuschen, erleuchtete die Stadt und jubelte. Noch an demselben Tage, Nachts eilf und ein halb Uhr wurden an alle Ecken Anschlagszettel geklebt, welche der Stadt Wien erklärten, daß sie sich im Belagerungszustande befinde. Das war also das Gewünschte!

Die Bevölkerung Wien's lag jedoch noch nicht im Schlafe. Die Plakate wurden so vollständig und so rasch beseitigt, daß am folgenden Tage keines mehr übrig blieb. Der Hof mochte davon auf die Stimmung der Stadt schließen. In der Nacht vom 14. auf den 15. ging ihm die Nachricht zu, daß aus Preßburg eine Deputation, den Palatin an der Spitze eintreffen werde, um die Gewährung der Wünsche des Volkes in Wien zu verlangen. Im Schooße der kaiserlichen Familie und des Hofes machten sich verschiedene Ansichten geltend. Man sagte, der Kaiser habe erklärt: „Ich lasse nicht schießen, ich gehe fort, wenn ihr schießen laßt." Das hatte ihn aber nicht abgehalten, den Belagerungszustand verkünden zu lassen und dem Fürsten Windisch-Grätz das Leben und die Habe aller Bewohner Wien's preiszugeben Der Kaiser entschloß sich, dem Volke entgegenzukommen, sich öffentlich zu zeigen und unverzüglich eine Proklamation zu erlassen, worin dem Volke Preßfreiheit, Nationalgarde und Constitution zugesagt wurde. Der Kaiser wurde mit unbeschreiblichem Jubel empfangen und sprach bei seiner Rückkehr seinen Willen aus, dem Volke, welches ihn so liebe, eine Constitution zu gewähren. Doch was helfen die Reden eines Fürsten ohne Thatkraft und Geist? Sie können wohl für einen Augenblick das Volk täuschen und den Höflingen Schweigen auferlegen. Allein sie ändern an der wirklichen Sachlage nichts. Das System Franz' I. beruhte nicht allein auf Metternich. Tausende feiler Söldlinge, die ganze Umgebung des Kaisers mit wenigen Ausnahmen war demselben ergeben. Im Verhältnisse zu den Millionen des Volkes war die Zahl der Absolutisten Oesterreich's wohl klein, allein sie standen dem Throne am nächsten und besaßen ausschließlich dessen Vertrauen.

Um halb vier Uhr erschien ein kaiserlicher Herold und verkündete der vor der Hofburg versammelten Menge ein kaiserliches Patent, welches die Preßfreiheit, die Nationalgarde und die Einberufung von Abgeordneten der durch Bürger verstärkten Provinzialstände zum Behufe der vom Kaiser beschlossenen „Constituirung des Vaterlandes" zusagte. Der Styl dieser Kundmachung war so geschraubt, daß man ihm die Unfreiwilligkeit der Zugeständnisse wohl anmerkte. Jeder denkende Mensch mußte sich die Frage vorlegen: wird der schwache Kaiser im Stande sein, gegen den Willen seiner Minister, Räthe, Höflinge und Generale dem Volke Wort zu halten? Was sollten die ungewöhnlichen Worte „Constituirung des Vaterlands" bedeuten? Warum bediente man sich nicht der gewöhnlichen Ausdrucksweise, indem man dem Lande eine Verfassung, Constitution oder Volksvertretung versprach?

Doch wer wollte mit den Wienern darüber rechten? Sie kannten wohl den Druck, welcher seit Menschengedenken auf ihnen lastete, allein nicht die geheimen Federn, durch welchen derselbe ausgeübt wurde. Sie kannten die Geschichte Oesterreich's nur in dem Gewande, welches feile Söldlinge des Hofes ihr umgehängt hatten. Sie waren selbst viel zu gutmüthig, um eine Ahnung von der Tücke österreichischer Absolutisten zu haben.

Die Menge, welche um die Hofburg versammelt war und die Worte des Herolds mit

Digitized by Google

unermeßlichem Jubel vernahm, besaß nicht politische Bildung genug, deren verborgenen Sinn zu fassen. Die Freude war zu groß, als daß sie dem ruhigen Nachdenken eine Stimme vergönnt hätte. Die Bewegung des Volks wurde durch das Eintreffen der ungarischen Deputation noch vermehrt. Doch waren kaum achtzehn Stunden vergangen, seit der Belagerungszustand über Wien verhängt, welcher bis zu dieser Stunde nicht ausdrücklich zurückgenommen worden war.

Aehnliche Kundgebungen, wie zu Wien fanden in den meisten größeren Städten der Monarchie statt. Ueberall machte die Freude über die erhaltenen Versprechungen die Menschen unfähig, den wirklichen Stand der Verhältnisse zu überschauen. Wie auf die Zugeständnisse des 13. März der Belagerungszustand schon am 14. folgte, so begann nach den Zugeständnissen des 15. März die Reaction schon am 16. wieder ihre Thätigkeit und setzte diese so lange fort, bis der Belagerungszustand durchgeführt und der vormärzliche Zustand durch Ströme von Blut in einer, was politische Freiheit betrifft, verschlechterten Ausgabe wiederhergestellt worden war.

Selbst wenn die Regierung vom besten Geiste beseelt gewesen wäre, hätte sie die sich widerstrebenden Wünsche der verschiedenen Nationalitäten Oesterreich's nimmermehr in harmonischer Weise erfüllen können. Freiheit muß in Oesterreich mit unabweisbarer Nothwendigkeit zur Auflösung des Bandes führen, welches sich um die verschiedenen Nationalitäten schlingt und diese von einer naturgemäßen Entwickelung abhält.

Die österreichische Regierung hatte aber im März 1848 keinen guten Willen, sondern nur Angst. Nach Metternich mußten sich zwar auch Sedlnizki und einige andere minder bedeutende Leute von den Aemtern zurückziehen, so namentlich der allgemein verhaßte Bürgermeister Wien's Ritter von Czapka. Allein deswegen blieb doch die vormärzliche Regierung Oesterreich's in der Hauptsache unverändert. Der Erzherzog Ludwig stand dem Throne noch immer so nahe, als früher. Eben dieses war der Fall mit allen übrigen Erzherzogen, welche in den Kartätschen das beste Beruhigungsmittel der Völker sahen. Kaiser Ferdinand hatte keinen Willen. Er besaß weder Scharfblick, noch sittliche Kraft genug, um den Einflüsterungen seiner Umgebungen auf die Dauer einen wirksamen Widerstand entgegensetzen zu können. Noch immer waren die alten Perücken, welche mit Metternich das Land tyrannisirt hatten, Kolowrat, Kübeck, Hartig, Inzaghi u. s. w. im Amte. An der Spitze der österreichischen Heere standen aller Orten Männer, welche aus ihrem Widerwillen gegen die Zugeständnisse der Regierung gar kein Geheimniß machten. Eine Revolution, welche so geringe Zugeständnisse erwirkt, wie diejenigen des März waren, kann auf die Dauer unmöglich bestehen.

Zu den Schwierigkeiten, welche die Regierungspartei dem Fortschritt bereitete, kamen noch diejenigen hinzu, welche die nothwendigen Folgen des Druckes vergangener Zeiten waren. Für eine freie Presse, großartige Volksversammlungen, ständische Verhandlungen und die übrigen Hebel politischen Fortschritts fanden sich zwar in Oesterreich aller Orten ganz gute Anlagen, allein sie waren unentwickelt und bedurften, bevor sie zu voller Kraft gelangen konnten, Jahre langer Uebung. Daß ihr diese nicht zu Theil wurde, dafür sorgte die Regierung. Monate hindurch war übrigens die Aufregung des Volkes in allen Provinzen des Reiches so groß, daß die absolutistischen Neigungen des Hofes sich in den Schleier des Geheimnisses hüllen mußten. Die Beerdigung der gefallenen Märzkämpfer, fünfzehn an der Zahl (17. März), brachte ganz Wien von Neuem in Bewegung. Am 20. März erhielt Oesterreich Kunde von der Bildung eines neuen Ministeriums. Neu war an demselben übrigens fast nur, daß Metternich fehlte. Kolowrat, Ficquelmont,

Kübeck, Taaffe, selbst Pillersdorf waren Leute der alten Zeit. Sie konnten, wenn ihnen auch der Hof volle Freiheit ließ, keine neue Zeit über Oesterreich herbeiführen.

Die Kunde von der s. g. März-Revolution wirkte nirgends elektrischer, als im österreichischen Italien, welches schon seit dem Januar in fieberhafter Aufregung flammte. Mailand erhob sich in Waffen, Radetzki mußte (22 März) die Stadt räumen. Alles hing von der Frage ab, welche Stellung die Wiener der italienischen Revolution gegenüber einnehmen würden. Sie sahen nicht ein, daß deutsche Freiheit nur auf dem Grunde der Freiheit Europa's blühen könne. Die Wiener nahmen nicht Partei für die Italiener. Sie wagten nicht, die Sache der Freiheit über die Interessen des Hauses Habsburg zu stellen, und bereiteten sich dadurch dasselbe Schicksal, welches den Italienern auf der Spitze österreichischer Bajonette gebracht wurde.

Die kleinen Organisationen, welche sich in Wien zur Aufrechthaltung des Fortschritts bildeten, das Hauptquartier der Studenten in der Aula, der Sicherheits-Ausschuß und manche andere Vereine besaßen eine Scheingewalt, so lange die Regierung an anderen Orten ihre Streitkräfte verwenden mußte. Sie umfaßten nicht einmal alle volksthümlichen Elemente der Stadt Wien, geschweige denn Oesterreichs. Sie waren übrigens kräftig genug, der Regierung augenblickliche Verlegenheiten zu bereiten.

Die alten Minister Kolowrat und Kübeck, erkannten ihre Unfähigkeit und traten, der erste am 4. bezugsweise 19. April, der zweite schon am 3. April ab. Am 20. April schied Taaffe aus. Mittlerweile hatte aber das von ihnen am 31. März erlassene Preßgesetz allgemeine Entrüstung erweckt, welche dadurch wieder Nahrung erhielt, daß der Justizminister dasselbe an alle Gerichtsbehörden zur Nachachtung übersandte, nachdem der Minister des Innern gezwungen worden war, es zurück zu nehmen. Dasselbe Schicksal wie das Preßgesetz, hatte auch der am 14. April veröffentlichte Verfassungs-Entwurf. Die Gährung im Volke dauerte fort und brach sich Bahn, indem die Wiener die verhaßten Liguorianer aus ihrem Kloster vertrieben und deren Gönner, dem Erzbischof Milde eine Katzenmusik brachten. Eine solche wurde auch dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Ficquelmont zu Theil, worauf dieser abdankte (5. Mai). Am 15. Mai rückte die akademische Legion aus. Das Ministerium bekam Angst und bewilligte die Aufhebung der April-Verfassung und die Ausschreibung einer constituirenden Reichsversammlung, auf dem Grunde eines freisinnigen Wahlgesetzes.

Auch diese Zugeständnisse konnten übrigens das Volk nicht beruhigen, da es den bösen Willen der Regierung erkannte und einsah, daß derselben nur mit Gewalt die Freiheit abgerungen werden könne. Das Volk fing allmählig an zu fühlen, daß es verrathen werde. Dieses zeigte sich schon klar am 17. Mai, an welchem Tage der Kaiser aus Wien entfloh, um von Innsbruck aus die vom ihm damals schon beschlossene Reaktion mit größerer Sicherheit organisiren zu können. Der Versuch, welchen die in Wien zurückgebliebenen Minister (Ende Mai's) machten, die Studenten aus der Aula zu verdrängen und dadurch die einzige volksthümliche Organisation, welche einige Kraft in Wien besaß, zu sprengen, führte zu einem neuen Volksaufstande (26. Mai). Barrikaden wurden errichtet, und die Zurüstungen zum Kampfe mit solchem Nachdruck gemacht, daß die Regierung, d. h., die in Wien zurück gebliebenen Minister, deren Zugeständnisse jeden Augenblick von Innsbruck aus umgestoßen werden konnten, nachgaben. Sie bewilligten unter anderem, daß die Stadtthore in Zukunft ausschließlich von der Nationalgarde bewacht, und alles nicht zum Dienste gehörige Militär aus der Stadt entfernt werde. Eine schwache Bürgschaft der Freiheit, so lange dem Kaiser eine halbe Million Söldner zu Gebote standen, welche früher oder später herbeigezogen werden konnten.

Digitized by Google

Wie die Stadt Wien der Mittelpunkt aller deutsch-freiheitlichen, so war Prag derjenige aller slavisch-freiheitlichen Volksbewegungen. Die Wiener erkannten nicht, daß die Slaven dasselbe Recht, wie die Deutschen hätten, d. h. die Freiheit nach ihrer individuellen Auffassung zu verlangen. Am 3. Juni trat zu Prag ein großartiger Slaven-Congreß zusammen, welcher übrigens die Ansprüche der Slaven eben so sehr, oder noch mehr übertrieb, als die Wiener die Forderungen der Deutschen. Wien und Prag, statt ihre nationalen Bestrebungen in den Vordergrund zu stellen, hätten wohl gethan, sich über alle nationalen Vorurtheile hinweg zu setzen und auf der Grundlage der Freiheit und gleichen Rechtes sich gegen ihren gemeinsamen Feind, das Haus Habsburg, zu vereinigen. Davon war jedoch keine Rede. Die Prager dachten nicht daran, sich des guten Willens der Wiener zu versichern. Es kam zwischen ihnen und den österreichischen Truppen (13., 14., 15., 16. und 17 Juni) zu einem Kampfe, welcher weit blutiger war, als die Wiener März-Revolution. Die Prager hatten 46 Tode und 111 Verwundete. Fürst Windischgrätz warf den Aufstand mit Kanonen und Bajonetten nieder, verlor aber seine eigene Gattin, welche gleich im Anfange des Kampfes erschossen wurde, als sie hinter einem Vorhange stehend durch die Fenster sah.

Derselbe Belagerungszustand, welcher den Wienern in der Nacht vom 14. auf den 15. März angedroht worden war, hatte dem Fürsten Windischgrätz die Mittel zur Niederwerfung der Prager geboten. Die Wiener ahnten nicht, daß ihnen dasselbe Schicksal bevorstehe. Sie hielten ihre Sache für weit besser, als diejenige der Prager. Das Haus Habsburg aber machte keinen Unterschied zwischen den Leuten, welche es Rebellen nannte.

Am 24. Juni erklärte Erzherzog Johann, als Alter-Ego Ferdinand's: „Von einer Reaction ist keine Rede; sie ist ganz unmöglich. Mein Kaiser ist ein ehrlicher Mann und wird halten, was er versprochen hat." Vielleicht wußte Johann damals selbst noch nicht, daß ihm nur aus dem Grunde, nach allen früher erlittenen Demüthigungen, so hohe Ehren zu Theil wurden, weil man ihn für die beste Brücke hielt, auf welcher die Reaction zurückkehren konnte.

Am 10. Juli trat der Reichstag in Wien zusammen. Er zählte dreihundertdreiundachtzig Abgeordnete, darunter einhundertneunzig Slaven, einige Romänen aus der Bukowina, Italiener aus Süd-Tyrol und Dalmatien, die übrigen, also die Minorität, waren Deutsche. Die Abgeordneten theilten sich, der Zunge nach, in sieben Sprachen. Thatsächlich blieb übrigens, trotz mancher Einwendungen, das Deutsche Geschäftssprache.

Am 22. Juli eröffnete der Erzherzog Johann den Reichstag. Die wichtigste Stelle seiner Rede war die folgende: „Der Krieg in Italien ist nicht gegen die Freiheitsbestrebungen der italienischen Völker gerichtet, er hat den ersten Zweck: unter vollständiger Anerkennung der Nationalität, die Ehre der österreichischen Waffen gegenüber den italienischen Mächten zu behaupten und die wichtigsten Interessen des Staates zu bewahren." Eine Regierung, welche solchen Unsinn öffentlich aussprach, war fähig zu jeder Gewaltthat und eine Versammlung, welche denselben anhörte, ohne ihm mit Energie entgegen zu treten, war nicht fähig, derselben die Spitze zu bieten. Vierzehn Tage (vom 10. bis 24. Juli), brauchte der Reichstag, um sich nur zu constituiren. Eine Versammlung von Geist und Kraft hätte in dieser Zeit schon den Grund zu einer neuen Organisation des Reiches gelegt. Dem österreichischen Reichstage schien aber die Rückkehr des Kaisers die Hauptsache zu sein. Am 12. August kam der Kaiser endlich, wenn nicht nach Wien, so doch in dessen Nähe, nach Schönbrunn zurück.

Die Verhandlungen des Reichstages blieben nach, wie vor, schleppend. Am 8. August

Digitized by Google

begründete Hans Kudlich den von ihm schon am 12. Juli angekündigten Antrag: „von nun an ist das Unterthänigkeitsverhältniß sammt allen daraus entspringenden Rechten und Pflichten aufgehoben, vorbehältlich der Bestimmung, ob und wie eine Entschädigung zu leisten sei. Die Verhandlungen über denselben füllten einen ganzen Monat aus. Die Unterthänigkeit hörte zwar am 7. September auf, mittlerweile hatte aber die Reaction dermaßen an Kraft zugenommen, daß für irgend eine andere Reform-Maßregel nur wenig Hoffnung mehr vorhanden war.

Um diese Zeit war es der österreichischen Regierung gelungen, die italienischen Provinzen zu einem Waffenstillstande zu zwingen (9. August), nachdem sie Mailand wieder erobert hatte. Die schwachen Aufstandsbewegungen, welche in Galizien stattgefunden hatten (namentlich 22. März), waren niedergeworfen und das gesammte slavische Element war durch Zersprengung des Congresses von Prag vollständig gebeugt. Nur Wien und Ungarn blieben noch zu bändigen, um den vormärzlichen Zustand wieder herzustellen. So klar diese Lage der Dinge war, wurde sie doch weder von den Wienern, noch von den Ungarn erkannt, vielmehr dachten beide, ihre Verhältnisse seien ganz anders beschaffen, als diejenigen der Italiener, Polen und Czechen. In der That war aber die Frage nur, über wen die drohende Wetterwolke zuerst platzen sollte, über Wien oder über Ungarn? Alle Anzeichen deuteten darauf, daß Ungarn zuerst in Angriff genommen werden solle. Im Drange der Noth hatten die Habsburger diesem Reiche bedeutende Zugeständnisse gemacht, namentlich die Einsetzung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums (11. April 1848). Die Hauptpersonen desselben waren Ludwig Batthiany und Ludwig Kossuth. Wenn dieses Ministerium im Geiste der Freiheit kühn vorangeschritten wäre, so hätte das Haus Habsburg den Ungarn nie wieder sein Joch auferlegen können. Allein Batthiany und die eine Hälfte des Ministeriums besaßen noch zu große Vorliebe für das Königthum und steckten noch zu tief in aristokratischen Vorurtheilen, als daß sie einer klaren Anschauung der Dinge fähig gewesen wären. Kossuth und der andere Theil des Ministeriums hegten nationale Befangenheiten, welche ihnen nicht gestatteten, gegen die zu Ungarn gehörenden, nicht-magyarischen Elemente schonend und billig zu sein. Beide Theile kamen darin überein, daß sie sich einbildeten, Ungarn könne für sich allein seine verfassungsmäßige Freiheit behaupten.

Die Regierung, welche immer schon im Augenblicke, da sie gezwungen ein Zugeständniß machte, auf Mittel und Wege sann, dasselbe zurückzunehmen, nährte insgeheim die feindliche Stimmung, welche die verschiedenen slavischen und ein Theil der deutschen Bewohner Ungarn's gegen das Magyarenthum hegten. Von vierzehn Millionen Köpfen, welche Ungarn enthielt, waren nur fünf Millionen magyarischen Ursprungs, welche den Mittelpunkt des Landes und den westlichen Theil Siebenbürgen's inne hatten. Rings an den Gränzen Ungarn's wohnten Slovaken, Croaten, Ruthenen, Raitzen, Wallachen und Deutsche, welche nur durch ein sehr rücksichtsvolles Benehmen der ungarischen Regierung für die gemeinsame Sache hätten gewonnen werden können.

Die kleinen Beschwerden, welche diese verschiedenen Stämme gegen die ungarische Regierung hatten, wären ohne Zweifel leicht ausgeglichen worden, hätte die österreichische Regierung nicht mit aller Macht daran gearbeitet, den kleinen Riß, welcher zwischen Magyaren und Nicht-Magyaren bestand, zu einem gähnenden Abgrunde zu erweitern. Der Banus von Croatien, Freiherr Joseph von Jellachich, war das Werkzeug, welches das Haus Habsburg ausersah, den Krieg, den es selbst nicht offen gegen Ungarn zu führen wagte, zu beginnen. Die Ungarn durchschauten die Intrigue nicht. Sie glaubten noch immer, theilweise wenigstens, den trügerischen Versprechungen der Habsburger. Im

Digitized by Google

Augenblicke, da die österreichische Regierung den Krieg gegen Ungarn schon durch Jellachich führte, verlangte sie von Ungarn „die Mittel zur Unterdrückung der Unruhen in Italien," und die Mehrheit auf dem ungarischen Reichstage war blind genug, auf Kossuth's Antrag dieselben (11. Juli) zu gewähren. Die Mehrheit des Reichstags vermeinte außerordentlich klug zu handeln, indem sie diesen Beschluß faßte. Sie hatte dabei allerdings ihre Hintergedanken, als sie mit 236 gegen 33 Stimmen die perfid gestellte Frage zu Gunsten des Hauses Habsburg entschied. Dieselbe wurde gefaßt, wie folgt: „will Ungarn durch seine ungesetzliche Passivität, die Fraction Carlo Alberto's und ihn selbst stärken, oder will Ungarn seinem König, der doch gewiß größere Rechte auf das von dem Sardenkönig usurpirte Königthum hat, einen ehrenvollen Frieden erkämpfen helfen, welcher nur allein jene Freiheit und Unabhängigkeit gewähren kann, welche im Wunsche der italienischen Bevölkerung, Diplomatie und Kriegsgewalt liegt?"

Diese Fragestellung beweist deutlich, daß die Mehrheit des ungarischen Reichstages in der habsburgischen Schule zuviel gelernt hatte, um den Völkern Europa's das Banner der Freiheit vorantragen zu können. Die Nachgiebigkeit, welche der ungarische Reichstag dem Hause Habsburg bewies, verhinderte den Krieg mit demselben nicht, entzog den Ungarn aber manche Sympathien, namentlich diejenigen der Italiener und verminderte ihre Widerstandskraft gegenüber ihren Feinden.

Die vom Hause Habsburg aufgehetzten Raitzen überfielen die Magyaren mit Raub, Mord und Brand und metzelten ohne Unterschied Männer, Weiber und Kinder nieder. Um dieselbe Zeit, da dieses geschah, verzögerte der Kaiser die Sanction des Recrutirungs- und Finanzgesetzes, welches allein der ungarischen Regierung die Mittel geboten hätte, sich gegen diese feindlichen Angriffe zur Wehr zu setzen. Als sich gerade deshalb eine Monster-Deputation (9. September) in Wien befand, ging dieser die authentische Nachricht zu, daß Jellachich, welcher eine Zeit lang zum Scheine von dem Hofe verleugnet worden war, in seine Aemter und Würden wieder eingesetzt worden sei. Der österreichische Reichstag, an welchen sich die Ungarn noch wandten, versagte diesen das Gehör. Jellachich brach mit seinen Croaten plündernd und mordend in Ungarn ein. Jetzt konnte auch der befangenste Ungar sich über die wirklichen Absichten der österreichischen Regierung nicht mehr täuschen. Im Augenblicke der Gefahr entfloh der Palatin von Ungarn, Erzherzog Stephan. Die österreichische Regierung schickte an dessen Stelle den Grafen Lamberg nach Ungarn. Während der Reichstag sich über die dem Grafen verliehenen Vollmachten berieth, erschlug diesen das Volk auf der Pesth-Ofener Brücke (28. September). Tags darauf fand die erste Schlacht zwischen Croaten und Magyaren, nur drei Stunden von Ofen entfernt, bei Velencze statt. Jellachich wurde auf's Haupt geschlagen. Doch General Moga, welcher ihn leicht hätte vollständig aufreiben können, verfolgte ihn nicht.

Nachdem in solcher Weise der Kampf begonnen hatte, erließ Ferdinand ein Manifest, wodurch er die ungarische National-Versammlung und deren Beschlüsse aufhob und den Erbfeind Ungarn's, Jellachich, zu seinem schrankenlosen Alter-Ego in Ungarn ernannte.

Dieser Beschluß machte es allen denkenden und kräftigen Bewohnern Wien's klar, was sie zu erwarten hätten, falls die österreichische Regierung die Zeit für gekommen halten würde, mit ihnen abzurechnen. Der österreichische Reichstag hatte durch seine Schlaffheit alle Sympathien im Schooße des bessern Theiles des Volkes verloren. Er hatte noch am 19. September die ihm von dem ungarischen Reichstag gebotene Hand zurückgewiesen. Auch jetzt, da es sich darum handelte, Ungarn mit Waffengewalt zu unterwerfen, wußte der Reichstag nichts zum Schutze der Freiheit zu beschließen. Die Bevölkerung Wien's erkannte, daß der Reichstag die Sache der Freiheit elend zu Grunde gehen lassen würde,

Digitized by Google

falls sie nicht auf den Schauplatz träte. Das deutsche Grenadierbataillon sollte von Wien abmarschiren, um die Ungarn unterdrücken zu helfen. Am Morgen des 6. October sollte es vermittelst der Eisenbahn dahin gebracht werden. Die Grenadiere selbst besaßen politische Bildung genug, um die Folgen dieses Schrittes zu erkennen. Die Bevölkerung Wien's widersetzte sich dem Abmarsche. Es kam zum Kampfe. Das Volk siegte, drang in das Zeughaus, entdeckte unmittelbar vor demselben den Kriegsminister Latour, den Verräther, welcher alle Ränke zum Verderben Ungarn's gesponnen hatte, den Despotenknecht, in dessen Händen alle geheimen Fäden auch gegen die Freiheit des österreichischen Volkes zusammenliefen, schlug ihn nieder und hängte dessen Leiche an einen Laternenpfahl.

Das Ministerium war gesprengt. Der Kaiser entfloh (am 7. October Morgens) aus Schönbrunn, Niemand wußte, wohin. Er hinterließ aber eine Proclamation, welche andeutete, daß er Wien mit Waffengewalt zu bändigen gedenke. Jetzt galt es, die Scheide wegzuwerfen, sich mit den Ungarn zu verbinden und den Kampf für die Freiheit muthig auszufechten. Doch dieses geschah nicht. Keine provisorische Regierung ergriff die Zügel der Gewalt und rief die Völker Oesterreich's und ganz Deutschland's zu den Waffen. Der Reichstag war durchaus unfähig zu irgend einer großartigen Thätigkeit. Am 16. October erhielt Fürst Windischgrätz, der Mann, welcher schon in der Nacht vom 14. auf den 15. März auserseben worden war, die Segnungen des Belagerungszustandes über Wien zu verhängen, den Oberbefehl über alle Truppenkörper (die italienische Armee ausgenommen). Am 22. wurde der Reichstag vertagt und zum 15. November nach Kremsier in Mähren zusammen berufen, — in augenscheinlicher Verletzung der Rechte einer constituirenden Versammlung. Kein besonnener Mensch konnte darüber im Zweifel sein, daß diese Vertagung nichts weiter sei, als der Uebergang zur Auflösung des Reichstages und zu den vormärzlichen Zuständen.

Von Tag zu Tag nahm die Gefahr zu. Da der Reichstag und die Gemeindebehörden nicht den Muth dazu besaßen, forderten die revolutionären Kräfte Wien's (am 17. October) die Ungarn zur Hülfeleistung auf. Auch ohne solche hatten die Magyaren die Pflicht, die Wiener nicht im Stiche zu lassen. Die Märzrevolution von Wien hatte nicht blos der Freiheit der deutschen, sondern auch der ungarischen Provinzen Oesterreich's eine Bahn gebrochen. Die October-Revolution bewirkte, daß die Croaten unter Jellachich den ungarischen Boden verließen und daß die gegen die Magyaren bestimmten übrigen Truppen sich gegen Wien, statt gegen Ungarn, wandten. Der Feind der Wiener und der Ungarn war einer und derselbe. Es unterlag keinem Zweifel, daß nur die Belagerung Wien's die österreichischen Truppen abhielt, über Ungarn hereinzubrechen. Diese hätten daher den Kampf um Wien als ihre eigene Sache betrachten und ausfechten müssen. Wenn sie dieses gethan und in dieser Richtung wenigstens nach dem 6. October gehandelt, hätten sie Wien und mit dieser Hauptstadt Oesterreich's zugleich ihre eigene Freiheit retten können.

Nicht an materiellen Mitteln, nicht an Geld und Soldaten fehlte es der österreichischen Revolution, sondern an idealen Hülfsquellen, am richtigen Verständnisse der Sachlage, an großartiger Erhebung über Provinzialgrenzen und Förmlichkeiten. Die Abgesandten des Frankfurter Parlaments: Robert Blum, Julius Fröbel, Moritz Hartmann und Trampusch konnten an der Lage der Dinge nichts verändern.

Am 19. October war die Einschließung Wien's schon beinahe vollständig. Am 28. October begann der Kampf. Er dauerte bis zum 31. Eine Zeit lang hatten die Wiener gehofft, durch die Ungarn gerettet zu werden. Am 30. kämpften diese an der Leitha gegen die ihnen entgegen gerückte österreichische Heeresabtheilung. Ihre Macht war

Digitized by Google

jedoch zu klein. Sie mußte sich zurückziehen. Zu keinem Zwecke hätten die ungarischen Truppen besser verwendet werden können, als zur Rettung Wien's. Am 31. October zogen die habsburgischen Soldknechte in Wien ein. Die Croaten wütheten gleich losgelassenen Bestien, ihr Führer Windischgrätz gleich einer giftigen Schlange. Die niedere Soldateska hatte keinen Unterschied gemacht zwischen Männern und Frauen, Erwachsenen und Kindern. Ihr Führer Windischgrätz suchte die edelsten, die entschlossensten, die begeistertsten Freiheitskämpfer als Opfer seiner Rache aus: Robert Blum, Messenhauser, Jellineck und wie sie alle heißen, die unvergeßlichen Märtyrer, deren vergossenes Blut seiner Zeit noch Tausende in den Kampf der Freiheit treiben wird.

Mit der Eroberung Wien's und dem Belagerungszustande, welchen Windischgrätz handhabte, war thatsächlich die Wiener Revolution beendigt. Was in Kremsier noch vom Reichstage verhandelt wurde, war nichts weiter, als eine Komödie, welche die österreichische Regierung spielte, bis sie glaubte, die ungarische Revolution gleichfalls niedergeworfen zu haben und daher keiner Larve mehr zu bedürfen. Am 2. Dezember dankte Ferdinand, in Uebereinstimmung mit seinem Bruder Franz Karl, zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph ab. Am 7. März 1849 fanden die Abgeordneten ihren Sitzungssaal von Soldaten besetzt. Eine vom 4. März datirte s. g. Verfassung, welche der Kaiser selbst hatte entwerfen lassen, machte den österreichischen Reichstag überflüssig.

Wie sich die österreichische Regierung nur allmählig Zugeständnisse hatte abnöthigen lassen und den Hintergedanken, diese zurückzunehmen, festhielt, so kehrte sie Schritt für Schritt zu dem alten Absolutismus zurück. Der erste Schritt dazu war die Ernennung des Fürsten Windischgrätz zum Generalissimus der österreichischen Heere, der zweite die Verlegung des Reichstags von Wien nach Kremsier, der dritte die Erstürmung Wien's und die dort von Windischgrätz geübte Schreckensherrschaft, der vierte die Auflösung des Reichstages nebst Octroyirung der neuen Verfassung, der fünfte und letzte bestand in der Beseitigung auch dieser Octroyirung.

Ob diese Schwankungen mit klarem Bewußtsein geschahen, oder ohne solches, gilt gleichviel. Die Dummköpfe sahen nicht klar, die Schlauköpfe wußten, was sie wollten, die zwischen beiden hin und her schwankenden Bedientenseelen folgten den ihnen von da und dort zugehenden Anregungen.

Der Reichstag erlitt das Schicksal, welches er nach den Octobertagen nicht mehr von sich abwenden konnte. Er hatte zu bald vergessen, daß er selbst ein Kind der Revolution sei und nicht erkannt, daß er nur durch revolutionäre Mittel sein Dasein erhalten könne. Seine Verhandlungen waren viel zu schleppend, als daß sie das Feuer der Revolution in Kraft erhalten, seine Maßregeln zu schwach, als daß sie eine dauernde Gewalt gründen konnten. Er unterlag im Kampfe mit dem Despotismus. Spießbürgerlich, wie seine Wirksamkeit, war auch sein Ende.

Groß, wie sie gewirkt und gestrebt hatte, ging die Aula unter. Von ihr sang der Freiheitsdichter Schnauser:

In den Octobertagen
Da schwangen sie den Hut,
Da haben sie geschlagen,
Heut — liegen sie im Blut!
Todt sind die kühnen Knaben,
Todt ist die Legion,
Und mit ihr ward begraben
Die deutsche Nation.

Digitized by Google

Doch das Volk, welches eine Wiener Legion erzeugte, wird auch eine zweite und dritte schaffen, wenn es sich aus seinem Grabe erhebt.

Wenn wir auf die Zeit vom März bis zum November zurückblicken, läßt sich nicht läugnen, daß Fehler gemacht wurden. Der erste und größte bestand in der Schlaffheit der großen Masse sowohl der Bauern, als der Bürger, dann aber auch von Seiten des aufopferungsfähigen und begeisterten Theiles des Volkes in der mangelhaften Zusammenwirkung und in der Verkennung des Wechselverhältnisses zwischen einer revolutionären That und deren Folgen. Nirgends erkannte man die Sammtverbindlichkeit der Revolution, den gleichen Anspruch, welchen Italiener, Polen, Ungarn und Czechen auf Verbesserung und Nationalisirung ihrer Zustände hatten. Nirgends benutzte man die Gunst des Augenblicks, namentlich in den Octobertagen. Eine so wichtige Action, als diejenige des Zeughaussturmes und der Tödtung des Kriegsministers Latour durfte nicht ohne wenigstens voraussichtliche Zustimmung der Mehrheit der Fortschrittspartei unternommen, mußte aber jedenfalls nachher von derselben als Anfangspunkt eines neuen Stadiums der Revolution betrachtet werden. Die Tödtung eines vertrauten Ministers verzeiht eine Dynastie nicht. Entweder mußte man den Verräther im Amte lassen, oder den demselben gegebenen Tod als Lossagung vom Hause Habsburg behandeln. Kampf auf Tod und Leben mußte die Losung nach dieser That sein, wenn man verhüten wollte, was später eintraf.

Die Leute, welche auf eigene Faust das Zeughaus stürmten, mußten die Staatsgewalt in die Hand nehmen. Wollten, oder konnten sie dieses nicht, so machten sie sich eines unverantwortlichen Fehlers schuldig, welcher den Untergang der Revolution in seinem Gefolge haben mußte.

Wien und der Reichstag waren unterworfen. Doch noch standen die Ungarn und Italiener im Felde.

Die Belagerung Wien's hatte den Ungarn Zeit gegeben, sich zu rüsten. Nach der Einnahme dieses Bollwerks der Freiheit rückte Fürst Windischgrätz nach Osten. Die ungarischen Heere und der Reichstag zogen sich zurück. Windischgrätz zog triumphirend in Buda=Pesth ein (5. Januar 1849). Schon glaubte er, die Rebellen vollständig bezwungen zu haben. Doch allmälig vereinigten sich die verschiedenen Heeresabtheilungen der Ungarn. Die Schlacht von Kapolna (27. Februar), in welcher die Ungarn der österreichischen Uebermacht zwar weichen mußten, allein erst nach einem furchtbaren Kampfe, reichte nicht hin, den verblendeten österreichischen Oberfeldherrn zu enttäuschen. Er fuhr fort, die „Vernichtung der Rebellen" an den Hof zu berichten. Eine Reihe von Gefechten: bei Kerecsed, Egerfarmas, Porouszlo, bei Szolnok und anderen Orten, in welchen die Ungarn unter Perczel, Klapka und Görgei siegten, bewiesen endlich, wenn nicht dem österreichischen Hofe, so doch dem Ungarnvolke, daß die Soldknechte der Despoten nicht unüberwindlich seien.

Noch größere Siege, als in Ungarn, erfochten die Freiheitskämpfer in Siebenbürgen. Dort stand der Pole Bem, welcher vergeblich versucht hatte, Wien zu retten, an ihrer Spitze. Am Neujahrstage 1849 rückte derselbe mit einem selbstgeschaffenen Heere von kaum neuntausend Mann in Siebenbürgen ein, schlug zuerst die überlegenen Streitkräfte des österreichischen Feldmarschall=Lieutenant Wardener, und schon am 9. Januar die Hauptmacht des Feindes vor Kolosvar. Am 16. Januar brachte er dem General=Lieutenant Malkowski eine entscheidende Niederlage bei und erbeutete alle Geschütze und das ganze Gepäck der Oesterreicher. Am 21. Januar kam es vor Hermannstadt zur Schlacht. Der Kampf dauerte von 7 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags. Fünfzehn=

Digitized by Google

tausend Mann unter Bem standen gegen fünfundzwanzigtausend Mann unter Puchner. Dort erwarben die Ueberreste der Wiener Legion, welche auch nach dem Falle der Aula den Kampf der Freiheit fortsetzten, neuen unsterblichen Ruhm. Die Schlacht blieb unentschieden. Doch schon am 9. Februar schlug Bem die Oesterreicher unter Puchner bei der Brücke von Piske auf's Haupt, und Tags darauf (10. Februar) die Reste des feindlichen Heeres bei Alvincz.

Auf allen Punkten bis zur Vernichtung geschlagen, warfen sich die Oesterreicher den Russen in die Arme. Am 1. Februar rückten viertausend Mann derselben unter General Engelhard in Kronstadt, am 4. desselben Monats sechstausend Mann in Hermannstadt ein. Als dieses auf dem Reichstage zu Kremsier zur Sprache gebracht wurde, läugnete das Ministerium in gewohnter Frechheit jede Mitwissenschaft. Am 11. März trieb Bem die Russen aus Hermannstadt und durch den Rothenthurmpaß aus Siebenbürgen. Am 15. März schlug er die Oesterreicher unter Puchner bis zur Vernichtung. Am 20. März eroberte er Kronstadt. Russen und Oesterreicher mußten sich mit Zurücklassung aller ihrer Geschütze, Munition, Verwundeten und ihres ganzen Gepäckes nach der Wallachei flüchten.

Außer den kleinen Festungen Karlsburg und Deva war (21. März) ganz Siebenbürgen in Bem's Gewalt. In der ganzen neueren Kriegsgeschichte ist mir kein Kampf bekannt, welcher einem Feldherrn zu größerem Ruhme gereichte, als der Feldzug in Siebenbürgen während der drei ersten Monate des Jahres 1849 zur Ehre Bem's. Dieser hochherzige Pole zeichnete sich gleichmäßig durch seine militärischen, wie durch seine rein menschlichen Eigenschaften aus. Er verstand es, nicht blos seine Krieger, sondern auch die ganze Bevölkerung Siebenbürgen's, mit alleiniger Ausnahme der daselbst wohnenden Wallachen, für die von ihm vertretene Sache der Freiheit zu begeistern. Wäre er, statt des Verräthers Görgei, an der Spitze des ungarischen Hauptheeres gestanden, so hätte der Feldzug des Jahres 1849 wohl eine andere Wendung genommen, obgleich ich nicht glaube, daß der Freiheitskampf selbst dadurch einen wesentlich verschiedenen Ausgang erhalten hätte. Denn die Ursache des Scheiterns der Freiheitsbestrebungen der Jahre 1848 und 1849 lag viel tiefer, als im Heeresbefehle. Dieser wäre zur rechten Zeit und schnell verändert worden, falls die ungarische Regierung, der ungarische Reichstag und das ungarische Volk auf einer höheren Stufe politischer Bildung gestanden hätten.

Der Kampf gegen Oesterreich nahm eine für die Ungarn immer günstigere Wendung. Am 1. April schlug Dembinski, welchem der Oberbefehl über die ungarischen Heere zugetheilt worden war, die Oesterreicher bei Hatvan. Allein dieselbe Ernennung, welche unter anderen Umständen Ungarn die größten Vortheile hätte bringen können, stürzte das Land in's Verderben, indem Görgei's fluchbeladener Ehrgeiz nicht ertragen konnte, daß ihm der Oberbefehl nicht zu Theil geworden war. Von dieser Zeit an sind die Spuren des von ihm später vollzogenen Verrathes schon sichtbar. Am 4. April erlitt der linke und der rechte Flügel der Oesterreicher bei Tapirpicske eine Niederlage und am 6. April wurde das gesammte österreichische Heer unter Windischgrätz bei Gedölö auf's Haupt geschlagen. Am 9. April verloren die Oesterreicher die Schlacht bei Waitzen. Jetzt wurde Windischgrätz abberufen. Sein Hochmuth war von den Ungarn gezüchtigt worden. Am 19. April erlitten die Oesterreicher unter Wohlgemuth schwere Verluste im Dorfe Napp-Serlo.

Doch alle diese Siege verloren ihre Bedeutung dadurch, daß es dem Verräther Görge gelungen war, Dembinski zu verdrängen und das Kriegsministerium und den Oberbefehl über das Heer an sich zu reißen. Er rückte (24. April) ohne auf Widerstand zu stoßen in die Festung Komorn ein. Am 28. April schlug er die Oesterreicher in der Nähe von

Komorn unter Welden. Allein damit endigte Görgei's Siegesbahn, und es begann sein Verrath.

Jetzt galt es, die Fahne der Freiheit über die engen Grenzen Ungarn's hinaus zu tragen, den braven Wienern, welche den ersten Anstoß zur Freiheitsbewegung auch den Ungarn gegeben hatten, das Joch des Belagerungszustandes abzunehmen und alle Völker Europa's zum Kampfe gegen die Despoten aufzurufen. Diese erkannten besser, als die Völker die Sammtverbindlichkeit ihrer Interessen. Bevor die Ungarn es ahnten, hatten die Kaiser von Oesterreich und Rußland schon den Bund gegen Ungarn geschlossen. Der Tag, an welchem der Vertrag zu Stande kam, ist zur Zeit noch nicht ermittelt, doch da die Russen schon am 1. und 4. Februar in Siebenbürgen eingerückt waren, mußte damals schon thatsächlich der Bund geschlossen gewesen sein und es handelte sich seit dieser Zeit nur noch um die Frage, in welcher Art und Weise die russischen Horden dem österreichischen Kaiser zu Hülfe ziehen sollten.

Seit länger als einem Jahre bestand thatsächlich, wenn es auch nicht offen zugestanden wurde, Krieg zwischen Ungarn und dem Hause Habsburg. Blutige Schlachten waren geschlagen worden. Ein Abgrund hatte sich zwischen dem ungarischen Volke und dem Hause Habsburg gebildet, welcher von den Ungarn mit Recht als unübersteigliche Scheidewand betrachtet wurde. Am 15. April 1849 sagte sich der ungarische Reichstag einstimmig vom Hause Habsburg los. Nachdem dieser Schritt zur Kunde der österreichischen Regierung gelangt war, glaubte sie das bisher sorgfältig bewahrte Geheimniß ihres Bundes mit Rußland nicht mehr zurückhalten zu müssen. Am 1. Mai erschien zu Wien die offizielle Kundmachung des mit Rußland abgeschlossenen Vertrages. Die Ungarn mußten jetzt wenigstens erkennen, daß nur ein Bund der Völker die Kraft besitze, den Bund der Despoten zu zersplittern. Doch nichts geschah in dieser Richtung. Dem Bunde, welchen das Haus Habsburg mit dem russischen Czaaren abgeschlossen hatte, stand ein zweiter zur Seite mit dem Verräther Görgei. Dieser sorgte dafür, daß von dieser Zeit an keine kriegerische Bewegung von Erheblichkeit mehr stattfand. Zwar wurde (am 21. Mai) die bis dahin von den Oesterreichern besetzte Stadt Ofen erobert, allein da sie keine eigentliche Festung war, so hatte dieser Sieg weniger eine militärische, als eine politische Bedeutung. Weit größere Resultate hätten erzielt werden können, wenn die Ungarn, statt von Komorn zurück, in westlicher Richtung vorwärts gerückt wären. Mehr als ein Monat der kostbarsten Zeit ging durch die Belagerung Ofen's verloren. Görgei traf seine Maßregeln so, daß die unter seinen Befehlen stehende Kriegsmacht immer mehr geschwächt werden mußte. Die Regierung besaß nicht die Kraft, ihn abzusetzen. Sie entzog ihm zwar das Kriegsministerium, ließ ihn aber an der Spitze des Heeres, welches er dem Untergange gewidmet hatte. Es ist vollkommen bewiesen, daß Görgei alle seine Märsche mit den russischen Feldherren abkartete und alle Treffen, welche seine Truppen den Russen lieferten, so einrichtete, daß die Ungarn geschlagen werden mußten. Die Regierung, welche sich von Pesth nach Szegedin und von da nach Arad zurückgezogen hatte, sank in immer größere Entmuthigung. Sie verlieh (11. August 1849) Görgei die oberste Civil- und Militärgewalt, von welcher er keinen andern Gebrauch machte, als daß er die Reste seines Heeres, welche noch achtundzwanzigtausend Mann und einhundert und zweiundvierzig Kanonen betrugen, bei Vilagos die Waffen strecken ließ.

Am 5. October übergab Klapka die Festung Komorn, erhielt jedoch freien Abzug der Garnison, Pässe in das Ausland und einige pecuniäre Vortheile für die unter seinen Befehlen stehenden Truppen zugesichert. Tags darauf ließ das Haus Habsburg zu Arad, die Führer des Kampfes, welche durch Verrath in seine Hände gefallen waren: Beczey

Aulich, Török, Lahner, Pöltenberg, Nagy-Sandor, Knezich, Leiningen, Damjanich, Kis, Dessewfy, Lázár und Schweidel — hinrichten. Zu Pesth fielen durch Henkershand: Graf Ludwig Bathyány, Fürst Waroniezki, Giron, Abancourt, Baron Perényi, Szacsvay, Minister Csányi und Baron Jeßenak.

Begnadigung zu Pulver und Blei wurde die Losung. Die Männer, welche dem Tode entgingen, verfielen dem Kerker. Die Jugend wurde als Kanonenfutter in die österreichischen Regimenter gesteckt. Die Frauen wurden geprügelt. Weder Ferdinand VII. von Spanien, noch Ferdinand I. von beiden Sicilien, nur der Bundesgenosse des Hauses Habsburg, nicht der legitime Romanoff, sondern der Bastard Soltikow, Nicolaus I. hatte in ähnlicher Weise gegen die Polen gewüthet. Doch nicht alle Führer der Ungarn fielen in die Hände der habsburgischen Henker. Kossuth, Bem, Guyon, Messaros, Dembinski, Perczel, Kmetty und andere konnten sich durch die Flucht retten.

Venedig, die letzte Stätte der Freiheit im österreichischen Italien, war schon (am 30. August) gefallen.*)

Auf diese Weise erreichte die österreichische Revolution der Jahre 1848 und 1849 ihr Ende, allein die Resultate, zu welchen dieselbe geführt hatte, konnten nicht ungeschehen gemacht werden. Der gesammte Bauernstand der Monarchie blieb von den ihm durch den Reichstag abgenommenen mittelalterlichen Diensten und Abgaben frei. Dieser Erfolg allein war des während und nach der Revolution vergossenen Blutes werth.

Außer diesem unmittelbar praktischen Resultate wurden aber die für die Zukunft Oesterreich's und der gesammten Menschheit bedeutungsvollsten Lehren zu klarer Anschauung gebracht.

Alle sowohl zu Wien, als zu Prag, zu Lemberg und Pesth aufgetretenen Volksvertreter waren darin einstimmig, daß sie nach größerer Freiheit verlangten. Allein die Deutschen verstanden darunter etwas ganz anderes, als die Slaven, und diese etwas anderes, als die Ungarn und die Italiener. Ja, selbst unter den Slaven herrschten mannichfaltige Meinungsverschiedenheiten zwischen Czechen, Polen, Ruthenen und Romänen. Die Verschiedenheit der Sprachen erschwerte bei dem Slaven-Congresse zu Prag und auf dem Reichstage zu Wien alle Verhandlungen. Sie war aber selbst nur ein Symbol der weit tiefer liegenden, inneren Verschiedenartigkeit der unter dem Hause Habsburg vereinigten Nationalitäten.

Die Revolution des Jahres 1848 hatte die Oesterreicher aller Provinzen überrascht. Weder Deutsche, noch Ungarn, weder Czechen, noch Romänen und Ruthenen waren sich ganz klar darüber, was sie eigentlich wollten. Nur die Italiener und die polnischen Grundherren wußten dieses, wagten aber nur theilweise, es unumwunden auszusprechen. Die Italiener wollten ein selbständiges Italien, die polnischen Adeligen ein unabhängiges Polenreich. Die Deutschen trachteten im Allgemeinen darnach, das deutsche Element, die Slaven das slavische auf den Herrscherstuhl zu erheben. Allein über die Art und Weise, wie dieses geschehen sollte, waltete in beiden Lagern wiederum die größte Meinungsverschiedenheit ob. Ein Theil der Slaven wollte einen Einheitsstaat auf slavischer Grundlage, der andere einen Staatenbund. Derselbe Gegensatz fand sich auch im Schooße der deutsch-österreichischen Partei. Ein Theil derselben wollte eine Monarchie mit vorherrschenden deutschen Elementen, der andere einen innigen Anschluß an das übrige Deutschland, an das Frankfurter Parlament und die von demselben berathene Verfassung.

Die Wenigsten waren sich aber der nothwendigen Consequenzen ihrer Forderungen

*) Siehe unten § 75.

bewußt. Nur die blinden Anhänger des Hauses Habsburg, welche die Macht der Regentenfamilie als die Hauptsache und die Schicksale der unterworfenen Völker als eine Nebensache betrachteten, waren consequent, indem sie darnach strebten, alles möglichst wieder auf den alten Fuß zurück zu führen. Sie gewannen am Ende die Ueberhand. Sie setzten alles wieder auf den alten Fuß zurück, soweit dieses thunlich war. Allein die von der kaiserlichen Familie gegebenen Zusagen, die ins wirkliche Leben getretenen Einrichtungen, Anstalten und Gesetze, der ganze Ideengang, welcher vom März bis zum October 1848 in allen Theilen Oesterreich's, vom März 1848 bis August 1849 in Italien und bis zum October 1849 in Ungarn und Siebenbürgen Platz gegriffen hatte, konnte nicht aus dem Gedächtnisse des Volkes gestrichen werden. Die Schwungkraft, welche sich da und dort im Schooße des Volkes kund gethan hatte, ließ sich nur durch eine verstärkte Schwerkraft niederhalten. Das Ansehen, welches die Regierung verloren hatte, indem sie ihre Gewalt auf die Bajonette der rohesten Völker Europa's, der Croaten und Russen stützte, ließ sich durch kein Mittel wieder herstellen und nur durch eine noch unerträglichere Gewaltherrschaft, als diejenige früherer Zeiten gewesen war, ersetzen.

Die nothwendige Folge hiervon war, daß die Stimmung der österreichischen Völker sich derjenigen wieder annäherte, welche vor der Märzrevolution bestanden hatte, nur mit dem Unterschiede, daß früher das Haus Habsburg, jetzt die revolutionäre Partei den Rechtsboden für sich hatte, daß im Monate März das Volk, Ende October 1848 aber die kaiserliche Familie den Boden der Revolution betrat. Hierzu kömmt noch, daß die Völker Oesterreich's die Ueberzeugung gewannen, sie könnten niemals auf eine Verbesserung hoffen, so lange sie das habsburgische Joch trügen. Die Deutschen, wie die Ungarn, die Slaven, wie die Italiener wissen jetzt, daß sie nur nach Zertrümmerung des ihnen vom Hause Habsburg auferlegten Joches eine ihren Ansichten und ihrer Bildungsstufe entsprechende Entwickelung erreichen können.

Nicht ein gemeinsamer Wiener Reichstag kann in Oesterreich zum Ziele führen. Die verschiedenen im Schooße der österreichischen Monarchie befindlichen Nationalitäten müssen ihre Angelegenheiten selbständig in die Hand nehmen, keine muß sich anmaßen, der andern das Gesetz geben zu wollen, wenn es besser werden soll. Den Mailändern ist es in unseren Tagen (1859) mit Hülfe der Sardinier und Franzosen gelungen, das habsburgische Joch abzuschütteln. Die Venetianer haben die Hoffnung nicht aufgegeben, auch ihnen möge gelingen, was die Lombarden erreichten. Der Anfang der Gründung der italienischen Selbstherrlichkeit ist gemacht, soviel dieser auch zu wünschen übrig läßt. Er bietet immerhin einen Anhaltspunkt für die übrigen vom Hause Habsburg beherrschten Nationalitäten.

Die Unklarheit des Jahres 1848 ist überwunden. Die Frage kann jetzt nie mehr sein: Metternich, oder nicht, sondern das Haus Habsburg, oder nicht. Daß ein durchgreifender, ein befriedigender Fortschritt unter dem Hause Habsburg für die verschiedenen demselben unterworfenen Nationalitäten eine Unmöglichkeit ist, haben die Jahre 1848 und 1849 zu Tage gebracht. Fortschritt für Deutsche, Slaven, Ungarn und Italiener ist Zertrümmerung des gemeinsamen Habsburgischen Joches und Anschließung an die stammverwandten, nicht österreichischen Länder: der Deutschen an Deutschland, der Polen an Polen, der Italiener an Italien. Ungarn und Siebenbürgen besitzen von allen österreichischen Ländern allein die Grundbedingung eines selbständigen Daseins. Sie mögen davon Gebrauch machen! Die durch ganz Oesterreich zerstreuten Slaven mögen ihre Wünsche und Forderungen in jedem Landestheile, den sie bewohnen, kund thun! Wo sie

die Mehrheit haben, mögen sie die Rechte einer solchen geltend machen! Wo sie in der Minderheit sind, mögen sie sich fügen!

Wer das Haus Habsburg beibehalten will, hüte sich wohl Revolution zu machen! Denn bei dem jetzigen Stande der Verhältnisse ist ein entscheidender Fortschritt ohne Entfernung des Hauses Habsburg unmöglich.

Sobald die Stunde der Freiheit schlägt, wird keine Hand sich mehr rühren, um Italiener und Polen gegen ihren Willen beim Hause Habsburg fest zu halten, wird niemand den deutschen Bewohnern Oesterreich's verwehren, sich mit ihren Brüdern am Rheine, an der Ost- und Nordsee zu vereinigen, wird die ungarische Verfassung und die von den Vertretern der Nation ausgesprochene Absetzung des Hauses Habsburg in Kraft treten. Wer den Fortschritt in Oesterreich will, mache sich mit dem Gedanken vertraut, das Haus Habsburg zu stürzen! Wer dies nicht will, ducke sich unter die Säbelherrschaft der Soldaten und das Concordat der Pfaffen!

Ungarische, deutsche, polnische, czechische und croatische Truppen halfen Italien unterjochen. Deutsche Soldaten schossen die Czechen zu Prag und die Polen zu Lemberg nieder. Die Croaten wütheten in Wien und in Ungarn, kurz jede Nationalität konnte für das ihr angethane Unrecht an anderen Nationalitäten Rache nehmen, und das Resultat aller dieser Abschlachtungen war allgemeine Knechtschaft, der Triumph der Habsburg'schen Politik.

Jede der verschiedenen Nationalitäten glaubte, in ihren Bestrebungen etwas vor den anderen voraus zu haben; die eine wähnte mehr Macht, die andere mehr Gesetzlichkeit, die dritte mehr erlittenes Unrecht geltend machen zu können und betrachtete daher ihre Stellung für weit besser, als diejenige der anderen Nationalitäten. Diese Anschauungsweise beruhte theils auf Beschränktheit, theils auf Uebermuth, und würde sich in weit höherem Grade geltend gemacht haben, falls die Völker gesiegt hätten. Sie konnten nicht siegen, weil diese Schwächen sie vereinzelten. Sie mußten noch einmal in den Schmelztiegel eines gemeinsamen Despotismus geworfen werden. Während der bitteren Leiden, welche dieser ihnen bereitet, werden sie hoffentlich die 1848 und 1849 bekundeten Fehler erkennen und ablegen.

§ 69. Preußen und die Hohenzollern.

Der Entwickelungsgang Preußen's war demjenigen Oesterreich's sehr ähnlich. Der Unterschied zwischen beiden Staaten bestand hauptsächlich nur darin, daß Preußen, mit Ausnahme der Polen geraubten Bezirke, eine durchaus deutsche Macht war, während im österreichischen Staatencomplexe das deutsche Element sich in der Minderheit befand. Hierzu kam noch, daß in Preußen die protestantische Religion vorherrschend und das Volk durchschnittlich höher gebildet war, als in Oesterreich. Der heroische Aufschwung der Jahre 1813 und 1814 und die Zeiten der Vorbereitung von 1808 bis 1813 konnten weder durch die Censur, noch durch die Polizei in Vergessenheit gebracht werden. Die seit dem Aachener Congresse unbedingt herrschende Reaction lastete gleich einem schweren Alpe auf allen Zweigen des staatlichen und bürgerlichen Lebens. Als mitten in den von oben herab gehegten Stumpfsinn des Volkes die Nachricht von dem Ausbruche der Juli-Revolution fiel, so entstand zwar in den Regierungskreisen Anfangs ein großer Schrecken, Ludwig Philipp zerstreute denselben aber schnell durch seine friedlichen Erklärungen und seine reactionären Maßregeln.

Die volks- und freiheitsfeindliche Richtung Friedrich Wilhelm's III. trat insbesondere bei Gelegenheit der polnischen Revolution zu Tage, deren Scheitern in großem Maße der

den Russen freundlichen und den Polen feindlichen Haltung der preußischen Regierung beigemessen werden mußte. Das s. g. Legitimitätsprincip war der Compaß, nach welchem Friedrich Wilhelm III. seine auswärtige Politik einrichtete. Die Folge davon war, daß aus Unterwürfigkeit gegen Rußland der Handel Preußen's gegen Osten zu Grunde gerichtet wurde. *)

Als auf der andern Seite das constitutionelle Princip in Spanien und Portugal den Sieg gewann, so brach die preußische Regierung allen diplomatischen Verkehr mit den Cabinetten von Madrid und Lissabon ab, worunter der Handel Preußen's nach der pyrenäischen Halbinsel sehr litt. Die Folgen dieser Legitimitätspolitik traten nicht sofort zu Tage. Allein sie blieben darum doch nicht aus. Eine derselben war die oberschlesische Hungerpest.

Im Innern ging das alte Polizeiunwesen, wie früher, fort. Alles duckte sich, Niemand wagte, der Regierung entgegen zu treten. Nur die katholischen Pfaffen, welche wußten, daß sie einem Polizeistaate, wie Preußen, unentbehrliche Gehülfen seien, wollten sich nicht unbedingt fügen. Sie machten ebensowohl, als der König von Preußen, Anspruch auf Unfehlbarkeit und blinden Gehorsam und dehnten, gleich dem Könige, das Gebiet ihrer Herrschaft so weit aus, als möglich. Auf dem Felde der gemischten Ehen stieß Katholicismus und Protestantismus zusammen. Hätte die preußische Regierung diesen Conflict vermeiden wollen, so hätte sie sich auf ihrem Gebiete halten und, ohne auf katholische Unduldsamkeit Rücksicht zu nehmen, die Ehe für einen bürgerlichen Vertrag erklären und als solchen behandeln müssen; doch dazu war Friedrich Wilhelm III. viel zu fromm und viel zu beschränkt. Statt dieses zu thun, ließ er den Erzbischof von Köln, Droste-Vischering (1836) und den Erzbischof von Posen, Dunin (1839), gefangen setzen, wodurch natürlich in der gesammten katholischen Welt eine große Aufregung hervorgerufen und der schlummernde Fanatismus dieser Kirche gewaltsam aufgeweckt wurde. Bevor der Streit zwischen der preußischen Regierung und der römischen Kirche ausgeglichen werden konnte, starb der König (7. Juni 1840).

Ihm folgte sein Sohn, Friedrich Wilhelm IV., welcher damals bereits in seinem fünfundvierzigsten Jahre stand. Er war ein Muster für Alle, welche „groß in Worten und klein in Thaten" zur Richtschnur ihres Lebens gemacht hatten. Er begann, wie die meisten neuen Könige damit, daß er die allerschlimmsten Verstöße und Gewaltthaten seines Vorgängers einigermaßen wieder gut zu machen suchte. Er erließ eine allgemeine Amnestie für sämmtliche politische Verbrechen und Vergehen und setzte einige von seinem Vater entlassene Männer, welche jedoch mittlerweile sehr alt geworden waren, wieder in Thätigkeit, so namentlich den General Boyen und den Professor Arndt. Der ehemalige Turnlehrer Jahn wurde der über ihn verhängten polizeilichen Aufsicht enthoben. Oberpräsident Schön in Königsberg wurde zum Staatsminister ernannt, die Gebrüder Grimm, welche in Folge des hannoverschen Verfassungsstreites ihre Professorstellen in Göttingen niedergelegt hatten, wurden nach Berlin berufen. Alle diese Maßregeln nahm das Volk mit Jubel auf. Den Streit mit der katholischen Kirche suchte der König beizulegen, allein nicht auf würdige Weise, indem er der katholischen Unduldsamkeit durch weltliche Gesetze Schranken zog, sondern durch eine schmachvolle Nachgiebigkeit, welche bewies, daß der König die Hülfe der katholischen Geistlichkeit zur Aufrechthaltung der Ordnung im Staate für unentbehrlich hielt.

In der Hauptsache blieb das Regierungssystem Friedrich Wilhelm's III. unverändert

*) Siehe oben § 67, S. 696.

dasselbe, d. h. es stützte sich in der auswärtigen Politik auf die s. g. Grundsätze der heiligen Allianz, und in den inneren Angelegenheiten auf die in Karlsbad (1819) und zu Wien (1820) festgestellten Reactionsmaßregeln. Allein die Zeiten hatten sich geändert. Seit den Freiheitskriegen war eine neue Generation heran gewachsen, welche die Bande der Gemüthlichkeit nicht mehr so hoch achtete, als ihre Vorfahren. Friedrich Wilhelm III. war aus Rücksicht für die von ihm durchgemachten Leiden und Kämpfe Manches nachgesehen worden, was man dessen Sohne nicht ruhig hingehen ließ.

Die große Frage war: wird Friedrich Wilhelm IV. nach fünfundzwanzig Jahren halten, was sein Vater dem Volke in den Jahren 1813, 1815 und 1820*) versprochen hatte?

Aus den zahlreichen Erklärungen, welche der König bei vielen Gelegenheiten gab, erhellte, daß er zwar die Rechte der Krone in deren voller Ausdehnung geltend machen, die mit denselben verbundenen Verbindlichkeiten aber keineswegs zu erfüllen geneigt sei, oder mit anderen Worten, daß er zwar die Activa, allein nicht auch die Passiva der von ihm angetretenen Erbschaft gelten lassen wolle. Die von Friedrich Wilhelm III. ertheilten Zusagen waren zu bündig, als daß sie durch irgend eine Dialektik hätten beseitigt werden können. Die wiederholten und vom Zaune gerissenen Versuche, welche der König machte, sie zu verflüchtigen, mußten nothwendig das Vertrauen des Volkes zu ihm schwächen und ihn in den Augen der denkenden Bürger sogar verächtlich und lächerlich machen.

Die Reden des Königs liefen immer auf die Erklärung hinaus: „da sein Vater durch Anordnung der Provinzialstände, statt einer Landesrepräsentation, bereits dem Volke das Wort gebrochen habe, könne ihm nicht verwehrt werden, auf diesem Wortbruche fußend, jede Erweiterung oder Ausdehnung der gemachten Zugeständnisse als Gnadensache zu behandeln. Dabei wolle er sich in keiner Weise drängen lassen, vielmehr könnten seine Unterthanen nur insofern Zugeständnisse erwarten, als sie schön artig seien, sich jedes unliebsamen Tadels enthielten und zu ihrem Könige gleich einer irdischen Vorsehung verehrungs- und vertrauensvoll aufblickten."

Im Schooße des preußischen Volkes war zwar Unterwürfigkeit und Respekt vor den Machthabern, allein auch Festhalten an dem gegebenen Worte allgemein verbreitet. Es verdroß daher auch die treuesten Anhänger des Königthums, daß Friedrich Wilhelm IV. die Zusagen aus den Jahren 1810 bis 1815 gänzlich mit Stillschweigen überging, das Versprechen vom 17. Januar 1820 zum Nachtheile der Freiheit und des Rechtes deutete und das Gesetz vom 5. Juni 1823 über die Anordnung der Provinzialstände zur Grundlage der Zukunft Preußen's erklärte.

Schon in den ersten Tagen der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. trat jene Doppelzüngigkeit zu Tage, durch welche der König seine Anhänger zur Verzweiflung brachte und alle denkenden und ehrlichen Männer Deutschland's gewaltsam von sich abstieß. Keine öffentliche Erklärung, keine der vielen Reden des Königs hatte einen bestimmten, greifbaren Sinn. Im ersten Augenblicke fanden die Massen in denselben wiederholt erfreuliche Zusagen. Wenn man sich aber auf dieselben stützen wollte, so trat der Doppelsinn zu Tage, welcher dem Könige eine Hinterthür zum Rückzuge öffnete.

Wären die Menschen nicht immer so sehr geneigt, zu hoffen, auch wo es ihnen an allem festen Grunde dazu gebricht, so hätten die Rathgeber, welchen Friedrich Wilhelm sein Vertrauen schenkte, deutlich beweisen können, daß von dem guten Willen des Königs auch nicht das Geringste zu hoffen sei. Schon am 10. October 1840 wurde

*) Siehe oben § 49, S. 510.

der Erz-Pietist, Geheime Legationsrath Eichhorn, zum Cultus- und Unterrichtsminister ernannt. General von Thile, ein verknöcherter Corporal, wurde Cabinetsminister, der Oberlandesgerichtspräsident Böttiger in Stettin, ein unverbesserlicher Bureaukrat, zum Mitgliede des Staatsraths, Professor Stahl, welcher nur in dem anmaßlichen Restaurator der Staatswissenschaft, Haller, einen Mann seines gleichen hatte, zum Professor an der Universität Berlin, der frühere kurhessische Minister Hassenpflug, dessen Namen das Volk in Hessenfluch umwandelte, zum Mitgliede des Obertribunals ernannt. Der krasseste Pietismus wurde von oben herab gehegt. Wer auf Carrière Anspruch machte, mußte die Larve der Frömmelei vornehmen. Die verhaßtesten Pietisten, Leute wie der Graf Stollberg-Wernigerode, Savigny, Bodelschwingh, Geheime Rath Göschel, Geheime Rath Götze und Andere besaßen des Königs Ohr und wurden zu den wichtigsten Geschäften gebraucht.

Ein unerträglicher Polizeidruck erschwerte dem Volke jede Kundgebung. So oft nichtsdestoweniger, namentlich vermittelst der Provinzialstände oder der städtischen Behörden eine Regung der Freiheit bis zum Throne drang, trat der König derselben mit einer Heftigkeit entgegen, welche allgemeine Entrüstung erweckte.

Die Provinzial-Landtage waren so zusammen gesetzt, daß der Adel zwei Drittheile, der Bürger- und Bauernstand nur ein Drittheil der Stimmen zählte. Sie hatten nirgends entscheidende Stimme und sogar ihr Petitionsrecht war in mannigfaltiger Weise beschränkt. Dennoch verstand es der König nicht einmal, mit diesen zahmen Leuten gütlich auszukommen. Die meisten Anträge und Wünsche der Provinzialstände wurden Jahr ein, Jahr aus, gewöhnlich in verletzender und abstoßender Weise, verworfen. Dasselbe Schicksal hatten zahlreiche Anträge, welche von verschiedenen städtischen Behörden an den König gelangten. Schon am 13. September 1840 erklärte Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Einzuge in Breslau: „Was mir eine fünfundzwanzigjährige Erfahrung als unzweckmäßig gezeigt hat, kann ich nicht geben und lasse es mir durch keine Macht der Erde abzwingen."

Der König gab durch diese Worte zu erkennen, daß er seine persönliche Erfahrung, oder richtiger gesagt, sein persönliches Vorurtheil (denn Erfahrungen im eigentlichen Sinne des Wortes zu machen hatte er als Kronprinz gar keine Gelegenheit) über die Landesgesetze und den fast einstimmigen Wunsch des Volkes stelle und diesem Trotz zu bieten entschlossen sei.

Das Jahr 1841 brachte schon zu Tage, daß auch dem Auslande gegenüber von Friedrich Wilhelm IV. nichts zu hoffen sei. Die Kaufmannschaft der Stadt Königsberg wandte sich an das Ministerium des Innern, stellte demselben die für die Provinz so sehr verderblichen Folgen der russischen Grenzsperre und die empörenden Grausamkeiten vor, welche der mit Rußland abgeschlossene Cartelvertrag nach sich zog.*) Die sehr wohl begründete Petition, welche in ganz Deutschland einen kräftigen Wiederhall fand, wurde mit herben Worten zurückgewiesen. Die Grenzsperre und der Cartelvertrag blieben bestehen, zum Verderben des preußischen Handels und zur Schmach der preußischen Regierung. So sehr sich auch der König gegen jeden wirklichen Fortschritt sträubte, sah er sich doch gezwungen, etwas zu thun, was den Schein des Fortschritts hatte. Unterm 19. August 1842 erließ Friedrich Wilhelm IV. eine Verordnung, welche die ständischen Ausschüsse auf den 18. October nach Berlin berief.

Mit Recht sprach sich die Presse fast einstimmig gegen das Institut ständischer Ausschüsse aus. Die Provinzialstände waren allen denkenden Menschen verhaßt, theils weil

*) Siehe oben § 67, S. 696.

dieselben auf einer mittelalterlichen Grundansicht, ohne mittelalterliche Rechte ruhten, theils weil dieselben augenscheinlich nur erfunden worden waren, um das Volk über die Bedeutung der früher ertheilten königlichen Verheißungen zu täuschen.

Der König, welcher durch seine Erlasse auch die gefügigsten Menschen gegen sich aufreizte und selbst durch den geringsten Widerspruch in Zorn versetzt wurde, wüthete gegen die Presse. In einer Cabinetsordre vom 14. October 1842 befahl er den Ober-Präsidenten, „dem Gifte der schlechten Presse“ dadurch entgegen zu wirken, daß sie die Redactionen zwängen, die Berichtigung unrichtiger Thatsachen in ihre Blätter aufzunehmen. Dadurch konnte die Regierung nichts gewinnen, denn die Blätter gaben keine unrichtigen Thatsachen, sondern wiesen nur auf solche hin, welche die Regierung am liebsten der Vergessenheit anheim gegeben hätte und erlaubten sich, aus diesen Thatsachen Schlußfolgerungen zu ziehen, welche der despotischen Regierung Friedrich Wilhelm's IV. nicht zusagten.

Als die vereinigten Ausschüsse am 18. October 1842 in Berlin zusammen traten, zeigte es sich sofort, daß der König nicht beabsichtige, den Wünschen des Volkes nachzugeben, sondern nur unter dem Aushängeschilde des Fortschrittes den alten Despotismus festzuhalten. Die Propositionen, welche die Regierung der Versammlung vorlegte, waren höchst unbedeutend. Sie umfaßten nur drei Punkte: Steuererlaß, Eisenbahnverbindung und die Benützung von Privatflüssen. Die brennenden Fragen des Tages: Repräsentativ-Verfassung, Preßfreiheit, Geschwornengerichte, Schutz der Person gegen polizeilichen Unfug, die russische Grenzsperre, der russische Cartelvertrag u. s. w. — blieben unerwähnt. Die Geschäftsordnung, welche der König der Versammlung octroyirte, war so beschaffen, daß sie eine freie Meinungsäußerung, einen Gedankenaustausch oder irgend ein gedeihliches Resultat durchaus unmöglich machte. Die Stellung, in welche der König die Mitglieder der Versammlung gegenüber den verschiedenen Departementschefs versetzte, war eine durchaus herabwürdigende. Der Departementschef konnte zu jeder Zeit das Wort ergreifen und jeden Redner unterbrechen, während die Mitglieder der Versammlung der Reihe nach zum Sprechen aufgerufen wurden und nur einmal über denselben Gegenstand das Wort ergreifen durften.

Das falsche Spiel der Regierung trat bei Gelegenheit der Eisenbahnfrage klar zu Tage. Die Versammlung erkannte mit neunzig gegen acht Stimmen die Dringlichkeit der Ausführung eines Eisenbahnnetzes an. Es handelte sich jetzt noch um die Frage: ob der Staat durch Uebernahme einer Garantie die Ausführung des Eisenbahnsystem's herbeiführen solle. Die Regierung vermeinte, durch diese Fragstellung den eigentlichen Stand der Dinge auf die Seite schieben zu können. Nach dem Gesetze vom 17. Januar 1820 konnte ohne Zuziehung und Mitgarantie der Reichsstände keine neue Anleihe oder sonstige Staatsschuld gemacht werden. Die Finanzen des Staates waren jedoch nicht so blühend, daß die Regierung ohne Anleihen die für nothwendig erkannten Eisenbahnen hätte verwirklichen können. Reichsstände im Sinne des eben genannten Gesetzes wollte der König nicht einführen. Ohne solche konnte er aber keine Staatsschulden contrahiren. Die Regierung vermeinte nun dadurch, daß sie blos von einer Zinsengarantie sprach, die dornenreiche Frage der Reichsstände umgeben zu können. Allein die Folge davon war nur, daß nichts zu Stande kam. So scheiterten die nothwendigsten Einrichtungen an dem beharrlichen Widerwillen des Königs gegen die ständische Verfassung.

So lange die Könige zahlreiche Heere in ihren Diensten haben, während die große Masse des Volkes waffenlos, ist jede reichsständische Verfassung nichts weiter, als eine Organisation, welche einiges Licht in die Hallen der Staatsverwaltung einführt. Der Kampf in Preußen drehte sich daher nur um etwas mehr oder etwas weniger Oeffentlichkeit.

Die Regierung that immer, wie sie wollte. Nur die Scheu vor der Oeffentlichkeit konnte ihr einige Schranken setzen. Der König, welcher außerordentlich eitel und manche Minister, welche gegen die öffentliche Stimme nicht taub waren, konnten sich, so selbstwillig sie immer sein mochten, doch über den Tadel der Presse nicht erheben. Es verdroß sie, fast in allen Fragen alle Blätter, welche auf Unabhängigkeit Anspruch machten, gegen sich zu haben. Ihre Verachtung des Volkes, des Rechtes und der Freiheit war viel zu groß, als daß sie sich durch die Presse hätten belehren lassen. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als diese zu unterdrücken. Es fanden sich keine Censoren, welche barbarisch genug gewesen wären, den Wünschen Friedrich Wilhelm's IV. und seiner Minister vollkommen Genüge zu leisten. Zu der Censur kam die Unterdrückung freisinniger Zeitungen und zu dieser die Verfolgung freisinniger Schriftsteller hinzu. Die Rheinische Zeitung wurde vom 1. April 1843 an unterdrückt. Der bei der Königsberger Zeitung beschäftigte Oberlehrer Witt wurde von seinem Amte suspendirt und mit Geld bestraft. Sogar die im Auslande erscheinende Leipziger Allgemeine Zeitung wurde für Preußen verboten. Die Bildercensur, welche der Minister von Rochow aufgehoben hatte, wurde wieder eingeführt, ein neues Censurgesetz gegeben, ein Ober-Censurgericht gegründet, welches am 1. Juli 1843 seine Sitzungen eröffnete.

Die ganze Regierungsthätigkeit Friedrich Wilhelm's IV. bestand nur darin, daß er, statt unsittliche, unvolksthümliche, freiheits- und rechtswidrige Zustände abzuschaffen oder doch zu bekämpfen, dieselben zu legalisiren suchte. Statt die von Friedrich Wilhelm III. versprochenen Reichsstände redlich und ehrlich zu gewähren, bemühte sich Friedrich Wilhelm IV., den Provinzialständen eine Gestalt zu geben, welche eine Verwechselung mit den versprochenen Reichsständen anbahnen sollte. Statt der durch den Artikel 18 der deutschen Bundesacte besprochenen und von dem Volke dringend begehrten Preßfreiheit erließ der König Censurvorschriften aller Art. Statt dem Unwesen des mittelalterlichen Duells entgegenzutreten, suchte er den Zweikampf durch das Institut der Ehrenräthe gesetzlich zu machen. So kam es dahin, daß unter dem frommen Friedrich Wilhelm IV. böswillige Mordthaten unter des Königs schützenden Fittigen ganz gewöhnliche Erscheinungen und offenkundige Mörder besondere Günstlinge des Hofes wurden.

Eben so gewaltsam und unverständig, wie in dem Staate, griff Friedrich Wilhelm IV. auch in der Kirche ein. Seine unterthänigen Diener Eichhorn und Genossen schmeichelten ihm mit dem Gedanken einer Art protestantischen Papstthums, welche dem eitlen und herrschsüchtigen Könige außerordentlich zusagte. Der Druck, welchen der König und die von ihm begünstigten Finsterlinge auf die protestantische Kirche ausübten, hatte zur Folge, daß alle denkenden Menschen sich von einer Anstalt abgestoßen fühlten, deren augenscheinlicher Zweck darin bestand, das Volk zu verdummen. Die „protestantischen Freunde" schaarten sich zusammen, um dem von oben herab begünstigten Obscurantismus die Spitze zu bieten. Selbst die bisher so schläfrigen und spießbürgerlichen Gemeindebehörden wurden durch die reactionären Bestrebungen des Hofes aus ihrem Schlummer geweckt und verlangten Oeffentlichkeit der Gemeindeverhandlungen.

Als im Jahre 1843 die Provinzial-Landtage zusammen traten, wurden sie mit Petitionen überschwemmt, welche eine verbesserte Volksvertretung, ein zeitgemäßes Preßgesetz, Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen und Landtagsverhandlungen, Nennung der Namen der Redner in den Protokollen, Aufhebung des bevorzugten Gerichtsstandes, Verbesserung der Geschäftsordnung der vereinigten Ausschüsse, Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, Freiheit des Gewissens, der Lehre und der Presse und andere ähnliche zeitgemäße Zugeständnisse verlangten. Gegen den Entwurf des neuen Straf-

gesetzbuches trat der rheinische Landtag mit großer Entschiedenheit auf. Ueberhaupt zeichneten sich die Rheinländer durch die Freimüthigkeit ihrer Verhandlungen rühmlichst aus.

Censur und Polizei fuhren fort, zu wüthen, ohne jedoch den Muth des Volkes brechen zu können. Besonderes Aufsehen erregte die von Dr. Johann Jakobi zu Königsberg herausgegebene Schrift: „Vier Fragen eines Ost-Preußen." Obgleich diese Flugschrift in durchaus würdevoller Sprache gehalten war, ließ der König den Verfasser in Anklagezustand versetzen. Durch Erkenntniß erster Instanz (2. April 1841) wurde Jakobi wegen Majestätsbeleidigung und frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze zu zwei und einem halben Jahre Festungsstrafe und zum Verluste der Nationalkokarde verurtheilt. Er hatte gewagt, mit unwiderleglicher Logik nachzuweisen, daß der König verpflichtet sei, dem Lande eine Verfassungsurkunde zu geben. Das Ober-Tribunal sprach jedoch Jakobi völlig frei (Januar 1843).

Der gegen Jakobi eingeleitete Prozeß verlieh der von ihm verfaßten Schrift eine erhöhte Bedeutung, die fortwährenden Eingriffe, deren sich die Behörden im Gebiete der Kirche, der Lehre, der Presse und des täglichen Lebens schuldig machten, der immer zunehmende Uebermuth des Offizierstandes, welcher mehr und mehr zu einer abgeschlossenen Kaste umgewandelt wurde, die Vorliebe, welche der König für den Adel und mannigfaltige adelige Schnurrpfeifereien kund that, erhöhte mehr und mehr die herrschende Mißstimmung. Am 30. Dezember 1843 erschienen die Landtagsabschiede für die Provinzialstände. Systematisch wies der König in denselben alle Bitten von allgemein politischer Bedeutung ab. Besonders scharf wurde der rheinische Landtag abgekanzelt. Es wurde somit auch dem befangensten Anhänger der Regierung klar, daß der König entschlossen sei, dem Volke kein weiteren Zugeständnisse zu machen, vielmehr zu dem Despotismus früherer Zeiten noch den neumodischen Obscurantismus hinzuzufügen.

Die Prozesse wegen „unehrerbietigen und frechen Tadels der Landesgesetze" wurden immer häufiger. Ein schwerer Druck lastete auf dem gesammten Erziehungswesen. Die Universität sollte zum Gymnasium herabgedrückt werden. Männer von freiem Geiste wurden von den Universitäten entfernt, so namentlich Bruno Bauer von Bonn, Walesrode von Königsberg, Nauwerk von Berlin. Andere, welche eine festere Stellung hatten, wie Professor Hinrichs und Dr. Schwarz zu Halle, wurden von dem Cultusminister beleidigt und verfolgt. Die große Mehrzahl der Universitätslehrer duckte sich, doch einzelne, unter diesen namentlich Professor Marheinecke zu Berlin, kämpften muthig für die Freiheit der Wissenschaft.

Mit allen Ständen, allen Klassen der Gesellschaft, allen Provinzen, vielen der bedeutendsten Städte der Monarchie, mit Advokaten und Fabrikanten, mit Universitätslehrern und Schulmeistern, mit Juden und Christen kam die Regierung auf diese Weise in Streitigkeiten, in welchen die öffentliche Meinung immer gegen sie war, obgleich die Beamten, von welchen alle diese Conflicte ausgingen, sich der Gunst und der kräftigsten Unterstützung des Königs erfreuten.

Nur mit Soldaten und Pfaffen stand die Regierung auf freundlichem Fuße. Denn auf Bayonetten ruhte ihre Gewalt, und Verdummung des Volkes war das einzige Mittel, dieselbe auf die Dauer zu behaupten.

Während Friedrich Wilhelm IV. Censur und Polizei hegte und sich mit den Provinzial-Landtagen viel zu schaffen machte, blieb ihm natürlich keine Zeit übrig, für die Wohlfahrt des Landes Sorge zu tragen.

In Folge der weiter oben geschilderten Mißgriffe der Regierung litten die an Rußland

grenzenden Provinzen furchtbar. Namentlich waren es die schlesischen Weber, welche in immer tiefere Armuth versanken. Der Arbeitslohn wurde immer niedriger und statt in Gelde, in Waaren entrichtet, welche zugleich schlecht waren und übermäßig hoch berechnet wurden. Umsonst waren alle Beschwerden. Die Regierung bekümmerte sich nicht um die Noth der armen Leute. Eine Flugschrift: „das Blutgericht in Peterswaldau" (1844) gab der allgemeinen Stimmung Gestalt und Ausdruck. Das Volk versammelte sich vor dem Wohnhause des verhaßtesten unter allen Fabrikanten Schlesien's, in Peterswaldau. Die Polizei schritt ein. Das Volk wurde dadurch noch mehr zum Zorne gereizt, drang in das Fabrikgebäude ein und zerstörte dasselbe von Grund aus. Einige andere Fabriken hatten dasselbe Schicksal. Von Peterswaldau zogen die auf's Aeußerste getriebenen Arbeiter nach dem eine Stunde entfernten Langenbielau und ließen auch dort ihrem Grolle freien Lauf. Das Militär schritt ein, tödtete und verwundete mehrere der Versammelten. Damit glaubte die Regierung ihre Schuldigkeit gethan zu haben. Untersuchungs- und Strafgerichte folgten. Die russische Grenze blieb gesperrt, der Handel nach Spanien und Portugal unterbrochen, den Arbeitern ward kein Schutz von Seiten der Regierung zu Theil. Die Noth wurde immer größer, bis sie im Winter des Jahres 1847 auf 1848 sich zur Hungerpest steigerte. Jetzt erst suchte die Regierung zu helfen, aber auch jetzt nicht durch tief eingreifende Verbesserungen, sondern nur durch Almosen, welche die Wurzel des Uebels selbst unverändert bestehen ließen und nur einige der schlimmsten Auswüchse desselben für den Augenblick beseitigten.

Während die arbeitenden Classen bittere Noth litten, hatten die Pfaffen gute Tage. Die kleinen Betrüger: Kartenschläger, Astrologen und Wahrsager, welche von der Dummheit der Massen einige Pfennige erpreßten, wurden, falls die Polizei sich ihrer bemächtigte, streng bestraft. Die großen Betrüger aber, welche Millionen durch trügerische Vorspiegelungen dem Volke abnahmen, ließ man ihre Betrügereien unter den schützenden Fittigen der Regierung ungestört treiben.

Im Spätsommer und Herbste des Jahres 1844 stellte der Bischof von Trier, Arnoldi mit Namen, einen angeblich ungenähten Rock Christi aus. Die gesammte katholische Pfaffenschaft pries die wunderthätige Wirksamkeit dieses Kleidungsstückes. Von ihren Pfaffen geführt oder doch aufgemuntert, zogen Hunderttausende gläubiger Dummköpfe und viele Tausende auf die Dummheit des Volkes spekulirender Schurken nach Trier, brachten dahin unermeßliche Opfergaben und regten die nimmer satte Habgier der Pfaffen aller Orten zu ähnlichen Schaustellungen an. Das Unwesen dauerte fort, bis Johannes Ronge's „offener Brief an den Bischof Arnoldi von Trier" der öffentlichen Meinung, welche bis dahin durch den ihr so frech gebotenen Hohn wie betäubt war, eine andere Richtung gab.

Aus Furcht, für intolerant verschrieen zu werden, war kein Protestant dem mit dem Trierer Rock gtriebenen Götzendienste entgegen getreten. Nachdem aber ein Katholike und sogar ein Priester dem pfäffischen Unfuge entgegen getreten war, fand dieser endlich die wohlverdiente Strafe, indem der Brief Ronge's mit unermeßlichem Beifall, nicht blos von Protestanten, sondern auch von Katholiken aufgenommen wurde. Zu der politischen und der im Schooße der protestantischen Kirche herrschenden Gährung trat so noch eine neue hinzu, welche zugleich in die protestantische und in die römisch-katholische Kirche eingriff und durch ihre erschütternde Kraft auch den wesentlich auf den alten Glaubensbekenntnissen ruhenden Staat berührte.

Die Bewegung der Geister und der Gemüther wurde immer allgemeiner und zog immer neue Elemente in ihren Strudel. Der König sank von Jahr zu Jahr

in der öffentlichen Achtung. Der Angriff auf sein Leben, welchen der ehemalige Bürgermeister Tschech (26. Juli 1844) machte, hatte zwar mannigfaltige Kundgebungen in seinem Gefolge, welche jedoch alle bewiesen, daß das Verhältniß zwischen dem Könige und seinen Anhängern ein sehr formelles geworden sei, während auf der anderen Seite gar manche schrille Stimmen vernehmbar wurden.

Auf dem Provinzial-Landtage des Jahres 1845 wiederholten sich und zwar in verstärktem Maße die Anträge und Wünsche der früheren Jahre. Sie hatten keine besseren Erfolge, als früher.

Der Aufstand, welcher im Jahre 1846 im Großherzogthum Posen ausbrach, wurde zwar schnell durch Militärgewalt erdrückt, allein er deutete einen der tief liegenden Schäden der preußischen Monarchie in blutigen Zügen an. Der gleichzeitige Aufstand in Krakau und Galizien gab der preußischen Regierung wieder Gelegenheit, ihre bis zur Barbarei getriebene Unterwürfigkeit dem russischen Czaaren gegenüber kund zu thun, indem sie die flüchtigen Polen, welche sich nach Schlesien zurückgezogen hatten, an die derselben harrenden russischen und österreichischen Henker und Kerkermeister auslieferte.

Ohne auf die Bestimmungen der Wiener Congreßacte und die Bedürfnisse Preußen's die geringste Rücksicht zu nehmen, bewilligte Friedrich Wilhelm IV. die Einverleibung Krakau's in Oesterreich und schnitt der unglücklichen Provinz Schlesien dadurch die letzte Hülfsquelle ihres Handels nach dem Osten ab. Krakau, welches früher für mehr als eine Million Thaler schlesische Waaren gekauft hatte, verschloß sich diesen von nun an. So wurde die Hungerpest durch die Maßregeln der Regierung nach und nach mit Gewalt herbeigeführt.

Der König lenkte bei jeder Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Volkes persönlich auf sich. In einer der vielen Reden, welche er hielt, pries er die ächte Gottesfurcht als den Anfang aller Weisheit und sagte von der ächten Treue, sie wisse, daß man dem Fürsten nicht diene, wenn man seine hohen Diener herabziehe. In einem königlichen Rescripte erklärte der König mit Bezugnahme auf eine zu Königsberg vorgekommene Tödtung, „daß die ritterliche Treue gegen den Landesherrn auch noch in ihrer Uebertreibung schön und herzerwärmend sein könne." Das Volk erkannte hieraus, was es von solcher Treue zu erwarten habe. Was der König Treue, nannte das Volk Mord, was er ächte Gottesfurcht, nannte der denkende Mensch Pietismus und Obscurantismus. Man erkannte, daß nicht die hohen Diener, sondern der König selbst die Grundursache der allgemein beklagten reactionären Tendenzen der Regierung sei. Der Zwiespalt zwischen Volk und König wurde immer ernster. Die in vielen Besatzungsstädten, namentlich in Königsberg, Berlin, Bonn, Coblenz, Bielefeld, Cöln und anderen, häufig vorfallenden Reibungen zwischen Bürgern und Soldaten, bei welchen die Letzteren immer mit großem Uebermuthe auftraten und stets von der Regierung gestützt wurden, so augenscheinlich auch ihr Unrecht war, deuteten dem Volke an, daß, so lange dem Könige ein solches Heer zur Verfügung stehe, Recht und Freiheit, Wissenschaft und Aufklärung leere Träume seien.

Friedrich Wilhelm IV. war kein kriegerischer Herrscher. Er liebte seine Soldaten nur, weil er glaubte, mit deren Hülfe sein Volk in Unterwürfigkeit erhalten zu können. Der Gedanke, von denselben Gebrauch machen zu müssen in allem Ernste, war ihm unwillkommen. Er machte daher noch einen Versuch, das Volk zu befriedigen, ohne von der Fülle seiner Gewalt etwas aufzugeben. Der Versuch mit den Ausschüssen der Provinzial-Landtage war mißglückt. Er machte daher (1847) einen andern mit dem s. g. vereinigten Landtage. Die Grundlage blieb da und dort die provinzialständische Verfassung mit ihren drei- bis vierfachen Wahlen und zwei Drittheilen adeliger und nur einem Drittheil nicht-

adeliger Mitglieder. Sobald im Staats-Anzeiger die betreffende Verordnung vom 3. Februar 1847 stand, wurde die Frage aufgeworfen, ob man die karge Gabe annehmen oder ablehnen solle. Am 11. April wurde der vereinigte Landtag eröffnet. Die Stände entschlossen sich, anzunehmen. Daß nur die Frage aufgeworfen wurde, bewies deutlich genug, wie gering der Werth der Gabe war.

Die alte Frage über den Theil, welchen die Stände an der Bewilligung von Anleihen haben sollten, tauchte bei Gelegenheit der Verhandlung über die von der Regierung zur Ausführung der Ostbahn beantragten Anleihe von Neuem auf. Mit 360 gegen 179 Stimmen verweigerten die Stände der Anleihe ihre Zustimmung, obgleich sie den Bau der Ostbahn wünschten.

Der König hatte augenscheinlich wieder einen Fehlgriff gemacht. Die Regierung erlitt auch in Betreff der ständischen Gesetzgebung eine entschiedene Niederlage, und als am 26. Juni die vereinigten ständischen Ausschüsse gewählt werden sollten, enthielten sich 58 Abgeordnete der Wahl, 157 wählten mit Vorbehalt, nur 284 unbedingt,—in dieser Versammlung, welche so zusammen gesetzt war, daß die Regierung unter allen Umständen einer Mehrheit sicher sein zu können vermeinte.

Wenn es der Regierung ernstlich um Verbesserungen zu thun gewesen wäre, so hätte sie vor allen Dingen aufhören müssen, das Volk durch Censur und Polizei so schwer zu bedrücken. Man verkannte zwar nicht, daß in der Anordnung des vereinigten Landtags ein Fortschritt zum Bessern zu erkennen sei, welcher i. J. 1840 ohne Zweifel noch mit Freuden aufgenommen worden wäre. Mittlerweile hatte aber das Volk an politischer Bildung zugenommen. Seine Ansprüche hatten sich nach dem langen Harren gesteigert. Friedrich Wilhelm IV. bildete sich ein, an der Spitze seines Volkes zu stehen. Es war dieses nur in einem Sinne der Fall, d. h. insofern er von seinem Vater die Krone geerbt hatte, nicht aber, insofern es sich um eine geistige Leitung, um eine von Bayonetten unabhängigen Führerschaft handelte. In dieser Beziehung stand Friedrich Wilhelm IV. mit seinem Eichhorn, Thile, Göschel und Arnoldi nicht an der Spitze, sondern im Rücken des Volkes.

Im Winter von 1847 auf 1848 brach endlich, nachdem die Regierung Jahre lang den Hülferuf der armen schlesischen Weber unbeachtet gelassen hatte, die Hungerpest aus. Hunderttausende von Menschen hatten Monate lang keine anderen Lebensmittel, als Kleie, Gras und dergleichen gehabt und sanken in Folge dessen in langwierige Krankheiten und tödtliche Entkräftung, aus welcher sich der Typhus entwickelte. Dieser verschonte auch die Reichen nicht. In einzelnen Kreisen starb daran ein Zwölftel der Bevölkerung. Jetzt half alles Vertuschen nicht mehr. Die wirkliche Sachlage, welche so lange absichtlich verborgen gehalten war, kam zu Tage. Zu spät schafften die Behörden Getreide herbei, welches sie den hungernden und kranken Massen zu billigen Preisen anboten. Sechs Monate früher hätte dadurch die Pest vielleicht verhütet werden können. Jetzt fehlte das Geld, auch zu den niedrigsten Preisen etwas zu kaufen. Um den Unglücklichen einiges Verdienst zu geben, ordnete die Regierung größere Arbeiten an. Die kranken oder doch entkräfteten Menschen waren zu schwach dazu.

Die schlesische Hungerpest zeigte auf einmal die preußische Bureaukratie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit. Sie bewies, wohin man komme, wenn sich die obersten Behörden mit Gewalt die Wahrheit ferne halten, wenn jeder unangenehme Vorfall und jedes scharfe Urtheil als Verbrechen bestraft wird. Die Achtung vor der Regierung wurde auf's Tiefste erschüttert.

Nicht besser, als im Innern, sorgte die preußische Regierung dem Auslande gegenüber für das Wohl des Staates. Oesterreich zu Gefallen, machte die preußische Regierung

gemeinschaftliche Sache mit der Jesuitenpartei und rüstete sich, dem Sonderbund gegen die rechtmäßigen Behörden der Schweiz Hülfe zu leisten, und als im Januar 1848 in Mailand Unruhen ausbrachen, gab Friedrich Wilhelm IV. zu erkennen, daß er bereit sei, auf den Ruf Oesterreich's dieselben unterdrücken zu helfen.

Ungeachtet der zahlreichen Beamtenwelt und der drückenden Abgaben, welche das Volk zahlen mußte, war die Hungerpest ausgebrochen und eine halbe Million Krieger, welche Milliarden verschlungen, hatte seit dreiunddreißig Jahren keine andere, als Büttel- und Henkerdienste gegen das eigene Volk zu Gunsten des Absolutismus oder gegen politische Flüchtlinge zu Gunsten Rußland's und Oesterreich's geleistet!

Zu der verwickelten Staatsmaschine kam nun durch die vereinigten Ausschüsse ein neues Räderwerk hinzu, welches neue Verwickelungen schuf, ohne die alten zu beseitigen. Am 17. Januar 1848 traten die vereinigten Ausschüsse zusammen. Es entstand sofort wieder ein Streit mit der Regierung über Principien, indem der König behauptete, er könne auch nach Vertagung des Landtags an den demselben vorgelegten Gesetzentwürfen Aenderungen vornehmen. Der ständische Beirath wäre dadurch vollständig beseitigt worden. Während die Ausschüsse noch tagten, traf die Nachricht von dem Ausbruche der Februar-Revolution in Berlin ein. Noch wäre es vielleicht Zeit gewesen, durch einige Zugeständnisse den drohenden Sturm zu beschwören. Am 6. März wurde die Versammlung von dem Könige in Person geschlossen. Auch diese Gelegenheit versäumte Friedrich Wilhelm IV., durch bestimmte und zeitgemäße Zusagen die herrschende Unzufriedenheit zu besänftigen.

Berlin verhielt sich damals noch ruhig, aber ganz Süddeutschland gährte. In der Rheinprovinz, in Schlesien, in Ostpreußen bereitete sich ein Adressensturm vor. Jetzt endlich kam die Regierung auf den Gedanken, daß auch gegen sie Gewalt gebraucht werden könne. Die Soldaten wurden befehligt, sich zum sofortigen Aufbruch bereit zu halten. In den Pontonhöfen standen die Nacht hindurch Geschütze aufgefahren, welche sofort sich in Bewegung setzen konnten. Das Volk erkannte, daß die Regierung lieber Blut vergießen, als Zugeständnisse machen werde.

Bei den Zelten des Thiergartens, dem beliebtesten Vergnügungsorte der Berliner, nahmen die Zusammenkünfte der Bürger mehr und mehr einen politischen Charakter an. Sie wurden von Tag zu Tag zahlreicher. Am 7. März kam daselbst eine Adresse zu Stande, in welcher Preßfreiheit, Redefreiheit, Amnestie, Versammlungs- und Vereinigungsrecht, Gleichberechtigung ohne Rücksicht auf Religion und Besitz, Geschwornengerichte, Verminderung des stehenden Heeres, Volksbewaffnung, allgemeine deutsche Volksvertretung und schleunigste Einberufung des vereinigten Landtages verlangt wurde.

So bescheiden waren damals noch die Wünsche des Volkes. Doch von Tag zu Tag erweiterte sich der politische Horizont der Massen. Die Volksversammlungen vor den Zelten wurden immer bewegter und zahlreicher, doch hatten dieselben sich immer sehr friedlich und anständig gehalten und ohne die geringste Unordnung aufgelöst. Es machte daher einen sehr schlimmen Eindruck, daß sich am 13. gegen sechs Uhr Nachmittags zahlreiche Abtheilungen Militärs in den Straßen zeigten und sogar an mehreren Punkten Kanonen aufgefahren wurden. Es lag darin eine empörende Herausforderung, welche, zumal in jener bewegten Zeit, nicht ruhig hingenommen werden konnte. So kam es schon am 13. Mai zu einigen Reibungen zwischen Volk und Soldaten, welche sich am 14., 15. und 16. März wiederholten und die schlaffen städtischen Behörden endlich in Bewegung setzten. Am 17. März langte die Cölnische Deputation in Berlin an, welche in der Hauptsache dasselbe verlangte, was die Berliner wollten. An diesem Tage blieb Alles ruhig. Es

war die Ruhe, welche dem Sturme vorhergeht. Die Regierung hielt sie für die Folge der von ihr ergriffenen Maßregeln.

Die Nachricht von der Wiener Revolution hauchte den Berlinern neuen Muth ein. Am 18. sandte die Stadtverordneten-Versammlung eine Deputation an den König und erlangte die Entlassung des bisherigen Ministeriums, eine freisinnige Ständeverfassung, Bürgerbewaffnung und Entfernung des Militärs. Die Deputation brachte die besten Nachrichten zurück. Auch die rheinische Deputation hatte der König auf's Freundlichste empfangen. Ganz Berlin erwartete eine Proclamation, welche alle Wünsche des Volkes gewähren würde. In der That erschienen um zwei Uhr Nachmittags zwei Patente, von denen das eine den vereinigten Landtag einberief, das andere eine gewisse Preßfreiheit gestattete.

So wenig umfassend diese Zugeständnisse waren, nahm sie das Volk doch als eine Abschlagszahlung freudig auf. Tausende strömten nach dem Schloßplatz und empfingen den König, als dieser zweimal auf dem Balkon erschien, mit lautem Jubel. Plötzlich ertönte der Ruf: „Fort mit dem Militär! Das Militär zurück!" Der Graf von Arnim berichtete dem Könige den Wunsch des Volkes. Der König, welcher niemals an die wirkliche Ehre des Volkes, sondern nur an die krankhafte Ehrsucht des Militärs dachte, antwortete: „Einen unehrenvollen Rückzug der Truppen könne man doch nicht fordern." Diese Antwort verbreitete sich rasch unter den versammelten Bürgern, und verwandelte schnell die frühere Freudigkeit in Mißstimmung. Von der Stechbahn her rückte das Garde-Dragoner-Regiment mit gezogenem Säbel im Trabe vor. Zugleich brach aus dem mittlern Portale des Schlosses ein Bataillon des Kaiser-Franz Regiments hervor und trieb mit gefälltem Bajonette das Volk vor sich her. Die Wuth im Herzen stoben die versammelten Menschen auseinander. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde der Vorgänge des Schloßplatzes über Berlin. Rings um das Schloß her leerten sich Straßen und Plätze. Doch in einiger Entfernung erhoben sich Barrikaden, die erste schon bald nach drei Uhr an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße. Gegen fünf Uhr Nachmittags war die ganze Stadt voll von Barrikaden. Der Kampf dauerte die ganze Nacht hindurch. Die achtbarsten Einwohner, die sonst friedlichsten Bürger nahmen daran Theil. Das Volk bewies eine glänzende Tapferkeit.

Zu Wien, wie in Berlin, schwankte der Hof zwischen Widerstand und Nachgiebigkeit hin und her. Am Morgen des 19. März gegen sieben Uhr trat von selbst ein Waffenstillstand ein. Das Militär hatte zwar während der Nacht die Hauptstraßen und Hauptplätze der Stadt eingenommen. Allein es hatte schwere Verluste erlitten, und war von den Strapatzen des Kampfes erschöpft. In den entfernteren Stadttheilen und in den Vorstädten stand das Volk noch unter Waffen und war bereit, den Kampf wieder aufzunehmen. Da erschien eine königliche Proklamation mit der Aufschrift: „An meine lieben Berliner," worin die Zurückziehung der Truppen an die Bedingung der Wegräumung der Barrikaden geknüpft wurde. „Zu spät," war der Ruf, mit welchem das Volk der Barrikaden dem Könige antwortete. Das Sturmläuten dauerte in der ganzen Stadt fort. Neue Züge bewaffneter Bürger drängten sich nach den stehengebliebenen Barrikaden. Alles deutete darauf hin, daß das Volk von allen Barrikaden her einen Angriff auf das Schloß zu machen gedenke. Bevor dieser jedoch ausgeführt wurde, zog sich aller Orten das Militär zurück. Es trat seinen Rückmarsch mit klingendem Spiele an, mußte aber auf Verlangen des Volkes die heitere Musik da und dort in einen Choral umwandeln.

Die Barrikadenkämpfer verfolgten die Truppen nicht auf ihrem Rückzuge. Sie dachten mehr an ihre Todten, als an die Lebenden. Von allen Seiten rückten sie in feier-

lichen Zügen gegen das Schloß und trugen auf ihren Schultern die Leichen der gefallenen Helden, geschmückt mit Blumen, grünen Zweigen und Lorbeerkränzen, die Todeswunden bloßgelegt. Mit entblößtem Haupte schloß sich an, wer einem solchen Zuge begegnete. Im Schloßhofe wurden die Leichen niedergesetzt. Schweigend stand das Volk im Kreis umher. Die meisten Bahren trugen Inschriften, z. B. „15 Jahr alt, an meiner Seite niedergeschossen! mein einziger Sohn" — „ohne Pardon niedergestochen, nachdem er sich ergeben hatte" „ein Familienvater von 5 unerzogenen Kindern" — „eine Wittwe, Mutter von 7 Waisen."

Plötzlich ertönte der Ruf: „der König soll kommen!" Er wiederholte sich so gewaltig und drohend, daß Friedrich Wilhelm IV. endlich Folge leistete. Als er erschien, hob man die in ihrem Blute schwimmenden Leichen auf und hielt sie ihm entgegen. „Hut ab," ertönte es. Der König entblößte sein Haupt und das Volk stimmte den Choral an: „Jesus meine Zuversicht." Unbedeckten Hauptes mußte der König das Lied bis zum Ende hören.

In diesem Augenblicke hätte die versammelte Volksmenge alles, was sie gewollt, erreichen können, selbst Abdankung und Republik. Doch so weit reichte der Wunsch der Berliner nicht. Die Leichen-Scene im Schloßhofe bewies deutlich, daß die Berliner mehr Gemüthlichkeit, Mitgefühl und Schmerz, als das Streben nach politischer Entwickelung nach Freiheit und Recht besaßen. „Was Du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück."

So leicht, so rasch, wie es damals möglich gewesen wäre, wird sich nie wieder ein entscheidender Sieg über den Absolutismus erringen lassen.

Für Republik und socialistische Einrichtungen war damals die Zeit noch nicht gekommen. Allein der Vielregierung der Büreaukratie, dem Uebermuthe des stehenden Heeres, den mittelalterlichen Lasten des Bauernstandes und den Uebergriffen des Pfaffenthums hätte damals ein entschlossener Mann, wenn er die rechten Worte gesprochen, ein Ende machen können. Das Volk ließ dem Könige Zeit, sich von seiner Betäubung zu erholen, und auf Mittel zu sinnen, die Zügel der Herrschaft wieder in seine Hände zu bekommen.

Schon wenige Stunden nach der Leichen-Scene des Schloßhofes wurde der König mit Jubel begrüßt, als er die Bürgerbewaffnung zugestand. Eine solche Schnelligkeit im Verzeihen mag sehr christlich sein. Politisch, klug, männlich ist sie nicht. Sie ist kindisch, abgeschmackt und sinnlos und trägt als Früchte Belagerungszustand, Verfassungsumsturz und Reaction mit allen ihren Greueln.

Die Unreife des Volkes zeigte sich hauptsächlich darin, daß es sich, statt mit den großen Fragen der Zeit und den Mitteln, dieselben im Sinne der Freiheit der Entscheidung entgegenzuführen, mit elenden Kleinigkeiten, mit Ladenschildern der Hoflieferanten u. s. w. befaßte.

Der Prinz von Preußen sah sich durch eine gegen seinen Palast (am 20. März) stattgefundene Kundgebung veranlaßt, nach England zu flüchten. An demselben Tag erhielten die gefangenen Polen, unter ihnen Mieroslawski, ihre Freiheit wieder. Das Volk begrüßte sie mit unermeßlichem Jubel.

Am 21. März gerieth ganz Berlin durch eine von dem Könige gespielte Comödie in Aufregung. Der Hofpartei lag Alles daran, das Andenken an die Ereignisse vom 18. und 19. März so schnell als möglich zu verwischen. Schon am Morgen des 21. März wurde daher ein Plakat verbreitet, in welchem Friedrich Wilhelm IV. erklärte, daß er sich an die Spitze Deutschland's stelle. Kurz darauf ritt er mit schwarz-roth-goldenen Bän-

dern und Fahnen in feierlichem Zuge durch Berlin und gab sich als den Retter Deutschland's zu erkennen. Zugleich erklärte er aber, daß er nicht usurpiren, nichts als Freiheit und Einheit wolle. Die Loosung war: „Preußen geht fortan in Deutschland auf."

Dieses war leichter gesagt, als gethan. Als später die deutsche Nation in ihren Vertretern ihm entgegenkam, lehnte er die deutsche Krone ab. Friedrich Wilhelm IV. hatte nur Comödie gespielt. Diejenigen, welche wähnten, es sei ihm ernst gewesen, täuschten sich. Tags darauf (22. März) kam eine neue Proklamation, welche wieder einige Zugeständnisse enthielt, unter welchen sich jedoch die Hauptsache, eine den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Staatsverfassung nicht fand. An demselben Tage wurden die gefallenen Freiheitskämpfer, einhundert und siebenundachtzig an der Zahl feierlich zur Erde bestattet. Am 25. März wurden die gebliebenen Soldaten beerdigt. Damals zeigte es sich schon klar und deutlich, daß die Regierung darauf ausgehe, das Volk zu täuschen. Nur fünfzehn Leichname gaben die Behörden zu dieser Feier her, während die Barrikadenkämpfer wohl wußten, daß die Zahl der gefallenen Soldaten weit größer gewesen war, und daß namentlich auch viele Offiziere das Leben verloren hatten. Unter den fünfzehn Soldaten-Leichen befanden sich nur zwei von Unteroffizieren. Durch einen so groben Kunstgriff wollte die Regierung die von ihr erlittenen Verluste verhüllen.

Für den Augenblick hatte die Bevölkerung Berlin's wohl eine gewisse Freiheit, weil in der Hauptstadt die Behörden vor dem Volke Angst hatten. Eben dieses galt auch von den meisten übrigen, größeren Städten des Reichs, allein auf dem Lande und in den meisten kleineren Städten, woselbst die Büreaukratie und die Soldateska im vollen Besitze ihrer Gewalt blieben, änderte sich, abgesehen von einem vorübergehenden Freiheitstaumel, nichts an den alt hergebrachten Zuständen.

Das Ministerium Hansemann, welches am 29. März zusammentrat, behielt drei der früheren Minister: Schwerin, Baron Arnim und Bornemann bei. Hansemann, Auerswald und General Reyher, die drei neuen Minister, besaßen weder die Kraft, noch den Willen, diejenigen Reformen einzuführen, welche eine dreiunddreißigjährige Mißregierung nothwendig machte.

Am 2. April kam der vereinigte Landtag zusammen und nahm als Grundsatz die indirekte Wahl und die Unwählbarkeit aller unter dreißig Jahren stehenden Preußen an. Durch die erstere dieser Bestimmungen wurde eine doppelte Gelegenheit zu Wahlverfälschungen geboten, durch die letztere wurde die frische Jugend von aller Theilnahme an den Berathungen der Nationalversammlung ausgeschlossen. Der Beruf, welcher dieser zugewiesen wurde, war viel zu beschränkt, indem ihr nur die Vereinbarung mit der Krone über die festzustellende Staatsverfassung, und nicht die endliche Feststellung derselben zugewiesen wurde. Es war überhaupt ein großer Fehlgriff, daß die Grundlagen der Thätigkeit der zu berufenden Nationalversammlung nicht rasch vom Volke beschlossen und ein entschieden freisinniges Ministerium dem Könige an die Seite gesetzt wurde. Mehr als sechs Wochen vergingen vom Barrikadenkampfe an gerechnet, bis nur die Wahlen zur preußischen Nationalversammlung (1. Mai 1848) zu Stande kamen und weitere drei Wochen, bis diese eröffnet wurde. Mehr, als zwei Monate lang blieb die gesammte Staatsgewalt in den Händen der Regierung, ohne daß irgend eine volksthümliche Organisation derselben zur Seite stand. Die Regierung hatte also volle Zeit, die Reaction zu organisiren. Alle Mittel des Staates standen ihr zu Gebote und es fragte sich daher fast nur, ob sie die Mehrheit der bevorstehenden Nationalversammlung gütlich gewinnen, oder mit Gewalt bezwingen würde.

Wie sich voraus sehen ließ, traten lange bevor die Vereinbarungs-Versammlung

eröffnet wurde, die wichtigsten Ereignisse ein, welche der Entscheidung des Königs und des von ihm bestellten Ministeriums anheim fielen. Der Einfluß, welchen die Regierung auf die Wahlen ausübte, blieb übergroß und verhütete, daß das Volk seine Wünsche und Forderungen rein und unverfälscht geltend machen konnte. Aristokraten und Pfaffen, Büreaukraten und Monopolisten gingen Hand in Hand mit der Regierung oder wenigstens den geheimen Wünschen des Königs. Die Soldateska stand aller Orten bereit, dem königlichen Willen, unbekümmert um dessen Verfassungsmäßigkeit, Nachdruck zu geben. Die Armee, d. h. die wohlbezahlten Oberoffiziere derselben, welche ihren Untergeordneten jeden freien Meinungsausdruck versagten, betrachteten mit gutem Grunde die Lösung, welche der Kampf vom 18. und 19. März gefunden hatte, als eine Niederlage. Sie erkannten darin nicht zu gleicher Zeit einen Sieg der Freiheit über die Knechtschaft, des Rechtes über die Gewalt. Die Armee war so gezogen, daß sie nur zu gehorchen, nicht zu denken verstand. Dieses Werkzeug des Despotismus blieb nach, wie vor, in seiner inneren Organisation unverändert, und erhielt sogar durch die Kämpfe im Großherzogthum Posen und in Schleswig-Holstein eine erhöhte Bedeutung.

Schon in der ersten Hälfte des Monats April rückten preußische Truppen nach Schleswig-Holstein. General Wrangel erhielt den Oberbefehl über die preußisch-deutsche und schleswig-holsteinische Armee, und zu gleicher Zeit die Gelegenheit, sich und seine Soldaten auf den Staatsstreich vorzubereiten, über welchem der König ohne Zweifel damals schon brütete. Hätte eine volksthümliche Regierung die Zügel ergriffen, so wäre im Kampfe gegen Dänemark ein nationales und freiheitliches Heer gebildet worden, welches den Krieg nicht zum Scheine, sondern ernstlich geführt und nicht einen verrätherischen Waffenstillstand und Frieden zugegeben hätte.

Eben so unglücklich, als in Schleswig-Holstein gestalteten sich die Verhältnisse im Großherzogthume Posen. Der Hauch der Freiheit, welcher von Paris aus ganz Europa erfrischte, setzte auch die Polen in Bewegung. Eine Wiederherstellung des alten Polenreiches konnte von Preußen allein nicht bewirkt werden. Es kam darauf an, gleich Anfangs zwei Dinge festzustellen: erstens, daß die Regierung, was von ihr abhänge, zu thun bereit sei, die Wiederherstellung des alten Polenreiches, so weit thunlich, zu befördern; zweitens bis dieser Zweck aber erreicht sei, den unter preußischer Herrschaft stehenden Polen alle Zugeständnisse machen zu wollen, welche ihre Nationalität begründete.

Die preußische Regierung hütete sich aber wohl in diesem Sinne zu handeln. Sie strebte nicht darnach, den Polen gerecht zu werden, das an diesen verübte Unrecht wieder gut zu machen. Sie suchte nur, über die Schwierigkeiten des Augenblicks mit möglichst geringen Opfern hinwegzukommen.

Im Großherzogthume Posen, wie in den meisten anderen Ländern Europa's, befanden sich dazumal zwei Parteien, wovon die eine mit geringeren Fortschritten im gesetzlichen Wege zufrieden war, die andere alles Vertrauen in die Regierung verloren hatte und nur von der gewaltsamen Abschüttelung des auf dem Lande ruhenden Joches etwas erwartete. Von der letzteren Partei allein hatte die preußische Regierung etwas zu befürchten. Es kam darauf an, sie zu gewinnen, wenn man Blutvergießen vermeiden wollte. Dieses konnte geschehen, wenn sich die preußische Regierung offen und unumwunden für die Wiederherstellung des alten Polenreichs ausgesprochen und unter dieser Voraussetzung die Gränzberichtigung zwischen beiden Reichen späteren Verhandlungen anheim gegeben hätte. Statt dessen geschah gerade das Gegentheil. Die preußische Regierung that nichts, den drohenden Ausbruch einer Erhebung des polnischen Theils der Bevölkerung des Großherzogthums Posen zu verhindern, und als diese Ende März und Anfangs April wirklich

stattfand, schüttete man Oel in's Feuer, indem man den deutschen Theil Posen's von dem polnischen in der Art trennte, daß den Polen nur ein Drittheil, den Deutschen dagegen zwei Drittheile zugewiesen wurden. Eine Trennung der Polen und Deutschen Posen's hatte gar keinen Sinn, so lange von einer Wiederherstellung des alten Polenreichs nicht die Rede war. Wollte man den Polen ein Zugeständniß machen, das sie beruhigen sollte, so mußte man gerecht gegen sie sein und ihnen nicht Bezirke entziehen, welche der Mehrheit der Bevölkerung nach polnisch waren, wie dieses durch die Cabinets=Ordre vom 26. April geschah. Man durfte überhaupt eine solche Trennung nicht octroyiren, sondern man mußte sich darüber verständigen. Mit gutem Grunde sahen daher die Polen in dieser neuesten Theilung einen ihnen gebotenen Hohn. Der seit mehreren Wochen vorbereitete Kampf kam zum Ausbruche. Vom 4. bis zum 12. Mai fanden mehrere blutige Treffen statt, welche leicht hätten vermieden werden können, wenn es der preußischen Regierung darum zu thun gewesen wäre. Allein dieser lag mehr daran, den gesunkenen Geist der Armee durch glückliche Schlachten mit dem Volke wieder aufzurichten, als Blutvergießen zu verhindern. Die Polen konnten der Uebermacht auf die Dauer nicht widerstehen. Mieroslawski, welcher die Polen befehligt hatte, suchte um Capitulation nach, welche am 9. Mai zwischen Oberst Brzezanski und General Wedell abgeschlossen wurde. Am 12. Mai fand übrigens noch ein blutiges Treffen bei Exin statt. Allmälig beruhigte sich das Land. Allein die unsinnige Demarkationslinie konnte nicht durchgeführt werden, weil kein Pole sich dazu hergab, dieselbe in's Werk zu setzen.

In Berlin selbst und in den übrigen deutschen Theilen von Preußen dauerte zwar die Bewegung fort, allein der Strom derselben spaltete sich in zwei Theile, indem die Einen mehr von der in Frankfurt zusammengetretenen deutschen, die Anderen mehr von der in Berlin (am 22. Mai 1849) zu eröffnenden Versammlung erwarteten.

Im eigentlichen Sinne des Wortes hatten die Preußen bis zum Jahre 1848 gar kein öffentliches Leben gehabt. Es wäre daher schwer gewesen, für eine einzige Versammlung gründlich gebildete, charaktertüchtige Volksvertreter zu finden. Für zwei war dieses natürlich noch schwerer. Das Zusammentreffen der preußischen Vereinbarungs= mit der deutschen constituirenden Versammlung müßte ein großes Unglück genannt werden, wenn es nicht von der preußischen Regierung absichtlich herbeigeführt worden wäre.

Wenn, wie Friedrich Wilhelm IV. erklärte, Preußen in Deutschland aufgehen sollte, warum berief man dann nach Berlin eine Versammlung, welche augenscheinlich überflüssig war, falls man es mit der Einverleibung Preußen's in Deutschland ernstlich meinte? Allein den tiefer Blickenden war es schon am Tage des schwarz=roth=goldenen Umritts klar, daß die deutsche Frage nichts weiter, als der Keil sein sollte, mit welchem der König den jungen preußischen Freiheitsbaum zu spalten gedachte.

Am 22. Mai 1848 wurde zu Berlin die Vereinbarungs=Versammlung vom Könige eröffnet. Sie bestand aus vierhundert Mitgliedern, darunter einhundert Justizbeamte, fünfzig Verwaltungsbeamte und fünfzig Geistliche! Der Verfassungsentwurf, welcher vorgelegt wurde, erregte allgemeine Mißstimmung. Er war der belgischen Verfassung in der Hauptsache nachgebildet, bekundete aber durch manche Veränderungen und Hinweglassungen die Absicht, das den Belgiern vor achtzehn Jahren schon gebotene Maaß der Freiheit den Preußen nur theilweise zu gewähren.

Bei allen durch eine Revolution hervorgerufenen Bewegungen hängt das Gelingen hauptsächlich von der Schnelligkeit und Kühnheit, mit der sie vorgenommen werden, ab. Der elende Entwurf, welchen die Regierung vorgelegt hatte, erschwerte einen raschen Abschluß des Verfassungswerkes. Hierzu kam, daß seit dem Zusammentritt der Verein=

barungs-Versammlung die Reaction immer frecher ihr Haupt erhob. Heimliche Versendungen von Waffen, welche aus dem Berliner Zeughause abgingen, deuteten auf Pläne der Regierung, welche schon wegen ihrer Heimlichkeit die düstersten Besorgnisse erregten. Am 5. Juni trat der Prinz von Preußen, welcher mit gutem Grunde für das Haupt der preußischen Reactionspartei galt, in die National-Versammlung ein. Die ganze Rede, welche er hielt und insbesondere die Schlußworte, die so oft mißbrauchten: „mit Gott für König und Vaterland," machten auf die linke Seite und auf den größern Theil des Volkes einen höchst peinlichen Eindruck.

Bevor es möglich war, die Verfassung vor die Versammlung zu bringen, entwickelte sich über die Frage einer an den König zu richtenden Adresse, in Betreff der Rückkehr des Prinzen von Preußen, über die staatsrechtliche Stellung der Versammlung, und über das für die Märzkämpfer beantragte Dankvotum eine Reihe von Verhandlungen, welche die reactionären Tendenzen der Regierung mehr und mehr zu Tage brachten und nicht blos die linke Seite der National-Versammlung, sondern auch die Mehrheit der Bevölkerung Berlin's in heftige Aufregung versetzten. Die National-Versammlung verstand es aber nicht, eine Crisis herbeizuführen, welche der Sache der Freiheit eine günstige Wendung hätte geben können. Die Erstürmung des Zeughauses, welche in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni stattfand, schadete der Freiheitsbewegung, indem sie die Kopflosigkeit der Fortschrittspartei zu Tage brachte. Eine Partei, welche, nachdem sie die Regierung durch einen Akt von der höchsten revolutionären Bedeutung herausgefordert hat, den Kampf nicht mit Entschlossenheit beginnt, ist verloren. Der Zeughaussturm war ein Manöver, welches nur dazu diente, die linke Seite der National-Versammlung zu compromittiren, Bürgerwehr und Arbeiter in ein feindliches Verhältniß zu versetzen und alle künftigen Versuche einer Volkserhebung auf lange Zeit hinaus im Keime zu ersticken.

Doch die Zeit zu offener Entfaltung der Fahne der Reaction war nicht gekommen. Noch war die ganze deutsche Nation mächtig bewegt. In Wien und Frankfurt am Main tagten noch Versammlungen, welche sich bei einem gegen ihre Schwester zu Berlin geführten Streiche nicht ruhig verhalten hätten.

Im Schooße des Cabinettes entstanden Mißhelligkeiten. Das Ministerium Camphausen trat ab. Am 26. Juni kam das Ministerium Auerswald-Hansemann an dessen Stelle. Dieses nannte sich zwar das Ministerium der That. Es war aber, gleich dem vorigen, nur ein Ministerium des Uebergangs von der Revolution zur Reaction. Während die Reaction immer kühner das Haupt erhob, verhandelte die preußische Vereinbarungs-Versammlung über die Aufhebung des bevorzugten Gerichtsstandes und die Abschaffung der Todesstrafe, als befände man sich inmitten des gesichertsten Rechtszustandes. Erst als am 31. Juli nach vielen anderen ähnlichen Vorfällen die Soldateska zu Schweidnitz eine Mordscene aufgeführt hatte, in welcher vierzehn Bürgerwehrleute das Leben verloren, sprach Waldeck in der Versammlung die gewichtigen Worte aus: „Reorganisation des Heeres." Man kam darin aber nicht weiter, als bis zur Stellung eines Antrags an die Regierung, durch welchen der Kriegsminister veranlaßt werden sollte, die Officiere von reactionären Bestrebungen abzumahnen und es denjenigen Officieren, welche einen constitutionellen Rechtszustand mit ihren politischen Ueberzeugungen nicht vereinbaren könnten, den Austritt aus der Armee zur Ehrenpflicht zu machen (9. August).

Nachdem das große Wort: „Reorganisation der Armee" ausgesprochen war, galt es, demselben Nachdruck zu geben. Allein die Versammlung ließ es bei ihrem Beschlusse vom 9. August bewenden und vermochte nicht einmal, diesen bei dem Ministerium Auerswald-Hansemann durchzusetzen.

Die Versammlung sprach, die Regierung handelte. Mit großen Kosten, deren Bewilligung von der Nationalversammlung nicht einmal beantragt wurde, gründete sie das Institut der Schutzmannschaft, d. h. zu den schon vorhandenen Daumschrauben noch eine neue. Die Volksvertreter wußten auch diesen Uebergriff nicht zu verhindern, ja nicht einmal die nachträgliche Vorlage der betreffenden Verordnung zu bewirken.

Das Ministerium weigerte sich, den die Armee betreffenden Beschluß der National-Versammlung auszuführen und zog sich, als diese darauf bestand, zurück. Der König sprach sich persönlich zu Gunsten des abtretenden Ministeriums und gegen den Kammer-beschluß öffentlich aus, verletzte dadurch den ersten Grundsatz einer Repräsentativ-Verfassung und gab so deutlich zu erkennen, daß er unfähig sei, das Haupt eines constitutionellen Staates zu sein.

Alles deutete damals schon bestimmt auf einen Staatsstreich. Am 26. August schloß der König den verrätherischen Waffenstillstand von Malmö mit dem Könige von Däne-mark ab, welcher ein Heer und einen Staatsstreichsfeldherrn verfügbar machte. Die zurückkehrenden Truppen wurden in die Nähe von Berlin gezogen und durch andere Regi-menter noch verstärkt.

Daß der König einen Staatsstreich bezweckte, war klar. Es erhellte dieses deutlich auch daraus, daß der König das Programm des Hrn. Beckerath, welchen er nach Berlin berief, um ihn an die Spitze des neuen Ministeriums zu stellen, verwarf, ohne Zweifel, weil auch dieser auf Reorganisation des Heeres drang. Am 21. September trat das Ministerium Pfuel in's Leben, welches der Reaction noch näher stand, als die beiden frü-heren Ministerien. Augenscheinlich waren aber die Vorbereitungen zum Staatsstreiche nicht vollendet. Daher erließ Pfuel (25. September) den von der Nationalversammlung beschlossenen Erlaß an die Armee. Die linke Seite glaubte, einen Sieg gewonnen zu haben. Sie hatte nur den Staatsstreich beschleunigt. Denn der König war entschlossen, nicht einmal den anstößigen Titel „von Gottes Gnaden," geschweige denn irgend einen Theil der in seinen Händen befindlichen Gewalt fahren zu lassen.

Die Unruhe im Schooße der Bevölkerung von Berlin und der Nationalversammlung nahm zu und that sich dort durch einige Straßenunruhen, hier durch gesteigerte Leiden-schaftlichkeit der Verhandlungen kund.

Grabow legte (26. October) das Präsidium der Nationalversammlung nieder. Unruh ward an dessen Stelle gewählt. Der Fall Wien's deutete an, was Berlin bevor-stehe. Die Zeit für das längst von dem Könige ersehnte Staatsstreichs-Ministerium war gekommen. Habsburg hatte die Loosung gegeben. Hohenzollern folgte. Am 2. November erhielt die Nationalversammlung Kenntniß, daß das Ministerium Pfuel abgetreten und Graf Brandenburg mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt sei. Die Ver-sammlung richtete eine Adresse an den König, worin sie diesem mittheilte, daß seit Wochen Gerüchte über die Absichten der Reaction umliefen und ihn beschwor, ein volksthümliches Ministerium zu ernennen.

Der König empfing die Deputation der Versammlung ohne ein Wort der Erwiede-rung. Jakobi fragte: „Wollen Ew. Majestät uns nicht wenigstens Gehör schenken?" Der König entgegnete: „Nein!" und trat ab. Jakobi rief ihm nach: „Das ist eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen."

Graf Brandenburg hatte Mühe, ein Ministerium zu Stande zu bringen. Erst am 8. November wurde er damit fertig. Die Nationalversammlung ließ die Zeit vom 2. bis dahin unbenützt verstreichen. Am 9. November erklärte der Ministerpräsident, die Krone verlege die Versammlung nach Brandenburg, wo die Sitzungen am 27. November

wieder beginnen würden. Jedermann erkannte, daß es sich nur um ein Nachspiel des Wiener Staatsstreiches handele. Die Versammlung erklärte mit 252 gegen 30 Stimmen, daß der Beschluß der Regierung rechtswidrig sei und daß sie ihre Sitzungen in jedem Lokale fortsetzen werde, in welches der Präsident sie berufen möchte.

Tags darauf umgab General Wrangel das Sitzungslokal mit Soldaten. Die Bürgerwehr war viel zu schwach, den Regierungstruppen die Spitze zu bieten. Die Nationalversammlung protestirte gegen die ihr gegenüber angewandte militärische Gewalt und erklärte, daß sie den Sitzungssaal nur in Folge der Anwendung militärischer Zwangsmaßregeln verlassen habe. Am folgenden Tage fanden die Abgeordneten, als sie erschienen, ihr Sitzungslokal militärisch besetzt. Sie machten zwar noch einige Versuche, die ihnen entschwindende Gewalt wieder zu ergreifen und faßten namentlich den Beschluß, der Regierung die Steuern zu verweigern. Allein der günstigste Zeitpunkt war versäumt. Es handelte sich darum, Gewalt mit Gewalt zurück zu treiben. Die preußische Nationalversammlung hatte es im Laufe einer fast sechsmonatlichen Thätigkeit nicht verstanden, zu ihrem Schutze eine Gewalt zu schaffen, mit welcher sie im Stande gewesen wäre, der drohenden Reaction die Spitze zu bieten. Sie hatte nicht einmal, wie der österreichische Reichstag, den Bauern das Joch mittelalterlicher Unterthänigkeit abgenommen. Für ruhige und gewöhnliche Zeiten hätte sie manches Gute leisten können. An Fleiß und Arbeitskraft, theilweise auch an gutem Willen, gebrach es ihr nicht. Allein ihr fehlte der belebende Hauch der Freiheit, die revolutionäre Kraft, das Genie.

Nachdem es der Regierung gelungen war, die Nationalversammlung aus ihrem Sitzungslokale zu verdrängen, hatte sie gewonnenes Spiel. Die Versammlung, welche nicht die Kraft besaß, sich in ihrem eigenen Hause zu behaupten, konnte in einem andern noch viel weniger hoffen, ihre Rechte geltend zu machen. Sie wäre würdiger gefallen, wenn sie es auf Anwendung wirklicher militärischer Gewalt hätte ankommen lassen. Seit der Erstürmung Wien's konnte sie über die Absichten der preußischen Regierung nicht mehr im Zweifel sein. Dreiunddreißig Jahre lang war Preußen unter österreichischer Vormundschaft gestanden. Wie hätte sich Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1848 derselben entziehen können?

Die Schwierigkeiten in Preußen waren weit geringer, als in Oesterreich. In Preußen waren außer einer verhältnißmäßig sehr geringen Zahl von Polen alle Bewohner des Landes deutsch. Die Hemmnisse, welche der österreichischen Revolution die Verschiedenartigkeit der Nationalitäten bereitete, fielen in Preußen fast gänzlich weg. Dessen ungeachtet stand die revolutionäre Kraft Preußen's weit hinter der österreichischen zurück. Nach dem Kampfe des 18. und 19. März erhob sich die preußische Revolution nie wieder über die Höhe eines gewöhnlichen Straßencrawall's, während zu Wien das revolutionäre Feuer im Mai und im October von Neuem kräftige Flammen schlug.

Zu Berlin bestand kein Mittelpunkt, welcher, was Hingebung, Gesinnung und Tapferkeit der Mitglieder betrifft, sich nur entfernt mit der Aula vergleichen ließe.

Die Haltung der Regierung war in Preußen in der Hauptsache dieselbe, wie in Oesterreich. Nur spielte die preußische Regierung viel länger Comödie, als die österreichische. Mit der Auflösung der nach Kremsier verlegten Nationalversammlung fiel in Oesterreich der Vorhang, um nicht wieder aufgezogen zu werden. Die preußische Regierung spielte das Stück weiter, ja sie spielte zugleich zwei Comödien, die eine für Preußen, die andere für Deutschland. Der zweite Act der preußischen Comödie endigte mit der Auflösung der zweiten preußischen Nationalversammlung (27. April 1849), die deutsche Comödie schloß mit der gewaltsamen Auflösung der constituirenden Versammlung in

Frankfurt, mit welcher man so lange coquettirt hatte. Doch alle diese Gewaltthaten schienen der preußischen Regierung noch nicht zu genügen. Sie octroyirte dem Lande ein neues Wahlgesetz (26. Mai 1849) und warf auch dann die Larve noch nicht ab, als die demokratische Partei sich (11. Juni 1849) vollständig vom Schauplatze zurückgezogen hatte. Sie spielte den Tartüffe weiter zu Berlin, wo sie die von ihr selbst octroyirte Verfassung revidiren ließ und zu Erfurt, wo sie in Angelegenheiten der deutschen Einheit Geschäfte machte. Das Spiel dauerte fast bis zur Schlacht von Bronnzell und den Congressen von Warschau und Ollmütz und endigte jedenfalls weit schmählicher für Preußen, als für Oesterreich.

Preußen behielt zwar einige Reste der octroyirten Verfassung. Diese besaßen aber auch nicht entfernt den Werth des in Oesterreich zu Stande gekommenen Gesetzes, welches den Bauernstand emancipirte. In der Hauptsache traten die vormärzlichen Zustände in Oesterreich und in Preußen wieder ein, nur mit dem Unterschiede, daß in Oesterreich der Bauernstand die ihm verliehene Freiheit behielt, während in Preußen umgekehrt die Junkerpartei durch die octroyirte Verfassung, nachdem diese von ihr revidirt worden war, eine Organisation erhielt, welche in den Augen gedankenloser Menschen der Freiheit des gesammten Volkes, in der That aber den Vorrechten der das Volk drückenden Stände diente.

Wenn uns die Grausamkeit der Habsburger mit Abscheu erfüllt, so flößt uns die Falschheit der Hohenzollern Verachtung und Ekel ein.

§ 70. Die mindermächtigen Staaten Deutschland's.

Der Despotismus ist einförmig und arm an Erfindungsgabe. Deshalb ist die Darstellung desselben so sehr ermüdend. Allein in Deutschland waren von jeher die Verhältnisse, mit welchen er in Beziehung trat, und die Personen, welche ihn ausübten, so mannigfaltig, daß die Geschichte unseres Vaterlandes in der That als Musterkarte für alle Arten desselben gelten kann. In Oesterreich trat der Despotismus in den brutalsten Formen auf, allein das Feld seiner Wirksamkeit war groß. Es umfaßte verschiedene Nationalitäten und Culturstufen und ruhte auf einer ansehnlichen Macht. In Preußen wirkte die Erinnerung an Friedrich II. und die Freiheitskriege versöhnend. War der Despotismus dort auch drückend, so knüpften sich an denselben doch manche Hoffnungen. Deutsche Wehrhaftigkeit und deutsche Einheit wurden mit Preußen in Verbindung gebracht. In den kleineren Staaten Deutschland's war schon wegen des geringen Umfangs ihrer Mittel der Despotismus nicht ganz so drückend, als in den beiden Großstaaten, allein darum nicht selten um so peinlicher wegen seiner Erbärmlichkeit und Niederträchtigkeit und wegen der so sehr geringen Vortheile, welche er als Gegengabe für schwere Steuern und lästigen Druck gewährte.

Die mindermächtigen Staaten Deutschland's hatten zum größern Theile schon vor 1830 landständische Verfassungen besessen. Andere erhielten dieselben unmittelbar nach der Juli-Revolution. *) Allein nirgends wurde die Verfassung von den Fürsten redlich gehalten. Ueberall blieb sie ein todter Buchstabe, dessen Sinn und Bedeutung die Regierungen durch Berufung auf das monarchische Princip, auf die Karlsbader und Wiener Beschlüsse oder auf die Gewalt der Bayonette verfälschten und verdrehten. Censur und Polizei, protestantisches und katholisches Pfaffenthum, alle Daumschrauben

*) Siehe oben § 64, S. 653.

einer engherzigen Verwaltung arbeiteten darauf hin, dem Volke jede frische und freie Meinungsäußerung unmöglich zu machen. Verdummung und Knechtung war die Hauptaufgabe des von oben herab begünstigten Schulwesens.

Troß der mannigfaltigen Verschiedenheiten, welche zwischen dem kleinen Lichtenstein und dem großen Oesterreich, zwischen den Fürstenthümern Reuß und Hohenzollern und den Königreichen Baiern und Sachsen obwalteten, war doch das Bestreben aller deutschen Regierungen in der Hauptsache eines und dasselbe: ihre Macht auf geraden und krummen Wegen, durch Gewalt und List, auf Kosten der Freiheit und des Rechtes, des Wohlstands und der Bildung des Volkes möglichst auszudehnen.

Die Juli-Revolution erfüllte die meisten deutschen Regierungen mit Schrecken. Kaum hatten sie sich von demselben erholt, so bemühten sie sich, mit früher nie dagewesener Eintracht, das alte Joch mit doppelter Schwere auf dem Nacken des Volkes zu befestigen. Mehrere Jahre hindurch trugen die Deutschen die Ketten, in welche sie geschlagen waren, mit einer an Stumpfsinn grenzenden Geduld. Allein diese erreichte doch den Höhegrad der Zeiten vor 1830 nicht mehr. Sie dauerte auch nicht so lange, als damals. Die Kriegsgefahr, welche im Jahre 1840 von Frankreich herüber drohte und der Regierungswechsel in Preußen wirkten erfrischend und belebend auf die gesammte deutsche Nation. Je weniger die deutschen Regierungen auf die Wünsche und Forderungen des Volkes, auf seine gerechten Klagen und Beschwerden Rücksicht nahmen, desto allgemeiner und tiefer wurde die Mißstimmung. Als sich daher im Jahre 1848 die Massen wider ihre Dränger erhoben, stand in Deutschland nicht ein Thron mehr fest. Doch die Bewegung des Jahres 1848 hatte eine überwiegend constitutionell-monarchische Tendenz. Die unausbleibliche Folge davon war, daß, wie nach 1815 und 1830, die Fürsten auch nach 1848 die dem Volke ertheilten Zusagen nicht hielten, vielmehr, wenn auch unter etwas verschiedenen Formen, zu ihrem frühern Regierungssysteme zurückkehrten.

Der Raum dieses Werkes gestattet uns nicht, die Einzelnheiten der von den dreißig Tyrannen Deutschland's verübten Schandthaten alle, oder auch nur in ihren Hauptzügen zu schildern. Allen Ländern Deutschland's war Abgabendruck, Censur- und Polizei-Unwesen, Verfassungsverletzung und Gewaltthat gemeinsam. In einem Staat trat mehr der Jesuitismus, im andern mehr der Pietismus, in einem mehr die Scheinheiligkeit, im andern mehr die Frechheit zu Tage.

Baiern, dieser Stammsitz des Jesuitismus, welcher seit drei Jahrhunderten durch das Pfaffenthum und das mit demselben verbündete Fürstenthum gewaltsam in seiner Entwickelung gehemmt worden war, hatte zwar nach den Kriegen mit Frankreich seinen alten Namen und seine Residenz München behalten; durch die Erwerbungen der Rheinprovinz und Franken's und die Einverleibung vieler ehemals freier Reichsstädte hatte es thatsächlich aufgehört, ein ausschließlich katholisches und baierisches Land zu sein. Vier Neuntheile der Bevölkerung Baiern's waren protestantischer Religion und wohl sechs Neuntheile gehörten anderen deutschen Stämmen, als dem baierischen, an. Dessenungeachtet wurde das Land, als wäre es ganz katholisch und ganz baierisch, regiert. König Ludwig besaß weder Scharfblick genug, um zu erkennen, daß ein solches Regierungssystem, wenn auch nicht in München und Alt-Oetting, so doch in Franken und Rheinbaiern, und bei allen denkenden und für Freiheit empfänglichen Deutschen die größte Mißstimmung erregen müsse, noch Selbstbeherrschung genug, um auf die Stimmung des bessern Theiles des Volkes Rücksicht zu nehmen.

Die Juli-Revolution von 1830 rief daher in Baiern, wie in den meisten kleineren Staaten Deutschland's, eine große geistige Bewegung hervor. Die Regierung hielt

durch Verweigerung des Urlaubs alle freisinnigen Beamten von der Ständeversammlung ferne und glaubte, am Vorabende der Kammer-Eröffnung die öffentliche Meinung durch eine verfassungswidrige Censur-Ordonnanz niederhalten zu können. Sie vermehrte dadurch nur die schon herrschende Mißstimmung.

Während die Kammern versammelt waren (1. März bis 29. December 1831), wagte es die Regierung nicht, der öffentlichen Meinung in allen Beziehungen Hohn zu sprechen. Der Minister des Innern, Schenk, wurde der zweiten Kammer zum Opfer gebracht. Sein Nachfolger, Fürst Oettingen-Wallerstein, war aber weder freisinniger, noch selbständiger, als Schenk. Die Regierung wußte die Verhandlungen der zweiten Kammer so zu leiten, daß deren gerechte Entrüstung in Rauch aufging. Sobald aber die Ständeversammlung geschlossen war, begann das Werk der Reaction gehässiger und empörender, als in irgend einem andern Staate Deutschland's. Die Schriftsteller, welche der Regierung mit Kraft die Wahrheit gesagt hatten, mußten vor dem Bilde des Königs Abbitte thun. Die Wortführer der Opposition, namentlich Behr, Eisenmann und Volkhardt, wurden in den Kerker geworfen. Andere konnten sich nur durch die Flucht einer ähnlichen Behandlung entziehen. Gezwungen gab 1848 die Regierung eine allgemeine Amnestie, aber nicht früher.

Der König verfügte ohne Beirath der Stände willkürlich über die Heere und die Einnahmen des Staates, indem er einen Vertrag mit seinem Sohne abschloß (15. Mai 1833), welcher ungezählte Millionen an Geld und viele Menschenleben verschlang und damit endigte, daß die Baiern mit Schmach und Schande nach Hause geschickt wurden (1843).

Das Hambacher Fest (27. Mai 1832) deutete an, in welcher Richtung der Zeitenstrom, wenigstens in den Rheinlanden, floß. Wirth brachte den vereinigten Freistaaten Deutschland's und dem conföderirten republikanischen Europa ein dreimaliges Hoch. Leider war Deutschland damals, ja selbst 1848 noch nicht kräftig genug entwickelt, an diesem Gedanken festzuhalten und für denselben einmütbig in die Schranken zu treten. Statt den freiheitlichen Wünschen des Volkes wenigstens insofern zu genügen, als die deutsche Bundesacte und die baierische Verfassungsurkunde dieselben begründeten, bekämpfte sie die baierische Regierung mit einer an Wuth grenzenden Härte. Die Kammern wurden seit 1834 immer schlaffer. Sie konnten nichts durchsetzen zum Besten des Volkes.

Die Ultramontanen bemächtigten sich der Gewalt in Baiern. Ludwig I. diente ihnen willig. In den Jahren 1831—1840 stieg die Zahl der Klöster von 42 auf 105. Die Protestanten, welchen diese Sitze der Trägheit, des Aberglaubens und der Unduldsamkeit ein Gräuel waren, mußten die Mittel zu deren Gründung mit herbeischaffen, indem diese zum größten Theile aus den Ueberschüssen der Staatskassen genommen wurden.

Fürst Wallerstein war zwar ein dienstwilliger Knecht des Königs und des von diesem verehrten Pfaffenthums, allein doch nach den Ansichten der Jesuiten noch nicht fügsam genug. Namentlich schien er in Betreff der Klöster und der Ersparnisse nicht zuverlässig. Er hatte überhaupt zu viel persönlichen Ehrgeiz, um der Jesuitenpartei zu genügen. Er wurde daher (1837) durch den Convertiten Herrn von Abel ersetzt.

Von diesem sagt ein mit baierischen Verhältnissen sehr vertrauter Schriftsteller:*) „Hingebendes Schleichen nach Oben, schamlose Dreistigkeit nach Unten und eine gewisse mit Lüge und Arglist verbrämte Geschäftsgewandtheit haben den von dem gesammten Pfaffenthum des Continentes getragenen Minister, in dem an talentvollen Männern so armen und damals wenigstens einer gesunden öffentlichen Meinung entbehrenden Vaterlande zu einer

*) Siehe die Gegenwart, B. 1, S. 185.

Höhe der Macht erhoben, daß das Wohl und die Ruhe der benachbarten süddeutschen Staaten und der Schweizerbund dadurch gefährdet wurde."

In diesen wenigen Worten liegt die Geschichte Baiern's von 1837 bis 1847 im Kern. Neben Abel galten nur Pfaffen und Pfaffenknechte, wie Görres, Döllinger oder spitzfindige Bureaukraten, welche Verfassung, Recht und Gesetz mit Füßen traten. Unterdrückung der Laien durch die Pfaffen, der Protestanten durch die Katholiken, des Volkes durch die bevorzugten Classen — das war das Ziel Abel's und der Jesuitenpartei, auf deren Schultern er empor gestiegen war. Umsonst brandmarkten drei auf einander folgende Ständeversammlungen die schmutzige Pfaffenwirthschaft, welche Abel hegte. König Ludwig lag vollständig in den Schlingen dieser Partei und ließ sie gewähren, weil sie ihm den Schein absoluter Herrschaft und die Mittel, seinen Neigungen fröhnen zu können, verschaffte.

Nicht zufrieden mit einer schrankenlosen Herrschaft, wollten die baierischen Jesuiten der Welt ihre Macht auch anschaulich machen, indem sie Katholiken und Protestanten zwangen, vor dem Fetische, das sie Venerabile nennen, das Knie zu beugen. In früheren Zeiten, als der Aberglaube, in Baiern wenigstens, unbedingt herrschte, d. h. als nur sehr wenige Protestanten zu diesem Lande gehörten, war die Kniebeugung der Soldaten vor dem Venerabile üblich gewesen. Mittlerweile war aber ein halbes Jahrhundert vergangen, welches auch Baiern vollständig umgebildet hatte. Die Kniebeugungsfrage erregte daher, namentlich unter den Protestanten, die heftigste Unzufriedenheit. Der König glaubte, im Besitze seiner Macht, die Einsprache der Protestanten wenig oder gar nicht achten zu müssen. Er änderte zwar einiges an dem Kniebeugungsdecrete vom 11. August 1838 ab, nahm dasselbe aber nie ganz zurück. Der König ahnte nicht, daß er sich die Herzen der Protestanten und insbesondere auch des protestantischen Theiles seines Heeres entfremde und daß ein Zeitpunkt kommen könne, da er deren im Kampfe mit der Jesuitenpartei sehr nothwendig bedürfen möchte.

Was das Kniebeugungsdecret für die Armee, war der um dieselbe Zeit erschienene Studienplan für den sich dem Staatsdienste widmenden Theil der Jugend. Ein geistloses Erlernen von Formeln und ein kirchliches Leben war das einzige, was durch die neue Schulmethode gefördert wurde. Die Folge davon war, daß nur Heuchler und leere Köpfe die Staatsprüfungen gut bestanden und im Staatsdienste vorwärts kamen. Ludwig und seine Jesuiten ahnten nicht, daß derartige Subjecte dem Throne keine guten Dienste leisten könnten. Die für alle Fächer der Schulen und Universitäten bestimmten Lehrbücher wurden in demselben unfreien Geiste umgearbeitet oder neu verfaßt und eingeführt. Die paritätischen Städte des Landes wurden mehr und mehr gedrückt, die protestantische Kirche beschimpft oder verunglimpft, ohne daß dieser gestattet wurde, sich zu vertheidigen. Nur die Jesuiten hatten Preßfreiheit. Ihre Gegner brachte die Censur zum Schweigen. Die Unsittlichkeit nahm in den katholischen Theilen des Landes auf eine wahrhaft erschreckende Weise zu. In keinem Theile Deutschland's kamen so viele uneheliche Geburten vor, als in dem katholischen Theile Baiern's. Namentlich zeichnete sich in dieser Beziehung die Hauptstadt München aus, woselbst seit Jahrzehnten mehr uneheliche, als eheliche Kinder zur Welt kamen. Die Pfaffenpartei ging in ihrer Frechheit so weit, daß sie, wenn ihr derartige Thatsachen vorgehalten wurden, ihre Kinder mit der diesen eigenthümlichen feurigen Natur und Hingebung zu rechtfertigen suchte.

Die fanatische Pfaffenpartei, welche in Baiern herrschte, nahm nicht wahr, daß seit dem Jahre 1840 die Nation wieder anfing, Theil zu nehmen an politischen Bestrebungen

und daß ein doppelter, zugleich politischer und religiöser, Druck dem Volke am Ende unerträglich werden müsse.

Die landständischen Verhandlungen brachten zu Tage, daß von 1835 bis 1838 ein Ueberschuß von zwanzig Millionen Gulden erzielt worden sei, über welche den Ständen keine Rechenschaft abgelegt wurde. Später stiegen diese nicht verwandten Ueberschüsse noch höher. Das Volk mußte auf diese Weise erkennen, daß Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit jedenfalls nicht im Geleite jesuitischer Frömmigkeit zu finden sei.

Die aller Orten entstehenden Klöster und Klosterschulen, Brüder- und Schwesterschaften, welche die Volksbildung, die Krankenpflege und das ganze Volksleben in ihre Krallen zu nehmen suchten, verschlangen unermeßliche Summen. Aller Orten wurden die Protestanten zurückgesetzt, namentlich auch im Staatsdienste. Die Katholiken hatten achtundsiebenzig ihrer Glaubensgenossen im Schooße der sieben Appellationsgerichte Baiern's, die Protestanten (1840) nur dreizehn. Der oberste Gerichtshof, das Münchener Oberappellationsgericht, zählte zweiundvierzig katholische und nur so viele protestantische Mitglieder, nämlich sieben, als zur Bildung des protestantischen Ehe-Senats unbedingt nothwendig waren.

Die Gehässigkeit der Pfaffenpartei ging so weit, daß es bei der Beerdigung der protestantischen Königin Wittwe sogar zu einem Scandale kam, welcher in den öffentlichen Blättern besprochen wurde.

Ganz wüthend gebärdete sich die baierische Pfaffenpresse in dem Streite der preußischen Regierung gegen die katholischen Erzbischöfe von Köln und Posen. Später, als der Kronprinz sich (1842) mit einer preußischen Prinzessin, der Tochter des Prinzen Wilhelm, vermählte, setzte König Ludwig dem fanatischen Treiben der Pfaffen einige Schranken. Diese waren aber mittlerweile so mächtig geworden, daß sie sich nichts befehlen ließen und auf des Königs Wünsche nur sehr geringe Rücksicht nahmen.

Neben den Pfaffen wurden auch die Biertrinker gehegt und gepflegt. Sie durften, wenn sie übler Laune waren, wegen eines halben Bierkreuzers ungestraft ihre Wuth an den Brauhäusern auslassen. Gegen den hohen und niedern Pöbel schritt die baierische Regierung niemals mit Kraft ein. Ihr Joch ruhte am schwersten gerade auf dem gebildetsten Theile der Nation.

Im Jahre 1845 hatte es Baiern auf sechsundfünfzig Männerklöster (Augustiner, Benedictiner, barmherzige Brüder, Franziskaner, Minoriten, Kapuziner, Karmeliter und Redemptoristen) und zu sechsundsiebenzig Frauenklöstern von sechzehn verschiedenen Orden gebracht. Welche Masse von Unsinn ging von diesen Sitzen des Aberglaubens und der Unduldsamkeit aus! Welche Masse von Kräften wurde durch diese Orden zu Grunde gerichtet oder zum Verderben der Menschheit angewendet! Welche Summen geheimen Elends und Kummers verbargen die Mauern dieser Klöster!

Vergebens sprachen die Kammern. Man ließ sie reden und that was man wollte. Die Regierung glaubte schon sehr liberal zu sein, wenn sie die Kammern nur sprechen ließ. Was weder die Kammern, noch die Presse, weder die Stimme des bessern Theiles der Baiern und ganz Deutschland's vermochte, brachte eine Tänzerin von schlechtem Rufe und leichten Sitten zu Stande. Diese Thatsache macht auf einmal anschaulich, welche Bedeutung in Baiern Kammern und Presse, Verfassung und Recht hatten. Sie wogen alle zusammen nicht so schwer, als ein Blick aus den Augen der Lola Montez.

So verhielt es sich von 1830 bis 1848 mit der baierischen Verfassungsmäßigkeit und Gesetzlichkeit, so verhält es sich im wesentlichen noch in Baiern und im übrigen constitutionellen Deutschland. Der Unterschied besteht nur entweder im Namen einer Person

oder einer Leidenschaft. Für die Nation ist es ziemlich gleichgültig, ob Wollust oder Herrschsucht, Habgier oder Ehrgeiz, ob eine Lola Montez, eine Stubenrauch, eine Erzherzogin Sophie, eine Königin von Preußen, ein Manteufel, ein von der Pfordten oder Haynau die Abweichung vom Wege der Verfassung, der Freiheit und des Rechtes vermittelt.

Im Herbste 1846 kam die Tänzerin Lola Montez nach München. König Ludwig zählte damals sechzig Jahre. Er war seit dem Jahre 1810 verheirathet. Ihm lebte die Gattin und eine zahlreiche Kinderschaar. Das hielt ihn aber nicht ab, in die Netze der spanischen Tänzerin zu gehen und sie zu besingen. Wir erwähnen nicht viele andere ihr gewidmete Gedichte, sondern heben nur folgendes hervor:

„Tropfen der Seligkeit und Meer von bitteren Leiden
Die Italienerin gab — Seligkeit, Seligkeit nur
Lassest Du mich entzückend, begeisternd, beständig empfinden,
In der Spanierin fand wahre Liebe und Leben ich nur."

Von welcher Art diese Liebe und dieses Leben war, erhellt schon aus der Zusammenstellung mit der Italienerin, noch deutlicher aber aus vielen Gedichten König Ludwig's, von denen z. B. eines die Ueberschrift „Lola's Busen" trug. Lola begnügte sich nicht mit dem Herzen, auch nicht mit den Schätzen des Königs. Sie wollte herrschen, glänzen und mit gleicher Gewalt Baiern, wie dessen König regieren. Wenn sie sich die Mühe gegeben, die Verhältnisse des Landes zu berücksichtigen, hätte ihr schwerlich irgend Jemand etwas in den Weg gelegt. Allein das war für sie viel zu mühsam und langweilig. Hätte sie sich in den Dienst Abel's und der Pfaffen begeben, so hätten diese, wie vor ihnen viele andere Jesuiten, ihr Absolution ertheilt und das Volk belehrt, schon König David habe ähnliche Bedürfnisse empfunden. Abel und seine Genossen hatten zu weit größeren Schändlichkeiten, als Lola trieb, ihre Zustimmung ertheilt. Allein sie sahen in der Spanierin eine Nebenbuhlerin, welche ihre Herrschaft beeinträchtigte. Das wollten sie nicht dulden. Das Herz des Königs hätten sie ihr nicht streitig gemacht, seine Unterschrift, seine Gewalt wollten sie mit Niemand theilen. Als daher der König seiner Geliebten den Titel einer Gräfin von Landsfeld beilegen und ihr zu diesem Behufe das baierische Indigenat verleihen wollte, was verfassungsmäßig ohne Gegenzeichnung eines Ministers nicht geschehen konnte, so verweigerte das gesammte Ministerium dem Könige die Unterschrift. Damit aber begnügte sich das jesuitische Ministerium, welches aus Abel, Bray, Schrenk, Gumppenberg und Seinsheim bestand, nicht. Es fertigte eine Schrift an, durch welche es den König einzuschüchtern bemüht war und ließ dieselbe veröffentlichen, um derselben größern Nachdruck zu verleihen. Der König hing fester an Lola Montez, als an seinen Ministern und entließ die letzteren (11. Februar 1847). In der heitersten Stimmung erklärte er in einer Abendgesellschaft der Lola Montez am 13. Februar: „alle meine Minister habe ich fortgejagt, das Jesuiten-Regiment hat aufgehört in Baiern."

In diesem Lande war man von alten Zeiten her an die Herrschaft der Maitressen gewöhnt.*) Man nahm dort an dem Treiben der Lola Montez keinen besondern Anstoß, und freute sich allgemein über den Sturz des Ministeriums Abel. König Ludwig war daher zu keiner Zeit beliebter, als im Augenblick, da er auf Anregung der Lola Montez seine Minister fortjagte und dem Jesuiten-Regimente ein Ende zu machen versprach.

Sittlichen Menschen mußte jedoch das Verhältniß des Königs zur Lola Montez im höchsten Grade anstößig erscheinen. Ein Mann von Charakter konnte sich nicht dazu her-

*) Siehe Buch VIII., § 44, S. 263 ff.

geben, dasselbe zu fördern. Die gewöhnliche Lebensklugheit mußte einen Staatsmann, welcher den persönlichen Wünschen des Königs nachzugeben geneigt war, auffordern, wenigstens das allgemeine Wohl, die Verfassung und die Freiheit des Volkes sichernde Bedingungen an die Gewährung des Indigenates für die Gräfin Landsfeld zu knüpfen.

In der Staatsrathssitzung vom 8. Januar 1847 hatte Herr von Maurer die Indigenats-Verleihung an Lola Montez „die größte Calamität, welche über Baiern kommen könnte," genannt. Das hielt ihn aber nicht ab, wenige Tage darauf, nachdem er an die Spitze der Regierung erhoben worden war, dieselbe Indigenats-Verleihung zu unterzeichnen. Maurer entfernte zwar einige der wüthendsten Jesuitenknechte, namentlich die Professoren von Lassaulx, von Moy, Höfler, Philipps, Döllinger, Deutinger, Merz, Sepp und Mayer, theils durch Versetzung, theils durch Pensionirung aus ihren bisherigen Aemtern; in der Hauptsache blieb doch Alles beim Alten. König Ludwig wollte nach seines Herzens Gelüsten regieren und die Verfassung so wenig, als früher, im Geiste und in der Wahrheit gelten lassen. Das Ministerium Maurer unterschied sich von demjenigen Abel's nur darin, daß man ungestört über Abel und die Pfaffenpartei losziehen konnte.

So lange man eine Systemsänderung hoffen konnte, waren die Meisten bereit, dem Könige seine Lola-Schwäche zu verzeihen. Als man sich aber überzeugte, daß das alte System der Verfassungswidrigkeit und Unfreisinnigkeit beibehalten und mit demselben nur der Lola-Scandal verbunden werden solle, so entstand eine Mißstimmung der bedenklichsten Art. Die Jesuitenpartei wühlte im Verborgenen, die Freisinnigen murrten immer lauter und Tausende redlicher Menschen, welche sich früher nie um Politik bekümmert hatten, ließen sich durch den Lola-Scandal gegen den König aufregen.

Ludwig stand dem Volke nicht so fern, um nicht von dieser Stimmung Kenntniß zu erhalten. Allein er schrieb die ganze Bewegung den Jesuiten zu, machte sich gegen sie in Gedichten Luft, welche ihren Weg in die Oeffentlichkeit fanden und den König mehr und mehr lächerlich machten. Das Lola-Unwesen dauerte fort. Natürlich ergriffen alle freisinnigen Schriftsteller mit Vergnügen die Gelegenheit, die sich ihnen darbot, die elenden Zustände Baiern's zu geißeln. Trotz aller Reden, welche in beiden Kammern gehalten wurden, kam auch nicht ein einziges wahrhaft freiheitliches oder gemeinnütziges Gesetz zu Stande. Am 27. November 1847 wurde der Landtag geschlossen. Gleich darauf fiel das Ministerium Maurer. An dessen Stelle trat das s. g. Lola-Ministerium (1. December 1847). An dessen Spitze standen der Staatsrath Berks, einer der verächtlichsten Höflinge der Lola Montez und der Fürst Ottingen-Wallerstein, welchem Baiern die grausamen Verfolgungen Behr's, Eisemann's und anderer sehr ungefährlicher Redner und Schriftsteller zu verdanken hatte. Von solchen Ministern ließ sich ganz eben so wenig, als von deren Vorgängern, ein wirklicher Fortschritt zum Bessern erwarten. Sie gaben sich als willenlose Werkzeuge der spanischen Tänzerin her. Diese war jetzt nicht mehr damit zufrieden, hinter dem Vorhange die Geschicke Baiern's zu lenken. Sie erschien täglich im Ministerium des Innern und verweilte daselbst Stunden lang bei ihrem Günstlinge, Herrn Berks.

König Ludwig besaß die Macht, die Mönchsorden des Mittelalters in dem von ihm beherrschten paritätischen Staate wieder einzuführen, die deutsche Bundesacte und das baierische Grundgesetz mit Füßen zu treten. Er hatte auch die Erhebung der Lola Montez in den baierischen Grafenstand durchgesetzt; allein um die Tänzerin in die Kreise der Gesellschaft einzuführen, brauchte es der Zeit. Diese blieb dem verliebten Könige nicht. In Ermangelung eines hochadeligen Hofstaates umgab sich die Gräfin mit einer Bande hübscher junger Leute, namentlich Münchener Studenten, mit welchen sie lärmend durch

die Straßen zog und rauschende Gelage feierte, und welchen sie reichliche Unterstützungen zukommen ließ. Die begünstigten Studenten vereinigten sich zu der Landsmannschaft Allemannia, welche jedoch von den übrigen Studenten, gleich der Pest gemieden und abgestoßen wurde, was zahlreiche Reibungen zur Folge hatte, welche Lola als eine Verletzung der ihr gebührenden Verehrung betrachtete. Die Gräfin Landsfeld erklärte schon in den ersten Tagen des Monats Februar 1848: „ich werde die Universität schließen lassen; ich mag sie überhaupt nicht hier haben, sie muß an einen andern Ort verlegt werden." Wenige Tage darauf (9. Februar) unterzeichnete Fürst Wallerstein einen königlichen Befehl, demzufolge die Universität München bis zum Winter-Semester geschlossen wurde.

Das Münchener Spießbürgerthum besaß so wenig politische Einsicht, daß es der systematischen Tyrannei Ludwig's I. niemals Widerstand geleistet, und so wenig sittliche Kraft, daß es an dem Maitressen-Wesen des Königs bis auf die letzte Zeit nicht den geringsten Anstoß genommen hatte. Allein die Schließung der Universität berührte seine unmittelbarsten Interessen und versetzte es daher in die heftigste Aufregung. Dazu kam, daß seit dem Jahre 1840 sich die Stimmung in Deutschland überhaupt und so auch in Baiern gehoben hatte. Das übermüthige und freche Benehmen der Gräfin Landsfeld trug auch nicht wenig dazu bei, die Bevölkerung München's gegen sie aufzuregen. Der freisinnige und protestantische Theil der Bevölkerung freute sich der guten Gelegenheit, ihrem längst gehegten Unmuthe gegen die Regierung Ludwig's Luft machen zu können. Die Bürger traten am 10. Februar auf dem Rathhause zusammen und zogen in Masse vor das königliche Schloß, um die Zurücknahme des Befehls zur Schließung der Universität zu bewirken. Anfangs erklärte zwar König Ludwig, er würde lieber das Leben lassen, als eine von ihm ausgegangene Anordnung zurücknehmen; am Abende ließ er jedoch den auf dem Rathhause versammelten Bürgern sagen, die Universität werde nach Ostern wieder eröffnet werden. Das genügte jedoch nicht, die herrschende Aufregung zu beruhigen. Die Studenten hatten erklärt, sie würden München nicht freiwillig verlassen, sie würden nur der Waffengewalt weichen. Während der Nacht vom 10. auf den 11. Januar kam es zwischen der Gendsʼarmerie und den Studenten zu einigen Streitigkeiten, welche durch das vielzüngige Gerücht übertrieben, neues Oel in die Flamme der Mißstimmung gossen. Schon am frühen Morgen des folgenden Tages versammelten sich die Bürger von Neuem auf dem Rathhause, woselbst die heftigsten Reden gegen den König und Lola Montez fielen.

Die in München anwesenden Mitglieder der Kammer der Reichsräthe traten zusammen, unterzeichneten eine gemeinsame Bitte an den König, „um Abwendung der dem Lande und der Residenz drohenden Gefahren," und trugen dieselbe in Person nach dem königlichen Schlosse. Die Minister Fürst Wallerstein, Heres und Beisler brachten den versammelten Bürgern die Nachricht, die Universität werde alsbald wieder eröffnet werden. Unter der Hand gab man zu erkennen, auch Lola Montez solle entfernt werden. Allein das Volk glaubte weder dem Könige, noch den Ministern. Die Massen drängten sich nach der Wohnung der verhaßten Maitresse. Der König erschien persönlich im Hause der Tänzerin und machte es ihr dadurch möglich, unverletzt zu entkommen. Lola begab sich jedoch nicht außer Landes, sondern nach Lindau und blieb in unausgesetztem Verkehre mit dem Könige.

Ludwig hatte erklärt: „von Lola laß' ich nicht; ich lasse nicht von diesem edeln, herrlichen Wesen; mein Königthum für Lola!" Diese Halsstarrigkeit hatte zur Folge, daß der läppische Greis zugleich von Lola und seinem Königthume lassen mußte. Nachdem Ludwig I. dreiundzwanzig Jahre lang Baiern Gewalt angethan hatte, mußte er in den Märztagen des Jahres 1848 erfahren, daß ein Fürst, welcher keine Rücksicht auf die

Stimme des Rechtes und der Freiheit nimmt und seinen Launen den Zügel schießen läßt, am Ende doch auf eine Macht stößt, vor welcher er sich beugen muß.

Der Lola-Scandal und die aus demselben hervorgegangene Schließung der Universität rief in ganz Baiern, insbesondere aber in München eine Bewegung hervor, deren Schwingungen noch fortdauerten, als die Nachricht von der Februar-Revolution in Deutschland eintraf. Nirgends war es ungefährlicher, Revolution zu machen, als in München, denn hier stand das Militär entschieden auf Seiten des Volkes: die Soldaten, weil sie von den Bierkrawallen her mit dem Volke sympathisirten, die Oberoffiziere, weil sie größtentheils jesuitisch gesinnt waren und die Partei Abel's damals weit revolutionärer war, als irgend eine andere Schattirung des baierischen Volkslebens. Der Wind, welcher von Paris her wehte, verlieh aller Orten der herrschenden Mißstimmung eine größere Kraft, allein er veränderte dieselbe ihrem Wesen nach nicht. Die Mißstimmung in Baiern hatte ihren Sammelpunkt in Lola und dem Lola-Ministerium gefunden. Dieses zeigte sich schon am 2. März, an welchem Tage viele Häuser der Straße, wo Minister Berks wohnte, die Inschrift trugen: „nieder mit Berks, nieder mit dem H . . . . -Minister!" Dieser Aufruf blieb nicht ohne Folge. Am Abende wurde die Wohnung des verhaßten Ministers, die Gebäude des Ministeriums des Innern, der Regierung für Ober-Baiern, und einige andere königliche Anstalten bestürmt und verwüstet. Das Militär stand dabei, oder ging ab und zu, ohne einzuschreiten. Die Barrikaden, welche das Volk errichtete, wurden nicht gestürmt. Ungehindert wogte auch am 3. und 4. März die aufgeregte Bevölkerung durch die Straßen, auf welchen sich ihr Niemand entgegenzusetzen wagte. Ein Wechselverhältniß zwischen Beamten und Volk bestand in Baiern nur auf dem Papiere. Persönlich kannte man sich gegenseitig gar nicht. Eine persönliche Einwirkung war daher ganz unmöglich. Zu einer solchen fehlte es überdies den bairischen Büreaukraten vollständig an Fähigkeit und Erfahrung. Das Volk verlangte, wie aller Orten in Deutschland: allgemeine Volksbewaffnung, freie Volksversammlungen, unbedingtes Associationsrecht, Entfesselung der Presse, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens mit Geschworenen, ein einiges freies Deutschland, Frieden mit der französischen Republik, Lossagung von der russischen Lehensherrlichkeit u. s. w.

König Ludwig schwankte unsicher zwischen Nachgiebigkeit und Widerstand hin und her. Am 4. März verbreitete sich das Gerücht, der König habe dem Fürsten Wrede sämmtliche Verwaltungszweige übergeben und dieser habe erklärt, er wolle mit Kartätschen die aufrührerischen Bürger zur Ruhe bringen. Diese Nachricht schlug wie ein Blitz in die aufgeregten Gemüther der Münchener ein. Die Sturmglocken wurden gezogen: Bürger und Studenten, Künstler und Arbeiter waffneten sich. Das bürgerliche Zeughaus lieferte ihnen in bunter Mischung Ritterspieße und Flammschwerter des Mittelalters, Flinten und Säbel des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Die Handwerker erschienen mit großen Hämmern und Schlosserzangen, Hackbeilen und Keulen. Da erstarb dem Könige Ludwig der Muth. Er versprach, die Stände-Kammer auf den 16. März einberufen zu lassen. Diese Zusage beruhigte für den Augenblick die gährenden Massen. Doch neue Besorgnisse tauchten auf. Es hieß, der König gehe noch immer mit dem Plane um, auf das Volk einhauen und schießen zu lassen. Am 6. März war daher die Bewegung der Geister wieder außerordentlich groß. Der König beschwichtigte dieselbe durch eine Proklamation, worin er neue Zusagen machte und insbesondere versprach, noch an demselben Tage das Militär die Verfassung beschwören zu lassen. Dieses geschah in der That. Allein das Vertrauen zum Könige war vollständig verschwunden. Neue Petitionen mit neuen Forderungen trafen aus allen Theilen des Landes ein. Gleichheit vor dem Gesetze,

Aufhebung aller Standesvorrechte und Befreiung des Grund und Bodens von den Feudal-Lasten wurde von allen Seiten verlangt. Politische Reformen genügten jetzt schon nicht mehr; man verlangte tief eingreifende sociale Verbesserungen.

Während noch immer neue Adressen in München eintrafen, erschien daselbst in der Nacht vom 8. auf den 9. März wieder die Gräfin Landsfeld. Die Nachricht davon brachte ganz München auf die Beine. Lola hatte eine mehrstündige Unterredung mit dem Könige, welche bewies, daß ihr Verhältniß mit demselben noch unausgesetzt fortdauere. Am Morgen des 9. März war Lola Montez in München nicht mehr zu finden. Der Fürst Oettingen-Wallerstein hatte sie in aller Frühe fortschaffen lassen. Diesem Umstande schrieb man es zu, daß der Fürst am 11. März plötzlich entlassen wurde. Die Aufregung gewann dadurch neue Kraft. Das Polizeigebäude wurde gestürmt, die Acten zerrissen und auf die Straße gestreut. Kurz darauf traf die Nachricht von der Wiener und Berliner Revolution in München ein. Der König erkannte, daß seine Stellung unhaltbar geworden war. Er mochte denken, daß unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen die Nachforschung in Betreff der Cassenüberschüsse einen ernstlichern Charakter, als bisher, annehmen möchte. Es handelte sich um mehr, als dreiundzwanzig Millionen Gulden. Im Monate März 1848 stand eine deutsche Krone kaum höher im Preise. Ludwig dankte ab (20. März 1848). Sein Sohn, Maximilian II., versprach recht- und gesetzmäßige Freiheit im Gebiete der Kirche wie des Staates. Schon unter Ludwig hatte das Ministerium mehrere Veränderungen erfahren. Zuerst war Berks entfernt worden. An seine Stelle trat Thon-Dittmer. Heintz erhielt die Justiz, Lerchenfeld die Finanzen, Lesuire den Krieg. Beisler behielt den Cultus und Bray die auswärtigen Angelegenheiten. Durch diese beiden blieb der vormärzliche Absolutismus im Ministerium vertreten. Während dieses Ministerium bestand, wurden einige zweckmäßige Verfügungen über öffentlich-mündliches Verfahren in Strafsachen, vollständige Vertretung der Pfalz, die Presse, Ablösung der Frohnden und Lehen, Ministerverantwortlichkeit, ständische Initiative in der Gesetzgebung, Regelung der Jagd und einige andere erlassen, doch nur theilweise ausgeführt. Gegen Ende des Jahres 1848 trat die Reaction schon keck hervor. Das Ministerium erlitt mehrere Veränderungen, die nach dem neuen Wahlgesetz zusammen getretene Abgeordneten-Versammlung bildete einen unverkennbaren Gegensatz, sowohl zu der unverändert gebliebenen Kammer der Reichsräthe, als zu den Gesinnungen des neuen Königs. Von der Pfordten wurde sodann an die Spitze eines neuen Ministeriums gestellt. Dieser löste die Kammer auf, verhängte thatsächlich den Kriegszustand über das ganze Land und führte den vormärzlichen Zustand, wenn auch unter etwas veränderten Formen, wieder her. Die jesuitisch gesinnten Professoren Lassaulx, Döllinger, Höfler, Sepp und Genossen wurden in ihre Stellen wieder eingesetzt. Jesuitismus und Obscurantismus, Polizei-Willkür und Militärgewalt kamen wieder oben auf. Gegen die Freiheit, wo sie sich zu regen wagte, wie zuletzt noch in Kurhessen, schickte die Regierung bereitwillig ihre Söldner ab.

Maximilian II. unterscheidet sich von Ludwig I. wesentlich nur darin, daß unter ihm die Soldaten die erste und die Pfaffen die zweite Rolle spielen, während unter seinem Vater die Pfaffen die erste und die Soldaten die zweite inne gehabt hatten. Das Volk hat bei dem Wechsel wenig gewonnen. Fürwahr, um eines solchen Wechsels willen lohnte e sich nicht der Mühe, die Anstrengungen des Jahres 1848 zu machen.

Nicht so leicht, als in Baiern, wurde es der Regierung im Königreich Sachsen, die vormärzliche Zeit zurückzuführen. Schon die Juli-Revolution von 1830 hatte dieses Land weit regsamer, als Baiern, gefunden.*) Die Februar-Revolution blies nicht, wie

*) Siehe oben § 60, S. 655.

in Baiern, nur oder doch hauptsächlich eine Flamme des Unwillens gegen eine verhaßte Person und deren Begünstiger und Günstlinge, sondern gegen ein System und dessen Stützen an. Die Revolution von 1830 hatte dem Volke nicht gebracht, was es erwartet hatte: Freiheit, Recht und Erleichterung schwerer Lasten. Unter etwas veränderten Formen war der alte Druck beibehalten worden.

Die neue Verfassung Sachsen's war an und für sich höchst mangelhaft und wurde dem Volke schon in der ersten Zeit ihres Bestehens in mannigfaltiger Weise verkümmert. Die erste Kammer war, wie überall in Deutschland, in durchaus reactionärer Weise zusammen gesetzt, und das Wahlgesetz für die zweite Kammer zersplitterte das Volk in die Stände der Rittergutsbesitzer, der Stadtbürger, der Bauern, der Handelsleute und Fabrikanten, und hatte zur Folge, daß nicht das Interesse des Volkes, sondern nur der betreffenden Stände von den einzelnen Abgeordneten vor Augen gehalten wurde.

Als der erste constitutionelle Landtag Sachsen's (1832) zusammentrat, fand er die Reaction sowohl am deutschen Bundestage, als bei sämmtlichen einzelnen Regierungen in vollem Gange. Lindenau, welcher vom Jahre 1831 bis 1843 an der Spitze der Regierung stand, war ein rechtschaffener und wohlwollender Mann, allein abgesehen davon, daß neben ihm sehr reactionäre Männer im Ministerium saßen, wie z. B. der Justizminister von Könneritz, war Lindenau zu sehr in den Vorurtheilen seines Standes befangen und viel zu wenig entschlossen, als daß unter seinem Ministerium das Volk in redlicher Weise auf der Bahn der Freiheit voran geführt worden wäre. Als nun vollends gar (1843) der mit Recht verhaßte Justizminister von Könneritz an die Spitze der gesammten Verwaltung trat, so entwickelte sich ein heftiger Kampf zwischen Ständen und Regierung, an welchem das Volk einen lebhaften Antheil nahm. Die deutschen Jahrbücher von Arnold Ruge, die sich erst vor Kurzem vor den Bedrückungen der preußischen Censur nach Sachsen geflüchtet hatten, wurden Anfangs 1843 unterdrückt. Dasselbe Schicksal hatte früher der „Bienenvater" von Richter gehabt, weil er die unentgeltliche Aufhebung der Feudal-Lasten als eines geschichtlichen Unrechts gefordert hatte. Im Jahre 1845 wurden hintereinander das „Echo vom Hochwalde," „Die Sonne" und „Die sächsischen Vaterlandsblätter" unterdrückt. Zu den politischen Gründen der Unzufriedenheit traten in Sachsen auch religiöse hinzu, indem die Regierung sowohl den deutsch-katholischen Bestrebungen, als denjenigen der „protestantischen Freunde" mit großer Härte und unter Verletzung aller Grundsätze der Religionsfreiheit entgegen trat. Diese Religions-Verfolgungen erregten gerade in Sachsen um so größere Mißstimmung, als man wohl wußte, daß im Schooße der königlichen Familie die Jesuiten sehr wohl gelitten waren und des Königs Bruder, Prinz Johann, der muthmaßliche Thronfolger, entschieden ultra-montan und absolutistisch gesinnt war. König Friedrich August gestattete demselben einen überwiegenden Einfluß auf die Geschäfte. Er hatte seinen Bruder zum General-Commandanten sämmtlicher Communal-Garden des Landes ernannt. Als solcher begab sich derselbe (18. August 1845) nach Leipzig. Schon bei der Revue der dortigen Bürger-Soldaten thaten sich Spuren der Mißstimmung gegen den Prinzen kund. Dieser wurde von einzelnen Abtheilungen gar nicht, von anderen nur sehr schwach begrüßt. Die zahlreichen Zuschauer gaben gleichfalls dem Prinzen durch ihre ganze Haltung und einzelne Aeußerungen, welche da und dort fielen, ihre Abneigung zu erkennen.

So groß war damals und ist noch heute der Uebermuth der Machthaber und der auf dem Volke lastende Druck, daß die Fürsten jede ihnen unliebsame Meinungsäußerung als Verbrechen betrachten und sich einbilden, wo sie sich auch zeigen mögen, Beifallsjauchzen als ein Recht in Anspruch nehmen zu können. Statt den Vorsatz zu fassen, die Liebe und

Zuneigung des Volkes durch ein den Wünschen desselben besser entsprechendes Verhalten zu gewinnen, ritt der Prinz, den Groll im Herzen, in den „Preußischen Hof," woselbst er abgestiegen war. Dort hielt er große Tafel, als das Musikchor der Communalgarde, wie gewöhnlich, dem Prinzen einen festlichen Zapfenstreich brachte. Die Musik zog eine zahlreiche Menschenmenge herbei, welche plötzlich Luther's Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" anstimmte. Ein protestantischer Fürst hätte daran keinen Anstoß nehmen können und ein katholischer hätte bedenken sollen, daß in einem durchaus protestantischen Lande das Absingen eines protestantischen Kirchenliedes dem Volke nicht verwehrt werden könne. Dieses war die einzige Kundgebung, an welchen die Massen Theil nahmen. Einzelne Rufe, wie „Ronge lebe hoch!" „Fort mit den Jesuiten" und einzelne Steine, welche gegen die Fenster und das Thor des Gasthofes flogen, fielen nicht der Gesammtheit zur Last, sondern den wenigen betreffenden Individuen. Die überwiegende Mehrzahl des versammelten Volkes hatte eine ernste und sittliche Stimmung. Ein ernstes, an das sittliche Gefühl des Volkes gerichtetes Wort hätte genügt, die Versammlung in Ruhe und Frieden aufzulösen. Allein unter allen den hohen Beamten, welche mit dem Prinzen Johann zu Tische saßen, fand sich keiner, welcher ein solches zu sprechen den Muth gehabt hätte. Dagegen wurde eine Abtheilung Schützen von der Besatzung herbeigezogen. Die Menge wich zurück, der weite Platz vor dem Gasthofe leerte sich, das Geschrei verstummte, die Massen fingen an, sich zu verlaufen. Plötzlich krachten, ohne alles vorgängige Zeichen, ohne Verlesung der Aufruhracte, ohne Aufforderung zum Nachhausegehen, rasch nach einander zwei Gewehrsalven. Die Kugeln trafen ruhige, meistentheils fern stehende, zufällig vorübergehende Personen. Natürlich erfaßte gerechter Zorn und wohlbegründete Entrüstung die Bevölkerung, allein sie war zu zahm, dem Prinzen die wohlverdiente Züchtigung zu Theil werden zu lassen. Die Studenten griffen zu den Waffen, die Communalgarde zerstreute sie wieder.

Am folgenden Tage reiste Prinz Johann ab, allein die Bewegung der Geister blieb und mehrte sich noch, als das Ministerium das Verfahren der Militärbehörde als gerechtfertigt anerkannte und nur gegen die Civilbehörde wegen des zu späten Einschreitens gegen den Tumult eine Disciplinaruntersuchung vorbehielt.

In jener aufgeregten Zeit war es, daß Robert Blum zuerst sich in größerem Maße die Liebe und die Achtung des Volkes erwarb. Seiner Geistesgegenwart und Kraft gelang es, die aufgeregten Massen von jeder Ausschweifung abzuhalten und doch der gerechten Entrüstung derselben geeignete Rechnung zu tragen. Je weniger die Regierung auf dieselbe Rücksicht nahm, um so tiefer drang Entrüstung in alle Gemüther. Die Regierung aber war nur darauf bedacht, das Volk einzuschüchtern und es ihre schwere Hand fühlen zu lassen. Die zahlreichen in Leipzig versammelten Schriftsteller hatten viel dazu beigetragen, die Mordscenen des 12. August in ihrem wahren Lichte bekannt zu machen. Dafür sollten sie bestraft werden. Im Monate September desselben Jahres begann jene große Verfolgung, welche alle nicht in Sachsen bürgerlich ansässigen Schriftsteller, ohne Rücksicht auf ihre politische Farbe, aus dem Lande trieb. Politisch-freisinnige Schriftsteller schützte sogar das in Sachsen erlangte Heimathsrecht nicht, wie der Fall des Dr. W. Jordan aus Königsberg zeigte.

Leipzig wurde hauptsächlich in Folge der Mordscenen des 12. August der Hauptsitz der Bewegung der Sachsen, deren letzte Schwingungen noch fortdauerten, als die Nachricht von der Februar-Revolution ganz Sachsen, wie alle übrigen Staaten Deutschlands in neue Aufregung versetzte.

Lange sträubte sich Friedrich August, die Wünsche des Volkes zu erfüllen. Am 13.

März sah er sich aber doch veranlaßt, seine sämmtlichen Minister zu verabschieden. Am 16. trat das Ministerium Braun ein. Im Schooße desselben saß von der Pfordten als Minister des Innern, welcher im Stillen die Reaktion vorzubereiten verstand. Am 18. Mai traten die alten Kammern noch einmal zusammen, beschlossen ein neues, freisinnigeres Wahlgesetz, behielten aber, obgleich in einer neuen Form, die erste Kammer bei. Auch einige andere freisinnige Gesetze kamen zu Stande, welche alle jedoch der im Finstern schleichenden Reaktion die Spitze nicht abzubrechen vermochten. Wie die Kraft der Volksvertretung durch das Zweikammersystem, wurde diejenige des Volkes durch den Gegensatz zwischen Republikanern und Constitutionellen, Radikalen und Liberalen gebrochen. Man verhandelte in den Kammern und in den Vereinen so lange, bis alle Kraft zum Handeln verloren gegangen war. Die standgerichtliche Ermordung Robert Blum's brachte neue Bewegung in das Heimathland des hochverehrten Märtyrers. Doch auch nachdem die Reaktion in Wien und Berlin ihr Banner wieder entfaltet hatte, kam es in Sachsen zu keiner entscheidenden Crisis. Am 24. Februar 1849 trat das März-Ministerium zurück. Der böse Geist desselben, von der Pfordten, hatte seine Aufgabe erfüllt. Er trat kurz darauf an die Spitze des baierischen Ministeriums (Dezember 1849) und vermittelte dort die Rückkehr zu der vormärzlichen Zeit. In Sachsen kam ein zweites Uebergangs-Ministerium zu Stande, in welchem der Justizminister Held zwar den Vorsitz führte, der Minister des Auswärtigen, Freiherr von Beust aber der Vertrauensmann der Krone war. Die Regierung segelte jetzt schon entschieden nach der „guten alten Zeit" zurück, und da die zweite Kammer widerstrebte, wurde sie (30. April 1849) aufgelöst. Unmittelbar darauf gaben die Minister Held, Weinlig und Ehrenstein ihre Entlassung und erhielten sie vom Könige. Die Aufregung im Volke nahm immer zu. Am Morgen des 2. Mai erließen die Ausschüsse des Vaterlandsvereins und des Arbeitervereins Aufrufe an das Volk, welche andeuteten, daß nur eine gewaltsame Erhebung die Selbstherrlichkeit der Nation retten könne. Deputationen vieler Städte trafen am 3. Mai im königlichen Schloße zusammen. Der Streit zwischen Volk und König drehte sich hauptsächlich um die Annahme der Reichsverfassung, welche Friedrich August verweigerte, *) und das Sachsenland mit seltener Einmüthigkeit verlangte. Der König, gebunden durch Zusagen, welche er der preußischen Regierung gegeben hatte, setzte allen Bitten des Volkes ein taubes Ohr entgegen, und da er sich bei seinem Widerstreben auf seine eigenen Truppen nicht fest verlassen konnte, erbat er sich preußische Soldaten. Das Volk von Dresden baute Barrikaden. Der Kampf begann am Zeughause, welches eine kühne Schaar, geführt von den Turnern, jedoch vergeblich stürmte. Es bildete sich ein Sicherheits-Ausschuß, bestehend aus Todt, Heubner und Tzschirner (4. Mai), nachdem Tags zuvor der König und die Königin, begleitet von den drei Ministern, aus Dresden entflohen waren. Der Kampf dauerte bis in die Nacht vom 8. zum 9. Mai. Nur mit Hülfe preußischer Truppen, deren erstes Bataillon am Abende des 5. Mai in Dresden einrückte, konnte die Bewegung in Sachsen niedergeworfen werden. Mehr als zweihundert Bürger blieben auf dem Kampfplatze. Heubner wurde gefangen und büßte seine Freiheitsliebe durch langjähriges Gefängniß. Die ländliche Bevölkerung und die übrigen Städte Sachsen's eilten nicht rasch genug Dresden zu Hülfe. Der Fall der Hauptstadt hatte den Belagerungszustand, langjährige Prozesse ohne Zuziehung von Geschworenen, die Auflösung des Landtags (1. Juni 1849) und überhaupt die Rückkehr zu den vormärzlichen Zuständen unter etwas veränderten Formen und schärfer angezogenen Daumschrauben, zur Folge. Am 1. Juli 1850 wurden

*) Siehe den folgenden §.

die Kammern ein zweites Mal aufgelöst. Die Regierung stieß dann einseitig das von ihr bestätigte neue Wahlgesetz um, ließ durch die in verfassungswidriger Weise zusammen gebrachten Kammern nicht blos das Wahlgesetz und das Gesetz betreffend die Zusammensetzung der Kammern von 1848 aufheben, sondern griff sogar bis zur Verfassung des Jahres 1831 zurück, und ließ mehrere freisinnige Bestimmungen desselben beseitigen. So weit wagte man fast nirgends in Deutschland die Reaktion zu treiben.

Einen ähnlichen Verlauf, wie in Sachsen, nahm die Revolution in Hannover. Nur kam es daselbst nicht zu einem so blutigen Kampfe, wie in Dresden.

Das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833*) genügte den bescheidenen Ansprüchen des Volkes. Allein als nach dem Tode Wilhelm's IV., dessen Bruder Ernst August den hannoverischen Thron bestieg, während Victoria Königin von England wurde, trat ein vollständiger Umschwung in die Angelegenheiten Hannover's. Das Land hatte durch seine Verbindung mit Albion viel gelitten. Ganz Deutschland freute sich darüber, daß Hannover aufhören sollte, ein Nebenland Großbritannien's zu sein. Doch der neue König that alles, was in seiner Macht stand, diese Freude zu dämpfen. Obgleich die Verfassung des Jahres 1833 in anerkannter Wirksamkeit bestand, und folgeweise selbst nach der Wiener Schlußacte einseitig nicht beseitigt werden konnte, obgleich das Volk mit derselben zufrieden war und Ernst August dieselbe in einem Schreiben an den hannoverischen Minister von Ompteda ausdrücklich anerkannt hatte, stieß er sie doch um. Vergebens wandten sich die Hannoveraner an den deutschen Bundestag unter Berufung auf die klaren Bestimmungen des Artikel 56 der Wiener Schlußacte. Durch Beschluß vom 5. September 1839 erklärte sich der Bundestag für incompetent. Der König von Hannover ging daher aus dem Kampfe mit seinem Volke siegreich hervor. Er erfand die Minoritätswahlen und die Redensart vom beschränkten Unterthanenverstande. Auf den letztern fußend brachte er mit Hülfe der ersteren Kammern zusammen, welche zu allem ja sagten, was er haben wollte. Umsonst legte das hannoverische Siebengestirn: die Gebrüder Grimm, Dahlmann, Gervinus, Albrecht, Weber und Ewald ihre Professorstellen an der Universität Göttingen nieder. Der Tyrann bekümmerte sich wenig um die Blüthe der Universität. Gestützt auf den Bundestag und seine Bajonette setzte er seine Herrschaft fort, bis der Sturm des Jahres 1848 auch Hannover erreichte. Als die Nachrichten von der Wiener und Berliner Revolution nach Hannover kamen, wurde auch Ernst August, gleich den übrigen Tyrannen Deutschland's, geschmeidig. Die Staatsstreichsminister Falcke, Schele und Klenze wichen einem Ministerium, an dessen Spitze Stüve stand. Dieser Mann, welcher, gleich Thon-Dittmar in Baiern, Braun in Sachsen und Römer in Würtemberg lange Zeit für liberal gehalten wurde, gab sich dazu her, dem Könige über die Verlegenheiten des Augenblicks hinweg zu helfen. Unter seinen Fittigen trat die Periode der Zugeständnisse ein. Alle Standesvorrechte wurden abgeschafft, doch behielt man das Zwei-Kammer-System bei. Eine Reihe von Reformen, welche in dem Gesetze vom 5. September 1848 in einhundertund neun Paragraphen zusammengestellt wurden, erregte die Freude der kurzsichtigen Liberalen. Die Reaction trat aber in Hannover nicht minder, als in dem übrigen Deutschland schon bald wieder zu Tage. Das Ministerium Stüve-Bennigsen hielt sich bis zum September 1850. Als im Januar 1851 die nach Schleswig-Holstein rückenden Oesterreicher durch Hannover zogen, gewann die Junkerpartei neuen Muth. Sie wandte sich an den Bundestag. Dieser ordnete die Revision der gesammten nachmärzlichen Gesetz-

*) Siehe Gustav von Struve's Commentar zu dem Entwurfe eines Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hannover. Rinteln 1832 bei Albrecht Osterwald.

gebung in Deutschland an und erließ ein Verbot gegen die Schritte der hannoverischen Regierung in der Angelegenheit der Provinzial-Landtage, d. h. der mittelalterlichen Stände im Gegensatze der Volksvertretung der Neuzeit. Am 18. November 1851 starb Ernst August. Sein blinder Sohn Georg V. ernannte schon am 22. November statt des frühern Uebergangsministeriums, Münchhausen-Lindemann, ein vollständiges Reactionsministerium unter dem Vorsitze des Herrn von Schele. Als sich die zweite Kammer nicht ganz gefügig zeigte, wurde sie aufgelöst (30. Juni 1853). Die Reaction trieb ihr Unwesen stärker als jemals. Es kam dahin, daß die unglücklichen Hannoveraner sogar ihren König Ernst August zurück wünschten. Wie vor dem März 1848, so steht auch seit der Ernennung des Ministeriums Schele das ganze Volk auf der einen, der König und die Junkerpartei auf der anderen Seite — bis wieder ein Sturmwind, sei es von Westen oder von Süden einen gewaltsamen Umschwung herbeiführen wird.

Würtemberg hatte seit 1816 einen sehr schlauen und ehrgeizigen König und seit 1832 an Schlayer einen Minister von gleicher Geistesbeschaffenheit. Beide kamen auch darin überein, daß sie in jüngeren Jahren mit der Freiheit coquettirt, später aber sich überzeugt hatten, daß der Absolutismus ihren Interessen besser entspreche, als der Constitutionalismus. Die Gemüthlichkeit des Schwabenvolkes machte es ihnen leicht, dasselbe unter dem Daumen zu halten.

In keinem Lande war die Stellung der Opposition so traurig, als in Würtemberg. Schlayer kannte die Coryphäen derselben zu genau, um sie zu fürchten. Uhland hatte sich den Dichterkranz wohl verdient, Paul Pfizer besaß hohe Talente, Schott war ein Ehrenmann im strengsten Sinne des Wortes. Der einzige aber, welcher einige Entschlossenheit besaß, war Römer. Von diesem wußte der König sowohl, als sein Minister, daß er zu kaufen sei, freilich nicht im geschäftlichen, wohl aber im politischen Sinne des Wortes. Auf dem Markte kauft man Ochsen und Schweine für baares Geld, auf der Bühne des Staates Diener durch Geld und Macht zugleich, welcher Preis in die Form eines Amtes gehüllt wird. Die Regierung ließ daher die Opposition sagen, was sie wollte und that selbst was ihr beliebte. Im Jahre 1839 erkannte die Opposition, daß die Rolle, welche sie spiele, anfange, lächerlich zu werden. Dieser Gedanke trieb sie nicht an, eine erhöhte Energie zu entwickeln, das Land in Bewegung zu setzen, außerhalb der Kammern diejenige Unterstützung zu suchen, welche ihr innerhalb derselben mehr und mehr abhanden kam. Keineswegs! Die zaghafte Opposition, die obengenannten vier Männer an der Spitze, zog sich zurück. Sie bedachte nicht, daß in einem Lande, welches weder Freiheit der Presse, noch der Versammlung, noch der Vereinigung hatte, eine Rednerbühne, von welcher aus die Worte über ganz Deutschland wiederhallen, auch ihre Bedeutung habe, wenn man sich ihrer zu bedienen wisse. Der Regierung war dieser Schritt zwar nicht angenehm, denn sie hätte gern einen gewissen Schein von Väterlichkeit und Verfassungstreue behauptet. Allein sie ließ sich dadurch in ihrem gewohnten Gange nicht stören. Dieser artete mehr und mehr in eine Mühlenbewegung aus. Die Staatsmaschine klapperte Tag und Nacht in einförmiger Weise. Die Schwaben mußten ihr Korn in die Mühle liefern. Das Mehl blieb dem Könige und dessen Günstlingen, das Volk mußte sich mit der Kleie begnügen. Das Schreiberei-Unwesen wurde immer schlimmer. Menschlichkeit und Verstand wichen mehr und mehr aus den Kanzleien. An deren Stelle trat ein grausames Gesetz oder ein leerer Schematismus. So kam es, daß eine Frau, welche Aepfel im Werthe von 5 Kreuzern gestohlen hatte, zu einer Arbeitshausstrafe von drei Jahren und vier Monaten verurtheilt werden konnte.

So wenig Schlayer und der König selbst fromm gesinnt waren, hegten sie doch den Pietismus als ein Rüstzeug gegen den fortschreitenden Geist der Zeit.

Der Zustand, in welchen Würtemberg auf diese Weise versank, war beklagenswerth.

Die Haltungslosigkeit des herrschenden Schreibersystems trat denn auch sofort zu Tage, als auf den Fittigen des Sturmwindes die Nachricht von der Februar-Revolution eintraf. Der aus Würtemberg (1825) vertriebene, entschlossene Freund der Freiheit und darum so unglückliche Friedrich List von Reutlingen hatte einst gesagt: „Die Bureaukratie ist eine Macht, die selbst ohne Geist, auf den Gemeingeist keinen Werth legt und, wo sie hintritt, alles Gras verdorren macht." Das trat nun im Augenblicke der Entscheidung klar zu Tage. Das bisher so selbstgenügsame Ministerium wagte es nicht, mit dem aus dem Schlummer erwachenden Geiste der Neuzeit in die Schranken zu treten. Es dankte ab. Der König mußte sich nach anderen Handlangern für seinen Schein-Constitutionalismus umsehen.

Wie wenig er aber auch damals dem Fortschritte und den Wünschen des Volkes geneigt war, erhellt am besten daraus, daß er zuerst im Sinne hatte, den ultramontanen Aristokraten von Linden an die Spitze eines neuen Ministeriums zu stellen. Die erste Regung des Königs, welche seine innersten Gefühle am klarsten aussprach, war also Kampf gegen die Freiheitsbewegung der Zeit. Doch die Entrüstung, welche sich aller Orten über den Gedanken aussprach, daß Schlayer mit Linden, d. h. ein aufgeklärter und bürgerlicher Bureaukrat mit einem jesuitischen und aristokratischen vertauscht werden sollte, sprach sich so unzweideutig aus, daß der Hof erkannte, die Zeit zu einem Ministerium Linden sei noch nicht gekommen.

Man wandte sich nun an die bisher von dem Könige so schnöde behandelte Opposition. Bevor Römer nach Heidelberg zu dem daselbst abgehaltenen Congresse abreiste, waren ihm Eröffnungen von Seiten des Hofes gemacht worden. Damals hatte er dieselben aber nicht sowohl mit ruhiger Entschiedenheit, als mit heftiger Grobheit zurückgewiesen, indem er erklärte, daß er wie er sich in Heidelberg damaligen Gesinnungsgenossen gegenüber aussprach, mit dem Hofe nichts zu schaffen haben wolle. Als er jedoch nach Stuttgart zurück kam, erfuhr er, daß der Hof sich während seiner Abwesenheit an Duvernoy und Paul Pfizer gewandt habe. Römer stand am Scheidewege. Er wandte sich von den Freunden, mit denen er sich in Heidelberg besprochen hatte, von den entschiedenen Republikanern ab und warf sich den Constitutionellen in die Arme. Wir werden mit ihm darüber nicht rechten. Allein wenn er als Staatsmann und Fürstendiener eine Rolle spielen wollte, so war es seine Aufgabe, wenigstens die von ihm ergriffene Partei mit Kraft und Nachdruck zu vertreten. Er mußte seinen Eintritt in das Ministerium an solche Bedingungen knüpfen, welche eine Rückkehr der alten Reaction unmöglich machen würden. Allein er duldete neben sich im Ministerium die zwei Reactionsminister der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges: Beroldingen und Sonthein, an der Spitze des Geheimenrathes den alten Schlaukopf Maucler und im Cabinette des Königs den dienstbeflissenen Reactionär Göz. Jeder dieser vier Männer besaß das Vertrauen des Königs in einem weit höhern Grade, als die vier der ehemaligen Opposition entnommenen Minister: Römer, Pfizer, Duvernoy und Goppelt. Unter diesen vieren war Römer der einzige, welcher eine gewisse Bestimmtheit und Entschiedenheit des Charakters besaß. Duvernoy und Pfizer waren viel zu zaghafte und unterwürfige Gemüthsmenschen, als daß sie im Stande gewesen wären, mit den ränkesüchtigen und gewaltthätigen Reactionären siegreich zu kämpfen. Die neuen Minister gaben sich dazu her, als Beschwichtiger der aufgeregten Volksstimmung zu dienen und wur-

den, gleich ihren Gesinnungsgenossen der übrigen März-Ministerien Deutschland's, wie ausgedrückte Pomeranzen auf die Seite geworfen, als der Hof ihrer nicht mehr bedurfte.

Sobald es die Verhältnisse nur irgend erlaubten, erhob der König den Freiherrn von Linden an die Spitze seines Ministeriums, welches mit den bekannten Maßregeln der Kammerauflösung, der Revision der nachmärzlichen Beschlüsse u. s. w. die vormärzlichen Zustände in einer verschlimmerten Ausgabe wieder herstellte. Das arme Volk mußte die ihm während der Sturmperiode abgenommenen Feudal-Lasten nachträglich mit schwerem Gelde ablösen. Wenn es den dritten Theil dieser Ablösungssumme auf die Revolution verwendet, hätte es nicht blos die beiden übrigen Drittel, sondern auch die unermeßlichen Summen ablösen können, welche es Jahr ein, Jahr aus an seine Bedrücker in der Form von Civil-Liste, Apanagen, Gehalten und Sold zu bezahlen hat.

Der alternde König, welcher theils von seiner katholischen Maitresse Stubenrauch, theils von seinem katholischen Minister von Linden geleitet wurde, erkannte, nach Ueberwindung der Sturmperiode, daß der Ultramontanismus noch ein besseres Mittel zur Verdummung und Knechtung des Volkes sei, als der protestantische Pietismus. Er trieb die dem Katholicismus erwiesene Gunst so weit, daß ganz Schwabenland glaubte, der König sei katholisch geworden. Mit Recht konnte Wilhelm I. dieses bestreiten. Er hatte so wenig als Franz Joseph von Oesterreich oder Maximilian von Baiern die katholische Religion. Sein Glaube war derjenige der Tyrannen, welcher darin besteht, ohne selbst irgend etwas zu glauben, den Aberglauben des Volkes zum Zwecke der Unterdrückung zu hegen und in dem Pflock desselben die Ketten weltlicher Herrschaft zu befestigen.

Einen ganz verschiedenen Entwickelungsgang, als in allen übrigen Staaten Deutschlands nahm die Revolution in Baden, wie denn auch früher, seit dem Jahre 1818 Baden seinen eigenen Weg auf der Bahn des Fortschritts eingeschlagen hatte.

Die Verfassung, welche Großherzog Karl dem badischen Lande gegeben hatte, war die freisinnigste aller deutschen Staaten, allein bevor sie noch in Wirksamkeit getreten, hatte er selbst und nach ihm Großherzog Ludwig gesucht, dieselbe zu untergraben.*) Ludwig war einer der schlimmsten kleinen Tyrannen Deutschland's. Die im April 1819 zum ersten Male versammelten Kammern entließ er schon wieder am 28. Juli, ohne den gerechten Wünschen des Volkes die geringste Rücksicht geschenkt zu haben. Den zweiten Landtag, welcher im September 1820 zusammen kam, wagte man nicht ganz so schnöde zu behandeln, als den ersten. Der dritte wurde wieder plötzlich vertagt. Im Dezember 1824 wurden die Kammern aufgelöst und bei den Neuwahlen von der Regierung ein so furchtbarer Druck ausgeübt, daß die Opposition bis auf drei Männer in den Kammern gänzlich verschwand. Die Regierung des Landes artete in einen vollständigen Absolutismus aus, eine früher nie gekannte Sittenverderbniß breitete sich über Karlsruhe aus. Der Hof wurde zu einer Cloake, welche Stadt und Land verpestete. Die Liebesabenteur des alten Großherzogs, die Namen seiner Maitressen und Kuppler gingen von Munde zu Munde. Der Scandal war um so größer, je kleiner die Residenzstadt war, und je weniger andern, bessern Stoff zur Unterhaltung sie bot. Am 30. März 1830 starb endlich der alte Sünder Ludwig. Ihm folgte Leopold, der älteste Sohn Karl Friedrich's aus dessen morganatischer Ehe mit dem Fräulein Geyer von Geyersberg, der nachherigen Reichsgräfin von Hochberg. Der neue Herrscher wurde von dem Lande mit außerordentlicher Liebe begrüßt. Frisches Leben erwachte im Volke. Der Landtag, welcher am 17. März 1831 eröffnet wurde, entwickelte große Thätigkeit. Den Höhepunkt

*) Siehe oben § 50 S. 520.

derselben bezeichnete ein Gesetz, welches dem Lande in inneren Angelegenheiten volle Preßfreiheit gab und welches am 24. Dezember 1831 von der Regierung bestätigt wurde. Ein ähnliches Gesetz bestand in Baiern ohne alle Anfechtung von Seiten des deutschen Bundes. In der That lag auch nicht der geringste Grund zur Einmischung von Seiten des Bundes vor. Die große Regel blieb ja Censur, die kleine, nur auf Baden beschränkte Ausnahme, welche mehr scheinbar als wirklich war, verhielt sich zur Preßfreiheit, wie Baden zum Weltall, wie Eins zur Unendlichkeit. Allein es kam darauf an, dem badischen Volke zu zeigen, daß es eine höhere Gewalt als die Landesregierung in Deutschland gebe, und daß diese die Macht besitze, jede Regung der Freiheit auch im Badischen zu unterdrücken. Mit dieser reaktionären Gewalt stand der badische Bundestagsgesandte, Freiherr von Blittersdorf in den innigsten Beziehungen. Er gab sich gern dazu her, seiner eigenen Regierung eine Grube zu graben, und brachte es dahin, daß das badische Preßgesetz in seinen wesentlichen Bestimmungen vom Bundestage aufgehoben wurde. *)

Wenn es der badischen Regierung mit Aufrechthaltung des Preßgesetzes Ernst gewesen wäre, hätte sie den Freiherrn von Blittersdorf abberufen. Allein schon damals zeigte es sich klar, daß der Constitutionalismus in Baden, gleichwie in den übrigen Staaten Deutschland's, nur eine Comödie sei, welche sich von den zu München, Stuttgart, Dresden und Hannover aufgeführten nur dadurch unterschied, daß der Bühnen-Director sich in seiner Stelle noch nicht fest fühlte, und die Bühnenmitglieder ausgezeichnete Talente besaßen. Die Reden, welche Liebenstein, Rotteck, Itzstein, Duttlinger, Winter von Karlsruhe, Welcker, Bekk, später Friedrich Hecker und andere in der badischen Ständeversammlung hielten, hallten in ganz Deutschland wieder. Traurig war es freilich, daß einige der berühmtesten Kammer-Redner, wie Winter von Karlsruhe und Bekk aus dem Dienste des Volkes in denjenigen des Fürsten übergingen, während andere, namentlich Rotteck und Welcker aus dem Staatsdienste verdrängt wurden. Von Jahr zu Jahr mehrte sich der Einfluß der Reaction auf die Regierung. Der Freiherr von Blittersdorf wurde an die Spitze der Regierung berufen und herrschte, nach Winter's Tode (1838) in Baden mit fast unumschränkter Gewalt. Als derselbe im Jahre 1843 auf seinen Posten nach Frankfurt zurückgeschickt wurde, war die Verwaltung in Baden von Grund aus verdorben. Für die Gegner der Regierung gab es kein Recht mehr, weder bei den Gerichten, noch in der Presse. Sie wurden in ihrer Ehre und ihrem Vermögen angegriffen. Alles wurde daran gesetzt, sie zu Grunde zu richten. Wer sich in diesem Schergen-Dienste am meisten hervorthat, wurde belohnt und befördert. Wer sich darin lässig zeigte, erhielt Verweise und konnte froh sein, wenn er nicht des Amtes entsetzt wurde. Die Bürger, welche sich duckten, und an öffentlichen Angelegenheiten keinen Theil nahmen, erfuhren von allen insgeheim geübten Schändlichkeiten wenig und hielten es meistentheils für das klügste, was sie in Erfahrung brachten, für sich zu behalten. Die Verhandlungen in der zweiten Kammer wurden immer nichtiger. Es zeigte sich gar zu deutlich, daß allen den schönen Reden nichts anderes zu Grunde lag, als der Gedanke, einestheils bei'm Volke für liberal und anderseits bei der Regierung für gemäßigt zu gelten. Im Mißmuthe über diesen erbärmlichen Zustand legte Friedrich Hecker Anfangs (1847) seine Stelle als Abgeordneter nieder und konnte nur mit großer Mühe bestimmt werden, später wieder in die Kammer einzutreten.

*) Siehe Gustav von Struve's politische Briefe: 1. Anklage auf Hochverrath gegen den Freiherrn von Blittersdorf. Seite 185 ff. 2. Das badische Preßgesetz vom 28. Dezember 1831. Seite 208 ff.

Wenn man die Angriffe der freisinnigen Abgeordneten auf die Regierung wörtlich genommen, hätten die verantwortlichen Minister nothwendig in Anklagezustand versetzt, jedenfalls denselben aus Mangel an Vertrauen das Budget verweigert werden müssen. Allein trotz allen bombastischen Reden bewilligten die Kammern der Regierung regelmäßig, was diese von ihnen verlangte.

Seit dem Jahre 1845 übertrug sich ein Theil der Unzufriedenheit des Volkes von der Regierung auf die Kammern, und namentlich auch auf die zweite Kammer, welche für die Handlungen und Unterlassungen der Verwaltung mitverantwortlich war.

Am 1. Juli 1845 übernahm Gustav Struve die Redaction des Mannheimer Journals. Er hatte sich dabei urkundlich ausbedungen, daß das Blatt eine entschieden freisinnige Richtung haben solle. Damals hatte zu Mannheim der ultramontane und absolutistische Regierungsrath Uria-Sarachaga die Censorstelle inne. Es war allgemein bekannt, daß derselbe die Censur mit einer an Wahnsinn gränzenden Härte ausübte. Struve war von vornherein entschlossen, sich den Druck der Censur nicht stumpfsinnig gefallen zu lassen, sondern einen Kampf gegen den Censor zu beginnen, falls dieser auch ihm, wie den anderen Redactoren gegenüber, verfahren würde.

Als Uria-Sarachaga merkte, daß ihm ein Mann von Charakter gegenüber stehe, verlor er aus Zorn und Grimm ganz und gar den Kopf, strich nur, um das Blatt zu Grunde zu richten, oder Struve von dessen Redaction zu verdrängen. Zugleich verfolgte er Struve mit nicht endenden Prozessen. Uria machte demselben vier Prozesse wegen einiger Gedankenstriche, einen wegen eines Druckfehlers und einen wegen anderer ähnlicher Kleinigkeiten. Struve hatte von Anfang an dem Censor erklärt, die Censur ist verfassungswidrig! Er zahlte daher nie freiwillig Censurstrafen und Censursporteln. Er ließ sich wiederholt auspfänden, erhielt aber immer schon am folgenden Tage seine Fahrnißstücke zurück. Handwerker hatten sie für ihn ausgelöst.

Was Uria strich, ließ Struve in drei Zwanzigbogenschriften*) roth auf weiß drucken. Es zeigte sich auf diese Weise klar, wie der Censor gehandelt hatte. Kein einziges Wort von allen Bogen, welche Uria gestrichen hatte, konnte angefochten werden. Das Publikum trat entschieden auf Struve's Seite. Uria verlor die Censorstelle, allein nicht weil er unrecht gehandelt hatte, sondern nur weil die Entrüstung über das von ihm so lange Zeit inne gehaltene Verfahren einen Höhegrad erreicht hatte, welcher der Regierung Angst einflößte. Uria wurde nicht zur Rechenschaft gezogen, nicht bestraft. Im Gegentheile wurde Struve, welcher sich in einer an die vorgesetzte Behörde gerichteten Eingabe über Uria und einige andere denselben unterstützende Beamte beschwert hatte, zu einer Gefängnißstrafe von vier Wochen verurtheilt. Eine Strafe von gleicher Dauer wurde demselben zu Theil wegen seines „Briefwechsels zwischen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten," worin er den Fürsten Metternich des Hochverraths angeklagt hatte, und eine weitere Strafe von drei Monaten Gefängniß wegen seiner „Politischen Briefe," worin er den Freiherrn von Blittersdorf des Hochverraths angeklagt hatte.

Neben diesen größeren Schlägen, welche die Regierung gegen Struve richtete, gingen unausgesetzt kleine Nadelstiche einher, durch welche er zur Verzweiflung oder zur Nachgiebigkeit gebracht werden sollte. Der Unfug der Unterbehörden war so augenfällig, daß die oberen Behörden wiederholt zu Gunsten Struve's einschritten. Dieses geschah aber nie-

*) 1. Aktenstücke der Censur des Großh. Bad. Reg.-R. v. Uria Sarachaga. 2. Aktenstücke der Mannheimer Censur und Polizei. 3. Aktenstücke der Badischen Censur und Polizei von G. v. Struve. Mannheim und Heidelberg, 1846.

mals in einer Weise, welche Struve befriedigen konnte, sondern immer in der Art, daß der kleinliche Haß der Regierung gegen Struve klar zu Tage trat. Seit der Mitte August's 1845 arbeitete sie daran, Struve von der Redaction des Mannheimer Journals zu verdrängen. Gegen Ende 1846 erreichte sie diesen ihren Zweck, allein ohne dabei viel zu gewinnen. Denn wenige Tage, nachdem Struve von dem Mannheimer Journal abgetreten war, eröffnete er seinen „Deutschen Zuschauer," in welchem er ganz ungehindert seine Ansichten entwickeln und seine Bestrebungen fördern konnte.

Der Kampf, welcher Anfangs nur zwischen Struve und Uria-Sarachaga geführt worden war, hatte mittlerweile weit größere Dimensionen angenommen. Die Stadt Mannheim hatte sich daran betheiligt. Die Regierung war verblendet genug gewesen, eine auf den 19. November 1845 anberaumte Versammlung des Bürgerausschusses mit Aufbietung eines Regiments Infanterie und eines Regiments Cavallerie zu sprengen, wodurch ganz Mannheim in die größte Aufregung versetzt wurde. In der Ständeversammlung waren die Uebergriffe, deren sich die Regierungs-Behörden in Mannheim schuldig gemacht hatten, zur Sprache gekommen. Der Streit zwischen Struve und Uria hatte sich erweitert zu einem Streite des gesammten badischen Volkes gegen die Uebergriffe einer corrupten und freiheitsfeindlichen Regierung.

Je entschlossener Struve und seine Freunde der Regierung entgegentraten, desto trauriger wurde die Rolle, welche die zweite Kammer spielte. Die wohlverdienten Züchtigungen, welche den „Unentschiedenen, Halben, Parade-Deputirten, Kammerhasen und Kammer-Mandarinen," zu Theil wurden, trieben sie nicht vorwärts, sondern rückwärts. Es zeigte sich ganz deutlich, daß der von diesen Schwätzern bisher an den Tag gelegte Liberalismus nichts weiter, als eine Larve gewesen war, welche das Volk über ihre eigentliche Gesinnung täuschen sollte. Die entschlossenen Männer der Kammer, namentlich Hecker, arbeiteten mit Struve zusammen, die Kammerhasen traten dagegen immer offener auf die Seite der Regierung. Es kam darauf an, festzustellen, auf welcher Seite das Volk stehe. Zu diesem Behufe veranstalteten Hecker, Struve, Dr. Eller, Grohe und andere Gesinnungsgenossen eine Volksversammlung, welche am 12. Sept. 1847 zu Offenburg abgehalten wurde und folgende Punkte als Forderungen des Volkes aufstellte: „Lossagung von den Beschlüssen zu Karlsbad, Frankfurt und Wien; Preßfreiheit, Gewissens- und Lehrfreiheit; Beeidigung des Militärs auf die Verfassung und Schutz der persönlichen Freiheit gegenüber der Polizei; dann Nationalvertretung beim deutschen Bunde; volksthümliche Wehrverfassung, gerechte Besteuerung; allgemeine Zugänglichkeit des Unterrichts; Geschwornengerichte, eine volksthümliche Staatsverwaltung; endlich Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit und Abschaffung aller Vorrechte."

Diese Forderungen fanden nicht blos in Baden und in Deutschland, sondern auch im übrigen Europa, selbst in Spanien und Italien fast ungetheilten Beifall. Eine derselben war gewesen Nationalvertretung bei dem deutschen Bunde. Bassermann griff sie in der badischen Kammer auf und begründete sie am 12. Februar 1848.

Die Regierung, weit entfernt den vom Volke ausgesprochenen Wünschen nachzukommen, leitete gegen die Führer der Offenburger Volksversammlung Hochverraths-Prozesse ein. Bassermann, welcher sich damals schon der Regierung sehr angenähert, hatte einen solchen nicht zu erwarten. Allein er konnte unter damaligen Verhältnissen auch nicht hoffen, daß die Regierung seinem Antrage die geringste Aufmerksamkeit schenken würde.

Die Februar-Revolution traf das badische Volk besser vorbereitet, seine Rechte geltend zu machen, als irgend einen andern Kleintheil Deutschland's. Die Badener wußten nicht blos, was sie wollten, sondern auch, daß die Kammer nicht die Macht, so wenig als

den Willen besitze, ihnen dazu zu verhelfen. Dieses zeigte sich schon am 1. März, als eine Petition von Mannheim im Geleite von beiläufig zweitausend Bürgern nach Karlsruhe gebracht wurde, worin Volksbewaffnung, unbedingte Preßfreiheit, Schwurgerichte und ein deutsches Parlament als vorläufige, sofort zu gewährende Forderungen des Volkes bezeichnet wurden.

Von sämmtlichen Abgeordneten der linken Seite nahm sich nur Hecker der Petition mit Nachdruck an. Die meisten übrigen, statt sich mit dem Volke gegen die Regierung zu vereinigen, und diese dadurch zu einem vollständigen Systemswechsel zu zwingen, boten dem Ministerium die Hand zur Abwässerung and Abwiegelung.

Die Männer, welche mehr wollten, als Kammerreden, riefen eine Volksversammlung auf den 19. März nach Offenburg. Die Scheinliberalen hatten an der Volksversammlung vom 12. September keinen Theil genommen. Sie hielten es aber für gute Politik, bei derjenigen des 19. März mitzuwirken. In der That gelang es ihnen, die Frage der Republik, welche dem Wunsche Fickler's, Struve's und ihres Anhanges zufolge, vor die Volksversammlung gebracht werden sollte, davon auszuschließen. Sie konnten jedoch nicht verhindern, daß sofort ein Landes-Ausschuß erwählt, welchem zur Pflicht gemacht wurde, das Volk zu den Waffen zu rufen, falls dessen Forderungen nicht bewilligt würden.

Als die Versammlung abgehalten wurde, hatte man noch keine Kenntniß von der Wiener Revolution. Dessenungeachtet waren es nicht die alten Liberalen, sondern Hecker und Struve, welche den Ton bei der Volksversammlung angaben. Hecker wurde zum Obmann des gesammten Landes-Ausschusses, Struve als erster in den Ausschuß des Unterrhein-Kreises, erwählt. Hecker's und Struve's Gesinnungsgenossen wurden ausschließlich in die Ausschüsse gewählt. Sie gingen darauf aus, durch friedliche Agitation den deutschen Regierungen und insbesondere auch der badischen die Ueberzeugung beizubringen, daß sie es auf einen Zusammenstoß mit dem bewaffneten Volke nicht ankommen lassen könnten. Dieses Ziel wäre leicht zu erreichen gewesen, falls die Alt-Liberalen im Geiste ihrer öffentlich und insgeheim abgegebenen Erklärungen gehandelt hätten. Die meisten derselben waren republikanisch gesinnt und hatten schon früher daraus gar kein Geheimniß gemacht, namentlich Mathy, welcher mit Vergnügen zu erzählen pflegte, daß der Großherzog zwei Schritte zurückgeprallt, als er demselben vorgestellt worden sei, und welcher erklärte, er habe sich schon zu republikanischen Gesinnungen bekannt, als die Zahl der Republikaner sehr gering gewesen sei. Niemand pflegte bei vertraulichen Zusammenkünften heftiger gegen die deutschen Regierungen zu poltern, als Welcker, Niemand über dieselben unflätiger zu schimpfen, als Soiron. Zur Zeit der Offenburger Versammlung vom 19. März 1848 hofften Hecker und Struve noch immer, die Alt-Liberalen würden sich aufraffen und gemeinsam mit ihnen für Recht und Freiheit kämpfen. Sie irrten sich, und dieser Irrthum war die Klippe, an welcher die gesammte Freiheitsbewegung Deutschland's scheiterte. Hätten sich im Monate März in Baden die beiden Abtheilungen der Fortschrittspartei geeinigt, so wären auch Hessen-Darmstadt, Nassau, Hessen-Kassel und die meisten mindermächtigen Staaten Deutschland's diesem Beispiele gefolgt. Doch es sollte anders kommen.

Auf die Versammlung von Offenburg folgten sieben Tage später die großen Versammlungen von Freiburg im Breisgau und von Heidelberg (26. März). Leider wohnte Hecker der letzteren, wie gewünscht worden war, nicht bei. Zu Freiburg, woselbst Struve gewirkt hatte, wurde beschlossen, daß das zu erwartende deutsche Parlament die von demselben zu entwerfende neue Verfassung Deutschland's auf den Grundlagen der föderativen Republik (des republikanischen Bundesstaats) feststelle. Aehnliche Versammlungen fanden

zu Engen, Stockach, Achern, Grenzach, Mörsburg, Waldshut, Donaueschingen und anderen Orten statt. Ueberall war man darüber einig, daß man zum Schwerdte greifen wolle, falls die Regierung den Forderungen des Volkes nicht Genüge leiste.

Vom Vorparlamente wurde die Selbstherrlichkeit des Volkes ausdrücklich anerkannt. Fickler und Struve stellten daher an den badischen Bundestags-Gesandten Welcker den Antrag, bei der Regierung dahin zu wirken, daß eine Abstimmung über die Staatsform eingeleitet würde. Welcker nahm den betreffenden Antrag schriftlich in Empfang. Die Antwort auf denselben war, daß die badische Regierung, weit entfernt, die von dem Volke gestellten Forderungen zu bewilligen, durch Verhaftung der Führer die Volksbewegung zu ersticken suchte. Am 8. April Morgens wurde Fickler zu Karlsruhe von Mathy verhaftet. Gleich darauf begab sich dieser Verräther nach Mannheim, um daselbst weitere Verhaftungen vorzunehmen.

Hecker und Struve, obgleich beide sich nicht besprechen konnten, da der eine in Karlsruhe, der andere in Mannheim war, erkannten, daß der Augenblick der That gekommen sei, daß sie als Männer von Ehre den zu Offenburg erhaltenen und in allen späteren Volksversammlungen bestätigten Auftrag, das Volk zu den Waffen zu rufen, erfüllen müßten. Beide eilten nach dem Oberlande und riefen das Volk auf. Zu friedlichen Versammlungen waren in hellen Haufen zehn, zwanzig, dreißig und vierzig Tausend Männer erschienen. Jetzt, da es galt, die früher gefaßten Beschlüsse auszuführen, fanden sich verhältnißmäßig nur kleine Schaaren ein. In verschiedenen Abtheilungen kamen wohl zehn bis zwanzig Tausend Mann zusammen. Allein die meisten derselben waren schlecht bewaffnet und außer den badischen traten ihnen würtembergische, hessische und nassauische Truppen entgegen. So mußten die Freiheitskämpfer unterliegen. Bei Kandern kam es am 20. April zum Treffen, in welchem General Gagern das Leben verlor, Hecker's Schaar aber zersprengt wurde. Wenige Stunden darauf hatte die von Struve und Weißhaar gesammelte Schaar ein ähnliches Schicksal. Am 23. und 24. April fanden in der Nähe von Freiburg im Breisgau blutige Kämpfe statt. Sigel hatte daselbst das militärische Commando, Struve die politische Leitung. Am 27. April kam es zwischen der von Herwegh aus Paris herbeigeführten deutschen Legion und den würtemberg'schen Soldaten bei Dossenbach zum Kampfe. Auch hier blieben die wohlgeschulten Truppen Sieger. Im Unmuthe über diese Niederlagen verließ Hecker Anfangs September Europa und wanderte nach Amerika aus.

Am 21. September nach dem schimpflichen Waffenstillstand von Malmö und der verunglückten Volksbewegung in Frankfurt am Main, verfügte sich Struve mit einigen unbewaffneten Gesinnungsgenossen auf badisches Gebiet. Seinem Rufe folgten schnell beiläufig zehntausend Mann. Bevor diese jedoch auf einen Punkt gebracht werden konnten, wurde Struve bei Stauffen angegriffen. Nach einem zweistündigen Treffen stäubte seine Schaar auseinander. Er selbst wurde nebst seiner Gattin, welche ihm stets in den Kampf gefolgt war, seinem Schwager Pedro Düsar und Karl Blind gefangen. Viele Tausende hatten dasselbe Schicksal in allen Theilen des Landes. Nachdem die Gefangenen in großer Gefahr geschwebt hatten, standrechtlich erschossen zu werden, wurden dieselben gegen Ende des Monats März 1848 vor die Geschworenen gestellt, zuerst Gustav Struve und Karl Blind. Deren Prozeß begann am 20. und dauerte bis zum 30. März. Im Laufe desselben hatten die Angeklagten, welchen Brentano hülfreich zur Seite stand, Gelegenheit, die vielen gegen sie ausgestreuten Unwahrheiten zu berichtigen, und nachzuweisen, daß sie in Uebereinstimmung mit den öffentlich gefaßten Beschlüssen der weiter obenerwähnten Volksversammlungen gehandelt hatten, und daß sie nicht als Angeklagte hier sitzen würden, falls

alle übrigen Theilnehmer jener Versammlungen Wort gehalten hätten. Die Geschworenen sprachen beide Angeklagten theils gänzlich, theils in der Weise frei, daß sie den Vorbedacht in Abrede stellten und mildernde Umstände geltend machten. Auch dieser Wahrspruch konnte nur dadurch erzielt werden, daß der Gerichtshof den ersten, den Angeklagten noch günstigern Wahrspruch zurückgewiesen hatte. Die Angeklagten wurden wegen versuchten Hochverraths zu fünf Jahren vier Monaten Einzelhaft verurtheilt. Bevor sie diese antraten, wurden sie jedoch vom Volke aus der Haft befreit.

Die Bewegung in Baden war nicht abhängig von einigen geliebten und geachteten Führern. Sie dauerte fort, nachdem Hecker Europa verlassen, Struve, Blind und deren Genossen in den Kerker geworfen worden waren. Sie drang von Monat zu Monat tiefer in die Massen ein und bemächtigte sich endlich auch des stehenden Heeres. In Folge der Beschlüsse der Offenburger Volksversammlung vom 19. März 1848 hatte sich ein großes Netz von Volksvereinen über das ganze Land gespannt. Im Laufe eines Jahres hatte das Volk von Baden mit seltener Einmüthigkeit die Ueberzeugung gewonnen, daß nur durch das Schwerdt die zu Frankfurt beschlossene Reichsverfassung aufrecht erhalten werden könne. Dieselbe Ansicht gewannen auch die benachbarten Rheinbaiern. Mehrere Abgeordnete der letzteren erließen einen Aufruf, demzufolge die pfälzischen Abgeordneten der baierischen Kammer und der Nationalversammlung, die Landrathsmitglieder, die Wahlmänner, Bürgermeister und Gemeindevertreter zusammen traten (1. Mai 1849) und einen Landesvertheidigungs-Ausschuß ernannten, welcher sofort in Thätigkeit trat.

Die ganze Rheinpfalz erhob sich. Sogar ein Theil der Besatzungen von Germersheim und Landau schloß sich der Bewegung an. Aus Worms rückte Oberst Blenker, den seine unerschrockene Gattin begleitete, an der Spitze rheinhessischer Freiheitskämpfer, aus Mainz zogen Zitz und Bamberger mit muthigen Schaaren herbei. Von Bonn kam Gottfried Kinkel, nachdem er vergeblich die Erstürmung des Zeughauses zu Siegburg versucht hatte, und schloß sich der Bewegung an.

Am 10. Mai nahm Blenker den Brückenkopf von Ludwigshafen. Die baierische Besatzung schloß sich ihm an. Nur die Offiziere derselben entflohen über den Rhein nach dem Badischen. Hier hatten die Verhandlungen der Prozesse Struve's, Blind's und ihrer Mitangeklagten einen vollständigen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeigeführt. Die Ueberzeugung, daß diese Männer unschuldig seien, d. h. daß sie nur in Gemäßheit des von dem Volke öffentlich ausgesprochenen Willens zum Schwerdte gegriffen hatten, wurde immer allgemeiner. Die badische Armee, welche bis zu dieser Zeit, trotz aller Sympathieen, welche sie für die Sache des Volkes hegte, ihren Offizieren Gehorsam geleistet hatte, fing an, schwierig zu werden.

Amalie Struve, welche nach langen und schweren Kerkerleiden aus der Haft entlassen wurde, weil die badische Regierung nicht wagte, sie vor die Geschworenen zu stellen, war schon im Monat April nach Rastatt gekommen. Bürger und Soldaten wurden durch sie angeregt und ermuthigt.

Aller Orten im Badischen verlangte das Volk die Freilassung der Gefangenen. Bürger und Soldaten verbrüderten sich. Ohne alle Verabredung fanden am 11. Mai in Rastatt, Lörrach und Freiburg Bewegungen unter den Soldaten statt. Am 12. Mai wurden Struve und Blind, welche man in Rastatt nicht mehr festhalten konnte, nach Bruchsal in das dortige Zuchthaus gebracht. Frau Struve folgte ihrem Gatten auch dorthin. Am 13. versammelten sich Abgeordnete des Volkes und der Truppen aus allen Theilen des badischen Landes zu Offenburg und gaben das Zeichen zum Aufstande. In der Nacht vom 13. auf den 14. stürmte das Volk das Gefängniß, in welchem Struve,

Blind und viele andere Vorkämpfer der Freiheit festgehalten wurden. Die Truppen blieben Gewehr bei Fuß stehen. In Karlsruhe kam es zu einem Kampfe zwischen den Linien-Truppen und der Bürgerwehr, in welchem die letztere auf Seiten der Regierung stand. Der Großherzog wartete den Ausgang desselben nicht ab. Er verließ seine Hauptstadt mit seiner Familie im Schutze der wenigen Truppen, welche noch nicht auf die Seite des Volkes übergegangen waren. Die Reaction hat die wackere badische Armee auf's Schändlichste verläumdet, hat ihre Beweggründe verdächtigt und sie der Trunkenheit beschuldigt. Doch die Thatsache steht einzig in der Geschichte, daß eine Armee sich von ihrem Kriegsherrn lossagte, ohne die geringste Ausschweifung zu begehen, obgleich sie von ihren Offizieren verlassen und von nichtswürdigen Reactionären unausgesetzt aufgewiegelt wurde. Die badische Armee von 1849 wird von Jahrhundert zu Jahrhundert als das erste Freiheitsheer Deutschland's verehrt werden.

Nur auf den Bajonnetten hatte seit langer Zeit die Regierung Baden's, wie des übrigen Deutschland's geruht. Als diese ihre Mitwirkung versagten, brach sie zusammen. Mit dem Großherzoge zugleich verschwanden die Minister.

Am Morgen des 14. Mai befand sich Baden ohne Regierung. Der zu Offenburg gewählte Landesausschuß, an dessen Spitze Brentano stand, wurde von dem Gemeinderathe der Stadt Karlsruhe aufgefordert, die Zügel der Regierung zu ergreifen, was denn auch noch im Laufe dieses Tages geschah. Den Landesausschuß erkannte sofort das ganze Land, Volk, Beamte und Truppen an. Doch waren es nicht die Republikaner, sondern die Männer der Reichsverfassung, welche die Mai-Bewegung in Baden angeregt hatten. Brentano, Peter, Gögg standen an der Spitze der vollziehenden Gewalt. Im Landesausschuß war Damm zum Präsidenten, Struve und Fickler nur zu Vice-Präsidenten ernannt worden. Die Folge davon war, daß gleich Anfangs nicht mit derjenigen durchgreifenden Energie, wie die Republikaner gewünscht hätten, gehandelt wurde.

Das größte Unglück für Baden und die Rheinpfalz bestand aber darin, daß sie im Norden an Hessen, im Osten an Würtemberg gränzten, und daß diese beiden Länder, gleich unübersteiglichen Morästen die begeisterten Freiheitskämpfer vom übrigen Deutschland trennten. Die Irrlichter, welche auf diesen beiden politischen Sümpfen hin und her zogen, konnten der Sache der Freiheit keine Dienste leisten, sondern nur sie irre führen. Die Zuzüge aus dem übrigen Deutschland waren sehr schwach. Die Turnerschaar von Hanau und einzelne wackere Männer, wie Willich, welcher schon an der ersten Schilderhebung in Baden Theil genommen hatte, Annecke mit seiner begeisterungsvollen Gattin, Joh. Phil. Becker, die Polen Mieroslawski, Sznayde, Oborski und manche Wiener Legionäre, waren zu gering an Zahl, um die bedrohte Sache der Freiheit retten zu können. Die Gesammtmacht von Baden und Rheinpfalz betrug übrigens doch nahezu 50,000 Mann, wovon fast die Hälfte Linien-Truppen waren.

Gegen diese über das ganze Land zerstreute Truppenmasse rückte ein Heer von mehr als 100,000 Mann: 50,000 Preußen, 25,000 Reichstruppen, 16,000 Baiern, 8 000 Würtemberger, wozu noch mehr als 20,000 kamen, welche von Voralberg, Köln und Würzburg aus dem fürstlichen Heere zum Rückhalte dienten und die Sache der Freiheit bedrohten.

Baden und Rheinpfalz waren die einzigen Theile Deutschland's, welche damals noch das Banner der Reichsverfassung hoch hielten. Die National-Versammlung hatte keine andere Hoffnung mehr, als welche sie ihr boten. Allein sie wagte nicht, ihre Geschicke mit denjenigen des bewaffneten Aufstandes zu verknüpfen. Sie zog es vor, sich in Stuttgart in unblutiger Weise auseinander treiben zu lassen. Wenn das übrige Deutschland einen

kleinen Theil des von Baden und der Rheinpfalz bewiesenen Muthes besessen, so hätte die Reaction nie wieder die Zügel der Herrschaft ergreifen können.

Die ersten Gefechte fanden am 29. Mai bei Hembsbach und Heppenheim an der Bergstraße statt. Erst beim Herannahen der Preußen erhielt der Kampf eine höhere Bedeutung. Am 14. Juni fand das Gefecht bei Kirchheim-Boland statt, bei welchem sich auf Seiten der Freiheitskämpfer Mathilde Hitzfeld besonders hervor that. An demselben Tage wurde auch auf der rechten Rheinseite bei Waldmichelbach oder Siegelsbrun gestritten, Tags darauf bei Ludwigshafen und zugleich bei Käferthal, Hirschhorn und Ladenburg. Am 16. Juni wurde das Gefecht bei Ladenburg fortgesetzt und Willich im Anweiler Thale von den Preußen angegriffen. Das bedeutendste Treffen fand aber (21. Juni) bei Waghäusel statt. Die Preußen wurden mit gefälltem Bayonette aus der befestigten Zuckerfabrik vertrieben und hätten unfehlbar eine entschiedene Niederlage erlitten, wäre die badische Reiterei unter Beckert der Sache der Freiheit treu geblieben. Bei Sinsheim (22. Juni), Upstadt (23. Juni), Durlach (25. Juni), bei Gernsheim (27. Juni), an der Murg (28. und 29. Juni) und bei Oos (30. Juni) bewiesen die Männer der Freiheit eine Entschlossenheit und einen Muth, welcher selbst ihre bittersten Feinde in Erstaunen setzte. Von allen Seiten bedrängt und bedroht, mußte sich die Freiheitsarmee nach der Schweiz zurückziehen. Sie that es, nachdem die constituirende Versammlung Baden's auf Struve's Antrag beschlossen hatte, daß jeder Versuch, mit dem Feinde Unterhandlungen einzuleiten, als Verrath bestraft werden sollte (28. Juni). Ohne eine Fahne oder eine Kanone verloren zu haben, rückten die Freiheitskämpfer in die Schweiz ein. Am 23. Juli wurde die Festung Rastatt übergeben. Sie war das letzte Bollwerk deutscher Freiheit.

Die Reaction begann zu wüthen. Weder in Spanien, noch in Italien, nur etwa zu den Zeiten des Kaisers Nicolaus in Polen wurden politische Verfolgungen in solcher Zahl und mit solcher Grausamkeit eingeleitet, als im Lande Baden. Dreißig der hochherzigsten Männer Deutschland's wurden standrechtlich ermordet. Die Zahl der politisch Verfolgten erreichte 50,000, also beiläufig den dritten Theil der kampffähigen männlichen Bevölkerung. Der Schacher, welchen die Regierung trieb, um so viel Geld als möglich von den angeklagten und verurtheilten Freiheitskämpfern zu erpressen, war empörend, dauerte viele Jahre lang und trug viel dazu bei, den schon so tief gesunkenen badischen Beamtenstand vollständig zu demoralisiren. Großherzog Leopold starb im Jahre 1852, sein ältester Sohn einige Jahre später im Irrenhaus. Sein zweiter Sohn Friedrich folgte dem Vater in der Regierung nach. Im Verhältniß zu ihm war Leopold mild und frei gesinnt. Der Sohn vermeinte, durch Härte und Strenge sein Volk unter dem Joche halten zu können. Das wird ihm gelingen, bis das nächste Mal die Sturmglocke der Revolution gezogen wird. Wenn dann Deutschland und ganz Europa das von der badischen Armee 1849 so kühn gegebene Beispiel befolgt, so wird die Menschheit ohne großes Blutvergießen ihre ewigen und unveräußerlichen Rechte erobern. *)

Land der Freiheit, Land der Schmerzen,
Deutscher Mannheit letzte Schanz',
Sank im Blut dein frischer Kranz,
Heimath der gebroch'nen Herzen,
Hell, wie tausend Himmelskerzen,
Strahlet deines Ruhmes Glanz.**)

*) S. Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden von Gustav Struve. Bern, 1849.
**) Schnaufer's Todtenkränze. An das badische Volk.

Die Hessen und die Nassauer hatten viel dazu beigetragen, der jungen Freiheit in Baden den Todesstoß zu geben. Nimmermehr hätten sie sich dazu mißbrauchen lassen, wenn sie nicht während einer langen Periode der Knechtung tief herabgedrückt worden wären.

Hessen-Darmstadt unter dem Ministerium dü Thil, und Nassau unter der Verwaltung Marschall's und der Schwiegersöhne desselben, gehörten zu den gedrücktesten Staaten Deutschland's.

Der Großherzog Ludwig I. von Hessen-Darmstadt starb den 6. April 1830. Ihm folgte sein ältester Sohn, Ludwig II., welcher so tief in Schulden stack, daß die ersten Verhandlungen des Landtags sich fast ausschließlich um dieselben drehten. Der einzige Gegenstand, welcher den deutschen Ständen ab und zu einige Energie einflößte, war der Geldpunkt. Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Unabhängigkeit der Gerichte u. s. w. lagen dem Bewußtsein des Spießbürgerthums viel zu fern, als daß dieses dadurch aus seinem Alltagsschlafe hätte aufgerüttelt werden können. Die Stände lehnten die Uebernahme der Privatschulden ihres neuen Herrschers und die Vermehrung der Apanagen ab. Der Großherzog gerieth in dessen Folge in großen Zorn, welchen das arme Land, so lange Ludwig II. lebte, schmerzlich zu empfinden hatte. Der Zustand, in welchen Hessen-Darmstadt versank, wurde angedeutet durch die Ausschweifungen, deren sich die hessischen Soldaten gegen die friedlichen Einwohner von Sögel schuldig machten, und welche mehreren Menschen das Leben, einer noch größeren Anzahl ihre gesunden Gliedmaßen kosteten. Die ganze Verwaltung artete in eine wahrhaft unerträgliche Gewaltherrschaft aus. Kleine Tyrannen, wie z. B. Seitz und Georgi, erlaubten sich gegen ihre Untergebenen theils kleinliche Quälereien, theils großartige Verbrechen, wie sie kaum in einem andern Kleinstaate Deutschland's vorkamen. Während die übrigen protestantischen Fürsten Deutschland's sich erst nach der Sturmperiode von 1848 dem Ultramontanismus in die Arme warfen, that es Hessen-Darmstadt unter den Fittigen des Staatsraths von Linde schon vorher. Der Studienplan, welchen dieser für die Universität Gießen ausarbeitete, erregte allgemeine Entrüstung. Ohne die Februar-Revolution wäre derselbe aber schwerlich beseitigt worden. Hier und da, aber höchst selten fiel ein Lichtstrahl in das Dunkel der Darmstädtischen Verwaltung und Rechtspflege, welcher die haarsträubendsten Verbrechen zu Tage brachte. Allein die großen Diebe und Mörder hatten in Darmstadt noch freieres Spiel, als irgendwo sonst. Georgi, welcher den all verehrten Volksfreund Weidig hatte prügeln und entweder ermorden lassen, was das wahrscheinlichste ist, oder zum Selbstmorde getrieben, blieb in Amt und Würden, ungeachtet ganz Deutschland gegen ihn empört war. Er wurde sogar in die Kammer gewählt. So dumm und so geknechtet war im Jahre 1847 das Hessen-Volk!

Um dieselbe Zeit, da in Paris der Herzog von Praslin seine Gattin ermordete, starb zu Darmstadt die Gräfin von Görlitz unter höchst verdächtigen Nebenumständen. Das Hofgericht leitete eine Untersuchung ein, ließ dieselbe aber wieder fallen in Folge eines großherzoglichen Befehls. Doch der von Gustav Struve zu Mannheim herausgegebene „Deutsche Zuschauer" brachte die Sache an die Oeffentlichkeit und rief eine so lebendige Entrüstung hervor, daß die schon geschlossene Untersuchung wieder aufgenommen werden mußte. Mittlerweile hatte aber der Graf Görlitz Zeit gehabt, Maßregeln zu seiner persönlichen Sicherheit zu treffen. Es stellte sich mit vollkommener Klarheit heraus, daß die Gräfin ermordet worden, und daß der Thäter ein Bedienter des Grafen, Johann Stauf gewesen war. Dieser wurde daher auch später für schuldig erklärt und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Graf wurde nicht bestraft, obgleich alle Thatsachen

Digitized by Google

sachen darauf deuteten, daß er den Mord veranlaßt habe, und vollständig gewiß war, daß er that, was in seinen Kräften stand, eine Untersuchung zu verhindern und den Mörder zu schützen.

Als die Februar-Revolution ausbrach, waren die Hessen-Darmstädter sehr erfreut über das ihnen gemachte Zugeständniß einer Ministerveränderung, welche zuerst Gagern und (Mitte Juli) Jaup an die Spitze der Verwaltung brachte. Ludwig II. nahm seinen Sohn Ludwig zum Mitregenten an, starb schon bald (16. Juni 1848), worauf dieser unter dem Namen Ludwig III. auf den Darmstädtischen Thron stieg.

Das einzige von Erheblichkeit, was die Hessen-Darmstädter während der Sturmperiode thaten, bestand darin, daß sie gegen die badischen Freiheitskämpfer dreimal zu Felde zogen. Nachdem es mit ihrer Hülfe gelungen war, den letzten Funken der Freiheit in Baden auszulöschen, wurde Jaup (27. Juni 1850) entlassen. Der allgemein verhaßte bisherige Territorialcommissär von Dalwigk trat an die Spitze der Verwaltung und vermittelte die Wiederherstellung des vormärzlichen Absolutismus.

Einen ebenso trübseligen Gang wie in Hessen-Darmstadt nahm die Revolution auch in dem benachbarten und geistesverwandten Nassau. In diesem Ländchen war die politische Bildung des Volkes noch trauriger beschaffen, als in Hessen-Darmstadt. Der Domänenstreit *) war zwar mit Gewalt von oben herab erdrückt worden, allein er tauchte immer wieder auf. Er bildete die offene Wunde, welche die besten Kräfte des Landes verzehrte. Um jede Möglichkeit zu beseitigen, denselben in die Kammer zu bringen, setzte die Regierung die Erhöhung des Wählbarkeits-Census in dem Maße durch, daß es in dem ganzen Lande nur 73 Wahlcandidaten gab — unter einer Bevölkerung von mehr als 400,000 Menschen! Das Land hatte demnach so gut wie keine Kammern. Es fehlte ihm gänzlich an irgend einem politischen Blatte. Dagegen hatte es den Hofstaat eines überreichen Fürsten, die Spielhölle zu Wiesbaden und die Mainzer Garnison, welche stets bereit war, jede Freiheitsbewegung mit Gewalt nieder zu werfen.

Im Jahre 1834 starb der Freiherr von Marschall. Ihm folgte der Graf Walderndorff, ein wohlwollender Mann, welcher sich aber nicht lange behauptete. Im Jahre 1839 starb Herzog Wilhelm. Sein Sohn Adolf setzte 1842 den Marschall'schen Schwiegersohn Dungern an die Spitze der Verwaltung. Dungern war ein sehr wenig begabter, in allen Vorurtheilen der Aristokratie befangener Büreaukrat, welcher nur darauf bedacht war, den alten Schlendrian aufrecht zu erhalten.

Die Nassauer, welche nur den Domänenstreit und die mit demselben nahe verwandte Frage der mittelalterlichen Grundlasten und Abgaben in ihren Köpfen hatten, faßten die Revolution von dem Standpunkte auf, welchen diese beiden Gegenstände ihnen boten. Die Bauern zogen in Masse nach Wiesbaden. Am 4. März befanden sich daselbst wohl 30,000 Mann. Einer so großen Macht, welcher die Regierung in der damaligen Zeit nicht den geringsten Widerstand entgegen setzen konnte, gab man natürlich die besten Worte. Man ließ den Bauern freies Spiel, erlaubte ihnen ihre Schultheißen abzusetzen und an deren Stelle Bürgermeister zu erwählen. Man ließ sie eine Zeitlang Holz schlagen und Wild schießen, doch die guten Tage des Volkes waren nicht von langer Dauer. Hergenhahn, welcher die traurige Rolle eines Volksbeschwichtigers übernommen hatte, wurde im Frühjahre 1849 auf die Seite geschoben. An die Stelle des frühern Marschall'schen Schwiegersohns Dungern trat der Marschallische Schwiegersohn Winzingerode. Die Staatsmaschine kam dadurch in das alte von Marschall gelegte Familiengeleise zurück! So wurden die

*) Siehe oben § 50, S. 513.

Nassauer für die Hülfe belohnt, welche sie ihrer Regierung im Kampfe mit den badischen Freiheitsbestrebungen geleistet hatten.

Die Mitte zwischen den kühnen Badnern, Sachsen und Rheinpfälzern und den schlaffen Bewohnern der meisten übrigen deutschen Kleinstaaten hielten die Kurhessen, welche ihren Untergang in dem „gesetzlichen Widerstand" fanden. Mit unsäglicher Mühe hatten sie ihre Verfassung vom 5. Januar 1831 errungen. Nimmermehr würde der Kurfürst Wilhelm II. die darin enthaltenen Zugeständnisse gemacht haben, hätte er nicht gehofft, sich dadurch ein ungestörtes Zusammenleben mit seiner Maitresse, der Gräfin von Reichenbach, zu erkaufen. Allein das kurhessische Volk wußte wohl, daß es diesem Weibe nicht auf ein Stillleben, nicht auf ein blos persönliches Verhältniß zu ihrem Buhlen, sondern auf Erpressung von Schätzen, auf Einfluß und Macht im Staate ankomme. Als daher die Gräfin Reichenbach (10 Januar 1831) nach Wilhelmsbad zurückkehrte, erhob sich das Volk von neuem. Die Gräfin sah sich veranlaßt, abzureisen. Sie stand aber dem Kurfürsten näher, als das Volk. Er reiste ihr nach, schlug seinen Wohnsitz mit ihr zu Hanau auf und dankte (30. Sept. 1831) thatsächlich ab, indem er seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Mitregenten ernannte. Der neue Herrscher bekundete schon bald seinen verworfenen Charakter, indem er (Anfangs 1832) Hassenpflug an die Spitze der Verwaltung setzte. Dieser begann sofort, die kaum begründete Verfassung zu untergraben. Als (1834) der Landgraf Victor Amadäus von Hessen-Rheinfels-Rothenburg starb, dessen Nachlaß von Rechtswegen dem Lande zufiel, riß Friedrich Wilhelm denselben an sich und rief dadurch einen heftigen Kampf mit den Ständen hervor. Um diese zum Schweigen zu bringen, wurden die hervorragenden Landtagsabgeordneten, namentlich Professor Jordan zu Marburg, aufs grausamste verfolgt, die Presse geknebelt, die Landtagswahlen gefälscht, und überhaupt eine unerträgliche Willkür-Herrschaft geübt. Diese dauerte auch fort, nachdem Hassenpflug (1838) abgetreten war. Der Jordan'sche Prozeß, die Entfernung der unabhängigen Mitglieder des Oberappellationsgerichts, die Unterdrückung der Deutsch-Katholiken, die Einschüchterung der Ständeversammlung hielten das Land in beständiger Aufregung und trugen viel dazu bei, dem gesammten deutschen Volke die Rechtlosigkeit seiner Zustände anschaulich zu machen. Der Tod des Kurfürsten Wilhelm (20. November 1847) änderte an dem Stande der Dinge nichts. Immer entschiedener arbeitete der Kurfürst Friedrich Wilhelm, die Verfassung in ihren freiheitlichen Bestimmungen zu untergraben, als die Nachricht von dem Ausbruche der Februarrevolution den Kurfürsten aus seiner angreifenden Stellung, plötzlich in diejenige der Vertheidigung versetzte. Unfähig, dem Drange der Zeiten zu widerstreben, erhob der Kurfürst Eberhard und Wippermann, die Bürgermeister von Hanau und Kassel an die Spitze der Verwaltung. Diese beiden Männer hatten die Angelegenheiten der Städte, denen sie vorgestanden waren, mit Umsicht und Redlichkeit verwaltet, allein sie waren unfähig, die Ränke der Reaktionspartei aus dem Felde zu schlagen, die Verhältnisse der gesammten deutschen Nation zu überblicken und zu deren befriedigenden Lösung die Kräfte Kurhessen's zu verwenden. Wippermann und Eberhard spielten in Kurhessen ganz dieselbe Rolle, wie die Märzminister in allen übrigen Kleinstaaten Deutschlands, d. h. sie boten ihre ganze Kraft dazu auf, die Partei des entschiedenen Fortschritts zu unterdrücken und sahen sich, nachdem ihnen dieses gelungen war, in der trübseeligsten Lage. Das Uebergangsministerium behauptete sich bis zum Februar 1850. Dann trat wieder Hassenpflug an die Spitze der Verwaltung. Dieser war gerade dazumal in eine gerichtliche Untersuchung wegen Erpressung und Fälschung verwickelt, welche auch in den Augen der schlimmsten Reaktionäre seinen guten Namen gefährdete. Das hielt aber den Kurfürsten nicht ab, ihm sein Vertrauen zu schenken. Ein redlicher Mann hätte die

Arbeit nicht unternommen, welche Hassenpflug durchführen wollte. Es kam darauf an, dem neuen Ministerium den Schein zu geben, als verweigere ihm der Landtag die Steuern. In der Thal war dieses aber gar nicht der Fall, denn die Verweigerung des Budget's setzt die Vorlage eines solchen voraus. Hassenpflug löste aber die Stände auf (12. Juni 1850), bevor er denselben ein Budget vorgelegt hatte. Der neue Landtag genehmigte (31. August) die Forterhebung der indirecten Steuern und Abgaben, jedoch nur unter der Bedingung, daß dieselben nicht verausgabt, sondern aufbewahrt werden sollten. Mehr konnte sie, in verfassungsmäßiger Weise nicht bewilligen, da ihr noch immer kein Budget vorgelegt worden war.

Die Frage war augenscheinlich damals nur, ob die Stände sich zu dienstwilligen Werkzeugen des Hassenpflug'schen Despotismus hergeben, oder aber mit Gewalt auf die Seite geschoben werden wollten. Die Zeit, da der Landtag hoffen konnte, die Pläne der Reaktion aus dem Felde zu schlagen, war unter den Fittigen Eberhard's und Wippermann's ungenützt vorübergegangen.

Der Bundestag, welcher wieder belebt werden sollte, ergriff die ihm von Hassenpflug gebotene Gelegenheit, die letzten Reste der Freiheitsbestrebungen Kurhessen's niederzutreten, mit Vergnügen. Umsonst gab Kurhessen der ganzen Welt ein wahrhaft überraschendes Beispiel einträchtigen Zusammenhaltens. Der Kurfürst verhängte den Kriegszustand über das ganze Land (7. September 1850). Vergeblich machten hintereinander Gerichte und selbst das Militär durch einmüthiges Festhalten an der Verfassung die Vollziehung desselben unmöglich.

Durch Beschluß vom 21. September 1850 deutete der Bundestag an, daß er einzuschreiten gedenke. Als diese Drohung nicht den gewünschten Erfolg hatte, beschloß der Bundestag (25. October 1850) Waffengewalt anzuwenden. Baiern und Oesterreicher übernahmen die Execution und rückten (1. November 1850) in Kurhessen ein. Die Preußen, auf welche die constitutionelle Partei gehofft hatte, stießen zwar (8. November) bei dem Dorfe Bronnzell mit der Executionsarmee zusammen, entschuldigten aber sehr höflich die von ihrer Seite abgeschossenen Kugeln, zogen sich zurück und überließen Kurhessen seinem Schicksale. Das unglückliche Land mußte sich der Gewalt fügen. Der Kurfürst ergriff die Gelegenheit, die ihm unliebsamen Bestimmungen der Landesverfassung über den Haufen zu stoßen. Der Bundestag lieh dazu bereitwillig die Hand. Seitdem ist die Verfassung Kurhessen's vom Jahre 1831 aufgehoben. Erst in neuester Zeit wagte es das tief gebeugte Land, Schritte zur Wiederherstellung eines gesetzlichen Zustandes zu thun. So endete der passive Widerstand Kurhessen's. Er hatte keinen bessern Erfolg, als der active Widerstand Baden's.

Wie in Kurhessen, so fand sich auch in Schleswig-Holstein viel guter Wille, allein es gebrach auch dort dem Volke an politischer Einsicht und an der Geistesgegenwart, welche den Augenblick zu ergreifen und zu nutzen weiß. Die Kurhessen richteten sich durch den passiven Widerstand, die Schleswig-Holsteiner durch die Nationalität zu Grunde. Nur die Freiheit haucht nationalen Bestrebungen begeisterten Muth und ausharrende Entschlossenheit ein. Die Nordalbinger schoben die Freiheit in den Hintergrund, um sich der preußischen Hülfe zu versichern, und wurden im entscheidenden Augenblicke von Preußen nicht blos verlassen, sondern auch verrathen.

Das positive Recht ist den Umständen nach ganz schön und gut. Leider hat es sich aber zu allen Zeiten erwiesen, daß, wenn sich die Völker darauf beriefen, die Fürsten sich nichts darum bekümmerten. Ein Freiheitskampf, welcher keinen andern Grund und Boden, als einen alten Vertrag hat, kann niemals siegreich zu Ende geführt werden. Der

natürliche Entwickelungsgang der Menschheit geht vorwärts nach den lichten Höhen der Freiheit, und nicht rückwärts nach alten Archiven mit vergilbten Pergamenten.

Als die Schleswig-Holsteiner (3. März 1460) den König Christian I. von Dänemark aus dem Hause Oldenburg erwählten, thaten sie es unter folgenden ausdrücklichen Bedingungen:

„Daß die Herzogthümer den Herrn Christian von Oldenburg gewählt haben nicht als König von Dänemark, sondern als Fürsten dieser Lande (der Herzogthümer); — daß diese Lande sollen zusammen bleiben ewig ungetheilt; — daß der Herzog keine Steuern auflegen soll ohne Zustimmung der Stände; — daß er ohne die Stände weder Krieg führen, noch Münze schlagen, noch andere als die Eingeborenen in den Herzogthümern anstellen soll; — endlich daß jeder neue Herzog bei seiner Thronbesteigung diese Rechte und Privilegien beschwören soll."

Ein Jahrhundert nach dem andern war vorübergerollt, ohne daß an dieser Grundbedingung des Kronrechtes des Hauses Oldenburg die geringste Veränderung vorgenommen wurde. Die Schleswig-Holsteiner gaben die ihnen aus genanntem Vertrage erwachsenen Rechte niemals auf. Der König von Dänemark konnte dieselben, der Natur der Sache nach, nicht beseitigen. Noch weniger vermochten andere Mächte, mit welchen er Verträge schloß, dieses zu thun. Ueber das positive Staatsrecht Schleswig-Holstein's konnte demnach kein Zweifel obwalten. Allein wann hätten jemals Fürsten Verträge gehalten, welche ihnen lästig waren und welche sie hofften, ungestraft brechen zu können? *)

Der Kampf zwischen den Schleswig-Holsteinern und der dänischen Regierung wurde seit dem Abschlusse der Wiener Congreß- und deutschen Bundesacte, wenn auch ohne großes Aufsehen, doch mit immer steigender Heftigkeit fortgesetzt. Die Julirevolution hauchte auch den Nordalbingern neuen Muth ein. Da sie jedoch gar keine Volksvertretung hatten, wurde es ihnen schwer, ihre Ansichten und Wünsche geltend zu machen. Im Jahre 1834 erließ zwar der König die s. g. provisorische ständische Ordnung für die Herzogthümer und zugleich für Dänemark; diese war jedoch so unfreisinnig, daß sie mehr Verstimmung, als Zufriedenheit erregte. Der einzige Vortheil, welcher den beiden Herzogthümern aus dieser ständischen Ordnung erwuchs, bestand darin, daß sie den Abgeordneten die Gelegenheit bot, die Angelegenheiten des Landes freimüthig und kräftig zu besprechen.

Am 3. December 1839 starb Friedrich VI. ohne männliche Leibeserben. Ihm folgte mit Christian VIII. die jüngere Linie des königlichen Hauses.

Christian VIII., der Sohn des Prinzen Friedrich, des Bruders Christian's VII., hatte nur einen Sohn, den jetzigen König Friedrich VII., welcher bereits in reifem Mannesalter stand und keine Nachkommenschaft mehr erwarten konnte. Der Fall einer Trennung der Herzogthümer von Dänemark rückte immer näher. Nach Friedrich's VII. Tode fiel Dänemark dem Königsgesetze zufolge an den Prinzen Friedrich von Hessen, den Sohn der Schwester Christian's VIII., der Landgräfin Charlotte. Die Herzogthümer dagegen, in welchen die männliche Primogeniturerbfolge berechtigt war, kam an den Herzog von Augustenburg.

Die Frage der Nachfolge wurde dadurch eine brennende, welche Dänemark und die Herzogthümer in immer steigende Aufregung versetzte. Es bildeten sich verschiedene Parteien, von welchen die eine beide Herzogthümer in untrennbare Verbindung mit Dänemark bringen, eine zweite (die s. g. Eider-Dänen) Schleswig von Holstein losreißen und Holstein aufgeben wollte, und endlich eine dritte Partei, welche, an dem Vertrage von 1460 festhaltend, die ungetrennte Einheit beider Herzogthümer behauptete.

*) Siehe oben § 41, Seite 436. § 55, Seite 570 f.

Mitten in den Kampf der Parteien fiel gleich einem Blitze aus heiterem Himmel der „offene Brief" Christian's VIII. vom 8. Juli 1846, worin der König von Dänemark erklärte, daß das ganze Herzogthum Schleswig durch die Vorgänge des Jahres 1721 *) untrennbar mit Dänemark verbunden worden sei, und daß dasselbe einen Theil von Holstein bilde. Die holsteinischen Stände erklärten dagegen, daß das Recht der Herzogthümer die Untheilbarkeit, Untrennbarkeit und die männliche Erbfolge sei. Schleswig-Holstein gerieth durch den offenen Brief des Königs in die größte Aufregung. Ganz Deutschland nahm daran Theil und bedauerte, daß der deutsche Bund in diesem, wie in jedem andern Falle, die Rechte und Interessen Deutschland's nicht wahrte.

Am 20. Januar 1848 starb Christian VIII. Die Gefahr, ihrer verfassungsmäßigen Rechte beraubt zu werden, rückte den Herzogthümern immer näher. Die Aufregung im Lande nahm zu, um so mehr, als die Schleswig-Holsteiner von ihrem neuen Herzoge Friedrich VII. nichts Gutes erwarteten.

Schwerlich befand sich irgend ein Theil Deutschland's in einem Zustande größerer Rechtsunsicherheit, als Schleswig-Holstein in damaliger Zeit.

Volk und Adel waren darüber einig, daß sie an dem Vertrage von 1460 festhalten wollten. Leider erstreckte sich aber die Eintracht nicht weiter. Praktisch genommen war die Hauptfrage: durch welche Mittel und von welchem Standpunkte aus sollen die Herzogthümer ihre verbrieften Rechte geltend machen? Die klare Antwort hätte sein sollen: durch die Mittel der unmittelbar betheiligten Herzogthümer, vom Standpunkte ihrer Selbstherrlichkeit aus.

Hätten sich die Schleswig-Holsteiner dahin entschieden, so wäre die Beihülfe Deutschland's nicht ausgeschlossen worden, allein in die zweite Linie getreten. Sie hätten ihre Angelegenheiten in ihren eigenen Händen behalten und wären die Schmiede ihres eigenen Glücks geworden.

Statt dessen verließen sie sich wesentlich auf fremde, wenn auch deutsche Hülfe, nahmen dem Könige von Dänemark, der Freiheit und Deutschland gegenüber einen höchst schwankenden Standpunkt ein und verscherzten darüber die Sympathien ihrer einzigen wirklichen Freunde, der entschiedenen Männer des Fortschritts. Das schwanke Rohr der Constitutionellen, auf welches sie sich stützten, brach im Augenblicke der Entscheidung. Alle die blutigen Opfer, welche sie mit redlichem Willen brachten, hatten keinen Erfolg. Die Rechtsunsicherheit ist im Jahre 1860 noch dieselbe, wie vor 1848 und eine zehnjährige Leidensperiode ohne Gleichen lastet auf dem Lande seit der Wiederherstellung der Herrschaft des Königs von Dänemark.

Sollte die Bewegung einen volksthümlichen und entschlossenen Charakter annehmen, so mußte sie von der Gesammtheit ausgehen. Nur diese war berechtigt und im Stande, die Geschicke des Landes zu leiten. Statt einer großartigen Volksversammlung berief man aber eine Versammlung der Ständemitglieder (zum 18. März 1848) nach Rendsburg. Diese hatte nach der Verfassung des Landes nicht die Befugniß, die in Rede stehenden Streitfragen zu berathen, geschweige denn einseitig zu entscheiden. Nicht sie, sondern die Gesammtheit des Volkes war die Quelle des Rechtes für Schleswig-Holstein, wie für jeden andern Theil der Erde.

Die geringe Zahl der Personen, welche sich in der Versammlung vom 18. März das Recht zuschrieben, die Geschicke Schleswig Holstein's zu entscheiden (es waren ihrer nicht mehr als 70), vertheilte die Verantwortlichkeit für die zu fassenden Beschlüsse unter viel zu wenige Menschen und diese Wenigen waren nicht hervorgegangen aus freien Volkswahlen,

*) Siehe oben Buch VIII. § 56, Seite 328 ff.

sondern aus einer ständischen Ordnung, welche einen hohen Census vorschrieb. Der Adel und die Reichen waren übermäßig stark vertreten, die frische Jugend und der Kern des Volkes, der Arbeiterstand, fast gar nicht.

Wie von einer solchen Versammlung nicht anders zu erwarten war, faßte diese keine durchgreifenden organisirenden Beschlüsse, vielmehr entschloß sie sich nur zu einer Petition, welche fünf Abgeordnete nach Kopenhagen bringen sollten.

Die schleswig-holsteinische Armee erklärte sich einstimmig für das Volk. Die Landesfestung Rendsburg fiel ohne Blutvergießen in dessen Hände. Allein den Führern der Bewegung fehlte es an Entschlossenheit. In der zu Kiel (am 24. März) abgehaltenen Versammlung, welche in zwei Abtheilungen zerfiel, in den engern Rath, welcher alles vorbereitete, und den weitern, welcher ja sagen sollte, wurde zwar eine provisorische Regierung niedergesetzt, in deren Schooße befand sich aber nicht e i n entschlossener Mann. Ein Prinz (Friedrich von Holstein-Augustenburg), ein Aristokrat (Reventlow-Preetz), die Advokaten Beseler und Bremer, der Kaufmann Schmidt waren die Auserwählten der Drahtzieher. Nur in Folge einer Nachwahl wurde denselben Theodor Olshausen beigefügt, der einzige Mann von Geist und Kraft. Dieser konnte aber gegen die Mehrheit und namentlich gegen Beseler, welcher ein wahres Muster eines Wackel-Politikers war, nicht aufkommen. Gleich anfangs wurde daher die Bewegung von Schleswig-Holstein in schlaffer und geistloser Weise betrieben. Die provisorische Regierung erkannte nach wie vor den König von Dänemark als Landesherrn an und behauptete nur, dessen Wille sei nicht mehr frei. Auf dieser schlüpfrigen Grundlage konnte der Kampf gegen Dänemark niemals mit Nachdruck geführt werden.

Die militärischen Anstalten wurden eben so schlaff betrieben, als die politischen Einrichtungen. Dieses zeigte sich schon am 9. April, als die Schleswig-Holsteiner in Abwesenheit ihres Commandanten, des Prinzen Friedrich von Holstein-Augustenburg, bei Bau geschlagen wurden.

Die provisorische Regierung warf sich jetzt Preußen und dem deutschen Bunde in die Arme. Statt die Selbständigkeit der Herzogthümer zu wahren und die übrigen Deutschen nur als Verbündete im Kriege mit Dänemark zu betrachten, ordneten sich Beseler und Consorten der preußischen Regierung vollständig unter. Sie erschwerten dadurch nicht blos die innere Entwickelung des Landes, sondern auch dessen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten. Denn eine Vergrößerung Preußen's, welche Alle befürchteten, war diesen weit unangenehmer, als eine Losreißung der Herzogthümer von Dänemark. In die letztere hätte sich England und Frankreich, den Umständen nach, wohl gefügt. Die erstere hätten sie ganz ebenso wenig, als Oesterreich und Rußland zugegeben. Es kam darauf an, jeden Schein zu vermeiden, als könne Preußen die Herzogthümer an sich reißen. Es mußte daher die provisorische Regierung des Landes sowohl den auswärtigen Mächten als dem eigenen Volke gegenüber immer die erste Rolle spielen, und durfte diese in keinem Falle dem Könige von Preußen überlassen. Allein zu einer derartigen energischen Handlungsweise fehlte es den Mitgliedern der provisorischen Regierung an Entschlossenheit. Theodor Olshausen, welcher sich immer überstimmt sah, zog sich endlich (im August 1848), zurück und dieselben hatten dann um so freieres Spiel.

Der provisorischen Regierung war es mit dem Kriege gegen Dänemark nie Ernst. Friedrich VII. wußte dieses und fürchtete sich vor keiner preußischen Uebermacht, ja, nicht einmal vor einer Niederlage, da er wußte, Friedrich Wilhelm IV. werde von derselben doch keinen Gebrauch gegen Dänemark machen.

Während sich die provisorische Regierung um deutsche Hülfe bewarb, wandte sich

Friedrich VII. an Rußland, Schweden und England. Rußland und Schweden waren den Dänen sehr günstig gesinnt. Die preußische und alle übrigen deutschen Regierungen mischten sich dagegen in die Angelegenheiten Schleswig-Holsteins hauptsächlich nur, um die republikanischen und revolutionären Elemente, welche daselbst einen kräftigen Sammelpunkt finden konnten, nieder zu halten. Die Hülfe, welche sie den Schleswig-Holsteinern leisteten, war daher mehr scheinbar, als wirklich, die eigene Macht in Verbindung mit derjenigen begeisterter Freunde der Freiheit würde sie weiter gefördert haben, als die Söldnerheere reaktionärer Fürsten.

Dem Prinzen von Preußen war zuerst das Commando der deutschen Hülfstruppen angeboten worden. Allein er lehnte es ab, indem er erklärte, es gegen den König von Dänemark nicht führen zu wollen. Was konnte Schleswig-Holstein unter solchen Verhältnissen von preußischer Hülfe erwarten?

Zwar wurden die Dänen am 23. April bei Dannevirke geschlagen und in Folge dieses Sieges rasch aus Schleswig vertrieben. Allein die provisorische Regierung wußte nicht, diesen Sieg zu benützen, schnell das Land neu zu organisiren, eine zahlreiche Armee, wozu alle Bestandtheile vorhanden waren, zu bilden und dadurch die verlorene Selbständigkeit wieder zu gewinnen. Sie überließ Alles der preußischen Regierung und dem deutschen Bunde!

Umsonst schlugen die Schleswig-Holsteiner die Dänen (29. Juni 1848) bei Haderleben. Die preußische Regierung hatte den Zweck erreicht, den sie bei der Einmischung in die Angelegenheiten Schleswig-Holstein's gehabt. Sie hatte ein kriegsgeübtes Heer gebildet, welches sie zur Niederwerfung der Freiheitsbewegung in Preußen verwenden konnte. Sie schloß daher den Waffenstillstand von Malmö ab (26. August) auf sieben Monate, den ganzen Winter, während dessen die Dänen von ihrer Flotte keinen Gebrauch machen konnten. Die deutsche Centralgewalt wurde in dem Vertrage gar nicht erwähnt. Alsen blieb von den Dänen besetzt und folgeweise Schleswig von ihnen auf's schwerste bedroht. Die Regierung der beiden Herzogthümer wurde theils von Dänemark, theils von Preußen errichtet, alle seit dem 17. März erlassenen Gesetze wurden aufgehoben und dadurch der endliche Sieg Dänemark's im Keime schon vorbereitet.

Als dieser Waffenstillstand der Nationalversammlung in Frankfurt vorgelegt wurde, fielen sehr starke Reden. Allein das Ende der Verhandlung war, daß derselbe (17. September) genehmigt wurde.

Die neue Regierung, welche aus den Herren Th. Reventlow-Jersbeck, Boysen, Baron Heintze, Graf Moltke und Preusser bestand, trat (22. October 1848) zusammen. Die Mehrheit derselben bildeten Aristokraten, welche um keinen Preis republikanische Tendenzen aufkommen lassen, allein die Herzogthümer auch nicht Dänemark preis geben wollten.

Die dänische Regierung, welche des Sieges schon gewiß zu sein glaubte, fing wieder an, im Norden Schleswig's Umtriebe zu machen, die dort wohnenden Deutschen einschüchtern und die Dänen aufregen zu lassen. Die Spannung zwischen Deutschen und Dänen nahm immer zu. Während des Waffenstillstands hatten die Schleswig-Holsteiner Zeit und Gelegenheit, ein eigenes Heer zu organisiren. Sie thaten dieses nicht. Allein die Angst vor Republikanern und Revolutionären und das Zutrauen zu den Preußen war noch immer so groß, daß viele sehr tüchtige Kräfte, welche sich darboten, wegen ihrer politisch freien Gesinnungen zurückgewiesen, dagegen preußische Offiziere herbeigezogen wurden, welche immer von der preußischen Regierung abhängig blieben, nie Schleswig-Holsteiner wurden.

Der Krieg brach von Neuem aus. Der Waffenstillstand wurde am 26. Februar

1849 gekündigt. Allein wieder, wie früher, spielte Schleswig-Holstein dabei die zweite, Preußen die erste Rolle. Die gemeinsame Regierung trat ab. An deren Stelle setzte die Bundesversammlung Reventlow-Preetz und Beseler als Statthalter ein (26. März 1849). Diese blieben aber Figuranten, welche hinter den Coulissen von der preußischen Regierung geleitet wurden. Von irgend einer freiheitlichen und begeisternden Thätigkeit konnte unter solchen Umständen keine Rede sein. Kein Sieg wurde benützt. Umsonst verspritzten die tapferen Söhne des Vaterlands ihr Blut. Bei Eckernförde sprengten (5. April 1849) 32 schleswig-holsteinische Artilleristen das dänische Linienschiff Christian VIII. in die Luft und zwangen die Fregatte Gefion, sich zu ergeben. Am 13. April erstürmten die deutschen Truppen die Düppeler Schanzen und trieben die Dänen nach der Insel Alsen. Alles kam darauf an, sie jetzt auch aus der Insel zu verjagen. Das erlaubte aber die Diplomatie nicht. Am 20. April wurden die Dänen mit Verlust aus Kolding verdrängt. Am 23. kam es bei demselben Kolding wieder zur Schlacht. Die Dänen, obgleich 20,000 Mann stark, wurden von 11,000 Schleswig-Holsteinern auf's Haupt geschlagen. Der preußischen Regierung war dieser Sieg der Nordalbinger sehr unbequem. Es kam darauf an, sie mürbe und nachgiebig zu machen. Dazu wäre eine Niederlage geeigneter gewesen. Es wurde daher die Schlacht von Fridericia arrangirt und zwar so, daß die Schleswig-Holsteiner eine entscheidende Niederlage erleiden sollten. In der That mußten sie (6. Juli) ihre Stellungen vor Fridericia aufgeben. Es geschah dieses aber nach einer so furchtbaren Gegenwehr und in solcher Ordnung, daß die Dänen ihre Vortheile theuer bezahlten. Von diesem Augenblicke an war es kein Geheimniß mehr, daß die preußische Regierung den Dänen Sieg und den Schleswig-Holsteinern Niederlage nicht blos wünsche, sondern absichtlich zu bereiten suche.

Der Schlacht von Fridericia folgte der Waffenstillstand von Berlin (12. Juli 1849) auf dem Fuße nach. Dieser brachte Schleswig-Holstein seinen vormärzlichen Zuständen wieder um einen Schritt näher selbst, als der Waffenstillstand von Malmö. Schleswig wurde von Holstein getrennt und durch eine Demarkationslinie in zwei Theile, den südlichen und den nördlichen getheilt, wovon der erste durch schwedisch-norwegische, der zweite durch preußische Truppen besetzt wurde. Eine Landesverwaltung, bestehend aus einem dänischen, einem preußischen und einem englischen Commissär, übernahm die Regierung von Schleswig!

Umsonst erklärte die Schleswig-Holstein'sche Landesversammlung diesen Vertrag für nicht bindend. Sie mußte sich fügen, als sie erfuhr, daß in einem geheimen Artikel Preußen versprochen hatte, eventuell den Waffenstillstand gegen die Herzogthümer mit den Waffen in der Hand durchzusetzen und seine Offiziere aus dem schleswig-holstein'schen Heere abzurufen, um dieses führerlos zu machen.

Das Land litt schrecklich unter der Verwaltung des Dänen Tillisch, des Engländers Hodges und des Preußen Eulenburg. Am 2. Juli 1850 rief die preußische Regierung ihre Officiere aus dem Schleswig-Holstein'schen Heere ab, unglücklicherweise nicht alle. An der Stelle Bonin's hatte Willisen das Obercommando übernommen. Dieser veranstaltete, nachdem der Krieg zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark wieder ausgebrochen war, eine zweite verstärkte Ausgabe des Treffens bei Fridericia in der Schlacht bei Idstedt, welche so eingerichtet wurde, daß das Centrum der schleswig-holstein'schen Armee hinter dem Langsee und der rechte Flügel am andern Ende desselben stehend nicht in's Treffen kommen konnten. Der linke Flügel allein setzte den Dänen einen so tapfern Widerstand entgegen, daß diese schon Anstalt machten, sich zurückzuziehen. In diesem Augenblicke gebot Willisen seinem Heere den Rückzug, und führte es in eiligem Marsche hinter die Eider!

Am 12. September schlugen die Schleswig-Holsteiner die Dänen bei Eckernförde und Kochendorf, am 28. September griffen sie diese in Friedrichstadt an. Jedesmal erhielten sie im entscheidenden Augenblicke den Befehl zum Rückzuge.

So wurde Schleswig-Holstein systematisch verrathen. Der wieder erstandene deutsche Bund erklärte, daß er den Frieden vom 2. Juli 1850 zur Ausführung bringen werde. Preußen rief seine Beurlaubten aus dem schleswig-holstein'schen Heere ab, in den Olmützer Conferenzen wurde das Loos Nordalbingen's besiegelt, ein österreichisches Armee-Corps rückte in das Land. Am 11. Januar 1851 unterwarf sich die Landesversammlung. Die Dänen kehrten zurück, nach Schleswig sofort, nach Holstein im Jahre 1852. Sie cassirten die Rechte der Staatsgläubiger, führten alles Kriegsmaterial aus dem Lande, schleiften die Feste Rendsburg, verbannten, trotz der Amnestie, 33 Personen, entsetzten alle hochherzigen Beamten und übten später einen Druck auf das Volk aus, welcher nicht ohne entsprechende Folgen sein kann.

Traurig war das Schicksal Baden's, der Rheinpfalz, Sachsen's und Kurhessen's, allein eine solche Mischung von hochherziger Tapferkeit, kurzsichtiger Beschränktheit und schändlichem Verrath, wie sie in Schleswig-Holstein zu Tage trat vom Tage der Schlacht bei Fridericia bis zur Schlacht von Idstedt und der österreichischen Besetzung der Herzogthümer ist einzig in der Geschichte der Menschheit.

Mit welchen Gefühlen mögen jene Doctrinäre Beseler und Consorten und jene Aristokraten Reventlow-Preetz und Standesgenossen, deren Halbheit so großes Unglück über das Land brachte, auf die Vergangenheit zurückblicken! Wer Revolution machen will, werfe die Scheide weg! Wer dazu nicht den Muth besitzt, bleibe davon!

Nicht blos in den bisher genannten, sondern auch in allen übrigen Staaten Deutschland's fanden mehr oder weniger ernstliche revolutionäre Bewegungen Statt. Aller Orten berieth man sich so lange, daß die Regierungen Zeit gewannen, insgeheim ihre Ränke zu spinnen. Wo sie sich nicht im Stande fühlten, dem Ungestüme des Volkes die Spitze zu bieten, gaben sie nach und behielten sich vor, die gemachten Zugeständnisse zurückzunehmen, sobald die Zeiten wieder günstiger sein würden.

In Mecklenburg, woselbst die Aufregung sehr heftig war, gelang es der Reaction, das Zusammentreten der neu beschlossenen Abgeordneten-Kammer bis zum 31. October 1848 hinaus zu schieben. Damals war in Wien und Berlin die Reaction schon wieder obenauf. Das neue Staatsgrundgesetz wurde am 3. August 1849 von den Ständen endlich festgesetzt. Schon am 6. August wurden aber von Seiten der Schwerinischen Regierung zahlreiche Bedenken dagegen erhoben und am 13. desselben Monats sprach die Strelitzische Regierung die Auflösung der Kammer aus, obgleich ihr Land sich zu Mecklenburg-Schwerin verhält, wie zwei zu dreizehn. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin vollzog zwar (am 23. August) das vereinbarte Staatsgrundgesetz. Schon am 11. Januar 1850 wurden aber die Einleitungen zum Umsturze desselben getroffen. Durch Urtheilsspruch eines sog. Schiedsgerichtes wurde unter'm 11. September 1850 die neue Staatsverfassung für nichtig erklärt. Am 15. Februar 1851 trat der mittelalterliche Landtag Mecklenburg's wieder zusammen. Schon am 31. Januar 1852 wurde die kaum abgeschaffte Prügelstrafe wieder hergestellt. Aerger, als je, drückten die Ritter wieder das Volk. Das bisher durchaus protestantische Land wurde eine Pflanzstätte jesuitischer Umtriebe. Die kleine Minderheit der Nachkommen der ehemaligen Raubritter nährte sich nach wie vor vom Schweiße und Blute des Volkes, verstopfte gewaltsam alle Sicherheits-Ventile, und arbeitet auf diese Weise, ohne es selbst zu ahnen, an ihrem eigenen Ruine.

Nicht ganz so gewaltsam, als in Mecklenburg, verfuhr die Reaction in Olden-

burg. Das Land erhielt nach lebhaften Verhandlungen (1. März 1849) ein neues Staatsgrundgesetz. Dieses wurde zwar nicht vollständig umgestoßen, allein vermittelst der s. g. Revision dermaßen abgeschwächt, daß es nur noch dazu dient, das Volk glauben zu machen, es besitze einige Freiheit, während die Regierung mit dem neuen Mechanismus eben so willkürlich, als früher, verfahren konnte. Der Großherzog von Oldenburg verfuhr weit klüger, als der Herzog von Mecklenburg. Er erreichte seine Zwecke ohne Dazwischenkunft fremder Mächte, welche dem Ansehen einer Regierung immer sehr verderblich ist, durch wiederholte Kammerauflösungen und die in den constitutionellen Staaten Deutschland's seit langer Zeit üblichen Einschüchterungsmittel. Durch Beschluß vom 22. November 1852 schnitten die oldenburgischen Abgeordneten selbst alle freiheitlichen Bestimmungen aus dem neuen Staatsgrundgesetze und vernichteten dadurch dieses in seinen wesentlichen Bestimmungen. Der Hauptfehler, dessen sich alle berathenden Versammlungen Deutschland's schuldig machten, bestand darin, daß sie wähnten, Alles komme auf die von ihnen gefaßten Beschlüsse an, während diese doch immer die Nebensache blieben. Die Hauptsache bestand in der revolutionären Kraft des Volkes. Nur so lange diese stark war, hatten die Beschlüsse der berathenden Versammlungen Bedeutung.

Es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß durch irgend ein Gesetz, welchen Namen es immer trage, die Freiheit gegründet werden könne.

Vor 1848 wähnten viele freiheitsliebende und rechtliche Menschen, es sei möglich, durch Gesetze, welche Preßfreiheit, ständische Verfassung, Volksbewaffnung u. s. w. feststellten, die Einheit und die Freiheit der deutschen Nation zu gründen. Allein diese beiden höchsten Güter einer Nation sind in Europa ganz ebenso unvereinbar mit der Monarchie als in Amerika mit der Sclaverei. Kein Gesetz der Welt vermag den Widerspruch zwischen Freiheit und Sclaverei, oder Freiheit und Monarchie zu lösen.

Wer die Gewalt in Händen hat, versteht es immer, die Gesetze zum Schweigen zu bringen. Diejenigen dagegen, mit welchen die Gewaltherrschaft unvereinbar ist, wie z. B. eine wirkliche Volksbewaffnung, werden entweder aufgehoben, oder doch nicht in Vollziehung gesetzt. Die übrigen werden so gehandhabt, daß die Bürger wissen, keiner derselben könne sie schützen gegen den von oben ausgehenden Druck. Der Belagerungszustand führt einen Schrecken herbei, welcher die Freiheitsbegeisterung niederschlägt. Sind die Führer des Volkes getödtet, im Kerker oder in der Verbannung, so fügen sich, wenn auch ungeduldig und murrend, die Massen.

Wer die Freiheit will, muß die mit derselben unvereinbaren Gegensätze: Königthum, Adel und Pfaffenthum, feiles Beamtenthum und Soldatenthum von Grund aus vernichten. Erst wenn dieses geschehen ist, d. h. erst wenn der Boden vom wuchernden Unkraute gereinigt ist, läßt er sich bestellen und können wir erwarten, daß ausgestreuter guter Samen aufgehen werde.

Seit dem Jahre 1849 wird in vielen Theilen Europa's, namentlich Deutschland's trotz allen während der Sturmperiode errungenen freiheitlichen Gesetze ein Druck auf das Volk ausgeübt, welcher ganz eben so schwer, wo nicht schwerer ist, als derjenige der Jahre 1821 bis 1830 und der Jahre 1831 bis 1848. Hier und da sind wohl die Gesetze freier geworden, als früher; dafür ist der von oben ausgeübte Druck auf das Uhrwerk verstärkt worden. In der Hauptsache blieb Alles beim Alten. Der Unterschied besteht nur darin, daß die innerliche Mißstimmung der Nation zugenommen und die Ueberzeugung Wurzeln geschlagen hat: nur Geduld, oder eine durchgreifende Revolution könne zum Ziele führen. Die Zeit der Revolutionen in Glacéhandschuhen ist vorüber.

Wenn wir die Zeiten nach der Märzrevolution vergleichen mit denjenigen vor der-

selben, so ist es klar, daß die Träger der Gewalt sich nirgends gebessert, vielmehr aller Orten verschlimmert haben. Die österreichischen und preußischen Staatsstreichsminister und Generäle haben unstreitig viel grausamer gewüthet, als ihre vormärzlichen Vorfahren. Wer könnte einen Manteuffel Herrn Bodelschwing, oder einen Schwarzenberg, Bach, Buol und Rechberg einem Metternich und Colowrat vorziehen? Von der Pfordten und Abel stehen so ziemlich auf gleicher Stufe. Linden ist weit schlimmer als Schlayer in Würtemberg. Die badische Regierung vormärzlicher Zeit hätte sich nie bis zum Concordate des Jahres 1859 erniedrigt. In keinem Staate Deutschland's sind die Personen der Herrscher besser geworden. Der Natur der Sache nach war dieses auch gar nicht möglich. Denn die Minister, Generäle und anderen Beamten werden nicht vom Volke und für das Volk, sondern von den Fürsten und für die Fürsten ernannt, und je tiefer der Abgrund geworden ist, welcher seit dem Jahre 1848 zwischen Fürsten und Völkern gähnt, desto schwerer ist es, daß jemals ein Beamter werde angestellt werden, welcher nicht ganz auf der Seite der Fürsten und der Gegenseite des Volkes steht. Die Machthaber haben sich nicht gebessert, wohl aber die Völker. Diese haben gelernt, daß den schönen Worten der Fürsten kein Glauben geschenkt werden könne. Sie haben zuerst in der Schule der Revolution und dann in derjenigen der Reaction Erfahrungen gesammelt, welche ihnen beim Ausbruche der nächsten allgemein europäischen Revolution von großem Nutzen sein werden.

Wem es ernstlich um eine Reform zu thun ist, der darf sich nicht damit begnügen, sie auf dem Papiere einzuführen, d. h. einen dieselbe begründenden Beschluß zu erwirken. Er muß dafür Sorge tragen, daß die Reform ins wirkliche Leben eintrete, und sich darin behaupte.

Schon in den Jahren 1813 bis 1815 war der deutschen Nation Preßfreiheit, Religionsfreiheit, Handels- und Schifffahrtsfreiheit und landständische Verfassung versprochen, aber nirgends ehrlich und redlich gehalten worden. Die Regierungen, welche einen Theil dieser Zusagen in Erfüllung gebracht hatten, gaben schon bald darauf zu erkennen, daß sie sich übereilt hätten. Sie konnten zwar das Geschehene nicht ungeschehen machen, allein ihr ganzes Bemühen ging darauf hin, die gemachten Zugeständnisse so sehr als möglich zu beschränken. Wo die eigene Macht dazu nicht hinreichte, wurde die Bundesversammlung zu Hülfe gerufen.

Welchen Grund hatten die Deutschen anzunehmen, daß ihre Fürsten nach 1848 gewissenhafter in der Erfüllung der von ihnen gemachten Zugeständnisse sein würden, als nach 1815 und nach 1830?

Der wesentliche Unterschied zwischen den s. g. Radikalen und Liberalen, zwischen Republikanern und Constitutionellen, bestand nicht sowohl in dem Ziele, wonach beide strebten, als darin, daß die einen klar erkannten, die Fürsten würden nicht Wort halten, während die anderen sich einbildeten, sie seien stark genug, um jeder Reaktion die Spitze bieten zu können.

Eine Erfahrung von dreiunddreißig Jahren hatte bewiesen, daß die Constitutionellen, auch wo sie den positiven Rechtsboden ganz augenscheinlich für sich hatten, denselben nirgends gegen die Gewaltthaten der Fürsten hatten sicher stellen können. Der König von Hannover, Ernst August konnte ungestraft die bestehende Landesverfassung über den Haufen werfen, Oesterreich konnte sich der Erfüllung der freisinnigen Artikel der deutschen Bundesakte vollständig, Preußen nach langen Zögerungen, zum größeren Theile, entziehen. Selbst wenn einer der mindermächtigen deutschen Fürsten den guten Willen hatte, die von ihm ertheilten Zusagen gewissenhaft zu halten, besaß er dazu gar nicht die Macht. Oesterreich und Preußen und die übrigen reaktionären deutschen Fürsten zwangen ihn, sich dem

monarchischen Principe nach ihrer Auffassung zu unterwerfen. In jedem Lande bestand eine aus Aristokraten, Pfaffen und Bureaukraten zusammengesetzte Partei, welche, in Verbindung mit dem Bundestage, stark genug war, jede Fortschrittsbewegung, nachdem die erste Aufregung vorüber gegangen war, mit Erfolg zu bekämpfen.

Wer daher im Jahre 1848 ernstlich Reformen wünschte, mußte dafür Sorge tragen, daß die reaktionäre Partei nicht, wie früher, im Stande bleibe, die kaum errungenen Zugeständnisse ganz oder theilweise wieder umzustoßen. Wahrhaftig! nicht aus Furcht vor den constitutionellen Schwätzern, sondern aus Angst vor den republikanischen Männern der That hatten sich die deutschen Regierungen im März 1848 Zugeständnisse abdringen lassen. Der wirkliche Kampf wurde vom Anfang bis zum Ende nur geführt zwischen den Fürsten und den Radikalen. Sobald die letzteren niedergeworfen waren: in Wien und in Berlin, in Dresden und in Baden, wurden die Regierungen mit den Liberalen, mit den Constitutionellen gar schnell fertig.

Die Verhältnisse Deutschlands sind verschieden von denjenigen Englands, Frankreichs, Spaniens und anderer einheitlicher Staaten. In unserem Vaterlande gilt es, zugleich Einheit und Freiheit zu erringen. Man mag vielleicht darüber streiten, ob Freiheit in Monarchien bestehen könne? So viel ist jedenfalls gewiß, daß die Einheit Deutschlands weder unter dreißig, noch unter zwanzig, noch unter zehn, noch auch nur unter zwei Königen gedeihen kann. Dieses vorausgesetzt, ist die Frage nur, ob man sich einem Fürsten in die Arme werfen solle, um mit dessen Hülfe alle die übrigen zu beseitigen, oder aber ob die Nation nicht besser thue, gleichmäßig mit allen Fürsten den Kampf zu beginnen?

Die Italiener haben unter Karl Albert und Victor Emmanuel das erstere versucht; bis zu dieser Stunde aber mit sehr geringem Erfolge. Sie waren, als sie diese Wahl trafen, der Hülfe der genannten beiden Könige sicher. Diese brachen, indem sie die Vorkämpfer ihrer Nation wurden, mit allen Fürsten Italiens, ja gewissermaßen Europa's. Von welchem deutschen Fürsten konnten die Constitutionellen im Jahre 1848, oder können sie heut zu Tage Aehnliches erwarten? Von keinem! Wir Radikalen waren von dieser Ansicht im Jahre 1848 vollkommen überzeugt. Wer es von uns im März nicht war, erkannte dieses wenigstens im October und November. Doch die Constitutionellen hielten aller Orten an ihren Rednerbühnen fest, bis sie von denselben durch militärische Gewalt vertrieben waren.

Die Erfahrung eines halben Jahrhunderts hat erwiesen, daß die deutsche Nation keine andere Wahl habe, als entweder das Joch ihrer dreißig Tyrannen stumpfsinnig zu tragen, oder dasselbe zu zertrümmern, indem gutwillig die Fürsten niemals die durch den Geist der Zeit gebotenen Zugeständnisse machten, und die mit Gewalt erzwungenen immer zu Reaktionen führten, denen als Opfer die edelsten Freiheitskämpfer fielen.

§ 71. Die deutsche Nation und der deutsche Bund. *)

Durch die Karlsbader Beschlüsse hatten die Fürsten Deutschland's die Richtung bezeichnet, in welcher sie zu gehen beabsichtigten. Sie hatten dadurch eine allgemeine Miß=

*) Das öffentliche Recht des deutschen Bundes von G. v. Struve, Mannheim, Verlag von J. Bensheimer, 1846.

Briefwechsel zwischen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten, herausgegeben von G. v. Struve, Verlag von J. Bensheimer, 1845.

Politische Briefe von G. v. Struve, Mannheim, J. Bensheimer, 1846.

Briefe über Kirche und Staat von G. v. Struve, Mannheim, Verlag von J. Bensheimer, 1846.

stimmung hervorgerufen. Die französische Juli-Revolution brachte zu Tage, wie gewaltig sich die Stimmung Deutschland's seit 1815 verändert hatte. Der Franzosenhaß und die Deutschthümelei waren verschwunden. Unzufriedenheit mit den Regierungen und dem Bundestage war an deren Stelle getreten. Allein es fehlte der deutschen Nation an aller Bestimmtheit des Wollens, an aller Klarheit der politischen Erkenntniß. Die Haltung des Volkes im Jahre 1830 war daher unentschieden, unkräftig und schwach. Zwei Drittheile der deutschen Nation nahmen an der Bewegung der Zeiten nur leidenden Theil; das übrige Drittel war in sich gespalten, durch kleinliche Leidenschaften bewegt und daher nicht im Stande, eine allgemeine Begeisterung hervorzurufen. Doch waren die Kundgebungen der ersten dreißiger Jahre insofern wichtig, als sie andeuteten, in welcher Richtung sich die Nation seit 1815 bewegt hatte. Die Kämpfe des Jahres 1830 waren Vorläufer der großartigeren Bewegungen von 1848.

Die heftigsten und für Deutschland bedeutungsvollsten Bewegungen des Jahres 1830 waren diejenigen, welche im Luxemburgischen stattfanden und welche damit endeten, daß durch Beschluß vom 11. Mai 1839 die Hälfte dieses Großherzogthums an Belgien abgetreten wurde. Zwar sollte der deutsche Bund dadurch entschädigt werden, daß der König der Niederlande ihm mit dem neu gebildeten Herzogthume Limburg beitrat. Allein es war Schimpf und Schande für Deutschland, daß Luxemburg sich losriß, und lieber mit Belgien vereinigt sein wollte. Zudem genügte die Erklärung des Königs von Holland in Betreff Limburg's keineswegs, Deutschland wegen des Verlustes der Hälfte von Luxemburg zu entschädigen. Die Fürsten waren allerdings seit dem Wiener Congreß gewöhnt, den Werth der Länder nur nach der Seelenzahl zu bemessen. Die Folge davon waren aber jene fast ununterbrochenen Revolutionen, welche von dem Jahre 1820 an Europa erschütterten.

Als sich die Bundesversammlung nach der belgischen Seite hin durch Nachgiebigkeit einige Ruhe verschafft hatte, wandte sie sich gegen die im Innern Deutschland's kochende Gährung. Ein Beschluß folgte dem andern, welcher die Aufregung der Gemüther durch freiheitsfeindliche Maßregeln beschwichtigen sollte. Die Folge war dieselbe, welche früher die Karlsbader Beschlüsse hervorriefen, d. h. die Unzufriedenheit vermehrte sich und rief sogar eine Verschwörung hervor, welche am 3. April 1833 zu Frankfurt ausbrach. Ein solches, von jungen Hitzköpfen improvisirtes Unternehmen konnte unmöglich gelingen. Es gab den deutschen Regierungen einen erwünschten Vorwand, auf dem von ihnen schon seit dem Jahre 1831 von Neuem betretenen Weg der Freiheitsbeschränkung, immer wüthender vorzugehen.

Am 27. October 1831 hatte der Bundestag die Einreichung gemeinschaftlicher Vorstellungen oder Adressen verboten. Am 30. Mai und 28. Juni 1832 ergingen Verbote gegen das Tragen „ungesetzlicher" Abzeichen und die Abhaltung von Volksversammlungen. Durch eine ganze Reihe von Beschlüssen, welche mit dem 10. November 1831 anfingen und bis zum 29. November 1832 reichten, wurde die deutsche Presse in Ketten geschlagen. Den Höhepunkt der Maßregeln der Reaction bildete das Schlußprotokoll der Wiener Ministerial-Conferenz vom 12. Juni 1834, dessen wichtigste, und der Freiheit feindlichste Bestimmungen geheim gehalten wurden.

Wir können uns die Mühe ersparen, dieses Grundgesetz der Reaction ausführlich mitzutheilen, da wir die Zustände, welche es in den verschiedenen Staaten Deutschland's herbeiführte, geschildert haben. Hier genüge die Bemerkung, daß durch das genannte Conferenz-Protokoll alle die Freiheit sichernden Bestimmungen sämmtlicher deutscher Staatsgrundgesetze, und namentlich das Steuerbewilligungsrecht der Stände vollständig umge-

stoßen wurden. Den Rechten des Volkes, welche die Fürsten öffentlich anerkannt hatten, wurde insgeheim ein Fürstenrecht ganz widersprechender Natur entgegengesetzt.

Unter dem Einflusse dieser verruchten Conferenz-Beschlüsse lebte Deutschland bis zu der Zeit, als das Ministerium Thiers (1840) Europa mit Kriegsgefahr bedrohte. Die Regierungen gaben den Völkern wieder freundliche Worte. Die gutmüthigen Deutschen sangen das Rheinlied und ließen sich willig in die Heere der Fürsten einreihen. Nachdem der Friede gesichert war, trat die Reaction in ihrer ganzen Härte wieder auf. Das Volk schlief aber nicht wieder gänzlich ein. Preußen, welches ein viertel Jahrhundert hindurch auf seinen Lorbeeren geruht hatte, fing endlich an, sich zu regen. Der preußisch-deutsche Zollverein wurde für den Wohlstand des Volkes immer wichtiger, obgleich auch er Stückwerk blieb, da sich Oesterreich und mehrere andere Staaten, namentlich das für den Handel so wichtige Hamburg fern hielten. Der Bundestag bekümmerte sich nicht um denselben, so wenig als um so viele andere Einrichtungen, Anstalten und Bestrebungen, welche für den Wohlstand und die Bildung der Nation von hoher Wichtigkeit waren. Er rief kein anderes Gefühl, als dasjenige gemeinschaftlich erduldeten gesetzwidrigen Druckes in allen edlen deutschen Herzen hervor.

Da die Bundestagsgesandten nach den ihnen von den Regierungen zugehenden Instruktionen handelten, fiel natürlich die Schuld der traurigen Führung der Bundesangelegenheiten auf die deutschen Fürsten zurück, welche unter sich und mit dem Bundestage Verstecken spielten, indem einer immer die Schuld der traurigen Zustände Deutschland's auf den andern zu wälzen bemüht war, und die genaue Feststellung des jedem zufallenden Antheils durch die Geheimhaltung der Protocolle zu verhindern suchte.

Die Fürsten gingen nur darauf aus, ihre Völker tiefer unter ihr Joch zu beugen und unter allen erdenklichen Vorwänden Geld von ihnen zu erpressen. Alle mittelalterlichen Einrichtungen, welche ihnen günstig waren, suchten sie zu beleben, allein immer nur von der einen Seite, welche dem Volke Schaden brachte, nicht von der anderen, welche seine Rechte wahrte. Die Stände des Mittelalters, welche die große Masse des Volkes unvertreten ließen, sagten den Fürsten zu, allein der mittelalterliche Grundsatz: wo wir nicht mitrathen, wir auch nicht mitthaten, und die Abgaben sind Beeten, d. h. müssen erbeten, und können ohne Verwilligung nicht erhoben werden, wurde von ihnen nicht, oder doch nur sehr ungern anerkannt.

Die Mediatisirungen gefielen den Fürsten sehr wohl. Sie bedachten aber nicht, daß die von den Unterthanen an ihre Grundherren bezahlten Abgaben den Zweck hatten, die Staatskosten zu bestreiten. Die mittelalterlichen Gülten, Zehnten, Abgaben und Dienste aller Art wurden zu Gunsten der Mediatisirten beibehalten. Der neue Fürst erhob aber darum doch seine Staatssteuern. Die armen Bauern, welche man die auf ihnen lastenden Abgaben und Dienste bisweilen sogar zweimal ablösen ließ, wußten nicht, daß sie dieselben durch Uebernahme der an den Staat zu leistenden Abgaben und Dienste längst abgelöst hatten.

Nach und nach wurden dem Adel alle die Lasten abgenommen, zu deren Bestreitung ihm früher Güter verliehen und Abgaben und Dienste geleistet worden waren: Heeresfolge und obrigkeitliche Dienste aller Art, allein die Güter wurden ihnen gelassen und die Abgaben von ihnen fort erhoben.

Die eine Seite des Mittelalters, d. h. der auf dem Adel und der Geistlichkeit beruhende Staatsorganismus fiel zusammen. Allein der andere Theil, das damit zusammenhängende Finanzwesen blieb zu Gunsten der bevorzugten Stände und zum Ruine der arbeitenden Classen bestehen!

Wenn dessenungeachtet die deutsche Nation unausgesetzte Fortschritte auf dem Gebiete des Wohlstands, der Bildung und theilweise auch der Freiheit machte, so sind diese auf die Rechnung der unverwüstlichen Volkskraft, nicht aber der Einsicht der Regierungen zu setzen. Fast alles Gute und Schöne, was im Schooße der deutschen Nation sich Bahn brach, geschah entweder ohne Zuthun, oder erst nach Ueberwindung des Widerstands der Regierungen. Eisenbahnen und Dampfschiffe, Bücher und Zeitungen, Fabriken und Handel, Schifffahrt und Landwirthschaft wurden aller Orten zehnmal mehr von den Fürsten durch ihr Eingreifen gehemmt, als gefördert.

Die Unzufriedenheit des Volkes nahm daher von Jahr zu Jahr einen gefährlichern Charakter an, wie sich deutlich zeigte, als die Posaune der Februar-Revolution von Paris nach Deutschland herüber tönte.

Die Bewegung wurde allgemein in allen Staaten Deutschland's und nahm gleich anfangs einen entschieden nationalen Charakter an. Schon am 1. März, dem Tage, da von Mannheim die erste Sturmpetition nach Karlsruhe abging, vertheilten zwei vaterländisch gesinnte Frauen am Bahnhofe die deutschen Farben: Schwarz, roth, gold. In wenigen Tagen legten sie in Baden und dem ganzen südwestlichen Deutschland die meisten Bürger, selbst Frauen und Kinder an. Das Streben nach nationaler Einheit kam in dieser Weise augenscheinlich zu Tage.

Am 5. März traten zu Heidelberg 51 Männer aus verschiedenen Theilen Deutschland's, in ihrer Mehrzahl Kammermitglieder aus Südwest-Deutschland zusammen, um die Angelegenheiten Deutschlands zu berathen. Dort standen zum ersten Mal die Constitutionellen und die Republikaner, die Männer des Wortes und der That einander scharf entgegen. Gagern bezeichnete in einem längern Vortrage als Ziel, nach welchem zu streben sei, ein constitutionelles deutsches Kaiserthum und als Mittel zu diesem Zwecke die Berufung einer deutschen Rathsversammlung. Struve sprach sich für die föderative Republik, nach dem Muster der Vereinigten Staaten Amerika's aus und trug darauf an, in der Voraussicht, daß ohne Zweifel in allen Theilen Deutschlands revolutionäre Bewegungen statt finden würden, ein Directorium zu gründen, dessen Aufgabe es sein würde, Einheit und Kraft in dieselben zu bringen. Man einigte sich dahin, die Frage: Monarchie oder Republik der Entscheidung des Volkes anheim zu geben. Welker erklärte, der Bundestag sei eine Leiche, Hansemann bemerkte, wenn die Nation die Republik beschließen sollte, würde er ihr gern seine Dienste leisten. Der Antrag Struve's, betreffend die Errichtung eines revolutionären Directoriums fand keine Unterstützung. Dagegen sprachen sich viele Stimmen zu Gunsten der Berufung einer berathenden Versammlung aus, welche demzufolge einstimmig beschlossen wurde. Diese Versammlung erhielt später den Namen Vorparlament. Sie trat am 31. März zu Frankfurt am Main zusammen. Sofort nach Eröffnung derselben erhielt Gustav Struve das Wort und trug eine von 19 Mitgliedern der Versammlung unterzeichnete schriftliche Eingabe vor, welche 15 Forderungen stellte, deren letzte war: „Aufhebung der erblichen Monarchie und Ersetzung derselben durch frei gewählte Parlamente, an deren Spitze frei gewählte Präsidenten stehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfassung, nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten."

Damals war noch nicht ausgemacht, ob erst eine constituirende Versammlung berufen oder ob die damals vereinigte die Rolle derselben übernehmen werde. Bald stellte es sich heraus, daß eine constituirende Versammlung erst berufen werden sollte. Die Republikaner, welche unzufrieden mit der kraftlosen Haltung der Versammlung am 2. April etwa 60 Mann stark ausgetreten waren, wurden versöhnt durch den Beschluß, welcher die Souveränität des Volkes anerkannte. Sie traten am 3. April der an sie gerichteten

Aufforderung Folge leistend wieder ein. Allein noch an demselben Tage zeigte es sich, daß das Vorparlament durchaus unfähig sei, die Bewegung Deutschlands in das richtige Geleise zu führen. Der Fünfziger=Ausschuß, welcher bis zum Zusammentritt der constituirenden Versammlung Deutschland vertreten sollte, enthielt nicht einen einzigen Republikaner. Diese waren daher bis zur Eröffnung der constituirenden Versammlung von aller Theilnahme an den Verhandlungen des Ausschusses fern gehalten. Das Spießbürgerthum im Bunde mit der Aristokratie hatte einen vollständigen Sieg davon getragen. Die Republikaner wurden schutzlos der Rache der Fürsten preis gegeben. Die nothwendige Folge davon war die erste badische Schilderhebung, auf welche die zweite und dritte, die Erhebung Wiens, Sachsens und der Rheinpfalz folgten.

Am 18. Mai wurde die constituirende Versammlung Deutschlands zu Frankfurt am Main eröffnet. Sie erwählte den Freiherrn Heinrich von Gagern zu ihrem Präsidenten, und (29. Juni) den Erzherzog Johann von Oesterreich zum Reichsverweser. Unter den schützenden Fittigen desselben berieth die constituirende Versammlung die Verfassung Deutschlands, brauchte dazu aber so viel Zeit, daß längst bevor diese fertig geworden war, die Reaktion in Wien und Berlin wieder die Oberhand gewonnen hatte. Die sehr loyale Versammlung erklärte sich gegen jede revolutionäre Bewegung, welche geeignet war, ihr neue Kraft zu verleihen, namentlich gegen die durch den Waffenstillstand zu Malmö herbei geführten September=Unruhen.

Am 27. März 1849 wurde endlich die Verfassung Deutschlands fertig. Tags darauf schritt die Versammlung zur Wahl des deutschen Kaisers. Damals hatte Friedrich Wilhelm IV. die preußische Nationalversammlung schon auseinander gesprengt. Der Belagerungszustand und Militärgewalt herrschten in ganz Preußen. Der König war zum Verräther an seinem Volke und an Schleswig=Holstein geworden. Das hielt aber die Versammlung nicht ab, Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anzubieten. Unter den Männern, welche dieses thaten, befanden sich nicht blos Aristokraten und Spießbürger, sondern auch Heinrich und Max Simon, Temme, Graf Oscar Reichenbach, Löwe von Kalbe und andere, welche im Rufe der Freisinnigkeit standen.

Zum Glücke für Deutschland hatte Friedrich Wilhelm IV. nicht den Muth, die ihm angebotene Kaiserkrone zu ergreifen. Die einzige Stütze, welche der constituirenden Versammlung geblieben war, brach somit zusammen. Das Parlament konnte sich in Frankfurt nicht mehr behaupten. Die Trümmer desselben siedelten nach Stuttgart über, woselbst sie (18. Juni 1849) mit Gewalt auseinander getrieben wurden.

Am 30. September 1849 schlossen die Regierungen Oesterreichs und Preußens einen Vertrag, dem zufolge sie die Ausübung der Centralgewalt für den deutschen Bund bis zum 1. Mai 1850 übernahmen. Am 20. Dezember 1849 legte der Erzherzog Johann die Würde des Reichsverwesers in die Hände der österreichisch=preußischen Bundescommission nieder. Aus dieser entwickelte sich nach und nach wieder der alte deutsche Bundestag. Die neu beschlossene Verfassung Deutschlands blieb ein todt geborenes Kind. Um über den ersten Theil derselben, die s. g. Grundrechte keinen Zweifel zu lassen, hob der Bundestag dieselben durch Beschluß vom 23. August 1851 förmlich auf. Dasselbe Schicksal hatte die von der constituirenden Versammlung gegründete deutsche Flotte durch bundestäglichen Beschluß vom 2. April 1852.

So begann die mit Hülfe von Gagern und Consorten ins Leben zurück gerufene Leiche des deutschen Bundestages ihre Wirksamkeit mit der Zerstörung aller freiheitlichen und volksthümlichen Schöpfungen aus der kurzen Zeit des nationalen Aufschwungs von 1848 und 1849! Zum Schaffen gebrach dem Bundestag von Anfang an alle Kraft.

Die habsburgische Politik wurde im Schooße Deutschlands ebenso vorherrschend, als in Oesterreich, d. h. ein Theil des Volkes wurde dazu verwendet, den andern zu unterjochen. Zuerst schritten Hessen, Nassauer, Würtemberger und Preußen in Baden und Preußen in Sachsen ein, dann unterjochten Oesterreicher und Baiern Kurhessen und demüthigten Preußen. Die Schleswig Holsteiner verrieth die preußische Regierung zuerst, dann gab sie dieselben den Dänen Preis, am Ende rückten Oesterreicher noch in das Land und stellten den vormärzlichen Zustand wieder her.

Eine Zeitlang hatten die Constitutionellen, die Parlamenter, die Männer des gesetzlichen Widerstandes mit großer Selstüberschätzung auf die Republikaner, die Revolutionäre, die Männer der That herabgeblickt. Am Ende mußten sie sich freilich überzeugen, daß die Fürsten zwischen den Revolutionären in Schlafrock und Pantoffeln und den Revolutionären des Schwertes sehr geringen Unterschied machten, daß für sie die Frage nur sei: Selbstherrlichkeit oder nicht, daß sie den Umständen nach den blauen Dunst des Constitutionalismus um sich hüllten, allein kein Gesetz, keine Mehrheit der Kammern, des Volkes, der Beamten, ja, selbst des Militairs achteten, wenn es darauf ankam, ihren Willen durchzusetzen.

Wer nach den Vorgängen, wie sie in Berlin, Stuttgart, Baden, Sachsen, Hannover, Kurhessen, kurz aller Orten statt fanden, noch an die Möglichkeit eines wirklichen constitutionell-monarchischen Lebens in Deutschland glaubt, der gehört zu den Menschen, welche zwischen Wort und That, Schein und Wirklichkeit nicht unterscheiden können, oder wollen.

Der Gegensatz zwischen Oesterreich und den übrigen deutschen Staaten besteht nur darin, daß das erstere sich der Mühe überhebt, mit dem Volke Comödie zu spielen, während die übrigen in ihrem Verfassungsspiele die Bürgschaft ihrer Selbstherrlichkeit erkennen.

Im politischen Leben hängt Alles von den Verbindungen ab, in welche sich die verschiedenen Parteien einlassen. Vor der Februarrevolution herrschte Königthum, Pfaffenthum, Adel, im Bunde mit der Bureaukratie und dem Geldwucher, gestützt auf die Soldateska. Durch die Februar-Revolution wurden alle Völker Europa's aus ihrem Schlummer erweckt. Die verschiedensten Klassen der Nation: Proletarier und Burgeois, selbst manche geistliche und weltliche Beamte vereinigten sich, um den auf ihnen schwer lastenden Druck abzuwerfen. Kaum hatten aber die Könige einige Zugeständnisse gemacht, als ein Theil des Volkes der allgemeinen Aufregung schon entgegen arbeitete, vertrauend auf die von den Fürsten gegebenen Zusagen. Fast aller Orten hatte die constitutionell-monarchische Partei das Uebergewicht. Diejenigen Männer, welche mehr verlangten, als bloße Worte, welche auf tief eingreifende Reformen drangen, und entschlossen waren, diese mit dem Schwerdte in der Hand zu erzwingen, falls sie nicht gutwillig gewährt werden sollten, sahen sich bald von den Massen zurückgestoßen und verlassen. Vergebens erinnerten sie die Völker an die fürstlichen Meineide früherer Zeiten, umsonst deuteten sie auf die schon wieder auftauchende Reaction. Ihre Stimme verhallte mitten im Jubelgeschrei des Volkes über die, wie es wähnte, errungene Freiheit.

Als der Waffenstillstand von Malmö abgeschlossen war, fingen Manche, welche bis dahin gläubig gehofft hatten, zu zweifeln an. Allein die Massen waren noch nicht enttäuscht. Die Versuche, welche zu Frankfurt a. M. und in Baden gemacht wurden, das Banner der Freiheit zu erheben, blieben vereinzelt, und wurden erdrückt.

Als dann endlich Wien erobert und Berlin militärisch besetzt, als die Nationalversammlungen Oesterreich's und Preußen's zuerst aus der Hauptstadt entfernt, und dann aufgelöst worden waren, erkannten allerdings die Meisten die Reaction, allein damals

hatte die deutsche National-Versammlung durch ihre Schlaffheit und Charakterlosigkeit das Vertrauen des muthigen und entschlossenen Theiles der deutschen Nation verloren. Es fehlte dieser an einem Centralpunkte, von welchem aus die schwer bedrängte revolutionäre Partei sich in großartiger Weise entfalten konnte. Die erneuten Bestrebungen, welche im Frühjahre 1849 in Sachsen, Rheinbaiern, im Wupperthale und in Baden gemacht wurden, blieben sowohl von Seiten der National-Versammlung, als des Volks, ohne die erforderliche Unterstützung. Selbst nachdem die National-Versammlung aus Frankfurt vertrieben war, hatten deren Reste nicht den Muth, mit der revolutionären Partei gemeinsame Sache zu machen. Sie ließen sich in Stuttgart aus einander treiben, um nicht auf gleiche Stufe mit den Revolutionären Baden's gestellt zu werden.

Sechzehn Monate nach dem ersten Auftauchen der Revolution in Deutschland war dieselbe wieder vollständig unterdrückt.

Athen konnte das Joch der dreißig Tyrannen erst abschütteln, nachdem diese unter sich uneinig geworden, und mit ihrem gemeinsamen Herrn, Lacedämon zerfallen waren. Athen fand seinen Thrasybul, *) welcher Stadt und Land befreite. Wann wird Deutschland's Thrasybul erstehen, die dreißig Tyrannen Deutschland's vertreiben, und das Reich der Freiheit gründen?

Die Monarchie läßt alle Fragen, von denen die Zukunft Deutschland's abhängt, ungelöst, oder entscheidet sie zum Vortheile des Despotismus. Die Republik erledigt sie sicher und bestimmt zu Gunsten der Freiheit. Sie scheidet alle nicht deutschen Provinzen von Deutschland aus und überläßt dieselben den Nationen, welchen sie angehören. Sie überweist die polnischen Provinzen der Häuser Habsburg und Hohenzollern der polnischen Nation, die italienischen der italienischen Nation, die ungarischen der ungarischen Nation. Sie reißt von Dänemark das stammverwandte Schleswig-Holstein ab und vereint es mit Deutschland. Die Frage kann unter den Fittigen der Republik nur sein: ob diese oder jene Provinz, dieser oder jener Bezirk, mehr deutsch oder polnisch, mehr deutsch oder italienisch, mehr deutsch oder dänisch sei? Diese Frage wird, wie jede andere, durch die freie Abstimmung der Betheiligten entschieden.

Die deutsche Nation will keinem andern Stamme ein von diesem zurückgewiesenes Joch auferlegen. Sie ist groß genug, um jede Provinz, welche nicht zu ihr gehören will frei geben zu können.

So lange dagegen das monarchische Princip den Ausschlag gibt, gehören die deutschen Provinzen Oesterreich's nur dem Scheine nach zu Deutschland, bleibt Schleswig-Holstein unter dem dänischen Joche, Luxemburg und Limburg unter holländischer Herrschaft, Deutschland auf allen seinen Gränzen bedroht und im Innern zersplittert; Polen und Italien bleiben getheilt, Ungarn seiner Selbständigkeit beraubt und insofern zerrissen, als die mit demselben von Alters her verbundenen Nebenländer: Siebenbürgen, Croatien, Slavonien und Bukowina davon getrennt bleiben.

Gerade so wie Körper und Geist zugleich wachsen und abnehmen, so auch Freiheit und Einheit. So wenig man durch den Körper zum Geist und durch den Geist zum Körper gelangt, kann man durch die Freiheit die Einheit oder durch die Einheit die Freiheit erringen. Für eine Nation giebt es ebensowenig Freiheit ohne Einheit, als Einheit ohne Freiheit. Einheit des Willens ist nur ein anderer Ausdruck der Freiheit, wie Freiheit des Willens mit unabweisbarer Nothwendigkeit zur Einheit führt.

Wer sich einbildet, durch die Einheit zur Freiheit, oder durch die Freiheit zur Einheit zu gelangen, spielt entweder nur Comödie oder verbindet mit beiden Worten nur höchst

*) Siehe oben Buch 2. §§. 17 und 18. S. 26 f.

oberflächliche Begriffe. Die Schreier, welche im Jahre 1848 durch die Einheit zur Freiheit gelangen wollten, haben weder die eine, noch die andere erlangt, sondern nur, theilweise ohne es selbst zu wissen, den Despoten geholfen, die vormärzlichen Zustände zurückzuführen.

Wer nicht zugleich Einheit und Freiheit will, dem ist es mit beiden nicht Ernst, der sucht nur seine eigene Erbärmlichkeit durch den Vorwand, den ihm das eine dieser beiden Worte leihen soll, zu verdecken. Solche Leute lassen sich nicht belehren, sondern nur auf die Seite schieben, oder zermalmen.

Der gemeinsame Fehler fast aller Revolutionen des Jahres 1848 bestand darin, daß man die Maschinerie des Despotismus, deren Erbauung dreiunddreißig Jahre Zeit gekostet hatte, fast unverändert bestehen ließ. Nicht einmal in der obersten Instanz, d. h. im Staatsministerium hatte die revolutionäre Partei zuverlässige Vertreter. Im Schooße aller übrigen Verwaltungszweige, namentlich der Armee blieb der reaktionären Partei von Anfang bis zu Ende das Uebergewicht.

Das einzige Land, welches in den Jahren 1848 und 1849 eine volksthümliche Verwaltung besaß, Ungarn, leistete, trotz aller politischen Befangenheiten, an denen es litt, im Kampfe gegen die Reaktion Großes.

Daß diese unausgesetzt thätig war, die frühere, unbeschränkte Gewalt wieder an sich zu reißen, verstand sich von selbst, so wie, daß sie ihre Fäden insgeheim spann, so lange sie sich nicht stark genug glaubte, offen aufzutreten.

Der erste und nothwendigste Schritt nach einer gelungenen Revolution besteht in einer entsprechenden Umwandlung der Executiv-Gewalt. Keine Republik konnte jemals sich erhalten neben einem stehenden Heere. Republik und Volksbewaffnung bedingen sich gegenseitig. Theoretisch wurde dieses allgemein anerkannt. Die philisterhaften Ansichten der städtischen Bürger verwandelten aber die Volksbewaffnung in eine Bürgerwehr und das mangelhafte Organisationstalent der revolutionären Partei verstand nirgends die ländliche Bevölkerung in den Kreis der Bewegung und in die Reihen der Volkswehr zu ziehen.

Die Heere der Despoten blieben unverändert bestehen, sie wurden sogar fast überall ansehnlich vermehrt. Die Reaction besaß in ihren Söldnern stets das Mittel, die Revolution nieder zu werfen. Sie wartete nur den Zeitpunkt ab, da die revolutionäre Partei unter sich uneinig wurde, oder da ihre Begeisterung nachließ, um alle papierenen Schranken, welche ihr gesetzt worden waren, nieder zu werfen, und im Blute des Volkes die Freiheitsbewegung zu ersticken.

Es zeigte sich auf diese Weise, daß aller Orten in Europa der Säbel geherrscht habe, und daß Censur und Polizei gewissermaßen nur die Vorposten der Soldateska gewesen seien. Censur und Polizei werden mit der Säbelherrschaft von selbst fallen. So lange diese besteht, zieht sie beim Herannahen des Feindes ihre Vorposten ein. Wer einen derartigen Rückzug für einen entscheidenden Sieg ansieht, irrt sich. So lange noch ein stehendes Heer in Europa beisammen bleibt, ist keine Freiheit möglich. Wer aus Furcht vor auswärtigen Feinden sich gegen die Auflösung der stehenden Heere sträubt, hat entweder keine Ahnung von der Kraft der Volksbewaffnung, oder er bedient sich derselben nur als eines Popanzes, um mit dessen Hülfe die Reaktion im schlagfertigen Zustande zu erhalten.

Die Umwandlung eines Söldnerheeres in ein Volksheer setzt die Ausscheidung aller unvolksthümlichen Individuen und Anordnungen und deren Ersetzung durch volksthümliche Männer und Einrichtungen voraus. Dadurch wird die Wehrkraft eines Landes nicht geschwächt, sondern verzehnfacht. Was die Söldnerheere an tüchtigen Bestandtheilen in sich

schließen, wird in das Volksheer aufgenommen. Die Umwandlung, welche nicht an einem Tage, sondern in den verschiedenen Provinzen nach und nach vor sich geht, läßt die alten Heeres-Abtheilungen immer so lange bestehen, bis diese von dem Volksheer absorbirt worden.

§ 72. Italien.

Metternich hatte Italien für einen geographischen Ausdruck erklärt. In gleichem Geiste brachen auch andere versteckte Feinde des Fortschritts der italienischen Nation den Stab und behaupteten, diese sei eines Aufschwungs unfähig. Nachdem die Freiheitsbewegungen des Jahres 1831*) im Blute vieler edler Männer erstickt worden waren, lagerte sich wieder der alte Despotismus auf der Halbinsel. An die Stelle Pius VIII., welcher am 30. November 1830 starb, wurde (2. Februar 1831) Gregor XVI. auf den päbstlichen Stuhl erhoben, welcher die Pest des Jahrhunderts genannt wurde und dessen mit Wuth gepaarte Beschränktheit viel dazu beitrug, die Mißstimmung des Kirchenstaates zu einem solchen Höhepunkte empor zu schrauben, daß sie durch keinerlei päbstliche Zugeständnisse später wieder besänftigt werden konnte. In demselben Geiste, wie Gregor XVI. im Kirchenstaate, herrschte Ferdinand II., welcher seinem Vater Franz (1830) auf dem Throne folgte, in Neapel und Sicilien. Beide Despoten trieben die Mißregierung auf den höchsten Punkt. Es erhellt dieses, was den Pabst betrifft, am bestimmtesten aus der Collectivnote vom 21. Mai 1831, welche die fünf Großmächte an den Pabst richteten und in welcher sie dringend Reformen in der Staatsverwaltung verlangten.

Während die Mißregierung des Pabstes und des Königs beider Sicilien, so wie die Fremd-Regierung Oesterreich's in der Lombardei, in Venedig, in Modena, Parma und Piacenza alle vaterländisch-gesinnten Italiener auf's Aeußerste erbitterte, konnte sich in Toscana und Piemont, so drückend auch dort die Regierung war, der Geist der Freiheit och noch einigermaßen entwickeln. Leopold II., seit 1824 Großherzog von Toscana, fügte sich nicht vollständig unter die Herrschaft Metternich's und bemühte sich stets, einen gewissen Schein von Freisinnigkeit zu behaupten. Eine ähnliche Politik verfolgte Karl Albert, welcher (1831) den sardinischen Thron bestieg. Er hatte von Jugend auf Empfänglichkeit für freisinnige Bestrebungen, um so mehr, als er in früheren Jahren kaum hoffen konnte, zum Throne berufen zu werden. Im entscheidenden Augenblicke besaß er allerdings nicht Charakterfestigkeit genug, an der von ihm früher selbst gehegten Sache der Freiheit festzuhalten. Er ging in's feindliche Lager über und nahm später Theil an dem Feldzuge der Franzosen gegen die spanische Verfassung. Beides that er übrigens nur, weil er glaubte, auf diese Weise allein sich selbst die Thronfolge und seinem Vaterlande die Leiden einer von Oesterreich auferlegten Regierung zu ersparen.

Karl Albert hatte, als er auf den Thron berufen wurde, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Regierung des Landes befand sich fast ausschließlich in den Händen Oesterreich's und jesuitisch-gesinnter geistlicher, weltlicher und militärischer Beamten. Hätte übrigens Karl Albert etwas wärmere Freiheitsliebe und etwas mehr Selbstgefühl besessen, so hätte er nicht sechzehn Jahre lang die Oesterreicher und die Jesuiten in seinem Reiche schalten und nur unter deren Fittigen der Freiheit ein klein wenig Duldung angedeihen lassen. Karl Albert war nicht blos für seine Person einfach und sparsam, er bemühte sich auch, in die Staatsfinanzen Ordnung und Rechtlichkeit einzuführen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Heere. Er schaffte mancherlei Mißbräuche, namentlich auch

*) Siehe oben § 63, S. 651.

auf der Insel Sardinien, ab; allein vergeblich bemühen sich seine Anhänger, die Blutschuld zahlreicher, in seinem Namen geschehener und von ihm genehmigter Strafurtheile von ihm fernzuhalten. Zu Chambery, Alessandria und Genua ließ Karl Albert (1833) zahlreiche Hinrichtungen, und Verurtheilungen zu langjährigem Kerker, Verabschiedungen von Unteroffizieren und Offizieren vornehmen, während den Angeschuldigten kein anderes Verbrechen bewiesen werden konnte, als der Besitz und die Verbreitung verbotener Schriften.

Der Versuch, welchen Mazzini in Uebereinstimmung mit dem General Romarino (1834) machte, in Savoyen eine Volksbewegung hervorzurufen, blieb durchaus erfolglos. Die österreich=jesuitische Partei, welche in Sardinien herrschte, ergriff die ihr gebotene Gelegenheit mit Vergnügen, über ihre Gegner neue Verfolgungen zu verhängen. Bis zum 16. November 1835 blieben die Kriegsgerichte in Thätigkeit. Allmählig gewann jedoch der König eine richtigere Anschauung von dem Stande der Dinge. Er erließ (1842) eine Amnestie, in deren Folge zahlreiche politische Flüchtlinge zurückkehrten und für die Sache der Freiheit im Vaterlande thätig sein konnten. Er begünstigte die Gelehrten=Congresse, welche den Gedanken an die Einheit Italien's von Neuem kräftigten. Er milderte die Censur und machte es möglich, daß Männer wie Gioberti, d'Azeglio, Balbo, Durando und andere ihre Werke drucken lassen und verbreiten konnten. Als sich im Jahre 1846 mit Oesterreich ein Streit über Handelsverhältnisse entspann, trat er dem verhaßten Nachbar mit Kraft entgegen und als später Pius IX. die Bahn der Zugeständnisse eröffnete, folgte Karl Albert ihm bald schon nach.

Der Kirchenstaat hatte unter Gregor XVI. eine unerträgliche Leidenszeit. Der kräftigere Theil der Bevölkerung erhob sich sogar nach den Unglücksfällen des Jahres 1831 wiederholt in Aufständen, welche keine günstigen Erfolge haben konnten, da die in der benachbarten Lombardei befindlichen österreichischen Truppen stets bereit waren, Hand in Hand mit den päbstlichen Gurgelabschneidern, jede Regung der Freiheit im Blute ihrer edelsten Vorkämpfer zu ersticken.

In Toscana und Piemont konnte sich eine gemäßigte und bescheidene Fortschrittspartei nach und nach einige Bahn brechen, nicht so im Kirchenstaate, in Neapel und Sicilien und im österreichischen Italien. Die nothwendige Folge davon war, daß in Piemont und Toscana die gemäßigte Fortschrittspartei vorherrschenden Einfluß gewann, während im übrigen Italien, woselbst nur von einem Aufstande ein der Freiheit günstiger Umschwung erwartet werden konnte, trotz Kriegsgerichten, Censur und Polizei die revolutionäre Partei immer tiefere Wurzeln schlug.

Das junge Italien, dessen Bewegungen Mazzini leitete, führte einen unausgesetzten Krieg gegen die Despoten des Vaterlandes, welcher, wenn er auch zu keinem Siege führte, dennoch die Bevölkerung verhinderte, in Stumpfsinn zu versinken, die Hoffnung auf bessere Zeiten wach erhielt und den Tyrannen mitten in ihren Schlössern Angst und Schrecken einjagte.

Noch waren die Volksbewegungen der Romagna in ihren letzten Schwingungen kaum überwunden, als sich (1837) die sicilianischen Städte gegen den auf ihnen lastenden neapolitanischen Despotismus erhoben. Zu den Drangsalen des Bürgerkrieges traten die Verheerungen der Cholera und die Verfolgungen einer unversöhnlichen und grausamen Regierung hinzu. Bevor sich Italien von dem Schauder erholt hatte, welchen die Gräuelscenen Sicilien's hervorgerufen hatten, brachen in der Romagna neue Volksbewegungen aus (1843). Eine außerordentliche Militärcommission, welche in Bologna ihren Sitz nahm und durch Anwendung der Tortur Geständnisse zu erpressen suchte, hielt die Entrüstung des Volkes wach bis zum Jahre 1845.

Mittlerweile hatten die Gebrüder Bandiera, die Söhne des im österreichischen Dienste stehenden Contre=Admirals gleichen Namens, den Versuch gemacht, eine Volksbewegung im Neapolitanischen hervorzurufen. Durch schändlichen Verrath wurden sie ihren Feinden in das gespannte Netz geliefert und ungeachtet sie noch gar nicht Zeit gehabt hatten, die Fahne des Aufstandes zu entfalten, gefangen genommen und mit sieben ihrer Gefährten (25. Juli 1844) zu Cosenza erschossen. Das Mitgefühl für die beiden jungen Männer, welche eine glänzende Zukunft aufgegeben hatten, um für die Befreiung ihres Vaterlandes zu kämpfen, war allgemein und die Entrüstung gegen die neapolitanische Regierung, welche ihre Lust daran hatte, das Blut ihrer Gegner zu vergießen, stieg immer höher.

Im österreichischen Italien verhinderten die großen daselbst befindlichen Truppenmassen ähnliche Ausbrüche, wie sie in den übrigen Theilen Italien's vorzukommen pflegten. Allein die Stimmung des Volkes that sich auch dort deutlich genug kund, indem sich die höheren Classen der Gesellschaft aus dem habsburgischen Dienste zurückzogen und allen gesellschaftlichen Verkehr mit Oesterreichern mieden, während die große Masse des Volkes auf den Straßen, in Kaffeehäusern, im Theater und wo sie sonst mit Oesterreichern in Berührung kamen, diesen ihren Haß deutlich, nicht selten vermittelst des Dolches, zu erkennen gab.

Die gerechte Entrüstung des italienischen Volkes gegen ihre Dränger erhielt neue Nahrung durch den scandalösen Lebenswandel, welchen die österreichische Erzherzogin Marie Louise, die Wittwe Napoleon's, in Parma führte, und durch die wahrhaft sinnlose Wuth mit welcher der habsburgische Herzog von Modena jede Regung der Freiheit bekämpfte.

Es war für Italien schon sehr hart, daß zwei seiner Herzogthümer (Parma und Piacenza) einer auswärtigen Prinzessin als Wittwensitz dienen sollten; durchaus unerträglich war es aber, daß diese Länder von der wollüstigen Frau hinter einander drei Buhlen überlassen wurden, in deren Armen sie das Andenken ihres Gatten entweihte.

In keinem Lande waren die Gegensätze zwischen der Wirklichkeit und den Wünschen des Volkes, zwischen der zur Schau getragenen Heiligkeit und den allgemein gefühlten und erkannten Lastern der Machthaber so augenfällig, als in Italien. Alle Freunde der Freiheit empfanden den tiefsten Schmerz über die Herabwürdigung ihres Vaterlandes und sahen kaum ein anderes Mittel, Italien frei und glücklich zu machen, als die Revolution.

Gerade als die Unzufriedenheit ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien und der Ausbruch einer Revolution nahe bevor stand, starb Gregor XVI. (14. Juni 1846). Der Cardinal Mastai=Ferretti, welcher unter dem Namen Pius IX. an dessen Stelle trat, begann seine Regierung mit Zugeständnissen, deren Tragweite er selbst nicht erkannte. Er ahnte nicht, daß eine Nation höhere Pflichten, als diejenige der Dankbarkeit für ihre Herrscher haben könne und wähnte, diese in Anspruch nehmen zu können, weil er dem Volke einige Milde zeigte. Daß ein Volk, zumal das römische, seinen Regenten gegenüber Rechte habe und diese geltend machen müsse, sobald ihm dazu ein Spielraum gelassen werde, wußte der Pabst nicht und konnte es, nach seiner ganzen Vergangenheit, nicht begreifen.

Pius IX. erfüllte Rom, Italien und die ganze Christenheit mit jubelnder Freude, als er den Opfern der Verfolgung seines Vorfahren Verzeihung schenkte, den politischen Flüchtlingen die Rückkehr in's Vaterland und den Gefangenen die Kerkerthüren öffnete. Er hob die verhaßten Militär=Commissionen in der Romagna auf, setzte einige besonders verabscheute Beamte ab, begnadigte mehrere s. g. Majestätsverbrecher, entfernte die drückendsten polizeilichen Beschränkungen, versprach den Besuch der Gelehrten=Versammlungen freizugeben und setzte eine Commission zur Begutachtung der Eisenbahn=Frage nieder.

Es lag in der Natur der Sache, daß durch diese Zugeständnisse das Volk aus seinem langen Schlummer erweckt wurde, sich mit seinen eigenen Angelegenheiten wieder zu

beschäftigen anfing und, da ihm noch lange nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren war, neue Forderungen geltend machte. Noch immer lasteten die Folgen einer mehr als dreißigjährigen Mißregierung schwer auf dem Kirchenstaate. Die Theuerung, welche im Winter 1846 auf 1847 in fast ganz Europa herrschte, bereitete auch den Römern bittere Leiden und folgeweise Mißstimmung. Die Eingeweihten wußten wohl, daß die Zugeständnisse des Pabstes nicht ohne große Mühe demselben abgerungen worden waren und daß eine mächtige Partei mit Spannung des Augenblicks harrte, da die Regierung zu den Grundsätzen Gregor's XVI. zurückkehren würde. Am 15. Juli 1847 verbreitete sich plötzlich das Gerücht, ein großes reactionäres Complott stehe im Begriffe auszubrechen. Das Volk stand auf und vereinigte sich in zahlreichen Versammlungen. Die Bürgergarde trat unter die Waffen. Als Volksführer that sich in damaliger Zeit und so auch am 15. Juli Ciceruachio (Angelo Brunetti) besonders hervor. Im Angesichte einer solchen Volksbewegung hielt es die Reaction für klug, den von ihr beabsichtigten Staatsstreich auf günstigere Zeiten zu verschieben. Am 16. Juli erhielt der Gouverneur Grassellini seine Entlassung und den Befehl, binnen vierundzwanzig Stunden abzureisen. Da das Volk den Sieg gewonnen hatte, blieben die Fäden der Verschwörung, wie gewöhnlich in solchen Fällen, verborgen. Welches aber das Ziel der Reactionspartei damals schon gewesen war, zeigte sich deutlich in der Zeit von 1849 bis jetzt (1860).

Ohne Zweifel hatte das Haus Habsburg bei dieser Verschwörung die Hände im Spiele. Oesterreichische Truppen drangen aus der Citadelle von Ferrara hervor, durchstreiften (3. August) die Stadt und besetzten sie am 13. August. Der Zeitpunkt war aber damals für die österreichisch-jesuitischen Pläne nicht günstig. Die habsburgischen Truppen mußten im Herbste die Stadt Ferrara wieder räumen. Die Art und Weise, wie sich der Pabst dem Wiener Cabinette gegenüber benahm, erregte damals schon unter den tiefer blickenden Italienern große Mißstimmung.

Diese Vorgänge im Kirchenstaate brachten ganz Italien in Bewegung. In Toscana erließ der Großherzog (21. Juli) ein s. g. Motuproprio voll von schönen Versprechungen. Im September entließ der Großherzog die verhaßten Minister Pauer und Bologna. Der Herzog von Lucca dankte ab (7. October 1847). Sein Land fiel an Toscana, welches dagegen dem Herzoge eine ansehnliche Pension zahlen, an Parma Pontremoli und an Modena den Bezirk Fivizzano abtreten mußte.

Die Bewegungen, welche in Mittel-Italien friedlich und freundlich von statten gingen, nahmen in Neapel einen blutigen Charakter an; denn dort konnte das Volk nur hoffen, durch die Gewalt Zugeständnisse zu erwirken. Die Revolution brach zugleich diesseits und jenseits der Meerenge zu Reggio und Messina aus (im Sommer 1847). In Messina mißlang sie, doch in Reggio war sie eine Zeit lang siegreich, und als sie erdrückt wurde, verbreitete sie sich über Calabrien, woselbst sie sich mehrere Monate lang behauptete.

Karl Albert in Sardinien wollte es nicht auf ähnliche Kundgebungen ankommen lassen. Er ließ die Censoren anweisen, der Presse Oesterreich gegenüber einige Freiheit zu gewähren. Am 30. October 1847 versprach er, das öffentliche Verfahren in Strafsachen einzuführen. Zugleich hob er alle Privilegien in Betreff des Gerichtsstandes auf und begründete dadurch die Gleichheit Aller vor dem Gesetze.

In Parma und Modena gährte es gewaltig. Der Herzog von Modena erklärte (10. November 1847) dem Podesta von Carrara: „Ihr Herrn möget wissen, daß ich eine Reserve von 300,000 Mann jenseits des Po habe.“

Der Herzogin von Parma, Marie Louise, wurde es unheimlich in Italien. Schon im Mai 1847 reiste sie mit ihrem damaligen Buhlen Bombelles nach Deutschland ab, wo

sie am 17. December starb. Den Bestimmungen der Verträge zufolge bestieg der Herzog von Lucca, Karl Ludwig von Bourbon, den Thron von Parma, trotz dem Widerstreben der Bevölkerung. Diese wurde jetzt so wenig als im Jahre 1815 um ihren Willen befragt.

Während in der einen Hälfte Italien's ein Zugeständniß dem andern folgte, herrschte in der andern die österreichisch-jesuitische Partei mit unverminderter Härte. Dieser Gegensatz der Regierungen machte die unglückliche Zersplitterung Italien's allgemein fühlbar und trieb mit unvermeidlicher Naturnothwendigkeit die Fortschrittspartei zu immer neuen Forderungen. Wenn diese auch kein menschliches Gefühl für die Leiden ihrer Brüder unter österreichischer und neapolitanischer Herrschaft gehabt, so hätte die klare Erkenntniß, daß keine Errungenschaft gesichert sei, so lange sie von Oesterreich und Neapel bekämpft werde, das Vertrauen in die Zukunft erschüttern müssen, um so mehr, als die drei Fürsten, welche auf die Bahn der Reform getreten waren, selbst zu wohlbegründetem Verdachte Anlaß gaben. Karl Albert von Sardinien und Leopold von Toscana hatten so lange Zeit als unumschränkte Fürsten geherrscht, daß der Gedanke sehr nahe lag, sie hätten mehr dem Drange der äußeren Verhältnisse, als ihres eigenen Herzens nachgegeben, indem sie dem Beispiele Pius IX. folgten. Der Pabst aber gab frühzeitig zu erkennen, daß er den Geist seiner Zeit nicht verstehe. Im Herbste des Jahres 1847 brach in der Schweiz der Bürgerkrieg wegen der Jesuiten-Frage aus. Umsonst hatte die Presse und die Bevölkerung Rom's den Pabst beschworen, sich zu Gunsten der Schweiz und gegen die Jesuiten auszusprechen. Ein Wort von ihm hätte genügt, den Streit zu beendigen. Pius IX. sprach es nicht, im Gegentheil gab er, als die Bevölkerung Rom's ihre Freude über die Niederlage der Jesuiten ausdrückte, deutlich seine entgegengesetzte Ansicht zu erkennen.

Schon damals sahen, den Träumereien Gioberti's zum Trotze, alle tiefer Blickenden die Unvereinbarkeit der Stellung eines reformirenden Beherrschers des Kirchenstaats mit derjenigen des Hauptes der mittelalterlichen Kirche Rom's ein. Die Zugeständnisse, welche Pius IX. auf weltlichem Gebiete gemacht hatte, führten zu neuen Forderungen in weltlichen und kirchlichen Dingen. Je übertriebener die Lobsprüche waren, welche dem Pabste gespendet wurden, desto mehr nahmen die an ihn gestellten Forderungen zu. Man verlangte Preßfreiheit, Emancipation der Israeliten, Bau von Eisenbahnen, Verbesserung des öffentlichen Unterrichts und die Begründung eines italienischen Bundes von dem weltlichen Herrscher, und Vertreibung der Jesuiten von dem geistlichen Fürsten Rom's. Die Schriften Gioberti's trugen viel dazu bei, die Ansprüche des Volkes dem Pabste gegenüber zu erhöhen. So steigerte sich die Bewegung des italienischen Volkes von Monat zu Monat.

Neapel und Sicilien hatten bisher nur geringen Theil an der das übrige Italien durchziehenden Bewegung genommen. Im Monate November 1847 fanden aber in Neapel und in Palermo Kundgebungen statt, welche bewiesen, daß dieselbe Richtung auch dort herrsche. Sie waren so entschieden, daß weder die Polizei, noch das Militär sie zu verhindern vermochten. In Neapel war die Loosung: „es lebe der König, der Pabst die Reformen, Italien!" In Palermo riefen die Massen: „es lebe der König und die Reformen!" Selbst in der Lombardei und in Venedig fand das Volk Gelegenheit, seine Stimmung kund zu thun. Es beging (28. December 1846) mit großem Pompe eine Trauerfeier für den Tod des Carbonari-Chefs Federico Gonfalonieri, welchen die Oesterreicher des Hochverraths schuldig erklärt hatten. Bei Gelegenheit der Eröffnung des Gelehrten-Congresses (15. September 1847) hielt der Fürst Canino, der Sohn Lucian Bonaparte's, eine Rede, welche der österreichischen Regierung so wenig gefiel, daß sie den Sprecher sofort aus dem lombardisch-venetianischen Gebiete verwies. Der Senat von Mailand beschloß, zum Zeichen seiner Anerkennung Pius IX. acht Kanonen zu schenken.

Im Schooße der Central-Congregation trug Nazzari (9. December) darauf an, eine Commission zur Untersuchung der Gründe der Mißstimmung der Lombardei niederzusetzen. Das Volk ging um einen Schritt weiter, indem es den Beschluß faßte, künftighin weder Taback zu rauchen, noch in die Lotterie zu setzen, um dadurch der Regierung eine jährliche Einnahme von sechs Millionen Lire zu entziehen.

Zu der ersten wahrhaft revolutionären That ermannte sich aber die Stadt Palermo, indem sie sich (12. Januar 1848) am Namensfeste des Königs in Waffen erhob, einen provisorischen Ausschuß erwählte, an dessen Spitze der Fürst Ruggiero Settimo stand und mit außerordentlicher Tapferkeit den königlichen Truppen entgegentrat. Der Kampf dauerte mit fast ununterbrochener Heftigkeit bis in die Nacht vom 29. auf 30. Januar. Anfangs betrug die Besatzung der Stadt nur etwa viertausend Mann. Schon am 15. Januar erhielt sie jedoch eine Verstärkung von fünftausend Mann Infanterie und zwei Regimentern Cavallerie. Die Palermitaner, welchen von allen Seiten Freischaaren zu Hülfe kamen, kämpften muthig, bis sich der General de Sauget zuerst aus der Stadt zurückzog und dann sich (31. Januar) mit den Ueberresten seiner Truppen nach Neapel einschiffte. Zugleich mit Palermo hatten sich alle übrigen Städte Sicilien's erhoben. Nur die Citadellen von Palermo, Messina und Syracus befanden sich Ende Januar's noch in der Gewalt des Königs.

Die Neapolitaner ergriffen den günstigen Augenblick, versammelten sich in Masse und verlangten Reformen. Langsam und mit Widerstreben gab der König nach. Am 19. und 24. Januar erschienen königliche Verordnungen, deren spärliche Zugeständnisse das Volk nicht befriedigten. Die Versammlungen des Volkes wurden immer zahlreicher und stürmischer. Endlich am 29. Januar erschien eine königliche Verordnung, welche dem Volke eine Constitution mit verantwortlichen Ministern, einer Nationalgarde und Preßfreiheit versprach. Jetzt erst legte sich die Aufregung des Volkes in Neapel. In Sicilien dauerte der Kampf noch immer fort. Messina wurde von der Citadelle aus in einen Trümmerhaufen verwandelt. Am 25. März trat zu Palermo das sicilische Parlament zusammen und erklärte den König Ferdinand II. und die ganze Familie der Bourbonen auf ewig der sicilischen Königswürde verlustig.

Auf Sardinien brach der Volksaufstand gegen die Jesuiten los, welche alle von der Insel vertrieben wurden.

In rascher Folge wurde der verhaßte Orden aus Piemont (3. März), aus der Romagna, aus Neapel, aus Rom, aus der Lombardei, Modena und Parma (22. März) verjagt.

Das Volk fügte den Söhnen Loyola's keine Mißhandlungen zu. Diese erholten sich daher schnell von ihrem Schrecken, und da der Pabst den Orden nicht aufhob, kehrte dieser bald in die meisten seiner früheren Sitze zurück. Bis dieses möglich war, arbeitete er mit allen seinen Kräften an dem Umsturze der neuen freiheitlichen Einrichtungen. Wo das Volk nicht auf bewaffneten Widerstand stieß, begnügte es sich aller Orten damit, seine Wünsche den Regenten vorzutragen. Die Bewegung nahm daher einen friedlichen Entwickelungsgang in Piemont und Toscana.

Am 8. Februar gab der König von Sardinien seinem Reiche eine Verfassung nach dem Muster der französischen des Jahres 1830. Die katholische Kirche wurde darin zwar zur Staatskirche erklärt, doch wurde allen Glaubensbekenntnissen Duldung zugesichert. Am 17. Februar folgte der Großherzog von Toscana dem Beispiele, welches ihm die Könige von Neapel und Sardinien gegeben hatten.

Alle diese Zugeständnisse hatten sich die Italiener errungen, bevor noch die Februar-

...n ausgebrochen war. Als die Nachricht von dieser nach Italien drang, stieg die ...sterung des Volkes noch höher. Der Pabst gab dem Kirchenstaate (14. März 1848) gleichfalls eine Verfassung. Ganz Italien, mit Ausnahme desjenigen Theils, welcher unter dem Hause Habsburg stand, hatte entweder, wie Sicilien, das verhaßte Joch der Monarchie abgeworfen, oder Zugeständnisse von hoher freiheitlicher Bedeutung erlangt. In dem österreichischen Italien hielten die Machthaber an dem alten Despotismus fest. Während des ganzen Monats Januar fanden an verschiedenen Orten, zu Mailand, Lecco, Bergamo, Treviso, Como und Pavia, Kämpfe zwischen dem Volke und den österreichischen Soldaten statt. Die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution vermehrte die herrschende Aufregung. Als aber die Lombarden Kenntniß von der Wiener Revolution des 13. März erhielten, begann der Kampf in Mailand (18. März). Am 19. wurde er schon allgemein in der ganzen Stadt. Er dauerte fort bis zum Morgen des 23. März. Das Volk hatte gesiegt. Radezki räumte die Hauptstadt der Lombardei und zog sich nach Verona zurück. Gleichzeitig mit Mailand erhoben sich alle übrigen Städte des österreichischen Italien's. Am 22. März räumte der Stadtcommandant Graf Zichy die Stadt Venedig, welche schon Tags darauf die venetianische Republik verkündigte. Manin und Tomaseo traten an deren Spitze. Gegen Ende des Monats März befanden sich nur noch die Festungen Peschiera, Mantua, Verona und Legnano im Besitze des habsburgischen Hauses.

Die Revolution hatte in ganz Italien gesiegt; doch nur in Sicilien und Venedig hatte sie mit dem bisherigen Despotismus vollständig gebrochen. In Neapel ließ sie, uneingedenk des Jahres 1821, den König Ferdinand II., in Rom, im Widerspruche mit allen Mahnungen der Geschichte, den Pabst, in Toscana einen Habsburger auf dem Thron.

Der gefährlichste Feind Italien's war, nächst dem Pabste, das Haus Oesterreich. Beide bedrohten die Freiheit um so mehr, als die Stützen ihrer Gewalt sich nicht blos inner- sondern auch außerhalb Italien's befanden.

Unter den Fürsten der appenninischen Halbinsel erklärte sich nur Karl Albert für die Unabhängigkeit Italien's. Auch er dachte dabei aber mehr an die Vergrößerung seiner Hausmacht, als an die Freiheit. Er wollte keinen Krieg auf Tod und Leben. Nur ein Theil der Nation schenkte ihm Vertrauen. Der Abfall des Jahres 1821 war noch nicht vergessen, noch weniger eine mehr als fünfzehnjährige unrühmliche Regierungszeit (von 1831 bis 1846).

Hätten die übrigen italienischen Fürsten dem Könige von Sardinien treu zur Seite gestanden, so wäre es in damaliger Zeit nicht schwer gewesen, die Habsburger aus Italien zu vertreiben. Allein der König von Neapel wußte es so einzurichten, daß er das von ihm gestellte Contingent abberief, bevor es an dem Kampfe hatte Theil nehmen können. Die Folge davon war, daß der römische General Durando, welcher auf die Neapolitaner gezählt hatte, durch den unerwarteten Rückzug derselben in eine sehr schwierige Stellung gerieth. Dem Pabste war der Krieg gegen Oesterreich ein Gräuel. Weit entfernt, denselben mit der ganzen Kraft seines Staates zu führen, ging sein Streben dahin, den Oesterreichern zum Siege zu verhelfen, ohne seine Stellung in Rom unhaltbar zu machen. Dasselbe galt mehr oder weniger von dem Großherzoge zu Toscana.

Die ganze Wucht des Krieges lastete daher auf Ober-Italien. Dort wurde aber die Kraft des Volkes durch den Zwiespalt zwischen Republikanern und Monarchisten gelähmt. In Venedig war die Fahne der Republik aufgezogen worden. Die Lombarden warfen sich dem Könige von Sardinien in die Arme. Karl Albert fürchtete sich vor den Schaaren der Freiwilligen, welche ihm von allen Seiten zuströmten, mehr, als vor den Oesterreichern.

Er wußte, daß, im Falle diese siegten, sein Königreich nicht angetastet werden würde, während der Sieg der Republikaner das ganze monarchische Prinzip und folgeweise auch seine Krone bedrohen würde. Karl Albert führte daher den Krieg gegen Oesterreich außerordentlich lässig. Wochen lang stand das piemontesische Heer unbeweglich in seinen Verschanzungen zwischen Peschiera und Mantua. Zwar eroberte es Peschiera, allein unmittelbar darauf erlitten die Italiener eine Niederlage nach der andern. Am 16. Juni räumten die Römer die Stadt Vicenza und verpflichteten sich, drei Monate lang an dem Kampfe keinen Theil zu nehmen. Pius IX. erklärte unumwunden, er könne und wolle keinen Angriffskrieg gegen Oesterreich führen und habe nie seinen Truppen den Befehl gegeben, den Po zu überschreiten.

Verlassen von den übrigen Fürsten Italien's, hätte nur die höchste Begeisterung dem Könige von Sardinien den Sieg verschaffen können. Einer solchen war er selbst und folgeweise das italienische Volk unter seiner Führung unfähig. Karl Albert verlor die dreitägige, blutige Schlacht von Custozza (23. Juli), zog sich auf Mailand zurück und übergab (6. August) die Stadt durch Capitulation an die Oesterreicher. Ein kurz darauf (9. August) abgeschlossener Waffenstillstand überließ ihnen die Lombardei, Venedig und die Herzogthümer und stellte die Ticinogrenze wieder her.

Mittlerweile war in Neapel ein vollständiger Umschwung eingetreten. Schon am 15. Mai, dem Tage, an welchem die Ständeversammlung eröffnet werden sollte, ließ der König durch seine Soldaten und die Lazaroni von Neapel die Anhänger der constitutionellen Monarchie niederwerfen. Zwar nahm er den Schein an, als wolle er die von ihm gegebene Verfassung fest halten, allein es war dieses nur ein dem Volke gespielter Betrug. Am 14. März 1849 löste Ferdinand die Kammern auf, von denen später nicht wieder die Rede war.

Nachdem die Revolution in Neapel besiegt war, konnte der König seine ganze Macht auf Sicilien werfen. Vergeblich war der Widerstand, welchen die Insel unter dem Oberbefehl Mieroslawski's den Neapolitanern entgegensetzte. Am 6. April 1849 erlag Messina. Am 15. Mai, dem Jahrestage des Blutbades von Neapel, zogen die Truppen Ferdinand's in Palermo ein und es begann jene schauderhafte Gewaltherrschaft, welche bis zum Tode des Königs (1859) und über denselben hinaus bis zum heutigen Tage fortdauerte.

So lange die Sicilianer noch für die Freiheit kämpften, konnte König Ferdinand auf dem Festlande Italien's das Gewicht seines Degens nicht in die Waagschale Oesterreich's und der Jesuiten werfen. Pius IX. verlor in Folge der von ihm zu Gunsten Oesterreich's abgegebenen Erklärung die letzten Reste seiner Volksthümlichkeit. Die Oesterreicher, der Zustimmung des Pabstes zum voraus versichert, rückten unter General Welden in Bologna ein, wurden aber (8. August) durch die Einwohner aus der Stadt getrieben. Der Sieg von Bologna erfüllte die Freiheitskämpfer mit neuen Hoffnungen. Die Stellung, welche die päbstliche Regierung den Oesterreichern gegenüber einnahm, rief die heftigste Erbitterung hervor. Pius IX. ernannte den frühern französischen Gesandten zu Rom, den Grafen Pelegrino Rossi, einen allgemein verhaßten Reactionär, zu seinem ersten Minister. Am 15. November, dem Tage der Eröffnung des neu gewählten Parlaments, fiel Rossi unter dem Dolche eines Feindes. Wer dieser war, ist bis auf den heutigen Tag nicht ermittelt worden. Die Ernennung Rossi's hatte zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gegeben. Sein plötzlicher Tod vermehrte dieselben und verbreitete allgemeine Bestürzung. Die Römer, welche in dem Blutbade von Neapel und in dem von Karl Albert abgeschlossenen Waffenstillstand schmählichen Verrath sahen, wollten ähnlichen Scenen

dadurch zuvorkommen, daß sie den Pabst zwangen, sein reactionäres Ministerium mit einem volksthümlichen zu verwechseln. Der Pabst gab der Gewalt nach (16. November), entfloh aber schon wenige Tage später (25. November) in Frauenkleidung im Geleite der Gräfin Spaur, der Gattin des baierischen Gesandten, aus Rom, begab sich nach Gaëta, woselbst er die Handlungen der römischen Regierung für nichtig erklärte. Die römische Deputirtenkammer wandelte das päbstliche Ministerium in eine provisorische Regierung um und berief (29. Dezember) eine constituirende Nationalversammlung, welche in directer Wahl aus dem allgemeinen Stimmrechte hervor ging. Zweihundertfünfzigtausend Bürger nahmen an dieser Wahl Theil. Am 5. Februar 1849 trat die Nationalversammlung in Rom zusammen und faßte in der Sitzung vom 8. Februar mit 120 gegen 23 Stimmen den Beschluß:

„Art. 1. Die weltliche Herrschaft des Pabstthums im römischen Staate ist der That und dem Rechte nach gefallen.

Art. 2. Der römische Pontifex wird alle nöthigen Garantien der Unabhängigkeit in der Ausübung seiner geistlichen Gewalt erhalten.

Art. 3. Die Regierungsform des römischen Staates wird die reine Volksherrschaft sein und den glorreichen Namen der römischen Republik annehmen.

Art. 4. Die römische Republik wird mit dem übrigen Italien die Beziehung haben, welche die gemeinsame Nationalität erheischt."

Während das römische Volk in seinen Vertretern mit seltener Einstimmigkeit diese Beschlüsse faßte, leitete der Pabst Unterhandlungen mit den Cabinetten von Spanien, Neapel, Frankreich und Oesterreich ein, deren Zweck war, den in verfassungsmäßiger Weise ausgesprochenen Volkswillen mit Gewalt zu beseitigen.

Noch stand aber Venedig in Waffen. Die muthige Stadt unterwarf sich nicht dem von Karl Albert abgeschlossenen Stillstande. Karl Albert, beschämt durch die Thatkraft der Venetianer und Römer, griff noch einmal zum Schwerte. Er kündigte den Waffenstillstand. Allein er selbst hegte keine Hoffnung des Sieges und wußte daher auch diese seinem Heere nicht einzuflößen. Am 23. März 1849 kam es zur Schlacht bei Novara. Karl Albert verlor sie, dankte ab und starb bald darauf (28. Juli 1849) in Portugal, wohin er sich zurückgezogen hatte. Sein Sohn Victor Emanuel schloß in der Nacht vom 23. auf den 24. März Waffenstillstand und vereinigte sich sogleich über die Grundlagen des Friedens, welcher am 6. August unterzeichnet wurde. So zog sich auch Sardinien vom Kampfplatze zurück. Karl Albert hatte aber für die Unabhängigkeit Italien's den Kampf mit Oesterreich zweimal gewagt. Er legte die Krone nieder, als er unterlegen war und sein Sohn Victor Emanuel machte es nicht, wie alle deutschen und alle übrigen italienischen Fürsten, vielmehr hielt er die von seinem Vater dem Volke gegebene Verfassung ungeschmälert aufrecht. Die Römer ließen sich auch durch die Nachricht von der Schlacht bei Novara nicht beugen. Sie ernannten Joseph Mazzini, Saffi und Armelini zu Triumviren mit dictatorischer Gewalt. Am 24. April erschien eine französische Flotte vor Civita Vechia, unter dem Befehle des Generals Oudinot. Dieser ließ den Vertretern der römischen Republik erklären: „Die Regierung der französischen Republik achte den Willen der Majorität der römischen Bevölkerung, sie wolle ihr keine Regierung aufzwingen, die nicht mit ihrer Wahl übereinstimme; die französischen Soldaten werden als Freunde das römische Gebiet betreten, und einzig in der Absicht den legitimen Einfluß Frankreich's in Italien aufrecht zu erhalten." Die Römer waren klug genug, diesen Worten keinen Glauben zu schenken und es entspann sich demzufolge ein Kampf, welcher von Seiten der Römer mit außerordentlicher Tapferkeit und Ausdauer bis zum 30. Juni

fortgesetzt wurde. Während die Franzosen von der Seeseite her Rom bedrohten, rückten die Belagerten den vom Süden herandringenden Spaniern und Neapolitanern entgegen und trieben sie mit solchem Nachdruck auseinander, daß sie sich später nicht wieder im Felde zeigten (16. und 19. Mai). Unter vielen Helden, welche sich unsterblichen Ruhm erwarben, zeichnete sich besonders Garibaldi aus. Die Uebermacht siegte. Am 30. Juni erklärte die constituirende Versammlung Rom's, daß sie auf ihrem Posten verbleibend von einer Vertheidigung abstehe, welche unmöglich geworden sei. Am 3. Juli rückten die Franzosen in Rom ein. Pius IX. wagte sich erst im April 1850 zurück. Die Verfassung, welche er dem Lande gegeben hatte, wurde stillschweigend zur Seite geschoben. Die alten Zustände kehrten unter dem Schutze französischer Bajonette wieder.

Venedig behauptete sich noch bis zum 23. August. In Toscana wurde die Reaction in ähnlicher Weise, wie im Kirchenstaate herbeigeführt. Leopold II. verließ Florenz am 1. Februar 1849. Das Volk erklärte (am 15. Februar) die Republik. Am 12. April brachte die Reaction einen Umschwung zu Stande. Von Gaëta aus ernannte der Großherzog am 1. Mai 1849 einen außerordentlichen Commissär. Am 11. März erzwangen sich die Oesterreicher den Eintritt in Livorno. Am 25. März rückten sie in Florenz ein und öffneten dadurch dem Großherzog die Thore der Residenzstadt, welche er im Bewußtsein, die Mehrheit des Volkes wider sich zu haben, verlassen hatte.

Seit dieser Zeit ruhte auf Italien, wie auf Deutschland wieder ein schweres Joch, welches sich von demjenigen der früheren Zeit nur durch die ruhmvollen Erinnerungen an die Jahre 1848 und 1849 und dadurch unterschied, daß der König von Sardinien seinem Volke eine gewisse Freiheit ließ und die Hoffnungen einer nationalen Wiedergeburt nährte. Im Jahre 1859 kam es zwischen ihm und dem Kaiser von Oesterreich unter Beihülfe der Franzosen zum Kriege. Ohne Anwendung von Waffengewalt wurden der Großherzog von Toscana, der Herzog von Modena und die Herzogin von Parma verjagt oder veranlaßt, sich zu entfernen. Die Romagna erhob sich gegen den Pabst. Der Kaiser von Oesterreich trat im Frieden von Villafranca die Lombardei ab, welche Victor Emanuel mit Sardinien vereinigte. Noch ist über das Schicksal Mittelitalien's kein endlicher Beschluß gefaßt. Die ganze Halbinsel ist in großer Aufregung. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so stehen Italien gewaltige Bewegungen bevor.

Der Februar-Revolution des Jahres 1848 gingen seit dem Juli 1846, also mehr als anderthalb Jahre lange in Italien Volksbewegungen von erschütternder Bedeutsamkeit voran. Allerdings verbreitete sich die Revolution erst in Folge der Pariser Februarkämpfe über ganz Europa. Allein die vorhergegangenen Volksbewegungen Italien's hatten nicht wenig dazu beigetragen, den revolutionären Geist der Franzosen zu entflammen und die übrigen Völker Europa's für die Revolution empfänglich zu machen.

Nach zehn Jahren einer mit stillem Murren ertragenen Gewaltherrschaft, war es wiederum Italien, welches (1859) zuerst den Kampf mit der Tyrannei begann. Allerdings hatte dieser einen ganz andern Charakter, als derjenige des Jahres 1846 und 1847; allein, wenn nicht alle Anzeichen trügen, stimmt er mit demselben darin überein, daß er der Vorläufer größerer Bewegungen ist.

Der Zustand, in welchem sich Italien dermalen (im Anfange des Jahres 1860) befindet, ist durchaus unhaltbar, und die Bewegung des italienischen Volkes ist zu groß, als daß dieselbe auf die Dauer könnte besiegt und in das alte Geleise stumpfsinniger Unterwürfigkeit zurückgeleitet werden.

Kein menschliches Auge kann den Schleier der Zukunft durchdringen. Allein da diese nichts anderes ist, als die Frucht, welche auf dem Boden der Vergangenheit, nach den

ewigen Gesetzen der Weltordnung wächst, so läßt sich doch mit Sicherheit behaupten, daß die Niederlage, welche das Haus Oesterreich (1859) in Italien erlitten hat, eine neue Epoche in der Geschichte Italien's begründen muß. Eine Nation, welche so heldenmüthig kämpfte, wie die italienische (1848) zu Mailand und in Sicilien und (1849) zu Rom und in Venedig, kann in ihrem zeitgemäßen Streben für Nationalität und Freiheit wohl vorübergehende Niederlagen erleiden, sie ist aber des endlichen Sieges gewiß.

§ 73. Die Schweiz, die Niederlande und Scandinavien.

Die Bewegungen der Jahre 1830 und 1848, welche, von Frankreich ausgehend, Deutschland und Italien so gewaltig durchzuckten, mußten nothwendig auch auf die von den genannten drei Ländern umgebene Schweiz einige Rückwirkung ausüben. In dieser Republik gab es zwar keinen Thron zu stürzen, auch kein stehendes Heer von Soldaten und Beamten zu bekämpfen; streng genommen gab es daselbst auch nicht einen Adel, wohl aber ein Patriziat und ein Pfaffenthum, welche in ihrer Verbindung dem Fortschritte der Zeit entgegen arbeiteten. Besonders verderblich wirkte das katholische Pfaffenthum, welches mehr und mehr unter die Herrschaft der Jesuiten fiel. Doch auch die protestantischen Prediger stemmten sich nach Kräften dem rollenden Rade der Zeit entgegen, wie dieses namentlich der Straußen-Unfug des Jahres 1839 bekundete.

Das Patriziat der Schweiz bestand aus den alten Familien, welche zum Theil seit Jahrhunderten gewöhnt waren, die einflußreichsten und einträglichsten Aemter unter sich zu theilen und dabei theils durch Gesetze, theils durch das Herkommen, theils endlich durch gegenseitige Förderung ihrer Interessen unterstützt wurden. Diese Patrizier pflegten sich durch reiche Emporkömmlinge zu verstärken. Inniger, als in irgend einem andern Lande, war in der Schweiz der Geldsack mit den bevorzugten Geschlechtern verbunden.

Die an und für sich nicht unbeträchtliche Macht des vereinigten Pfaffenthums und Patriziates besaß einen mächtigen Rückhalt an den Cabinetten des europäischen Festlandes, namentlich denjenigen von Rußland, Frankreich, Oesterreich und Preußen.

Die eifrige Zusammenwirkung zwischen Patriziern, Pfaffen und den auswärtigen Mächten wurde aber durch den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus gestört. Der Haß der Jesuiten gegen den Protestantismus war noch größer, als ihre Abneigung gegen die Volksherrschaft. Katholische Bürger und Bauern, wenn diese auch noch so demokratisch gesinnt waren, verstanden die Jesuiten, den Umständen nach, zu lenken und zu leiten. Mit Protestanten, auch der reactionärsten Gesinnung, waren alle Beziehungen schwieriger. Sie konnten nicht direct gepflogen werden. Die Vermittler, welche zwischen den katholischen Pfaffen und dem protestantischen Volke unterhandelten, waren selten zuverlässig. Dazu kam, daß die Uebergriffe der Jesuiten schon bald in der Schweiz einen Höhegrad erreichten, welcher sogar die reactionärsten Protestanten in's feindliche Lager trieb.

Die Juli-Revolution von 1830 hauchte in der Schweiz, wie in allen übrigen Ländern Europa's der Fortschrittspartei neue Kraft und frischen Muth ein. Am 6. Dezember 1830 rückten die Bauern der s. g. Freiämter an der Reuß nach Aarau und zwangen das dortige Patriziat, ihnen ihre gerechten Forderungen zu bewilligen. Im Januar 1831 mußten sich die Berner Aristokraten fügen. Im kleinen Cantone Schwyz kam es zu Streitigkeiten, welche zu einer Trennung von Inner-Schwyz und den äußeren Bezirken führten, jedoch unter eidgenössischer Hülfe mit Widervereinigung und einer neuen Verfassung endigten. Dagegen riß sich Baselland von Baselstadt los und setzte eine bleibende

Theilung in zwei Halb-Cantone durch. In Glarus kam (1836) die Verfassungsreform in friedlicher Weise zu Stande.

Die Reactionspartei, welche fürchtete, mehr und mehr an Boden zu verlieren, und in den Cantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Neuenburg und Baselstadt das Uebergewicht besaß, vereinigte sich (November 1832) zu dem Sarner Sonderbunde und erklärte, daß sie die Tagsatzung nicht mehr beschicken werde, falls man die Abgeordneten von Baselland zulasse. Die Tagsatzung löste jedoch den Sonderbund sofort auf und zwang die widerspenstigen Cantone zum Gehorsam. Dieser erste Sonderbund, in welchem neben den drei katholischen Urkantonen die zwei protestantischen Neuenburg und Basel standen, bewies, daß damals das politische Element in der Schweiz noch überwiegend war. Die Jesuiten hatten sich in den schönen Alpenthälern noch nicht festgesetzt und die Bewegung der Geister, welche in zwei Drittheilen der Schweiz eine mehr oder weniger durchgreifende Verfassungsreform verlangte, war damals noch mächtig genug, die Obscurantenpartei aus dem Felde zu schlagen.

Vergebens drangen aber die einsichtigen Freunde des Vaterlandes auf eine Reform der Bundesverfassung. Im Schooße der Tagsatzung entschied nicht die Zahl der Landesbevölkerung, sondern der Kantone. Der kleinste von diesen hatte eine eben so gewichtige Stimme, als der größte. In solcher Weise war es einer kleinen Minderheit der Schweizer möglich, der überwiegenden Mehrheit Gesetze vorzuschreiben oder wenigstens jede zeitgemäße Umänderung der Bundesverfassung zu verhindern.

Mit dem Auslande lebte die Schweiz in ungestörtem Frieden. Im Gefühle ihrer Schwäche gab sie nicht selten ihren übermächtigen Nachbarn mehr nach, als zu wünschen gewesen wäre; wenn aber der Uebermuth der fremden Cabinette alles Maß überschritt, so raffte sie sich auf und zeigte dem Gegner eine feste Stirn, so namentlich im Jahre 1838, als Ludwig Philipp von der Schweiz die Ausweisung Ludwig Bonaparte's verlangte, welcher (1832) das Bürgerrecht in Thurgau erhalten hatte. Dem Streite, welcher sehr ernst zu werden drohte, machte Bonaparte dadurch ein Ende, daß er die Schweiz verließ.

Kaum hatte sich die durch die Juli-Revolution hervorgerufene Bewegung der Geister etwas beruhigt, so suchte die reactionäre Partei sich durch Herbeiziehung der Jesuiten zu verstärken. In den protestantischen Cantonen stellten sich die protestantischen Pfaffen an die Spitze der Reaction. Die Berufung des Dr. Strauß auf die Universität Zürich gab ihnen dazu einen erwünschten Vorwand. Es gelang ihnen, die unwissenden Bauern vollständig zu fanatisiren und die Regierung dieses Canton's mit deren Hülfe zu stürzen. So wenig die europäischen Cabinette sonst Freunde von Revolutionen waren, so gefiel ihnen doch diese außerordentlich wohl. Da dieselbe gelungen war, wurde die Reactionspartei zu einer Reihe ähnlicher Bewegungen ermuthigt, welche übrigens weit mehr den Charakter künstlich vorbereiteter Verschwörungen, als eines selbständigen Aufschwunges des Volkes an sich trugen. In Tessin (1839), im Aargau (1840 und 1841), in Wallis (1840 und 1844), in Genf (1842 und 1843), in Luzern (1844 und 1845), in Waadt (1845) fanden Kämpfe statt, welche größtentheils von den Pfaffen angezettelt wurden und deren Macht außerordentlich vermehrten. Von Jahr zu Jahr wurden die von den Jesuiten gesponnenen Ränke unerträglicher. Die Gefahr, daß die Schweiz durch dieselben dauernd in zwei feindliche Hälften gespalten werden möchte, wuchs in gleichem Maße.

Luzern wurde nach und nach durch die Jesuiten so sehr fanatisirt, daß sich daselbst kein Einwohner mehr behaupten konnte, der sich den Söhnen Loyola's nicht blindlings unterwarf. Die Zahl der Luzerner, welche sich durch die Flucht der Herrschaft der Jesuiten entzogen, nahm immer zu. Die Forderung des Volkes, die Jesuiten aus der

Schweiz zu weisen, wurde immer lauter und allgemeiner. Doch die Tagsatzung, welche die Bevölkerung nur in sehr mangelhafter Weise repräsentirte, griff nicht ein, wie es ihre Pflicht war. Angetrieben durch die zahlreichen, von der Reactionspartei veranlaßten Aufläufe und Tumulte, versuchte es die Fortschrittspartei, die Regierung von Luzern zu stürzen. Ende März 1845 rückten etwa viertausend Luzerner und Freischaaren aus Aargau, Baselland, Solothurn und Bern unter Ochsenbein's Führung gegen Luzern. Sie wurden aber zurückgeschlagen. Die furchtbare Härte, mit welcher die Jesuiten und Jesuitenknechte ihre zahlreichen Gefangenen behandelten, vermehrte die Erbitterung gegen die Jesuiten. Es galt, diejenigen Regierungen, welche im Widerspruche mit den Wünschen ihrer Vollmachtgeber der Jesuitenpartei dienten, zu stürzen. Schon vor dem Ochsenbein'schen Freischaarenzuge zwang die Bevölkerung von Waadt ihren reactionären Staatsrath, abzutreten, ernannte eine provisorische Regierung, revidirte die Verfassung und brachte dadurch eine andere Instruction in der Jesuitensache zu Stande. In Bern kam (31. Juni 1846) gleichfalls ein Umschwung in derselben Richtung zu Stande. Im October 1846 wurde hauptsächlich durch die Bemühungen des hochherzigen Galeer, die reactionäre Regierung von Genf gestürzt. So kam es, daß die Fortschrittspartei endlich die Mehrheit auf der Tagsatzung erhielt.

Mittlerweile hatten jedoch Luzern, Freiburg, Zug, die Urkantone und Wallis einen Sonderbund geschlossen (1845). Dieser wurde (20. Juli 1847) mit zwölf ganzen und zwei halben Stimmen von der Tagsatzung für aufgelöst erklärt. Die unter dem Einflusse der Jesuiten stehenden Cantone fügten sich nicht. Frankreich, Oesterreich und Preußen bestärkten sie in ihrem Widerstande. Doch die Fortschrittspartei, unterstützt durch die Rathschläge des englichen Cabinettes, schritt so rasch ein, daß Freiburg und Luzern genommen und die Jesuiten vertrieben waren, bevor ihnen bedeutende Hülfe vom Auslande her zugekommen war. Auch nachher suchten die genannten drei Cabinette der Schweiz Schwierigkeiten zu bereiten. Doch die Februar-Revolution machte diesen unbefugten Einmischungen ein schnelles Ende. Jetzt kam auch die so lange und sehnlichst gewünschte Revision der Bundesverfassung zu Stande (27. Juni 1848). Der Canton Neuenburg sagte sich im Frühjahre 1848 von Preußen los. Vergebens suchte das Haus Hohenzollern den Canton wieder zu unterwerfen.

Während der Revolutionsjahre 1848 und 1849 hatte die Schweiz viel von den gegen die politischen Flüchtlinge gerichteten Zumuthungen der benachbarten Cabinette zu leiden. Sie gab denselben mehr nach, als sie im Bewußtsein ihrer Selbstherrlichkeit hätte thun sollen. Allein sie kam doch über jene bewegte Zeit mit geringeren Opfern, als irgend ein Land Mittel-Europa's, hinweg. Mehr als einmal wurde sie von Oesterreich, Preußen und Frankreich mit Krieg bedroht. Allein troß der großen Zahl der Soldaten der Fürsten dieser Länder kam es nicht zum Kampfe. Die Schweiz hatte im Sonderbundskriege zweimal hunderttausend Mann auf die Beine gebracht. Die Zeiten der Jesuitenherrschaft waren vorüber. Die Schweiz hatte um so weniger Grund, sich vor irgend einer fürstlichen Macht zu fürchten, als republikanische Gesinnungen, welche so lange Zeit nur in den Alpenthälern gehegt worden waren, mehr und mehr in ganz Europa Wurzel schlugen. Kein Staat der alten Welt ruht auf einer festeren Grundlage, als die Schweiz. Voraussichtlich wird sie noch blühen, wenn alle sie umringenden Monarchien längst zerfallen sein werden.

Während in der Schweiz die Früchte republikanischer Freiheit, wenn auch unter manchen Dornen, reiften, lasteten auf den einst so mächtigen Niederlanden das Joch der Monarchie centnerschwer. Nachdem die Territorial-Ausgleichung mit Belgien zu

Stande gekommen war, mußten die Finanzen Nord- und Süd-Niederland's auseinandergesetzt werden. Der Krieg hatte unermeßliche Summen verschlungen, welche dem Lande hätten erspart werden können, falls Wilhelm I. zur rechten Zeit hätte nachgeben wollen. Die Mißstimmung des Volkes war groß und erhielt durch die Handlungsweise des Königs immer neue Nahrung. Die Holländer schrieben den Umtrieben der katholischen Partei Belgien's alle die Unglücksfälle zu, unter welchen sie seit dem Jahre 1830 so bitter zu leiden hatten. Sie betrachteten es daher als eine bittere Kränkung, daß der König der katholischen und belgischen Gräfin Henriette d'Oultremont seine ganze Zuneigung schenkte. Wilhelm I. sah sich veranlaßt (7. October 1840), die Krone seinem ältesten Sohne Wilhelm II. abzutreten. Er selbst zog sich mit einem unermeßlichen Vermögen, welches er aus dem Lande gepreßt hatte, unter dem Titel eines Grafen von Nassau in den Privatstand zurück, ehelichte die anstößige Gräfin, vermachte ihr einen großen Theil seines Vermögens und starb (12. December 1843).

Wilhelm II. hatte durch sein zweideutiges Benehmen als Kronprinz das holländische Volk tief gekränkt. Dessenungeachtet ging das Revolutionsjahr 1848 ohne heftige Stürme am Lande vorüber. Eine constituirende Versammlung, welche auf sehr wenig freisinnigen Grundlagen (18. September 1848) zusammentrat, führte zwar (3. November 1848) zu einem neuen Staatsgrundgesetze und in dessen Folge zu einem neuen Ministerium, ohne jedoch das Land wesentlich zu fördern. Wilhelm II. starb (17. März 1849). Sein Nachfolger, Wilhelm III., welcher eben so wenig beliebt war, als Vater und Großvater, mußte das Ministerium seines Vaters entlassen und Thorbecke an die Spitze der Verwaltung setzen (30. October 1849), um die immer zunehmende Mißstimmung zu beschwichtigen. Da dieses aber den päbstlichen Anmaßungen nicht mit dem erforderlichen Nachdruck entgegentrat, mußte es (1853) abtreten.

Ohne Stimme im Rathe der Nationen, ohne höheres geistiges Streben, ausgebeutet und ausgesogen von seinen Königen und dessen Günstlingen, können die Niederländer nur aus ihrer großen republikanischen Vergangenheit Trost und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft schöpfen.

B e l g i e n besaß an Leopold I. einen verfassungsmäßigen König, welcher, obgleich Protestant von Geburt, doch dem katholischen Pfaffenthume so großen Spielraum ließ, daß dieses ihm niemals mit Bitterkeit entgegentrat. An den Kämpfen, welche in Belgien geführt wurden, nahm Leopold nur geringen Antheil. Hatte die Pfaffenpartei die Mehrheit in den Kammern, so wählte der König aus ihr sein Ministerium. Gelangte die Fortschrittspartei zum Uebergewichte, so vertraute Leopold dieser die Verwaltung an. Zum Glück für ihn befand sich gerade der freisinnige Rogier an der Spitze der Geschäfte, als die Februar-Revolution ausbrach. Der Versuch, welchen ein belgischer Abentheurer, Namens Gregoire in Verbindung mit einigen französischen Republikanern (25. März 1848) machte, Belgien zu revolutioniren, scheiterte vollständig, theils weil die Belgier keine Neigung hatten, sich Frankreich in die Arme zu werfen, theils weil sie mit dem Ministerium Rogier leidlich zufrieden waren.

Die Rolle, welche Belgien, gleich allen übrigen Mittel-Staaten Europa's, auf der Weltbühne spielt, ist eine sehr traurige. In den großen Angelegenheiten der Menschheit hat es keine Stimme. Zur Hebung seines Handels, seiner Schifffahrt und seiner Fabriken fehlt es ihm an ausreichenden Mitteln. Die persönlichen Ansichten Leopold's fallen schwerer in das Gewicht, als die Bedürfnisse des Volkes. Zu schwach, sich dem Einflusse seiner mächtigen Nachbarn im Osten und Westen zu entziehen, ohne zuverlässige Verbündete, ist Belgien allen Stürmen preisgegeben, welche von französischer, preußischer oder

holländischer Seite heranbrausen mögen. Eine Achtung gebietende innere Organisation und ein auf Gleichberechtigung ruhendes Verhältniß zum Auslande kann Belgien erst erwarten, wenn die fünf Großmächte Europa's aufgehört haben werden, die Vormünder der Menschheit zu sein und an die Stelle monarchischer Ungleichheit republikanische Gleichberechtigung getreten sein wird.

Erst dann kann auch jenes Scandinavien, welches einst eine so große Rolle auf der Weltbühne spielte, sich wieder vereinigen, sich aus falschen Verhältnissen befreien und neue Lebenskraft gewinnen.

Schweden setzte während der Jahre 1830 bis 1848 den Verknöcherungsprozeß fort, in welchem es seit dem Jahre 1815 befangen war, und Dänemark mühte sich vergebens ab, den kleinen Tyrannen gegen die mit ihm unter derselben Regierung verbundenen Herzogthümer Schleswig und Holstein zu spielen. Nicht durch Krieg gegen Deutschland, sondern durch freundliche Verständigung mit der großen Mutternation und innigen Anschluß an die beiden übrigen scandinavischen Völker, die Schweden und Norweger, kann Dänemark die trübselige Lage, in der es sich befindet, verbessern. Bereits oben (§ 70) haben wir die Beziehungen Dänemark's zu Schleswig-Holstein geschildert. Es bleibt uns daher jetzt nur noch, die inneren Zustände des Reiches zu besprechen.

Die Juli-Revolution wirkte auf Dänemark schwächer, als auf die meisten übrigen Staaten Europa's. Das Land hatte sich von den schweren Schlägen der napoleonischen Periode noch nicht erholt. Doch allmälig fing es in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre an, aus dem Schlummer zu erwachen, in welchem es seit zwei Jahrzehnten gefangen lag. Scandinavische Bestrebungen waren die ersten, welche das Erwachen des Volkslebens in Dänemark kund thaten. Der Besuch, welchen die schwedischen Studenten (Frühjahr 1842) zu Kopenhagen und welchen die Studenten von Kopenhagen und Christiania den Hochschulen zu Stockholm und Upsala abstatteten, hielt den Gedanken der Wiedervereinigung der zersplitterten Theile Scandinavien's rege. Den Höhepunkt dieser Richtung bezeichnet der Besuch, welchen die schwedischen und norwegischen Studenten (1845) in Kopenhagen machten. Schon bald concentrirte sich aber die ganze Nationalkraft Dänemark's auf den Streit mit den deutschen Herzogthümern. An die Stelle der begeisterten Liebe, welche sich im Wechselverhältnisse zwischen Dänemark, Schweden und Norwegen kund gegeben hatte, trat Haß und Zwietracht.

Friedrich VI. starb den 3. December 1839. Sein Nachfolger Christian VIII., ein Mann von hoher Bildung, allein von zu geringer Selbstständigkeit des Charakters, warf den Eris-Apfel durch seinen „offenen Brief" mitten zwischen Dänemark und die deutschen Herzogthümer. Umgeben von Dänen, auf dänischem Boden wohnend, vermochte er nicht, den deutschen Herzogthümern gerecht zu werden, oder eine versöhnende Stellung zwischen den beiden Landestheilen, die er beherrschte, einzunehmen. Er starb am 20. Januar 1848. Kurz darauf brach die Februar-Revolution aus. Friedrich VII. war noch weniger geeignet, als sein Vater, den Frieden in seinen Landen aufrecht zu erhalten.

Die Dänen, welche so lange das Joch einer unumschränkten Monarchie ruhig getragen hatten, erhoben sich (März 1848) gleich den meisten anderen Völkern Europa's und bewirkten, daß ihr König (4. April 1848) die Provinzialstände der Inselstifte auf den 26. April nach Röskielde berief, um über die Bildung einer Reichsversammlung und Herstellung eines Wahlgesetzes zu berathen.

Am 23. October 1848 trat die constituirende Versammlung Dänemark's zusammen und berieth eine Verfassung, welche der König (5. Juni 1849) bestätigte. Ein Reichstag, bestehend aus zwei Kammern und die sonst gewöhnlichen Bestimmungen finden sich

auch in dieser Verfassung wieder. Der Krieg gegen Schleswig-Holstein erschöpfte die ganze Nationalkraft Dänemark's und brachte das unglückliche Land in eine peinliche Abhängigkeit von Rußland. Die Verhandlungen des Reichstags konnten unter diesen Umständen kein allgemeines Interesse erwecken. Trotz der neuen Verfassung blieb in Dänemark Alles so ziemlich beim Alten, nur daß der Haß gegen Deutschland und insbesondere Schleswig-Holstein durch dieselbe neue Nahrung erhielt.

Ohne alle Rücksicht auf die verfassungsmäßigen Rechte Schleswig-Holstein's bewirkte Friedrich VII. (am 17. Juli 1851) die Unterzeichnung einer Urkunde, durch welche der Prinz Friedrich von Hessen als muthmaßlicher Thronfolger und die übrigen in der Hauptstadt anwesenden Mitglieder der königlichen Familie ihre Rechte auf den dänischen Thron dem Prinzen Christian von Glücksburg und dessen erbberechtigten Nachkommen abtraten. Am 8. Mai 1852 erkannten die auf der Londoner Conferenz versammelten Großmächte diese Verabredung an.

Wenn es sich nur um die Nachfolge in Dänemark gehandelt hätte, so wäre dagegen nichts einzuwenden gewesen. Allein ein Protokoll vom 2. August 1850, welches die Gesandten Frankreich's, Rußland's, Oesterreich's, Schweden's und Dänemark's unterzeichneten und welchem Preußen (8. Mai 1852) beitrat, hatte die Integrität der dänischen Monarchie und den Wunsch ausgesprochen, in Uebereinstimmung mit derselben die Erbfolge-Angelegenheit geregelt zu sehen.

Das Protokoll vom 2. August 1850 und die Familien-Urkunde vom 17. Juli 1851 stehen aber in schneidendem Widerspruche mit den verfassungsmäßigen Rechten Schleswig-Holstein's und den Erbrechten der Herzoge von Holstein-Augustenburg. Dänemark und die deutschen Herzogthümer gehen daher für den Fall des Todes des dermaligen Königs einem zweiten Kriege entgegen, welcher durch das Protokoll vom Jahre 1850 eben so wenig, als durch die Urkunde vom Jahre 1851 verhindert werden wird. Die Schleswig-Holsteiner haben durch die Vorgänge der Jahre 1848 bis 1850 etwas gelernt. Sie sind zu der Erkenntniß gelangt, daß sie von Fürsten kein Heil zu erwarten haben, und daß sie sich selbst helfen müssen, wenn sie nicht dauernd das unerträgliche Joch Dänemark's tragen wollen. Das Zeichen zur Erhebung des Volkes wird der Tod Friedrich's VII. geben.

Das Leben dieses Monarchen ist daher für die Ruhe Europa's von hoher Wichtigkeit. Er zählt dermalen (1860) zweiundfünfzig Jahre. Das Verhältniß in welchem derselbe seit langer Zeit zu Fräulein Rasmussen, der späteren Gräfin Danner steht, hat wiederholt große Mißstimmung im Lande hervorgerufen. Mit der Tochter Friedrich's VI. von Dänemark, welche Prinz Friedrich am 1. November 1828 ehelichte, lebte er nur kurze Zeit, eben so mit der Prinzessin Karoline von Mecklenburg-Strelitz, welche er (1841) heirathete. Beide Ehen wurden bei Lebzeiten der Eheleute aufgelöst. Im Jahre 1850 schloß Friedrich VII. mit der Gräfin Danner eine morganatische Ehe, an welcher allgemein großer Anstoß genommen wurde. Die Aristokraten werfen der Gräfin vor, daß sie früher Putzmacherin gewesen sei. Mit besserem Grunde beklagen sich die Freunde des Vaterlandes darüber, daß sie dem Lande viel Geld koste und sich zuviel in Staatsangelegenheiten mische.

Die steife Hof-Etikette mit ihren Mißheirathen, Ceremonien und anderen unnatürlichen Einrichtungen fängt an, auch den Königen lästig zu werden. In früheren Zeiten setzten sie sich über den ihnen auferlegten Zwang zur Eingehung standesmäßiger Ehen dadurch hinweg, daß sie sich Maitressen hielten. In unseren Tagen zunehmender Oeffentlichkeit und Sittlichkeit hat dieses aber für einen König große Uebelstände in seinem Gefolge. Ein sittliches Leben in der Ehe setzt Freiheit der Wahl voraus. Eine solche ist in Monarchien nicht möglich. Wollen daher die Völker einen Mann von reinen Sitten

an der Spitze des Staates sehen, so mögen sie die Monarchien abschaffen. So lange es standesmäßige Ehen und Mißheirathen giebt, werden in deren Folge sich auch immer Gräfinnen Danner, Reichenbach, Langenstein und andere Aehnliche einstellen.

Von allen Staaten Europa's blieb wohl keiner im Laufe der Jahrzehnte so unverändert bestehen, als Schweden seit dem Jahre 1815. In den übrigen constitutionellen Staaten hat der König gewöhnlich nur eine Kammer, hinter welche er sich verstecken kann, falls er mit guter Manier eine vom Volke gewünschte Reform ablehnen will. Dem glücklichen Könige von Schweden stehen zu diesem Behufe gewöhnlich drei, bisweilen sogar vier Kammern zur Verfügung. Eine Volkskammer giebt es in Schweden gar nicht. Die Kammern des Adels und der Geistlichkeit sind immer reactionär, wie sich von den Vertretern dieser privilegirten Stände kaum anders erwarten läßt. Nicht selten fehlt es den Bauern an der erforderlichen Einsicht, um ihren Vortheil richtig zu würdigen. Uebrigens genügt es, daß zwei Stände widerstreben, um jede Beschlußfassung zu hintertreiben. So kam es denn, daß, während in allen übrigen Staaten Europa's die mannigfaltigsten Veränderungen eintraten, Schweden's Verfassung fast unverändert bestehen blieb.

Karl XIV. Johann konnte sich immer den Schein bewahren, als wenn nicht er, sondern die Stände die Schuld des Stillstands in Schweden trügen. Am 8. März 1844 starb der alte französische Haudegen und Republikaner, welchen die Wogen der Zeit auf den schwedischen Thron geschleudert hatten. Sein Sohn, Oscar I. (1844—1859), setzte das von seinem Vater getriebene Spiel fort. Er ließ das Gesetz aufheben, welches den Verkehr mit dem abgesetzten Hause Wasa verboten und einige höchst anstößige Rechtshändel zur Folge gehabt hatte. In die Commission zur Vorbereitung eines neuen Gesetzbuchs nahm er einige freisinnige Männer auf, und seine Thronrede vom 20. Juli 1844 war voll der schönsten Redensarten. Die einzigen wirklichen Reform-Maßregeln aber, welche zu Stande kamen, waren, daß der Reichstag statt jedes fünfte, jedes dritte Jahr zusammen kommen sollte, daß im höchsten Gerichte die Hälfte der Mitglieder nicht mehr nothwendiger Weise aus Edelleuten bestehen solle, und daß die Regierung auf das Recht verzichtete, Zeitungen willkürlich zu verbieten. Diese Zugeständnisse der schwedischen Krone deuten den trübseligen Zustand des Landes weit mehr, als dessen Fortschritt an.

Die Februar-Revolution brachte auch nach Schweden einiges Leben. Es entstanden (am 18. März 1848) Unruhen, welche sich in den folgenden Tagen wiederholten. Der König ließ auf das versammelte Volk einhauen. Mehr als fünfzig Menschen verloren ihr Leben. So wurde die erste Volksbewegung im Keime erstickt. Zwar bildeten sich im ganzen Lande zahlreiche Reformgesellschaften, auch veränderte der König (10. April 1848) sein Ministerium. Oscar I. wußte aber die Aufmerksamkeit des Volkes so geschickt von den inneren auf die auswärtigen Angelegenheiten und namentlich auf den Streit zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein abzulenken, daß, trotz aller schönen Redensarten, keine einzige Reform-Maßregel von einiger Erheblichkeit zu Stande kam. Umsonst waren die Klagen des denkenden Theiles der Nation über die Unduldsamkeit in religiösen Dingen. Zwar wurde die mittelalterliche Kirchenbuße durch den Reichstag von 1853 auf 1854 abgeschafft. Allein in allen übrigen Beziehungen blieben die alten Gesetze religiöser Unduldsamkeit bestehen. Jede Versammlung zu gottesdienstlichen Zwecken außerhalb der Kirche blieb verboten. Der Genuß des Abendmahls war nach, wie vor, eine Bedingung, ohne welche Niemand sich verheirathen, Aemter bekleiden, das Bürgerrecht erhalten, als Zeuge auftreten, kurz Menschenrechte ausüben konnte.

Der Druck, welchen die Staatskirche ausübte, rief wohlbegründete Erbitterung hervor und hatte zur Folge, daß unter den Landleuten sich Viele der Secte der s. g. Leser, unter

den höheren Ständen Manche der katholischen Kirche anschlossen. Die von der Pfaffenpartei häufig in Anwendung gebrachte Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod hatte nicht immer die gewünschte Abschreckung zur Folge, und die auf den Uebertritt zur katholischen Kirche stehende Todesstrafe erregte, auch wenn sie durch die Gnade des Königs gelindert wurde, in ganz Europa wohlgegründeten Abscheu. Im Laufe einer Zeit von fünfundvierzig Jahren hat sich deutlich herausgestellt, daß Schweden, wenn es auf eine verfassungsmäßige Abhülfe hofft, in einem großen Irrthum befangen ist. Keinem Lande thut eine Revolution mehr noth, als dem schwedischen.

Norwegen behauptete sich fest und mannhaft in seiner freien Verfassung, und machte unter deren Fittigen Fortschritte auf allen Gebieten des Lebens. Doch ist der an Rußland grenzende Theil des Landes unglücklicher Weise zu arm an Producten, um von diesem gefährlichen Nachbar ganz unabhängig zu sein. Ohne russisches Getreide könnte Finnmarken kaum bestehen. Mit lüsternen Blicken schielt das Petersburger Cabinet nach den trefflichen Häfen und den tüchtigen Matrosen Norwegen's. Schweden mit seinen verrosteten vier Kammern würde im Falle eines Krieges Norwegen keinen mächtigen Schutz gewähren können. Nur eine freie Verfassung und ein fester Bund mit anderen freien Staaten kann Norwegen und Schweden gegen russische Uebergriffe schützen.

§ 74. Großbritannien und Irland.

In den Revolutionsjahren 1830 und 1848 bewährte sich wiederum das englische Staatsschiff. Es bewies sich zwar nicht als ein Schnellsegler, auch that es sich nicht durch seine Beweglichkeit hervor. Allein keines durchschnitt die stürmischen Wogen der alten Welt sicherer.

Kurz vor dem Ausbruche der Juli-Revolution starb Georg IV. (26. Juni 1830). Ihm folgte sein Bruder, der Herzog von Clarence, unter dem Namen Wilhelm IV. Dieser erkannte sofort und unumwunden die Juli-Dynastie an und trug dadurch viel zu deren Befestigung bei. Er ließ zwar Anfangs den Herzog von Wellington am Staatsruder, übertrug aber die Verwaltung dem Grafen Grey, sobald das am 2. November 1830 zusammengetretene Parlament seine Abneigung gegen die Tories kund that.

Parlamentsreform wurde jetzt die Loosung der neuen Verwaltung. Zwar verwarfen die Kammern den von der Regierung (am 3. Februar 1831) eingebrachten Reform-Entwurf. Die Folge davon war aber, daß der König (22. April 1831) das Parlament auflöste und daß die neu gewählte zweite Kammer (21. September) die Reformbill annahm. Doch noch immer widerstrebte das Oberhaus. Am 4. Juni 1832 stimmte endlich dieses bei, am 7. erlangte die Reformbill Gesetzeskraft. Die Zahl der Wähler wurde durch die Reform auf eine Million erhöht. Die große Masse des Volkes, beiläufig zwanzig von fünfundzwanzig Millionen Einwohnern, wenn wir auf fünf Seelen einen volljährigen Mann rechnen, blieben aber noch immer aller politischen Rechte beraubt. Sechsundfünfzig verrottete Flecken verloren das Wahlrecht, allein es blieben gar viele Flecken und Städte berechtigt, einen oder mehrere Abgeordnete zu wählen, welchen die entsprechende Volkszahl gebrach, wovon die nothwendige Folge war, daß andere Bezirke und Orte unverhältnißmäßig schwach vertreten blieben.

Am 19. Juli 1834 trat statt des Grafen Grey, Lord Melbourne und kurz darauf (14. November 1834) Peel an die Spitze der Verwaltung. Schon im Frühjahre 1835 kehrte aber der König zu den Whigs unter Melbourne zurück. Seit den Zeiten Wilhelm's IV. konnte sich auf die Dauer keine Tory-Verwaltung in England mehr behaupten.

Die Whigs zeichneten sich zwar nicht durch große Freisinnigkeit aus. Auch fehlte ihnen, gleich den Tories, alle Selbständigkeit. Allein es zeigte sich von Jahr zu Jahr deutlicher, daß sie mehr Fähigkeit besaßen, die Stimmung des Volkes zu würdigen und derselben geeignete Rechnung zu tragen, als die Tories.

Im Innern England's nahmen Industrie, Handel, Schifffahrt, Fabriken und Gewerbe viel rascher an Kraft und Bedeutung zu, als der Ackerbau. Die Tories, welche zwar selbst nicht hinter dem Pfluge hergingen, aber den größern Theil des Grundes und Bodens in England besaßen, kämpften für hohe Preise der Producte des Ackerbaues, die Industriellen für wohlfeile Lebensmittel und Freiheit des Handels. In religiöser Beziehung hielten die Tories fest an der Unduldsamkeit und den Privilegien der anglikanischen Kirche. Die Whigs waren zwar auch in mannigfaltigen religiösen Vorurtheilen befangen, allein sie stellten sich den unterdrückten Katholiken und Juden und den nicht zur englischen Kirche gehörigen protestantischen Secten mit weniger Bitterkeit entgegen. Die Tories hielten in der auswärtigen Politik fest an der von allen Völkern Europa's verwünschten „heiligen Allianz." Die Whigs, welche den Revolutionen eben so sehr abgeneigt waren, als die Tories, besaßen Einsicht genug, zu erkennen, daß das sicherste Mittel zu deren Verhütung in zeitgemäßen Zugeständnissen bestehe. Sie hatten daher schon am 22. April 1834 mit Frankreich, Spanien und Portugal die s. g. Quadrupel-Allianz geschlossen, um die Constitutionellen der pyrenäischen Halbinsel gegen die Uebergriffe der Absolutisten zu schützen.

Wilhelm IV., welcher das Verdienst hatte, das so lange Zeit behauptete Uebergewicht der Tories zu brechen, starb. Seine Nichte, Victoria, welche ihm folgte (20. Juni 1837), blieb der Politik Wilhelm's IV. treu, d. h. sie neigte sich im Allgemeinen den Whigs zu, nahm jedoch keinen Anstand, den Tories die Verwaltung zu übergeben, so oft die Whigs die Mehrheit im Parlamente verloren.

Am 10. Februar 1840 vermählte sich die junge Königin mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, mit welchem sie der englischen Nation eine jedes Jahr sich mehrende Schaar von Prinzen und Prinzessinnen schenkte. Victoria ist eine verfassungstreue Königin. Im Laufe einer mehr als zwanzigjährigen Regierung kann ihr Niemand eine Verletzung der bestehenden Gesetze vorwerfen. Von einer Königin kann man freilich weder republikanische Gesinnung, noch viele Vorliebe für die gedrückten und rechtlosen großen Massen erwarten. Sie steht in Geschäftsverbindung nur mit den herrschenden Parteien.

Whigs und Tories bestanden in ihrer Mehrheit aus solchen Leuten, welche politische Rechte hatten. Die große Masse des Volkes, welche entweder gar keine, oder doch verminderte Rechte besaßen, fing auch allmählig an, sich zu regen. So bildete sich die Partei der Chartisten, an deren Spitze Anfangs Frost, Williams und Jones, später O'Connor standen. Sie verlangten Einführung der Ballotage, allgemeine jährliche Parlamente, Aufhebung des Wahlcensus, Eintheilung des Landes in Wahlbezirke nach Kopfzahl und Besoldung der Abgeordneten. So gerecht und billig diese Forderungen auch waren, vermochten die Chartisten im Laufe von nahezu drei Jahrzehnten keine derselben durchzusetzen. Die Ursache hiervon läßt sich nur in der mangelhaften intellectuellen und sittlichen Bildung der großen Masse des Volkes erkennen, welche einen systematisch und nachdrucksvoll betriebenen Kampf gegen die bestehenden Privilegien nicht aufkommen läßt. Petitionen mit noch so großer Zahl der Unterschriften bringen in England wenig Eindruck hervor. Wenn aber die in denselben geltend gemachten Forderungen durch gehaltvolle Reden und eine geistreiche Literatur zu einem Theile der öffentlichen Meinung erhoben werden, so müssen früher oder später die Tories und Whigs nachgeben.

Eine zweite Classe von Menschen, welche guten Grund hatten, mit der bestehenden Staatsverfassung unzufrieden zu sein, waren die Irländer. Zwar war durch die Emancipation der Katholiken dem größten Uebel, unter welchem Irland seufzte, ein Ende gemacht worden. *) Allein die Zustände der Smaragd=Insel ließen noch gar viel zu wünschen übrig. Die Drangsale reichten weit zurück bis in die Zeiten Cromwell's. Die Güterverhältnisse des Landes waren schauderhaft. Armuth und Elend hatten wohl in keinem Theile Europa's einen solchen Höhegrad erreicht, als in Irland. Der Haß, welchen die besitzenden protestantischen Engländer und die besitzlosen katholischen Irländer sich gegenseitig widmeten, führte zu Maßregeln empörender Härte von der einen, und zu haarsträubenden Verbrechen von der anderen Seite. So lange Irland sein eigenes Parlament hatte, konnte es durchgreifende Reformen nicht hoffen, denn seine Stimmen waren zu wenig zahlreich im Verhältniß zu denjenigen England's und Schottland's. Die Wiederaufhebung der Union wurde daher die Loosung Irland's. O'Connel stellte sich an die Spitze der Bewegung und verstand es, ganz Irland in den Strudel derselben zu ziehen, ohne daß die aufgeregten Massen sich einer Gesetzesübertretung schuldig gemacht hätten. Allein diese, wie jede andere Bewegung, erreichte ihren Höhepunkt. Durch friedliche Agitation ließ sich die englische Regierung nicht einschüchtern. Zur Gewalt wollte O'Connel nicht schreiten. Es trat daher ein Zwiespalt unter seinem Anhange ein, welcher dessen Kraft brach. Zum Glücke für die Ruhe England's starb O'Connel vor dem Ausbruche der Juli=Revolution (15. Mai 1847). Hätte der große Agitator diese erlebt, so hätte er schwerlich dem Sturme des Augenblicks widerstehen können. Eine unter den Fittigen O'Connel's, des Pfaffenknechtes, begonnene Revolution hätte aber nie und nimmermehr Irland frei und glücklich machen können. Denn obgleich die englische Regierung lange Zeit Irland in schändlicher Weise vernachlässigt und sogar unterdrückt hatte, so lenkte sie doch seit dem Jahre 1828 ein und bemühte sich seit dieser Zeit theils durch Geldspenden in Hungerjahren, theils durch tief eingreifende Gesetze die Lage Irland's zu verbessern. Eine Losreißung Irland's von England hätte bald zu Tage gebracht, daß die katholische Geistlichkeit den Irländern zwar Aussichten auf den Himmel gegen gutes Geld eröffnen, allein weder Verdienst, noch Kapital zur Verfügung stellen könne und daß das Joch derselben weit schwerer, als dasjenige England's auf dem Lande lasten würde.

Den herrschenden Parteien näher standen die s. g. Radikalen. Diese verlangten, ohne sich mit den Irländern und mit den Chartisten zu vereinigen Reformen, welche weiter reichten, als die Bestrebungen der Whigs. Unter diesen Radikalen nahmen schon bald die Freihandelsleute eine hervorragende Stellung ein. Sie setzten mit großem Aufwande von Geist, Ausdauer und Geld durch, daß die hohen Zölle, welche bisher auf Lebensmitteln ruhten, theils abgeschafft, theils bedeutend ermäßigt wurden (Juni 1846).

Mancherlei andere Reformen, namentlich im Zustande Irland's, in der Colonial=Verwaltung, in dem Gemeindewesen, im Postwesen, im Armenwesen und im Finanzwesen wurden nach und nach vom Parlamente beschlossen. Leider gingen aber dieselben so langsam von Statten und waren so wenig durchgreifend, daß sich wohl aller Orten eben so viel neue Mißbräuche einschlichen, als alte abgeschafft wurden.

Das Streben der englischen Regierung unter der Herrschaft der Whigs bestand darin, alle diejenigen Reformen, welche das Volk, gestützt auf eine Mehrheit des Parlamentes, verlangte, zu gewähren. Von der Regierung selbst gingen aber niemals umfassende Reformvorschläge aus, selbst dann nicht, wenn ein großer Theil des Volkes mit Ungestüm billig und gerechte Forderungen stellte.

*) Siehe oben § 54, S. 567.

Das Gewicht, welches die Regierung in die Waagschale des Parlamentes warf, war groß genug, um manche Wünsche des Volkes durchzusetzen, wenn es ihr redlich um Reform zu thun gewesen wäre. Allein sie setzte der Stimme der Nation immer so lange ein taubes Ohr entgegen, bis die Furcht vor einer parlamentarischen Niederlage sie zu einem Zugeständnisse zwang. Die Staatsmänner von größter Bedeutung waren Lord John Russel, Palmerston und Peel. Der Letztere starb, allgemein bedauert, am 3. Juli 1850. Die Tories verloren in ihm ihren letzten Nothanker. In den letzten Jahren seines Lebens gehörte er denselben nur theilweise noch an, indem er die größte Maßregel seines Lebens, das Freihandelsgesetz, mehr mit Hülfe der Whigs und Radikalen, als der Tories oder Conservativen durchsetzte.

Die auswärtigen Angelegenheiten, welche seit dem Jahre 1830 meistentheils in den Händen des Lords Palmerston ruhten, wurden in ähnlicher Weise, wie die inneren, betrieben, d. h. die Regierung berücksichtigte die öffentliche Meinung nur, falls diese die Mehrheit im Parlamente gewonnen hatte. Dann aber auch nur insoweit, als es geschehen konnte, ohne England irgend einer Gefahr blos zu stellen. Seit dem Jahre 1830 ging die englische Regierung gewöhnlich Hand in Hand mit der französischen. Allein im Jahre 1840 überwarf sie sich mit derselben wegen der orientalischen Angelegenheiten. *) Später waren es die spanischen Heirathen, welche das „herzliche Einverständniß" trübten (1846). Seit dieser Zeit bis zum Sturze Ludwig Philipp's bestand zwischen beiden Regierungen eine feindselige Stimmung, welche sich bei jeder Gelegenheit kund that. In diese Zeit fiel die Einverleibung Krakau's (November 1846), welche England, wie früher den Umsturz der Verfassung des Königreichs Polen und die Einverleibung desselben in Rußland geschehen ließ, ohne sich zu widersetzen.

Die Februar-Revolution übte eine sehr schwache Rückwirkung auf England. Die Nation wurde durch dieselbe nicht erschüttert und die Regierung nur wenig auf dem Pfade der Reform vorwärts getrieben. Das Cabinet von Saint-James begünstigte zwar, allein nur durch Worte, nicht durch Thaten, die nationalen Bewegungen Italien's und Ungarn's und kehrte denselben zugleich mit dem Glücke den Rücken. Diejenigen Kämpfe dagegen, welche einen entschieden freisinnigen Charakter hatten, wie die Revolutionen der verschiedenen deutschen Staaten, fanden bei der englischen Regierung keinen Anklang und stießen theilweise, wie namentlich die schleswig-holstein'sche Volkserhebung, auf eine durchaus feindliche Haltung. Der Krieg welchen England in der Krim führte, um die Zerstückelung der Türkei zu verhindern (1853—1856), brachte zu Tage, daß sein Kriegswesen an großen Mängeln leide. Vergeblich erhob sich die Presse gegen dieselben. Die Bewegung, welche England durchzuckte, war nicht mächtig genug, um die Regierung aus ihrem Schlendrian heraus zu treiben.

Während das Cabinet sehr langsam und vorsichtig voran schritt, entwickelten sich alle von demselben nicht unbedingt abhängigen Bestrebungen der Nation weit rascher. Ein ganzes Eisenbahnnetz spannte sich über England, Schottland und Irland. Der Telegraph brachte London in Verbindung mit allen Theilen Europa's. Was die Eisenbahnen zu Lande, waren die Dampfschiffe zu Wasser. Neue Maschinen verzehnfachten die Productionskraft des Landes. Zu beklagen war nur, daß der größere Theil des Vortheils aller dieser neueren Einrichtungen nur den bevorzugten Classen der Gesellschaft zu gute kam. Die Aristokratie und Plutokratie England's erfreut sich der glänzendsten Paläste. Doch die Armen wohnen schwerlich in irgend einem Lande Europa's theurer und schlechter, als in Großbrittannien und Irland.

*) Siehe oben § 66, S. 683.

Die Geistlichkeit trägt das Ihrige dazu bei, das Loos der Armen unerträglich zu machen. Weit entfernt, einen Theil ihrer unermeßlichen Reichthümer auf die Erleichterung des Schicksals der Armen zu verwenden, hat sie es verstanden, unzählige der Wohlthätigkeit gewidmete Anstalten diesem Zwecke zu entziehen und entweder auf die Erbauung neuer Kirchen oder auf die Besoldung von Pfarrern zu verwenden. Die Gebühren, welche die englische Geistlichkeit für jedwede Amtshandlung erhebt, sind sehr hoch und werden mit der größten Härte beigetrieben. Nirgends in der Welt ist der Gegensatz zwischen Armuth und Reichthum so groß, als in England, nirgends stehen so viele andere verletzende Gegensätze, wie z. B. Freiheit der Presse und politische Rechtlosigkeit der Massen, bürgerliche Freiheit und das im Heere geltende Prügelsystem u. s. w. feindlich einander gegenüber.

Großbrittanien und Irland bedürfen nicht minder als die übrigen Staaten Europa's einer mächtigen Erschütterung, um von zahlreichen Ueberbleibseln mittelalterlicher Gewaltthat, Raubgier und Unterdrückung befreit zu werden. Doch wird dieses in England leichter, als in irgend einem andern Staate Europa's ohne Blutvergießen, im ruhigen Gange der Entwickelung geschehen können. So wenig wir die Laster und die Fehler der bevorzugten Klassen England's übersehen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß dieselben wenigstens den Schein der Verfassungsmäßigkeit seit langer Zeit zu behaupten wußten. Wohl ist der Unfug groß, auf welchem die Parlamentswahlen beruhen, allein Staatsstreiche, wie sie seit 1848 zu Paris, Wien und Berlin, zu Dresden und im Badischen, in Ungarn und in Italien den gesammten Rechtsboden vernichteten, kamen in England selbst unter den Stuarts, geschweige denn unter dem Hause Hannover, niemals vor.

§ 75. Spanien und Portugal.

Das rollende Rad der Zeit tritt unter den verschiedenartigsten Formen in die äußere Erscheinung. In einem Staate ändert sich wenig an der Verfassung, allein die Nation erweitert darum doch ihren Gesichtskreis, nimmt zu an Bildung und Wohlstand und bereitet dadurch großartige Fortschritte auch auf dem Gebiete der Verfassung vor. Eine andere Nation wechselt in rascher Folge die Grundgesetze ihrer Entwickelung, springt von der Republik zur unumschränkten Monarchie, von dieser zur Constitution, von der beschränkten Monarchie zur Republik und von dieser wieder zum Absolutismus über, wechselt die Dynastien, wie die Moden, nimmt aber während aller dieser scheinbaren inneren Widersprüche an Volkszahl, Macht, Bildung und Wohlstand unausgesetzt zu.

Wieder andere Völker gerathen, nachdem sie Jahrhunderte lang sich kaum bewegt zu haben schienen, in einen Zeitabschnitt nicht endender bürgerlicher Kriege, Aufstände und Staatsstreiche. Allein auch sie schütteln im Laufe dieser stürmischen Zeiten gar vielen alten Staub von den Füßen, sammeln mitten im Kampfe frische Kräfte und verjüngen sich im Strudel der Bewegung. Dieses war namentlich der Fall mit Spanien und Portugal. Die Könige dieser Länder wähnten, sie könnten den Ideengang, welchen der Volkskrieg gegen Napoleon angeregt hatte, aufhalten, die bewegungsreichen Jahre von 1808 bis 1814 aus den Jahrbüchern der Geschichte streichen, und ihre Herrschaft unmittelbar an die Zeit knüpfen, da sie ihr Vaterland hatten verlassen müssen. Mit Hülfe fremder Bajonette schien ihnen dieses bis zu einem gewissen Grade auch wirklich zu gelingen. Doch früher oder später trat eine Zeit ein, welche zeigte, daß der Wille einer Nation mächtiger ist, als die Laune eines Despoten. Diesen Wendepunkt bezeichnete in Spanien die pragmatische Sanction vom 29. März 1830, welche den Töchtern der Königin Christine die spanische

Thronfolge eröffnete. Als dieses Gesetz erlassen wurde, war dem Königspaare noch keine Tochter geboren. Doch im October 1830 kam die Infantin Isabella zur Welt, welche, dem Gesetze vom 29. März 1830 zufolge, dem alternden Könige auf dem Throne folgen sollte. Absolutisten und Constitutionelle glaubten, ihre Zeit sei jetzt gekommen. Besonders rührig waren die ersteren, welche versuchten, die pragmatische Sanction durch den König selbst umstoßen zu lassen, dadurch aber den Haß der Königin Christine in noch höherem Grade auf sich zogen. Ferdinand VII. berief (Juni 1833) die alten Cortes nach Madrid, ließ diese der Thronfolgerin in der Wiege den Eid der Treue leisten und ernannte Maria Christine zur Vormünderin Isabellen's und Reichsregentin. Kurz darauf (29. September 1833) starb Ferdinand VII.

Don Carlos, des Königs Bruder, fügte sich aber nicht in diese Anordnung. Er regte, mit Hülfe der Pfaffenpartei die baskischen Länder auf und zwang dadurch die Regentin, sich auf die Liberalen zu stützen. Am 15. April 1834 erließ sie ein s. g. königliches Statut, welches eine beschränkte Repräsentativ-Verfassung mit zwei Kammern einsetzte. Kurz darauf schloß sie die schon oben*) erwähnte Quadrupel-Allianz und trat der Pfaffenpartei entgegen. Das Volk von Madrid gab durch Tumulte, welche am 17. und 18. Juli 1834 stattfanden, den Haß, welchen es den Pfaffen widmete, deutlich zu erkennen. Nach der Restauration des Jahres 1825 konnte die Inquisition in ihrer früheren Form nicht wiederhergestellt werden. Es wurde zwar (1825) eine Inquisitionsjunta und (1826) ein Inquisitionstribunal in Valencia eingesetzt. König Ferdinand gab dadurch die gute Meinung, welche er von der Inquisition hatte, zu erkennen. Allein die Inquisition war auch für Spanien zur Unmöglichkeit geworden. Königin Christine sprach dieses aus, indem sie die Inquisition aufhob. Zugleich verbannte sie die Jesuiten aus dem Reiche.

Der Kampf mit den Carlisten dauerte fort. Er wurde bis zum Jahre 1839 mit furchtbarer Grausamkeit fortgesetzt. So lange Zumalakarraguy die carlistischen Truppen befehligte, konnten die Anhänger der Königin Christine keine bedeutenden Fortschritte machen. Als dieser aber (25. Juni 1835) das Leben verlor, und Don Carlos durch Begünstigung seiner Höflinge und Zurücksetzung seiner begabtesten Anhänger große Unzufriedenheit erregte, gelang es dem Generale Espartero mit dem Carlisten-Chef Maroto (31. August 1839) den Vertrag von Bergara abzuschließen, demzufolge achtzehn Battaillone und fünf Schwadronen der Carlisten die Waffen niederlegten. Don Carlos floh nach Frankreich. Cabrera setzte zwar in Nieder-Aragonien und Catalonien den Kampf zu Gunsten des Don Carlos noch eine Zeit lang fort. Am 6. Juli 1840 mußte aber auch er nach Frankreich entfliehen.

Während des Kampfes mit den Carlisten blieb das spanische Volk nicht ruhig. Das königliche Statut vom Jahre 1834 genügte nicht seinen Erwartungen. In der Nacht des 13. August 1836 begann zu La Granja eine von dem Militär unterstützte Volksbewegung, welche die Einberufung der constituirenden Cortes und (18. Juni 1837) eine Verfassung nach dem Muster der französischen zur Folge hatte.

Die Königin Christine war ein herrschsüchtiges, habgieriges und wollüstiges Weib, welches sich nicht aus eigenem freien Willen, sondern nur weil sie nicht anders konnte, der freisinnigen Partei angenähert hatte. Im Laufe des Krieges hatte sie nur dafür gesorgt, sich ihre Taschen zu füllen, während die für sie kämpfenden Truppen die bitterste Noth litten. Zudem gab das Verhältniß, in welchem sie zu dem Leibgardisten Munoz stand, allgemeinen Anstoß. Das ganze Land erhob sich gegen das verhaßte Weib. Christine

*) S. § 56. S. 583.

sah sich veranlaßt (12. October 1840), in Valencia, woselbst sie sich damals befand, abzudanken. Die Cortes ernannten (8. Mai 1841) den General Espartero zum Regenten und gaben der minderjährigen Königin Isabella Arguelles, einen der wackersten Verfassungskämpfer von 1812, zum Vormunde. Espartero war ein Mann von großen Verdiensten. Seine Stellung war übrigens sehr schwierig. Die Königin Christine spann unausgesetzt Ränke gegen ihn und brachte es dahin, daß die Exaltado's, denen Espartero nicht freisinnig genug war, sich mit ihren Werkzeugen, den Generalen Concha, O'Donnel und Narvaez zum Sturze Espartero's verbanden. Der Regent mußte (Ende Juli 1843) nach England entfliehen. Allein nicht die Exaltado's, wie sie gehofft hatten, sondern die Moderado's traten an die Spitze der Regierung. Sie verhängten (Februar 1844) den Belagerungszustand über ganz Spanien und entwaffneten die Nationalgarden. Nachdem dieses geschehen war, kehrte Maria Christine zurück, erhob ihren Buhlen Munoz zum Herzoge von Rianzares und erklärte öffentlich, daß sie bisher in heimlicher Ehe mit ihm gelebt habe. Eine unerträgliche Säbelherrschaft trat an die Stelle der verfassungstreuen Regierung Espartero's. Der Verkauf der geistlichen Güter wurde eingestellt, und als (October 1844) die Cortes zusammentraten, setzte die Regierung durch, daß die Verfassung im absolutistischen Sinne revidirt wurde. Die Nationalbewaffnung und die Geschworenen für Preßvergehen wurden beseitigt. Ein neues Wahlgesetz erhöhte den Census. Die Wahlperiode der zweiten Kammer wurde auf fünf Jahre verlängert. Mit vollen Segeln fuhr das spanische Staatsschiff dem alten Absolutismus wieder entgegen.

Bei allen diesen spanischen Angelegenheiten spielte Ludwig Philipp eine Hauptrolle, indem er seinem Sohne, dem Herzoge von Montpensier, die spanische Krone verschaffen wollte. Die Unterhandlungen, welche desfalls gepflogen wurden, gehören zu den schmutzigsten aller Zeiten. Ludwig Philipp wußte, daß die englische Regierung niemals die Vermählung eines französischen Prinzen mit der Königin Isabella zugeben würde. Er schlug daher vor, der Infant Franz d'Assis, Sohn des Infanten Franzisco de Paula, von dem man wußte, daß er impotent sei, solle seine Base Isabella heirathen. Die Königin Christine, welche die Absichten Ludwig Philipp's durchschaute, tröstete ihre Tochter Isabella, indem sie ihr erklärte, jeder spanische General würde bereit sein, sie für die Mängel ihres Gatten zu entschädigen. Die englische Regierung willigte in diesen Handel nur unter der Bedingung, daß die Heirath zwischen der Schwester der Königin und Montpensier erst stattfinden solle, nachdem Isabella Nachkommen geboren habe. Ludwig Philipp ging anfangs diese Bedingung ein, brachte es aber dahin, daß die doppelte Vermählung der Königin mit dem Infanten Franz d'Assis und der Infantin Louise mit dem Herzoge von Montpensier am 28. August öffentlich erklärt und am 10. October vollzogen wurde.

Die englische Regierung, auf's Aeußerste entrüstet über den Wortbruch Ludwig Philipp's und die ränkevolle Haltung der Königin Christine operirte im Verborgenen gegen beide. Die junge Königin Isabella, an welcher die Lehren und das Beispiel ihrer Mutter nicht verloren waren, wandte schon in der ersten Zeit ihrer Ehe ihre Gunst dem jungen Generale Serrano zu. Nicht lange dauerte ihre Freude. Die Königin Christine wollte nach wie vor die erste Rolle am Hofe von Madrid spielen, und das Uebergewicht Serrano's nicht anerkennen. Sie mußte anfangs weichen. Im März 1847 reiste sie ganz gegen ihren Willen nach Frankreich. Narvaez folgte ihr. Doch Christine und Narvaez waren viel gewandter, als Isabella und Serrano. Narvaez verstand es (am 3. October 1847) das Cabinet Salamanka, welches Serrano eingesetzt hatte, zu stürzen und selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen. Schon bald kehrte die Königin Christine zurück und theilte mit Narvaez die Gewalt.

Als in Folge der Februar-Revolution auch in Spanien einige Volksbewegungen, sowohl im progressistischen als carlistischen Sinne ausbrachen, verstand es Narvaez, dieselben rasch niederzuwerfen. Madrid wurde der Sammelpunkt der niedrigsten Ränke, bei welchen die Königin Isabella und ihre Mutter Christine, die Generale Narvaez und O'Donnel, der erbärmliche König, Franz D'Assis und dessen Beichtväter, endlich General Serrano abwechselungsweise die ersten Rollen spielten. Militäraufstände und Volksbewegungen, Staatsstreiche und Kammerauflösungen folgten rasch auf einander. Das Ansehen des Hofes mußte nothwendig von Jahr zu Jahr abnehmen. Die persönliche Aufführung der beiden Königinnen, Mutter und Tochter, war zu anstößig, deren Regierung zu haltungslos, als daß denkende und sittliche Menschen sich nicht bei deren Anblick hätten empört fühlen müssen. Niemand konnte von einer Ministerveränderung oder sogar von einer Verbesserung des Staatsgrundgesetzes die Beseitigung der schlimmsten Mißstände erwarten. Die republikanische Partei nahm daher an innerer Kraft und Ausdehnung immer zu. Nur sie kann Spanien von den vereinigten Geißeln des Königthums, der Aristokratie und des Pfaffenthums befreien. Nie und nimmermehr kann Spanien hoffen, unter den Fittigen des Königthums wieder einzuholen, was es im Laufe dreier Jahrhunderte versäumt hat.

Auf dem benachbarten Portugal lastete das Joch Dom Miguel's mit Centnerschwere. Zu Oporto befanden sich 1832 eilftausend Politisch-Verdächtige im Gefängniß, in ganz Portugal sechsundzwanzig Tausend. Sechzehnhundert wurden nach Afrika deportirt, und über dreizehntausend wanderten aus. Nur auf den Azoren behaupteten sich noch die Anhänger der Donna Maria da Gloria. Der Umschwung, welcher in Frankreich eingetreten war, wirkte auf Portugal nicht mächtig genug, um den Sturz Dom Miguel's herbeizuführen. Einige Bewegungen, welche im August und September 1831 zu Lissabon und Oporto ausbrachen, waren nicht kräftig genug. Sie unterlagen und hatten nur neue grausame Strafen in ihrem Gefolge. Doch am 8. Juli landete Dom Pedro mit einer Flotte bei Oporto. Die Regierungen England's und Frankreich's nahmen Spanien gegenüber eine solche Stellung ein, daß dieses nicht wagte, Dom Miguel Hülfe zu leisten. Sir Charles Napier drang mit englischen Truppen in Algarbien vor, und gewann (5. Juli 1833) die Schlacht bei Cap St. Vincent. Die Bevölkerung erklärte sich aller Orten für Donna Maria. Frankreich und England erkannten sie an. Die Quadrupel-Allianz vom 22. April 1834 und die Schlacht bei Pomar, welche Dom Miguel verlor, bestimmten diesen, die Capitulation von Evora (24. Mai 1834) abzuschließen, in welcher er und sein spanischer Gesinnungsgenosse Don Carlos versprachen, Portugal zu verlassen und Dom Miguel zugleich allen Ansprüchen auf dieses Land entsagte. Zwar widerrief letzterer von Genua aus schon bald seine Entsagung. Dieser neue Wortbruch half ihm jedoch nichts, da der Absolutismus auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel nach und nach unhaltbar geworden war.

Dom Pedro stellte seine Carta de Ley von 1826 wieder her. Der Tod machte schon am 24. Sept. seinem Wirken ein Ende 1834. Die junge Königin Maria II. da Gloria vermählte sich (Jan. 1835) mit dem Herzoge August von Leuchtenberg, welcher aber bald (28. März) starb. Nach Ablauf des Trauerjahres (April 1836) ging sie eine zweite Ehe mit dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg ein. Die Königin besaß sehr schwache Geistesgaben, und ihr Gatte von Coburg verstand es nicht, sich die Liebe des Volkes zu erwerben. Kurz nach der spanischen Revolution von La Granja brach daher (am 9. Sept. 1836) eine ähnliche Bewegung in Portugal aus. Das Volk verlangte die Verfassung von 1820. Die Cortes mußten berufen werden. Sie revidirten die Verfassung des Jahres 1820, führten

das Zwei-Kammer-System ein, und stellten das absolute Veto wieder her. In dieser Form wurde die neue Verfassung am 4. April 1838 von der Königin beschworen. Seit dieser Zeit machte der Anhang der Königin unausgesetzte Versuche, den Einfluß der Cortes zu schwächen oder gar vollständig zu beseitigen. Die verhaßtesten unter der reactionären Partei waren die Gebrüder Costa Cabral und Silva Cabral. Neben ihnen jedoch in etwas gemäßigterer Weise wirkten die Herzoge Palmella, Terceira und Saldanha, welche (19. Januar 1842) die neue Verfassung wieder umstießen und zur Carta de Ley von 1826 zurückkehrten. Mit diesem Rückschritt nicht zufrieden, warf sich die Königin (Mai 1844) dem verhaßten Costa Cabral in die Arme. Die Mißstimmung des Volkes über die Gebrüder Cabral nahm immer zu. Das Volk erhob sich (Sommer 1846) und war im Begriffe, die verhaßte Regierung zu stürzen (Frühjahr 1847) als die englische und die spanische Regierung sich einmischten.

Sobald die Gefahr vorüber war, rief die Königin den verhaßten Costa Cabral wieder zurück und ernannte ihn zum Grafen Thomar. Dadurch trieb sie (April 1851) den Marschall Saldanha, sich an die Spitze eines Militäraufstandes zu setzen. Graf Thomar mußte fliehen (Mai 1851).

Die Männer des entschiedenen Fortschritts, in Portugal von der September-Revolution Septembristen genannt, erlangten die Mehrheit in den Kammern. Es entstand daher bald wieder Zwiespalt zwischen Kammern und Regierung. Diese suchte sich durch Vertagung und Auflösung der Kammern zu helfen. Auch Dom Miguel fing wieder an, seine Anhänger in Bewegung zu setzen. Mitten in diesen Wirren starb die Königin (15. November 1853). Ihr ältester Sohn, Dom Pedro V. (geb. den 16. September 1837), folgte ihr, unter der Regentschaft seines Vaters Ferdinand, nach.

Die verschiedenen Parteien, die Chartisten, d. h. die Anhänger der Charte von 1826, und die Septembristen, die Freunde der Verfassung von 1836, standen sich fortwährend feindlich gegenüber. Die Hofpartei neigte sich immer auf die Seite der Chartisten und trieb dadurch die Septembristen mit Gewalt zu der Ueberzeugung, daß die von ihnen dringend gewünschten Reformen unter der monarchischen Verfassung nicht durchzusetzen seien.

Portugal und Spanien befinden sich augenscheinlich in einer Uebergangsperiode, welche von ihrem Abschlusse wohl noch weit entfernt sein dürfte. Auf eine Periode des Stillstands, wie sie auf diesen beiden Reichen Jahrhunderte hindurch lastete, müssen nothwendig viele Stürme folgen, um die schwüle Luft zu reinigen.

§ 76. Türkei, Egypten und Griechenland.

Im Westen schritt die Zeit voran, indem sie zugleich die nationalen und die freiheitlichen Bestrebungen der Völker stärkte. In Oesterreich und in der Türkei trieb der Geist der Freiheit die sich gegenseitig abstoßenden Bestandtheile dieser Conglomerate auseinanderzugehen und sich von unterdrückten Provinzen zu selbständigen Staaten zu entwickeln.

Kaum hatte die Pforte mit schweren Opfern den Frieden von Adrianopel erkauft*) und durch Anerkennung des Protokolls vom 3. Februar 1830 Griechenland freigegeben,**) so gerieth sie durch Empörungen, welche in Bosnien, Albanien, Macedonien, Klein-Asien und Syrien ausbrachen, insbesondere aber durch einen Angriff von Seiten des Pascha von

*) Siehe oben § 58, S. 605 u. § 47, S. 492.

**) Siehe oben § 59, S. 610.

Egypten, in große Gefahr. Ibrahim Pascha, Mehemed Ali's Sohn, drang (21. December 1832) bis Konieh vor und bedrohte Constantinopel. Mahmud wußte sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er sich dem Kaiser von Rußland in die Arme warf. Eine russische Flotte schiffte Truppen nach Klein-Asien über, welche auf den Höhen von Hunkiar-Skelessi stehen blieben, bis die Egypter sich zurückzogen. Zum Danke für die geleistete Hülfe schloß die Pforte jenen Vertrag von Hunkiar-Skelessi, welcher von den Seemächten Europa's so übel aufgenommen wurde.*) Der Vertrag lief im Jahre 1841 ab. Am 13. Juli dieses Jahres wurde derselbe dahin abgeändert, daß allen fremden Kriegsschiffen die Fahrt durch die Dardanellen und den Bosphorus verschlossen sein solle.

Im Jahre 1835 gelang es der Pforte, die Stadt von Tripolis, welche sich seit langer Zeit unabhängig gemacht hatte, wieder zu gewinnen. Auch zwang sie die Insel Samos, welche nach dem Londoner Protokolle von 1830 der Türkei zugesprochen worden war, sich aber bis dahin eine gewisse Unabhängigkeit erhalten hatte, zur Unterwerfung.

Sultan Mahmud fuhr fort, seine Armee und Flotte auf europäischen Fuß zu setzen und europäische Sitten in der Türkei einzuführen. Er sah voraus, daß der Kampf mit dem Pascha von Egypten bald wieder losbrechen würde. In der That kam es (1839) von Neuem zum Kriege. Die Türken verloren die Schlacht von Nisib. Mahmud starb (1. Juli 1839). Sein Sohn und Nachfolger, Abdul-Medschid, ein Jüngling von sechzehn Jahren, war nicht im Stande, durch eigene Kraft den mächtigen Satrapen zurückzuschlagen. Frankreich hatte diesem Hülfe zugesagt. Allein die vier anderen Großmächte vereinigten sich dahin, der Pforte Beistand zu leisten. Mehemed-Ali mußte seine weit aussehenden Pläne aufgeben.

Während des Krieges mit den Egyptern erließ Abdul-Medschid den berühmten Hatti-scherif von Gülhane, eine Art Verfassungsurkunde, welche allen Unterthanen des türkischen Reiches, ohne Unterschied der Person und der Religion, Leben, Vermögen und Ehre verbürgte, die Aufhebung aller Willkürlichkeiten in der Rekrutirung und die Einführung eines gleichmäßigen Steuersystems versprach. Allein es war viel schwerer, die Pascha's und deren Unterbeamten zu einer ehrlichen und redlichen Geschäftsordnung zu zwingen, als eine derartige Urkunde zu unterzeichnen und zu veröffentlichen. Trotz allen Zusagen des Sultans blieb die Verwaltung im Wesentlichen ebenso willkürlich, als zuvor. Wiederholte Aufstände schwächten die Kraft der Pforte und erschöpften deren Hülfsmittel. Besonders große Verlegenheiten bereitete ihr seit langen Jahren, und namentlich im Jahre 1853, Montenegro.

Die auswärtigen Mächte, zuerst Oesterreich und später Rußland, ergriffen mit Vergnügen die Gelegenheit, welche ihnen der Aufstand der Montenegriner bot, um Zugeständnisse zu erwirken. Kaiser Nicolaus glaubte, der Augenblick sei gekommen, den „kranken Mann," wie er den Sultan nannte, todtzuschlagen. Unter nichtigen Vorwänden ließ er Truppen in die Donaufürstenthümer rücken. Doch England und Frankreich leisteten der Pforte Hülfe. Die Türken setzten den Russen in Asien und Europa einen tapfern Widerstand entgegen. Nach einem Kampfe, welcher mit großer Erbitterung auf beiden Seiten geführt wurde und dessen wichtigste Schlachten in der Krimm, namentlich um Sebastopol, geschlagen wurden, kam der Pariser Friede zu Stande (1856), welcher das schwarze Meer für neutral erklärte oder, mit deutlicheren Worten, Rußland verbot, eine Kriegsflotte auf diesem Meere zu halten, und Rußland zwang, die unmittelbar an die Donau grenzenden

*) Siehe oben § 67, S. 695.

Bezirke Bessarabiens abzutreten, wodurch die Donau-Schifffahrt seinem Einflusse entzogen wurde.

Die Türkei entging in dieser Weise dem ihr drohenden Untergange. Es wurde aber doch klar und deutlich, daß sie ihre Rettung wesentlich der englisch-französisch-sardinischen Hülfe verdankte. Die Mächte konnten sich nicht über die Theilung der Türkei einigen. Auch mochten sie fühlen, daß mehrere im Schooße derselben befindlichen Provinzen nicht geduldig die Beschlüsse der Großmächte anerkennen würden. Die schweren Verluste, welche sämmtliche kriegführenden Mächte, sowohl an den Ufern der Donau, als an der Küste des schwarzen Meeres erlitten, deuteten überdies an, daß eine Theilung der Türkei, auch wenn sich die Großmächte über dieselbe geeinigt haben würden, nicht ohne blutige Kämpfe ausgeführt werden könnte. Eine sehr wichtige Thatsache, welche im Laufe des russisch-türkischen Krieges zu Tage trat, bestand aber darin, daß, ungeachtet Rußland den Krieg scheinbar zu Gunsten der griechisch-katholischen Kirche begonnen hatte, die Griechen nirgends den Russen zu Hülfe kamen. Sie hatten Zeit gehabt, das russische Cabinet kennen zu lernen. Sie wußten, daß es demselben nicht um ihre Befreiung, sondern um die Vergrößerung seiner Macht zu thun sei. Sie hatten nicht vergessen, wie Rußland sie zur Zeit der Schlacht von Tscheome und des Aufstands Ypsilanti's im Stiche gelassen hatte, wie ihre Abgeordneten vom Congresse zu Verona abgewiesen worden waren, und wie seit 1830 das russische Cabinet unausgesetzt nur darauf bedacht war, Einfluß auf die Angelegenheiten Griechenland's zu gewinnen,ganz unbekümmert um die Verlegenheiten, welche es dadurch dem Cabinette von Athen, sei es den anderen Großmächten, sei es dem freiheitsliebenden Theile des Volkes gegenüber, bereite.

König Otto von Griechenland, welcher am 30. Januar 1833 vor Nauplia anlangte, hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er selbst war noch minderjährig und die Regentschaft, welche er aus Baiern mitbrachte: Graf Armansberg, General von Heidegger und Staatsrath von Maurer, welchen Herr von Abel als Gehülfe zur Seite stand, kannten Griechenland zu wenig, und besaßen noch weniger die Gabe, die Regierung des Landes mit den Wünschen und der Anschauungsweise des Volkes in Uebereinstimmung zu bringen. Hierzu kamen noch die Eifersüchteleien der drei Schutzmächte und die Umtriebe der verschiedenen Parteien.

Die Baiern führten in Griechenland schnell die Bureaukratie und das Schematismuswesen ihres Landes ein und theilten ihren Landsleuten die besten Stellen im Staate und im Heere zu. Am 1. Juni 1835 ergriff König Otto selbst die Zügel der Regierung, allein er that es im Sinne und Geiste seiner baierischen Rathgeber. Das Volk und die drei Schutzmächte wurden gleichmäßig unzufrieden mit der Landesregierung. So kam es, daß (15. September 1843) in Athen ein Aufstand ausbrach, durch welchen der König gezwungen wurde, sein Ministerium zu ändern, eine Nationalversammlung zum Zwecke der Entwerfung einer Verfassung zusammenzurufen und alle im Staatsdienste befindlichen Fremden, worunter die meisten Baiern waren, zu entlassen. Am 20. November 1843 eröffnete der König die Nationalversammlung, am 30. März 1844 beschwor er die von derselben entworfene Staatsverfassung.

Die Regierung erhielt nach diesen Vorgängen einen mehr gesetzlichen Charakter, allein die Lage des Landes blieb noch immer eine sehr traurige. Die Schutzmächte mischten sich, nach Verdrängung der baierischen Beamten, noch mehr, als zuvor, in die inneren Angelegenheiten des Landes. Besonders waren es die Cabinette von Rußland und England, welche abwechselungsweise der Regierung große Verlegenheiten bereiteten.

Die Februar-Revolution übte zwar auf das Königreich Griechenland keine unmittel-

bare Rückwirkung von Erheblichkeit; allein die jonischen Inseln wurden durch dieselbe in einen Zustand großer Aufregung gesetzt. König Otto und seine Minister waren weit entfernt, diese Bewegung zu unterstützen, doch da die Bewohner der jonischen Inseln augenscheinlich wünschten, mit Griechenland vereinigt zu werden, so gerieth die englische Regierung, welche fühlen mochte, daß ihr gar kein Recht zustehe, jene Inseln zu beherrschen, in üble Laune. Ganz abgesehen davon, daß der Wille der Bewohner der jonischen Inseln, wie jedes andern Landes, allein in Betreff seiner Regierung maßgebend ist, hatte der Pariser Vertrag vom 15. November 1815 der englischen Regierung kein anderes Recht eingeräumt, als dasjenige des Schutzes, welches England im Laufe der Jahre jedoch zu einem unumschränkten Herrscherrechte erweiterte. Das unglückliche Griechenland mußte es, namentlich im Jahre 1850, durch eine englische Blokade und die Hinwegnahme von mehr, als zweihundert Schiffen entgelten, daß die Bewohner der jonischen Inseln ihre Unzufriedenheit mit der englischen Herrschaft deutlich kund gegeben hatten.

Griechenland ist in seinem jetzigen Zustande zu wenig selbständig und zu sehr von den Launen der Seemächte abhängig, als daß es so auf die Dauer fort bestehen könnte. Es muß nothwendig die ihm verwandten Inseln und Provinzen des türkischen Reiches an sich ziehen, um eine Achtung gebietende Macht zu werden. Dazu wird König Otto oder irgend ein anderer Prinz weder den Muth, noch die Kraft haben. Uebrigens wird Griechenland ohne Zweifel früher oder später in die Lage kommen, selbst sein Schicksal zu bestimmen. König Otto's Ehe mit der Prinzessin von Oldenburg ist kinderlos geblieben. Mit Otto wird daher voraussichtlich die bairische Dynastie in Griechenland zu Ende gehen. Die Griechen werden in diesem Falle selbst zu entscheiden haben, welche Regierungsform ihnen zusagen und welche Person ihr Vertrauen besitzen möge.

Im Norden nahmen die Donaufürstenthümer, im Süden Egypten der Pforte gegenüber mehr und mehr eine selbständige Stellung ein. Mehemed-Ali hatte sich eingebildet, mit Hülfe des französischen Cabinettes die orientalische Frage zu seinen Gunsten entscheiden zu können. Allein der Frieden zu Kiuthahia (4. Mai 1833) und die Quadrupel-Allianz (15. Juli 1840) setzten seiner Herrschaft Schranken. Mehemed-Ali verfiel in eine Art Geisteszerrüttung. Bei seinen Lebzeiten folgte ihm daher schon (Juli 1848) sein Adoptivsohn Ibrahim-Pascha und nach dessen Tode (9. November 1848) sein leiblicher Enkel Abbas-Pascha nach. Kurz darauf (2. August 1849) starb der alte Mehemed-Ali.

Abbas-Pascha scheint die weitaussehenden Pläne seines Großvaters aufgegeben zu haben und sich mit der Herrschaft über Egypten begnügen zu wollen. Allein das Land kann unter den schwankenden Verhältnissen, in denen es sich befindet, unmöglich denjenigen Aufschwung nehmen, dessen es außerdem fähig wäre. Dem Namen nach der Pforte unterworfen, muß Egypten, so oft es die Großmächte Europa's so wollen, den Befehl derselben anerkennen. Dieses hat sich namentlich neuerdings in der Angelegenheit des Suezcanals gezeigt. Besäße Egypten die Macht, seine Angelegenheiten nach seinen eigenen Bedürfnissen zu bestimmen, so könnte es einen großartigen Aufschwung nehmen. Es könnte nicht nur seine günstige geographische Lage am mittelländischen und am rothen Meere zur Entwickelung seines Handels und seiner Schiffahrt benützen, sondern auch vieles zur Civilisation Afrika's und zur Ausbeutung der reichen Schätze dieses Erdtheils beitragen. Allein die unentschiedenen, augenscheinlich einer Katastrophe zudrängenden Verhältnisse des Orients wirken lähmend auf Egypten, wie auf Griechenland und auf die Donaufürstenthümer ein. Erst nachdem die altersschwache Pforte dem Schicksale ihren Tribut bezahlt haben wird, kann der Orient, erst nachdem der Despotismus besiegt sein wird, der Occident zu neuem Leben erwachen.

Siebenter Abschnitt.

Die Nordamerikanischen Freistaaten.

§ 77. Entwickelung der Union bis 1812.

Das Jahr 1789, welches für Europa den Anfangspunkt einer ganzen Reihe von Revolutionen und Kriegen bildete, schloß für die vereinigten Staaten Nordamerika's den Zeitabschnitt der Revolution, des Krieges und innerer Wirren ab. Im Anfange dieses Jahres wurde die Unionsverfassung von dem Volke angenommen. Erst im November des Jahres trat übrigens Nord-Carolina bei. Noch später (im Mai 1790) schloß sich Rhode Island an und machte die Zahl der dreizehn Staaten voll. Am 30. April desselben Jahres wurde die Centralregierung feierlich eingeführt. Das Volk erwählte Georg Washington mit seltener Einstimmigkeit zum Präsidenten der Union.

Der Sitz der Centralregierung war Anfangs in Philadelphia; erst zehn Jahre später wurde er nach Washington verlegt. Die Zahl der Einwohner betrug damals 3,929,000, unter welchen sich 695,000 Sklaven befanden.

Schon während der ersten Präsidentschaft Georg Washington's (1791) wurde Vermont, und das folgende Jahr (1792) Kentucky, dessen Gebiet zwei Jahre vorher von Virginien getrennt worden war, als ein besonderer Staat in die Union aufgenommen.

Im Jahre 1793 wurde Georg Washington wiederum zum Präsidenten erwählt. John Adams stand ihm während seiner ersten und zweiten Wahlperiode als Vice-Präsident zur Seite.

Damals wüthete schon der Krieg in Europa, welchen der Widerwille der Fürsten gegen die republikanische Verfassung entzündet hatte. Die große Frage war, ob die vereinigten Staaten daran Theil nehmen sollten. Noch hatte sich die vereinigte Union von den ihr durch den Unabhängigkeitskrieg geschlagenen Wunden nicht vollständig erholt. Ihr Gebiet war groß und ihre Bevölkerung klein. Sie konnte im Kriege mit den Großmächten Europa's nicht wetteifern. Sie war wohl mächtig auf eigenem Grund und Boden, doch um an einem auswärtigen, jenseits des Oceans geführten Kriege Theil zu nehmen, fehlte es ihr an allen Hülfsmitteln. Dazu kam, daß der in Europa geführte Krieg von Anfang an nicht ganz frei von Beimischungen blieb, welche befürchten ließen, daß sich in den Principienstreit bald auch Eroberungssucht, Ehrgeiz und Habgier mischen würden. Georg Washington hatte daher gewiß Recht, wenn er in einer Proclamation das Volk ermahnte, an diesem europäischen Kriege keinen Theil zu nehmen.

Nur zu bald hatten auch die Amerikaner, wie die Europäer, von den Uebergriffen der Franzosen zu leiden. Erbittert über die Neutralität der Nordamerikaner, erlaubte die französische Regierung ihren Capern, auch Schiffe der vereinigten Staaten aufzubringen. Mehrere hunderte derselben wurden unversehens genommen und von den französischen Behörden für gute Prise erklärt. Es entwickelten sich daraus Zerwürfnisse, welche erst am 20. September 1800 durch einen Friedensvertrag beigelegt werden konnten.

Im Jahre 1796 wurde Tennessee in die Union aufgenommen. In dem darauf folgenden Jahre (1797) zog sich Georg Washington, nach Ablauf seiner zweiten Präsidentschaftszeit, in das Privatleben zurück. Ihm folgte John Adams, welcher sich durch zwei von ihm veranlaßte Gesetze einen üblen Namen erwarb. Das eine derselben, das s. g. Fremdengesetz, gab dem Präsidenten das Recht, jeden Fremden, der ihm für den Frieden

und die Freiheit des Landes gefährlich erscheinen möchte, ohne weiteres auszuweisen. Nach dem andern, dem s. g. Aufruhrgesetze, konnten Alle, welche sich gegen irgend eine Maßregel der Regierung verschworen oder dagegen schrieben, druckten, äußerten oder veröffentlichten, oder auch irgendwie falsche, scandalöse und boshafte Schriften gegen die Regierung der Vereinigten Staaten oder irgend ein Haus des Congresses oder gegen den Präsidenten erließen, mit Gefängniß oder schweren Geldbußen bestraft werden.

John Adams wurde daher auch nicht wieder erwählt. Statt seiner trat Thomas Jefferson (4. März 1801) an die Spitze der Verwaltung. Die Wahl desselben war sehr schwierig gewesen. Nach der Verfassung damaliger Zeit bezeichneten die Wähler nicht, welche Person sie zum Präsidenten und welche sie zum Vice-Präsidenten wünschten, vielmehr bezeichneten sie nur zwei Personen. Diejenige derselben, welche die meisten Stimmen hatte, wurde Präsident, die andere Vice-Präsident. So kam es, daß Thomas Jefferson und Aaron Burr, von denen der erstere, nach dem Wunsche der Republikaner, Präsident, der letztere Vice-Präsident werden sollte, eine ganz gleiche Stimmenzahl hatten. Der Congreß mußte daher zwischen beiden entscheiden. Hier wiederholte sich dieselbe Erscheinung. Erst bei der sechsunddreißigsten Abstimmung erlangte Thomas Jefferson die gesetzlich erforderliche Stimmenmehrheit.

Die Föderalisten waren unterlegen. Mit Thomas Jefferson kamen die Republikaner an die Spitze des Staates. Die der Freiheit verderblichen Gesetze der vorhergehenden Verwaltung wurden aufgehoben. Die Bevölkerung war (1801) auf 5,319,762 Menschen gestiegen. Im Jahre 1802 wurde Ohio in die Union aufgenommen. Im folgenden Jahre (1803) brachte die Union durch einen mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag Louisiana mit allem Lande bis zum stillen Ocean für die Summe von 15,000,000 Dollars an sich. Der englischen Regierung war dieser Kauf sehr unangenehm, doch die Vereinigten Staaten nahmen darauf mit gutem Grunde keine Rücksicht.

Von Jahr zu Jahr wuchsen die Vereinigten Staaten an Volkszahl und Macht. Bei jeder Gelegenheit zeigten sie, daß sie entschlossen seien, ihre Rechte zu behaupten und kein Unrecht stumpfsinnig zu dulden. Mit den Indianerstämmen, welche eines civilisirten Lebens oder auch nur einer den Regeln des europäischen Völkerrechts entsprechenden Kriegsführung unfähig waren, entspannen sich wiederholt Streitigkeiten und blutige Kämpfe. Die Indianer betrachteten sich als ursprüngliche Herren des Landes. Sie erwogen nicht, daß sie das Land Jahrtausende hindurch im Zustande der Wildniß gelassen hatten. Mit Recht kann sich nur Derjenige Herr eines Landes nennen, welcher dasselbe bebaut, nutzbar und zum Sitze reiner Menschlichkeit macht. Allerdings behandelten die von Europa gekommenen Einwanderer und deren Nachkommen die Indianer nicht immer mit christlicher Milde und staatsmännischer Umsicht. Allein die mit Mord, Brand und Raub verbundenen plötzlichen Ueberfälle der Indianer erhitzten die Leidenschaften der Europäer nur zu oft mit gutem Grunde auf's Aeußerste, um so mehr, als sich bis auf den heutigen Tag alle Versuche der Europäer, die Indianer zu bilden, mit sehr wenigen unerheblichen Ausnahmen, als erfolglos erwiesen. Die Vereinigten Staaten befanden sich daher in einem fast ununterbrochenen Kriegszustande mit den Indianern. Eine Zeit lang begünstigten die Engländer heimlich noch die Wilden. Früher oder später, mit größeren oder geringeren Opfern siegte die Civilisation aber immer über die Rohheit. Das Gebiet, in welchem die gebildeten Europäer oder deren Nachkommen wohnten, erweiterte sich von Jahr zu Jahr. Die wilden Indianerstämme wurden mehr und mehr nach dem Westen gedrängt, litten in den häufigen Kriegen unersetzliche Verluste und nahmen unausgesetzt an Volkszahl ab.

Jahrhunderte hindurch hatten die europäischen Staaten die Seeräuber der Nordküste

Afrika's ihr Unwesen treiben lassen, ohne demselben jemals mit Nachdruck entgegen zu treten. Kaum waren aber die Vereinigten Staaten in die Reihe der selbständigen Gemeinwesen eingetreten, so schlossen sie (1795) einen Vertrag mit Algier, durch welchen ihr Handel im mittelländischen Meere geschützt und die amerikanischen Gefangenen in Freiheit gesetzt wurden. Als dessenungeachtet der Bey von Tripolis den amerikanischen Handel beunruhigte, erschien eine amerikanische Flottille vor jener Seestadt und zwang den Bey zu einem Friedensvertrage und zum Austausche der Gefangenen.

Weit ernstlicher waren diejenigen Streitigkeiten, welche das von den Engländern behauptete Durchsuchungsrecht veranlaßte. Umsonst waren alle Beschwerden der Vereinigten Staaten. Erfolglos blieb die (1807) angeordnete Handelssperre und das (1809) beschlossene Nichtverkehrsgesetz. Die Uebergriffe, welche sich die englische Regierung erlaubte, wurden immer unerträglicher.

Mittlerweile war auf Thomas Jefferson, welcher, gleich Washington, zweimal hinter einander Präsident gewesen war, James Madison (1809—1817) gefolgt. Der Census des Jahres 1810 ergab eine Seelenzahl von 7,239,903. Diese hatte sich also seit den Zeiten des Unabhängigkeitskrieges mehr als verdreifacht. Sie hatte 1782 nur 2,203,000 betragen. Die englische Regierung, welcher die europäischen Seemächte keinen Widerstand entgegen zu setzen vermochten, glaubte, auch die Amerikaner zur Fügsamkeit zwingen zu können. Allein sie irrte sich im Jahre 1812 nicht minder, als im Jahre 1776. Damals hatten die Bewohner Nordamerika's noch nicht das kräftigende Bewußtsein errungener Freiheit. Im Laufe von sechsunddreißig Jahren hatte die Union einen so großartigen Aufschwung genommen, daß sie in gerechtem Vertheidigungskriege England weit leichter als früher die Spitze bieten konnte.

§ 78. Krieg mit England.

Die Vereinigten Staaten blieben auch nach dem Ende des Befreiungskrieges mit England in so mannichfaltigen und innigen Beziehungen, daß ein Krieg zwischen beiden Staaten als ein großes Unglück nicht blos für sie, sondern für die ganze Menschheit betrachtet werden mußte. Die beiden Völker, welche von allen mächtigen Nationen der Erde allein einen gewissen Grad von Freiheit besaßen und welche nicht lediglich auf der Gewalt beruhten, hätten der Welt ein Beispiel friedlicher Gesinnung geben sollen. Allein der Krieg, welchen England seit zwei Jahrzehnten fast ohne Unterbrechung mit Frankreich führte, hatte die Leidenschaften der Machthaber in ähnlicher Weise aufgeregt, als der Krieg, welcher dem nordamerikanischen Befreiungskampfe vorangegangen war.

Wir können die Ursachen des im Jahre 1812 zwischen England und Nordamerika ausgebrochenen Krieges nicht besser bezeichnen, als indem wir auf das Manifest des Präsidenten der Union verweisen, worin als solche genannt werden: „Britische Excesse, indem sie die amerikanische Flagge auf offener See, der Freibahn aller Nationen, insultirten — Pressen amerikanischer Seeleute — das Hetzen amerikanischer Fahrzeuge, während diese in ihren eigenen Häfen ein- oder ausliefen — das Tödten amerikanischer Bürger, und zwar noch innerhalb ihrer Territorialgränzen — das Erlassen von Befehlen, die Häfen feindlicher Länder zu blokiren, ohne zugleich zur Unterstützung und Legalisirung solcher Befehle die nöthigen Flotten zu verwenden; ferner, daß man solche Befehle von dem Tage ihres Erlasses an in Kraft gesetzt habe, worauf der amerikanische Handel in jedem Meere geplündert worden — die Anwendung heimlicher Agenten, um die Regierung der Union dem

Volke zu entfremden und die einzelnen Staaten selbst gegen einander aufzuwiegeln — und endlich das Aufreizen der ohnedies schon feindlich gesinnten indianischen Stämme."

Auf den Grund dieser Beschwerden erklärten die Vereinigten Staaten (18. Juni 1812) den Krieg. Dieser entbrannte sofort zu Wasser und zu Land: zu Wasser in allen Theilen der Erde und zu Lande zugleich längs der Nordgränze und der gesammten Ostküste der Union. Zu Wasser erlangten die Amerikaner, obgleich ihre Kriegsflotten sich mit den englischen weder an Zahl der Schiffe, noch der Kanonen auch nur annäherungsweise messen konnten, manche Vortheile. Es stellte sich durch eine Reihe blutiger Kämpfe fest, daß unter gleichen Verhältnissen die Amerikaner den Engländern zur See vollkommen gewachsen, wenn nicht überlegen seien. Im Landkriege waren durchschnittlich die Amerikaner nicht so glücklich, als im Seekriege. Sie entwickelten bei jeder Gelegenheit große Kraft in der Vertheidigung ihres Gebietes. Doch die Angriffe, welche sie auf englisches Gebiet machten, namentlich in Canada, wurden aller Orten abgeschlagen.

Den Engländern gelang es nicht, viele amerikanische Schiffe zu kapern. Die Amerikaner erbeuteten in kurzer Zeit zweihundertfünfzig englische Schiffe, und machten dabei dreitausend Gefangene.

Der Krieg mit den Engländern wurde dadurch noch furchtbarer, daß demselben ein Kampf mit den Indianern zur Seite ging. Tecumseh, der Häuptling der Nation der Creeks, hielt den Augenblick für günstig, die Weißen aus Amerika zu vertreiben. Die Creeks überfielen die Amerikaner (30. August 1812) im Fort Mins in der Tensau-Ansiedelung und machten ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters Alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Von dreihundert Männern, Frauen und Kindern konnten sich nur siebzehn durch die Flucht retten.

General Jackson schlug die Indianer bei Talladega und später am Flusse Tallaguhja und zwang dadurch die Creeks, sich zu unterwerfen.

Während des Krieges mit England entspann sich ein Principienstreit über die Frage, ob Britten, welche in Amerika das Bürgerrecht erlangt hatten, von der englischen Regierung als Verräther behandelt werden dürften, falls sie mit den Waffen in der Hand gefangen genommen würden. Die amerikanische Regierung war augenscheinlich in ihrem vollen Rechte und die englische konnte ihre Behauptung nur rechtfertigen, insofern sie ihre Unterthanen als Leibeigene betrachtete, welche nicht das Recht hätten, nach eigener freier Wahl ihr Vaterland zu verändern.

Nach dem Pariser Frieden vom Jahre 1814 schickte die englische Regierung eine Armee von vierzehntausend Veteranen nach Canada, woselbst es in den ersten Tagen des Julimonats zu verschiedenen Treffen in der Nähe des Niagara kam, welche aber zu keiner Entscheidung führten. General Scott zeichnete sich auf amerikanischer Seite aus und legte damals den Grund zu seinem Kriegsruhme. Im Anfange des Jahres 1814 fingen die Engländer an, gegen die Hauptstadt der Union, Washington, zu operiren. Am 19. August segelte ein Theil ihrer Flotte den Paturent hinauf und setzte ein Heer unter General Roß ans Land. Dieser schlug die ihm entgegengeschickten Milizen zurück, drang in Washington ein, sengte und brannte in der Stadt gleich einem Barbaren, zerstörte die Bibliothek und andere werthvolle Sammlungen und zog dann wieder ab, als die Amerikaner sich in größerer Stärke sammelten. Die größte Waffenthat des Krieges bestand aber in der Abweisung des Angriffes der Engländer auf New-Orleans.

Am 1. Januar 1815 eröffneten die Engländer, vierzehntausend Mann stark, den Angriff auf die Stadt. General Jackson hatte ihnen nur sechstausend Mann entgegen zu

setzen. Die Engländer wurden mit einem Verlust von zweitausendsechshundert Mann zurückgeschlagen, die Amerikaner hatten nur sieben Todte und sechs Verwundete.

Als die Schlacht von New-Orleans geschlagen wurde, war der Friede schon geschlossen. In Gent waren die Gesandten der kriegführenden Theile im August 1813 zusammen getreten. Im Dezember 1814 kam endlich der Friede zu Stande. Dieser bestimmte, daß alle während des Krieges genommenen Plätze zurückgegeben und die bestrittenen Gränzen regulirt werden sollten. Der eigentliche Streitpunkt, das von den Engländern behauptete Untersuchungsrecht, blieb unerörtert. Der Krieg zwischen England und Frankreich hatte mittlerweile aufgehört. Man betrachtete daher den Streitpunkt als thatsächlich beseitigt und überging die dornenreiche Rechtsfrage mit Stillschweigen. Im Laufe des Krieges wurde James Madison ein zweitesmal zum Präsidenten erwählt. Er hatte eine sehr schwierige Stellung, indem die Föderalisten, welche in den Neu-England-Staaten die Mehrzahl bildeten, mit aller Gewalt Frieden haben wollten. Sie weigerten sich, ihre Miliz zu stellen und beriefen einen Convent nach Hartford; dort beschuldigten sie die Unionsregierung, den Interessen Neu-Englands feindselig gehandelt zu haben, und beschlossen zugleich eine Adresse, in welcher sie eine Aenderung der Constitution verlangten. Sie gingen in ihrer Widersetzlichkeit so weit, daß sie der Regierung erklärten, sie würden ein eigenes Schutz- und Trutzbündniß schließen, falls die Regierung ihren Forderungen nicht entsprechen würde. Zum Glücke war damals der Friede schon geschlossen worden. Diese gehässigen und unpatriotischen Bestrebungen hatten daher keine nachtheiligen Folgen für das Land. Sie bewiesen aber die außerordentliche Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Föderalisten ihren Kampf mit den Republikanern führten.

§ 79. Die Zeit von 1815 bis 1860.

Nach dem Frieden von Gent erfreuten sich die Vereinigten Staaten einer Periode fast ununterbrochenen Friedens, welche nunmehr (Februar 1860) schon fünfundvierzig Jahre andauert. Zwar führte die Union (1815) Krieg mit Algier und (1846—1848) mit Mexico; auch hatte sie wiederholt kleine Scharmützel mit den Indianern, allein alle diese Kämpfe waren verhältnißmäßig von so geringer Bedeutung, daß sie den Genuß des Friedens mehr würzten, als unterbrachen. Der Aufschwung, welchen die Vereinigten Staaten nahmen, erhellt am deutlichsten aus der Zunahme der Bevölkerung. Vom Jahre 1782 bis 1810 war dieselbe von 2,203,000 auf 7,239,903 Seelen gestiegen. Im Jahre 1820 betrug sie 9,638,191. Im Jahre 1830 erreichte sie 12,866,020; im Jahre 1840 17,069,453, und 1850 23,256,244. Jetzt (1860) beträgt sie ohne Zweifel über zweiunddreißig Millionen. Die durchschnittliche Zunahme vom Jahre 1782 betrug in zehn Jahren beiläufig fünfunddreißig Procent. In den Jahren 1852 bis 1854 war aber die Einwanderung so außerordentlich groß, daß dieselbe im Laufe dieser drei Jahre allein die Zahl von 1,180,805 erreichte, von welchen die Mehrzahl aus erwachsenen Personen bestand, welche mittlerweile ohne Zweifel schon viel für die Vermehrung der Volkszahl beigetragen haben.

In gleichem Verhältniß, als die Bevölkerung, nahm auch die Zahl der neuen Staaten zu. Zu den ursprünglichen dreizehn Staaten kamen hinzu: (1791) Vermont; (1792) Kentucky; (1796) Tennessee; (1802) Ohio; (1812) Louisiana; (1816) Indiana; (1817) Mississippi; (1818) Illinois; (1819) Alabama; (1820) Maine; (1821) Missouri; (1836) Arkansas; (1837) Michigan; (1845) Florida; (1845) Texas;

(1846) Jowa; (1847) Wisconsin; (1850) Californien; (1859) Minnesota und Oregon.

In der Organisation sind begriffen die Territorien: Neu-Mexico, Washington, Nebraska, Utah und Kansas.

Es hat sich also die Zahl der Staaten von dreizehn auf fünfunddreißig vermehrt, wozu fünf Territorien, das Indianergebiet und der Bezirk Columbia mit der Hauptstadt Washington hinzukommen. Voraussichtlich werden in wenigen Jahren die fünf obengenannten Gebiete als Staaten hinzutreten.

Noch rascher, als die ländliche, hat sich die städtische Bevölkerung gemehrt. Neu-York, welches im Jahre 1790 nur 33,131 Einwohner zählte, hat sich so außerordentlich vergrößert, daß es nach London und Paris unstreitig die wichtigste Stadt der Erde geworden ist. Ihre Bevölkerung beträgt (1860) ohne Zweifel eine Million, und wenn wir die Bevölkerung von Brooklyn, Williamsburg, Hoboken und Jersey-City, welche nur durch einen Zwischenraum von fünf Minuten von ihr getrennt sind, dazu rechnen, so steigt die Bevölkerung noch um 250,000 Menschen.

Gewöhnlich wird als einzige Ursache der zunehmenden Blüthe der Vereinigten Staaten deren Losreißung von England oder, mit anderen Worten, der glückliche Ausfall ihres Unabhängigkeitskrieges angenommen. Wenn wir jedoch etwas tiefer eingehen und den Gegensatz zwischen den zwei großen Hälften der Union, zwischen dem freien Norden und dem sclavenhaltenden Süden berücksichtigen wollen, müssen wir als zweite Ursache die fast in denselben Zeitpunkt fallende Abschaffung der Sclaverei hinzunehmen. Nimmermehr würden die Vereinigten Staaten auch nur annäherungsweise denjenigen Aufschwung genommen haben, in welchem sie noch immer begriffen sind, hätten nicht die nördlichen Staaten die Sclaverei abgeschafft. Die Entwickelung, welche die Vereinigten Staaten im Laufe von siebzig Jahren (1789—1859) nahmen, ging wesentlich vom Norden aus. Die freien Staaten nahmen nicht nur weit schneller, als die sclavenhaltenden an Bevölkerung, Wohlstand und Bildung zu, von ihnen gingen auch alle besseren Anregungen, welche den Süden vorwärts trieben, aus. Der Norden lieferte dem Süden die Ingenieure, welche dessen Eisenbahnen bauten, die Maschinen, mit deren Hülfe er dieselben nutzbar machte, die Lehrer für dessen Schulen, die Capitalien für viele der großen Unternehmungen desselben und diejenige Ideenwelt, welche denselben abhielt, in vollständige Barbarei zu versinken.

Auf dem Gegensatze zwischen Sklaverei und Freiheit beruhte wesentlich der ganze Entwickelungsgang, welchen die Union im Laufe der letzten sieben Jahrzehnte nahm. Wir werden der Sclavenfrage einen besondern Paragraphen widmen.

In ruhiger Folge kam ein Präsident nach dem andern. Keiner vermochte den raschen Gang der Entwickelung der Union zu hemmen, während die meisten derselben durch ihre persönliche Tüchtigkeit zum Gedeihen der Vereinigten Staaten das Ihrige beitrugen.

Auf den vierten Präsidenten, James Madison, folgte James Monroe (1817 bis 1825), John Quincy Adams (1825 bis 1829), Andreas Jackson (1829 bis 1837), Martin Van Buren (1837 bis 1841). Wilhelm Heinrich Harrisson starb schon am 4. April 1841, nachdem er blos einen Monat die Präsidentenwürde inne gehabt hatte. Ihm folgte der Vice-Präsident John Tyler (4. April 1841 bis 3. März 1845), James Knox Polk (1845 bis 1849), Zacharias Taylor (5. März 1849 bis 9. Juli 1850). Durch den Tod dieses Präsidenten wurde der Vicepräsident Millard Filmore an dessen Stelle berufen (9. Juli 1850 bis 3. März 1853). Diesen löste Franklin Pierce ab (1853 bis 1857).

Der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten ist James Buchanan, dessen Amtszeit noch bis zum 4. März 1861 läuft.

Nächst der ruhigen und friedlichen Entwickelung der Union, welche unausgesetzt vor sich ging, verdienen die Erwerbung von Ost- und West-Florida, welche die Vereinigten Staaten nach langwierigen Verhandlungen (1820) von der spanischen Regierung kauften, die Regulirung der zwischen England und der Union streitigen Grenze vermittelst des s. g. Ashburton Vertrages (1842), endlich der Krieg mit Mexico (1846 bis 1848) besonders hervorgehoben zu werden.

Längere Zeit hindurch hatten zwischen England und den Vereinigten Staaten verschiedene Reibungen stattgefunden. Diese wurden zum Theil durch den Wunsch einer Partei, Canada mit der Union zu vereinigen, theils dadurch hervorgerufen, daß in den früher abgeschlossenen Grenzverträgen aus Unkenntniß, oder weil man den fernen Ländern des Westens damals noch gar keine Bedeutung zugeschrieben hatte, die Grenze in höchst mangelhafter Weise festgesetzt worden war. Im Herbste des Jahres 1842 kam ein Vertrag zwischen beiden Mächten zu Stande, welcher die streitigen Fragen zu gegenseitiger Befriedigung erledigte.

Die Verhältnisse der englischen Colonien im Norden der Union waren, wenn auch (1838) eine Revolution in Canada stattfand, wohl geordnet, so daß es möglich war, zu einer friedlichen Verständigung über streitige Fragen zu gelangen. Anders verhielt sich die Sache an der Südgrenze der Union. Mexico fiel von einer Revolution in die andere. Die Finanzen dieses Staates befanden sich im schlechtesten Zustande. Die Verwaltung war so regellos und ordnungswidrig, daß die Centralregierung von Mexico mit den einzelnen Provinzen des Landes in häufige Conflicte gerieth und zahlreiche Bürger der vereinigten Staaten, welche von den mexicanischen Behörden mißhandelt worden waren, die Hülfe ihrer Regierung in Anspruch nahmen. Schon im Jahre 1842 riß sich Texas von Mexico los, schloß mit Großbrittannien einen Schifffahrts- und Handelsvertrag und wurde von den Vereinigten Staaten als selbständige Republik anerkannt. Viele Bürger der Union ließen sich in Texas nieder und setzten es durch, daß die Texaner um Aufnahme in die Union nachsuchten, welche denn auch (1845) stattfand.

Die mexicanische Regierung, mit welcher die amerikanische seit langer Zeit wegen verschiedener Entschädigungsforderungen im Streite lag, widersetzte sich der Losreißung von Texas, hielt die in Betreff der amerikanischen Entschädigungsforderungen abgeschlossenen Verträge nicht, und ließ sich auf weitere Entschädigungsforderungen, welche gemacht wurden, gar nicht ein. So kam es (1846) zum Kriege zwischen beiden Republiken.

Californien wurde schon im Jahre 1846 hauptsächlich durch die Bemühungen des Obersten Fremont gewonnen.

Von Norden her rückte General Taylor gegen Mexico vor und errang den glänzenden Sieg bei Buena-Vista (22. und 23. Februar 1846). Von der Ostküste her drang General Scott vor, eroberte Vera Cruz (27. März 1847) und gewann die Schlachten bei Cerro Gordo (18. April), bei Contreras und Churubusco (20. August), bei Molinos del Rey (8. Sept.) und bei Chapultepec (13. September). Am 14. September 1847 hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt Mexico, worauf am 22. Februar 1848 Frieden geschlossen wurde. Mexico trat an die Vereinigten Staaten Ober-Californien, Neu-Mexico und Texas ab, erhielt dafür 15,000,000 Doll. ausbezahlt und wurde entlastet von allen amerikanischen Entschädigungsforderungen.

Die abgetretenen Provinzen, welche während ihrer Verbindung mit Mexico Jahrhunderte hindurch brach gelegen hatten, erwiesen sich unter den Fittigen der Union als höchst

fruchtbare Gegenden, Californien überdies als ein reiches Goldland, welches viel dazu beitrug, den Wohlstand der Union zu heben.

Diese Eroberungen machten die Vereinigten Staaten nach weiteren lüstern. Besonders war ihr Augenmerk auf Cuba gerichtet, doch bis zu dieser Stunde ohne Erfolg.

§ 80. Oeffentliches Leben.*)

In den meisten Staaten Europa's besteht kaum eine Spur öffentlichen Lebens. Die wichtigsten Angelegenheiten, sogar Verträge, welche die Verfassung des Staates betreffen, werden geheim gehalten und oft vergehen Jahrzehnte, bevor die Völker von denselben Kenntniß erhalten. Anders ist es in den Vereinigten Staaten Amerika's. Hier werden die wichtigsten Handlungen des öffentlichen Lebens, die Wahlen, von dem Volke selbst, andere wenigstens von dessen Vertretern vorgenommen, und beide von einer fessellosen Presse unausgesetzt besprochen. Die Freiheit der Vereine und der Versammlungen ist unbeschränkt. So oft es nöthig erscheint, macht das Volk von derselben Gebrauch. In keinem Staate der Welt besteht daher ein so reges öffentliches Leben, als in der Union. Dieses gilt übrigens nur von den nördlichen Staaten, in welchen die Sclaverei abgeschafft ist. In den Sclavenstaaten ist die Freiheit des Wortes, der Presse, der Vereinigung und der Versammlung in allen Fragen, welche sich, wenn auch noch so entfernt, auf die Sclaverei beziehen, vollständig vernichtet. Schon aus diesem Grunde gestaltet sich dort das öffentliche Leben ganz anders, als im Norden.

Das öffentliche Leben der Vereinigten Staaten besitzt eine Frische und eine Kraft, welche, trotz manchen mit demselben verbundenen Auswüchsen, Bürgschaft für eine schöne Zukunft der Republik leistet. Die Uebelstände lassen sich mit großer Bestimmtheit auf eine einzige Classe von Menschen zurückführen: auf die Aemterjäger. So niedrig, wie in den Vereinigten Staaten Amerika's, wird kaum in irgend einem Reiche Europa's um die Gunst des Souverains gebuhlt.

Die Aemterjäger fingen damit an, die wahrhaft guten Eigenschaften des amerikanischen Volkes, seine Geschäftsgewandheit, seinen Muth, seine Entschlossenheit, seinen Thatendurst u. s. w. in übertriebenem Maße zu preisen, fuhren in ihren Lobhudeleien fort, indem sie seine Habgier, Eroberungssucht, Eitelkeit und Herrschsucht für Tugenden ausgaben und sind nun auf dem Punkte angelangt, daß ihnen nichts weiter übrig bleibt, die gegen alles Lob stumpf gewordenen Massen zu kitzeln, als den unsinnigsten Vorurtheilen und verderblichsten Leidenschaften derselben zu fröhnen.

Unter dem Einflusse dieser verächtlichen Volksschmeichler wurde die Sclaverei im Süden für eine von Gott selbst begründete höchst segensreiche Anstalt ausgegeben, die Vernichtung aller persönlichen Freiheit, unter dem Vorwande der Beförderung der Mäßigkeit im Norden als die schönste Frucht amerikanischer Freiheit gepriesen, in Nord und Süd der krasseste Aberglauben und der wildeste Haß gegen die Ausländer gepredigt. Die Folge davon war ein langjähriger, gehässiger Kampf, welcher übrigens seit dem Jahre 1854 mehr und mehr zum Nachtheile der Sclavenhalter, der Mäßigkeitsnarren und der Fremdenhasser ausschlug.

Man thäte dem amerikanischen Volke Unrecht, wenn man keinen Unterschied zwischen ihm und seinen Beute suchenden Politikern machte. Das amerikanische

*) S. die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes von G. Struve, New-York 1855.

Volk besitzt Scharfblick genug, die in seiner Staatsverwaltung herrschende Corruption zu erkennen, allein es ist nicht im Klaren über deren eigentliche Urheber. Es besitzt hinreichende sittliche Kraft, um beim Anblicke der häufig an den Tag kommenden Niederträchtigkeiten seiner Beamten, Repräsentanten und Senatoren Entrüstung zu empfinden, allein die Männer von reiner Vaterlandsliebe und ächtem Freiheitsgefühle haben sich erst in neuerer Zeit zu einem Ganzen vereinigt in der republikanischen Partei, von welcher für die Zukunft der Union etwas Gutes erwartet werden kann.

Zu beklagen ist allerdings, daß das Pfaffenthum und der Geldsack nicht blos im Süden, sondern auch im Norden einen überwiegenden Einfluß ausüben. Die Europäer fühlen die Ketten, in welchen sie von ihren Zwingherren gehalten werden, auf das empfindlichste und harren der günstigen Gelegenheit, sie zu brechen. In Amerika ist aber bis zum heutigen Tage die überwiegende Anzahl, wenigstens unter demjenigen Theil der Bevölkerung, der sich mit öffentlichen Angelegenheiten befaßt, entschieden auf der Seite des Pfaffenthums und des Geldsacks. Weit entfernt, sich des Zwanges zu schämen, der ihnen von diesen beiden Geißeln der Menschheit auferlegt wird, rühmen sie sich desselben, als eines Beweises der bei ihnen herrschenden Gottseligkeit und Ordnung, und blicken mit Verachtung auf diejenigen herab, welche sich dieselben Ketten nicht willig anlegen lassen. Doch da die öffentliche Meinung kräftig und ungefesselt ist, kann sich dieses schnell ändern, sobald das souveraine Volk von seinem gesunden Menschenverstande Gebrauch machen will. Die Amerikaner bedürfen keiner blutigen Revolutionen, um zu denjenigen Rechten zu gelangen, welche die Natur jedem Menschen bei seinem Eintritt in das Leben mitgegeben hat. Schon haben sie erkannt, daß etwas faul sein muß in ihrem Staate, denn der Schrei der Entrüstung gegen die herrschende Corruption wird von Tag zu Tage lauter. Die Frechheit, mit welcher die gemeinen Aemterjäger ihre dem Volke gegebenen Zusagen brachen, hat viele schlummernde Kräfte aus ihrem Schlafe geweckt und die Gewandtheit, mit welcher die Tagespolitiker die verschiedensten Ansprüche bereitwilligst genehmigten, um ihre Wahl durchzusetzen, und verhöhnten, nachdem sie durchgesetzt war, kann von einem so kräftigen Volke, als das amerikanische ist, unmöglich lange noch geduldet werden.

Die Corruption, über welche aller Orten öffentlich geklagt wird, und für welche wir im Laufe dieses Abschnitts zahlreiche Beweise beibringen werden, muß eine entsprechende durchgreifende Ursache haben, und diese läßt sich zurückführen auf den Mangel eines richtigen Gleichgewichts zwischen Religion und Gewissenhaftigkeit. Wenn die Amerikaner dieselbe Zeit, Kraft und Anstrengung, welche sie, unter dem Einflusse ihrer Geistlichen, der Kirche widmen, selbständig und frei auf das bürgerliche Leben verwendeten, so würde sich dieses bald ganz anders gestalten. Von tückischen Pfaffen verführt, opfern sie aber einen guten Theil dieses irdischen Lebens einem ihnen vorgespiegelten Himmel jenseits dieser Erde auf und üben, im Widerspruche mit dem Christenthume nicht minder, als mit dem gesunden Menschenverstande, statt Menschendienst Pfaffendienst, statt Gerechtigkeit und Wohlwollen kirchliche Ceremonien.

In keinem Staate der Welt, selbst England nicht ausgenommen, ist die Presse gesetzlich und thatsächlich so frei, als in der Union. Keine Censur, keine Abgaben und auch keine zu harten Strafgesetze hemmen in Amerika die Mittheilung der Gedanken durch die Druckerpresse. Die Zahl der Blätter ist auch in der That unermeßlich. Fast jedes kleine Städtchen hat sein Lokalblatt und in jedem Orte von einigen tausend Einwohnern bestehen deren mehrere neben einander. Allein wie es in Amerika keine Partei gibt, welche dem Fortschritte, der Humanität, edler Freiheit auf allen Gebieten des Lebens huldigt, so gibt es auch keine Zeitung, welche in solchem Geiste strebt. Das eine Blatt ist freisinnig in

Betreff der Sclaverei, aber beschränkt in religiöser Beziehung, oder gehässig den Ausländern gegenüber. Das andere spricht sich freier in diesen beiden Fragen aus, allein es ist an die Sclavenhalter verkauft.

Wie die Tagesblätter, so dienen auch die meisten Bücher, welche in der Union Glück machen, nur persönlichen oder parteilichen Zwecken. Einen besonders verderblichen Einfluß auf den gesunden Menschenverstand des Volkes üben die Millionen von Traktätchen, womit die Pfaffen der verschiedenen Bekenntnisse das Land überschwemmen, worin sie den krassesten Aberglauben fördern und die gehässigsten Vorurtheile gegen Andersglaubende nähren. Selbst der so sehr und mit Recht gefeierte Roman der Frau Becher-Stowe, „Onkel Tom's Cabin," hat eine durchaus frömmelnde Richtung und verdankt gerade dieser einen großen Theil des Beifalls, den er gewonnen.

Nirgends erhält das Publikum für zwei Cents (einen englischen Pfennig, oder drei Kreutzer) eine solche Masse von Lesestoff, als in Amerika. Nirgends werden so große Kosten und so viel Mühe angewandt, die Neuigkeiten so schnell zu erlangen und mitzutheilen, als in den Vereinigten Staaten. Die amerikanischen Zeitungsschreiber besitzen unstreitig große Tüchtigkeit in der Darstellung, und Gewandtheit, ihre Ansichten zu vertheidigen und ihre Absichten zu beschönigen. Allein sie sind meistens weitschweifig und nicht selten suchen sie, Gründlichkeit durch Keckheit zu ersetzen.

Die politischen Parteien Amerika's tragen dasselbe Gepräge, wie dessen Presse. Zur Zeit der englischen Herrschaft theilten diesseits, wie jenseits des Oceans Tories und Whigs das öffentliche Leben in zwei feindliche Lager. Als der Sieg gewonnen und die Republik begründet war, wollte natürlich Niemand mehr Tory sein. Diese Partei fiel daher ganz hinweg. Diejenigen Amerikaner, welche in den Gewohnheiten und Ansichten England's noch einen wesentlichen Anhaltspunkt fanden, thaten sich unter dem Namen von Föderalisten zusammen, während die mehr dem Fortschritte geneigte Partei sich die republikanische nannte. Später legten sich dieselben Parteien die Namen Whigs und Demokraten bei. Nach der Erwählung Franklin Pierce's löste sich das alte Parteiwesen mehr und mehr auf. Unter dem Namen der Amerikaner nahm die Partei der Nativisten, welche seit den Zeiten des Unabhängigkeitskriegs wiederholt ihren Haß gegen die Ausländer zur Grundlage ihres Programms gemacht hatten, einen neuen Anlauf. Allein nach wenigen Jahren waren sie fast gänzlich aus dem Felde geschlagen. Der Gegensatz zwischen den um sich greifenden Sklavenhaltern und den widerstrebenden Freunden der Freiheit trat mehr hervor. Der Kampf zwischen den Vertretern der Sclaverei und der Freiheit würde die Angel, um welche sich das ganze politische Leben der Union drehte. Zwar gelang es der Sklavenhalterpartei, welche sich in höchst unpassender Weise die demokratische nennt, ihren Präsidentschafts-Candidaten, James Buchanan, durchzusetzen. Ihre Gegner, die Republikaner, unterlagen mit dem ihrigen, Fremont; allein dessenungeachtet haben die Republikaner unausgesetzt tüchtige Fortschritte gemacht. Sie besitzen die Mehrheit im Repräsentantenhause des Congresses und können hoffen, dieselbe bald auch im Senate zu erringen.

Seit 1854 haben die besseren Elemente des öffentlichen Lebens von Jahr zu Jahr an Kraft zugenommen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, gehen die Zeiten der Herrschaft der Partei der Sklavenhalter ihrem Ende entgegen. Erst wenn sie besiegt sein wird, läßt sich eine großartige Entwickelung der Grundsätze der Freiheit sowohl in den inneren, als den auswärtigen Angelegenheiten der Union erwarten.

§ 81. Privatleben.

Das Privatleben der Bürger der Vereinigten Staaten hat große Aehnlichkeit mit demjenigen der Engländer. Die größere Freiheit, welche das öffentliche Leben der Amerikaner beseelt, verleiht aber auch ihrem Privatleben einen frischern Charakter. Der Amerikaner verehelicht sich gewöhnlich in jüngeren Jahren, als der Engländer, oder der Deutsche. Die Frauen nehmen durchgehends eine würdigere Stellung ein, als in irgend einem andern Lande der Erde, und selbst die Kinder erfreuen sich einer schonungsvolleren und freundlicheren Behandlung, als irgendwo sonst.

Auf dem Lande theilt das Weib die Mühen des Mannes. Wenn er das Feld bestellt, und Holz haut, melkt sie die Kühe, und wartet des Gartens. Gemeinsam fahren die Eheleute häufig zu Markte, und gemeinsam besuchen sie des Sonntags die Kirche. Auch in den Städten nimmt die Frau der ärmeren Klasse die Hälfte der Arbeit auf sich, obgleich jede Anstrengung, welche über ihre Kräfte geht, von der öffentlichen Meinung mit Recht auf's bitterste getadelt wird. Im allgemeinen ist der Amerikaner, welcher sonst sich nicht durch Höflichkeit und Zartheit auszeichnet, gegen das weibliche Geschlecht rücksichtsvoll und die Verletzung des Anstands, einer Frau gegenüber, wird aller Orten scharf gerügt, weit schärfer, als wenn sie einem in der gesellschaftlichen Rangordnung weit höher stehenden Manne widerfahren wäre. Die Frauen der wohlhabenden Städter beschränken ihre Geschäfte gewöhnlich auf ihre Familien, und da ihnen außerdem viele freie Zeit übrig bleibt, so treibt sie ihr Sinn für Thätigkeit, an mannigfaltigen Gesellschaften für allgemeine Zwecke Antheil zu nehmen. Die Geistlichkeit versteht dieses trefflich auszubeuten, und zieht sich in den Frauen die wirksamsten Agenten für die Ausbreitung und Befestigung ihrer Macht heran. Die Künste und die Wohlthätigkeit werden hauptsächlich durch die Frauen gefördert und gehoben.

In der s. g. höheren Gesellschaft giebt die Frau noch unbedingter, als in der alten Welt den Ton an, und da dieses von dem Standpunkte des gesunden Menschenverstandes beurtheilt, ein sehr falscher ist, so entsteht daraus eine große Disharmonie. Die dem weiblichen Geschlechte gebührende Achtung und Rücksicht wird in's Ueberschwengliche getrieben, und hat zur Folge, daß die Frau sich nur als Gegenstand der Verehrung Anderer, nicht als selbstständigen, in die Verhältnisse eingreifenden Charakter betrachtet. Nur durch schwere Schläge des Schicksals wird sie gewöhnlich aus ihrem Schlaraffenleben erweckt und empfindet dann die Rauheit des Alltagsleben doppelt schwer.

Dagegen verdienen die Bestrebungen der amerikanischen Frauen hervorgehoben zu werden, ihre politische Gleichstellung mit den Männern zu erobern. Denn hierin gehen sie der ganzen übrigen Frauenwelt mit einem rühmlichen Beispiele voran, und auf diesem Felde ist bereits so kräftig vorgearbeitet, daß die Aussicht auf einen endlichen Sieg, wenn auch vielleicht noch ferne liegend, doch immer näher rückt. Die Versammlungen, auf welchen die Frauen von Jahr zu Jahr die Grundsätze öffentlich besprechen, aus denen sie die ihnen zukommende Stellung im Staate ableiten, haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Im Schooße der Frauenwelt machen sich nicht minder, als bei den Männern, die verschiedenartigsten Religions-Anschauungen geltend. Die Einen stehen auf dem Boden der hergebrachten Religionsgesellschaften, die Anderen haben sich auf den höhern Standpunkt der Vernunft hinangeschwungen. Antoinette Brown kann als Vertreterin der kirchlichen, Frau Ernestine Rose als die Stimmführerin der vernunftmäßigen Richtung bezeichnet werden. Neben diesen beiden Frauen wirken aber viele andere in gleichem Sinne für die

gesetzliche Emancipation ihres Geschlechts mit. Wir nennen unter vielen Fräulein Lucy Stone, Frau Oakes Smith und Frau Lucretia Mott. Die Grundsätze von welchen sie ausgehen, stellten die Abgeordneten der Frauen vor dem Senats-Comite von New York dar, wie folgt. Fräulein Brown sprach im wesentlichen:

Der Mann besitzt unstreitig mehr Körperkraft als die Frau. So lange diese den Grund aller Herrschaft bildete, war die Frau ihm untergeordnet, zuerst Sclavin, später Schutzbefohlene. Diese Verhältnisse der Unterordnung müssen aufhören, wenn an die Stelle des Körpers der Geist, statt der Gewalt das Recht herrschen sollen. Der Mann kann die Frau nicht vollständig vertreten. Er kann weder als Gesetzgeber, noch als Richter die Interessen, Gefühle und Ansprüche der Frau eben so richtig würdigen, als diese selbst. Die Gesetze enthalten keine weiblichen Elemente. Unter den Geschworenen findet sich keine Frau, und dennoch kommen Verbrechen vor, bei deren Beurtheilung alles von einer richtigen Auffassung der Verhältnisse abhängt, die dem Weibe geboten werden. Die Besteuerung der Frauen durch Männer ist ungerecht. Beide Geschlechter sollen gleiche Abgaben zahlen und dennoch ist der Frau nicht die gleiche Gelegenheit durch die Gesetze gegeben, zu erwerben, welche der Mann besitzt. Die Einwürfe, welche ihnen entgegen gesetzt wurden, beweisen am deutlichsten die Nothwendigkeit, den Frauen gesetzliche Gleichheit zu gewähren. Man behauptet, das öffentliche Leben sei zu rauh für das zarte Weib. Es ist nur aus dem Grunde so, weil die Frau bisher davon ausgeschlossen war. Es wird aufhören, an diesem Gebrechen zu leiden, wenn der Frau der ihr gebührende Einfluß darauf gestattet wird. Man mache einmal den Versuch! der Erfolg wird jeden Einwand niederschlagen. Die Frau fühlt, daß sie einen höhern Beruf hat, als ihr bisher eingeräumt wurde. Sie verlangt ihr gutes Recht nach dem göttlichen Grundsatze: „thut Anderen, wie ihr wollet, daß sie euch thun sollen."

Frau Ernestine Rose stellte sich auf den Standpunkt der Unabhängigkeits-Erklärung. „Diese," bemerkte sie, „geht von dem Grundsatze aus: alle Menschen sind gleich geschaffen, alle haben das Recht auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück. Sollen die Frauen von diesen öffentlich verkündeten Rechten ausgeschlossen werden? Glück und Elend, Leben und Tod erkennen kein Geschlecht an."

Unseres Erachtens können die Frauen übrigens nur dadurch Gleichheit vor dem Gesetze erringen, daß sie von allen denjenigen Rechten, welche die Gesetze ihnen jetzt schon verleihen, einen ausgedehnten und gemeinnützigen Gebrauch machen, daß sie namentlich in allen denjenigen Aemtern, welche ihnen offen stehen, z. B. als Lehrerinnen, sich bewähren.

Wenn sie sich als geschäftstüchtig im praktischen Leben erwiesen haben, wird ihnen gleiches Recht mit den Männern auch in weiteren Kreisen nicht länger mehr vorenthalten werden.

Den Glanzpunkt des amerikanischen Lebens bildet das Geschäft (business).

Dieses leidet nicht an den Mängeln der kirchlichen und der staatlichen Thätigkeit. Es ist das großartigste der Welt, obgleich der jungen Republik noch lange nicht die Hülfsmittel zu Gebote stehen, wie sie z. B. England besitzt. Der Amerikaner ist ein geborener Geschäftsmann. Die ganze Erziehung der Jugend ist auf das Geschäft berechnet und die Religion nicht minder als der Staat muß sich ihm unterordnen, denn die geschäftliche Seite ist auch in deren Schooße die Hauptsache. Der Geistliche und der Politiker wollen gleich dem Kaufmann und dem Handwerker vor allen Dingen gute Geschäfte machen, und die Rücksicht auf das Geschäft bestimmt weit mehr, als die Ueberzeugung den Antheil, welchen das Volk an Kirche und Staat nimmt.

Der unmittelbare Zweck des Geschäftes ist zwar immer Geldgewinn. Allein es sind

damit noch mannigfaltige andere Bestrebungen verbunden. Der Amerikaner will seine Kraft üben, zu Ansehen und Geltung gelangen. Ohne Geschäft mag in Europa Mancher die höchsten Ehren in Kirche und Staat erreichen, in Amerika kann Niemand ohne geschäftliche Thätigkeit auch nur die niedrigste Sproße der Stufenleiter der Gewalt ersteigen. Der außerordentlichen Geschäftsthätigkeit der Amerikaner allein sind die vielen und großen Schöpfungen beizumessen, welche in verhältnißmäßig kurzer Zeit erstanden sind. Auf keinem Gebiete zeigen sich in so überraschender Weise die glorreichen Früchte der Freiheit. Der Amerikaner ist mit seinem Geschäfte gewöhnlich schon halb fertig, bevor der Europäer nur die Schwierigkeiten beseitigt hat, welche ihm Landesgesetze und Landesgewohnheiten entgegen stellen. Unter tausend Beispielen, welche uns zu Gebote stehen, heben wir die vor sechs Jahren eröffnete Eisenbahn hervor, welche den atlantischen Ocean mit der Südsee verbindet und den ganzen Weg um Südamerika herum abschneidet. Was im Laufe von Jahrhunderten die mächtigsten Völker der Erde umsonst versuchten, was die Krone Spanien's, als sie ganz Südamerika und einen Theil Nordamerika's besaß, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln nicht zu erreichen vermochte: — die gerade Straße nach Ost-Asien — das führten einige Geschäftsleute von New-York im Laufe weniger Jahre aus. Ohne Zweifel werden bald Schienenwege über die ganze Breite des Continents die Hafenstädte des Ostens mit denjenigen des Westens verbinden.

Der Geschäftsthätigkeit der Amerikaner allein sind die unzähligen Städte zuzuschreiben, welche mit zauberhafter Schnelligkeit an allen günstig gelegenen Punkten emporblühen. Wo vor wenigen Jahren nur die Indianer jagten, werden ganze Strecken vermessen, Pläne zu Städten entworfen, Bauplätze ausgesteckt und bald steht eine Stadt, welche mit den Vortheilen des gebildeten Lebens diejenigen unermeßlicher Reichthümer an Grund und Boden vereinigt.

Die schlimme Seite des vorherrschenden Geschäftstriebes ist aber, daß bei Eisenbahnen, Dampfschiffen und allen Arten von Bauten und Einrichtungen die persönliche Sicherheit der Rücksicht auf Geldgewinn untergeordnet wird. Um hohe Procente zu ziehen, wird so wohlfeil, als nur immer möglich, gebaut. An schwindelnden Abgründen schnaubt die Locomotive vorbei, ohne daß eine Brustwehr das Leben der Reisenden schützt. Kömmt ein Bahnzug aus dem Geleise, so stürzen die Wagen hinab in die Tiefe und was bei gehörigen Vorsichtsmaßregeln nur einen kleinen Zeitverlust herbeigeführt hätte, bringt oft Hunderten von Menschen den Tod, schwere Wunden und die Vernichtung ihres Eigenthumes. Die Zahl der Angestellten ist immer so gering, und es wird denselben so viel zugemuthet, daß sie Heroen sein müßten, um nicht einmal sich eines Vergehens schuldig zu machen. Die Folge eines solchen ist aber gewöhnlich Tod und Verderben für ganze Schaaren von Reisenden. Ein Bahnwärter schläft in übermäßiger Ermüdung ein und eine ganze Wagenreihe stürzt über die Brücke hinab, welche geöffnet wurde, um Schiffe hindurch zu lassen. Ein Zugführer sieht durch den Nebel nicht die Laterne eines ihm begegnenden Bahnzuges, den er nicht erwartet hatte, und zwei Locomotive fahren mit der Schnelligkeit des Pfeiles auf einander zu, die Wagenzüge zertrümmern sich gegenseitig. Unersetzliche Menschenleben gehen verloren. Die alte Einrichtung wird nicht verändert. Alles bleibt wie zuvor. Die Staatsgewalt schreitet nicht ein, die Gefahr nimmt nicht ab. Was bei den Eisenbahnen der knappe Zuschnitt, ist bei den Dampfschiffen der Wetteifer concurrirender Gesellschaften. Jede will die Fahrten auf's Schnellste zurücklegen. Capitain, Ingenieure und Heizer werden durch den ihnen gegebenen Impuls fortgerissen. Man schüttet Kohlen, Holz, Theer, was nur brennen will, in die Flammen, um viel Dampf zu erzeugen. Früher, als gewöhnlich verflüchtigt die Hitze das Wasser im Kessel. Dieser

wird glühend, springt, versengt die Einen, schleudert die Anderen in die Wogen und Hunderte finden auf einmal ihren Tod oder Verstümmelungen, die sie auf Zeitlebens unglücklich machen.

Dieses sind allerdings höchst betrübende Erscheinungen. Allein derselbe Eifer, welcher den Amerikanern bisweilen den Tod bereitet, überwindet auch viele Schwierigkeiten, welche von anderen Völkern für durchaus unüberwindlich gehalten werden.

Der Mann, welcher sich niederlassen will, stößt nirgends auf Hindernisse. Gemeinde und Staat beschränken ihn nicht und besteuern ihn nicht, bevor sein Geschäft im Gange ist. Die Polizei bewacht ihn nicht ängstlich und lähmt nicht seinen Flügelschlag. Während in der alten Welt Zunftzwang, Gemeindeverfassung, religiöse Unduldsamkeit und Staatsgenehmigung jede Niederlassung erschweren, oft ganz unmöglich machen, läßt sich der Amerikaner nieder, wo und wie er will, ohne irgend eine Behörde deßhalb anzugeben.

Jener kleinliche Brodneid, die Frucht Jahrhunderte alter Zunftbeschränkungen, ist unter den Amerikanern unbekannt. Häufig lassen sich neben einander in einer Straße zehn, zwanzig Handwerker oder Kaufleute desselben Geschäftszweiges nieder. Die große Zahl derselben ruft eine entsprechende Kundschaft herbei. Alle können neben einander bestehen. Findet sich diese nicht, so ergreift der Amerikaner schnell ein anderes Geschäft. Der Kaufmann wird Handwerker, dieser Kaufmann, der Arzt legt eine chemische Fabrik oder eine Apotheke an, der Kaufmann wird Billiardfabrikant, wie es gerade kommt, und wie sich gute Aussichten bieten. Der Städter zieht auf das Land, der Landbewohner in die Stadt mit einer Leichtigkeit, von welcher man in der alten Welt keinen Begriff hat. Ein Umzug, welcher in Europa viele Tage und ein Dutzend Männer erfordert, wird in Amerika in wenigen Stunden abgemacht. Es fahren so viele auf Federn ruhende Wagen, als man braucht, vor, die Habseligkeiten füllen einen nach dem andern. Die allzu zerbrechlichen Gegenstände trägt man in der Hand. In einem halben Tage ist ein großer Umzug auf die Entfernung mehrerer Meilen vollendet.

Wenn ein Unfall einen Amerikaner zwingt, Geschäft, Wohnort oder Lebensverhältnisse zu ändern, so geschieht dieses rasch und leicht. In Europa würde derselbe den Mann auf Zeit Lebens ruinirt haben. In Amerika wird das Unglück häufig eine Stufe, welche zu höherem Glück führt. Im schlimmsten Falle ist es für einen unternehmenden Mann Sporn zu neuer Anstrengung, welcher sich nirgends unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen.

§ 82. Die Sklavenfrage.

Den wunden Fleck des amerikanischen Lebens bildet die Sklaverei. Sie verpestet nicht blos den Süden, woselbst allein sie besteht, sondern insofern auch den Norden, als die ganze Verfassung der Union auf ihr beruht und der Süden im Norden Knechte besitzt, welche in unnatürlichem Bunde mit den Sklavenhaltern statt für die Freiheit des Nordens, für die Sklaverei des Südens kämpfen.

Die Sklaverei bildet den Angelpunkt des gesammten öffentlichen Lebens in den Vereinigten Staaten. Die Congreßverhandlungen beruhen wesentlich auf der Frage, ob die Union im Sinne und zum Vortheil der Sklavenhalter oder der freien Arbeit verwaltet werden soll. Diese Frage kömmt in Betreff der gesammten inneren und auswärtigen Verhältnisse immer wieder vor. Von ihr sind die Fragen abhängig: unter welchen Bedingungen neue Staaten in die Union aufgenommen, neue Territorien, d. h. im Werden begriffene Staaten organisirt werden sollen? Das gesammte Zollwesen, die Unions-

Gesetzgebung und Rechtspflege, die Besetzung der Richterstellen u. s. w. hängen auf's Innigste mit der Sklavenfrage zusammen.

Der Krieg mit Mexico in den Jahren 1846 bis 1848 und die Versuche, welche gemacht wurden, Cuba zu gewinnen, fanden wesentlich im Interesse der Sklavenhalter statt. Das Sklavenfang-Gesetz, welches den Norden zwingt, flüchtige Sklaven an den Süden zurückzuliefern, die Kansas-Nebraska-Bill, welche ein großes, früher der Sklaverei verschlossenes Gebiet derselben wieder öffnete, der Krieg in Kansas, welchen die Sklavenhalter anzettelten, um die Sklaverei in dieses Territorium einzuführen — und tausend andere brennende Fragen des Tages hängen alle von der Sklaverei ab.

Während in den civilisirten Staaten Europa's die letzten Reste der Leibeigenschaft zertrümmert wurden, hat die Sklaverei in Amerika eine immer steigende Bedeutung gewonnen. Von allen politischen Parteien war seit langer Zeit keine so mächtig, als diejenige der Sklavenhalter. Erst seit dem Jahre 1855 hat sich derselben in der republikanischen Partei eine Organisation entgegengestellt, welche ihr die Spitze bietet.

Das Gebiet der Sclavenstaaten ist um 200,000 Quadratmeilen größer, als dasjenige der sogenannten freien Staaten, es beträgt 842,000 gegen 642,000 Quadratmeilen, und obgleich die Bevölkerung derselben nach dem Census von 1850 vier Millionen weniger, nämlich 9,600,000 gegen 13,600,000 Einwohner zählt, und darunter 3,272,000 Sklaven sind, so daß die freie Bevölkerung nicht sechs und eine halbe Million ausmacht, und obgleich bei der Vertretung im Congresse der Sklave nicht vollzählt, vielmehr nur zu drei Fünftheilen, so haben doch die Sklavenbesitzer in Folge der Organisation, welche sie zu Stande gebracht haben, eine so gebietende Stellung in der Union eingenommen, daß lange Zeit keine andere Partei sich entfernt mit ihnen messen konnte.

Die Corruption, über welche aller Orten so laut geschrieen wird, findet in der Sklavenhalterpartei ihre eigentliche Quelle. Denn da sowohl im Senate, als im Repräsentantenhause die freien Staaten das Uebergewicht haben, im Verhältniß von zwanzig zu fünfzehn, im Hause nicht blos wie 13,600,000 zu 9,600,000, sondern in einem noch günstigern (da die Sklaven nicht voll zählen), so haben die Sklavenhalter ihre Macht fast nur der Corruption beizumessen. Diese Thatsache für sich allein beweist die Sinnlosigkeit der Behauptung, welche die Sklavenhalter und deren Freunde oft aufstellen, nämlich, daß die Sklaverei eine Sache des Südens sei, welche den Norden gar nichts angehe. Der Süden verlangt, daß der Norden ihm seine flüchtigen Sklaven einfange und ausliefere. Die Zahl der Sklaven bestimmt die Zahl der Mitglieder des Repräsentantenhauses, die Zahl der Sklavenstaaten entscheidet über die Anzahl der Mitglieder des Senats. Obgleich die Sklaven selbst keine Stimme haben, machen sie doch Masse für die Wahl des Präsidenten nicht minder, als der Mitglieder des Repräsentantenhauses.

Präsident und Congreß, auf deren Wahl die Sklaven einen so bedeutenden passiven Einfluß üben, machen Gesetze für die gesammte Union, vertreten sie dem Auslande gegenüber, und bestimmen in hohem Maße die Geschicke der gesammten Vereinigten Staaten. Wenn ungeachtet aller dieser Thatsachen der Süden sich nicht entblödet, dem Norden jede Einmischung in die Verhältnisse der Sklaverei zu verwehren, so beweist dieses nur, daß die Sklavenhalter sich die größten Anmaßungen den s. g. freien Staaten gegenüber erlauben. Ein geistiger Kampf ist mit den Sklavenhaltern fast gar nicht möglich, denn allen Gründen setzen sie nur Drohungen entgegen. Von der Festhaltung irgend eines Standpunkts kann ihnen gegenüber gar keine Rede sein. Wenn es sich frägt, wie die Bevölkerung in der gesetzgebenden Behörde vertreten sein, welchen Antheil sie an der Wahl des Präsidenten haben soll, so sind die Sklaven Menschen, zwar nicht volle, allein doch zu drei Fünftheilen.

handelt es sich dagegen um privatrechtliche Fragen, so sind sie nur Sachen, welche Geldwerth haben. In allen geschlechtlichen Beziehungen sind die Sklaven Menschen. Kein Sklavenhalter, welcher mit seiner Sklavin Kinder zeugt, hält sich des Verbrechens der Sodomiterei schuldig. Ist er aber seiner Gefährtin müde, so ist sie wieder Sache, die er verkauft, wie es ihm beliebt. Wird ein Verbrechen begangen, so sind die Sklaven Menschen, insofern sie wie andere, gehängt und eingesperrt werden können. Sie sind aber Sachen, insofern sie gegen einen Weißen Zeugniß ablegen sollen. Ihr Eid hat dann keine Bedeutung. In Betreff des Unterrichts sind sie theils Menschen, theils Sachen. Sie dürfen, bei schwerer Strafe, weder im Lesen und Schreiben, noch in anderen edleren menschlichen Bestrebungen unterwiesen werden. Gegen den Unterricht im Arbeiten auf den Plantagen, im Nähen und Stricken, Backen und Kochen und ähnlichen Dingen, welche unmittelbar Geld eintragen, haben die Herren nichts einzuwenden. In der Religion dürfen sie nur insofern belehrt werden, als diese die Unterwürfigkeit gegen ihre Herren als eine ihnen von Gott auferlegte heilige Pflicht darstellt. Es ist einleuchtend, daß auf diese Weise alle Begriffe verwirrt, und alle Gefühle verkehrt werden. Hierunter leiden nicht blos die Sklaven, welche sich nicht immer täuschen lassen, sondern auch deren Herren, deren Verstand unklar und deren Gefühle verdorben werden. Die Drohung, sich vom Norden zu trennen, welche die Sklavenhalter bei jeder Gelegenheit aussprechen, deutet am bestimmtesten an, wie wenig Vaterlandsliebe sie besitzen, und die Heftigkeit, mit welcher sie alle ihre Ansprüche verfolgen, daß sie nur der Gewalt, niemals aber der Macht der Gründe weichen werden.

Lange Zeit gab sich der Norden der süßen Hoffnung hin, der Süden werde früher oder später selbst zur Einsicht kommen, und die Sklaverei entweder abschaffen, oder doch beschränken. Als aber eine Schranke, welche der Ausbreitung der Sklaverei gesetzt worden war, nach der anderen fiel, als der Süden zwar das Sklavenjagdgesetz streng gehandhabt wissen, allein die in dem bekannten Compromiß gezogene Linie des 36 Grades 50 Minuten nicht mehr anerkennen wollte, entspann sich ein Kampf, welcher seit dem Jahre 1855 immer ernstlicher wurde.

Der Süden nennt die Sklaverei eine ihm eigenthümliche Einrichtung (peculiar institution), ist aber darin gänzlich im Irrthum, indem die Sklaverei eine allen Barbaren gemeinsame Anstalt ist. Eigenthümlich ist es nur, daß der Süden den Schein der Bildung und christlicher Gesinnung mit der Aufrechthaltung der Sklaverei verbinden will. Um diesen augenscheinlichen Widerspruch zu beseitigen, fanden sich allerdings Pfaffen, Juristen und selbst Geschichtsschreiber und Naturforscher genug, welche eine dem Süden eigenthümliche Religion und Wissenschaft erdichten zu können vermeinten. Allein sie konnten dadurch schwarz nicht weiß machen und mußten die gerechte Entrüstung aller Menschenfreunde gegen die barbarische Einrichtung nur vermehren.

Aus der physiologisch unbestrittenen Thatsache, daß die Neger eine weniger begünstigte Menschenrace, als die Caucasier sind, könnten die Südländer allerdings mit Recht den Entschluß ableiten, sich mit derselben nicht geschlechtlich zu vermischen. Allein zu diesem sind sie nicht gekommen. Das erlaubte weder ihre Wollust, noch ihre Habgier. Sie glaubten damit beweisen zu können, daß die Neger Sklaverei zu Rechte bestehen könne. Wäre diese Ansicht begründet, so müßten wenigstens alle diejenigen Sklaven, welche weißes Blut in ihren Adern haben (und deren ist die Hälfte) freigegeben werden. Dazu werden sich die Herren schwerlich herbeilassen. Uebrigens stehen nicht blos die Neger, die Urbewohner Afrika's, sondern auch die Mongolen, die Urbewohner des nördlichen und westlichen Asien's, die Malayen, die Urbewohner Australien's, und die s. g. Indianer, die Urbewohner Ame-

rika's, tiefer, als die Indo-Caucasier. Wenn die Stufenleiter der Naturanlagen zugleich Stufenleiter der Herrschaft wäre, so würde die Sklaverei dadurch doch nicht gerechtfertigt sein, weil ein so herabwürdigendes Verhältniß, als dasjenige der Sklaverei, mit einer sittlichen, religiösen und intellectuellen Entwickelung gleich unvereinbar ist.

Wir brauchen nur die Zustände, wie sie sich unter dem Einflusse der Sklaverei im Süden entwickelt haben, näher in's Auge zu fassen, um uns zu überzeugen, daß dieselben vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes ganz eben so wenig, als vor demjenigen der Sittlichkeit und des Christenthums bestehen können.

Es sind im Süden 347,525 Personen, welche zusammen die sämmtlichen Sklaven jener Staaten besitzen. Höhern politischen Einfluß haben aber nur Diejenigen, welche über zwanzig Menschen ihr Eigenthum nennen. Solcher bevorzugter Besitzer giebt es etwa vierzigtausend, und diese herrschen nicht blos über ihre eigenen Sklaven, sondern auch über die 300,000 kleineren Sklavenhalter und über die sechs und eine halbe Million freier Einwohner des Südens. Sie bilden eine Aristokratie, welche sich durch alle und noch größere Laster, als der Adel der alten Welt, auszeichnet, ohne sich der glänzenden Erfolge rühmen zu können, durch welche die Aristokratie Europa's bei mehr, als einer Gelegenheit Ruhm erwarb. Diese Sklavenhalter lassen sich von bezahlten Schriftstellern in den übertriebensten Ausdrücken lobhudeln. Ritterliche Gesinnung, Großmuth, Förderung von Künsten und Wissenschaften, Vaterlandsliebe, selbst Freiheitsmuth wird ihnen von feilen Speichelleckern mit vollem Munde beigemessen; doch wenn wir die Verhältnisse des Südens etwas genauer betrachten, so zeigt es sich bald, daß Ritterlichkeit mit Gewaltthätigkeit, Großmuth mit Verschwendung, Sinn für Kunst und Wissenschaft mit Eitelkeit, Vaterlandsliebe mit Vorliebe für die Sklaverei, und Freiheitsmuth, mit der Entschlossenheit, unbillige Vorrechte zu behaupten, zusammen fällt.

Daß unter den zahlreichen Sklavenhaltern des Südens viele ehrenwerthe Männer sind, welche die Sklaverei in ihrer ganzen Abscheulichkeit erkannt haben und sie gerne abschütteln möchten, unterliegt keinem Zweifel. Gehörte doch Washington selbst zu dieser Zahl. Allein Männer von einer solchen freiheitlichen Gesinnung haben keinen Einfluß im Süden. Sie müssen ihre Ansichten für sich behalten, und wenn sie nicht bei Lebzeiten ihre Sklaven frei lassen, so werden nach ihrem Tode die Testamente, worin sie dieses thun, oft entweder umgestoßen, oder werden durch mannigfaltige Schleichwege ihre wohlwollenden Verfügungen umgangen. Es ist bekannt, daß Georg Washington, dessen Gattin seine menschenfreundliche Gesinnung nicht theilte, durch diese abgehalten wurde, die Sklaven, welche er gemeinschaftlich mit ihr besaß, so frühzeitig, als er es wünschte, freizugeben. Er verfügte aber in seinem Testamente:

„daß alle Sklaven, welche er Kraft eigenen Rechtes besaß (und über welche allein er ungehindert verfügen konnte), nach dem Tode seiner Frau ihre Freiheit erlangen sollten."

In seinen Briefen an Robert Morris und Lafayette erklärte Washington ausdrücklich, daß Niemand sehnlicher, als er, die Abschaffung der Sklaverei wünschen könne. Wenn er vermocht hätte, durchzudringen, so wäre nicht blos in Virginien, sondern auch in allen übrigen Staaten der Union die Sklaverei aufgehoben worden. So fest diese Thatsachen auch stehen,*) haben doch die Sklavenhalter sich bemüht, dieselben aus der Geschichte zu streichen, oder sie wenigstens in Vergessenheit zu bringen. Die Zeit ist gänzlich vorüber, da der Süden den Schein annahm, als beabsichtige er, der Sklaverei, wenn auch allmählig

*) Washington's writings, Vol. IX., page 159, 163.

und unter schützenden Bedingungen, ein Ende zu machen. Jetzt ist es Mode geworden, dieses fluchwürdige Institut in derselben Weise, welche zur Zeit des Christoph Columbus gebraucht wurde, als eine Wohlthat für die Neger und als einen Schritt vorwärts auf der Bahn der Entwickelung zu preisen. Weit entfernt, die Sklaverei auf das Gebiet zu beschränken, auf welchem sie besteht, geben die reichen Leute des Südens, denen ein Capital von zweitausend Millionen Dollars zur Verfügung steht, darauf aus, diese Geissel über ganz Nordamerika zu schwingen, den directen Negerhandel mit Afrika herzustellen und auf der Grundlage der Sklaverei ein Weltreich zu errichten, welches den europäischen Ansichten von Menschenwerth und Menschenrechten keck die Spitze bieten soll. Die Sklavenzüchter, denen bis zum Jahre 1855 alle ihre Pläne über Erwarten gelungen sind, verlangen nicht Duldung, sondern unumschränkte Herrschaft. Sie berufen sich auf die Verfassung und frühere Gesetze nur, insofern diese ihren Entwürfen günstig sind, treten aber jedem Gesetze, jedem Abkommen, jeder Verfassungsbestimmung, wie jedem Schrei der unterdrückten Menschennatur mit ungezähmter Wuth entgegen, wenn sie dadurch in ihren Fortschritten gehemmt werden.

Die Sklaverei ist im Süden nicht mehr eine patriarchalische, sondern eine systematisch betriebene Anstalt, an welche sich alle gehässige Leidenschaften der reichen Plantagenbesitzer knüpfen. Habgier und Wollust, Herrschsucht und Ehrgeiz finden gleichmäßige Befriedigung auf Kosten der unglücklichen Sklaven. Die ganze Zukunft des Südens, die Träume der ausgelassensten Phantasie sind gebaut auf die Arbeit der Neger. Daß diese dabei elend zu Grunde gehen, kümmert die hochmüthigen Herren eben so wenig, als der Gedanke, daß sie selbst und ihre Familien immer rascher dem Abgrunde entgegen eilen, der sie verschlingen muß.

Während der Sklavenhalter schwelgt und sich der Trägheit ergiebt, darbt der Sklave und wird unter der Peitsche des Aufsehers über seine Kräfte angestrengt. Oberflächliche Menschen glauben, der Sklavenhalter werde schon aus Rücksicht für seinen eigenen Vortheil, einen Diener gut nähren und freundlich behandeln. Das mag der Fall sein bei jenen kleinen Besitzern, welche selbst die Aufsicht über ihre Sklaven führen, mit ihnen arbeiten und noch nicht alle menschlichen Gefühle abgestreift haben. Ganz anders verhält es sich aber auf jenen großen Plantagen, welche nach bestimmtem Plane bebaut werden, und wo keine andere Rücksicht besteht, als diejenige der Erzielung eines größtmöglichen Gewinnes mit möglichst geringen Kosten. Auf diesen Sitzen des furchtbarsten menschlichen Elends gilt der Grundsatz, die Sklaven auf's äußerste zur Arbeit anzustrengen und so wenig, als möglich auf ihre Nahrung und Kleidung zu verwenden, wenn auch ein starker Mann dadurch in fünf Jahren sein Leben verlieren, oder doch arbeitsunfähig werden sollte.

Die Sklavenhalter behaupten zwar, ihre Arbeiter hätten ein besseres Loos, als die freien des Nordens. Dieses ist aber eine offenbare Unwahrheit.

Der große Gewinn, den die Sklavenhalter haben, besteht nur darin, daß sich ihre Arbeiter mit schlechterer Nahrung, Wohnung und Kleidung als die freien Arbeiter begnügen, und auf alle Lebensgenüsse verzichten müssen. Würden sie eben so viel auf den Sklaven verwenden, als der freie Arbeiter sich selbst zugesteht, so hätten sie den größten Schaden. Denn dann würden sich weder die Kosten der Aufseher, noch der Ankaufspreis der Sklaven bezahlt machen.

In den Städten gestaltet sich das Leben ganz anders, als auf dem Lande. Da herrscht nicht dieselbe eiserne Regel, dasselbe kalte System. Freundliche Herren bereiten ihren Sklaven ein minder hartes, unfreundliche ein noch härteres Loos, als diese auf den Pflanzungen haben. Auf dem Lande haben die Sklaven doch eine Art von Familienleben,

obgleich dieses jeden Augenblick in Gefahr steht, für immer zerrissen zu werden. In dem Süden bildet die Prostitution der Sklavinnen, und die Vereinzelung der männlichen Sklaven das Schandmal des Instituts. Junge Leute von Vermögen kaufen sich Sklavinnen, leben mit diesen oft Jahre lang in den innigsten Beziehungen, zeugen mit ihnen Kinder, und wenn sie am Ende sich verehelichen, oder ihre Ehefrauen das geheime Verhältniß entdecken, treten dieselben unglücklichen, welche bisher wie Frau und Kinder gehalten waren, wieder unter das eiserne Joch der Sklaverei, und werden häufig in entfernte Gegenden verkauft. Auf diese Weise hofft der unnatürliche Gatte und Vater jeder unangenehmen Erinnerung zu entgehen. Andere kaufen junge Sklavinnen, nicht selten Kinder, um sie der Prostitution zu übergeben, und sich durch diesen schmutzigen Erwerb zu bereichern.

Sittenreinheit, eheliche Treue, inniges Familienleben sind Unmöglichkeiten im Geleite solcher Zustände. Können alle Schätze, welche die Sklavenhalter durch die Arbeit ihres menschlichen „Vieh's" gewinnen, ihnen nur für diese einzige Entbehrung Ersatz geben?

Wie auf die Familie, so wirkt die Sklaverei corrumpirend auch auf alle übrigen Zweige des menschlichen Lebens: auf den Geschäftsbetrieb, auf die Rechtspflege, auf Sittlichkeit und Religion, sogar auf den National-Wohlstand und auf Künste und Wissenschaften.

Die Versteigerungen der Sklaven, wie sie zu New Orleans und in allen größeren Städten des Südens vorkommen, zeigen uns auf einen Blick die ganze Abscheulichkeit des Instituts. Beim Tode eines Sklavenhalters, oder wenn er es für gut findet, auch bei seinen Lebzeiten, werden nicht selten an 100—200 Menschen, welche früher vielleicht schon Jahre lang zusammen lebten und arbeiteten, auf einem Markte an den Meistbietenden losgeschlagen. Alle Bande der Freundschaft und alter Bekanntschaft werden gelöst, die Familien zerrissen. Der Vater wird in einen, die Mutter mit einem Säugling in einen andern Staat verkauft, die Kinder, oft 8—10 an der Zahl werden in alle Winde zerstreut; und selbst das Kind bleibt nicht länger an der Mutter Brust, als ihr Eigenthümer es seinem Vortheile entsprechend erachtet. Selbst milde Herren können alle diese Greuel nicht verhüten, wenn sie in finanzielle Schwierigkeiten gerathen. Der Gläubiger setzt den säumigen Schuldner aus dem Besitze, läßt dessen Hab und Gut versteigern und bekümmert sich nur um die Frage, auf welche Weise er den höchsten Preis erzielen kann.

Jedes Unrecht fällt übrigens in seinen Folgen immer auf denjenigen zurück, der es verübt. Der Süden ist daher mit seinen Sklaven höchst unglücklich.

Die Sklavenhalter schweben in unausgesetzter Gefahr, von ihren Sklaven ermordet zu werden, oder dieselben durch die Flucht zu verlieren. Die schiefen Verhältnisse, in welchen sie sich mit ihren Sklavinnen befinden, müssen die Ruhe ihrer Seelen auf immer stören. Hierzu kömmt noch, wie Helper *) neuerdings trefflich nachgewiesen hat, daß die Sklaverei die finanziellen Verhältnisse des Südens vollständig zu Grunde richtet.

Der Süden hat in keiner Beziehung mit dem Norden gleichen Schritt halten können, dieses gilt namentlich auch von den Finanzen. Um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, braucht man nur die Lebensweise des Südens mit derjenigen des Nordens zu vergleichen. Wenn wir etwa eine halbe Million der wohlhabendsten Leute des Südens außer der Berechnung lassen, so leben die übrigen, in jeder Beziehung unendlich viel schlechter, als die Millionen des Nordens. Die halbe Million reicher Leute des Südens hinwiederum besitzt weder den Wohlstand, noch die Genüsse, deren sich die halbe Million der reichsten

*) Helper the impending crisis of the South, how to meet it.

Leute des Nordens erfreut. Die Städte des Nordens: New York, Philadelphia, Boston, Cincinnati, verhalten sich zu denjenigen des Südens: New Orleans, Baltimore, St. Louis, Charleston, ungefähr wie die ländliche Bevölkerung des einen Theiles zu der ländlichen Bevölkerung des andern. Baltimore und St. Louis verdanken übrigens ihren Wohlstand nicht den Sklavenhaltern, sondern den freien Arbeitern. Wir rechnen sie zum Süden nur wegen ihrer geographischen Lage, obgleich die Elemente ihres Wohlstandes mehr dem Norden, als dem Süden entnommen sind.

§ 83. Religiöse Zustände.

Der höchste Stolz der Amerikaner ist ihre Freiheit! Sie haben das Joch des Königthums gebrochen. Allein sie tragen ein anderes, nicht minder schweres und weit schimpflicheres: das Joch des Pfaffenthums! So lange ihnen dieses auf dem Nacken sitzt, ist ihr Stolz nur zum Theile gerechtfertigt. Es gibt kein Land der Erde, in welchem die Geistlichkeit eine so große Macht besitzt, als in der Union. In Rom herrscht der Pabst mit Hülfe französischer Bajonette. Allein der Glaube an dessen göttliche Sendung ist längst dahin. In Amerika ruht die Gewalt der Geistlichkeit wenigstens theilweise noch auf dem Glauben des Volkes; allerdings nur theilweise, denn auch hier ist der Glaube an sie, am meisten durch ihre eigenen Thaten, erschüttert worden. Die Gläubigen und die Heuchler, welche sich der Gunst der Geistlichen versichern wollen, sind in ihrem Vereine stark genug, die vernünftigen Männer, welche die Wölfe in ihren Schaafspelzen erkannt haben, und die große, mit dem Strome schwimmende Masse unter ihre Herrschaft zu beugen.

Es ist nicht viele Jahre her, daß ein aus Rom zurückkehrender amerikanischer Bischof etwas Ziegenmilch und einen Schlappschuh mitbrachte. Die erstere gab er für Milch der s. g. Jungfrau Maria, den letztern für ein Fahrnißstück der s. g. Heiligen Magdalena aus — und die Dummköpfe, welche seine Gemeinde bilden, glaubten dem Lügner und verehren noch heute diese Fetische.

Die unbefleckte Geburt der s. g. Jungfrau Maria, ein Glaubenssatz, welcher durch Mohammed zuerst aufgebracht und im zwölften Jahrhundert noch von dem s. g. Heiligen Bernhard bekämpft wurde, setzte alle katholischen Blätter der Union in Bewegung, und Zeitungen, welche von Protestanten redigirt werden, schämten sich nicht, ohne alle Gegenbemerkungen die brünstigen Artikel katholischer Heuchler über diesen lächerlichen Gegenstand aufzunehmen.

Noch in unseren Tagen werden bethörte Mädchen und verblendete Männer auf amerikanischem Boden lebendig begraben, und protestantisch geschriebene Blätter theilen vollständige Berichte über die bei solchen Gelegenheiten geübten Ceremonien mit, ohne ein Wort des Mitgefühls mit den Opfern pfäffischer Tücke und ohne eine Silbe der Entrüstung gegen die Begründer und Förderer der schlimmsten aller Kerker, genannt Klöster, zu finden.

Der fluchbeladene Henker Bedini konnte es wagen, auf amerikanischem Boden sein längst dem Gesetze verfallenes Haupt stolz emporzuheben und sich öffentlich und unter Gepränge zur Schau zu stellen. Amerikanische Behörden traten mit Pistolen und Knüppeln für ihn und gegen harmlose, ihm aber nicht günstig gestimmte Menschen in die Schranken, und amerikanische Senatoren sprachen dem frechen Pfaffen das Wort!

Jung Amerika will sich losmachen von Europa. Nun denn, macht euch vor allen

Dingen von demjenigen Aberglauben und denjenigen Abgeschmacktheiten los, über welche der Stab in Europa schon gebrochen, und welche dort nur durch die Gewalt der Fürsten aufrecht erhalten werden. Jung Amerika will selbständig sein. Nun gut! Seid doch wenigstens so selbständig, als alle gebildeten Menschen in Europa schon sind!

Wenn es sich darum handelt, der Habsucht und der Geldgier der Mönche und Bischöfe ein Ziel zu setzen, so geben uns die Regierungen der katholischen Länder von Sardinien und Spanien, welche das Vermögen der Klöster zum Besten des Staates einziehen, ein Beispiel, das man hier befolgen sollte. Sehr verkehrt ist es aber, und weit über das Ziel hinausgeschossen, wenn man statt dessen Verschwörungen gegen alle Katholiken und sogar sämmtliche Ausländer anzettelt.

Die Protestanten Amerika's mögen übrigens nicht glauben, daß nur bei den Katholiken Unsinn und Aberglauben, bei Methodisten, Baptisten, Presbyterianern und Episcopalen aber die ächte Frömmigkeit zu finden sei. Die Katholiken Amerika's sind viel weniger zahlreich und mächtig, als die Protestanten, und aus diesem Grund sind deren Pfaffen nicht so gefährlich, als die anderen.

Es ist eine unbestreitbare geschichtliche Thatsache, daß für eine protestantische Seele, welche die Katholiken fangen, zehn katholische von den verschiedenen protestantischen Secten gewonnen werden. Wäre dem nicht so, dann müßten die Katholiken längst in der Mehrzahl sein, während sie nach den höchsten Angaben, welche auf einige Zuverlässigkeit rechnen können, kaum ein Zehntheil der freien Bevölkerung, nicht ganz zwei Millionen, zählen. Die deutschen Katholiken, welche einwanderten, haben zwar zum großen Theile ihre Religion beibehalten, allein in der zweiten und dritten Generation sind schon sehr viele den verschiedenen protestantischen Secten zugefallen. Unter den Irländern ist die Zahl, welche von der katholischen zur protestantischen Religion übergehen, weit größer. Sie suchen, sich so schnell als möglich zu amerikanisiren und da im amerikanischen Leben die Religion eine Hauptrolle spielt, so fügen sie sich auch in dieser Beziehung.

Sehr treffend beginnt Löher seinen Abschnitt*) von dem amerikanischen Kirchenwesen mit den Worten: „Amerika ist das Land der Secten, das Land, wo die Religion auf allen Gassen schreit, aus jedem Winkel schaut, wo sie unaufhörlich die stärksten Thaten hervorbringt, und, glaube ich, nirgends weniger wahrhaft beseligt."

Hier fanden alle religiösen Schwärmer, Betrüger und Sectenstifter den üppigsten Boden. Joseph Smith, der Stifter der Mormonen, Miller, der Gründer der Auferstehungsleute, Quäker, Herrenhuter und hundert andere Secten fanden hier rasch zahlreiche Anhänger.

Die Lager-Versammlungen bilden die Glanzpunkte im kirchlichen Leben der Methodisten, die Taufen, wenn man Untertauchungen noch so nennen kann, die Spektakelstücke der Baptisten, der jüngste Tag ist das große Ziel der Auferstehungsleute, die Vielweiberei ist das bezeichnende Merkmal der Mormonen und der unmittelbare Verkehr mit der Geisterwelt ist das Schlachtroß der s. g. Spiritualisten.

Die Lagerversammlungen der Methodisten lassen sich am Besten vergleichen mit den Wallfahrten der Katholiken. Bei Beiden spielt unter dem Deckmantel der Frömmigkeit die Sinnlichkeit eine Hauptrolle. Doch tritt bei den Methodisten die Gottesverehrung viel wilder und ungestümer zu Tage, als bei den Katholiken, welche durch das Rosenkranzbeten in eine ähnliche Betäubung gerathen, als jene durch Schluchzen, Jauchzen und Stampfen. Die zahlreichen s. g. Bekehrungen und Wiedererweckungen (revivals), welche

*) Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, Cincinnati 1847.

unter dem Einflusse schöner Frauen und in Beisein zahlreicher Prediger gewöhnlich stattfinden, haben weit mehr den Charakter einer auf sinnlichem, als auf geistigem Wege herbeigeführten Verzückung. Trotz aller Aufregung wissen aber die Methodisten, zu welchen im Süden die reichsten Sklavenhalter gehören, zwischen ihren Mitmenschen weißer und schwarzer Farbe einen sehr großen Unterschied zu machen. Die meisten Methodisten lassen die Schwarzen zu ihren Lagerversammlungen und sonstigen s. g. gottesdienstlichen Handlungen nicht zu. In einiger Entfernung wird auch für sie gesorgt. Doch ihnen wird eine ganz besondere Lehre gepredigt. Während die meisten Methodisten von brüderlicher Gleichheit überfließen, wird den Schwarzen gepredigt: „Seid gehorsam euren Herren und thut willig das, was sie euch heißen, denn sie sind von Gott zu Euren Herren bestimmt, es ist Gottes Wille, daß Ihr ihnen gehorcht. Wäre es Gottes Wille nicht, so würdet Ihr nicht Sklaven sein, denn ohne seinen Willen geschieht nichts auf Erden, ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache, und es ist kein Haar auf Eurem Haupte, das er nicht gezählt hätte. Ertragt also das über Euch verhängte Loos mit Sanftmuth und Geduld und mit ächt christlicher Freudigkeit. Wir sind alle Gott gleich lieb, dem Einen gibt er Ehre und Gut, dem Andern Niedrigkeit und Armuth; dieses Leben ist ja nur ein kurzes, es ist nur eine kurze Prüfungszeit und habt Ihr sie gut bestanden, so werden die ewigen Freuden des Himmels Euch dafür belohnen." In diesem Style wird fortgeleiert. Die Prediger aber begnügen sich keineswegs mit der Aussicht auf eine andere Welt. Sie greifen mit großer Gier nach irdischer Habe und sind nicht selten die wüthendsten Agitatoren für die Ausbreitung der Sklaverei.

Die Baptisten stimmen darin mit der griechisch-katholischen Kirche überein, daß sie ein völliges Untertauchen und, wo möglich, in fließendem Wasser für besonders wirksam bei der Taufe halten. Sie begnügen sich aber nicht damit, die Kinder, welche man leicht aus dem kalten Wasser in warme Decken bringen kann, in solcher Weise zu behandeln. Sie tauchen erwachsene Personen unter. Die Kleider legen sich dann glatt an den Leib an, die ganze Gestalt tritt, namentlich bei den Frauen, bestimmt hervor, und es entsteht dadurch ein Sinnenkitzel, welcher sehr stark anziehend wirkt. Daß dabei die Gesundheit der Täuflinge, namentlich im Winter, sehr gefährdet wird, ist natürlich nicht von Bedeutung. Man setzt voraus, daß die glühende innere Frömmigkeit die äußere Kälte und Feuchtigkeit schnell besiegen werde. Die Geistlichen selbst aber versehen sich mit Stiefeln und Beinkleidern von elastischem Gummi und können unter deren Schutze ganz gemüthlich im Wasser stehen. Je kälter das Wasser, desto größer das Schauspiel. Um Leute anzuziehen, wird die Geschichte vorher in den öffentlichen Blättern angekündigt, ganz wie Bajazzo auf seine Spektakelstücke das Publikum aufmerksam macht.

Die Auferstehungsleute, deren Glaubenswärme hinter derjenigen der Methodisten und Baptisten nicht zurücksteht, haben das Unglück gehabt, daß ihre Weisen sich mehrere Male verrechnet haben, und daher das ganze Volk der Gläubigen wiederholt vergebliche Zurüstungen zur Auferstehung machte. Wir wollen hoffen, daß der nächste Tag, den sie berechnen werden, nicht in so kurzem Zwischenraume, als bisher auf den früher berechneten folgen werde. Denn die Gläubigen brauchen Zeit, wieder Athem zu schöpfen und sich von den Verlusten, die ihnen ihre getäuschte Erwartung bereitete, zu erholen.

Ganz besonderes Glück machten in neuerer Zeit die Mormonen. Sie gründeten nicht blos eine kirchliche Gemeinde, sondern auch einen Staat, welcher, da er in der Mitte auf dem Wege zwischen dem atlantischen und stillen Meere liegt, eine immer steigende Bedeutung gewinnt. Die Vielweiberei tritt im Schooße dieser Genossenschaft mit einer Frechheit zu Tage, welche jeden sittlichen Menschen empören muß. Da jedoch die Mor-

monen außer dieser Verkehrtheit, die ihnen eigenthümlich, auch noch einer zweiten fröhnen, die ihnen mit dem ganzen Süden der Union gemeinschaftlich ist, nämlich der Sklaverei, so finden sie an der mächtigen Partei der Sklavenhalter einen Stützpunkt. Es sind daher bisher noch keine Schritte geschehen, diese Leute, welche die Unzucht gesetzlich machten, in die Schranken der Monogamie zurückzuweisen. Selbst der gegen dieselben (1858) unternommene Feldzug hat an dem Stande der Dinge in Utah nichts verändert, vielmehr nur ein vollständiges Lossagen der Mormonen von der Union verhindert.

Auch die sogenannten Spiritualisten, welche unter dem Vorgeben unmittelbaren Verkehrs mit der Geisterwelt nicht blos den furchtbarsten Unsinn zu Tage gebracht, sondern auch die heillosesten Betrügereien verübt haben, treiben ihr Unwesen mit voller Sicherheit. Nicht gegen derartige Auswüchse der menschlichen Natur, sondern gegen diejenigen, welche sich von allen religiösen Befangenheiten fern halten, eifern die amerikanischen Pfaffen am lautesten. Die Vernunft scheint ihnen weit gefährlicher, als der Unsinn. Jede religiöse Verirrung wird den Gläubigen zu gute gehalten, aber wer keiner huldigt, der steht vereinzelt und wird als Ungläubiger verschrieen. Wenn er übrigens ein Mann von Charakter ist, so kann ihm in Amerika Niemand etwas anhaben. Denn hier stehen den Pfaffen Polizei und Gerichte nicht so willig zur Seite, als in Europa. Religionsfreiheit steht als Grundsatz fest. Wer denselben verletzt, ist immer in Gefahr, von der öffentlichen Meinung verurtheilt zu werden; und da diese am Ende doch den Ausschlag gibt, so hüten sich die Meisten davor.

§ 84. Regierung.

In den Vereinigten Staaten Amerika's entscheidet nicht der Zufall der Geburt über die Schicksale des Volkes. Die Regierung geht unmittelbar oder doch mittelbar aus den von dem Volke getroffenen Wahlen hervor. Allein die thatsächlichen Verhältnisse, welche den größten Einfluß auf dieselben üben, sind zum Theil Ergebnisse einer Jahrhunderte zurückreichenden Zeit. Die Sklaverei übt auf dieselben den verderblichsten Einfluß. Die Sklavenhalter, welche seit Jahrzehnten die Centralgewalt beherrscht haben, erkennen in der Sklaverei nicht blos das einzige Mittel, welches ihnen erlaubt zu faullenzen und reich zu sein, sondern auch den sichersten Boden zur Ausdehnung und Befestigung ihrer politischen Macht. Je mehr Sklaven sie besitzen, je größer ist auch die Zahl der Wahlstimmen, über welche sie verfügen. Auf diese Weise kömmt durch die Sklaverei ein der Gleichberechtigung und der Freiheit im höchsten Grade verderbliches Element in die Volkswahlen. Nach der jetzigen Schätzung befinden sich im Süden beiläufig vier Millionen Sklaven. Diese werden am Stimmkasten 2,400,000 freien Menschen gleich gerechnet. Wiederholt, so namentlich bei der Wahl Buchanan's, haben diese Stimmen den Ausschlag gegeben, sowohl bei den Wahlen zum Congresse als zur Präsidentschaft.

Es ist eine schändliche Ungerechtigkeit, daß die Stimmen der Sklaven zu Gunsten nicht ihrer selbst, sondern ihrer Herren, also ihrer natürlichen Gegner zählen sollen. Da sich schon in die Verfassung eine so verderbliche Bestimmung in Betreff des Wahlrechts eingeschlichen hat, ist es kein Wunder, daß bei der Ausübung desselben mannigfaltige böse Elemente sich geltend machen.

Die Wahlen sind in Amerika die Produkte aller derjenigen Bestrebungen und Verhältnisse, welche wir auf den voranstehenden Blättern geschildert haben. Alle bösen Leidenschaften finden bei Gelegenheit derselben um so mehr Spielraum, je größer die Freiheit,

und je schwächer die Gegengewichte sind, welche ihr Schranken ziehen. Den Höhepunkt der dabei vorkommenden Gewaltthätigkeiten bezeichnet uns die im Jahre 1854 stattgehabte Wahl eines Congreß-Abgeordneten im Territorium von Kansas. Ganze Schaaren von Einwohnern des Nachbarstaates Missouri überschritten wohlbewaffnet und unter selbstgewählten oder von den obersten Häuptern der Sklavenpartei gesetzten Führern die Gränzen des im Werden begriffenen Staates, bemächtigten sich der Stimmkästen, vertrieben mit Gewalt die berechtigten Landesbewohner und wählten an deren Stelle einen Sklavenhalter zum Congresse, in der zuversichtlichen Hoffnung, dadurch Kansas zum Sklavenstaate zu machen. Doch alle diese Gewaltthätigkeiten verfehlten ihren Zweck. Kansas hat sich mit überwiegender Mehrheit gegen die Sklaverei ausgesprochen und wird ohne Zweifel schon bald als freier Staat in die Union aufgenommen werden.

Ein so schlimmes Element die Faust bei den amerikanischen Wahlen auch bildet, so gibt es doch noch schlimmere. Die Gewaltthätigkeit, welche auf offener Straße einherschreitet, findet in einem Lande mit freier Presse, freiem Vereins- und Versammlungsrecht immer Gegner, welche sie bekämpfen, und der Gewinn, welchen eine Partei bei einer Wahl aus deren Anwendung zieht, schlägt bei der folgenden nicht selten in eine Niederlage um. Weit verderblicher wirken dagegen diejenigen Umtriebe, welche im Stillen durch Lug und Trug und Bestechung gemacht werden. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Partei-Bestrebungen ist es die erste Aufgabe eines Mannes, der eine Wahl auf sich lenken will, möglichst viele, wenn auch noch so sehr verschiedenartige Elemente zu gewinnen. Dieses ist nicht möglich, wenn er nicht einen Theil derselben über seine eigentlichen Gesinnungen täuscht. Vor der Wahl wechseln daher die Politiker je nach Verschiedenheit der Gesinnungen derjenigen Bürger, zu denen sie gerade sprechen, Proteus-artig, ihre Grundsätze, und ihre größte Kunst besteht darin, die Gunst der einen Partei zu gewinnen, ohne diejenige einer anderen zu verscherzen.

In dieser Beziehung konnten die Camäleone namentlich zu der Zeit gute Geschäfte machen, da neben den beiden Parteien der s. g. Demokraten, d. h. Sklavenhalter, und der s. g. Republikaner, d. h. Gegner der Sklaverei, die s. g. Amerikaner, d. h. Fremdengegner sich geltend machten. Seit diese letzteren aus dem Felde geschlagen sind, und nur die beiden ersteren noch politische Bedeutung haben, ist es weit schwerer mit Grundsätzen Verstecken zu spielen.

Seit dem Jahre 1855, d. h. seit der Bildung der s. g. republikanischen Partei hat sich daher vieles in Betreff der Wahlen gebessert. Doch sind noch lange nicht alle Uebelstände derselben überwunden.

Vergleichen wir die amerikanische Art der Aemterbesetzung mit derjenigen, welche in den monarchischen Staaten Europa's üblich ist, so springt es in die Augen, daß dort Alles weit ruhiger und stiller von Statten geht. Allein dieselben Leidenschaften wirken, wenn auch verdeckter, in der alten Welt nicht minder, als in der neuen. Der Unterschied besteht hauptsächlich nur darin, daß die Umtriebe hier zu Tage treten, während sie in der alten Welt verhüllt bleiben.

In Europa wirken daher verderbliche Einflüsse Jahrzehnte hindurch ungestört fort, in Amerika werden dieselben sofort bei ihrem Auftreten bekämpft und endlich besiegt.

Keine Regierung Europa's hat ihr Land im Laufe von achtzig Jahren in gleichem Maaße vor den Uebeln des Krieges zu bewahren und mit den Segnungen des Friedens zu beglücken verstanden, als die amerikanische. Kein Land der Erde hat im Laufe von 80 Jahren auf allen Gebieten des Lebens solche Fortschritte gemacht, als die Vereinigten

Staaten. Zu einem nicht unbeträchtlichen Theile sind diese Erfolge der Regierung beizumessen.

Der große Fehler Europa's, die Zuvielregierung, lastet nicht auf der Union. Dadurch allein ist schon ein großer Vorsprung vor der alten Welt gewonnen. Die unerträgliche Last der stehenden Heere ist in den Vereinigten Staaten so sehr erleichtert, als die Verhältnisse nur immer zulassen. Das stehende Heer der Union beträgt nur 10,000—12,000 Mann. Dagegen sind 2 bis 3 Millionen Milizen, und hunderttausende Freiwilliger jederzeit bereit zu den Waffen zu greifen, wenn das Vaterland in Gefahr kommen sollte.

Die Regierung der Vereinigten Staaten Amerika's kann, unter solchen Umständen, niemals wagen, die Verfassung umzustürzen, obgleich sie diese namentlich im Laufe der letzten sieben Jahre sehr zu Gunsten der Sklavenhalter gebeugt hat. Die Regierung der Union wie der einzelnen Staaten geht mit ihren Vorzügen und ihren Mängeln aus der Beschaffenheit des Volkes hervor. Diesem kann sie nie und nimmermehr, wie in Europa aller Orten geschieht, Gewalt anthun.

§ 85. Einwanderung.

Mit Ausnahme der Ureingeborenen, welche zum Wohlstande, zur Bildung und zur Freiheit der Vereinigten Staaten nichts beitrugen, besteht die ganze Bevölkerung derselben aus Eingewanderten oder den Nachkommen von solchen.

Im Schooße der Bevölkerung der Union finden wir Engländer, Irländer und Schottländer, Deutsche, Schweizer, Dänen, Norweger, Schweden, Holländer und Belgier, Franzosen, Italiener und Spanier, Ungarn und Polen, endlich Neger. In neuerer Zeit kamen hinzu noch Chinesen. An den Negern sehen wir am deutlichsten, wie weit die Vermischung mit der übrigen Bevölkerung fortgeschritten ist. Wir finden unter denselben Schwarze ohne alle Beimischung, Mulatten und alle Schattirungen von braungelb bis fast reinem weiß. In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Amalgamation der übrigen eingewanderten Nationalitäten, obgleich dieselbe nicht in gleichem Maaße in die Augen fällt. Alle Nationalitäten sind in der ersten, zweiten, dritten oder einer noch früheren Generation vertreten.

Die Frage, auf welche es in Betreff der Feststellung, des Gegensatzes zwischen Einheimischen und Ausländern ankömmt, ist in staatsrechtlicher Beziehung abhängig vom Erwerbe des Bürgerrechtes, in nationaler von der Ablegung oder Beibehaltung nationaler Sprache, Sitten und Gewohnheiten. Die meisten Einwanderer werden nach Ablauf von fünf Jahren Bürger der Vereinigten Staaten. Allein ihre nationalen Eigenthümlichkeiten erhalten sich nicht selten von Geschlecht zu Geschlecht ein Jahrhundert hindurch und länger. Am schnellsten assimiliren sich Engländer und Schotten, am langsamsten die Deutschen. Die Mitte zwischen diesen Extremen halten die Irländer.

Nach Willard befanden sich Ende Januar 1844 in den Vereinigten Staaten 4,886,632 Deutsche. Im Laufe der letzten sechzehn Jahre vermehrte sich diese Zahl durch Einwanderung wenigstens auf 6 Millionen (im Jahre 1852 allein um 206,000), wozu der natürliche Zuwachs durch Fortpflanzung im Betrage von wenigstens einer Million kömmt. Die Zahl der Deutschen der Union kann daher jetzt (1860) wohl auf 7 Millionen angenommen werden.

Die Irländer, welche sich noch ihrer Nationalität bewußt sind, mögen 4 Millionen und die Farbigen verschiedener Schattirungen 4½ Millionen betragen, die übrigen Nationa-

litäten, welche sich nicht amalgamirt haben, 2 Millionen, so daß von den 32 Millionen Bewohnern der Union die größere Hälfte, $17\frac{1}{2}$ Millionen, sich ihres ausländischen Ursprungs noch bewußt ist.

Diese Zahlen beweisen deutlich den hohen Werth, welchen die Einwanderung für die Union besitzt. Die Eingewanderten, welche zum größten Theile erwachsen herüber kommen, können sofort in Thätigkeit treten, während der Zuwachs, welcher der Bevölkerung durch Fortpflanzung zugeht, erzogen werden muß, bevor er im Stande ist, sich nützlich zu machen.

Was die Deutschen betrifft, so haben sie sich besonders dadurch Verdienste um die Union erworben, daß sie die Künste, namentlich die Musik, heitere Volksfeste und freudigen Lebensgenuß hier eingebürgert haben. Ihrer Mehrzahl nach stehen die Deutschen in allen Staaten auf der Seite der Freiheit und unter den Gegnern der Sklaverei. Die Hoffnung, diese Geißel abzuschaffen, beruht in Texas und Missouri hauptsächlich auf ihnen und der Sieg der Republikaner sowohl bei der Wahl des Präsidenten als der Mitglieder des Congresses hängt in großem Maaße von ihnen ab.

Ein Theil der Deutschen bringt allerdings den veralteten Aberglauben aus dem Vaterlande mit herüber. Allein ein anderer hat dagegen die freieren Ansichten eingebürgert, welche sich unter dem Einflusse eines Strauß, Feuerbach, Arnold Ruge und anderer großen Geister Bahn brachen und pflanzt dieselben auf dem freien Boden Amerika's fort.

Wie in früheren Zeiten die Deutschen in den vordersten Reihen standen, als es galt die Unabhängigkeit gegen England zu erkämpfen, so stehen sie jetzt in denselben, da*) es gilt, das Joch der Sklavenhalter, Pfaffen und Nativisten zu zerschlagen. Allerdings läßt sich dieses nicht von allen behaupten. Zuviele stehen noch im Lager der Sklavenhalter, oder finden sich noch unter dem Einflusse tückischer Pfaffen. Doch nimmt die freie Richtung mit jedem Jahre mehr unter den Deutschen Amerika's zu. Mit wenigen Ausnahmen haben Alle, welche jenseits des Oceans für die Freiheit kämpften, und in dessen Folge gezwungen wurden, auszuwandern, auch in Amerika tapfer, wenn schon nicht mit dem Schwerte, wozu sich keine Gelegenheit bot, so doch mit Stimmzetteln, mit Schrift und Wort für die gute Sache gestritten.

Zu leugnen ist allerdings nicht, daß mit vielen geistigen Kräften, welche die Einwanderung der Union bringt, auch manche schlechte Subjecte herüberkommen. Allein viele, welche jenseits des Oceans, unter der Wucht ungünstiger Verhältnisse selbst Verbrechen begingen, arbeiteten sich hier zu nützlichen Bürgern empor. Tausende, welche in der alten Welt arm waren, wurden hier reich, Tausende, welche ohne Bildung und Freiheitsmuth herüberkamen, eigneten sich hier diese beiden Grundpfeiler republikanischer Tugend an.

§ 86. Auswärtige Verhältnisse.

Die Stärke der Vereinigten Staaten ruhte seit den Tagen des Freiheitskampfes auf der Eintracht, mit welcher sämmtliche in deren Schooße befindlichen Nationalitäten dem auswärtigen Feinde gegenüber traten, auf der hohen Achtung und Liebe, welche die strebenden Geister aller Völker ihnen widmeten, und auf dem lebendigen Hauche der Freiheit, der von ihnen ausging.

Nicht die Zahl der Quadratmeilen entscheidet über die Hülfsquellen eines Staates. Die Größe des Gebietes erschwert einer dünn gesäeten Bevölkerung dessen Vertheidigung.

*) Siehe Buch VIII § 76, S. 439.

Was Einwohnerzahl, kriegerische Einrichtung und Uebung und selbst financielle Mittel betrifft, kann sich die Union mit manchen Großstaaten Europa's nicht messen. Mit dem Banner der Freiheit in der Hand und gehoben durch die Sympathien aller Nationen gingen die Vereinigten Staaten siegreich aus ihren Kämpfen mit England hervor.

Zu keiner Zeit standen die Vereinigten Staaten dem Auslande so groß gegenüber, als beim Pariser Frieden. Ihre Stellung ließ sich vergleichen mit derjenigen der Schweizer, deren Freiheit die österreichischen Habsburger, oder der Niederländer, deren Selbständigkeit die spanischen Habsburger nach langen und schweren Kämpfen anerkennen mußten. Solche Glanzpunkte treten im Leben der Nationen nur einmal hervor und nicht wieder. Die Aufgabe eines Volkes, das sich auf den höchsten Gipfel des Ruhmes hinangeschwungen hat, ist es, wenn auch unter veränderten Verhältnissen, die Richtung festzuhalten, welche seine Größe begründete.

Der Gegensatz zwischen Sklaverei und Freiheit, welcher sich im Schooße der Union findet, hat es aber dieser nicht erlaubt, das ganze Gewicht ihrer Macht in die Waagschale der Freiheit zu legen.

Sehr wahr bemerkte ein viel gelesenes amerikanisches Blatt: „Dieses Land sollte eine auswärtige Politik haben, und diese sollte fest und ernst auf die Erhaltung der Sache der Freiheit und der unveräußerlichen Rechte der Menschheit gerichtet sein. Aber eine solche Politik können wir nicht haben, weil wir zu Hause die Menschenrechte mit Füßen treten, und folgeweise nicht in der Lage sind und kein Herz haben, für sie dem Auslande gegenüber einzustehen."

Die Prinzipien der amerikanischen Republik sind in der Unabhängigkeitserklärung niedergelegt. Sie sind ausgesprochen in den Worten des Eingangs: Gleichheit, Freiheit, Glückseligkeit für Alle. Die Politik, welche diese Worte bezeichnen, ist nicht blos die hochherzigste, sie ist auch die klügste, die einzige, welche die Union groß machen kann nach Außen und glücklich im Innern. Die Union hat daher mit allen Kräften dahin zu streben, diese Prinzipien zu fördern. Werden dieselben von den Völkern Europa's anerkannt und in's praktische Leben eingeführt, so fallen den Vereinigten Staaten alle Colonien der alten Welt als reife Früchte in den Schooß. Denn das Colonialsystem ist mit wahrer Freiheit und Gleichheit unvereinbarlich. Siegten diese Prinzipien in Spanien, so könnte Cuba nicht mehr mit Gewalt zurückgehalten werden, sich den Vereinigten Staaten anzuschließen; siegten sie in England, so gälte ein gleiches von Canada, Jamaica, Trinidad und den anderen amerikanischen Colonien Brittanniens.

So lange übrigens statt der Prinzipien der Gleichheit und Freiheit die Interessen der Sklavenzüchter die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten bestimmen, können sie ihr Gebiet nur durch Kauf oder Eroberung vergrößern. Wenn sie die Hälfte derjenigen Summen, welche diese beiden Erwerbsmittel im günstigsten Falle verschlängen, auf die Unterstützung der europäischen Republikaner verwendeten, könnten ihnen alle die Provinzen nicht entgehen, nach welchen sie jetzt lüsterne Blicke werfen. Allein dazu wird sich die Union nicht entschließen, bevor die Partei der Sklavenhalter allen Einfluß auf die Centralregierung verloren haben wird.

Die Vereinigten Staaten haben, weil sie eine republikanische Verfassung besitzen, alle Monarchen und Aristokraten Europa's zu mehr oder weniger offenen Feinden. Nur im Schooße der Völker, nur unter den gedrückten Massen oder den politischen Flüchtlingen können sie auf wahre Sympathien rechnen, allein auch bei diesen nur, im Falle sie einen Freiheitskrieg führen, nicht falls sie auf Eroberungen ausgehen. Die politischen Flüchtlinge Europa's, welche durch die Stürme der Revolution zu Hunderttausenden auf ameri=

kanischen Boden geworfen worden sind, haben nichts gethan, um sich der guten Meinung der Republikaner unwürdig zu machen, wennschon die Pfaffen mit ihrem Glauben nicht zufrieden sein mögen. Sie können im Falle des Ausbruchs eines Krieges eine bedeutende Kraft in die Waagschale der Freiheit legen.

So groß die Mißstände auch sind, welche wir geschildert haben, so ist deren Beseitigung doch schon aus dem Grunde zu hoffen, daß sie öffentlich besprochen werden dürfen, was in jedem andern Staate der Welt, England nicht ausgenommen, nur unter dem Damocles-Schwerte von Criminalprocessen geschehen könnte.

Die herrlichen Folgen der Freiheit haben sich namentlich auch insofern bewährt, als die Massen, welche aus allen Ländern hier zusammengewürfelt wurden, im Stande waren, die Republik sich zu erhalten, zu vergrößern und zu kräftigen. Unter dem belebenden Hauche der Freiheit wird voraussichtlich ein Uebel nach dem andern ausgerottet werden. Die Union enthält genug frische Kraft, um zu dieser Hoffnung zu berechtigen. Besser wird es aber nicht dadurch werden, daß man die Schattenseiten des amerikanischen Lebens ableugnet, daß man sie nicht zugesteht, oder gar für Lichtseiten ausgiebt.

Wer es mit dem Volke der Amerikaner, mit der Menschheit gut meint, wird auch auf die Gefahr hin, verkannt zu werden, für die Wahrheit in die Schranken treten. Nur auf ihrem Boden kann die Freiheit gedeihen.

Die Tyrannen Europa's mögen aber nicht der Verfassung Amerika's, sondern im Gegentheil den Abweichungen von der ursprünglich eingeschlagenen Bahn der Freiheit die Uebelstände zuschreiben, welche wir zu rügen fanden. Sie mögen bedenken, daß alle in der Union eingeschlichenen Mißbräuche ohne Revolution durch den bloßen Willen des Volkes abgestellt werden können, während die Monarchien der alten Welt gestürzt werden müssen, bevor die Nationen wieder aufathmen können.

Achter Abschnitt.

Die übrigen Länder und Völker der Erde.

§ 87. Einleitung.

Die bewegende Kraft, welche die Völker der Erde aus ihrem Alltagsleben aufrüttelte mit der Außenwelt in Verbindung brachte und sie bestimmte, mit der Zeit voranzuschreiten, ging seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts fast ausschließlich von den Völkern aus, welche mehr oder weniger an der Reformation Theil genommen hatten. Von der Zeit des Pariser Friedens an, welcher die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Nordamerika's feststellte, bildeten auch diese einen Mittelpunkt geistiger Thätigkeit, welcher nicht blos auf die weniger gebildeten Theile Amerika's und auf Australien, sondern auch auf die alte Welt zurück wirkte. Von Europa gingen nach, wie vor, monarchische Anregungen aus, von Seiten der Vereinigten Staaten Nordamerika's traten republikanische hinzu. Die Freiheitskämpfe, welche in Europa stattfanden, beförderten in mannigfaltiger Weise die Entwickelung der entfernten Länder, welche mit den civilisirten Nationen Europa's in mehr oder weniger engen Beziehungen standen.

Die inneren Kämpfe der Spanier, Portugiesen und Franzosen hatten in ihrem un-

mittelbaren Gefolge die Lossagung ihrer sämmtlichen Colonien auf dem Festlande Amerika's und der Insel Hayti von den Mutterländern.

Australien, welches lange Zeit von Europa wenig beachtet worden war, erhielt seit der Entdeckung reicher Goldfelder einen erhöhten Werth für England und die ganze Erde. Die den Europäern so lange fast hermetisch verschlossenen Länder China und Japan sahen sich in neuerer Zeit gezwungen, aus ihrer Vereinsamung einigermaßen herauszutreten. In Indien griff England immer weiter um sich. Für die Bildung, den Wohlstand und die Freiheit der Millionen, welche dem Scepter Albion's unterworfen wurden, geschah wenig. Allein für ein so tief gesunkenes Land, wie Indien in unseren Tagen, war es schon Gewinn, daß es mit einem höher gebildeten Volke in innige Berührung kam. Ohne Zweifel werden aber noch viele Jahrzehnte vergehen, bevor es den Indiern gelingen wird, sich an dem Stabe englischer Civilisation emporzurichten und selbstständige, freiheitliche Gemeinwesen, das Ziel aller menschheitlichen Bestrebungen, zu gründen.

Persien, inmitten übermächtiger Nachbarn und ohne Kraft im Innern führte in diesem Zeitabschnitt, wie früher, ein trauriges Dasein. Vom Norden her hatte es mit den Russen, vom Süden mit den in Indien herrschenden Engländern zu kämpfen. Die glaubensverwandte Türkei reichte ihrem Nachbar im Osten keine hülfreiche Hand, im Gegentheile fing sie mit Persien mehrere Kriege an, welche nur dazu dienten, diese beiden schon so sehr geschwächten Reiche ihrem Untergange immer näher zu führen.

Im Laufe dieses Zeitabschnittes drangen muthige Männer in das Innere Afrika's ein und lüfteten den Schleier, welcher so lange diesen ganzen Welttheil, mit alleiniger Ausnahme eines Theiles seiner Küsten, verhüllt hatte. So groß die Entdeckungen auch waren, welche auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde Afrika's gemacht wurden, die Geschichte der Menschheit gewann dadurch nur wenig. Die eintönigen Erscheinungen, welche unter der Herrschaft der Sklaverei und Vielweiberei aus dem Schooße roher Völkerschaften hervorgehen und Beziehungen nach Außen, welche fast nur mit europäischen Sklavenhändlern stattfanden, bieten nur wenige Gesichtspunkte, welche für die Entwickelung der Menschheit von Wichtigkeit sind. So lange die Europäer in Afrika Sklaven kaufen, werden die Häuptlinge dieses Welttheils Kriege führen, um Sklaven zu erbeuten. Bevor diesem Unwesen ein Ziel gesteckt ist, kann sich Afrika aus seiner geistigen Versumpfung nicht erheben.

Außer den bisher angeführten Ländern, welche eine gewisse Selbstständigkeit besitzen, obgleich sie, wie Indien, ein Theil Australiens und Westindiens von auswärtigen Regierungen beherrscht werden, haben wir hier noch manche Colonieen zu erwähnen. Diese sind aber nicht bedeutend genug, um einzeln eine besondere Geschichte haben zu können. Wir werden sie in einem besondern Paragraphen zusammenfassen. Wir rechnen dahin insbesondere die englischen Besitzungen in Amerika und Afrika, die holländischen Colonien in Ostindien und die Ueberreste der einst so ausgedehnten Colonien Frankreichs, Spaniens und Portugals.

Das Schicksal aller Colonien war, vom Mutterlande ausgesogen zu werden. Der Wunsch des Menschenfreundes muß daher sein, daß sich dieselben möglichst bald in selbstständige freie Staaten umwandeln möchten.

§ 88. Das spanische Amerika.

Der mit Sieg gekrönte nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg rüttelte ganz Amerika aus seinem Traumleben auf. Alle Völker dieses Welttheils sehnten sich nach demselben

Ziele, welches die Vereinigten Staaten erreicht hatten. In Georg Washington schwebte ihnen das Muster eines Helden und Staatsmannes vor Augen, mit dessen Hülfe sie das auf ihnen ruhende Joch zu zerbrechen hofften. Was ein Volk geleistet hat, scheint dem andern nicht mehr unmöglich. Die Bewohner des von den Spaniern und Portugiesen beherrschten Theiles Amerika's dünkten sich so gut, oder noch besser, als die Bewohner der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Hierin lag nun freilich eine große Selbstüberschätzung, welche zur Folge hatte, daß noch vierzig Jahre von der Unterzeichnung des Pariser Friedens an gerechnet, vergingen, bevor die spanischen und portugiesischen Colonien Amerika's ihre Unabhängigkeit gewannen, und daß nachher die Zustände sich im Süden der Union ganz anders gestalteten, als in deren Schooße.

Der Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Bildung tritt nirgends so klar zu Tage, als in Amerika, woselbst die Vereinigten Staaten des Nordens unter angelsächsischer, die südlichen Länder dagegen unter spanischer und portugiesischer Führung den Gang durch die Weltgeschichte machten.

Die romanischen Colonien des Südens hatten das Beispiel des Nordens, an welchem sie sich aufrichten konnten, voraus. Die spanischen Colonien benutzten den Zeitpunkt, da ihr Mutterland in einen blutigen Krieg verwickelt, und in innere Zerrüttung versunken war, um sich von demselben loszumachen. Dennoch bedurften sie eines Kampfes, welcher zweimal so lang dauerte, als derjenige der Vereinigten Staaten, um sich unabhängig zu machen. Während das Joch der spanischen Krone auf deren Colonien in Amerika ruhte, waren das Pfaffenthum und die Aristokratie gehegt und die Massen der Bevölkerung in dem tiefsten Aberglauben und in der wildesten Rohheit erhalten worden. Pfaffen und Aristokraten blieben im Lande, nachdem das Joch des Hofes von Madrid zertrümmert worden war, und ein Zeitabschnitt von vierzehn Jahren genügte keineswegs dazu, die tiefgesunkenen Massen aus dem Schlamme des Aberglaubens und der Unwissenheit zu den Lichtregionen republikanischer Gesinnung emporzuheben.

Die Frage, ob die spanischen Colonien zur Aufrechthaltung einer Republik die erforderlichen Geistesanlagen besaßen, war weit verschieden von derjenigen, ob sie das spanische Joch geduldig nach wie vor tragen würden. Graf Aranda, welcher im Anfange dieses Zeitabnittes erster Minister in Spanien war, erkannte sehr wohl, daß die alten Zustände in den Colonien sich auf die Dauer nicht würden erhalten lassen. Er schlug dem Könige vor, die spanischen Colonien auf dem Festlande Amerika's unter drei Infanten seiner Familie zu vertheilen, um dadurch deren gänzlichen Verlust zu vermeiden. Allein das spanische Königshaus war derartiger durchgreifender Beschlüsse unfähig.

Schon während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges brach in Peru ein Aufstand aus, an dessen Spitze Tupac Amaru, oder, wie er früher geheißen hatte Condorcanqui stand. Derselbe wurde zwar niedergeschlagen, allein die barbarische Grausamkeit, mit welcher dieses geschah, deutete den in der Auflösung begriffenen Zustand der spanischen Herrschaft schon bestimmt genug an. Der Bürgerkrieg zog sich mehrere Jahre lang (bis 1783) hin und hatte zahlreiche andere Aufstände und Verschwörungen in allen spanischen Colonien im Gefolge.

Die Spanier behaupteten sich jedoch ohne große Mühe bis zu der Zeit, da die Franzosen die Halbinsel mit ihren Heeren überschwemmten. Die Gefangenhaltung Ferdinand's VII. brachte im Schooße der spanischen Colonien zugleich eine große Aufregung und eine Verwirrung der Begriffe hervor, welche für die Aufrechthaltung der spanischen Herrschaft sehr gefährlich war.

Der spanisch-amerikanische Unabhängigkeitskrieg zerfällt nach den Ereignissen, welche

sich im Vaterlande zutrugen, in drei Abschnitte. Der erste, welcher von 1810 bis 1814 dauerte, umfaßte die Zeit, da Spanien zwischen den Anhängern des Königs Joseph, Ferdinand's VII. und der Cortes getheilt war, der zweite (1814—1820) die Zeit der absoluten Herrschaft des aus Frankreich zurückgekehrten Königs, der dritte (1820—1825) die Zeit des Kampfes zwischen Absolutismus und Constitutionalismus. Während der Jahre 1810—1814 entwickelte sich der Kampf im Schooße aller spanischen Colonien, von 1814—1820 nahm derselbe eine für die Unabhängigkeit ungünstige Wendung. Als aber ein ähnlicher Freiheitskampf wie in Amerika, in Spanien selbst entbrannte (1820), machte die Sache der Unabhängigkeit solche Fortschritte, daß der Sieg bald entschieden war.

In Spanisch-Amerika erschienen seit dem Jahre 1808 die Abgesandten des Königs Joseph, der Junta von Sevilla und verschiedener anderer Junten und nahmen Hülfe in Anspruch. Die Nachrichten der blutigen Schlachten, in welchen bald die Franzosen, bald die Spanier oder ihre Verbündeten siegten, flößten, als sie über den atlantischen Ocean kamen, den begeisterten Freunden der Unabhängigkeit neue Hoffnung ein. Die spanischen Colonial-Beamten, die Vicekönige und die Offiziere der königlichen Truppen wußten nicht, für wen sie sich erklären sollten, und schwankten unbestimmt zwischen den verschiedenen Parteien hin und her, selbst wenn sie nicht durchaus unfähig waren. Mehrere derselben erwiesen sich jedoch im Augenblicke der Gefahr so elend, daß sie vom Volke abgesetzt wurden.

Derselbe Kampf, welcher den spanischen Colonien den Muth einflößte, das Joch des Mutterlandes abzuwerfen, der Krieg zwischen Frankreich und der pyrenäischen Halbinsel, veränderte England's Verhältniß zu denselben von Grund aus. Früher hatte das Cabinet von St. James die Unabhängigkeitsbestrebungen Spanisch-Amerika's nachdrücklich unterstützt, freilich nicht um der Freiheit willen, sondern weil es hoffte, selbst im Trüben zu fischen. Allein die europäischen Verhältnisse gaben den Ausschlag auch für die Stellung, welche England im südamerikanischen Unabhängigkeitskampfe einnahm. Das Cabinet von St. James überließ die spanischen Colonien ihrem Schicksale, stand den Spaniern in deren Kampfe mit den Franzosen bei und gab es, auch nachdem dieser ausgefochten war, einzelnen Freunden der Freiheit anheim, die Colonien in ihren Bestrebungen zu fördern.

Buenos-Ayres hatte im Jahre 1806 mit englischer Hülfe das spanische Joch abgeworfen. Damals stand England dem Madrider Hofe noch feindlich gegenüber. Als später die Engländer vertrieben wurden (August 1807), trat eine Junta von Beamten und Notabeln an die Spitze der Bewegung, setzte den Vicekönig Sobremonte ab und verlieh die oberste Militärgewalt dem Grafen Linier. Dieser wünschte, daß die Colonie den König Joseph anerkennen möchte. Die patriotische Partei war jedoch stark genug, die Absetzung Linier's (1809) zu bewirken. Feindlich standen sich die Spanier (Gothen) und die Creolen gegenüber. Bei der Erneuerung des Stadtrathes am 1. Januar 1810 errangen die Letzteren die Hälfte der Stimmen und bereiteten dadurch den Sieg über ihre Gegner vor.

Aller Orten fanden ähnliche, wenn auch minder energische Bewegungen, als in Buenos-Ayres statt.

In Mexico erhob (1810) der Pfarrer Miguel Hidalgo das Banner der Freiheit. Er sammelte um sich ein Heer, welches (Oktober 1810) hunderttausend Mann zählte. Allein Hidalgo selbst war weder Feldherr, noch Staatsmann, und die Massen, welche unter seiner Führung stritten, waren unfähig, für die Sache des Rechtes in die Schranken zu treten. Sie plünderten, zerstörten und führten den Krieg mehr als Räuber, denn als Helden der Freiheit. Der General Calleja schlug sie (7. November 1810) bei Aculco

und ein zweitesmal (17. Jan. 1811) bei der Calderonbrücke. Hidalgo fiel (21. März) in die Hände Calleja's, welcher denselben (27. Juni) zu Chihuahua erschießen ließ.

Der Aufstand wurde so niedergeworfen, allein die Aufregung, welche derselbe hervorgerufen hatte, dauerte fort und führte, sobald ein günstiger Wind den Funken der Unzufriedenheit anfachte, zu neuen, tiefer eingreifenden Bewegungen, welche das Ansehen der spanischen Beamten erschütterten und deren Hülfsquellen erschöpften.

Die spanischen Cortes machten zwar den Colonien manche Zugeständnisse, welche diese in früheren Zeiten dankbar angenommen hätten. Jetzt aber verlangten die Spanisch-Amerikaner absolute Gleichheit der Vertretung, welche ihnen nicht bewilligt wurde. Die Cortes hoben alle Unterschiede zwischen den verschiedenen Racen, welche das Gesetz gemacht hatte, und alle alten Beschränkungen des Landbaus und der Industrie auf, allein sie gewährten den Colonien nicht die von diesen begehrte Handelsfreiheit. Die Colonien, welche seit dem Jahre 1808 aufgehört hatten, willenlose Knechte Spanien's zu sein, wurden durch die Zugeständnisse der Cortes nicht befriedigt und bedienten sich derselben nur, um ihren Widerstand gegen die spanische Herrschaft zu kräftigen und zu organisiren. Bald entbrannte aller Orten ein furchtbarer Bürgerkrieg, welcher von beiden Seiten mit schauderhafter Grausamkeit geführt wurde.

Nach Hidalgo kämpfte Morelos, und als auch er (15. November 1815) von den Spaniern erschossen worden war, Iturbide für die Unabhängigkeit Mexico's. Dieser erklärte (24. Februar 1821) Mexico für ein selbständiges Kaiserthum, dessen Krone Ferdinand VII. oder ein anderer bourbonischer Prinz tragen, im Weigerungsfalle aber einem vom National-Congreß zu erwählenden Kaiser verliehen werden sollte. Die Vicekönige Don Apodaca und dessen Nachfolger O'Danujo wurden von Iturbide mehr und mehr in die Enge getrieben. Der Letztere sah sich gezwungen, die Convention von Aquala abzuschließen (23. August 1821), der zufolge Iturbide Präsident, O'Danujo nur Mitglied der Central-Junta sein und die Kaiserkrone von Mexico Ferdinand VII. angeboten werden sollte. Die spanische Regierung genehmigte diesen Vertrag nicht, O'Danujo starb, Iturbide ließ sich durch den Congreß der mexicanischen Staaten (21. Mai 1822) zum erblichen Kaiser von Mexico ernennen, mußte jedoch schon am 19. März 1823 abdanken, worauf der National-Congreß eine neue Verfassung beschloß (7. November 1823), welche der nordamerikanischen nachgebildet war, allein die römisch-katholische Religion für die Staatsreligion erklärte, der Geistlichkeit den Besitz des unermeßlichen Raubes früherer Jahrhunderte sicherte und ihr dadurch die Mittel gewährte, nach, wie vor, das Volk als ihre Heerde zu behandeln, welche zu weiden, zu scheeren und abzuschlachten ihr gutes Recht sei. Hierzu kam, daß die im tiefsten Aberglauben erzogenen Massen unfähig waren, sich dem Einflusse der Pfaffen zu entziehen, daß die Verschiedenheit der Racen jede Verständigung erschwerte und daß die mangelhafte sittliche und politische Bildung einer ruhigen und gesetzlichen Entwickelung unübersteigliche Hindernisse entgegensetzte. Die Verfassung des Jahres 1823 blieb daher ein todter Buchstabe. Iturbide, welcher (1824) einen Versuch machte, sich ein zweitesmal auf den Thron von Mexico empor zu schwingen, wurde gefangen und hingerichtet, allein dadurch wurde der Keim des Uebels, welcher nicht in dieser oder jener Person, sondern in der ganzen Beschaffenheit des Volkes wurzelte, nicht entfernt.

In den Zeiten der spanischen Herrschaft standen Mexico und das General-Capitanat Guatemala unter dem Vicekönige von Neu-Spanien. Guatemala, d. h. der schmale Landstrich, durch welchen der Norden mit dem Süden Amerika's verbunden wird, folgte vorsichtig den Schritten des mächtigen Nachbarlandes im Norden. Es nahm an dem Aufstande gegen Spanien erst Theil, nachdem Mexico sich durch den Aufruf von Igualo

von Spanien losgesagt hatte, ernannte (Sept. 1821) eine provisorische Junta, und berief (1822) eine constituirende Versammlung, zu welcher die fünf Provinzen des General-Capitanats Abgeordnete sandten. Im Anfange des Jahres 1824 erklärten diese die fünf Provinzen, nämlich Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costarica für Republiken, welchen sie den Namen „Vereinigte Staaten von Central-Amerika" und eine der nordamerikanischen nachgebildete Verfassung ertheilten. Allein auch in Central-Amerika, wie in Mexico und den übrigen Staaten Spanisch-Amerika's, blieb die Verfassung ein todter Buchstabe, weil über dem Volke die Geistlichkeit, über dem Staate die Kirche, über der Vernunft der Aberglaube stand. Die Centralgewalt konnte nie Kraft gewinnen. Die einzelnen Staaten achteten so wenig die Unionsverfassung, als die Local-Gesetze, wovon die nothwendige Folge war, daß eine Revolution nach der anderen ausbrach, ohne daß durch eine derselben das Grundübel beseitigt worden wäre.

Ernster und wechselvoller, als in Neu-Spanien war der Kampf in Neu-Granada und insbesondere in dem dazu gehörigen General-Capitanate Caraccas. Dort herrschte mit eisernem Scepter der Vicekönig Monteverde, als (19. April 1810) zu Caraccas und (15. Mai 1810) zu Santa-Fè di Bogota die Revolution ausbrach. An der Spitze derselben stand der zu Caraccas geborene vielgereiste und vielerfahrene unglückliche General Miranda. Das abergläubische Volk ließ sich durch das am 26. März 1811 ausgebrochene furchtbare Erdbeben entmuthigen. Monteverde benutzte den Augenblick zur Unterdrückung der Bewegung. Miranda fiel (1812) in spanische Gefangenschaft und vermoderte bei lebendem Leibe in den Kerkern der Inquisition zu Cadix (1816). Nach Miranda trat Simon Bolivar an die Spitze der Bewegung, dessen Vorbild Georg Washington war. Leider waren die Bewohner Neu-Granada's den Männern von Saratoga und Yorktown sehr wenig ähnlich. Nach mehrjährigen Kämpfen und wechselnden Erfolgen überfiel Bolivar die Spanier bei Boyaca (7. August 1819) und brachte denselben eine entscheidende Niederlage bei. Morillo und Bolivar standen sich von 1815 bis 1820 gegenüber. Endlich siegte die Sache der Freiheit. Am 25. November 1820 schloß Morillo den Waffenstillstand von Truxillo ab und kehrte darauf nach Spanien zurück. Sein Nachfolger General Morales besaß nicht entfernt die Talente seines Vorgängers. Bolivar schlug ihn (24. Juni 1821) bei Carabobo. Mit Mühe behaupteten sich die Spanier an einzelnen Orten bis zum Jahre 1823. Dann mußten sie mit dem letzten Zolle Landes, den sie in Neu-Granada inne hatten, die Hoffnung aufgeben, die Colonie wieder zu unterwerfen.

Gleichen Schritt mit dem Kampfe gegen die Spanier hielt die innere Organisirung des Landes. Dieses theilte sich in die drei Staaten Neu-Granada, Caraccas und Venezuela. Durch einen Beschluß der constituirenden Versammlung vom 17. September 1819 vereinigten sich die drei Staaten zu einer einzigen Republik, welche zu Ehren des Entdeckers Amerika's den Namen Columbia annahm. Am 12. Juli 1821 gab sich dieselbe eine neue Verfassung, ernannte Bolivar zu ihrem Präsidenten und verlieh ihm den Ehren-Namen Befreier.

Doch nur zu bald löste sich das Band der Einheit, welches diese drei Republiken umschlang, wieder auf. Der Kampf gegen das Cabinet von Madrid ging übrigens ununterbrochen fort.

Eine Provinz nach der anderen schüttelte das spanische Joch ab. Am schwächsten brannte das Feuer der Revolution in Peru und Chili. Ohne fremde Hülfe wäre es diesen beiden Provinzen wohl erst viel später gelungen, ihre Unabhängigkeit zu erobern. Sie kam ihnen vom Norden her durch Columbia, vom Süden her durch Buenos-Ayres.

Diese Provinz hatte zuerst das Banner der Freiheit erhoben und dasselbe siegreich

erhalten, obgleich Venezuela früher (1810) seine Unabhängigkeit erklärte. Schon im Jahre 1813, als in den übrigen Theilen Spanisch-Amerika's das Ende noch kaum abgesehen werden konnte, hatte Buenos-Ayres, oder die argentinische Republik, seine Unabhängigkeit sicher gestellt. Doch kaum war das spanische Joch abgeschüttelt, als die inneren Wirren begannen. Die Stadt Buenos-Ayres suchte ein gewisses Uebergewicht zu erlangen und bemühte sich, die La-Plata-Staaten zu einer Central-Republik zu gestalten, während die übrigen Provinzen des La-Plata-Stromes die Föderativ-Verfassung vorzogen.

Ein langjähriger Krieg, in welchen sich auch Brasilien mischte, wurde in Betreff der Banda-Oriental oder der Republik Uruguay mit der Hauptstadt Montevideo geführt. Buenos-Ayres und Brasilien wünschten, sich das Land zu unterwerfen. Montevideo wollte seine Unabhängigkeit behaupten, doch fehlte es dem Lande dazu an Kraft.

In der Provinz Paraguay, woselbst die Jesuiten seit langer Zeit geherrscht hatten, wurde der spanische Statthalter Velasco (1811) abgesetzt. Dr. Francia schwang sich an die Spitze der neuen Republik, zu deren lebenslänglichem Dictator er sich (1817) wählen ließ. Er hielt die Abgeschiedenheit aufrecht, in welche Paraguay seit langer Zeit von den Jesuiten versetzt worden war, und beherrschte es mit patriarchalischem Despotismus bis zum Ende seines Lebens (1840).

Die Bewohner von Chile haßten die spanische Herrschaft nicht minder, als diejenigen der übrigen Provinzen. Allein erst, als (1817) der argentinische General Don Juan San Martin im Vereine mit dem General O'Higgins die Cordilleren überschritten und die Spanier unter Osorio bei Chacabuco (12. Febr. 1817) geschlagen hatte, erklärte sich Chile für eine unabhängige Republik und ernannte O'Higgins zum Ober-Director derselben (1. Januar 1818). Der Kampf mit den Spaniern dauerte fort. Am 10. März 1818 erlitt O'Higgins eine Niederlage bei Calca. Doch kurz darauf (5. April 1818) schlug San Martin am Flusse Maypo die Spanier unter Osorio in so entscheidender Weise, daß diese seither nie wieder festen Fuß in Chile fassen konnten. Mit der Vertreibung der Spanier hörte übrigens der Zwiespalt nicht auf, vielmehr dauerte er unter anderer Gestalt bis zum heutigen Tage fort. O'Higgins wurde durch Freire (1823), dieser durch Pinto (1828) gestürzt. Hier, wie in allen übrigen spanisch-amerikanischen Provinzen lag der Fehler nur in sofern in der Verfassung, als sie die katholische Religion und das Pfaffenthum übermäßig begünstigte. Diesem Uebelstande hätte schnell ein Ziel gesteckt werden können, falls das Volk gebildeter und aufgeklärter gewesen wäre. Allein wenn schon das spanische Joch zertrümmert war, blieben die Wunden, welche dieses im Laufe der Jahrhunderte dem Lande geschlagen hatte, ungeheilt. Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte werden vergehen und neue, frische Kräfte müssen sich dem Lande zuwenden, bevor ein Zustand eingetreten sein wird, welcher sich mit demjenigen der nordamerikanischen Freistaaten vergleichen läßt.

Peru, welches mit Chile vereint das Vicekönigreich Peru in spanischer Zeit gebildet hatte, warf, gleich Chile, das spanische Joch erst ab, als der General San Martin (1820) in Verbindung mit dem in chilesische Dienste getretenen Lord Cochrane dem Lande zu Hülfe zog. Er eroberte (9. Juli 1821) die Hauptstadt von Niederperu, Lima, worauf sich diese Provinz unter dem Namen Republik Peru für unabhängig erklärte (28. Juli 1821). San Martin lehnte die ihm angebotene Präsidentenwürde ab, was im Interesse der Freiheit sehr zu bedauern war, und nahm nur den ihm verliehenen Titel: „Gründer der Freiheit von Peru" (1823) an.

Peru war nicht stark genug, seine Unabhängigkeit mit eigenen Kräften zu behaupten. Nachdem sich San Martin zurückgezogen hatte, ernannte der peruanische Congreß Bolivar

zum Dictator (10. Februar 1824). Dieser trieb, im Verein mit seinem Unterfeldherrn Sucre die Spanier aus Oberperu, d. h dem südlichen Peru, und brachte eine Verfassung zu Stande, welche einen etwas mehr aristokratischen Zuschnitt als die meisten übrigen südamerikanischen Verfassungen damaliger Zeit hatte. Bolivar schlug (am 6. August 1824) den spanischen General Canterac bei Junie, Sucre das unter Canterac und Laserna vereinigte spanische Heer bei Ayacucho (9. Dezember 1824). Laserna wurde gefangen, Canterac mußte ganz Peru bis auf das Gebiet von Callao räumen. Noch einmal versuchten die Spanier bei Tamasla (1. April 1825) das Waffenglück und wurden von Sucre von neuem geschlagen.

Die wiederholten Niederlagen der Spanier standen in augenscheinlichem Wechselverhältnisse mit den Zuständen des Mutterlandes. Gerade zur Zeit, da die Reaktion in Europa am grausamsten wüthete, wurden deren Soldaten und Generale in Amerika mit der größten Energie und dem besten Erfolge bekämpft. Die spanischen Colonien erkannten in dem den Cortes und deren Anhängern bereiteten Schicksale das Loos, welches ihrer harrte, falls sie besiegt würden. Dieser Gedanke verdoppelte ihren Muth und führte sie zum Siege.

Am 11. August 1825 verkündete der Congreß von Oberperu die Republik und ertheilte dieser, zu Ehren Bolivar's, den Namen Bolivia. Bolivar selbst wurde zum Präsidenten der Republik ernannt und erhielt den Ehrentitel eines Befreiers und Beschützers derselben. Sucre wurde Vice-Präsident. Die Verfassung, welche beide (25. August 1826) dem Lande gaben, hatte einen sehr aristokratischen Charakter und bewies deutlich, daß Bolivar kein tief blickender Staatsmann und wohl auch, daß er nicht frei von Ehrgeiz war. Nicht ein lebenslänglicher Präsident und nicht drei Kammern der Tribunen, Senatoren und Censoren, sondern Hebung des Selbstgefühls des Volkes durch Abschaffung des überwiegenden Einflusses der Pfaffen, Bildung durch Organisation wissenschaftlicher Erziehungsanstalten und Förderung des Wohlstandes durch Einziehung des dem Volke von den Pfaffen geraubten Eigenthums waren die Voraussetzungen des Gedeihens dieser, wie aller übrigen römisch-katholischen Länder.

Die spanisch-amerikanischen Freistaaten bieten zu wenig culturhistorisches Interesse als daß wir tiefer in die Einzelnheiten der Geschichte derselben eingehen könnten. General San Martin zog sich frühzeitig von den Staatsgeschäften zurück. Im Jahre 1824 hatte er zu Guayaquil eine Zusammenkunft mit Bolivar. Was diese beiden bedeutendsten Männer Südamerika's mit einander besprachen, ist bis zu dieser Stunde nicht aufgeklärt. So viel nur ist gewiß, daß San Martin sich nach dieser Zusammenkunft in das Ausland begab, woselbst er (17. August 1853) zu Bologne-sur-Mer in Frankreich starb. Bolivar blieb zwar noch eine Zeit lang Präsident der Republik von Peru und Bolivia, allein das ihm früher geschenkte Vertrauen nahm mit jedem Jahre ab. Er sah sich gezwungen, in den Privatstand zurück zu treten, in welchem er starb (10. Dezember 1830).

Das ganze spanische Amerika zerbröckelte sich in eine Mehrzahl kleiner Republiken, diese hinwiederum in Provinzen, welche alle unfähig sind, ein freiheitliches Staatswesen aufrecht zu erhalten.

Die größte dieser Republiken ist Mexico. Sie zählt heutzutage auf 829,900 Quadratmeilen 7,860,000 Einwohner. Nach dem Sturze Iturbide's spielte der General Santa Anna lange Zeit, jedoch nicht ohne mannigfaltige Wechselfälle, die erste Rolle. Im Jahre 1855 wurde er durch die s. g. Revolution von Ayutla von der freisinnigen Partei gestürzt. Damals wäre es möglich gewesen, das Land aus den Schlingen des Pfaffenthums zu befreien. Der General Comonfort, das Haupt der Partei des Fortschritts, besaß hierzu nicht den Muth. Er wurde von der Pfaffenpartei vertrieben (Anfangs 1858).

Digitized by Google

Seit dieser Zeit herrschte Bürgerkrieg im Lande. Die Pfaffenpartei hält die Hauptstadt Mexico und einige benachbarte Städte besetzt. Die freisinnige Partei hat ihr Hauptquartier zu Vera-Cruz aufgeschlagen. An der Spitze der Servilen steht der General Miramon, Juarez, der rechtmäßige Präsident, vertritt die liberale Partei. Die meisten Provinzen neigen sich, jedoch ohne Kraft und Entschiedenheit, auf die Seite der Liberalen. Die Hälfte des Flächeninhalts Mexico's ist bereits an die Vereinigten Staaten Nordamerika's übergegangen.*) Die andere Hälfte wird sich ohne fremde Hülfe schwerlich aus dem gegenwärtigen Zustande der Verwirrung herausreißen können.

An Mexico gränzt das s. g. Central-Amerika, welches in die fünf kleinen Republiken: Guatemala (34,380 Quadratmeilen mit 972,000 Einwohnern), Honduras (39,600 Quadratmeilen mit 358,000 Einwohnern), Salvador (9600 Quadratmeilen mit 358,000 Einwohnern), Nicaragua (40,200 Quadratmeilen mit 257,000 Einwohnern), und Costa Rica (218,000 Quadratmeilen mit 250,000 Einwohnern) zerfällt.

Guatemala ist nach mannigfaltigen Kämpfen unter die Herrschaft eines Dictators gefallen, welcher das Volk mit eiserner Faust beherrscht. Honduras kann nicht zur Ruhe kommen, indem sich die Parteien auf's heftigste bekämpfen. Salvador verjagte vor Kurzem seinen Präsidenten und befindet sich im Zustande der heftigsten Gährung. Nicaragua leidet noch immer an den Wunden, welche ihm der Flibustier-General Walker geschlagen hat. Costa-Rica hat vor Kurzem seinen Präsidenten abgesetzt und verbannt, und befindet sich demzufolge in großer Verwirrung.

Diese fünf Republiken könnten nur dadurch Kraft nach Außen und im Innern gewinnen, daß sie sich zu einer föderativen Republik vereinigten. Allein die dortigen Staatsmänner wollen lieber in einem kleinen Städtchen die ersten, als in einem fünffach größern die zweiten sein. Daher kommt eine kräftige Centralgewalt nicht zu Stande. Die außerordentlich günstige Lage des Landes bleibt unbenutzt, die reichen Schätze desselben werden nicht ausgebeutet. Der Zwiespalt im Innern lähmt die Kraft der Regierungen dem Auslande gegenüber. Doch so traurig diese Zustände auch sind, hat sich doch seit den Zeiten der spanischen Herrschaft manches gebessert und manche neue Verbesserung vorbereitet.

Das ehemalige Vicekönigreich Neu-Granada zerfällt dermalen in drei unabhängige Staaten: Neu-Granada (522,000 Quadratmeilen mit 363,000 Einwohnern), Ecuador (206,500 Quadratmeilen mit 1,108,000 Einwohnern) und Venezuela (427,000 Quadratmeilen mit 136,000 Einwohnern).

Neu-Granada befindet sich im fortwährenden Kriegszustande. Ecuador hat vor Kurzem einen schmählichen Vertrag mit Peru abgeschlossen, durch welchen es zu einem Nebenlande dieser Republik herab sinkt. Drei verschiedene Regierungen machen sich die Herrschaft über das Land streitig. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß das weit schwächer bevölkerte Peru ihm das Gesetz vorschreiben konnte.

Venezuela war glücklich, so lange General Paez, einer der würdigsten Mitstreiter Bolivar's, vorherrschenden Einfluß ausübte. Als er aber aus übertriebener Bescheidenheit von den Staatsgeschäften zurücktrat und die Familie Monagas ans Ruder brachte, verfiel das Land einem furchtbaren Despotismus, unter welchem es seit 1847 schmachtet. Im Anfange des Jahres 1858 wurden zwar die Gebrüder Monagas vertrieben, allein bis zu dieser Stunde konnte kein geordneter Zustand hergestellt werden.

Das ehemalige Vicekönigreich Peru zerfällt dermalen in drei Staaten: Peru, Bolivia und Chile. Peru, früher genannt Nieder-Peru oder das nördliche Peru, (429

*) Siehe oben § 79

Digitized by Google

Quadratmeilen mit 200,000 Einwohnern) fiel seit den Befreiungskriegen aus einer Revolution in die andere. Die Guano-Inseln, welche dieser Republik angehören, werfen ihr einen ansehnlichen Gewinn ab. Dessenungeachtet ist Peru, gleich den übrigen Staaten Spanisch-Amerika's in unaufhörlicher Verwirrung begriffen. Es ist schwer verschuldet und kann sich inmitten der herrschenden Unordnung unmöglich erholen.

Bolivia (273,000 Quadratmeilen mit 2,326,000 Einwohnern) befindet sich in fortwährender Revolution. An der Spitze des Staates steht dermalen (1860) der Präsident Linares. Die Geistlichkeit sucht dort, wie aller Orten im Trüben zu fischen. Für jedes Amt gibt es zehn Bewerber. Wer es nicht erhält, geht über zur Opposition und sucht sein Glück, wo möglich durch eine Revolution, zu machen.

Chile hat vor wenigen Monaten eine Revolution unterdrückt und befindet sich dermalen (Anfangs 1860) in leidlicher Ordnung. Doch treten schon wieder Anzeichen einer neuen Revolution zu Tage.

Die argentinische Republik oder die Vereinigten Staaten des La Plata Stromes umfassen vierzehn Staaten und etwa 1,286,000 Quadratmeilen*) mit 2,500,000 Einwohnern. Kurz nach dem Zurücktritte San Martin's gewann Don Juan Manuel De Rosas vorherrschenden Einfluß in den La Plata Staaten und übte eine furchtbare Gewaltherrschaft aus. Erst im Jahre 1852 gelang es dem Volke, das verhaßte Joch des Tyrannen zu brechen. Seit dieser Zeit besserten sich die Zustände des Landes. Allein noch immer stehen sich die ländlichen Bezirke und die Hauptstadt des Landes feindlich gegenüber. Ohne Zweifel wird noch eine lange Zeit vergehen, bevor auch dieser Theil Spanisch-Amerika's einen Zustand geordneter Freiheit errungen haben wird.

Trotz aller Wirren, in welche Spanisch-Amerika in Folge der Abschüttelung des spanischen Joches verfiel, haben sich die Zustände daselbst doch wesentlich verbessert. Die Geißel des Königthums ist zerbrochen, die Sklaverei ist abgeschafft, die Selbstherrlichkeit des Volkes ist verfassungsmäßig festgestellt. Diese wird übrigens erst dann zur Wahrheit werden, wenn auch die Geißel des Pfaffenthums zerbrochen sein wird. So oft dieses in einem Staate geschehen war oder geschehen sollte, zettelten die Pfaffen Verschwörungen an, wozu ihnen die Rohheit des Volkes und ihr eigener großer Reichthum die besten Mittel boten. Durch Schaden werden am Ende auch die Spanisch-Amerikaner klug werden und eine Geistlichkeit, welche mit einem freien Staatsleben unvereinbar ist, in die Schranken der Gesetze weisen. Dann erst werden Einwanderer sich mit Freudigkeit im Lande niederlassen, dann erst können Landbau, Industrie, Handel und Schifffahrt gedeihen, welche jetzt noch fast aller Orten durch den Alp des römisch-katholischen Aberglaubens und der Gensdarmerie desselben, der Pfaffen, niedergehalten werden.

§ 89. Brasilien.

Die einzige Provinz Amerika's, welche sich zwar von dem Mutterlande, allein nicht von dessen Dynastie und nicht von der Monarchie lossagte, ist Brasilien. Sie beweist uns, daß wahrscheinlich auch die spanisch-amerikanischen Colonien der königlichen Familie hätten erhalten werden können, falls das Cabinet von Madrid zur rechten Zeit dieselben unter ähnlichen Bedingungen freigegeben hätte, wie das Haus Braganza Brasilien frei gab. Die Hartnäckigkeit der spanischen Bourbonen schlug in diesem Falle, wie sonst so oft, zum Besten der Menschheit aus.

*) Bei allen amerikanischen Ländern haben wir bei Bezeichnung des Flächeninhaltes und der Entfernung stets englische Meilen im Sinne.

Das portugiesische Königshaus folgte übrigens mehr dem Drange der Nothwendigkeit, als einem bestimmt und klar gefaßten Plane. Als die Franzosen das Land bedrohten und das Haus Braganza sich nicht anders zu helfen wußte, siedelte es (Januar 1808) nach Brasilien über. Rio Janeiro wurde dadurch thatsächlich zur Hauptstadt, Brasilien zum Hauptlande. Portugal fiel zuerst den Franzosen, dann den Engländern anheim und mußte alle Leiden eines Nebenlandes erdulden, bis es sich aufraffte zum Kampfe für seine Freiheit. Dieser wurde aber zugleich Signal zu einer ähnlichen Erhebung in Brasilien, welche hier weit rascher und entschiedener von Statten ging, als in dem Lande der alten Welt.

Schon im Jahre 1815 hatte Johann VI. Brasilien zu einem Königreiche erhoben und dadurch angedeutet, daß die Zeiten der alten Colonialverfassung vorüber seien. Als die Revolution in Portugal ausbrach, schiffte sich Johann VI. dahin ein, er ließ aber seinen Sohn Dom Pedro als Statthalter zurück, nachdem er diesem gesagt hatte: „Pedro, Du weißt, der Sinn dieses Volkes geht auf Unabhängigkeit. Will irgend ein Abenteurer auf diesen Grund hin sich die Krone Brasiliens auf's Haupt setzen, komme ihm zuvor! Stelle Dich selbst an die Spitze der Bewegung, suche sie zu beherrschen und thue, was die Umstände gebieten!"

Der Versuch, Brasilien und Portugal unter einer Repräsentativ-Verfassung zu vereinigen, scheiterte. Die Interessen beider Länder waren zu verschieden und die räumliche Entfernung, welche sie trennte, war zu groß, als daß ein längeres Zusammenbleiben wünschenswerth gewesen wäre. Als daher Dom Pedro durch einen Beschluß der portugiesischen Regierung nach Europa abberufen wurde, erklärten die Brasilier: „seiner Abreise werde die Unabhängigkeitserklärung Brasiliens auf dem Fuße folgen. Die Völker Brasiliens werden sich gleichwie Tiger erheben, welche der alte Despotismus in Käfige eingesperrt habe und worin sie der neue constitutionelle Machiavellismus erhalten wolle."

Dom Pedro erkannte, daß der Augenblick gekommen sei, den von seinem Vater erhaltenen Wink zu benutzen. Er erklärte (9. Januar 1822), daß er im Lande bleiben und der portugiesischen Regierung diesen Entschluß alsbald kund thun werde. Umsonst widersetzten sich die in Brasilien befindlichen portugiesischen Truppen. Sie wurden theils nach Europa eingeschifft (15. Februar), theils für die Unabhängigkeit Brasiliens gewonnen. Jose Bonifacio de Andrada, das Haupt der Partei der Unabhängigkeit, trat an die Spitze eines neuen Ministeriums. Dom Pedro nahm zuerst (17. Mai 1822) den Titel eines immerwährenden Vertheidigers, kurz darauf (12. October) denjenigen eines constitutionellen Kaisers von Brasilien an. Zugleich wurde die Unabhängigkeit des Landes von Portugal öffentlich verkündet.

Die wenigen Truppen, welche mit der Nation nicht voranschreiten wollten, wurden mit Hülfe des Admirals Cochrane, der aus dem Dienste der Republik Chili in denjenigen Brasiliens übergetreten war, schnell niedergeworfen und weggeschafft. Die Unabhängigkeit von Portugal errang Brasilien auf diese Weise ohne große Mühe und Anstrengung. Schwerer und mühseliger war aber der Weg, welcher vom Absolutismus zur Freiheit führte. Dieser ist in Brasilien so wenig, als in den ehemals spanischen Colonien, heute noch nicht zurückgelegt. Die Brasilier wagten nicht den Sprung vom Absolutismus zur Republik. Sie versuchten auf dem Umwege über die constitutionelle Monarchie dieses Ziel zu erreichen. Die Folge davon war ein langjähriger Kampf zwischen Republikanern und Absolutisten. Dom Pedro war wohl geneigt, den Aushängeschild der Constitution an seinem Throne zu befestigen, allein von den Rechten eines Monarchen wollte er an das Volk keines, oder doch nur so wenig als möglich abtreten. Dom Pedro versammelte zwar (3. Mai 1823) die

ersten constituirenden Cortes, allein er löste dieselben gerade so, wie es später die europäischen Könige thaten, schon bald (12. November 1823) wieder auf. Zugleich ließ er sechzehn Abgeordnete, darunter das Haupt der republikanischen Partei, Andrada e Silva, verhaften und nach Frankreich verschiffen. In den ersten Tagen des Jahres 1824 veröffentlichte Dom Pedro eine von seinen Dienern auf seinen Befehl entworfene Verfassung. Dadurch konnte aber ein Rechtszustand unmöglich begründet werden. Denn dieser beruht bei allen gegenseitigen Verhältnissen auf gegenseitiger Uebereinstimmung.

Dom Pedro verstand es nicht, die Wünsche und Meinungen, welche das brasilische Volk hegte, richtig zu erkennen und auszuführen, wovon die Folge war, daß die Verhältnisse Brasiliens zum Auslande, namentlich zu Portugal und zur Banda oriental, sich mehr und mehr verwickelten und daß folgeweise für die Hebung der inneren Zustände des unermeßlichen Reiches nur sehr wenig geschehen konnte. Die Sklaverei, diese Pest Amerika's, wurde in Brasilien nicht abgeschafft, wie es in allen spanisch-amerikanischen Staaten geschehen war. Die besten Kräfte des Reiches wurden in einem unsinnigen Kriege verschleudert, durch welchen die Banda oriental unterworfen werden sollte. Erst nach fünfjährigen Kämpfen (28. August 1828) kam ein Friede zu Stande, durch welchen die Unabhängigkeit Montevideo's anerkannt werden mußte. Ebenso tadelnswerth, als der Banda oriental gegenüber, war das Benehmen Dom Pedro's im Verhältnisse zu Portugal. Durch einen Vertrag vom 29. August 1825 verpflichtete er sich, die Anerkennung Portugal's durch Zahlung von zwei Millionen Pfund Sterling zu erkaufen. Mit gutem Grunde erklärte die republikanische Partei, die Unabhängigkeit sei bereits errungen, Portugal besitze nicht die Macht, sie zu bestreiten, es sei daher überflüssig und überdies schimpflich, sie mit Gelde zu erkaufen.

Dom Pedro bekümmerte sich wenig um die Einsprache seiner Gegner. Er behandelte die Vertreter des Reiches mit großer Mißachtung. Die Unzufriedenheit mit seiner Regierung stieg daher von Jahr zu Jahr, und brach sich, nachdem die Kunde der Juli-Revolution in Brasilien Eingang gefunden hatte, in einem offenen Aufstande Bahn. Dom Pedro sah sich gezwungen, zu Gunsten seines fünfjährigen Sohnes, Dom Pedro de Alcantara, abzudanken. Zu dessen und seiner drei übrigen Kinder Vormunde ernannte der abtretende Kaiser denselben Jose Bonifacio de Andrada e Silva, den er früher in rechtswidriger Weise aus Brasilien hinweggeschafft hatte.

Das von dem ersten Kaiser Brasiliens octroyirte Grundgesetz vom 25. März 1824 wurde durch die s. g. Reformacte vom 12. August 1834 ergänzt. Die brasilische Verfassung ruht seit dieser Zeit auf dem Zwei-Kammer-Systeme, lebenslänglichen, vom Kaiser ernannten Senatoren und vom Volke gewählten Abgeordneten. Eine so zusammengesetzte gesetzgebende Gewalt kann unmöglich in durchgreifender Weise die im Laufe der Jahrhunderte eingerissenen Mißbräuche und Mängel beseitigen. Das Pfaffenthum liegt in Brasilien, wie in den spanisch-amerikanischen Republiken, gleich einem schweren Alpe auf dem Volke. Die Sklaverei läßt die freie Arbeit nicht aufkommen. Die reichen Schätze, welche die Natur dem Lande verliehen hat, die herrlichen Wasserstraßen, welche durch dasselbe hindurch bis zum Fuße der Andes reichen, bleiben unbenützt. Die Zahl der Indo-Kaukasier, welche Brasilien bewohnen, ist zu klein, um der großen Masse von Negern, Mulatten, Ureingeborenen und Mischlingen aller Art die erforderliche sittliche Kraft, Einsicht und Ausdauer einzuflößen.

Im Jahre 1841 wurde der fünfzehnjährige Kaiser für mündig erklärt und nahm unter dem Namen Pedro II. die Zügel der Regierung in die Hand. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Theresa Christina Maria von Neapel wurde ihm kein Sohn zu Theil.

Seine älteste Tochter, Isabella Christina Leopoldina, geboren am 29. Juli 1846, ist die muthmaßliche Thronerbin. Sie wird Mühe haben, in dem republikanischen Amerika ihren dermaleinstigen Thron zu behaupten.

§ 90. Westindien.

Die reizende Inselgruppe, welche unter dem Namen Westindien bekannt ist, hat, gleich allen übrigen Ländern der Erde, nur in so fern eine Geschichte, als sie für die Freiheit kämpfte, ihre Selbständigkeit errang und eine eigene Lebensbahn betrat. Nur Hayti hat sich auf diesen Höhepunkt hinangeschwungen. Alle übrigen Inseln Westindien's folgen als Trabanten den Bahnen ihrer Mutterländer, d. h. der sie beherrschenden europäischen Staaten.

Hayti war nächst den Vereinigten Staaten des Nordens die erste Colonie Amerika's, welche es wagte, für die Freiheit in die Schranken zu treten. Der Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten regte auch in Westindien mancherlei Freiheitsideen an. Doch erst die französische Revolution fachte auf Hayti den Funken der Freiheit zur lodernden Flamme. Die Frage war: sollten auch die französischen Colonien der von Paris aus verkündeten Menschenrechte theilhaftig werden, oder nicht?

Seit dem Jahre 1790 war Hayti in fieberhafte Aufregung gerathen. Die Menschenrechte nahmen dort eine eigenthümliche Färbung an. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit war für eine aus Weißen, Negern und Mulatten bestehenden Bevölkerung eine Unmöglichkeit. Die Freiheit der Neger war bedingt durch die Beseitigung der Weißen, welche nicht geneigt waren, aus Rücksicht für das Naturrecht oder selbst für die aus Frankreich herüberkommenden Gesetze ihren Besitzstand ganz oder theilweise aufzugeben.

Das Decret der Nationalversammlung vom 15. Mai 1791 verlieh allen von freien Eltern abstammenden farbigen Menschen den Genuß der Rechte französischer Bürger und folgeweise auch eine Stimme bei den Volkswahlen. Das Verhältniß zwischen Herren und Sklaven wurde durch dasselbe unmittelbar gar nicht berührt. Allein es liegt in der Natur des fluchwürdigen Institutes der Sklaverei, daß es durch jeden Fortschritt auf dem Gebiete des Rechtes und der Freiheit erschüttert wird, wenn nicht wirklich, so doch in der immer ängstlich bewegten Gemüthswelt der Sklavenhalter. Diese erkannten daher das Decret vom 15. Mai nicht an, sie gaben der gesammten Bevölkerung das Beispiel der Auflehnung gegen die gesetzgebende Gewalt Frankreich's und führten dadurch einen Kampf herbei, welcher in seinen weiteren Folgen nicht nur die Vollziehung des Decrets vom 15. Mai 1791, sondern auch die gänzliche Aufhebung der Sklaverei auf Hayti und die Losreißung der Insel von Frankreich und Spanien hatte.

Der Widerstand, welchen die Sklavenhalter dem Decret vom 15. Mai 1791 entgegensetzten, warf die Fackel der Zwietracht und des Hasses mitten unter die aufgeregte Bevölkerung Hayti's. Der Kampf entbrannte nicht sowohl zwischen Herren und Sklaven, als zwischen Weißen und Farbigen. Auf der Seite der Letzteren standen aber alle Sklaven, welche in den freien Negern und Mulatten ihre natürlichen Verbündeten erkannten.

Es gelang den Sklavenhaltern Hayti's, den Widerruf des Gesetzes vom 15. Mai 1791 durchzusetzen. Allein schon am 4. April 1792 wurde dasselbe wieder hergestellt. Die Schwankungen zwischen den neuverkündigten Menschenrechten und dem alten Zustande der Unterdrückung vermehrten den Grimm der Farbigen und erschütterten deren Anhänglichkeit an die Mutterländer. Ein furchtbarer Kampf, in welchem die Weißen ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters niedergemacht und ein Schaden im Betrage von fünfhundert Millionen

Franken angerichtet wurde, entspann sich. Am 29. August 1793 erklärten die von Frankreich nach Hayti abgesandten Commissarien die Freiheit aller Sklaven. Der Nationalconvent bestätigte diese Verfügung, indem er (4. Febr. 1794) ganz allgemein die Sklaverei abschaffte.

Die Sklavenhalter, welche aller Orten Vaterland, Freiheit und Recht demjenigen unterordnen, was sie für ihr Interesse halten, suchten Hülfe bei England, welches längst mit Frankreich im Kriege war. Die Spanier versuchten von der östlichen Hälfte der Insel aus, welche sie inne hatten, den westlichen, den französischen Theil derselben zu unterwerfen. Allein die Farbigen, Neger und Mulatten kämpften mit so großem Muthe, daß alle Versuche mißlangen, ihnen die persönliche Freiheit und staatliche Unabhängigkeit in deren Besitze sie sich befanden, wieder zu rauben.

Toussaint Louvertüre, ein Neger von hoher Begabung, zwang die Engländer, die Insel zu räumen und sie als neutrale Macht anzuerkennen (Mai 1798), vertrieb die französischen Truppen unter dem General Hedouville aus Cap Français und eroberte auch den spanischen Antheil Hayti's mit alleiniger Ausnahme der Stadt St. Domingo (1801).

Um den errungenen Siegen größere Festigkeit zu geben, gründeten die farbigen Bewohner Hayti's eine Verfassung, welche die gesetzgebende Gewalt einer Versammlung von Volksabgeordneten, und die vollziehende dem tapfern Toussaint Louvertüre auf Lebenszeit zuwies.

Damals dachten die Haytier noch nicht daran, sich von Frankreich gänzlich loszusagen. Die Insel sollte ein Bestandtheil des französischen Gebietes bleiben, aber ihre eigene Gesetzgebung und Verwaltung haben.

Das Band, welches Hayti mit Frankreich verknüpfte, hätte nur in sofern befestigt werden können, als jede Furcht vor der Wiederherstellung der alten Unfreiheit gänzlich beseitigt worden wäre. Allein Napoleon I. stand in zu innigen Beziehungen mit den Creolen, als daß er den Farbigen hätte gerecht werden können. Die Herren standen ihm aller Orten näher, als die Knechte; er gab zwar den Farbigen Hayti's schöne Worte, diese erkannten jedoch sehr wohl die eigentlichen Absichten des Despoten. Umsonst schickte Napoleon (im Winter 1801 auf 1802) ein Heer von 25,000 Mann nach Hayti. Toussaint ließ sich täuschen. Die Franzosen nahmen ihn gefangen und schickten ihn nach Frankreich (14. Juni 1802). Er starb im Fort Joux bei Besançon (5. April 1803). Entrüstet über die Treulosigkeit der Franzosen griffen die Haytier aber von Neuem zu den Waffen. Dessalines und Christoph standen an ihrer Spitze. Mehr als zwanzigtausend Franzosen verloren innerhalb fünf Monaten auf den Schlachtfeldern und in den Spitälern ihr Leben. Der Krieg zwischen Frankreich und England brach wieder aus. Die Trümmer des französischen Heeres mußten die Insel räumen. Nur in der Stadt St. Domingo, welche das Cabinet von Madrid im Baseler Frieden nebst seinem Antheil von Hayti an Frankreich abgetreten hatte, behaupteten sich die Franzosen noch einige Zeit.

Am 1. Januar 1804 wurde Dessalines zum lebenslänglichen Statthalter von Hayti gewählt. Er war ein grausamer Wütherich. Im Kampfe mit Frankreich hatten sechzigtausend Haytier das Leben verloren. Um dafür Rache zu nehmen, ließ Dessalines die Weißen, wo sie aufgefunden werden konnten, wohl fünftausend an der Zahl, niedermachen. Bald darauf (8. October 1804) ließ er sich unter dem Namen Jakob I. als Kaiser von Hayti ausrufen. Doch nicht lange trug er seine Krone. Schon am 16. October 1805 fiel er in einem Aufstande. Das Kaiserreich hatte ein Ende und Christoph trat als Präsident von Hayti an die Spitze der Republik. Christoph vermochte jedoch nicht, seine Gewalt über die ganze Insel auszudehnen. Der Mulatte Petion trat ihm gegenüber und behauptete sich zu Port-au-Prince. Christoph schlug seinen Herrschersitz zu Cap Français auf.

Während die Kraft der Haytier durch den Zwiespalt zwischen Petion und Christoph gebrochen wurde, eroberten die Engländer die Stadt Domingo. Christoph nahm sich Napoleon zum Muster und ließ sich (1811) unter dem Namen Heinrich I. als König krönen. Petion hielt die republikanischen Formen fest. Beide Herrscher führten blutige Kriege mit einander. Darin waren aber beide einig, daß sie die Herrschaft Frankreich's nicht anerkennen wollten.

Petion starb im Jahre 1818. Ihm folgte in der Präsidentschaft Johann Peter Boyer, welcher nach Christoph's Tode (1820) die ganze Insel unter seiner Herrschaft vereinigte. Die Republik wurde von allen Staaten der alten und der neuen Welt anerkannt, selbst von Frankreich (1825), sollte aber dafür an die ehemaligen Plantagenbesitzer eine Entschädigung von 125,000,000 Franken bezahlen. Boyer behauptete sich bis 1843, mußte dann aber der gegen ihn sich erhebenden Opposition weichen. Er floh nach Paris, wo er 1850 starb.

Die Folge des Sturzes Boyer's war, daß Hayti sich wieder in zwei Theile spaltete: in die östliche mit Domingo und die westliche mit Port-au-Prince als Hauptstadt. Im Osten, woselbst die Mulatten vorherrschten, wurden die republikanischen Formen beibehalten. General Santanna, wesentlich verschieden von seinen mexikanischen Namensbruder, stand dort und steht noch heute an der Spitze des Staates.

Im westlichen Theile der Insel blühte die Republik unter den Fittigen des Generals Richó. Als aber dieser wackere Mann (27. Januar 1847) plötzlich starb, erwählte der Senat den General Faustin Soulouque. Dieser begnügte sich nicht mit der Würde eines Präsidenten der Republik. Er stürzte die republikanische Verfassung um und machte sich zum Kaiser von Hayti. Er führte dort die Posse eines Kaiserreiches auf mit dem ganzen Flitter, allen Titeln, Erpressungen und Leiden einer Monarchie. Doch im December des Jahres 1858 nahm seine Herrschaft ein Ende. General Geffrard stellte die Republik wieder her. Faustin I. entfloh. Seit dieser Zeit besteht die republikanische Regierungsform in beiden Hälften Hayti's.

Von den übrigen Inseln Westindien's bleibt uns nur wenig zu melden. Die schwachen Versuche, welche die Insel Cuba machte, das spanische Joch abzuwerfen, waren von keinem günstigen Erfolge gekrönt. Der unglückliche Lopez verlor (1. September 1851) zu Havanna durch die Garotte sein Leben. Auf der von der Natur so reich ausgestatteten Insel lastet das dreifache Joch der Sklaverei, des Königthums und des Pfaffenthums. Der Sklavenhandel, welcher von der verruchten Königin Christine von Spanien seit langer Zeit gehegt wurde, wird daselbst den mit England abgeschlossenen Verträgen und aller Menschlichkeit zum Trotze, sehr stark getrieben. Auf den englischen Besitzungen in Westindien wurde (am 1. August 1834) die Sklaverei vollständig abgeschafft. Es geschah dieses aber nicht in Folge einer großartigen Erhebung des Volkes, sondern vermittelst eines Parlamentsbeschlusses, welcher den Sklavenbesitzern eine Entschädigung von 20,000,000 Pfund Sterling zuwies. Gewiß war diese Maßregel sehr wohl gemeint. Allein das Geld vermag nicht so viel zu leisten, als der Freiheitsdrang. Die Neger auf Jamaica sind nun wohl persönlich frei, allein politische Rechte besitzen sie nicht. Es fehlt ihnen der Sporn reger geistiger Thätigkeit.

Die alten Zustände mit der Sklaverei als Grundlage sind zerstört. Die persönliche Freiheit ohne alle bürgerliche und politische bietet den Menschen keinen hinreichend kräftigen Sporn zu höherer geistiger Thätigkeit. Die Zustände Jamaica's lassen daher Vieles zu wünschen übrig. Sie entsprechen den Erwartungen nicht, welche die Gegner der Sklaverei von denselben hegten. Die Entfernung eines furchtbaren Uebels (der Sklaverei) genügt nicht

ein blühendes Gemeinwesen zu schaffen. Dazu sind positive Einrichtungen der Freiheit erforderlich, welche in Jamaica fehlen, Schulen der Bildung für die Kinder und für die Erwachsenen, eine gute Erziehung für die Einen, Freiheit und Recht für die Anderen.

§ 91. Ostindien.

Das Reich der Engländer in Ostindien dehnte sich von Jahr zu Jahr mehr aus. Der Krieg hatte Eroberungen in seinem Gefolge und im Frieden wurden diese mehr und mehr befestigt. Im Anfange dieses Zeitabschnittes war Tippo Saib der gefährlichste Gegner der Britten in Indien. Nach einem dreijährigen Kriege (1789 bis 1792) mußte sich der Sultan von Mysore dazu verstehen, die Hälfte seiner Besitzungen abzutreten. Tippo Saib bereitete sich, den Grimm im Herzen, zu einem neuen Kampfe vor. Die Franzosen, welche mit den Engländern Krieg führten, schickten ihm Offiziere, welche sein Heer auf europäischen Fuß einrichteten. Napoleon's Pläne reichten über Egypten bis nach Indien. Dort stand ihm (1798—1805) derselbe Mann feindlich gegenüber, welcher ihm später auf der pyrenäischen Halbinsel und bei Waterloo die Spitze bot. Als Tippo Saib zu den Waffen griff, erstürmten die Engländer Seringapatam (4. Mai 1799). Tippo Saib verlor das Leben. Der Marquis von Wellesley konnte über die Erbschaft des Sultans von Mysore nach Gutdünken verfügen. England's Macht in Dekan wurde zugleich erweitert und befestigt. Auf den Krieg mit Tippo Saib folgten die Kämpfe mit den Maharatten, welche im Jahre 1818 mit deren völligem Untergange endigten. Im Jahre 1824 brach der Krieg mit den Birmanen aus, welcher die Abtretung Assam's und eines großen Landstriches von Hinter-Indien zur Folge hatte (1826).

Während die Russen vom caspischen Meere und vom Aral-See aus sich den Weg nach Indien zu eröffnen suchten, drangen die Engländer gegen Kabul und Afghanistan in nordwestlicher Richtung vor. Der Krieg, welcher (December 1845) gegen die Sikhs ausbrach, vernichtete die Selbstständigkeit des Reiches Lahore (März 1846). Schon im Jahre 1848 griffen die Sikhs von Neuem zu den Waffen. Sie erlitten (21. Januar 1849) bei Gujarat eine entscheidende Niederlage. Ihr Reich wurde mit Brittisch-Indien verbunden. Im Frühjahr 1852 brach ein zweiter Krieg mit Birma aus, in dessen Folge das Gebiet der Engländer sich von Neuem vergrößerte.

Der Freibrief der Ostindischen Compagnie wurde von Zeit zu Zeit mit einigen, durch die Verhältnisse gebotenen Veränderungen erneuert. Die Macht und die Reichthümer derselben nahmen immer zu, zugleich aber auch die Gefahr eines drohenden Zusammenstoßes. Ein großer Theil der Kriegsmacht der Ostindischen Compagnie bestand aus eingeborenen Indiern, den s. g. Sepoys. Diese sowohl, als auch die aus geborenen Britten bestehende Kriegsmacht gaben wiederholt Zeichen der Unzufriedenheit zu erkennen. Alle Engländer, welche nach Indien gehen, finden dort Mittel, sich zu bereichern. Im Verhältniß zu den bürgerlichen Beamten sind die Soldaten der Compagnie schlecht bezahlt. Bis zum Jahre 1857 kam es jedoch in Indien zu keiner gefahrvollen Meuterei. Die englischen Heere, welche der Religion nach in Christen, Mohammedaner und Heiden zerfielen, konnten sich nie über gemeinsame Maßregeln verständigen. Im Jahre 1857 vereinigten sich jedoch Mohammedaner und Heiden gegen die Christen, erhoben zu gleicher Zeit das Banner der Empörung an verschiedenen Orten, namentlich zu Delhi und Lucknow und brachten das englische Reich in Indien in große Gefahr. Nach vielen blutigen Gefechten wurden zwar die empörten Sepoys besiegt. Allein die Erinnerung an die Erfolge, welche die aufständischen Truppen anfänglich gewannen, ist geblieben. Der Glaube an die

Treue der indischen Truppen ist erschüttert. Wenn es der englischen Regierung nicht gelingen sollte, die Verwaltung Ostindien's wesentlich zu verbessern, so werden immer neue Aufstände ausbrechen. So lange England im Frieden mit den Großmächten Europa's ist, wird es wohl immer derartigen Militäraufständen die Spitze bieten können. Sollte aber ein solcher zusammentreffen mit einem Kriege gegen Frankreich oder Rußland, so könnte ein Schwanken im Schooße der brittisch-indischen Armee von sehr ernstlichen Folgen sein.

§ 92. China und Japan.

Im Laufe dieses Zeitabschnittes mußten auch China und Japan, so sehr sie sich dagegen sträubten, dem Geiste der Zeit einigen Tribut bezahlen, d. h. das System der Abschließung, welchem diese Reiche seit Jahrhunderten huldigten, einigermaßen entsagen. So lange die europäischen Mächte in gegenseitigen Kriegen befangen waren, fehlte es ihnen an Willen und Kraft, diese beiden für den Handel so wichtigen Staaten dem Verkehre zu öffnen. Seit dem Jahre 1833 gestalteten sich jedoch die Beziehungen zwischen England und China immer feindlicher. Im Anfange des Jahres 1841 kam es zwischen beiden Mächten zu einem Kriege, welcher bis zum August 1842 dauerte und den Chinesen den Beweis lieferte, daß sie nicht im Stande seien, einem europäischen Heere die Spitze zu bieten. Zu bedauern war es freilich, daß einer der Gründe, welche den Krieg herbeigeführt hatten, in dem verderblichen Opiumhandel bestand, den die Engländer von Indien aus sehr schwunghaft betrieben. Die Chinesen mußten, dem abgeschlossenen Friedensvertrage zufolge, den Engländern außer Canton die Hafenplätze Amoy, Futscheufu Ningpo und Schanghai öffnen, Hong-Kong abtreten, in den fünf genannten Häfen Consuln zulassen, einige Zugeständnisse in Betreff der Zölle machen, und einundzwanzig Millionen Dollars als Kriegs-Entschädigung bezahlen.

Die furchtbaren Niederlagen, welche die chinesische Regierung zu Wasser und zu Lande erlitt, erschütterten deren Ansehen im Innern des Reiches sowohl, als im Auslande. Ein Aufstand, an dessen Spitze ein angeblicher Sprößling der Ming-Dynastie stand, wüthete in den südlichen Provinzen seit 1851, dehnte sich immer weiter aus und konnte bis zum heutigen Tage (Anfangs 1860) nicht unterdrückt werden.

Die Stellung der chinesischen Regierung dem Auslande gegenüber wurde schwieriger. Das Geheimniß ihrer Schwäche war an den Tag gekommen. Vom Norden her breitete sich Rußland immer weiter aus und riß das ganze Gebiet bis zum Amurflusse an sich. Von der Seeseite her griffen Engländer und Franzosen um sich. Im gegenwärtigen Augenblicke wird eine neue englisch-französische Expedition gegen China ausgerüstet.

Die Welt ist dermalen auf einem Höhepunkte angelangt, mit welchem eine Abschließung, wie China dieselbe handhabte, durchaus unverträglich ist.

Wie die Engländer China, so suchten die Nordamerikaner Japan dem Völkerverkehre zu öffnen. Die Expedition, welche Präsident Pierce nach Japan sandte, blieb nicht ohne Erfolg. Russen und Engländer schritten auf dem eröffneten Wege weiter voran. Es ist zu hoffen, daß nach und nach in Japan, wie in China, die gegen das Ausland bestehenden Vorurtheile schwinden werden. So viel ist jedenfalls gewiß, daß es in der Gewalt der europäischen Mächte liegt, China und Japan in den Kreis des civilisirten Lebens hereinzuziehen und daß nur kleinliche Eifersüchteleien unter ihnen die Verdoppelung des dermaligen Handelsgebietes verhindern können.

§ 93. Persien.

Das Land, welches die russischen Besitzungen am caspischen Meere und am Aralsee von den englischen am Indus trennt, besitzt schon durch seine geographische Lage eine hohe, freilich nicht beneidenswerthe Wichtigkeit. Seit den Zeiten des alt-persischen Reiches war Indien das Ziel, nach welchem alle weltenstürmenden Eroberer strebten. Die russischen Kaiser, welche sich als die Beherrscher der Slaven fähig glauben, die ganze Erde durch frische Kräfte zu verjüngen, und als Nachfolger der oströmischen Kaiser berechtigt wähnen, alle Ansprüche der letzteren geltend zu machen, haben sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer weiter in der Richtung nach Indien ausgebreitet. Unverkennbar ist ihr Trachten darauf gerichtet, sobald eine günstige Gelegenheit sich bieten sollte, England, welches ihren Eroberungsplänen in Asien allein einen kräftigen Widerstand entgegen setzen kann, an den Ufern des Indus und Ganges anzugreifen.

In der That wäre die Lage Englands sehr gefährdet, wenn nicht die Fortschritte, welche die Schifffahrt und das Telegraphenwesen im Laufe der letzten Jahrzehnte gemacht haben, die Verbindung zwischen England und Ostindien außerordentlich erleichtert hätten. Der Blick auf die Landkarte zeigt uns, daß nur zwanzig Grade Rußland von Indien trennen, während England um einen ganzen Welttheil herumsegeln, oder fremdes Gebiet berühren muß, um Ostindien zu berühren. Rußland hat nur Persien zu überschreiten, um die Gränzen Indiens zu erreichen. Seit langer Zeit wird daher zwischen Rußland und England ein mehr oder weniger verdeckter Kampf über deren Einfluß auf Persien geführt. Die Russen brauchen nur einen Schritt zu machen, um auf persischem Gebiete zu stehen. Auch können sie vom caspischen Meere aus gegen Persien zu Felde ziehen. Das Cabinet von St. James vermag dagegen sein ostindisches Heer über Kabul und Herat und seine Flotten auf dem persischen Meerbusen gegen Persien in Bewegung zu setzen. Inmitten dieser beiden mächtigen Feinde ist die Lage Persiens eine sehr unglückliche. Nur eine Regierung voll von Kraft und ein von Vaterlandsliebe glühendes Volk könnte den drohenden Gefahren einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen. Allein das persische Volk hat mit den übrigen Nationen der Erde nicht gleichen Schritt gehalten und seit den Zeiten Schah Nadir's und Kering-Khans ist den Persern kein rettender Held erstanden. Aga-Mohammed wurde (1796) ermordet. Sein Neffe und Nachfolger Baba-Khan bestieg den persischen Thron unter dem Namen Feth-Ali. Er verlegte den Sitz der Regierung nach Teheran, welches nur acht und dreißig Stunden vom caspischen Meere entfernt ist. Es war dieses ein Schritt, welcher dem russischen Reiche die Beherrschung des persischen Hofes erleichterte. Schon im Jahre 1797 mußte Persien Derbend und einen Theil des Landes am Cur an Rußland abtreten. Im Jahre 1802 erklärte das Cabinet von Petersburg Georgien welches es längst umgarnt hatte, für eine russische Provinz.

Feth-Ali ließ sich von Napoleon bestimmen, Rußland den Krieg zu erklären (1811). Im Frieden von Gulistan (12. October 1813) mußte er alle seine übrigen Besitzungen am Kaukasus, nördlich von Armenien, an Rußland abtreten, und gestatten, daß die Russen ihre Kriegsflaggen auf dem caspischen Meere flattern ließen. Im Jahre 1826 trieb der Kronprinz Abbas Mirza in unseliger Verblendung seinen Vater Feth-Ali zum Kriege mit Rußland. Die Perser wurden geschlagen und mußten im Frieden (22. Februar 1828) ihren Antheil an Armenien und das Kloster Etschmiadzin abtreten und achtzehn Millionen Kriegskosten bezahlen. Als das Volk (12. Februar 1829) über diesen Friedensschluß in Wuth gerieth und den russischen Gesandten nebst seiner Gemahlin und einem großen Theil seines Gefolges ermordete, konnte der persische Hof nur durch die größten Demüthigungen

und durch grausame Bestrafung der Theilnehmer am Aufstande einen neuen Krieg vermeiden.

Schah Feth-Ali starb am 20. October 1834. Abbas Mirza war ihm ein Jahr früher voran gegangen. Des letztern Sohn Mohammed, von Rußland und England unterstützt, bestieg den Thron, hatte aber lange Zeit mit seinen Verwandten zu kämpfen, von denen sich mehrere empörten. Das russische Cabinet, stets darauf bedacht, sich die Straße nach Indien zu bahnen, trieb die schwache persische Regierung zweimal zu einem Eroberungszuge gegen Herat an, welchen jedoch die Engländer beide Male zu vereiteln wußten. Nach dem Tode Kamran-Schahs, des Beherrschers von Herat, bemächtigte sich der Vezir Jar-Mohammed der Gewalt in Herat und behauptete sich daselbst, indem er sich dem Schah von Persien unterwarf. Die Engländer setzten dem unter russischem Einflusse stehenden Jar-Mohammed den Beherrscher von Kabul, Dost-Mohammed entgegen. In solcher Weise dauern die Intriguen, welche Russen und Engländer in Persien spielen, ununterbrochen fort. Rußland verstand es, durch einen (1846) zu Tiflis abgeschlossenen Vertrag die persischen Häfen am caspischen Meere, Reschd und Asterabad als Stationsplätze für seine Kriegsschiffe zu gewinnen. Außerdem gestand die persische Regierung zu, daß die Russen, angeblich, um sich den Weg nach den von ihnen errichteten Bergwerken zu sichern, befestigte Etappen anlegten. Die Perser verpflichteten sich ferner, alle russischen Ueberläufer auszuliefern und wurden in solcher Weise mehr und mehr von Rußland abhängig. Schah Mohammed starb (6. September 1848). Ihm folgte sein Sohn Nasir-Edin. Mehrere Empörungen, welche in den Provinzen Schiras, Ispahan, Masanderan, Kerman und Khorasan ausbrachen, zerrütteten das Reich mehr und mehr. Noch bedenklicher war eine Volksbewegung, welche im Januar 1850 zu Teheran stattfand. Bei dieser Gelegenheit wurde das russische Gesandtschaftshotel gestürmt, was zur Folge hatte, daß sich der persische Hof von neuem vor der russischen Regierung demüthigen mußte. Im Jahre 1852 kam es zum Kampfe wegen Herat. Die Perser nahmen die Stadt (März 1852). Die Engländer schritten ein, schifften neuntausend Mann bei Abuschär aus und zwangen dadurch den Schah von Persien zur Nachgiebigkeit. In neuerer Zeit setzten die Britten ein zweites Mal Truppen in Persien an's Land und vereitelten dadurch die russisch-persischen Eroberungspläne, durch welche die englischen Besitzungen in Ostindien bedroht wurden.

Bis zu dieser Zeit ist es zwar in Persien noch nicht zu einem entscheidenden Zusammenstoße zwischen den Engländern und Russen gekommen. Der für Rußland unglückliche Ausfall des s. g. Krimkrieges wird einen solchen ohne Zweifel noch um einige Jahre hinausschieben. Früher oder später wird derselbe aber jedenfalls ausbrechen, um so früher, je weniger Deutschland geeinigt und auf seiner Hut ist, und je weniger dessen Fürsten die Gefahr erkennen, womit die russischen Czaaren unser Vaterland und die ganze Erde bedrohen.

§ 94. Australien.

Verbrecher bildeten einen ansehnlichen Theil der ersten weißen Bevölkerung Amerika's. Dasselbe war der Fall mit den ersten Ansiedlern Australien's.

Nach dem amerikanischen Befreiungskriege beschloß die englische Regierung auf Antrag des damaligen Colonial-Ministers, Viscount Sidney, in Australien an der kurz zuvor entdeckten Botany-Bay eine Strafcolonie zu errichten. Am 13. Mai 1787 ging die erste Flotte mit fünfhundertfünfzig männlichen und hundertzweiundneunzig weiblichen Sträflingen und dem erforderlichen Aufsichtspersonale, im Ganzen mit achthundertachtundzwanzig Menschen von England ab und traf im Januar 1788 in Botany-Bay ein. Das

für die Colonie bestimmte Land erwies sich als eine unfruchtbare Mischung von Sumpf und Sand. Man mußte daher etwas weiter nördlich fahren und landete in Sidney-Cove, einer der zahlreichen Buchten, aus denen die schon von Cook entdeckte, jetzt Port Jackson genannte Bucht besteht.

Die ersten Ansiedler hatten furchtbar zu leiden, hauptsächlich in Folge der mangelhaften Anordnungen der englischen Regierung. Wiederholt starrte ihnen der Hungertod in die Augen. Im Jahre 1795 mußte noch immer fast der ganze Bedarf an Lebensmitteln für die Bevölkerung aus England bezogen werden. Eine zweite Strafcolonie errichtete die englische Regierung (1802) in Vandiemensland. Dort sowohl, als in Sidney siedelten sich nach und nach auch freie Einwanderer an. Beide Colonien gelangten erst dann zu Wohlstand, als sie sich auf die Schaafszucht, wozu sich das Land besonders eignete, verlegten. Im Jahre 1807 erzeugten sie 245 Pfund Wolle, 1820 schon 99,415, 1830 899,750 und 1850 über 25 Millionen Pfund.

Im Jahre 1829 wurde die Verwaltung der Colonie durch einen gesetzgebenden Rath, welcher dem vollziehenden Rathe zur Seite trat, vervollständigt. Die Uebelstände in Betreff der Vermiethung der Sträflinge und der Verfügung über die Ländereien und mannigfaltige Streitigkeiten mit den s. g. Squatters, welche große Weideplätze für ihre Schafheerden in Besitz nahmen und nur sehr geringe Miethe dafür zahlten, erschwerten das Aufblühen der australischen Colonien. Nichtsdestoweniger nahm die Zahl der freien Einwanderer immer zu. Die große Aufgabe, welche sich diese stellten, bestand darin, den Charakter einer Strafcolonie abzustreifen. Im Jahre 1850 erlangte Australien durch eine Parlamentsakte eine repräsentative Verfassung, der zufolge der gesetzgebende Rath, zu zwei Dritttheilen von den Einwohnern und zu einem Dritttheil von der Krone ernannt wird. Die Colonie hörte auf, eine Strafanstalt zu sein und gewann von Jahr zu Jahr eine höhere Bedeutung.

Neusüdwales besaß im Jahre 1850 eine Bevölkerung von 200,000 Seelen und sieben Millionen Schaafe. Es führte Waaren im Werthe von nahezu drei Millionen Pfund Sterling aus und von mehr als zwei Millionen Pfund Sterling ein.

In Süd-Australien bildete sich im Jahre 1835 eine neue Colonie mit der Hauptstadt Adelaide. Der Aufschwung derselben wurde zwar gehemmt durch die Streitigkeiten zwischen den s. g. Snobs, d. h. den Demokraten, und den s. g. Nobs, d. h. den Aristokraten der Colonie, nichtsdestoweniger arbeitete sich die Colonie bis zum Jahre 1850 zu einer Bevölkerung von 63,900 Einwohnern empor, darunter 7000 Deutsche. Noch schneller hob sich die Colonie Victoria mit der Hauptstadt Melbourne.

Eine ganz neue Welt erstand in Australien im Jahre 1851, als daselbst die unermeßlichen Goldfelder entdeckt wurden. Im ersten Jahre wurden schon 345,146 Unzen Goldes, das Jahr darauf (1852) 4,545,780 gewonnen. Gegen Ende des Jahres 1851 arbeiteten am Alexandersberge allein nicht weniger als zwanzigtausend Goldgräber. Die Bevölkerung der Colonie Victoria stieg im Jahre 1852 auf 200,000, diejenige der Hauptstadt Melbourne auf 80,000 Köpfe. Seit dieser Zeit hat sich im Ganzen genommen die Colonie Australien unausgesetzt gehoben, obgleich dieselbe wiederholt furchtbare Wechselfälle erlitt. Im Jahre 1853 fanden zu Balarat einige Unruhen statt, indem die Goldgräber die ihnen von der Regierung auferlegte hohe Licenzgebühr nicht bezahlen wollten. Sie wurden durch Militärgewalt niedergeworfen, ließen aber große Unzufriedenheit zurück, welche ohne Zweifel früher oder später zu ernsten Folgen führen dürfte. Nichtsdestoweniger nahm der Goldgewinn fast unausgesetzt zu. Er belief sich bis Ende des Jahres 1854 auf 10 Millionen Unzen oder 38 Millionen Pfund Sterling. Als die Colonie mehr Wolle,

Talg und Gold nach England schicken konnte, nahm auch die Einfuhr englischer Waaren zu. Viele Jahre vergingen indeß, bevor Einfuhr und Ausfuhr in ein richtiges Wechselverhältniß gelangten. Die Einfuhr stieg in den ersten Jahren des Goldgewinns von 745,000 Pfund Sterling (1850) auf 15,842,637 (im Jahre 1853) und 17,675,472 (im Jahre 1854), während die Ausfuhr im Jahre 1850 2,042,000, im Jahre 1853 9,080,574 betrug und im Jahre 1854 auf 4,672,000 Pfund Sterling herabsank. Die Folge dieses Mißverhältnisses bestand in zahlreichen Bankerotten, über welche die Colonie jedoch mit bewunderungswürdiger Elasticität hinwegkam.

Nach aller menschlichen Voraussicht steht Australien eine großartige Zukunft bevor. Solange die Colonisten sich zu schwach fühlen, ihre Selbständigkeit zu erobern, werden sie sich die Herrschaft des Mutterlandes gefallen lassen. Schwerlich wird diese Zeit aber sehr lange dauern. Schon jetzt machen sich zahlreiche Stimmen vernehmlich, welche eine selbstständige Verfassung und Verwaltung des Landes wünschen.

Noch ist Niemand in das Innere der großen australischen Insel gedrungen. Nur der äußerste Rand derselben ist bebaut und bewohnt. Ein großartiger Aufschwung Australien's läßt sich erst hoffen, wenn die Bewohner des Landes nicht auf Befehle von England zu warten brauchen, um ihre Angelegenheiten zu ordnen und wenn diese nach den Bedürfnissen der Australier und nicht nach denjenigen des englischen Hofes bestimmt werden.

§ 95. Afrika.

Während die vier übrigen Theile der Erde alle mehr oder weniger in den Strom fortschreitender Bewegung gezogen wurden, blieb nur Afrika, der conservativste von allen, fast unbeweglich stille stehen. Doch einige Veränderungen trugen sich auch im Schooße des unglücklichen Negerlandes zu.

Nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen setzte William Wilberforce im englischen Parlamente zuerst (1789) durch, daß eine Verordnung für die menschlichere Behandlung der Negersklaven auf der Ueberfahrt nach Amerika erlassen wurde, später (1792), daß der Sklavenhandel den Engländern vom Jahre 1795 an untersagt werden sollte, dann (23. Februar 1807), daß der Sklavenhandel vom 8. Januar 1808 den Britten wirklich verboten wurde, endlich daß sich die Großmächte auf dem Wiener Congresse mit dessen Abschaffung beschäftigten.

Die englische Regierung betrachtete nun eine Zeit lang diese Angelegenheit als Ehrensache. Sie schloß mit Frankreich, Spanien, Portugal, Brasilien, den Vereinigten Staaten Nordamerika's und anderen Ländern Verträge zur Unterdrückung des Sklavenhandels ab und hielt eine ansehnliche Seemacht an der Westküste Afrika's zu diesem Behufe. Allein bald erkaltete ihr Eifer. Die Regierungen Spanien's, Brasilien's und der Vereinigten Staaten begünstigten die Fortdauer des Sklavenhandels. England hatte keine Neigung, sich deßhalb mit diesen Mächten zu veruneinigen. So kam es, daß der afrikanische Sklavenhandel bis zum heutigen Tage noch nicht ausgerottet wurde. Solange die Vereinigten Staaten Nordamerika's unter dem vorherrschenden Einflusse der Sklavenhalter stehen, ist auch gar keine Hoffnung, daß dem afrikanischen Sklavenhandel ein Ende werde bereitet werden. Erst wenn sich die beiden großen Seemächte diesseits und jenseits des Oceans, England und die Union, zur Unterdrückung dieser Pest der Menschheit vereinigen, wird sie beseitigt werden.

Die Reisen, welche zuerst Mungo Park und später Clapperton, Lander, Livingston, Richardson, Barth, Overweg, Vogel und Baikie in das Innere Afrika's unternahmen,

haben den Beweis geliefert, daß, wenn nur einmal der Sklavenhandel Afrika's aufhörte, ein großartiger und gewinnreicher Verkehr mit den Negern eingeleitet und in dessen Folge einige Bildung verbreitet werden könnte. Allein so lange der Sklavenhandel an der Westküste und die Sklavenjagden im Innern Afrika's blühen, ist eine tief eingreifende Verbesserung der Zustände dieses Theiles der Erde unmöglich.

Die reichsten Schätze, welche die Berge Afrika's enthalten, die Producte eines tropischen Himmels, eine Thierwelt von unerschöpflicher Menge befinden sich in der nächsten Nähe Europa's und bleiben unbenützt, weil eine geringe Anzahl habgieriger und gewissenloser Sklavenhändler lieber einen ganzen Welttheil an seinem Fortschritte verhindern, als auf den Gewinn ihres unerlaubten und unmenschlichen Handels verzichten wollen!

China und Japan, diese stark bevölkerten Länder können den Europäern nicht bieten, was Afrika besitzt: unermeßliche Strecken fruchtbaren Landes für Ansiedler, Erndten von Baumwolle, welche alle Webstühle Europa's zu beschäftigen vermögen und folgeweise ein Handelsgebiet, welches im Stande ist, mehr als fünfhundert Millionen Menschen reichlich zu nähren! Eine der großen Aufgaben unserer Zeit besteht darin, Afrika für Bildung und Freiheit zugänglich zu machen, ihm selbst Wohlstand zu geben und folgeweise denjenigen der übrigen Erdtheile zu vermehren.

Dieses hohe Ziel läßt sich aber nur erreichen, wenn die Nationen, welche auf Bildung Anspruch machen, einträchtig zusammenwirken. Nicht durch Pfaffen, welche die Menschen auf ein Jenseits verweisen, sondern durch Lehre und Muster auf dem Gebiete des Landbau's, der Gewerbe, der Schifffahrt, des Handels, der Künste und der Wissenschaften wird ein rohes Volk für die Civilisation gewonnen.

Zu diesem Zwecke sind manche Vorarbeiten gemacht worden. Vom Norden her können die Franzosen, die sich in Algier festgesetzt haben, vom Süden die Engländer in der Cap-Colonie leichter als sonst in das Innere Afrika's eindringen. Egypten und Abyssinien sind den Europäern zugänglich. Der Senegal, der Gambia, der Niger, der Schirè und unzählige andere Flüsse bieten den Europäern natürliche Handelsstraßen. Es käme darauf an, von allen Seiten zugleich einen friedlichen Feldzug der Bildung gegen die Rohheit der Neger zu unternehmen. In der ersten Zeit mögen die Regierungen Vorschüsse machen. Diese werden im Laufe der Jahre reichliche Zinsen tragen.

Unter den Fittigen aller gebildeten Völker der Erde könnte die Neger-Colonie Liberia, welche 1822 gegründet wurde und seitdem ein trauriges Dasein führt, eine hohe Bedeutung gewinnen. Alles dieses läßt sich aber nur unter dem belebenden Hauche der Freiheit, nicht unter dem Einflusse grausamer Despoten und ehrgeiziger Eroberer ausführen. Afrika wird, gleich den übrigen Theilen der Erde, den Sieg der Freiheit über den Despotismus abwarten müssen, bevor es das Joch der Sklaverei und mit diesem zugleich die schreiendsten seiner Uebelstände wird abwerfen können.

Die Raubnester der Berberei haben ihre Rolle ausgespielt, seit Frankreich sich in Algier festsetzte. So können wir hoffen, daß auch die Nester des afrikanischen Sklavenhandels früher oder später ihren Untergang finden werden.

§ 96. Colonien.

Die Lossagung der Vereinigten Staaten Nordamerika's, Hayti's, Spanisch-Amerika's und Brasiliens von ihren Mutterländern brachte einen vollständigen Umschwung in dem europäischen Colonialsysteme hervor.

Dem spanischen Cabinette, einst der größten Colonialmacht, blieben nur Cuba und

Portorico in Westindien, die canarischen Inseln und Ceuta in Afrika und die Philippinen, Bissaya-Inseln, Marianen und einige nahe gelegene Gruppen in Austral-Asien, und diese gewissermaßen nur aus Rücksicht für die Vergangenheit. Denn Spanien besitzt nicht mehr die Macht, diese Colonien zu behaupten, falls die Vereinigten Staaten ihm Cuba, Frankreich Ceuta und England die Philippinen entreißen wollten. Auch in diesen Ueberresten der spanischen Colonien ließ sich das ältere spanische System der Ausschließung nicht mehr aufrecht erhalten, obgleich der frühere Druck des Pfaffenthums und der Soldateska nach wie vor fortdauert.

Die Portugiesen besitzen heutzutage noch Goa in Ostindien, einige Factoreien mit einem beschränkten Gebiete auf der Sunda-Insel Timor und der chinesischen Insel Makao; die Inseln des grünen Vorgebirges, Madeira und Porto Santo, die Küsten Mozambique, Angola nebst einigen Factoreien in Guinea und Senegambien, endlich die Azoren. Da übrigens Portugal, gleich Spanien, trotz seiner zahlreichen Revolutionen, noch zu keinem geordneten Zustande der Freiheit gelangt ist, so befinden sich auch seine Colonien in jenem Zustande der Erschlaffung, aus welchem die pyrenäische Halbinsel sich noch immer nicht heraus arbeiten konnte.

Frankreich hat seine meisten Colonien mittelbar oder unmittelbar in Folge der mit England geführten Kriege verloren. In Ostindien, woselbst es in den Jahren 1740 bis 1750 den Engländern an Macht fast gleich stand, besitzt es nur noch Pondichery mit einem kleinen Gebiete, in Westindien Guadeloupe und Martinique nebst einigen kleineren Inseln, auf dem Festlande Amerikas Cayenne, jenes verpestete Land, welches neuerdings durch die Grausamkeit Napoleons III. eine so unglückliche Berühmtheit erlangt hat, endlich einige unbedeutende Fischerei-Stationen an der neufundländischen Küste. Zu den alten Besitzungen, welche Frankreich in Afrika inne hat, (einige Factoreien in Senegambien und die Insel Bourbon) kamen in neuerer Zeit einige kränkelnde Ansiedelungen auf Madagascar und seit 1830 Algerien hinzu. In Australien nahmen die Franzosen (1842) die Marquesas Inseln in Besitz und suchten ihre Herrschaft über die Gesellschaftsinseln auszudehnen. Die französische Regierung verstand es jedoch niemals ihre Colonien nutzbringend zu machen. Im Gegentheile verschlingen dieselben große Summen und haben fast keine andere Bedeutung, als den Flotten und Heeren Frankreichs einige Beschäftigung zu verschaffen. Die beiden Mächte, welche allein das Colonialwesen zu ihrem Vortheile auszubeuten verstehen, sind seit alten Zeiten die Holländer und die Engländer. Die Holländer haben sich in Asien die Inseln Java, Madura, Banca, Timur, die Molukken und mehrere kleinere Inseln, überdies sehr ansehnliche Gebietstheile auf Sumatra, Celebes und Borneo angeeignet. Seit dem Frieden vom Jahre 1815 haben sie ganz im Stillen ihre Macht auf den ostindischen Inseln außerordentlich erweitert, so daß ihr Colonialreich jetzt auf 11,500 Quadratmeilen mit $12^1/_2$ Millionen Einwohnern geschätzt wird. In Afrika besitzen die Holländer nur noch einige Factoreien an der Goldküste und in Amerika Surinam und die Inseln Curaçao, St. Martin, St. Eustache und Saba.

Die größte Colonialmacht ist noch immer England. Sie besitzt in Amerika die beiden Canadas, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Cap Breton, die Prinz Edwards Inseln, Neufundland, das Gebiet der Hudsons-Bay-Gesellschaft, ferner Demerari, Essequebo, Berbice und Honduras, sodann die Falklandsinseln und in Westindien Antigua, Barbadoes, Dominika, Granada, Jamaica, die Jungfern-Inseln, Anguilla, St. Christoph, Sta. Lucia, St. Vincent, Tabago, Trinidad, die Bahama's und Bermuda's. In Afrika gehören den Engländern: das Capland, Sierra-Leone, mehrere Factoreien an der senegambischen und an der Gold-Küste, die Inseln Mauritius (früher Isle de France), St.

Helena, Ascension, die Sechellen, Amiranten und Fernando=Po. Besonders viel versprechend sind die englischen Colonien in Australien: Neusüdwales, Vandiemensland, West= und Süd=Australien und Neuseeland. Am bedeutendsten sind aber die englischen Besitzungen in Asien. Ostindien ist weniger eine Colonie, als ein erobertes Land zu nennen, dessen stets zunehmende Einwohnerzahl dermalen auf mehr als 150 Millionen berechnet wird. Hierzu kömmt die Insel Ceylon, Hongkong in China, Singapore, Penang, Wellesley, Malakka und einige Besitzungen auf Borneo. In neuester Zeit hat England die Insel Perim beim Eingang in das rothe Meer besetzt.*) Schwerlich wird es dieselbe wieder fahren lassen. In Europa hat es Gibraltar, Malta, die jonischen Inseln und unser deutsches Helgoland an sich gerissen.

Die dänischen Colonien sind Island, Grönland, die westindischen Inseln St. Thomas, St. Jean und St. Croix, endlich einige Colonien an der Küste von Guinea.

Die Russen besitzen an der Nordwestküste Amerika's einige Niederlassungen, welche Colonien genannt werden. Ihre übrigen Besitzungen in Sibirien, Transkaukasien und am Amur können nicht zu den Colonien gerechnet werden.

Die Colonien sind von Alters her die Sitze furchtbarer Ungerechtigkeit gewesen. Seit den Tagen der Unabhängigkeitskriege haben sich die s. g. Mutterländer veranlaßt gesehen, mildere Saiten aufzuspannen. Ein großer Theil derselben wird aber noch immer nur als eine Domäne behandelt, welche möglichst reichen Ertrag bringen soll. Ein Theil derselben wird im Widerspruch mit den wohlbekannten Gesinnungen der Bewohner unter der Herrschaft des Mutterlandes zurückgehalten, so namentlich die jonischen Inseln, auf welche England, selbst nach den Verträgen, durchaus keine herrschaftlichen Rechte hat.

Wenn eine Regierung gerecht sein will, darf sie die Interessen keiner Colonie denjenigen des Mutterlandes unterordnen. Wenn sie klug ist, hütet sie sich wohl eine Colonie zu drücken und behält diese nicht länger, als bis sie fähig ist, sich selbst wieder zu verwalten unter ihrer Herrschaft. Dieses vorausgesetzt können die Colonien vieles zur Civilisation der Erde beitragen, außerdem aber müssen sie das s. g. Mutterland verabscheuen und werden bei der ersten besten Gelegenheit dessen Joch zertrümmern.

Neunter Abschnitt.

Ideenwelt.

§ 97. Die Menschenrechte und der Despotismus.

Der Fortschritt der Menschheit ist sehr langsam, allein unausgesetzt und allumfassend. Die Wissenschaft macht ihre Entdeckungen. Ein kleiner Theil der Menschheit nimmt davon Kenntniß, ein noch viel kleinerer macht davon Gebrauch. Die Astronomie beweist, daß die Erde sich um ihre eigene Axe und um die Sonne dreht. Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Doch die Mehrzahl der Bevölkerung der Erde hat von dieser Entdeckung keine Kenntniß, und selbst im Schooße der gebildeten Völker der Erde glauben Millionen noch immer nicht an die Entdeckungen der Astronomen.

Die Geschichtsforscher haben die Fälschungen nachgewiesen, mit deren Hülfe die Päbste ihre Macht erschlichen, die Quellen, aus welchen christliche Priester schöpften, um die Lehren

*) S. den § 94 oben.

Christi zu einer ihnen vortheilhaften Religion umzugestalten, sie haben gezeigt, daß ein Glaubenssatz indisch-heidnischen, der andere egyptisch-heidnischen Ursprungs ist, das hält die Massen nicht ab, dieselben als göttliche Offenbarungen zu glauben.

Hunderttausendmal sind die Betrügereien der Pfaffen und die Gewaltthaten der Könige entlarvt worden. Dessenungeachtet glaubt die Menge, wenigstens dem äußern Anscheine nach, an die Einen und läßt sich die Herrschaft der Anderen ruhig gefallen. Schon im vorigen Jahrhundert machte man sich lustig über das Gottesgnadenthum der Könige, allein jede Urkunde derselben beginnt noch immer mit den Worten: „Wir von Gottes Gnaden.“ Eben so lange ist es her, daß der aufgeklärte Theil der Menschheit über die Lehre der Dreieinigkeit lächelt, dennoch stehen an der Spitze der meisten Völkerverträge die Worte: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit.“

Der Dummheit der Massen kömmt nichts gleich, als deren Rohheit und Stumpfsinn; allein von Jahrhundert zu Jahrhundert hat die Zahl der denkenden, hochherzigen und strebenden Menschen immer zugenommen, und haben die Symptome der Verkommenheit der Massen einen minder empörenden Charakter gehabt.

Die französische Nation war nicht damit zufrieden, sich einmal in dem ersten Napoleon einen fluchwürdigen Despoten zu geben, nachdem dieser durch die Macht der Verhältnisse entfernt worden und gestorben war, wählte sie dessen Neffen und Geistesverwandten, welcher mit gleichem Scepter und mit ähnlichen Mitteln das Volk ein zweitesmal in die Banden der unwürdigsten Knechtschaft schlug.

Die nordamerikanische Union führte einen siegreichen Kampf gegen den von dem Hause Hannover ausgegangenen Druck, allein sie beseitigte in ihrer Verfassung nicht den weit schwerern Druck der Sklaverei und läßt sich geduldig Jahrzehnte hindurch das Joch der Sklavenhalter gefallen!

Die deutsche Nation beschwert sich bitter über den Bruch der Zusagen, welche ihre Fürsten ihr in den Jahren 1814 und 1815 gaben. Sie erhebt sich in den Jahren 1848 und 1849 in Masse, läßt sich aber durch dieselben Redensarten wieder zur Ruhe bringen, welche in den Jahren 1814 und 1815 so wirksam waren.

Italien fühlte seit Jahrhunderten das Joch der Fremdherrschaft auf's schmerzlichste. Trotz der sicilianischen Vesper, trotz der Kriegszüge Karl's VIII. und Ludwig's XII. und derjenigen Napoleon's I. scheint es in unseren Tagen bereit zu sein, in Napoleon III. einen Retter in der Noth erkennen zu wollen, als ob es einen andern gäbe, als den eigenen Muth und den eigenen Freiheitsdrang.

Die Schreier, Volksverführer und Despoten unserer Tage bekämpfen noch immer mit denselben Waffen, wie früher, die umsichtigen, freiheitsliebenden und redlichen Freunde der Menschheit und wissen diese vom Steuerruder der Staaten fern zu halten. Allein es ist schon viel gewonnen, daß dieselben nicht mehr aller Orten verbrannt werden, sondern da oder dort wenigstens ungefährdet ihre Stimmen erheben können.

Die Aristide und Cincinnatusse unserer Tage sind so arm, als diejenigen Griechenland's und Rom's. Unsere Byrons und Schiller hatten so lange sie lebten mit Kummer und Sorge zu kämpfen, wie früher Guttenberg. Unsere Robert Blums erlitten den Tod von Henkershand wie früher Huß und Hieronymus von Prag. Unsere Mazzini, Kossuth, Arnold Ruge, Kinkel und Hecker sind in der Verbannung wie Dante der Vorzeit. Das Geschlecht der Märtyrer der Freiheit stirbt nicht aus, sondern mehrt sich und gewinnt an Kraft und Bedeutung. Die Menschheit geht vorwärts. Keine Macht der Erde kann sie hemmen.

Der treueste Spiegel der Entwickelung der Menschheit ist die öffentliche Meinung.

Beim Anfange dieses Zeitabschnitts besaß dieselbe nur sehr schwache Organe und nur sehr wenig Einfluß auf die Gestaltung der äußeren Verhältnisse. In unseren Tagen wird zwar noch immer durch Censur und Polizei der öffentlichen Meinung Gewalt angethan; allein sie hat doch an Kraft zugenommen. Sie ist reiner und freier geworden. Sie hat sich von tausend religiösen, politischen und gesellschaftlichen Vorurtheilen gereinigt, und wirft ein immer schwerer werdendes Gewicht in die Wagschale der Geschichte.

Der große Kampf, welcher sich durch die ganze Weltgeschichte hindurchzieht, der Kampf der Menschenrechte und des Despotismus hat zu keiner Zeit so entscheidende und so zahlreiche Siege in seinem Gefolge gehabt, als zwischen 1789 und 1848. Wie viele Throne wurden in dieser Zeit umgestürzt! Wie viele Ketten gebrochen! Und wenn auch jedem Siege des Volkes Niederlagen auf dem Fuße folgten, konnten den Völkern nie wieder alle die Fesseln früherer Zeiten angelegt werden.

Es ist eine höchst sonderbare, allein unleugbare Thatsache, daß im Laufe dieses Jahrhunderts die Nationen dreimal hintereinander einen freiheitlichen Aufschwung nahmen, während desselben mancherlei Zugeständnisse erwirkten und jedesmal von den Machthabern, in deren Hände sie ihre Geschicke zu vertrauend gelegt hatten, betrogen wurden.

Aufgestachelt durch die Feindschaft der übrigen Mächte, führte Napoleon die französische Nation von den Bahnen friedlicher und freiheitlicher Entwickelung auf den Weg des Krieges und des Despotismus. Dann vereinigten sich sämmtliche Nationen Europa's gegen den napoleonischen Despotismus und stürzten denselben.

Die Fürsten der großen Allianz übten aber nicht minder schnöden Verrath an ihren Völkern, als es Napoleon, ihr Gegner, an dem seinigen gethan hatte.

Ein zweitesmal erhob sich Frankreich gegen seine Bedrücker (1830). Diesesmal gelang es den vereinigten Despoten Europa's nicht mehr, ihre Völker gegen das revolutionäre Frankreich in den Kampf zu hetzen. Sie mußten die Revolution genehmigen. Zum Danke dafür erkannte aber auch der Erkorene der französischen Nation, Ludwig Philipp die Despoten Europa's an und pflog mit diesen Freundschaft.

Ein drittesmal erhob sich Frankreich gegen seine verrätherische Regierung (1848). Die Despoten Europa's wagten es nicht, der französischen Republik ihre Anerkennung zu versagen. Schon im Jahre 1830 hatte die französische Revolution eine große Bewegung unter allen Völkern Europa's und in Belgien, Polen, Italien und mehreren deutschen Staaten Freiheitskämpfe von hoher Bedeutung angeregt. Die Februar-Revolution des Jahres 1848 wirkte in ganz ähnlicher, allein weit nachhaltigerer und kräftigerer Weise. Fast aller Orten errangen die Nationen die entscheidendsten Siege über ihre Bedrücker: in Deutschland, Ungarn und Italien. Allein die Völker waren noch nicht zu der Einsicht gelangt, daß die Monarchen gewöhnt sind, sie als Unmündige zu betrachten, weil die Monarchie die Staatsform der Unmündigen und nur die Republik die Verfassung der Mündigen ist.

Die Nationen hatten daher nach den Revolutionen von 1848 ganz ähnliche Schicksale, wie nach denjenigen von 1830, 1815 und 1792. Allein niemals gelang es den Despoten, welche eine siegreiche Revolution zurückdrängten, den Zustand vor der Revolution in seiner ganzen Verderbtheit wiederherzustellen. Ein Theil der Errungenschaften blieb immer bestehen. Trotz allen Reactionen schritten die Völker Europa's von einer Stufe zur anderen dem Ziele der Freiheit immer näher.

Seit dem Jahre 1789 trugen die Völker Europa's nie länger als ein halbes Menschenalter das auf ihnen lastende Joch geduldig. Napoleon I. konnte sich kaum eilf Jahre (1804—1815), die Bourbonen fünfzehn Jahre lang, Ludwig Philipp siebenzehn und ein

Digitized by Google

halbes Jahr behaupten. Die erste französische Revolution ging in dem napoleonischen Despotismus unter und Frankreich besaß nicht die Kraft, denselben abzuschütteln. Die übrigen Völker Europa's thaten es statt seiner. Die Revolution, welche anfangs nur in Frankreich ihren Heerd fand, dehnte sich in den Jahren 1830 und 1848 über das ganze Festland Europa's aus. Die Despoten vermochten nur, schwere Gewichte auf die Sicherheitsventile der Nationen zu legen, die Schwungkraft derselben aber nicht zu brechen. Sie zündeten selbst unter dem Kessel, in welchem das Blut der Völker kochte, ein furchtbares Feuer an. Durch das beschwerte Sicherheitsventil konnten keine Dämpfe ausströmen. Der Dampf nahm daher immer an Kraft zu, bis er die Sicherheitsventile sammt allen darauf gesetzten Gewichten in die Luft sprengte. In den Jahren 1830 und 1848 blieb das Leben der Volksverräther verschont. Der Druck, welcher aber seit 1849 auf die Völker Europa's ausgeübt wird, lastet so schwer auf denselben, daß die nächste Explosion noch starker werden wird, als 1830 und 1848, und zwar um so mehr, je länger und je schwerer dieser Druck auf Europa lasten wird.

Der Fortschritt der Zeit, die zunehmende Bedeutsamkeit der Nationen und die abnehmende Gewalt der Könige erhellt am besten aus der Thatsache, daß wiederholt die Pläne der mächtigsten Cabinete durch das Dazwischentreten der Nationen über den Haufen geworfen wurden. Schon vor 1830 ließen sich die Griechen in ihrem Kampfe gegen die Türkei von den in Verona versammelten Machthabern das Gesetz nicht geben, vielmehr zwangen sie durch die Macht der öffentlichen Meinung die Cabinete von Petersburg, Paris und London, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Die Freiheitsbewegungen in Spanien wurden zwar (1823) durch französische Einmischung für den Augenblick erdrückt, allein in der Hauptsache blieb sie am Ende doch siegreich, d. h. das constitutionelle System, so mangelhaft es immerhin sein mag, verdrängte den Absolutismus.

Die Juli-Revolution des Jahres 1830 wurde auf ein halbes Jahrzehnt hinaus der Mittelpunkt, um welchen sich die gesammte Thätigkeit aller Cabinete drehte, und welcher tausend Pläne durchkreuzte. In noch weit höherem Maaße wirkte die Februar-Revolution auf die Geschicke der Welt ein. Wo finden wir Actionen der Cabinete von ähnlicher Bedeutung? Alle Minister- und Fürsten-Congresse zusammengenommen warfen kein so schweres Gewicht in die Wagschale der Völker-Entwickelung, als die Juli- und die Februar-Tage von Paris.

Was das Volk an sich gerissen hatte mit Scheffeln, suchten allerdings die Fürsten ihm wieder zu rauben mit Löffeln. Allein es war doch schon viel gewonnen, daß sie zu der Rolle der pfiffigen Bauern herabgebracht worden waren und daß das Volk diejenige des kräftigen Soldaten spielen konnte.

Wenn es die entschlossenen Republikaner nur mit den Absolutisten zu thun gehabt hätten, so wären sie längst mit denselben fertig geworden. Allein in der Mitte zwischen beiden Parteien stehen jene schwankenden, charakterlosen und geistesarmen Geschöpfe in der Mitte, welche zwar den Despotismus, aber nicht minder die Wagnisse eines Kampfes hassen. Sie sind die gefährlichsten Gegner der Freiheit, und unter ihnen thun sich besonders jene Feiglinge hervor, welche ihren Mangel an Muth in das Gewand der Klugheit hüllen und sich den Schein der Freisinnigkeit geben. Auf eine tyrannische Natur gehen gewöhnlich tausend derartige Mischlinge von Feigheit, Freisinnigkeit und Klugheit. Die Freisinnigkeit hat nur Werth, wenn sie mit Muth gepaart ist. Die Verstöße gegen die Klugheit wirken nie so verderblich, als die blasse Furcht. Diese ist einer ansteckenden Krankheit zu vergleichen, welche Millionen ergreift. Der Unklugheit fallen nur vereinzelte Opfer.

Wie die Strahlen der Sonne auf der Oberfläche der Erde und im Schooße der Gewässer tausendfältige Keime beleben, so regen erhabene Wahrheiten in der Brust des Menschen mächtige Gefühle, Gedanken und Hoffnungen an, welche sich unter der Führung begeisterter Helden zu großen Thaten gestalten.

Die Menschen, welche nur daran denken, Reichthümer zu sammeln oder zu verschwenden, vergehen, wie die Blätter der Bäume, ohne mehr als einigen Dünger zurückzulassen. Doch diejenigen, welche für die Mitwelt thätig waren, gleichen den Früchten, welche, nachdem sie den Menschen gelabt, noch den Kern neuer Schöpfungen zurücklassen.

Der Glaube des Menschen bezeichnet gewöhnlich das Ziel seines Strebens. Wer die Gunst eines Gottes sucht, der gleich einem irdischen Könige auf einem Throne sitzt, und Engel-Legionen zu seiner Verfügung hat, kann sich unmöglich in irdischen Dingen auf den Standpunkt republikanischer Freiheit und Gleichheit erheben. Wer dagegen nach dem Urquell aller Bewegung forscht, Ursache und Wirkung in ihrem gegenseitigen Verhältniß erkennt, den Maßstab irdischer Dinge auf diese Erde beschränkt, die Welt jenseits derselben aber diesem kleinen Planeten nicht unterordnet, sondern vielmehr die Erde nur als den dritten der vielen unsere Sonne umkreisenden Sterne betrachtet, — wird durch den Anblick irdischer Größe nicht verblendet, und durch die Schrecken desselben nicht geängstigt werden. Wie schwach ist auch der mächtigste Tyrann der Erde im Vergleich mit den unendlichen Kräften, welche sie birgt, und welche die Sterne des Himmels bewegen und befruchten! Ein Blitzstrahl, und der Despot ist nicht mehr, ein Sturm und seine Flotten und Heere sind zerstreut. Doch auf die Blitze und Stürme der Natur darf der Mann der Freiheit sich nicht verlassen. Sie treffen ihn mit gleicher Stärke, wie den Despoten. Die Kraft, welche ihm die verlorene Freiheit wiedergeben soll, muß er selbst erzeugen. Der Sturm der Revolution, der Blitzstrahl der begeisterten Liebe der Freiheit, das sind die Kräfte, auf welche er sich verläßt.

Eine der schlimmsten Verirrungen der menschlichen Natur ist es, daß bisweilen einzelne Menschen und ganze Parteien, welchen der Muth gebricht, ihre Freiheit und ihr gutes Recht zu vertheidigen, auf diejenigen, welche mehr Entschlossenheit, als sie besitzen, wüthend werden, und diese ihre besten Freunde, statt ihre gemeinschaftlichen Feinde, bekämpfen. Die Angst vor einer Gefahr, welche sie für die größere halten, stürzt sie in eine andere, welche ihnen kleiner scheint. Dabei verlieren sie in ihrer Verzweiflung den eigentlichen Streitgegenstand ganz aus den Augen. Die Menschen, welche keinen andern Fanatismus, als denjenigen der Ruhe haben, werfen sich denjenigen entgegen, welche ihnen Ruhe in Verbindung mit Freiheit und Recht verschaffen wollen, und bringen dadurch nicht selten die Waagschale derjenigen zum Sinken, welche nur die Ruhe des Kirchhofs und die Ordnung des Despotismus wollen.

Diese Fanatiker der Ruhe, welche in unseren Tagen zu so großer Bedeutung gelangt sind, und in den Jahren 1848 und 1849 den Aufschwung der Völker Europa's im Bunde mit den Despoten niederwarfen, fanden sich schon im sechzehnten Jahrhunderte. In Belgien waren sie es, welche Philipp II. die besten Dienste leisteten und verhüteten, daß dieses Land zur Freiheit kam. Die Grafen Egmont und Horn büßten auf dem Schaffott für das blinde Zutrauen, welches sie dem spanischen Despoten schenkten. Die Herren von Montigny und von Bergen starben aus gleichem Grunde in spanischen Kerkern. *) Ihre Freunde und Anhänger wurden durch das Schicksal dieser Männer nicht gemäßigt. Sie blieben auf spanischer Seite trotz allen Mordthaten Alba's und wurden nur durch die von

*) S. Buch VII., § 19, S. 343. § 59, S. 400 f.

demselben ausgeschriebenen Abgaben auf kurze Zeit in's feindliche Lager vertrieben. Denn die Fanatiker der Ruhe sind immer auch zugleich Fanatiker des Mammons. Sie wollen die Ruhe nur, um nicht in ihrem Vermögen beeinträchtigt zu werden.

In Deutschland gehörten zu dieser erbärmlichen Classe von Menschen die Nachfolger des Churfürsten Moritz von Sachsen, die Landgrafen von Hessen=Darmstadt, die meisten Churfürsten von Brandenburg und Herzoge von Braunschweig=Lüneburg, Kalenberg u. s. w.

Menschen, welche ihr Leben lang dem Eigennutze fröhnten, können sich nicht denken, daß Andere aus edelen Beweggründen Opfer bringen und Gefahren bestehen. Sie setzen den Eigennutz als selbstverständlich und allgemein voraus, lachen über alle Diejenigen, welche diese ihre Ansicht nicht theilen und halten sie für Dummköpfe. Auf der anderen Seite wird es edelen Menschen, wahren Freunden des Vaterlandes und der Freiheit sehr schwer, die ganze Tiefe der Schlechtigkeit der Despoten und ihrer Knechte und die ganze Flachheit der Alltagsmenschen zu erkennen. Nur langjährige, oft bittere Erfahrungen öffnen ihnen endlich die Augen. Durch diese von Natur hochherzigen und durch die Erfahrung belehrten Menschen allein erweitert sich der Kreis der natürlichen Anlagen der Menschen. Wir Alle bringen mehr oder weniger scharfe, mehr oder weniger reine Brillengläser mit auf die Welt. Dem Einen sind sie rosig, dem Andern dunkel gefärbt, dem Einen vergrößern, dem Andern verkleinern sie die Erscheinungen des Lebens. Wohl dem, der bald lernt, die Bilder, welche sein Seelenspiegel aufnimmt, nach den Erfahrungen des Lebens zu berichtigen!

Die einzigen ewig frischen Quellen reger Thätigkeit sind Selbstgefühl und Menschenliebe. Wo diese versiechten, fehlt eine regelmäßige Aufforderung zur Thätigkeit. Wer für Recht und Unrecht lebhaft empfindet und die Menschen liebt, hat immer Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Wer nur für sich selbst oder etwa seine nächsten Angehörigen strebt, wird in Trägheit versinken, so oft er gerade für diesen kleinen Kreis nichts zu thun sieht.

Einzelne Menschen und ganze Völker sind immer in demselben Maße thätig, als ihre Gefühle für die Nebenmenschen mächtig sind. Daher die außerordentliche Regsamkeit in jungen und frischen Republiken, welche auf dem Grundsatze des Gemeinwohles ruhen, und die allgemeine Erschlaffung in despotischen Staaten, deren Organismus darauf berechnet ist, daß die Gesammtheit nur zum Vortheile eines Menschen und der von ihm bevorzugten Classen arbeitet.

Alle Revolutionen haben ihren Grund darin gehabt, daß die Machthaber dem Rechtsgefühl und der Menschenliebe Hohn gesprochen haben. Die klügsten Staatskünstler sind untergegangen, weil sie ihre besseren Gefühle ertödtet hatten, als die Fluthen der Volks-Entrüstung hervor zu brausen begannen. Sie konnten denselben nicht Halt gebieten, da die Quellen, aus welchen sie strömten, ihnen unbekannt waren.

Rechtsgefühl und Menschenliebe sind die Grundbestandtheile der Sittlichkeit. Sie haben in ihrem Gefolge einen unausgesetzten Kampf gegen das Unrecht, die Lüge und die Grausamkeit. Es giebt kein sittliches Leben ohne Kampf gegen die Unsittlichkeit.

Alle Diejenigen aber, welche nicht die Kraft oder nicht den Willen besaßen, ein sittliches Leben zu führen, warfen sich der Religion in die Arme, welche ihnen den Schein der Achtbarkeit nach Außen hin und vor dem Gerichtsstande des eigenen Gewissens verlieh. Seit das Sittengesetz anfing, unabhängig von der Religion erkannt zu werden, seit der Widerspruch zwischen sittlichem und religiösem Leben, zwischen hochherzigen Menschen und tückischen Priestern mehr und mehr zu Tage trat, ist die von den verschiedenen Kirchen

gelehrte Religion zur Larve, welche das Laster verhüllt, oder zur Hornhaut, welche die Menschen unempfänglich für die Regungen des Gewissens macht, herabgesunken.

Neben den verschiedenen von Pfaffen befürworteten Religionen lebt eine in den Herzen der Menschen, welche weder Larve noch Hornhaut ist. Allein diese macht sich weder in Tempeln, noch in den Straßen breit. Sie hat keine Katechismen und keine Ceremonien. Sie ist ein geheimer Drang, welcher die Menschen über die niederen Leidenschaften dieser Erde erhebt, sie stählt in Gefahren und ermuthigt in Leiden. Diese Religion ist den Pfaffen aber nicht minder unbequem, als das Sittengesetz. Denn sie verleiht diesem erhöhte Kraft und verdoppelten Nachdruck. Diese Religion hegten von jeher alle begeisterten Freiheitskämpfer. Diese Religion wird die jetzt bestehenden Throne und Altäre stürzen und an deren Stelle den Tempel der Freiheit für alle Menschen aufbauen.

Wer nicht erkennt, daß alle Menschen gleichen Anspruch auf Wohlstand, Bildung und Freiheit auf diese Erde mitbringen, und daß es unsere Aufgabe ist, denselben zu verwirklichen, ist weder ein gerechter, noch ein liebevoller Mensch.

Ein gewisser Grad von Wohlstand ist die unerläßliche Voraussetzung der Bildung, wie diese hinwiederum die Bedingung der Freiheit ist.

Die Eigenthumsverhältnisse bilden aller Orten eine der wichtigsten Grundlagen des Wohlstandes, der Bildung und der Freiheit der Menschen. In Griechenland war nur so lange Freiheit und wahre Bildung, als die Güter einigermaßen gleich vertheilt waren. Sobald sich in einzelnen Händen unermeßliche Reichthümer angesammelt hatten, waren die Massen dadurch nicht blos zur Armuth, sondern folgeweise zur Unfreiheit und zur Unmöglichkeit, sich Bildung zu erwerben, verurtheilt.

Jedes Volk, welches auf seine Freiheit hält, welches Werth auf Geistes- und Herzensbildung legt, hüte sich daher wohl, solche Gesetze und Einrichtungen zu dulden, welche die Ansammlung großer Reichthümer in den Händen Einzelner befördern, oder auch nur gestatten!

Im Alterthume wurden die Völker dreier Welttheile unter dem Gesetze Rom's vereinigt, ungeachtet sie durch Abstammung, Sprache und Religion geschieden waren. Jetzt haben die begeisterten Freiheitshelden, die Führer der Nationen im Kampfe mit dem Despotismus, alle eine Religion, diejenige der Menschenliebe, des Rechtsgefühls und der Freiheit. Doch auch die ungebildeten Massen treffen heutzutage wenigstens darin zusammen daß sie sich zu der christlichen Religion bekennen. Alle civilisirten Nationen Europa's und Amerika's sind gemischten Ursprungs. Selbst die Deutschen, welche sich vielleicht am reinsten erhalten, haben Celten, Romanen und Slaven zahlreich in ihrem Schooße aufgenommen. Weit schroffer standen sich einst Scythen, Deutsche, Römer, Celten und Griechen gegenüber, als die Nationen unserer Tage. Warum sollten die durch Rechts- und Freiheitsgefühl, Menschenliebe, Verwandtschaft, Religion, Sitten und Gewohnheiten näher verbundenen Völker unserer Zeit nicht unter den Gesetzen der Gleichheit und Freiheit ein großes Ganzes bilden können, da sie einst unter weit ungünstigeren Verhältnissen unter dem Gesetze des Despotismus eines ausmachten?

Es kömmt nur darauf an, die von den Despoten künstlich gehegten Vorurtheile, den von ihnen befohlenen Aberglauben zu beseitigen, um alle Völker Europa's, von Lissabon bis zur russisch-türkischen Grenze, zu einem Ganzen zu vereinigen, welches würdig den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's zur Seite stände.

In früheren Jahrhunderten galt der Kampf der absichtslosen Barbarei. In unseren Tagen ist die von Fürsten und Pfaffen gemeinsam befürwortete und gepredigte absichtliche Barbarei die gefährlichste Feindin der Menschheit. Die Könige wissen sehr wohl, daß sie

nicht in besonderer Beziehung zur Gottheit stehen, dennoch wollen sie von Gottes Gnaden sein. Die Pfaffen haben recht wohl erkannt, daß die Bibel zum größern Theile fabelhaften, die päbstlichen Decretalen gefälschten Ursprungs sind. Dennoch berufen sie sich auf diese Stützen ihrer Gewalt, gleich als glaubten sie selbst daran.

Die absichtliche Barbarei unserer Tage ist weit schlimmer, als die gedankenlose früherer Zeiten. Aus der natürlichen Barbarei können sich die Völker zu Bildung emporarbeiten. In der künstlichen Barbarei, wenn sie den Sieg davon trüge, müßten die Nationen Europa's, gleichwie Chinesen und Indier, untergehen, um sich vor Ablauf von Jahrtausenden nicht wieder zu erheben.

§ 98. Die Staaten und deren Verfassungen.

Wie im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts der Glaube an Rom durch die Schandthaten der Päbste, so ist in unseren Tagen der Glaube an den Thron durch die Missethaten der Könige erschüttert worden. Wohin wir auch blicken, auf dem ganzen Festlande Europa's, steht kein Thron mehr auf dem Boden des Rechts. Die eheliche Geburt bildet die Grundlage der s. g. Legitimität. Welches Königshaus könnte sich einer solchen rühmen? In Rußland hat ein Soltikow den Romanow's, in Frankreich ein Mazarin den Bourbonen ein Kuckuckei ins Nest gelegt.*) Da spielte ein Königsmark, dort ein Schmettau, hier ein Graf Jennison, dort ein anderer Graf, ein Baron oder gar ein Kammermusikus, hier ein Leibgardist, dort ein Beichtvater die Rolle des Gemahls.

Doch abgesehen ganz von ehelicher Geburt haben alle Fürsten Europa's durch Meineid und Verfassungsbruch allen Anspruch auf ihre Kronen verloren, wenn sie je zuvor einen solchen gehabt hätten.

Bei der großen Seelenverkäuferei auf dem s. g. Wiener Congreß hatten die Völker keine Stimme. Schon aus diesem Grunde konnte dort kein neuer Rechtsboden für Europa gelegt werden. Doch nehmen wir die Bestimmungen des Wiener Congresses auch für rechtsgültig an! Sind sie gehalten worden? Haben die Fürsten, welche durch den Wiener Congreß eingesetzt oder bestätigt wurden, das Recht auf ihre Kronen bewahrt, oder haben sie es nicht verscherzt?

Ferdinand VII. von Spanien konnte in gültiger Weise seinen Thron nicht besteigen, bevor er die Cortes-Verfassung beschworen hatte. Er beschwor sie nicht und war daher schon im Jahre 1814 ein unrechtmäßiger König, ein Usurpator und Tyrann. Er stieß zum zweiten Male (1823) die Cortes-Verfassung um und verlor dadurch noch einmal alles Recht auf seine Krone. Isabella, welche im Widerspruch mit der spanischen Verfassung den Thron bestieg, und zu gleicher Zeit gegen ihren Oheim Don Carlos die s. g. Grundsätze der Legitimität und gegen die Nation diejenigen der Volkssouveränität mit Füßen trat, kann um so weniger von einem Rechte sprechen, als sie bekanntermaßen nicht Tochter Ferdinand's VII. ist.

Ferdinand I., der König beider Sicilien, brach (1820) seinen auf die Verfassung geleisteten Eid. Seine Nachfolger thaten das gleiche in den Jahren 1830 und 1848. Seit dieser Zeit ruht der Thron von Neapel nur auf der Gewalt der Bayonnette. Können diese ein Recht verleihen?

Das Haus Oranien hat sich in den Niederlanden mit Hülfe der Großmächte Europa's und eines dem Volke gespielten Betruges festgesetzt. Kann fremde Macht und Volksbetrug ein Recht verleihen?

*) Siehe Buch VII., § 5, S. 42, § 60, S. 367.

Die deutschen Fürsten traten im Jahre 1815 ihre Herrscherrechte unter den Fittigen der deutschen Bundesacte an. Sie stießen die Bundesverfassung in deren wesentlichen Bestimmungen um und machten sich schon dadurch allein ihrer Throne verlustig. Sie willigten (1848) in den Zusammentritt der constituirenden Versammlung ein, warfen dann die von dieser beschlossene Reichsverfassung um und trieben die Versammlung der Nation mit Gewalt auseinander. Was sie für ganz Deutschland zu Frankfurt a. M., thaten sie mit größerer oder geringerer Gewaltthat früher oder später zu Wien, Berlin, Dresden und Karlsruhe mit den Grundgesetzen und gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten. Mit russischer Hülfe zerstörte das Haus Habsburg zugleich die neue und die uralte Verfassung Ungarn's und Siebenbürgen's.

Die Theilung Polen's, eine der größten Schandthaten der neueren Geschichte, kann den räuberischen Fürsten nie und nimmermehr ein Recht gewähren.

Welcher Fürst Europa's hat, nach alledem, noch ein Recht auf seine Krone? Etwa Napoleon III., welcher mit der Verfassung und gesetzgebenden Versammlung Frankreich's gerade so verfuhr, wie die deutschen Fürsten mit der deutschen Verfassung und den deutschen gesetzgebenden Versammlungen der Jahre 1848 und 1849? Oder der Pabst, welcher, nachdem er aus Rom entflohen war, mit Hülfe französischer, österreichischer, neapolitanischer und spanischer Bayonnette, nach Vertreibung der rechtmäßigen Abgeordneten des Volkes auf den Trümmern der von diesen neu gegründeten Verfassung seine mittelalterliche Herrschaft wieder aufrichtete? Oder etwa das Haus Bernadotte, welches zum Hohne des Princips der s. g. Legitimität auf dem Throne Schweden's und Norwegen's sitzt, oder endlich das dänische Königshaus, welches die Verfassung von Schleswig-Holstein mit Füßen trat und diese beiden Herzogthümer durch preußischen Verrath wieder unterjochte?

Von allen Fürstenhäusern des europäischen Continentes hat nur das Haus Savoyen, wenigstens im gegenwärtigen Augenblicke, den guten Willen seines Volkes für sich. Doch auch an diesem klebt die Schande des Verrathes. Das Jahr 1820 ist nicht vergessen. Es bleiben noch übrig die Kammern von Belgien und Portugal und das Diadem des türkischen Sultans. Wir wollen über deren Legitimität nicht rechten. Sie werden jedenfalls Europa das Gesetz nicht geben.

Das Königthum hat sich selbst das Grab gegraben. Mit ihm zugleich müssen dessen mittelalterliche Stützen: Pfaffenthum und Adel, fallen. An die Stelle eines feilen fürstlichen Beamtenthums werden frei gewählte Volksbeamte, an die Stelle fürstlicher Soldknechte bewaffnete Völker treten. Ein freier Bund zwischen dem Proletariate und dem Mittelstande wird der Herrschaft der auf den Thronen sitzenden und der auf den Börsen gebietenden Könige ein Ende machen — sobald die Völker aus ihrem Schlummer erwachen.

Die Monarchie ist nicht blos auf dem Gebiete des Staatsrechts, welches deren Vernunftwidrigkeit, sondern auch auf dem Felde der Geschichte, welche deren Ungesetzmäßigkeit erwiesen hat, überwunden.

Alle die großen Kaiser und Könige unserer Tage, welche ihr Thronrecht auf die Abkunft, von den Gründern ihrer Monarchien zurückführen, sind nicht die Nachkommen, für welche sie sich ausgeben.

In eine ganz ähnliche Stellung, wie die Monarchie, ist der Adel zum Volke, über welches er erhaben zu sein vorgiebt, und auf welches er mit Stolz und Uebermuth herabblickt, gerathen.

Die Monarchien unserer Tage befinden sich in derselben Lage, wie die Monarchien Griechenlands zur Zeit der Nachkommen des Lajus, des Agamemnon und des Codrus, oder wie die Monarchien Italiens zur Zeit des stolzen Tarquiniers. Sie

haben die Liebe, die Achtung und die Anhänglichkeit der Völker verloren. Diese kennen die Verbrechen ihrer Herrscher und werden nur durch die Furcht vor deren organisirten Macht abgehalten, sich die Freiheit zu erobern.

Die Reformation, deren Wiege Deutschland war, brauchte einhundert einunddreißig Jahre (1517—1648), um zu einem Abschlusse zu kommen. Die Revolution, welche in Frankreich geboren wurde, hat bis jetzt noch nicht die Hälfte dieses Zeitraums durchlaufen. Nichts deutet an, daß sie ihr Ende erreicht hat. Die Ideen, welche sie in Umlauf brachte, sind nicht aus dem Felde geschlagen, sondern im Gegentheile von Jahrzehent zu Jahrzehent über einen größern Theil Europa's verbreitet worden. So wenig die Reformation im Jahre 1585 abgeschlossen war, ist die Revolution es in unseren Tagen. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts waren die verschiedenen Staaten Europa's noch nicht so innig verbunden, als sie es am Ende des achtzehnten waren. Wären damals alle Fürsten unseres Welttheils mit vereinter Macht gegen das kleine Sachsenland zu Felde gezogen, wie sie im Jahre 1792, also schon drei Jahre nach dem Beginn der französischen Revolution gegen diese Krieg begannen, so hätte sie gewiß einen ganz andern Verlauf genommen. Die Reformation nahm in jedem einzelnen Lande ihren eigenen Entwickelungsgang, die Revolution kann nur eine solidarische Entwickelung haben. Sie muß im großen civilisirten Theile der Erde siegen oder unterliegen. Sie siegte in den Jahren 1789—1798. Sie unterlag bis 1830. Sie errang neue Vortheile in diesem Jahre und in den Jahren 1848 und 1849. Sie erlitt dann einige Niederlagen. Allein ihre Funken glühen unter der Asche. Ein Windstoß genügt, sie als brennende Flamme über ganz Europa zu verbreiten.

Die Ideen, welche die französische Revolution in Umlauf setzte, ließen sich nicht greifen wie diejenigen der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts. Ihre Bekenner haben sie noch in kein Glaubensbekenntniß zusammengefaßt. Sie lassen sich aber durch die Devisen, welche sie erwählten, bezeichnen. Die Losung der französischen Revolution ist

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit;

der Schlachtruf der Deutschen:

Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle!

§ 99. Die Nationen und deren Wechselverhältniß.

Der Stolz, den die meisten Menschen haben, dieser oder jener Nation anzugehören, scheint mir sehr lächerlich. Es ist kein Volk, das sich nicht der größten Verbrechen und Schandthaten schuldig gemacht hätte, und fortwährend dem dicksten Unsinn huldigte. Wer einer der bevorzugten Geister aller Nationen ist, freut sich dessen im Stillen, ohne durch seinen Uebermuth Anderen lästig zu fallen. Familienstolz, Adelsstolz und Nationalstolz sind nur drei verschiedene Grade einer und derselben Schwäche. Je kleiner der Kreis von Menschen ist, welcher der Eitelkeit oder dem Hochmuthe zur Grundlage dient, desto geringer ist natürlich die Zahl von Verbrechen und Abgeschmacktheiten, die man mit in den Kauf nehmen muß, allein desto kleiner sind auch die Verdienste. Der Mensch hat nur ein Recht, auf dasjenige stolz zu sein, was er selbst ist und geleistet hat. Doch auch diesen gerechten Stolz darf er nicht zeigen. Das edelste Selbstbewußtsein wird entweiht, falls es aus der ruhigen Tiefe der Seele an die bewegte Oberfläche des Alltagslebens tritt.

So lange eine Nation sich nur in dem Gefühle wiegt, besser zu sein, als die übrigen, steht sie auf gleicher Stufe mit adelsstolzen Aristokraten. Erst dann wird das Wechselverhältniß der Völker auf einer festen und reinen Grundlage ruhen, wenn jedes von dem Bestreben durchdrungen ist, die Rechte der anderen zu achten, wie es darauf hält, die seinigen

unverletzt zu erhalten, sodann mit seinen Nachbarn auf dem Fuße der Gleichheit einen regen Verkehr zu pflegen und denselben in allen guten Dingen freundschaftlichen Beistand zu leisten.

Alle diese Beziehungen sind unmöglich, so lange selbstsüchtige Despoten über die Geschicke der Menschheit entscheiden. Ein auf den Grundsätzen der Freiheit ruhendes Völkerrecht ist unmöglich, so lange das Wechselverhältniß zwischen Völkern und Regierungen keine freiheitliche Grundlage hat, vielmehr nur auf der Macht des Bayonnettes ruht.

Noch besitzt von Europa selbst nur ein kleiner Theil die Wohlthaten der Civilisation, von Rußland einige Städte, von England etwa fünf Procent der Bevölkerung, welche politische Rechte haben, von Deutschland, Frankreich, Italien und Scandinavien etwa zehn Procent, welche Eigenthum besitzen, von Spanien und Portugal die Bewohner der Haupt- und See-Städte, welche mit dem Auslande Verkehr pflegen.

Außerhalb Europa's hat die Civilisation nur einige Küstenstriche berührt. Die nordamerikanische Union ist das einzige außereuropäische Land, welches Bildung besitzt. Der Kreis der Wirksamkeit für alle Förderer und Freunde der Bildung ist daher noch immer groß genug. Ganz Afrika und Australien, weniger einige Küstenplätze, ganz Asien, weniger einige Apostel der Freiheit, welche sich da und dort zerstreut finden, ganz Amerika, mit Ausnahme des kleinen Theiles, welchen freie Menschen im Schooße der vereinigten Staaten zu bebauen angefangen haben — erfreuen sich noch nicht der Wohlthaten der Civilisation. Von den Schätzen der Natur werden in allen diesen Theilen der Erde nur sehr wenige benutzt und diese wenigen in sehr ungeschickter Weise. Die Menschen können dort weder lesen, noch schreiben, sie haben keinen Begriff von Menschenrecht und Würde, von der Arbeit, deren Genüssen und Rechten, von allen den Fortschritten, welche Kunst, Wissenschaft, Gewerbe, Schifffahrt und Handel in dem gebildeten Theil Europa's und Amerika's gemacht haben.

Welches Feld der Wirksamkeit für alle strebenden Geister! Bevor Telegraphen und Eisenbahnen in allen Theilen der Erde heimisch geworden sein werden, bevor rings um die Erde von Osten nach Westen und von Norden nach Süden die Telegraphendrähte ein Netz, Eisenbahnen und Dampfschiffe unzählige stets bewegte Verbindungslinien bilden, fehlt es noch an den ersten Voraussetzungen der Civilisation. Denn nur durch diese Mittel können wir die Hebel der Civilisation in ferne Länder bringen und den Verkehr mit denselben aufrecht erhalten.

Statt Bomben und Granaten bringen wir dem Auslande aber die Güter der Civilisation! Nur denjenigen Despoten, welche ihre Länder mit Gewalt gegen die Civilisation verschließen, möge der Krieg den zur Eroberung des Landes für die Wohlthaten höherer Bildung erforderlichen Zwang auferlegen!

Das Land, welchem ein europäisches Volk die Wohlthaten der Civilisation gebracht hat, wird von selbst, wie der Schüler vom Lehrer, wie das Kind von den Eltern, abhängig werden. Diese Abhängigkeit ist gerechtfertigt durch die ewigen Gesetze der Natur. Der Staat, welcher sich mit dieser begnügt, hat den Abfall seiner Colonien nicht zu erwarten, so lange diese nicht fähig sind, sich selbst zu helfen. Sind sie aber dazu im Stande, so wäre es ungerecht, sie noch unter Vormundschaft halten zu wollen.

Eine Voraussetzung regen Völkerverkehrs ist hinwiederum Freiheit desselben, wie die Voraussetzung gewerblicher, künstlerischer und wissenschaftlicher Entwickelung Freiheit in allen diesen Beziehungen ist.

Apostel der Freiheit können aber die Europäer nicht werden, solange ihre eigenen Bewegungen durch so viele Bande gehemmt werden. Freiheit in Europa ist die Voraus-

Digitized by Google

setzung der Freiheit und der Bildung der gesammten Erde. Erst müssen die Despoten Europa's vertrieben sein, bevor europäische Bildung sich über die Erde verbreiten kann.

Noch gibt es nicht einmal ein deutsches, ein französisches, russisches, italienisches Bürgerrecht in dem Sinne, daß jeder, welcher dasselbe besitzt, sich ungehindert an jedem Orte Deutschland's, Frankreich's, Rußland's oder Italien's niederlassen und daselbst sein Geschäft treiben könne. Bevor es ein europäisches, ja ein die ganze Erde umfassendes Bürgerrecht gibt, sind wir noch weit von dem Ziele unserer Hoffnungen entfernt.

Seit vierzig Jahren quälen sich die Diplomaten mit der Frage ab: Intervention oder Nicht-Intervention? d. h. soll eine Macht sich in die inneren Verhältnisse eines Nachbarstaates einmischen, oder nicht?

Es ist ebenso verkehrt, zu erklären, man werde sich unter keinen Umständen in die Verhältnisse der Nachbarn einmischen, als es verkehrt ist zu erklären, man werde dieses oder jenes den Nachbarn nicht gestatten, ohne sich in deren Verhältnisse einzumischen. Die europäischen Mächte haben sich häufig mit ihrer Interventions-Theorie blamirt, Amerika scheint sich durch seine Nichtinterventions-Theorie blamiren zu wollen. Als die heilige Allianz in ihrer Blüthenzeit war, erklärte sie, keine Volksbewegung in Europa dulden zu wollen, welche gegen das monarchische Princip gerichtet sein möchte. Die Tyrannen Europa's ließen daher mehrere Jahre lang die Türken gegen die Griechen wüthen, ohne sich der Letzteren anzunehmen. Am Ende zerstörten aber doch die vereinigten Flotten von Rußland, Frankreich und England bei Navarino die ägyptische Flotte, welche Griechenland wieder unterjochen sollte. Die Volksbewegungen, welche Italien und Spanien im Anfange der zwanziger Jahre durchzuckten, wurden allerdings durch die vereinten Bemühungen der Despoten Europa's niedergeschmettert. Allein sie konnten nicht verhindern, daß in Frankreich, Spanien, Portugal und Belgien das Princip der Legitimität auf die Seite geschoben wurde. In Ungarn wurde durch russische Einmischung der Wille des Volkes gebeugt. Aber der „heiligen Allianz" zum Trotze steht Frankreich unter der Herrschaft eines Bonaparte.

Die nordamerikanischen Freistaaten folgten bisher der gerade entgegengesetzten Politik. Hatten die Fürsten Europa's erklärt, wir dulden keine Bewegung in einem Nachbarstaate, welche dem monarchischen Princip zuwiderläuft, so erklärten die Staatsmänner in Washington: „Wir bekümmern uns nicht um die Angelegenheiten anderer Staaten." Dessenungeachtet bewiesen sie durch die That, Texas gegenüber, daß sie es wohl verstünden, falls es in ihrem Interesse lag, den Grundsatz der Nichtintervention nach Belieben zu drehen.

Der einzelne Mensch und der Staat, welcher sich u n b e r u f e n e r W e i s e in die Angelegenheiten seines Nachbarn einmischt, ist ebenso tadelnswerth, als derjenige, welcher es nicht thut, wenn er dazu berufen ist. Der Einzelne und der Staat muß zu allen Zeiten nach den ewigen Grundsätzen der sittlichen Ordnung handeln und diese können ihn eben sowohl bestimmen, sich in die Verhältnisse der Nachbarn einzumischen, als sich der Einmischung zu enthalten.

Noch führen die Fürsten Europa's die Zügel der Welt in ihren Händen. Amerika hat keinen Theil an den Verträgen, durch welche sich die zu Wien versammelten Könige im Jahre 1815 in die fünf Theile der Erde theilten. Amerika hat bisher kein Wort mitgesprochen, wo es sich handelte, die Geschichte der Welt zu bestimmen. Die Union besitzt keinen Einfluß in Europa. Allein die Fürsten Europa's beherrschen einen großen Theil Amerika's. Wenn Amerika keinen Anspruch darauf machte, zu den gebildeten Völkern der Welt zu gehören, wenn es keinen Verkehr hätte mit Europa, wenn es sich damit begnügen

wollte, innerhalb seines Gebietes ruhige Tage zu spinnen, so wäre dieser Zustand doch für seine Entwickelung nicht gefahrlos. Denn Bildung, Verkehr und Landesgränzen sind abhängig von der politischen Stellung, welche ein Staat einnimmt. Ist diese vereinzel und hülflos, so werden jene nicht lange unbeeinträchtigt bleiben. Unter den Fürsten Europa's kann die Union auf keine Freunde, auf keine Verbündeten zählen. Freunde und Verbündete kann die Union nur finden unter den Millionen, welche sich, gleich ihnen, nach Freiheit sehnen und jetzt noch, gleichwie sie im vergangenen Jahrhundert, von ihren Fürsten geknechtet werden.

Wohl ist die nordamerikanische Union bisher von den Fürsten Europa's geduldet worden. Doch nur, weil diese zuviel mit ihren eigenen Völkern beschäftigt waren, um dem jungen Staate jenseits des Oceans Fesseln anlegen zu können. Wohl werden die Könige der alten Welt auch inskünftige die Freistaaten Nordamerika's dulden müssen, doch nur mit Widerstreben und mit gehässigen Gefühlen. Genügt es dem Stolze des freien Bürgers Nordamerika's, nur ein geduldetes Dasein zu haben? Die Beherrscher Rußland's, England's, Frankreich's, Spanien's und Holland's gebieten über die Geschicke Asien's, Afrika's, Australien's und eines ansehnlichen Theiles Amerika's selbst. Die Union aber hat bisher geschwiegen, insofern nicht ihr eigenes Land, ihre eigenen Bürger und die ihr zugesicherten Rechte auf dem Spiele standen.

Der Czaar von Rußland bestimmt die Schicksale Persien's, der Türkei, Polen's Ungarn's, ja selbst Deutschland's und Italien's. Der rohe Barbar des Nordens setzt seine Ehre darein, die Grundsätze des Absolutismus, auf welchen sein Reich beruht, über die ganze Welt zu verbreiten. Albion, die sogenannte Königin der Meere, schreibt den Chinesen und Indiern Gesetze vor, führt Krieg mit Kaffern und Hottentotten, legt Colonien auf den Inseln der Südsee an und umschließt die Union mit einem eisernen Gürtel von Colonien, den sie immer enger winden möchte. Frankreich hat sich in Afrika, das kleine Holland hat sich auf Java, Celebes, Borneo und Sumatra ausgedehnt. Die Fürsten Europa's machen mit dem Schwerte und den Ketten in der Hand in allen Theilen der Erde Propaganda für ihre Grundsätze. Die Union aber steht müßig, läßt sie gewähren, baut Städte in ihrem Innern und begnügt sich damit, unter größtentheils ungünstigen Bedingungen den weltherrschenden Fürsten der Erde die Produkte des Kunstfleißes ihrer Unterthanen abzunehmen.

Die Fürsten Europa's blicken über die fünf Theile der Erde hinweg, und wo sich eine Gelegenheit zeigt, ihre Macht auszubreiten, benutzen sie diese auf's eifrigste. Sie stützen die Blüthe ihres Handels und ihrer Gewerbe auf sichere Handelsplätze, mächtige Flotten und diplomatische Agenten. Amerika könnte die Blüthe seines Handels und seiner Gewerbe stützen auf die allgemeine Liebe und Verehrung der Völker, und bedürfte dazu keiner Festungswerke und keiner kostbaren Heere.

Doch warum nehmen die amerikanischen Freistaaten mit ihrem unermeßlichen Gebiete und ihren unerschöpflichen Kräften an Eisen und Menschen eine so untergeordnete Stellung gegenüber den Fürsten Europa's ein? Weil sie noch nicht ganz das Joch abgeschüttelt haben, das ihnen vor drei Jahrhunderten von den Fürsten Europa's auferlegt wurde. Wohl haben sie sich ihre politische Unabhängigkeit erkämpft. Allein sie sind herangewachsen unter dem Einflusse der ihnen aus Europa zugeführten Ansichten. Sie sind noch nicht zum Bewußtsein ihrer Stellung gelangt. Sie fühlen sich noch immer halb und halb in den alten Banden, die sie früher trugen. Sie haben den hohen Beruf noch nicht erkannt, der ihnen bestimmt ist: an die Spitze der Freiheitsbewegung der Erde zu treten!

In Amerika ist die Freiheit befestigt. In Europa wanken die Throne. Die Union

gründet ihre Macht auf das Freiheitsgefühl ihrer Bürger, die Fürsten der alten Welt die ihrige auf den Knechtssinn ihrer „Unterthanen."

§ 100. Die drei ersten Stände.

Adel und Geistlichkeit, welche bis zum Jahre 1789 die ersten Rollen nächst den Königen auf der Weltbühne spielten, haben in Folge der französischen Revolution im dritten Stande (tiers état) in der Bourgeoisie, in dem Stande der Capitalisten einen Nebenbuhler gefunden, welcher seinen Vorgängern immer mehr Boden abgewinnt.

So lange der dritte Stand keine politischen Rechte hatte, war er revolutionär. Als er aber nicht blos in Frankreich, sondern auch in den meisten übrigen Staaten Europa's, wenn auch theilweise nur zum Scheine solche zugetheilt erhielt, ist er sehr zahm geworden. Der schlaffen Haltung des dritten Standes ist das Mißlingen der meisten Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 zuzuschreiben. In unseren Tagen zunehmenden Polizeidruckes aber wird er gewaltsam wieder in die Reihen der Revolutionäre gedrängt. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, werden wir bei der nächsten Explosion den bessern Theil desselben an der Spitze der Bewegung sehen. Dieser bessere Theil des dritten Standes, d. h. der dritte Stand, weniger die unbarmherzigen Geldwucherer, ist bei einer Revolution unentbehrlich. Ohne ihn kann dieselbe keinen Bestand gewinnen.

Es ist bei einer gewissen Klasse von Leuten Ton geworden, den Mittelstand, die Bourgeoisie, die Philister herabzusetzen. Allerdings besitzt der Mittelmann nicht die glatte Aussenseite des Aristokraten, und nicht die Beweglichkeit des besitzlosen Arbeiters, des Proletariers. Allein dennoch beruht auf ihm die eigentliche Kraft des Staats und jeder vernünftige Proletarier strebt, in die Reihen des Mittelstandes einzutreten.

Unter Mittelstand verstehen wir aber keineswegs die Klasse der auf ihren Schätzen ruhenden Geldbesitzer, auch nicht die Klasse der Wucherer, welche sich mit dem Schweiße und dem Blute der Arbeiter mästen, vielmehr jenen ehrenwerthen Theil des Volkes, welcher selbständig arbeitet, allein dessen Bestrebungen durch einen gewissen mäßigen Besitzstand erleichtert werden. Dieser Mittelstand bildete von jeher und aller Orten den eigentlichen Kern des Volkes. Derselbe stellt die Stärke der in einem Staate lebenden Grundsätze der Mäßigkeit und der Strebsamkeit, gewissermaßen bildlich dar. Wohlstand, Bildung und Freiheit sind gewöhnlich in einem Staate in demselben Maaße entwickelt, in welchem der Mittelstand es ist. Nur unter dem Schutze der Freiheit kann der Mittelstand gedeihen. In despotischen Staaten in Rußland, in der Türkei, in Persien giebt es nur reiche, mächtige Volksbedrücker und besitzlose Arbeiter.

In dem s. g. gebildeten Europa, in Oesterreich, Preußen und Italien sinkt unter der eisernen Herrschaft der Tyrannen der Mittelstand von Jahr zu Jahr tiefer. Tausende welche früher in eigenem Hause wohnten, das eigne Land bebauten und ein selbständiges Geschäft führten, wurden durch Abgabendruck und polizeiliche Ränke ihres Vermögens beraubt, wohnen jetzt zur Miethe, bebauen fremden Boden oder arbeiten in den Fabriken der Reichen.

Jede Handlung der Ungerechtigkeit und der Härte, welche von den Staats-Behörden ausgeht, schwächt das Vertrauen und erschüttert den Geschäftsbetrieb. Der Mittelstand besteht aber nur aus Geschäftsleuten, und wird daher mehr als jeder andere Stand unmittelbar von den Bedrückungen der Tyrannen berührt.

Die Arbeit des Mittelmannes ist verschieden von derjenigen des besitzlosen Arbeiters. Er muß seine Thätigkeit und sein Vermögen in richtiges Verhältniß setzen, die Kräfte seiner

besitzlosen Mitbürger nützen. Er muß sinnen, die Verhältnisse des Lebens erwägen und sich den Augenblick dienstbar machen. Er muß Pläne entwerfen, überwachen und anordnen. Um alles dieses mit Nachdruck und Sachkenntniß thun zu können, muß er etwas gelernt und mannigfaltige Lebenserfahrungen gesammelt haben. Der Mittelmann muß es verstehen, seine Rechte zu wahren gegen Freund und Feind, gegen Käufer und Verkäufer in friedlicher Ausgleichung und vor dem Richter im Streite. Der Mittelmann muß weiter blicken als der Proletarier. Er muß sein Geschäftsleben in Verbindung bringen mit Gemeinde und Staat. Die politischen Verhältnisse bestimmen mehr oder minder die Schicksale des Mittelstandes. Ein Artikel in einem Friedens- oder Handelsvertrage kann einen Erwerbszweig vernichten oder schaffen. Die Richtung einer Eisenbahn oder eines Canals, die Gründung einer Bank oder einer Universität berühren die mannigfaltigsten Interessen desselben.

Je inniger der Mittelmann mit dem Staate, der Gemeinde und den gewerblichen Verhältnissen verbunden ist, desto mehr fürchtet er sich vor Revolutionen und überhaupt vor allen gewaltsamen Veränderungen, welche sein Geschäft benachtheiligen könnten.

Er ist daher immer weniger geneigt, als der besitzlose Arbeiter, zum Schwerte zu greifen, um die Rechte des Volkes zu wahren. Allein wenn er einmal dazu gegriffen hat, so steckt er es so leicht nicht wieder in die Scheide. Der besitzlose Arbeiter trennt sich ohne Kummer und ohne Verlust von einer Sache, welche gefährlich geworden ist. Der Mittelmann, welcher durch Eigenthum und Familie, durch Geschäfte und Freundschaften an seine Heimat gebunden ist, muß, wenn er den Kampf begonnen hat, ihn durchfechten bis zum Ende. Eine Revolution, bei welcher sich der Mittelstand nicht betheiligt, kann niemals zu einem glücklichen Ende führen. Der besitzlose Arbeiter fällt, wenn ihm der Mittelmann nicht zur Seite steht, mit unabweislicher Nothwendigkeit in die Hände ehrgeiziger und herrschsüchtiger Ränkeschmiede, welche ihm schmeicheln, um ihn desto sicherer zu leiten! Denn unter den besitzlosen Arbeitern befindet sich niemals eine hinreichende Anzahl von Männern, welche mit den Verhältnissen des Geschäftslebens, der Gemeinden und des Staates vertraut genug sind um sie gründlich verbessern zu können. Was dem Proletarier, an Kenntnissen und Lebenserfahrungen gebricht, ersetzt er durch seine größere Beweglichkeit, seine, durch äußere Rücksichten nicht gehemmte Stellung im Leben und den Sporn des Elends, der ihn im Kampfe mit dem Vorrechte und der Gewalt vorwärts treibt.

Allerdings waren es die Proletarier, welche die Bastille stürmten, welche den König Ludwig XVI. von Versailles nach Paris zurückführten und die ihn aus den Tuilerien trieben, um im Schooße der constituirenden Versammlung Schutz zu suchen. Allein bei allen diesen Schlägen, welche gegen das Königthum geführt wurden, betheiligte sich der Mittelstand, wenn auch in zweiter Reihe. Wäre die Bourgeoisie in jenen drei verhängnißvollen Tagen den Proletariern von Paris feindlich entgegengetreten, so hätten diese den Sieg nicht errungen.

In den Juli- und den Februartagen zu Paris, wie in den Märztägen zu Wien und Berlin, gab der Mittelstand den Ausschlag. Die Juni-Schlacht in Paris und die deutschen Volks-Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 scheiterten an dem Widerstreben des Mittelstandes!

Doch Ludwig Napoleon in Frankreich, Franz Joseph in Oesterreich, der Prinz von Preußen und der russische Czaar werden dem Mittelstande des civilisirten Europa endlich die Augen öffnen!

In den nordamerikanischen Freistaaten bildet der Mittelstand die festeste Stütze der Freiheit. In Europa wird er es auch noch werden. Wenn einmal diejenigen gesell-

Digitized by Google

schaftlichen Uebelstände beseitigt sind, unter welchen die Völker am schwersten leiden, wenn es auf der einen Seite keine bevorrechteten und auf der anderen keine geknechteten Stände mehr giebt, — dann wird erst die Bedeutung des sogenannten Mittelstandes zu Tage treten. Dann wird das ganze Volk sein, was jetzt Mittelstand genannt wird, d. h. alle Bürger werden arbeiten, selbständig sein und ihren Antheil an den Gütern dieser Erde besitzen. In der Union, dem freiesten Staate der Welt, ist der Mittelstand auch die zahlreichste und entscheidende Klasse des Volkes.

Die Aufgabe aller Derer, welche nur von einer Revolution eine durchgreifende Verbesserung der europäischen Zustände erwarten, ist daher, den Mittelstand zu gewinnen. Solange dieser der Revolution widerstrebt, fehlt ihr der feste Boden. Sobald er sich ihr mit Innigkeit und Wärme anschließt, stürzen die Tyrannen!

Die Landwehr in Preußen und die Nationalgarde in Frankreich, sind für sich allein mächtig genug, die stehenden Heere Europa's zu lähmen. Was ist die preußische Landwehr und die französische Nationalgarde aber anders, als der bewaffnete und militärisch organisirte Mittelstand?

Mögen wir immerhin bedauern, daß der Mittelmann zu sehr an seinem Besitze hängt und zu wenig dem Reiche der Ideen zugänglich ist, die Thatsache von der Unentbehrlichkeit desselben bei einer Revolution steht darum nicht minder fest.

§ 101. Der vierte Stand.

Kaum hatte das Königthum im Bunde mit Adel und Geistlichkeit dem Drange der Zeiten nachgebend, dem dritten Stande politische Rechte eingeräumt, so klopfte der vierte, d. h. der Stand der nicht besitzenden Arbeiter an der Pforte des Staates, und verlangte Einlaß. Nicht der Reichthum, sondern die Arbeit, die Quelle alles rechtmäßigen Besitzes und aller Leistungen bestimmt den Werth des Menschen.

Der vierte Stand, der Stand der Proletarier gründet seine Ansprüche auf seine Menschen-Natur. Er verlangt keine Vorrechte, sondern nur gleiches Recht mit allen übrigen Staatsbürgern.

Ich gehöre weder zu den blinden Bewunderern, noch zu den gehässigen Gegnern des vierten Standes, zu dessen Mitgliedern ich mich selbst zähle.

Die Proletarier von Paris machten im Jahre 1848 die Februar-Revolution. Die Proletarier von Frankreich erwählten im December des gleichen Jahres Napoleon zum Präsidenten der Republik. Die Proletarier von Paris verloren im Juni 1848 die Schlacht in den Straßen von Paris. Die Proletarier von Frankreich wählten im December 1851 Ludwig Napoleon zum zehnjährigen absoluten Präsidenten des Reiches. Die Proletarier siegten im Februar 1848, weil sie Hand in Hand mit dem Mittelstande gingen; sie wurden besiegt im Juni, weil sie glaubten auf eigene Faust eine Revolution machen zu können.

Die Proletarier unserer Tage sind nicht mehr die willenlosen Maschinen früherer Zeiten. Allein die Sache der Freiheit wäre nicht in Frankreich, Deutschland, Italien und Ungarn unterlegen, wenn sie diejenige Stufe der Bildung und sittlicher Kraft erklommen hätten, auf welcher ein Volk stehen muß, um seine Tyrannen stürzen, und das Reich der Freiheit dauernd gründen zu können.

Der Stand der besitzlosen Arbeiter ist aller Orten, selbst in dem freien Amerika, der zahlreichste und körperlich kräftigste. Im civilisirten Europa und in Amerika hat er zu denken und selbständig zu streben begonnen. Ihm gehört die Zukunft. Allein in der

Gegenwart ruht auf ihm noch ein schwerer Druck. Will er diesen abwerfen, muß er sich nicht beschäftigen mit Träumen einer unmöglichen oder doch Jahrhunderte entfernten Zukunft. Er muß seine unmittelbaren und gegenwärtigen Feinde in's Auge fassen und besiegen, seine unmittelbaren und erreichbaren Forderungen stellen und durchsetzen. Wenn er statt dieses zu thun, sich mit einem Zustande beschäftigt, in welchem es keine Gesetze mehr giebt, weil die Menschen keine Verbrechen mehr begehen, so steht er auf gleicher Stufe mit jenen, welche im Hinblicke auf das Paradies jenseits dieser Erde ihre Ansprüche auf alles irdische Glück fahren lassen.

Wenn der Proletarier, wie z. B. jetzt in Frankreich, sich mit den Tyrannen verbindet, so kann er nicht zur Freiheit gelangen und noch viel weniger zu einem gesellschaftlichen Zustande, welcher eines denkenden und gebildeten Menschen würdig ist.

Was in früheren Zeiten der erste, zweite und dritte Stand genannt wurde (die Geistlichkeit, der Adel und der reichere Theil des Bürgerstandes) das hat sich alles mit den Machthabern verbunden zur Unterdrückung des Volkes, d. h. der Arbeiter. Die Proletarier müssen diesem Bunde einen andern mächtigern entgegensetzen: dem Bunde des Vorrechtes den Bund des gleichen Rechtes, dem Bunde der schwelgenden Faulenzer, den Bund der kräftigen Arbeiter. Die Proletarier müssen vor allen Dingen unter sich einig werden, durch Einigkeit eine Macht bilden, Verbündete werben und planmäßig kämpfen. Sie müssen sich nicht gegenseitig wegen kleiner Meinungsverschiedenheiten anfeinden, und nicht verwandte Streitkräfte von sich abstoßen.

Communismus und Socialismus sind Ausdrücke, welche die Arbeiter nicht in feindliche Lager treiben, sondern sie nur zu ernsten Forschungen auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Zustände antreiben sollen.

Lassen wir immerhin dem Schwärmer, welcher von einem Zustande nie da gewesener Reinheit und Uneigennützigkeit träumt, welcher nach einem Ziele strebt, das künftigen Jahrhunderten vorbehalten ist, seine Phantasien! Wenn wir ihn auch nicht für einen praktischen Verbündeten halten, so kann er doch die Sache des Fortschritts fördern. Denn manche Leute, welche der ruhigen Ueberlegung nicht fähig sind, werden gewonnen durch reizende Bilder einer fernen Zukunft. Die Schwärmereien der Freunde sollen uns nur bestimmen, unsere Feinde um so schärfer in's Auge zu fassen, unsere Lage um so gründlicher zu prüfen, unseren Kampf um so muthiger fortzusetzen.

Seit sich der sogenannte „dritte Stand" gespalten hat und der reichere Theil desselben auf die Seite der mittelalterlichen Stände des Vorrechts übergetreten ist, gibt es in der That nur noch zwei große Abtheilungen in der Gesellschaft: den Stand der t y r a n n i s i r e n d e n M ü ß i g g ä n g e r und den Stand der gedrückten und a u s g e s o g e n e n A r b e i t e r.

Der besitzlose Arbeiter steht in seinen Bestrebungen und Leiden dem besitzenden Arbeiter weit näher, als dem müßig gehenden Wucherer, oder dem feilen Schergen der Gewalt. Der besitzlose Arbeiter hat guten Grund, entrüstet zu sein über die Pfaffen, die Adeligen und wuchernden Capitalisten, welche von dem Marke des Volkes leben. Er hat aber durchaus keinen Grund, gegen den besitzenden Arbeiter zu Felde zu ziehen. Denn ein solcher will er selbst werden. Nach Besitz ringt er, sobald er seinen Hunger gestillt und seine Blößen bedeckt hat. Nach Besitz muß er ringen, wenn er für höhere Bildung empfänglich ist. Ohne Besitz ist es in unseren Tagen nicht möglich, sich selbständig zu entwickeln, sich eine freie Ansicht des Lebens zu schaffen und seine Anschauungsweise im bürgerlichen und staatlichen Leben geltend zu machen.

Gerechten Grund zur Beschwerde gibt uns nur ein solcher Besitzstand, durch welchen

die Selbständigkeit der Mitbürger gefährdet und ihnen die Möglichkeit benommen wird, ein naturgemäßes Leben zu führen.

Frankreich würde nicht die Beute eines heuchlerischen Despoten geworden sein, wenn die französischen Arbeiter sich ihrer Lage klar bewußt gewesen wären, wenn sie ihre Feinde erkannt hätten. Doch es gab in Frankreich nicht eine Parthei der strebenden Arbeiter, sondern zwanzig Partheien, welche sich gegenseitig anfeindeten und in den Koth herabzogen.

Ledru Rollin und Louis Blanc, Blanqui und Raspail, Proudhon und Cabet, St. Simon und Fourrier, lebende und todte Größen bildeten unzählige kleine Mittelpunkte schwacher Gruppen, die sich nicht zu einer mächtigen Partei vereinigen konnten, und eben deshalb mit leichter Mühe besiegt wurden. Das furchtbare Schicksal, welches das französische Volk jetzt heimsucht und ihm voraussichtlich auf Jahre hinaus schwere Leiden bereiten wird, sollte allen anderen Völkern der Erde ein warnendes Beispiel der Uneinigkeit und Zersplitterung sein. So glorreiche Tage, wie Frankreich 1792, 1830 und 1848 erlebte, hat kein anderes Volk der Erde gesehen! Keines hat aber auch einen so tiefen Fall erfahren als das französische, welches aus den Träumen des achtzehnten Jahrhunderts unter der eisernen Hand Napoleon's I. erwachte, dessen Hoffnungen durch Ludwig Philipp getäuscht wurden und dessen Februarkämpfe mit Napoleon III. endeten!!

Hätte sich die provisorische Regierung Frankreich's im Februar 1848 damit begnügt, die unmittelbar ausführbaren Verbesserungen im Innern Frankreich's einzuführen, statt nach dem Phantome der nationalen Werkstätten zu haschen, hätte sie den bekannten Tyrannen der Erde den Krieg erklärt, statt sich mit einem Theile derselben zu verbinden, — Frankreich und mit ihm Europa wären nicht so tief gesunken!

Wenn das Proletariat die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit geltend machen will, so darf es seine Kräfte nicht zersplittern, so muß es fest zusammenhalten, einen Bund mit den besitzenden Arbeitern schließen und nach einem wohl überlegten Plane den Kampf mit den bevorrechteten Klassen der Gesellschaft beginnen. Dieser Kampf muß geführt werden auf allen Gebieten des Lebens, auf dem Felde der Wissenschaft und der Kunst, des Staates und der Kirche, der Gemeinde und der Familie.

Wer auf irgend einem dieser Gebiete dem alten Vorrecht huldigt, und das gleiche Recht nicht anerkennt, steht mit einem Fuße noch in der alten Gesellschaft und mit einem Theile seiner Kräfte noch auf feindlicher Seite. Wären die französischen Arbeiter nicht in ihrer Mehrzahl Knechte der Pfaffen, so hätten sie nicht mit diesen für Ludwig Napoleon gestimmt, und wären sie nicht mehr Knechte des Soldatenthums als des Bürgerthums, so hätte der Neffe das Ziel seines Ehrgeizes nicht erreicht.

Ein Proletariat, wie dasjenige Frankreich's, wird nie und nimmermehr zur wahren Freiheit gelangen. Wer sich durch tönende Redensarten und leere Worte gewinnen, und durch einen Staatsstreich einschüchtern und schrecken läßt, kann durch keinen Sieg die Freiheit gewinnen.

Die Erde ist so groß und ihre Gaben sind so reich, daß, bei nur einigermaßen gleichheitlicher Theilung alle Menschen frei von Nahrungssorgen sein könnten. Doch die Mehrzahl ihrer Bewohner hat keinen Antheil an den Gütern dieser Welt. Schlaue Betrüger verweisen sie auf einen Himmel jenseits und auf Unterwerfung diesseits. Aberglauben und Knechtsinn verbinden sich mit dem Betruge und der Tyrannei, um den Menschen statt eines wirklichen irdischen Paradieses den Schatten eines jenseitigen zu geben.

Wir haben uns weit von dem Zustande der Natur, von der vernünftigen Gleichheit

und von der Brüderlichkeit entfernt, zu weit, als daß die Gesellschaft glücklich sein könnte, so lange sie in ihrer dermaligen Verwirrung bleibt.

Das Alterthum hatte die Sklaverei, das Mittelalter die Leibeigenschaft, die Neuzeit setzte an deren Stelle die Stände der besitzlosen Arbeiter und der hülfsbedürftigen Armen, ohne die Leibeigenschaft und die Sklaverei gänzlich abzuschaffen.

Es wirft einen trüben Schein auf unsere s. g. civilisirten Staaten, daß es in deren Mitte eine so große Zahl hülfsbedürftiger Armen giebt. In einem wohlorganisirten Staate, sollte unverschuldete Armuth gar nicht vorkommen.

Daß die Armuth aber fast ausschließlich die Folge unserer mangelhaften gesellschaftlichen Zustände ist, erhellt aus der Thatsache, daß sie in demselben Maße groß oder gering, in welchem ein Staat geknechtet oder frei ist. Die wenigsten Armen finden sich in den nordamerikanischen Freistaaten und in der Schweiz, die meisten in Großbrittannien und Irland, in Deutschland, Frankreich, Italien und den übrigen Staaten, welche unter der Herrschaft der Monarchen, Aristokraten, Pfaffen, Bureaukraten, Soldaten und Geldwucherer stehen.

Seit Jahrhunderten wurde die Welt von Monarchen, Aristokraten und Pfaffen, seit Jahrzehnten von Beamten, Soldaten und Wucherern gebrandschatzt. In unseren Tagen giebt es Arme, weil in den Tagen unserer Väter die Machthaber stahlen und betrogen. Doch lassen wir die ferne Vergangenheit! Im Laufe der letzten vier Jahrzehnte sammelte sich das Haus Rothschild ein Vermögen, welches auf zwei Milliarden Franken geschätzt wird.

Als der erste König der Niederlande, welcher arm den Thron bestiegen hatte, die Krone niederlegte, hatte er hundert Millionen Gulden in seinem Vermögen. Die Königin Christina von Spanien hat noch mehr gestohlen. Die Herzoge von Nassau haben an Staatsdomainen mehr als siebzig Millionen Gulden dem Lande geraubt. Der Kaiser Franz von Oesterreich hat über hundert Millionen Gulden sich zugeeignet. In ähnlicher Weise verfahren nach Verhältnissen und Umständen die meisten Fürsten Europa's. Die Minister und Generale, die Bischöfe und Prälaten folgen ihrem Beispiele. Die reichen Bedrücker werden reicher, die armen Bedrückten immer ärmer.

Rechnen wir die Summen zusammen, welche die fünfhundert reichsten Familien Europa's mit Hülfe der ihnen zu Gebote stehenden Gewalt erpreßt haben, so kommen wir zu einer Vermögensmasse von zehn Milliarden (zehntausend Millionen) Gulden.

Vor vier Jahrzehnten besaßen diese fünfhundert Familien vielleicht nicht eine Milliarde. Die neun übrigen haben sie erworben, und da sie selbst nichts producirt, so haben sie augenscheinlich diese ungeheure Vermögensmasse dem Volke entzogen. Der Mittelstand hat an Zahl und Bedeutung ab-, die ganz Armen und die sehr Reichen haben zugenommen.

Die Armuth der Völker steht in dem innigsten Zusammenhange mit dem Reichthume ihrer Bedrücker. Sie wird fortdauern, bis diese von den Sitzen ihrer Gewalt verdrängt sind.

In den Händen einiger hundert Schurken vereinigt sich zugleich die ganze politische und kirchliche Herrschergewalt und der Geldmarkt. Wenn diese Monopolisten nicht wollen, so können die Handelsleute keine Geschäfte machen, die Fabrikanten nicht arbeiten lassen, haben die Arbeiter kein Brod, steht die ganze Productionsmaschine still.

Da aber darum doch die Bedürfnisse der Menschen fortdauern, so entsteht eine furchtbare Noth, welche für die Tyrannen der Erde ein Mittel wird, die Völker in der Unterwerfung zu erhalten.

Die Handelskrisen Europa's wirken zurück auf Amerika. Der amerikanische Arbeiter muß hungern, weil die europäischen Tyrannen es für gut finden, die Völker ihre schwere Hand fühlen zu lassen.

Wenn Rothschild, Baring, die Banken von London und Paris und einige andere Geldmächte den kleineren Bankiers, den Fabrikanten und Grossisten, den Credit aufsagen oder verringern, so wird dadurch diesseits und jenseits des Oceans eine Geschäftslähmung bewirkt, welche bis in die Hütte des Arbeiters eindringt und sich bei diesem am empfindlichsten fühlbar macht.

Tausende fleißiger Menschen werden auf einmal zu hülfsbedürftigen Armen. Tausende von Kindern werden vor der Zeit in die Geheimnisse des moralischen Elends eingeweiht. Tausende von Jungfrauen fallen als Opfer der Lüste der Reichen.

Wenn der Kaiser von Oesterreich über die Hälfte seines Gebietes, der Großherzog von Baden über sein ganzes Land den Kriegszustand verfügt, wenn sich die Kerker mit den Opfern ihres Hasses füllen und die Arbeitsstätten leeren, wenn ein düsterer Schleier sich über ganze Provinzen ausbreitet, Niemand sich seines Lebens freut, so stocken die Geschäfte, die Arbeit wird nicht mehr bezahlt, die Erzeugnisse des Kunstfleißes verlieren ihren Werth, die Armuth vermehrt sich und die Wucherer kaufen die entwertheten Güter auf, um sie mit hundertfältigem Vortheil wieder an den Mann zu bringen.

Armenanstalten, Spitäler und Findelhäuser sind schwache Mittel gegen solche Zustände. Sie können einer kleinen Zahl Unglücklicher die Leiden mindern, nimmermehr dem Uebel selbst abhelfen.

Die Armuth der Völker wird nur aufhören mit dem Sturze der Tyrannen, welche sie künstlich erzeugen, mit der Vernichtung der Verfassungen, welche die Ungleichheit heiligen, und der Gesetzgebungen, welche die Ansammlung großer Schätze fördern und die Arbeit ohne Schutz lassen.

Die Aufgabe der neuen Gesellschaft ist, den Ueberfluß der bevorzugten Stände den hülfsbedürftigen Armen und den besitzlosen Arbeitern zuzuführen, den Raub, den sie im Laufe der Jahrhunderte anhäuften und welcher größtentheils zum Verderben der Menschheit angewendet wird, zu ihrem Besten zu verwenden, der Armuth zugleich mit dem Ueberflusse ein Ende zu machen.

Wenn ein Mensch für Hunderte oder Tausende ißt, müssen Hunderte oder Tausende hungern. Wenn ein Mensch die Wohnung von Hunderten oder Tausenden einnimmt, so fehlt es Hunderten oder Tausenden an einem heimischen Heerde.

Die Armuth ist wohl eine bessere Schule, als der Reichthum. Allein darum soll der Menschenfreund ihr doch ein Ziel zu setzen suchen. Auch wenn der Staat seine Schuldigkeit thut, wird die Armuth doch nicht leichten Kaufes ausgerottet werden. — Die unverschuldete Armuth, die Armuth des fleißigen Arbeiters ist eine Schmach für die ganze Gesellschaft. In einem gut organisirten Staate sind nur diejenigen arm, welche jetzt reich sind:

die Trägen, die Lasterhaften und die Verbrecher.

Wenn wir absehen von den Verhältnissen, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte durch List und Gewaltthat gebildet haben und die Vernunft als einzige Richtschnur des Lebens betrachten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß nur die Arbeit einem Menschen ein Vorrecht, ein ausschließliches Eigenthum an irgend einem Gegenstande verleihen kann. Es giebt nur eine wahrhaft vernünftige Erwerbsart. Das ist die Arbeit. Andere Erwerbsarten mögen wohl durch die Gesetze einzelner Staaten geheiligt worden sein, wie

z. B. das Erbrecht, die Eroberung und die Verjährung. Allein einen vernünftigen Grund haben sie nicht.

Es ist eine betrübende Erscheinung, daß durchschnittlich der Arbeiter im Laufe eines ganzen Lebens, voll von Mühen, nicht dazu gelangen kann, auch nur einen kleinen Theil dieser Erde sein zu nennen, auch nur gegen die drückendsten Sorgen geschützt zu sein, während eine geringe Zahl von Müßiggängern über alle Genüsse dieses Lebens verfügt.

Wenn es dem Arbeiter nach einer langjährigen Anstrengung aber auch endlich gelingt, einiges Eigenthum zu erwerben, so ist die Zeit mittlerweile vergangen, in welcher er es zu seiner Ausbildung verwenden, oder dessen Früchte mit Lebensfrische hätte genießen können. Die Reichthümer, welche ein Mensch am Abend seines Lebens erwirbt, sind todte Schätze für ihn und für seine Kinder häufig nur Mittel zur Verweichlichung und Verschwendung.

Die Gesellschaft kann sich niemals aus ihrem Elende erheben, so lange nicht Arbeit und Eigenthum auf vernunftgemäße Grundlagen zurückgeführt werden. Der Natur der Sache nach bringen alle Menschen gleiche Ansprüche an die Güter dieser Erde mit auf die Welt, wie sie mit dem Austritt aus dieser Erde gleichmäßig ihre Ansprüche daran verlieren. Das sagt das Gesetz der Gleichheit.

Die Hälfte der Menschheit geht elend zu Grunde, bevor sie im Stande ist, sich durch Arbeit selbst etwas zu verdienen. Ungesunde Nahrung, mangelhafte Kleidung und schlechte Wohnung thun dem Körper der armen Kinder nicht geringern Schaden, als der Aberglauben, das böse Beispiel und die Irrlehren derer, welche sich ein Geschäft daraus machen, die ganze Masse des Volkes zu verdummen, um sie desto besser knechten und aussaugen zu können.

Die Gesellschaft hat dafür Sorge zu tragen, daß die nachwachsenden Geschlechter gesund und frisch emporblühen. Dieses ist unmöglich, so lange die großen Massen der Menschen in bitteren Nahrungssorgen befangen sind, so lange nicht die redliche Arbeit, sondern der Erbgang, Betrug und Gewaltthat die eigentlichen Erwerbsmittel sind.

Wenn wir fragen: wer sind die reichsten Menschen in dieser Welt, so ist die Antwort: die größten Schurken der Erde. Reich sind die Kaiser von Frankreich, Oesterreich und Rußland, reich sind die Rothschilde und die anderen Wucherer, welche den Tyrannen die Mittel geborgt, mit denen sie seit Jahrzehnten ihre Schergen bezahlt haben, reich waren Radezky und Hainau, die Würger der Völker. Reich sind die Verwandten und Familien der Tyrannen, reich die Aristokraten, deren Voreltern Raubritter waren, und welche selbst vom Marke ihrer Grundholden leben, reich sind die Großwürdenträger der Kirche, welche die Menschen in der Dummheit erhalten, reich die Minister, welche die Völker drücken. Der übermäßige Reichthum der Tyrannen der Erde ist die Folge vielhundertjährigen Druckes, vielhundertjährigen Unrechts, wie die Armuth der Massen die nothwendige Folge jenes Reichthums ist. Die Arbeitskraft der Menschen ist nicht so groß, daß sie, ohne Mangel zu leiden, außer den eigenen Bedürfnissen auch noch die unersättliche Habsucht ihrer Despoten befriedigen könnte.

Eine der ersten Aufgaben des freien Staats geht dahin, dem Arbeiter die Früchte seiner Arbeit unverkümmert zuzuwenden. Dieser Zweck läßt sich nur erreichen durch vollständige Umänderung unserer bürgerlichen Gesetze. Wie glücklich könnten die Menschen leben, wenn die Gesellschaft auf richtigen Grundsätzen beruhte! Doch das Elend der Massen wird immer größer, je frecher die Despoten der Erde alle Menschenrechte mit Füßen treten.

Nur die Arbeit begründet ein ausschließliches Recht auf die Erde oder ihre Erzeugnisse. Nur das durch eigene Arbeit erworbene Eigenthum bietet dem Besitzer einen reinen Genuß. An dem Eigenthum, welches der Besitzer nicht durch seine Arbeit gewonnen hat, klebt im günstigsten Falle der Schweiß des Arbeiters, der es erzeugte, ohne sein Anrecht daran geltend

machen zu können. Häufig klebt daran aber das Blut gemordeter Menschen und die Asche versengter Fluren und Häuser.

Die Gold- und Silberbarren, welche die Wucherer in ihren Gewölben bewahren, sind die Früchte der Erpressungen, durch welche die Millionen in Jammer und Elend gestürzt wurden. Die Paläste und Lustgärten der Despoten Europa's bilden nur das Widerspiel ihrer Schaffotte und Kerker, die Perlen und das Geschmeide ihrer Frauen und Töchter das Gegenstück zu den Ketten, welche die Männer der Freiheit tragen.

Arbeit ohne Eigenthum ist eben so widersinnig, als Eigenthum ohne Arbeit. Wer nicht arbeiten kann, fällt der Fürsorge der Gesellschaft anheim: das Kind, der Greis und der Kranke. Wer aber arbeitet, dem soll kein Dritter die Frucht seiner Mühen rauben.

Wohl ist es schwer, diesen Grundsatz in's wirkliche Leben einzuführen. Die Tyrannen der Erde, im Bunde mit den Wucherern, werden denselben immer bekämpfen; und selbst wenn die Throne umgestürzt sein, wird er von den Feinden der Menschheit nicht zugegeben werden. Ja, wenn er zugestanden werden muß, werden seine Folgesätze geleugnet werden. Dennoch wird dieser Grundsatz, wie jeder andere, wenn er einmal mit Kraft und Nachdruck vertheidigt wurde, am Ende Anerkennung finden, und sich, wenn auch langsam, in's praktische Leben hindurch arbeiten.

Der wichtigste Grundsatz der neuen Gesellschaft ist:

Keine Arbeit ohne Eigenthum, kein Eigenthum ohne Arbeit!

Jede gründliche Reform kann nur hervorgehen aus einer gründlichen Erkenntniß bestehender Mängel und einem richtigen Blicke in die Zukunft. Nach dem Grundsatze: „Hilf Dir selbst und Gott wird Dir helfen!“ kann der Arbeiterstand nur von sich selbst, nur von seiner eigenen Einsicht und Thätigkeit eine Verbesserung seiner Zustände erwarten. Allerdings haben ehrgeizige und habsüchtige Schmeichler, welche das Volk zu ihrem persönlichen Vortheil ausbeuten wollten, diesem oft die hohe und klare Einsicht des Arbeiterstandes gerühmt. Wer that dieses mehr, als der freche Usurpator Ludwig Napoleon?

Allein die trüben Erfahrungen der letzten Jahre haben deutlich bewiesen, daß es den Völkern und namentlich dem Arbeiterstande gewaltig an Einsicht gebrach. Fürwahr, wenn die Köpfe der Arbeiter eben so klar, als ihre Fäuste derb gewesen wären, so würde Ludwig Napoleon jetzt nicht in Frankreich, Franz Joseph nicht in Wien, der Kartätschenprinz nicht in Berlin und der Pabst nicht von Rom aus über die ganze Schaar der gläubigen Katholiken herrschen! Der Arbeiterstand hatte in den Jahren 1848 und '49 die Waage in den Händen, auf welcher die Geschicke der Menschheit gewogen wurden. Er vertheilte das Gewicht seiner Massen zu ziemlich gleichen Theilen auf beiden Schaalen der Waage und machte es dadurch den Tyrannen sehr leicht, durch ihre feilen Schergen den Ausschlag zum Nachtheile der Völkerfreiheit zu geben.

Die sociale Reform des Arbeiterstandes kann nur hervorgehen aus einer gesteigerten Bildung desselben. Täuschen wir uns nicht! Bis zu dieser Stunde gibt es nur einzelne, höher gebildete, klar sehende und weiter strebende Geister im Arbeiterstande. Der großen Masse der Arbeiter fehlt es noch gänzlich an einer klaren Erkenntniß ihrer Lage, an aller Bereitwilligkeit, Opfer zu bringen, um diese zu verbessern und an jedweder Organisation, welche eine durchgreifende sociale Reform ihres Standes bezweckte.

Viele Arbeiter stecken noch tief in den Vorurtheilen des Zunftwesens. In Amerika sind diese allerdings zum größten Theil abgeschüttelt, allein die Quelle, aus welcher das ganze Zunftunwesen geflossen ist: der Brodneid, der beschränkte Gesichtskreis, welcher nicht

über die nächsten Bedürfnisse hinausreicht, religiöser Aberglaube, politische Vorurtheile und gesellschaftlicher Götzendienst, — — — bestehen auch diesseits des Oceans noch immer fort!

Wer es mit dem Arbeiterstande gut meint, wer nicht darnach strebt, auf dessen Schultern zu Einfluß und Bedeutung empor zu steigen, der wird ihm nicht schmeicheln, vielmehr ihm seine Mängel und Schwächen vorhalten und diese bekämpfen. Auch außerhalb Frankreichs giebt es viele kleine Napoleone, welche, wenn nicht über ein ganzes Volk, so doch über diesen oder jenen Verein, über diese oder jene Gesellschaft eine unumschränkte Herrschaft ausüben möchten. Es giebt unter den Arbeitern viele Leute, welche fein genug sind, diese Absichten zu erkennen, allein sehr wenige, welche dieselbe zu vereiteln die Fähigkeit besitzen.

Der großen Masse der Arbeiter fehlt es zu sehr an allgemeiner Bildung, als daß sie im Stande wäre, den Umtrieben und Ränken solcher Napoleönchen ein Ende zu machen. So lange aber der Arbeiterstand unter dem vorherrschenden Einflusse einiger Ehrgeizigen steht, kann er nie und nimmermehr eine sociale Reform in seinem eigenen Schooße durchsetzen. Wie Ludwig Napoleon der Kaiser, so beuten die kleinen Napoleönchen die Arbeiter immer nur zu ihren persönlichen Zwecken aus. Es giebt nur ein Mittel, die Abhängigkeit von derartigen Führern zu brechen, das ist die Selbstständigkeit des Charakters und die Klarheit der Erkenntniß. Der Arbeiterstand hängt mit allen seinen Leiden und allen seinen Bestrebungen so innig zusammen mit der ganzen Gesellschaft, mit Staat und Kirche, daß er ohne einige politische und sittliche Bildung niemals die eigentlichen Ursachen seiner Leiden zu erkennen vermag.

Die Krebsschäden der Gegenwart haben alle ihre Wurzeln in der Vergangenheit, oft einer tausendjährigen. Sie können nicht mit Nachdruck bekämpft werden ohne geschichtliche Kenntnisse.

Die Zukunft des Arbeiterstandes ist dann erst gesichert, wenn der äußeren die innere Verbesserung vorhergegangen ist. Hunderttausende von Arbeitern liegen noch in den Fesseln des Pfaffenthums, Hunderttausende sind befangen in verkehrten politischen Ansichten. Die Einen tragen geduldig das auf ihnen ruhende Joch, so lange sie nicht in bitterer Noth sind, die Anderen haben im Kampfe mit unerträglichen Entbehrungen ihre beste Kraft verloren. Nur eine geringe Minderzahl beschäftigt sich überhaupt mit der socialen Reform ihres Standes, und von dieser stehen sehr wenige auf einem freien Standpunkt.

Manche rühmen sich wohl, die Schriften der ausgezeichnetsten Socialisten und Communisten gelesen zu haben. Allein ob sie ihre eigene Eitelkeit und Herrschsucht abgestreift haben, ist eine andere Frage. Dieselben Leute, welche die schönsten Worte von Socialismus und Communismus machen, sind nicht selten, was Mein und Dein betrifft, nicht besonders gewissenhaft und sehr ungroßmüthig.

Die sociale Reform der Arbeiter läßt sich nicht oktroyiren, weder von einzelnen Arbeitern ihren Genossen, noch von anderen Ständen dem Stande. Sie kann nur hervorgehen aus dem Streben und der Organisation der Gesammtheit.

Bevor dieses geschehen sein wird, fehlt es der Menschheit an der erforderlichen Intelligenz und sittlichen Kraft. Bis dahin wird sich ein Bodensatz geltend machen, welcher mit Recht Pöbel genannt wird.

Es gibt Menschen, welche sich scheuen, das Wort Pöbel auszusprechen. Allein wer den Muth besitzt, den adeligen, geistlichen, königlichen und kaiserlichen Pöbel anzugreifen, hat auch das Recht, denjenigen zu züchtigen, welcher keine Helme, Bischofsmützen und Kronen, sondern nur Lumpen zu seiner Verfügung hat. Wir wissen Armuth und Arbeit ebensowohl von Reichthum und Trägheit, als von Lumpenproletariat und Pöbel zu unter=

scheiden. Wir rechnen zum Pöbel alle diejenigen, welche nicht genug sittliche Kraft besitzen, auch nur den Schein der Tugend zu wahren, ob sie reich oder arm, mächtig oder verlassen sind. Zum Pöbel zählen wir, trotz ihrer gebietenden Stellung einen Marat und einen Danton, weil sie sich der von ihnen angeregten Verleumdungen und angeordneten massenhaften Abschlachtungen rühmten, weil sie sich derselben nicht schämten, weil sie mit frecher Stirn der Wahrheit und dem Rechte Trotz boten. Wir zählen zu diesem Pöbel nicht Robespierre, weil dieser, obgleich er mehr Blut vergoß, als jene beiden, doch das Mitgefühl für die Leiden der Menschen weder abstreifte, noch verhöhnte, noch herausforderte. Wir rechnen dazu auch nicht Maillard, den Präsidenten des blutigen Gerichtshofs der Abtei, weil er, obschon verblendet durch die Verzweiflung, doch Menschenleben zu retten suchte, insofern er es mit seiner Auffassung von Pflicht vereinbar fand.

Der Pöbel setzt nicht Armuth, sondern sittliche Verkommenheit voraus. Es gibt ebensowohl einen reichen, als einen armen, einen vornehmen, als einen niedern Pöbel. Es ist ebenso verkehrt, die Schlechtigkeit nur unter den Reichen und Vornehmen, als unter den Armen und Niedrigen zu suchen.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß sich die Gemeinheit unter diesen und jenen findet, und zwar gewöhnlich bei den Reichen und Vornehmen in Verbindung mit einiger, wenn auch nur äußerlicher Bildung, bei den Armen und Niedrigen gewöhnlich in Verbindung mit Roheit.

Wenn wir keine andere Wahl hätten, als zwischen Despotismus in Verbindung mit Roheit und Despotismus mit einer gewissen Bildung, ist der Letztere unzweifelhaft vorzuziehen, schon aus dem Grunde, weil die Roheit selbst über die Zwecke des Despotismus hinaus zerstört und peinigt. Unter sonst gleichen Verhältnissen ist die Bildung immer der Roheit vorzuziehen. Die wahre Bildung, welche Geist, Gemüth und Außenseite umfaßt, tritt niemals in den Dienst des Despotismus, dieser möge von Einzelnen, von Kasten, oder von den Massen ausgeübt werden. Die wahre Bildung beugt sich vor keiner Tyrannei. Allein auch diejenige Bildung, welche nur die Außenseite umfaßt, besitzt einen gewissen Werth. Dieselbe sehen wir aller Orten im Dienste jenes Despotismus, welcher sich den Schein gibt, den Bedürfnissen der Zeit Rechnung zu tragen. Der gebildete Mann verdient schon Tadel, wenn er sich dem verfeinerten Despotismus schlauer Despoten unterordnet, aber weit herbern, falls er dem brutalen Despotismus roher Pöbelmassen fröhnt.

Wer tiefer in die verschiedenen Schichten des gesellschaftlichen Lebens eingedrungen ist, weiß sehr genau, daß sich unter den s. g. arbeitenden Klassen dieselben Abstufungen finden, wie unter dem Adel, der Geistlichkeit und im Schooße der Beamtenwelt, und daß die Vorurtheile, die Selbstüberhebung und der Geldstolz mit denselben in noch verletzenderer Weise verbunden sind, als inmitten der privilegirten Stände. Die Börsenkönige schauen mit Verachtung auf den Millionär, dieser auf den Besitzer von nur Tausenden und diese hinwiederum auf den Besitzlosen herab. Der Vollbauer hält sich für besser, als den Mann, der nur eine halbe Bau, eine Hütte oder gar kein Grundeigenthum besitzt. Der Fabrikant betrachtet seinen Vormann oder Werkführer in ähnlicher Weise, wie dieser den Tagelöhner. Ja! wenn es sich nur um Verachtung handelte, wäre es noch zu ertragen. Allein damit begnügt sich gewöhnlich der günstiger Gestellte gar nicht. Gewöhnlich beutet der Obenstehende den Untergeordneten, abgesehen von den Lohnverhältnissen, in der mannichfaltigsten Weise aus. Der willkürlich entlaßbare Arbeiter soll sich, so gebietet der Meister, in religiöser, politischer und gesellschaftlicher Beziehung, nicht blos in geschäftlicher den Weisungen seines Vorgesetzten fügen.

Wie können wir hoffen, Gleichberechtigung im Wechselverhältnisse der Regierenden

und Regierten dauernd einzuführen, so lange die Ungleichheit sich im Schooße der untersten Classen der Gesellschaft, der politischen Paria's selbst noch in empörender Weise geltend macht! Schwerlich wird Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu einer praktischen Wahrheit werden, bevor im Schooße der s. g. arbeitenden Classen der sittliche Werth des Menschen um ein Bedeutendes gestiegen und dessen Geldwerth in gleichem Maaße gefallen ist.

Die Robeit hat in ihrem nothwendigen und unvermeidlichen Gefolge immer den Eigennutz. In Verbindung mit einer blos äußerlichen, das Herz nicht berührenden Bildung kömmt allerdings nur zu häufig auch Eigennutz, Herrschsucht und Ehrgeiz vor. Die Robeit croatischer, czechischer, pommerischer, schweizerischer und russischer Söldlinge hat die wankenden Throne der Häuser Habsburg, Hohenzollern, Baden und der neapolitanischen Bourbonen wiederhergestellt. Die Roheit französischer Bauern hat dem Siege, welchen Napoleon III. mit Hülfe seiner Mörderbanden errang, erst Dauer verschafft. Die Rohheit ist die schlimmste Feindin der Freiheit und des Rechtes. Hüten wir uns wohl, ihr, sie möge tragen welchen Rock sie wolle, zur Herrschaft zu verhelfen! Hüten wir uns noch mehr, ihr Nahrung und Ermunterung zu geben, ein Mistbeet anzulegen, in welchem sie gedeiht. Den einzigen gerechten Grund zu einer bevorzugten Stellung bietet die Bildung. Kein Volk kann hoffen, die Freiheit zu gewinnen oder zu behaupten, so lange es ein schlechterer Richter in Angelegenheiten der Bildung ist, als der Monarch, der es beherrscht. Erst wenn die gebildeten Classen der Gesellschaft mit den Massen Hand in Hand gehen, sind die Throne gefährdet. Die Fortschritte, welche die Bildung im Laufe der jüngst vergangenen sieben Jahrzehnte machte, sind die einzigen Bürgschaften, welche wir für den endlichen Sieg der Freiheit besitzen. Täuschen wir uns nicht! Der Kampf der Freiheit gegen den Despotismus ist kein anderer, als derjenige der Bildung gegen die Roheit. Jeder Freiheitskampf hört auf, ein solcher zu sein, wenn er in der Roheit einen Stützpunkt statt eines Werkzeugs findet oder auch nur sucht. In der Hand der Bildung mag auch die Roheit frommen. Wehe aber, wenn der Mensch, welcher vermöge seiner mangelnden Bildung nur Werkzeug sein kann, sich zum Werkmeister aufwirft!

§ 102. Die Stellung der Frauen.

Die Hälfte der Menschen ist weiblichen Geschlechts. Bevor die Frauen ihre richtige Stellung in der Gesellschaft gefunden haben, kann die Menschheit sich unmöglich rein und frisch entwickeln. Jedes Mißverhältniß, welches das weibliche Geschlecht betrifft, berührt die Menschheit in ihren tiefsten Tiefen.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern nahmen die Frauen diejenige Stellung ein, welche ihnen die herrschende Meinung anwies. Die Griechen und Römer waren zwar in ihren guten Zeiten Republikaner, allein ihre Anschauungsweise beruhte wesentlich auf dem Vorrechte: auf dem Vorrechte des Freien gegenüber dem Sklaven, des Vollbürgers gegenüber der rechtlosen Menge, des Mitbürgers gegenüber dem Barbaren. Das Christenthum hat zuerst den Grundsatz allgemeiner Menschenliebe und Brüderlichkeit aufgestellt, welcher seit der französischen Revolution in die Formel: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," gefaßt wird. In neuester Zeit wird viel von der Solidarität der Völker gesprochen. Die Schranken, welche früher die Menschen trennten, sollen schwinden. Alle sollen für Einen, und Einer für Alle einstehen — im Kampfe der Freiheit.

Wie passen diese Ideen der Neuzeit zu den Zuständen, in deren Mitte wir uns bewegen, und namentlich zu der Stellung, welche die Frau im Leben einnimmt?

Die Völker sollen die alten Vorurtheile, welche sie früher trennten, fallen lassen und

sich gegenseitig als gleichberechtigte Glieder der großen Familie betrachten, welche die Erde bewohnt. Die Stufen sollen entfernt werden, auf welchen früher die verschiedenen Stände feindlich über und unter einander standen. Gleiche Rechte und gleiche Pflichten ist der Wahlspruch unserer Zeit.

Der Deutsche reicht freudig dem Italiener, dem Ungarn, dem Franzosen und selbst jenseits des Oceans dem Amerikaner die Hand zum Bruderbunde. Doch steht der deutsche Mann der deutschen Frau gewiß näher, als dem Amerikaner oder dem Engländer. Sollen die Menschen alle gleichberechtigt sein, selbst wenn sie durch Sprache und Abstammung, durch Geschichte und Sitten weit von uns verschieden sind, und die Frauen, welche Fleisch von unserem Fleische und Geist von unserem Geiste sind, sollten nicht gleichberechtigt uns zur Seite stehen? Ist das vernünftig, ist das folgerecht? Oder sind die Frauen etwa keine Menschen?

Wenn wir von unseren ewigen und unveräußerlichen Menschenrechten sprechen, so ist doch wohl nicht allein von den Rechten der Männer, sondern auch von denjenigen der Frauen die Rede. Wenn wir die Gleichberechtigung in Anspruch nehmen, so bezieht sich diese doch nicht blos auf die eine, sondern auf beide Hälften, auf das Ganze des Menschengeschlechts. Die Zukunft der Menschheit ist abhängig von dem Siege der nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ringenden Völker, im Kampfe mit den Fürsten, deren Herrschaft auf der Knechtschaft, der Ungleichheit und dem Elende der Mehrzahl ruht.

Die Aufgabe derer, welche auf Seite des Grundsatzes der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit stehen, ist vor allen Dingen, diejenige Ueberzeugung in den Gemüthern hervorzurufen, welche ihnen den Sieg bereiten soll. Wie können aber die Frauen, wie kann die Hälfte des Menschengeschlechtes von den Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durchdrungen werden, wenn ihnen selbst die Freiheit und die Gleichheit versagt wird, wenn ihnen die Männer nicht Brüder, sondern *Herren* sein wollen? Wir glauben einen großen Gewinn zu machen, wenn wir ein Volk auf die Seite der Freiheitskämpfer herüberziehen. Was ist aber ein Volk im Verhältniß zu der Hälfte des Menschengeschlechts?

Wir glauben einen großen Fortschritt gemacht zu haben, wenn wir von dem Standpunkte der Nationalität uns emporschwingen auf denjenigen der Gesammtbürgschaft der Völker. Ist aber eine Gesammtbürgschaft möglich, wenn die eine Hälfte des Menschengeschlechtes, wenn die Frauen daran nicht Theil nehmen?

Man wende nicht ein, die Frauen werden aus Liebe zu ihren Männern Antheil an dem Kampfe nehmen. Mit welchem Rechte können die Männer auf die Liebe ihrer Frauen bauen, wenn sie ihnen selbst unrecht thun? Je mehr Liebe die Frauen ihren Männern widmen, desto mehr sind diese aufgefordert, gerecht gegen ihre Frauen zu sein. Die Frau ist jetzt kein *selbständiges* Mitglied der Staatsgesellschaft. Sie steht mit dieser nur durch ihren Mann in Verbindung. Sie wird nicht als *gleichberechtigt* im Staate betrachtet. Das hatte Sinn und Verstand, so lange der Grundsatz des Vorrechtes galt, so lange auf diesem der ganze Staats-Organismus beruhte. Die Frau als unselbstständiges, untergeordnetes Wesen in *unseren Tagen* noch betrachten, heißt das Gespenst veralteter Sklaverei oder mittelalterlicher Leibeigenschaft aus dem Grabe heraufbeschwören.

Die Gesellschaft ist in zwei Lager gespalten, welche getrennt sind durch furchtbare von den Fürsten begangene Schandthaten. Auf der einen Seite steht die alte Gesellschaft, deren Streben ist, die Völker zum Nutzen einer kleinen Minderheit zu knechten, zu verdummen und auszusaugen. Auf der andern Seite steht die junge Welt, welche nach

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ringt. Mögen die Tyrannen immerhin der einen Hälfte des Menschengeschlechts, den Frauen, ihren gleichen Antheil an den Rechten und mit diesem an den Freuden, Genüssen und Entwickelungen des Lebens versagen. Versagen sie doch auch das gleiche Recht der großen Masse der Männer. Mit welchen Gründen kann aber der Mann, welcher Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf sein Banner gesetzt hat, die Frau unfreier machen, als der unfreieste Unterthan irgend eines Fürsten ist? Mit welchem Rechte kann er ihr zurufen: „Du stehst mit mir nicht auf gleicher Stufe, tritt ab von der Bühne des Staates!" Mit welchem Rechte kann er der Frau sagen: „Ich will nicht als Bruder Dir zu Seite, sondern als Gebieter über Dir stehen?"

So lange die Männer sich nicht selbst klar sind über die Bedeutung und den Umfang des großen Freiheitskampfes, der uns bevorsteht, so lange sie es nicht verstehen, alle Kräfte sich zu verbinden, die sie darin fördern können, so lange sie die Grundsätze der Neu-Zeit nicht in allen ihren Folgerungen anerkennen, müssen sie darauf verzichten, ihre Gegner zu besiegen.

Die Bedrücker der Völker sind schlauer und folgerichtiger, als gar viele, die sich Freiheitskämpfer nennen. Die Tyrannen wissen wohl, daß ihre Grundsätze nicht bestehen können mit dem gleichen Rechte der Frauen. Wie die indischen Priester, so führen auch die im Solde der Fürsten stehenden christlichen Pfaffen die Unterordnung der Frauen unter die Obergewalt des Mannes auf göttliche Anordnung, auf Eva's Apfel und auf die Schlange im Paradies zurück. Leiten doch die Fürsten auch ihr Herrscherrecht über die Völker von Gottes Gnaden ab. Warum sollten sie die wichtigste aller Ungleichheiten, die umfangreichste aller Rechtlosigkeiten nicht auf dieselben Gründe stützen?

Der große Kampf der Neu-Zeit läßt sich zurückführen auf die Frage: gleiches Recht, oder Vorrecht? Denn weder Freiheit noch Brüderlichkeit sind vereinbar mit der Herrschaft des Vorrechts. Die Fürsten mit ihren geistlichen und weltlichen Schergen sind folgerichtig, klug und fein, indem sie der Frau gleiche Rechte versagen. Die Männer aber, welche „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" schreien, alle drei aber den Frauen versagen, sind entweder zu flach, einzusehen, daß ihre Worte ihren Thaten widersprechen oder zu tief in den Vorurtheilen der alten Gesellschaft befangen, um sich von diesen lossagen zu können.

Nimmermehr wird der Mann eine richtige Stellung im Leben gewinnen, so lange die Frau sie nicht gewonnen hat. Die Frau übt einen zu großen Einfluß auf den Mann, als daß dieser ungestraft ihr Unrecht thun könnte. Der Mann mag die Frau wohl ausschließen vom allgemeinen Stimmrechte, allein die Folge wird davon sein, daß die für politische Dinge gleichgültige Frau dem Manne in seinen politischen Kämpfen und Bestrebungen kalt und fühllos zur Seite steht, während die für das Vaterland und die Menschheit strebende Frau auf Umwegen zu seiner Qual und zu seinem Schaden das Ziel erreichen wird, wozu ihr der gerade Weg versperrt ist.

Manche haben sich gewundert, weshalb die Völker in den Jahren 1848 und 1849 den Sieg nicht erlangten. Die Ursache ihrer Niederlagen war tiefer als der Verrath Ludwig Napoleon's, Görgey's und der Fürsten Deutschland's. Die Ursache war die Unklarheit der Begriffe in den wichtigsten Beziehungen des Lebens, die Unreinheit der Bestrebungen der meisten sogenannten Freiheitskämpfer und der Mangel an ausdauerndem Muthe.

Gar viele von jenen, welche sich Freiheitskämpfer nannten, waren selbst Tyrannen in ihrer Familie, in ihrer Gemeinde, in ihrem Geschäfte. Die Neu-Zeit verlangt Klarheit der Begriffe, Reinheit der Bestrebung und ausdauernden Muth. An die Stelle der niederen Leidenschaften, welche jetzt herrschen, müssen die höheren sittlichen Gefühle treten.

Wir müssen vor allen Dingen selbst gerecht sein, selbst unbegründete Ansprüche aufgeben, bevor wir dem Unrechte unserer Gegner ein Ende machen können.

Die Stellung der Frauen im Leben ist nicht eine untergeordnete, nicht eine bedeutungslose Frage für den uns bevorstehenden Freiheitskampf. Von ihrer Lösung werden im Gegentheile alle übrigen Fragen der Neuzeit abhängen. Wir können nimmermehr auf den Sieg der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit hoffen, so lange der einen Hälfte des Menschengeschlechts Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit versagt wird.

Sehr wahr und sehr schön singt Kinkel:

Es gilt in diesen Stunden
Nicht mehr der Minne Spiel,
Es gilt nicht blos die Wunden
Zu waschen dem, der fiel — —
Ihr sollt Euch selber rühren,
Aus Eurem Nichts befrei'n;
Dann sollt Ihr uns Walküren
Und sollt Velleden sein!

Jedes Frauenherz, das für die Freiheit empfindet, wird diese Worte des deutschen Dichters innig begrüßen und darnach trachten, sie zu einer Wirklichkeit zu gestalten. In das Innere der Frau muß erst gedrungen sein der Geist, der sie treibt, Antheil zu nehmen an den Bestrebungen und Kämpfen ihres Vaterlandes, der sie erhebt über die Alltagswelt und sie lehrt, die Pflichten ihrer Familie in harmonischen Einklang zu bringen, mit denjenigen ihrem Vaterlande gegenüber. Einen mächtigen Hebel wird die heilige Sache gewinnen, wenn die Frauen ihr mit Begeisterung dienen, wenn sie auch ihren Antheil an den Pflichten und den Rechten des Menschengeschlechtes übernommen haben werden. Auf der Knechtschaft beruht die Tyrannei; die wahre Freiheit schüttet ihr Füllhorn aus über alle Menschen, die Männer wie die Frauen! Nur die falsche, trügerische hat es bisher vermocht, die Hälfte des Menschengeschlechtes auszuschießen. Noch ist der Staat, wo die Freiheit in allen ihren Folgerungen gleich beglückend über alle Menschen waltet, nur in unseren Träumen heimisch. Er hat noch nicht bestanden, obschon er seit Jahrzehnten von den Völkern angestrebt wurde. Obschon für dieses Ideal Tausende jubelnd ihr Herzblut verströmten, — ist er doch niemals in's wirkliche Leben getreten! Noch ist die wahre Freiheit nicht Herrscherin gewesen auf Erden!

Aber sie kann auch dann erst kommen, wenn das ganze Menschengeschlecht arbeitet, sie herbeizuführen, wenn das Alltagsleben, das Streben nach niederen Genüssen und Freuden, Raum gemacht hat dem Geistesfluge, dem höherern Streben, das allein uns zum Ziele führt!

Von Stufe zu Stufe ist, seit den Zeiten des Mittelalters die Menschheit immer fortgeschritten und hat die Freiheit ihre Bahn immer mehr geebnet.

Auch die eine Hälfte der Menschen (die Frauen) ist, obgleich sie rechtlos war, vorangeschritten auf dem Wege der Bildung und Erkenntniß, wenn schon beschränkte Menschen, so wie früher, auch noch heute dem Entwickelungsgange der Frauen Steine in den Weg legen und Hemmschuhe an das rollende Rad der Zeit legen möchten.

Die Mehrheit hat doch erkannt, daß die Frauen in einen höhern Kreis von Ideen eintreten, daß sie aufhören müssen, bloß gute Kochmaschinen, Waschmaschinen und Spinnmaschinen zu sein.

In die Entwickelungsgeschichte der Menschheit greifen auch Frauen dieser Art ein, allein sie üben nicht einen großen, erhebenden Einfluß aus, sie begeistern ihre Männer

nicht, und reichen ihnen nicht die Muskete zum Freiheitskampfe, sie löschen vielmehr die frische Begeisterung aus und rächen auf diese und mannichfaltige andere Weise sich dafür, daß sie rechtlos, wenn sie schon selbst sich dessen nicht klar bewußt sind!

In den Freiheitskämpfen, welche hinter uns liegen, hat man gefühlt, wie mächtig der Einfluß des Weibes auf die Revolutionen, und daß es von der höchsten Wichtigkeit war, neben den thatkräftigen Männern glühende begeisterte Patriotinnen zu haben.

Ehe aber die Frau eine wahre Republikanerin sein kann, muß sie den Geist der Freiheit erfaßt, muß sie nachgedacht haben über ihre eigene Stellung im Leben. Nur so erreicht sie die Stufe, welche sie erreichen kann und erreichen muß. Nicht mehr Sklavin der Mode, des eitlen Putzes soll die Frau im neuen Staate sein. Fern von sich werfen muß die Republikanerin die Schlacken der Eitelkeit, der Schönthuerei auf der einen und des Sklavendienstes auf der andern Seite.

Bei den heiligen Kriegen, welche für die Freiheit gekämpft wurden, haben sich allerdings hier und da im deutschen Vaterlande, in Italien, in Ungarn und namentlich im badischen Oberlande Frauen durch Wort und That betheiligt, doch deren Zahl war bisher zu gering. Sie wird, sie muß sich von Tag zu Tag mehren, je schwerer der Druck der Tyrannei, je allgemeiner die Freiheitsbestrebungen der Völker werden. Der entscheidende Sieg kann der Sache der Völker erst werden, wenn die Frauen für sie gewonnen sind.

Als Kossuth in Ungarn auf dem Lande umher reiste, den Landsturm aufzubieten, geschah es nicht selten, daß er in Abwesenheit der Männer die Frauen auf den freien Plätzen zusammen kommen ließ und sie zu begeistern verstand für die Sache des Volkes. Die Folge seiner Ansprachen an die Frauen, die Folge der Ideen, welche er in ihnen anregte, war, daß diese ihren Männern die Waffen entgegen brachten und diejenigen unter ihnen, welche noch schwankend waren, antrieben, in den Kampf zu ziehen.

Auch Mazzini regte in Italien die Aufopferungsfähigkeit und Theilnahme der Frauen an der Revolution an und nicht erfolglos, wie zahlreiche heroische Thaten von Frauen uns beweisen.

Wenn die Frauen einmal die Stellung im Leben errungen haben, die ihnen zukommt, dann erst kann eigentlich von ihrem Thun gesprochen werden. Bis jetzt war die Frau ausgeschlossen von dem öffentlichen Leben und Wirken. Sie wird von Jugend auf nicht dem Manne gleich geistig gebildet und wenn sie sich verheirathet, muß sie den Eid ablegen, ihrem Manne Gehorsam zu weihen und ihn als ihren Herrn zu erkennen. Ist das eine des freien Menschen würdige Stellung? Zur Sklavin herangebildet, nur auf einen engen Kreis der Wirksamkeit beschränkt, wird das Weib natürlich oft den nachtheiligsten Einfluß auf ihren Gatten ausüben.

In den Zeiten des Freiheitskrieges von 1813 und 14 erwiesen die Frauen sich allerdings vielfach thätig, doch mehr mit den Händen als mit dem Geiste. Was ist aber alle erwiesene Liebe und Pflichterfüllung ohne Geist?!

Sie wuschen die Wunden und pflegten die Kranken. Thun das nicht auch die barmherzigen Schwestern und Nonnen? Sie sammelten Geld u. s. w., aber das geistige Streben fehlte. Die Vereine von 1813 wurden nicht zusammengehalten durch ein solches und ihre Wirksamkeit war daher nur eine geringe im Vergleich zu derjenigen, welche freie, geistig gebildete Frauen hätten erringen können. Die Frucht der sogenannten Freiheitskriege der Jahre 1813 und 14 war nicht die Freiheit der Völker, sondern nur der Sieg der Mehrheit der Tyrannen über deren Minderheit, des russischen Tyrannen mit seinen Verbündeten über den französischen mit den seinigen.

Wiederum nahe ist die Zeit, welche die Völker auf den Kampfplatz ruft, nahe die

Zeit, wo die Jungfrau den Geliebten, die Frau den Gatten soll begeistern, daß ihm der Abschied leicht werde und die Kampflust wachse!

„Ihr sollt Euch selber rühren,
Aus Eurem Nichts befrein!"

ruft Euch der Dichter zu! O, diese Worte schreibet tief in Eure Seele und handelt darnach! Nur durch Euch selber, Euer Geisteswirken könnt ihr freie Frauen werden. Die äußere Freiheit, die Gleichberechtigung mit dem Manne, erkämpfen die Freiheitskämpfer, welche für die Menschen-Rechte ihr Leben einsetzen. Die geistige Freiheit müßt Ihr Euch selber erringen.

§ 103. Wissenschaft und Religion.

Bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gaben aller Orten die religiösen Zustände den Ausschlag und die politischen richteten sich nach den von dem Glauben aufgestellten Grundsätzen. Nach dem westphälischen Frieden verlor die Religion ihre vorherrschende Bedeutung, sie machte sich aber doch noch wiederholt in selbstständiger Weise geltend, wie die mannigfaltigen Kämpfe zwischen den weltlichen und kirchlichen Mächten beweisen.

Seit den Tagen der französischen Revolution aber mußte sich die Kirche zu der Rolle einer untergeordneten Dienerin der weltlichen Gewalt bequemen. Diese schaffte in Frankreich den Gottesdienst ab und stellte ihn wieder her, und als alle Throne Europa's wankten, erkannten die Fürsten, daß ihre Macht wesentlich auf derselben Grundlage, als diejenige der Geistlichkeit ruhe, nehmlich auf der Dummheit und der knechtischen Gesinnung der Massen.

Sie nahmen daher die Geistlichkeit in Sold und Pflicht, beseitigten alle früheren Streitigkeiten und erlaubten dem Pfaffenthum in frechster Weise der Vernunft, der guten Sitte und dem Zeitgeiste entgegen zu treten. Der Unterschied der Religionen hörte für die Machthaber gänzlich auf, er wurde nur für die Massen künstlich gehegt. Protestantische Fürsten gestatteten dem Pabste und dem gesammten katholischen Pfaffenthume einen Einfluß, wie katholische Mächte diesen in früheren Zeiten nie geduldet hatten. Das Bestreben der Fürsten, die Massen unter dem Joche des Pfaffenthums zu erhalten, trat so klar zu Tage, daß auch der Beschränkteste erkennen mußte, die Religion sei den Fürsten nichts anderes, als ein Mittel, von dem Volk Gehorsam zu erzwingen. Man widerstrebte, weil man die Absicht erkannte.

Die Wissenschaft machte unausgesetzte Fortschritte und verminderte, selbst wo sie sich auf gar keinen Streit mit der Religion einließ, das Gebiet des Glaubens, indem sie das Feld des Wissens erweiterte. Als sodann Männer wie Strauß, Feuerbach, Arnold Ruge und andere den Samen wissenschaftlicher Klarheit ausstreuten und einen directen Kampf mit dem Aberglauben begannen, sank dieser unter allen Denjenigen, welche auf Bildung Anspruch machten, haltungslos in sich selbst zusammen.

Im Laufe dieses Zeitabschnittes wurde der vollständige Beweis geliefert, daß die s. g. Gottesgelehrsamkeit eine Wissenschaft weder sei, noch sein könne, da der Grund, auf welchem sie ruhe, nicht Erkenntniß, sondern Glauben, nicht Beobachtung und Denkvermögen, sondern Gefühl und Phantasie sei. Es wurde ferner, und zwar selbst von christlichen Geistlichen der Beweis geführt, daß die Bibel, welche früher für einen Ausfluß göttlicher Offenbarung gehalten worden war, eine Mischung babylonischer, egyptischer, chaldäischer und jüdischer Mythen sei, welche ganz ebenso wenig, als der Koran der Mohammedaner, der Zendavesta der Perser oder irgend ein anderes für heilig ausgegebenes Buch auf einen göttlichen Ursprung Anspruch machen könne. Im Gebiete der Rechtswissenschaft wurden gleichfalls Fortschritte

gemacht. Bei einer genauen Prüfung der Rechtszustände unserer Zeit trat deren Haltungslosigkeit mehr und mehr zu Tage. Die Revolutionen, welche mit geringen Unterbrechungen vom Jahre 1789 bis auf unsere Zeit fortdauerten, deuteten in blutigen Zügen an, daß die Nationen von der Unsittlichkeit und Vernunftwidrigkeit der gesetzlichen Zustände Europa's durchdrungen sei.*)

Je tiefer die religiösen und gesetzlichen Zustände Europa's und die Wissenszweige, mit deren Hülfe sie aufrecht erhalten werden sollen, in der öffentlichen Meinung sanken, desto höher stieg die Naturwissenschaft, welche die alten Facultäten der Medicin und der Philosophie in sich vereinigte. **)

Die Gottesgelehrsamkeit ist ein für allemale aus dem Gebiete der Wissenschaft ausgestoßen worden. An deren Stelle ist die Naturwissenschaft getreten, welche den Menschen, statt erdichteter Glaubenssätze, Wahrheit giebt, sie einführt in die dem Unwissenden verschlossene Werkstätte der Natur, die Gesetze derselben feststellt und mit diesen zugleich die Regeln, deren Befolgung Gesundheit, Recht und Freiheit, deren Verletzung dagegen Krankheit, Gewaltthat und Knechtschaft in ihrem Gefolge hat.

Die Fortschritte, welche auf dem Gebiete der Naturwissenschaft gemacht wurden, kann ich nur andeuten.

Gall ***) und seine Nachfolger Spurzheim, †) Georg Combe ††) und Andere haben die Seelenlehre, welche früher mit der Physiologie in keiner Verbindung stand, wesentlich auf diese gegründet und dadurch den großen Schritt von der leeren Speculation zu der auf Beobachtung ruhenden Wissenschaft gemacht. †††)

Die Naturgeschichte des Menschen erhielt dadurch gewissermaßen erst ihre wissenschaftliche Begründung, die Naturgeschichte des Thieres eine höchst bedeutungsvolle Erweiterung.

Der Physiologie und Anatomie wurde durch die Entdeckungen Gall's und seiner Nachfolger eine großartige Anregung gegeben, obgleich bis zu dieser Stunde nur wenige Gelehrte den Werth der Entdeckungen Gall's zu würdigen verstehen.

Die Kenntniß der Erde, der Veränderungen, welche sie durchzumachen hatte, der verschiedenen Länder, die sie enthält, und der Nationen, welche diese bevölkern, haben den Gesichtskreis der Menschheit erweitert und diesen in eine vieltausendjährige Vergangenheit zurückgeführt, welche die biblische Schöpfungsgeschichte als unhaltbar und läppisch erscheinen läßt.

Besonders großartig und von tief eingreifender praktischer Bedeutung sind die Entdeckungen, welche im Gebiete der Chemie gemacht wurden.

Das Charakteristische der Wissenschaft der neuesten Zeit besteht darin, daß sie unmitmittelbar in's Leben eingreift und nicht mehr, wie früher, sich in frecher Selbstüberhebung von dem frischen Leben fern hält. Allgemein wird jetzt anerkannt, daß die Wissenschaft nicht, gleich einer Wolke, über der Erde schweben, sondern gleich den Strahlen der Sonne, diese erleuchten und erwärmen solle.

Uebrigens bestand, wie wir schon an einem andern Orte bemerkten, die Bedeutung

*) G. v. Struve Grundzüge der Staatswissenschaft. Frankfurt a. M. 1847. Geschichte des allgemeinen Staatsrechts. Mannheim 1845.

**) G. v. Struve Mandaras' Wanderungen.

***) Sein Hauptwerk ist: Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier. Paris.

†) Phrenological system. London, 1815.

††) A system of Phrenology. Edinburgh.

†††) G. v. Struve Handbuch der Phrenologie. Zeitschrift für Phrenologie. Die Phrenologie in und außerhalb Deutschland.

dieses Zeitabschnitts nicht sowohl in der Entdeckung neuer, als in der Anwendung früher entdeckter Wahrheiten auf das praktische Leben. Ein großartigerer Fortschritt auf dem Gebiete der Wissenschaft wird erst eintreten, wenn die Schranken gefallen sind, welche sich ihr in unseren Tagen feindlich entgegenstellen. So lange es noch ein mächtiges Pfaffenthum giebt, kann der im Gebiete der Religion herrschende Unsinn nicht in seiner ganzen Blöße geschildert werden, und so lange das mit demselben verbundene Königthum auf hohen Thronen sitzt, können die unter dessen Fittigen stehenden Verhältnisse geistiger und leiblicher Knechtschaft nicht in allen ihren Einzelnheiten bloß gestellt werden.

Gerade so wie in Griechenland und Rom der Glaube an die Götter, an Jupiter und Juno, an Apollo und Diana längst erschüttert war, als die Tempel derselben noch standen, deren Priester noch eines gewissen Grades äußerer Achtung genossen und das Volk an dem üblichen Gottesdienste noch Theil nahm, so ist auch in unseren Tagen der Glaube an die Dreieinigkeit, an die Gottheit Christi, dessen Wunder und Auferstehung dahin, und doch werden die christlichen Kirchen noch besucht, die christlichen Pfaffen noch bezahlt, die christlichen Ceremonien noch begangen. Wie im alten Rom, so ruht aber auch in unseren Tagen der Kirchendienst nicht mehr auf dem Glauben, sondern auf dem Zwange, welchen die Kirche im Bunde mit der weltlichen Gewalt auf die Massen ausübt. Das römische Heidenthum fiel, sobald sich die Kaiser Rom's auf die Seite des Christenthums stellten. In ähnlicher Weise fiel die christliche Kirche in Frankreich, sobald sich in den Tagen der Revolution die Regierung von ihr lossagte, und so wird sie aller Orten in sich selbst zusammensinken, falls die weltliche Gewalt sie nicht mehr mit ihren Bayonnetten stützt.

Der Pabst Pius VI. (1775—1798) mußte es ruhig geschehen lassen, als die französische Nation sich von der katholischen Kirche lossagte. Pius VII. (1800—1825) wurde von Napoleon nicht blos seines Staates, sondern auch seiner persönlichen Freiheit beraubt, und keine Hand eines Gläubigen erhob sich zu seinem Schutze. Die schändliche Mißregierung desselben, nachdem er durch den Sieg der verbündeten Mächte auf seinen Thron wieder erhoben worden war, die maaßlosen Ansprüche, welche er selbst und seine Nachfolger auf kirchlichem Gebiete sowohl als auf weltlichem erhoben, die Wiederherstellung des ganzen mittelalterlichen Pfaffen- und Mönchwesens, welche von den Päbsten ausging, erweckte nicht blos außerhalb, sondern insbesondere auch in Italien eine Stimmung der Entrüstung, welcher die katholische Kirche auf die Dauer nicht wird widerstehen können.

Leo XII. (1823—1829), Pius VIII. (1829—30) und Gregor XVI. vermehrten den Zündstoff, welcher endlich unter Pius IX., wie wir in der Geschichte Italiens*) erzählten, in volle Flammen ausbrach.

Jesuitismus und Absolutismus gingen seit drei Jahrhunderten in der ganzen römisch-katholischen Welt Hand in Hand. Der Orden Loyola's war gegen Ende des vorigen Zeitabschnittes (1773) aufgehoben worden, als einige freisinnige Staatsmänner sich bemühten, die unter jesuitischen Einflüssen an den Rand des Verderbens geführten katholischen Reiche vom drohenden Untergange zu retten. Allein in der That kam es niemals zu einer vollständigen Auflösung des Ordens. Clemens XIV. mußte mit dem Tode dafür büßen, daß er gewagt hatte, den Söhnen Loyola's die Spitze zu bieten, und sein Nachfolger Pius VI. würde den Orden schon wieder hergestellt haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, mit den bourbonischen Höfen deßhalb in Streit zu gerathen.

Die protestantischen Staaten: England, Holland und Preußen und das griechisch-katholische russische Reich bekümmerten sich nicht um die von dem Pabste verfügte Auf-

*) S. oben § 72, S. 786 ff.

hebung des Jesuitenordens. Es war dieses von ihrer Seite eine sehr schlechte Politik, wie sie Alle wenige Jahrzehnte darauf zu ihrem Schaden in Erfahrung brachten. Die **Kaiserin Katharina** behielt den Jesuitenorden bei, in der Hoffnung, daß derselbe dazu helfen werde, die Polen zu gehorsamen russischen Unterthanen zu dressiren, sie setzte es sogar durch, daß Pius VI. den von den russischen Jesuiten (17. October 1782) zum Generalvicar des Ordens in Rußland gewählten Pater Czerniewicz thatsächlich, wenn auch nicht ausdrücklich, genehmigte. Im Jahre 1801 stellte Pius VII. den Orden für Rußland förmlich wieder her und ernannte Kareu zum Generale des Ordens in Rußland. Am 30. Juli 1804 stellte derselbe Pabst den Orden für das Königreich Neapel wieder her.

In den übrigen Staaten, in welchen der Orden dem päbstlichen Willen zufolge scheinbar aufgehoben blieb, bestand derselbe unter verschiedenen Namen fort. Die Söhne Loyola's nannten sich, wo sie mit ihren wirklichen Namen nicht hervortreten durften, Väter des Glaubens, Paccanaristen, Ligorianer oder Redemptoristen und die mit ihnen verbündeten Frauen, Mütter des Glaubens, Schwestern des heiligen Herzens u. s. w. Unter diesen Namen setzten sie ihr altes Unwesen fort, bis Pius VII. (1814) den Orden wieder herstellte. Dann zeigte es sich von Neuem, daß die Jesuiten, wenn auch unter etwas veränderten Formen, noch ganz von dem Glaubenshasse und der Verdummungssucht des sechzehnten Jahrhunderts besessen waren, und daß sie, wie früher, Zwietracht und Glaubensverfolgungen überall hinbrachten, wo sie sich festsetzten. Besonders verhaßt machten sie sich durch ihre Proselytenmacherei, welche dann auch zur Folge hatte, daß sie nach dem Tode ihres dritten Generalvicars in Rußland Brzozowski (5. Februar 1820) aus Rußland verwiesen wurden (25. März 1820).

In Spanien führte Ferdinand VII. den Jesuitenorden schon am 19. Mai 1815 wieder ein. Die Cortes verbannten den Orden (14. August 1820) wieder. Der König stellte denselben (1824) wieder her. Das Volk von Madrid erhob sich (17. Juli 1834) gegen die verhaßten Söhne Loyola's. Die Königin-Regentin sah sich gezwungen (4. Juli 1835), denselben für Spanien aufzulösen. Dessenungeachtet schlichen sich die Jesuiten schon bald wieder in Spanien ein und treiben dort ihr Unwesen nach wie vor.

Ein ähnliches Schicksal hatte der Orden in Portugal. Dom Miguel nahm (29. August 1829) den Orden in Gnaden auf. Schon am 24. Mai 1834, kurz nach der entscheidenden Niederlage Dom Miguel's wurde der Orden aus Portugal verwiesen. Hier aber, wie in Spanien wurde das Verbannungsdecret nicht mit Strenge vollzogen, da die Regierung meistentheils aus jesuitenfreundlichen Personen zusammengesetzt war. Solange die aufgeregten Massen der Regierung Furcht einflößten, suchte man sie durch gute Worte zu beruhigen. Sobald aber der Hof wieder anfing, sich stark zu fühlen, spielte er mit den Jesuiten unter einer Decke.

Am mächtigsten und verhaßtesten wurde der Orden schon bald in Italien. Nach dem Tode Brzozowski's schlugen die Jesuiten ihren Hauptsitz wieder in Rom auf, ernannten zuerst Luigi Fortis (18. October 1820), nach dessen Tode Johannes Rootbaan zum Generale (9. Juli 1829). Dieser schlaue Pfaffe verstand es, dem Orden nach und nach wieder einen Einfluß zu verschaffen, welcher in einem schreienden Contraste mit dem Geiste der Zeit und den Anforderungen der Völker stand. Er verschaffte dem Orden nach und nach (zuletzt 1846 in Toscana), in allen Staaten Italien's Eingang. In Oesterreich schlich sich der Orden (1820) anfangs unter dem Namen der Ligorianer wieder ein. Metternich, welcher sich lange Zeit gegen den Orden gesträubt hatte, fing im Laufe der dreißiger Jahre an, denselben zu begünstigen, weil er hoffte, mit Hülfe der Jesuiten die Italiener den Habsburgern dienstbar zu machen. Er folgte darin den Beweggründen der

Kaiserin Katharina II. von Rußland. In Baiern drangen die Söhne Loyola's unter dem Namen Redemptoristen ein. Der katholisch gewordene Herzog von Anhalt Köthen begünstigte sie in seinem Ländchen. Unter dem Schutze der königlich sächsischen Regierung erbauten sie zu Annaberg (1844) eine Kirche. Die Besorgnisse und die Entrüstung, welche die Umtriebe der Jesuiten in Sachsen hervorriefen, waren einer der aufregendsten Gründe zu der gegen den Jesuitenfreund Johann von Sachsen (1845) stattgehabten Demonstration, welche zu dem scheußlichen Leipziger Blutbade Veranlassung gab.

In den Ländern, in welchen Religionsfreiheit bestand, machten die Jesuiten von derselben den ausgedehntesten Gebrauch, so namentlich in England und Holland. Wo aber die Katholiken in der Mehrzahl waren, wühlten die Söhne Loyola's gegen Gewissensfreiheit und den Protestantismus. Viel trugen sie zum Sturze des Hauses Oranien in Belgien bei. Nach dem flüchtigen Bunde, welchen sie daselbst mit der liberalen Partei geschlossen hatten, waren sie unausgesetzt thätig, das belgische Volk unter ihr Joch zu beugen. Der Streit dauert noch fort und wird schwerlich zu Ende gehen, bevor eine neue tiefer greifende Revolution dem Unwesen der Jesuiten in ganz Europa ein Ende bereitet.

In Frankreich hatten die Jesuiten unter Napoleon I. abwechselnde Schicksale. Anfangs begünstigte sie der Despot. Später aber, als er mit dem Pabste zerfiel, gerieth er auch mit dessen Trabanten in Streit. Unter den Bourbonen kamen sie wieder zu Macht und Einfluß. Als sich auf die Anklage Montlosier's die Pairskammer (19. Januar 1827) gegen den Jesuitenorden aussprach, schritt das Ministerium Martignac (16. Juni 1828) gegen denselben ein, jedoch mehr zum Scheine, als im Ernste. Viele nicht ausdrücklich bezeichnete Jesuitenanstalten blieben bestehen. Die Söhne Loyola's behielten ihren Einfluß am Hofe und stürzten schon bald das ihnen verhaßte Ministerium Martignac. Die Juli-Revolution schlug anfangs die Jesuiten in Frankreich nieder, doch schon bald nahm Ludwig Philipp, dessen bigotte Gattin Maria Amalia in den Schlingen des Ordens lag, die Jesuiten wieder in Gnaden auf. Sie trieben ihr Unwesen so frech, daß selbst die zahme Kammer der Abgeordneten (3. Mai 1845) an die Regierung die Aufforderung richtete die gegen die Jesuiten in Frankreich bestehenden Gesetze zu vollziehen. Zum Scheine fügte sich Ludwig Philipp diesem Beschlusse, indem er bei dem Pabste die Abberufung der Jesuiten beantragte. Der Pabst, welcher wohl wußte, daß es der französischen Regierung nicht Ernst mit der Sache sei, weigerte sich dessen. Der Pater Roothaan versprach zwar, seine Untergebenen aus Frankreich abzuberufen. Dagegen war die französische Regierung niederträchtig genug, dem Jesuitengeneral zu erklären, daß sie nur einige wenige Jesuitenanstalten auf einige Zeit schließen lassen, die übrigen aber nach wie vor dulden werde. Wie hätte auch ein König, welcher so durch und durch jesuitisch gesinnt war, wie Ludwig Philipp, anders handeln können?

Kein Land der Erde wurde so sehr von den Jesuiten gequält, als die Schweiz, ungeachtet dieselbe doch zu zwei Dritttheilen von Protestanten und nur zu einem Dritttheil von Katholiken bewohnt ist. Die Söhne Loyola's wichen nicht eher aus dem Lande, bis sie die Schweiz in einen blutigen Bürgerkrieg verwickelt hatten. Diesem folgten auf dem Fuße die Volksbewegungen in Italien und die Februarrevolution nach, welche den Jesuitenorden, gleich den mit demselben verbündeten weltlichen Despoten Europa's vollständigen Untergang zu drohen schienen. Doch gleichen Schritt mit der Reaktion hielten aller Orten die Jesuiten. Ihr Bund mit derselben wurde 1849 noch inniger, als zuvor. Nicht blos katholische, sondern auch protestantische Fürsten förderten von dieser Zeit an die Zwecke des Ordens, weil sie erkannten, daß Niemand es besser verstehe, als die Söhne Loyola's, die Völker zu verdummen und zu knechten.

Was im Schooße der katholischen Kirche der Jesuitismus, ist in der protestantischen der Pietismus. Dieser hat allerdings keine so selbständige Organisation, wie der Orden Loyola's, allein was dem protestantischen Pfaffenthume an Organisation gebricht, ersetzt die protestantische Polizei.

Jesuiten und Pietisten bildeten übrigens im Schooße ihrer Kirchen immer eine verhältnißmäßig wenig zahlreiche, wenn auch durch ihre Organisation und die Gunst der Könige mächtige Partei. Ihnen gegenüber stand zu gleicher Zeit die große Menge ihrer mehr für diese, als jene Welt strebenden Glaubensgenossen und jene kleine, aber durch ihre Geisteskraft mächtige Partei aufgeklärter Männer, als deren Bannerträger D. F. Strauß, L. Feuerbach, Bruno Bauer und Arnold Ruge betrachtet werden können.

Strauß wies in seinem „Leben Jesu" (1835 und 1836) nach, daß die Erzählungen der Evangelisten höchstens als Mythen, als Volkssagen angesehen werden könnten. In seinem zweiten Werke, „die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft" (1840 und 1841) zeigte er, wie sich die christliche Glaubenslehre ununterbrochen umgestaltet und daß dieselbe also keineswegs in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit sich erhalten habe. Einen Schritt weiter als Strauß gingen Bruno Bauer und L. Feuerbach. In seiner „Critik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" beweist Bauer, daß die Verfasser der verschiedenen Theile des neuen Testaments einzelne, für ihre Werke persönlich verantwortliche Schriftsteller seien, welche in mannigfaltigen Vorurtheilen und Irrthümern befangen und folgeweise zu einem besonderen Anspruche auf Glaubwürdigkeit keineswegs berechtigt seien.

Noch umfassender und zerstörender, als Bruno Bauer, trat um dieselbe Zeit (1841) L. Feuerbach in seinem „Wesen des Christenthums" allen bestehenden Glaubensbekenntnissen entgegen. Er führte aus, daß das göttliche Wesen nichts anderes sei, als das Wesen des Menschen, die Gottheit nur die Summe der menschlichen Eigenschaften, die Religion daher nur Selbstvergötterung oder Selbstvergöttlichung.

Die Ansichten der drei genannten Forscher drangen durch viele Canäle in das Bewußtsein der deutschen Nation ein. Mit besonderer Klarheit und Entschlossenheit wurden sie namentlich in den „hallischen," später „deutschen Jahrbüchern" von Arnold Ruge auseinandergesetzt und vertheidigt.

In unseren Tagen kann die Frage: Katholicismus oder Protestantismus? nur eine höchst untergeordnete Bedeutung mehr haben. Im Schooße beider Religionen wird seit den Tagen der Jansenisten, seit Leibnitz und Lessing ein Kampf geführt, welcher beweist, daß es nicht möglich war, die Geister durch Glaubensformeln vollständig zu knechten.

Der Widerwille der Völker gegen das tückische Pfaffenthum that sich nicht blos in den protestantischen, sondern auch in den ungemischt katholischen Ländern unzweideutig kund. Nur die Bayonnette der Fürsten können die Geistlichkeit aller Orten vor dem ihnen drohenden wohl verdienten Untergange schützen. Der Glaube hat aufgehört die Grundlage der bestehenden Confessionen zu sein. Protestantische Pietisten arbeiten mit katholischen Jesuiten Hand in Hand. Der Bund zwischen Katholicismus und Protestantismus tritt in England in dem s. g. Puseyismus am deutlichsten zu Tage.

Die Gottes-Gelehrsamkeit unserer christlichen Geistlichen verhält sich zu der Naturbetrachtung gerade so, wie ein altes Fabelbuch zu der gesammten Schöpfung, oder wie ein aus Holz und Stein zusammengesetztes Bauwerk zu dem Himmelsgewölbe.

Indem die christliche Geistlichkeit die Bibel zur Grundlage ihrer Gottesgelehrsamkeit machte, der Vernunft den Krieg erklärte und den Glauben auf den Thron erhob, deckte sie einen Schleier über die Schöpfung, würdigte sie die einzige Kraft herab, mit deren Hülfe

wir im Stande sind, die Wahrheit zu erkennen, und setzte an deren Stelle einen Gemüthszustand, welcher als solcher gar nicht die Fähigkeit besitzt, Wahrheit von der Lüge, Wirklichkeit von der Fabel zu unterscheiden.

Durch das System des Christenthums wurde daher die natürliche Ordnung der Dinge vollständig umgekehrt, die Unvernunft zum Compaß, ein Irrlicht zum Polarsterne erhoben. Es entstand dadurch ein Zwiespalt in der menschlichen Brust, dessen sich der denkende und richtig fühlende Mensch bewußt wurde, welcher den gedankenlosen und verkehrten Menschen in seiner falschen Richtung bestärkte, die große Masse der zwischen Verstand und Unverstand hin und her schwankenden Menschen verwirrte, und welcher erst endigen wird, wenn entweder die Vernunft oder die Unvernunft, die Freiheit oder die Knechtschaft des Geistes, die Wissenschaft oder der Köhlerglaube den Sieg davon getragen haben werden.

Der Entwickelungsgang, welchen die Menschheit zuerst im Laufe vieler Jahrtausende höchst langsam, später, seit den Tagen der Reformation, etwas schneller, seit der französischen Revolution aber immer rascher und rascher nahm, deutet uns mit voller Bestimmtheit den dermaleinstigen Sieg der Wissenschaft, der Freiheit und der Vernunft an. Hunderte tief eingreifender Wahrheiten, welche früher von wenigen bevorzugten Geistern erkannt, von den Machthabern aber als Ketzereien, gefährliche Neuerungen oder Hirngespinnste verdammt und verfolgt worden waren, sind zum Gemeingute aller gebildeten Menschen geworden. Ebenso viele Fabeln, Vorurtheile und Schreckbilder, welche früher gleich einem drückenden Alpe auf der gesammten Menschheit lasteten, sind jetzt von dem gebildeten Theile derselben, welcher viele Millionen umfaßt, abgeschüttelt worden, und werden auf dem Nacken der Völker nicht mehr, wie früher, durch deren Unverstand und Aberglauben, sondern durch die zwingende Gewalt des Despotismus festgehalten. Die Astronomie hat das enge Gewölbe welches die Kirche über die Erde zog, gesprengt und uns den Blick in eine unendliche Welt eröffnet, in welcher unsere Erde nicht mehr die Rolle des Mittelpunktes, sondern diejenige eines der vielen um die Sonne kreisenden Planeten spielt. Die Geologie hat die biblische Fabel der Schöpfung der Erde in sechs Tagen, die Physiologie die Schöpfung des Menschen aus einem Erdenkloße, die Zoologie die Erhaltung der Thierwelt durch Noah und dessen Arche in gleicher Weise zu nichts verflüchtigt, wie die Sittenlehre den Glauben an eine stellvertretende Erlösung, und an einen für die Menschheit gekreuzigten göttlichen Sündenbock.

Die Systeme christlicher Pfaffen römischen, griechischen und protestantischen Glaubens, die Theorien monarchischer Staatsrechtslehre despotischer, aristokratischer oder pfäffischer Färbung, die Erfindungen neumodischer Staatskünstler, welche unter dem Namen Staatsrecht, Belagerungszustand und Begnadigung zu Pulver und Blei die Völker in Schrecken gesetzt, haben sich überlebt. Eine neue Wissenschaft, welche weder Wunder noch Glauben, weder blinden Gehorsam, noch blindes Wüthen gegen bestehende Mißbräuche, weder von gekrönten Despoten, noch von verlumpten Pöbelmassen verübte Grausamkeiten anerkennt, sondern auf ewigen Wahrheiten ruht, ist an die Stelle der morsch gewordenen Krücken des Despotismus getreten. Diese neue Wissenschaft besitzt Lebenskraft genug, eine wohlgeordnete Gesellschaft ohne geistliche und weltliche Despoten über den Ruinen des Privilegiums und der Sklaverei zu schaffen. Die Menschheit hat ihre Kinderschuhe ausgezogen und ihre Gängelbänder abgestreift. Sie kann auf eigenen Füßen stehen, sie bedarf der Hände nicht mehr, welche sie so lange Zeit in den Sümpfen des Unsinns und der Knechtschaft zurückhielten, sie hat ihre Schritte gelenkt nach den lichten Höhen der Freiheit. Keine Macht der Erde wird sie von dieser Bahn zurückscheuchen. Der Sieg, den die Menschheit auf dem Gebiete der Wissenschaft errungen, verbürgt uns den Sieg, den sie auf dem Felde des praktischen Lebens erlangen wird.

Das Christenthum in seiner reinsten Auffassung ist eine Religion der Geduld und der Selbstverleugnung, in seiner Ausartung ein Glaube, welcher die Knechtschaft der Massen und die Selbstsucht der Führer nährt. Wir bedürfen eines Glaubens, welcher die Thatkraft stählt, die ewigen Rechte der Menschheit anerkennt, für die Freiheit begeistert und dem Eigennutze der Machthaber Schranken zieht.

Im Mittelalter, in welchem Geistliche, Könige und Volk den kirchlichen Unsinn glaubten, die Zahl der aufgeklärten Menschen jedenfalls sehr gering war, hatte das Christenthum eine ganz andere Bedeutung, als seit der Glaube daran in seinen Grundfesten erschüttert wurde. Seit dieser Zeit theilt sich die Christenheit in zwei große Classen: die Betrüger und die Betrogenen. Die Einen glauben nicht an das Christenthum, bedienen sich aber desselben, um die Massen zu knechten und auszusaugen, die Anderen glauben daran und müssen schwer dafür büßen, indem die Betrüger sich des Glaubens der Betrogenen bedienen, um sie in blinder Unterwürfigkeit zu erhalten.

Neben diesen zwei Classen besteht aber noch eine dritte, welche den christlichen Unsinn nicht glaubt, und sich bemüht, die Betrogenen aus den Klauen des Pfaffenthums zu retten. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat diese Classe an innerer Kraft und äußerer Bedeutung mehr und mehr zugenommen. Nicht lange kann ihr der Sieg mehr streitig gemacht werden.

Im gewöhnlichen Leben wird derjenige als Betrüger gestraft, welcher unter falschen Vorspiegelungen von einem Andern Geld erpreßt. Die Vorspiegelungen, unter welchen die Geistlichen aller Bekenntnisse ihre Besoldungen, Gebühren, Zehnten, Zehntablösungen, Nutznießungen von Grundstücken u. s. w. beziehen, sind falsch. Denn sie wissen so wenig, als die Laien irgend etwas von einem Zustande der Seele nach diesem Leben, oder von dem Verhältniß des Menschen zu einer höheren Weltordnung. Was wir in dieser Beziehung wissen, lehrt uns die Naturwissenschaft. Der Glaube, welcher über dieses Wissen hinausgeht, ist nichts weiter, als Phantasiespiel, Träumerei und Schwärmerei, wenn er nicht zum Zwecke der Täuschung geradezu erfunden ist. Da der Mensch das Bedürfniß hat, sich mit der Frage über die Zukunft nach seinem Tode und sein Verhältniß zu der Weltordnung zu beschäftigen, so kann keine Gewalt der Erde ihm dieses verwehren. Allein es wäre zu wünschen, wenn die außerordentlich in's Große gehenden Speculationen, welche die Geistlichen auf dieses Bedürfniß gründen, etwas vom Staate beaufsichtigt und beschränkt würden, damit das öffentliche Wohl darunter nicht zu sehr leide.

Pfaffen und Pfaffenknechte berufen sich zwar gerne auf ihr Gewissen und ihre Ueberzeugung, wenn sie ihre Gegner verfolgen und die Menschen im Aberglauben zu erhalten suchen. Aber auch die Thugs in Indien, welche die Menschen morden, wo sie können, suchen sich auf gleiche Weise zu entschuldigen. Gewissen und Ueberzeugung sind leider bei allen Schurken sehr schlecht beschaffen. Erst muß der Mensch beweisen, daß sein Gewissen und seine Ueberzeugung gut sind, bevor er sich darauf berufen kann. Die Verfolgung Andersglaubender und die Verbreitung des Unsinns sind aber die deutlichsten Beweise der schlechten Beschaffenheit von Gewissen und Ueberzeugung. Die That, welche sich nicht unabhängig von irgend einem individuellen Gewissen oder irgend einer persönlichen Ueberzeugung rechtfertigen läßt, ist immer eine Schandthat. Der Mensch soll freilich seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung folgen. Daraus erhellt aber auch, daß er sich bemühen muß, beide rein zu halten. Sind sie schmutzig, so werden es auch die daraus entspringenden Handlungen sein. Häufig ist aber die Berufung auf Gewissen und Ueberzeugung nur ein Fechterkunststück, welches den Gegner von weiterem Vordringen abhalten soll. Es giebt

eine Coquetterie mit Gewissen und Ueberzeugung, welche schlimmer ist, als diejenige, welche mit blitzenden Augen und schwellenden Lippen getrieben wird.

Die meisten Pfaffen und Pfaffenknechte lieben an der Religion nur die Seite, welche ihnen irdische Genüsse bietet. Sie schimpfen auf die Epicuräer, aber sie sind es selbst im schlimmsten Sinne des Wortes. Die heidnischen Epicuräer der Vorzeit waren heiter und harmlos. Die christlichen Epicuräer unserer Tage sind düster und tückisch. Dummköpfe halten sie für fromm und nennen sie nicht selten sogar heilig oder wenigstens Eure Heiligkeit oder Euer Hochwürden.

So lange die Menschen nicht erkannt haben, daß von allen Geschäftshäusern keines eine so tiefe Grundlage von Betrug hat, als die Kirche, ist ihnen schwer zu helfen. Das wucherhafteste Pfandhaus giebt doch etwas für die Waare, welche man bei ihm hinterlegt, die Kirche giebt dafür nichts Wirkliches und mehr Sorge und Angst, als Hoffnung und Zuversicht für eine jenseitige Zukunft.

Was früher ein unbestimmtes Gefühl war, ist zur klaren Erkenntniß geworden. Die Wissenschaft und die Menschenliebe ist aus der Periode allgemeiner Theorien und Hypothesen in diejenige thatsächlicher Begründung eingetreten. Die Menschheit läßt sich nicht länger mit Wechseln auf eine andere Welt abfinden. Sie sucht ihr Paradies mit gutem Rechte schon diesseits des Todes.

Neben allen Maschinen, welche der Mensch erfunden hat, steht immer der Maschinenmeister. Er muß die Uhr aufziehen, den Dampfkessel heizen, die Electricität leiten u. s. w. Wenn er dieses unterläßt, steht die Maschine still und geht schon bald zu Grunde. In der Natur steht nirgends ein Maschinenmeister neben dem von deren Kraft beseelten Organismus. Dieser nährt sich selbst, bewegt sich selbst und pflanzt sich selbst fort. Die Annahme eines von der Natur unabhängigen oder nur derselben gegenüber stehenden Schöpfers, Meisters oder Bildners beruht auf dem Streben des Menschen, die Thätigkeit der Natur seiner eigenen gleich zu stellen. Die Naturwissenschaft führt uns nirgends auf ein Wesen, welches den Entwickelungsgang der Eingeweide der Erde, oder ihrer Oberfläche, der Pflanzen, der Thiere oder der Menschen leitet, wohl aber auf eine allen Theilen der Natur inwohnende Kraft, welche die Grundursache aller Veränderungen ist.

Der unwissende Mensch glaubte Jahrtausende lang, die Erde stehe stille und die Sonne drehe sich um dieselbe. Die Wissenschaft lehrte uns aber das Gegentheil. Die Wissenschaft entscheidet und nicht die Unwissenheit der Menschen sowohl im Gebiete der einzelnen Erscheinungen der Erde, als der zusammenwirkenden Bewegungen der Sterne des Himmels. Aller Orten findet der strebende Forscher Kräfte, nirgends Wesen, welche dieselben im Großen beherrschen. Der Mensch mag sich wohl einen selbst erzeugten Funken der Electricität dienstbar machen, einen Blitz ableiten. Die electrische Kraft in ihrer Gesammtheit ist keinem Wesen, sondern nur ihren eigenen Gesetzen unterthan. So verhält es sich mit allen Kräften der Natur.

Diese Anschauungsweise wird von Pfaffen und Pfaffenknechten allerdings als gefühllos, kalt und trostlos verschrieen. Dagegen nennen sie den von ihnen gelehrten Unsinn gefühlvoll. Welcher Mißbrauch wird mit diesem Worte getrieben! Welche mannigfaltige Bedeutung umfaßt es, ohne daß die Meisten, die sich dessen bedienen, davon einen klaren Begriff haben! Giebt es doch die sich gegenseitig widersprechendsten Gefühle! Da ist das Ehrgefühl, welches bei der Frau den Umständen nach zum Selbstmord, bei dem Manne zum Duelle auf Tod und Leben führt! Das Gefühl kindlicher Liebe, welches nicht selten unüberlegte Opfer bringt, welches unter dem Einflusse bigotter und von Pfaffen verdummter Eltern ein Kind zur Nonne macht, welches von habgierigen, harten und gewissenlosen

Eltern ausgebeutet, ein anderes Kind zur Prostitution treibt. Wer kennt nicht jenes vielgestaltige Gefühl, das mit dem Namen der Liebe bezeichnet wird, und welches je nach den Umständen zu einer glücklichen Ehe oder zur Verzweiflung führt?

So lange sich unsere religiösen Romantiker einbilden, durch die Worte gefühlvoll, seelenvoll, empfindungsreich, etwas anderes zu bezeichnen, als einen Nebel, hinter welchen Sonne, Mond und Sterne, aber auch ebenso wohl nur Sümpfe verborgen sein können, sind sie sehr im Irrthum.

In unseren Tagen der zunehmenden Klarheit des Gedankens sollte man sich wohl huten, das Seelenleben der Menschen ebenso oberflächlich zu behandeln, als früher das Wirken der Natur. Die vier Elemente: Wasser, Feuer, Luft und Erde sind von ihrem Herrscherthrone herabgestürzt. Doch in Betreff der Elemente des Seelenlebens befinden sich die meisten Schriftsteller noch in mittelalterlichem Dunkel.

Erst wenn wir gelernt haben, die verschiedenartigen Gefühle der Menschenbrust genau zu erkennen und in ihrem Wechselverhältniß zu erfassen, werden wir naturgetreue Bilder zeichnen können.

An den Früchten erkennt man den Baum. Nur diejenigen Gefühle sind gut, welche gute Thaten in ihrem Gefolge haben.

Religiöser Aberglauben und Fanatismus führen immer zu Verbrechen, welche eine gewaltthätige Gemüthsstimmung bekunden: Mord, Brandstiftung und Raub, die Heuchelei dagegen, welche wesentlich auf Betrug ruht, führt zu Betrügereien aller Art: Unterschlagung anvertrauter Güter, Urkundenfälschung u. s. w.

Während des Mittelalters war die Heuchelei hauptsächlich nur unter den Geistlichen zu Hause. Sie waren daher die einzigen, welche den Betrug im Großen und massenhaft betrieben, während Ritter und Könige ihre Stärke in offenbaren Gewaltthätigkeiten bekundeten.

In unseren Tagen ist die Heuchelei von der Geistlichkeit auf alle übrigen bevorzugten Stände übergegangen. Die s. g. höheren Classen zeichnen sich daher durch die große Zahl der von ihnen begangenen Betrügereien, die niederen durch das Vorwalten gewaltthätiger Verbrechen aus. Durchschnittlich herrscht in den katholisch-gläubigen Staaten, wie Spanien, Portugal, Italien, Irland, Altbaiern die Gewaltthätigkeit, und in den protestantisch-heuchlerischen, wie England und Preußen, die Betrügerei vor.

Wir können nicht hoffen die Gewaltthätigkeit aus dem Leben zu verdrängen, solange sie noch in den religiösen Gefühlen der Völker vorherrscht, und vergeblich werden wir dem Betruge in der Geschäftswelt ein Ziel zu setzen suchen, so lange er in dem größten Maaßstabe auf dem Gebiete der Kirche heimlich ist.

Der von der Geistlichkeit aller Bekenntnisse mit so großem Erfolge betriebene Volksbetrug hat viele Nachahmung gefunden. So gut als der römisch-katholische und der protestantische läßt sich noch gar viel anderer Unsinn aus der Bibel beweisen. Vielweiberei und Sklaverei werden von den Mormonen und den tonangebenden Geistlichen des Südens der Vereinigten Staaten durch Bibelstellen begründet. Andere, welche den Glauben an die Bibel aufgegeben, statt der Vernunft aber ihre eigenen Leidenschaften auf den Herrscherthron gesetzt haben, glauben so gut, als die Pfaffen der Vorzeit ihren Bestrebungen die Gestalt eines Systemes geben zu können. Die Einen, welche unter dem Einflusse der Wollust stehen, haben vollständige Systeme der Liederlichkeit, die Anderen, welche nach den Gütern der Reichen lüstern sind, Systeme der allgemeinen Gütergemeinschaft, wieder Andere, welche von charakterloser Herrschsucht beseelt sind, Systeme persönlicher Dienstbarkeit ausgeheckt, welche unter den glänzenden Aushängeschildern der Freiheit, Gleichheit und

Brüderlichkeit einen Despotismus schaffen würden, wie ihn die Völker kaum in Indien, in Peru und Paraguay jemals erlebten.

Der Fortschritt der Menschheit wird nicht bedingt durch wüthenden Haß gegen alle bestehenden Einrichtungen, sondern durch die Zügelung der wilden Leidenschaften, welche die eigentliche Grundursache aller Mißstände der menschlichen Gesellschaft sind. Die Aufgabe der Menschen ist, in ihrer Zeit so viel von den alten Uebelständen abzuschaffen, als sie durch bessere Einrichtungen ersetzen können. Die beiden Grundlagen jeder Verbesserung sind aber immer eine genaue Kenntniß der bestehenden Verhältnisse und der Bedürfnisse der Menschennatur. Wer verbessern will, ohne jene oder diese zu kennen, wird im besten Falle eine unhaltbare Neuerung begründen, im schlimmeren Falle dagegen den größten Widerwillen gegen jede Abänderung der bestehenden Verhältnisse und folgeweise eine Kräftigung der herrschenden Gewalten herbeiführen.

§ 104. Die Künste des Friedens und des Krieges.

Gleichen Schritt mit dem Freiheitsdrange hielten die Künste des Friedens. Die Fortschritte, welche sowohl in der höheren Kunst, als auf dem Felde der Landwirthschaft, der Gewerbe, des Handels und der Schifffahrt im Laufe dieses Zeitabschnittes gemacht wurden, sind unermeßlich. Es genügt hier nur einige Worte zu nennen, um uns dieselben zu vergegenwärtigen. Der electrische Telegraph bringt mit Blitzesschnelle die Nachrichten von einem Ende eines Erdtheils zum andern. Schon sind Europa, Asien und Afrika durch Telegraphen-Taue verbunden — und nur einem unglücklichen Zufalle ist es beizumessen, daß die zwischen Europa und Amerika hergestellte Verbindung unterbrochen wurde. Dampfschiffe eilen mit einer früher kaum geahnten Schnelligkeit und Sicherheit von einem Meere zum andern und von den Quellen bis zu den Mündungen der Flüsse. Mit noch größerer Schnelligkeit fliegen ganze Wagenzüge über die glatten Eisenbahnen hinweg. Tausende von Maschinen erleichtern den Menschen alle Arbeiten. Die Dampfkraft setzt sie in Bewegung, das Gaslicht erleuchtet die weitesten Räume, die Straßen der Städte und die einzelnen Wohngebäude.

Die großartige Entdeckung Daguerre's, welche im Laufe der Jahre außerordentlich vervollkommnet wurde, macht es möglich, um einen geringen Preis die vollkommensten Abbildungen der Natur in unendlicher Zahl zu liefern.

Auch dem Landwirthe kamen zugleich die Wissenschaft und zahlreiche neu entdeckte Maschinen zu Hülfe. Zwar hat er noch immer mit den räuberischen Erfindungen des Mittelalters, mit Zehnten und Frohnden oder wenigstens deren Ablösung,, mit Abgabendruck und polizeilichen Hemmnissen zu kämpfen; allein der Geist der Neu-Zeit bricht sich allmälig auch in Dörfern und einzeln stehenden Höfen Bahn. Vorwärts ist die Losung. Umsonst versuchen die Despoten mit Waffengewalt der strebsamen Menschheit den Fortschritt zu verbieten. Die alten Verhältnisse sind unhaltbar geworden. Aus ihren Ruinen erheben sich unausgesetzt neue Schöpfungen. Kein Tag, keine Stunde vergeht, ohne daß neue Entdeckungen das Leben umgestalten. Während die Künste des Friedens sich in so großartiger Weise entwickelten, sind diejenigen des Krieges nur langsam vorangeschritten. Seit dem Jahre 1815 hat die Erde, im Verhältnisse zu früheren Jahrhunderten friedliche Zeiten erlebt. Die Kriege, welche in neuerer Zeit Türken, Franzosen, Engländer und Sardinier gegen die Russen und später Franzosen und Sardinier gegen die Oesterreicher führten, haben keine erheblichen Verbesserungen seit den Zeiten des ersten Napoleon zu

Tage gebracht, weder im Gebiete der Strategie noch der Taktik. Nicht einmal im Verpflegungswesen und im Commissariate hat sich irgend ein Fortschritt von Wichtigkeit herausgestellt. Die alten Commis-Gewehre sind da und dort durch Büchsen, das Feuerschloß ist durch die Zündnadel oder das Zündhütchen ersetzt worden. Die Kanonen haben gezogene Läufe und ein größeres Kaliber bekommen. Dieses ist aber auch fast alles, was sich im Kriegewesen seit den Zeiten Napoleon's I. verändert hat.

Der Uebergang von den geworbenen zu den ausgehobenen Heeren bezeichnet dagegen einen großartigen Fortschritt. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermehrten die Despoten die Zahl ihrer besoldeten Klopffechter, sie erwogen nicht, daß in demselben Maße, in welchem sie ihre Heere vergrößerten, sie dieselben wirklichen Volksheeren annäherten, von denen mehr als eines kund that, daß es nicht gesonnen sei, sich zum willenlosen Werkzeuge der Despotenlaunen gebrauchen zu lassen.

Unter den Schlachten, welche seit dem Jahre 1815 geschlagen wurden, waren diejenigen die bedeutungsvollsten, welche in den Kämpfen der Völker wider ihre Tyrannen in den Straßen von Paris, Warschau, Wien, Berlin, Madrid und Neapel, in Ungarn und im Badischen, in Italien und Polen, fast in allen Theilen Europa's ausgefochten wurden. Eine besondere Wichtigkeit errang der Barrikadenkampf. In neuester Zeit hat sich jedoch herausgestellt, daß die Barrikaden leicht umgangen werden können, wenn sich der Feind durch die Wände der Häuser Bahn bricht. Die Barrikaden der Jahre 1830 und 1848 werden durch eine neue Idee vervollkommnet werden müssen, falls die Freunde der Freiheit auf einen entscheidenden Sieg im Kampfe gegen die Despoten rechnen wollen. Die Hauptaufgabe unserer Zeit besteht darin, die Soldaten, diese Kinder des Volkes, diese unfreiwilligen Schergen der Tyrannei für die Idee der Freiheit empfänglich zu machen. Hat diese in ihren Herzen Wurzel geschlagen, dann wird im großen Maßstabe geschehen, was das badische Heer in den Mai-Tagen 1849 that. Die Maschine der Knechtschaft verwandelt sich plötzlich in eine begeisterte Organisation der Freiheit und macht dem Despotismus auf alle Zeit ein Ende.

§ 105. Die Presse und deren Hemmnisse.

Die Ideenwelt hat im Laufe dieses Zeitabschnittes einen so außerordentlichen Aufschwung genommen, daß wir in diesem übersichtlichen Paragraphen nur Andeutungen, keine Ausführungen mehr geben können. Beim Abschlusse des achten Buches waren wir noch im Stande, die Zeitungen, welche erschienen, namentlich zu bezeichnen. Wollten wir dieses jetzt thun, so würde ein solches Verzeichniß einen ganzen Band füllen. Doch in demselben Maße, als die Thätigkeit der Presse, nahm auch die Entgegenwirkung von Seiten der Despoten Europa's zu. Nur in den Vereinigten Staaten Amerika's blieb die Presse vollkommen frei. In England lasteten auf derselben bis auf die neueste Zeit, außer strengen Strafgesetzen, schwere Stempelgebühren und Papierabgaben. Auf dem Festlande Europa's bestand die Censur bis zum Jahre 1830 aller Orten und verhinderte einen großartigen Aufschwung der Presse. Die Juli-Revolution brachte zwar den Franzosen und Belgiern die Preßfreiheit. Dieser schlichen jedoch in Frankreich bald die September-Gesetze nach. Im Jahre 1848 eroberten fast alle Länder des europäischen Continents die Preßfreiheit; allein diese war nicht von langer Dauer. Entweder wurde sie geradezu zurückgenommen, oder durch ein System von Cautionen und Concessionsentziehungen dermaßen gefährdet, daß die meisten Zeitungsschreiber die Censur dem neuerfundenen Systeme der Preßfreiheit mit Confiscationen, polizeilichen Beschlagnahmen und vollständiger Unterdrückung vorzogen.

Ungeachtet aller Hemmnisse, welche die Despoten der Presse bereiteten, gewann diese fortwährend an Kraft. Selbst Rußland und die Türkei konnten sich nicht länger ihrem Einflusse entziehen. Namentlich seit Nicolaus zu Grabe ging, hat die russische Presse eine früher nie gekannte Bedeutung gewonnen. Herzen's Glocke (Korokol), welche zu London gedruckt wird, dringt allen Verboten zum Trotze in Rußland ein. Der Kaiser liest sie selbst, und da man dieses weiß, erhält die Zeitung einen doppelten Reiz und ein zehnfaches Gewicht. Wie die periodische Presse, so hat auch der Büchermarkt eine außerordentliche Vermehrung gewonnen. Alle Wissenszweige sind nicht blos in gelehrten, sondern auch in volksthümlichen Werken behandelt und zu Preisen verkauft worden, welche auch den ärmeren Klassen deren Anschaffung gestatten. Allerdings blieben auch die Dunkelmänner nicht unthätig. Sie begnügten sich nicht damit, dem Erscheinen freisinniger Werke Hemmnisse entgegenzusetzen, sie ließen auch und zwar in unübersehbaren Massen Schriften drucken, durch welche Unsinn und Aberglauben für göttliche Offenbarungen ausgegeben wurden. Allein durchschnittlich machten doch die Werke des Verstandes größeres Glück als diejenigen des Unverstandes. In allen praktischen Angelegenheiten wird der Unverstand mehr und mehr zurückgedrängt und die Menschheit fängt an zu erkennen, daß die praktischen Dinge dieser Erde von höherer Wichtigkeit sind, als die unpraktischen Grübeleien oder Glaubenssätze, welche sich auf eine andere Welt beziehen.

Zu bedauern ist hierbei aber, daß derjenige Wissenszweig, welcher am tiefsten in das Leben der Menschen eingreift, die Geschichte, theils absichtlich verfälscht, theils vernachlässigt wird, und zwar in einem höhern Grade, als alle übrigen Wissenschaften.

Die große Masse des Volkes schöpft seine geschichtlichen Kenntnisse aus sehr unreinen Quellen: entweder aus Büchern, welche von Pfaffen und Despoten bestellt wurden, oder aus Romanen, welche die Wahrheit der Einbildungskraft und den beabsichtigten Knall-Effecten unterordnet. Auf ein geschichtliches Werk, welches die Wahrheit unverfälscht giebt, geben viele hundert, welche ihr nationale, religiöse, politische, sociale und mannigfaltige andere Vorurtheile beimischen. In unseren Tagen haben für das lesende Publikum die Lügenwerke der Pfaffen und Despoten, welche gewöhnlich zu langweilig abgefaßt sind, an Bedeutung verloren. Um so größeres Gewicht haben die Dichter gewonnen. Jahrzehnte werden vergehen, bevor die Irrthümer, welche Schiller und Göthe, Walter Scott und andere Romanschreiber in geschichtlicher Beziehung verbreitet haben, aus dem Bewußtsein der Völker verschwunden sein werden.

Vergebens schreibt der ernste Geschichtsforscher für Diejenigen, welche die Vergangenheit lieber im rosenfarbenen Spiegel der Poesie, als in dem farblosen der Wissenschaft betrachten wollen. Wenn es nur gälte, die von feilen oder befangenen Gelehrten verbreiteten Unwahrheiten und Irrthümer zu bekämpfen, wäre der Sieg der Wahrheit weit leichter. Allein eine ganz neue Generation von Dichtern muß uns erstehen, bevor wir hoffen können, daß die Völker die Vorzeit richtig würdigen.

Der Druck, welchen die Monarchie auf die Gewerbe, das Eigenthum und die Freiheit des äußern Lebens ausübt, ist nicht der verderblichste. Dieser besteht vielmehr in der Verwirrung der Begriffe, in der Schwächung der sittlichen Gefühle und in der Erzeugung jener Bilder falscher Größe und jener schlimmen Muster, welche wie Pilze aus dem Dünger der Höfe oder eines durch die Könige verpesteten Volkslebens empor schießen.

Eine vollständige und gründliche Geschichte der Höfe werden wir erst erhalten, wenn es keine Höfe mehr giebt. Die Greuel des Pfaffenthums werden uns erst dann unverschleiert vor Augen treten, wenn die Pfaffen aufgehört haben, Macht und Reichthum zu besitzen.

So großartig übrigens die Entwickelung der Presse im Laufe dieses Zeitabschnitts war, hielt sie doch nicht gleichen Schritt mit dem Aufschwunge, welchen die meisten übrigen Hebel der Freiheit und der Bildung nahmen.

Der Zeitabschnitt von 1648 bis 1789 war mehr vorbereitender, derjenige von 1789 bis auf unsere Tage mehr praktischer Natur. Während der Vorbereitungen, d. h. so lange es sich nur darum handelt, die Grundsätze fest zu stellen, nach welchen praktische Maßregeln getroffen werden sollen, spielt die Presse eine Hauptrolle. Im wirklichen, nicht blos theoretischen, sondern auch praktischen Freiheitskampfe treten andere Waffengattungen in den Vordergrund.

Zur Zeit Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. gab es fast keine anderen Mittel eines großartigen Ideenaustausches, als die Presse. Den Männern der Freiheit und der Aufklärung standen keine Rednerbühnen, keine allgemein zugänglichen Vereine, weder ein ungehemmtes Gemeindeleben, noch Staatsleben zur Verfügung. Die Presse war das einzige Hülfsmittel, welches den großen Geistern der Zeit die Möglichkeit gab, sich in einem größern Kreise auszusprechen. Alle Talente wandten sich daher ihr zu; alle Charaktere, welche entschlossen waren, einen ernstlichen Kampf mit der herrschenden Gewalt zu führen, schlugen ihre Schlachten vermittelst der Typen.

Anders war es nach dem Jahre 1789. Da wurden Rednerbühnen erbaut, von welchen herab nicht blos ein Saal, eine Stadt, ein Land, sondern die ganze civilisirte Welt in Bewegung gesetzt werden konnte. Neben den von der Staatsgewalt errichteten Rednerbühnen tauchten in zahlreichen Versammlungszimmern, auf Straßen und öffentlichen Plätzen andere auf, welche in Augenblicken der Entscheidung gleichfalls von hoher Bedeutung und zu allen Zeiten für die Bildung der öffentlichen Meinung nicht unwichtig waren. Zu Schrift und Wort kam die That hinzu: die Revolution von 1789 bis 1795, von 1820 bis 1824, von 1830 und 1831, von 1847 bis 1849.

Die Geister von der Entschiedenheit eines Voltaire, J. J. Rousseau und Diderot begnügten sich nicht mehr damit, zu schreiben, sie sprachen auch und handelten. Sie setzten nicht blos ihre schriftstellerische Ehre, sondern auch ihr Leben und ihre Freiheit ein. Wir dürfen uns daher nicht darüber wundern, daß gerade diejenigen Nationen, welche im praktischen Leben am wenigsten leisteten, und diejenigen Jahrzehnte, in welchen im praktischen Leben am meisten geschah, sich nicht in gleichem Maße auch auf dem Gebiete der Presse hervorthaten. Frankreich hat nach 1789 weder einen Corneille, noch einen Molière, weder einen Voltaire, noch J. J. Rousseau, allein eine ganze Partei der großartigsten Redner, die Gironde, und eine zweite Partei der kühnsten Staatsmänner, die Jakobiner, hervorgebracht.

Unser deutsches Vaterland dagegen, welches von seinen Despoten in den Kampf gegen die Freiheit geführt wurde, hatte einen Schiller und einen Göthe. Italien hatte gegen das Ende des vorigen Zeitabschnittes einen Beccaria und Filangieri gehabt. Es erzeugte später nur einen Manzoni und Sylvio Pellico. Alfieri (geb. 1749, gestorben 1805) gehört mehr der vor-, als nach-revolutionären Periode an. Dafür strahlen am Sternenhimmel Italiens die Namen J o s e p h M a z z i n i und Garibaldi. England, welches im Laufe dieses ganzen Zeitabschnittes an keinem Freiheitskampfe lebendigen Theil nahm und während der ganzen Zeit der französischen Kriege die Revolution mit der größten Bitterkeit bekämpfte, konnte die Heroen seiner früheren Literatur nicht ersetzen. Weder ein Shakespeare, noch ein Burns, weder ein Gibbon, noch ein Hume konnten im Schooße des zuerst von Pfaffen und Aristokraten, und später von Pfaffen und Plutokraten beherrschten Landes erstehen. Byron besaß unstreitig ein hohes Talent, allein er verschwendete es zu häufig an

unlautere Gegenstände. Zudem lag er tief in den Schlingen aristokratischen Vorurtheils, so daß er mit voller Kraft nicht für die Sache der Freiheit in die Schranken treten konnte. Shelley brannte vom reinsten Dichterfeuer, allein die Feinde der Freiheit trieben ihn aus dem Vaterlande in jungen Jahren, bevor sein Geist noch gereift war, und der Tod ereilte ihn in Italien, bevor die Knospe seines Geistes sich entfaltet hatte.

Die praktische Seite des Lebens, auf welche sich die Engländer warfen, bestand nicht in einem heroischen Kampfe für die Freiheit, sondern in parlamentarischer Erörterung der bestehenden Mißbräuche und in geschäftlichen Verbesserungen, welche zugleich den Unternehmern und dem Publikum Vortheil boten.

Wenn wir die Literatur der bedeutendsten Nationen der Erde mit einander vergleichen, so nimmt meines Erachtens die deutsche den ersten Platz ein; den zweiten möchte ich den Franzosen, den dritten den Engländern, den vierten den Nordamerikanern und den fünften den Italienern einräumen. Diese Rangordnung beweist deutlich, daß ein Unterschied besteht zwischen politischer und literarischer Thätigkeit. Die Engländer halten in beiden Beziehungen die Mitte. Die Franzosen, welche auf dem Felde der praktischen Politik im Laufe dieses Zeitabschnittes unstreitig am meisten geleistet haben, können den Deutschen, welche erst im Jahre 1848, angeregt von Frankreich, den Kampf für die Freiheit ernstlich begannen, auf dem Felde der Literatur die Palme nicht streitig machen. Sie hatten weder einen Schiller und Göthe unter ihren Dichtern, noch einen Kant, Fichte, Hegel und Arnold Ruge unter ihren Philosophen, weder einen Gall und Spurzheim unter ihren Seelenlehrern, noch einen Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer unter ihren Theologen.

Die Nordamerikaner setzten, nachdem sie ihre Freiheit errungen hatten, ihren Entwickelungsgang unter vorherrschenden englischen Einflüssen fort. Ihre Literatur konnte unter dem Joche des Pfaffenthumes, welches auf allen, und demjenigen der Sklaverei, welches auf einem großen Theile ihrer Schriftsteller ruhte, sich nicht selbständig entwickeln.

Die Literatur eines Landes deutet mit vollständiger Sicherheit den Weg an, auf welchem eine Nation sich befindet. Frankreich's Literatur war die erste der Welt in dem Zeitabschnitte von 1648 bis 1789. Es folgte darauf die französische Revolution, welche das französische Volk an die Spitze der praktischen Politik der Erde brachte. Nach 1789 schwang sich die deutsche Nation an die Spitze der Literatur der gebildeten Welt. Diese Thatsache bürgt uns dafür, daß sie sich bald auch an die Spitze der Freiheitsbewegung im praktischen Leben schwingen werde.

§ 106. Der Geist der Zeit.

Das Ziel, nach welchem die Menschheit strebt, thut sich kund durch ihre gesammte Thätigkeit. In unseren Tagen wird es insbesondere durch jene gewaltigen Erschütterungen angezeigt, welche seit dem Jahre 1789, in nur kurzen Zwischenräumen auf einander folgten und so viele verhaßte Throne umstießen. Der Geist der Zeit läßt sich näher bezeichnen durch den Drang, die Vernunft an die Stelle der Autorität zu setzen, dem Laster die Larve abzureißen und die sittliche Kraft auf den Herrscherstuhl zu setzen, in dem Streben, von den Formen zu dem Wesen der Freiheit überzugehen, das Loos nicht der bevorzugten Stände, sondern der Gesammtheit zu verbessern.

Wie ein ewiger Kampf besteht zwischen Gegenwart und Vergangenheit, so ringt die Vernunft unausgesetzt mit der Autorität. Der Vernunft entspricht das Recht, der Autorität entspricht der Besitz. Oft vergehen Jahrtausende, bevor der Menschengeist sich aufschwingt zur Frage nach dem Rechte und ruhig den Besitzstand duldet, so schwer dieser

auf ihm auch lastet. Das Unrecht wird getragen in unseren Tagen, weil vor zwei, drei und mehr Jahrhunderten ein schwaches Geschlecht es schweigend hinnahm.

Doch wie das rollende Rad der Zeit unaufhaltsam die Gegenwart in den Abgrund der Vergangenheit stürzt, so wird den Verbrechen der Vergangenheit unnachsichtlich auch der Stab gebrochen. Die Mächtigen, vor deren Grolle die Millionen sich beugten, sterben aus mit Kindern, Kindeskindern und Anhängern. Was zur Zeit ihrer Herrschaft als heiliges Recht und ewige Wahrheit verkündet wurde, erscheint im Lichte der Vernunft, wenn auch erst Jahrhunderte später, als ein verruchtes Unrecht und eine freche Lüge.

In den Zeiten der Revolution erzwingt sich die unterdrückte Stimme des Volkes Gehör. Die Ansichten, welche sich im Laufe von Jahrzehnden oder Jahrhunderten festgestellt haben und zu einer Macht herangewachsen sind, brechen dem herrschenden Unrechte den Stab und reinigen die Welt von veralteten Mißbräuchen. Wenn es die Aufgabe des praktischen Revolutionärs, des entschlossenen Freiheitskämpfers ist, die Träger des veralteten Unrechts und der entlarvten Lüge Mann gegen Mann mit dem Schwerte in der Hand zu bekämpfen, so ist es die Aufgabe des Forschers in den ruhigen Zeiten, welche zwischen einer Revolution und der anderen in der Mitte liegen, mit rücksichtsloser Strenge den Maßstab der Vernunft an die Einrichtungen, Verhältnisse und Ansichten der Gegenwart zu legen.

Kein Glaube, kein Anspruch und kein Besitzstand, welche im Widerspruche stehen mit der ewigen Vernunft, darf sich, unter irgend einem Vorwande, der Prüfung des Forschers entziehen. Der Freund der Menschheit wird sich weder durch das Alter einer Lüge, noch durch die Macht, welche irgend einem Unrechte zur Seite steht, abhalten lassen, für W a h r h e i t und R e c h t zu kämpfen.

Unsere politischen, unsere gesellschaftlichen und unsere kirchlichen Zustände beruhen alle auf Voraussetzungen, welche vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht bestehen können. Dieses wissen die schlauen Tyrannen, denen die Welt gehört, sehr wohl. Deshalb dulden sie keine freie Forschung. Auf dem Gebiete des Staates wird sie als Majestätsverbrechen und Hochverrath, auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens als Anarchie und wilde Lüsternheit, auf dem Gebiete der Kirche als Unglaube und Schändung des Heiligen gebrandmarkt. Je verworfener eine Einrichtung und je verderblicher eine Ansicht ist, desto mehr sind sie geschützt durch Gesetze und Zwangsmaßregeln. Der Glaube an den göttlichen Ursprung der Gewalt der Könige, Fürsten und ihrer Schergen, ist im Laufe der Jahrhunderte, namentlich durch die Stürme der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts erschüttert worden. Der weit gefährlichere Glaube an den göttlichen Ursprung der Gewalt der Geistlichkeit und an die Wahrheit der von ihr zu ihrem und ihrer Freunde Vortheil gepredigten Lehren,— dauert noch immer fort!

Die Völker krümmen sich vergebens unter dem Joche ihrer Tyrannen, so lange sie nicht die Grundursachen des auf ihnen ruhenden Druckes und den innern Zusammenhang der verschiedenen Stützen der Gewalt erkannt haben.

Die Autorität strebt darnach, die Völker zu verdummen und zu knechten, um sie ungestraft ausbeuten zu können. Die Vernunft lehrt, daß alle Menschen gleiche Ansprüche an die Güter dieser Erde und gleiches Recht auf die harmonische Entwickelung ihrer Kräfte auf die Welt mitbringen. Die Tyrannen leiten ihre Gewalt mittelbar aus göttlicher Bestimmung, unmittelbar aber aus Büchern und Gesetzen ab, welche entweder zum Zwecke der Unterjochung der Völker geschrieben, oder doch so ausgelegt werden, daß sie die Absichten der Tyrannen fördern.

Die religiöse, politische und gesellschaftliche Anschauungsweise der Menschen steht in

der innigsten Wechselbeziehung. Wer auf einem dieser drei Gebiete die Autorität der Machthaber, den Glauben und den Gehorsam höher stellt, als seine eigene Vernunft, der wird früher oder später im entscheidenden Augenblicke auch auf den anderen Gebieten die Probe nicht bestehen. Der Geistliche ist ein Mensch, gleich dem weltlichen Lehrer und gleich dem weltlichen Beamten. Er kann für seine Lehre eben so wenig Anspruch auf Unfehlbarkeit machen, als der fürstliche Beamte, welcher für seinen Dienstherrn Gehorsam, oder der weltliche Lehrer, welcher für seine Behauptungen blinden Glauben verlangt!

Aller Orten, wo Tyrannen ihre Völker knechten, sehen wir die Geistlichen noch eifriger in ihrem Dienste, als ihre weltlichen Schergen. Die Geistlichkeit bildete ein Jahrzehnd hindurch die mächtigste Stütze des Usurpators Louis Napoleon. Die Geistlichkeit herrscht in Rom mit Hülfe französischer Bajonette! Jesuiten und Pietisten wetteifern mit einander zum Zwecke der Verdummung der Völker. Liegt in diesen Thatsachen nicht Grund genug, die Geistlichkeit und ihre Lehren mit denselben Gesinnungen zu betrachten, wie die weltlichen Beamten der Tyrannen und ihre Lehren vom „Gottesgnadenthume" der Könige?

Die Vernunft lehrt uns, daß Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die einzig festen Stützen des Völkerglückes sind, während die Knechtschaft, das Vorrecht und der Eigennutz die furchtbarsten Geißeln der Menschheit sind!

Doch die Jugend wird den Schergen der Tyrannen mit Leib und Seele übergeben, damit diese die Lehren der Unvernunft in die jungen Gemüther pflanzen. In der Seele des Menschen entwickelt sich unter allen Trieben und Gefühlen die Vernunft zuletzt. Das Kind kann auswendig lernen, bevor es denkt, kann sich verneigen und sich auf die Brust schlagen, bevor es prüft. Oft genügt ein ganzes Menschenleben nicht, das Unkraut auszurotten, welches fanatische Priester und schlaue Schergen der Gewalt in das unbewachte Herz eines Kindes säeten! Aus den Händen der im Dienste der Tyrannen stehenden weltlichen und geistlichen Lehrer übernimmt die tyrannische Staatsgewalt den zum Knechte vorbereiteten Jüngling. In den Reihen der Soldaten oder Beamten wird zur vollendeten That, was früher nur Anlage war. Unter der Aufsicht bürgerlicher und geistlicher Schergen kann sich auch Derjenige nicht frei entwickeln, der nicht unmittelbar im Dienste der Gewalt steht. Belauscht von bezahlten Spionen, gedrückt von mannigfaltigen Sorgen, gelangen wenige dazu, einen freien Blick in die Welt um sich her zu werfen.

Von Tausenden frägt sich nicht Einer: ist der Glaube, der mir mit der Muttermilch eingeflößt wurde, wahr? Ist der Gehorsam, zu dem ich als Kind schon gewöhnt wurde, eine Gewissenspflicht? Von den Wenigen aber, die sich doch diese Frage stellen, haben die Meisten nicht den Muth, sie zu ergründen. Die Zahl derer, welche ohne Furcht nach Wahrheit forschen und in offenen Kampf treten mit den erkannten Feinden der Menschheit war zu allen Zeiten klein. Um so großartiger war aber immer die Wirkung, welche sie hervorriefen.

In dem Lande der Freiheit, in Amerika, beruht zwar auch der gesellschaftliche Zustand keineswegs auf der reinen Vernunft. Die alte Welt hat der neuen gar viele ihrer Verkehrtheiten eingeimpft. Allein der freien Forschung sind hier wenigstens keine Schranken gezogen. Ohne andere Gefahr, als diejenige, welche jede Meinungsverschiedenheit hervorruft, kann hier der Maßstab der Vernunft an jeden Glauben und jede Einrichtung angelegt werden.

Es ist eine der wichtigsten Aufgaben des menschlichen Lebens, die Verhältnisse, in deren Mitte wir uns befinden, vor den Richterstuhl der Vernunft zu ziehen und zu prüfen.

ob sie vor demselben bestehen können und wie sie sich nach deren Aussprüchen gestalten müssen?

Ohne sittliche Kraft, ohne ein richtiges Gefühl für Recht und Unrecht, ohne Wohlwollen und Beharrlichkeit kann die Freiheit keine tiefen Wurzeln schlagen. Die Einen suchen den Grund aller Uebel der Menschheit in dem Genusse „geistiger Getränke," die Anderen in der „Gottlosigkeit" der Menschen, d. h. in ihrer Abneigung gegen das Pfaffenthum, wieder Andere in den traurigen Zuständen der Gesellschaft. Wir betrachten das Uebermaß im Genusse geistiger Getränke, den Pfaffenglauben und die traurigen Zustände der Gesellschaft als die Folgen mangelnder sittlicher Kraft.

Ein Volk von reiner Sittlichkeit, wie z. B. das griechische zur Zeit der persischen und das römische zur Zeit der punischen Kriege, ist nicht unmäßig im Genusse geistiger Getränke. Es mag den Umständen nach wohl einigen Unsinn glauben, läßt sich aber darum doch nicht von den Pfaffen knechten. Es duldet keine gesellschaftlichen Zustände, wie wir sie aller Orten in Europa und theilweise selbst in Amerika wahrnehmen. Nicht durch das „Verbot geistiger Getränke" und nicht durch „Pfaffendienst" sind Griechen und Römer sittlich rein und geistig kräftig geworden.

Auch zu den Zeiten der Alten versuchten es die Aristokraten des Geldes und der Geburt wiederholt die Bürger auszusaugen, doch diese duldeten die Bedrückungen ihrer Gegner nicht. In Athen machten sie sich durch das Solonische Gesetz, in Rom durch Volksaufstände von den auf ihnen ruhenden ungerechten Lasten frei.

Die sittliche Kraft läßt sich nicht befehlen. Verstöße gegen die Sittlichkeit lassen sich nicht verbieten. Die sittliche Kraft wird nicht gehoben durch den Unsinn, welchen schlaue Priester dem Volke als höchste Wahrheit predigen. Sie wird nicht gefördert durch geduldiges Tragen unerträglicher Zustände. Die sittliche Kraft kann sich nur stählen im offenen Kampfe gegen das Laster, sie kann nur gehoben werden durch einen Glauben, der sich auf Vernunft gründet und durch Einrichtungen, welche das Wohl der Gesammtheit bezwecken.

So lange man sich bestrebt, statt die besseren und edleren Kräfte der Menschen zu stärken und dadurch folgeweise ihre niederen Triebe zu schwächen, ihnen den Genuß geistiger Getränke unmöglich zu machen, wird man in gleichem Maße die Heuchelei fördern, in welchem man vielleicht die Völlerei bekämpft. Man rege die Neigung der Menschen zu edleren Vergnügungen und Beschäftigungen an, man hege ihren Kunstsinn und stärke ihre Liebe zur Wissenschaft! Dem Trunke ergeben sich größtentheils nur solche Menschen, welche höhere Genüsse nicht kennen.

Die Priester aller Religionen haben der Sittlichkeit fast zu allen Zeiten mehr geschadet als genützt; zu keiner Zeit aber wirkten sie verderblicher auf die Menschheit ein, als in unseren Tagen. So lange sie, wie im finstern Mittelalter, den Unsinn glaubten, den sie lehrten, mochten sie wohl den Verstand des Volkes trüben, allein sie verdarben doch nicht sein sittliches Gefühl. Anders ist es, seitdem das Licht der Wissenschaft und der Geist der Forschung das Feld der Religion gepflügt haben. Seit dieser Zeit ist der Glaube aller Priester erschüttert, vieler Priester durchaus umgestoßen worden. Der Priester, welcher lehrt was er entschieden nicht glaubt, oder wenigstens bezweifelt, heuchelt und erzieht durch sein Beispiel Heuchler. Er schwächt und vernichtet häufig die festeste Grundlage aller Sittlichkeit: den Sinn für Wahrheit.

Wer nicht glaubt, was er lehrt oder, nach seinen äußeren Verhältnissen, glauben soll, ist unwahr in allen religiösen Beziehungen des Lebens. Dieselbe Unwahrheit, welche er seinem Gotte gegenüber hegt, muß sich nothwendig auch auf seine Mittmenschen übertragen. Niemand kann lange ein religiöser Heuchler sein, ohne ein Heuchler in jeder

Rücksicht zu werden. Menschen ohne allen Sinn für Wahrheit, wie z. B. die Jesuiten, haben daher die verabscheuungswürdigsten Lehren aufgestellt. So schreibt der Jesuit Juan de Cardenas:

„Ist es erlaubt, einen Unschuldigen zu tödten, zu stehlen, Unzucht zu treiben? Ja, in Folge eines Befehles Gottes, da Gott der Herr über Leben und Tod ist, und also sein Gebot zu erfüllen Pflicht ist."

Der Jesuit Casned lehrte:

„Wenn ihr unerschütterlich glaubt, daß euch zu lügen geboten ist, — so lügt!"

Der Jesuit Georges Chobat schrieb:

„Ein Sohn, der sich betrunken hat und in der Trunkenheit seinen Vater erschlagen, kann sich des Mordes, den er begangen, freuen, wegen der großen Glücksgüter, welche er erbt."

Eine Religion, welche so unsittliche Lehren erzeugt hat, und eine Priesterschaft, welche sie verbreitet, kann unmöglich wohlthätig wirken. Sie muß erst vollständig vernichtet sein, bevor die sittliche Kraft des Volkes sich heben kann.

Unter den protestantischen Geistlichen ist die Lüge allerdings nie mit derjenigen Frechheit aufgetreten, wie unter den katholischen, allein doch frech genug, um das sittliche Gefühl der Völker zu schwächen. Sie sind zum größten Theile Heuchler, glauben selbst nicht, was sie lehren, und dienen überall willig der Gewalt.

Der Grundton aller Sittlichkeit ist die Wahrheit. So lange mit dieser so frecher Hohn getrieben wird, wie in unsrem Tagen auf dem Gebiete der Religion geschieht, kann die Sittlichkeit des Volkes nicht gedeihen.

Die sittliche Kraft besteht nicht darin, ungerechten Druck kriechend zu dulden, vielmehr darin, jedem Unrecht mannhaft entgegenzutreten, unvermeidliche Härte zwar ruhig zu dulden, allein mit dem festen Vorsatze, sobald als möglich ihr ein Ende zu machen.

Die sittliche Kraft eines Volkes bildet die einzige feste Grundlage seiner Freiheit. Fanatiker, Mäßigkeitsnarren, Pfaffen und Geldwucherer werden sie nicht fördern, außer etwa wie die Feinde, welche die Kraft ihrer Gegner durch den Kampf, den sie ihnen bringen, mehren.

Es gibt Menschen, welche ihr Lebenlang nicht von der Oberfläche in das Innere, von der Schaale zum Kern vordringen: in der Kunst, in der Wissenschaft und im Leben. Sie lassen sich immer vom Scheine blenden und dieser ist häufig da am reizendsten, wo die Wirklichkeit am verruchtesten. Sie begnügen sich überall mit dem Scheine der Wirklichkeit. Diese vermögen sie nicht zu erreichen.

Der Mensch oder die Nation, welche die Formen der Freiheit besitzen, sind darum noch nicht wirklich frei. Der junge Mann, welcher die Volljährigkeit erreicht hat, allein unter dem Einflusse schlechter Rathgeber oder unter der Herrschaft verderblicher Leidenschaften sich selbst zu Grunde richtet und alle diejenigen verletzt, welche mit ihm in Berührung kommen, ist nicht frei, so wenig als die Nation, welche bethört von verkehrten Ansichten und geleitet von ehrgeizigen und herrschsüchtigen Führern sich, wie die französische, ihre bittersten Feinde zu Gesetzgebern und Gesetzesvollziehern wählt.

Es giebt keine Freiheit und keine Macht ohne sittliche Kraft, ohne reine Menschlichkeit. Wir können niemals erwarten, in den größeren Kreisen des Lebens die Freiheit eingebürgert zu sehen, bevor nicht die Sittlichkeit eingezogen ist in die engeren Kreise des bürgerlichen Daseins. So lange in der Familie, in den Geschäftsverhältnissen, in dem geselligen Leben und in der Presse die Gemeinheit und die Unmenschlichkeit herrschen, kann die Freiheit nicht einziehen in den Staat. Keine Regierungsform kann einem unsittlichen Volke die Freiheit geben.

Was nützen Geschwornengerichte, wenn die Geschwornen bestechliche, gewissenlose Menschen sind; was Preßfreiheit, wenn die Männer der Presse von Brodneid, Eifersucht, Tadelsucht und Eitelkeit beseelt sind? Was nützt selbst das allgemeine Stimmrecht, wenn ein Theil des Volkes von herrschsüchtigen Pfaffen, der andere von habsüchtigen Monopolisten geleitet wird, während der dritte aus Furcht vor bezahlten Raufbolden sich seines Stimmrechts enthält?

Gar viele Leute, welche sich freisinnig, demokratisch und socialistisch nennen, sind in ihrer Familie und in ihrem Geschäftsleben große Tyrannen. Trotz der schönen Schilder, die sie aushängen, können sie keinen Widerspruch ertragen, nehmen sie keine Rücksichten auf die gerechten Ansprüche ihrer Untergebenen, und denken nur daran, Schätze zu sammeln, während ihr Mund von freiheitlichen Redensarten überströmt. Andere s. g. Demokraten, welche noch keine Familie, keinen Namen, kein Geschäft haben, blicken mit gierigem Neide auf diejenigen Gesinnungsgenossen hin, welchen es gelungen ist, eine Stellung im Leben zu gewinnen und suchen diese blos aus dem Grunde zu verkleinern, zu verleumden und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, weil sie hoffen, sich dadurch zu heben. Wieder Andere, welche im Augenblicke der Entscheidung sorgfältig jede Gefahr vermeiden, nichtsdestoweniger aber sich zu den am weitesten fortgeschrittenen Freiheitsmännern zählen, ergehen sich mit unverkennbarer Vorliebe im bittersten Tadel gegen alle diejenigen, welche ihr Gut und ihr Blut für die Sache der Freiheit eingesetzt haben.

Alle diese Leute sind keine Männer des Fortschritts. Sie werden, wenn die Gelegenheit kommt, die Tyrannei, welche sie im kleinen Kreise bekunden, auch in den größern des Staates übertragen. Sie werden den Neid, der sie verzehrt, auch im Augenblicke des Entscheidungskampfes hegen und lieber einen hochherzigen Führer des Volkes, wenn sie können, verderben, als durch ihn die Sache der Freiheit siegreich sehen. Sie werden das nächste Mal so gut, als früher, sich vom Schusse fern halten, aber darum nicht weniger Diejenigen begeifern, welche für die Sache der Menschheit kämpfen.

Frei im höhern Sinne des Wortes sind nur diejenigen Menschen, welche sich selbst beherrschen, welche treu und gewissenhaft in ihrer Familie, redlich und arbeitsam in ihrem Berufe, einfach und mäßig in ihrer Lebensweise sind, bei denen Wort und That stets Hand in Hand gehen. Wer den Freund verräth, die Geheimnisse, die er ihm abgelauert haben mag, in verzerrter Form veröffentlicht und Koth nach ihm wirft, sobald das alte Verhältniß sich gelöst hat, vielleicht in Folge eigener schwerer Verschuldung, der ist kein freier Mann, so wenig als Derjenige, welcher immer den Mantel nach dem Winde hängt, den lobt, der ihn füttert oder födert, den tadelt, welcher kein Futter für ihn hat.

Nichts ist leichter in unsern Tagen, als Worte der Freiheit auszusprechen, zumal hier in Amerika, wo man es ohne alle Gefahr thun kann. Nicht die Worte der Freiheit, sondern die Thaten entscheiden. Bürgschaft für künftiges, edles Streben leistet aber nur Derjenige, welcher sich zur Zeit politischer Windstille in den kleinen Kreisen des Lebens tadellos bewegt.

Jede böse Leidenschaft, jedes Laster eines Menschen stört das freiheitliche Zusammenleben seiner Mitmenschen, während jede Tugend und jedes edle Streben dasselbe fördern. Der Zweck aller Gesetzgebung ist nur darauf gerichtet, die bösen Leidenschaften der Menschen niederzuhalten und ihre guten Eigenschaften zu entwickeln. Je wilder die Leidenschaften sind, welche im Schooße eines Volkes toben, desto strenger müssen auch die Gesetze sein, mit deren Hülfe sie niedergehalten werden. Die Freiheit jedes Staates steht immer im Verhältniß zu der Sittlichkeit seiner Bürger. Je höher diese, desto freier ist auch seine Verfassung, seine Gesetzgebung und seine ganze Staatsverwaltung.

Wer daher nach Freiheit strebt, muß als ihren schlimmsten Feind jede wilde Leidenschaft, jedes Laster und jede Verletzung einer edlen Menschlichkeit bekämpfen. Wer sich vor dem bezahlten Raufbolde beugt, wer den Verleumder unterstützt, wer in das Horn der Gemeinheit mit hinein stößt, wenn ein frecher Bursche es anstimmt, der tritt mit dem Gewichte seiner Person auf die Seite der Unfreiheit hinüber. Wer dem Besten und Höchsten in der Gesellschaft gleich sein will, aber nicht den Muth hat, dem Gemeinsten und Schlechtesten entgegenzutreten, wenn dieser keck und frech seine Stimme erhebt, der scheint nicht zu wissen, daß Diejenigen zu allen Zeiten die Besten und Höchsten waren, welche dem Laster und der Gemeinheit mit dem größten Muthe und dem besten Erfolge entgegentraten.

Es giebt keine Freiheit ohne Recht, wie es kein Recht ohne Freiheit giebt. Die Freiheit ist die Lebensluft des Volkes, und das Recht ist das Feuer, welches die Schladen der Freiheit verzehrt. Freiheit ohne Recht wird zur Zügellosigkeit, das Recht ohne Freiheit zur Willkür.

Doch die Freiheit des Geistes, die innere Freiheit, die Freiheit im Leben, in Kunst und Wissenschaft fällt dem Menschen nicht zu, wie dem Baume des Waldes seine Lebensluft, seine Sonne und sein Regen. Die Freiheit des Geistes kann keinem Volke geschenkt werden, wie die Form der Freiheit dem athenischen geschenkt wurde, als Codrus in den Opfertod ging. Die Freiheit des Geistes läßt sich auch nicht beschließen, wie 1776 die Nordamerikaner die Formen der Freiheit, die Republik, beschlossen. Sie läßt sich nur erringen im Kampfe mit den niedrigen Leidenschaften und den gemeinen Trieben der Menschen. Wenn wir die Keime des Bessern nicht im Herzen tragen, kann sie Niemand von außen hineinlegen. Wenn wir nicht selbstthätig sind, sie zu entwickeln, können sie nicht wachsen und gedeihen.

Die Form der Freiheit kann dem Volke durch eine Urkunde verliehen werden, allein selbst diese Form wird ihm nicht zu Theil werden, wenn es sich nicht durch Anstrengung ihrer bemeistert. Das Wesen der Freiheit kann kein Gesetzgeber einem Volke verleihen. In allen Gebieten des Lebens muß ein unausgesetzter Kampf gegen Unfreiheit und Unrecht gekämpft werden. Erst in diesem Kampfe werden sich diejenigen Kräfte entwickeln, welche erforderlich sind, um die errungene Freiheit zu erhalten.

Wohl achten auch wir hoch und heilig die Formen der Freiheit, nach welchen der Geist unserer Zeit ringt: das allgemeine Stimmrecht des Volkes, die Republik und die Volksgerichte. Doch höher, als die wandelbare Form, achten wir den unbändigen Geist der Freiheit, welcher der Tyrannei Hohn spricht und ihr zum Trotze furchtlos die ewigen Wahrheiten verkündet. Wir achten höher jenen männlichen Geist, der sich nicht beugt vor feilen Richtern und sich nicht schrecken läßt durch ihre befohlenen Aussprüche. Wir achten höher jenen kühnen Geist, der auf eigene Faust Krieg führt gegen das Unrecht und gegen die Unfreiheit, ob sich diese hülle in das Gewand der Monarchie, oder der Republik, und welcher den Knechten des Lasters Schrecken einjagt, selbst in den verschlossenen Gemächern ihrer bösen Freuden. Wo dieser Geist der Freiheit weht, da wirft er alle Hemmnisse vor sich nieder und gestaltet sich rasch die Formen, deren er bedarf, um tief in das Leben einzugreifen. Diesem Geiste der Freiheit streben wir nach! Er wird diesseits und jenseits des Oceans die Fesseln zerbrechen, in welchen die Völker noch schmachten, diesseits und jenseits den freiheitlichen Formen das frische Leben einhauchen.

Allein nicht der Geist der Freiheit, sondern die Erbärmlichkeit herrscht da, wo die Mitglieder einer und derselben Partei, statt den gemeinsamen Feind, zu bekämpfen, sich gegenseitig unter einander anfeinden, sei es, weil ihre Ansichten nicht vollkommen übereinstimmen, oder aber, weil sie persönlich nicht gut mit einander auskommen. Die Partei

des Rückschritts tritt uns geschlossen gegenüber. Nimmermehr werden wir sie besiegen wenn wir in der wichstigsten Beziehung, in der Eintracht, hinter ihr zurück stehen.

Viele Freistaaten, welche wir um uns her sehen, werden so mangelhaft geleitet, daß jeder denkende Beobachter erkennen muß, mit dem Uebergange von der Monarchie und Aristokratie zur Republik sei das Wohl und die Zufriedenheit des Volkes noch nicht gesichert. Zu den Formen der Freiheit muß noch das Wesen der Gleichheit hinzugehen, wenn wir einen wesentlichen Fortschritt machen sollen. Die Monarchie beruht auf der Unterordnung, der Subordination, die Demokratie auf der gleichen Ordnung, der Coordination; das Gesetz der Subordination ist der Gehorsam; das Gesetz der Coordination ist der Verein oder die Association. Wenn in einer Demokratie das Gesetz der Gleichheit, die Association, nur in die obersten Schichten des politischen Lebens eindringt, so bleibt die große Masse des Volkes noch immer in Jammer und Elend versunken. Es ist die Aufgabe unserer Zeit, das Gesetz der Gleichheit in alle Kreise des bewegten menschlichen Lebens einzuführen: in die Ehe, in die Geschäftsverhältnisse, in das Eigenthum und in die Kirche. So lange in der Ehe der Mann, in den Geschäftsverhältnissen der Meister oder der Fabrikant, in den Eigenthumsverhältnissen der Monopolist und in der Kirche der Geistliche Herr ist, welchen sich die Familie, die Arbeiter, und die sog. Laien unterordnen, so kann von dem Gesetze der Gleichheit, von der eigentlichen und wahren Demokratie keine Rede sein.

Die sociale Frage wird häufig von einem zu niedern Standpunkt betrachtet. Nicht dieses oder jenes untergeordnete Verhältniß soll durch den Geist der Freiheit und der Gleichheit gehoben werden. Wir können nicht erwarten, daß er in die kleinen und engen Kreise des Lebens, in die Bude des Schneiders und in die Werkstätte des Eisenarbeiters eindringe, wenn er von den allumfassenden Kreisen des Lebens, namentlich von der Familie und der Kirche fern gehalten wird. Die Zahl der Menschen, welche dieses oder jenes Handwerk, dieses oder jenes Geschäft betreiben und sich von ihren Meistern oder Geschäftsherrn bedrückt oder benachtheiligt fühlen, ist sehr gering im Verhältniß zu der Zahl der Menschen, welche in Familienbeziehungen stehen und in kirchlichen Verhältnissen leben.

Die Arbeiter haben sich mit socialen Fragen gewöhnlich nur in besonderer Beziehung zu ihren Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Wohl ist diese Seite der socialen Frage von hoher Bedeutung, allein das Gesetz der Gleichheit kann unmöglich in der einen Richtung große Fortschritte machen, so lange es in allen übrigen Richtungen stille steht oder gar Rückschritte macht. Wer die Gleichheit ausschließlich in einer untergeordneten Beziehung des Lebens anerkennt, in allen anderen, weit wichtigeren dagegen bestreitet und bekämpft, der beweist klar und deutlich, daß er von Freiheit und Gleichheit keine Ahnung hat, vielmehr nur unter deren Aushängeschilde nach seinem persönlichen Vortheile strebt.

Der persönliche Vortheil der Mitglieder einer Gesellschaft ist die nothwendige Folge der Anwendung eines richtigen Gesetzes. Führt eine Gesellschaft die Gesetze der Freiheit und der Gleichheit in alle Kreise ihres Lebens ein, so werden alle durch den erfrischenden Hauch derselben mit erhöhter Lebenskraft erfüllt. Der Vortheil kann dann eben so wenig ausbleiben, als in einer Stadt, welche früher von ungesunder Luft und stinkenden Sümpfen umgeben war, wenn die Luft gereinigt und die Sümpfe ausgetrocknet werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn das Monopol durch die Association verdrängt sein wird, alle Arbeiter sich mit einander in den Gewinn theilen werden, welchen der Monopolist jetzt für sich allein macht. Ueberdieß wird aber durch die vereinte, gleichberechtigte Kraft der Arbeiter weit mehr hervorgebracht und weit mehr erspart, als durch die auf der Subordination ruhende Kraft des Monopolisten erzeugt und erspart werden konnte.

Digitized by Google

Mit der Ursache beherrschen wir die Wirkung, mit dem Grunde die Folge. Der Vortheil, der materielle Nutzen ist nur eine der vielen Wirkungen oder Folgen, welche von selbst entstehen, sobald sich die Gesellschaft auf einen richtigern, auf einen höhern Standpunkt emporhebt. Der Vortheil, der materielle Nutzen ist nur eine der Früchte, welche an dem von Raupen befreiten, aus schlechtem Boden in fruchtbaren verpflanzten Baume wächst.

Nur zu häufig in diesem Leben wird die Hauptidee vergessen neben der damit verbundenen untergeordneten Folge. Die Natur hat den Speisen, deren wir zu unserm Leben bedürfen, Wohlgeschmack verliehen. Der Zweck der Nahrung ist aber darum doch nicht der Wohlgeschmack. Der Zweck ist die Erhaltung und Vermehrung unserer Lebenskraft.

Es ist an der Zeit, die sociale Frage mehr prinzipiell aufzufassen, als bisher geschehen ist. Dann erst wird sie von großartiger praktischer Bedeutung werden. Wenn wir außer den socialdemokratischen Arbeitern alle diejenigen Menschen gewinnen, welche sich in der Familie, in Eigenthumsverhältnissen und in ihrer Kirche gedrückt fühlen, werden wir ganz andere Streitkräfte ins Feld führen können, als jetzt, da der größte Theil der Menschen, welche unter dem Drucke des Vorrechts leben, außerhalb des Kreises der Bewegung steht. Wenn wir nachweisen, daß der Druck, welchen die zurückgesetzte Ehefrau, der besitzlose und der Früchte seiner Mühen beraubte Arbeiter, und der von den Pfaffen ausgesogene und verdummte Mensch fühlt, auf einem und demselben Unrechte beruht, wenn die mißhandelte Gattin des reichen Monopolisten, der von den Pfaffen geängstigte und gequälte Monopolist, oder der von seinen Vorgesetzten mißhandelte Pfaffe selbst auf die Seite der Socialreformer treten, um ihr Elend und ihren Jammer abzustreifen, — dann erst werden wir mit Sicherheit den Kampf gegen das Vorrecht aufnehmen können.

Aller Orten herrscht jetzt noch das Vorrecht, die Gewalt und die Willkür, selbst da, wo die Formen der Gleichberechtigung bestehen. Der mächtigere Staat läßt den minder mächtigen sein Uebergewicht fühlen und beugt ihn unter seine Faust. Selbst da, wo nicht ein einzelner, sondern eine Mehrzahl von Männern, wo nicht geborene, sondern gewählte Machthaber walten, konnte das Gesetz der Gleichheit in das wirkliche Leben nicht eindringen, weil die beiden Verhältnisse, welche den mächtigsten Einfluß auf die Entwickelung des Menschen in seiner zarten Jugend ausüben; die Familie und die Kirche, nicht auf dem Gesetze der Gleichheit, sondern auf dem Vorrechte beruhen. Viele Menschen, welche sich Socialisten und Demokraten nennen, fassen die soziale Frage höchst fragmentarisch auf. Sie erkennen nicht den Zusammenhang der auswärtigen und der inneren, der politischen und der kirchlichen, der Geschäfts- und der Familien-Verhältnisse. Derselbe, welcher in der einen Beziehung dem Grundsatze der Gleichheit huldigt, bekämpft ihn in der anderen. Derselbe,, welcher um eine Stufe höher steigen möchte, um zur Gleichheit mit seinem Geschäftsherrn oder Meister zu gelangen, hält mit großem Starrsinn auf sein Vorrecht gegenüber seiner Ehefrau und beugt sich oder läßt doch seine Kinder beugen unter das Joch, das der Pfaffe dem Volke auferlegt.

Wenn die sociale *Reform* eine Wirklichkeit werden soll, so müssen sich deren Vertreter von dem untergeordneten Standpunkte des persönlichen Vortheils auf den beherrschenden Standpunkt der Freiheit und der Gleichheit erheben. Das ist die Forderung des Geistes unserer Zeit. Dieses ist das Ziel unsers Strebens.

§ 107. Idealismus und Materialismus.

Kraft und Stoff, Idee und Materie sind Gegensätze, auf welchen nicht blos die menschliche, sondern überhaupt die ganze Natur, die Drehung der Erde um ihre Axe und um die Sonne, der Wechsel der Jahreszeiten, die Entwickelung des Kindes zum Manne und der im Kindesalter befangenen Nation zum Zustande kräftigen Selbstbewußtseins und heldenmüthiger Freiheitsliebe ruht.

Idee und Materie bilden die Grundlage jener Richtungen, welche durch die Worte Idealismus und Materialismus bezeichnet werden. Im wirklichen Leben lassen sich Kraft und Stoff, Idee und Materie, Geist und Körper nicht trennen. Ohne Stoff fehlt der Kraft der Gegenstand ihrer Wirksamkeit, ohne Materie läßt sich die Idee nicht fassen. Trennen wir den Geist vom Körper, so geht dieser in Fäulniß über. Nur im Begriffe läßt sich eine gewisse Gränzlinie zwischen beiden so innig verbundenen und doch so verschiedenartigen Grundbestandtheilen der Natur ziehen.

Idealismus und Materialismus sind die Richtungen, welche dem Gegensatze zwischen Idee und Materie entsprechen. Idealismus ist die der Idee, Materialismus die der Materie vorzugsweise zugewandte Strebung. Ohne Idee fehlt der Materie alle höhere Lebensthätigkeit. Ohne Materie kann sie aber keine Gestalt gewinnen, sich nicht offenbaren. Idee und Materie sind beide unentbehrlich. Aus einer richtigen Würdigung beider geht die Harmonie des Lebens, die Bildung, die Freiheit und der Wohlstand der Nationen hervor.

Wohl gibt es und gab es zu allen Zeiten einige Schwärmer, welche auf den Fittigen der Idee sich so hoch emporschwangen, daß sie die Materie ganz aus den Augen verloren. Doch deren Zahl war von jeher sehr geringe. Um so häufiger ist und war immer der andere Gegensatz, jene Richtung, welche, ganz versunken in die Materie, der Idee durchaus keine Rechnung trug.

Die Ueberschätzung der Materie, welche die Vernachlässigung der Idee zu ihrem nothwendigen Folgesatze hat, finden wir in allen Gebieten des menschlichen Lebens: in Kirche und Staat, im gesellschaftlichen Leben, in Kunst und Wissenschaft.

In der Kirche bildet der Materialismus die Grundlage des Fetisch- und Götzen-Dienstes, im Staate den Hebel des Despotismus, in der Gesellschaft führt er zu kastenmäßiger Absonderung, in Kunst und Wissenschaft zu Zerrbildern und gelehrtem Miste.

Sehen wir uns um in der Weltgeschichte und prüfen wir, wozu der Materialismus die Menschen da und dort verführt hat!

Wir beginnen mit der Kirche. Denn in deren Schooße hat der Materialismus unter dem Deckmantel der Heiligkeit die größten Verirrungen in seinem Gefolge gehabt.

In der menschlichen Brust wohnt, dieses ist eine unbestreitbare Thatsache, ein unbestimmtes Bedürfniß, über die Schranken dieser Erde in eine andere Welt und in ein anderes Leben hinauszublicken. Allein es ist dem menschlichen Geiste versagt, in jenes ferne Gebiet einzudringen. In der That weiß der Mensch von jenen nebelhaften Regionen nichts. Der Astronom mag uns einige Auskunft geben über die Beschaffenheit der Sterne und die Bahnen, die sie am Firmamente wandeln, der Geologe über die Eingeweide der Erde, der Geschichtsforscher über die Zustände der ältesten Völker. Was der Geistliche weiß, hat er von dem Naturforscher oder Geschichtskundigen geborgt. Was er selbst den Gläubigen bietet, ist seine eigene Erfindung.

Der Aberglaube, welcher sich in allen Religionen findet, ist auf den Materialismus der Menschen gegründet. Die Pfaffen kannten die menschliche Schwäche, aller Orten die

Materie der Idee, den Stoff der Kraft vorzuziehen, und gründeten darauf ihre Macht. An die Stelle einer Urkraft aller Bewegung, eines ewigen Naturgesetzes, einer unveränderlichen Weltordnung setzten sie aller Orten Wesen mit menschlichen Leidenschaften, menschlichen oder menschenähnlichen, oft selbst thierischen Körper. Sie begnügten sich nicht damit, für diese von ihnen erfundenen Götter Anbetung und Verehrung in Anspruch zu nehmen, sondern verlangten diese auch für die Bilder derselben. Sie machten sogar die Beschädigung solcher Bilder von Holz oder Stein zu Verbrechen, schrieben diesen Bildern wunderthätige Kraft zu und verstanden es auf diese Weise, die Massen zugleich in Schrecken zu setzen und zu Opfern willig zu machen.

Die Anhänger jeder Religion lachen gewöhnlich über die Abgeschmacktheit der Glaubenssätze jedes andern Bekenntnisses: der Jude sieht mit Verachtung auf die Erfindungen der heidnischen Priester, der Christ spottet über die angeblichen Wunder Mohammed's, der Mohammedaner bemitleidet die Christen als Polytheisten, weil sie an drei oberste Götter, wenn auch in einer Person, an Heilige und Seelige glauben. Wenn aber Jemand es wagt, an ihr eigenes Bekenntniß den Maaßstab der Vernunft anzulegen, so mißfällt ihnen dieses sehr.

Für uns, die wir inmitten eifriger Christen wohnen, ist derjenige Materialismus, welcher sich in die Glaubenslehren dieser Religionspartei eingeschlichen hat, von besonderer Bedeutung.

Prüfen wir einige der hervorragendsten Sätze unserer christlichen Mitbrüder! Diese thun sich viel zu gut auf die Lehre der Dreieinigkeit, der Menschwerdung und des Versöhnungstodes Christi, auf die unbefleckte Geburt der Jungfrau Maria und sogar deren unbefleckte Empfängniß. Priester-Cölibat, Rosenkranz, Reliquiendienst, Mönche und Nonnen stehen bei den Bekennern der römischen Religion in großem Ansehn. Es würde vergeblich sein, den von Jugend auf absichtlich verdummten Menschen beweisen zu wollen, daß alle diese Erfindungen nichts weiter sind, als Spekulationen schlauer Pfaffen auf die materialistische Richtung der Massen. Denn so lange der Mensch überwiegend materialistisch ist, sagt ihm ein materieller Gott, ein materieller Glaube, ein auf den Materialismus berechneter Gottesdienst besser zu, als eine ideale Weltanschauung, ein sittlicher Lebenswandel und eine auf Gleichheit und Freiheit ruhende kirchliche Einrichtung.

Ebensowenig Eindruck macht es auf unsere Gläubigen, wenn wir ihnen beweisen, daß alle die Lehren, auf welche sie schwören, durchaus nicht christlichen, sondern weit älteren, theils babylonischen, theils chinesischen, thibetanischen oder indischen Ursprungs sind, d. h. schon geglaubt wurden ein ganzes oder ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt und zwar von Völkern, welche unsere christlichen Geistlichen Heiden nennen.

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir den geschichtlichen Ursprung aller dieser Glaubenslehren nachweisen und zeigen wollten, wie die eine in den Thälern von Thibet, die andere in den weiten Ebenen China's, die dritte in den Wüsten Syrien's und Arabien's theils von fanatischen Gläubigen erträumt, theils von heuchlerischen Pfaffen erfunden wurden. Es genüge hier festzustellen, daß der Urgrund der Empfänglichkeit der Menschen für alle diese Abgeschmacktheiten nur in deren materialistischen Neigungen zu suchen ist.

Menschen, welche nichts annehmen, was sie nicht erforscht haben, welche nichts glauben, was im Widerspruch mit Wissenschaft und einer idealen Weltanschauung steht, sind durchaus unfähig, den von den Pfaffen aller Bekenntnisse gelehrten Unsinn heilig zu halten. So lange aber der großen Masse die Materie näher steht, als die Idee, wird

ein materieller Gott, ein dem Materialismus schmeichelnder Gottesdienst, eine auf diesen berechnete Glaubenslehre immer zahlreiche Anhänger finden.

Die Pfaffen aller Zeiten und aller Völker suchten an die Stelle reiner Menschenliebe ein System der Bestechung zu setzen. Die Götter sollten durch gewisse Ceremonien, welche den Pfaffen Ehre und Gewinn brachten, günstig gestimmt werden. Wir sehen, die Corruption beschränkt sich nicht auf menschliche Dinge. Sie hat ihren Ursprung in allen Religionen der Erde und wird nur mit diesen gründlich beseitigt werden. Bestechung, Fürsprache, Schmeichelei, Opfer, — das sind die Mittel, welche uns die Pfaffen empfehlen, um Gott zu versöhnen. Sie sind alle sehr materieller Art. Der ideale Mensch bedarf deren nicht. Darum ist er ein schlechter Kunde der Kirche und wird von ihr als Ungläubiger verschrien.

Der Materialismus in der Religion hängt auf's innigste zusammen mit derselben Geistesrichtung in allen übrigen Gebieten des menschlichen Strebens: im Staate, in der Gesellschaft, in Kunst und Wissenschaft. Nimmermehr wäre es den Pfaffen gelungen, die Menschheit so lange in ihren Banden zu erhalten, wenn Despoten, Adelige und feile Gelehrte ihnen nicht hülfreiche Hand geboten hätten.

Dieselben Länder, welche die Stützen des crassesten Aberglaubens, waren auch die Pflanzschulen des wildesten Despotismus. Die assyrischen, babylonischen, indischen und chinesischen, egyptischen und persischen Despoten hätten nie so furchtbar wüthen können, wenn im Schooße ihrer Völker die Ideen der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit mehr gegolten hätten, als das Gold, womit die Herren ihre Knechte bezahlten, als die Beute, wodurch sie die Gunst ihrer Priester gewinnen konnten.

Das Recht der römischen Kaiser diente dem Rechte der römischen Völker als Muster und Stützpunkt. Der römische Kaiser mit seinem Throne, seinen Legionen, Thorhütern und Boten war das Vorbild, nach welchem die christlichen Pfaffen ihren Gott ausgedacht und ausgestattet hatten.

Der Materialismus war der Ring im menschlichen Herzen, woran die Despoten aller Zeiten die Ketten befestigten, in welchen sie die Völker gefangen hielten. Die freiesten Nationen waren auch die idealsten. Sobald sie aufhörten, für die Ideen des Guten und Schönen Sinn zu haben, sobald sie käuflich wurden, gingen sie ihrem Untergange entgegen. Die Griechen und Römer der Vorzeit bieten dafür die schlagendsten Beweise.

Aus dem Materialismus gingen die Unterschiede der Stände hervor, die bevorzugten Classen konnten sich die große Menge unterwerfen, weil diese nicht bereit war, für ihre ewigen Rechte in Kampf und Tod zu gehen. Sie würdigten diese zu Lastthieren, Leibeigenen und Sklaven herab oder beschwerten sie wenigstens mit Abgaben und Frohnden dermaaßen, daß dem armen Volke kein Lebensgenuß und keine edlere Freude zugänglich blieb.

Die bevorzugten Stände des Mittelalters sind in der alten Welt noch nicht beseitigt, und zu ihnen ist nunmehr noch der Stand der speculirenden Capitalisten hinzugekommen, welcher namentlich hier in Amerika nicht minder verderblich wirkt, als jenseits des Oceans Adel und Geistlichkeit. Wären die Arbeiter nicht gleichfalls zu tief in den Materialismus versunken, hielten sie fest zusammen, und wären sie von der Idee der Freiheit und Gleichheit beseelt, so könnten sie namentlich hier in Amerika ohne große Anstrengung den Ton angeben.

Alle Corruption hat ihren letzten Grund in dem Materialismus der Massen, welche corrupte Männer emporhalten und der Stellenjäger, welche bei denselben Anklang finden, statt von ihnen entlarvt und fortgejagt zu werden.

Weit ist es von mir entfernt, die materiellen Güter der Erde gering zu schätzen. Der Mensch kann ohne sein tägliches Brod nicht leben, und selbst viele schöne Genüsse sind ihm nur durch Geld und Geldes Werth zugänglich. Ja die idealsten, schöpferischsten Geister können ohne materielle Güter die Fittige ihres Genie's nicht frei entfalten, können ihre Entdeckungen nicht in's wirkliche Leben einführen, ihre Werke der Welt oft gar nicht mittheilen. Ein gewisser materieller Bestand bietet die Grundlage jeder idealen Wirksamkeit.

Allein was ich verlange ist, der Mensch soll sich des Wechselverhältnisses zwischen Idee und Materie bewußt sein, soll erkennen, daß die Idee allein der Materie einen höhern Werth verleiht. Er soll sich durch das Streben nach materiellen Dingen seinen Aufblick in das Reich der Ideale nicht trüben, soll sich nicht im Dienste der Materie zum Feinde der Idee gebrauchen lassen.

In dieser Beziehung haben sich die Gelehrten aller Zeiten und Völker vieles zu Schulden kommen lassen. Kaum hatte sich irgend ein Machthaber eine Gewaltthat erlaubt, so ergriffen die in seinem Dienste befindlichen Gelehrten die Feder, um denselben entweder geschichtlich zu verfälschen, d. h. die Thatsachen ganz anders darzustellen, als sie wirklich waren, oder gar principiell zu rechtfertigen.

Das ganze Staatsrecht der alten Welt und auch ein guter Theil desjenigen der Union beruht auf einem solchen Ursprunge. Ich erinnere nur an die Vorrechte des Adels, der Geistlichkeit, an Leibeigenschaft und Sklaverei. Zuerst würdigten die Machthaber ihre Mitmenschen zu Unterthanen, frohndpflichtigen Knechten, Leibeigenen, Sklaven herab, und dann erklärten sie diesen Zustand zu einem Rechtsverhältnisse, welches unter dem Schutz der Gesetze stehe.

Von Vater auf Sohn erbte sich der alte Zustand fort. Das natürliche Gefühl der Massen stumpfte sich ab und sie erkannten selbst als Recht an, was ursprünglich Gewaltthat gewesen war.

Nur von dem höhern Standpunkte der Idee herab lassen sich alle diese Mißbräuche siegreich bekämpfen. Wer selbst in den Schlingen des Materialismus gefangen liegt, mag durch Zufall und besondere Verhältnisse in die Reihen der Freiheitsfreunde gedrängt worden sein. Im Augenblicke der Gefahr wird er die gute Sache verlassen, und nur zu oft geht er dann in das feindliche Lager über, wenn er dort größere materielle Vortheile für seine Person erwartet, sollte auch die Partei der Freiheit darüber zu Grunde gehen.

§ 108. Der ruhige Gang der Entwickelung.

Wir wollen die Freiheit nicht blos für eine Minderzahl, sondern für die Gesammtheit der Völker. Allein die Freiheit ist nicht möglich ohne Bildung, und diese setzt hinwiederum einen gewissen Wohlstand voraus. Wenn das Volk zu gleicher Zeit mit seiner Freiheit nicht auch Wohlstand und die nothwendigen Mittel seiner Bildung erringt, so wird es schwerlich lange im Besitze seines höchsten Gutes bleiben.

Wenn es uns nicht gelingt, vor dem Ausbruche der nächsten Revolution die Massen auf einen bedeutend höhern Standpunkt zu heben, so wird derselbe eben so wenig entscheidend sein, als die letzten Ausbrüche waren. Dabei kömmt es nicht darauf an, die Massen mit schmeichlerischen Siegeshoffnungen zu erfüllen, sondern sie für die Stimme der Wahrheit, welche sie oft nicht hören wollen, zugänglich zu machen. Statt die Massen auf einen höhern sittlichen und geistigen Standpunkt hinanzuheben, statt dieselben durch wenige klare Worte zu belehren und durch das Beispiel unerschütterlicher Ausdauer aufzurichten und zu ermuthigen, haben sich fast aller Orten Menschen gefunden, deren Bemühen blos darauf

gerichtet war, ihre eigenen Verdienste hervorzuheben und diejenigen ihrer Nebenbuhler oder persönlichen Feinde zu verkleinern. Dadurch konnte natürlich die schon gesprengte Fortschrittspartei nur mehr und mehr zerklüftet, das Volk nicht aufgeklärt und gehoben, sondern nur verwirrt und unsicher gemacht werden. Es handelt sich nicht um diesen oder jenen Götzen, der neuen oder der alten Zeit, sondern um eine klare Weltanschauung und ein bestimmtes Prinzip. Ehe die Massen fähig geworden sind, auf dem Grunde einer richtigen Auffassung der Weltlage nach einem bestimmten Prinzipe zu handeln, wird keine Revolution dauernde Früchte tragen.

Die bevorrechteten Klassen Europa's haben einen großen Bund gegen die Völker geschlossen. In diesem sind die Monarchen, die Aristokraten, die Pfaffen, die Büreaukraten, die Soldknechte und die Geldwucherer die gefährlichsten Feinde der Menschheit. Sie erkennen kein ewiges Menschenrecht und auch kein geschriebenes Vertragsrecht gegenüber den Völkern an. Ihr Recht ist das Standrecht und das Kriegsrecht. Es bleibt daher auch den Völkern nichts übrig, als sämmtliche Privilegirten für rechtlos zu erklären. Die Privilegirten haben es verstanden, im Laufe vieler Jahrhunderte, während welchen sie die Völker beherrschten, ihnen ihr Eigenthum und ihre persönliche Freiheit zu rauben. Die Völker können nimmermehr zu Wohlstand gelangen, wenn sie diesen Räubern ihre Beute nicht wieder abnehmen und sich nicht der Personen dieser ihrer Dränger bemächtigen. Wohl lassen die Monarchen durch ihre Lakaien im Priester- und im Hof-Kleide verkünden, ihre Macht sei von Gott. Doch die Zeiten sind vergangen, da die Völker an solchen Unsinn glaubten. Bedenklicher, als diese Lehre, sind die Strafgesetze und die Henker, mit deren Hülfe sie dieselbe aufrecht erhalten. In den Kirchen muß für die Despoten gebetet, in den Schulen die Jugend zu ihrem Dienste herangebildet werden. Die Laster unserer Tyrannen werden zu Tugenden umgeprägt, ihre verabscheuungswürdigsten Verbrechen gut geheißen. Ihr Verrath wird Pflichterfüllung und ihre Rache eine rettende That genannt. Ihre Feigheit wird für Staatsklugheit und ihre Geschwätzigkeit für Beredtsamkeit ausgegeben. Ihre Schwelgereien werden als erlaubte Vergnügungen entschuldigt und ihre Mordthaten als gerechte Straferkenntnisse gepriesen.

Man wirft uns oft ein, wir wollten eine Republik, allein es fehlten uns die Republikaner. Doch wie könnten sich unter solchen Verhältnissen eigentliche Republikaner bilden? Der Luftkreis, in welchem der Republikaner lebt, ist rein. Derjenige der Höfe ist verpestet. Der Republikaner, welcher im Vollbesitze der Freiheit ist, wird allerdings nur in der Republik geboren. Allein der Republikaner, welcher nach dem Vollbesitze der Freiheit ringt, der wird gerade durch solche Verhältnisse, wie die europäischen sind, gebildet, denn alle besseren Kräfte der Menschen werden durch die Nichtswürdigkeiten unserer Tyrannen zum Kampf auf Tod und Leben herausgefordert.

Was die Monarchen im großen, sind die Aristokraten im verjüngten Maßstabe, was jene für ein großes Land, sind diese für hunderte und tausende von Edelhöfen. So lange diese großen und kleinen Tyrannen frei, reich und mächtig sind, müssen die Völker in Jammer und Elend schmachten.

Die Fürsten und Herren der Erde haben sich aller Orten verbündet mit der Geistlichkeit. Unter dem doppelt verderblichen Einflusse pfäffischer und fürstlicher Leidenschaft ist, was den Menschen sonst das Heiligste war, die Kirche zur Verdummungsanstalt und die Religion zum Unsinne geworden. Um die Menschen an den blindesten Gehorsam zu gewöhnen, lehrte man ihn Gegensätze glauben, welche eben so unversöhnlich sind, als Volksfreiheit und Fürstengewalt, als Volksrecht und königliche Willkür. Wer dazu gebracht wurde, zu glauben, daß einmal eins drei und dreimal eins eins, daß eine Jungfrau Mutter

und eine Mutter Jungfrau sei, dem konnte man wohl auch beibringen, daß der Kaiser von Oesterreich recht that, als er die Helden des ungarischen Freiheitskriegs zu Arad und der König von Preußen, als er Diejenigen des badischen Kriegs zu Rastadt, Freiburg und Mannheim hinrichten ließ. Wer dazu gebracht worden war, einen alten Rock zu verehren, zu demselben zu wallfahrten und Wunderwerke von ihm zu erwarten, der konnte auch dazu bestimmt werden, zu glauben, ein Fürst, welcher sich bisher nur durch den Gebrauch, den er von Kartätschen machte, hervorgethan hatte, könne seinem Volke die Freiheit geben. Menschen, welche den aufgestellten Dienern der Verdummungsanstalten ihre geheimsten Gedanken mittheilten und ihre Frauen und Töchter leihen, könnten auch dazu gebracht werden, ihrem Fürsten den letzten Pfennig zu zahlen und ihnen Brüder und Söhne zu leihen.

Der Pfaffe predigt blinden Glauben und der Büreaukrat blinden Gehorsam. Der eine schärft seine Predigten mit den ewigen Strafen der Hölle, der andere die seinigen mit den unmittelbaren Züchtigungen dieser Erde ein. Die Diplomaten vermitteln die Beziehungen unter den verbündeten Tyrannen. Die Professoren lehren, deren Beschlüsse seien gesetzlich. Die Steuereinnehmer saugen dem Volke das dem Fürsten erforderliche Geld aus. Die Polizisten verhindern die Bürger, ihre Entrüstung über den auf ihnen lastenden Druck kund zu thun, und die Richter strafen alle Diejenigen, die es wagen, ihren menschlichen Gefühlen Ausdruck zu geben. Das arme Volk, das nichts hat, als seine Arbeit, muß den größten Theil der Abgaben und sämmtliche Frohndienste des Staates leisten. Die Frohndienste des Mittelalters ließ man das Volk für schweres Geld ablösen. Die schwereren Frohndienste der Neuzeit, den Söldnerdienst, der den Sohn seinem Vater, den Bruder dem Bruder feindlich gegenüber stellt, den macht man dem Volke von Tage zu Tage schwerer. Während die Söhne der Reichen und Bevorzugten die einträglichen und einflußreichen Officierstellen einnehmen, müssen sich die Söhne des Volkes mit den Stellen der Gemeinen begnügen, und sich zu willenlosen Werkzeugen der Gewalt abrichten lassen.

Von dem Augenblicke an, da das Kind zu denken beginnt, bemächtigen sich seiner die von unseren Tyrannen bezahlten Pfaffen und Lehrer und bereiten es vor zum Dienste der Despoten. Sobald der junge Mann im Stande ist, die Waffen zu tragen, nimmt ihn der Corporal in Empfang und läßt ihn nicht wieder los, bevor er hofft, ihn gänzlich für den Molochdienst gewonnen zu haben. Das junge Mädchen aber bleibt in den Händen der Pfaffen bis an ihr Grab.

Wenige besitzen geistige Kraft genug, sich den künstlich gelegten Schlingen der geistlichen und weltlichen Tyrannen unserer Tage zu entziehen. Diese Wenigen werden von den Schergen der Machthaber als Anarchisten, Atheisten und Störenfriede verschrieen. Die Privilegirten entziehen ihnen ihre Kundschaften, ihren Credit und ihr Fürwort. Sie verbinden sich gegen diese höher strebenden Geister mit ihren Personen und ihren Capitalien. Viele werden so entweder zu Grunde gerichtet oder im hoffnungslosen Kampfe aufgerieben. Aber die kleine Zahl Derjenigen, welche diesen Kampf aushalten und durchführen, genügt, unsere Zuversicht auf eine bessere Zukunft zu begründen. Einer von diesen im Kampfe gestählten Männer wiegt schwerer, als Hunderte der überzeugungslosen Schergen der Tyrannei. Sie sind die Apostel der Neuzeit. Sie müssen die Aufklärung des Volkes übernehmen. An sie zunächst sind diese Worte gerichtet.

Das Volk muß seine Feinde kennen und als solche behandeln lernen. Gar mancher hält noch immer seinen Landesherrn, seinen Gutsherrn, seinen Pfarrherrn, seinen Amtmann, und selbst seinen Wucherer für seinen Freund, oder doch für einen Mann, der keinen Theil der Schuld an seinem Elende trage. Oder wenn er auch einsieht, daß das Königthum,

der Adel, die Geistlichkeit, das Beamtenthum, das stehende Heer und der Geldwucher die Ketten schmieden, in welchen er gefangen gehalten wird, so denkt er: „aber dieser oder jener Herr ist doch gar leutselig und herablassend und ich muß ihm dafür äußere Ehre erweisen, und darf nichts gegen ihn thun und sprechen." Auch im feindlichen Heere ficht wohl mancher brave Mann gegen uns. Das darf uns aber nicht abhalten, tüchtig d'rauf zu schießen, wenn wir nicht zu Grunde gehen wollen. Daß dieser oder jener Privilegirte den Menschen nicht ganz abgestreift hat, ist daher kein Grund für uns, ihn, so lange er uns feindlich gegenüber steht, nicht auch feindlich zu behandeln.

Worin soll aber diese feindliche Behandlung bestehen? Hier ist zu unterscheiden zwischen der Zeit der offenen Revolution und der Zeit der Vorbereitung.

In der Zeit der Revolution müssen alle bezeichneten Feinde des Volkes verhaftet und deren gesammtes Eigenthum mit Beschlag belegt werden. Alle Behörden, welche das Volk nicht selbst frei gewählt hat, werden als feindlich betrachtet und nur die Wahlbeamten des Volkes besitzen die Befugniß, im Sinne und Geiste der Revolution vorzuschreiten. Bis zum Ausbruch der Revolution aber soll jeder Bürger die Feinde des Volkes genau kennen lernen, deren Unthaten sich bemerken, um sie vor das Volksgericht zu bringen. Er soll ihnen so lange einen passiven Widerstand entgegensetzen, als der active nicht möglich ist. Wenn kein Bürger, kein Mädchen und kein Kind die verrätherischen Fürsten, Grafen und Herren mehr grüßte, niemand mehr die Kirchen besuchte, deren Geistliche nicht frei gewählt wurden, jeder Bürger sich von den Schergen der Gewalt, gleich giftigen Schlangen, fern hielte, so würde die Annäherung der volksfreundlichen Männer unter einander in demselben Maaße erleichtert, als die Ausschließung der Feinde des Volkes mehr und mehr vollständig gemacht würde. Die Organisation des Volkes zum Widerstande gegen seine Tyrannen ist nur da schwierig, wo Freunde und Feinde der Freiheit bunt unter einander gemischt leben. Wo sich diese beiden unversöhnlichen Gegensätze getrennt haben, macht sich die Organisation des Volkes gewissermaßen von selbst. Diese Trennnug muß vollständig sein. Kein Band der Familie, früherer Bekanntschaft und Freundschaft, kein Interesse der Wissenschaft, des Geschäftslebens und der Unterhaltung darf dem heiligsten Bande und dem höchsten Interesse der Freiheit vorgezogen werden. Die Gesellschaft soll sich schon im Frieden in zwei deutlich erkennbare Classen theilen: in die Freunde und in die Feinde des Volkes, in die bevorrechtete Minderheit und in die geknechtete Mehrheit.

Das Volk soll seine Feinde und deren Missethaten kennen lernen, zugleich aber auch seine Freunde und die bessere Zukunft, welche diese ihm vorbereiten. Die Sehnsucht nach dieser besseren Zukunft muß gleichen Schritt halten mit dem Abscheu vor der gegenwärtigen Bedrückung. Der Wahlspruch unserer Feinde ist: „Aussaugung, Verdummung und Knechtung des Volkes." Der Wahlspruch der Männer des Volkes ist: „Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle." Der Raub, welchen die Bedrücker der Völker im Laufe von Jahrhunderten angesammelt haben, reicht hin, der Armuth der Massen ein Ende zu machen. Sind die Bedrücker der Völker einmal beseitigt, haben alle Menschen ihren Antheil an den Gütern dieser Erde zugewiesen erhalten, dann wird es nicht schwer sein, durch weise Gesetze die Rückkehr der gegenwärtigen unnatürlichen Eigenthumsverhältnisse zu verhindern, und den Wohlstand der Völker bleibend sicher zu stellen. Bleibt die Arbeit und der Kleinbesitz steuerfrei, werden die Lasten der Gesellschaft nur von dem Ueberflusse getragen, und gehen alle gesellschaftlichen Einrichtungen aus dem allgemeinen Stimmrechte hervor, so wird der drückenden Armuth ein Ziel gesteckt sein, wie dem wuchernden Reichthum.

Die Bildung des Volkes ist nicht vereinbarlich mit dem jetzt herrschenden Pfaffenregimente. Ist dieses gestürzt, und wird die Erziehung der Kinder durch den Staat und die

Digitized by Google

Gemeinden geleitet, werden den Eltern alle Sorgen für ihre Kinder abgenommen und treten diese selbst in die hohe Bildungs-Anstalt freier Genossenschaften ein, so werden die Völker einen Aufschwung nehmen, von welchem die Weltgeschichte uns kein Beispiel liefert. Freiheit von allen jenen Lasten, welche die Völker jetzt zu Gunsten der Bevorrechteten zu tragen haben, Freiheit von allem Drucke, welcher jetzt auf den Völkern ruht, um sie in blinder Unterwürfigkeit zu erhalten, Freiheit der Person und des Besitzes, Freiheit des Handels und der Gewerbe, Freiheit von Wucher und drückender Sorge, Freiheit im Staate und in allen anderen Kreisen der Gesellschaft. Diese Freiheit kann nur errungen und erkämpft, nicht octroyirt werden.

Das Volk muß sich von seinen Drängern absondern, um deren Grausamkeiten zu erkennen und mit den Bildern einer besseren Zukunft vertraut zu werden. Erst wenn dieses geschehen ist, und Schrift und Wort tiefer in die Gemüther der Bedrückten eindringen, erst dann kann sich eine Organisation bilden, welche derjenigen der Gegner überlegen ist.

Schiller sagt sehr wahr: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Allein wo der Mensch mit seiner Qual ist, sind der Uebelstände, der Mißbräuche, der schlechten Gewohnheiten und Sitten so viele, daß die wichtigste Frage nicht ist, welche derselben abgeschafft werden *sollen*, sondern welche abgeschafft werden *können*? Ein Fortschritt wird nur gemacht werden, falls man die richtige Reihenfolge inne hält, d. h. immer solche Mißstände bekämpft, deren Beseitigung den Zusammensturz anderer in ihrem Gefolge hat. Wie der Baumeister hat auch der Staatsmann seine bestimmten Regeln, welche er bei Aufführung neuer Werke beobachtet. Zuerst gilt es, den Platz zu ebnen, d. h. alles ungehörige zu entfernen und die Fundamente zu graben, dann erst kann mit dem Bau des zu Tage tretenden Gebäudes der Anfang gemacht werden.

Das Ungehörige im Staate besteht in dessen Schmarotzern, nicht selten sogar in den ihm zu Gärtnern bestellten Böcken. So lange diese freies Spiel haben, helfen die schönsten Anlagen nichts.

In gewöhnlichen Zeiten fehlt es den Nationen an der zur Abstellung der Uebelstände erforderlichen Kraft, in den Zeiten der Revolution an der dazu nothwendigen Einsicht. So schleppen sich die Mißbräuche, inmitten des Mangels an Kraft und an Einsicht von einem Jahrhundert zum andern. Für jeden Uebelstand, welcher nichts desto weniger beseitigt wird, wachsen zwei, drei andere nach. Wenn sich nicht zugleich mit den bösen Dingen auch die guten mehrten und ausbreiteten, wäre die Erde längst unbewohnbar geworden. Allein trotz allen Systemen und Bestrebungen der Despoten Europa's ist die Menschheit immer voran geschritten.

Wenn ich zurückblicke auf die Jahre meiner persönlichen Erfahrungen, so stellt sich mir ein Bild des Fortschrittes auf allen Gebieten des äußeren und inneren Lebens von überwältigender Großartigkeit dar. Die Ideen, Ansichten, Wünsche und Bestrebungen, welche die deutsche Nation in den Tagen meiner Kindheit hegte, und welche sich auf den Umsturz napoleonischer Gewaltherrschaft fast ausschließlich beschränkten, verwirklichten sich in der Hauptsache schon in den Jahren 1814 und 1815.

Während der Freiheitskriege tauchte eine neue, weit erhabenere Reihe von Ideen auf, welche übrigens damals nur in den Herzen einer verhältnißmäßig geringen Anzahl bevorzugter Menschen gezündet hatten. Jetzt sind sie das Gemeingut der ganzen Nation. Die Männer, welche in den Jahren 1813, 1814 und 1815 den Ton im Lager der Fortschrittspartei angaben, waren im Anfange der Dreißiger Jahre von der Strömung der Zeit längst überholt worden, wie die Matadore der Dreißiger Jahre 1848 und 1849 nur den Schweif der vorwärts strebenden Männer bildeten. Allerdings haben die An-

sichten der Männer des Fortschritts nicht in allen Beziehungen praktische Bedeutsamkeit gewinnen können. Noch hat sich die deutsche Nation nicht zu politischer Einheit und Freiheit emporgeschwungen. Allein im Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues hat die Neuzeit nicht blos theoretische, sondern auch praktische Siege von der höchsten Bedeutsamkeit errungen. Wir brauchen nur die Augen zu öffnen, um uns zu überzeugen von den Siegen der Neuzeit über das Mittelalter. Zöpfe und Haarbeutel, kurze Hosen und Schuhe mit Schnallen, die langen Ueberröcke und knapp anliegenden Beinkleider der Männer sind verschwunden, und an deren Stelle traten alle jene Erscheinungen, welche in den Jahren 1816 bis 1820 gewissermaßen als Beweisstücke revolutionärer Gesinnung galten: Bärte aller Art und aller Formen, lange weite Beinkleider, kurze Ueberröcke u. s. w.

Derselbe Wechsel trat in dem Hausrathe, in dem Bau der Häuser und in allen übrigen Kreisen des Lebens ein. Die kleinen runden Fensterscheiben, welche so manches Zimmer sehr dürftig erhellten, sind ersetzt worden durch große viereckige Scheiben von Spiegelglas. Die Straßen der Städte sind breiter, heller und reinlicher geworden. Das zweite und dritte Stockwerk ragt nicht über das erste und zweite in den Luftraum der Straße hinein. Die Mauern von vielen hundert Städten und Dörfern sind gefallen, die Gräben, welche sie umgaben, sind ausgefüllt und in lachende Spaziergänge verwandelt worden. Tausende von Schlagbäumen auf allen Gebieten des Lebens sind entfernt, obgleich deren noch immer zu viele stehen.

Die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen hat aller Orten um ein Bedeutendes zugenommen und gibt uns den sichersten Beweis der Zunahme der Völker auf dem Gebiete des Wohlstandes, der Bildung und der Freiheit.

Abwechselungsweise hat immer eine Partei von der anderen gelernt. In den Jahren 1813—1815 entlehnten die Fürsten von der revolutionären Partei die liberalen Redensarten und von Napoleon die despotischen Maßregeln. Die Völker lernten dann von den Königen die Benützung der Heere zu ihren Zwecken. Erschreckt über die Siege der Revolutionen in Spanien, Portugal, Neapel und Piemont vereinten die Despoten ihre Macht, um die Völker niederzuwerfen, welche die Gewalt der Bajonette anerkennen mußten. Als dessenungeachtet die Revolution (1830) wieder siegreich ihr Haupt erhob, erkannten die Könige die Thatsachen an, welche sie nicht umstoßen konnten, untergruben dieselben aber später so gut sie konnten. Ihrerseits minirten die Nationen die Throne, deren meiste sie im Jahre 1848 erschütterten. Es bleibt den Völkern jetzt nichts mehr, als das ihnen von der „heiligen Allianz“ gegebene Beispiel vereinter Wirksamkeit nachzuahmen, um das ganze europäische Staatensystem über den Haufen zu werfen und an dessen Stelle die Vereinigten Staaten Europa's zu gründen.

Die Nachkommen der Gründer und Förderer der heiligen Allianz werden die Früchte der von diesen ausgestreuten Saaten ernten.

In dem Kampfe der Freiheit gegen den Despotismus, welcher seit dem Jahre 1789 in Europa gekämpft wird, haben die Freunde des Fortschritts unstreitig die größeren Siege und unausgesetzt an Boden gewonnen. Ihre Niederlagen führten immer früher oder später zu glänzenden Erfolgen. Spanien, Portugal, Piemont, der größere Theil Deutschlands, Dänemark und Belgien sind constitutionell-monarchische Staaten geworden, und wenn auch im gegenwärtigen Augenblicke Frankreich aller seiner früheren Freiheit beraubt ist, wenn die Niederlande den Krebsgang von der Republik zur constitutionellen Monarchie gemacht haben, so liegt in diesen beiden Thatsachen die bestimmte Bürgschaft eines Umschwungs, welcher beide Staaten bald in die Reihe der Republiken wieder einführen wird.

Digitized by Google

Wir haben auf unserem Gange durch die Weltgeschichte nicht selten ganze Classen von Menschen, ganze Völker, welche sich im Staube der Knechtschaft beugten, und einzelne Stände, wenn sie um niedern Eigennutzes willen Vaterland, Freiheit und Recht verriethen, gegeißelt, wie sie es verdienten. Der Geschichtsschreiber, wenn er die Thaten der Millionen schildert, kann nicht immer die einzelnen, glänzenden Ausnahmen der düsteren Regel bezeichnen und leuchten lassen. Dazu fehlt ihm die Zeit und der Raum. Sein Griffel gräbt in den Marmor nur die Umrisse ein, Licht und Schatten entwickeln sich von selbst aus den umgebenden Verhältnissen.

Doch hier, bevor wir das große Werk vollenden, bezeichnen wir im Allgemeinen die Ausnahmen, damit kein braves Herz uns der Ungerechtigkeit bezüchtige. Wir haben zündende Blitze geschleudert gegen die Throne der Fürsten, die Kutten der Geistlichen, die Helme des Adels, wir haben gesprochen von den feilen Schergen der Gewaltigen, von Soldaten und Beamten, mit deren Hülfe die Völker in eherne Fesseln geschlagen wurden. Wir haben geeifert gegen den Wucher der Geldmenschen, gegen die Armseligkeit der Spießbürger und gegen die Feigheit der Gelehrten. Doch wissen wir wohl, daß Codrus ein König, Luther ein Mönch, Batthiany ein Adeliger, Bem ein Soldat und Jefferson ein Beamter war. Robert Morris, der Capitalist, opferte Vermögen und Credit dem Vaterlande und der Freiheit. Sie alle bildeten Ausnahmen, welche um so glänzender leuchteten, je dunkeler die Nacht war, durch welche sie ihre Strahlen sandten.

Der Krieg, welchen wir den im Laufe der Zeiten herabgekommenen und verrotteten Kasten und Ständen machten, ist ein gerechter. Wir werden ihn fortsetzen, so lange diese Menschenklassen als solche dem Despotismus dienen, oder Vorrechte in Anspruch nehmen, welche mit der Wohlfahrt der Menschheit unvereinbar sind. Doch unser Haß ist nicht unversöhnlich; wir bieten allen Gegnern der Menschheit die Freundeshand unter einer einzigen Bedingung, daß sie eintreten in die Reihen der freien, gleichen und brüderlichen Menschheit. Wer sich freiwillig der Vorrechte seiner Geburt und seiner im Dienste des Despotismus oder des Mammons errungenen Privilegien begiebt, wer treu und redlich Theil nimmt an dem Kampfe der Völker wider ihre Bedrücker wird Verzeihung erhalten. Eine neue Bahn steht ihm offen mit gleichen Aussichten auf Ruhm und Ehre wie allen übrigen Freiheitskämpfern. Doch wer auf der Seite der Tyrannei verbleibt, wenn die Trompete der Freiheit schmettert, der erwarte das Loos des Feindes!

§ 109. Die Revolution.

Die von den Völkern der Erde gestellten freiheitlichen Forderungen sind nicht immer durchgesetzt, häufig zurückgewiesen, allein niemals aufgegeben worden. Sie mochten ein Jahrzehent oder länger schlummern, wie zur Zeit Napoleons I., der Restauration, unter Ludwig Philipp und Napoleon III., allein sie tauchten immer wieder auf, und zwar mit um so größerem Ungestüm, je länger die vorhergehende Reactionsperiode gedauert hatte. Sie wurden immer allgemeiner. Die Forderungen, welche früher nur eine oder die andere Nation gestellt hatte, breiteten sich allmälig fast über ganz Europa und Amerika aus, und während dieselben in früheren Zeiten nur von einzelnen hoch gebildeten und begeisterten Vorkämpfern vertreten worden waren, drangen sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer tiefer in die Massen ein.

Bis zum Jahre 1847 reichten die Forderungen der Völker außerhalb Frankreich nicht über die constitutionelle Monarchie hinaus. Im Jahre 1848 verbreitete sich der Gedanke der Republik von Frankreich aus fast über ganz Europa.

Der große Fehler, welchen die Revolutionäre in den Jahren 1848 und 1849 machten, bestand darin, daß sie aller Orten den Soldaten erlaubten, sich unbelästigt zurückzuziehen. Die Auflösung der stehenden Heere bildet die erste Voraussetzung des Gelingens einer Revolution. Wenn die Nationen nicht militärische Kraft genug besitzen, die stehenden Heere durch die Volksbewaffnung vollständig zu absorbiren, so werden sie früher oder später vermittelst derselben wieder unter das alte Joch gebracht werden.

Doch über diese Frage, wie über diejenige des Königthums konnten sich Radikale und Liberale nicht einigen.

Der Unterschied zwischen beiden Parteien bestand, praktisch genommen, darin, daß die Ersten im Augenblicke der Begeisterung, beim ersten Aufschwung darauf drangen, daß die Geschicke Deutschland's auf dauernder Grundlage festgestellt werden sollten, während die Liberalen zu dieser Ansicht erst gelangten, nachdem alle Centralpunkte freiheitlicher Thätigkeit: die Nationalversammlungen von Oesterreich, Preußen, Deutschland, von Neapel und Frankreich gewaltsam auseinander gesprengt waren. Im Augenblicke ihrer Auflösung hätten die Versammlungen sehr gerne die wider sie gesandten Truppenabtheilungen mit Gewalt zurückgetrieben, allein ihnen stand keine zur Verfügung. Zu spät erkannten sie, daß sie in den Augen der Regierung, trotz allen gegenseitig gedrechselten Redensarten, als revolutionäre Producte angesehen wurden.

Die Radicalen, welche die Regierungen von Anfang an richtig gewürdigt hatten, wurden niemals überrascht, wenn auch durch die Uebermacht erdrückt.

Es ist von mehreren Seiten behauptet worden, daß die Angelegenheiten eine bessere Wendung genommen hätten, falls die Radicalen mit den Liberalen Hand in Hand gegangen wären, statt sich von denselben zu trennen. Eine eigentliche Trennung fand nur in Baden, Königreich Sachsen und in der Rheinpfalz statt. In allen übrigen Theilen Deutschland's gingen Liberale und Radicale mit einigen wenigen Ausnahmen Hand in Hand. Niemand kann vernünftiger Weise behaupten, daß der Reichstag zu Kremsier oder Brandenburg radical gewesen sei, als sie aufgelöst wurden. Das Rumpfparlament, welches Römer zu Stuttgart auseinander sprengte, war es so wenig, daß es in seinen letzten Zügen noch nicht wagte, mit der badischen Revolution, welche doch nur das Banner der Reichsverfassung aufgepflanzt hatte, gemeinsame Sache zu machen. Die Fürsten Deutschland's waren von Anfang an entschlossen, sobald als möglich durch die Gewalt der Bayonette ihre verlorene Selbstherrlichkeit wieder herzustellen. Keine Reden, sondern nur Thaten konnten sie davon abhalten. Wer gegen physische Gewalt blos mit Reden zu Felde zieht, ist gleich einfältig, ob die physische Gewalt in einem Seesturme, einem wilden Thiere, oder in Söldnerschaaren bestehe. Die Radicalen wollten der physischen Gewalt der Fürsten die physische Gewalt der Völker entgegensetzen. Die Liberalen beschäftigten sich gar nicht mit der physischen Gewalt der Fürsten und waren außerordentlich überrascht, als diese an ihren Pforten anpochte und sie wie Spreu auseinander blies.

Dieses wäre aller Orten schon viel früher geschehen, wenn nicht die Furcht vor den Radicalen die Fürsten in Schranken gehalten hätte. Die Liberalen irren sich, wenn sie vermeinen, daß die Regierungen aus Furcht vor ihnen oder aus Achtung vor königlichen Worten ihre Redeübungen so lange duldeten. Dieses geschah nur, so lange man die Radicalen nicht niedergeworfen hatte. Dem Sturze der Radicalen folgte die Zerstreuung der Liberalen auf dem Fuße nach. Unter dem Banner der Radicalen fochten Gläubige und Ungläubige, Constitutionelle und Republikaner, Capitalisten und Proletarier. Der Unterschied zwischen Radicalen und Liberalen lag weniger im Principe, als im Charakter. Fast aller Orten gingen beide mit einander Hand in Hand, bis es darauf ankam, vom

Digitized by Google

Worte zur That überzugehen. Dann griffen die Radicalen zum Schwerte, während die Liberalen sich damit begnügten, Reden zu halten oder Verwahrungen einzulegen.

Wenn wir die Stärke der revolutionären und der constitutionell=monarchischen Partei nach der Zahl der von ihnen gesprochenen oder geschriebenen Worte bemessen wollten, so würde allerdings die constitutionelle als die bei Weitem stärkere erscheinen. Wenn wir aber als Maßstab die Zahl der von denselben in den Kampf geführten Männer der That annehmen, so erscheint die constitutionelle Partei außerordentlich schwach. Als sich die Republikaner angegriffen sahen, setzten sie der monarchischen Gewalt in Baden, in Wien, in der Rheinpfalz und in Dresden einen Widerstand entgegen, welcher nur durch eine wahrhaft furchtbare Kriegsmacht niedergeworfen werden konnte. Die constitutionelle Partei hatte den Staatsstreichen, welche sie vernichteten, zu Kremsier, Brandenburg, Frankfurt am Main und Stuttgart nichts entgegenzusetzen, als Worte.

Der Kampf der Republikaner gegen die Monarchie beruhte auf Freiheitsliebe, Rechtsgefühl und männlicher Tapferkeit, der Kampf der Constitutionellen nur auf Redseligkeit. Er hörte daher auf, sobald es galt, zu kämpfen und nicht mehr zu reden.

Der Gegensatz beider Parteien läßt sich am schärfsten bezeichnen durch die Mittel, deren sich beide bedienten. Die Republikaner waren Männer der That, die Constitutionellen beschränkten sich auf das Wort.

Bis die von den Republikanern vorhergesagten Kammerauflösungen eintraten, mochte man darüber in Zweifel sein, ob die Constitutionellen außer den Worten noch andere Waffen hätten. Nachdem aber sämmtliche constituirende Versammlungen Deutschland's und Frankreich's in aller Ruhe, ohne daß ein Tropfen Blutes vergossen worden wäre, aufgelöst worden waren, konnte darüber kein Zweifel mehr obwalten.

Wiederholt hatten die Constitutionellen erklärt, sie würden die von ihnen festgesetzten Grundsätze und gefaßten Beschlüsse auf's Aeußerste vertheidigen. Als es aber zur Entscheidung kam, zeigte es sich, daß sie weit vereinzelter standen, als die Republikaner, über deren Fall sie frohlockt hatten.

Bei den Wahlen hatten allerdings die Constitutionellen fast überall die Mehrzahl; auf dem Schlachtfelde aber waren die Republikaner weit stärker; und auch bei den Wahlen hätten ohne Zweifel die Republikaner weit günstigere Resultate erlangt, wenn nicht die frische Jugend von denselben mehr oder weniger ausgeschlossen worden wäre und die Constitutionellen sich nicht aller Orten der Begünstigung von Seiten der Staatsgewalt zu erfreuen gehabt hätten. Die Constitutionellen schämten sich nicht, mit dem Königthume, mit dem Pfaffenthume, dem Adel, der Bureaukratie, dem Geldbrotzenthume und der Soldateska gemeinsame Sache zu machen. Die Republikaner hatten alle diese sechs Geißeln der Menschheit und überdies die constitutionelle Partei wider sich. Sie kämpften, während die Constitutionellen schwätzten. Sie wußten, daß in dieser Welt die Gewalt den Ausschlag giebt und suchten daher eine solche zu bilden. Die Constitutionellen brachten es nirgends nur zu einem solchen Versuche. Sie standen ihrem ganzen innern Wesen nach dem Absolutismus näher, als der republikanischen Freiheit.

Sie hatten keine Ahnung davon, daß sie nur durch revolutionäre Mittel sich behaupten könnten und daß sie fallen müßten, sobald die revolutionäre Kraft der Nation gebrochen würde. Statt diese zu stärken und zu organisiren, that die constitutionelle Partei, was in ihrer Macht stand, die Kraft der Revolution zu brechen. Sobald dieses geschehen war, fiel sie in ihr Nichts zurück.

Wenn wir übrigens Alles zusammenfassen, so können wir uns über den Ausfall der Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 nur freuen. Wären die Völker siegreich geblie-

ken und wie in Frankreich bis zur Republik vorangeschritten, so hätte diese, bei der damaligen Beschaffenheit der Völker, sich unmöglich sehr befriedigend gestalten können. Die Republikaner wären nicht fähig gewesen, in den inneren Angelegenheiten durchgreifende Reformen einzuführen, und nach außen hin den wohlbegründeten Forderungen anderer Nationen gerecht zu werden. Eine Zeit schweren Druckes mußte die Schwungkraft der Völker Europa's erhöhen und deren nationale Vorurtheile zermalmen. Die Massen mußten sich aller Orten überzeugen, daß die constitutionelle Monarchie für die Völker des europäischen Festlandes nichts anderes, als eine über den Absolutismus gedeckte Schabracke sei.

Die Reaction hat durch die gewaltsame Niederwerfung der Opposition in den Hauptstädten Europa's: in Wien, Berlin, Neapel, Dresden, Paris, in Baden, der Rheinpfalz und Ungarn allerdings einen scheinbaren Sieg errungen, allein sie hat es nicht vermocht, den Strom der Zeit, welcher der Freiheit zufließt, zu seiner Quelle zurückzuführen. Sie hat demselben nur einen Damm von Kanonen und Bajonetten entgegengesetzt, welcher nach den ewigen Gesetzen der Natur mit jedem Jahr an Kraft abnehmen muß, während der Strom der Zeit an solcher zunimmt.

Sämmtliche Despoten brachten es durch ihre Wortbrüchigkeit, Falschheit und Gewaltthätigkeit dahin, daß während sie anfangs in allen constitutionellen Versammlungen, namentlich zu Wien, Berlin, Frankfurt am Main und zu Paris eine zahlreiche Partei besaßen, sie diese nach und nach fast gänzlich verloren, oder mit anderen Worten, daß sie das linke und das rechte Centrum in das feindliche Lager trieben. Allerdings brachten sie diese vergrößerte Opposition durch Bajonette zum Schweigen. Allein zu einer Aenderung ihrer Ansichten konnten sie nur charakterlose und eben deshalb nicht zählende Menschen bringen. Alle Charaktere bewahrten ihre Gesinnungen und werden diese bei der nächsten Explosion kund thun.

Während des Kampfes hatten die Republikaner wenig Zeit für das Wort, der größte Theil ihrer Kraft war der That gewidmet. Nach dem Kampfe wurden diejenigen derselben, welche nicht auf dem Schaffotte oder in der Schlacht das Leben verloren hatten, in den Kerker geworfen oder in die Verbannung getrieben. Das Feld blieb der Reaction frei, und da sie siegreich geworden, fehlte es ihr nicht an Federn, welche bereit waren, sich an sie zu verkaufen. In einem Theile Deutschlands blieb jedoch den Constitutionellen einige Freiheit, von welcher sie im Sinne ihrer Partei einen ausgedehnten Gebrauch machten. Schreiben und Sprechen war überhaupt von jeher die Lust der Moderados gewesen. Die deutsche Literatur nahm daher seit 1848, was die große Masse der Erscheinungen betrifft, eine wesentlich constitutionelle Farbe an.

Die reactionäre Partei hatte zwar auf dem Schlachtfelde und auf dem Schaffotte den Sieg gewonnen, allein auf der Rednerbühne und in der Presse eine Niederlage erlitten, von der sie sich nie wieder erholen konnte. Alles Genie, aller Edelmuth, alle Vaterlandsliebe, alles Freiheitsgefühl stand der Reaction feindlich gegenüber. Die republikanische Partei zeigte sich allerdings, der Zahl nach, nicht sehr groß, allein alle wahrhaft ergreifenden, erschütternden und folgeweise unvergeßlichen Vorkommnisse der Revolutions-Periode waren von ihr ausgegangen. Sie errang auf dem Felde der Schlacht nur vorübergehende Siege, doch ihre Niederlagen hatten einen hoch tragischen Charakter. Stolz und kühn, wie in den Kampf, gingen ihre Helden auch auf das Schaffott. Im Kerker und in der Verbannung behauptete der Republikaner seine männliche Würde, während die Niederlagen der Constitutionellen überall an's Lächerliche streiften. Die Republikaner, welche sich vor den Kartätschen und Bajonetten einer Großmacht zurückziehen mußten, nachdem sie diese in ihren Grundfesten erschüttert hatten, spielten auf der Weltbühne eine ganz andere Rolle, als

jene redseligen und thatenarmen Constitutionellen, welche sich nach allen erlittenen Demüthigungen immer noch an die Rednerbühne anklammerten, und von dieser herab sprachen, während die Soldateska heranzog, um ihrer Beredtsamkeit ein Ende zu machen.

Die Thaten der Republikaner, obgleich sie bis zu dieser Stunde keinen Geschichtschreiber gefunden haben, welcher ihnen mit der wohlverdienten Ausführlichkeit hätte Recht widerfahren lassen, haben trotz aller Verdrehungen und Verleumdungen einen größeren Eindruck auf alle denkenden Menschen gemacht, als die Reden, welche zu Wien, Berlin, Frankfurt und Paris gehalten und die Zeitungen, welche daselbst gedruckt wurden. Kein Redner vermöchte einen so tiefen Eindruck hervorzurufen, als Robert Blum, Trütschler und alle die anderen Märtyrer, indem sie ihre Brust der brudermörderischen Kugel darboten, oder Kinkel, indem er Wolle spann. An diese erschütternden Ereignisse der Jahre 1848 und 1849, an die Gräber der Brittenau in Wien und der Laufgräben zu Rastatt, an die Kämpfe des 6. Octobers zu Wien, des Maimonats zu Dresden, und des Junis 1849 in Rheinpfalz und Baden wird sich die nächste Revolution anschließen.

Die Grundlage der Kämpfe der Jahre 1848 und 1849 war Polizei- und Censur-, Abgaben- und Dienst-Druck gewesen. Zu dieser Grundlage wird in der bevorstehenden Revolution noch diejenige der Gräber unserer Märtyrer hinzukommen. Auf diesem doppelten Boden werden die uns bevorstehenden Kämpfe einen weit großartigeren und tiefer eingreifenden Charakter, als alle früheren an sich tragen.

Die blutigen Revolutionen der Niederländer, Engländer, Nordamerikaner und Franzosen haben die Ansicht ziemlich allgemein verbreitet, daß der Uebergang von Monarchie zur Republik nicht anders als im Sturme wilder Leidenschaft stattfinden kann. Allerdings entläßt der herrschsüchtige und eigenwillige Vater den mündig gewordenen Sohn nicht in Liebe und Freundschaft aus seiner Gewalt. Er sucht dieselbe zu verlängern und züchtigt den widerstrebenden Sohn, dessen Freiheitsdrang er nieder zu halten sucht. Doch ein umsichtiger und gerechter Vater erkennt das Unabhängigkeitsgefühl des Sohnes mit Freuden an und wandelt das Band der väterlichen Gewalt zur rechten Zeit in dasjenige der Freundschaft um, neben welcher auf der einen Seite kindliche Liebe und Verehrung, auf der andern väterliche Fürsorge und Zuneigung sehr wohl bestehen kann.

Die Völker Europa's, mit alleiniger Ausnahme der Türken und Russen, sind jetzt alle auf dem Standpunkte angekommen, da sie die natürliche Gewalt ihrer Könige als ein drückendes Joch, oder wenigstens als ein ihren Interessen nicht mehr entsprechendes, drückendes Verhältniß der Ungleichheit schmerzlich empfinden.

Fürsten und Völker haben guten Grund, die Erneuerung der Scenen der Jahre 1649 und 1793 zu scheuen. Die Könige setzen ihre Köpfe, die Völker ihren Wohlstand und die Segnungen des Friedens auf das Spiel, wenn sie sich nicht gütlich verständigen, wenn die Einen, auf die Vergangenheit pochend, ihre väterliche Gewalt fest halten, die Anderen im Hinblicke auf die Zukunft, ihre ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte mit dem Schwerte und der Fackel in der Hand geltend machen wollen. Die Einen mögen an Karl's I. Block, Ludwig's XVI. Guillotine denken, die Anderen thäten wohl, Cromwell und Karl II., Robespierre, die beiden Napoleone und Ludwig XVIII. nicht zu vergessen. So, wie unsere Könige Europa's beschaffen sind, läßt sich nicht erwarten, daß sie ohne einige kräftige Püffe von Seiten der Völker jemals von ihren Thronen herabsteigen werden.

Wenn aber die Völker in Eintracht und Entschlossenheit ihren Fürsten gegenüber treten, werden diese auch ohne großes Blutvergießen eine für sie unmöglich gewordene Stellung aufgeben. Die wahre Kraft zeigt sich nicht in blindem Toben, wüthendem Hasse und glühendem Racheurste. Die Franzosen, wie früher die Engländer, bereiteten gerade

Digitized by Google

durch ihre Uebertreibungen, die Rückkehr des Königthums vor, die Schweizer und die Nordamerikaner, welche sich keiner Ausschweifungen im Kampfe gegen ihre Bedrücker schuldig machten, erhielten sich ihre republikanische Freiheit bis auf den heutigen Tag, die Niederländer die ihrige über zwei Jahrhunderte hindurch. Möge das Beispiel der germanischen Stämme der Schweiz, der Niederlande und der Vereinigten Staaten Nordamerika's und nicht dasjenige des celtisch-romanischen Stammes der Franzosen uns bei den bevorstehenden Freiheitskämpfen als Muster dienen! Die Männer des Rütli, ein Thomas Paine, Benjamin Franklin und Washington seien unsere Vorbilder, nicht aber ein Marat, ein Danton oder Robespierre!

Die Grundsätze, von welchen wir im Kampfe mit dem Despotismus auszugehen haben, lassen sich zusammenfassen wie folgt:

1) Die Regierung ist des Volkes wegen da, — nicht das Volk der Regierung wegen.

2) Keine Regierung wird für Freiheit und Volkswohl sorgen, die nicht aus dem Volke hervorgegangen ist.

3) Will eine Nation nicht ewig zur Sklaverei verdammt sein, so muß sie der ihr auferlegten Tyrannei ein Ende machen, und an deren Stelle einen Staat der volksmäßigen Selbstregierung gründen.

4) Da alle Gewaltherrschaften so eingerichtet sind, daß ihre Vernichtung auf friedlichem Wege unmöglich ist, so bleibt nichts übrig, als der Gewalt, Gewalt entgegen zu setzen.

5) Nur ein sclavischer Geist kann die Gewalt rechtfertigen, die einer Nation Unrecht zufügt, und die Anwendung von Gewalt tadeln, wenn dieselbe einem unterdrückten Volke zum Rechte verhilft.

6) Um eine erkämpfte Freiheit zu erhalten, bedarf es politischer Einrichtungen und Maßregeln, die die Rückkehr der Tyrannei verhindern.

7) Das stehende Heer muß daher durch Volkswehr ersetzt, und der Einfluß der alten Fürsten- und Pfaffenparthei durch die kräftigsten Mittel gebrochen werden.

8) Die Wahlgesetze für die Volks-Vertretung des Freien Staates müssen um jeden Preis so abgefaßt sein, daß Aufklärung über Aberglauben, Freiheit über Knechtsinn siegt! Dieser Rücksicht sind alle anderen unterzuordnen.

9) Die oberste Staatsverwaltung ist durch die Volksvertreter, auf kurze Amtsdauer zu wählen, und bleibt ihnen verantwortlich: Damit nicht an dem Zwiespalt der gesetzgebenden und vollziehenden Behörde die Freiheit zu Grunde gehe.

10) In jedem Staate, der die ursprünglichen Menschenrechte verletzt, herrscht Tyrannei — und Auflehnung wird in ihm nicht blos zum Rechte, sondern zur menschlichen Pflicht.

Auf, erhebet euch in Masse,
Brecht der Freiheit eine Gasse,
Stürzet der Tyrannen Bau!
Fasset Muth, euch selbst zu retten!
Eure tausendjähr'gen Ketten
Schüttelt ab, gleich wie den Thau,
Der im Schlafe auf euch fiel!
Sie sind wenig, ihr seid viel! *)

*) Nach Shelley bearbeitet.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

§ 1. Einleitung 3

Erster Abschnitt.

Die französische Revolution von 1789—1804.

§ 2. Vorbemerkung 16
§ 3. Die Nationalversammlung zu Versailles 25
§ 4. Der Sturm auf die Bastille 33
§ 5. Die Nacht des 4. August 1789 42
§ 6. Der 5. und 6. October 1789 50
§ 7. Der König und die National-Versammlung zu Paris (October 1789 bis Juni 1791) 60
§ 8. Die Flucht des Königs und das Blutbad des Marsfeldes . . 71
§ 9. Die neue Verfassung und die gesetzgebende Versammlung . . 79
§ 10. Das Ministerium Roland-Dumouriez 89
§ 11. Der 20. Junius 1792. 96
§ 12. Der 10. August 1792 und die September-Schlächtereien . . 102
§ 13. Der National-Convent 113
§ 14. Ludwig's XVI. Hinrichtung (21. Januar 1793) . . . 125
§ 15. Die Gironde (Januar bis Juni 1793) 136
§ 16. Die Jakobiner (Juni bis September 1793) 151
§ 17. Die Schreckenszeit (October bis December 1793) . . . 159
§ 18. Die Schreckenszeit (Januar bis April 1794) 171
§ 19. Die Schreckenszeit (April bis Juli 1794) 177
§ 20. Sturz Robespierre's 186
§ 21. Kriege mit der Vendée und mit dem Auslande . . . 196
§ 22. Die letzten Zeiten des National-Convents (Juli 1794 bis October 1795) 200
§ 23. Das Directorium von 1795 bis 1797 215
§ 24. Das Directorium von 1797 bis 1799 227
§ 25. Das Consulat von 1799 bis 1801 237
§ 26. Das Consulat von 1802 bis 1804 251

Zweiter Abschnitt.

Das Kaiserreich (1804—1815).

§ 27. Vorbemerkung 262
§ 28. Das Kaiserreich von 1804 bis 1808 269
§ 29. Das Kaiserreich von 1808 bis 1812 277
§ 30. Das Kaiserreich von 1812 bis 1814 290
§ 31. Erster Pariser Frieden und Wiener Congreß 315
§ 32. Die Bourbonen in Frankreich (April 1814 bis März 1815) . . 326
§ 33. Die hundert Tage und der zweite Pariser Frieden . . . 336

Dritter Abschnitt.

Die übrigen Staaten Europa's (1789—1815).

Seite

§ 34. Vorbemerkung 347
§ 35. Großbrittannien und Irland 351
§ 36. Oesterreich 366
§ 37. Preußen 379
§ 38. Das deutsche Reich und seine Trümmer 393
§ 39. Polen 415
§ 40. Rußland 422
§ 41. Scandinavien 431
§ 42. Die Niederlande und die Schweiz 437
§ 43. Italien 446
§ 44. Spanien und Portugal 453
§ 45. Die Türkei 456

Vierter Abschnitt.

Die Zeiten der f. g. heiligen Allianz (1815—1830).

§ 46. Die Völkerbewegungen und Fürsten-Congresse 465
§ 47. Rußland 479
§ 48. Oesterreich 493
§ 49. Preußen 506
§ 50. Die mindermächtigen Staaten Deutschland's 512
§ 51. Die deutsche Nation und der deutsche Bund 521
§ 52. Die Niederlande und die Schweiz 542
§ 53. Frankreich 549
§ 54. Großbrittannien und Irland 561
§ 55. Scandinavien 568
§ 56. Spanien und Portugal 572
§ 57. Italien 588
§ 58. Türkei 599
§ 59. Griechenland und Egypten 605

Fünfter Abschnitt.

Die Revolutionen von 1830 und 1831.

§ 60. Die Juli-Revolution 612
§ 61. Die belgische Revolution 633
§ 62. Die polnische Revolution 638
§ 63. Volksbewegungen in Italien 651
§ 64. Rückwirkung auf Deutschland 653

Sechster Abschnitt.

Die Zeiten der erneuerten f. g. heiligen Allianz.

§ 65. Die Nationen und die Dynastien 658
§ 66. Frankreich und seine drei Dynastien 662
§ 67. Rußland und das Haus Romanoff-Soltikoff 688
§ 68. Oesterreich und die Habsburger 700
§ 69. Preußen und die Hohenzollern 722
§ 70. Die mindermächtigen Staaten und Dynastien Deutschland's . . 741

Digitized by Google

Seite
§ 71. Die deutsche Nation und der deutsche Bund 778
§ 72. Italien 786
§ 73. Die Schweiz, die Niederlande und Scandinavien . . . 796
§ 74. Großbrittannien und Irland 803
§ 75. Spanien und Portugal 807
§ 76. Türkei, Egypten und Griechenland 811

Siebenter Abschnitt.

Die nordamerikanischen Freistaaten.

§ 77. Entwickelung der Republik bis 1812 815
§ 78. Krieg mit England 817
§ 79. Die Zeit von 1812 bis 1860 819
§ 80. Oeffentliches Leben 822
§ 81. Privatleben 825
§ 82. Die Sclavenfrage 828
§ 83. Religiöse Zustände 834
§ 84. Regierung 837
§ 85. Einwanderung 839
§ 86. Verhältniß zum Auslande 840

Achter Abschnitt.

Die übrigen Staaten und Völker der Erde.

§ 87. Einleitung 842
§ 88. Das spanische Amerika 843
§ 89. Brasilien 851
§ 90. Westindien 854
§ 91. Ostindien 857
§ 92. China und Japan 858
§ 93. Persien 859
§ 94. Australien 860
§ 95. Afrika 862
§ 96 Colonien 863

Neunter Abschnitt.

Ideenwelt.

§ 97. Die Menschenrechte und der Despotismus 865
§ 98. Die Staaten und deren Verfassungen 872
§ 99. Die Nationen und deren Wechselverhältniß . . . 874
§ 100. Die drei ersten Stände 878
§ 101. Der vierte Stand 880
§ 102. Die Stellung der Frauen 889
§ 103. Wissenschaft und Religion 894
§ 104. Die Künste des Friedens und des Krieges 904
§ 105. Die Presse und deren Hemmnisse 905
§ 106. Der Geist der Zeit 908
§ 107. Idealismus und Materialismus 917
§ 108. Der ruhige Gang der Entwickelung 920
§ 109. Die Revolution 926

Alphabetisches Wörterverzeichniß.

A.

Aachen, Congreß von 467.
Aarau 796.
Aargau 445, 797.
Abancourt, Fürst 720.
Abbas Mirza, Kronprinz 859, 860.
Abbas Pascha 814.
Abbaye 164.
Abbeville 317.
Abdankung, Napoleon's 341.
Abdul Medschid 812.
Abel, Herr von 743 f., 746, 813.
Abercrombie, englischer General 232, 250.
Aberglauben 504, 704, 844, 846 f.
Abgaben 9, 47, 349, 365, 408, 528, 767.
Abgaben, mittelalterliche 411.
Abgabendruck 354.
Abgeordnete 622 f., 628.
Abisbal, General 575.
Absetzung, Napoleon's 309.
Absolutismus 52, 106, 331, 339, 349, 732, 845, 896, 929.
Absolutisten 808.
Abstimmung 315.
Abukir 232.
Abuschär 860.
Abzeichen, ungesetzliche 779.
Abzugsfreiheit 403.
Achern 762.
Achtserklärung 336, 338.
Ackerbau 592.
„Actenstücke der Censur und Polizei" von Gustav v. Struve 525, 759.
Acton, General 593.
Adams, John, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika 815 f.
Adams, John Quincy 820.
Adel 15, 27, 31, 45, 62, 82, 116, 241, 252, 274, 279, 287, 289 f., 315, 334, 339, 349, 368, 390, 417 f., 432, 475, 503, 518.
Adel, allerneuester 123.
Adel, neuer 123, 318.
Adelaide, Stadt 861.
Adelaide, Prinzessin 622.
Adels-Institut 287.
Adelstitel 69, 274.
Adels-Vesper 703.
Adrianopel, Frieden zu 492, 602, 811.
Adolph von Nassau 767.
Adressen 779.
Aemterjäger 822 f.
Afghanistan 857.
Afrika 349, 843, 862.
Afterbildung 175.
Aftercivilisation 122.
Aga-Mohammed 859.
Agiotage 206.
Aiguillon, Herzog von 29, 45.
Akhalkalaki, Fort 492.
Akhalzik, Paschalick 492.
Akjerman, Vertrag von 602.
Akropolis von Athen 608 ff.
Akten der Apostel 51.
Alabama 819.
Albanesen 605.
Albert, Prinz von Sachsen-Coburg 804.
Albert 687.
Albertine (s. Marat's Frau) 156.
Albitte 165.
Albrecht, Erzherzog 707.
Albrecht 754.
Alcabar 286.
Alessandria 231, 598.
Alexander I., Kaiser von Rußland 249, 256, 273, 288 f., 292 f., 303, 330, 360, 378, 388, 427 f., 465, 481, 490, 641, 647.
Alexander II. 699.
Alexandra, Großfürstin 424.
Alexandrien 250.
Algier 250, 429, 562, 817.
Ali, Pascha von Haleb 603.
Ali, Pascha von Janina 231, 457, 603, 607.

Digitized by Google

Allemannia 748.
Allgemeines Journal des Hofes und der Regierung 51.
Allianz 415.
Allianz, s. g. heilige 346, 350, 428, 431, 465 ff., 470 ff., 561, 598, 631 f., 658, 683.
Allianz, große 306.
Allianz-Vertrag 383.
Alopäus, russischer Gesandter 388.
Alsen, die Insel 774.
Alt-England 363.
Altenkirchen 221.
Altenstein 391 f.
Alterthum 4.
Altmark 281.
Alvensleben, Graf von 517.
Alvincz 718.
Amar 160, 185, 188, 191.
Amarante, Graf, nachheriger Marquis von Chaves 586.
Amberg 221.
Amerika 349, 843.
Amerikaner 824.
Amerikaner, Fremdengegner 838.
Amey 308.
Amiens 250, 317.
Amiens, Frieden zu 360, 448.
Amnestie 257, 329, 787.
Amoy 858.
Amsterdam 359.
Anacharsis Cloots 172 f.
Anarchie 122.
Anarchisten 67.
Anatolika 609.
Ancillon 525.
Ancona 284, 451.
Andalusien 287, 575.
Andernach 223.
Andrada e Silva 853.
Andrian-Werburg 702.
Angeber 369.
Anglikanische Kirche 355, 567, 804.
Angoulème, Herzog von 179, 314, 330, 558 f., 620, 626.
Anhalt 538.
Anhalt, Herzoge von 401.
Anhalt-Dessau 302.
Anjala 433.
Ankerström, Hauptmann 434.
Ankwitz Marschall 421.
Ansbach 272.
Ansbach, das preußische 388.
Anschlag, auf das Leben des Königs 360.
Ansteckung 151.
Anstett 301.
Antiboul 161.
Anton, König von Sachsen 655.
Anton-Vorstadt 191.
Antwerpen 276, 636.
Anwartschaften 46.
Apanagen 564.
Apodaca, Vicekönig, Don 846.
Aquala, Convention von 846.
Arabien 458.
Arad 719.
Arago, Stephan 621, 687.
Aragonien 286.
Araktschejeff, Graf 484 f., 487.
Aranda, Graf 844.
Arbeit 9, 878, 886.
Arbeiter 349, 362, 625, 881, 915.
Arbeiter, frei 8.
Arbeiterverein 753.
Arbeitsverhältnisse 673.
Arbeitende Classen 365, 630.
Arcis sur Aube 154, 308.
Arcole, Schlacht bei 222.
Aremberg, Herzog von 401.
Arena 254.
Argentinische Republik 848, 851.
Argonne, das waldige Gebirge der 115, 124.
Argout, Herr von 617, 620, 665.
Arguelles 809.
Ariadne der Freiheit 313.
Aristokratie 67, 78, 122, 320 f., 333, 351, 353, 364, 377, 402, 434, 439, 568, 578, 639 f., 647, 844.
Aristokratie, englische 356, 362, 365.
Arkansas 819.
Armansberg, Graf 813.
Armatolen 606.
Armee 625.
Armenien 859.
Armfeld, Freiherr von 289.
Armuth 807.
Arnauten 605.
Arndt, Dichter 393, 508, 525, 530, 723.
Arnheim 214.
Arnim, Baron 735.
Arnoldi, Bischof von Trier 729.
Arras 172.
Artikel 14 der Charte 629.
Artlenburg, Convention zu 412.
Artois, Graf von (s. Karl X.) 32 f., 39, 41, 109, 214, 314 ff., 327, 329 f., 342, 552.
Aichaffenburg 289.
Ashburton Vertrag 821.
Asien 349.

Digitized by Google

Aspern 281, 375.
Assam 857.
Assignaten 69, 117, 140, 158, 205 ff., 215 f., 219 f., 242, 355.
Asterabad 860.
Athen 610.
Attika 608.
Audry de Puyraveau 616 f., 619 f.
Audu, Reine 54.
Auersberg, Fürst Karl von 375, 702.
Auerstädt, Treffen von 272, 388, 414.
Auerswald 735.
Auerswald-Hansemann, Ministerium 738.
Auffenberg, General 232.
Auferstehungsleute 835 f.
Aufopferungsfähigkeit 301.
Aufruf an die Völker 301.
Aufruhrgesetze 816.
Aufsichts-Commission 644.
Aufstand 334, 356.
Aufstand, Männer 52.
Aufstand, Weiber 52.
Augiasstall 385.
Augereau (Castiglione) 226, 228, 234, 287, 300, 302.
Augsburg 400.
August, der zehnte 102.
August von Leuchtenberg 810.
August, Wilhelm von Preußen 379.
Auguste, Prinzessin von Baiern 274.
Auguste von Braunschweig 407.
Aula 711.
Aumale, Herzog von 665.
Ausdauer 327.
Ausfuhr 365.
Ausgewanderte 214.
Ausschweifungen 367, 384.
Ausnahme-Gesetz 555.
Austerlitz 271.
Austrägalgerichte 402.
Australien 843, 860.
Auswärtige Angelegenheiten 403, 840 f.
Autorität 909.
Avellino 595 f.
Avignon 95, 206, 222, 451, 549.
Ayutla, Revolution von 849.

B.

Babada 423.
Baba-Khan 859.
Baboeuf 219.
Bacciochi, Elisa 448.
Bacher, franz. Gesandter 401.
Badajoz, Frieden von 249, 456.
Baden 270 f., 400 f., 409, 420, 757.
Baden, Markgrafschaft 409.
Baden, Kurfürst von 400.
Badische Armee 765 f.
Badische Truppen 305.
Bagration, General 293.
Baiern 221, 223, 248, 270 f., 280 f., 283, 305, 345, 373, 399 ff., 406, 519, 742, 769, 813.
Baiern, König von 304.
Bailleul 255.
Bailly 41, 77, 83, 165.
Balarat 861.
Ballesteros 287.
Balbo 787.
Ballspiel 29.
Baltimore 834.
Bamberger 763.
Banda-Oriental 848, 853.
Bandiera, Gebrüder 788.
Banken 365.
Bank von England 355.
Bankerutte 376 f.
Bank, National und Credit 64.
Banknoten 355.
Bankozettel 377.
Bannrechte 528.
Baptisten 835.
Baratinsky, Fürst Alexander 426.
Barbarei 175, 208, 382.
Barbaczy, Oberst 398.
Barbaren 215.
Barbantanne, Graf von 55.
Barbaroux 104, 114 f., 120, 125, 135, 141, 148, 154 f., 162 ff.
Barcelona 359.
Barclay de Tolly 294.
Barnave 49, 68, 75, 165.
Barras 185 f., 191, 210, 217, 219, 225, 234 ff.
Barrault 674.
Barrère 51, 146, 149, 157 f., 185, 187, 190, 204 f., 240.
Barrikaden 614, 685 ff.
Barrikadenkämpfer 733.
Barry, Frau du 165.
Barthe, Herr 665.
Barthélemy 225, 227, 241.
Basel, Bisthum 211, 444, 446, 797.
Baselland 796.
Baselstadt 796.
Baseler Frieden 212, 384, 395 f., 412.

Digitized by Google

Bassano 222.
Bassermann 760.
Bastide 627.
Bastille 33 ff., 289.
Batthiany, Graf Ludwig 713, 720.
Baude, Herr 613, 617, 619.
Baudot 172.
Baudry 158.
Bauer, Bruno, von Bonn 728, 899.
Bauern 290, 339, 345, 349, 418, 475. 503, 705.
Bauernstand 390, 720.
Bautzen 303.
Bavour 617.
Bayonne 279.
Bazire 83.
Beamtenstand 386.
Beamtenthum 350, 390 f., 527, 625.
Beauharnais, Eugen 273 f., 302, 306, 448.
Beauharnais, Stephanie von 274.
Beauvais 161.
Becker, Johann Philipp 764.
Bederath, Herr 739.
Bedert 765.
Bedini 834.
Befreiungen 46.
Befreiung, der deutschen Nation 301.
Befreiung vom Königsdienst 301.
Begeisterung 211, 302, 307, 376, 393.
Begnadigung zu Pulver und Blei 720.
Behr 747.
Beifallsliebe 265.
Beisler 748, 750.
Bekk 758.
Belagerungszustand 676, 710, 715, 809.
Belfort 556.
Belgien 125, 200, 222, 324 f., 348 493, 542 f., 632 f., 695, 799.
Belgier 320, 441.
Belgische Revolution 633.
Belgrad 602.
Belleville 309.
Belliard, General 250.
Belluno, Herzog von 674.
Belvedere 643.
Bem 717 f., 720.
Bender, kaiserlicher General 439.
Benevent 274, 285.
Benezech 225.
Benier 679.
Benningsen 305, 427.
Bentinck, Lord 450.
Béranger 621.
Beresina 293, 297.
Berbice 442.
Berchem 636.
Berchtesgaden 271.
Beresford, Lord General 456, 584.
Berg, das Großherzogthum 119, 154, 289, 401
Berg, Herzog von (siehe Mürat) 400.
Bergami, Bartholomäus 565.
Bergamo 792.
Bergen 232.
Bergen-op-Zoom 440.
Bergoing 155, 162, 165.
Bergzabern 345.
Berk 747.
Berlin 275, 292, 302, 388, 413, 737, 740.
Berliner 733.
Berliner Cabinet 271 f.
Berliner Universität 392.
Bern 798.
Bernadotte, General (Ponte-Corvo) 274. 289, 303, 305, 373, 398, 435.
Berner Aristokraten 796.
Bernstorf, Graf Peter Andreas 431.
Bernstorff 508.
Beroldingen 756.
Berry, Herzog von 314, 555, 564, 621.
Berry, Herzogin von 625 f., 674 f.
Berthier, (Neufchatel und Wagram) 197 f., 242 f., 287, 298, 311, 445.
Berton, General 65.
Bertrand, Großmarschall 309.
Besançon 173.
Besänftigungsgelder 411.
Beschlag 359.
Beschlüsse 531.
Beseler 772 ff.
Besenval 34, 44.
Bespannung 291.
Bessarabien 602, 813.
Bessières, (Istrien) 278, 287.
Bessière, General 583.
Bestechung 128, 379.
Bestuscheff, Rumin, Michael 489.
Betgänge 333.
Bettelhaftigkeit 328.
Beurnonville 140.
Beust, Freiherr von 753.
Beutegier 291.
Beville 258.
Bevölkerung 819.
Bewegungen, geistige 303.
Bewegungen, unruhige 361.
Beyme 386, 508.
Beisser, General 178, 198.
Bezirke 63.
Bezirksversammlung 204 f., 207, 210.
Bialystock 273, 641.
Biberach 248.

Biberstein, Ernst Marschall von 513.
Biel 444.
Bignon 311.
Billaut-Varennes 113, 157, 183 ff., 204 f.
Birkenfeld, die Linie 405.
Birmanen 857.
Biron, General 165, 197 f.
Biron, Herzog Ernst Johann 424.
Biroteau 148, 155, 163, 165.
Biscaya 286, 574.
Bischofswerder, General 380, 382 ff., 387.
Blacas, Graf 317, 330.
Blanc, Louis 687.
Blankenburg 328.
Blaye 675.
Blenker, Oberst 763.
Bletinckx 635.
Blind, Karl 762 f.
Blindheit 352.
Blittersdorf, Freiherr von 398, 536.
Blois 309.
Blokade 358.
Blokadestand 275.
Blücher 301, 303 ff., 306, 308 f., 312, 342, 379, 388, 393.
Blum, Robert 259, 716, 752.
Blutbäder 150, 608.
Blutgericht in Peterswaldau 729.
Bochholz, Graf 530.
Bodelschwing 725.
Böhmen 303.
Böotien 608.
Bötticher, Oberlandesgerichtspräsident 725.
Boileau 161.
Boinvilliers, Herr 627.
Bolivar, Simon 847 ff.
Bolivia 849 ff.
Bologna 789, 793.
Bombelles 789.
Bon 157.
Bonaparte, (Napoleon) 220, 222, 228 f., 232 f., 251, 266, 277, 448.
Bonaparte, die Dynastie 327, 229.
Bonaparte, (Hieronymus) 261, 273 f., 291, 293, 305.
Bonaparte, (Joseph) 261, 279, 284, 291.
Bonaparte, (Lucian) 229, 236 f., 260 ff., 228.
Bonaparte, Ludwig 261.
Bonaparte, Ludwig (s. Nap. III.) 797.
Bonapartismus 275.
Bonapartisten 551, 668, 680 f.
Bonchamps 197.
Bonin 774.
Bonn 763.
Bonnier, franz. Gesandter 231, 398.
Bordeaux 155, 159, 172, 549 f., 556.
Bornemann 735.
Borodino 294.
Borstel 304.
Bosnier 605.
Boston 834.
Botany-Bay 860.
Bouillé, Herr von 52, 69 ff., 102, 433.
Bouillon, das Herzogthum 345.
Bourbon, Palast 622, 628.
Bourbon, die Dynastie 241, 243, 253.
Bourbonen 68, 259, 270, 289, 303, 309 ff., 314 ff., 318 f., 323, 337, 342, 467, 469, 473, 549, 552, 622, 662.
Bourbonen, in Neapel 322, 325.
Bourbonen, in Spanien 429.
Bourdon 185 f., 188, 191.
Bourdon de l'Oise 172, 183 f., 187, 191, 205.
Bourgeois-Herrschaft 621.
Bourgeoisie 62, 76, 78, 81 f., 342, 345, 552, 623, 626, 662, 664, 670.
Bourges 146.
Bourgogne 45.
Bourmont, Herr von, Kriegsminister 247, 559, 612.
Boyaca 847.
Boyen, General, Herrman von 389, 508, 721.
Boyer 856.
Boysen 773.
Braganza, das Haus 429, 456, 588.
Brake 282.
Brand, Moskau's 295, 298.
Brandenburg, Graf 739.
Brandenburg, Mark 303, 739.
Branizki, Großfeldherr 418 f.
Brasilien 584 f., 588, 848, 851.
Braun, das Ministerium 753.
Braunschweig 272 f., 282, 401, 415, 517, 654.
Braunschweig, Herzog von 102, 116 138.
Braunschweig, Karolina von (Gemahlin des Prinzen von Wales) 362.
Braunschweig-Oels 415.
Braunschweig-Oels, Herzog von 305.
Braunschweig-Wolfenbüttel 414.
Bray 746.
Bréard 188, 204.
Breda 440.
Breisgau 271.
Bremen 387, 400.
Bremer 772.
Brentano 762, 764.
Breslau 301, 303, 388, 392, 725.

Digitized by Google

Brest 95.
Breteuil, Baron von 33, 52.
Bretteville, Frau von 156.
Brézé, Marquis von 29 f.
Briefwechsel, zwischen einem ehemaligen und jetzigen Diplomaten von Gustav von Struve 525.
Brignole, Genueser 593.
Brissac, Herzog von 94.
Brissot 77 f., 83, 90, 97, 114, 120 f., 128, 135, 141, 146, 148, 154, 158, 161.
Britten 250.
Broglie, Marschall 33, 676.
Bronnzell 769.
Brooklyn 820.
Brot 364.
Brothier 214, 219, 227.
Brown, Antoinette 825.
Brückenköpfe 397.
Brüderlichkeit 124.
Brügge 634.
Brüne, Marschall 232, 549.
Brüssel 125, 633.
Brüsseler 635.
Brunt, John, ein Schuster 564
Brzezanski, Oberst 737.
Buchanan, James 821, 824.
Buda-Pesth 717.
Budget 332.
Buena Vista 821.
Buenos Ayres 845, 847 f.
Bülow 304, 393, 441.
Bülow-Dennewitz 507.
Bülow-Tauenzien 304.
Büreaukratie 702.
Bürger 290, 339, 349, 475, 503.
Bürgerkrieg 153, 159, 846.
Bürgerstand 418, 433.
Bürgerthum 15.
Büzot 113 f., 117, 135, 148, 154 f., 162 ff.
Buchhändler 703.
Bug 294.
Bugeaud, Marschall 685 f.
Bukarest, Frieden zu 292, 458, 602, 607.
Bukowina 602.
Bulgakoff, russ. Gesandter 423.
Bulgaren 605.
Bund 692.
Bundesakte 403.
Bundesgebiet 403.
Bundesheer 403, 539.
Bundespräsident 402.
Bundestag 769, 782.
Bund, rheinischer 303.
Bundesverfassung 326, 402.
Bundesversammlung 403, 528 f.
Bundesvertrag 301.
Bundeszölle 403.
Buonarotti 173, 183.
Burdett, Francis 361, 562.
Buren, Martin Van 820.
Burgos 280.
Burschenschaft 522, 535.
Byron, Lord 609.

C.

Cabarrus, Theresia 188.
Cabinet 386.
Cabinet, englisches 276.
Cabinette 796.
Cabral, Costa 811.
Cabral, Silva 811.
Cabrera 808.
Cadix 279, 286 f., 574 f., 582.
Cadoudal, Georg 247, 258.
Caen 95.
Caesels 635.
Cairo 230, 249 f.
Calabrien 594, 789.
Calais 317.
Calca 848.
Calderari 594.
Calderonbrücke 846.
Californien 820 f.
Callao 849.
Calmirungssystem 508.
Calleja, General 845 f.
Camarilla 52 f., 424, 449, 455, 575.
Cambacérès (Parma) 242 f., 245, 257, 266, 286.
Camden, Vicekönig, Lord 357.
Cambon, Abgeordneter 117, 158, 187.
Cambrai 172, 343.
Cambridge, Herzog von 564.
Camerino 451.
Campertown 440.
Camphausen, Ministerium 738.
Campo-Formio, Frieden von 223, 374, 396, 399, 439, 447, 452 f.
Canada 821.
Cancrin, General 492, 697.
Candia, Insel 610.
Canino, Fürst 790.
Cannes 335 f.
Canning, Georg 361 f., 566 f.
Canovus 250.

Digitized by Google

Canterac 849.
Canton 858.
Cantone 63.
Cap der guten Hoffnung 325.
Caper 815.
Cap François 855.
Capelle 560.
Capitani 606.
Capitanata 594.
Capitulation 306, 342.
Cap St. Vincent, Schlacht bei 810.
Carabobo, Schlacht bei 847.
Carra 128, 135, 161.
Carraccas 847.
Carbonari 556, 594 f., 597 f.
Cardeine 58.
Carlo-Alberto, Dämpfer 675.
Carlos, Don 583, 808, 810.
Carlisten 583, 808.
Carnot 157, 184, 189, 198, 200, 204, 219, 225 ff., 241.
Carrara 425.
Carrascosa, General 595, 597 f.
Carrel, Herr 622.
Carriere 172, 176, 205 f.
Carrousselplatz 191.
Carta de Lei 587, 810 f.
Carteaux, General 166, 176.
Cartelvertrag 725.
Carvajal, General Jose 581.
Caspar Hauser 520.
Caspisches Meer 859.
Cassationshof 309.
Castell bei Mainz 397.
Castiglione 222.
Castilien 279.
Castlereagh, Lord 361, 562, 564 f., 567, 584.
Catalonien 286, 574.
Cateau-Cambresis, Aufruf von 343.
Catechismus 275.
Catechismus, bonapartistischer 275.
Cathelineau 197.
Cattaro 223, 273, 452.
Caulaincourt (Vicenza) 287, 298, 303, 310 f.
Causalverbindung, Gesetze der 326.
Cavaignac, Godefroi 627, 667.
Cayenne 255, 259.
Cazales 49.
Cefalonia 231.
Censur 332 f., 369, 468, 502, 510, 525, 555, 570, 629, 703, 728, 759, 785.
Censuredict 519.
Censurgesetz 556.
Census 627, 809, 817.
Central-Amerika 847, 850.
Centralgewalt 403, 782.
Central-Untersuchungscommission zu Mainz 468, 531, 533, 536.
Centrum 49, 53.
Ceracchi 254.
Cerigo 223, 231.
Cerro Gordo, Schlacht bei 821.
Ceva 220.
Ceylon 250, 442.
Chabot, Kapuziner 83, 113, 128.
Chabrol, Graf von 559 f.
Chabry, Pierrette 54.
Chacabuco 848.
Chalons 115.
Chambon 148, 163.
Champagny (Cadore) 284, 287 f., 291, 311.
Champaubert 308.
Championnet, General 231, 449.
Changuion 441.
Chantelauze, Herr 560, 612, 663.
Chapultepec, Schlacht bei 821.
Chardel 617.
Charenton 104.
Charette 197, 213, 215, 218.
Charlemont 344.
Charleston 834.
Charlier 188.
Charlot, Perückenmachergeselle 108.
Charlotte, Tochter des Prinzregenten von England 362, 562, 564.
Charlotte, Königin von Portugal 585 f., 588.
Charras, Herr 614, 618.
Charte 330 ff., 334, 343, 624, 627 f., 663.
Chartisten 804, 811.
Chartres, Bischof von 39.
Chartres, Herzog von 55, 139.
Chassé, General, 636 f.
Chasset 155, 163.
Chastel, du 161, 165.
Chasteler, Marquis 283.
Chateaubriand 622, 625.
Chatelet, Herzog von 45.
Chatham, Lord 284.
Chatillon, Friedensverhandlungen zu 308, 378.
Chaumette 172 f., 176, 178.
Chaumont, Vertrag von 308.
Chauvelin 137.
Chebreis 230.
Chemillé 197.
Chénier, Andreas, Dichter 191.
Cherbourg 625.

Chevalier, Michel 674.
Chevallon, Herr 627.
Chiesa 248.
Chiffercabinet 496.
Chili 847 f., 850 f.
China 843, 858.
Chios, Insel 608 f.
Chiwa 695.
Chlapowski, General 646.
Chlopizki, General Joseph 643 ff., 650.
Cholera 645, 676, 787.
Chollet 197 f.
Chouans 213, 218, 225, 235, 333.
Chreptowitz 418.
Christen 605.
Christenthum 900.
Christian I., König von Dänemark 770.
Christian IV. 405.
Christian August von Holstein Augustenburg 435.
Christian, Prinz von Glücksburg 801.
Christian Friedrich, Prinz von Dänemark 569.
Christian VIII. 770 f., 800.
Christian VIII., das Linienschiff 774.
Christiania 570, 800.
Christine, Königin von Spanien 807 ff., 856.
Christine, Prinzessin von Neapel 583.
Christoph 855.
Church, Sir Richard 610.
Churubusco, Schlacht bei 821.
Ciceruachio (Angelo Brunetti) 789.
Cintra 280.
Ciudad, Rodrigo 287, 311.
Cincinnati 834.
Civilehe 260.
Civilisation 875.
Civilliste 107, 331, 671.
Civita-Vecchia 794.
Clarence, Herzog von 564.
Clarke (Feltre) 287.
Clauren 526.
Clausewitz 300.
Claviere, Minister 90, 92, 107, 121, 148, 158.
Clermont Tonnère 556.
Clery, Kammerdiener 126.
Cleve 272.
Clichy, der Club 219, 225 f.
Club der Bretagne 45, 65.
Club von Charenton 98.
Club des Erzbisthums 154.
Clubs 65, 116.
Coalition 155, 270, 272, 388.
Cobenzl, Graf Ludwig von, Staatskanzler 374 f.
Cobenzl, Philipp von 372.
Coblenz 103, 328.
Cochon, Minister 225, 227.
Cochrane, Admiral 610, 848, 852.
Code-Civil 259 f.
Code Napoleon 241, 260.
Coffinhal 184, 191 f.
Coghen 636.
Colberg 292.
Collectivnote v. 21. Mai 1831 786.
Colletta, General 597.
Collot d'Herbois 113, 157, 165, 172, 176, 179, 184 ff., 205.
Colonien 319, 363, 574, 863.
Colonien, Spaniens 455.
Colonialwesen 348.
Coloredo, Oberhofmeister 305, 371
Columbia 847.
Combe, Georg 895.
Comitate 704 f.
Comitatsverwalter 905.
Commissäre 125.
Commissariat 297.
Communalgarde 752.
Commune von Paris 62, 97, 107 f., 113 ff., 118 ff., 125, 140, 147, 154, 172.
Communisten 684.
Como 792.
Comonfort, General 849.
Compiegne 317.
Complott 258, 789.
Compromiß 323.
Concert-Vertrag 270.
Concha, General 809.
Conciergerie 192.
Concordat 256, 259, 285, 519, 545, 554, 594.
Condé, Festung 199 f.
Condé, Herzog von 665 f.
Condé, Prinz von 34, 41, 258.
Condorcanqui 844.
Condorcet 83, 114, 136, 143, 146, 150, 155, 168, 178.
Conföderation 420.
Conföderation, Krakauer 420.
Conföderations-Reichstag von Warschau 416.
Conföderation von Targowitz 419.
Congreß-Königreich 642.
Congreß-Sitzungen 324.
Coni 231.
Conny, 625.

Conscriptionsgesetze 275.
Consistorium, Berliner 381.
Conservative 365.
Conspirationen 65, 130, 349.
Consul, erster 245, 247.
Consular-Verfassung 239, 246, 253, 256, 331.
Consulat 22, 237, 251, 257.
Consuln 237, 243.
Constant, Benjamin 255, 338 f., 628.
Constantin I., Großfürst, Enkelsohn Katharina's II. 422, 483, 489, 491, 643.
Constantinopel 458, 607.
Constituirende Versammlung Dänemarks 800.
Constituirende Versammlung Deutschlands 782.
Constitution 70, 106, 599, 706.
Constitutionalismus 845.
Constitutionelle 88, 339, 675, 753, 783, 808.
Constitutionelles System 339.
Constitutioneller Thron 342.
Conti, Prinz von 41.
Continentalsperre 361 f.
Continentalsteuer 276.
Continentalsystem 276, 281, 349, 387, 440 f.
Contingent 629.
Contrebande 358 ff.
Contreras, Schlacht bei 821.
Convenienz, fürstliche 321, 325.
Convent (siehe N. Convent) 160, 173, 177, 183 ff., 189, 191 f., 201, 204 ff., 216 ff.
Convention 317.
Convent, katholischer 357.
Convoy 358 f.
Corbière 555 f.
Corday, d'Armonte Charlotte 156 f.
Cordeliers 54, 66, 75, 97, 121, 173.
Cordilleren 848.
Corfu 231.
Cormenin 628 f.
Cornwallis, Lord 357.
Corruption 823, 829.
Corsica 229.
Cortes 349, 454, 574 f., 578, 580, 586, 808 f., 811, 845 f.
Cortes-Verfassung 573.
Corunna 280.
Cosenza 788.
Costa Rica 847, 850.
Cotbuser Kreis 273.
Cotin, Herr 45.
Courier de Provence 50.
Courvoisier 560.
Couthon 148, 157, 165, 173, 176 f., 183 f., 187, 191, 204.
Cramm, Kammerherr von 654.
Craonne 308.
Creeks 818.
Crémieux 687.
Cremona 221.
Creolen 845.
Croaten 713 ff., 721.
Crosne 245.
Csányi, Minister 720.
Cuba 822.
Cuban 492.
Cubières, General Depans 679.
Cuesta, General 286.
Cüstrin 388.
Cultus 332.
Cumberland, Herzog von 564.
Cunin-Gridaine 678 f.
Cur 895.
Cussy 155, 163.
Custine, Graf von 45, 103, 124, 159, 178, 181, 198, 411.
Custozza, Schlacht von 793.
Cuxhafen 359.
Czapka, Ritter von 710.
Czartoryski, Fürst 483, 487, 643.
Czechen 702, 720.
Czenstochau 302.
Czerny, Georg 457.

D.

Daendels 232, 357.
Dänemark 250, 276, 303, 325, 358 ff., 387, 402, 413, 423, 430 f., 435, 568, 570, 800.
Dänen 305, 433.
Dänische Colonien 865.
Dänische Regierung 359.
Dahlmann 571, 754.
Dalmatien 222 f., 448, 452, 493.
D'Ambray, Kanzler 331.
Damjanich 720.
Damm 764.
Dampfschiffe 806, 827.
Dampierre 199.

Digitized by Google

D'Andigné 243.
Danton 54, 66, 77 f., 97, 102, 104, 107 f., 110, 113 ff., 121, 124 f., 128, 135, 139 f., 142 f., 145, 149 f., 153 f., 159 ff., 170, 173, 175 ff., 181, 190, 194.
Dantonisten 194.
Danzig 306, 420.
Dardanellen 492, 695, 812.
D'Argenson 549, 556.
Darthé 219.
Daumschraube 399.
Daunau 255.
Dauphin 59, 179.
David, Maler 113, 157, 184, 188, 204.
Davoust, (Auerstädt und Eckmühl) 287, 293, 435.
D'Azeglio 787.
Debry Jean 204, 231, 398 f.
Decazes, Herzog, Premier-Minister 551 f., 554.
Deficit 48, 365.
Dégo 220.
De Lacroix 225.
De la Torre, Graf 598.
Delbrel 184.
Delhi 857.
Delessart 89, 622.
Demagogie 384.
Demagogen-Verfolgung 530.
Demagon 535
Demarkations-Linie 212, 396, 412.
Demarçay 628.
Dembinski 646, 648, 718, 720.
Demerary 442.
Demerville 254.
Demokratie 209.
Demokraten 640, 647 f., 650, 824, 838.
Dempe-Wielki 645.
Denkwürdigkeiten 164.
Dennewitz 304.
Departemente 63, 269.
Departemente des Westens 155.
Deportationen 259.
De Potter 545, 637.
Deputirtenkammer 615, 705.
Derbend 859.
D'Eroles 287.
Desaix, General 248, 252.
Desertiren 410.
Desèze 129.
Desmoulins, Camille 52, 66, 77 f., 97, 104, 113, 146, 148, 154, 160 ff., 173, 175 ff.
Desmoulins, Lucilie 177.
Despard, Oberst 360 f.
Despot 290, 301.
Despoten 116, 137, 336.
Despotismus 111 f., 123, 169, 171, 184, 203, 208 ff., 228, 237, 240 f., 253, 274, 286 f., 290, 313, 324, 326 ff., 335, 337, 345, 350, 364, 366 f., 379, 393 f., 404, 469, 556, 561, 631, 658, 704, 865.
Despotismus, d. stupide, d. neuzeitliche 346.
Dessalines 855.
Dessewfy 720.
Dessoles, Marquis 554.
Des Vignes 344.
Deutinger 747.
Deutscher Beobachter 532.
Deutscher Bund 402, 436, 521, 778.
Deutsche Bundesacte 322, 405, 408, 410, 415 f., 469.
Deutsche Freiheit 393.
Deutsche Fürsten 323, 415.
Deutsche, die Nation 212, 288, 300 f., 306 f., 312, 320, 325, 391, 393 f., 402 f., 415, 425, 430 f., 700, 713, 720, 778, 839 f.
Deutsches Reich 393, 400.
Deutsche Reichsversammlung 394.
Deutscher Zuschauer 760, 766.
Deutschland 212, 220, 223, 231, 248, 280, 283, 286, 290, 302 f., 308, 316, 324 f., 348 f., 405, 415 f., 425, 430, 436, 442, 477, 501, 653.
Deutschland's mindermächtige Staaten 512, 541, 741.
Deutz 675.
Deva 718.
Dewette 525.
De Winter 440.
Diavolini 382.
Dictatorial-Junta 575.
Dictatur 116, 118, 120, 341, 644.
Diebitsch, General 300, 489, 492, 646.
Dienst der Vernunft 172.
Diesbach, Jesuit 371.
Dillen, Graf von 408.
Dillon Arthur, General 95, 178, 198.
Directorial-Regierung 243.
Directorial-Verfassung 331.
Directorium 22, 215, 218, 220, 224 ff., 235 f., 242, 357.
Directorium des Departementes 98.
Dnieper 293.
Döllinger 744, 747, 750.
Dönhoff, Gräfin Sophie, (Maitresse) 380 f.
Dörenberg, Oberst von 281.
Dörnberg 411.
Domänenkäufer 411.

Domänenstreit 513, 767.
Dombrowsky 297, 640, 642.
Domestikalsteuer 706.
Domingo 212 f.
Donau-Armee, russische 294.
Donaueschingen 762.
Donaufürstenthümer 814.
Donau-Schiffahrt 813.
Donnemarie 308.
Dorfeuille 165 f., 176.
Dorogobusch 294.
Dorow 530.
Dossenbach 762.
Dossonville 227.
Dost-Mohammed 860.
Dotationen 274.
D'Oultremont, Gräfin Henriette 799.
Douai (s. Merlin) 228.
Dram Ali 609.
Dreieinigkeit 290.
Dreifarbige Cocarde 623.
Dreifarbige Fahne 614, 619, 625, 628.
Dreifarbige Fahne von Brabant 633.
Dreißig Tyrannen 784.
Dresden 302 ff., 306, 378, 413, 753.
Droste-Bischering, Erzbischof von Köln 723.
Drouillard 679.
Drouet 72, 74.
Druisow 420.
Dschidda 458.
Dubienka 419.
Dublin 356 f.
Dubois-Crancé 165.
Dubourg, General 617, 627.
Dubuisson 173.
Duchatel 678 f.
Ducos 155, 161.
Duco 148.
Dumont André 204.
Dumouriez 86, 89 f., 107, 111, 114 ff., 121, 124, 138 f., 141, 179, 198 f., 258, 439.
Dünkirchen 199.
Düppeler Schanzen 774.
Düpin, der Aeltere 617.
Düpin 340, 615.
Düplay 192.
Düpont de L'Eure 665, 681.
Düport-Dütertre 49, 90, 165.
Düprat 161.
Durando, General 787, 792.
Düranthon 90, 92.
Düret 174.
Düroc (Friaul) 254, 288, 298, 311.
Durchsuchungsrecht 817.
Düsar Pedro 762.
Düssault, Arzt 179.
Düssaulx 148.
Düsseldorf 213.
Düterray 245.
Düval Präfekt, Moritz 190, 671.
Duhesne 278.
Dumas 83, 190.
Duncan, Admiral 440.
Dundas 354.
Dungallen, in Ulster 356.
Dungern 767.
Dunin, Erzbischof von Posen 723.
Duperré 678.
Dupont, Kriegsminister 278 f., 334.
Durlach 765.
Duttlinger 758.
Duvernoy 756.
Duveyrier 674.
Duyn van Maasdam, van der 441.
Dwernizki, General 646 f.
Dynasten 323.
Dynastien 312, 322, 325, 658.
Dynastien, die legitimen 346.
Dynastische Interessen 321.
Dzialynski 642.

E.

Ebel 443.
Ebene 119.
Eberhard 768 f.
Eblé 282.
Eckernförde 775.
Eckmühl 281.
Eckmühl, Schlacht bei 376.
Ecuador 850.
Edict vom 27. October 1810, betreffend den Adel 391.
Edict vom 30. October 1810, betreffend die geistlichen Güter 392.
Edict vom 2. November 1810, betreffend die Zunftverfassung und allgemeine Gewerbefreiheit 392.
Edwards 565.
Egalité, Philipp 113.
Egerfarmas, Gefecht von 717.
Eggeling, Advokat 657.
Eguia, General 455.
Egoismus 299.
Egypten 230, 232 f., 249 f., 429, 457 611, 811.
Egypter 812.

Digitized by Google

Ehe 13.
Ehre der Nation und eigenen Person 327.
Ehrenbreitenstein, Reichsfestung 396 f.
Ehrengarde 302.
Ehrenlegion, Orden der 257, 318, 334.
Ehrenstein 753.
Eichhorn, Geheimer Legationsrath 530, 725.
Eichstädt 271.
Eid auf die Charte 336.
Eidesleistung 340.
Eider-Dänen 770.
Eigenthum 13, 886.
Eigenthumsverhältnisse 353, 568.
Einfuhr 365.
Einheit 785.
Einkommensteuer 360.
Einkünfte der Geistlichkeit 63.
Einmischung, Grundsatz der 467.
Einschüchterungen 341.
Eintheilung des Reiches 63.
Eisack-Kreis 448.
Eisenbahnfrage 726.
Eisenbahnen 827.
Eisenbahnnetz 806.
Eisenmann 747.
El Arisch 249.
Elba, die Insel 249, 310, 320, 335.
Elbe, der Fluß 273, 387, 401.
Elbée, Herr von 197.
Elemente, freiheitliche 290.
Elemente, nationale 290.
Elisa, Fürstin von Lukka 268, 284.
Elisabeth, Prinzessin 105, 179, 194.
Eller, Dr. 760.
Elsaß 45, 172, 316.
Elsfleth 282.
Elster 305.
Emancipation der Katholiken 348, 353, 356, 358, 361, 567.
Embabeh 230.
Embargo 434.
Embargo, allgemeines 359 f.
Emden 359.
Emigranten 88, 109, 116, 225, 227, 235, 257, 317.
Emigration 71, 87, 117, 247, 328.
Emigrirte 220 f., 246, 405.
Emil, Prinz von Hessen 412.
Emmendingen 221.
Empecinado, General 287, 583.
Emporkömmling 123, 343 350.
Ems 401.
Enfantin 674.
Engelhard, General 718.
Engen 248, 762.
Enghien, Herzog von 41, 258 f.
England 138, 200, 213, 229 f., 249 f., 257, 267, 270, 272, 275 f., 278, 284, 303, 308, 324 f., 328, 349, 376, 400, 413, 418, 423, 436, 453, 773, 817, 845, 859, 862, 864.
Engländer 166, 287, 343, 352, 387, 450 f., 839, 860.
Englisch-deutsche Legion 412.
Englisches Cabinet 304.
Englische Kirche 563.
Englische Regierung 363.
Entschädigung 344, 397, 399.
Entschlossenheit 150.
Entwickelung 920.
Epidemien 151.
Epilepsie 369.
Erblichkeit 628 f.
Erblichkeit der Pairs 670.
Erbrecht 315.
Erbstaaten 396.
Erdbeben 847.
Erdkugel 474.
Erfurt 280, 306, 388, 741.
Ernährung 291.
Ernst August 754 ff.
Eroberungskriege 266.
Eroberungspolitik 437.
Eroberungspolitik Rußland's 425.
Eroberungsrechte 315.
Eroberungssucht 265.
Erträukungen 172.
Erwerbstrieb 265.
Erziehung 495.
Eschasseriaux 204.
Escurial 581.
Espaniol 164.
Espartero, General 808 f.
Espinosa 280.
Essequebo 442.
Estaing, Graf von 53.
Etrurien, Königreich 278, 448.
Etrurien, ehemalige Königin von 324.
Etschmiatzin 859.
Etsch 221, 248.
Etsch-Kreis 448.
Ettenheim 258.
Ettlingen 221.
Eulenburg 774.
Europa 203.
Evora, Capitulation zu 810.
Ewald 754.
Exaltado's 578 f., 582, 598, 647, 809.

Execution 769.
Executionsordnung 468, 531.
Excellenzen 405.
Exin, Treffen bei 737.
Eynard, Bankier 609.

F.

Fabre, d'Eglantine 104, 113, 118.
Fabrikbezirke, englische 362.
Fabriken 348 f.
Fabrikwesen 362.
Falk 571.
Falke 754.
Falkenstein 223.
Famars, Verschanzungen von 199.
Familienpolitik 706.
Fajano 598.
Faucher, Zwillingsbrüder 549 f.
Fauchet 127, 161.
Faustin I. 268, 856.
Favras, Marquis von 65.
Februar-Revolution 792, 795, 798 ff., 802, 806, 810, 813.
Feigheit 269, 313.
Feind 134.
Fénélon, Abbé 179.
Feraud 207.
Ferdinand von Sachsen-Coburg 810.
Ferdinand v. Oesterreich 701, 708, 714, 716.
Ferdinand I., König beider Sicilien 593 f., 597 f., oder
Ferdinand IV., König von Neapel 449, 451, 593.
Ferdinand II., König von Neapel 252, 472, 786, 791 f.
Ferdinand III., Großherzog von Toscana 283, 369, 452, 590.
Ferdinand VII., König von Spanien 278 f., 299, 453 f., 573 f., 578, 581 ff., 808, 844 ff.
Fère-Champenoise 308.
Ferrara 222, 451, 653, 789.
Fersen, Baron von 57, 72.
Festungen, Preußen's 273.
Feth-Ali, Schah 859 f.
Feuchères, Frau von 665.
Feudal-Lasten 751.
Feudalwesen 339.
Feuer 295.
Feuerbach, L. 525, 840, 899.
Feuillantiner 66.
Fichte 393.
Ficquelmont 710 f.
Fickler 761 f., 764.
Fiction 128.
Fideicommisse 252.
Fieschi 677.
Figueras 200.
Filmoore, Millard 820.
Finanzen 347.
Finanzdepartement 386.
Finistère 164 f.
Finnland 348, 430, 434.
Fischhof 706.
Fivizzano 789.
Flächenraum 392, 438.
Flandern, holländisch 440.
Flesselles 38.
Fleuriot 188, 191 f., 200.
Fleurus, Treffen bei 439.
Fleury de Chaboulon 335.
Flocon 687.
Florenz 249, 285, 795.
Florida 819, 821.
Föderalisten 164, 816, 824.
Föderativ-Verfassung 848.
Foi, General 556.
Fokschani 423.
Fombia 221.
Fonfrède 155, 161.
Fontainebleau 276, 278, 285, 343.
Fontainebleau, Vertrag von 310.
Fontanes 260.
Fontenay, Goupilleau de 191.
Fontenay, Frau 172.
Forderungen des Volkes 760, 762.
Forfait 242 f.
Forschung 7, 382.
Fortschritt 3, 5, 8, 122, 323.
Fortschritt der Zeit 122.
Fouché (Otranto) 165, 176, 184, 186, 240, 242 f., 254, 264, 284, 288, 306, 311, 336, 341 f., 344, 551.
Foullon 44.
Fouqué, Dichter 393.
Fouquier-Tinville 161 f., 178 f., 193 f., 204.
Fox, englischer Minister 353, 361.
Franche-Comté 45.
Frankfurt a. M. 221, 289, 400, 412.
Frankfurt, Großherzogthum 289.
Frankreich 199, 201, 204 f., 210 ff., 222 228 f., 233, 237, 241, 247, 249 f. 252, 257, 261, 263, 266, 268 f. 272 ff., 275 f., 280, 286, 324, 349 366, 394, 399, 401, 416, 423, 433 549, 662, 798, 864.

Digitized by Google

Frankreich, das freie 51.
Franz I., Kaiser von Oesterreich (s. auch Franz II., Kaiser von Deutschland) 281, 283, 293, 301, 308, 319, 375, 377, 379, 398, 400, 465, 467, 471, 494, 496 ff., 500, 522, 531, 701.
Franz II., Kaiser von Deutschland 223, 370, 373 f., 395, 399, 401
Franz d'Assis 809.
Franz Karl 701.
Franz de Paula 279.
Franz I., König von Neapel 598.
Franz Joseph 716.
Franz IV. von Modena 595, 651 f., 786.
Französischer Gesandter 398.
Französisches Heer 344.
Franzosen 195 f., 200 f., 206, 211 f., 218, 222, 228, 231 f., 247 ff., 256, 258, 270, 278 ff., 281, 283 f., 286, 287 f., 312, 315, 318, 327, 337, 343, 347, 400, 409, 440, 582, 721, 795, 815, 845.
Frauen 5, 54, 57, 173, 825, 889.
Frauenkloster 745.
Freibrief 363, 857.
Freiburg im Breisgau 762 f., 798.
Freicorps 301.
Freie Presse 562.
Freigeisterei 384.
Freihandelsleute 805.
Freiheit 4, 124 f., 301, 307, 313, 318, 321, 323, 325, 327, 335, 338, 367, 393, 631, 785, 796, 914, 921.
Freiheit des Eintritts in die Militärdienste aller Bundesstaaten 403.
Freiheit des Erwerbes 403.
Freiheit der Gewerbe 349.
Freiheit des Handels 322, 403.
Freiheit von aller Nachsteuer 403.
Freiheitsbestrebungen 266, 416.
Freiheitsbewegungen 320, 404.
Freiheitsdrang 328, 351.
Freiheitsgefühl 290, 311.
Freiheitskämpfe 8, 312, 350.
Freiheitskämpfer 377.
Freiheitsliebe 339.
Freimaurer 382.
Freire, General 575, 848.
Frei Schiff, frei Gut 358.
Freisinnige Schriftsteller 327.
Freitag, Advokat 656 f.
Freiwillige, die irländischen 365.
Frejus 233.
Fremdengesetz 354, 815.
Fremdenhasser 822.
Fremont, Oberst 821, 824.
Fréron 77 f., 113, 185 f., 190 f.
Freunde des Volkes 676.
Freya, dänische Fregatte 359.
Fricthal 223, 396.
Fridericia, Schlacht von 774.
Friede zu Gent 819.
Frieden 314, 415, 904.
Frieden zu Frankfurt a. M. 412.
Frieden, Preßburger 271.
Friedensbedingungen 317.
Friedenscongreß zu Rastatt 230 f.
Friedensheere 539.
Friedensschluß 316.
Friedensunterhandlungen 295.
Frieden, westphälischer 271.
Friederike von Mecklenburg-Strelitz 564.
Friederike, Dorothea Sophie von Brandenburg-Schwedt 407.
Friederike Katharina von Würtemberg 273
Friedland 273.
Friedrich August, König von Sachsen 273, 413, 655, 751 f.
Friedrich August, Herzog von Usingen 513.
Friedrich August, Herzog v. Weilburg, 513
Friedrich I., König von Würtemberg, 407, 409, 513.
Friedrich Eugen, Herzog von Würtemberg, 407.
Friedrich, Großherzog von Baden 765.
Friedrich VI., König von Dänemark 435, 570 f., 770, 800.
Friedrich VII. von Dänemark 770 ff. 800 f.
Friedrich IV. 405, 569.
Friedrich, Prinz der Niederlande 634 f.
Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels 415, 517.
Friedrich von Holstein-Augustenburg 772.
Friedrich II., König von Preußen 379 f., 385 f.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, 379, 382 f., 396, 420.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, 300 f., 303, 309 f., 312, 379, 385 f., 389 f., 392, 465, 467, 506 ff., 509, 511, 531, 722 ff.
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 723 ff., 734, 772, 782.
Friedrich Wilhelm von Kurhessen 768.
Friedrich, Prinz von Hessen 770, 801.
Friedrichsfelde 413.
Friedrichsham, Festung 423, 433.
Friedrichsstadt 775.
Frimont, General 598.
Frochot, Präfect des Seine-Departements 299.

Digitized by Google

Frömmelei 428.
Fröschweiler 200.
Frohnden 252, 346, 411, 528.
Frohndienst 47, 408.
Frost 804.
Froussard, Herr 618.
Fuentarabira 200.
Fünfziger-Ausschuß 782.
Fürsten 320 f., 350, 386, 403, 692
Fürsten-Congreß 476.
Füßler, Fr. 525.
Fuhrwesen 293.
Fulda, Vertrag von 289, 408.
Futscheufu 858.

G.

Gaëta, Festung 288, 794.
Gagern 767, 781.
Galeer 798.
Galeerensklaven 314.
Galizien 703.
Gall 895.
Gamain, Schlosser 128.
Gamonal 280.
Ganze 647.
Garat 119, 140, 255.
Gardasee 223.
Garde, kaiserliche 297, 334.
Garden, französische 54, 65.
Gardes du Corps 53.
Gardien 155, 161.
Garibaldi 795.
Garmier, de l'Aube 185. 190
Garnier-Pagès 687.
Gaudin (Gaëta) 242 f., 288.
Gautheaume 250.
Gautier „der kleine“ 51.
Gayvernon, Bischof 172.
Geburts-Adel 123.
Gedölö 718.
Geduld 130, 414.
Geffroy 185.
Gefion, Fregatte 774.
Gegenwart 6.
Geheimbünde 642.
Geheime Artikel des Tilsiter Friedens 429.
Geheimniß 474, 556.
Gehorsam 414.
Gehorsam, militärischer 298.
Geismar, General 645.
Geist der Zeit 366, 908.
Geisteskrankheit 351, 358.
Geistige Bewegung 303.
Geistliche 592.
Geistlichkeit 27, 31, 45, 62, 69, 71, 82, 84 f., 88, 95, 98, 159, 289, 475, 503, 807, 825, 846 f.
Geistlichkeit, bürgerliche Verfassung der 85, 128.
G 355.
Geld-Adel 123.
Geldern 441.
Geldsack 667, 796, 823.
Gemeinde-Behörde 43.
Gemeinen 27, 31.
Gemeinderath von Paris 62.
Gemeindesteuer 528.
Gendebien 636.
Generäle 125, 405.
Generalstatthalter 316, 622, 624.
Generalstaaten 25.
Genf 345, 444, 446, 797 f.
Genialität 291.
Genossen 181.
Gensonné 114, 120, 135, 143, 148, 155, 158, 161.
Gent 338, 342.
Gent, die Citadelle von 636.
Gentz, Geheimschreiber 374, 496, 500.
Genua 231, 247, 268, 285, 322, 324, 448, 452.
Georg III., König von England 351 ff., 358.
Georg IV., König von England 517 f., 561, 565, 803.
Georg V., König von Hannover 755.
Georgakis, Oberst 607.
Georgi 766.
Georgien 859.
Gérard, General 617, 620, 686
Gerichte, Patrimonial 45.
Germanische Bildung 844.
Germanische Stämme 350.
Germersheim 763.
Germinal 203.
Gernsheim 765.
Gertruidenburg 441.
Gerville, Cahier de 89 f.
Gervinus 525, 754.
Gesandtschaftspalast, Angriff auf den französischen 373.
Geschäft 826 f.
Geschäftsleitung 529.
Geschäftsordnung 332.
Geschichte 169, 241.

Digitized by Google

Geschichtsforscher 301.
Geschichtschreiber 169, 212, 238, 259 ff., 266.
Geschichtschreiber, französische 238.
Geschichtschreibung 237.
Geschlechter 381.
Geschmeidigkeit 339.
Geschworene 629.
Geschworenen-Aemter, Verbesserung der 46.
Geschworenengerichte 726, 809.
Gesellschaft 674, 676.
Gesellschaften, geheime 284.
Gesetzgebung 311, 524.
Gesetz der Geißeln 235.
Gesetze des Gleichgewichts 113.
Gesetz der Verdächtigen 159.
Gesetzgebende Gewalt 418.
Gesetzgebender Körper 307 ff., 310.
Gesetzlicher Widerstand 783.
Gesetzesvorschläge 332.
Gespenster-Geschichten 526.
Getreidegesetze 364.
Getreidezölle 363.
Gewalt, monarchische 25.
Gewerbe 348 f.
Gewerbezwang 515.
Gewicht 158, 349.
Gewissenhaftigkeit 313, 823.
Gex, das Ländchen 345.
Geyer von Geyersberg, Fräulein 757.
Gibraltar 325, 359, 429.
Gießen 412.
Gilgaud, General 646.
Ginard 667.
Gioberti 787, 790.
Girardin 83.
Girey-Düpré 164.
Giron 720.
Girona 286.
Gironde 83, 114, 119, 122, 135 f., 141, 143, 146, 160 f., 164, 175 f., 181, 188, 190, 192, 206.
Girondisten 83, 88, 90 f., 96 f., 104, 107, 109, 113, 115, 117, 119 f., 123, 125, 128, 136, 139, 142, 146, 153 ff., 162, 167, 171, 176, 178, 181 f., 194, 197, 203, 647.
Gisquet, Herr 665 f.
Givet, Festung 344.
Glarus 797.
Glatz 388.
Glaube 160, 193, 664, 909.
Gleichberechtigung 123.
Gleichberechtigung der verschiedenen christlichen Religionen 403.
Gleichheit 124, 168, 209, 253.
Gleichheit der Gesetze 349.
Gleichstellung 356.
Glogau 306, 388.
Glücksritter 411.
Gnade 318.
Gnadenschatz 111.
Gneisenau, General, August von 301, 389, 393, 507, 530.
Gobel, Bischof 172, 178.
Godoy, Herzog von Alcudia und Friedensfürst 278 f., 453.
Gögg 764.
Göhrde, Schlacht an der 413.
Görgei, Verräther 717 ff.
Görlitz, Graf 766.
Görlitz, Gräfin von 766.
Görres 508, 525, 530, 744.
Görtz, Graf 374.
Göz, Reaktionär 756.
Göschel, Geheimerath 725.
Götha-Canal 570.
Göttingen 656 f.
Göttlicher Ursprung 315.
Götze, Geheimerath 725.
Gohier 140, 236, 241.
Gold 862.
Goldfelder 861.
Goldgräber 861.
Goldmachen 382.
Gonfalonieri, Carbonari-Chef, Federico 790.
Gorodeßno 294.
Gorsas 128, 148, 155, 162, 164.
Gothenburg 433.
Gottesdienst 85.
Gottes-Gelehrsamkeit 899.
Gouvion St. Cyr 295.
Grabow 739.
Gradiska 222.
Grammont 174, 178.
Granada 574, 583.
Grand-Maison 206.
Grangeneuve 148, 155, 165.
Gränzen, Belgiens 638.
Gränzverkehr 696.
Grasselini, Gouverneur 789.
Graubünden 232, 445.
Graudenz 292, 388.
Grave, de 90 f.
Gregoire 128, 255, 799.
Gregor VII. 285.
Gregor XVI. 786 ff.
Gregorius, Patriarch 608.
Grenelle 219.
Grenoble 285, 338 f., 556, 671.
Grenville, engl. Minister 361.

Digitized by Google

Grenzach 762.
Grenzsperre 726.
Grève-Platz 38, 54.
Grey, Graf 803.
Griechen 468 f., 605, 631.
Griechenland 492, 604 f., 811, 813.
Grimm, Gebrüder 723, 754.
Grochow, Schlacht bei 645.
Grobe 760.
Grollmann, General, Karl Wilhelm Georg 389, 507.
Groß-Beeren 304.
Großbrittannien 351, 561, 803 ff.
Groß-Görschen 302.
Großkophta 470.
Großmächte 437.
Großpolen 420.
Grouchy 340 f.
Grouvelle 107.
Grundeigenthum 63, 403.
Grundherren 364.
Grundlagen 299.
Grundlasten 767.
Grundrechte 47, 782.
Gruner 530.
Guadeloupe 213.
Guadet 114, 141, 143, 145 f., 148, 155, 163 ff.
Guano-Inseln 851.
Guastalla 310, 448, 452, 595.
Guatemala 846 f., 850.
Guerillasbanden 344.
Guerillaskrieg 287.
Guernon de Ranville 559, 663.
Gülten 252, 346.
Guiche, Herzog von 45.
Guignes 308.
Guillotine 145, 150, 155, 161, 165, 170, 176, 178 ff., 208.
Guinard, Herr 627.
Guizot 617, 622, 676 ff., 685.
Gujarat 857.
Gulistan, Frieden von 859.
Gumppenberg 746.
Gunst 355.
Gustav III., König von Schweden 138, 432.
Gustav Adolph IV., König von Schweden 424, 434.
Gustav Samuel 405.
Gustavson, Oberst 435.
Guter Wille 339.
Guyana 249.
Guyon 720.
Gyulai, österreichischer General 378.
Gzatsk 294.

H.

Habeas-Corpusakte 354, 357, 563.
Habsburg, das Haus 212, 223 f., 230 f., 280 f., 283, 304, 307, 324, 337, 341, 343, 366, 377, 400, 403, 412, 789.
Habsburger 700.
Habsucht 291.
Hadersleben 773.
Hagen 525.
Hahn, der Advokat 655.
Halbe 647.
Halberstadt 282.
Halbheit, girondistische 153.
Halen, General von 635.
Haller, Restaurator der Staatswissenschaft 725.
Ham 255.
Hambacherfest 743.
Hamburg 302 f., 306, 387, 400.
Hamburger 316.
Hamburger Senat 359.
Hamm 328.
Hammelheerden-Staatsrecht 414, 442, 467, 473, 631 f.
Hammond 258.
Hanau 289, 305.
Hanauer Schlacht 402.
Hand, todte 252.
Handel 215, 348 f., 540.
Handelsfreiheit 846.
Handelssperre 817.
Handelsvertrag (vom 3. Mai 1815) 696.
Handschuhsheim 213.
Hannover 270, 272 f., 281, 305 f., 385, 387 f., 396, 400 f., 412, 517, 656 f., 754.
Hanriot 186, 188 f., 191 f.
Hansemann, Ministerium 735, 781.
Hanse-Städte 273, 289, 413, 430.
Hardenberg, Karl August, Freiherr von 289, 300, 312, 378, 388, 391 f., 507, 530 f.
Harmonie 175.
Harrach, Auguste Gräfin von 508.
Harrisson, Wilhelm Heinrich 820.
Hartig 710.
Hassenpflug, kurhessischer Minister 725, 768 f.

Digitized by Google

Haspinger, Capuziner 283.
Haß 328.
Hattischerif von Gülhane 812.
Hatvan 718.
Haugwitz, Graf von 271, 380, 384, 389 ff.
Haushalt, militärischer 94.
Haussez, Herr von 612.
Havfruen, dänische Fregatte 359.
Haro, General 304.
Hayti 267, 854.
Hazardspieler 299.
Hebenstreit 372.
Hebert 146, 172 ff., 181, 194.
Hébertisten 194.
Hedouville, General 855.
Hecker, Friedrich 758, 760 ff.
Heer, das russische 697.
Heerdenstaatsrecht 337.
Heere 274, 334, 345, 355.
Heerwesen 347, 389.
Hegel, Philosoph 511, 525.
Hegemonie 385, 541.
Heidegger, General von 813.
Heidelberg, Congreß zu 756, 781.
Heiliger Bund 468, 554.
Heinrich I. von Hayti 856.
Heinrich V. von Frankreich 621, 625, 628, 675.
Heintz 750.
Heintze, Baron 773.
Held, Justizminister 753.
Helder 232, 440.
Heldenmuth 301.
Helgoland 325.
Heliopolis 249.
Helsingborg 360.
Helvetischer Verein 548.
Hemsbach 765.
Heppenheim 765.
Herat 859 f.
Hérault, de Séchelles 155, 157, 204.
Herbold, Küfermeister 655.
Heres 748.
Hergenhahn 767.
Herman, General 232.
Herrenhuter 835.
Herrmannstadt 717 f.
Herrschsucht 328.
Herwegh 762.
Herzberg, General 380, 654.
Herzogenbusch 441.
Hessen 281, 305, 385.
Hessen-Darmstadt 400 f., 411, 520, 655, 766.
Hessen-Darmstadt, Landgraf von 400.
Hessen-Homburg 345.
Hessen-Kassel 212, 273, 401, 518.
Hessen-Rheinfels-Rothenburg 768.
Hetärie 606 f.
Heubner 753.
Heymès, Oberst 618.
Hieronymus (s. Bonaparte) 291, 293, 305, 411.
Hidalgo, Pfarrer, Miguel 845 f.
Hinrichs, Professor 728.
Hinrichtungen 166, 172 f., 178, 180, 187 f., 201, 207.
Hintergedanken 318, 336, 378, 403.
Hinto 848.
Hirschhorn 765.
Hitzfeld, Mathilde 765.
Hoboken 820.
Hochberg, Reichsgräfin 757.
Hoche, General 198 f., 213 f., 218, 226, 229, 355.
Hochverrath 355, 531.
Hochzeiten, republikanische 150
Hödges 774.
Höchst 213.
Höfler 747, 750.
Höllenmaschine 254, 677.
Hof 25, 60.
Hof, Treffen von 388.
Hofburg 707 f.
Hofer, Andreas 283.
Hof-Etikette 801.
Hofjuristen 325.
Hofstaat 405.
Hogendorf, Graf von 441.
Hohenlinden 248.
Hohenlohe 388.
Hohenlohe, Fürst von 226.
Hohenzollern, das Haus 324, 337, 403, 722.
Hohenzollern-Hechingen, Fürst von 401.
Hohenzollern-Sigmaringen, Fürst von 401.
Holland 138, 200, 232, 305, 324, 383 439, 542.
Holländer 288, 292, 441, 864.
Holstein 305, 436, 568, 570 f., 800.
Holstein-Augustenburg 801.
Holsteinische Ritter und Prälaten 571.
Homburg 412.
Hondschooten 199.
Honduras 847, 850.
Hong-Kong 858.
Hood, Admiral 166.
Hoogvorst 635.
Hormayr 283, 371, 377, 497, 500.
Horn, Graf 434.
Hortense 251.
Houchard 198.

Digitized by Google

Howick, englischer Minister 361.
Hoym, Minister 380.
Hünningen 221, 345, 397.
Hütten 630.
Hugenotten 110.
Hullin 54.
Humann 678.
Humboldt, Alexander von 508.
Humboldt, Wilhelm von 508, 530.
Hunger 26, 48, 195, 297.
Hungerpest, schlesische 73 ff., 730 ff.
Hungersnoth 364.
Hunkiar-Skelessi, Vertrag von 695, 812
Hunt 562 f.
Hyde de Neuville 243, 255, 622, 625.
Hydra 608.

J.

Jablonowski, Fürst 642.
Jackson, General 818, 820.
Jacqueminot 685.
Jämmerlichkeit 328.
Jaffa 233.
Jagd 46.
Jagdlust 408.
Jagot 204.
Jahn 508, 526, 723.
Jakob I., König von Hayti 268, 855.
Jakob II., König von England 137.
Jakobi, Dr. Johann, zu Königsberg 728.
Jakobiner 65, 75, 91, 97, 104, 119 ff., 123, 128, 135 f., 139, 142, 146, 149 ff., 160, 163, 165 ff., 173, 176, 180 f., 188 f., 191 f., 197, 202, 205 ff., 215, 218 f., 259, 647.
Jakobinerclub 125, 173, 184 f., 188, 205, 226.
Jamaica 856.
Janina, die Stadt 457.
Janitscharen 458, 603 f.
Janke, Hofrath 525.
Japan 843, 858.
Jar-Mohammed 860.
Jassy 423.
Jaup 767.
Javogues 165.
Jay 341.
Ibel, Präsident 513, 530.
Ibrahim, Sohn Mehemed Ali's 609 f., 611, 812 ff.
Ideale 114, 145.
Idealismus 917.
Idee 263, 350, 366, 371.
Idee, der Reformation 324.
Idee, der Revolution 323 f.
Idee, des sechszehnten Jahrhunderts 323.
Ideenwelt 447, 865.
Ideen der Zeit 385.
Idria 222.
Idstedt, Schlacht bei 774.
Jefferson, Thomas 816.
Jellachich, Freiherr Joseph von 713 ff.
Jellineck 716.
Jemappes 125, 439.
Jena 272, 278.
Jena, Treffen von 388.
Jersey City 820.
Jersey, Lady (Kebsweib) 362.
Jeschwell, Fürst 427.
Jessenak, Baron 720.
Jesu 207.
Jesuiten 259, 499 f., 548, 786, 790 f., 797 f., 808, 848, 898.
Jesuitenknechte 798.
Jesuiten-Orden 897.
Jesuiten-Regiment 746.
Jesuitismus 558, 742, 896.
Jever 440.
Iganie 645.
Igelström, General 420.
Igualo, Aufruf von 846.
Illegitimität 661.
Illinois 819.
Illuminaten 382.
Illyrien, das Königreich 299, 306, 448.
Illyrische Provinzen 452.
Illyrier 292.
Indiana 819.
Indianerstämme 816.
Indien 843.
Indigenat 746 f.
Immerwährender Rath 416 f.
Innere Verwaltung 347.
Innsbruck 283, 711.
Inquisition 346, 451, 455, 575, 583, 808.
Inseln, jonische 273, 325, 452 f.
Instructionen (Cahiers) 26.
Insurrections-Akte 357.
Insurrectionsjunta von Sevilla 454.
Invaliden 38, 333.
Inzaghi 710.

Digitized by Google

Joch, französisches 300.
Joch, unwürdiger Knechtschaft 302, 338.
Johann, Prinz von Sachsen 751 f.
Johann, Erzherzog von Oesterreich, später Reichsverweser 369, 375, 712, 782.
Johann VI., Maria Joseph, König von Portugal 456, 585 f., 852.
Johannisberg, Benedictinerprobstei 379.
Jolly 635.
Jones 804.
Jonische Inseln 814.
Jordan, Dr. W., Professor 752, 768.
Joseph, König von Neapel (s. J. Bonaparte) 229, 280, 286, 291, 309, 349, 448, 450, 453, 845.
Joseph II., Kaiser von Oesterreich 368 ff., 394.
Josephine (Gattin Napoleon's) 208, 246, 251.
Joubert 235.
Jouberthon 288.
Jourdan, Marschall 213, 221, 232, 234, 243, 280.
Journalisten 613.
Jowa 820.
Irland 275, 351 f., 355, 361 f., 803.
Irländer 353, 356, 805, 839.
Irländer, die vereinigten 355 ff.
Irländische Insurrectionsbill 361.
Isabella Christina Leopoldina, älteste Tochter Pedro's II. 854.
Isabella, Infantin 587, 808 f.
Isenburg, Fürstenthum 412.
Isenburg-Birstein, Fürst von 401.
Isla de Leon 575.
Isle de France 325.
Ismael 423.
Isnard 142, 206, 255.
Isonzo 222.
Istrien 222 f., 448.
Italien 138, 200, 221, 223, 230 ff., 247 f., 273, 281, 308, 324, 343, 349, 446, 448, 472, 588, 632, 651, 721, 786.
Italiener 221, 288, 292, 320, 702, 720.
Italienische Republik 448.
Iturbide 846.
Itzstein 758.
Juden 367, 403, 484, 592, 605.
Judenburg 222.
Judenhaß 523.
Judenviertel (Ghetto) 451.
Jugend 629, 911.
Jugend, vergoldete 205.
Juli-Medaille 667.
Julikämpfer 626.
Juli-Monarchie 663, 678.
Juli-Ordonnanzen 613.
Juli-Revolution 612, 796, 800.
Juni, 20ster 1792 96.
Junkerpartei 741, 754.
Junot, General (Abrantes) 278 f., 287.
Junta, apostolische 279, 581.
Junta von Sevilla 845.
Junten 845.
Jussieu 679.

K.

Kabul 857, 859.
Käferthal 765.
Kälte 296 ff.
Käuflichkeit der Aemter 45.
Kaiser von Frankreich 343.
Kaiser, die römischen 4.
Kaiserkrönung 246.
Kaiserreich 261, 269 ff., 277 ff., 290 ff., 314, 350.
Kaiserslautern 199.
Kaiserthum 22, 257, 615.
Kaiserverfassung 331.
Kakhofski, Peter 489.
Kalender, republikanischer 158.
Kalinowski, General 645.
Kalisch 644.
Kalisch, Bundesvertrag zu 431.
Kalisch, Hungerlager bei 697.
Kalisch, Militär-Convention von 377.
Kalkreuth, General 388.
Kaluga 294.
Kammerherren 405.
Kammern 335, 341 f., 680.
Kamptz 508, 525, 530.
Kamran-Schah 860.
Kanaris 609.
Kandern 762.
Kaninchengehege 46.
Kansas 838.
Kansas-Nebraska-Bill 829.
Kent 382.
Kapodistrias, Graf 606, 610.
Kapolna, Schlacht von 717.
Kara-Ali, Kapudan-Pascha 609.
Karamsin 487.
Karl Albert, Prinz von Savoyen-Carignan 598 f., 786 f., 789 f., 792 ff.
Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar 522.
Karl I., König von England 137.

Digitized by Google

Karl, österreichischer Erzherzog 221, 281, 369, 375 f., 398.
Karl, Herzog von Braunschweig 517, 654.
Karl, Herzog von Südermanland 433 ff.
Karl Felix 598.
Karl Friedrich, Großherzog von Baden 409 f., 414 f., 520.
Karl Eugen, Herzog von Würtemberg 407.
Karl Ludwig, Herzog von Lukka 790.
Karl Ludwig, Erbprinz von Baden 409.
Karl Theodor, Kurfürst von Baiern 405.
Karl X., König von Frankreich (s. Artois, Graf von) 472, 492, 558, 560 f., 612, 616, 620 ff., 625 ff., 681.
Karl XIII., König von Schweden 569.
Karl XIV. Johann, König von Schweden, 569 f., 802.
Karl Emanuel IV., König von Sardinien 452.
Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog v. Braunschweig 388, 414.
Karl IV., König von Spanien 278 f., 453.
Karlsbad 468, 531.
Karlsbader Beschlüsse 514, 532, 536 f.
Karlsburg 718.
Karlsruhe 764.
Karolina, Königin (s. Braunschweig Karolina von) 363, 565.
Karolina Maria, Gemahlin Ferdinand's IV., König von Neapel 371, 419 f., 593.
Kartätschungen 150.
Kassel 282, 305, 411, 655.
Katharina II., Kaiserin von Rußland 138, 407, 419 f., 422 ff., 425, 433.
Katharina, Frau des Hieronymus 408.
Katholiken 65, 110, 835 ff.,
Katholiken Irlands 352, 355, 357.
Katholische Religion 418, 848.
Katholicismus 586, 757, 796, 899.
Katt, Hauptmann von 281 f.
Katzbach, Schlacht an der 304.
Katzenelnbogen 212.
Katzenjammer 473.
Kaukasische Länder 492.
Kaukasus 695, 859.
Kaunitz 372.
Kehl 397.
Keller, Graf 530.
Kellermann (Valmy) 116, 287.
Kent, Herzog von 362, 564.
Kentucky 815, 819.
Kerecsed, Gefechte von 717.
Kersaint, Abgeordneter 117, 136.
Kervélégan 155, 163 f.
Kiel, Frieden zu 305, 436, 569.
Kielce 644.
Kienmayer, Feldmarschall 282.
Kinglin, General 228.
Kinkel, Gottfried 763.
Kirche 63, 350, 503, 588, 847.
Kirche, katholische 527.
Kirche, protestantische 527.
Kirchenbuße 802.
Kirchenfeste 333.
Kirchengüter 68.
Kirchenstaat 429, 447 f., 451, 591, 786 f. 789, 792, 795.
Kirchensteuer 528.
Kirchheim-Boland, Gefecht bei 765.
Kirchliche Einrichtungen 347.
Kirchliches Leben 563.
Kis 720.
Kiuthahia, Frieden zu 814.
Klagenfurt 222.
Klapka 717, 719.
Klassen, arbeitende 62.
Klausen, Landgericht 448.
Klausewitz, Ober-Offizier 289.
Kleber 198, 233, 249.
Klein-Deutsche 501.
Kleinstaaten 437.
Kleist-Nollendorf 393, 507.
Klenze 754.
Klephthen 606.
Klöster 63, 406, 503 f., 593, 743.
Kmethy 720.
Knezich 720.
Kniphausen 440.
Knutenstrafe 428.
Kobrin 294.
Kochendorf 775.
Kocher 212.
Köhlerglauben 523.
König, Advocat 656 f.
König von Frankreich 62.
Königin 52, 55, 58, 61.
Königliche Gewalt 315.
Königliches Statut 808.
Königs, Flucht des 91.
Königsberg 273, 300 f., 390, 725.
Königsgesetze 770.
Königshaus in Sachsen 322.
Königsmacherei 628.
Königsmörder 333.
Königstitel 408, 413.
Königthum 15, 31, 69, 80, 82, 84, 107, 116, 127 f., 134, 152, 203, 207, 210, 290, 328, 330 f., 333, 349, 650, 686.
Könneritz 751.
Körner, Theodor, Dichter 393.
Körper 301.

Digitized by Google

Kokarde der Nation 55.
Kolberg 282, 388.
Kolding, Schlacht zu 774.
Kolokotronis, Theodor 607, 609.
Kolosvar 717.
Kolowrat, Graf 701, 710.
Komorn, Festung 718 f.
Konieh 812.
Kopenhagen 250, 359, 436, 800.
Kopenhagen, Uebereinkunft von 359
Koppe 525.
Koppen 635.
Kordofan 611.
Korinth 609.
Korn, Einfuhr des 364.
Kornpreise 365.
Kornwucherer 31.
Kornzölle 365.
Korsakow 232.
Kosacken 297, 482, 697.
Kosackisch oder republikanisch 478.
Kosackenthum 479.
Kosciusko, Thaddäus 419 ff., 640.
Kosel 388.
Kossakowski, Bischof 418, 421.
Kossuth 705, 713 f., 720.
Kottbuser Kreis 413.
Kotzebue 526, 529 f.
Kraft 290, 301.
Krakau 301, 420 f., 641, 704, 730.
Kremel 295.
Kremsier 716.
Kriechende Gesinnung 313.
Kriege 291, 329, 338, 349, 904.
Krieger 339.
Kriegs-Departement 311.
Kriegsgesetz, das eiserne 292.
Kriegskosten 314.
Kriegslust 326.
Kriegsminister 334.
Kriegsruhm 333.
Kriegssteuer 706.
Kriegsverfassung 539.
Kriegswesen 806.
Krimm 425.
Krönung des Königs 566.
Krone, Frankreichs 315.
Kronstadt 718.
Krüdener 487, 526.
Krug 525.
Krukowiezki, Graf 648.
Kübeck 710 f.
Kudlich, Hans 713.
Küstrin 306.
Kufstein 283.
Kulm, Sieg bei 304.
Kunst 4.
Kunstgegenstände 411.
Kurakin, Fürst Alexander 426.
Kurfürst, Reichskanzler 400.
Kurhessen 272, 655, 768.
Kurland 424.
Kutusow 294, 297.

L.

Labbey de Pompières 628.
Labedoyère, General 551.
Labourdonaye 557, 559.
Laborde 617.
Labyrinth 313.
Lacage 161.
Laclos, de 76, 121.
Lacombe, Rose 54, 173.
Lacoste 90, 92, 185.
Ladenberg 765.
Ladmiral 185.
Ländergier 324.
Lafayette, Marquis 41, 49, 55, 57, 59, 61, 65, 74, 77, 83, 95, 98, 101 ff., 108, 121, 336, 342, 555 f., 614, 617, 619 ff., 624 f., 628, 665.
Lafitte, Johann Baptist 556, 614, 617 f., 621 f., 624 f., 653, 665.
Lagarde, General 549.
Lagthing 570.
Lagerversammlungen 835.
La Grange 679.
La Granja 808.
Laharpe 428, 444, 487.
Lahner 720.
Lahore 857.
Laibach, Congreß zu 222, 468 f
Lainé 336, 555.
Lamartine, Alfons 687.
Lalande, Bischof 172.
Lally Tolendal 49.
Laloi 204.
Lamballe, Herzogin von 108.
Lamberg, Graf 714.
Lamberti, General-Adjutant 375.
Lameth 49, 66.
Lamoricière 686.
Landadel 25.
Landau 199, 345, 763.
Landbau 349.
Landes-Repräsentanten 510.
Landes-Ausschuß 761, 764.

Digitized by Google

Landesverfassung 411.
Landhaus 706.
Landkarte 313.
Landmacht 355.
Landrecy 200.
Landsfeld, Gräfin 747 f., 750.
Landsoldaten 355.
Landstände 407.
Landständische Verfassung 403.
Landsturm 390.
Landtag, preußischer 301, 514.
Landwehr 301, 304, 390.
Langenau, General 378.
Langsee 774.
Languedoc 45.
Lanjuinais 147 f., 154 f., 162, 165, 255, 340.
Lannes (Montebello) 287.
Lanthenas 148.
Laon 308.
Lapalus 174, 178.
La Pique, General 54.
La Plata-Staaten 848.
La Plata-Strom 851.
Lappland 269.
Larevellière-Lepaux 217, 219, 225, 234 f.
Larivière, Henry 163, 165, 206.
Larochejaquelin, 197, 336.
Larréguy 621.
La Rochelle 65, 556.
La Romana 278 f.
Lasierna 849.
Lasource 118, 148, 161.
Lassalle 679.
Lassaulx 747, 750.
Lasten 528.
Laster 12.
Lauenburg, Herzogthum 325, 412, 436, 568.
Launay, Gouverneur de 34, 37.
Lauter 345.
Lauterburg 199.
Lavalette, Graf 551.
Lavalette, Frau 192.
Lavicomterie 204.
Laville Heurnois 214, 219, 227.
Lázár 720.
Lazaroni 449.
Lebas 172 f., 176 f., 183 f., 190.
Lebenselexir 382.
Lebenstinktur 384.
Lebon, Joseph 172.
Lebrün (Piacenza), Minister 107, 119, 140, 148, 158, 245, 257, 266, 287, 441.
Lecco 792.
Lecointre 185, 187.
Ledru-Rollin 687.
Lefebvre (Danzig) 236, 287.
Legendre 113, 185 f., 191, 204.
Legion, die schwarze 282.
Legitime Fürsten 343.
Legitimisten 309, 327, 550, 662 f., 668, 674 f., 678, 680.
Legitimität 314, 381, 467, 470, 472, 660, 872.
Legnago 231, 792.
Lehardy 148, 161.
Lehenswesen 343, 364.
Lehrbach, Graf Ludwig von 373 f., 398.
Leibeigene 8, 482, 697.
Leibeigenschaft 346, 417 f., 429, 516.
Leibgarde 57, 94.
Leichen 734.
Leine, Fürst von der 305.
Leiningen 720.
Leipzig 304 f., 751 f.
Leipzig, Schlacht bei 307, 378.
Lelewel 643, 647.
Lemaître 214, 219.
Lenoir-Laroche 226.
Leo XII. 896.
Leoben 222.
Leopold II., Kaiser von Oesterreich 73, 367 ff., 383, 394 f., 439, 590.
Leopold I., König von Belgien 472, 638, 799.
Leopold II., Großherzog von Toscana 765, 786, 790, 795.
Leopold von Sachsen-Coburg, Prinz 562, 610.
Lepeaux (siehe Larevillière) 206.
Le Peley-Pleville 226.
Lerchenfeld 750.
Leroux, Pierre 621.
Lesage 148, 155, 163, 165.
Lescure 197.
Lescuyer 95.
Leser, Secte der 802.
Lesterpt 161.
Lesuir 750.
Letourneur 217, 219, 225.
Leyen, Graf von und zu der 305, 401.
Liancourt, Herzog von 276.
Liberale 753.
Liberalismus 384.
Libry Bagnano 633.
Licenzen 276.
Lichtenau, Gräfin (Fräulein Enke und Frau Rietz) 380, 382 ff., 385, 387.
Lichtenstein, Fürst von 368, 401.
Lidon 148, 163.

Digitized by Google

Liebenstein 758.
Liederlichkeit 122.
Lieferanten 124 f.
Liegnitz 303.
Linientruppen 344.
Ligny 340.
Ligurianer 711.
Ligurische Republik 447.
Lille 124, 343.
Lima 848.
Limburg 779.
Limoelan 255.
Limon, Marquis von 103.
Linares, Präsident 851.
Linde, Staatsrath von 766.
Linden, Minister von 757.
Lindenau 378, 751.
Lindet, Robert 157, 204.
Linier, Graf 845.
Lippe-Detmold, Fürst von 401.
Liptingen 231.
Lissabon 249, 269, 278 f., 584, 810.
Literatur 505, 523.
Lithauen 420 f., 645.
Livorno 367, 795.
Liverpool, Lord 362, 562, 567.
Lobau 619.
Lodach, Schloß bei Reval 407.
Löher 835.
Löhning, Apotheker 513.
Lörrach 763.
Löwe von Kalbe 782.
Löwen 634.
Löwen, Universität 368.
Löwenantheil 320.
Löwenstein, Fürst von 395.
Loge 104.
Loire 196 f., 342.
Lola Montez, Tänzerin 746 ff., 750.
Lombard, Cabinetsrath 380, 384, 386 f.
Lombardei 324, 447, 452, 594, 786, 790.
Lombarden 792.
Lonchet 190.
London 250, 361.
Londoner Conferenz 637
Lopez 856.
L'Orient 213.
Loskauf 47.
Losme, Major von 37.
Lothringen 316.
Lotterie 791.
Louis, Fort 199.
Louis, Herr 665.
Louis, König von Holland (siehe St. Leu) 288, 440 f.
Louise, Infantin 809.
Louise von Darmstadt (zweite Gattin des Prinzen Wilhelm von Preußen) 381.
Louise Maria von Parma (Gemahlin Karls IV., König von Spanien) 453.
Louise von Mecklenburg-Strelitz (Gemahlin Friedrich Wilhelm's III.) 389.
Louisiana 816, 819.
Loustalot 51.
Louvet 83, 114, 118, 120, 125, 148, 154 f., 162, 164 f., 206.
Louvre 104, 617 f.
Lublin 644.
Lucca 231, 268, 324, 448, 452, 595.
Lucca, Herzog von 789.
Lucchesini, Gesandter in Paris 380, 384, 387.
Lucian (s. L. Bonaparte) 229.
Lucilie (s. L. Desmoulins) 177.
Luckner 95. 178.
Lucknow 857.
Ludovika von Modena, Kaiserin 375.
Ludwig I., Großherzog von Hessen-Darmstadt 766.
Ludwig II., Großherzog von Hessen-Darmstadt 766 f.
Ludwig III., Großherzog von Hessen-Darmstadt 767.
Ludwig XVI. 18, 27, 29, 32, 38 f., 41 f., 44, 46, 48, 52, 55 f., 60 ff., 64, 71, 74 f., 79, 83, 86, 89, 93, 101, 103, 105 f., 125, 137, 179 f.
Ludwig XVIII. 259, 314 f., 317 ff., 327, 337, 342, 345, 367 f., 550 f., 558, 582.
Ludwig Bonaparte 797.
Ludwig Philipp, König von Frankreich 472, 630 ff., 647, 653, 663 ff., 670 ff., 674 ff., 679 ff., 684, 686 f., 797, 809.
Ludwig Karl (Dauphin) 179.
Ludwig I., König v. Baiern 519 f., 743 f., 748 f.
Ludwig X., Großherzog von Hessen-Darmstadt 411 f.
Ludwig, Erzherzog von Oesterreich 701, 706, 710.
Ludwig Eugen, Herzog v. Würtemberg 407.
Ludwigsburg 407.
Ludwigshafen 763, 765.
Lübeck, das Fürstenthum 303, 387 f., 400.
Lübenitz 304.
Lüneburg 302, 413.
Lüneville, Frieden von 249, 269, 374, 399, 448.
Lüttich 634.
Lützen 302.
Lützen, Schlacht bei 413.

Digitized by Google

Luxemburg 213, 442, 617, 779.
Luzern 797 f.
Lyon 155, 159, 165, 172, 184, 196, 206 f., 240, 339, 672.

M.

Maas, der Fluß 401.
Maaß, das 158, 349.
Macdonald (Tarent) 231, 287, 294, 300, 344.
Macedonien 608 f.
Machecoul 197.
Machtbefehl 291.
Mack, österreichischer Oberst 139, 231, 271, 375.
Macziewice 421.
Madalinski, Brigadier 420.
Madison, James 817, 819.
Madrid 279 f., 574, 581 f.
Männerbund 536.
Männerkloster 745.
März-Revolution 711 f., 715, 721.
Mäßigkeitsnarren 822.
Magdalenenkirche 618.
Magdeburg 281, 302, 306, 388.
Magnano 231.
Magnatentafel 705.
Magnesia 608.
Magyaren 702, 704, 714.
Magyarenthum 713.
Maharatten 857.
Mahé 53.
Mahmud II., Sultan 458, 603 ff., 812.
Maifeld 339.
Maignet 172.
Mailand 221, 223, 247, 276, 711, 713, 792 f.
Mailänder 721.
Maillan 163.
Maillard 37, 54 f.
Main 213.
Maine 819.
Maintenon 625.
Mainville 161.
Mainz 199, 213, 223, 302, 411 f., 763.
Mainz, Reichsfestung 395 f.
Mainzer 248.
Maison, General 610.
Maitressen 382, 385.
Majorate 274.
Malachowski, Kanzler 418, 648.
Malesherbes 129, 178.
Malet's Verschwörung 298 f., 309, 311.
Malkowski, General-Lieutenant 717.
Mallarmé 184.
Malmaison 343.
Malmö, Waffenstillstand zu 773, 783.
Malo-Jaroslawetz 296.
Malouet 49, 53.
Malta 230, 232, 249 f., 268, 322, 325, 358 f., 429.
Mameluken 230, 611.
Mammon 327.
Mandat 104, 628 f.
Manfredini, Leopold's italienischer Vertrauter 368.
Mangel an Lebensmitteln 293.
Manger, Ludwig von, Oberpolizeidirector 519.
Manifest des Herzog's von Braunschweig 102, 384.
Manifeste 103, 344.
Manin 792.
Mannheim 200, 213, 232.
Mannheimer Journal 759 f.
Mantua 221 ff., 231, 248, 792 f.
Manuel, Abgeordneter 555 ff.
Marat 51, 54, 66, 104, 110, 113, 115, 117 ff., 135, 139 ff., 148 ff. 156 f., 206.
Marat, Frau (siehe Albertine) 156.
Marast 666, 687.
Maraudiren 295.
Marcanta 451.
Marceau 198.
Marchenna 164
Marengo 248, 252.
Maret (Bassano) 179, 243, 288, 310 f., 335.
Maria Antoinette 30, 41, 48, 59 ff., 93, 101, 105, 161, 207.
Maria Beatrix 595.
Maria da Gloria, Donna 455, 587 f., 810.
Maria Friederika, Fürstin v. Anhalt-Bernburg 518.
Maria Louise, Kaiserin 246, 288, 291, 309 f., 324, 452, 595, 788 f.
Maria Louise, Infantin 452, 595.
Maria Ludovika von Spanien, Gemahlin Leopold's II. 367.
Maria Theresa Charlotte, Ludwig's XIV. Tochter 179.
Marie, Mitglied der prov. Regierung 687.
Marienburg 345.
Marineminister 334.
Mark, Gräfin von 387.

Markoff, russischer Minister 424 f.
Markow, russischer General 294.
Marmont (Ragusa) 287, 308 f., 311, 616 f., 626.
Marne 197.
Maroto 808.
Marquisito 287.
Marschall, Freiherr von 767.
Marseillaise 138, 155, 159, 162.
Marseille 166, 196, 206, 549, 675.
Marseiller 104.
Marsfeld, Blutbad 38, 76 f., 81.
Martignac 559.
Martin, Michael 526.
Martin du Nord 678.
Martin 571.
Martinez de la Rosa, Ministerium 581 f.
Martinique 213.
Maschinen, neuere 362.
Massa 452.
Masse 60, 327.
Massenaufstand 307.
Massen des Volkes 123.
Massena (Rivoli und Eßlingen) 228, 232, 247, 287.
Massenbach, preußischer General 300, 380, 384.
Mastricht 138, 440, 636.
Masuren 421.
Materie 301.
Materialismus 917.
Materielle Interessen 703.
Mathilde von England 407.
Mathy 761 f.
Matrosen 355.
Matthieu, Secretär 412.
Maubeuge 199.
Maubourg-Latour 75.
Maucler, Geheimrath 756.
Mauguin 617, 619 f.
Maurer, Staatsrath von 813.
Maurokordatos 609.
Mauromichalis, Pietro 607.
Mauromichalis, Constantin 610.
Mauromichalis, Georg 610.
Maury, Abbe (später Cardinal) 49, 329.
Max, Joseph, Kurfürst von Baiern 373, 405, 519.
Maximilian von Sachsen 655.
Maximilian, Erzherzog v. Oesterreich 707.
Maximilian II. von Baiern 750.
Mayo 848.
Mayer 283.
Mazzini, Joseph 652, 787, 794.
Mecklenburg 273, 515, 655, 775.
Mecklenburg, Herzog von 302.
Mecklenburg-Schwerin 401.
Mecklenburg-Strelitz 345, 401.
Mediationsakte 445.
Mediatisirte Länder Deutschlands 322.
Medina 458.
Meerfeld, österreichischer General 304, 308, 378.
Mehée de la Touche 258.
Mehemed Ali 457, 603, 611, 683, 814.
Meilhan 164.
Meineide 73.
Melbourne, Hauptstadt 861.
Melbourne, Lord 803.
Mekka 458.
Mellinet, General 635.
Memel 421.
Memmingen 248.
Menken 368.
Mende 95.
Menotti, Ciro 652.
Menou, Baron 29, 197 f., 249 f.
Menowitsch, Paul 426.
Menschendienst 823.
Menschenrechte 80, 313, 350, 865.
Menschheit 4, 195, 290, 313, 474.
Menschlichkeit, reine 125.
Mercy, Herr von 52.
Mericourt, Theroigne de 54, 99.
Merino 287.
Merlin von Douai 226, 228, 232, 234, 241.
Merlin von Thionville 83, 118, 191, 204.
Mérode, Felix de 636.
Mersch, van der 439.
Merz 747.
Messaros 720.
Messenhauser 716.
Messina 789, 791, 793.
Mestre, Baron von 674.
Methodisten 835 f.
Metternich, Fürst 303, 306, 310, 312, 317, 320, 376 ff., 379, 471, 479, 487, 496, 498 ff., 501, 517, 530 f., 696, 700 f., 704, 707 f.
Metz 556.
Meunier 677.
Mexico 821, 845 f., 849.
Miaulis 609.
Michigan 819.
Mieroslawski 737, 764, 793.
Mietau 328.
Mignet 621.
Miguel, Dom (zweiter Sohn Charlotten's, Königin von Portugal) 585 ff., 588, 810 f.
Militär-Colonien 481, 484 f., 697.

Militär-Convention 309, 316, 392, 548.
Militär-Despotismus 338.
Militär-Divisionen 247.
Militärgewalt 388.
Militärorden 580.
Militärverfassung 539.
Miliz 355, 839.
Miller 835.
Millesimo 220.
Milosch Obrenowitsch 602.
Mina 287, 574.
Mincio 221, 248, 306.
Minister 321.
Minister, Staatsstreichs 41.
Ministerium 386.
Ministerial-Conferenz vom 12. Juni 1834 779.
Ministerrath 370.
Ministerverantwortlichkeit 706.
Ministerwechsel 663.
Minnesota 820.
Minoritätswahlen 754.
Minotaurus des Despotismus 313
Mine, Fort 818.
Miomandre de Sainte Marie 59.
Miquelon 213.
Mirabeau, Graf von 26, 30, 39, 48 ff., 52, 55, 62, 64, 68, 70 f., 121, 128.
Miranda, General 139, 847.
Mirandola 452.
Miramon, General 850.
Miray, Majors-Adjutant 37.
Mississippi 819.
Mischehen 705.
Missolunghi 609 f.
Mißbräuche 350.
Mißheirathen 801.
Mißregierung 683.
Missouri 819.
Mittelalterliche Lasten 349.
Mittelstand 339, 878.
Mitylene 609.
Modena, Herzog von 788, 795.
Modena 221, 223, 324, 447, 452, 595, 786, 789.
Moderado's 578 f., 582, 598, 647, 809.
Modlin 306, 644, 648.
Modon 609.
Mödern 302, 305.
Mönche 63, 252, 455, 504, 592.
Mönchskloster 580.
Mönchthum 346.
Mörderbanden 147.
Möring, Major 495.
Mörsburg 762.
Möskirch 248.
Moga, General 714.
Mohammed, Sohn Abbas Mirza's 860.
Mohammedaner 605
Moldau 492, 602, 607.
Molé 678, 684 ff.
Molinos del Rey, Schlacht bei 821.
Mollevault 155, 165.
Molleville, Bertrand de 89 f.
Moltke, Graf 773.
Momiers 548.
Monaco, Fürst von 452.
Monagas, Familie 850.
Monarchie 121, 257, 260, 358, 442, 633, 873.
Monarchie, absolute 699.
Monarchie, constitutionelle 12, 333, 340, 469, 478, 699.
Monarchisches Princip 321, 468.
Monarchisten 792.
Moncey (Conegliano) 254, 278 f., 287.
Mondovi 220.
Monge 107.
Mongolen 601.
Moniteur 256, 261.
Monogamie 837.
Monopole 313.
Monroe, James 820.
Mons 95.
Mont d'Or, Festung 344.
Montbel, Baron 559 f.
Montebello 248.
Montecuccoli, Graf 707.
Montenegro 812.
Montenegriner 605
Montenotte 220.
Montesquiou 124.
Monteverde, Vicekönig 847.
Montevideo 848.
Montfaucon 247.
Montgelas 406.
Montholon, General 674.
Montlosier 559.
Montmartre 178, 193, 309.
Montmédy 74, 344.
Montmirail 308.
Montmorency, Graf Mathias von 29, 556.
Montmorin 89.
Montpensier, Herzog von 809.
Montreuil 317.
Moor, General 280.
Morales, General 847
Morast 49.
Mordscenen 549.
Mordscenen des 12. August 752.
Morea 607 f.
Moreau 199, 221, 228, 248, 309.

Digitized by Google

Morelli, Lieutenant 595, 598.
Morelos 846.
„Morgendämmerung“ (le point du jour) 51.
Morillo 287, 847.
Morin 326.
Morisson 127.
Moritz, Kurfürst von Sachsen 264.
Mormonen 835 ff.
Mortemart, Herzog von 45, 620 f., 624.
Mortier (Treviso) 287, 295.
Morusi, Fürst 608.
Moskau 269, 294, 296.
Moß, Vertrag zu 569.
Moulins 235 f., 241.
Mouton 298.
Moy, von 747.
Mühlenfels 508, 530.
Mühlhausen 444.
Mühlheim am Rhein 305.
Müller, Adam 526.
Müller, Johannes 443.
Mümpelgard 407.
München 248, 405, 748, 750.
Münchener 749.
Münchener Studenten 747.
München, Universität 748.
Münchhausen-Lindemann, Uebergangsministerium 755.
Münster, Graf von 517, 656 f.
Mürat, Joachim 254, 261, 273, 279, 288, 291, 294, 298, 303, 306, 322, 324, 325, 335, 340, 401, 448, 450 594.
Mulatten 856.
Munkatsch 372.
Municipal-Commission 623.
Municipalgarde 686.
Municipalrath 309.
Municipalsoldaten 309.
Munoz 808 f.
Murawieff, Alexander 488.
Murawieff, Apostoll Sergius 489.
Murawieff, Michael 488.
Murg 221.
Murg, Gefecht an der 765.
Murviedro 287.
Mussa, Kriegsminister, Cavaliere 593.
Mustapha IV. 458.
Mystik 382.
Mystiker 383.

N.

Nacht vom 4. August 42.
Nagy-Sandor 720.
Nangis 308.
Nantes 165, 197, 556.
Napier, Sir Charles 810.
Napoleon I., Bonaparte (s. Bonaparte) 12, 210, 223 f., 227, 229 ff., 238, 251, 261, 270, 288, 319, 327, 337, 350, 360, 374, 389, 407, 444, 451, 472, 675, 681, 855.
Napoleon III., Ludwig 221, 265, 268, 677, 680 f., 687.
Napoleon, Ludwig, König von Holland (s. Louis) 273.
Napolitano, General 596.
Napp-Serlo 718.
Narbonne 89, 103.
Narvaez 809 f.
Nasenwände, Ausreißen der 429.
Nasir Edin 860.
Nassau 513, 767.
Nassau-Usingen, Fürst von 401.
Nassau-Weilburg 401.
Nation 315, 318, 327, 333, 367, 416, 625, 628.
National 684.
National-Bewaffnung 539, 809.
National-Convent 107, 113, 143 ff., 155, 165, 168, 170 f.
National-Eigenthum 117.
National-Congreß von Mexico 846.
Nationalgarden 57, 59, 62, 83, 98, 103, 113, 302, 307, 309, 356, 557, 559, 619, 629, 684, 809.
Nationalgefühl 290, 344, 351.
Nationalgüter 206 f., 219 f., 333, 364.
Nationalität 4, 292, 304, 313, 320 f., 323 f., 367, 502, 589, 769, 796, 839 f.
Nationalitäten 721 f.
Nationalversammlung in Rom 794.
Nationalversammlung, französische 25, 27, 40 ff., 45, 51, 53, 55, 60 f., 64, 735, 738 ff., 813.
Nationalversammlung in Trözene 610.
Nationen 874.
Nationen, Europas 321, 658.
Nationen, Solidarität der 11.
Nativisten 824, 840.
Nauwerck von Berlin 728.
Nauplia 609.
Navarin, Schlacht bei 492, 610.
Navarra 286.

Neapel 221, 230 f., 249, 273, 279, 288, 298, 324, 448 f., 593, 595, 786 f., 789 f., 793.
Neapolitaner 468, 597, 791, 795.
Necker, franz. Minister 28, 32 f., 35, 44, 47, 50, 70.
Neerwinden 139, 429.
Negerhandel, Abschaffung des 348.
Neiperg, Graf von 595.
Nelson, Lord 450.
Nemesis, 337.
Nemours, Herzog von 677 f., 685 f.
Nesselrode, Minister 314.
Neubreisach 556.
Neuburg 248, 445 f.
Neuenburg 797.
Neuengland 819.
Neufchateau, François de 226, 228 f., 241.
Neufchatel 272.
Neugestaltung Deutschlands 300.
Neu-Granada 847, 850.
Neuilly 622 ff.
Neu-Merico 821.
Neusüdwales 861.
Neutralität 325, 345, 385, 632, 815.
Neutralität, bewaffnete 385 ff., 388, 434 ff.
Neu-Spanien 846.
Neutralität, unbewaffnete 387.
Neuville, Herr von 620.
Neu-York 820, 834.
Neuzeit 4.
New-Orleans 818, 834.
New-Orleans, Schlacht von 819.
Ney, Marschall (Elchingen und Moskwa) 287, 294, 297, 311, 335, 551.
Niagara, Treffen in der Nähe des 818.
Nicaragua 847, 850.
Nichtverkehrsgesetz 817.
Nicolai 526, 636.
Nicolaus I., Czaar von Rußland 489, 491, 646 f., 689, 694 ff., 699.
Nichteinmischung, Grundsatz der 467.
Nicht-Katholiken 64.
Niebuhr 525.
Niederlande 308, 322, 325, 345, 348 f., 402, 437, 542, 796, 798.
Niemen 273, 293.
Nimes 549.
Ningpo 858.
Nisib, Schlacht von 812.
Nivière, Maire 159.
Nizza 221, 447.
Noailles, Vicomte von 38, 45.
Nobs 861.
Nollendorf 304.
Nonnen 63, 252, 592.
Noot, Van der 439.
Nordalbinger 769.
Nordamerikanische Freistaaten 815.
Nord-Carolina 815.
Norddeutschland 430.
Nord-Niederland 543.
Nordsee, Küsten der 385.
Normandie 45, 159, 309.
Normann, Graf 408.
Norwegen 305, 325, 435, 569, 803.
Norweger 320.
Notablen 392, 441 f.
Nothwendigkeit, geschichtliche 327.
Novara, Schlacht bei 794.
Novi 235.
Novosilzow, Nicolaus 483.
Nubien 611.
Nürnberg 221, 400.

O.

Ober-Californien 821.
Obergespanne 705.
Oberitalien 306.
Oberndorf 405.
Oborski 764.
Obscurantismus 379, 658, 797.
Obscurantismus, Fürst des 310.
Occident 814.
Occupationsarmee 468, 553.
Ochlokratie 122.
Ochs, Peter 444.
Ochsenauge 99.
Ochsenbein 798.
O'Connel 805.
O'Connor 804.
October, 1. 53
October, der 5. und 6. 50.
October-Revolution von Wien 715.
Octroyirung 319.
Oczakow 423.
O'Danoju 846.
Odelsthing 570.
Odeon 226.
Oder 275.
Odilon Barrot 619, 686.
O'Donnel 287, 809.
Offener Brief 800.
Oeffentliches Leben 822.
Oeffentliche Meinung 327, 866.
Oeffentlichkeit 474, 556, 727.
Oeffentliches Recht des deutschen Bundes von Gustav von Struve 525.
Oelper 282.
Oels, Fürstenthum 415.

Oerebro 292.
Oesterreich 138, 213, 222, 231, 248, 270, 280, 289, 299, 308, 324, 345, 366, 388, 396, 402, 417, 422, 493, 541 f., 697, 700, 798.
Oesterreich, Kaiser von (siehe Franz I.) 314, 320, 400.
Oesterreich-Este, Haus 452.
Oesterreicher 116, 199 f., 220 f., 223, 232, 248, 271, 281, 292, 294, 303 ff., 308 f., 340, 421, 653, 769, 786, 795.
Oesterreichisch Italien 599, 787 f., 792.
Oesterreichische Niederlande 373.
Oesterreichisch Polen 641.
Oesterreichische Regierung 366, 399.
Oettingen-Wallerstein, Fürst 743, 747.
Ofen 719.
Offenburg 763 f.
Offizierstand 386.
Offizierstellen, Verkauf der 376.
Oglio, 221 f.
O'Higgins, General 848.
Ohio 816, 819.
Oka 294.
Oldenburg, das Haus 770.
Oldenburg, Großherzogthum 273, 289, 302, 345, 401, 413, 515, 775 f.
Oligarchen 442.
Olivenza 249, 325, 456.
Ollmütz 741.
Olsufiev 308.
Oncle Toms Cabin 824.
Oos, Gefecht bei 765.
Opiumhandel 858.
Oporto 286, 810.
Oranien, das Haus 232, 324 f., 403, 440, 442, 473, 633 ff.
Oranien, Prinz von 634 f.
Oregon 820.
Organisation des Heeres 375.
Organisches Gesetz von Epidauros 609.
Orient 814.
Orientalische Frage 601.
Orleans, das Haus 340, 342.
Orleans, Herzog von 32, 48 f., 58, 61 f., 64, 74, 95, 118, 121, 136, 143, 163, 339, 342, 619, 621 f., 627 ff., 678, 686.
Orleanisten 341, 623.
Orloff, Alexis 426, 646.
Orloff, Michael 488.
Ortlöpp, Emilie (siehe Reichenbach-Lessonitz) 519.
Oscar I. König von Schweden 802.
Oscha 297.
Osnabrück 302.
Osorio 848.
Osterode 656.
Ostfriesland 212, 273, 440.
Ostindien 213, 363, 857.
Ostindische Compagnie 363.
Ostrach 231.
Ostrolenka, Schlacht bei 646.
Ostsee, Küsten der 385.
Ostseeprovinzen 429, 698.
Otto, französischer Diplomat 311.
Otto, Prinz von Baiern 610, 813 f.
Oudinot (Reggio) 287, 297, 311, 794.
Ouvrard 559.
Ozarowski, General 421.

P.

Pabst 284, 325, 429, 451, 469, 591, 653.
Pabstthum 256, 346.
Päbste 4.
Pache 140, 173.
Pacthod 308.
Paez, General 850.
Pahlen, Graf von 427 f.
Paine, Thomas 128, 352.
Pairie 627.
Pairs 557 ff., 617, 625, 628 f., 663.
Pairskammer 622, 627, 669.
Palais-Royal 32, 34, 52, 205, 618, 624, 627.
Palermo 597, 790 f.
Palmella, Herzog von 811.
Palmerston 806.
Panis 113, 187.
Pantheon 71, 157.
Papiergeld 505.
Pappenheim, Graf von 345.
Paraguay 848.
Paris, Graf von 686.
Paris 30, 53, 56, 61, 125, 165, 178 f., 188, 197, 206 f., 215, 220, 228, 235 f., 243, 249, 254, 256, 267, 298, 308 f., 314, 317, 335 f., 338 f., 341 ff., 626.
Paris, Bevölkerung von 307, 344.
Pariser Cabinet 222.
Pariser Frieden, erster 313, 344 f.
Pariser Frieden, zweiter 344.
Pariser Friede von 1856 812.
Paris, Hirt 465.
Parlament 63, 351, 354 f., 361.

Parlament, das irländische 357.
Parlamenter 783.
Parlamentsreform 348, 356, 361, 803.
Parlamentarische Freiheit 331.
Parma, Herzogin von 653, 795.
Parma, Herzogthum 221, 268, 300, 324, 447 f., 452, 595, 786, 789.
Partei 125.
Partei, republikanische 81, 120.
Partei, ultraroyalistische 46, 109.
Parteiwuth 124, 136, 138.
Parthenopeische Republik 449.
Pascal, Antonio 279.
Pas-de-Calais 172.
Paskewitsch 646, 648.
Pasqual, Felix Bacciochi 268.
Pasquier, Polizeipräfekt 299.
Passau, 271.
Paßwan-Oglu 457.
Paterson, Gemahlin Hieronimus Bonaparte's 274.
Patrioten 419.
Patrioten, französische 51.
Patriotische Bewegungen 300.
Patriziat 796.
Pachtschilling 365.
Pauer, Minister 789.
Paul I., Kaiser von Rußland 132, 250, 358 ff., 425 f.
Paul, Friedrich August, Herzog von Oldenburg 515.
Paulet, Victoria von 371.
Paulus 525.
Pavia 221, 792.
Payan 184, 191 f.
Pechlin, General 434.
Pedro I., Kaiser von Brasilien 585, 587, 810, 852 f.
Pedro II., Kaiser von Brasilien 853.
Pedro V., König von Portugal 811.
Peel 803, 806.
Pelleport 37.
Pendel der Weltgeschichte 113.
Pension 418.
Penthièvre, Fort 214.
Pepe, General Wilhelm 595 ff., 598.
Pepe, General Florestan 597.
Perceval, engl. Minister 361 f.
Perczel 717, 720.
Père Duchesne 173.
Perényi, Baron 720.
Pereyra 173.
Perez de Castro, Ministerium 581.
Périer, Casimir 556, 612, 614 f., 617, 619 f., 626, 653, 662, 665 f., 676.
Périer, August 622.
Permanenz-Erklärung 341.
Perret, Lauze de 161.
Persien 492 f., 603, 695, 843, 859.
Persischer Meerbusen 859.
Persönlichkeit 415.
Peru 844, 847 f., 850.
Peschiera 222, 792 f.
Pest 249.
Pestel, Paul 488 f.
Peta 609.
Peter I., Czaar von Rußland 691.
Peter III., Czaar von Rußland 426.
Peter, Mitglied der prov. Regierung 764.
Peter, Herzog von Oldenburg 415, 515.
Peterswaldau 729.
Petiet 225 f., 679.
Petion, Präsident von Hayti 855 f.
Pétion 75, 98, 104, 113 f., 127, 141, 146, 148, 154 f., 162, 164 f., 177 193.
Petitionsrecht 76, 725.
Peyronnet, Minister 556, 560, 663.
Pfaffen 65, 78, 196, 210, 212, 220, 241, 267, 310, 320 f., 326, 333, 351, 357, 364, 377, 439, 568, 639, 744 840, 901.
Pfaffendienst 823.
Pfaffenknechte 744, 901.
Pfaffenparthei 744, 803, 808, 849.
Pfaffenthum 84, 123, 128, 142, 247, 252 313, 329 f., 349, 362, 365, 368, 525, 578, 650, 796, 823, 834, 844, 848.
Pfarrer 25.
Pferde 296, 411.
Pfizer, Paul 755 f.
Pforte 423, 600.
Pforten, von der 753.
Pfründen, Vereinigung mehrerer 46.
Pfuel, Oberoffizier 289, 739.
Philadelphia 815, 834.
Philadelphiabund 284.
Philantropie 150.
Philhellenen 609.
Philippeville 345.
Philipps 747.
Philippsburg 232.
Phocis 608.
Piacenza 231, 268, 310, 324, 448, 452 595, 786.
Piave 222.
Pichegrü 198 ff., 213, 215, 225 f., 228 258, 439.
Piemont 221, 231, 345, 448, 468, 592 599, 786 f.
Piemontesen 598.

Digitized by Google

Pierce, Franklin 820.
Pietismus 725, 757, 899.
Pignatelli, Fürst 449.
Pillau 292, 300, 388.
Pillersdorf 711.
Pillnitz, Vertrag zu 369, 384.
Pinel 206.
Piombino, Fürstenthum 249, 268, 448.
Pique, General la 54.
Pirmasenz 199.
Piske, Brücke von 718.
Pitt, Wilhelm, engl. Minister 137, 264, 284, 351 ff., 358, 360 ff.
Pius VI. 246, 451, 896.
Pius VII. 256, 285, 451, 592, 896.
Pius VIII. 786.
Pius IX. 787 f., 790, 793, 795.
Pizzigghetone 221.
Plaß, Klostergut 379.
Platen, Graf 418.
Plenum 528.
Plutokratie 348.
Po 222 f., 248.
Pockenimpfung 591.
Podlachien 421.
Podolien 645 f.
Pöbel 122, 888.
Pöbelaufstände 115.
Pöltenberg 720.
Polen 138, 223, 273, 275, 283, 348 f., 383, 415, 422 ff., 472, 482, 632, 639, 694, 702.
Polen's Theilung 372.
Polignac, Fürst 559, 612, 614, 616 f., 663.
Polignac, die Familie 41, 47, 258.
Politische Flüchtlinge 328.
Polizei 254, 258, 326, 334, 411, 502, 510, 525, 570, 703, 728, 785.
Polizei, geheime 254, 372, 497.
Polizeistaat 313.
Polizeisystem 369.
Polizeiunwesen 723.
Polk, James Knox 820.
Polnische Revolution 638, 722.
Polozk 295.
Polytechnische Schule 614, 618.
Pomar, Schlacht bei 810.
Pompadour, preußische 381.
Pondichery 213.
Poniatowsky 302.
Pontecorvo 274, 285.
Pontecoulent, Doulcet von 206.
Pontremoli 789.
Pont=Royal 104.
Porlier 574.
Porouszlo, Gefecht bei 717.
Port=au=Prince 855.
Portsmouth 356.
Port Jackson 861.
Portland, Herzog von 361.
Porto 584, 588.
Portolegnago 248.
Portugal 230, 249, 278 f., 281, 286 f., 325, 349, 453, 456, 572, 584, 807, 810, 852.
Portugiesen 292, 455, 468, 844, 864.
Poscherung 300.
Posen, Großherzogthum 324, 736.
Potemkin 423.
Potozki, Felix 418.
Potozki, Ignaz 417.
Potozki, Stanislaus 417.
Potsdam, Convention zu 388.
Pozzo di Borgo 314, 337.
Pradt 311.
Praga 421.
Prag 712 f.
Prager 712.
Prager Congreß 303.
Pragmatische Sanction vom 29. März 1830 807.
Präliminarien von Leoben 222.
Prämien 679.
Präsident einer Republik 633.
Präsidenten 307, 332.
Prairial 203.
Praslin, Herzog von 679, 766.
Praxis 330.
Presle, Düverne de 219, 225, 227.
Presse 49, 51, 205, 255, 260, 267, 326, 332 f., 355, 468, 531, 615, 629, 726, 823, 905.
Presse, Knebelung der 259, 563.
Presse, periodische 50.
Preßburg 271.
Preßburger Frieden 400, 448.
Preßfreiheit 318, 322, 367, 403, 554, 706, 726, 758.
Preußen 115 f., 124, 138, 211 f., 234, 247, 250, 271 f., 276, 280 ff., 289, 291, 292 ff., 299, 301, 303 ff., 306, 308 f., 312, 316, 324, 338, 340, 344 f., 348 f., 351, 359 f., 374, 376 ff., 408, 412, 417 ff., 420 ff., 423, 506, 538, 647, 696 f., 722, 769, 772, 798.
Preußen, König von 314, 320, 322 f.
Preußen, Prinz von 734, 738, 773.
Preußisch Eylau 273.
Preußisch Polen 641.
Preußische Truppen 753.
Preußer 773.

Digitized by Google

Prevotalgerichte 587.
Prevotalhöfe 332.
Priester 63, 85, 128.
Priester, eidesweigernde 87.
Prieur de la Côte d'Or 157, 204.
Prieur von der Marne 204.
Primärversammlungen 627.
Primas, Fürst 289, 401.
Prinz=Regent 362.
Principieller Standpunkt 321.
Privatleben 825.
Privatcorrespondenz 379.
Privilegium 416.
Prohibitiv=Zollsystem 697.
Proklamation, fürstliche 312.
Proklamation, gefälschte 299.
Proletariat 882.
Proletarier 62, 629, 880.
Proly 173.
Pronzinski, General 645.
Proscriptionsliste 117.
Protectorat 116.
Protestanten 65, 357, 504, 549, 551, 835 ff.
Protestantismus 796, 899.
Protestantisches Pabstthum 727.
Provence, Graf von 39, 48 f., 52, 62, 64 f., 328 ff., 331.
Provinzial=Landtage 725, 727.
Provinzialstände 510.
Provisorische Regierung 309, 315, 342, 636.
Prügel 382.
Prügelstrafe 775.
Pruth 492.
Psara 608.
Puchner 718.
Puisaye, Graf von 213.
Pulawski 647.
Pultusk 646.
Puseyismus 899.
Pyramiden 233.
Pyrenäen 273.
Pyrenäenarmee 119.

Q.

Quadrupel=Allianz 804, 808, 810, 814.
Quäker 835.
Quai=Pelletier 38.
Quatrebras 409.
Quesnoy 199 f.
Quessant 213.
Quetineau 197.
Quiberon 214.
Quimper 165.
Quirogа, Oberst 575.

R.

Raband 148.
Rabaut 163.
Rabbe 299.
Raclawice 420.
Radetzki 711, 792.
Radikaleur 387.
Radikale 753, 805.
Radom 644.
Radziwill, Fürst Michael 644, 647.
Räuber 416, 526, 592, 594.
Ragusa 273, 616, 618.
Raitzen 713 f.
Ramanich 250.
Rambouillet 625.
Ramel, General 226 f., 549.
Ramond 83.
Ranville, Herr von 612.
Rasmussen, Fräulein 801.
Rastatt 229 f., 248, 763, 765.
Rastatt, Friedenscongreß zu 396, 398, 400.
Rastadter Gesandtenmord 373.
Rath der Alten 236 f.
Rath der fünfhundert 217, 224, 226, 229, 236 f.
Ratheau 299.
Raubritter 122.
Raubstaat 493.
Raucourt, Schauspielerin 333.
Rauschenplatt 656.
Ravenna 653.
Rawa 421.
Razumoffsky, Andreas, russ. Gesandter 423, 433.
Reaktion 51, 206 f., 332, 472, 555, 929.
Reaktionäre 444.
Reaktionspartei 797.
Rebellen 103.
Rebecqui 114, 118, 125, 154.
Récamier, Frau 251.
Recht 46, 313, 326.
Rechte der Nation 321.
Rechte, ewige und unveräußerliche 320.
Rechtsgefühl 298, 311.
Rechtspflege 46, 311, 332.

Digitized by Google

Rede der Laterne an die Pariser 51.
Reding, Aloys 445.
Redschid, Pascha 610.
Reform 368, 386, 683.
Reformation 350.
Reformations-Jubiläums, Feier des 529.
Reform-Bankette 683 f.
Reformen 389 f., 394, 563, 683.
Regensburg 248, 289, 399 f.
Regentschaft 309, 312, 361, 582, 686.
Reggio 452, 789.
Regierung 349, 367, 837 ff.
Regierungsfabriken 482.
Regiment von Flandern 53.
Regnier (Massa und Carrara) 288.
Reichenbach, Graf Oscar 782.
Reichenbach 423, 768.
Reichenbach-Lessonitz, Gräfin (s. Ortlöpp, Emilie) 518 f., 655.
Reichsangehörige 402.
Reichsdeputation 397 ff., 400.
Reichsdeputationshauptschluß, 25. Februar 1803 399, 412, 429.
Reichspensionäre 403.
Reichsrath 433.
Reichsstadt, Herzog von 621, 675.
Reichsstädte, Deutschlands freie 322.
Reichsstände 402.
Reichstag 248, 325, 400, 705, 712, 721.
Reichstag zu Warschau 483.
Reichstag, österreichischer 716.
Reichthum 807.
Reichsverfassung 395, 402.
Reichsversammlung 800.
Reinhard 242.
Reithaus 106, 217.
Rekrutirungsgesetz 553.
Religiöse Zustände 834 ff.
Religion 13, 63, 84, 329, 332, 356, 386, 588, 823, 894.
Religion, katholische 629.
Religionsedict 382.
Religionsbeschwerden 352.
Religionsfreiheit 318, 322, 705 f., 837, 898.
Renault, Cicile 185.
Renchen 221.
Rendsburg 771.
Rennes 556.
Reorganisation des Heeres 738.
Repelar d'Yonge 441.
Repnin, Fürst 413.
Repräsentation des Volkes 510.
Repräsentativsystem 318.
Repräsentativverfassung 726.
Republik 15, 116 f., 121, 123 f., 201 f., 209 ff., 220, 222 ff., 227 ff., 232, 235 f., 243, 245, 249, 312, 325, 350, 356, 384, 398, 416, 442, 469, 474, 478, 622, 626, 633, 637, 687 699, 761, 784 f., 795.
Republik, batavische 250, 440.
Republik, cisalpinische 222, 248, 447, 451.
Republik, cispadanische 222.
Republik, föderative 152.
Republik, transpadanische 222.
Republiken, Italien's 322.
Republikaner 78, 121, 311, 341, 615, 620, 623, 626 ff., 675, 678, 753, 792 f., 816, 838, 929.
Republikaner, irländische 357.
Republikanische Partei 621, 810.
Rescht 860.
Restauration 346, 553.
Reubel 444.
Reuß, Fürst von 401.
Reventlow-Jersbeck 773.
Reventlow-Preetz 772, 774.
Revision der Bundesverfassung 798.
Revolution 10, 83, 122 f., 130, 167. 170, 175, 177, 179, 195, 203 ff., 220, 229 f., 240 f., 251 ff., 255, 288, 312 ff., 323, 326, 338 f., 345 f., 350, 364, 384, 472, 476 f., 490, 625, 628, 649, 686, 926.
Revolution, französische 16, 166, 168, 180, 201, 223 ff., 319 f., 347, 349, 351 f., 368, 383, 385, 394, 405.
Revolution Frankreichs und Brabants" „Die 51.
„Revolution von Paris" 51.
Revolutionsausbeuter 630.
Revolutionsgesellschaft 352.
Revolutionskämpfer 630.
Revolutionsplatz 178.
Revolutionstribunal 142, 158 f., 204.
Rewbell 217, 219, 234.
Reyher, General 735.
Reynier 305.
Rhein 269, 273, 307 f., 401.
Rheinbaiern 763.
Rheinbund 272 f., 302 f., 305, 349, 400 ff., 405, 410, 413.
Rheinbundfürsten 321, 519.
Rheinbundtruppen 292.
Rheingränze 630.
Rheinhessen 412.
Rhein-Inseln 397.
Rheinlied 780.
Rheinische Bundesverfassung 401.
Rheinschifffahrt 546, 637.

Digitized by Google

Rheinufer, das linke 223, 247, 308, 395 f., 399, 492.
Rheinufers, Abtretung des linken 372, 398.
Rheinzabern 345.
Rhigas, Constantin 606.
Rhode Island 815.
Ribling, Graf 434.
Riché, General 856.
Richelieu, Herzog von 344, 551 ff., 554 f.
Richer, Herr 45.
Richter, Unabsetzbarkeit der 318.
Richtung, nationale 4.
Riedel 372.
Rieder Vertrag 304, 406.
Riedmüller 283.
Riego, Oberst 595.
Rieli 598.
Rietz, Maitresse 381.
Rietz, Kammerdiener 381.
Riga 294, 300.
Rigny, Admiral 559, 665.
Rimini 653.
Rimnik 423.
Rio Janeiro 852.
Riouffe 164.
Ritterromane 526.
Rivière, Herzog von 674.
Rivoli, Schlacht bei 222.
Robert 157.
Roberjot 231, 398.
Robespierre, der Jüngere 113, 173, 177, 190, 192.
Robespierre, Maximilian 49, 66, 88, 91, 97, 113, 115, 117 f., 120 f., 124 f., 128, 133, 135, 139 f., 142 ff., 149 f., 153 ff., 168, 170 ff., 181 ff., 192, 201, 204 f., 207, 209, 240.
Rochambeau 95.
Rochefoucauld, Herzog la 45.
Rock, Christi 729.
Rodemachern, die Herrschaft 409.
Rodrigues 674.
Röderer 104.
Römer 755 f., 794.
Römisch-katholische Kirche 329.
Römisch-katholische Religion 846.
Römische Republik 447, 794.
Röskielde 800.
Roger-Ducos 235 ff., 241 f., 245, 266.
Rogier 635, 799.
Rohheit 844, 888.
Roland, franz. Minister 89 f., 98, 107 ff., 117 ff., 128, 140, 143, 146 ff., 154, 177, 181.
Roland, Manon 90 f., 113 f., 118, 120, 128 f., 146 ff., 154, 163 f., 168, 181, 207.
Rom 231, 256, 795.
Rom, König von 293.
Romagna 222, 451, 653, 787, 795.
Romainville 309.
Romänen 720.
Romanische Stämme 350.
Romanische Bildung 844.
Romanow, das Haus 324 f., 337, 644
Romanow-Soltikoff, das Haus 688.
Romarino, General 645, 787.
Ronco 231.
Ronge, Johannes 525, 729.
Ronsin 172 ff., 181.
Rorica 279.
Rojas, Don Juan Manuel de 851.
Rose, Ernestine 825 f.
Rosen 645.
Rosenkreuzerei 382, 384, 387.
Roses 200.
Rossi, Graf Pelegrino 793.
Rossignol 165, 197 f.
Roß, General 818.
Rothschild 410.
Rotteck 217 f., 525, 758.
Raucher, Dichter 191.
Rovere 185.
Roveredo 222.
Roy 340.
Royalismus 121.
Royalisten 203, 205 f., 210, 214, 219, 225 f., 228, 240, 254 f., 257 ff., 311 f., 327, 626.
Royalistischer Schriftsteller 327.
Rüamps 183.
Rückerstattung 344.
Rückkehr, Napoleon's 320.
Russel, Lord John 806.
Rückzug nach Polen 295, 298.
Rückzug, politischer 299.
Ruffo, Cardinal 449.
Rügen, die Insel 435.
Ruggiero Settimo 791.
Ruge, Arnold 525, 840, 899.
Ruhmbegierde 265.
Russen 231 f., 271, 273, 294, 296, 300, 302 f., 308, 388, 398, 413, 421, 433, 458, 601, 718, 721, 857, 860, 865.
Rußland 230, 249 f, 270, 272, 276, 278, 280, 289, 293, 301, 303, 308, 324, 348 f., 360, 374, 376, 378, 399, 417, 420, 422, 479, 608, 688, 719, 773, 859.

Digitized by Google

Russisches Cabinet 359.
Ruthenen 713, 720.
Rybinski 648.
Ryleieff, Conrad 489.
Rzwuski, Severin 418.

S.

Saalfeld 388.
Saarbrücken 345.
Saarlouis 345.
Sachsen 272, 280, 282, 294, 305, 324 f., 385, 413, 418, 516, 655, 750 f., 753.
Sachsen, König von 302, 305 f.
Sachsen, Kurfürst von 401.
Sachsen, Stamm der 325.
Sachsen-Altenburg 656.
Sachsen-Coburg, Herzog von 138.
Sachsen-Lauenburg 413.
Sachsen-Teschen, Herzog von 124.
Sachsen-Weimar, Großherzog von 514.
Sächsische Herzoge 401.
Sacken 308.
Saffi 794.
Saint-André, Jean Bon 157, 204.
Saint-Antoine, Vorstadt 104, 178 f., 191.
Saint-Dénis 172.
Sainte-Amaranthe 184 f.
Sainte-Meneboulde 72.
Saintes, Bernard von 204.
Saint-Etienne 163.
Saint-Eustache 173.
Saint-Florent 197.
Saint-Germain, L'Auxerrois, Kirche 664.
Saint-Just 127, 135, 150, 152, 157, 162 f., 172 f., 175 ff., 183 f., 188 f., 191, 198, 204, 229, 240.
Saint-Marceau, Vorstadt 104, 191.
Saint-Simonisten 674.
Sakrilegiengesetz 558.
Salamanka 809.
Saldanha, Herzog 811.
Salisches Gesetz 584.
Salles 121, 136, 148, 155, 162, 164 f.
Salm-Kyrburg, Fürst von 401.
Salm-Salm, Fürst von 401.
Salvador 850.
Salzburg 223, 271.
Salzburger 502.
Sambre 213, 340.
Samogitien, Woiwodschaft 421.
Samos, Insel 812.
Sanchez 287.
Sand 529 f.
San-Marino, Republik 452.
San Martin, General Don Juan 848 f., 851.
San Salvador 847.
Sansculotten 147.
Santa-Anna, General 849.
Santanna, General 856.
Santa-Fé de Bogota 847.
Santa-Lucia 325.
Santerre 98, 104, 113.
Saragossa 279, 286.
Sardinien 220 f., 231, 249, 277, 324, 787, 791.
Sardinien, König von 447.
Sardinier 721.
Sarner Sonderbunde 797.
Sarsfield, General 575.
Sauget, General de 791.
Sauhirten, heilige 465.
Saumür, 196, 314, 556.
Sausse, Bürgermeister 74.
Sauvage 43.
Sauvigny, Bertier de 44.
Savary (Rovigo), Polizeiminister 254, 279, 284, 288, 299, 311.
Savenay 198, 213.
Savigny 524 f., 725.
Savona 285.
Savoyarden 179.
Savoyen 221, 345, 447, 787.
Savoyen, das Haus 592.
Scandalprozesse 363.
Scandinavien 348 f., 431, 568, 796, 800
Schafszucht 861.
Scharnhorst 301, 379, 389 f., 393
Schatz 380.
Schatzkammerscheine 365.
Schaumburg-Lippe, Grafschaft 410.
Schaumburg-Lippe, Fürst von 401.
Scheffer 622.
Scheinliberale 761.
Scheinverfassung 648.
Schelde 401.
Schele 754.
Schelling 526.
Schenk, Minister des Innern 283, 743.
Schenkendorf, Max von, Dichter 393
Scherzer 707.
Schicksalstragödien 526.
Schifffahrt 322, 403, 540.
Schifffahrt, freie, auf dem Rhein 325.
Schildwache (Sentinelle) 118.
Schill, Major von 282.
Schischkow, Admiral 484.

Schladen, Oberoffizier 289.
Schlayer 755.
Schlegel 526.
Schleiermacher 525.
Schlendrian 702.
Schlesien 212, 304.
Schlesisches Heer 303 f.
Schleswig-Holstein 436, 568, 570 f., 736, 769, 800 f.
Schleswig-holstein'sche Armee 772.
Schleswig-holstein'sche Landesversammlung 774.
Schlingen 221.
Schloisnig, Professor 371.
Schlosser 434, 525.
Schmalz 508, 525.
Schmeicheleien 122.
Schmettau 381, 467.
Schmidt 772.
Schmidt-Phiseldeck, Geheimrath 517 f., 654.
Schmuggelhandel 276, 362.
Schnauser, Freiheitsdichter 716, 765.
Schneider, Advokat 283.
Schneider, Eulogius 172.
Schönbrunn 281, 285.
Schönfeld, General 439.
Scholl 525.
Schonen, Herr von 619 f.
Schott 755.
Schottland 275, 352.
Schottländer 352, 839.
Schouwen 441.
Schrank, eiserner 128.
Schrecken 167, 177, 196.
Schreckensregierung 209.
Schreckenszeit 110, 124, 159, 167 ff., 176 f., 186, 202, 205 f., 208, 216, 227, 245.
Schreibereiunwesen 755.
Schrenk 746.
Schriftsteller 246, 752.
Schriftsteller, royalistische 168.
Schulden 380.
Schuldenlast 365.
Schuldbriefe, alt-hessische 411.
Schule 504.
Schulenburg, Graf 389.
Schulenburg-Wolfsburg, Graf von 517.
Schulmeister, Elsäßer Spion 374, 398.
Schutz der Person 726.
Schwaben 232, 271.
Schwarz, Dr. zu Halle 728.
Schwarze 836.
Schwarze der Colonien 45.
Schwarzenberg, Fürst 292, 294, 301, 303 f., 306, 309, 312, 378, 401.
Schweden 250, 270, 272, 276, 289, 292 f., 303 ff., 358 ff., 405, 416 ff., 422 f., 429 ff., 569 f., 773, 800, 802.
Schwedische Galiote 359.
Schwedisch-Pommern 289, 325, 413, 435.
Schweidel 720.
Schweidnitz 388.
Schweiz 230, 232, 308, 325, 345, 348 f., 437, 442, 542, 546, 796.
Schweizer 94, 106, 291, 617, 625.
Schweizer Garde 336.
Schweizer Offiziere 108.
Schwerin 735.
Schwyz 797.
Scott, General 818, 821.
Sébastiani, General, französischer Minister des Auswärtigen 617, 646, 685.
Sebastopol 812.
Sedan 178.
Sedlnitzky, Joseph, Graf 500.
Seeland 440 f.
Seelen 322.
Seelenhändler 322.
Seelenverkäuferei 378, 410, 414, 872.
Seemacht 355.
Seerechts, Grundsätze des 360.
Seidenarbeiter 593.
Seidenstiker, Advokat 657.
Seinsheim 746.
Seite, die linke 49.
Seite, die rechte 49.
Seitz 765.
Sekka 607.
Selbstbeschränkung 299.
Selbstbewußtsein 318, 350.
Selbstherrlichkeit 762.
Selbständigkeit 327.
Selbstthätigkeit 299, 307.
Selim III. 457 f.
Selz 230.
Semallé, Graf von 330.
Sémonville, Herr von, Großreferendarius der Pairskammer 179, 617, 620.
Senat 253, 257, 261, 277, 309 f., 315 f.
Senatoren 332.
Senatorstellen 246.
Senatsconsult 255, 261, 274.
Senatsverfassung 316 ff., 330 ff.
Sendomir 421.
Sepoys 857.
Sepp 747, 750.
Separatfrieden 248.
Septembergesetze 677.
Septembermörder 111 f., 115, 118 f., 140
Septemberschlächtereien 102, 115, 120, 124, 141, 153 f.

Digitized by Google

Septembristen 811.
Serbien 457, 492.
Serbier 602, 605.
Sergent 113.
Serra, Graf, Minister 593.
Serrano, General 809.
Servan 91 f., 107, 119, 121.
Servile 581 f.
Sesca, Cavalier 593.
Sevilla 582.
Shanghai 858.
Sheerneß 356.
Sibirien 427.
Sicilianische Städte 787.
Sicilien 273, 277, 450, 593, 595, 786 f., 790, 792 f.
Sicilianer 597.
Sidney, Cove 861.
Sidney, Colonialminister, Viscount 860 f.
Siebenbürgen 368, 713, 717 ff., 721.
Siebengestirn, hannoversches 754.
Siegburg 763.
Siege 341.
Siegelsbrunn 765.
Siegesbeute 312, 320, 626.
Sierstorpff, Oberjägermeister von 654.
Sieyes 49, 114, 217, 234 ff., 239, 241, 243 ff., 266.
Sigel 762.
Sikhs 857.
Sillery 143, 161.
Silvio Pellico 599.
Simeon, Graf 555.
Simon, Schuster 179.
Simon, Max 782.
Simon, Heinrich 782.
Siniawin 458.
Sinnlichkeit 382.
Sinsheim 765.
Sittenlosigkeit 328, 381, 386.
Sittlichkeit 195, 381.
Sklaven 843.
Sklavenfanggesetz 829.
Sklavenfrage 828 ff.
Sklavenhalter 822, 837, 840 f., 855.
Sklavenhandel 862 f.
Sklavenjagden 863.
Sklavenpartei 838.
Sklavenstaaten 821 f., 829.
Sklaverei 4, 820, 822, 828 ff., 837, 853 f., 856.
Skrzynezki, General 645 ff.
Skuleni 607.
Slaven 700, 712, 720.
Slaven-Congreß 712.
Slowaken 713.
Smaragd-Insel 353.
Smith, Joseph 835.
Smith, Oakes 826.
Smolensk 293 f., 297.
Snobs 861.
Sobremonte, Vicekönig 845.
Socialisten 684.
Sociale Reform 886 f., 916.
Södertelje-Canal 570.
Söldner 785.
Söldner, schweizerische 38.
Solages, Graf von 36.
Soldaten 9, 339, 504.
Soldatenfrevel 373, 398.
Soldatenthum 350, 697.
Soldatenunwesen 369.
Soldateska 656, 736, 785.
Soltikoff, Nicolaus 424.
Soltikow, das Haus 324 f.
Sonderbund 798.
Sonne 207, 235, 751.
Sontheim 756.
Sophismen 344.
Soulouque, Faustin 856.
Soult, Marschall (Dalmatien) 261, 286 f. 334, 665, 678.
Souverains 822.
Spandau 292, 302, 388.
Spanien 138, 200, 212, 250, 277 f., 281, 286 f., 290, 299, 306, 308, 325, 349, 412, 453, 572, 807, 864.
Spanier 279 f., 292, 359, 468, 795, 844 f.
Spanier (Gothen) 845.
Spanisch-Amerika 843.
Spaur, Gräfin 794.
Speckbacher 283.
Speier 200.
Speranski 487.
Speziale, Oberrichter 449.
Spezzia 608.
Spielmann, Hofrath 372, 387.
Spiritualisten 835, 837.
Spießbürgerthum 22, 47, 60, 78.
Spießruthen 382.
Spione 369.
Sponheim, Grafschaft 409.
Spurzheim 895.
Squatters 861.
Staat 13, 350.
Staaten 872.
Staatensystem 322
Staatsausgabe 363.
Staatsbankerutt 216.
Staatscredit 355, 510.
Staatsdomänen 380, 411.

Staatseinnahme, Rußland's 698.
Staatsetikette 260.
Staatsform 330.
Staatsgefangene 108.
Staatsgefängnisse 259, 287, 314.
Staatsgüter 273.
Staatshaushalt 348.
Staatskirche 802.
Staatskunst 291.
Staatsmann 313.
Staatsökonomie 580.
Staatspapiere 333.
Staatsräthe 246.
Staatsrath, der geheime 386.
Staatsraths-Präsidenten 246.
Staatsregierung 366.
Staatsreligion 629.
Staatsschuld 158, 318, 574, 591 f.
Staatsschuld, Englands 354, 360, 363, 562.
Staatsschuld, Oesterreichs 375.
Staatsschuld, Verbürgung der 318.
Staatssteuer 528.
Staatsstreich, des Brumaire 239.
Staatsstreiche 54, 612, 739.
Staatsverfassung 813.
Stabilitätspolitik 706.
Stadion, Graf Philipp von 375, 379.
Stadthaus 38, 54, 617, 627, 686.
Städte 418.
Städte, Privilegien der 45.
Städteordnung 391.
Stägemann, Dichter 393.
Staël, Frau von 103, 207 f., 251.
Stand, dritter 13, 26, 82, 879.
Stand, vierter 38, 349, 880.
Stände, 502, 513.
Stände, die drei ersten 878.
Stände-Versammlung, badische 758.
Stände, bevorzugte 123.
Ständische Ausschüsse 725.
Ständische Vertretung 503.
St. Aignan, Baron von 308.
Stanislaus, August, König von Polen 417 ff., 420 f.
Stato degli presidii 448.
Stauffen, Treffen bei 762.
St. Cloud 236, 288, 617, 620, 623.
St. Denis 342.
St. Domingo 95, 855.
Stehende Heere 313, 785, 839.
Stein, Freiherr Karl von 289, 301, 379, 389 ff., 507, 530.
Stellenjäger 327, 628.
Stephan, Erzherzog 714.
Stettin 306, 388.
Steuerfreiheit des Adels 406.
Steuerfreiheiten 412, 705.
Steuern 243.
Steuernbewilligung 318.
Steuerverweigerungsvereine 559.
St. Gallen 445.
St. Helena 253, 343 f.
St. Ildefonso, Vertrag von 277.
Stimmung des Volkes 307.
Stimmrecht, allgemeines 687.
St. James, Cabinet von 356.
St. James Palast 354.
St. Jean d'Acre 233.
St. Leu (siehe Louis, König von Holland) 288.
St. Louis 834.
St. Lucie 213.
St. Marino, die Republik 324.
St. Marsan, Gesandter 300.
St. Maura 223, 231.
St. Nicaise 254.
St. Ouen, Erklärung von 317, 330 f.
St. Pélagie 164.
St. Pierre 213.
St. Sabastien 200.
Stockach 231, 248, 762.
Stockholm 800.
Stockholmer Cabinet 359.
Stöcke, Hauptmann der eisenbeschlagenen 54.
Stoff 290.
Stofflet 197, 213, 215, 218.
Stolberg 526.
Stolberg-Wernigerode 725.
Stone, Lucy 826.
Storthing 569 f.
Stourdza 530.
Strafcolonie 860 f.
Strafrechtspflege 64.
Stralsund 282.
Strangford, Lord 608.
Straßburg 199, 221, 677.
Straßenbeleuchtung 591.
Strauß, Dr. D. F., 525, 797, 840, 899.
Straußen-Unfug 796.
Struve, Amalie 763.
Struve, Gustav 754, 758 ff., 762 ff., 778, 781, 895.
Stubenrauch, Maitresse 757.
Studenten 529.
Studianka 297.
Studienplan 744.
Stüve 754.
Stüve-Benningsen, Ministerium 754.
Stumpfsinn 704.
Sturz, Robespierre's 186.
Styrum, Graf von 441.
Subsidien-Vertrag 270.
Sucre 849.

Digitized by Google

Südermannland, Herzog von 425.
Suezcanal 814.
Sulioten 457, 607 ff.
Sulzbach'sche Linie 405.
Sund 360.
Sussex, Herzog von 362, 364.
Suwarow 232.
Symbolische Bücher 382.
Symbolzwang 515.
Syracus 791.
Syrien 232 f., 249.
System 122.
System der Anarchie 122.
Szacsvay, Baron 720.
Szeckler-Husaren 373, 398.
Szemere 706.
Szistowa, Frieden zu 369, 428.
Sznayde 764.
Szolnok, Gefecht bei 717.

T.

Taaffe 711.
Taback 791.
Tabago 213, 325.
Tabor 232.
Taborbrücke 375.
Taganrog 489.
Tagliamento 222.
Talavera 286.
Talazin, General 427.
Talente 291.
Talg 862.
Talladega 818.
Tallaguhia 818.
Talleyrand (Benevent) 225, 240 f., 254, 264, 268, 274, 284, 287, 306, 309, 311 f., 314, 317, 322, 342 ff., 412, 551, 612, 624, 632.
Tallien 172, 184 ff., 204.
Tallien, Frau 207.
Tamasla 849.
Tapferkeit 304.
Tapirpicjke 718.
Tardivet dü Repaire 58.
Tarragona 287.
Taubenhäuser 46.
Tauenzien 393.
Tauschplan 405.
Tavernier 36.
Taylor, Zacharias 820.
Tecumseh 818.
Teheran 859 f.
Teining 221.
Telegraphenlinien 158, 806.
Temme 782.
Tempel 255.
Temps, Zeitung Le 613.
Tenda 221.
Tendenz, confessionelle 4.
Tennessee 815, 819.
Terceira, Herzog 811.
Termonde 636.
Territorialbestand 322.
Territorial-Mandate 220.
Terrorismus 107, 111, 135, 168 f., 209, 240.
Terroristen 109, 113, 137, 170, 195, 198, 202 f., 205, 218, 240, 243, 254 f.
Tessin 444 f., 797.
Teste 556, 678 f.
Tettenborn, General 302.
Texas 819, 821.
Thann 281.
Thauwetter 297.
Theater 411.
Theilung 416.
Theilung der Türkei 459.
Theorien 330.
Therese, Franz' II. zweite Gattin 371.
Thermidorianer 201 ff., 225.
Thessalien 609.
Theseus der Freiheit 313.
Testakte 567.
Testament, Peter's I. 689.
Thiers 240 f., 615, 621 f., 627, 676 f. 685.
Thile, General von 725.
Thirion 185, 188.
Thistlewood, Arthur, ein Metzger 564 f.
Thomas 627.
Thomasin 44.
Thon-Dittmar 750.
Thorbecke 799.
Thorn 283, 302, 420.
Thouars 197.
Thron 289, 686.
Thüriot, Rosiere de la 36, 111, 157, 190, 204.
Thugut, Franz Baron von 372 ff., 398, 405.
Thurgau 445.
Thurn und Taxis, das fürstliche Haus 403.
Tiflis, Vertrag zu 860.
Tilgungsfond 354, 363.
Tillisch 774.
Tilsit, Vertrag von 277, 384, 390, 412 ff., 458.

Digitized by Google

Tippo Saib 857.
Todesstrafen 126, 132 f., 738.
Tort 753.
Töplitz, Vertrag zu 304.
Török 720.
Tolentino, Frieden von 222, 451.
Tomaseo 792.
Tombasis, Admiral 608 f.
Torgau 306, 413.
Tories 803, 824.
Tormasow 294, 420.
Torres 279.
Tortona 231.
Tortosa 287.
Tortur 346, 428, 455, 787.
Toscana 211, 231, 248, 271, 448, 452, 590, 595, 786 f., 789, 795.
Toscana, Großherzog von 795.
Toulon 126, 159, 166, 196, 206 f., 229.
Toulouse 178, 549.
Tournay 314.
Tours 53.
Tourzel, Frau von 59.
Toussaint Louverture 855
Toustain 255.
Trafalgar 271.
Traktätchen 824.
Tranksteuer 411.
Treiber 408.
Treilhard 204, 229, 234 f., 241.
Trelat 667.
Treue 311, 626.
Treviso 248, 792.
Trianon 55, 276, 625.
Tribunat 118, 120, 246.
Tricolore 315.
Trier 200.
Trier, Kurfürst von 395
Triest 222.
Trinidad 250.
Tripolis, Bay von 812, 817.
Triumvirat 116, 118, 120.
Triumviren 121, 794.
Troik, Woiwodschaft 421
Tronchet 129.
Troppau 468, 598.
Trubezkoi, Fürst 488.
Trüguet 225.
Truxillo, Waffenstillstand von 847.
Tschech, Bürgermeister 730.
Tscherkessen 697.
Tschernitscheff 413.
Tschitschakow 294.
Tschoppe 530.
Tudela 280.
Türenne, General 172.
Türkei 230, 276, 292 f., 349, 369, 416 ff., 422, 429 f., 457, 470, 492 f., 599, 695, 699, 811.
Türken 605.
Tugend 193.
Tugendbund 391.
Tugenden 311.
Tuilerien 100, 104, 106 f., 175, 236, 686.
Tunis 429.
Tupar Amaru 844.
Turgeneff 489.
Turin 598.
Turkmantschai, Frieden von 492.
Turnerei 522.
Turnerschaar von Hanau 764.
Turnhout 439.
Tyler, John 820.
Tyrannei, mittelalterliche 345.
Tyrannen 122, 125.
Tyrol 271, 281, 283, 502, 504.
Tyroler 281.
Tyszkiewicz, Graf 646.
Tzschirner 753.

U.

Uebermacht, französische 350.
Ueberwinterung des Heeres 295
Ueberzeugungen, religiöse 84.
Uhland 755.
Ukerath 221.
Ukraine 645 f.
Ulemas 458, 603 f.
Ulm, 231, 271, 279, 375, 388.
Ultimatum, das französische 397.
Ultra's 552, 557.
Ultramontane 743.
Ultramontanismus 558.
Unfindbare Kammer 553
Ungarn 368, 383, 702, 705, 713, 717, 719 ff.
Ungleichheit 123.
Union, nordamerikanische 231, 815, 862.
Unionsverfassung 815.
Universitäten 532 f., 708.
Unordnung 293.
Unrecht 326, 337.
Unruhen 361.
Unsinn 837.
Unteroffiziere 65.

Digitized by Google

Unterthänigkeit 390.
Unterthänigkeits-Verhältnisse 650.
Unterthanen 339.
Unterthanenlande 444.
Unterwalden 797.
Unverletzlichkeit 127, 318.
Unzufriedenheit 334.
Upsala 800.
Upstadt 765.
Urbino 451.
Uri 797.
Uria Sarachaga 759 f.
Urkantone 798.
Urkunden, gefälschte 299.
Uruguay 848.
Ursachen 5.
Utah 837.
Uzes 542.

V.

Vadier 184 ff., 190.
Valady 163, 165.
Valazé 148, 154, 161.
Valenay 454.
Valence 246.
Valencia 279, 287, 574.
Valenciennes 199 f.
Valmy, Schlacht bei 111, 115 ff.
Valutina Gora 294.
Vandamme, General 304.
Vanderlinden 635.
Vandeweyer 636.
Vandiemensland 861.
Van Maanen, Justizminister 546, 633.
Varel 440.
Varennes 72.
Varicourt, Herr von 58.
Varlet 154.
Varnhagen 530.
Vaterland 327.
Vaterlandsblätter 751.
Vaterlandsliebe 298, 305, 311, 328.
Vaterlandsverein 753.
Vaublanc, Minister des Innern 83, 552.
Vauxchamp 308.
Vecsey-Aulich 719 f.
Vedras 279.
Vehse 525.
Velasco 848.
Velencze, Schlacht bei 714.
Veltlin 444 ff.
Vendée 94, 141, 159, 196 ff., 211, 213 f., 336, 675.
Vendemiaire 203.
Vendomeplatz 618.
Venedig 222 ff., 322, 324, 374, 448, 452, 493, 505, 594, 720, 786, 790, 792 ff.
Venetianische Republik 792.
Venetianer 721, 794.
Venezuela 847 f., 850.
Venloo 440.
Vennaissin 222, 319, 451.
Venta, hohe, zu Salerno 595.
Venten 556.
Vera-Cruz 850.
Verantwortlichkeit der Minister 629.
Verbrechen, politische 180.
Verbrecher 134.
Verbündete 199, 303 f., 308, 314 f., 317, 325, 340, 378.
Verbündete Heere 342.
Verbündete Kaiser und Könige 343.
Verdächtige 108.
Verdets 549.
Verdün 178, 193.
Vereinigte Ausschüsse 726, 732.
Vereinigte Staaten Nordamerika's 363, 416.
Vereinigungsakte 357.
Vereinsrecht 354.
Verfassung 79, 244 f., 313, 315, 322, 339, 468, 514, 628 f., 637 f., 682.
Verfassung des Jahres 1791 128, 331.
Verfassung, neue 316, 418.
Verfassung, alte Frankreichs 318, 331.
Verfassung der Schweiz, in Paris verfaßt 444.
Verfassung, Umsturz der 359.
Verfassungen 872.
Verfassungseid 70.
Verfassungsentwurf 318, 711.
Verfassungsleben 531.
Verfassungsliebe 626.
Vergangenheit 6.
Verhaftungen 259.
Verkehr 403.
Vermögensconfiscation 339.
Vermont 815, 819.
Vernunft 7, 837, 909.
Verona 792.
Verona, Vertrag von 231, 248, 328, 468, 582.
Verordnung 331.
Verpflegung der Armee 293.
Verrath 399.
Verräther 125.
Versailles 30, 53, 56, 60 f., 309, 617 625.
Versammlung zu Kiel 772.

Digitized by Google

Versammlung, gesetzgebende 79.
Verschwendung 328.
Verschwörung 334, 427, 448, 555 ff., 564.
Verschwörung, Hebenstreit'sche 372.
Verschwörung, die Martinowitz'sche 372.
Verschwörung, die russische 488.
Verträge von 1815 627, 630.
Vertrag, geheimer vom 11. October 1801 429.
Vertrag vom 15. Dezember 388.
Vertragsbrüchigkeit 305.
Vertrauens-Männer 575.
Verviers 634.
Verwaltung 330.
Verwandtenliebe 293.
Verwundete 297.
Vesoul 173.
Veto 93.
Verin, Oberster des Regiments 115.
Viard, de 129.
Vicenza 793.
Vicenza, Herzog von, franz. Bevollmächtigter 378.
Vichiers 197.
Victor Amadeus III., König von Sardinien 452.
Victor (Beluno) 287, 297, 556.
Victor Emanuel I., König von Sardinien 452, 598, 794 f.
Victoria, die Colonie 861.
Victoria von Sachsen-Coburg, Prinzessin, verwittwete Fürstin von Leiningen 564.
Victoria, Königin von England 564, 804.
Vidal, Oberst 574.
Viertes Regiment 643, 646
Vielweiberei 836.
Vieux Cordelier 173.
Vigée 146, 161.
Villafranca, Frieden von 795.
Villemain 678.
Villèle 555 ff., 558 f.
Vilvorde 634.
Vincennes 255, 258.
Vincent 172 f.
Visitation 359.
Vittoria, Schlacht bei 305.
Vliessingen 284, 441.
Völker, 301, 312 f., 319, 339, 346 f., 350, 367, 386, 414.
Völker, Europa's 126.
Volhynien 645 f.
Völkerhirten 468 f.
Völkerrechte 351, 436.
Völkerverbrüderung 11.
Volk 43, 51, 56, 130, 312.
Volksbewaffnung 785.
Volkserhebungen 323, 365.
Volksfreund 51, 117.
Volksheer 786.
Volksmenge 354.
Volkspartei 32.
Volksrache 43.
Volkssouverainität 319, 346.
Volksthümliche Fürsten 336.
Volksthümlichkeit, Maske der 367.
Volksverein 763.
Volksversammlung 562 f.
Volksversammlungen von Manchester, Nottingham, Birmingham und Derby 562.
Volksversammlung vom 12. Septbr. 1847 zu Offenburg 760.
Volksversammlung vom 19. März zu Offenburg 761, 763.
Volksversammlungen zu Freiburg im Breisgau und Heidelberg 761.
Volkswohl 124.
Volkszahl 392, 438.
Vollziehende Gewalt 418
Voltaire 62.
Voltri 220.
Vond 439.
Vondisten 439.
Vorarlberg 232, 271, 283.
Vorderösterreich 493.
Vorgebirge der guten Hoffnung 250.
Vorparlament 762, 781.
Vorrechte, pecuniäre 46.
Vorsitz 529.
Vorstädte 35, 615.
Voß, Julie von 380 f.

W.

Waadtland 444 f., 797 f.
Waal 200.
Wachau 304.
Wähler 679.
Waffenstillstand 303.
Wagenreihe 295.
Waghäusel, Treffen bei 765.
Wagram, Schlacht von 281, 376.
Wahlcenius 567.
Wahlen 26, 119, 837 f.
Wahlgesetz 553, 555, 615, 741.
Wahlkaiser 402.
Wahlrecht 63.
Wahlreich 415.
Wahlstatt 304.
Wahrhaftigkeit 148.

Wahrheit 7, 122.
Waitzen, Schlacht bei 718.
Walcheren 284.
Waldshut 762.
Walderndorff, Graf 767.
Waldmichelbach 765.
Wales, Prinz von 352, 361 ff.
Walesrode von Königsberg 728.
Walker, Flibustier-General 850.
Wallachei 492, 602 f., 605, 607, 718.
Wallachen 713.
Wallerstein, Fürst 748.
Wallis 445 f., 797 f.
Wallis, Graf Joseph 376.
Wanäs, später Karlsborg 570.
Wardener, Feldmarschall-Lieutenant 717.
Waroniezki, Fürst 720.
Warschau, 275, 283, 295, 298, 301, 328, 349, 413, 420 f., 641, 646, 741.
Wartburg 529.
Wasa, das Haus 802.
Wasa, Prinz 570.
Washington, die Stadt 818.
Washington, Georg 815, 831, 844, 847.
Waterloo, Schlacht bei 340 f., 344, 549.
Wattignies 199.
Wechabiten 458.
Wedell, General 737.
Wehrkraft 785.
Wehrpflicht, allgemeine 390.
Weichsel 275.
Weidig, Volksfreund 766.
Weinlich 753.
Weissenburg 199 f., 345.
Weiße Farbe der Bourbonen 315, 628.
Weißhaar 762.
Welden 719, 793.
Welker, die Brüder 508, 530, 758, 761.
Welker, Bundestagsgesandter 762, 781.
Wellesley, Sir Arthur (später Wellington, Herzog von) 279, 286 f., 857.
Wellington, Herzog von 279, 340, 342 f., 562, 567, 803.
Wendepunkt 301.
Werelä, Frieden zu 433.
Wesel 314.
Weser 387, 401.
Westermann 104, 175, 197 f.
West-Galizien 641.
West-Indien 213, 854.
Westphalen, Königreich 289, 305, 349, 401.
Westphalen, König von 273, 280, 282.
Wetterhähne 327.
Wetzlar 221, 289.
Whigs 824.
Whitworth, Lord 268, 359.
Whyte 36.
Wiasma 294, 297.
Widdin, Paschalik von 457.
Widerstand 80.
Widerstand, passiver 769.
Wiedererwählung 629.
Wiedererweckung 835.
Wien 222, 230 f., 248, 271 f., 281, 283, 375, 706, 708 ff., 715 f.
Wiener Cabinet 222, 230 f., 248, 283, 324, 373.
Wiener Congreß 337, 403, 406, 412, 415, 479, 493.
Wiener Congreßakte 325.
Wiener Beschlüsse 532, 537.
Wiener Legion 718, 764.
Wiener Revolution 792.
Wiener Schlußakte 531.
Wiesbaden 767.
Wilberforce, William 862.
Wildstand 408.
Wilhelm I., Prinz von Oranien 441 f., 543 ff., 634, 636 f., 799.
Wilhelm II. von Niederlanden 799.
Wilhelm III. von Niederlanden 799.
Wilhelm IV. von England 803 f.
Wilhelm IV. von Hannover 754.
Wilhelm V., Erbstatthalter der Niederlande, 440.
Wilhelm II., Kurfürst von Hessen-Kassel 518 f., 708.
Wilhelm V., von Hessen-Kassel 410 f.
Wilhelm I., von Würtemberg 513, 517, 757.
Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels 282.
Wilhelm, Herzog von Nassau 513, 767.
Wilhelmshöhe 410.
Wille 130.
Williams 804.
Williamsburg 820.
Willich 764.
Willisen 774.
Willkürherrschaft 267.
Willot 226.
Wilna 293, 298.
Wimpfen, Baron von 39.
Winagora 642.
Windisch-Grätz, Feldmarschall-Lieutenant 708 f., 715 ff.
Winkawo 294.
Winkelzüge 397.
Winter von Karlsruh 758.
Winterkälte 295 f., 298.

Winterthur 232.
Winzingerode 308, 767.
Wippermann 768 f.
Wisconsin 820.
Wislicenus 525.
Wissenschaft 3 f., 126, 313, 894.
Witepsk 293.
Wittelsbach, das Haus 403.
Wittenberg 306.
Wittgenstein, General 300, 302, 508, 530.
Witzleben 508.
Wladimiresko, der Wallache 607.
Wöllner, Johann Christoph 380, 382 ff., 387.
Wohlfahrt, gesellschaftliche 4.
Wohlfahrts-Ausschuß 154, 184 f., 204, 209.
Wolfenbüttel 273.
Wolle 861.
Wollüstlinge 383.
Worms 412, 763.
Wrangel, General 736, 740.
Wrede 305.
Würdenträger 25.
Würtemberg 280, 399 f., 407.
Würtemberg, Herzog von 395.
Würtemberger 248, 270 f., 305, 755 f.
Würzburg 221, 271, 306.
Würzburg, Kurfürst von 401.
Wunder 169.
Wurschen 303.
Wysozki, Lieutenant 643.

X.

Xerumenha, Gräfin, Gemahlin des Grafen Lemos' 584.

Y.

York, Herzog von 232, 361, 564.
York-Wartenburg, preußischer General 300 ff., 308, 312, 379, 390, 392 f., 507.
Ypsilantis, Alexander 606 f.
Ypsilantis, Demetrius 609.
Ysabeau 172.
Ysenburg, Fürst von 305.

Z.

Zabiello, General 421.
Zahlen 301.
Zahlungseinstellung 355.
Zajonczek, General 483.
Zamosk 306, 644.
Zante 223, 231.
Zehnten 47, 63, 346, 528.
Zeit, die alte 323.
Zeit, die neue 323.
Zeitung von Paris 51.
Zeitungen 246.
Zelten des Thiergartens 732.
Zeughaussturm 738.
Zichy, Graf 792.
Zitz 763.
Znaym 281 ff.
Zölle 364, 705.
Zöpfe 346, 400.
Zofinger Verein 548.
Zolllinien 505.
Zollschranken 45.
Zuboff, die Brüder 427.
Zuboff, Nicolaus 427.
Zuboff, Platon 424.
Zuckerfrage 680.
Zürich 232.
Zürich, Universität 797.
Zufall 326 f.
Zug 798.
Zugeständnisse 335.
Zumalakarraguy 808.
Zunftzwang 505, 528.
Zusatzakte der Reichsverfassung 339.
Zuvielregierung 839.
Zweibrücken, Fürstenthum 405.
Zweibrücken, Herzog von 395.
Zweibrückener Zweig in Pfalzbaiern 405.
Zwölfer-Ausschuß 146 ff.

Schlußwort.

Nach langen Mühen und Beschwerden ist meine Weltgeschichte endlich fertig geworden. Sie war im Kerker zu Bruchsal (1848) begonnen und in den Kasematten von Rastatt nahezu bis zum Ende des zweiten Buches gebracht worden. Auf dem freien Boden Amerika's nahm ich den in Europa abgerissenen Faden wieder auf und spann ihn, trotz allen mir bereiteten Hemmnissen, während der Jahre 1852 bis 1860 zu Ende.

Ich folgte dem Entwickelungsgange der Menschheit von ihrer Wiege bis zum Jahre 1848 und darüber hinaus, soweit thunlich bis zum Jahre 1860, von dem Zeitalter, welches die Fabel golden nennt, bis auf das unsrige, welches in einem andern Sinne auch „golden" genannt werden kann, denn leider ist das Gold in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Angel, um welche sich mehr oder weniger das ganze Menschengeschlecht dreht. Im Laufe der acht Jahre, welche ich der Herausgabe meiner Weltgeschichte widmete, hatte ich außer denjenigen Schwierigkeiten, welche das Schreiben des Werkes mit sich führte, viele andere zu überwinden, welche mich täglich und stündlich daran erinnerten, daß wir unser Zeitalter nicht ohne Grund in dem angedeuteten Sinne das goldene nennen. Ich begann meine Weltgeschichte drucken zu lassen, ohne einen Pfennig in der Tasche zu haben, den ich auf die Kosten derselben verwenden konnte. Ich fand keinen Verleger, welcher mir die Bürde des finanziellen Theiles meines Werkes hätte abnehmen wollen. Nachdem ich die sechs ersten Bücher der Weltgeschichte der Presse übergeben hatte, wurde mir die ganze Frucht vieljähriger Mühen von Menschen entrissen, welche das Gold als das höchste Ziel ihres Strebens betrachteten, und welche sich nicht darum kümmerten, ob das von ihnen an mir verübte Unrecht die Vollendung des Werkes unmöglich machen würde, oder nicht. Ich mußte im Kampfe mit unserem goldenen Zeitalter mein Werk zugleich fortsetzen und, in sofern es sich um den Druck handelte, von neuem beginnen. Mehr als einmal sah ich nicht ein, wie es mir würde möglich sein, das Werk, auf welches ich mich seit dreißig Jahren vorbereitet hatte, zu vollenden. Die Krisis des Jahres 1857 auf 1858, eine schwere Krankheit, welche mich an den Rand des Grabes führte, unzählige Sorgen und Mühen hielten mich nicht ab, rüstig fortzuschreiten und zu ringen. Mehr als einmal stockte der Druck. Einige wenige Freunde standen mir bei, die Gunst des Publikums förderte mein Werk.

Jetzt ist es vollendet, und schon hat jene Revolution, welche ich auf allen Blättern meines Werkes als die unvermeidliche Folge des in Europa herrschenden Despotismus verkündet habe, in Italien begonnen. Mögen meine Mahnungen nicht unbeachtet bleiben! Mögen die Zagenden bedenken: nicht jede Kugel trifft, nicht alle Gefangenen sterben im Kerker! Nicht immer siegt der Despotismus. Immer und aller Orten ist es aber nur der Kampf für die Freiheit, welcher dem Menschenleben Werth und Bedeutung, der Geschichte Interesse verleiht.

Stapleton, Staten-Island, N. Y., den 4. Juni 1860.

Gustav Struve.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Google

M210662
Struve, Gustav von
Weltgeschichte
D20
S85
v.9

M210662
D20
S85
v.9
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google